nc.
de Conversations-Lexicon
(7.

GESCHENK
FRE[illegible]

Digitized by Google

Fr. Starr
1817.

<36610773430011

<36610773430011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexicon.

Siebenter Theil.

Obis D.

Digitized by Google

Enc. 42 X/7

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Digitized by Google

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Siebenter Band.

O bis Q.

Mit Königl. Württembergischer allergnädigster Genehmigung.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1817.

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

Digitized by Google

O.

O, auf den französischen Münzen, bezeichnet den Münzort Riom. Das o vor den irländischen Namen zeigt eine adelige Abkunft an.

Obduction, s. gerichtliche Arzneikunde.

Obelisk, eine vierseitige Säule, welche gegen die Spitze zu schmäler wird, und in eine kleine Pyramide endigt. Diese Säulen sind eine Erfindung der alten Aegypter und von hohem Alter. Schon Herodot erwähnt derselben. Am ausführlichsten aber spricht davon Plinius. Er hält für den ersten Errichter von Obelisken den König Mitres oder Mestres, der Theben beherrschte, giebt aber weder sein Zeitalter an, noch kommt dieser König bei Herodot und Diodor vor. Noch jetzt findet man mehrere Obelisken in Aegypten, zwei zu Alexandrien zwischen der neuen Stadt und dem Leuchtthurm; einen stehenden und einen umgeworfenen zu Matarea, unter den Ruinen des alten Heliopolis, einen in der Landschaft Fajum, nahe bei dem alten Arsinoe, sechs unter den Ruinen von Theben u. s. w. Von den nach Rom gebrachten werden wir weiter unten sprechen. — Die meisten Obelisken sind 50 bis 150 und mehr Fuß hoch, und meistens aus einem einzigen Steine gehauen, meistens aus röthlichem Granit, einige wenige aber auch aus weißem Marmor. Unten, wo sie aufstehen, nehmen sie gewöhnlich einen Raum von 4 bis 12 und oft mehr Fuß ins Gevierte ein. Gemeiniglich sind sie mit Hieroglyphen geziert, die vertieft (oft 2 Zoll tief) ausgearbeitet und meistens felder- oder etagenweise eingetheilt sind; bisweilen sind sie auch mit verschiednen Farben angestrichen. Einige Obelisken sieht man auch ganz glatt, und ohne Hieroglyphen. Vielleicht sind diese aus einer Zeit, wo die Kenntniß der Hieroglyphen verloren gegangen war. Der Fuß des Obelisken steht auf einem einfachen viereckigen Postamente, das gemeiniglich 2 bis 3 Fuß breiter ist als der Obelisk selbst, und eine Aushöhlung hat, in welcher er ruht. Mehrere Gelehrte haben es unmöglich finden wollen, so ungeheure Steine aus dem Felsen zu brechen und manche andre Erklärungsart versucht; aber nach dem Zeugniß der Reisenden findet man noch in der Gegend des Bergs Sinai, vorzüglich aber in Oberägypten die alten Steinbrüche, wo noch in einigen derselben schon angehaune Obelisken und große Säulen sind. Von ihrer Entstehung läßt sich nichts Gewisses sagen. Vielleicht kam man auf den Gedanken, Obelisken aufzurichten, durch die ältesten Götterbilder, welche nichts anders als pyramidenförmige Steine waren. So war das uralte Bild der Venus zu Paphos eine Pyramide aus weißem Marmor. Nach Herodot waren sie der Sonne gewidmet und ein Symbol der Sonnenstrahlen. Dies sollte auch ihre Benennung und Gestalt anzeigen. Daß sie zu Sonnenzeigern bestimmt gewesen wären, ist nicht sehr wahrscheinlich, weil die obere Spitze derselben keinen scharfen Schatten wirft. So viel ist gewiß, daß die Obelisken bei den alten Aegyptern eine vorzügliche Zierde der großen Plätze vor den Tempeln ausmachten, vor deren Haupteingange gemeiniglich einige standen. Man brauchte aber dazu nur Obelisken von ansehnlicher Höhe, die kleinen von 11 bis 12 Fuß Höhe waren unstreitig nur Fußgestelle für Götzenbilder. Eine Nebenbestimmung kann auch wohl die gewesen seyn, das Andenken merkwürdiger Begebenheiten durch die auf sie gesetzte Hieroglyphenschrift der Nachwelt zu überliefern. — Die römischen Kaiser schafften mehrere Obelisken aus Aegypten nach Rom. August z. B. ließ zwei große Obelisken aus Heliopolis nach Rom bringen. Der eine machte den Sonnenzeiger der ungeheuern Sonnenuhr aus, welche August durch den Astronomen Manilius auf dem Marsfelde hatte anlegen lassen. Zu diesem Behuf war oben auf die Spitze eine Kugel gesetzt worden. Der andre stand auf der Spina im Circus

Maximus und soll eben derjenige seyn, den der König Semneserteus, nach Plinius, errichtet hatte. Bei der Verheerung Roms durch die Barbaren ward er umgestürzt und blieb viele Jahrhunderte lang in drei Stücken zerbrochen unter dem Schutte liegen, bis 1589 Sixtus V. ihn durch den Baumeister Domenico Fontano wieder ergänzen und bei der Kirche Modona del Popolo aufrichten ließ. Unter Caligula kam ein andrer großer Obelisk nach Rom, der im Circo Vaticano aufgestellt wurde. Er steht jetzt vor der Peterskirche; man schätzt sein Gewicht auf 10,000 Centner. Claudius soll die zwei Obelisken aus Aegypten haben bringen lassen, welche vor dem Eingange des Mausoleums des August standen. Auch Caracalla soll für seinen Circus an der appischen Straße einen Obelisk aus Aegypten haben holen lassen. Den größten Obelisk in Rom ließ Kaiser Constantius dahin bringen, wo er im großen Circus aufgestellt wurde. Im 5ten Jahrhundert wurde auch dieser von den Barbaren umgeworfen, und lag von der Zeit an, in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutt vergraben, bis ihn Sixtus V. im J. 1588 auf dem Platze vor der Johanniskirche vom Lateran wieder aufrichten ließ. Das Gewicht beträgt über 13,000 Centner, die Höhe, ohne das Fußgestell, 140, mit demselben 179 Fuß. Außerdem wurden noch andre Obelisken nach Rom gebracht, zum Theil auch dort verfertigt. Auch nach Sicilien und Constantinopel sind dergleichen gebracht worden. — Das vorzüglichste Werk über die Obelisken ist von dem gelehrten Dänen Zoëga.

Oberlin (Jeremias Jacob), Professor und Bibliothekar an der Universität zu Straßburg, Correspondent des französischen Instituts, Mitglied des Staatsraths von Straßburg, geboren daselbst den 7. Aug. 1735, trat 1750 unter die Zahl der Studierenden dieser Universität, und vertheidigte sieben Jahre darauf öffentlich eine Abhandlung unter dem Titel: Dissertatio philologica de veterum ritu condiendi mortuos, Argent. 1757. Nachdem er den Cursus seiner philologischen und philosophischen Studien beendigt hatte, genoß er drei Jahre lang den Unterricht der Professoren der Theologie; aber er beschäftigte sich mehr mit dem philologischen und archäologischen Theil der Kenntnisse eines Theologen, als mit dem Studium der Theologie in ihrem ganzen Umfang. Als Kennicot in ganz Europa die Varianten des hebräischen Textes des alten Testaments sammeln ließ, übernahm es Oberlin, die vier Handschriften, welche die straßburger Universitätsbibliothek besitzt, zu vergleichen. Einige Proben dieser Arbeit lieferte er in den Miscella Argentoratensia. Nachdem er den Cursus der Theologie geendigt hatte, widmete er sich ganz dem Studium der alten und neuen Sprachen, der Literatur, der Denkmäler des Alterthums und der Diplomatik. Das Studium der Literatur aus den schönen Zeiten des Alterthums hinderte ihn nicht, sich auch mit dem Studium des Mittelalters zu beschäftigen; und die Forschungen, auf die er dadurch geführt wurde, lieferten ihm treffliche Materialien für die Geschichte, die Sprache und die Literatur jener Zeiten. Diese wichtigen und vielfältigen Arbeiten erwarben ihm sowohl in seinem Vaterlande als im Auslande den Ruf eines der gründlichsten Gelehrten in den Alterthümern, der Philologie und Diplomatik. Seine Ausgaben von einigen Werken des Ovid, von Vibius Sequester, von Horaz, Tacitus und Cäsar werden mit Recht geschätzt. Seine übrigen Werke sind: Miscella literaria Argentoratensia; Museum Schoepflini T. I. (der zweite Theil ist nie erschienen); Orbis antiqui monumentis suis illustrati prodromus: Rituum romanorum tabulae; Artis diplomaticae primae lineae; die letztgenannten Elementarwerke dienten ihm zum Leitfaden bei seinem akademischen Unterricht; Litterarum omnis aevi fata, tabu-

Digitized by Google

lis synopticis exposita. Diese Tafeln geben die Namen der vorzüglichsten Schriftsteller, die Gegenstände, worüber sie geschrieben, die Nation, zu welcher sie gehört, und die Zeit, wann sie gelebt haben, an; Essai sur le patois lorrain, du comté du Ban de La Roche; Exposé d'une découverte faite au Forum de Rome, par le chevalier de Fredenhein; Essai d'annales de la vie de Jean Guttenberg, inventeur de la typographie. Das Studium der deutschen Sprache im Mittelalter beschäftigte Oberlin sehr und bewog ihn zur Herausgabe von J. G. Scherzii glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suaevicae, 2 Foliobände. Außerdem sind mehrerere andere Werke und Abhandlungen eben so viele Beweise von Oberlins Talenten und gründlicher Gelehrsamkeit. Er ist der erste gewesen, der einen Abriß der Statistik des ehemaligen Elsaß lieferte, indem er von 1782 zehn Jahre lang den Elsaßer Almanach herausgab. Endlich bearbeitete er auch die Alsatia litterata, wozu Schöpflin ihm viele Materialien lieferte. Die beiden ersten Bände erschienen 1782 und 1786. 1778 war Oberlin außerordentlicher Professor der Philosophie und zugleich Lehrer am Gymnasium in Straßburg, 1782 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik, und 1787 Gymnasiarch geworden. Während der heftigsten Stürme der Revolution stand er große Verfolgungen aus, wurde mit mehreren seiner Collegen nach Metz gebracht, und von einem Kerker in den andern umher geschleppt. Nach hergestellter Ruhe erhielt er ein Professorat an der Centralschule, und später an der protestantischen Akademie. Er starb zu Straßburg den 10. Oct. 1806.

Obereit (Jacob Hermann), wurde am 2. December 1725 zu Arbon in einer Familie geboren und erzogen, die mit Kopf und Herz dem Mysticismus ergeben war. So geschah es, daß auch er bald Geschmack an den Lehren und Grundsätzen desselben, die sich so leicht in den Herzen der Gutgesinnten einschmeicheln, und sich, wie wir in der ganz neuesten Zeit gesehen haben, oft selbst des Denkenden bemächtigen. Zu diesem Hange zum Mysticismus gesellte sich noch bei Obereit eine gränzenlose Wißbegierde hinzu, die er aber erst späterhin gänzlich zu nähren im Stande war. Da der Zufall wollte, daß er sich schon früh mit dem Lesen medicinischer und chirurgischer Bücher beschäftigt und Interesse an dieser Wissenschaft genommen hatte, so wählte er jetzt, da es Zeit war, sich für eine künftige Lebensart zu entscheiden, die Chirurgie zu seiner Bestimmung. Er trat also 1740 zu einem Wundarzte in Arbon, der die äußere und innere Heilkunde mit Glück ausübte, in die Lehre, und schon nach den ersten Wochen übertrug ihm dieser mehrere Patienten zu eigner Besorgung. Seine Freistunden wandte er zum unermüdlichen Studium seiner Kunst an. Nach überstandenen drei Lehrjahren wurde er im October 1743 zu St. Gallen freigesprochen. Nun trat er seine Wanderung an, und hielt sich in München, Nürnberg, Augsburg und Christian-Erlang auf. Als ihm am letzten Orte sein Herr im Junius 1746 den Abschied gab und Obereit darüber in Verlegenheit kam, zeigte sich ihm unvermuthet eine Gelegenheit, sein Fortkommen auf eine andre Art zu finden, die er für einen höhern Wink ansah. Ein königlich polnischer Architekt, der nach Italien reiste, nahm ihn in seine Dienste. Allein unterwegs veruneinigte sich sein neuer Herr mit ihm und entließ ihn plötzlich. Obereit ging nach Wien, wo er vergebens eine Condition als Barbiergeselle suchte und seinem Vater meldete, wie er wünsche, sich auf einer Universität in seiner Wissenschaft noch mehr vervollkommnen zu können. Er begab sich nun auf Verlangen der Obrigkeit der Stadt Lindau, welche ihm ein ansehnliches dreijähriges Stipendium ausgesetzt hatte, auf die Universität Halle, wo er medicinische Wissenschaft mit Philosophie

ſtudirte, von wo er im Herbſte 1747 nach Berlin ging, um ſich in den dortigen Anſtalten vorzüglich in der practiſchen Chirurgie und in der Entbindungskunſt zu üben. Nachdem er ſich daſelbſt drittehalb Jahre aufgehalten hatte, mußte er auf Befehl des Magiſtrats zu Lindau im Mai 1750 dorthin zurückkehren. Hier wurde er 1750 als Operateur und ausübender Arzt angeſtellt, ſchrieb ſeine neugegründeten Betrachtungen über einige chirurgiſche Materien (Lindau, 1751) und wurde im Jahre 1752 zum Geburtshelfer beſtellt. Allein die fortdauernde Unguſt und der Neid der übrigen verleideten ihm die mediciniſche Praxis und ſomit widmete er ſich deſto unbedingter ſeinen Lieblingsſtudien, und überließ ſich der Neigung zur Philoſophie, Theoſophie, Poeſie und Chemie. Er las und ſtudirte alles, grübelte über allem. Ihn beſchäftigten theologiſche, philoſophiſche, mediciniſche, chemiſche und phyſiſche Studien; er ward Dichter, aber der Hang zur philoſophiſchen Speculation behielt für das ganze Leben die Oberhand bei ihm. Er durchwanderte die philoſophiſchen Syſteme der Alten und der Neuern, als eines Spinoza, Descartes, Malebranche, Newton, Leibnitz, Wolf, Locke, Hume und vor allen ſeines großen Landsmanns Lambert. Betagt und hinfällig ſtudirte er noch mit jugendlicher Kraft die Syſteme Kants, Reinholds und Fichte's. Im Jahre 1763 arbeitete er ſeine Disquisitio de universali methodo medendi confortativa aus, und erbat ſich vor dem Drucke das Urtheil der bayerſchen Akademie der Wiſſenſchaften darüber, die ihn zu ihrem Mitgliede aufnahm. Dieſe Abhandlung iſt zu Carlsruhe 1767 gedruckt, und 1769 hatte Obereit die Freude, ſich von Wieland, als damaligem Kanzler der freien Reichsſtadt Bieberach in Schwaben und Pfalzgrafen, zum Doctor der Philoſophie ernannt zu ſehen. Kurz darauf hatte er den Verdruß, daß ihm die Obrigkeit zu Lindau ſeine Arbeiten in der Chemie, der er ſich in der letzten Zeit zum gänzlichen Ruin ſeiner Vermögensumſtände faſt ausſchließlich gewidmet hatte, verbot, ſie ihm aber kurz darauf zu ſeinem Verderben wieder erlaubte. Nachdem Zimmermann zu Hannover ſein erſtes Fragment über die Einſamkeit herausgegeben, worin freilich der Einſamkeit gehuldigt, aber das fromme Einſiedlerleben durchaus nicht gebilligt wurde, ſchrieb Obereit, von heiligem Eifer, die Ehre der Anachoreten zu retten, entbrannt, eine Schrift, der er in ſeinem Geſchmacke den Titel vorſetzte: „Ein Zimmermanns-Handlanger, von Liebes-Enthuſiaſten und der allerfreieſten Republik der Einſamen. Kiriath Sepher der Freimaurerinnen. Anno mundi 7275. Aus der Bergſchotten-Loge. Sub rosa. Obgleich Zimmermann in dieſer Schrift ſehr hart mitgenommen wurde, ſo ſchickte ihm Obereit nichts deſto weniger ſelbſt 1775 die Handſchrift derſelben zu, und beſchwor ihn, ſie ihm zu Liebe drucken zu laſſen, indem er hinzuſetzte: Pro Cynico, qui fere omnia sua secum portat vitamque extrema per omnia duxit. Nachdem er in mehrern Briefen nur mit noch ſtärkern Beſchwörungsformeln dieſes Anſinnen wiederholt hatte, ließ endlich Zimmermann den Tractat mit zwei Briefen von Obereit drucken, und begleitete ihn mit einer Vorrede, die eine höfliche und urbane Miene hatte, gab auch der Schrift den verſtändlichen Titel: Vertheidigung der Myſtik und des Einſiedlerlebens gegen den Herrn Leibarzt Zimmermann von Obereit, Dr. der Philoſophie im Bodenſee. Frkf. a. M. 1775. Eine Liebesgeſchichte, welche Obereit ſchon ſeit achtzehn Jahren mit einer ſeraphiſchen Schäferin, oder Theantis, oder Pſyche Empirea, wie er ſie nannte, hatte, ſchilderte er jetzt in dem Magazin zur Erfah-

Digitized by Google

rungsseelenkunde unter dem Titel: Theantis und ihr Schweizerphilosoph, eine psychologische Geschichte, mit brennenden Farben. Im Jahre 1776 gab er noch folgende Schriften heraus: Ursprünglicher Geister- und Körperzusammenhang nach newton. Geiste an die Tiefdenker in der Philosophie, und Einfältige Fragen eines Laienbruders über die bremische Prüfung der lavaterschen Meinung von der Glaubenskraft, worauf er 1780 Gamaliels, eines philosophischen Juden, Spaziergänge über die berlinischen Wundergaben herausgab. Kurz nachher lud ihn Lavaters Bruder, ein Arzt, Chemist und wirksamer Maurer, zu sich nach Zürich ein, und öffnete ihm sein Laboratorium. Hier verlebte er nun ein glückliches sorgenfreies Jahr, und schrieb ein ausführliches Werk gegen Zimmermann, welches an sich selbst reichhaltig war, und von einem seiner Freunde durchgesehen und in der äußern Form genießbarer gemacht wurde, worauf es unter dem Titel: Die Einsamkeit der Weltüberwinder nach innern Gründen erwogen von einem lakonischen Philanthropen, im Drucke erschien. In diesem Werke wurde die Lichtseite des ascetischen Mönchs- und Anachoretenlebens mit so viel Reiz und Interesse hervorgehoben, das Wohlthätige eines stillen, eingezognen, einsamen und in sich gekehrten Lebens in einen so scharfen Contrast mit dem zerstreuten, außer sich gerichteten, geräuschvollen und leeren Leben der Weltbürger gestellt, daß kein ernster Leser dieses Buch aus der Hand legen wird, ohne jener Abgeschiedenheit von der Welt einen bestimmten Geschmack abgewonnen zu haben. Das Buch hat gewirkt; es hat viele Leser gefunden. Ihm verdankt Obereit seine Berühmtheit; und Zimmermann ist dadurch veranlaßt worden, sein großes Werk über die Einsamkeit zu schreiben. Im Jahre 1787 verließ Obereit die Schweiz, um zu seinem Bruder nach Dresden zu reisen, bei dem er sich eine geraume Zeit aufhielt. Hier schrieb er: Die Natur und die Heiden über Steinbart, und ging mit der Stiftung einer Privatverbindung von Christusverehrern zur gemeinschaftlichen Arbeit am Tempel Christi um. Im August und September 1782 hielt er sich zu Hannover auf, wo Zimmermann, ob dieser gleich Ursach hatte, Obereiten wenigstens nicht zu lieben, auf einem ziemlich guten Fuße mit ihm umging. Von hier aus wanderte Obereit nach der Oberlausitz, wo er sich zwei Jahre bei dem Hofrath Nitsche, den er durch seinen Weltüberwinder gewonnen hatte, aufhielt. Im Sommer 1784 kam Obereit nach Leipzig, von wo er sich zu seinem Wohlthäter Wieland nach Weimar begab, der in Verbindung mit andern Freunden für sein Unterkommen sorgte. In dieser Zeit erschien Zimmermanns großes Werk über die Einsamkeit; in welchem dieser zwar der Einsamkeit das Wort redet, aber dennoch alle Mönche, Mystiker und Einsiedler als heiliae Hallunken schildert. Was er Obereiten schon in Hannover gedroht hatte, daß er nämlich noch einstens eine Lanze mit ihm brechen würde, das ging in dem genannten Werke reichlich in Erfüllung. Der Zorn über den Weltüberwinder war eigentlich der Apollo, der Zimmermann begeistert und ihn dieses Werk zu schreiben bestimmt hatte. Die Rache, die er an seinem Gegner nimmt, besteht darin, daß er ihn im dritten Bande in puris naturalibus zeigt und ein durchaus ins Lächerliche gezogenes Caricaturbild von ihm entwirft; auch die Auftritte, die er mit ihm in Hannover gehabt hatte, ganz nach dem Leben und auf eine äußerst komische Art schildert. Man kann nicht läugnen, daß Zimmermanns Schilderung von Obereit sehr sprechend und im Ganzen treffend ist. Er sagt von ihm:

Digitized by Google

„Einen äußerst ungewöhnlichen und gar nicht gemeinen Menschen verriethen mir, auf den ersten Blick, seine freie und erhabene Stirn, sein ehrliches Gesicht, seine hellen, kecken, schönen und doch zuweilen etwas verschobnen Augen, sein freundlicher Mund, und dann doch auch das Komische in der majestätvollen Empordrehung seines Kopfes und sein spanischer Gang.“ Ja, man trifft auch auf sehr wahre Lobeserhebungen des wackern Obereit: „Ein kraftvoller, grundfester, kernhafter und in mancher strengen Tugend geübter Mann ist er allerdings. Man sieht auch, daß er die Wahrheit tief herauf und mit eiserner Beharrlichkeit sucht und innere Theologie mit Eifer treibt.“ Aber das Unrecht, welches er an ihm begeht, besteht darin, daß er fast nur die komischen und lächerlichen Züge Obereits hervorhebt und denselben auf diese Weise um so sicherer dem allgemeinen Gelächter preis giebt. Dies und mehrere Angriffe auf Obereit werden dadurch noch lange nicht genugsam entschuldigt, daß Zimmermann durch die Art, wie seine Gegner von dem Weltüberwinder, als einem großen über Zimmermann erhaltnen Triumphe sprachen, äusserst gereizt und erbittert worden war. Obereit, auf den diese Ausfälle in dem zimmermannschen Werke sehr tief gewirkt hatten, wollte diesen mit ähnlichen, doch ihm völlig unbekannten Waffen bekämpfen, und schrieb sein satyrisches Werk: Supplike an philosophische Damen zur Besänftigung der großen flammenden Autorschaft über die Einsamkeit des königl. großbritannischen Hrn. Hof- und Leibarztes Zimmermann in Hannover. In drei Aufwartungen von dem Verfasser der Einsamkeit des Weltüberwinders Obereit. Leipzig 1785. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Weimar schlug Obereit seine Wohnung 1785 auf einem dunkeln Stübchen zu Jena auf, noch ferner durch Wieland und andre barmherzige Seelen nothdürftig unterstützt. Von nun an schien er der Mystik Abschied gegeben, und sich bloß dem Studium der eigentlichen Zeit-Philosophie gewidmet zu haben, so, daß ihm auch seine alten mystischen und theosophischen Freunde nicht selten sein vorwitziges Grübeln der gemeinen menschlichen Philosophie vorrückten. Doch thaten sie dies, im Ganzen genommen, sehr mit Unrecht. Denn wenn sich Obereit lange genug in den Irrgängen der Philosophie herumgetrieben hatte, kehrte er zuletzt dennoch zu dem lang genährten Mysticismus zurück. Als er hierauf in der berliner Monatsschrift beschuldigt worden war, er habe das berüchtigte, von Jesuiten zur Bethörung geschriebene Buch des erreurs et de la vérité allgemein verbreitet und angepriesen und die Centralistengesellschaft, welche er stiften wollte, beziehe sich gewissermaßen darauf, so schrieb er dagegen eine derbe und nachdrückliche Philippica unter dem Titel: Dr. Obereits gerade Schweizererklärung vom Centralismus, Erjesuiterei, Anekdotenjagd, Aberglauben, Maulglauben und Unglauben. Mittlerweile fügte es sich, daß der Herzog von Meiningen bei einem Besuche in Jena von dem berühmten Weltüberwinder hört, ihn besucht, dem originellen alten Denker Geschmack abgewinnt, und ihn bald darauf schriftlich einladet, nach Meiningen zu kommen, wo er ihm eine ganz freie Existenz zusagt. An diesem Ereignisse nahmen Obereits Freunde, so wie alle Centralisten, den lebhaftesten Antheil und schrieben ihm ihre Glückwünsche darüber. Er befand sich in Meiningen, wohin er sich im März 1786 begab, recht wohl, ward vom Herzoge und dem Hofe hervorgezogen, und fühlte sich nicht wenig geschmeichelt. Hier schrieb er bis 1791 eine Menge Werke, die namhaft zu machen, uns der Raum verbietet, um so mehr, da keins derselben auf sein öffentliches oder Privatleben einigen

Einfluß gehabt zu haben scheint. Mochte sich nun Obereit in Meiningen auf die Länge nicht mehr gefallen, oder sah er vielleicht ein, daß er endlich überflüssig wurde, genug, er ging nach einem fünfjährigen Aufenthalte daselbst im Frühjahre 1791 mit einer Pension nach Jena, wo er sich von nun an dem Studium der neuesten Philosophie hingab. Von dort begab er sich wieder 1793 nach Dresden zu seinem Bruder, dessen drei erwachsene Söhne er zu den Studien der Menschheit anführen sollte, blieb aber daselbst nur bis ins folgende Jahr und begab sich zum dritten Male nach Jena. Nachdem er sich daselbst noch dem fichtischen Idealismus gewidmet, und besonders dessen Wissenschaftslehre studirt hatte, starb er, von Fichte bis an seinen Tod unterstützt, den 2ten Februar 1798. Dies ist das Leben eines Mannes, den Mysticismus für die Philosophie, und diese wieder für den Mysticismus verdorben hatte, und der also, wohin er sich auch wenden mochte, stets am unrechten Orte stand, so sehr ihn auch seine wirklichen Kenntnisse in der Philosophie sowohl als in vielen andern Wissenschaften zu seinem Vortheile auszeichneten.

Oberschlächtig heißt im Mühlen- und Bergbau ein Wasserrad, auf welches das Wasser von oben schlägt oder fällt, so daß es durch die Schwere des darauf fallenden Wassers umgetrieben wird. Es erfordert eine ungleich geringere Wassermasse als ein unterschlächtiges Rad, das durch die Gewalt des darunter wegströmenden und in die Schaufeln eingreifenden Wassers in Bewegung gesetzt wird.

Object, Objectiv, Objectivität. Object, Gegenstand, ist entgegengesetzt dem Subject, d. i. einem Wesen, welches den Gegenstand betrachten, sich vorstellen, erkennen kann. Es versteht sich, daß jedes Subject in andrer Beziehung auch ein Object seyn kann, der Vorstellende, Erkennende, Betrachtende wird das Vorgestellte, Erkannte, Betrachtete. Ja, jedes menschliche Subject kann sich selbst zum Object seines Vorstellens und Erkennens machen. — **Objectiv** ist demnach **gegenständlich**, und steht entgegen dem **Subjectiven**, d. i. Persönlichen: **Objectivität, Gegenständlichkeit**, ist entgegengesetzt der **Subjectivität** oder **Persönlichkeit**. Ob eine Erkenntniß oder eine Darstellung objectiv oder nur subjectiv sey, macht einen bedeutenden Unterschied. Im erstern Fall ist sie der wahren Beschaffenheit des Gegenstandes gemäß, im zweiten nur der Vorstellung, die sich irgend einer davon gemacht hat, wobei die Frage nach der Richtigkeit und Wahrheit der Vorstellung immer erst zu entscheiden ist. Uebrigens hat das, was **allen** Subjecten als das Richtige und Wahre erscheint, den Werth des Objectiven. Von diesen Ideen sind die Aesthetiker ausgegangen, welche in den Darstellungen der schönen Künste auf Objectivität als auf dasjenige dringen, was den **Styl** bewirke, dahingegen aus der Subjectivität bloße **Manier** entstehe, dort also etwas allgemein Wahres, Nothwendiges, hier nur ein bedingt Wahres und Zufälliges. Die Objectivität allein bewirkt eine wahre **Darstellung**, die Subjectivität eine bloße **Vorstellung**; jene giebt Bild und Gestalt und Anschaulichkeit, und ist daher der Plastik verwandt, diese ist zerflossener, dunkel, und giebt mehr den Eindruck der Musik. Selbst im Musikalischen aber, wird verlangt, soll Objectivität seyn, also auch im Lyrischen: der Künstler soll sich in einem Gegenstand außer sich hinstellen. Indeß ist hier noch gar manches näher zu bestimmen, besonders aber der Umstand: wie sich der Künstler zu verhalten habe, wenn er nicht bloß **bildend**, sondern auch **stimmend** zu verfahren hat, und wie, wenn es ihm gar überhaupt nur um Stimmung des Gemüths zu thun ist? Offenbar kann nicht jedem Künstler das Gesetz

der Objectivität gleich streng vorgeschrieben seyn. — Bisweilen scheint man unter einer objectiven Darstellung bloß eine solche zu verstehen, wo der Künstler in seiner Schöpfung nie selbst hervortritt, wo seine Persönlichkeit nie durch eine eingestreute Reflexion oder einen Ausbruch des Gefühls sich einmischt. Daß dieses nur in der epischen und dramatischen Poesie Statt finden könne, bedarf keiner Frage. Wessen dichterische Natur mehr zum Lyrischen hinneigt, bei dem wird freilich auch in andern Gattungen die objective Darstellung durch die subjective Stimmung leicht unterbrochen werden, wie z. B. in Klopstocks Messias. Der Epiker und Dramatiker, der aus sich herausgeht, und mehr in einer Außenwelt lebt, kann sich auch selbst mehr entäußern, und bleibt im Schaffen unvermischt mit seiner Individualität. — Was vom Objectiven und Subjectiven in Beziehung auf das Erkenntnißvermögen überhaupt zu sagen ist, darüber siehe Transscendentalphilosophie. dd.

Oblate heißt das Abendmahlsbrot, weil es in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche von den Oblationen (freiwilligen Geschenken an Brot und andern Lebensmitteln), die die Glieder der Gemeinden darbrachten, genommen wurde. Die jetzt in der katholischen und lutherischen Kirche beim Abendmahle gebräuchlichen kleinen, dünnen, runden Scheiben von ungesäuertem Waizenbrot, auf denen man das Crucifix mit den Buchstaben I. N. R. I. abgeformt sieht, scheinen erst im 11ten Jahrhunderte aufgekommen zu seyn, und werden, wie jene geschenkten Brote, Oblaten genannt. Die reformirte Kirche bedient sich anstatt derselben größerer Scheiben von gewöhnlichem Brote, die bei der Austheilung gebrochen werden. Die griechische Kirche hat nach dem Beispiele der in solchen Dingen weniger bedenklichen ältesten Christengemeinden den Gebrauch des gesäuerten Brotes beim Abendmahle beibehalten. E.

Obligat (vom italienischen Worte obligare, verpflichten, verbinden), wird in der Musik von demjenigen Instrumente gesagt, welches entweder allein, oder mit andern Instrumenten zugleich, die Hauptmelodie des Stücks zu führen hat, also nicht bloß begleitend ist. Obligat spielen, heißt also so viel, wie die Hauptstimme, und keine Neben- oder begleitende Stimme spielen. Die begleitenden Stimmen könnte man allenfalls weglassen, und die obligate oder Solostimme würde dadurch nur in der Quantität, nicht aber in der Qualität verlieren; wollte man aber die obligate Stimme überschlagen, und bloß die Begleitung spielen; so würde diese, als bloßer todter Körper, dem die Seele (die Melodie) fehlte, jedermann zum Ekel werden. Nun kann ein Instrument entweder durchaus obligat gesetzt seyn, in welchem Falle man dies Musikstück ein Concert für dies Instrument nennt, oder dasselbe kann nur hin und wieder einzelne Solo- oder obligate Sätze haben, wie dies meistens in Singestücken, aber auch oft in Concerten, der Fall zu seyn pflegt. Hieraus geht nun hervor, daß jedes Instrument obligate Sätze vorzutragen haben kann, und wirklich ist auch kein Instrument vorhanden, dem nicht der Componist in einer vollstimmigen Musik, nach Befinden der Umstände, dann und wann eine obligate Stelle vorzutragen geben sollte. Hiervon ist kein Instrument ausgenommen, als etwa der Contrebaß, theils, weil die Solospieler auf demselben sehr selten sind, theils aber besonders, weil die Solostimme, von diesem Instrumente vorgetragen, zu tief liegen würde, als daß sie von den andern begleitenden Instrumenten könnte gehörig unterstützt werden. Da man jedoch einige bedeutende Virtuosen auf dem Contrabasse hat, so folgt auch natürlich daraus, daß es Concerte für dieses Instrument geben muß. So haben wir z. B. unter einer Gesellschaft sogenannter prager Musiker einen

Contrapassisten gekannt, der die Tanzmelodien, welche die Gesellschaft spielte, auch jedesmal auf seinem Contraviolon solo vorzutragen pflegte. Uebrigens wurde der Ausdruck obligat ursprünglich nur von solchen Stimmen gesagt, welche, wenn sie in der gebundenen oder fugenartigen Schreibart gesetzt und also gleichsam mit den andern Stimmen verbunden waren, bei dem Vortrage nicht weggelassen werden durften, wenn nicht dadurch das ganze Tonstück zerrissen werden sollte. Jetzt hingegen nennt man, wie bereits oben gesagt worden ist, eine Stimme obligat, welche, auch in ungebundenen Stücken, nicht weggelassen werden könnte, ohne das eigentliche Leben des Tonstücks gänzlich zu zerstören. Oft braucht man das Wort obligat auch in dem Sinne, welcher dem Kunstausdrucke concertirend eigen ist, und weil man alsdann sagen will, daß der obligate Spieler auch im Stande ist, eine Solostimme vorzutragen, oder daß er, mit andern Worten, ein Concertspieler ist. Pq.

Obligation, s. Schuldschein.

Obligo, in Obligo stehen, ein kaufmännischer Ausdruck, der besonders von Banquiers gebraucht wird, um zu bezeichnen, in welcher Gesammtverbindlichkeit sie nicht bloß durch reellen Vorschuß oder Credit, sondern auch durch Wechselgiro u. s. w. zu ihren Correspondenten stehen.

Obrigkeit. Unter dem Worte Obrigkeit werden überhaupt alle diejenigen begriffen, welche im Namen des Staats eine rechtliche und ordnungsmäßige Gewalt über andre üben; es werden daher auch oft ganze Behörden Obrigkeiten genannt; man spricht von Civil- und Militärobrigkeit u. s. w. So bald eine Obrigkeit einmal angeordnet worden, so ist sie als eine rechtmäßige von den Unterthanen anzusehn; jede Untersuchung über die Rechtmäßigkeit ihres Ursprungs, jede Weigerung, ihr unter dem Vorwande, als sey sie unrechtmäßig, Gehorsam zu leisten, ist Aufruhr und Meuterei; — es gilt in dieser Rücksicht durchaus der Spruch: eine jede Obrigkeit ist von Gott. Nur derjenige, der eine ordnungswidrige Gewalt übt, kann nicht als Obrigkeit angesehn werden. Fällt jemand in die Gewalt von Räubern, so werden diese nie seine Obrigkeit seyn können, wenn er ihnen gleich, durch die Gewalt gezwungen, gehorchen müßte. Ist aber einmal eine Obrigkeit bestehend, selbst wenn ihr Ursprung vielleicht einige Zweifel über ihre Rechtmäßigkeit zuließe, so muß sie dennoch schon deswegen, weil sie besteht, als rechtlich angesehn werden. Cz.

Obsequium (lat.) ist 1. der unbedingte Gehorsam gegen die Obern, zu dem sich Mönche und Nonnen durch die Ordensgelübde verpflichten; 2. ein Gefängniß, in das sie wegen bewiesener Widerspenstigkeit eingesperrt werden, um Gehorsam zu lernen.

Obst nennen wir gemeiniglich diejenigen Baumfrüchte, von welchen nicht der Same oder die Kerne, sondern das saftige wohlschmeckende Fleisch genossen wird, welches den Samen umschließt, also Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Pfirschen, Aprikosen u. s. w. Die Obstbaumzucht ist ein Hauptzweig der Gärtnerei und Landwirthschaft. Sie gedeiht jedoch nicht allenthalben. Der höhere Norden läßt bei der Kürze des Sommers das Obst nicht zur Reife kommen, und die Bäume sind zu häufig dem Erfrieren ausgesetzt; ein trockner, sandiger und steiniger Boden ist eben so wenig für Obstbäume geschickt als ein nasser. Am besten zur Obstbaumzucht ist ein aus Lehm und Sand gemischter fruchtbarer Boden.

Occident, die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar untergeht, der Abend, Westen.

Occidentalisches oder weströmisches (abendländisches) Kaiserthum. Theodosius der Große, letzter Alleinherrscher über das

ganze römische Reich, hatte kurz vor seinem Tode jene ungeheure Ländermasse durch testamentarische Verfügung unter seine beiden unmündigen Söhne, Arcadius (18 Jahre alt) und Honorius (11 J. alt), also getheilt, daß jener den Orient (Thrazien, Klein-Asien, Syrien und Aegypten, halb Illyrien, von der Nieder-Donau bis an die persischen und äthiopischen Gränzen sich erstreckend, mit der Hauptstadt Constantinopel), Honorius aber den Occident erhielt, welcher Italien, Afrika, Gallien, Spanien, Britannien und die andere Hälfte von Illyrien, mit den Hauptstädten Rom und Mailand, dann Ravenna, umfaßte. So in zwei große Reiche zerspalten, sollten, nach des Theodos Bestimmung, beide doch immer als das vorherige Ganze, als Ein Reich, jetzt zwar von zwei Herrschern regiert, aber der Wiedervereinigung beider Throne auf einem einzigen Haupte stets fähig, betrachtet werden, indem dem Scharfblicke des Kaisers es nicht entgangen war, daß diese Throne nur durch eine solche Verbindung sich in der Dauer aufrecht erhalten konnten. Mit dem letzten Athemzuge des großen Kaisers (11ten Januar 395 nach Chr.) traten die von ihm bestellten Vormünder seiner Söhne, der Minister Rufin, ein Gallier, für Arcadius, und der Generalissimus Stilicho, ein Vandale und angeheiratheter Neffe des verstorbenen Theodos, für Honorius, in ihre Rechte ein*). Doch bald unterlag Rufin der größern Kraft des Feldherrn, so wie die Plane des letztern in der Folge an den Ränken des Hofes von Constantinopel scheiterten. Stilicho theilte zwar auf Rufins Verlangen sogleich die Länder, die Armee und die unermeßlichen Kostbarkeiten aus dem kaiserlichen Nachlasse, war aber nicht gemeint, auch die Regentengewalt an den Minister, als den Vormund über den jungen Beherrscher des Orients, zur Hälfte abzutreten. Der Feldherr hatte sich an die Spitze der dem Arcadius zugehörigen Armeeabtheilung gestellt, um ihrem Gebieter sie zuzuführen und sich so zugleich den Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht beider Reichstheile zu sichern. Schon war er auf dem Wege nach Constantinopel bis Thessalonich gelangt, als Rufin, den starken Helden und seine persönliche Erscheinung über Alles fürchtend, diesem den Befehl entgegenschickte, Halt zu machen, indem man jeden Schritt, mit dem er für seine Person der Hauptstadt des Orients näher kommen würde, als eine Feindseligkeit betrachten werde. Stilicho war zu fein, um nicht scheinbar zu gehorchen, aber auch entschlossen genug, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen, der es wagen durfte, ihm, den Feldherrn und Retter des kaiserlichen Hauses, sich entgegenstellen zu wollen. Gainas, ein gothischer General, von ihm zum Oberbefehlshaber des morgenländischen Heeres bestellt, erhielt seine Aufträge, und Rufin fiel auf dem Marsfelde vor Constantinopel, umgeben von dem angekommenen, darauf vorbereiteten, Heere, durch das Schwert eines kecken Soldaten, unter den Augen des Kaisers Arcadius. Doch Stilicho hatte sich sehr verrechnet, wenn er nun glaubte, seinem großen Ziele näher zu seyn; er war jetzt in der That weiter als vorher davon entfernt, da jetzt die Politik eines Eunuchen aus dem Innern des byzantinischen Palastes gegen ihn in die Schranken trat. Der kluge Höfling Eutropius, oberster Kämmerling und erster Günstling des Arcadius, und die eben so geistvolle als reizende Kaiserin Eudoxia gefielen sich selbst zu wohl in der leichterrungenen Herrschaft über einen schwachen Herrn und Gemahl, als daß sie dem Feldherrn einen Einfluß hätten gestatten sollen, der dem

*) Man vergleiche mit diesem ganzen Artikel den vom orientalischen oder morgenländischen Kaiserthum unter Byzantiner, und mit diesen beiden den vom römischen Reiche.

Günſtlinge ſo gefährlich werden konnte. Arcadius ſelbſt mochte es auch lieber vorziehen, dem Höflinge, und der ſchönen, ſchmeichelnden Gemahlin ſich hinzugeben, als dem kraftvollen Erbe des Generaliſſimus, der weiſen, ihm jedoch unbequemen, Berathung und Leitung eines Mannes ſich zu überlaſſen, der des Vaters Stelle zu erſetzen wohl verſtand. Man wußte ſich der Anhänglichkeit der Truppen und ihres Befehlshabers, Gainas, zu verſichern, und nachdem man alles verſucht hatte, um Stilicho in der öffentlichen Meinung zu ſtürzen, gelang es, wider ihn ein Decret des Senats von Conſtantinopel zu erhalten, wodurch er für einen Feind des Reiches und ſeiner in den Gränzen des Orients liegenden großen Beſitzungen verluſtig erklärt wurde; meuchelmörderiſche Anſchläge auf ſein Leben glückten aber ſeinen Widerſachern nicht. Dieſe offene Feindſeligkeit gegen den Adminiſtrator der occidentaliſchen Regierung gab das erſte Zeichen zur ewigen Trennung beider Reiche, und des vorſichtigen Theodos weiſe Abſichten ſcheiterten an den Leidenſchaften einiger wenigen Menſchen und der Schwäche ſeiner jungen Söhne, die ohnehin bei ihrer Jugend weder die moraliſche noch phyſiſche Kraft haben konnten, um jene zu zügeln. Es war wohl eher wahrſcheinlich als unmöglich, daß Stilicho, der weltberühmte Feldherr, mit dem Schwerte in der Hand ſich den Weg in den Pallaſt des Arcadius hätte bahnen können, doch das Bild des Bürgerkriegs ſchreckte ihn ab; er überließ dem Eunuchen das Steuerruder des Orients und widmete ſich nun einzig den Angelegenheiten ſeines Mündels Honorius, oder vielmehr der Regierung des Abendlandes, deſſen beſondere Geſchichte, nach der nun vollendeten gänzlichen Scheidung von dem verſchwiſterten Morgenlande hier eigentlich beginnt. Die Kindheit des Kaiſers Honorius machte ſeinen Vormund-Miniſter zum alleinigen Regenten; allein dieſer fand auch allerdings vieles zu thun. Seine erſte Sorgfalt war der Beſiegung des aufrühriſchen Statthalters in Afrika, Gildo, gewidmet, und als dieſe durch deſſen eignen Bruder, den mauriſchen Prinzen Mascezel, der die Ermordung zweier Kinder an ſeinem tyranniſchen Bruder zu rächen hatte, vollbracht, Gildo ſelbſt todt, auch Stilicho's Feldzug in Griechenland gegen die Gothen beendigt war, vermählte Stilicho ſeine Tochter Maria ihrem Vetter, dem 14jährigen Kaiſer Honorius (398 nach Chr. Geb.), die jedoch zehn Jahre darauf, und, wie die Geſchichtſchreiber verſichern, noch als Jungfrau, ſchon ſtarb. Doch ſchon zwei Jahre nach jener Vermählung brach ein Unglück über Italien aus, das Stilicho in ſeinem raſchen Gange nur aufzuhalten, doch nicht abzuwenden vermochte. Alarich, der tapfere König der Weſtgothen, durch Stilicho im J. 397 nach Chr. Geb. an der gänzlichen Unterjochung Griechenlands gehindert, beſchloß, dafür ſich zu rächen und ſeine Fahne auf den Wällen Roms aufzupflanzen. Er fiel im J. 400 nach Chr. Geb. in Italien ein; ſchon nahte er ſich der Reſidenz des Kaiſers, Mailand, ſchon hatte dieſer in das feſte Aſta am Tanarus (Aſti) ſich geflüchtet, und mußte, darin belagert, ſich den demüthigenden Antrag einer ſchimpflichen Capitulation gefallen laſſen, als Stilicho, der mit reißender Thätigkeit die weit umher zerſtreuten abendländiſchen Truppen geſammelt hatte, durch die Fluthen der Adda ſchwimmend erſchien und Italien rettete. Alarichs Lager (bei Pollentia), mit dieſem die großen zuſammengeraubten Schätze Griechenlands und Alarichs Gemahlin wurden die Beute der Sieger, die, als der gothiſche König dennoch auf Rom marſchirte, und nicht einmal um den Preis der ihm abgenommenen Schätze und Gemahlin, die ihm zurückgegeben werden ſollten, zum Rückzuge zu bewegen war, ihm eine zweite Schlacht bei Verona (403) lieferten, und nach einer gänzlichen Niederlage, in der

er fast selbst umgekommen wäre, zur Räumung Italiens zwangen. Honorius, an seiner Seite der ruhmgekrönte Stilicho, zogen (404) im Triumph in das alte Rom, das jubelnd seinen Kaiser empfing, ein, und verewigte das Andenken seiner Anwesenheit in dieser Stadt, die im Laufe von 300 Jahren nur dreimal ihre Beherrscher gesehn hatte, durch das Edict, wodurch er die Fechterkämpfe bei den öffentlichen Spielen für immer aufhob. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten verließ Honorius Rom, um in Ravenna seine Residenz aufzuschlagen, da die kaum überstandene Gefahr in dem unbefestigten Mailand ihm die Bewohnung einer Festung vorzüglicher erscheinen ließ; und er pries seine Vorsicht, als zwei Jahre später Radegais, an der Spitze von 200,000 Kriegern, aus deutschen und gothischen Völkern, über die Alpen hereinbrach und bis Florenz vordrang. Da eilte Stilicho, der bis dahin nur mit der Organisation eines Heeres sich beschäftigt hatte, ohne die Verwüstungen, welche die Barbaren anrichteten, verhindern zu können, mit der kaum 40,000 Mann starken und letzten Armee des seinem Verfalle immer mehr sich nähernden Reichs herbei, schloß durch eine ungeheure Kette von Verschanzungen das Heer des Radegais ein, wußte das bedrängte Florenz mit Lebensmitteln zu versehn, während die Barbaren allmählig ausgehungert wurden, und ließ endlich in einem allgemeinen Angriff auf den entkräfteten Feind durch das Schwert das Werk des Hungers vollenden. Radegais wurde gefangen und hingerichtet, die gefangenen Barbaren aber als Sklaven verkauft. — So war Italien noch einmal gerettet; doch Stoß auf Stoß traf das in seinen Grundfesten längst erschütterte Reich aufs neue. Der Ueberrest der Armee des unglücklichen Radegais fiel in Gallien ein und bald waren die Germanen (Vandalen und Alanen, mit Sueven vereint) Herren der sieben gallischen Provinzen und des blühenden Rheins, der damals von allen Truppen entblößt war, da Stilicho sie zu seiner Besiegung der Deutschen in die Felder von Florenz gerufen hatte. Zu gleicher Zeit empörte sich die römische Armee in Britannien; sie wollte selbst sich einen Kaiser geben, doch erst der dritte, Constantin, ein gemeiner Soldat, um seines Namens willen von ihnen zum Herrscher gewählt, erhielt sich, nachdem seine beiden Vorfahren, Marcus und Gratian, nach wenigen Monaten ihrer Herrschaft, durch Dolchstöße vom neuen Throne wieder herabgeworfen worden waren. Constantin landete in Boulogne und gern unterwarf sich ihm das von Honorius verlassene, den Barbaren Preis gegebene Gallien; der Gothe Sarus, beauftragt, Constantins Haupt nach Ravenna zu bringen, mußte sich glücklich schätzen, nach einem siebentägigen Sturm auf des gallisch-britannischen Kaisers Verschanzungen bei Vienne, sein fast aufgeriebenes Heer über die Alpen zurückzuführen, welche jetzt die Gränzscheide zwischen Honorius und Constantin machten, der kurz hierauf (404) auch Spanien seinem neuen Reiche einverleibte, wo er einen schwachen, bald besiegten Widerstand von Seiten der dort auf reichen Besitzungen wohnenden vier Vettern des verstorbenen Kaisers Theodosius, und dagegen viel Anhänglichkeit unter dem Volke fand. Während dies unter dem weiten Himmelsstriche zwischen den Alpen und den Säulen des Herkules sich begab, entwickelten sich am Hofe zu Ravenna Begebenheiten, welche die Anfangsglieder einer neuen großen Kette von Unfällen, Schwächen und Verbrechen waren, in denen der Thron des Occidents unterging. Alarich, der Gothen König, hatte sich seines würdigen Gegners Stilicho Freundschaft erworben und auf den Grund derselben ein Friedens- und Vereinigungsbündniß mit Honorius geschlossen, durch welches er zu dem Oberbefehlshaber der römischen Kriegsmacht

in der Präfectur von Illyricum ernannt wurde. Stilicho's Absicht, die morgenländische Hälfte dieser Präfectur wieder mit der occidentalischen zu vereinigen, die durch den Zug gegen Radegais hatte unterbrochen werden müssen, trat jetzt wieder hervor und sollte ihm wahrscheinlich zugleich dazu dienen, den immer gefährlichen Alarich durch die Aussicht auf die Pforten von Constantinopel entfernt von Italien zu beschäftigen. Zwar unternahm dieser auch einige Bewegungen in Thessalien und Epirus; allein von Aemona aus sandte er nach Varenna seine Foderung, ihm eine große Rechnung gehabter Auslagen für Honorius zu bezahlen, und seine Vorschläge, ihn in den Besitz irgend einer occidentalischen Provinz, als bleibende Stätte für sein Volk, zu setzen, wofür er den Usurpator von Gallien demüthigen wolle. Nach den heftigsten Auftritten in dem römischen Senate drang Stilicho mit dem Antrage durch, den ungestümen Mahner jetzt mit einer Summe von 4000 Pfund Gold, unter dem Namen einer Subsidie, zu beschwichtigen. Aber den geheimen Groll des Senats über diese Nachgiebigkeit, die doch nur lediglich aus Stilicho's Kenntniß mit der Kraft des Gothenkönigs floß, theilte, vielleicht angereizt, auch die Armee. Des Honorius Vertrauen zu seinem alten Minister ward untergraben. Er fing an ihn zu fürchten, dann zu hassen, als man ihm Nachrichten über die geheime Absicht des Stilicho, seinen eignen Sohn Eucherius auf den Thron zu setzen, einflüsterte, und so gab er seine Einwilligung zur Hinrichtung eines Mannes, der bisher der noch einzige Stützpfeiler des wankenden abendländischen Throns gewesen war. Stilicho's Haupt fiel am 23sten August 408; ihm folgten auf gleiche Weise sein Sohn und viele seiner Freunde *); Honorius ließ sich zugleich von seiner zweiten Gemahlin, Thermantia, zweiten Tochter des Stilicho, scheiden; auch sie soll gleich ihrer Schwester als Jungfrau ihn verlassen haben. — Dieser schwache Mensch befand sich nun in den Händen einiger Günstlinge, die bloß von Fanatismus und Selbstsucht erfüllt waren, und nicht zu beurtheilen wußten, welchen großen Dienst sie dem lauernden Könige der Gothen durch Stilicho's Fall geleistet hatten, den zuerst die diesem alten Feldherrn treu ergeben gewesenen fremden Hülfstruppen dadurch zu rächen suchten, daß sie, 30,000 Mann stark, unter Alarich's Fahnen traten. Noch hatte man diesem jene sogenannte Subsidie nicht bezahlt, und als man noch im dumpfen Hinbrüten zu Varenna saß, über die Frage, was man auf Alarich's Frage darnach thun wolle, war dieser schon über die Alpen, den Po, bis Rimini vorgedrungen, hatte die Pässe der Appenninen erobert, die triumphalischen milchweißen Stiere an den Ufern des Clitumnus seinen Soldaten Preis gegeben, und lagerte sich unter den Mauern von Rom, welches er nun mit seinem Heere so eng einschloß, daß bald die schrecklichste Hungersnoth, welche die verzweifelnden Einwohner zu den fürchterlichsten Maßregeln zwang, darin herrschte. Als eine Deputation Roms, in Alarich's Lager gesandt, diesem zu erklären wagte: „daß, verweigere er eine ehrenvolle Capitulation, die ganze Bevölkerung sich auf ihn losstürzen würde," sprach er die wenigen Worte: „je dichter das Gras ist, je leichter läßt es sich mähen," und als er endlich das ungeheure Lösegeld bestimmt hatte, und man ihn fragte: „wenn du dies, o König, von uns foderst, was willst du uns denn lassen?" antwortete er mit den inhaltsschweren vier Sylben: „Euer Leben!" Doch ließ er von seinen Foderungen noch etwas nach, verließ die Umgebungen Roms und nahm seine Winterquartiere im herrlichen Tuscien, nachdem ihm 5000 Pfund

*) Man vergl. d. Art. Stilicho.

Goldes, 30,000 Pfund Silbers, 4000 ſeidene Kleider, 3000 Stück feinen Scharlachtuchs und 3000 Pf. Pfeffer von der zitternden Hauptſtadt des Reichs geopfert worden waren. Bald vermehrte ſich ſein Heer bis über 100,000 Mann, als ſein Schwager Adolph (Aſtaulf) mit einer Armee von Gothen und Hunnen von der Donau aus ſich bis zu ihm durchgeſchlagen hatte. Nach fruchtloſen Friedensunterhandlungen, die nichts als den Wechſel der Miniſter zu Varenna bewirkten, wo Honorius auf die Befeſtigungen ſeiner Reſidenz trotzte, eilte Alarich, nach der Eroberung des Hafens und der Stadt von Oſtia, wieder auf Rom zu, ernannte in der Perſon des Präfecten Attalus, mit Einwilligung des Volks und Senats, einen neuen Kaiſer (409) und zog mit dieſem, von demſelben als Oberbefehlshaber der occidentaliſchen Kriegsmacht anerkannt, vor Varenna. Schon war Honorius im Begriffe, in die Arme ſeines Vetters, des jungen Kaiſers Theodos zu Conſtantinopel, ſich zu werfen, als er durch ein Zuſammentreffen günſtiger Umſtände, die Anhänglichkeit und Klugheit ſeines Feldherrn Heraklian in Afrika und die durch Geldſpenden erhaltene Treue ſeiner Leibwache, im Vereine mit den falſchen Maßregeln des Attalus, ſeinen Thron gerettet ſah. Ja, Alarich ſetzte ſelbſt den Attalus wieder ab, und ſchickte deſſen Purpur nach Varenna. Zum Lohne dafür überfiel ihn des Honorius Feldherr, Sarus, tödtete ihm viele Leute und erklärte ihn als Reichsfeind jedes Bündniſſes mit ſeinem Kaiſer für unwürdig. Doch fürchterlich rächte ſich der ſchwer beleidigte Feind. Er wandte ſich wieder gegen Rom und nahm es ein in der Mitternacht des 24ſten Auguſt 410, nachdem von innen durch die Hände verrätheriſcher Sklaven das ſalariſche Thor ihm geöffnet worden war. Die alte Hauptſtadt der Welt wurde geplündert und zum Theil verbrannt, wobei außer den Schätzen der Einwohner, auch die koſtbaren Werke römiſcher und griechiſcher Kunſt größtentheils ein Raub der Barbaren wurden, die das wenigſtens zerſtörten, was in ihren Augen keinen weſentlichen Werth hatte, wobei auf Alarich's ausdrücklichen Befehl nur das Heiligthum der Kirchen anerkannt wurde, und ihr Eigenthum unberührt blieb. Dies geſchah 1163 Jahre nach Erbauung der Stadt des Romulus. (Man vergl. d. Art. Rom.) Alarich verließ nach ſechs Tagen Rom, plünderte das ganze ſüdliche Italien, und war endlich im Begriffe, Sicilien und Afrika zu erobern, als zu Corentia in Unter-Italien der Tod ihn erreichte (410). Noch zwei Jahre lang mußte Italien die Anweſenheit der Barbaren ruhig dulden, bis Adolph, Alarich's Nachfolger, es verließ, als er nach vollzogener Vermählung mit Placidia, des Honorius Schweſter, mit der Beute aus Rom und deſſen ſüdlichen Provinzen beladen, nach Gallien und Spanien zog (412), wo er der Stifter des weſtgothiſchen Reichs wurde. Italien athmete nun wieder freier, Rom erhob ſich faſt ſo prächtig wie ſonſt in ſeiner Blüthe aus der Aſche, und das Reich hätte vielleicht zu neuer Kraft gelangen können, wenn ſein Beherrſcher, der nach Adolphs Abzug noch eilf Jahre lebte, nicht ſelbſt ſo gar kraftlos geweſen wäre. Gallien kam zwar einen Augenblick lang durch die Tapferkeit des römiſchen Feldherrn Conſtantius, der den Uſurpator Conſtantin beſiegte, und zum Lohne die Hand der Wittwe Placidia erhielt, ja ſogar Mitregent des Honorius wurde, wieder unter deſſen Herrſchaft; doch es wurde wie Spanien, durch unaufhörliche Kämpfe im Innern zerriſſen. Britannien, das nach einigen Jahren (427) gänzlich von den Römern geräumt werden mußte, und Afrika waren damals ſchon verloren, da Honorius ihre Unabhängigkeit anerkennen mußte und die unſeligſten Zwiſtigkeiten hatten im Palaſte zu Varenna, wo Placidia zum zweiten Male Wittwe nach des Auguſtus,

Digitized by Google

Constantius, Tode ihre Herrschsucht walten ließ, als Honorius nach einer zwar ereignißreichen, aber ruhmlosen 28jährigen Regierung starb (24sten August 423). Placidia empfing die Nachricht davon zu Constantinopel, wohin sie sich wegen der gefährlich drohenden Unruhen zu Ravenna mit ihren Kindern geflüchtet hatte, und unter dem Schutze ihres Neffen, des jungen Kaisers Theodosius II. vom Orient, der bei wenigerer Selbstbeherrschung und feurigerer Seele leicht das Diadem des Occidents jetzt mit dem des Orients hätte vereinigen können, statt dessen aber den Geheimschreiber Johannes, der von einigen Truppen begünstigt, den Thron sich angemaßt hatte, besiegte und enthaupten ließ, wurde der Sohn der Placidia und des Constantius, das sechsjährige Kind, Valentinian der Dritte genannt, zum abendländischen Kaiser ausgerufen. Placidia ward zur Vormünderin erklärt, worin sie sich fünf und zwanzig Jahre lang behauptete, während welcher Zeit das abendländische Reich seinem gänzlichen Untergange immer näher gebracht wurde. War die Regierungszeit des Honorius durch Alarich berühmt in der Geschichte des Occidents geworden, so wurde die des Valentinian es zuerst durch den Einfall des Genserich, Königs der Vandalen, in Afrika (428) und dessen Stiftung eines vandalischen Reichs in den dortigen Provinzen Roms mit der Hauptstadt Carthago, welcher Verlust durch die Abberufung des römischen Statthalters jener Provinzen, Bonifaz, der als ein Opfer der Eifersucht des römischen Feldherrn Aetius fiel, befördert worden war. Ein zweiter empfindlicher Verlust für das Reich war die Abtretung des westlichen Illyricum an den Orient, womit Placidia für ihren Sohn eine Gemahlin, die Tochter des Theodosius und der Athenais, Eudoxia, erkaufte (437) und zugleich dem Hofe von Byzanz die Kosten des Kriegs gegen den Usurpator Johannes ersetzte. Doch alles trat in den Schatten des Hintergrundes, als plötzlich Attila, der Hunnen König und des Vandalen Genserich Bundesgenosse, auftrat, und nachdem er, im Angesicht der Thürme von Constantinopel, dem Theodosius einen harten jährlichen Tribut abgepreßt hatte, jetzt die Hand der Honoria, des Valentinian Schwester, die von Constantinopel aus, wohin sie wegen eines zu vertrauten Umgangs mit ihrem Kammerherrn Eugenius verwiesen worden war, im Gefühle aller Leidenschaften sich selbst und ihre Ansprüche auf Italien den Hunnen hatte antragen lassen, nebst ihrem Erbtheile begehrte. Die abschlägige Antwort hierauf entschied den Krieg, den Attila mit einem Einfalle in Gallien begann und der mit der gewaltigen Schlacht in den catalaunischen Feldern (bei Chalons 450) sich wieder endigte, wo der römische Feldherr Aetius, verbunden mit Theodorich, der Gothen König, das Heer des Attila schlug und dessen Macht vielleicht gänzlich hätte vernichten können, wenn nicht die politische Rücksicht, in den Hunnen ein Gegengewicht wider die mächtigen Gothen zu erhalten, ihn zum Rückzuge und zur Trennung von seinem Verbündeten veranlaßt hätte. Doch schon im folgenden Frühjahr (451) wiederholte Attila seine Foderungen auf die Prinzessin Honoria und ihr väterliches Erbe, und kaum war die abermals ablehnende Antwort ertheilt, als er auch schon in Italien einbrach, Aquileja, Padua, Vicenza, Verona und Bergamo gänzlich zerstörte*), Mailand, Pavia plünderte, und bis Rom vordrang, wohin Valentinian aus Ravenna geflohen war. Da entschloß dieser sich, durch eine Gesandtschaft um Frieden zu bitten, und die unwiderstehliche Gewalt des Bischofs von Rom

*) Als historische Reminiscenz erwähnen wir hier beiläufig, daß die Erbauung von Venedig in der Folge durch die damals geflüchteten Einwohner aus jenen Städten geschah.

(Papst Leo I.), der an der Spitze der römischen Abgesandten sich befand, der Eindruck, den seine Umgebungen auf den Hunnen machten, bewogen diesen, von der Eroberung Roms gegen ein Lösegeld, das den Werth des Erbtheils der Honoria betrug, abzustehn, während seine ausschweifende Leidenschaft zu der schönen Ildico ihr zugleich die Honoria aufopfern ließ, die mit einer lebenslänglichen Einkerkerung den romantischen Einfall, Königin der Hunnen zu werden, abbüßte. Attila's Tod (453) *) befreite den Kaiser des Occidents von einem der furchtbarsten Feinde, und Valentinian hätte glücklich werden können, wenn er weniger leidenschaftlich gewesen wäre. Verführt durch die Einflüsterungen des Eunuchen Heraclius, sah er mit einem Mal in dem Stolze seines Oberfeldherrn Aetius die Grundlage verrätherischer Absichten, er fing an ihn zu fürchten, und dieselben innern Gründe, welche die Hinrichtung des Stilicho einst anriethen, machten den Kaiser Valentinian zum Mörder des Aetius, dem er in der Hitze eines leidenschaftlichen Wortstreits im Pallaste zu Rom mit eigner Hand sein Schwert in die Brust stieß; die ihn umgebenden Feinde des großen Feldherrn kühlten ihren elenden Muth an dem Körper des Unglücklichen, der mit hundert Wunden bedeckt wurde, und Valentinian mußte sich von einem edeln Römer sagen lassen: „Sie haben gehandelt wie ein Mensch, der seine rechte Hand mit seiner linken Hand abhaut." Die Nemesis erreichte den unbesonnenen Tyrannen, als er die Gemahlin des Senators Marimus geschändet hatte; der beschimpfte Gemahl wußte die Werkzeuge seiner Rache zu finden, und Valentinian, der letzte römische Kaiser aus dem Stamme des Theodosius, fiel (15ten März 455) auf dem Marsfelde, beim Anblick militärischer Spiele, mit seinem Günstlinge Heraclius zugleich, durch die Schwerter von zwei Anhängern des ermordeten Aetius, die unter des Kaisers Leibwache sich befanden, und sein erbittertster Feind, der Senator und Patrizier Petronius Maximus, ward vom Senat und Volk zum Kaiser ausgerufen; seine ersten Thaten waren die Vermählung seines Sohns Eudoxius mit der ältesten Tochter des vorigen Kaisers und seine eigne erzwungne mit des Valentinian Wittwe, Eudoxia, nachdem seine erste Gemahlin aus dem Wege geräumt worden war. Doch schon nach drei Monaten ward er das Opfer des Hasses der Eudoxia und der Volkswuth. Eudoxia ergriff (da von Constantinopel ihr keine Hülfe kommen konnte) das sonderbare Mittel, den König Genserich in Carthago um seinen Beistand zu ihrer Befreiung von einem verhaßten Gemahl und um Rache zu bitten; wie im Fluge erschien dieser mit seinen vandalischen Horden im Hafen von Ostia, und der fliehende Maximus wurde in den Straßen Roms gesteinigt und verstümmelt in die Tiber geworfen, die Hauptstadt selbst aber, noch einmal durch Leo des Großen muthvolle Beredsamkeit von Brand und Mord gerettet, vierzehn Tage und Nächte lang geplündert; alle Denkmäler aus der Vorzeit mehrerer Nationen und alle Kostbarkeiten, die in den seit Alarich's Dortseyn verflossenen 45 Jahren wieder aufgehäuft worden waren, aller öffentliche und Privatreichthum wurde ein Raub der Eroberer, die außerdem noch viele Tausende der unglücklichen Römer beiderlei Geschlechts auf ihre Schiffe nach Afrika schleppten, wo sie in der thätigen Theilnahme des Bischofs von Carthago, Deogratias, den einzig gebliebenen Trost fanden. Während dies zu Rom sich begab, wurde in Gallien der abendländische Kaiser gemacht. Avitus, ein Gallier, unter Valentinian prätorianischer Präfect von Gallien, dann vom Kaiser Maximus zum Oberbefehlshaber über das

*) Man vergl. d. Art. Attila und Hunnen.

das Kriegsheer in Gallien ernannt, ein eben ſo talentvoller als kenntnißreicher Kopf, wurde unter dem Einfluſſe ſeines Freundes, des weſtgothiſchen Königs Theodorich, zu Arles von den Repräſentanten dieſer Nation mit dem Diadem des abendländiſchen Kaiſerthums geſchmückt (15ten Auguſt 455), auch ſogleich vom Hofe zu Conſtantinopel, doch mit heimlichem Unwillen vom Senat zu Rom und dem Volke anerkannt. Das erſte Jahr ſeiner Regierung war daher auch ſein letztes, und ſo kurz auch ſeine Herrſchaft war, ſo war er doch ſo unglücklich, daß die ſpaniſchen Provinzen, unter dem Vorwande, als Bundesgenoſſe der Römer, die dort eingefallenen Sueven wieder zu verjagen, von Theodorich als erobertes Eigenthum behandelt wurden, und für das Reich ſchon ſo gut als verloren zu betrachten waren. Ja er ſelbſt ward ſo unweiſe, daß er den ſinnlichſten Leidenſchaften ſich hingab, ſo daß er nun nicht nur gehaßt, ſondern auch verachtet wurde. Ricimer, einer der oberſten Anführer der zur Vertheidigung Italiens beſtimmten fremden Truppen, der aber nach einem gewonnenen Siege über eine Flotte der Vandalen im Triumphe zurückkehrte, und vom Volke als Befreier begrüßt wurde, kündigte dem Avitus das Ende ſeiner Herrſchaft an (16ten October 457); dieſer entfloh, als das Todesurtheil über ihn vom Senate ausgeſprochen worden war, und kam dennoch auf dieſer Flucht ums Leben. Auf des Patriziers Ricimer, des allgewaltigen Feldherrn, Stimme wurde Majorian, ſonſt Soldat unter Aetius, auf den abendländiſchen Thron erhoben (457), den er durch ſeine Tugenden und ſeinen Verſtand zierte; ſeine heilſamen Verordnungen, beſonders in Anſehung der Abgaben und deren Erhebungsweiſe, die Erneuerung der ſogenannten Stadtvertreter (Defensores civitatum) und ſeine Sittengeſetze zeichnen ſeine Regierung in dieſen Zweigen der Verwaltung aus, während er ſo glücklich war, den Theodorich zu ſchlagen, und auch über Genſerich, der aufs neue Italien anfiel, Vortheile errungen hatte. Doch Rom war nicht mehr empfänglich für einen ſolchen Regenten, und Majorian wurde ein Opfer der allgemeinen Verderbniß und Charakterloſigkeit; man nahm ihm den Purpur plötzlich wieder, und wahrſcheinlich am fünften Tage darauf auch das Leben, während verbreitet wurde, er ſey an der Ruhr geſtorben (7ten Auguſt 461). Ein gewiſſer Libius Severus wurde zum Kaiſer ernannt, doch 465 wieder aus dem Wege geräumt. Die Regierung ſowohl im Laufe dieſer 5 Jahre, als auch während zwei folgender, in denen der Thron unbeſetzt blieb, war einzig in Ricimers Händen, der es aber doch nicht wagte, den Herrſchertitel ſelbſt anzunehmen. Allein bald ſah er ſich genöthigt, bedrängt von den Vandalen, die Hülfe des Orients anzurufen, und der Hof von Conſtantinopel ſchloß mit Rom unter der Bedingung, daß es dem Kaiſer Leo die Ernennung eines abendländiſchen Herrſchers überlaſſen wolle, ein Bündniß. So ward der griechiſche Patrizier Anthemius Kaiſer des Occidents, in deſſen Hauptſtadt er (12ten April 467) mit großem Pomp einzog. Dem Ricimer gab er ſeine Tochter zur Frau, und es ſchienen jetzt zur Wiederbefeſtigung Roms viele ſonſt getheilte Intereſſen glücklich vereinigt. Doch der Krieg gegen die Vandalen ward nur mit ſehr abwechſelndem Glücke geführt, und koſtete ungeheure Summen, und bald entwickelten ſich Mißverſtändniſſe zwiſchen Anthemius und Ricimer, welcher letztere von Rom ſich weggewendet und nach Mailand gezogen war. Durch die Vermittelung des Biſchofs von Pavia, Epiphanias, wurde zwar eine Verſöhnung zwiſchen beiden zu Stande gebracht und der Bürgerkrieg vermieden; doch kurze Zeit darauf ſtand Ricimer mit einem großen Heer, durch Burgunder und morgenländiſche Sueven verſtärkt, vor Rom, ernannte den Senator Oly-

brius, Schwiegersohn des Valentinian, zum Kaiser (23sten März 472), und eroberte Rom, das Anthemius und das ihm treue Volk drei Monate lang vertheidigten; Anthemius wurde auf seines Schwiegersohns Befehl auf grausame Weise ermordet (11ten Juli 472), die Stadt geplündert und dabei mit dem Blute ihrer edeln Bürger bedeckt, und Olybrius wurde als Kaiser eingesetzt. Doch einen Monat darauf (20sten August) starb der tyrannische Gothe Ricimer, und einige Monate nachher (23sten October) auch der neue Kaiser, und Rom sah sich der Willkühr der Barbaren, an deren Spitze jetzt ein burgundischer Fürst, Gundobald, Ricimers Neffe, als Oberbefehlshaber stand, Preis gegeben. Gundobald ernannte den Glycerius, einen seiner Soldaten, zum abendländischen Kaiser, unterstützte ihn aber so wenig, daß er durch den, vom constantinopolitanischen Hofe ernannten, Julius Nepos, Neffen des Marcellin und Regenten von Dalmatien (474), wieder verdrängt wurde, und das Bisthum Salona dafür erhielt. Kurz nach seiner Thronbesteigung schloß Nepos mit den Westgothen einen Frieden, in dem er ihnen Auvergne abtrat, sah aber durch einen Aufruhr der verbündeten Barbaren, unter Anführung ihres Feldherrn Orest, sich veranlaßt, aus Ravenna nach Dalmatien zu flüchten; fünf Jahre lang lebte er dort als landflüchtiger Kaiser, als er zu Salona vom Glycerius ermordet wurde, der dafür das Erzbisthum von Mailand erhielt. Des Orest Sohn, Romulus Augustus, wurde als Beherrscher des Occidents ausgerufen (476). Doch das Ende dieses Reichs war beschlossen und da; die verbündeten deutschen Truppen, Heruler, Rugier u. s. w., empörten sich unter ihrem Anführer Odoaker, als Orest ihre Foderung, daß sogleich ein Drittheil der Ländereien Italiens unter sie vertheilt werden sollte, zurückwies; Pavia, wo Orest sich vertheidigen wollte, wurde von ihnen mit Sturm erobert, Orest selbst hingerichtet, Augustulus dankte ab, Odoaker wurde von seinem Heere zum Könige ausgerufen und die Senatoren von Rom ließen durch eine Gesandtschaft dem Kaiser Zeno zwar in Constantinopel die Eröffnung machen: „daß sie es weder für nothwendig erkennten, noch daß es ihr Wunsch sey, daß Italien noch fernerhin durch eigne Kaiser regiert werde, daß sie daher im Namen des Volks einwilligten, daß der Sitz des allgemeinen Reichs von Rom nach Constantinopel verlegt werde, daß sie dem Rechte, einen eignen Herrn zu wählen, entsagen, die Republik aber sich den Tugenden des Odoaker anvertrauen und demüthig bitten wollten, daß der Kaiser ihm den Titel eines Patriziers und die Verwaltung der Diöces Italien zutheilen möge.“ So tief war Rom gesunken, daß sein Senat selbst das Daseyn eines Reichs vernichtete, dessen vormalige Größe von jenem Augenblick an nur noch im Schatten dunkler Erinnerung fortlebte. Kaiser Zeno gab zwar anfänglich dem Senate zu verstehn, daß der damals noch lebende Nepos in Dalmatien der rechtmäßige Beherrscher Roms sey, doch bald gefiel er sich selbst in der dargebotenen Würde des Alleinherrschers, und ließ sich die kaiserlich-römischen Ehrenzeichen überreichen. Der entthronte Kaiser Romulus Augustus, dessen erster Name zu Constantinopel in Momyllus und dessen zweiter von den Römern spottweise in das Diminutivum Augustulus verwandelt worden, wurde von Odoaker mit einer jährlichen Leibrente von 6000 Goldstücken auf das Lustschloß des Lucull in Campanien verwiesen. So waren denn die Barbaren, die in demselben Grade, als der alte Geist der Römer nach und nach verschwand, sich emporgehoben hatten, aus den Söldnern Roms zu dessen Bundesgenossen und nun endlich zu dessen Herren geworden.

König Odoaker regierte Italien vierzehn Jahre. Da kam 491 Theodorich, König der Ostgothen, besiegte Odoaker und stiftete das ostgothische Reich auf Italiens altklassischem Boden. Vom großen römischen Reiche blieb nichts als der Name seiner ehemaligen Hauptstadt. Aus der Geschichte des Verfalls dieses sonstigen Riesenstaates ergeben sich auch die Ursachen dazu. Zunehmende Sittenlosigkeit zog den Verlust aller moralischen Kraft und Würde nach sich, und man kann wohl behaupten, daß seit Theodosius Tode und des Honorius Thronbesteigung bis zu des Reichs gänzlichem Untergange, dasselbe sich in einem unaufhörlichen Todeskampfe befand. Das seit Diocletian (284) schon angenommene System der Theilung des Reichs, die Theodosius zuletzt vollendete, ward der nächste Grund zu seiner politischen Ohnmacht und endlichen Vernichtung, welche bei jener, selbst durch die Verbreitung der christlichen Religion nicht abzuwendenden, moralischen Schwäche, durch nichts mehr aufgehalten werden konnte, während die wachsende Civilisation der eindringenden fremden Völkerschaften diesen ein niederdrückendes Uebergewicht verlieh. Wie Griechenland einst, so fiel Rom. Eine neue Ordnung der Dinge trat ein; das von den Ostgothen mitgebrachte Lehns- oder Feudalsystem änderte alle Verhältnisse eines Staates, der Jahrhunderte lang seinen Stolz in der republikanischen Verfassung gefunden hatte; ganz neue Erscheinungen traten hieraus hervor, und der neuerstandene Geist jener Zeit übte seine unwiderstehliche Gewalt vorzüglich auch in dem Untergange der römischen Volkssprache, die in die italienische sich umwandelte und allmählig in die nach und nach sich ausbildende französische, spanische und englische Sprache mit überging. Von Romulus, dem starken kühnen Mann, ward Rom vordem gestiftet, zwölf Geyer erschienen ihm einst hoch über dem Grundsteine seiner Colonie, der Augur Vettius prophezeite hieraus die zwölfhundertjährige Dauer der neuen Stadt, und sonderbar genug ging Rom zwölfhundert Jahre nach seiner Entstehung unter, und sein letzter Beherrscher hieß wie der erste, Romulus. I.

Ocean. Wir bezeichnen mit diesem unbestimmten Ausdruck gewöhnlich das Weltmeer, seltener eins der eingeschloßnen Meere.

Oceaniden, die Töchter des Oceanus und der Thetis, dreitausend an der Zahl. Man verstand darunter, wie aus den orphischen Hymnen erhellt, nicht nur des Oceanus Töchter, sondern seine ganze weibliche Nachkommenschaft, d. h. alle Göttinnen der unterirdischen, aus dem Weltstrom Oceanus abgeleiteten Brunnen und Wasseradern; nur unterscheidet man davon die Nereiden, als Nymphen des innern Mittelmeers, ob sie gleich auch von der Oceanide Doris abstammen, und daher von Antipater von Sidon selbst des Oceanus Töchter genannt werden.

Oceanus, der älteste der Titanen, dessen Geburt sich an die Entstehung des Meers (Pontos) anschließt. Er umströmte die Erdscheibe und hinter ihm senkte sich nach allen Seiten der Himmelsbogen auf die Erde herab. Daher konnte Oceanus ein Sohn der Gäa und des Uranus heißen. Er erzeugte mit Tethys die Flüsse und das heilige Töchtergeschlecht der 3000 Oceaniden. Allenthalben erscheint er als ein friedlicher Gott; auch wurde er nicht mit den Titanen in den Tartarus verstoßen. Seiner umsichtigen Gelassenheit wegen gab man ihm die Metis zur Tochter.

Ocellus Lucanus, ein pythagorischer Philosoph, der, wie man glaubt, den Unterricht des Pythagoras selbst genoß. Man setzt sein Zeitalter um das Jahr 495 vor Chr. Geb. Außer einigen verloren gegangnen

Schriften legt man ihm ein Werk über die Natur der Dinge bei, das wir jedoch nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt haben, und das, wenn es auch wirklich echt ist, doch an mehreren Stellen interpolirt zu seyn scheint.

Ochlokratie ist diejenige Ausartung der Demokratie, in welcher nicht die gesammte Bürgerschaft, sondern der unverständige Pöbel die Herrschaft führt.

Ochsenauge heißt in der Baukunst ein rundes oder langrundes Fenster. Ochsenaugen mit niedrigem Bogen heißen kleine Kapp- oder Dachfenster, deren drei Seiten geradlinig sind, oben aber einen gedrückten Bogen haben.

Octant hat dieselbe Einrichtung wie der Sextant, nur daß statt des sechsten, der achte Theil eines Kreises genommen ist, und wird jetzt wenig mehr gebraucht.

Octave heißt dasjenige Hauptintervall von acht diatonischen Stufen oder Tönen, welches mit dem nämlichen achten, unter oder über ihm liegenden Tone den höchsten Grad von Harmonie besitzt, d. h. welches, wenn es mit demselben zugleich angeschlagen wird, so mit dieser unten oder oben liegenden Octave zusammenschließt, daß das Ohr nur einen Klang vernimmt, und durchaus nicht im Stande ist, einen von dem andern zu unterscheiden. Eben deßhalb muß nun auch diese Octave in unserm Tonsysteme eine vollkommene Reinheit besitzen, während alle andern Intervalle etwas über oder unter sich schweben dürfen. Die obere Octave, d. h. den oben gelegenen achten Ton von einem jeden beliebigen Grundtone, erhält man, wenn die Saite, welche eben dieser Grundton angiebt, nur die Hälfte kürzer, die untere Octave, wenn eben diese Saite noch einmal so lang gemacht wird. Die Saite, welche die obere Octave einer andern angibt, macht zwei Schwingungen, während die Saite des Grundtons nur eine macht. Sie hat den Namen daher bekommen, weil sie in dem diatonischen Systeme (d. h. dasjenige System, worin zwei ganze Töne, dann ein halber, und drei ganze und wieder ein halber Ton auf einander folgen) die achte Saite vom Grundton ist. Also kommt auf der achten diatonischen Saite der Ton der ersten oder untersten noch einmel so hoch wieder. Eben so wiederholt die neunte Saite den zweiten Ton, oder die Secunde, die zehnte Saite den dritten Ton, oder die Terzie, und so fort. Nach der Einrichtung unsers modernen, d. h. diatonischen Tonsystems ist die Octave daher die Grenze, innerhalb welcher alle wesentlich von einander verschiednen Töne enthalten sind; denn alle Töne ausserhalb der Grenze einer Octave sind nichts anders als Wiederholungen der bereits in dem Raume der Octave enthaltenen Töne in einer vermehrten oder verminderten Größe. Also hat unser diatonisches System nicht mehr als sieben verschiedne Töne oder Intervalle, welche aber durch den ganzen Umfang der vernehmlichen Töne um zwei oder mehr Mal erhöht wieder kommen können. Hinge dieser Umfang der Töne bloß von der Menschenstimme ab, so würde die Gränze desselben sich leicht bestimmen lassen, da die Menschenstimmen in Betreff der Höhe oder Tiefe nicht eben sehr von einander verschieden sind. Indessen überschreiten die Geigen-, besonders aber die Clavierinstrumente jenen Umfang täglich, so daß dieses auf den Clavieren seit noch nicht zwanzig Jahren gerade um eine ganze Octave vermehrt worden ist. Da nun, wie gesagt, in der Octave alle wesentlich von einander unterschiedenen Töne enthalten sind, so nannten bereits die Griechen eine solche Octave Diapason, d. h. ein Intervall, welches durch alle vorhandenen Töne geht oder

alle Töne des Systems in sich faßt. Das Wort Octave hat also einen doppelten Sinn. Einmal bedeutet es den ganzen Raum des Systems, in so fern alle Töne in demselben enthalten sind, in welchem Falle es also eine Collectiv-Benennung für alle die in demselben enthaltenen Töne ist. Dann aber bedeutet das Wort auch im eingeschränkteren Sinne das einzige Intervall, dessen Beschaffenheit oben beschrieben worden ist, oder allemal den achten Ton von dem Tone, den man zur Grundlage genommen hat, mit Ausschluß aller andern dazwischen belegenen Tönen, und in diesem Sinne ist nicht nur die achte diatonische Saite eines Tones die eigentliche Octave desselben, sondern auch die funfzehnte, oder die Octave dieser Octave, ingleichen alle folgenden, acht, sechzehn und zwei und dreißig Mal höhern Töne, und zwar aus dem Grunde, weil alle auf dieselbe vollkommene Weise mit dem Grundton harmoniren. Die Octave, als Intervall betrachtet, hat, wie schon oben gesagt, von allen Intervallen die vollkommenste Harmonie; aber eben deswegen hat sie auch den wenigsten harmonischen Reiz. Deswegen sagen die Tonsetzer, die Octave klinge leer, und verbieten sie, wo nur eine Hauptstimme ist, anders zu setzen, als im Anfange, oder bei einem Schlusse. Hingegen thut auch eine solche Reihe auf einander folgender Octaven bei passenden Veranlassungen sehr gute Wirkung. Warum unsere Vorfahren in einem vierstimmigen Satze die Octaven verboten haben, läßt sich daraus genügend erklären, weil, sobald zwei Stimmen in Octaven fortschreiten, keine Verschiedenheit dieser beiden Stimmen mehr vorhanden ist, und weil daher z. B. der vierstimmige Satz bei einem solchen Fortschreiten nur zu einem dreistimmigen werden würde. Es giebt aber auch sogenannte verdeckte Octaven, unter welchen man solche versteht, die nur alsdann erst zum Vorschein kommen, wenn bei dem Fortschritte eines Intervalls, welches in gerader Bewegung in eine Octave oder Quinte geht, der Intervallraum mit Noten ausgefüllt wird. Von diesen werden in dem zweistimmigen Satze, oder in den beiden äußersten Stimmen des drei und vierstimmigen Satzes nur diejenigen als fehlerfrei angesehn, bei welchen die Oberstimme eine Secunde, die Grundstimme aber eine Quarte oder Quinte steigt oder fällt. Der Gebrauch der übrigen ist nur unter den Mittelstimmen, oder unter einer äußersten und einer Mittelstimme erlaubt. — Octave heißt auch dasjenige offene Flötenwerk bei der Orgel, welches nur ein oder zwei Octaven höher steht als das Principal, und durch welches der Ton keines besondern Instruments nachgeahmt wird. — Octave bedeutet noch in der römischen Kirche diejenigen religiösen Gebräuche, welche sich acht Tage hindurch auf ein Hauptfest in derselben beziehen. So werden z. B. die acht Tage fortdauernden religiösen Gebräuche, welche sich auf die Auferstehung Christi beziehen, die Osteroctave genannt.

Octavia, die Tochter des C. Octavius und der Attia, und die Schwester des Kaisers Augustus. Alle Schriftsteller loben eben so sehr die Schönheit als den Charakter dieser edeln Römerin, die in der Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Sie war zuerst die Gemahlin des M. Marcellus; nach dem Tode desselben vermählte sie sich mit dem Triumvir M. Antonius, um durch dieses Bündniß die Freundschaft zwischen ihm und ihrem Bruder noch mehr zu befestigen. Aber Antonius war nicht fähig, die Eigenschaften der Octavia zu würdigen; er zog die buhlerischen Reize der Cleopatra der sittsamen Schönheit seiner Gattin vor. Sie war nach ihrer Vermählung ihrem Gemahl nach Athen gefolgt, wo sie den Winter mit ihm verlebte, ohne an den aus-

schweifenden und üppigen Vergnügungen, denen dieser sich überließ, Geschmack zu finden. Ohne ihre vermittelnde Dazwischenkunft wäre schon damals der Bürgerkrieg zwischen Octavius und Antonius ausgebrochen; sie aber besänftigte zunächst durch die dringendsten Bitten ihren Gemahl, der über das Mißtrauen ihres Bruders gegen ihn höchst erzürnt war, begab sich sodann, die Beschwerlichkeiten der Reise trotz ihrer Schwangerschaft nicht achtend, mit seiner Bewilligung von Griechenland nach Rom, und bewog ihren Bruder, in eine Unterredung mit Antonius zu willigen, und sich auszusöhnen. Als Antonius in den Krieg gegen die Parther ziehen wollte, begleitete sie ihn bis Corcyra und kehrte dann auf seinen Befehl nach Italien zurück, um bei ihrem Bruder zu bleiben. Neue Mißverständnisse entstanden bald zwischen Antonius und Octavius. Um einen scheinbaren Vorwand zum Bruche zu erhalten, befahl Octavius seiner Schwester, sich zu ihrem Gemahl zu begeben, in der gewissen Erwartung, daß er sie zurückweisen würde. Wirklich geschah dies. Antonius vergnügte sich mit der Cleopatra zu Leucopolis, als Briefe der Octavia von Athen aus ihm meldeten, daß sie bald mit Geschenken und Truppen bei ihm seyn werde. Dieser Besuch war der Cleopatra so unwillkommen, daß sie nicht eher abließ, bis Antonius seiner Gemahlin den Befehl zur Rückkehr schickte. Auch jetzt trat sie nochmals vermittelnd zwischen beide Nebenbuhler. Octavius befahl ihr, das Haus eines Gemahls zu verlassen, der ihr so verächtlich begegnet sey; sie aber erklärte ihm im tiefen Gefühl ihrer Pflichten als Gattin und Römerin, daß sie ihn bitte, sich ihrer nicht gegen einen erzürnten Gemahl anzunehmen, und die Wohlfahrt der Welt und zweier ihr so theuern Personen nicht eines Weibes wegen den Gefahren eines Krieges Preis zu geben. Octavius erfüllte ihren Wunsch; sie blieb in dem Hause des Antonius, und beschäftigte sich gleich sorgfältig und zärtlich mit der Erziehung der Kinder, welche derselbe mit ihr und seiner ersten Gemahlin, der Fulvia, gezeugt hatte. Aber ein so edles Betragen der Octavia diente nur dazu, den Unwillen der Römer noch mehr gegen den Antonius rege zu machen. Jeder entrüstete sich mit Recht, einem solchen Weibe eine Buhlerin vorgezogen zu sehn. Endlich traf Octavien der empfindlichste Schlag; ihr Gemahl verstieß sie, und befahl ihr, sein Haus zu verlassen. Sie gehorchte, ohne sich zu beklagen, und nahm alle seine Kinder, mit Ausnahme des ältesten Sohnes, Antyllus, der sich bei dem Vater befand, mit sich in ihr Haus. Bald war sie Zeugin des ausgebrochenen Bürgerkrieges. Sie starb im J. Roms 742; Augustus selbst hielt ihr die Leichenrede, lehnte aber die Ehrenbezeigungen ab, welche der Senat ihr zuerkannt hatte.

Octavius, s. Augustus.

Octroy heißt ein von der Regierung verliehenes Vorrecht, und wird besonders von Handelsprivilegien gebraucht, die einer gewissen Person oder Gesellschaft ertheilt werden. Daher heißen octroirte Handelscompagnien solche, denen das ausschließliche Recht, einen gewissen Handel zu treiben, durch ein Privilegium bestätigt worden ist, wie z. B. die ostindische Compagnie in England u. a. Rheinschiffahrtsoctroy s. d. Art.

Oculiren (Aeugeln), heißt das Verfahren des Gärtners, nach welchem er das mit Sorgfalt ausgeschnittene Auge eines Baums oder Strauchs in die aufgeschlitzte Rinde eines andern so einsetzt, daß es fortwachsen kann. Der Zweck dieses Verfahrens ist die Veredelung des wilden Stammes, der, wenn man ihm alle seine wilden Aeste und Zweige nahm, aus dem eingesetzten Auge fortwächst, und mit dem Baume, von

welchem das Auge genommen worden, gleiche Früchte trägt. Das Oculiren kann vorgenommen werden, so lange sich die Rinde von den Zweigen löst; jedoch nimmt man es am liebsten im Frühlinge oder im Herbste vor. Wenn man im Frühlinge oculirt, so treibt das eingesetzte Auge noch in demselben Jahre einen Zweig; das im Herbste eingesetzte aber schläft bis zum folgenden Frühlinge. Die Herbstoculation kann bis zum Ende des Augusts geschehn. Die Augen nimmt man allemal von den zuletzt getriebenen Zweigen, welche abgeschnitten werden, ehe sich die Knospen öffnen. Will man die Oculation nicht sogleich vornehmen, so schneidet man die Blätter des Zweigs bis über die Hälfte ab, und steckt ihn einige Zoll tief in frische Erde oder ins Wasser. Das Auge wird mit einem Stückchen von der umgebenden Rinde abgelöst, und zwar etwas größer, als man den Schnitt in den zu oculirenden Zweig oder Stamm machen will. Je mehr Rinde man mit dem Auge vereinigt läßt, desto sicherer wächst es. Bevor man das Auge einsetzt, muß man jedoch untersuchen, ob an dem Auge auch der Keim befindlich ist, denn ohne diesen wächst es nicht. Ein durchsichtiges Loch auf der Rinde des Auges ist das Zeichen, daß der Keim nicht daran befindlich, sondern am Holze des Zweiges sitzen geblieben ist. In die Rinde des zu oculirenden Stammes wird ein gabelförmiger Einschnitt gemacht; man hebt dabei die Rinde so weit auf als nöthig ist, und schiebt das Auge so ein, daß es zwischen dem Einschnitte hervorsteht, bewickelt es mit Bast, und schneidet bei der Frühlingsoculation den Stamm etwa anderthalb Zoll über dem eingesetzten Auge ab, bei der Herbstoculation aber erst im Frühling, wenn man sieht, daß das Auge noch Leben hat und gedeihen will. Sobald das Auge angewachsen ist, öffnet man den Verband. Eine eigne Art des Oculirens ist die, wenn man eine ganze abgestreifte Röhre von der Rinde des Oculirzweigs, woran mehrere Augen befindlich, auf einen gleich starken seiner Rinde beraubten wilden Stamm zieht. Die Oculation nicht holziger Gewächse gelingt nur selten.

Oczakow, eine in den Kriegen zwischen den Russen und Türken berühmt gewordene Festung, nahe am Einfluß des Dnepers ins schwarze Meer. Die Russen nahmen sie 1737 mit stürmender Hand, verließen sie aber 1738 nach vollendeter Schleifung freiwillig wieder, worauf sie die Türken 1743 aufs neue befestigten und bis den 17ten December 1788 in Besitz hatten. Damals aber wurde Oczakow nach einer langen Belagerung von den Russen mit Sturm genommen, und im Frieden 1791 die ganze Landschaft gleiches Namens an die Russen abgetreten, welche sie zum Gouvernement Nicolajew schlugen. Demnach trennt auf dieser Seite der Dniestr das türkische und russische Gebiet. Die Stadt ist durch die vielen Belagerungen sehr zerstört worden. Die Gegend umher ist meistens holzlose Steppe, die von den Tataren und Kosaken zur Viehzucht benutzt wird.

Ode. Mit diesem griechischen Namen, welcher Gesang bedeutet, bezeichnen wir eine Gattung kurzer Gedichte, die reinlyrisch sind, indem sich die gegenwärtigen Gefühle des Dichters darin ausdrücken. Kurz können dergleichen Gedichte nur seyn, weil der Ausdruck eines lebhaften Gefühls seiner Natur nach nur von kurzer Dauer seyn kann. Der Charakter der Ode hängt ab von der Natur der darin herrschenden Empfindung. Schmerz oder Freude, Kummer oder Entzücken, Liebe oder Haß, Sehnsucht oder Abscheu, Bewunderung oder Verachtung, kurz alle Seelenzustände, in denen das Gefühl vorwaltet, können in der Ode ausgedrückt werden. Sie kann erhaben und pathetisch, heiter oder ernst, tän-

delnd und scherzhaft u. s. w. seyn. In einem durch die Empfindung aufgeregten Zustande bieten sich uns die Gedanken in einer andern Gestalt und einer andern Folge dar, als dem reinen und kalten Verstande. Sie haben nicht jene logische Nothwendigkeit, nach der einer streng aus dem andern folgt, sondern eine den Gesetzen der Einbildungskraft und Empfindung gemäße, die dem Phantasielosen oft nicht einleuchtet. Wie die Ode ihrem Inhalte nach lyrisch ist, so ist sie auch in der Form. Die mannichfaltigen lyrischen Sylbenmaße, die, da sie für den Gesang bestimmt sind, meist in gleichen Strophen wiederkehren, passen im Allgemeinen für sie. Dahin gehören bei den Griechen und Römern, das alcäische, das sapphische, das anakreontische, das pindarische Versmaß u. s. w., bei den neuern südlichen Völkern besonders die Canzonenform, bei den Engländern die lyrische Strophe in vielfacher Zusammensetzung, bei den Deutschen alle diese verschiedenen Formen, wiewohl nicht alle mit gleichem Glücke versucht worden sind. Verwandt ist die Ode mit dem Hymnus und dem Liede, und steht zwischen beiden gewissermaßen in der Mitte. (Vergl. Hymnus und Lied.)

Oder, ein großer, fischreicher und schiffbarer Fluß in Deutschland, der bei dem Dorfe Kozlan in Mähren, unweit des Städtchens Liebau, in einem Walde und Felsen entspringt, fast ganz Schlesien und die Mark Brandenburg durchläuft, nachmals in Vorpommern bei Stettin den dammischen See bildet, durch das große und kleine frische Haff geht, und sich in drei Mündungen, welche Peene, Swine und Diwenow genannt werden, in die Ostsee ergießt. Erst bei Breslau wird die Oder für größere Fahrzeuge schiffbar; sie hat aber auch noch nachher mehrere seichte Stellen.

Odessa, eine russische Stadt am Liman Atschi zwischen den Mündungen des Dniestrs und Dneprs, im Departement Nikolaiew. Es ist hier ein sehr guter durch eine Citadelle gedeckter Hafen, welchen Catharina II. anlegen ließ und für einen Theil der Kriegsflotte bestimmte. Auch eine Quarantaine und ein Zollamt finden sich daselbst. Die Stadt ist durch ihre für den Handel günstige Lage und durch die ihr ertheilten Freiheiten sehr bald gewachsen, so daß man im J. 1799 schon 506 steinerne Häuser außer vielen Erdhütten und Kaufmannsbuden und 4847 Einwohner zählte, unter welchen sich 400 Ausländer unter einem eignen Magistrat und 300 Juden befanden. Im J. 1804 zählte man bereits 2000 steinerne Häuser und 15,000 Einwohner, und immer noch ist der Handel wie die Bevölkerung im Steigen.

Odeum hieß bei den Griechen, und später auch bei den Römern ein zu poetischen und musikalischen Wettstreiten bestimmtes öffentliches Gebäude. Das erste Odeum wurde zu Athen von Perikles aufgeführt; später wurden noch zwei andere Odeen, von Pausanias und Herodes Atticus, erbaut. In verschiedenen griechischen Städten wurden sie nachgeahmt. Rom erhielt erst unter den Kaisern Odeen. Wir finden deren zwei erwähnt, von denen das eine Domitian, das andere Trajan aufführen ließ. Aber auch außer Rom erbauten die Römer Odeen, namentlich zu Catana auf Sicilien, dessen Ueberbleibsel noch vorhanden sind, die uns jedoch über die eigentliche Einrichtung dieser Gebäude wenig Aufschluß geben. Im Ganzen scheint die Form eines Odeums und eines Theaters gleich gewesen zu seyn, nur daß die Odeen kleiner waren.

Odin, s. nordische Mythologie.

Odoaker, merkwürdig geworden durch die gänzliche Zerstörung des abendländischen römischen Reichs, die sein Werk war. Er lebte in

der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, und stand als Anführer an der Spitze einer großen Menge von Miethtruppen der Römer, die aus Rugiern, Herulern, Scirren und andern deutschen Völkern zusammengesetzt waren, benutzte, als Romulus Augustulus 475 auf den römischen Kaiserthron gestiegen war, die Schwäche jenes Reichs und foderte für seine Truppen, die sich von Zeit zu Zeit sehr verstärkten, den dritten Theil aller Länder in Italien. Als ihm dieses verweigert wurde, trat er feindlich auf, schlug den Kaiser, nahm ihn 476 zu Ravenna gefangen, machte seinem Reiche ein Ende, und unterwarf sich ganz Italien, Vindelicien, Rhätien und Noricum. Er behauptete sich aber nicht lange im Besitz seiner weitläuftigen Länder. Im J. 489 überzog ihn Theodorich, König der Ostgothen, mit Krieg: die tapfere und verzweifelte Gegenwehr Odoakers war vergeblich; er verlor mehrere Schlachten, wurde endlich nach der Einbuße aller übrigen Plätze in Ravenna eingeschlossen, welche Festung er mit der äußersten Anstrengung über zwei Jahre nachdrucksvoll vertheidigte. Endlich 493 capitulirte er, übergab Ravenna an den Sieger, und machte für sich die Mitregentschaft in Italien, nach Andern bloß einen standesmäßigen Unterhalt und persönliche Freiheit zur Bedingung. Allein Theodorich hielt sein Versprechen nicht, vermuthlich, weil Odoaker selbst geheime Plane gegen ihn ausführen wollte. Er lud ihn zur Tafel, und ermordete ihn mit eigner Hand. Odoakers Reich hatte sechzehn Jahre bestanden.

Odyssee, s. Homer.

Oecolampadius (Johann, eigentlich Hausschein, nach der Sitte der damaligen Zeit ins Griechische übersetzt durch), der Melanchthon Helvetiens, stammte aus einem Schweizergeschlecht, war 1482 zu Weinsperg einem damals pfälzischen, nachher Würtemb. Städtchen, unweit Heilbronn geboren, und starb zu Basel im Jahr 1531. Früh kam Oecolampadius nach Heilbronn und Heidelberg, u. da er hier die besten Anlagen zeigte, so schickte ihn sein wohlhabender Vater nach Bologna, um die Rechte zu studieren. Er kehrte nach einem halben Jahre wieder zurück, und ging nach Heidelberg, um sich der Theologie zu widmen. Bald verließ er den churpfälzischen Hof, wohin er als Prinzenhofmeister berufen war, wieder, um zu Hause eine Pfründe anzutreten. Da er hier die Lücken in seinen Kenntnissen merkte, reis'te er nach Tübingen, und von da nach Stuttgart zu Reuchlin, wo er griechisch und bald darauf von einem Spanier hebräisch erlernte. Nicht lange, so brachte er es in der griechischen Sprache so weit, daß er eine Grammatik herausgab. Er kehrte nach Weinsperg als Prediger zurück, trat mit vielem Ernst auf, und eiferte in seiner Schrift: Ueber das Osterlachen, gegen die Späße der Prediger auf der Kanzel zur Osterzeit. Durch seines Freundes Capito Empfehlung kam er 1515 als Prediger nach Basel, wo er Erasmus kennen lernte, welchem er sich ganz hingab. Im folgenden Jahre nahm er einen Ruf nach Augsburg an. Hier faßte er den Entschluß, sich in das benachbarte Brigittenkloster Altenmünster zurückzuziehn. Aber die Lectüre von Luthers Schriften lehrte ihn freiere Gesinnungen und Aeußerungen. Er mußte flüchten, und begab sich auf das Schloß Ebernburg zu Franz von Sickingen, wo er Schloßprediger wurde. Im Jahr 1523 ging er nach Basel zurück. Hier wurde er Professor der Theologie und Pastor substitutus. Mehrere angesehene Männer, wie Cochläus, suchten ihn von der Partei Luthers abzuziehen; jedoch umsonst. Er fing vielmehr an, wichtige Veränderungen bei seiner Gemeinde vorzunehmen. Musterhaft war sein Betragen in den Nachtmahlsstreitigkeiten. Er zeigte sich hier in seiner Schrift: De genuina verborum Domini, hoc est corpus meum, inter-

pretatione, mit einer Mäßigung, die die entgegengesetzte Partei nicht belebte. Oecolampadius erklärte den Leib für Symbol des Leibes, nahm also nur einen geistigen Genuß des Abendmahls an. Die Vertheidiger der leiblichen Gegenwart des Leibes fielen dafür mit Wuth über ihn her und belegten ihn und seine Anhänger mit dem Schimpfnamen Sacramentirer. Pirkheimer, Luther und mehrere gehörten hieher. Oecolampadius antwortete auf diese rohen Angriffe mit Ruhe und Würde. Ueberall zeigte sich Oecolampadius bis an seinen Tod, der durch den Tod seines Freundes Zwingli herbeigeführt wurde, als einen friedliebenden, sanften, edeln und gelehrten Mann.

Oedipus, der Sohn des thebänischen Königs Laïos und der Jokaste, der Tochter des Menökeus und Schwester des Kreon. Ein Orakelspruch hatte dem Laïos verkündigt, daß, wenn er mit Jokaste ein Kind zeugen würde, dieses Kind einst sein Mörder seyn werde. Eingedenk dieser Weissagung ließ Laïos, als ihm ein Sohn geboren worden, demselben die Fersen durchbohren und ihn im Gebirge Cithäron aussetzen. Der damit beauftragte Sklave aber übergab das Kind einem Hirten des korinthischen Königs Polybos, und dieser brachte es dem Könige, dessen kinderlose Gemahlin Merope es aufnahm, und von seinen angeschwollenen Füßen Oedipus nannte. In Unwissenheit über seine Herkunft wuchs der Knabe am korinthischen Hofe auf und bildete sich zum rüstigen Heldenjüngling. Einst aber machte bei einem Gastmahl ein berauschter Jüngling ihm den Vorwurf, nicht des Königs wirklicher Sohn zu seyn, und dieser Zweifel nagte fortwährend an seinem Herzen. Die befragten Pflegeältern wiesen ihn an das delphische Orakel, und dies gab ihm zur Antwort: „Vermeide die Fluren der Heimath, sonst wirst du deines Vaters Mörder und der Gemahl deiner Mutter werden.“ Da er nun Korinth für seine Heimath hielt, mied er die Gränze desselben und wanderte nach Theben in Böozien. In einem schmalen Wege in Phocis begegnete ihm der König, der nach Delphi reisen wollte, um das Orakel nach dem ausgesetzten Sohne zu fragen und dessen Wagenlenker ihm trotzig gebot, auszuweichen. Oedipus weigerte sich zu gehorchen; darüber kommt es zum Kampfe, und Wagenlenker und König fallen unter seinem Schwerte. So hatte er unwissend die Hälfte des Orakels schon erfüllt. Nichts Böses ahnend, setzte er seinen Weg fort. In Thebe's Gebiet wüthete damals die Sphinx (s. d. Art.), die ein Räthsel sang, und jeden tödtete, der es nicht zu lösen vermochte. Noch war keinem die Lösung des Räthsels gelungen; in dieser Noth wurden dem Retter von Theben der erledigte Thron und der Königin Hand verheißen. Oedipus eilt herbei, löst das Räthsel, befreit die Stadt und empfängt den Preis. Das Orakel war erfüllt. Kaum schützte und ehrte Theben jetzt den Mörder des Laïos in seinen eignen Mauern, als eine Pest das Land traf, von welcher das Orakel Befreiung versprach, „sobald der entfernt seyn werde, der den Fluch über das Land gebracht.“ Das zagende Volk wendet sich an seinen ehemaligen Retter, und dieser, unwissend, daß er selbst der Verbrecher sey, strebt mit rastlosem Eifer, denselben zu entdecken. Er selbst entpreßt dem Seher Tiresias das unglückselige Geheimniß, und führt die schrecklichste aller Entdeckungen herbei: daß er des Vaters Mörder und der Mutter Gemahl sey. Fluchend dem Bett, in welchem der Gatte ihr den Gatten zeugte, der Sohn den Sohn, erhing sich die unglückliche Jokaste; Oedipus aber stach sich beide Augen aus, um seine Qual und seinen Frevel fürder nicht zu schauen. Er selbst drang darauf, daß Theben ihn verstoße. Dies geschah erst späterhin, als er zu

bleiben wünschte, auf seiner herrschbegierigen Söhne, Eteocles und Polynices, Verlangen. Erzürnt sprach er den Fluch über sie aus, daß einst das Schwert ihr Erbe theilen solle. Mit kindlicher Zärtlichkeit schlossen sich dagegen die beiden Töchter, Antigone und Ismene, an den blinden verwiesenen Vater an. Von der erstern geleitet, kommt er in den Flekken Colonos nach Attica, wo Theseus herrscht, und ruht im Haine der Eumeniden, den kein sterblicher Fuß betreten darf. Er versöhnt die furchtbaren Göttinnen; das Volk und Theseus selbst nehmen ihn in Schutz. Inzwischen hatte der pythische Apoll verkündet, glücklich und unüberwindlich werde das Land seyn, das unbekannt seine Asche verbärge. Man bemühte sich jetzt, jedoch vergebens, ihn nach Theben zurückzuführen. Durch nahe Todesahnung getrieben, suchte er bald darauf, von Theseus allein begleitet, sein Grab. Die Götter waren mit ihm versöhnt, sein Tod war der Tod der leidenden Unschuld. Ueber seinen Begräbnißort waren schon die Alten nicht einig. — Die Geschichte des Oedipus ist als ein wahrhaft tragischer Stoff vielfach für die Bühne bearbeitet worden. Der Oedipus des Aeschylus und Euripides ist verloren gegangen; vom Sophokles dagegen haben sich noch zwei Stücke erhalten, welche die Fabel des Oedipus behandeln: Oedipus der König und Oedipus auf Colonos. Auch Seneca hat die nämliche Mythe bearbeitet.

Ofen, ungarisch Buda, eine königliche Freistadt Ungerns, in der pesther Gespannschaft, an dem östlichen Ufer der Donau gelegen. Sie besteht aus der obern Stadt, welche befestigt ist, und nebst dem Schlosse auf einem felsigen Berge liegt; der Wasserstadt, die unter dem Berge sehr schön erbaut ist, und aus welcher man mittelst einer Schiffbrücke über die Donau in die Stadt Pesth kommt; aus dem Neustifte, in welchem die 52 Fuß hohe Dreifaltigkeitssäule zu bemerken ist, und der Raitzenstadt, welche fast ganz von Raitzen bewohnt wird, da hingegen in den übrigen Theilen sowohl Ungern als Deutsche ansässig sind. In dieser Raitzenstadt hat ein unirter griechischer Bischof seinen Sitz. Die Zahl der sämmtlichen Einwohner beläuft sich auf etwa 22,000. Das Schloß dieser Stadt wählte König Ludwig I. zu seiner Residenz, und König Matthias I. legte daselbst eine berühmte Bibliothek an, die aber nach der türkischen Eroberung 1526 vernichtet wurde. Damals wurde sie von den Türken bald wieder verlassen; allein 1530 fiel sie ihnen aufs neue in die Hände, und konnte ihnen, ungeachtet der wiederholten Belagerungen, nicht eher entrissen werden, als im J. 1686, wo sie von den Kaiserlichen, in Verbindung mit bayerschen und brandenburgischen Truppen, unter dem Herzog von Lothringen mit Sturm erobert wurde. In dieser Belagerung wurde das Schloß zerstört und blieb in diesem Zustande, bis Maria Theresia es herzustellen befahl, und der neuen Universität einräumte. Diese wurde 1777 von Tyrnau nach Ofen verlegt, und mit trefflichen Anstalten versehn, worunter verschiedene Kunst- und Naturaliensammlungen und eine ansehnliche Bibliothek sich auszeichnen. Die Güter und Einkünfte des Jesuiterordens in Ungern wurden zur Unterhaltung der Universität bestimmt, welche auch alle Lehrbücher, deren man sich auf den ungerischen Gymnasien und Schulen bedienen muß, anfertigen, drucken und verkaufen läßt. Am 25sten Juni 1780 wurde sie mit großer Feierlichkeit eingeweiht, in der Folge aber nach Pesth verlegt. Das ehemalige Bergschloß Plintenburg, Blendenburg oder Wischegrad bei Ofen ist jetzt ein Steinhaufen. Auch von der darunter liegenden ehemals so ansehnlichen Stadt an der Donau, wo ein prächtiges königliches Schloß war, ist nur noch ein geringer Ueberrest, der ein

Marktflecken heißt, vorhanden. Das meiste ward in den Türkenkriegen verwüstet. Zu Ofen findet man berühmte Bäder, das Kaiser-, Sprenger-, Raitzen-, Bruck- und Blocksbad genannt, welche in Hautkrankheiten Krämpfen, Lähmungen u. s. w. von guter Wirkung sind. Die Gegend hat trefflichen Weinbau.

Ofen ist eine Vorrichtung entweder zum Kochen, Braten und Backen, oder zum Heizen. Die Erfindung jener verliert sich in das höchste Alterthum; auf die Erfindung von diesen wurde der Mensch, als er sich unter den kältern Himmelsstrichen auszubreiten und anzusiedeln anfing, durch das Bedürfniß geführt. Daß die Griechen und Römer noch keine Stubenöfen kannten, ist wohl ausgemacht. Zu Seneca's Zeiten heizte man dadurch die Zimmer, daß man wie in den Bädern, so auch in den Zimmern eine unterirdische Kammer anlegte, die statt des Ofens diente, sie mit Kohlen füllte und die Wärme davon in einem Zimmer sammelte, aus welchem man sie durch die im Cirkel an den Wänden herumgehenden Canäle oder Röhren, die man nach Belieben öffnen und schließen konnte, in die andern Zimmer des Hauses leitete, welches auch schon zu Augusts Zeiten geschehen seyn soll, wo man bereits verschlossene Fenster hatte. Die jetzigen Stubenöfen sollen von den Deutschen in den nördlichen Gegenden erfunden worden seyn. So lange in Deutschland Ueberfluß an Holz war, dachte man nicht eben darauf, sie ökonomischer und holzersparender einzurichten. Um so mehr Versuche hat man darin und nicht ohne bedeutenden Erfolg in den neuern Zeiten gemacht.

Offenbach, eine wohlgebaute Stadt am südlichen Ufer des Mains, mit einem schönen Schlosse und 8000 Einwohnern, unter der Souveränetät des Großherzogs von Hessen. Es war die Residenz einer Linie der Grafen von Isenburg, welche 1718 ausstarb, worauf die fürstlich isenburg-birsteinische Linie zum Besitz kam. Deutsche und französische Reformirte, und seit 1740 auch die Lutheraner haben hier eigne Kirchen. Offenbach ist die Residenz des Fürsten von Isenburg-Birstein u. der Sitz seiner Verwaltungsstellen. Die hiesigen Manufacturen von Schnupf- und Rauchtabak, Seidenzeugen, Strümpfen und Bändern, Hüten, Fayence, Tabaksdosen, Wachslichtern, Wachstuch, Bijouteriearbeiten u. s. w. sind von Bedeutung, so wie auch die Handlung, welche durch die Nähe von Frankfurt ihr Leben erhält.

Offenbarung ist nach dem biblisch-kirchlichen Lehrbegriffe 1. active (in Beziehung auf das sich offenbarende Wesen), derjenige freie Act der Gottheit, durch den sie den Menschen einen ihren Bedürfnissen angemessenen Religionsunterricht ertheilt; 2. passive (in Beziehung auf die Menschen, welche die Offenbarung erhalten), eine von der Gottheit empfangene Belehrung über die Wahrheiten der Religion. Diese Wirksamkeit Gottes kann als eine mittelbare und als eine unmittelbare gedacht werden. Die mittelbare oder allgemeine Offenbarung ist der Inbegriff aller derjenigen Anstalten Gottes, wodurch ein Mensch veranlaßt werden kann, sich vermittelst seiner Reflexion Kenntniß von Gott und göttlichen Dingen zu erwerben. Die Natur, die Geschichte und das eigne Herz des Menschen werden in diesem Sinne Quellen der Offenbarung Gottes für den, der sie mit Nachdenken betrachtet und die sogenannte natürliche oder Vernunftreligion gründet ihre Lehren auf Abstractionen und Schlüsse aus der Beschaffenheit dieser allen vor Augen stehenden und an alle Zeiten und Völker sprechenden Zeugen des göttlichen Willens und Wirkens. Doch viel älter, als diese schon einen gewissen Grad von Bildung voraussetzende Gotteserkenntniß durch die reflectirende Vernunft ist der Glaube an eine unmittel-

bare und besondere Offenbarung der Gottheit an die Menschen durch Worte und Werke; alle Völker des Alterthums führen den Ursprung ihrer Religion, ja ihrer gesammten Cultur auf einen Unterricht zurück, den ihre Vorfahren von höheren Wesen gerade so erhielten, wie ein Vater sein Kind unterweis't, und wer überhaupt zugiebt, der Mensch bedürfe der Erziehung, der wird dieser Tradition die Wahrheit nicht absprechen. So wenig als ein Kind ohne alle fremde Nachhülfe in den Besitz der Kenntnisse und Einsichten kommt, auf die es als Mann fortbaut, konnte das Menschengeschlecht in seiner Kindheit die, wenn auch noch so rohen, Anfänge der Kunst und des Wissens ohne Anleitung finden; und sey immerhin diese Anleitung in den Kenntnissen und Fertigkeiten, die das sinnliche Wohlseyn angehen, dem Bedürfniß und Nachahmungstriebe der Urmenschen durch Gegenstände und Erscheinungen der äußern Natur gegeben worden, vermochte diese Natur auch ihre sittlichen Kräfte in Bewegung zu setzen und ihnen Aussichten in die übersinnliche Welt zu öffnen? Dem gemeinen Verstande, der nur aus sinnlicher Erfahrung erkennt, ist die Welt ein Räthsel; das Wort dieses Räthsels, die Kunde von Gott und seinem Verhältnisse zu der Welt, konnte nur Gott geben. Was die Menschen davon wissen, hat er ihnen selbst durch unmittelbare mündliche Offenbarungen mitgetheilt, ohne die sie weder so früh, noch so sicher zu dieser Kunde gelangt wären. Gott nahm bei seinen Offenbarungen Rücksicht auf die Fassungskräfte der Menschen, nach deren allmähliger Entwickelung sich drei Zeitalter der Offenbarung oder Perioden (Cursus) der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts unterscheiden lassen. Die frühesten Offenbarungen im patriarchalischen Zeitalter sind den Stammältern aller Völker gemein und ihre Strahlen leuchten durch die Dämmerung aller uns bekannten heidnischen Mythen hervor, die bei näherer Betrachtung als mehr oder weniger wunderlich ausgesponnene Phantasieen über die einfachen Religionsbegriffe der Urwelt erscheinen und bestätigen, was die heilige Schrift sagt, daß Gott sich nirgend unbezeugt gelassen habe. Rein erhalten und nach und nach vervollständigt wurden diese ältesten Vorbegriffe, im mosaischen Zeitalter, durch fortgesetzte Offenbarungen Gottes an einzelne Auserlesene, die die Bibel uns als Propheten des israelitischen Volks von Moses bis Maleachi kennen lehrt. Vollendet hat Gott seine Offenbarungen endlich durch Christum, dessen Religion, nachdem Gott die Zeiten der Unwissenheit unter den Heiden übersehen hatte, wieder für alle Völker bestimmt und das letzte (s. d. Art. Inspiration), vollkommenste, bis zum Ende der irdischen Dinge ausreichende Wort Gottes an die Menschen ist. So hat die Offenbarung das Menschengeschlecht von seiner Kindheit an bis zum Mannesalter auferzogen und unterrichtet und nun seit 18 Jahrhunderten aus dieser Schule entlassen, soll es in dem Lichte der empfangenen Belehrungen nur dahin arbeiten, daß solches Licht allen Einzelnen kund, klar und heilsam werde. Die Bestätigung dieses in der Bibel ausgesprochenen und durchgeführten göttlichen Planes der Menschenerziehung durch Offenbarung lesen wir auf den Blättern der Weltgeschichte, wenn wir anders den Geist, der in ihnen waltet, verstehen. Sie beweis't die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes an das Menschengeschlecht, indem sie die Wirklichkeit dieser Thatsache darthut, eben so wie die Welt selbst für die Möglichkeit des Wunders ihrer Entstehung durch den Willen Gottes auch keinen andern Erfahrungsbeweis hat, als die Thatsache ihrer Existenz. Weil es sich hier von Beziehungen des Unendlichen zum Endlichen handelt, wird jedoch der gemeine Men-

schenverstand, für den Ersteres gar nicht da ist, nie aufhören, die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes in Zweifel zu ziehen, zumal da sie außer den Religionswahrheiten, die die Vernunft durch eigne Thätigkeit finden könnte, auch noch geheimnißvolle Lehren (Mysterien) verkündigt, die der Vernunft zwar nicht widersprechend, aber doch zu hoch und unbegreiflich und daher von denjenigen, welche mit ihrer Vernunft, wie unentwickelt sie noch immer sey, das Gebiet alles wirklichen Seyns im Himmel und auf Erden ausmessen, und deshalb gar nichts Neues mehr erfahren zu können glauben, kurz ab verworfen worden sind. Gleichwohl haben gerade diese theoretisch unbegreiflichen Lehren der Religion von ihrer praktischen Seite so viel Gewicht für das menschliche Herz, daß es sie trotz der nachdrücklichsten Warnungen und Gegenerklärungen einer das Maß der Menschheit überschreitenden Zeitphilosophie festhält. Denn nicht nur den Einfältigen im Volke, sondern auch Männern von der umfassendsten Geistesbildung ist es nach ihrem eignen Geständnisse erfreulich zu wissen, daß Gott sich als Vater, der alles geschaffen hat und sich aller seiner Geschöpfe erbarmt, als Sohn, der Mensch geworden ist, um die Welt vom Bösen zu befreien, und als heiliger Geist, der sie durch immerwährendes Lehren, Ermahnen und Trösten im Guten erhalten will, geoffenbart, und durch diese Herablassung zu den Bedürfnissen der verirrten Menschheit denen, die sich bessern, die Zuversicht ihrer Versöhnung mit ihm, der Vergebung ihrer Sünden und einer himmlischen Unterstützung zu allem Guten eingeflößt hat. Sie überzeugen sich, diese Offenbarung könne Gottes eben so wenig unwürdig seyn, als eines Familienvaters die Weisheit, mit der er sich seinen Kindern immer von der Seite zu zeigen sucht, die ihren Fassungskräften, Bedürfnissen und den Zwecken ihrer Erziehung die angemessenste ist. Denn weil Gott den Menschen mit moralischer Freiheit, d. h. so geschaffen hat, daß er nicht nur das Gute erwählen, sondern auch irren und Fehler begehen kann, so erfordert die Bestimmung zur Tugend und Aehnlichkeit mit Gott, die der Mensch dennoch erreichen soll, Veranstaltungen zu einer außerordentlichen, in der bekannten Natur der Dinge nicht gegründeten Nachhülfe, wie sie durch die unmittelbaren göttlichen Offenbarungen an das Menschengeschlecht getroffen wurden. Je mehr nun dieser durch die Demonstrationen der Skepsis und Kritik des 18ten Jahrhunderts verdächtig gemachte Offenbarungsglaube gegenwärtig wieder überhand nehmen will, desto größer wird die Verlegenheit der Naturalisten, die ihn in der Theorie schon völlig verdrängt zu haben meinten, da sie sich einerseits durch die Erfahrung überführt sehn, wie wenig ein der göttlichen Autorität ermangelndes Religionssystem aus bloßer Vernunft zulänglich und geeignet sey, in das Leben der Völker einzutreten, andererseits aber der Rüge einer zu wenig erkannten argen Selbsttäuschung, in der sie Empfangenes für Erfundenes ausgeben, nicht mehr entgehen können. Denn daß sie die Religionswahrheiten, die sie für Produkte der bloßen Vernunft erklären, anders woher hätten, als aus den Lehren der göttlichen Offenbarung, unter deren Einflusse sie und ihre Vorgänger auferzogen und gebildet worden sind, werden sie nicht eher beweisen können, als bis sie einen Menschen ausfindig machen, der ohne je unter Offenbarungsgläubigen gelebt, je ein biblisches oder von einem mit der geoffenbarten Religion bekannten Verfasser geschriebenes Buch gelesen, noch überhaupt je irgend einigen Unterricht in einer positiven Religion genossen zu haben, nur durch Naturbetrachtung und eigne Vernunftthätigkeit zur Erkenntniß der Sätze gelangt sey, die die natürliche Religion ausmachen. Bis ein solcher von aller übernatür-

lichen, göttlichen Belehrung unabhängiger Repräsentant der vergötterten Vernunft auftritt, wird die Offenbarung des lebendigen Gottes die Lehrerin der Menschen und die Stütze des Glaubens der Millionen bleiben, die sich zu ihr bekennen. Um über die Art und Weise, wie sie an die Urväter und Propheten ergangen sey, zuverlässige Auskunft zu geben, müßte man selbst zu diesen Vertrauten Gottes gehören. Seit es keine dergleichen Eingeweihte mehr giebt, ist weder ein näherer Aufschluß hierüber, noch eine weitere Vervollkommnung der geoffenbarten Religion selbst denkbar. Vervollkommnen soll und kann sich aber immerwährend das Verständniß der Offenbarung und ihre Anwendung im Cultus und im sittlichen Leben. Denn hat auch der Mensch sich die Religion nicht selbst gegeben, so liegen doch in seinem Gemüthe alle Keime der wahren Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge, und die Offenbarung zeigt und enthüllt ihm nur, was er unbewußt in sich trägt. Je besser er dies Zeigen und Enthüllen des göttlichen Erziehers wahrnimmt und verstehen lernt, desto deutlicher und lebendiger wird er Gottes und seiner Beziehung zu der Welt inne; daher denn die Einbildung, als habe er selbst gefunden, was ihm gelehrt worden ist, wohl möglich und verzeihlich, aber von dem Versuche, die Perfectibilität der geoffenbarten Religion durch die Vernunft zu erweisen, kein anderes Resultat zu erwarten war, als was sich von selbst versteht, daß nämlich unsere Erkenntniß und Ausübung dieser Religion und der aus ihren Quellen abstrahirte kirchliche Lehrbegriff einer unendlichen Vervollkommnung fähig sey. E.

Offensiv, Offensivallianz. Mit dem Worte offensiv bezeichnet man überhaupt alles, was auf einen Angriff abzweckt, diesen zum Gegenstande hat; so spricht man von Offensivoperationen, Offensivallianzen, Offensivkriegen u. s. w. Am häufigsten wird das Wort von Allianzen und Bündnissen gebraucht, die man in zwei große Classen, in Offensiv- und Defensivallianzen, oder in Trutz- und Schutzbündnisse abtheilt. Der Name selbst giebt schon den wesentlichen Charakter beider an; die erstern sind zum Angriffe eines gemeinschaftlichen Feindes, die zweiten zur Vertheidigung gegen die Angriffe desselben bestimmt; nicht selten vereinigen aber auch Allianzen beide Eigenschaften. Die ersten pflegen gewöhnlich nur gegen einen bestimmten Feind, die Defensivallianzen dagegen unbestimmt gegen jeden Angreifer gerichtet zu seyn. Ueberhaupt zerfallen die Allianzen, was die Rechte und Verpflichtungen, sowohl der Alliirten unter sich, als auch das Verhältniß derselben zu dem Feinde betrifft, in drei Hauptclassen: nämlich in sogenannte Kriegsgemeinschaft — société de guerre, alliance pour faire la guerre en commun — wenn beide Theile sich verpflichten, mit gemeinschaftlichen Kräften, mit ihrer ganzen Macht, den Krieg gegen den gemeinschaftlichen Feind zu führen, wodurch alsdann jede der alliirten Mächte als hauptkriegführende Macht angesehen wird; oder in Auxiliarallianzen im engern Sinne, wenn die Alliirten sich wechselseitig nur zu einer bestimmten Hülfe verpflichten, wo also eintretenden Falls nur die eine der verbündeten Mächte als Hauptmacht, die andere aber nur als hülfleistende Nebenmacht erscheint, wobei noch bemerkt werden muß, daß sich bei dieser Art von Allianzen beide contrahirende Theile in der Regel nur zu einer bestimmten Hülfe verpflichten, und nur dann dieselbe gewöhnlich ins Unbestimmte auszudehnen sich wechselseitig versprechen, wenn der eine oder der andere Theil von einer dritten Macht, aus keinem andern Grunde, als wegen dieses geschlossenen Bündnisses, angegriffen werden, oder Falls vielleicht die erste stipulirte Hülfe als vollkommen unzulänglich befunden wurde; drittens endlich in

bloße Subsidientractate, wenn die eine Macht sich nur gegen ihr gezahlte Subsidien anheischig macht, Truppen zu stellen, oder sie der andern Macht in Sold zu geben, ohne selbst irgend einen directen Antheil an dem Kriege zu nehmen. Diese letztere Art von Verbindungen, wenn sie nicht zugleich mit einer Auxiliarallianz, wie dies häufig der Fall ist, verschmolzen ist, verdient eigentlich den Namen einer Allianz nicht, da diese immer Gleichheit der Absicht und des Zwecks voraussetzt. Wenden wir diese angeführten Bestimmungen auf den Begriff von Off- und Defensivallianzen an, so folgt daraus, daß jede Kriegsgemeinschaft den Feind berechtige, die durch eine solche Allianz verbündeten Mächte, jede insbesondere, als seinen directen Feind anzusehen und zu behandeln, gleichviel ob er einen Offensiv- oder Defensivkrieg führt, indem ja durch diese Verbindung jeder der Verbündeten sich zugleich als hauptkriegführenden Theil darstellt. Was dagegen die Allianzen im engern Sinne, oder die sogenannten Auxiliarallianzen betrifft, so muß man, wenn sie in die Classe der Defensivallianzen gehören, zwei Fälle sorgfältig von einander unterscheiden. War nämlich die Allianz vor dem Kriege, oder vor dessen wahrscheinlichem Ausbruche geschlossen, so galt bisher allgemein die Regel: sobald ein Staat vermöge eines früher geschlossenen Allianztractats einem Andern eine bestimmte, das in dem Bündnisse stipulirte Maß nicht überschreitende Hülfe leiste, so werde dadurch der Alliirte noch keineswegs der directe Feind desjenigen, gegen welchen diese Hülfe gebraucht werde; denn in diesem Falle sey keine feindselige Absicht bei dem Alliirten zu vermuthen, dieser erfülle vielmehr nur ein früher gegebenes Versprechen. Das Hülfscorps allein ward daher feindlich behandelt, die zwischen dem Alliirten und der Macht, gegen welche die Hülfe gegeben ward, bestehenden Verträge wurden aber keineswegs als gebrochen angesehen. War aber dagegen die Allianz erst während des Krieges, oder als der Ausbruch desselben schon nicht mehr zweifelhaft war, geschlossen, so glaubte man in einem solchen Falle ziemlich allgemein, den Alliirten als directen Feind behandeln zu dürfen, da aus seinem Verfahren die feindselige Absicht klar hervorging. War eine offensive Allianz geschlossen, so wurde, da auch hier offenbar eine feindliche Absicht zum Grunde lag, der Verbündete, selbst wenn er nur eine bestimmte Hülfe leistete, jedesmal als Feind behandelt. Bei bloßen Subsidientractaten fand dagegen nie feindselige Behandlung desjenigen Statt, der seine Truppen den Kriegführenden gegen Subsidien überließ; ein solcher Staat ward vielmehr fortdauernd als vollkommen neutral angesehen. Diese Maximen, welche so lange in Europa befolgt wurden, als es noch keinen übermächtigen Staat gab, der es mit allen, oder doch dem größten Theile der übrigen Mächte selbst vereint aufzunehmen gewagt hätte, und die so wohlthätig dazu wirkten, die Ausbreitung und Ausdehnung der Kriege zu verhindern, wurden, wie so manche andere humane Regeln des Völkerrechts, von der neuern französischen Regierung bei mehr als einer Gelegenheit auf das gröbste verletzt; ja man war sogar schaamlos genug, bloß zufällige Verhältnisse, Familienverbindungen der Regenten u. s. w. für hinreichende Ursachen feindseliger Behandlung zu erklären; ein Verfahren, das nur von einem Staate befolgt werden konnte, dessen einziges Streben auf Universalmonarchie gerichtet war. — Schließlich mag noch bemerkt werden, daß die Zahl der den Namen der defensiven führenden Allianzen die der Offensivallianzen bei weitem übersteigt, wie denn überhaupt bei jedem Kriege keine Partei gern als der angreifende Theil erscheinen will; wobei aber auch nicht zu übersehen ist, daß viele sogenannte Defensivallianzen wahre

Trutzbündnisse, so wie manche sogenannte Vertheidigungskriege wahre Angriffskriege waren. Cz.

Offertorium heißt in der römischen Kirche derjenige Gesang, welcher alsdann, wenn das Volk, während der Messe zum Opfer geht, angestimmt, oder auch auf der Orgel gespielt wird. — Dann heißt es auch das Opfergeld, das den Kirchendienern auf den Altar hingelegt, — geopfert wird.

Official heißt der Vicarius eines Bischofs in weltlichen Gerichtsangelegenheiten (z. B. Ehesachen); dagegen der Vicarius desselben in geistlichen und Kirchensachen der Suffraganeus heißt. Das Officialat ist daher das bischöfliche Gericht, hauptsächlich in weltlichen peinlichen Fällen, wo ein solcher Official an des Bischofs Statt den Vorsitz hat und Recht spricht.

Officinell, was theils als einfaches, theils als zubereitetes oder zusammengesetztes Arzneimittel in der Apotheke nach der Bestimmung der Landespharmacopöe vorräthig gehalten werden muß; von Officin, der Benennung einer pharmaceutischen Werkstätte. H.

Ofterdingen (Heinrich von), oder Afterdingen, Efterdingen, einer der berühmtesten Minnesänger aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert (dem schwäbischen Zeitalter), von dessen Lebensumständen jedoch wenig bekannt ist. Seine Jugend, heißt es, brachte er in Oesterreich an dem Hofe des Herzogs Leopold VII., mit dem Beinamen der Ehrtenhafte, zu. Hier bildete er sich zum Dichter. Er unternahm von Zeit zu Zeit Reisen und verbreitete allenthalben den Ruhm seines Fürsten. Ein Gleiches that er auch an dem Hofe des Landgrafen Herrmann von Thüringen, wo er in einem öffentlichen Wettstreit den Lobpreisern Herrmanns das Lob Leopolds entgegensetzte. Erbittert versuchten seine Gegner allerlei Mittel, ihn bei dem Landgrafen in Ungnade zu bringen und vom Hofe zu entfernen. Endlich wurde auf des Landgrafen Veranlassung Klingsohr aus Ungarn, ein hochberühmter Sänger damaliger Zeit, herbeigerufen, um den Streit als Schiedsrichter zu entscheiden; der Ausspruch desselben war zu Ofterdingens Vortheil. Wir haben von Ofterdingens Poesie nichts übrig, als einige Rollen des Krieges zu Wartburg in der manesseschen Sammlung. Daß er der Verfasser des Heldenbuchs oder des Nibelungenliedes sey, wird eben so sehr bestritten als behauptet.

Ohio, der schöne Fluß, ein großer Fluß in den nordamerikanischen Freistaaten, welcher südlich unter dem Eriesee entspringt, den Namen Alleghany führt, und erst wenn er den Menongahla südöstlich von Pittsburgh aufgenommen hat, die Benennung Ohio erhält. In einem sehr langen südwestlichen Lauf nimmt er auf der Nordseite, außer vielen andern kleinen Flüssen, den Scioto, Miami und Wabaschfluß, und auf der Südseite den Kentucky, Tennessee und Cumberlandfluß auf, und fällt endlich in den Missisippi. Er ist in der ganzen Länge seines Laufs schiffbar, und leistet den Anwohnern treffliche Dienste zum Abzug ihrer Produkte. Die ausgebreiteten Gegenden nördlich von dem Fluß heißen mit einem allgemeinen Namen the western Territory, und theilen sich in Indiana und in die Landschaft nordwestlich vom Ohio. An seine südlichen Ufer gränzt der Freistaat Kentucky und höher Virginien.

Ohr, s. Gehör.

Ohrenbeichte wird das dem Priester im Beichtstuhle abzulegende geheime Sündenbekenntniß genannt, bei dem der Beichtende die Sünden, dieser seit seinem letzten Abendmahlsgenusse begangen hat, einzeln und namentlich hererzählt. Der Beichtvater pflegt das Beichtkind nach

über die näheren Umstände der eingestandenen Sünden auszuforschen und nach Maßgabe derselben sowohl seine Ermahnung, als auch die besondern Büßungen einzurichten, die er ihm als eine Bedingung der Absolution auflegt. Solche Büßungen sind Abbeten des Rosenkranzes in bestimmten Fristen, außerordentliche Fasten, Wallfahrten, Almosen und Messen, die der Büßende für sein Geld lesen lassen muß. Der Beichtende darf keine grobe Sünde, deren er sich erinnern kann, verschweigen, dagegen der Beichtvater zur unbedingten und strengsten Geheimhaltung der ihm abgelegten Bekenntnisse verpflichtet ist. Diese Verpflichtung heißt Beichtgeheimniß oder Beichtsiegel. Der Gebrauch der Ohrenbeichte ist in der katholischen Kirche vom Papste Innocenz III. 1215 förmlich angeordnet worden und die dabei zu ertheilende Absolution hat nach dem Lehrbegriff dieser und der griechischen Kirche sacramentalische Kraft. Da die heilige Schrift keine erweisliche Bestimmung hierüber enthält, fand der Gebrauch der Beichte vor dem Abendmahlsgenusse in den ältesten Christengemeinden nicht Statt. Wer sich grober Sünden schuldig gemacht hatte, legte vor der versammelten Gemeinde ein öffentliches Bekenntniß der Reue ab, welches gewöhnlich schriftlich aufgesetzt war und von dem Büßenden abgelesen wurde. Papst Leo der Große verwandelte um 450 diese öffentliche Beichte in eine geheime vor dem Priester, deren Ablegung jedoch vor 1215 keineswegs allgemein gesetzlich vorgeschrieben war. Die protestantischen Kirchen haben die Ohrenbeichte bekanntlich abgeschafft, und es ihren Gliedern freigestellt, wie viel sie dem Beichtvater von ihren einzelnen Sünden bekennen oder ob sie es bei dem allgemeinen Geständnisse, daß sie Sünder sind, bewenden lassen wollen. E.

Ohsson d' (Muradgea), Gesandter des Königs von Schweden bei der ottomanischen Pforte, stammte aus einer angesehenen armenischen Familie ab, und wurde zu Constantinopel geboren. Seine ausgezeichneten Talente und der Reichthum von Kenntnissen, den er sich erwarb, verhalfen ihm frühe schon zu einer Anstellung bei der schwedischen Gesandtschaft in seiner Vaterstadt; durch Tüchtigkeit und Diensteifer stieg er schnell empor, wurde Ritter des Wasaordens, und erhielt 1782 die Stelle eines Ministers und außerordentlichen Gesandten. Neben seinen diplomatischen Geschäften betrieb er mit rastlosem Eifer das Studium der orientalischen Sprachen und Literatur, las alle Schriftsteller der Araber, Türken und Perser, untersuchte die Denkmale des Alterthums, und forschte in den öffentlichen Urkunden und in den Archiven der Regierung, zu welchen er durch sein Ansehen Zutritt erhalten hatte. So brachte er eine Menge Materialien zur Geschichte und Statistik des türkischen Reiches zusammen, mit denen er sich nach Paris begab, um sie zu bearbeiten. Hier erschien in den Jahren 1787 und 1788 mit viel typographischer Pracht, in groß Folio gedrucktes und einer Menge Kupferstichen versehenes, in seiner Art einziges Werk: Tableau général de l'empire d'Othoman, divisé en deux parties, dont l'un comprend la législation Mahometane, l'autre l'histoire de l'empire Othoman. II Tom. (deutsch von Beck, Lpzg. 1788. und Pezzl, Wien 1790.), worin er aber, mit Zurücklassung der Geschichte, nur das Religionswesen, die Moral und Hierarchie darstellt. Nach dem Ausbruche der Revolution ging er auf seinen diplomatischen Posten nach Constantinopel zurück, setzte seine Forschungen fort, und begab sich dann wieder nach Paris, wo er 1804 die 2 ersten Bände seines Tableau historique de l'Orient (deutsch von Rink, Danzig 1806.) herausgab, durch seinen am 27. Aug. 1807 erfolgten Tod aber an der Fortsetzung verhindert wurde. Die französische Revolution

brachte ihn nicht nur um den größten Theil seines Vermögens, sondern auch um die meisten Exemplare seines Tableau général etc. und den dazu gehörigen Platten und Zeichnungen. d'Ohsson war, bei so großen Verdiensten, ein sehr einfacher und anspruchloser Mann, angenehm und interessant im Umgang, u. in allen Verhältnissen des Lebens höchst rechtschaffen.

Oekonomie, Haushaltung, besonders die Haushaltung des Landmanns. Wir haben davon in dem Artikel Landwirthschaft gesprochen. — Aber auch der Staat hat eine Oekonomie. Von der Einrichtung derselben hängt das Wohl der Nation ab. Man kann daher sagen, daß die Staatsökonomie als Wissenschaft, wozu sie in den neuesten Zeiten erhoben worden, von dem Wohlstand der Nationen handelt. Ihr Gegenstand ist, zuvörderst zu bestimmen, worin dieser Wohlstand besteht, und dann, wie er hervorgebracht und unter die verschiedenen gesellschaftlichen Classen verbreitet wird. Die Schriftsteller über Staatsökonomie theilen sich in zwei große Classen: in die Vertheidiger des Merkantilsystems (s. d.) und in die Vertheidiger des physiokratischen oder Agriculturſystems (s. d.), je nachdem sie Handel und Gewerbfleiß oder Ackerbau als die Grundlage des Nationalwohlstandes betrachten.

Olavides (Don Pablo), Graf von Pilo, geboren 1740 zu Lima, der Hauptstadt von Peru, kam früh nach Madrid, wo seine angebornen Talente und seine Thätigkeit ihn bald zu wichtigen Aemtern erhoben. Er folgte als Secretär dem Grafen von Aranda auf seiner Gesandtschaft nach Frankreich. Durch seinen Umgang mit dieser fröhlichen und leichtsinnigen Nation verlor er sein strenges Betragen, nahm zum Theil ihre Sitten an und gewann ihren Charakter lieb. Nach seiner Rückkehr nach Spanien erhob ihn Carl III. in den Grafenstand und ernannte ihn zum Intendanten von Sevilla. Er entwarf mehrere große und nützliche Plane, und vornehmlich den, die Sierra Morena urbar zu machen. Dieses auf seinen Höhen dürre, in seinen Thälern morastige, zu allen Zeiten unwegsame Waldgebirge hat bei einer Breite von fünf bis sechs Stunden eine Länge von 27 Stunden. Um es zum Ackerbau und Handel geschickt zu machen, berief Olavides Colonisten aus allen Nationen, besonders Deutsche, dahin. Ein sicherer Schutz von Seiten der Regierung hatte sie bald an den Boden und ihre Arbeiten gewöhnt. Gute Gasthäuser erhoben sich in bisher wüsten Gegenden, und noch jetzt ist dieser District Spaniens derjenige, wo der Reisende sich am besten befindet. Es wurden neue Ortschaften nach den Anordnungen des Intendanten angelegt, welcher daselbst Seidenmanufacturen anlegen wollte und Arbeiter dafür aus Lyon berief. Schwere, vielleicht übertriebene Beschuldigungen unterbrachen diese Erfolge, und der Mann, der den Glanz und die Wohlfahrt seines Vaterlandes durch glückliche Einrichtungen vermehrt hatte, wurde in einen Kerker geworfen und blieb drei Jahre lang gefangen. Indeß waren die Dienste, die er Spanien geleistet hatte, zu einleuchtend, um vergessen zu werden; es fanden sich Freunde, die seine Flucht möglich machten. Er begab sich nach Venedig und kehrte später nach Spanien zurück, wo er im J. 1803 in einem Alter von 63 Jahren starb. Man hält Olavides für den Verfasser eines spanischen Werks unter dem Titel: El Evangelio en triunfo, worin die Religion gegen den Unglauben vertheidigt wird, und das trotz seines mittelmäßigen Gehalts so häufig gelesen wurde, daß binnen zwei Jahren acht Ausgaben erschienen.

Olbers (Wilhelm), geboren zu Arbergen im Herzogthum Bremen im J. 1758, Doctor der Medicin, lebt als ausübender Arzt in Bremen und beschäftigt sich aus besonderer Neigung mit der Astronomie, in der er

ſich einen bleibenden Namen erworben hat. Er richtete ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf die Cometen. Einen Beweis von dem Erfolge ſeiner Bemühungen lieferte er in ſeiner neuen und bequemen Methode, die Bahn eines Cometen aus eignen Beobachtungen zu berechnen (Weimar 1797). Noch berühmter wurde er, als er am 28ſten März 1802 einen neuen Planeten zwiſchen dem Mars und Jupiter entdeckte. Er legte ihm den Namen Veſta bei. Außerdem hat Olbers einzelne Aufſätze über die Parallarenberechnung, über die vom Himmel gefallenen Steine u. ſ. w. geſchrieben. Seine Inauguraldiſſertation handelt: De oculi mutationibus internis (1780).

Oldenburg, eine ehemalige Grafſchaft im weſtphäliſchen Kreiſe, an der Weſer und Hunte, zwiſchen Oſtfriesland, Jever, der Weſer und Bremen gelegen, iſt das Stammhaus der heutigen Könige von Dänemark. Seit dem J. 1547 mit Delmenhorſt vereinigt, fiel ſie, nach dem Abgange der ehemaligen Grafen 1667 an die regierende Linie in Dänemark. Dieſe vertauſchte ſie 1773 für ſeinen holſteiniſchen Antheil an den ruſſiſchen Großfürſten, der ſie wieder ſeinem Vetter, dem Herzog von Holſtein und Biſchof von Lübeck, Friedrich Auguſt, welcher der Stifter des zweiten Aſtes der holſtein-eutiniſchen Linie wurde, abtrat. Dieſen Tauſch ſowohl als die Abtretung beſtätigte der Kaiſer im J. 1777. Zugleich erhob er die beiden Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt zu einem Herzogthum unter dem Namen Oldenburg und ertheilte dem Beſitzer deſſelben auf dem Reichstage die Stimme, welche zuvor die ältere gottorpiſche Linie gehabt hatte. Bei den allgemeinen Ausgleichungen im J. 1802 ſollte der Herzog den elsfleter Zoll verlieren, welcher im Durchſchnitt jährlich 60,000 Thlr. trägt, und trat als Biſchof von Lübeck einige Dörfer und die Domſtiftsgebäude an die Reichsſtadt Lübeck ab. Dagegen erhielt er das Bisthum Lübeck mit den Beſitzungen des Domkapitels als erbliches Eigenthum, ferner das hövetiſche Amt Wildeshauſen und die beiden münſteriſchen Aemter Vechte und Klopenburg, zuſammen 54 Quadratmeilen mit 85,000 Einwohnern und über 200,000 Gulden Einkünften. Das eigentliche Herzogthum Oldenburg nebſt Delmenhorſt enthält 46 Quadratmeilen mit 92,000 Einwohnern und 490,000 Gulden Einkünften. Den Ertrag vom elsfleter Zoll gab der Herzog im J. 1803 auf 130,000 Gulden an, und bewirkte durch ruſſiſche Verwendung, daß ihm dieſer noch auf 10 Jahre zugeſtanden wurde. Der Herzog, welcher am 14ten October 1808 dem rheiniſchen Bunde beitrat, war im Beſitz ſeiner Länder, bis Napoleon durch ſein Decret vom 10ten December 1810 ſie nebſt andern Gebieten Deutſchlands ſeinem Reiche einverleibte. Oldenburg wurde zum Departement der Weſermündungen, Lübeck zum Departement der Elbmündungen geſchlagen. Dieſer Gewaltſchritt des franzöſiſchen Uſurpators wurde vornehmlich von Rußland übel empfunden, das dadurch eine Schöpfung ſeiner Großmuth vernichtet ſah. Die Entſchädigung, welche Frankreich in unbeſtimmten Ausdrücken anbot, wurde weder von dem Herzog, noch von Rußland angenommen. Mit Deutſchlands Befreiung traten auch für Oldenburg die frühern Verhältniſſe wieder ein, und der Herzog wurde Mitglied des deutſchen Bundes. Den von dem Wiener Congreß ihm zugeſicherten Ländererwerb jenſeits des Rheins erlangte er 1817, indem ihm von Preußen Birkenfeld und die Umgebungen abgetreten wurden. Auch erhielt er 5000 Unterthanen von Hanover. Seine Reſidenzſtädte ſind Oldenburg und Eutin.

Oldendorp (Chriſtian Johann), geboren 1772 zu Schloß Marienborn in der Wetterau, hat ſich als Mahler durch ſeine Feuersbrünſte und Brandſtücke bekannt gemacht, von denen er mehrere öffentlich gezeigt hat.

Digitized by Google

Die Kenner der Kunst gestehen ihm in dieser Gattung der Mahlerei ein nicht gewöhnliches Talent zu, und vermissen nicht sowohl die Kunst der Zeichnung, des Colorits und Helldunkels, als die leitende Idee in der Anordnung, ohne welche das Ganze nicht Einheit haben kann. Den meisten seiner Arbeiten fehlt noch der höhere poetische Charakter, um ächte Kunstprodukte zu seyn. Der deutsche Freiheitskrieg entzog den patriotischen Künstler seinen stillen Geschäften und rief ihn in die Reihen des sächsischen Banners; seit dem Frieden aber übt er zu Dresden wieder seine Kunst aus und ist auch als humoristischer Schriftsteller aufgetreten.

Oele sind fettige Flüssigkeiten, welche sich nicht mit dem Wasser vereinigen und vermittelst eines Dochtes brennen und verdampfen. Es giebt Substanzen dieser Art aus allen drei Reichen der Natur. Des thierischen Oels ist unter dem Art. Fett Erwähnung geschehn. Die Pflanzenöle haben mit den thierischen große Aehnlichkeit. Jedoch hat ein Theil derselben noch besondere Eigenschaften. Man unterscheidet zwei Hauptarten der vegetabilischen Oele, nämlich fette und ätherische. Letztere werden auch wesentliche oder riechende Oele genannt. Die Bestandtheile der Pflanzenöle sind Wasserstoff und Kohlenstoff; die ätherischen enthalten mehr von dem erstern, die fetten hingegen mehr Kohlenstoff. Durch allmählige Verbindung mit dem Sauerstoffe werden sie ranzig, durch schnelle Verbindung damit verbrennen sie. Aetherische oder riechende Oele, welche oft auch einen starken Geschmack haben, erhält man aus starkriechenden vegetabilischen Substanzen meistens durch Destillation im Wasser, seltner durchs Auspressen, wie z. B. das Citronenöl. Sie lassen sich im Weingeist, mehr oder weniger auch im Wasser auflösen, entzünden sich am Flammenfeuer ohne Erhitzung, und werden weder brenzlich (empyreumatisch), noch ranzig. Die Flüssigkeit und Schwere der ätherischen Oele ist verschieden, eben so auch ihre Farbe. Einige sind schwerer als das Wasser und sinken darin zu Boden. Mit Zucker vermischt lassen sie sich mit dem Wasser vereinigen. Beim Zugange der freien Luft verbinden sich die ätherischen Oele leichter mit dem Sauerstoff als die fetten, nehmen dadurch eine Farbe an, werden dicker und in ein Harz verwandelt. Von diesen Oelen durchdrungene Körper widerstehen der Fäulniß, und hierauf gründet sich die Theorie des Einbalsamirens. Alle gewürzhaft riechende Pflanzen enthalten ätherische Oele, die den Geruch der Pflanze besitzen, von welcher sie kommen. Bei manchen Pflanzen findet man in allen ihren Theilen ein ätherisches Oel, bei andern nur in den Blüthen, in den Blättern, den Früchten oder den Schalen und dem Samen, oder endlich in der Rinde und der Wurzel. Bei sehr vielen Pflanzen finden sich in den ätherischen Oelen derselben entweder alle, oder doch die mehresten und vorzüglichsten Arzneikräfte, daher sie für die Apotheken von großer Wichtigkeit sind. Pflanzen, die an trocknen sonnenreichen Orten wachsen, geben das meiste ätherische Oel. Durchs Trocknen derselben verringert sich die Quantität ihres Oels. Man zieht auch mittelst der Destillation im Wasser aus einigen animalischen Substanzen, z. B. aus den Ameisen, dem Bibergeil und andern, ein ätherisches Oel. Wenn nun das Wasser, in welches man die aromatischen Pflanzen gethan hat, den Grad der Siedhitze bei der Destillation in der Blase erreicht hat, so gehen die meisten ätherischen Oele über; doch thun dies einige auch schon bei einem geringern Grade. Je leichter sie sind, desto eher geschieht ihr Uebergang. Manche Pflanzen bedürfen nur eines Dampfbades, um daraus das Oel zu erhalten. Mit dem Oele geht zugleich Wasser über. Dies sondert man dadurch ab, daß man die ganze, durch die Destillation erhaltene Mischung, die milchicht aussieht, zugedeckt an einen kühlen Ort

Digitized by Google

ſtellt. Hier ſetzt ſich das ſchwerere Oel zu Boden, das leichtere aber ſchwimmt auf der Oberfläche des Waſſers und kann ohne viel Mühe vollends abgeſondert werden. Wenn man es von den ſchleimichten Theilen befreit hat, die mit übergegangen ſind, ſo muß es in wohlverwahrten Flaſchen aufbehalten werden. — Die fetten Oele, welche auch ausgepreßte Oele genannt werden, obgleich man nicht alle durch das Auspreſſen gewinnt, ſchwimmen ſämmtlich auf dem Waſſer, ſind alſo ſpecifiſch leichter. Sie hinterlaſſen auf dem Papiere einen durchſichtigen Fleck, der durch das Erwärmen des Papiers nicht wieder vergeht, weil dieſe Oele, um verflüchtigt zu werden, einen weit höhern Grad der Hitze, als der des ſiedenden Waſſers iſt, verlangen. Sie laſſen ſich im Weingeiſt nicht auflöſen, und erhalten, wenn ſie im friſchen Zuſtand auch noch ſo mild ſind, beim Ranzigwerden einen ſcharfen, beißenden, brennenden Geſchmack und einen widrigen Geruch. Viele von dieſen Oelen nehmen auch von den Schalen der Früchte, wenn dieſe mit denſelben gepreßt werden, einen unangenehmen Geſchmack und Geruch an; auch geben alte, verdorbene, desgleichen unreife Samen ein ſchlechteres Oel; die fetten Oele des Pflanzenreichs werden aus ſolchen Pflanzenſamen und Kernen gewonnen, welche mit dem Waſſer zerrieben Emulſionen liefern. Durch das Auspreſſen erhält man die mehreſten. Im Groſſen geſchieht dies auf eignen Oelmühlen. Hier werden die Samen entweder geſchält oder ungeſchält zerſtampft, ſodann, um das Auspreſſen zu erleichtern, erwärmt und in die Preſſen gebracht. Durch kaltes Auspreſſen bringt man nicht alles Oel aus dem Samen; treibt man aber die Erwärmung zu hoch, ſo ſchadet man dadurch dem Oele, welches in dieſem Falle eher ranzig wird. Alle friſch ausgepreßten Oele enthalten eine Menge Schleimtheile, welche beim Preſſen mit abgefloſſen ſind, und ſehen daher trübe aus. Durch anhaltende Ruhe werden ſie völlig klar und können von dem Bodenſatze abgegoſſen werden. Auch durch das Auskochen gewiſſer Früchte oder Samenkerne erhält man fette Oele. Es ſind dies insonderheit die ſogenannten Pflanzenbuttern. Manche von den fetten Oelen trocknen an der Luft zu einer feſten Maſſe aus, andere bleiben dagegen immer ſchmierig. Wenn man die erſtern kocht, ſo wird ihr Austrocknen noch mehr befördert, weil dabei die wäſſerigen und ſchleimichten Theile mehr abgetrieben werden. Dieſe trocknenden Oele geſtehen erſt bei einem weit höhern Kältegrad als die ſchmierig bleibenden, von denen einige ſchon bei der gewöhnlichen Temperatur unſeres Clima's im Sommer zu einer Art von Butter gerinnen. Zum Sieden erfodern alle einen Grad von Hitze, den man auf 600 Grad Fahrenheit rechnet. Erſt, wenn ſie bis zur Verflüchtigung erhitzt ſind, entzünden ſie ſich. Mit dem Waſſer laſſen ſich die fetten Oele nicht vermengen. Wenn man beide Subſtanzen unter einander ſchüttelt, ſo entſteht eine trübe milchichte Flüſſigkeit, aus der ſich aber das Oel bald wieder vom Waſſer ſcheidet und obenauf ſchwimmt. Eine bleibende milchichte Flüſſigkeit der Art erhält man, wenn man die ölichten Pflanzenſamen mit Waſſer reibt. Dieſe Pflanzenmilch wird Emulſion genannt. In derſelben iſt das Oel nicht mit dem Waſſer vermiſcht, ſondern nur mittelſt des Schleims in demſelben vertheilt, und kann daraus abgeſchieden werden. In der Wärme löſen die fetten Oele die Harze und den Schwefel auf. Mit den ätzenden Laugenſalzen verbinden ſie ſich aufs innigſte, werden in dieſer Verbindung auch ſelbſt auflösbar und zur Seife. Wenn man die fetten Oele mit Kalkwaſſer unter einander ſchüttelt, ſo verdicken ſie ſich. Blei, Kupfer, Braunſtein und Arſenik greifen die fetten Oele an und löſen ſie allmählig auf. Beim Verbrennen ſetzen ſie einen Ruß ab, welcher von dem aus Mangel an Sauerſtoff unzerſetzt und unver-

brannt gebliebenen Kohlenstoffe herrührt. Wenn man daher dem Dochte einer Lampe die Einrichtung giebt, daß die Luft durch die Achse der Flamme gehen kann, so wird aller Rauch vermieden, weil aller Kohlenstoff zersetzt wird, und es bildet sich nur Wasserdunst und kohlensaures Gas. Nach Lavoisiers Versuchen verzehren 19¼ Gran Baumöl beim Verbrennen 62 Gran Lebensluft, und dabei bilden sich 54¼ Gran kohlensaures Gas und 27 Gran Wasser. Durch die Decarbonisation können die fetten Oele in ätherische verwandelt werden, indem ihnen dadurch ein Theil des Kohlenstoffs entzogen wird. — Diejenigen Oele, die man prenzliche oder empyreumatische nennt, sind Produkte, welche aus den Oelen erst durch die Einwirkung des Feuers erzeugt werden; also nicht besondere Arten der Oele überhaupt. Sie haben einen brandigen unangenehmen Geruch, scharfen bitterlichen Geschmack, eine dunkle Farbe und etwas dicke Consistenz. Man kann sie durch die trockne Destillation sowohl aus thierischen als vegetabilischen Oelen ziehen. In mancher Hinsicht verschieden von den beiden genannten Gattungen ist das mineralische oder Erd- und Bergöl. Es ist gemeiniglich braunroth oder schwarzbraun von Farbe; doch giebt es auch eine weiße, wasserhelle, ingleichen eine gelbe Sorte. Das meiste Bergöl quillt aus weißen, schwarzen und gelben Thonschichten, besonders in der Gegend von Derbent, Schamachin und Baku in Medien und Persien. In Lothringen, im Modenesischen und auf der Insel Sumatra quillt ebenfalls einiges aus der Erde. Unter allen tropfbaren Flüssigkeiten ist das weiße Bergöl die leichteste. Sein Geruch ist durchdringend, angenehm gewürzhaft und ähnelt dem vom rectificirten Bernsteinöle. Es ist in ätherischen Oelen und in Vitriolæther, nicht aber in fetten Oelen oder im Weingeiste auflösbar, wenn man nicht Harz hinzusetzt. Schon in einiger Entfernung an Flammenfeuer gehalten, entzündet es sich vermittelst seines Dunstkreises und brennt mit starkem Rauche in einer bläulichen Flamme. Es ist ausnehmend dünn und verfliegt bald. Wenn man weißes gewöhnliches Papier damit tränkt, so sieht man es in kurzer Zeit verschwinden, ohne eine Spur von Flecken zurück zu lassen. An der freien Luft verdickt es sich, und nimmt eine bräunliche Farbe und einen widrigen Geruch an. Destillirt man es in Wasser, so geht es unverändert über. Das braunrothe oder schwärzlichbraune Bergöl ist weit häufiger. Es wird in mehrern Gegenden Deutschlands, in der Schweiz, in Italien, Frankreich und anderwärts gefunden. Nur durch seine Farbe, durch den unangenehmen Geruch und durch die beträchtlichere Dicke, nicht aber im Wesentlichen weicht es von dem feinen weißen Bergöl ab. Es quillt nicht bloß aus Erdschichten, sondern auch aus Steinritzen hervor, und zwar öfter an solchen Stellen, wo man keine Spur von Steinkohlen erblickt, die doch sonst die Mutter des Bergöls zu seyn pflegen. — Was den Nutzen der verschiedenen Oele betrifft, so ist es kaum nöthig, davon etwas zu sagen. Jeder weiß, daß sie für den gemeinen häuslichen Gebrauch in Lampen, an Speisen, ferner in vielen Künsten und Manufacturen, so wie in Apotheken auf mannichfache Art verwendet werden und von großer Wichtigkeit sind.

Olearius (Adam), eigentlich Oelschläger, wurde zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu Aschersleben im Halberstädtischen geboren, wo sein Vater ein Schneider war. Von seinen Lebensumständen ist nicht viel bekannt. Er wurde zu Leipzig Magister und Assessor der philosophischen Facultät, auch des kleinen Fürstencollegiums Collegiat, wendete sich aber darauf aus unbekannten Ursachen nach Holstein, und wurde des damaligen Herzogs von Holstein-Gottorp, Friedrichs III., Hofmathematicus und Bibliothekar. Im J. 1635 schickte ihn der Herzog mit einer an-

sehnlichen Gesandtschaft, bei der sich auch der Dichter Paul Flemming (s. d.) befand, als fürstlichen Rath und Secretär an seinen Schwager, den Czaar Michael Fedeorowitz, nach Moskau, und im J. 1635 mit derselben Gesandtschaft zum zweiten Male nach Rußland und von da an den König in Persien Shah Sofi. Er kam 1639 glücklich nach Gottorp zurück, und gab von dieser Reise eine in mehrerer Hinsicht merkwürdige und an wichtigen Notizen reichhaltige Beschreibung heraus, die noch jetzt in Ansehn steht, ob es ihr gleich auch an Beweisen der Leichtgläubigkeit nicht fehlt. Er hatte in Persien die Landessprache gründlich erlernt und mehrere Handschriften von dort mitgebracht, unter andern die Werke des Dichters Saadi, dessen Gulistan oder Rosengarten er nebst den Fabeln des arabischen Dichters Locman in deutscher Uebersetzung lieferte. Im J. 1651 wurde er unter dem Namen des Vielbemühten in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. Außer den genannten Werken hat er theils noch verschiedene andere Schriften herausgegeben, als Flemmings Epigrammata latina, Mandelsloh's Reisebeschreibung u. s. w.; theils selbst noch mehrere verfaßt, als gottorpische Kunstkammer; holsteinische Chronik von 1448 bis 1663; Siegs- und Triumphsfahne Gustav Adolphs; Ballet von der Unbeständigkeit der weltlichen Dinge; Erfundener Weg zum Paradies. Historie der Cleopatra; Relation von dem gottorpischen Parnasse; Lustige Historie, woher das Tabakrauchen komme u. s. w. — Olearius verdient auch in Beziehung auf die Sprache ehrenvoll erwähnt zu werden. Seine Schreibart ist männlich und rein, und nirgend durch die zu seiner Zeit schon üblichen Pedantereien entstellt.

Oligarchie, der Wortbedeutung nach: Herrschaft der wenigen; im gewöhnlichen Sinne die Ausartung der Aristokratie, wenn die höchste Gewalt aus den Händen des gesammten dazu berechtigten Corps in die einiger wenigen Familien, oder einzelner Individuen, übergeht (s. Monarchie); eine Veränderung, die freilich früher oder später nicht leicht zu vermeiden scheint, je mehr sich im Laufe der Zeit nicht nur das Eigenthum in einzelnen Händen anhäuft, sondern auch vielleicht die eine oder die andere Familie eine große moralische Ueberlegenheit durch ausgezeichnete Männer aus ihrer Mitte erhält. Dagegen aber ist auch oft, vorzüglich in unsern Tagen, über Oligarchie geschrien, wo diese noch keineswegs vorhanden war, so z. B. von den Franzosen bei ihren Anfällen auf die Schweiz. Man wählte nur den gehässigen Namen, um die dort bestehende, zum Theil sehr wohlthätige Aristokratie gleichfalls gehässig zu machen. In jedem Falle aber scheint selbst die Oligarchie der Volksherrschaft sowohl als der unumschränkten Willkühr eines Einzigen bei weitem vorzuziehen zu seyn, und die Erfahrung zeigt, daß gewöhnlich die große Masse des Volks, unter der Herrschaft einzelner mächtigen Familien, der größten persönlichen Freiheit und des blühendsten Wohlstandes genoß, nur daß sie von der Regierung selbst ausgeschlossen blieb. Die Gränzlinie übrigens, die Aristokratie von Oligarchie scheidet, läßt sich im Allgemeinen nur ungefähr bestimmen, und kann nur in jedem gegebenen Falle nach den Umständen beurtheilt werden. Cz.

Olivarez (Gaspard de Guzman, Graf von), Herzog von Sanlucar, aus einem vornehmen spanischen Geschlechte, war zu Rom geboren, wo sein Vater als Gesandter bei Sixtus V. sich befand. Das Haus, wo er zur Welt kam, war der alte Pallast des Nero, und seine Feinde nahmen in der Folge daher Gelegenheit, seine grausame Unbeugsamkeit mit den Barbareien dieses Kaisers zu vergleichen. Der Vater des jungen Olivarez kam in den Verdacht, den Papst durch einen Brief vergiftet zu haben; wenn er

dieſes Verbrechens ſich ſchuldig machte, ſo wurde er wenigſtens ſchlecht dafür belohnt, denn ſeine Vermögensumſtände waren ſo beſchränkt, daß er kaum ſeinen Sohn zu Sevilla und ſpäter auf der Univerſität Salamanca erhalten konnte. In dem Jünglinge entwickelte ſich früh ein hohes ehrgeiziges Streben, welches bei ſeinem Erſcheinen am Hofe noch mehr genährt wurde, da es ihm gelang, die Gunſt Philipps IV. als Vertrauter in ſeinen Liebesintriguen zu gewinnen. Aus dem Günſtlinge ſchwang er ſich an die Stelle des Herzogs von Uzeda zum Premierminiſter empor und übte binnen 22 Jahren eine faſt unbeſchränkte Gewalt aus. Den Anfang ſeines Miniſteriums bezeichnete er durch nützliche Verordnungen. Um die Bevölkerung zu begünſtigen, befreite er alle Neuvermählte auf vier Jahre von allen Staatslaſten, diejenigen aber, die ſechs Söhne zeugen würden, von allen Abgaben auf Lebenszeit. Er erlaubte, auch ohne der Aeltern Einwilligung eine Ehe ſchließen zu dürfen; eine Erlaubniß, die nur durch die große Entvölkerung des Königreichs einigermaßen gerechtfertigt werden kann. Er verbot den Bewohnern der Provinzen bei ſchwerer Geldſtrafe, ohne wichtige Geſchäfte nach Madrid oder Sevilla zu gehn. Er verſprach fremden Handwerkern und Landleuten, die ſich in Spanien niederlaſſen würden, Befreiung von den Taxen. Aber ſtatt den blühenden Zuſtand des Reichs ſtets im Auge zu haben, war er nur bemüht, Geld aus demſelben zu ziehn, um den Krieg mit den benachbarten Mächten zu unterhalten. Seine unbeugſame Härte war Urſache, daß Catalonien ſich empörte, um ſeine Privilegien, die man ihm rauben wollte, aufrecht zu erhalten. Die Portugieſen, der Mißhandlungen müde, zerbrachen das ſpaniſche Joch und erkannten im J. 1640 den Herzog von Braganza für ihren König an. Olivarez hatte die Unverſchämtheit, dem Könige dieſes Ereigniß als etwas erfreuliches anzukündigen, indem er dadurch berechtigt werde, die ungeheuern Beſitzungen des Herzogs in Spanien einzuziehen. Der Krieg, welcher darauf erfolgte, wurde ſo unglücklich von Spanien, deſſen Heere von den Franzoſen, und deſſen Flotten von den Holländern geſchlagen wurden, geführt, daß der König ſich endlich 1643 genöthigt ſah, ſeinen Miniſter, welcher der Gegenſtand der allgemeinen Unzufriedenheit geworden war, zu entſetzen. Olivarez mußte in dem Augenblick vom Schauplatze abtreten, wo er, befreit von ſeinem furchtbaren Nebenbuhler Richelieu, die Angelegenheiten des Reichs wieder herzuſtellen vermocht hätte. Vielleicht wäre er zurückberufen worden, wenn er nicht zu ſeiner Vertheidigung eine Schrift abgefaßt hätte, die mehrere mächtige Perſonen beleidigte, ſo daß der König es gerathen fand, ihn noch mehr zu entfernen und auf Toro zu beſchränken, wo er im J. 1643 kinderlos ſtarb. Außer der Grauſamkeit und dem Geiz beſchuldigte man Olivarez noch mancher Verbrechen, die jedoch weniger erwieſen ſind. So ſollte er des Königs Oheim, den Erzherzog Leopold, der nach Spanien gekommen war, um ſeine Abſetzung zu bewirken, bei einem Feſte haben vergiften laſſen. Zugleich ſoll er höchſt abergläubiſch und ein Anhänger der Aſtrologie und Magie geweſen ſeyn. Er ſoll den Mahomet für den größten Politiker gehalten und ſich bei mehrern Gelegenheiten bemüht haben, demſelben nachzuahmen.

Olive, die Frucht des Oelbaums, welche äußerlich ein ſchwarzgrünes, bisweilen auch weißliches oder rothbraunes Fleiſch zeigt, in welchem der harte Stein oder die Nuß mit dem Samenkorn enthalten iſt. Roh hat die Frucht einen unangenehmen bittern Geſchmack und iſt ungenießbar. Die Hauptbenutzung der Oliven iſt zu dem vortrefflichen Baum- oder Oliveuöl. Die Früchte, welche dazu dienen ſollen, müſſen mit Sorgfalt geſammelt werden; ſie müſſen reif, aber nicht überreif ſeyn. Sie werden zuvörderſt

auf einer hiezu bestimmten Mühle zerrieben und sodann in die Presse gebracht. Das erste Mal werden sie nur gelinde gedrückt. Das dadurch erhaltene Oel ist das kostbarste, weiß von Farbe, ungemein mild und süß von Geschmack, und träufelt bloß aus dem Fleische. Man nennt es Jungfernöl. Etwas geringer ist die Sorte, welche durch eine zweite, ein wenig stärkere Pressung erhalten wird, wobei schon der Kern und seine Schale Oel fahren lassen, welches nicht so gut ist, wie das aus dem Fleische. Wenn endlich nach starkem Pressen kein Oel mehr fließt, so gießt man siedendes Wasser auf den Brei, rührt ihn um und preßt von neuem. Hierdurch erhält man Wasser mit Oel vermengt. Letzteres sondert sich bald von jenem und schwimmt obenauf, so daß es bequem abgenommen werden kann. Diese letztere Sorte ist die geringste, und wird theils zum Brennen, theils in Manufacturen gebraucht. Der Verbrauch des Baumöls ist sehr groß; es geht daher aus den südlichen Ländern in großen Quantitäten jährlich nach dem nördlichen Europa in eichenen Fässern. Soll das Baumöl lange gut bleiben, so muß es in gläserne, wohlverwahrte Flaschen mit engen Hälsen gethan werden, welche man an einem kühlen Ort aufbewahrt. Es giebt auch noch andere Kunstgriffe, die man zur Verhütung des Ranzigwerdens anwendet. Uebrigens gehen auch mit dem Baumöle mancherlei Betrügereien vor. Höchst nachtheilig für die Gesundheit des Menschen ist die Nachahmung dieses Oels durch Rüböl oder Leinöl, welches, um ihm die Süßigkeit und Weiße des Baumöls zu geben, in bleierne Gefäße gegossen wird. Bekanntlich lösen die fetten Oele eine nicht unbeträchtliche Menge von Bleitheilen auf, und werden dadurch vergiftet. Die ökonomische Benutzung des Baumöls ist mannichfaltig. Es wird gebrannt und an Speisen genossen. In der Arzneikunst ist es von Wichtigkeit. Vermöge seiner Fettigkeit hüllt es die scharfen Reize im menschlichen Körper ein, macht die Fasern und Gefäße schlüpfrig und geschmeidig, und allzustark gespannte Theile schlaff. Baumöl besitzt die schätzbare Eigenschaft, die Wirkung scharfer, ätzender Gifte im Körper unwirksam zu machen; es giebt ferner den angefressenen Gedärmen einen schützenden Ueberzug, lindert den Husten, welcher von scharfen Reizen oder vom Krampfe entsteht, lindert Steinschmerzen und viele andere Uebel. Auch äußerlich leistet es in vielen Fällen treffliche Dienste, namentlich gegen den Biß giftiger Schlangen. — Auch eingemacht werden die Oliven weit verschickt und verbraucht.

Oelmahlerei ist die Kunst mit Oelfarben, d. h. mit Farben, die mit Oel vermischt und dadurch zum Auftragen mit dem Pinsel tüchtig gemacht werden, zu mahlen. In den ältern Zeiten kannte man nur den Gebrauch der Wasserfarben. Für die ersten Erfinder der Oelmahlerei hat man die Gebrüder van Eyk (s. d.), Hubert und besonders Johann gehalten, aber mehrere noch vorhandene Gemählde von unläugbar höherm Alter beweisen, daß die Oelmahlerei vor Johann van Eyk bekannt war, nur mahlte man vor seiner Zeit ohne Geschicklichkeit, und die Oelmahlerei gerieth auch wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten wieder in Verfall. Aber Johann van Eyk erfand die Kunst aufs neue oder stellte sie wieder her, überwand alle damit verbundenen Schwierigkeiten und brachte sie wieder in Flor. Dies kann man daraus beweisen, weil die Oelmahlerei auf hundert Jahre vor Johann van Eyk unterbrochen wurde und man im 14ten und 15ten Jahrhunderte bis auf ihn allgemein mit Wasserfarben mahlte: wie denn auch die Wasserfarben wenigstens bis 1469 noch häufig im Gebrauch blieben. Johann van Eyk war ein Freund der Chemie, welches ihm Gelegenheit gab, die Manier mit Oel zu mahlen, wieder zu entdecken. Er erfand nämlich einen Firniß, womit er seine Gemählde von

Wasserfarben überzog und denselben mehr Glanz und Stärke gab; aber dieser Firniß trocknete schwer, und als er einst eins seiner Gemählde in die Sonne setzte, zersprang es. Dies bewog ihn, statt des vorigen Firnisses einen andern aus Nuß- und Leinöl zu kochen, der besser ausfiel als der erste. Hierbei bemerkte er, daß sich die Farben viel leichter mit Oel als mit Leimwasser und Eiweiß vermischen ließen, und beschloß, dieser Methode zu folgen. Er fing damit zwischen 1402 und 1410 an, und unterrichtete auch zwei seiner Landsleute darin, nämlich Roger von Brügge und Roger van der Weyden. Nachfolgende Mahler vervollkommneten die Kunst immer mehr. Die Oelfarben haben vor den Wasserfarben große Vortheile, sowohl zur Bearbeitung des Gemähldes als zu seiner Wirkung. Wenn die Oelfarbe einmal angetrocknet ist, so löst sie sich nicht leicht wieder auf; daher kann eine Stelle, so oft der Mahler will, übermahlt werden. Durch öfteres Uebermahlen aber kann die beste Harmonie und die höchste Wirkung der Farbe leichter erhalten werden, als wenn man die Farben einmal muß stehen lassen, wie sie zuerst aufgetragen worden sind. Auch können Oelfarben über einander gesetzt werden, so daß die untere durchscheint; ein wichtiger Vortheil, den die Wasserfarben nicht haben. Endlich, da die Oelfarbe zähe ist, und nahe an einander gelegte Dinten nicht in einander fließen, so kann der Mahler sowohl eine bessere Mischung als eine bequemere Nebeneinandersetzung der Farben in Oelfarben erreichen, als in Wasserfarben. Da sich im Trocknen die Farbe nicht ändert, wie die Wasserfarben, so hat der Mahler den Vortheil, seine Farbe schon während der Arbeit sicherer beurtheilen zu können. — Die Wirkung der Gemählde in Oelfarben hat eigene Vorzüge vor allen andern Arten. Die Farben sind zwar etwas dunkler, aber auch glänzender als die Wasserfarben. Man erreicht in Oelfarben den Schmelz, womit die Natur viele Gegenstände bestreut; das sanfte duftige Wesen, wodurch sie ihren Landschaften den größten Reiz giebt, das Durchsichtige der Schatten und das Ineinanderfließende der Farben. Hingegen hat die Oelfarbe auch das Nachtheilige des Schimmers vom auffallenden Lichte, daher man es nicht von allen Standpunkten gleich gut sehen kann, ferner den Nachtheil, daß jedes Oel mit der Zeit gelb wird, und dadurch alle helle Dinten ansteckt, ferner daß der Staub fester darauf haftet, wiewohl man diesem zuvorkommen kann, wenn man das Gemählde mit Eiweiß überzieht. Uebrigens muß man zum Oelmahlen solche Oele nehmen, welche trocknen, als Nußöl, Mohnöl. Einigen Farben muß außerdem noch Firniß beigemischt werden.

Olmütz, die ehemalige Hauptstadt des Markgrafthums Mähren in dem nach ihr benannten Kreise, ist ganz von dem Flusse March umgeben, wohl gebaut und stark befestigt. Sie hat 900 Häuser und 11,000 Einwohner ohne die Besatzung, ein schönes Rathhaus, ein Lyceum, eine Ritterakademie, viele Kirchen und Klöster, von welchen aber einige aufgehoben worden sind, und in der Vorstadt die weitläufigen erzbischöflichen Gebäude. Die Stadt hat mehrere Tuchfabriken und einen bedeutenden Handel mit polnischen Ochsen. Der Erzbischof bezieht seine beträchtlichen Einkünfte aus zwei Herrschaften und sechs Kammergütern, welche zusammen zehn Städte, fünf Märkte und 112 Dörfer begreifen; ferner aus vielen, der Kirche von Zeit zu Zeit heimfallenden Lehen. Im J. 1777 wurde das Bisthum zu einem Erzbisthum erhoben, 1778 aber die Universität nebst dem Priesterhause von hier nach Brünn verlegt. Im J. 1758 ward diese Stadt von den Preußen belagert, aber von der Besatzung unter dem General von Marschall und von der Bürgerschaft tapfer vertheidigt, bis der Feldmarschall Daun sie entsetzte. Maria Theresia belohnte die Treue der Bür-

Digitized by Google

ger dadurch, daß sie das Stadtwappen mit einem Lorbeerkranz und ihrem Namenszuge vermehrte, die meisten Rathsherren unentgeldlich in den Adelstand erhob, andere mit goldenen Schaumünzen und Ketten beschenkte, den erlittenen Schaden bezahlen ließ, und jährlich am 2ten Juli, als dem Befreiungstage, ein feierliches Vogelschießen zu halten befahl, wozu sie jährlich 800 Gulden aus ihrer Schatulle aussetzte.

Oels, ein Fürstenthum in Nieder-Schlesien, welches gegen Osten an das Briegische, gegen Westen an das Wolauische, gegen Süden an das Breslauische und gegen Norden an die Standesherrschaften Trachenberg und Militsch gränzt. Es hat 31 Quadratmeilen und 80,000 Einwohner. Die Hauptstadt Oels, an dem Fluß Oels, zählt 3500 Einwohner, worunter viel Tuchmacher, und hat ein wohleingerichtetes Gymnasium und Seminarium. Das Herzogthum Oels fiel nach dem Tode des letzten Herzogs Carl Friedrich zu Münsterberg und Oels, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, an dessen Schwiegersohn Herzog Julius Friedrich von Wirtemberg, den Stifter der Linie Wirtemberg-Oels. Aber auch diese Linie erlosch 1792 in Herzog Carl Christian Erdmann. Durch dessen einzige Tochter und Erbin, Sophie Friederike Charlotte (welche 1789 starb), fiel das Fürstenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich August von Braunschweig, und nach dessen Tode 1805 an den vorigen regierenden Herzog Wilhelm Friedrich von Braunschweig, welchem die Erbfolge bereits 1785 zugesichert worden.

Oelung (letzte) ist eines von den sieben Sacramenten der katholischen Kirche, welches an tödtlichen Kranken durch Salben des Kopfs, der Hände und Füße mit geweihtem Oele (s. d. Art. Chrisam) unter priesterlichem Gebet verrichtet wird. Da die letzte Oelung nach der Meinung der Katholiken sacramentalische Kraft hat, d. h. die Reinigung des Sterbenden von der Sünde und die Mittheilung der sündenvergebenden göttlichen Gnade bewirkt, so kann sie nur durch Bischöfe oder Priester, und weil sie die eigne Andacht des Genießenden erfordert, nur an solchen Kranken geschehen, denen der Genuß des heiligen Abendmahls verstattet ist. Kleine Kinder und Excommunicirte sind daher dieses Sacraments nicht fähig. Die katholische Kirche gründet ihre Meinung von der letzten Oelung auf den Gebrauch der Apostel, Kranke unter Gebet mit Oel zu salben, Jac. 5, V. 14, 15, um sie dadurch zu trösten und die Heilung ihrer Seelen zu befördern. Als ein Sacrament wurde sie erst seit dem 12ten Jahrhunderte betrachtet, die Protestanten haben ihr aber darum die sacramentalische Bedeutung und Kraft abgesprochen, weil nichts von einer förmlichen Einsetzung dieses Gebrauchs durch Christum selbst bekannt ist, dagegen wird sie in der griechischen Kirche nicht nur bei Sterbenden, sondern überhaupt bei Kranken aller Art als ein zu Wiederherstellung der Gesundheit und zur Vergebung der Sünden dienliches Sacrament angewendet. E.

Olymp. Mehrere Berge führten im Alterthum diesen Namen; der berühmteste darunter war der in Thessalien gelegene, jetzt Lacha genannt, den die ältesten Griechen für den höchsten Berg und den Mittelpunkt der ganzen Erdscheibe hielten; und der eben darum in ihrer Mythologie eine sehr wichtige Rolle spielt. Der Olymp wurde zum Himmels- oder Götterberg; auf seinen heitern Höhen wohnten die Götter Homers in verschiedenen Palläſten. Ueber dem Haupte desselben glaubte man eine Oeffnung in dem metallenen Gewölbe des Himmels, welches am Rande der Erdscheibe auf Bergsäulen ruhte. Als in der Folge der Begriff des Weltalls und der Gottheit sich erweiterte, versetzte man die ewigen Mächte auf die äußerste, um die Planetenkreise sich drehende Himmelssphäre, und dieser neue

Götterſitz über der Himmelsveſte erhielt ebenfalls den Namen Olympus. Außer der Oeffnung des Gipfels hatte dieſes auf den Rand des Erdkreiſes geneigte Himmelsgewölbe noch zwei Pforten: eine im Oſten, die andere im Weſten, durch welche der Sonnengott und die Nacht mit ihrem Gefolge aus dem Ocean in den Himmel aufſtiegen und dahin wieder zurückkehrten. — Die Götter ſelbſt hießen von dieſem ihren irdiſchen oder himmliſchen Wohnſitz Olympier, und als ſolche bildeten ſie einen eignen Götterſtaat, an deſſen Spitze Zeus ſtand. Die großen Götter, die ſogenannten Zwölfe, machten den Rath der Alten im Olymp, alle übrigen Gottheiten bildeten die große Verſammlung. Nicht in Einem Pallaſte beiſammen, ſondern in mehreren zerſtreut, auf den verſchiedenen Höhen des vielgipflichen Olympus wohnten die mächtigen Götter. Auf der höchſten Spitze deſſelben ſtand der Pallaſt des Zeus, wo alle Verſammlungen und Gelage in einem großen Saale gehalten wurden. Von dort überſah er den Erdkreis, umzog das Himmelsgewölbe mit Gewölk und ſchleuderte ſeinen Blitzſtrahl.

Olympiade, eine berühmte Zeitära bei den Griechen, der die Feier der olympiſchen Spiele zum Grunde lag. Dieſe Spiele waren eine Nationalfeierlichkeit des ganzen Griechenlands; ein Band, das die verſchiedenen Völkerſtämme deſſelben aufs genauſte vereinigte. Die erſte Olympiade, von welcher die Griechen ihre Zeitrechnung anfingen, ſetzt Petavius 777, Uſſer 772, Calviſius 774 vor Chr. Geb.; Gatterer und die meiſten Neuern nehmen dafür das Jahr 776 an. Der Zeitraum von einer Olympiade zur andern faßte vier volle Jahre unſerer Zeitrechnung in ſich, oder eine griechiſche Tetracteris von 48 Monden und zwei Schaltmonaten. Anfänglich nannte man die Olympiade mit dem Namen der Sieger; weil indeſſen bei dieſer Methode, ſie zu bezeichnen, manche Irrthümer vorgehen konnten, insbeſondere wenn man nicht gleich Gelegenheit hatte, die Verzeichniſſe der Sieger zu Olympia nachzuſehen: ſo machte man in der Folge die Olympiaden dadurch für jeden Staat merklicher und beſtimmter, daß man z. B. zu Athen dem Namen des jedesmaligen Siegers noch den Namen des regierenden Archonten, zu Lacedämon den Namen des Epheren, zu Argos den Namen der Prieſterin der Juno, zu Delphi den Namen der Pythia u. ſ. w. beifügte. Die alſo eingerichteten und unter obrigkeitlicher Aufſicht gemachten Verzeichniſſe wurden in dem Archiv jedes Staates aufbewahrt, wo ſie jeder nachſehen konnte. Später nahmen Privatperſonen Abſchriften. Leider iſt keine derſelben auf uns gekommen.

Olympias, die Gemahlin des macedoniſchen Königs Philipp und die Mutter Alexanders des Großen, war eine Tochter des epiriſchen Fürſten Neoptolemus. Sie verband mit vielem Verſtande einen herrſchſüchtigen, rachgierigen, verſchlagenen Charakter. Liebesintriguen beider Ehegatten ſtörten ihre Einigkeit und führten endlich zu förmlicher Scheidung. Dieſe Beſchimpfung entflammte ihr ſtolzes Herz zur Rache. Wahrſcheinlich war ſie nicht nur Mitwiſſerin, ſondern Hauptanſtifterin der Ermordung Philipps. Gewiß iſt es, daß Cleopatra, Philipps nachherige Gemahlin, von ihr zum Selbſtmorde gezwungen und ihre ganze Familie mit dem ſchrecklichſten Haſſe verfolgt wurde. Ihr Sohn Alexander bewies ihr zwar alle kindliche Ehrfurcht, ließ ſie aber nie an der Regierung Antheil nehmen. Nach Alexanders Tode ſuchte ſie unter dem Streite der Kronprätendenten vergebens ihre Herrſchaft auszubreiten. Zwar hatte ſie nach Antipaters Tode (319 vor Chr.) den Nachfolger Polyſperchon auf ihrer Seite, der ſie auch aus Epirus, wohin ſie geflüchtet war, nach Macedonien zurückrief; allein ihre Anmaßung, indem ſie den blödſinnigen Aridäus, Alexanders Bruder und Nachfolger, nebſt ſeiner Gemahlin Eurydice,

Digitized by Google

umbringen ließ, zog ihr bald die verdiente Strafe zu: denn Caſſander, Polyſperchons Gegner, überwand ſie, nahm ſie gefangen, und überredete die Verwandten jener Ermordeten, ſie peinlich anzuklagen. Dies geſchah; ſie wurde abweſend zum Tode verurtheilt. Auf die Nachricht davon verlangte ſie ſich zu vertheidigen. Dies zu verhindern, wurden Meuchelmörder gedungen, welche ſie (317 vor Chr. Geb.) umbrachten.

Olympiſche Spiele, die feierlichſten, größten und berühmteſten unter den vier heiligen Spielen des ganzen Griechenlands. Sie hatten ihren Namen von der Stadt Olympia in Elis, wo ſie gefeiert wurden, oder auch vom Jupiter Olympius, der hier den berühmten Tempel hatte. Ueber ihren Urſprung ſind die Sagen verſchieden. Nach Einigen ſoll Jupiter ſelbſt nach ſeinem Siege über die Titanen dieſe Spiele geſtiftet und bei ihrer erſten Feier Mars den Preis im Fauſtkampf und Apollo über den Merkur den Sieg im Wettkampfe davon getragen haben. Nach Andern ſoll Piſus, von dem die Stadt Piſa den Namen erhielt, ihr Stifter geweſen ſeyn. Noch Andere machen einen von den Dactylen, Namens Hercules, zum Stifter, als er mit ſeinen vier Brüdern Päoneus, Ida, Jaſius und Epimedes von Creta ſich nach Elis begab. Dieſe vier jüngern Brüder ſtritten mit einander im Wettrennen um den Vorzug, und Hercules krönte den Sieger mit einem Olivenkranze, der nicht von gemeinen Olivenzweigen, ſondern von einem aus dem Lande der Hyperboräer in den heiligen Hain bei Piſa verpflanzten vorzüglich ſchönen Olivenbaume gemacht war. Auch in der Folge wurden immer nur von dieſem Baume die Kränze für die Sieger genommen. Gewiß iſt es, daß ſchon in den älteſten Zeiten Griechenlands in der Gegend von Piſa Wettſpiele gehalten wurden, deren Zweck anfangs wahrſcheinlich religiöſer Art war. Sie wurden mehrere Male unterbrochen und wieder erneuert. Aber erſt ſeit der letzten Wiederherſtellung durch Iphitus, einen Fürſten von Elis, der zu Lycurgs Zeiten lebte (nach Andern durch Choröbus), wurden ſie ununterbrochen und regelmäßig gefeiert. Sie wird in das J. 776 vor Chriſti Geb. geſetzt und von ihr die Olympiaden an gerechnet. Anfangs hatten die Einwohner von Piſa die Aufſicht und Beſorgung über die Spiele. Nachdem aber dieſer Ort durch die Elier zerſtört worden war, übernahmen dieſe die Beſorgung derſelben und behielten ſie mit einigen Unterbrechungen. Sie waren auch die Kampfrichter, deren Anzahl nicht immer unverändert blieb. Ein feierlicher Eid verpflichtete ſie zur ſtrengſten Unparteilichkeit. Zur Erhaltung der Ordnung wurden noch eigne Beamte ernannt. — Unendlich war die Menge der Zuſchauer, welche zur Feier der Spiele aus allen Gegenden nach Olympia ſtrömten. Außer den Prieſterinnen der Ceres durften ihnen jedoch nur Männer beiwohnen. Die Uebertreterinnen des Geſetzes wurden von einem Felſen herabgeſtürzt. Der Anfang der Spiele war allemal den 11ten des Monats Hekatombäon, der ungefähr mit unſerm Julius übereinkommt, und ihre Dauer auf fünf Tage beſtimmt. Die Kämpfer mußten ſich zehn Monate vorher in dem Gymnaſium zu Elis vorbereitet haben; beſonders wurden in den letzten 30 Tagen vorher die Kampfübungen eben ſo vollſtändig angeſtellt, wie ſie bei den Spielen ſelbſt vorkamen. Das Feſt begann Abends mit großen und feierlichen Opfern, die Spiele aber mit dem Anbruch des folgenden Tages. Dieſe beſtanden in Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, in Springen, Diſcus werfen, Ringen, Fauſtkampf; muſikaliſche und dichteriſche Wettſtreite machten den Beſchluß. Die Ehre des Siegs in den olympiſchen Spielen war außerordentlich; ſie ging von dem Sieger ſelbſt auf ſein Vaterland über, das ſtolz darauf war, ihn hervorgebracht zu haben.

Omar I., der Nachfolger Abubekr's und der zweite Kalif der Moslemin nach Mahomet, seinem Schwiegervater, trat die Regierung 634 nach Chr. Geb. an. Als einer der reißendsten Eroberer, die je die Welt verwüstet haben, brach er zuerst gegen Damascus, die Hauptstadt von Syrien, auf, und verjagte die Griechen aus dieser Provinz und aus Phönicien. Dann kehrte er seine Waffen gegen Jerusalem, das er 637 nach einer harten Belagerung einnahm. Omar hielt seinen Einzug in diese Stadt auf einem mit zwei Säcken beladenen Kameele, in deren einem Baumfrüchte, in dem andern Getraide war, und die seinen ganzen Mundvorrath enthielten. Eine hölzerne Schüssel war sein einziges Geschirr, und die Erde sein Sessel. Da die Capitulation von Jerusalem vielen andern, welche die Moslemin seitdem schlossen, zum Muster diente, so führen wir hier die Hauptsache davon an: „Die Einwohner behalten ihr Leben, ihr Eigenthum, ihre Kirchen; aber sie sollen keine neuen Kirchen bauen, noch auf die vorhandenen Kreuze setzen dürfen. Sie sollen nicht mit den Glocken läuten, sondern sich begnügen zu klingeln. Wenn ein Muselmann durch die Stadt reis't, sollen sie ihn drei Tage frei halten. Sie sollen niemand vom Mahommedanismus abwendig machen, und ihre Anverwandten nicht verhindern, ihn anzunehmen. Sie dürfen nicht die Sprache, Kleidung, noch die Namen der Mahommedaner annehmen. Sie sollen keine Waffen tragen, keinen Wein verkaufen, dem Kalifen treu seyn, und die Abgaben regelmäßig bezahlen." — Andere Siege sicherten den Triumph Omars. Seine Statthalter drangen in Persien vor, schlugen das Heer des Jezdejerd, und eroberten die Hauptstadt und das Reich. Amru, einer seiner Statthalter, schlug die Truppen des Kaisers Heraclius; Memphis und Alexandria ergaben sich; ganz Aegypten und ein Theil von Libyen wurden den Römern entrissen. Damals wurde nach dem allgemeinen Glauben, der jedoch neuerlich widerlegt worden ist, auf Omars Befehl die große Bibliothek zu Alexandria verbrannt. Eine wichtige Unternehmung war die Wiederherstellung des alten Canals, der den Nil mit dem rothen Meere verband, welche der Statthalter von Aegypten bewerkstelligte. Nichts widerstand den Waffen der Moslemin; sie setzten ihre Eroberungen bis weit in Afrika fort. Aber Omar genoß seines Ruhms nicht lange; er wurde im J. Christi 644, in einem Alter von 63 Jahren, von einem persischen Sklaven, Namens Firuz, ermordet. Dieser Sklave beklagte sich einst bei Omar, daß sein Herr täglich zwei Silberdrachmen von ihm verlange, da er die meiste Zeit mit seiner Arbeit nicht mehr verdienen könne. Omar fragte ihn, was für ein Gewerbe er treibe, und entschied, als jener ihm antwortete, er sey ein Baumeister, Zimmermann und Bildhauer, daß die Summe nicht unmäßig sey, daß vielmehr sein Herr drei Drachmen täglich fodern könne, da er drei Gewerbe habe. Er setzte hinzu, daß er ihn zur Erbauung von Windmühlen gebrauchen wolle, worauf das Korn für die öffentlichen Speicher gemahlen werden sollte. Erbittert antwortete Firuz: „Ich will Euch eine Windmühle bauen, davon man sprechen soll, so lange das Rad der himmlischen Mühle sich dreht." Omar, der diese Worte hörte, sagte scherzend zu seinen Hofleuten: „Ich glaube, der Mensch droht mir," achtete aber nicht darauf. Jener aber lauerte ihm auf, und versetzte ihm einige Tage darauf einen Messerstich in den Leib, woran er nach drei Tagen starb. Die Großen baten ihn, seinen Nachfolger zu bestimmen, er aber antwortete: „Wenn Salem noch lebte, so würde ich ihn allen Andern vorziehn." Den Vorschlag, seinen Sohn zur Kalifenwürde zu ernennen, lehnte er mit Lebhaftigkeit ab: „Es ist genug," sagte er, „daß in meiner Familie sich Einer gefunden hat, der diese

Last hat übernehmen mögen.“ So wurde durch ihn das Kalifat ein Wahlreich. Der Islam hat nie einen tugendhaftern und eifrigern Apostel gehabt, als Omar; er beobachtete streng alle Vorschriften des Koran. Cairo wurde von ihm erbaut und unter ihm 36,000 Städte oder Schlösser erobert, 4000 Tempel und Kirchen zerstört und 1400 Moscheen erbaut.

Omina, Vorbedeutungszeichen, waren gewisse zufällig sich ereignende Umstände, welche man als Vorzeichen eines Glücks oder Unglücks ansah. Sie waren entweder 1. gewisse am Körper befindliche oder im Gemüthe sich ereignende Erscheinungen; oder 2. sie kamen von äußern Dingen her; oder 3. sie bestanden in gewissen bedeutenden Worten. — Zur ersten Classe gehörten die Mahle am Körper, plötzliche Unruhe und Bestürzung, überhaupt alle unerwarteten Erschütterungen des Körpers und der Seele, Herzklopfen, Zittern der Augen oder irgend eines Muskels, das Niesen u. s. w. Alle diese Dinge waren von übler Vorbedeutung. — Zu den äußern Erscheinungen gehörten folgende. Ein ungewöhnlich heller Schein, der sich in einem Hause oder sonst an einem Orte zeigte, war ein glückliches Zeichen; denn man glaubte, daß irgend eine himmlische Gottheit gegenwärtig sey. Dagegen war es ein nachtheiliges Omen, wenn den Bildsäulen der Götter etwas ungewöhnliches widerfuhr. — Die ominösen Worte waren glücklich oder unglücklich nach ihrer Bedeutung und zufälligen Beziehung. Wirksam war ein solches Omen nur dann, wann es dem Hörenden auffiel und Eindruck auf ihn machte; achtete er nicht darauf, so war es ohne Wirkung. — Um die üble Vorbedeutung eines Omens abzuwenden, hatte man verschiedene Mittel. Man warf z. B. einen Stein auf die etwas Uebles bedeutende Sache oder tödtete das ominöse Thier, damit die Unglücksbedeutung selbst darauf zurückfallen und so vernichtet werden möchte. Unglück bedeutende Worte gab man dem, der sie sprach, mit dem Ausdruck: „auf dein eignes Haupt!“ zurück. Man hatte auch einen besondern Zauberapparat, um üble Vorbedeutungen abzuwenden. Man nahm dornichtes und sonst unfruchtbares Holz, verbrannte es zu Asche und warf diese in das fließende Wasser oder ins Meer, wenn ein böses Omen sich ereignete. Ueberhaupt aber pflegte man, wenn unglückliche Omina sich ereigneten, das angefangene Geschäft liegen zu lassen und es ein ander Mal wieder vorzunehmen.

Omnium. Man bezeichnet in England mit diesem Ausdruck das Ganze der Gegenstände, welche die Unterzeichner einer Anleihe von der Regierung dagegen erhalten. Sollen die Unterzeichner z. B. vermöge ihrer Uebereinkunft mit der Regierung für jedes Hundert Pfund, das sie vorschießen, eine gewisse Summe in den Fonds zu 3 pro Cent, eine andere Summe zu 4 pro Cent und einen gewissen Theil in langen Annuitäten erhalten, so bilden diese drei Gegenstände zusammen das Omnium; jeder einzelne dagegen wird Scrip genannt. Da das Omnium einer Anleihe nach Maßgabe der Umstände steigt und fällt, die zwischen dem Tage der Anleihe und dem Tage ihrer Wiederbezahlung eintreten, so ist es der Gegenstand großer Speculationen.

Omphale, die Tochter des lydischen Königs Jardanes und Gemahlin des Tmolus, nach dessen Tode sie selbst die Regierung führte. Als Hercules wegen des am Eurytus verübten Mordes sich als Sklave mußte verkaufen lassen, überbrachte Merkur ihn derselben. In ihrem Dienste verrichtete er mehrere tapfere Thaten. Omphale belohnte ihn dafür durch ihre Umarmung und gebar von ihm einen Sohn. Hercules selbst liebte die Omphale mit solcher Leidenschaft, daß er ihr zu Gefallen in weiblicher Kleidung einherging, die Finger mit goldnen Ringen besteckte, die Haare

in

in künstliche Locken legen ließ, hohe goldgestickte Schuhe trug, und unter ihren Sklavinnen sich an den Rocken setzte und spann. Uebrigens herrschte Omphale sehr despotisch über die Lydier, und war eben so zügellos und ausschweifend als grausam.

Omrah heißt in Ostindien, besonders im ehemaligen mongolischen Reiche, ein vornehmer Kriegsofficier oder Befehlshaber. Den Omrahs ist ein Mirza (Emir Sadeh) oder Oberfeldherr vorgesetzt.

Ontologie, Wesenlehre, nennt man denjenigen Theil der Metaphysik, welcher die Eigenschaften, ohne die ein Ding kein Ding seyn würde, vollständig angiebt und erweis't. Was nur immer aus dem Begriffe des Dinges erfolgt, das wird hier angegeben, und was den nothwendigen Prädikaten desselben nicht widerspricht, das wird ihm als nothwendige Eigenschaft beigelegt. Es ist aber von dem Dinge (dem Wesen, dem Etwas) nur als von etwas Denkbarem die Rede, und es bleibt unentschieden, ob ihm ein wirklicher Gegenstand außer dem Denken entspreche; die Ontologie ist also keine Erkenntniß realer Objecte. Man handelt in ihr 1. von Dingen überhaupt, ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit; 2. von Substanz und Accidens, Ursache, Wirkung und Wechselwirkung; 3. von Quantität und Qualität, Aehnlichkeit und Gleichheit der Dinge; 4. vom Raum und der Zeit, und 5. von dem Einfachen und Zusammengesetzten. — Seit der Umwandlung, welche die Philosophie durch Kant erhielt, ist eigentlich die ganze Ontologie, wie sie von den früheren dogmatischen Schulen aufgestellt wurde, zerfallen, und an deren Stelle eine Analytik unserer Begriffe und ganzen Vorstellungsvermögens getreten. Diese Analytik unserer Begriffe wird von Kant Transscendentalphilosophie genannt. Wie es möglich war, daß durch sie die Ontologie verdrängt werden konnte, muß der von ihr eigens handelnde Artikel zeigen. dd.

Onuphis, einer von den drei heiligen Stieren, welche die Aegypter göttlich verehrten. Dies geschah in Hermunthis in einem prächtigen Tempel.

Onyx, eine Chalcedonart von rauhbrauner oder schwarzbrauner Farbe, oft auch mit scharf abwechselnden Schichten von milchblauem gemeinen Chalcedon, welche theils rund umher, theils über einander laufen. Die Alten pflegten die schönsten Steine dieser Art zu Cameen zu verwenden. Der Onyx wird in mehrern europäischen Ländern, unter andern im sächsischen Erzgebirge, im Königreiche Böhmen, im Oesterreichischen, in Italien und auch in der Levante gefunden.

Oost (Jacob van), ein berühmter Mahler aus Brügge, wo er im J. 1600 geboren war und 1671 starb. Der Mahlerkunst gewidmet, vernachläßigte er für sie alle andere Beschäftigungen. Wer sein Lehrer war, ist unbekannt. Er begab sich nach einem wohlgelegten Grunde nach Rom, wo er nach Hannibal Caraccio mit so gutem Erfolg studirte, daß seine Compositionen allgemein von den Künstlern bewundert wurden. Nach seiner Zurückkunft wurde er den besten niederländischen Meistern beigezählt. In seiner Jugend copirte er mit solcher Geschicklichkeit nach Rubens und Vandyk, daß seine Gemählde noch jetzt die Kenner täuschen. Hieraus lernte er die Grundsätze seiner schönen, wohl in einander geschmelzten Färbung und zierlichen Führung des Pinsels. Er mahlte nur große Geschichten; seine Compositionen sind ungekünstelt und wohlüberlegt; er brachte in dieselben nicht mehr Figuren, als nöthig waren, um seine Gemählde zu beleben; jede hat ihre erfoderliche Verrichtung. Ihre Auszierungen sind sinnreich, von edler Einfalt und die Gewänder schön. Seine Hintergründe zierte er mit Architektur, die er, so wie die Perspective, sehr gut ver-

stand. Seine Zeichnung ist in gutem Geschmack, das Colorit seines Nackten frisch und natürlich; seinen Gewändern dagegen kommt nicht ein gleiches Lob zu. Er ward 71 Jahr alt. — Sein Sohn gleiches Namens studirte zu Paris und Rom, lebte lange zu Lille, und begab sich endlich wieder nach Brügge, wo er 1713 starb. Von seinen großen historischen Gemählden sieht man mehrere in den Kirchen und Palläſten von Lille. Seine Zeichnung sowohl als sein Colorit sind alles Beifalls würdig. Seine Manier ist pastoser und die Touche freier als seines Vaters. Er drappirte im größten Styl. Seine Compositionen waren nicht überreich, aber sehr verständig geordnet.

Opal. Dieser Stein, von dem es mehrere Arten giebt, gehört zu dem Kieselgeschlechte. Mehr oder weniger Durchsichtigkeit ist eine allgemeine Eigenschaft aller. Der Bruch ist muschelig, der äußere Glanz fettartig, bald matter bald hervorstechender, der Consistenz nach sind sie halb hart, die Farbe ist verschieden. Man rechnet den Opal zu den Edelsteinen geringerer Art und unterscheidet zwei Hauptarten: den eigentlichen Opal und den Wachsopal. Vom erstern giebt es wieder mehrere Sorten, wovon der edle Opal, der bei durchfallendem Lichte meist gelb, beim auffallenden aber milchblau ist; ferner der gemeine Opal und das Weltauge oder Hydrophan die merkwürdigsten sind. Das sogenannte Weltauge scheint ein gemeiner verwitterter Opal zu seyn. Es besitzt die sonderbare Eigenschaft, Wasser einzusaugen, wobei es seine Durchsichtigkeit verliert. Die Farbe desselben ist meistentheils rahmgelb, bisweilen auch regenbogenartig. Vom Wachsopal giebt es vornehmlich zwei merkwürdige Sorten, wovon die eine der Holzopal, die andere der Telkobanjerstein heißt. Ersterer ist nichts anders als ein versteintes Nadelholz von gelblicher und bräunlicher Farbe, woran man zum Theil noch den faserigen Längenbruch und zuweilen schalige Ablösungen der Jahresringe bemerkt. Der Telkobanjerstein, welcher eine wachsgelbe, aber auch braunrothe oder olivengrüne Farbe hat, führt seinen Namen von einem Orte in Ober-Ungarn, wo er meistens gefunden wird. In Ober-Ungarn finden sich auch noch andere Opale; außerdem sind sie im Erzgebirge, in Böhmen, Schlesien u. s. w. nicht selten. Die orientalischen übertreffen alle an Härte und Schönheit; unter den europäischen sind gewöhnlich die ungarischen die besten.

Oper. Ehe wir zu der Geschichte der Oper übergehn, halten wir es für unsre Pflicht, in philosophischer Hinsicht über die künstlerische Entstehung derselben eine allgemeine kurze Untersuchung vorauszuschicken. Die poetische Bildung der Neuern ist, wie wir in dem Artikel Musik gezeigt haben, durchaus romantisch, d. h. die Idee, welche in ihr vorhanden, stellt kein freudiges Gefühl am Besitze des Vorhandenen, des Gegebenen, dar, sondern die Sehnsucht nach dem Unbekannten, nach dem bloß vom innersten Gemüthe Geahneten macht vielmehr den Charakter der romantischen Poesie aus. Da nun die neuere Musik, ihrer innersten Natur zu Folge, ebenfalls rein romantisch ist, und hierin also schon von innen aus eine absolute Beziehung zwischen der neuern Poesie und der neuern Musik liegt; so folgt daraus, daß die Vereinigung beider, der Musik und Poesie, schon an und für sich selbst in der Natur der Dinge begründet seyn müsse. Und dies ist denn auch in der That der Fall. Was man also auch bisher über die Unstatthaftigkeit der Oper möchte bemerkt haben, so geht daraus bloß ein gänzliches Verkennen der neuern poetischen und musikalischen Bildung hervor, dem es nicht deutlich geworden ist, daß Musik und Poesie, so wie wir sie jetzt haben, ihrem innersten Wesen nach eigentlich gänzlich unzertrennbar sind, u. daß also folglich die eine ohne die andere nicht wohl bestehen

kann. Dieſe auf einem rein philoſophiſchen Wege gefundene Wahrheit wird durch die Erfahrung beſtätigt, die wir täglich zu machen im Stande ſind. Wo iſt das Publikum, um nicht zu ſagen, wo iſt ſelbſt der einzelne Menſch, der nicht die Oper dem ungeſungenen Drama, das in Muſik geſetzte Gedicht dem nicht in Muſik geſetzten vorziehen ſollte? Wo iſt ſelbſt der Theaterunternehmer, der nicht geneigt wäre, wenn es ſich mit dem Koſtenaufwande vertrüge, das recitirende Schauſpiel ganz abzuſchaffen, und ſtatt deſſen ſtets Opern zu geben? Ja, wir glauben noch weiter gehn zu dürfen. Wenn nämlich, wie uns abſolut ausgemacht zu ſeyn ſcheint, die Beziehung zwiſchen Muſik und Poeſie, wie wir ſie oben angegeben haben, jede Trennung zwiſchen beiden unmöglich macht, und wenn die Muſik nicht ohne Poeſie und die Poeſie nicht ohne Muſik exiſtiren kann; ſo wagen wir zu behaupten, daß in Zeit von funfzig Jahren in Deutſchland vielleicht durchaus kein recitirendes Schauſpiel mehr exiſtiren, ſondern daß vielmehr die Oper ausſchließlich ſich des deutſchen Theaters bemächtigt haben wird. Dies iſt, was wir über das Weſen der neuern Muſik anmerken zu müſſen geglaubt haben; wir gehen nun zur Geſchichte derſelben ſelbſt über. Oper, in ſo fern darunter das ernſthafte Singſpiel verſtanden wird, iſt ein Schauſpiel in Verſen, deſſen kleinerer Theil geſungen, der größere hingegen nach Noten, jedoch ohne Takt, geſprochen und gewöhnlich mit Tänzen verbunden iſt. In wie fern man berechtigt ſeyn dürfte, das Buch Hiob und die dramatiſchen Vorſtellungen der Griechen, die mit Muſik begleitet waren, für Veranlaſſungen zur Erfindung der heutigen Oper zu nehmen, wollen wir ununterſucht laſſen, und nur erwähnen, daß Italien unſtreitig das Land ihrer Entſtehung iſt. Im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts ſoll eine Geſellſchaft von Kunſtfreunden zu Florenz den Verſuch gemacht haben, die alte griechiſche Tragödie wieder herzuſtellen. Um dieſem Endzwecke ſo nahe als möglich zu kommen, unternahmen es Vicenzo Galilei und Giulio Caccini, Mitglieder jener Geſellſchaft und berühmte Tonkünſtler ihrer Zeit, ein Gedicht unter einfacher Begleitung eines Saiteninſtruments herzuſagen oder zu recitiren. Dieſe Verſuche werden als der erſte Urſprung der Oper angeſehn. Sie bahnten einem durchaus in Muſik geſetzten Drama den Weg, welches Daphne hieß, und von dem Dichter Ottavio Rinuccini verfertigt war. Die Muſik hatte Peri geſetzt. Zwei andere Schäferſpiele, die Anole von Giraldi und die Arethuſa von Lollio, ſollen um dieſelbe Zeit am Hofe des Herzogs von Ferrara aufgeführt worden ſeyn, ſo wie man auch meint, daß Guarini's Paſtor fido ſchon in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts muſikaliſch dargeſtellt worden. Im Jahre 1485 ſoll zu Venedig die erſte opera buffa, und ſeit der Zeit in den Palläſten aller italieniſchen Prinzen ähnliche Vorſtellungen gegeben worden ſeyn. Die Muſik zu dieſen Schauſpielen beſtand größtentheils in einem Vortrage, der unſerm heutigen Recitative ähnlich war, welches nur ſelten durch Chöre unterbrochen wurde. Für den eigentlichen Erfinder des Recitativs, ſo wie wir es jetzt haben, wird jedoch Emilio del Cavaliero gehalten, von dem im Jahre 1590 zu Florenz zwei Paſtorale's, il Satiro und la disperazione, aufgeführt wurden, und welcher auch auf eben dieſelbe Weiſe ein Oratorium, Anima e Corpo, in Muſik geſetzt hat. Im Jahre 1597 ließ bereits Horazio Vecchi alle Rollen, auch ſogar den Pantalon, den Doctor und ſpaniſchen Hauptmann in Verſen abſingen. Nach mehrern andern dergleichen Verſuchen wurde endlich im Jahre 1600 bei der Vermählung Königs Heinrich IV. die Oper Eurydice, von Rinuccini gedichtet und von Peri und Caccini

componirt, in Florenz öffentlich aufgeführt. Nach einer andern Meinung soll bereits um das Jahr 1480 ein gewisser Johann Sulpitius, mit dem Zunamen Verulamo, von seinem Geburtsorte gleiches Namens im römischen Gebiete also genannt, auf dem Markte zu Rom, so wie auch vor dem Papste und einigen Cardinälen, Schauspiele mit musikalischer Declamation gegeben und sich selbst einen Wiederhersteller musikalischer Vorstellungen auf dem Theater genannt haben. Eins von den Stücken, die er zur Carnevalszeit aufführte, führt den Titel Pauli Bekehrung, und war von Bererini in Musik gesetzt. Im Jahre 1646, bis wohin die Oper bloß auf Italien beschränkt gewesen war, ließ der Cardinal Mazarini zuerst Operisten aus Italien nach Paris kommen, welche daselbst die erste italienische Oper, Orpheus und Eurydice, aufführten. Um dieselbe Zeit machte Perrin den ersten Versuch mit einer französischen Oper, wozu er 1669 ein königliches Privilegium erhielt. Außer der ernsthaften Oper zu Paris, die den Namen der königlichen Akademie der Musik führte, ward daselbst auch im Jahre 1678 eine andere eingeführt, die man auf den Messen zu St. Laurent und St. Germain vorstellte, und welche im Jahre 1715 den Namen der komischen Oper erhielt. Zu Nürnberg wurden schon zu HansSachsensZeiten († 1567) gesungene Fastnachtsspiele aufgeführt. Den ersten eigentlichen Operntext verfertigte Martin Opitz († 1669); er hieß Daphne, und ist eine Nachahmung der oben erwähnten italienischen Oper Daphne. Nachher schrieb Paul Thiemich die Oper Alceste, welche die erste ist, die 1693 zu Leipzig in der Ostermesse aufgeführt wurde. Einige halten die komische Operette, der Teufel ist los, für die erste komische Oper in Deutschland; Flögel hingegen behauptet, daß es dort eben so früh komische Opern gegeben habe, als ernsthafte. Zu Augsburg wurde im Jahre 1697 zum ersten Male eine deutsche Oper aufgeführt, und zu Nürnberg 1667 ein Opernhaus erbaut, in welchem man 1697 die erste deutsche Oper, Arminius, aufführte. In Schweden wurde 1774 die erste schwedische Originaloper, Birger Jarl, von gebornen Schweden aufgeführt. — Die Marionetten-Opern (französisch les Bamboches) sind sehr alt. Herodot gedenkt schon der Marionetten, und die Römer bedienten sich bei ihren öffentlichen Spielen einer Marionette, die der Kinderfresser hieß. Im Jahre 1674 wurde die Marionettenoper in Paris eingeführt und durch eine Docke oder Marionette (bamboche, marionette) vorgestellt, deren Bewegungen von dem Gesange einer versteckten Person begleitet wurden. — Opera buffa ist der Name des komischen Singspiels der Italiener, welches sich von unserer komischen Oper hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß durchgehends nicht darin gesprochen, sondern daß der Dialog darin vielmehr recitativisch (d. h. nach Noten, aber ohne Takt) gesungen wird. — Opera seria (die ernsthafte Oper) ist nur ihres Inhalts wegen von der komischen Oper verschieden, hat aber gewöhnlich keine Finale's. — Operette bedeutete noch in der ersten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts ein ernsthaftes Schauspiel, welches eben so, wie die Oper, durchaus gesungen wurde, und sich von dieser nur durch eine kürzere Ausführung der vorgestellten Begebenheit und durch wenige in die Handlung verflochtene Nebenpersonen unterschied. In der Folge ging dieser Name auf die Nachahmung desjenigen französischen Schauspiels über, welches mit kleinen Liedern und dergleichen, oft auch mit einem Chore, untermischt war. Man nannte diese Gattung des Schauspiels, welche in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts vorzüglich von Weiße und Hiller mit allgemeinem Beifalle bearbeitet wurde, wegen der in die dargestellte Begebenheit ein-

gemischten komischen Charaktere, vorzugsweise die komische Operette. Um mehr musikalischen Genuß in dieses vermischte Schauspiel zu verweben, wurden nach und nach die Gesangstücke immer weiter ausgeführt, und bekamen die nämlichen Formen, wie in der ernsthaften Oper. Endlich ertheilte die Benutzung des von den Italienern erfundenen Finale's, in welchem die Handlung fortrückt, und die Musik zu einer Folge sehr interessanter und abwechselnder Sätze Gelegenheit giebt, dieser Art von Oper gleichsam den allgemeinen Vorzug, so daß sie von nun an die herrschende Gattung des mit Musik verbundenen Schauspiels wurde. Diese Operette, in so fern sie nämlich bloß eine bürgerliche Handlung von geringem Umfange und von wenigen Personen darstellt, ist seit einigen zwanzig Jahren in etwas aus der Mode gekommen, und hat der komischen Oper weichen müssen. Dieser liegen nun die größten ernstesten Sujets zum Grunde, sind aber stets mit komischen Partien vermischt, so daß sie meistens zur eigentlichen romantischen Oper werden. Die Composition derselben ist da, wo sie die ersten Scenen des Stücks darzustellen hat, ganz in der Gattung der ernsten Oper, und sie bedient sich in diesem Falle aller Formen der letzten, so wie die komischen Situationen nach Art der italienischen Opera buffa behandelt werden. Die jetzige komische oder romantische Oper ist also eine Zusammensetzung der Opera seria und der Opera buffa der Italiener, nur mit dem Unterschiede, daß der Dialog derselben wirklich gesprochen und nicht recitativisch gesungen wird. Zu den vorzüglichsten deutschen romantischen Opern gehören: Die Zauberflöte, Don Juan, das unterbrochene Opferfest und andere mehr. Pq.

Opfer sind Gaben, die man der Gottheit darbringt, um dadurch die Hingebung seiner eignen Person auszudrücken. Dieser Gebrauch war die erste Wirkung der Anerkennung höherer Wesen und ein Haupttheil des Gottesdienstes in allen Religionen des Alterthums; und noch heut glaubt der Orientale vor Gott eben so wenig mit leeren Händen erscheinen zu dürfen, als vor seinem Fürsten und Herrn. Die Vorstellung, daß Gott sinnliche Bedürfnisse habe, und an Speise, Trank und Wohlgeruch Gefallen finde, und die Lebensart der Opfernden bestimmte die Beschaffenheit ihrer Gaben. Hirten und Jäger brachten Thiere, Ackerbauer Früchte und Brod; und die Ehrfurcht vor der Gottheit gebot, ihr das Beste, was der Opfernde besaß, zu widmen. Daher wollte Abraham selbst den geliebten Sohn und einzigen Erben opfern, und Agamemnon seine Tochter Iphigenia; doch zeigte sich in der glücklichen Wendung, die diese Opfer nicht zur Ausführung kommen ließ, früh die reinere Idee, daß Gott kein Menschenblut verlange und schon durch die fromme Gesinnung befriedigt werde. Die Verirrungen des Naturdienstes erhielten gleichwohl den grausamen Gebrauch, Menschen zu opfern, auch bei solchen heidnischen Völkern aufrecht, die der ersten Rohheit entwachsen waren. Die Phönicier opferten ihren Götzen (Molech) Kinder, wie in gleichem Sinne die germanischen Völker und die ältern Mexikaner und Peruaner. Denn zu der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die zuerst zum Opfern antrieb, kam, da man Unfälle und Plagen als göttliche Strafen für begangene Sünden zu betrachten anfing, der neue Beweggrund, die erzürnte Gottheit zu versöhnen, u. dazu schien ein Menschenleben nicht zu kostbar. Aber während die Altäre der heidnischen Welt von dem Blute unschuldiger Kinder und wehrloser Gefangenen troffen, bestimmte Moses in seinen Opfergesetzen reine, makellose Thiere und Früchte zu Stellvertretern der Hingebung und Buße seines Volks vor Jehova. In Rücksicht ihrer Form waren die israeliti-

schen Opfer blutige, wenn Rinder, Ziegen, Schafe oder im Nothfall Tauben von den Priestern geschlachtet und ganz oder zum Theil verbrannt wurden (Brandopfer), unblutige dagegen, wenn man Mehl, Kuchen, Oel, Salz, Honig und Weihrauch (Speisopfer), oder Wein, der um den Altar her ausgegossen wurde (Trankopfer), darbrachte. In Rücksicht der Gesinnungen, die sie ausdrücken, und der Zwecke, zu denen sie dienen sollten, waren diese Opfer entweder Dank- und Freudenopfer, die in Rind- und Kleinvieh bestanden und gewöhnlich mit Speisopfern begleitet, oder Sünd- und Schuldopfer, zu denen nur Thiere gebraucht wurden. Bei den Sünd- und Schuldopfern pflegten die Priester die Darbringenden zum Zeichen ihrer Versöhnung mit Jehova mit dem Blute der geschlachteten Thiere zu besprengen, und wenn es einer allgemeinen Buße und Entsündigung des ganzen Volkes galt, das Opferthier zu verbrennen, dagegen, wenn es nur Privatpersonen anging, das Fleisch selbst zu essen. Denn die Opfer an Thieren und Erstlingen der Früchte, die an gewissen Festen und bei wichtigen Familienbegebenheiten oder zur Entsündigung Einzelner dargebracht werden mußten, gehörten zu den Naturaleinkünften der Priester, die nur den ungenießbaren Theil derselben verbrannten. Diesen Vortheil verschafften sich auch die heidnischen Priester, die, wenn gleich bei Juden und Heiden nur die Priester opfern durften, an ihren Opfermahlzeiten die Geber Theil nehmen ließen, wie von den Hekatomben der Griechen vor Troja an bis zu den Opfergelagen, denen Theodosius durch ein Decret im Jahre 392 mit dem ganzen heidnischen Cultus zugleich im römischen Reiche ein Ende machte, aus den Dichtern der Alten und den Kirchenvätern hinlänglich bekannt ist. Die Hekatomben der Griechen und Römer waren Brandopfer, ihre Libationen Trankopfer, und Speisopfer die Gaben, die sie in den Mysterien darbrachten. Die schon von den Propheten des alten Bundes erkannte Wahrheit, daß der Mensch der Gottheit nichts anbieten könne, was nicht schon an und für sich ihr Eigenthum und ihre Gabe sey, machte das Christenthum dadurch geltend, daß es, so weit es drang, den heidnischen und jüdischen Opferdienst, welcher letztere nach Zerstörung des Tempels zu Jerusalem ohnehin aufhören mußte, gänzlich abschaffte, und den Tod Jesu als die ein für allemal und immer gültige Genugthuung für die Sünden der Menschen und als die letzte Erfüllung der alten Opferidee darstellte. Zugleich verwarf es den Eigennutz, der die Gunst der Gottheit durch Geschenke zu erkaufen und den Leichtsinn, der sich damit bei ihr abzufinden meinte, und foderte von seinen Bekennern nur die moralischen Opfer der Entsagung vom Bösen und Eitlen, der Aufwendung aller Kräfte und Güter für das Wohl der Menschen und die völlige Hingebung des Herzens an Gott. Ganz ließ sich jedoch die Vorstellung, daß man Gott auch sinnliche Gaben schuldig sey, bei den zum Christenthume bekehrten Völkern nicht ausrotten, und das Bedürfniß der Armen in der Gemeinde und der Kirche zur Unterhaltung des Cultus und der Geistlichkeit machte gewisse Gott geweihte Abgaben immerwährend nothwendig. Als solche sind die Oblationen oder freiwilligen Opfer an Lebensmitteln und Geld zu betrachten, welche die Laien dem Clerus zu den Agapen, Abendmahlshandlungen und sonst zu bestimmten Zeiten darbrachten. Sie wurden, auch da die Leistung des Zehnten an den Clerus schon eingeführt war, beibehalten und meistentheils in Geld verwandelt, und die Opfer oder Offertoria, welche nach einem noch jetzt fast bei allen christlichen Religionspartheien bestehenden Gebrauche zu gewissen Zeiten für die Geistlichen auf den Altar gelegt werden, stehen mit jenen Oblationen der ersten Christen in geschichtlichem Zusammenhange, ohne jedoch auf

irgend eine Weise zu den gottesdienstlichen Handlungen zu gehören. Dagegen wird eine Haupthandlung des Cultus in der katholischen Kirche, die Messe, noch jetzt das unblutige Opfer genannt, weil nach dem Lehrbegriffe dieser Kirche der Meßpriester durch Consecration des Brods und Weins Leib und Blut Christi im Sinne der jüdischen Sühnopfer gleichsam aufs neue opfert (Meßopfer). Bei den Heiden findet der alterthümliche Gebrauch gottesdienstlicher Opfer auch in unsern Zeiten Statt; der Chinese weiht seinen Göttern Früchte, der Caraibe Tabak, der Neger in Westindien Branntwein, und bei den wilden Inselbewohnern und Anthropophagen zeigen sich immer noch Spuren von Menschenopfern. E.

Ophiten, Ophianer oder Schlangenbrüder, wird eine gnostische Partei genannt, die mit den Valentinianern (s. d. Art. Gnosis) die Annahme zweier Grundwesen, die Aeonenlehre und die damit verbundenen Theogonien gemein, übrigens aber das Eigene hatte, daß sie sich bei ihren gottesdienstlichen Mysterien einer lebendigen Schlange, als Symbols des sinnlichen Princips im Menschen und der Klugheit, die es erzeugt (Sophia), bediente. Die Ophiten küßten die Schlange, in der sie nach Anleitung des chaldäischen Schlangendienstes die Verführerin der Eva im Paradiese auf ähnliche Weise verehrten, wie feindliche Götter von den Heiden angebetet wurden. Diese Religionsgesellschaft entstand am Ende des 2ten Jahrhunderts aus schwärmenden Juden und Heiden, vornehmlich in Syrien und Kleinasien, und noch im 6ten Jahrhundert wurden Edicte zu ihrer Ausrottung erlassen. Zu den Christen gehörten sie eigentlich nicht, und nur ein Zweig derselben scheint Jesum nach Art der Gnostiker als einen Aeon zweiten Ranges anerkannt zu haben. E.

Ophthalmie, die Augenentzündung, von dem griechischen Wort ophthalmos, das Auge. Sie ist verschieden, theils nach dem Sitze der Entzündung in der Bindehaut des Auges, oder in den Augenliedern und deren Drüsen, theils nach dem verschiedenen Grade, da die obige Benennung speciell für den gewöhnlichen gelindern Grad, die Tararis für den stärkern Grad, wenn die Bindehaut in ihrem ganzen Umfange so entzündet ist, daß sie wie mit Blut überzogen aussieht; Chemosis, der heftigste Grad, wenn durch die Entzündung ein Austritt des Bluts unter der Bindehaut, und Anschwellung derselben Statt findet; endlich Phlegmone des Auges, bei Entzündung innerer Theile des Auges. Die gewöhnlichen Zeichen der Augenentzündung sind: widernatürliche Röthe, Schmerz in dem Auge, anfangs als wenn Sand oder dergleichen etwas hineingefallen wäre, was oft zu Täuschung Veranlassung giebt, widernatürliche Hitze, meistens auch Ausfluß von Feuchtigkeit, und Geschwulst der Augenlieder. Oft ist gänzliche Lichtscheue damit verbunden. Zuweilen schwillt die Bindehaut des Auges so sehr an, daß sie Falten auf dem Augapfel bildet. Wenn die Entzündung sich bis auf die durchsichtige Hornhaut fortsetzt, was zuweilen in Form eines Bläschens, das einem Geschwürchen ähnlich ist, geschieht, so verliert sie ihre Durchsichtigkeit, bekommt Flecken, und es entsteht Blindheit, weil die Lichtstrahlen nicht mehr durchdringen können. Dasselbe geschieht, wenn die innere Entzündung die Crystalllinse ergreift. Auch kann Eiterung die Hornhaut ergreifen und ganz zerstören, oder es erfolgt eine Eitersammlung im Innern des Auges, welche sich in den Augenkammern bildet, und, ohne gehörige Hülfe, die Hornhaut durchbricht und zerstört. Auch Auswüchse auf der Hornhaut entstehn zuweilen nach Entzündungen. H.

Opitz (Martin), einer unserer besten ältern Dichter, wurde den 23sten December 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren. Er besuchte anfangs

die Stadtschule seines Geburtsorts, deren Rector sein Onkel, Christoph Opitz, und nach dessen Tode Valentin Sanftleben war. Letzterm scheint Opitz besonders die Entwickelung seines dichterischen Geistes verdankt zu haben. Im Jahr 1614 ging er nach Breslau, wo er auf dem dortigen Marien-Magdalenen-Gymnasium unter Hockelshofen seine Studien bis 1616 fortsetzte. Dieser gelehrte Mann erweckte bei ihm die Liebe zur Philosophie, womit er noch das Studium der Beredsamkeit und des Alterthums verband. Uebrigens entschied er sich jetzt für die Rechtsgelehrsamkeit. Als er Breslau verließ, erschien von ihm eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte im Druck, die er Neujahrsgeschenke (Strenae) nannte, die erste Spur von literarischen Xenien. Es war ein Tribut des Dankes; denn alle die kurzen Gedichte, die dieser einzelne Bogen enthält, sind an seine ehemaligen Lehrer oder andere Gelehrte in Bunzlau gerichtet. Im J. 1617 vertauschte er das breslauische Gymnasium mit dem damals berühmtern zu Beuthen an der Oder, wo ihm der kaiserliche Kammerfiscal und Pfalzgraf Tobias Skulterus von Schwanensee und Bregoschütz die Aufsicht und Führung seines Sohns anvertraute. Auch jetzt gab er verschiedene lateinische Gedichte, desgleichen seinen Aristarchus, eine Schrift, die seinen Patriotismus für die deutsche Literatur bethätigte, heraus. Im J. 1618 bezog er die Universität zu Frankfurt an der Oder, wo er, die Jurisprudenz vernachlässigend, ein Jahr seinen Lieblingsstudien und der Dichtkunst widmete. Zwei Brautlieder waren hier sein erster Versuch, in deutscher Sprache zu dichten. Nach damaliger Sitte begann er jetzt seine Wanderungen. Im J. 1619 hielt er sich auf der Universität zu Heidelberg auf. Der churpfälzische Geheimerath Lingelsheim nahm ihn als Lehrer seiner Söhne in sein Haus, und stellte ihn bei Hofe vor. Er wurde mit dem berühmten Janus Gruter und andern trefflichen Köpfen bekannt. Opitz schrieb viel, sowohl deutsch als lateinisch, in Prosa und Versen, scherzhaft und ernsthaft. Im J. 1620 besuchte er Straßburg, wo er Matthias Berneggers Freundschaft gewann, der den künftigen Virgil der Deutschen in ihm prophezeite. Ueber Tübingen ging er nach Heidelberg zurück, von wo er, um den Kriegsstürmen auszuweichen, zu Ende des J. 1620 mit seinem Freunde Hamilton, einem Dänen, in die Niederlande reiste. Zu Leiden kam er in Bekanntschaft mit Scriver, Vossius, Rutgersius und dem großen Daniel Heinsius, und besonders Letzterer bildete ihn zu dem gehaltvollen und besonnenen Dichter, der er seitdem wurde. Während der Krieg sich immer weiter über Deutschland verbreitete, lebte Opitz 1621 in Holstein sieben Monate lang den Musen und der Freundschaft. Damals schrieb er sein treffliches Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs, welches er jedoch erst 1633 drucken ließ. Zu Ende des Jahrs kehrte er in sein Vaterland zurück, und wurde an den Hof des Herzogs Georg Rudolph von Liegnitz berufen. Im J. 1622 ging er auf Bethlen Gabors Einladung als Lehrer der Philosophie und Humaniora nach Weißenburg. Hier lebte er in der Gunst des Fürsten und äußerm Glanze, und begann ein gelehrtes Werk, Dacia antiqua, dessen Vollendung, nachdem er sechzehn Jahre darauf verwendet hatte, sein Tod verhinderte. Aber es bemächtigte sich seiner eine traurige Gemüthsstimmung. Die Uncultur des Landes weckte in ihm die Sehnsucht nach seinem Vaterlande; er nahm seine Entlassung, mit dem Vorsatze, fortan der Ruhe und den Musen zu leben. Dennoch ging er im J. 1623 von Bunzlau abermals nach Liegnitz an den Hof Georg Rudolphs. Hier dichtete, arbeitete, edirte er. Im J. 1624 erschien die erste Ausgabe seiner Gedichte, von Zinkgref besorgt, die Opitz aber für übereilt erklärte, und bald durch eine selbstveran-

staltete verdrängte. Der Herzog Rudolph, auf dessen Befehl er die Sonn- und Festtagsepisteln nach dem Sylbenmaße der französischen Psalme in Verse gebracht hatte, ernannte ihn zu seinem Rath. Auch erschien jetzt sein Buch von der deutschen Poeterei, wodurch er den Anfang zu einer deutschen Poetik machte. Nachdem er zu Ende des J. 1624 nach Sachsen gereist, fast ein halbes Jahr in Wittenberg verlebt, und über Dresden den geschmackvollen Hof des Herzogs Ludwig von Anhalt, des Stifters der fruchtbringenden Gesellschaft, besucht hatte, und unter dem Namen des Gekrönten in diese Gesellschaft aufgenommen worden war, kehrte er 1625 nach Schlesien zurück, um noch in demselben Jahre seinen Freund Kirchner, der in Geschäften des Herzogs nach Wien ging, dahin zu begleiten. Hier empfahl er sich durch ein Trauergedicht auf den Erzherzog Carl dem Kaiser Ferdinand II., aus dessen Händen er den poetischen Lorbeerkranz empfing. Nach einem kurzen Aufenthalt kam er 1626 nach Schlesien zurück, wo er abwechselnd zu Breslau, Brieg und Liegnitz lebte, und bald im Geräusche des Hofs, bald in den stillen Cirkeln seiner Freunde Erholung von seinen Arbeiten fand. Noch in demselben Jahre trat er als Secretär in die Dienste des gelehrten und tapfern Burggrafen zu Dohna, Carl Hannibal, und lebte jetzt größtentheils zu Breslau; doch machte er mehrere kleine Geschäftsreisen an fremde Höfe und zu andern Großen des Reichs. Er ließ sich auch gelüsten, seinen Heldenmuth auf die Probe zu stellen, und einen Ausfall unter dem General Pechmann mitzumachen; aber schon dieser einzige Versuch reichte hin, ihn zu überzeugen, daß er zum Krieger keinen Beruf habe. Im J. 1628 erhob ihn Kaiser Ferdinand II. aus freiem Antrieb in den Adelstand, unter dem Namen Martin Opitz von Boberfeld; jedoch bediente er sich dieses Titels nur selten oder gar nicht. Im J. 1630 unternahm Opitz in Angelegenheiten des Burggrafen eine Reise nach Paris; er erneuerte auf derselben alte und schloß neue Bekanntschaften; bei den ausgezeichnetsten Männern fand er Zutritt und Aufnahme. In Paris ward er mit Hugo Grotius bekannt, dessen Haus der Sammelplatz aller durch Rang und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Männer war. Er übersetzte das Gedicht desselben von der Wahrheit der christlichen Religion aus dem Holländischen in deutsche Verse, wofür der Verfasser ihn mit den ehrenvollsten Lobsprüchen überhäufte. Ein Ruf seines Burggrafen riß ihn noch in diesem Jahre aus seinem literarischen Hochleben zu Paris. Am Ende desselben kam er, bereichert mit neuen Kenntnissen und einem Schatze von seltenen Büchern, Handschriften, Münzen und geschnittenen Steinen nach Breslau zurück, wo er zwei Jahre blieb. Aber nachdem 1633 der Burggraf zu Dohna gestorben war, ging er, da die unruhigen Zeiten ihm nicht erlaubten, einsam sich selbst zu leben, an die fürstlichen Höfe von Liegnitz und Brieg zurück. Hier gab er sein Lehrgedicht Vesuv und sein Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs heraus. Im Frühling 1634 folgte er dem Herzog Johann Christian von Brieg nach Thorn, wohin dieser wegen der Kriegsunruhen sich begab, und nahm bald darauf seinen Wohnsitz zu Danzig, wo er sich mit Ruhe und Sicherheit seinen Arbeiten widmen konnte. Das Singspiel Judith und die Uebersetzung der Antigone des Sophokles waren die Früchte dieser Muße. Als der König Uladislaus IV., der ihn bereits aus einem trefflichen deutschen Lobgedichte, womit er ihn bei seiner Rückkehr von seinem Zuge gegen Rußland begrüßt hatte, kannte; im J. 1638 nach Danzig kam, ließ dieser den Dichter vor sich, und erlangte endlich durch dringendes Zureden von ihm, daß er mit Bewilligung des Herzogs als königlich polnischer Secretär und Historiograph unter sehr vortheilhaften Bedingungen in seine Dienste

trat. Er fuhr fort, seine Muße gelehrten Arbeiten zu widmen. Im J. 1637 gab er die Sammlung seiner geistlichen Poesien heraus, sammelte und revidirte seine weltlichen Poemata, arbeitete an den dacischen Alterthümern, und vollendete seine Psalmenübersetzung nach den gewöhnlichen Melodien. Er besuchte auf kurze Zeit Thorn und Königsberg. So hatte Opitz die Blüthe der männlichen Jahre und seines Ruhms erreicht. Die würdigsten und edelsten seiner Zeitgenossen liebten und ehrten ihn. Sein Urtheil und Geschmack hatten eine vollkommene Reife erlangt, von seinem thätigen Geiste erwartete man die vollendetsten Früchte. Diese Hoffnung sollte nicht erfüllt werden. Opitz wurde ein Opfer der Pest, welche 1639 Danzig verheerte, und auch ihn am 20sten August hinraffte. Sein literarischer Nachlaß ging in jener Zeit allgemeiner Verwirrung verloren. — Als Dichter hat Opitz die unbestrittensten Verdienste. Er war der erste unter den neuern Deutschen, der sich zur wahren Poesie emporschwang; und in so fern heißt er mit Recht der Vater der deutschen Dichtkunst. Er war mit den Alten vertraut, und hatte seinen Geist mit den nützlichsten Kenntnissen bereichert; daher sind seine Gedichte, besonders die größern, reich nicht nur an schönen, sondern auch an gründlichen Ideen und Maximen. Die Sprache verdankt ihm neue Verbindungen und Formen, grössere Geschmeidigkeit und Correctheit, höhern Nachdruck und Wohlklang, vor allen aber Reinigung von hundert wilden Auswüchsen. Der Prosodie gab er zuerst ihr Daseyn. Der erste Platz unter seinen Gedichten gebührt den lyrischen, nächst diesen den didaktischen; der schwächste Theil sind seine Uebersetzungen.

Opitz, zuletzt Schauspieler und Regisseur der privilegirten sächsischen Hofschauspielergesellschaft des Franz Seconda, hat sich in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens den allgemeinen Ruf eines Schauspielkünstlers vom ersten Range zu verschaffen gewußt, und die meisten Kritiker haben ihm diesen Ruf theils stillschweigend, theils auch mit einigem untermischten Tadel seiner Darstellungen, zugestehn zu müssen geglaubt. Wenn wir nun aber vollkommen davon überzeugt sind, daß nur der Schauspieler ein wahrhafter Künstler, ein Künstler im eigentlichen Verstande genannt zu werden verdient, dessen Darstellungen selbst bis in die kleinsten Details den vollkommensten Zusammenhang offenbaren, und welchen jede Zufälligkeit durchaus fremd ist; so müssen wir Opitzen, dessen Kunstbildung uns in einem Zeitraume von mehr als zehn Jahren vollkommen kund geworden ist, das eigentliche Künstlerthum durchaus absprechen und ihm dagegen nur eine glückliche Routine, verbunden mit einem klingenden Organe und einer kräftigen gefälligen Körperbildung zugestehn. Diese Vorzüge, die, in einem solchen Grade vereint, wie sie es bei Opitzen waren, schon für sich allein im Stande sind, ein Publikum für sich einzunehmen, hatten noch das Verdienst, daß sie bei Opitzen mit einer glücklichen, augenblicklichen Auffassungsgabe gepaart waren, durch welche er in den Stand gesetzt wurde, gewisse Einzelnheiten, besonders in den sogenannten Chevaliers, wahrhaft künstlerisch darzustellen. Aber es gebrach ihm von der andern Seite an jeder logischen Kunstspeculation, an jeder eigentlichen philosophischen Reflexion, um jene Einzelnheiten, nachdem er sie mit Glück aufgefaßt hatte, zu einem streng in sich zusammenhängenden Ganzen zu verarbeiten, und auf diese Weise von einem bewußtlosen Mechaniker zu einem wahrhaft überlegenden Schöpfer seiner Darstellungen zu werden. Aber es hätte immer noch möglich seyn können, daß Opitz, ausgerüstet mit jener leichten Auffassungsgabe, die wir ihm so eben zugestanden haben, durch redliches, unausgesetztes Studium wo nicht zum

eigentlichen Künſtler ſelbſt geworden wäre, doch aber immer größere Fortſchritte zu dieſem Ziele gemacht haben würde, wenn er nicht, bei der ihm angebornen Trägheit zum eigentlichen tiefern Studium ſeiner Rollen und bei dem Mangel an reflectirendem Geiſte, um ſo mehr von dem Lobe, welches leichtſinnige Frauen und geſchmeichelte Kritiker ihm im Uebermaße ſtreuten, verderbt worden wäre. Hierin iſt die eigentliche Urſache zu ſuchen, warum Opitz, bei Anlagen, die mehr werth waren als ſeine endliche Ausbildung, auf einer Stufe ſtehen geblieben iſt, wo wahre Kenner nichts anders als einen glücklichen, von der Natur beſonders begünſtigten Mechaniker in ihm erkennen konnten. Daß ihm überhaupt jede Genialität abging, davon zeugten unter andern ſeine Briefe, welche, neben einer wahrhaft pedantiſchen Handſchrift, als Muſter ſchwülſtiger, geſuchter und oft ganz unverſtändlicher Diction betrachtet werden können. Uebrigens war das Fach des Chevaliers, wie wir ſchon oben geſagt haben, am meiſten dazu geeignet, daß Opitz ſeine von der Natur erhaltenen Vorzüge geltend machen konnte, weswegen er ſich auch in dieſen Rollen den meiſten Ruf verſchafft hat. Durch ein zu geſchwindes Leben ſchon frühzeitig erſchöpft, ſtarb er in ſeinen beſten Jahren. Da der wahren Künſtler unter den Schauſpielern ſehr wenige, deſto mehr aber der ſchlechten, eigentlichen Handlanger ſind, ſo wird Opitzens Verluſt, in ſo fern er ſelbſt wenigſtens unter den mittelmäßigen Schauſpielern einen bedeutenden Rang behauptete, der Kunſt ſelbſt ſtets ſchmerzhaft bleiben. Pq.

Opium, der eingetrocknete Saft aus den Samenköpfen der Mohnpflanze (Papaver somniferum). Im Orient, beſonders in Natolien, Arabien, Perſien, Aegypten und Oſtindien, wächſt dieſe Pflanze zu einer vorzüglichen Größe, ſo daß ſie z. B. in Perſien vierzig Fuß hoch wachſen und Köpfe tragen ſoll, die zwei Pfund Waſſer faſſen. Der milchichte Saft der Pflanze wird geſammelt, indem man die halbreifen Mohnköpfe gegen Abend aufritzt, und am folgenden Morgen den hervorgequollenen und an der Luft verdickten Saft abſchabt und in einem Gefäße zuſammenknetet, bis er die gehörige Steifigkeit hat. Eine geringere Sorte von Opium ſoll durch das Auspreſſen und Kochen der Stengel, Blätter und ſchon aufgeritzten Köpfe bereitet werden, indem dieſe Abkochung bis zur gehörigen Dicke eingekocht wird. Von Theben in Aegypten kam ſonſt das reinſte Opium. Das gute Opium muß ſchwer, dicht, äußerlich von rothbrauner Farbe, auf dem Bruche glänzend ſeyn. In der Medicin wird dieſes Mittel als Arznei gebraucht, indem es mächtig auf das Nervenſyſtem wirkt, in geringer Gabe zuerſt das Gefäßſyſtem und das Nervenſyſtem zu ſtärkerer Thätigkeit reizt, hintennach aber ſchwächt, welches in größerer Gabe bis zur Betäubung, ja bis zur gänzlichen Vernichtung der Nervenkraft kommen kann. Es wird deswegen unter die betäubenden Gifte gerechnet. Als Medicament iſt das Opium ſchon über zweitauſend Jahre im Gebrauch. Diagoras, ein Zeitgenoſſe des Hippokrates, verwarf zwar die Anwendung davon, aber die empiriſche Schule gebrauchte es häufig. Auch haben wir noch mehrere Vorſchriften zu Opiatmiſchungen aus den damaligen Zeiten, z. B. das Philonium von Philo, der Mithridat von Damokrates, u. a. m. Noch mehreren Gebrauch machten die arabiſchen Aerzte von dem Opium, und Paracelſus empfahl es unter den europäiſchen Aerzten zuerſt und ſehr eindringlich. Obgleich es in verhältnißmäßig großen Gaben, z. B. von einem Gran bei Kindern, und von 4 bis 5 Gran bei Erwachſenen, als Gift wirkt, ſo giebt es doch im Orient, beſonders unter den Türken, viele Perſonen, die man Opiophagen (Opiumeſſer) nennt, weil ſie an den Genuß deſſelben ſich allmählig ſo gewöhnt haben, daß ſie täglich

etwas davon nehmen können, um sich, anstatt des Weins, eine Art von Rausch dadurch zu verschaffen. Anfangs nehmen sie ganz kleine Portionen, etwa von der Größe eines Nadelkopfes, allmählig steigen sie bis zur Größe einer Erbse. Bald nach dem Genusse empfinden sie eine angenehme Munterkeit, sie sind weit lebhafter und thätiger, sie stimmen sich auf jeden Ton, den sie wählen. Wählen sie den Zorn, so sind sie muthig bis zur Raserei, und stürzen sich blindlings in jede Gefahr hinein; wählen sie sanfte Gefühle, so schweben die angenehmsten Bilder und wollüstige Phantasien ihnen vor, eine innige Zufriedenheit lächelt aus ihnen, die alle Anwesenden gleichsam stillschweigend von ihrem Glücke überredet. Dieser gegebene Schwung dauert aber nur so lange, als der Rausch des Mohnsafts nachhält; nach einigen Stunden verfliegt dieser, und Erschlaffung, Unmuth und Schmerz tritt dann an die Stelle des vorigen Wohlbehagens. Wider diese Folge wird eine neue Dosis Opium genommen, die immer größer seyn muß, wenn sie dieselbe angenehme Wirkung hervorbringen soll; allein auch immer unerträglicher wird der nachfolgende Zustand von Trägheit, Verdrossenheit und Erschlaffung; die Farbe des Gesichts verschwindet, der Körper magert ab, die Glieder zittern, alles Gefühl wird stumpf. Sinnlos, und wie unvernünftiges Vieh sterben sie endlich mit hinzukommender Wassersucht oder andern Cacherien. Da dieses Mittel denen so schädlich ist, welche sich doch durch öftern Gebrauch daran gewöhnt haben, so ist leicht zu ermessen, daß sein Gebrauch als Arzneimittel die größte Vorsicht erfodert; da so kleine Gaben, als z. B. ein Gran, schon als Gift wirken können. Um so weniger ist es zu entschuldigen, wo die Medicinalpolizei nicht den Verkauf desselben den Materialisten, Droguisten, und selbst den Apothekern an andere, als auf Verordnung der Aerzte, verbietet. Auch die Kinderpulver, die sogenannten Ruhpulver, unter welchen Opium ist, sollten nicht verkauft werden dürfen, da schon manches Kind mit solchen Ruhpulvern in die ewige Ruhe befördert worden ist. Gegen die Opiatvergiftung, welche sich durch heftige Unruhe, Erbrechen, Zuckungen, Unbewußtheit, kalten Schweiß, endlich Schlafsucht und gänzliche Unempfindlichkeit äußert, und zuletzt unter Zufällen von Schlagfluß tödtet, ist nach vorausgeschicktem Brechmittel, der reichliche Genuß eines starken Caffées, oder eines guten Rheinweins, Säuren mit Kampfer, das beste Gegenmittel. H.

Oporinus (Johann), eigentlich Herbst, ein gelehrter Buchdrucker, geboren zu Basel 1507, war der Sohn eines unbemittelten Mahlers. Er studirte zu Straßburg, indem er seinen Unterhalt durch Stundengeben, Abschreiben und Correcturenlesen erwarb. Um seine Umstände zu verbessern, verheirathete er sich mit einer alten Frau, die ein beträchtliches Vermögen, aber einen sehr unfreundlichen Charakter hatte. Er ertrug ihre üble Laune bis an ihren Tod, ohne auch nur durch einen Theil ihres Vermögens entschädigt zu werden. Da seine Freunde ihm zum Studium der Medicin und Physik riethen, trat er als Lehrling und Schreiber in die Dienste des berüchtigten Paracelsus, der ihm die Mittheilung einiger seiner medicinischen Arcana versprach. Allein Oporinus sah sich in dieser Hoffnung getäuscht, verließ ihn und legte zu Basel eine griechische und lateinische Schule an. Endlich übernahm er gemeinschaftlich mit einem gewissen Robert Winter, der seinen Namen auch ins Griechische übersetzte und sich Chimerinus nannte, eine Buchdruckerei. In diesem Geschäft war er unermüdlich; er beschäftigte sechs Pressen, und gab kein Buch heraus, das er nicht selbst sorgfältig corrigirt hatte. Aber sein großer Fleiß wurde nicht durch Glücksgüter belohnt. Sein Compagnon starb insol-

Digitized by Google

zent, und nur durch die Unterstützung seiner Freunde konnte Oporinus das Geschäft fortsetzen. Er starb im J. 1568, und hinterließ beträchtliche Schulden. Außerdem, daß er den Druck vieler schätzbaren Werke besorgte, verfaßte er selbst folgende Schriften: Notae in Solinum; Onomasticon nominum propriorum; Notae in Ciceronis opera; Notae in Hesiodi opera; Epistolae u. s. w. Sein Zeichen ist Arion mit einem schwimmenden Delphin, bisweilen mit der Beischrift: Invia virtuti nulla est via, oder Fata viam invenient. Als einen Beweis seiner rastlosen Thätigkeit führt man folgende Inschrift an, die er über seine Thür setzte: Quisquis es, rogat de Oporinus etiam atque etium, ut, si quid est, quod a se velis, perpaucis agas, deinde actutum abeas, nisi tanquam Hercules, defesso Atlante, veneris suppositurus humeros. Semper enim erit, quod et tu agas.

Oporto oder Porto, eine Stadt in der portugiesischen Provinz Entre Minho e Duero; sie ist nach Lissabon die reichste und hat den stärksten Handel, der hauptsächlich in Wein besteht, wovon eine große Quantität unter dem Namen Portwein jährlich nach England geht. Die Zahl der Einwohner beläuft sich mit Einschluß von Gaya und Villanova auf mehr als 60,000. Der Bischof von Oporto steht unter dem Erzbischof von Braga. Es wohnen hier ungefähr 30 englische Familien, die vornehmlich den Weinhandel betreiben. Der Hafen, Barra genannt, hat eine Sandbank, die, wenn das Wasser nicht merklich hoch ist, das Ein- und Auslaufen gefährlich macht. Den Eingang des Hafens schützen zwei Forts: De Leixões auf der Nordseite der Flußmündung, und S. Juan de Foz näher gegen die unbefestigte Stadt. Oporto hat seinen Ursprung von einem Orte Cale, der auf der andern Seite des Stroms auf einem Berge lag, von welchem sich ein Theil der Einwohner an diesem bequemern Platz niederließ, der Porto Cale (der Hafen von Cale) genannt wurde, und von dem der Name des Königreichs Portugal herkommt.

Oppian, ein späterer griechischer Dichter, als dessen Vaterstadt sein anonymer Biograph Anazarbos in Cilicien, Suidas aber Corycus angiebt. Sein Vater war Agesilaus, ein reicher Mann und Philosoph, welcher wegen einer dem Kaiser Severus bewiesenen Unhöflichkeit von diesem auf die Insel Malta verbannt wurde. Der Sohn, welcher vom Agesilaus eine wissenschaftliche Erziehung erhalten hatte, begleitete ihn nach Malta, legte sich hier auf die Dichtkunst und verfertigte ein Gedicht vom Fischfang (Helieuticon), das er nach Einigen dem Kaiser Severus, nach Andern dem Antonius Caracalla überschickte. Es fand so vielen Beifall, daß er nicht allein die Befreiung seines Vaters aus dem Exil, sondern auch für jeden Vers ein Goldstück zur Belohnung erhielt. Bald nach seiner Rückkunft in sein Vaterland starb er an der Pest in einem Alter von kaum 30 Jahren. Außer dem Gedicht über den Fischfang schreibt man ihm auch ein Gedicht von der Jagd (Cynegetica) in vier Büchern zu. Schneider hat den Ungrund davon gezeigt, und wiewohl Belin de Ballu die gewöhnliche Meinung vertheidigt, so kann er doch Schneiders Beweise nicht entkräften. Der griechische Biograph bezeugt auch, daß Oppian ein Gedicht vom Vogelfange (Ixeuticon) verfertigt habe, welches aber verloren gegangen ist. Es ist davon nur noch eine griechische Paraphrase in Prosa vorhanden. Die beste Ausgabe des Oppian ist von Schneider, Straßburg, 1776.

Opposition, der Gegenschein, s. Aspect.

Oppositionspartei, s. Ministerialpartei.

Optik ist die Lehre vom Licht in der umfassendsten Bedeutung des

Worts, und in diesem Sinne würde auch die ganze Lehre vom Sehen und von der scheinbaren Größe und Lage der Gegenstände, als die Perspective einen Theil derselben ausmachen. Im engern Verstande aber begreift die Optik nur das, was zu den eigenthümlichen Eigenschaften und Erscheinungen des Lichts, als Materie betrachtet, gehört. Die beiden allgemeinsten Erscheinungen sind die der Zurückstrahlung und der Brechung. Auf dem einfachen Gesetz der erstern, daß die Lichtstrahlen von einer Fläche unter demselben Winkel zurückgeworfen werden, unter dem sie auffallen, beruht die Catoptrik (s. d. Art.), so wie die Dioptrik (s. d. Art.) auf dem Gesetz, daß der Lichtstrahl bei seinem Uebergange aus einem durchsichtigen Mittel in ein anderes von seinem geraden Wege abgebrochen wird, und zwar so, daß bei dem Uebergange aus einem dünnern Mittel in ein dichteres (z. B. aus Luft in Glas) der Einfallswinkel (d. i. der Winkel, den der einfallende Lichtstrahl mit der auf die durchsichtige Fläche in dem Einfallspunkte errichteten senkrechten Linie oder dem Einfallslothe bildet) größer ist als der Brechungswinkel (d. i. der Winkel zwischen dem gebrochenen Strahle und dem Einfallslothe), hingegen umgekehrt der Brechungswinkel größer ist als der Einfallswinkel, wenn das Licht aus Glas oder Wasser in Luft, aus dem dichtern Mittel in ein dünneres übergeht. Aus diesen Gesetzen wird nun mit Hülfe der Mathematik die Theorie der Spiegel und Linsengläser (vgl. d. Art. Convex und Concav), der Telescope, Fernröhre und Mikroscope, so wie der Farben (s. Farbenlehre) u. s. w. abgeleitet, was hier aber nicht weiter ausgeführt werden kann, sondern worüber die besondern Artikel (vergl. Art. Licht) nachzusehen sind. L.

Orakel, Götterausſprüche, waren ein wichtiger Theil des Religionswesens der alten Welt. Ihre Entstehung und Beschaffenheit zu bestimmen, fehlt es fast ganz an unparteiischen Nachrichten des Alterthums. Wir finden indeß, daß die ersten und berühmtesten Orakel oder Orte, wo Götterausſprüche (Orakel) ertheilt wurden, von Ausländern gestiftet oder doch nach deren Muster errichtet worden. Die ägyptischen Orakel entstanden in solchen Zeiten, bis zu welchen nicht einmal Ueberlieferungen, viel weniger historische Denkmäler hinaufreichen. Das älteste war das zu Meroe, nächstdem zu Theben und Ammonium. An allen drei Orten herrschte der Dienst des Jupiter Ammon. Wie diese Orakel mögen beschaffen gewesen seyn, könnten wir aus einem Abkömmling des letztern, dem Orakel zu Dodona, dem ältesten in Griechenland, vielleicht mit größerer Sicherheit schließen, wenn dieses Orakel nicht ein Gemisch aus Pelasgischem und Aegyptischem geworden wäre. Herodots Erzählung von dem Ursprunge dieses Orakels unter den Pelasgern zeigt, daß man von Afrika aus versuchte, sich durch Gründung eines Orakels in Griechenland festzusetzen; allein früher schon war die heilige Buche hier orakelgebend, und das Rauschen in ihren Wipfeln das Orakelzeichen gewesen; die heiligen Weiber (Wahrsagerinnen, die schwarzen Tauben bei Herodot) aus Afrika ammonisirten bloß dieses pelasgische Orakel. Gleich alt mit diesem war vielleicht das Orakel in Böotien, welches erst der Gäa, dann der Themis angehört hatte, und nachher an Apollo kam. Später bildete sich das Orakel zu Delphi aus, welches theils wegen seiner günstigen Lage, theils wegen seiner Verbindung mit dem Amphiktyonengericht zu Pylä das wichtigste von allen wurde. — Außerdem aber hatten Zeus und Apollon noch verschiedene andere Orakel, Zeus zu Elis, zu Pisa, und auf Creta in einer unterirdischen Höhle, Apollon aber auf Delos, wo das Rauschen der Bäume das Orakelzeichen gab, zu Milet, auch das Orakel der Bran-

chiden oder des didymäischen Apollo genannt, wo eine heilige Quelle begeisterte, zu Klaros, unweit Kolophon, wo ein heiliger Brunnen begeisterte, zu Abä in Phocis, zu Larissa in Argos, vier in Böotien, zu Ichnä in Macedonien, zu Orope auf Euböa, zu Hybla in Sicilien u. a. m. Nächst den Zeus- und Apollonsorakeln standen in Griechenland in großem Ansehn das Orakel des Trophonius zu Lebadia in Böotien und des Amphiaraus zu Oropus, auf der Gränze zwischen Attika und Böotien. Here hatte im corinthischen Gebiete zwischen Lechäum und Pagä ein Orakel gehabt, Hermes hatte eins zu Pharä in Achaja, Pan an der Gränze von Pisa, Herkules zu Bura in Achaja, wo das Orakel entwürfelt wurde, Dionysus zu Amphiklea in Phocis, das sich durch Träume erklärte, so wie das Orakel der Ino zu Thalamä in Laconien, des Aesculap zu Epidaurus u. a. m. Eines Orakels des Ulysses gedenkt Tzetzes, und auch andere Heroen und Seher hatten deren, außer den oben schon genannten, z. B. Tiresias, Mopsus, Amphilochus u. a. — Die Römer hatten, wenn man die Albunea, die cumanische Sibylla, die sibyllinischen Bücher, das Orakel des Faunus und der Fortuna zu Präneste abrechnet, welche sämmtlich in die älteste Zeit gehören und nachher verschollen, keine einheimischen Orakel, sondern nahmen ihre Zuflucht zu den gangbaren griechischen und ägyptischen. — Ueber Gründung von Städten und Colonien, die Einführung neuer Verfassungen, wichtige Unternehmungen im Krieg und Frieden, und besonders in allen großen Nöthen wendete man sich an die Orakel, deren Vorsteher eben so vieler Behutsamkeit als Klugheit bedurften, um sich nicht bloß zu stellen. Dunkelheit und Zweideutigkeit in den Aussprüchen war ein gewöhnliches Auskunftsmittel. Dennoch kamen zuweilen Widersprüche vor. Trotz deren aber und trotz der bekannt gewordenen Bestechungen behaupteten sie sich lange in ihrem Ansehn, und sanken nicht eher als nach dem Verlust der Freiheit und Unabhängigkeit von Griechenland. Unter der Regierung des Theodosius wurden die Tempel der weissagenden Götter entweder zerstört oder geschlossen.

Orang-Outang. Dieser oft mit dem afrikanischen Waldmenschen oder Schnüpanse, dem menschenähnlichsten von allen Affenarten, verwechselte, von Linnée aber sogar als eine Gattung von Menschen unter dem Namen Homo troglodytes aufgeführte Affe ist einzig auf Borneo zu Hause, und wird ungefähr vier Fuß hoch. Er lebt in den großen Wäldern dieser Insel, und ist sehr geschickt im Klettern und Springen. Der Arme und Hände bedient er sich wie der Mensch zum Zugreifen und Festhalten. Er bricht Aeste von den Bäumen und schlägt damit nach seinen Feinden. Bei seiner ungeheuern Kraft schlägt er den stärksten Menschen mit leichter Mühe nieder. Man kann daher auch nur die Jungen lebendig fangen. Diese werden zahm, gewöhnen sich an den Menschen und lassen sich, da sie sehr gelehrig und dabei geschickt sind, zu allerlei Künsten und Geschäften abrichten. Unter andern lernen sie auf dem Seile tanzen, Wasser holen, Reis stampfen, Gläser und andere Gefäße ausspülen, den Bratspieß umdreben und dergleichen. An das europäische Clima gewöhnen sie sich nicht wohl, und sterben meistens nach kurzer Zeit.

Oranien, Orange, ein kleines Fürstenthum, das nach dem Tode Königs Wilhelm von England von dem König von Preußen, welcher Erbschaftsrechte darauf hatte, an Frankreich abgetreten, und 1714 zum Gouvernement der Dauphiné geschlagen wurde. Jetzt gehört es zum Departement der Vaucluse. Ueber das Haus Oranien s. Nassau.

Oratorium ist ein geistliches, durchaus lyrisches, mit Musik aufzuführendes Drama zum gottesdienstlichen Gebrauch bei hohen Feiertagen,

welches zur Abſicht hat, die Herzen der Zuhörer mit Empfindungen für irgend einen erhabenen Gegenſtand der Religion zu durchdringen. Der Stoff dazu iſt irgend eine bibliſche Handlung oder ſonſt eine geiſtliche Geſchichte; die Muſik muß ohne geſuchte Zierlichkeit, durchdringend, erhaben, feierlich ſeyn. Den Urſprung der Oratorien ſetzt man in die Zeiten der Kreuzzüge, wo ganze Haufen chriſtlicher Pilgrimme Geſänge fertigten, worin ſie das Leben und den Tod des Erlöſers, das jüngſte Gericht, wohl auch die Wunderwerke der Heiligen und ihre Martern beſangen. Mit dem Pilgrimmſtabe, Hut und Mantel verſehn, ſangen ſie dieſe Geſchichten auf Straßen und öffentlichen Plätzen ab. Ihre jetzige Form erhielten die Oratorien in Italien, wo ſie zuerſt der heilige Philipp von Neri (geboren zu Florenz 1515, geſtorben zu Rom 1595), der Stifter des Oratorienordens, um das J. 1540 eingeführt haben ſoll, und wo ſie anfangs unter dem Titel Laudi spirituali gedruckt wurden. Den Namen Oratorium erhielten ſie erſt in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, wahrſcheinlich von der vorgedachten Geſellſchaft. Anfangs waren ſie auch mehr Erzählung als Drama, indem eine beſondere Perſon den Zuſchauern die Geſchichte erſt hererzählte und dann nur wenige Arien Statt fanden. Dieſe langweilige Art wurde zuerſt von Spagna (1656) abgeſchafft, und die Oratorien ihrer jetzigen Form näher gebracht, ſo daß gegenwärtig in Italien zur Faſtenzeit nichts gewöhnlicher iſt als dieſe Oratorien, worunter ſich unter den neuern die von Metaſtaſio beſonders auszeichnen. Die Muſik hat ſich in den neuern Oratorien ſehr von der urſprünglichen Einfachheit und dem andächtigen Ausdruck entfernt, und iſt zu ſehr opernmäßig geworden. In England wurde dieſe Dichtungsgattung zuerſt von Händel eingeführt, nur daß derſelbe ſeine Texte immer von ſehr mittelmäßigen Dichtern hernahm. In Frankreich hat man lange nichts von dieſer Gattung wiſſen wollen; auch paßt nach Rouſſeau's Urtheil die franzöſiſche Muſik ſo wenig für das Drama, daß man ihre Unzulänglichkeit ſchon genug beim Theater, geſchweige denn in der Kirche wahrnehme. Erſt in den neueſten Zeiten ſind dergleichen im Concert spirituel eingeführt worden. In Deutſchland ſind die bekannteſten Oratorien der Tod Abels, Abraham auf Moria, die Schöpfung und Ramlers Tod Jeſu, wenn letzterer nicht vielmehr eine Paſſions-Cantate zu nennen iſt.

Orbilius Pupillus, ein Grammatiker von Benevent, that anfangs Kriegsdienſte in Macedonien, unterwies dann einige Zeit in ſeinem Vaterlande die Jugend, kam unter Cicero's Conſulat nach Rom, wo er mit großem Beifall lehrte. Dem Horaz, der ihm wegen ſeiner Strenge den Beinamen plagosus giebt, verdankt er hauptſächlich die Ehre, daß ſein Name noch jetzt als Appellativum für einen einbläuenden Schulmeiſter gebraucht wird.

Orcadiſche Inſeln, Orkney's, ſind 30 bis 40 kleine zu Schottland gehörige Inſeln, welche ſich von Norden nach Süden bis an Schottland erſtrecken, von welchem ſie durch eine Meerenge abgeſondert werden. Sie haben Zinn-, Blei- und Eiſenbergwerke, geſunde Luft und auf den Küſten einen reichen Heringsfang. Nur 28 derſelben ſind bewohnt; man ſchätzt ſämmtliche Einwohner auf 32,000. Die bedeutendſte unter dieſen Inſeln iſt Mainland oder Pomona.

Orcheſter wird theils der in dem Schauſpielhauſe vor dem Theater befindliche und durch ein Geländer von den Zuſchauern abgeſonderte Ort, theils auch in dem Concertſaale diejenige gewöhnlich etwas erhöhte Abtheilung deſſelben genannt, wo die Muſiker ſich befinden. Sehr oft aber

braucht

braucht man das Wort Orchester auch in einem uneigentlichen Sinne, und versteht darunter die Gesellschaft der Tonkünstler selbst, die an diesem Orte die Musik ausüben. Im letztern Sinne begreift man darunter die Ausüber aller in der heutigen Musik gebräuchlichen Instrumente, welche sich versammeln, um irgend ein musikalisches Stück, sey es Oper, Kirchenmusik oder Concert, aufzuführen. An ihrer Spitze steht alsdann der Anführer, der, wenn die Musiker einem Fürsten angehören, Capellmeister, und in den andern Fällen Musikdirector genannt wird. Dieser gebietet über das ganze Orchester, giebt das Tempo an und berichtigt die von den einzelnen Musikern begangenen Fehler. Er dirigirt in den italienischen Opern gewöhnlich am Flügel, in den meisten deutschen Opern mit der Geige, in den französischen hingegen aber bloß mit dem Taktstocke. Außer diesem Orchesterdirector giebt es auch noch einen andern Anführer, der übrigens ein geschickter Musicus seyn muß, welcher die Geigen, als die in einem Orchester wichtigsten Instrumente, anführt, und besonders dazu bestimmt ist, das vom Orchesterdirector angegebene Tempo mit der Geige schnell aufzufassen und den übrigen Musikern eben so schnell mitzutheilen. Pq.

Orcus, ein Name des Pluto, auch bisweilen der Unterwelt, des Reichs des Pluto.

Ordalien, ein altdeutsches Wort, das so viel als Urtheile bedeutet, nannte man die Gottesurtheile, die ein Erzeugniß des ehemaligen Aberglaubens und des Mangels an Aufklärung in der Rechtsgelehrsamkeit waren. Man glaubte (und dieser Glaube findet sich nicht bloß bei den Deutschen, sondern auch bei den Engländern, Dänen, Norwegern und andern Nationen), daß da, wo dem menschlichen Richter alle Beweise für Recht oder Unrecht, Schuld oder Unschuld fehlten, der wahrheit- und gerechtigkeitsliebende Gott selbst durch ein Wunder kund machen werde, was wahr und recht sey. In dieser Meinung ließ man denjenigen, wider den Verdacht da war, gewisse Handlungen, welche ihrer Natur nach dem Handelnden schaden mußten, feierlich in Gegenwart der Priester vornehmen, und erklärte ihn für unschuldig, wenn er sie ohne Nachtheil überstehen konnte. Diese Handlungen nun heißen Ordalien oder Urtheile Gottes, und waren bei den Deutschen besonders üblich. Da das Gelingen oder Mißlingen derselben, einzelne Zufälle abgerechnet, immer von denen abhing, welche die Vorbereitungen zu diesen Proben trafen, so war dadurch dem Betrug und der Tücke, besonders der Pfaffen, ein weites Feld eingeräumt. Tausende von Unschuldigen wurden aufgeopfert, während die abscheulichsten Verbrecher triumphirend entrannen. Nach Fr. Majers Geschichte der Ordalien, insbesondre der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschland (Jena, 1795) waren in Deutschland vorzüglich folgende Gottesurtheile üblich: der gerichtliche Zweikampf, in welchem der Besiegte für strafbar geachtet wurde, die Feuerprobe, die Wasserprobe, der geweihte Bissen, das Abendmahl, das Kreuzgericht und das Bahrrecht. In peinlichen Fällen bediente man sich, wenn man den Thäter nicht gewiß ausfindig machen konnte, aller dieser Mittel, und einiger derselben auch in bürgerlichen, so daß der Beklagte sich dadurch von des Gegners nicht ganz erwiesenen Ansprüchen befreien konnte. Ihr Gebrauch ward bald ganz allgemein, da theils der Reinigungseid wenig oder gar nicht bekannt war, theils die Geistlichkeit durch die Ordalien Gelegenheit bekam, Rechtshändel aller Art ihrer Entscheidung zu unterwerfen; und Geist-

liche waren es besonders, die zur Ausbreitung derselben beitrugen. Schon unter unsern heidnischen Vorfahren waren Ordalien einigermaßen bekannt; und die Celten sollen Kinder, deren Mutter wegen Ehebruchs verdächtig war, in einem Schilde auf den Rhein gesetzt, und aus dessen Untersinken gefolgert haben, daß die Mutter eine Ehebrecherin sey. Die Saalfranken hatten zu Anfang des 5ten Jahrhunderts die Probe des heißen Wassers, und später kam auch die Probe des kalten Wassers vor. Am meisten kamen die Ordalien nach Einführung des Christenthums auf. Ein anderes Gottesurtheil war die Feuerprobe (s. d. Art.). Sie bestand außer dem Angeführten auch darin, daß man dem Beklagten glühende Kohlen auf den bloßen Busen legte, oder ihn durch ein Feuer gehen ließ, bei welchem letztern Versuche ihm oft ein mit Wachs überzogenes Hemde angezogen wurde (die Probe des wächsernen Hemdes); fand man keine Verletzung durch das Feuer, so erklärte man ihn für schuldlos, im entgegengesetzten Fall aber folgte die Strafe. In andern Fällen gab ein Geistlicher dem Angeklagten einen geweihten Bissen unter vielen Verwünschungen in den Mund. Derjenige, welcher ihn sogleich ohne Mühe hinterschlucken konnte, und nachher weder Krankheit noch Schmerzen empfand, wurde von der Strafe befreit. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit der Probe des heiligen Abendmahls, die besonders unter Geistlichen und Mönchen gebräuchlich war, aber auch mit weltlichen Personen vorgenommen wurde. Sie nahmen nämlich zum Beweise ihrer Unschuld das Abendmahl, indem man glaubte, daß Gott den Schuldigen nach dessen Genuß sogleich tödten oder krank machen werde. Ein anderes Gottesurtheil war das Kreuzgericht, über dessen eigentliche Erklärung noch viel Dunkelheit herrscht. Nach Majer war es doppelt. Entweder stellte man den Kläger und den Beklagten mit ausgestreckten oder kreuzweis ausgebreiteten Armen eine bestimmte Zeit hindurch unter ein Kreuz, und verurtheilte den, der zuerst die Hände bewegte oder sinken ließ; oder man führte den angeblichen Verbrecher zu Reliquien oder in die Kirche, bezeichnete von zwei Würfeln einen mit einem Kreuz, und zog einen von beiden. Hatte nun dieser das Zeichen des Kreuzes, so folgte die Befreiung von der Strafe. Endlich bediente man sich, und zwar schon in den frühesten Zeiten, bei Erforschung der Mörder, des Bahrrechts, d. h. man legte den Ermordeten auf eine Bahre, und ließ den vorgeblichen Mörder die Leiche, vornehmlich die Wunden, berühren. Floß dabei Blut aus denselben, oder kam Schaum aus dem Munde, oder veränderte und bewegte sich der todte Körper, so bestrafte man den Verdächtigen als Mörder. Bisweilen nahm man hiebei anstatt der ganzen Leiche bloß die Hand; und dieses hieß das Scheingehn. Aberglaube und Betrug hatten diese vernunftlosen Gebräuche im höchsten Ansehn erhalten; und selbst die Verbote aufgeklärter Kaiser, die von Ludwig dem Frommen an (im 9ten Jahrhundert) bisweilen erlassen wurden, konnten ihnen wenig Einhalt thun. Stärker wirkte denselben der päpstliche Stuhl durch häufige Untersagungen und durch Einführung einer bessern Gerichtsverfassung entgegen. Viele Obrigkeiten sahen auch selbst das Abgeschmackte und Abscheuliche derselben ein. Die Ordalien wurden daher seit dem vierzehnten Jahrhundert seltner, und im funfzehnten fingen sie an, durch den zunehmenden Gebrauch des canonischen Rechts, welches zur Ablehnung des Verdachts andere Mittel, besonders den Reinigungseid, einführte, und noch mehr durch den allgemein verbreiteten Gebrauch des römischen Rechts,

nach und nach zu erlöschen. So hörten die Feuerprobe, die Wasserprobe u. s. w. auf. Indeß bediente man sich selbst in dem weit aufgeklärtern sechzehnten Jahrhundert, und selbst den ersten Jahren des achtzehnten, des Bahrrechts noch ziemlich häufig; und der fortdauernde Glaube an Zauberei erhielt in Hexenprozessen die Probe des kalten Wassers. Die vermeintlichen Hexen wurden nämlich auf das Wasser gelegt, und wenn sie schwammen, für überführt erklärt; ja es wurde bei denselben außer dieser Probe (die man das Hexenbad nannte, und die im 17ten Jahrhundert in Preußen und den benachbarten Gegenden noch in der ersten Hälfte des achtzehnten angetroffen wird) zuweilen auf die Hexenwage erkannt; man wog sie nämlich, und wenn sie ein ungewöhnlich leichtes Gewicht hatten, wurden sie für schuldig erklärt. Lächerlich ist der Aberglaube einiger Gerichte, bei denen manche angebliche Hexen anderthalb Quentchen oder ein Paar Loth wogen. Diese Albernheiten hörten nach und nach gänzlich auf, als es dem großen Thomasius gelungen war, den Glauben an Hexen fast ganz zu verbannen. Als eine Seltenheit verdient es erwähnt zu werden, daß noch 1728 zu Szegedin in Ungarn eine Wägung mehrerer Hexen vorgenommen wurde. — Demnach ist, diese wenigen jetzt ebenfalls erloschenen Reste der Ordalien abgerechnet, das Ende des funfzehnten und der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts als der letzte Zeitpunkt des Ordalienunfugs festzusetzen. Aber leider führte das römische Recht, das zu ihrem Sturze ungemein viel beitrug, an ihre Stelle ein eben so abscheuliches Beweismittel in peinlichen Prozessen, nämlich die Tortur, ein, welche anfänglich nur an Leibeigenen, nachher aber auch an freigebornen Personen vollzogen wurde. — Uebrigens findet man noch jetzt die Gottesurtheile bei vielen außereuropäischen Völkern. So halten die Senegambier in Afrika den wegen Verbrechen verdächtigen Personen ein glühendes Eisen an die Zunge; einige Neger auf der Küste von Guinea geben denselben Kräuter und Rinden von gewisser Art in die Hände, und glauben, daß die Schuldigen sich daran verbrennen. Die Einwohner von Siam und Pegu haben die Probe des kalten Wassers. Die Tschuwassen und Ostjaken im asiatischen Rußland verbinden das Gottesurtheil des geweihten Bissens mit einem Eide; die Chinesen haben die Feuer- und Wasserprobe; die meisten Ordalien aber sind bei den Hindu's.

Orden (Ritter-). Schon zu der Zeit, als die Ritterschaft selbst noch blühte, hatten die Fürsten besondere Gesellschaften von Rittern oder Orden gestiftet, von denen jeder einen besondern Zweck und eine besondere Auszeichnung hatte. Viele von diesen besondern Ritterorden haben sich auch nach Verlöschung der Ritterschaft und des Rittergeistes noch erhalten. Ueber dieses sind von den Fürsten neue Orden noch dazu gestiftet worden, so daß die Zahl der Orden jetzt außerordentlich groß ist. Man kann diese Orden nach verschiedenen Eintheilungsgründen auch verschieden classificiren. Um dem Leser nöthigenfalls das Aufsuchen zu erleichtern, wollen wir die vorzüglichsten noch vorhandenen Orden nach alphabetischer Ordnung durchgehn. Unter den Orden, welche vom Adler den Namen haben, bemerken wir zuerst den preußischen schwarzen Adlerorden. Dieser Orden wurde von Friedrich I., König von Preußen, zu Königsberg den 17ten Januar 1701 am Tage vor der Krönung gestiftet, und ist noch jetzt der erste und vornehmste unter den preussischen Orden. Er wird an Prinzen vom königlichen Hause, auswärtige Fürsten und die ersten Staatsbeamten des Reichs vertheilt. Die Or-

denszeichen sind ein goldnes Kreuz mit acht Spitzen und goldnen Knöpfen blau emaillirt und mit Gold gerändert, zwischen dessen Winkeln vier doppelte schwarze Adler mit ausgebreiteten Flügeln angebracht sind. In der Mitte stehen ohne Umschrift die Buchstaben F. R. (Fridericus Rex) in Gold. Dieses Kreuz wird an einem breiten orangefarbenen Bande getragen, welches von der linken Schulter über die Brust nach der rechten Hüfte zu hängt. Hierzu gehört noch auf der linken Brust ein silberner Stern, in dessen Mitte man einen schwarzen fliegenden Adler, der mit der einen Klaue einen Lorbeerkranz, mit der andern einen Donnerkeil hält, mit der Ueberschrift: Suum cuique, sieht. Der König ist Großmeister des Ordens, und die Ritter desselben sind zugleich Ritter des rothen Adlerordens. Er hat keine Veränderung erfahren. — Der preußische rothe Adlerorden wurde im J. 1724 von dem Markgrafen Georg Friedrich Carl von Brandenburg-Bayreuth gestiftet, und hieß damals der Orden de la Sincérité. Markgraf Christian Carl Friedrich Alexander von Ansbach-Bayreuth erneuerte ihn im J. 1777, und König Friedrich Wilhelm II. erklärte ihn im J. 1792 zum zweiten preußischen Ritterorden. Die Ordenszeichen sind ein weißemaillirtes goldnes Kreuz mit acht Spitzen, auf dessen Mitte man die verschlungenen Buchstaben F. W. R. sieht; in den Ecken zwischen den Spitzen befinden sich vier einköpfigte rothe Adler mit rothen Kronen in goldnen Flammen. Ueber dem Kreuze schwebt eine goldne Königskrone, welche mittelst eines Ringes an das dreifach colorirte Ordensband befestigt ist. Der Stern ist von Silber und mit acht Strahlen, in dessen Mitte der rothe brandenburgische Adler mit dem Motto: sincere et constanter, angebracht ist. Der jetzige König von Preußen hat diesen Orden erweitert und eine zweite und dritte Classe desselben hinzugefügt. Der König ist Großmeister. — Der goldne Adlerorden im Königreich Wirtemberg ist der von König Friedrich I. unter dem 6ten März 1807 veränderte ursprüngliche Jagdorden, welchen Herzog Eberhard Ludwig als Jägermeister des deutschen Reichs im J. 1702 gestiftet hatte. Der Orden ist für Tugend, Verdienste und Freundschaft bestimmt. Das Ordenszeichen ist ein Kreuz von Gold mit rubinrothem Schmelzwerk überzogen, in der Gestalt eines Malteserkreuzes, mit vier goldnen Adlern in den vier Ecken und zwischen den mittlern und untern Spitzen jedesmal mit einem Jagdhorn; in der Mitte steht ein rundes grün geschmelztes Schildchen, auf dessen Hauptseite die verschlungenen Buchstaben F. R. mit der Königskrone und auf der Kehrseite ein goldner Adler zu sehen ist. Neben dem Kreuze wird auf dem Rock an der linken Brust ein gesticktes silbernes Kreuz getragen, in dessen Mitte und Boden das Ordenszeichen gearbeitet ist, sammt dem in einem grünen Ring um dasselbe mit Gold gestickten Denkspruch des Ordens: Virtutis amicitiaeque foedus. Die Ordenskleidung besteht in einem grünsammtnen Kleide und einem rothsammtnen Mantel. Der schwarzsammtne Hut à la Henri IV. ist mit einer rothen Cocarde und zwei weißen und einer rothen Feder geziert. — Der Orden von Alcantara in Spanien hat seinen Namen von dem Ordenshause zu Alcantara, das er erhielt, als er im 13ten Jahrhundert mit dem Orden von Calatrava vereinigt werden sollte. Der Ursprung des Ordens selbst ist unbestimmt. Gewöhnlich verlegt man ihn auf das J. 1177, wo er unter dem Namen der Brüder von St. Julien del Perrero gestiftet oder erneuert wurde. Der Hauptzweck war Vertheidigung der spanischen Christen gegen die Mahomedaner. Er hat 33 Commenden, 4 Alkadien und gegen 80,000 Ducaten Einkünfte. Das Ordenszeichen ist

ein grünes lilienförmiges Kreuz, welches an einem grünen Bande am Halse getragen wird. Dasselbe Kreuz ist auch auf dem langen und weissen Mantel gestickt. Der Orden gehört mit zu den geistlichen Orden. — Der St. Alexander=Newskyorden ist vom Kaiser von Rußland Peter I. im J. 1722 gestiftet und hat seinen Namen von dem russischen Helden und Czarewitsch Alexander, der im J. 1241 einen Sieg über die deutschen Ritter und Schweden an der Newa erfocht. Die Ordenszeichen sind ein silberner Stern und ein rothemaillirtes und mit goldnen Adlern durchschnittenes Kreuz, in dessen Mitte der Patron des Ordens steht. Er wird an einem hochrothen Bande über der linken Schulter getragen. Die Devise ist: Pro labore et patria. — Der St. Andreasorden ist der älteste und vornehmste aller russischen Orden, und wird nur an Fürsten und die vornehmsten Staatsbeamten vertheilt. Er wurde im J. 1698 von Peter I. gestiftet. Die Ordenszeichen sind ein silberner Stern und ein dunkelblau emaillirtes goldnes Kreuz, welches an einem über die rechte Schulter hängenden breiten hellblauen Bande getragen wird. Auf der obern Seite des Kreuzes steht der Märtyrer Andreas mit den Buchstaben S. A. P. R. (Sanctus Andreas, Patronus Russiae), auf der Rückseite befindet sich der russische Adler. — Der St. Andreas= oder Distelorden in Schottland soll nach Einigen daselbst schon im 9ten Jahrhundert, nach Andern von Jacob V., König von Schottland, im J. 1540 gestiftet worden seyn. Die neueste Einrichtung des Ordens schreibt sich von den J. 1714 und 1723 her. Das Ordenszeichen besteht in einer goldnen Medaille, auf welcher sich das Bildniß des heiligen Andreas mit dem Andreaskreuze befindet, mit der silbernen Umschrift: Nemo me impune lacessit. Man trägt es an einem grünen Bande von der linken zur rechten Seite. — Der St. Annenorden in Rußland wurde im J. 1735 von der Kaiserin Anna gestiftet. Die Ordenszeichen bestehen in einem silbernen Stern und einem viereckigen goldnen und flammenden Kreuz, von rothem Email, auf dessen Vorderseite die heilige Anna mit einem Kreuz in der Hand abgebildet ist; auf der Kehrseite liest man die Buchstaben A. P. J. F. (Amantibus Pietatem, Justitiam, Fidem). Dieses Kreuz wird an einem breiten hochrothen Bande auf der rechten Seite der Brust getragen. Die Ritter sind in drei Classen abgetheilt. — Der Orden der Annunciade von Savoyen wurde i. J. 1362 von Amadeus VI., Grafen von Savoyen, zu Ehren der Geheimnisse des Rosenkranzes gestiftet, und im J. 1518 erneuert. Das Ordenszeichen besteht aus einer drei Finger breiten, aus goldnen, weiß und roth emaillirten Rosen zusammengesetzten Kette, auf welcher die Buchstaben F. E. R. T. (Fortitudo Ejus Rhodum Tenuit) befindlich sind. Unter denen hängt noch ein aus drei Zweifelsknoten bestehender Ring, in welchen die Geschichte der Verkündigung der Jungfrau Maria abgebildet ist. — Die Ritter von Avis wurden von König Alphons I. von Portugal nach der Eroberung von Evora im J. 1142 gegen die Mauren gestiftet. Ihren Namen haben sie von Avis, einem Städtchen und Schlosse, welches an einem Flusse gleiches Namens in der Provinz Alentejo liegt, und wohin sie von Alphons II. im Jahr 1211 versetzt wurden. Während Portugal unter spanischer Herrschaft stand, waren sie eine Zeit lang mit dem Calatravaorden vereinigt. Dieser Orden war anfangs ein bloß geistlicher Orden. Die Ordenszeichen bestehen in einem weißen Mantel mit einem grünen Lilienkreuze auf der linken Seite, an dessen Fuße zwei Vögel stehen. — Der Bathorden wurde von Heinrich IV., König von England, im

J. 1399 bei der Veranlassung gestiftet, daß dieser König auf das Ansuchen zweier bedrängten Witwen sogleich sein Bad verließ, um ihnen zu helfen. Die jetzigen Statuten des Ordens rühren von Georg I. (1725) her. Das Ordenszeichen besteht in einer goldnen Medaille, in deren Mitte man auf blauem Grunde ein Scepter mit drei Kronen, wovon die eine das Scepter deckt, die beiden andern aber zur Seite zwischen zwei rothe Rosen und zwei grüne Distelblätter gestellt sind. In der rothen Umgebung liest man in goldner Schrift die Worte: In uno tria juncta. Diese Medaille hängt an einem rothen Bande, welches von der linken auf die rechte Seite fällt. Außerdem wird auf der linken Brust ein silberner Stern getragen. — Der Orden von Calatrava, ein geistlicher spanischer Orden, wurde im Jahr 1158 vom König Sanchez von Castilien gestiftet, nach Eroberung der Stadt Calatrava in Andalusien, welche der König demjenigen versprochen hatte, der ihre Vertheidigung übernehmen würde. Diese Ritter zeichneten sich auch in der Folge sehr durch ihre kriegerische Tapferkeit gegen die Araber aus. Jetzt besitzt der Orden sehr viele Güter, welche in 24 Commenden und 8 Priorate vertheilt sind und über 120,000 Ducaten einbringen. Das Ordenszeichen ist ein rothes lilienförmiges Kreuz, das Ordenskleid ein weißer Mantel, mit dem Kreuze auf der linken Brust. Der König ist Großmeister seit 1523, da vorher auch die Päpste Antheil an dem Großmeisterthum verlangt hatten. Sonst durften die Ritter, da der Orden geistlich ist, sich nicht verheirathen. Seit 1740 legen sie statt des Gelübdes der Keuschheit das Gelübde der ehelichen Treue ab. — Der Carlsorden in Spanien wurde von Carl III., König von Spanien, im J. 1771 der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria gewidmet. Die Ritter sind in zwei Classen getheilt: 1. Großkreuze, 60 an der Zahl. Außer den Gliedern der königlichen Familie können bloß Adelige und Militärs, die wenigstens 25 Jahre alt sind, Großkreuze werden. Ihre Insignie ist ein von der rechten zur linken Seite gehendes breites, dreifach gestreiftes Band, welches in der Mitte weiß und an beiden Seiten himmelblau ist, und dessen beide äußerste Enden in einen Knoten geschlungen sind. An diesem Knoten hängt ein Kreuz, das auf der einen Seite das Bild der Empfängniß, auf der andern den Namenszug Carls III. mit der Devise: Virtuti et merito, zeigt. Der auf der linken Brust des Kleides gestickte silberne Stern stellt das nämliche Kreuz vor, mit einem himmelblauen Medaillon, auf welchem die Empfängniß der Jungfrau Maria mit jener Devise in der Umschrift abgebildet ist, von Strahlen umgeben, unter welchen man den Namenszug Carls III. erblickt. 2. Pensionirte Ritter und überzählige; die Zahl der erstern ist 200, von denen jeder 250 Thlr. Pension bezieht. Sie tragen, jedoch im verjüngten Maßstabe, das nämliche Kreuz wie die Großkreuze, und einen ähnlichen Stern im Knopfloche. Dieses kleine Kreuz können auch Bürgerliche erhalten, die sich irgend ein Verdienst erworben haben oder in besonderer Gunst bei Hofe stehen. — Der Carlsorden in Wirtemberg wurde von dem Herzog Carl Eugen von Wirtemberg im Jahre 1759 gestiftet, und ist jetzt in den sogenannten Militär-Verdienstorden verwandelt. Er besteht aus vier Classen: Großkreuze, Commandeurs erster Classe, Commandeurs zweiter Classe, und Ritter, und enthält Pensionen für die ältesten Mitglieder jeder Classe. Das Ordenszeichen ist dasselbe, wie bei dem Civil-Verdienstorden, von welchem sogleich die Rede seyn wird, nur mit dem Unterschiede, daß es an einem gelben, schwarz eingefaßten Bande getragen wird. — Der Catharinenorden in Rußland oder

der Orden der heiligen Catharina ist ein weiblicher Orden, der von Peter I. im J. 1714 zu Ehren seiner Gemahlin Catharine, die ihn im J. 1711 am Pruth aus jener bekannten großen Verlegenheit gerettet hatte, errichtet wurde. Die Ordenszeichen bestehen aus einem silbernen Sterne und einem roth emaillirten goldnen Schilde, welcher an einem hochrothen Bande mit silberner Einfassung hängt und von den Damen über die rechte Schulter nach der linken Seite übergehangen getragen wird. Auf der Vorderseite des Schildes sieht man ein weißes Kreuz mit dem Bilde der heiligen Catharine; auf der Rückseite ein Nest voll junger und zwei alte Adler, welche Schlangen verschlingen, mit der Devise: Aequat munia comparis. Die Damen, welche diesen Orden tragen, werden in Groß- und Kleinkreuze eingetheilt. — Der Civil-Verdienstorden in Wirtemberg ist zur Belohnung besonderer Verdienste im Civilstande für diejenigen bestimmt, welche durch ihre Geburt oder ihre Stelle von dem großen wirtembergischen Jagdorden oder dem großen Orden des goldnen Adlers ausgeschlossen sind. Er besteht aus drei Classen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. Das Ordenszeichen ist 1. ein mit Gold und Silber gestickter Stern, in dessen Mitte in einem blauen Felde die verschlungenen Buchstaben F. R. und in den äußern Feldern die Umschrift: Bene merentibus, befindlich ist. Dieses ist nur für die Großkreuze bestimmt. 2. Ein goldnes, in den äußern Feldern weiß und im mittlern blau emaillirtes Kreuz, mit obiger Umschrift und Chiffer; oberhalb ist die Königskrone angebracht; es wird von den Großkreuzen und Commandeurs an einem schwarzen gelb eingefaßten seidenen Bande getragen. 3. Das kleine Kreuz ist wie das vorige, jedoch ohne Krone. Alle Ritter dieses Ordens haben für ihre Person die Rechte und Vorzüge des Adels. — Der königlich Sächsische Civil-Verdienstorden wurde an dem Tage seiner Rückkehr, 7. Jun. 1815, von dem Könige von Sachsen gestiftet, um diejenigen auszuzeichnen, welche treue Anhänglichkeit an den Fürsten und einsichtsvolle Dienstleistung im Dienste des Vaterlandes und des Fürsten in vorzüglichem Grade bewährt haben. Die Mitglieder bestehen aus Großkreuzen, Comthuren, Rittern, und — als vierte Classe — aus denjenigen, die eine Civilmedaille tragen. Ein goldnes, emaillirtes, achteckigtes Kreuz, in dessen Mitte ein runder mit einem goldnen Reife eingefaßter Schild, auf der Vorderseite das sächsische Wappen mit der Umschrift: Friedrich August, König von Sachsen, den 7. Jun. 1815, auf der Hinterseite der Eichenkranz u. die von ihm umschlungene Inschrift: Für Verdienst und Treue, zu sehen ist, wird von den Großkreuzen mit Stern und einem vier Zoll breiten gewässerten weißen Bande, mit zwei grasgrünen Streifen zur Einfassung, von der rechten Schulter herablaufend, von den Comthuren an eben diesem Bande um den Hals, von den Rittern aber mit einer Schleife im Knopfloche getragen. Ordensertheilungen und Beförderungen finden in der Regel immer am Stiftungstage statt. Die Civilmedaille enthält auf der Hauptseite des Königs Bildniß, mit der auf der Vorderseite des Ordensschilds befindlichen Umschrift; die Rückseite der Medaille ist der des Ordenszeichens völlig gleich. — Der Civil-Verdienstorden Leopolds wurde von dem jetzt regierenden Kaiser Franz I. in Oesterreich im J. 1808 gestiftet. Er ist zur Belohnung des Verdienstes jeder Art bestimmt, und kein Stand, keine Confession ist davon ausgeschlossen. Die Mitglieder desselben bestehen aus drei Classen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. — Die Ritter Christi in Portugal bilden einen geistlichen Ritterorden, der ge-

gen die Mauren von König Dionysius I. um das J. 1319 gestiftet wurde. Das Ordenszeichen ist ein schwarzes Kleid, auf welchem sich ein rothes Kreuz befindet, das in der Mitte weiß ist. Dieser Orden, dessen Großmeister der König von Portugal ist, hat 454 Commenden. — Die Constantinsritter, ein geistlicher Orden, dessen Stiftung dem Kaiser Constantin, als er durch das Gesicht des Kreuzes begeistert, den Marentius besiegt hatte (313), zugeschrieben, von Andern aber richtiger dem Kaiser Isaak Angelus Comnenus (1190) beigelegt wird, der ihn unter den Schutz des heiligen Georgs stellte, woher er auch der englische (angelicus) und der St. Georgorden genannt wird. Nachdem sich die Päpste lange die Großmeisterschaft dieses Ordens angemaßt hatten, wurde sie im J. 1699 dem Herzog von Parma, Franz Farnese, abgetreten. Das Zeichen dieses Ordens, der im J. 1770 zu Neapel erneuert wurde, ist ein rothes, mit Gold umgebenes, lilienförmiges Kreuz, auf welchem die vier Buchstaben I. H. V. S. (In hoc vinces signo) stehen. Die große Ordenskette, welche über dem Mantel am Halse getragen wird, besteht aus funfzehn goldnen emaillirten Ovalschilden, von denen das mittelste, an welchem sich das Bild des Ritters St. Georg zu Pferde befindet, mit einem Laubwerk von Eichen- und Oelblättern umgeben ist. — Die Kreuzherren oder deutsche Ritter, welche sonst auch Ritter der Jungfrau Maria, Marianer u. Brüder des deutschen Hauses unsrer lieben Frauen zu Jerusalem genannt wurden, haben mit den Johannitern einerlei Ursprung. Ein Hospital zu Jerusalem, für die kranken Pilgrimme von einem Deutschen angelegt, war die erste Veranlassung. Papst Cölestin III. stiftete den förmlichen Orden, dessen Statuten im J. 1191 nach der Grundlage der Regel des heiligen Augustinus festgesetzt wurden. Wegen der folgenden Geschichte des Ordens vergleiche man den Artikel: deutsche Ritter. Sie tragen einen weißen Mantel, und auf demselben ein schwarzes Kreuz. — Der ritterliche Kreuzorden mit dem rothen Stern, anfangs von seinem ersten Wohnsitz der bethlehemitische Orden genannt, hat seit dem Jahr 1217 seinen Hauptsitz in Böhmen, Mähren, Schlesien und Polen. Der Großmeister dieses Ordens, welcher bisher zunächst unter dem Papst stand, hält sich in Prag auf. Das Ordenszeichen ist ein schwarzes Kleid, mit einem rothen Kreuz und Stern auf der linken Brust und schwarzen Mantel. — Die Kreuzträgerinnen oder der Sternkreuzorden, ein Damenorden, den die Kaiserin Eleonora 1668 zu Wien gestiftet hat, und den die jedesmalige Kaiserin als Großmeisterin vergiebt. Das Ordenszeichen, welches die Damen auf der linken Brust tragen, besteht in einem kaiserlichen Adler, der in der Mitte ein blau emaillirtes Kreuz mit einem goldnen Herzen enthüllt, worin man den verschlungenen Namen Christi erblickt. Ueber das Kreuz laufen zwei kleine Arme von Holzfarbe. Die zweiseitige goldne Medaille, auf welcher sich der Adler ausbreitet, wird oben und unten von einem weiß emaillirten Bande durchbrochen, worauf die Worte Salus et Gloria stehen. Dieser Orden wird an einem schwarzen Sterne auf der linken Brust getragen. — Dänischer Hausorden. Dieser Orden, welcher bloß für Mitglieder der königlichen Familie bestimmt ist wurde von Christian VII., König von Dänemark, bei Gelegenheit der Vermählung des Erbprinzen Friedrich mit der Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, Sophie Friederike, am 21sten October 1774 gestiftet. Wenn der König selbst diesen Orden trägt, so sieht man statt der königlichen Namenschiffer C. VII., welche sich in einem rothen Felde mit dem Motto: Tessera Concordiae, befindet, dieses Motto in

der Mitte selbst mit der Umschrift: Gloria ex amore patriae. — Der Danebrogorden hat seinen Namen von der Danebrogfahne, einem der berühmtesten Heiligthümer der dänischen Geschichte, und soll nach Einigen 1671 von Christian V. gestiftet worden seyn, wiewohl Andere diese Stiftung noch weit früher geschehen und nur von Christian V. erneuert werden lassen. Die Statuten dieses Ordens sind erst den 1sten September 1793 unterzeichnet. Im J. 1808 wurde er sehr erweitert und in mehrere Classen eingetheilt, als Großcommandeurs, Großkreuze, Ordenscommandeurs, Ritter und Danebrogsmänner. Das Ordenszeichen war sonst ein weiß emaillirtes Kreuz; die Kette bestand aus dem weiß und roth geätzten Ordenszeichen und den gekrönten Buchstaben W. u. CW. Jetzt wird das Kreuz an einem weißen gewässerten seidnen Bande getragen. Jede Classe hat nun noch besondere Auszeichnungen und Insignien, welche in der Verordnung vom 28sten Juny 1808 festgesetzt sind. — Die Ehrenlegion. (S. d. Art.) — Der Orden der Eisernen Krone wurde von Napoleon im J. 1805 gestiftet, nachdem er die italienische Republik in ein Königreich verwandelt hatte. Diese alte lombardische Krone war das Zeichen der Decoration, und erhielt die Umschrift: Dieu me l'a donnée, gare! a qui la touchera. Die Mitglieder des Ordens konnten nicht nur Italiener, sondern auch französische Militärs seyn, und bezogen Pensionen von 1000 bis 3000 Francs. Als der Kaiser von Oesterreich das nördliche Italien wieder erobert, und das lombardisch-venetianische Königreich hergestellt hatte, bestätigte er am 1. Jan. 1816 die Statuten dieses Ordens, mit den erforderlichen Modificationen. Der Regent des Königreichs, der beständiger Großmeister ist, ertheilt den Orden allen Classen von Verdiensten um den König und den Staat. Die Zahl der Ritter ist — mit Ausnahme der Prinzen des kaiserlichen Hauses — 20 der ersten, 30 der zweiten und 50 der dritten Classe. Die, welche den Orden zuvor getragen, mußten sich bei der Ordenskanzley melden, um die veränderte Decoration zu erhalten. — Der Orden vom eisernen Helm wurde am 18. März 1814 von dem Kurfürsten von Hessen gestiftet, zur Auszeichnung des im Kampfe für Deutschlands Selbstständigkeit erworbenen Verdienstes. Er ist in zwei Classen und ein Großkreuz getheilt, wovon jene ein ganz gleiches, in Silber gefaßtes, schwarzes brabanter Kreuz von Gußeisen auf der Vorderseite, in der Mitte den offenen Helm, an dessen beiden Seiten auf dem Kreuz der Namenszug W. H. und unten die Jahrszahl 1814 haben, welches an einem rothen Bande, mit weißer Einfassung, im Knopfloche getragen wird. Die erste Classe hat neben dieser Decoration noch ein Kreuz von rothem Bande, mit weißer Einfassung, auf der linken Brust, und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden andern Classen, wird an dem rothen Bande, mit weißer Einfassung, um den Hals getragen. — Der Elephantenorden in Dänemark ist der älteste und angesehenste Orden dieses Reichs. Seine neueste Stiftung und Einrichtung fällt in das J. 1805. Das Ordenszeichen ist ein weiß emaillirter Elephant; die Kette besteht aus zwei Elephanten und drei Thürmen, die mit einander abwechseln; das Band ist blau und wird von der linken Schulter gegen die rechte Seite heruntergetragen. Die Ordensdevise ist: Magnanimi pretium. Nach den Statuten darf dieser Orden bloß 30 Ritter enthalten und bloß an Personen vom höchsten Adel und Rang vergeben werden. — Der Elisabeth-Theresienorden, ein Militärorden, der im J. 1750 von der Kaiserin Elisabeth für verdiente Stabsofficiere der österreichischen Monarchie vom

Obersten bis zum Generale aufwärts gestiftet wurde. Das Ordenszeichen ist ein Stern mit acht rothen und weißen Spitzen; das weiße Mittelfeld enthält die verschlungenen Namen Elisabeths und Marien-Theresiens, über welchen der erzherzogliche Hut schwebt. In dem Umkreise liest man die auf die im J. 1771 durch die Kaiserin Maria Theresia geschehene Erneuerung des Ordens sich beziehenden Worte: Maria Theresia parentis gratiam perennem caluit. Ueber dem Ordenszeichen hängt wieder ein Erzherzogshut, mit dessen Masche die Ritter den Stern auf die linke Seite der Brust heften. Der Kaiser ist Großmeister, und vertheilt den Orden, mit welchem eine ansehnliche Pension verbunden ist, an verdiente Obersten und Generale, ohne Unterschied der Religion. — Der Falkenorden oder der Orden der Wachsamkeit wurde im J. 1732 von dem Herzoge Ernst August von Weimar aus Patriotismus für das deutsche Reich und dessen Oberhaupt gestiftet. Allmählich aber starben die Mitglieder aus, und der Orden kam ziemlich in Vergessenheit, bis ihn der jetzige Großherzog, der Enkel des Stifters, am 18. Oct. 1815 wieder erneuerte. Der Ordenszweck ist, nach den erneuerten Statuten, in ächt deutschem Geiste bestimmt, indem Treue und Ergebenheit gegen das gemeinsame deutsche Vaterland, und Förderung vaterländischer Gesinnung, deutscher Wissenschaft, Kunst und Bildung, als die Hauptpflichten der Ordensglieder angegeben werden. In dem Ordenszeichen ist ein weiß emaillirter Falke, mit goldnem Schnabel und Fängen, auf einem achteckigten, goldnen, grün emaillirten Stern, zwischen einem kleinern viereckigten Stern zu sehen. Unter dem Stern befindet sich eine goldne königliche Krone, und auf der Rückseite ein blau emaillirter Schild, mit den Worten: Vigilando ascendimus. Damit der Orden auch an Militärpersonen ertheilt werden kann, ist der Schild für Civilpersonen mit einem Lorbeerkranze, für's Militär mit Armatur eingefaßt. Es giebt Großkreuze, Commandeurs und Ritter. Das Ordensfest ist jährlich am 18. Octbr. — Der Orden des heiligen Georgs hat seinen Ursprung, wie so viele andere, aus den Zeiten der Kreuzzüge. Der Kurfürst von Bayern, Carl Albrecht (nachmals unter dem Namen Carl VII. römischer Kaiser), erneuerte ihn am 24sten April 1729 zur Ehre der Religion und Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria und des heiligen Georgs. Die Ritter dieses Ordens, welche sich strengen Ahnenproben unterwerfen müssen, werden in drei Classen eingetheilt. Das Ordenszeichen ist ein viereckiges Kreuz, auf dessen einer Seite der Ritter St. Georg mit dem Lindwurm, auf der andern die kurfürstliche Namenschiffre und in den vier Ecken die Anfangsbuchstaben des Spruches: Justus ut palma florebit, befindlich. Der Orden wird an einem hellblauen Bande getragen, dessen beide Seiten mit einem schwarzen und weißen Rand versehen sind. — Der St. Georgsorden in Rußland ist ein militärischer Verdienstorden, dessen Mitglieder sich in zwei Classen theilen: 1. für Officiere der Armee und Marine. Für diese wurde er im J. 1769 von Catharine II. gestiftet. Die Ordenszeichen bestehen in einem viereckigen goldnen Stern mit dem Namenszuge des heiligen Georgs und der Devise: Za shlusba i chábros (für Kriegsdienst und Tapferkeit) und einem goldnen emaillirten Kreuz, welches an einem schwarz und gelb gestreiften Bande getragen wird. Der Kaiser ist Großmeister. Die Ritter theilen sich in vier Classen, wovon das Kreuz der ersten 700, der zweiten 400, der dritten 200 und der vierten 100 Rubel Pension giebt; die vierte Classe trägt ihn am Knopfloche; die höhern Classen am Halse und um die Schulter hängend. Nur die beiden erstern Classen haben den Stern. 2. Für Unterofficiere und Gemeine. Für diese Classe wurde er von Alexander I.

1806 zur Belohnung der Tapferkeit gestiftet, und ist ebenfalls mit Gratificationen verbunden. — Der Orden der Guelfen, welcher 1815 von dem Prinzen Regenten von Großbritannien für das Königreich Hannover gestiftet worden, Großkreuze, Commandeurs und Ritter hat, und in zwei Abtheilungen für Civil- und Militärverdienste zerfällt. — Der Heinrichsorden ist ein militärischer Verdienstorden im Königreich Sachsen, welcher im J. 1736 von König August III. zu Hubertsburg zu Ehren des Kaisers Heinrich II. gestiftet und im J. 1766 erneuert wurde. Das Ordenszeichen besteht in einem goldenen achteckigen Kreuz, mit einer weiß emaillirten breiten Einfassung. In der Mitte desselben ist ein kleines gelb emaillirtes Schild, auf welchem Kaiser Heinrich stehend und geharnischt abgebildet ist. Auf der andern Seite des Kreuzes befindet sich das königlich sächsische Wappen, und auf der blauen Einfassung desselben stehen die Worte: virtuti in bello. Er wird an einem blau gewässerten Bande, das an jeder Seite mit einer schmalen Kante von Silber eingewirkt ist, getragen. Die Mitglieder des Ordens sind in Großkreuze, Commandeurs und Kleinkreuze eingetheilt, und eine bestimmte Anzahl derselben erhält Pension. — Der Hosenbandorden, oder der Orden des blauen Hosenbands, zuweilen auch der Orden von St. George, wurde im J. 1334 von Eduard III. bei einer Veranlassung errichtet, die zu bekannt ist, um noch einmal erzählt zu werden. Die Ritter tragen das blaue, mit kostbaren Steinen und Perlen besetzte Band, auf welchem die Devise: Honny soit qui mal y pense, steht, um das linke Knie. Für feierliche Gelegenheiten ist eine eigne Ordenskleidung vorgeschrieben, die in einem Oberkleide, einem Mantel, einer Sammtmütze und goldner Halskette besteht. Dieses war bisher im Ganzen die Einrichtung dieses Ordens, welcher nur aus 26 Mitgliedern bestehen durfte, die vom höchsten Adel seyn mußten. Im J. 1814 wurde, vorzüglich um militärische Verdienste zu belohnen, eine große Erweiterung des Ordens vorgenommen. — Der Orden des heiligen Hubertus, ursprünglich von dem Herzog Gerhard von Jülich und Berg, der am Hubertustage 1444 eine kleine Schlacht gegen Arnold von Egmont bei Linnich gewonnen hatte, im J. 1445 gestiftet, vom Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm, bei Uebernahme der Oberpfalz im Jahr 1709 erneuert, und ehemals auch der Orden vom Horn genannt ist. Jetzt der erste Orden des Königreichs Bayern. Nach den Statuten ist die Zahl der Ritter, welche aus fürstlichem Geschlechte sind, unbestimmt, die der gräflichen und freiherrlichen Capitularen aber, nebst einem Großcommenthur, auf zwölf festgesetzt. Das Zeichen ist ein goldnes achtspitziges, weiß emaillirtes Kreuz, mit dem Bilde des heiligen Hubertus und der Umschrift: In trau vast (in der Treue fest), in alter gothischer Schrift. Das handbreite Band, woran das Kreuz getragen wird, ist ponceauroth mit grüner Einfassung. Bei Feierlichkeiten wird das Kreuz über dem Ceremonienkleide, welches in einer schwarzen spanischen Kleidung besteht, an einer goldnen Kette um den Hals getragen. Außerdem tragen die Ritter noch auf der linken Brust einen spitzigen, mit Strahlen matt gestickten Stern, worauf ein mit Silber gesticktes und mit Gold durchwirktes Kreuz von einer viereckigen Einfassung liegt. — Der Orden von St. Jago, der vornehmste aller geistlichen Orden in Spanien. Dieser Orden, welchen fabelhafte Sagen schon im J. 884 entstehen lassen, entstand im J. 1170 aus einer Vereinigung vieler Edelleute mit den Domherren des Stifts Loyo, und wurde von Ferdinand II., König von Leon, im J. 1175 bestätigt. Er hat noch jetzt 87 Commenden und über 270,000 Ducaten Einkünfte. Die Ordenszeichen bestehen in einer goldnen dreisträngigen Halskette und in ei-

nem daran hängenden schwertförmigen Kreuze, wovon der Knopf die Form eines Herzens hat und die beiden mittlern Balken in Lilien auslaufen. Die Ritter tragen es theils am Knopfloche, theils auf der linken Seite der Kleider; im großen Costume erscheinen sie in einem weißen Mantel. An das Gelübde der Keuschheit sind sie nicht mehr gebunden, wohl aber an das der ehelichen Treue, der Armuth und des Gehorsams. Seit Ferdinand dem Catholischen ist das Großmeisterthum mit der Krone vereinigt (1499). — Der Orden des heiligen Johann von Lateran wurde von Papst Pius IV. im Jahr 1560 gestiftet. Das Ordenszeichen besteht in einem achtspitzigen goldnen, aber roth emaillirten Kreuze, in dessen Mitte man das Bild Johannes des Täufers auf einer grünen Terrasse sieht, und um dasselbe die Worte liest: Ordinis Institutio MDLX. Auf der Kehrseite des Kreuzes sind zwei übers Kreuz gestellte Schlüssel hinter einer päpstlichen Tiare abgebildet, und die Worte zu lesen: praemium virtuti et pietati. Dieses Kreuz wird in einem Knopfloch an einem rothen Bande getragen. — Der Johanniter-, oder Rhodiser-, oder Malteserorden. Ueber die Geschichte und Verfassung dieses Ordens, seine Unglücksfälle in den neuern Zeiten, und seine Versuche, um seine Wiederherstellung zu bewirken, ist oben im V. Bd., Art. Johanniterorden, das Nöthige gesagt worden. Noch haben einige Fürsten, die in ihrem Gebiete liegende Güter der Johanniter oder Malteser aus Achtung gegen diesen alten Orden unangetastet gelassen, und ertheilen diesen Orden ihren Unterthanen. Dieses ist namentlich noch jetzt in Preußen und Rußland der Fall. Die Ordenszeichen sind ein goldnes Kreuz an einem schmalen schwarzen Bande und ein weißes achtwinklichtes Kreuz auf der linken Seite eines langen schwarzen Mantels. Noch ist zu bemerken, daß von den protestantischen Johannitern, im Preußischen z. B., nicht eheloser Stand, sondern eheliche Treue gefodert wird. — Der Louisenorden wurde, in Erwägung der Verdienste, welche sich das weibliche Geschlecht in dem Kampfe um die Befreiung des Vaterlandes durch die pflegende Sorgfalt für die Krieger und andere Hülfsleistungen erworben hatte, am 13. Aug. 1814 von dem Könige von Preußen für die Frauen gestiftet. Das Ordenszeichen ist ein kleines schwarz emaillirtes goldnes Kreuz, mit einem auf beiden Seiten himmelblau emaillirten runden Schild, der auf der Aussenseite den Buchstaben L. und um denselben einen Sternenkranz, auf der Rückseite aber die Jahrszahlen 1813 und 1814 hat. Dieser Orden wird an dem weißen Bande des eisernen Kreuzes, mit einer Schleife, auf der linken Brust getragen. Die Zahl der Mitglieder wurde auf 100 gesetzt. Die Prinzessin Wilhelm ist Vorsteherin des Ordenskapitels. — Der Löwenorden oder der Ritterorden vom hessencasselschen goldnen Löwen wurde den 14ten August 1770 vom Landgrafen Friedrich II. bei Gelegenheit seines Geburtstages gestiftet. Das Zeichen ist ein ovaler goldner Ring, worin ein goldner Löwe aufrecht und mit den Füßen auf der inwendigen Kante des Schildes steht, auswendig oder auf der einen Seite des Cirkels die Devise: Virtute et Fidelitate. Es wird an einem handbreiten carmoisinrothen gewässerten Bande getragen, welches von der rechten Schulter nach der linken Hüfte zu geht. Außerdem befindet sich auf der linken Brust am Kleide ein gestickter silberner Stern von acht Strahlen, dessen Mittelspitzen länger sind als die Eckspitzen, und in dessen Mitte sich der rothgestreifte hessische Löwe mit der in der Rundung auf Carmoisin-Atlas in Silber gestickten Devise befindet. — Der Civilverdienstorden des belgischen Löwen wurde 1815 vom Könige der Niederlande gestiftet, und am 18. Nov. desselben Jahrs zum erstenmale vertheilt. —

Der Orden des heiligen Ludwigs wurde 1693 von dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich für ausgezeichnete Officiere bei dem Land- und Seedienste gestiftet. Es gab Großkreuze, Commenthure und Ritter, die zum Theil Pensionen genossen. Das Ordenszeichen war ein goldnes Kreuz, in dessen Mitte ein Gepräge herabhing. Auf der einen Seite des letztern war das Bild Ludwigs des Heiligen, und auf der andern ein flammendes Schwert, und über demselben ein Lorbeerkranz angebracht, mit der Umschrift: Bellicae virtutis praemium. Die Revolution machte dem Orden in Frankreich ein Ende; doch trugen ihn die Ausgewanderten noch immer fort. Mit der Restitution 1814 wurde er aber wieder hergestellt. — Der Orden pour le mérite wurde von Friedrich dem Großen im Jahr 1740 gestiftet, und enthält nur eine Classe. Das Ordenszeichen ist ein schwarzer, mit Silber eingefaßter Stern, an welchem ein goldnes, blau emaillirtes Kreuz mit acht Spitzen geheftet ist, in dessen Winkeln vier Adler mit goldnen Kronen angebracht sind. Auf dem obern Strahle des Kreuzes sieht man den Buchstaben F. mit einer darüber schwebenden goldnen Königskrone, auf den drei andern stehen die Worte: Pour le mérite. — Der Militär-Max-Josephs-Orden, ein königlich bayerscher Orden, der in drei Classen eingetheilt ist, Großkreuze, Commandeurs und Ritter. Jeder Offizier von Verdienst kann den Orden bekommen, aber nur Generale können Großkreuze werden. Einige Stellen dieses Ordens sind mit Pensionen verbunden. — Der Orden des halben Mondes wurde von dem türkischen Kaiser Selim III. zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste im J. 1799 gestiftet. Die Ordenszeichen sind: ein wachsender Mond mit einem Sterne auf einer ovalen Medaille; der Stern im Mittelpunkte ist von Strahlen umgeben. Diese Medaille wird an drei goldne Schleifen geheftet. Der Orden enthält drei Classen; die Medaille der dritten ist sehr klein und ganz von Gold, die der zweiten und ersten Classe größer und mit Edelsteinen besetzt. Die Ritter tragen den Orden am Halse. — Der Orden von Montesa wurde im J. 1319 von König Jacob VII. von Arragonien nach Aufhebung der Tempelherren gestiftet, und mit den im Königreich Valencia belegenen Gütern derselben dotirt. Dieser Orden, welcher jetzt mehr geistlich als militärisch ist, war stets von dem Orden von Calatrava abhängig. Das Ordenszeichen ist ein rothes Kreuz auf einem weißen Kleide. — Der Nordsternorden wurde den 17ten April 1748 von dem König von Schweden Friedrich I. gestiftet, oder vielmehr, da schon die Königin Christine ihn entworfen hatte, wieder hergestellt und 1751 von Adolph Friedrich, dem Nachfolger Friedrichs I., mit einigen Veränderungen erneuert. Er ist für Civilbeamte und Bischöfe bestimmt, und enthält zwei Classen, nämlich Commandeurs und Ritter, deren Großmeister der König ist. Das Ordenszeichen ist ein weiß emaillirtes goldnes Kreuz mit acht Spitzen, die mit goldnen Knöpfen versehen sind. Es hat in der Mitte einen blauer Medaillon, worauf ein silberner Stern mit der Umschrift: Nescit occasum, abgebildet ist. In den vier Winkeln des Kreuzes sind Kronen angebracht, und es ist an einer Krone befestigt, vermittelst welcher es durch einen goldnen Ring an einem breiten schwarzen Bande hängt, das die Commandeurs um den Hals, die Ritter aber am Knopfloche tragen. Niemand kann Commandeur werden, der nicht zuvor Ritter war. — Der Orden des heiligen Patrik. Dieser irländische, dem heiligen Patrik als Schutzpatron von Irland zu Ehren errichtete Orden wurde im J. 1783 gestiftet, und der König von Großbritannien vergiebt ihn bloß an irländische Pairs. Das Ordenszeichen besteht in einem ovalen Medaillon von Email, in dessen Mitte das

rothe Patrikkreuz mit dem grünen Kleeblatte, auf deſſen drei Blättern goldne Kronen liegen, ſich zeigt; es wird von einem doppelten Rande umgeben, in deſſen Innerm die Worte: Quis separabit, mit der Jahrszahl MDCCLXXXIII. ſtehen, der äußere aber mit Kleeblättern beſtreut iſt. Das Band iſt grün, der Stern hat acht Strahlen und zeigt in der Mitte den Medaillon. — Der Orden der ſächſiſchen Rautenkrone wurde vom König von Sachſen den 20ſten July 1807 geſtiftet. Er enthält nur Eine Claſſe Ritter, und iſt zur Ehrenbezeugung für regierende Fürſten und Herren und erſte Staatsbeamte beſtimmt. Das Ordenszeichen iſt ein achtſpitziges hellgrünes emaillirtes Kreuz, welches im weißen Mittelſchilde auf beiden Seiten den aus dem ſächſiſchen Wappen genommenen grünen Rautenkranz zur Einfaſſung hat, in dem Schilde ſteht auf der einen Seite F. A. mit der königlichen Krone und auf der andern die Ordensdeviſe: Providentiae memor. Er wird an einem breiten grasgrünen Bande, das über die rechte Schulter geht, getragen. Der auf der Bruſt befeſtigte achteckige ſilberne Stern zeigt in der Mitte die Ordensdeviſe mit ſilbernen Buchſtaben auf einer goldnen Sonne geſtickt. — Der Schwertorden ſoll ſchon von König Guſtav Waſa in Schweden im J. 1522 errichtet worden ſeyn. Seine gegenwärtige Einrichtung rührt von König Friedrich I. (1748) und König Adolph Friedrich (1751) her. Dieſer militäriſche Orden, deſſen Großmeiſter der König iſt, beſteht aus vier Claſſen, nämlich Commandeurs mit dem großen Kreuze, Commandeurs, Rittern mit dem großen Kreuze und Rittern. Die Ordenszeichen ſind ein goldnes weiß emaillirtes Kreuz mit 8 Spitzen, in deſſen Winkeln goldne Kronen angebracht ſind; in der Mitte ſieht man auf azurblauem Grunde ein goldnes Schwert mit den drei ſchwediſchen Kronen, auf der Kehrſeite aber eben dieſes Schwert, deſſen Spitze mit einem Lorbeerkranze geziert iſt, und die Worte: Pro patria, zeigt. Die Spitzen des Kreuzes ſind durch goldne Schwerter verbunden, die oben und unten kreuzweiſe gelegt ſind und von einem goldnen Bande gehalten werden. Das Kreuz hängt an einer goldnen Krone, und wird an einem grünen und blauen Bande von den Commandeurs um den Hals, von den Rittern am Knopfloche getragen. — Der Seraphinenorden, der erſte und vornehmſte aller ſchwediſchen Orden, ſoll ſchon von König Magnus II. im J. 1334 geſtiftet worden ſeyn, und wurde von König Friedrich I. im J. 1748 erneuert. Bloß fürſtliche Perſonen und Staatsbeamte, welche wenigſtens Generallieutenants Rang haben, können denſelben erhalten. Außer den regierenden Fürſten ſollen nur 24 einheimiſche und 8 fremde Mitglieder aufgenommen werden. Die Mitglieder ſind zugleich Commandeurs und Ritter der übrigen ſchwediſchen Orden. Die Ordenszeichen beſtehen in einem goldnen, weiß emaillirten Kreuze mit acht Spitzen, in deren Winkeln man die Köpfe von acht goldnen Seraphinen mit ausgebreiteten Flügeln ſieht. Auf der Mitte des Kreuzes befindet ſich ein azurblaues Medaillon mit den Buchſtaben I. H. S. Es iſt an einer goldnen Krone befeſtigt, und wird an einer doppelten goldnen Kette, die aus Seraphinenköpfen und blau emaillirten Patriarchenkreuzen beſteht, um den Hals gehangen. Bei großen Feierlichkeiten erſcheinen die Ritter in einer beſondern Ordenstracht. — Der Orden beider Sicilien iſt der einzige Orden des Königreichs Neapel. Die Decoration beſteht in einem goldnen Stern von fünf Spitzen mit rubinrothem Email, über welchem ein goldner Adler an einem hellblauen Bande ſchwebt. Auf der Vorderſeite zeigt der Stern das Wappen von Neapel mit der Inſchrift: Renovata patria, auf der Kehrſeite das Wappen von Sicilien mit der Umſchrift: Joseph Siciliarum Rex instituit. Die Mit-

glieder des Ordens sind in drei Classen abgetheilt, Großdignitärs, Commandeurs und Ritter. Die Ritter tragen den Orden auf der linken Brust, die Commandeurs vorn am Halse und die Dignitäre den großen Stern auf der linken Brust. — Der Ritterorden vom goldnen Sporn, ein päpstlicher Orden, wurde nach Einigen vom Papst Pius IV. 1559, nach Andern vom Papst Pius V. 1566 errichtet. Das Ordenszeichen besteht in einem goldnen, weiß emaillirten Malteserkreuz mit acht Spitzen, an welchem unten ein goldner Sporn hängt; er wird an einem rothen Bande im Knopfloche getragen. — Der St. Stephansorden, ein ungarisch-österreichischer Orden, wurde den 5ten Mai 1764 von der Kaiserin Maria Theresia zur Belohnung solcher Personen vom Adel, die sich im Civilfache um das Erzhaus verdient gemacht haben, ohne Unterschied der Nation gestiftet, jedoch nur für Catholiken. Das Ordenszeichen ist ein achteckiges Kreuz, grün emaillirt und mit einem rothen Wappen decorirt, worin eine goldne Krone auf einem grünen Hügel, woraus das ungarische apostolische Kreuz hervorgeht, liegt. Zu beiden Seiten des Kreuzes sieht man die Buchstaben M. T. und um das Schild das Motto: Publicum meritorum praemium. Auf der Rückseite befindet sich im weißen Felde eine bürgerliche Krone und die Worte: Sancto Stephano Regi I. apostolico. Die Ritter theilen sich in drei Classen: Großkreuze, Commandeurs und Kleinkreuze. Sie können aus dem weltlichen oder geistlichen Stande seyn. Der Kaiser ist Großmeister, und das Großmeisterthum auf ewig mit der Krone Ungarn, deren Großkanzler zugleich Ordenskanzler ist, verbunden. — Der Theresienorden oder Marien-Theresienorden ist ein militärischer Orden der österreichischen Monarchie, welcher im J. 1757 zum Andenken des am 17ten Juny dieses Jahres über die Preußen erfochtenen Sieges bei Prag von der Kaiserin Maria Theresia gestiftet, und vom Kaiser Joseph II. erweitert wurde. Das Ordenszeichen ist ein Kreuz mit breiten Enden, weiß emaillirt und mit Gold eingefaßt; in der Mitte des Kreuzes sieht man eine weiße Medaille mit dem österreichischen Wappen und dem Worte: Fortitudine, mit goldnen Lettern; auf der Kehrseite ist ein Lorbeerkranz um einen Namenszug, der aus den Buchstaben M. T. R. besteht, geschlungen. Das Ordenszeichen hat die Farbe des österreichischen Wappens und ist weiß und ponceauroth dreifach getheilt. Die Großkreuze tragen den Orden en écharpe von der linken zur rechten Seite, mit einer Stickerei auf der linken Seite der Kleidung, die das Großkreuz über einen Lorbeerkranz vorstellt; die Commandeurs en sautoir mit der Stickerei; die Ritter an das Knopfloch geheftet, mit einem kleinen Sterne, der eben die Farbe hat wie der große. Der Kaiser ist Großmeister des Ordens, und vertheilt ihn ohne Unterschied des Ranges, Standes und der Religion bloß an Officiere der Armee, die sich durch eine besondere That ausgezeichnet haben. Die Ritter sind in drei Classen abgetheilt: Großkreuze, Commandeurs und Ritter, von denen einige besondere Pensionen ziehen. Auch giebt der Orden Wittwenpensionen und große Vorrechte, als den erblichen Adel, den Freiherrntitel u. s. w. — Der Orden der Treue ist der großherzoglich badische Hausorden, welcher schon im J. 1715 gestiftet und den 8ten Mai 1803 erneuert wurde. Er besteht aus Großkreuzen und Commandeurs. Das Ordenszeichen ist ein goldner, roth geschmelzter, durch vier goldne doppelte C zusammengehaltener Kreuzstern, bedeckt von dem weiß und roth geschmelzten Kurhut. Auf der einen Seite ein doppeltes C mit der Ueberschrift: Fidelitas, in weiß emaillirtem Felde, auf der andern das badische Herzschild. Das Ordenskreuz wird an orangefarbenem Bande mit silberner Einfassung getragen. Der Stern ist sechseckig,

in der Mitte mit dem Ordenszeichen auf orangefarbenem Grund. — Der Orden der Treue wurde von Ludwig XVIII. am 17ten Mai 1815, als er sich auf der Flucht in Gent befand, für diejenigen Franzosen gestiftet, die ihm nachgefolgt waren, oder sonst ihre Ergebenheit gegen ihn bewährt haben. Das Ordenszeichen ist eine silberne Schaumünze, 24 Millimeter groß, einer Seits mit dem königlichen Bildnisse, anderer Seits mit dem Worte Fidélité, in der Mitte einer Krone von zwei Lorbeer- und Eichenzweigen. Diese Münze wird auf der linken Seite des Kleids an einem weiß und blauen zu gleichen Streifen, vierzig Millimeter breiten Bande getragen. — Der Orden de l'union parfaite wurde von der Gemahlin Königs Christian VI. von Dänemark, Sophie Magdalena, zur Erinnerung an ihren Vermählungstag den 3ten August 1732 gestiftet, und wird an Herren und Damen vergeben. Die erstern tragen ihn im Knopfloche an der Weste, die letztern um den Hals. Das Ordenszeichen besteht in einem blauen, weiß und roth geränderten Bande, woran eine runde Medaille hängt. Auf dieser Medaille sieht man einen Elephanten von Strahlen umgeben auf einem rothen Grunde, auf welchem die Worte: Tessera Concordiae, stehen. Auf der Kehrseite liest man in blauer Umgebung die königliche Devise: Gloria ex amore patriae. — Der Verdienstorden in Bayern oder der Orden der bayerischen Krone ist ein Civil-Verdienstorden, welcher von dem jetzt regierenden König von Bayern im J. 1808 gestiftet wurde. Jeder Eingeborne, ohne Rücksicht auf seinen Stand, kann in denselben zu allen Classen befördert werden. Auch wird er an Auswärtige verliehen. Er besteht aus vier Classen, wovon die erste zwölf Großkreuze, die zweite 24 Commandeurs, die dritte hundert Ritter, und die vierte diejenigen enthält, welchen die Civilverdienstmedaille verliehen wird. Das Zeichen besteht aus einem achteckigen, weiß emaillirten und mit einem Eichenkranz umgebenen Kreuze, welches mit der Königskrone bedeckt ist, mit der Umschrift: Virtus et honor; auf der untern Seite ist das Brustbild des Stifters angebracht, mit der Umschrift: Max. Jos. Rex Bojoariae. Dieses Kreuz wird an einem gewässerten blauseidnen Bande getragen, dessen Rand weiß eingefaßt ist. — Der Verdienstorden im Großherzogthum Hessen wurde den 25sten August 1807 gestiftet. Er besteht aus vier Classen. Die Devise des Ordens ist: Gott, Ehre, Vaterland. — Der Carl-Friedrich-Militär-Verdienstorden im Großherzogthum Baden wurde im J. 1807 für verdiente Militärs gestiftet. — Der Orden des goldnen Vließes ist sowohl ein österreichischer als spanischer Orden, und wurde 1429 von Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, bei seiner Vermählung mit der portugiesischen Prinzessin Isabelle gestiftet. Durch Maximilians I. Verbindung mit der Erbin von Burgund, Maria, kam er an das Erzhaus Oesterreich, und bei der nachher erfolgten Trennung der unter Carl V. vereinigt gewesenen österreichisch-spanischen Monarchie ging dieser Orden zwar zunächst mit Philipp II. zur spanischen Monarchie über, allein bei den später darüber erfolgten Streitigkeiten wurde es endlich im J. 1725 durch einen Vergleich bestimmt, in wie fern Oesterreich sowohl als Spanien ihn besitzen sollten; eine Streitigkeit, die jedoch später noch oft erneuert worden ist. Das Zeichen des österreichischen Ordens vom goldnen Vließe besteht aus zwei Feuerstrahlen, die mit flammenden Kieseln abwechseln, und worauf die Worte: Ante ferit quam flamma micat, eingegraben sind. An der Spitze der Kette hängt die Figur eines Vließes oder Widderfells mit der Inschrift: Pretium non vile laborum. Statt der Kette dürfen die Ritter auch ein flammendes

mendes gelbes Band tragen. — Die Zeichen des spanischen Ordens vom goldnen Vließe sind die nämlichen; nur ist zu bemerken, daß die spanischen Ritter auf den Ketten die Devise: Ante ferit quam flamma micat, nicht führen und keinen Ordensmantel haben. — Der Wasaorden in Schweden wurde den 26sten Mai 1772, als dem Geburtstage Königs Gustav III., von diesem Monarchen gestiftet. Er ist bestimmt zur Belohnung des Gewerbfleißes und bürgerlicher Verdienste im Acker- und Bergbau, in Künsten und Handel. Er besteht aus drei Classen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. Das Ordenszeichen besteht in einem ovalen rothemaillirten Medaillon, worin man in der Mitte eine goldne Wase (Garbe) sieht, und welcher mit den Worten: Gustav den tredie instituerade MDCCLXXII. umschrieben ist. Das Ordensband ist grün, und wird von den Großkreuzen von der rechten zur linken Seite, von den Commandeurs en sautoir und von den Rittern am Knopfloche getragen. — Der St. Wladimirorden in Rußland wurde den 22. September 1782, als dem Krönungsfeste der Kaiserin Catharina II., von dieser Monarchin zum Andenken des ersten christlichen und apostolischen Großfürsten in Rußland, Wladimir des Großen, für verdiente Civil- und Militärpersonen gestiftet. Die Ordenszeichen sind ein viereckiger Stern, in dessen Mitte im schwarzen Felde ein rothes Kreuz mit den russischen Buchstaben S. P. K. B. steht, und ein goldnes, an den Seiten schwarz emaillirtes Kreuz mit dem Namen des Ordenspatrons und dem Stiftungstage an einem rothen, schwarz eingefaßten Bande. Die Ritter sind in vier Classen abgetheilt; die von der ersten genießen 600, die von der zweiten 300, die von der dritten 200, und die von der vierten 100 Rubel Pension. Die erste Classe trägt das Band über der rechten Schulter, die zweite und dritte am Halse, und die vierte am Knopfloche; nur die beiden erstern haben den Stern.

Orden (geistliche), sind Verbrüderungen zu einem andächtigen und enthaltsamen Leben, wie es der Verkehr mit der Welt nicht erlauben will. Von den geistlichen Brüderschaften unterscheiden sie sich durch die lebenslängliche Verpflichtung zu den sogenannten Klostergelübden oder Ordensregeln. (Vergl. die Art. Klöster und Mönchswesen. Ueber eine andere Bedeutung s. d. Art. Ordination.) Die Mönche und Nonnen im Oriente, besonders die griechischen, richten sich nach der Regel des h. Basilius; in der römischen Kirche hingegen erhielt das Mönchsleben seine Grundregel vom h. Benedict von Nursia, der als der erste Stifter eines geistlichen Ordens betrachtet werden muß; denn die Klöster der orientalischen Kirchen tragen den Namen gemeinschaftlicher Stifter und Schutzheiligen, ohne darum in einem so engen Zusammenhange und festem Verbande mit einander zu stehen, wie die Glieder der geistlichen Orden im Occidente. Nach Benedicts Regel sind die Hauptgelübde, welche jeder Noviz nach Beendigung des von ihm zuerst eingeführten Probejahrs ablegen muß, eine canonische (vorschriftmäßige) Lebensart, welche die Verpflichtung zum Gebete in gewissen Stunden des Tages, zur Arbeit, ewigen Keuschheit und Entsagung von den Freuden der Welt in sich schließt, ein unbedingter Gehorsam gegen die Ordensobern und die Clausur oder das beständige Bleiben im Kloster. In so fern diese Regel und die schwarze Kutte vom 6ten bis zum Anfange des 10ten Jahrh. fast allen Mönchen und Nonnen im Occidente gemein war, konnte der Benedictinerorden während jener Zeit für den einzigen gelten, wenn gleich die dazu gehörigen Klöster ohne gemeinsame Ordensobere noch unter den Bischöfen standen, und sich durch partielle Erweiterung,

Schärfung oder Milderung der Grundregel in mehrere Congregationen theilten. Der erste neue Orden, der die unter den alten Benedictinern eingerissenen Mißbräuche abzustellen suchte und die Regel Benedicts wieder in Kraft setzte, ging aus dem 910 gestifteten Kloster Clugny in Burgund hervor. Die Cluniacenser behielten die schwarze Kleidung bei, und gaben über die canonischen Stunden des Gebetes und Gottesdienstes, über den Gehorsam, die Disciplin und die gemeinschaftliche Regierung aller Klöster ihres Ordens feste Bestimmungen, die bald in ganz Europa Beifall und Nachahmung fanden. Im 12ten Jahrh. zählte ihr Orden 2000 Klöster, deren Reichthum und Ueppigkeit öftere Reformationen nöthig machte und die Hauptursache ihres nachmaligen Verfalls wurde. Die Ueberreste der Cluniacenser vereinigten sich im 17ten Jahrh. unter Richelieu's Begünstigung mit den Benedictiner-Congregationen von St. Vannes und St. Maurus, welche letztere 1618 gestiftet, im Anfange des 18ten Jahrh. 180 Abteien und Priorate in Frankreich hatte und durch gelehrte Glieder, wie Mabillon, Montfaucon, Martene, zu verdientem Ansehn gelangt ist. Das Bestreben, dem Mönchsleben noch grössere Strenge und Heiligkeit zu verschaffen, äußerte sich im Mittelalter durch die Stiftung mehrerer Orden, die auf die Grundregel Benedicts neue Constitutionen bauten. So entstanden durch die Bemühungen des h. Romuald, eines florentinischen Edelmanns, 1018 die Camaldulenser, ein Eremiten-Orden, der nach seinem ersten Wohnsitze Camaldoli auf den Appenninen diesen Namen führt und 1072 eigne Klöster errichtete. Man erkennt diese Religiosen an der weißen Kleidung und an einer Kopfhängerei, die die Benennung Kalmäuser (corrumpirt aus Camaldulenser) sprichwörtlich gemacht hat. Aehnlicher Art, doch weniger ausgebreitet, war der 1038 gestiftete Orden von Vallombrosa in Oberitalien, der wegen seiner Kleidung unter dem Namen der grauen Mönche bekannt, ebenfalls aus dem Einsiedlerleben in die Klosterverfassung überging und 1662 mit dem 1231 auf Monte Fano unweit Ancona gestifteten Orden der Silvestriner vereinigt wurde, nach deren Beispiele er jetzt schwarze Kleidung trägt. Größeres Ansehn, besonders in Frankreich, erlangte der vom h. Stephan aus Muret bei Limoges 1076 errichtete Orden von Grandmont oder Grammont, welcher nach vielen innern Zerrüttungen 1642 eine schärfere Observanz erhielt, schwarze Kleidung trägt und sich durch strenge Clausur auszeichnet. Eine seltsame Verbindung des Einsiedlerlebens mit dem Klosterleben versuchte der h. Bruno, der 1086 in einer Einöde bei Grenoble die große Carthause (Chartreuse) anlegte, und die Glieder seines neuen Ordens neben den gewönlichen Mönchsgelübden auch zum Stillschweigen und zur Einsamkeit verpflichtete. Sie heißen Carthäuser, tragen weiße Kutten von grober Wolle, und zählten im 18ten Jahrh. 172 Carthausen oder Klöster ihres Ordens, unter denen 5 weibliche waren. In Frankreich allein gab es 75 Carthausen, die wie die erfurter während der Revolution eingegangen sind. Sie blieben sich bis auf die neuesten Zeiten in der Beobachtung ihrer strengen Observanz gleich, und nur für die Carthäuserinnen mußte das Gelübde des Stillschweigens aus erklärlichen Ursachen gemildert werden. Der Regel Benedicts folgen auch die in der Mitte des 13ten Jahrh. entstandenen Einsiedler des h. Damians, welche von ihrem Stifter, dem Papste Cölestinus V., den Namen Cölestiner annahmen, weiße Kleidung mit schwarzen Capuzen und Scapulieren tragen, und im 18ten Jahrh. nur noch 21 Klöster in Frankreich und 96 in Italien hatten. Unter allen Zweigen des Benedictinerordens hat aber keiner eine schnellere und größere

usbreitung erlangt, als der 1098 zu Citaux unweit Dijon gestiftete Or-
en der Cisterzienser, der besonders durch die Thätigkeit des h. Ber-
ard von Clairveaux hundert Jahre nach seiner Entstehung schon zu 1800
lbteien in verschiedenen Ländern von Europa angewachsen war, und in
rankreich zu Ehren dieses großen Beförderers den Namen Bernhar-
iner führte. Die Cisterzienser, deren Orden jetzt auf wenige Klöster,
ovon noch zwei weibliche in der Oberlausitz vorhanden sind, herabgesun-
n ist, tragen weiße Kleidung mit schwarzem Scapulier, und beobachten
e Regel Benedicts mit verschiedenen Zusätzen sehr genau. Unter den
on ihnen ausgegangenen besondern Congregationen waren die Barfüßer
der Feuillans (vgl. d. Art.) und die Nonnen von Portroyal (vgl.
. Art.) in Frankreich, die Recollectinnen in Spanien und die Mön-
e von la Trappe die merkwürdigsten (s. Trappisten). Mit angemes-
nen Modificationen ist die Cisterzienser-Regel auch auf die Ritterorden
on Calatrava und Alcantara in Spanien, auf den Avis- und Christorden
n Portugal und auf den Orden des h. Moritz und Lazarus in Savoyen
bergegangen. Außer obgenannten namhaften Mönchsorden, welche sich
immtlich durch weibliche Zweige verstärkt haben, gehören zu der Familie
Benedicts noch eine Menge Klöster, welche von den alten, exemten Bene-
ictinern abstammend, sich auf Befehl der tridentinischen Kirchenversamm-
ung nach und nach in besondere Congregationen vereinigt haben. Unter
iesen verdienen die Benedictiner von Monte Cassino bei Neapel,
em Stammkloster des ganzen Ordens, von Monte Vergine oder
Jungfernberge, von Monte Oliveto, welche sich Olivetaner nennen,
n Italien und Sicilien, von Valladolid, wozu das berühmte Kloster
Montserrat gehört, in Spanien, von Hirschau, Fulda mit Bursfeld,
elche beide eigegangen sind, von Mölk, wozu Kremsmünster, Maria-
ell, das Schottenkloster in Wien und andere noch jetzt bestehende öster-
eichische Benedictiner-Klöster sich halten, in Deutschland wegen der
Größe ihrer Besitzungen, der Pracht ihrer Kirchen und der Milde ihrer
Regel vorzügliche Erwähnung. Die alte Regel Benedicts galt endlich
och bei dem um 1100 von dem wegen seiner seltsamen Bußübungen (vgl.
. Art. Fontevraud in Bayle's Dictionnaire) bekannten Robert von Ar-
rissel gestifteten Orden von Fontevraud (Ebraldsbrunnen) in Poi-
ou, der aus Nonnen und Mönchen zusammengesetzt, unter der gemein-
chaftlichen Regierung der Aebtissin zu Fontevraud stand, und vor der Re-
olution noch 57 Häuser oder Priorate in Frankreich zählte. Nachahmung
and diese sonderbare Vereinigung beider Geschlechter nur bei wenigen
ieder erloschenen Congregationen, unter denen bloß der von einer vor-
ehmen Schwedin durch Errichtung des vermischten Nonnen- u. Mönchs-
losters Wadstena in Ostgothland 1344 gestiftete Orden des Weltheilandes
St. Salvator- oder Brigittenorden nach dem Namen der Stifte-
in) einiges Ansehn erhalten und sich noch nach der Reformation im Sü-
en von Europa behauptet hat. Der Brigittenorden folgte der vermein-
en Regel des h. Augustinus, welche, ohne historisch gegründet zu
eyn, von einer bedeutenden Classe geistlicher Orden angenommen worden
ist. Augustinus hatte zwar nur die Geistlichen an seiner Cathedrale und
mehreren andern Kirchen seines Sprengels zur Beobachtung des canoni-
chen Lebens, d. h. zur Ehelosigkeit, Armuth, Clausur und gemeinschaftli-
chen Andachtsübung in bestimmten Stunden vereinigt, und keineswegs
an die Stiftung eines Mönchsordens gedacht; auch konnten die Mönche,
welche man noch im 7ten Jahrh. unter die Laien rechnete, die zunächst für
Kleriker bestimmten Vorschriften Augustins nicht auf sich anwenden. Aber

schon im 8ten Jahrh. fing man an, sie als Glieder des geistlichen Standes zu betrachten, und im 10ten Jahrh. wurden sie durch die Verwilligung der Tonsur förmlich für Kleriker erklärt. Ja die Meinung des Volks und manche Auslassungen der Päpste setzten sie wegen ihrer vorzüglicheren Heiligkeit noch über die Weltgeistlichen, welche daher selbst häufig in den Mönchsstand übergingen, oder sich doch zur Beobachtung der Mönchsgelübde und des canonischen Lebens vereinigten. Von dieser Art sind die nach der Regel Augustins gebildeten Congregationen der regulirten Chorherren oder Canoniker, welche aus dem im 9ten Jahrhunderte gegründeten Institute des gemeinschaftlichen Lebens der Geistlichen an den Domkirchen hervorgingen, und mit den weltlichen Chorherren, die zu keinem Orden vereinigt, sondern Geistliche und Capitularen an bestimmten Kirchen sind, nicht verwechselt werden dürfen. (Ueber die letztern vergl. man den Art. Stift.) Die meisten Congregationen der regulirten Chorherren haben die Kleidung der Weltgeistlichen und manches von den Freiheiten derselben beibehalten, obwohl sie in Klöstern zusammenleben und unter dem Zwange der Ordensgelübde stehen. Namhaft sind unter diesen die ehedem durch große Reichthümer ausgezeichneten Congregationen von St. Salvator im Lateran, welche weiß gekleidet gehen und in Italien und Polen zahlreich sind, des h. Grabes, die in den Kreuzzügen gestiftet und in Frankreich, Böhmen und Polen weit verbreitet waren, von St. Genoveve zu Paris, welche über 100 Klöster in Frankreich hatten, und der Kreuzherren oder Kreuzträger, welche ursprünglich zum Hospitaldienste gestiftet und später zur Clausur übergegangen, noch jetzt als Besitzer ansehnlicher Pfründen in Böhmen bestehen und meistens Kirchenämter oder Professuren an der Universität zu Prag bekleiden. Von einigen erst im Zeitalter der Reformation und später zu bestimmten milden Endzwecken gestifteten Congregationen dieser Art werden wir weiter unten sprechen. Eigentliche Mönchsorden nach der Regel Augustins sind die Prämonstratenser, deren Orden vom h. Norbert 1121 errichtet, nach dem Stammkloster Premontré bei Coucy in der Champagne benannt, weiß bekleidet, und obwohl anfangs sehr weit ausgebreitet, doch in neuern Zeiten bis auf wenige Klöster in Deutschland und Frankreich herabgesunken war; die Augustiner, welche aus den vorher ohne Ordensband zerstreuten, 1256 zur Clausur vereinigten Einsiedlern des h. Augustinus entstanden sind, schwarze Kutten tragen und sich bald so sehr vermehrten, daß man im Anfange des 16ten Jahrh. bei 2000 Klöster dieses Ordens mit 30,000 Mönchen und über 300 Klöster der Augustinerinnen zählte — nachdem ihnen die Reformation ihres Ordensbruders Luther vielen Abbruch gethan, erhielten sie 1567 die Privilegien der Bettelorden und verzweigten sich in mehrere ansehnliche Congregationen, unter denen die Augustiner-Barfüßer in Italien, Spanien und Frankreich die zahlreichsten wurden —; die Serviten oder Diener der h. Jungfrau, welche 1250 zu Florenz gestiftet, auch Brüder vom Ave Maria hießen, weil sie alle ihre Gespräche mit dem englischen Gruße anfangen, und zwar zahlreich, auch mit allen Vorrechten der Bettelorden begabt, aber doch nie für die Geschichte bedeutend wurden. — Paul Sarpi, der geistvolle Geschichtschreiber des tridentinischen Conciliums, gehörte ihnen an, und neuerdings wendete sich Werner, der Dichter der Söhne des Thales, zu ihnen —; die Hieronymiten oder Einsiedler des h. Hieronymus, welche 1373 gestiftet, besonders in Spanien, wo sie das prachtvolle Kloster des h. Laurentius im Escurial, dem Begräbnißorte der Könige, besitzen, und in den Niederlanden, wo aus ihnen mehrere Brüderschaften zu mil-

ren Zwecken, wie die von Gerhard Groote gegründete Gesellschaft der Kleriker und Brüder des gemeinschaftlichen Lebens (s. d. A. Institut) hervorging, zahlreich und mächtig geworden sind, und weiße Kleidung mit schwarzen Scapulieren trugen; die Jesusdiener oder Jesuaten des h. Hieronymus, die 1365 zu Siena entstanden sind, späterhin wegen ihres Handels mit Arzneien und Branntwein Padri dell' aqua vita genannt und 1668 aufgehoben wurden. Unter die Classe der bisher genannten, nach der alten Idee des Mönchslebens mehr der stillen Contemplation ergebenen und von der Welt ganz zurückgezogenen Orden gehört noch der, nach einer Regel des Patriarchen Albrecht zu Jerusalem von Pilgern um 1205 gestiftete Orden U. L. Fr. vom Berge Carmel in Palästina, insgemein Carmeliter genannt. Ihre Regel stimmt mit der basilianischen meist überein, doch sehen sie den Propheten Elias für den Stifter ihres Ordens an, und haben über das Alterthum desselben heftige Streitigkeiten geführt. Um die Mitte des 13. Jahrh. haben sie sich genöthigt, den Berg Carmel zu verlassen und Klöster in Europa zu bauen, wo sie anstatt der früher weiß und braun gestreiften Kleidung eine ganz braune annahmen, die Privilegien der Bettelorden erhielten, sich wie die Franziscaner in Congregationen der Conventualen und der Observanten und Barfüßer theilten und zu einer der bedeutendsten Mönchscorporationen heranwuchsen. Sie hatten im 18ten Jahrh. 38 Provinzen und in mehrern derselben über hundert Klöster. — Schon mehr Neigung, der Welt zu dienen, zeigte der 1198 gestiftete Orden der h. Dreieinigkeit, der neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden nach der Regel Augustins auch die Verpflichtung übernahm, Almosen zur Loskaufung der gefangenen Christensklaven zu sammeln. Die Glieder dieses Ordens heißen Trinitarier, tragen weiße Kleidung mit roth und blauem Kreuze auf Scapulier und Mantel, und haben sich in Frankreich, wo sie Mathurinen genannt wurden, in Spanien, Portugal, Italien und Polen so weit verbreitet, daß sie mit Inbegriff der in Spanien gestifteten, seit 1636 unter einem eignen Generale stehenden und auch in den österreichischen Staaten angesiedelten Trinitarier-Barfüßer im 18ten Jahrh. 300 Klöster besaßen. Mit gleichem Gelübde und zu gleichem Zwecke, so wie zur Verpflegung der Armen und Gefangenen, wurde 1230 in Spanien der Orden U. L. Fr. von der Gnade (de merced) zur Auslösung der Gefangenen errichtet, der sich nach Frankreich und Italien, besonders aber in den außereuropäischen Colonien verbreitet hat. Er ist ebenfalls durch eine Congregation von Barfüßern vermehrt worden, welche, wie die Brüder von der alten Observanz, weiße Kleidung und auf dem Scapulier das Wappen von Arragonien tragen. — Charakteristisch wurde das Streben nach politischer Bedeutung in der Kirche und nach Einfluß auf die Welt bei den im Anfange des 13ten Jahrh. gestifteten Mendicanten- oder Bettelorden. Die Dominicaner entstanden durch die Bemühungen des h. Dominicus Gusman (s. d. Art. Dominicus) 1216 zu Toulouse ursprünglich als regulirte Chorherren, nach Augustins Regel mit der Bestimmung, gegen die Ketzer zu predigen. Sie heißen daher Prediger-Mönche, Prädicanten, und in Frankreich wurden sie Jacobiner genannt, weil ihr erstes Kloster zu Paris in der Jacobsstraße lag. Durch seine Missionen und das im Zeitalter seiner Stiftung sehr vernachlässigte Predigen machte dieser Orden sich gemeinnützig, aber auch als Handhaber der Inquisition und Büchercensur furchtbar und einflußreich, und durch große Gelehrte aus seiner Mitte, wie Albertus Magnus und Thomas von Aquinum, wichtig und angesehen. Seit dem

14ten Jahrh. entwöhnte er sich vom Betteln, und beschäftigte sich, im ruhigen Genusse reichlicher Pfründen und stolz auf eine vor andern Orden behauptete äußere Würde und Gravität, mehr mit der Politik und den theologischen Wissenschaften. Er gab den Königen Beichtväter, den Universitäten Lehrer, der Andacht den Rosenkranz, der ihm reichliche Zinsen trug, und machte sich um die Bestimmung des kirchlichen Lehrbegriffs vorzüglich verdient. Die Dominicaner tragen weiße Kleidung mit schwarzem Mantel, und zählten im 18ten Jahrh. in der katholischen Christenheit aller Erdtheile über 1000 Mönchs- und Nonnenklöster, die in 45 Provinzen und 12 besondere Congregationen getheilt waren. Allein in der Stadt Neapel gab es 28 Klöster dieses Ordens, von denen 18 den Mönchen und 10 den Nonnen gehörten. Eine noch größere Ausbreitung erlangte der Orden des h. Franz von Assissi (s. d. Art. Franz). Dieser sonderbare Heilige stiftete ihn 1208 in der Kirche Porticella oder Portiuncula bei Assissi, und nannte die Glieder desselben Minoriten. Dieser Name sollte die Demuth andeuten, die ihnen der h. Franz neben den Gelübden der äußersten Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit einschärfte, und zufolge deren auch ihre Ordensobern nur Ministri heißen. Gewöhnlich nannte man sie jedoch nach ihrem Stifter Franziscaner, auch ihren Orden den seraphischen. Ihre Kleidung besteht in einer Kutte von grauem wollenen Zeuge und einem Stricke um den Leib, an dem eine knotige Geißel hängt. Dieser Orden erhielt wegen der außerordentlichen Ablässe, die den Eintretenden und Beförderern bewilligt wurden, und weil er der Bestimmung des Stifters gemäß seine Glieder nach allen Gegenden sandte, um Buße zu predigen und zu betteln, schnellen und zahlreichen Zuwachs. Mehrere der berühmtesten scholastischen Philosophen, wie Bonaventure, Roger Bacon und Joh. Erigena, die Päpste Nicolaus IX., Alexander V., Sixtus IV. und V. gehörten ihm an; freilich erzeugte er auch Schwärmer, wie den h. Antonius von Padua, der den Fischen predigte. Die Dominicaner und Franziscaner erhielten von den Päpsten die Vorrechte, welche als die Privilegien der Bettelorden bekannt sind und späterhin auch andern Orden zu Theil wurden. Sie bestehen in der Exemtion von jeder bischöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit und der Befugniß, außer dem Kloster von Jedermann Almosen zu fordern (in der Kirchensprache terminiren), ohne Rücksicht auf die Parochialrechte der Pfarrer an jedem Orte zu predigen, Beichte zu hören, Messe zu lesen und die päpstlichen Ablässe zu verkaufen. Diese Befugniß sollte ihnen zum Ersatz für die Strenge dienen, mit der ihre alte Regel ihnen verbot, irgend ein Eigenthum zu besitzen. Freilich wurden sie dadurch bald mit der Welt bekannter, als ihre Stifter beabsichtigt hatten, und über die Beobachtung ihrer Regel unter sich selbst uneinig. Die heftigsten Streitigkeiten dieser Art entstanden unter den Franziscanern, deren viele sich der armseligen Lebensart ihres Stifters zu entziehen und eine mildere Regel vom Papste zu verschaffen gewußt hatten. Die Cäsariner, Clarentiner, Amadeisten, Spiritualen, Franziscaner, Eremiten oder Cölestiner, aus denen die Fraticellen hervorgingen, waren Parteien in diesem Orden, die im 13ten und 14ten Jahrhunderte auf die Wiederherstellung der alten strengen Observanz in Rücksicht des Gelübdes der vollkommenen Armuth mit einer Hartnäckigkeit drangen, die in Ketzerei und Empörung gegen den päpstlichen Stuhl ausartete, und besonders an den Spiritualen und Fraticellen in der Lombardei mit Feuer und Schwert bestraft wurde. Doch war die Folge dieses Zwiespaltes eine Trennung des Ordens in zwei Hauptzweige. Die der gelindern Regel folgen und eini-

es Eigenthum besitzen, werden Conventualen, die Strengeren hin-
zegen, unter die eine päpstliche Bulle von 1517 alle Reste jener Parteien,
die kein Eigenthum haben wollten, und die Barfüßer überhaupt begreift,
Observanten, in Frankreich wegen des Leibriemens, den sie tragen,
Cordeliers genannt. Zu diesen letztern gehört auch die 1592 entstan-
ene Congregation der Recollecten. Jeder dieser beiden Hauptzweige
at seinen eignen Generalminister. Die 1528 von Matthäus Bassi in
rbino gestifteten Capuziner, welche zum Franziscanerorden gehörig,
ie gänzliche Armuth und die bloßen Füße mit den Observanten gemein
aben, sich aber durch den Gebrauch einer spitzigen Capuze auszeichnen,
ehorchten anfangs dem Generale der Conventualen, seit 1619 haben sie
ber einen eignen General und bedeutenden Zulauf erhalten, auch meh-
ere Missionen in Amerika und Afrika errichtet. Sie zählten im 18ten
Jahrhunderte 1700 Klöster und 25,000 Glieder in 50 Provinzen. Der
Vorwurf des Schmutzes, der Rohheit und zudringlichen Bettelei trifft
esonders die zu den Observanten gehörigen, als Prediger und Almosen-
ammler herumschweifenden Mönche dieses Ordens und die Capuziner,
ie man als possenhafte Bußprediger kennt. Mehr Würde behaupten die
uhig in ihren Klöstern zusammenlebenden, reichern Conventualen oder
Beschuheten, wenn auch die Anzahl der Observanten immer die größere
blieb. Da die Kirchenversammlung zu Trient allen geistlichen Orden das
Recht gab, liegende Gründe zu besitzen, wurden nur diese Observanten und
die Capuziner davon ausgenommen. Die Gesammtzahl aller Franziscа-
ner belief sich im 18ten Jahrhundert auf 115,000 Mönche in 7000 Klöstern
und 28,000 Nonnen dieses Ordens, welche aus den Congregationen der
Clarissinnen, Urbanistinnen und Capuzinerinnen bestehen und wie die
Observanten barfuß gehen, in 900 Klöstern. Um die Franziscaner in der
Demuth und Enthaltsamkeit noch zu übertreffen, stiftete der vielgeltende
heilige Franziscus a Paula den Orden der Einsiedler des heiligen Franzis-
cus. — Obwohl die Stiftung neuer Mönchsorden von einigen Kirchen-
versammlungen ausdrücklich untersagt worden war, so wußten sich doch
mehrere seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts entstandene Institute
dieser Art durch Angabe ihrer Bestimmung zu einer gemeinnützigen Thä-
tigkeit die päpstliche Genehmigung zu verschaffen und jenes Verbot da-
durch zu umgehen, daß sie nicht für neue Mönchsorden gelten wollten, son-
dern sich regulirte Chorherren des heil. Augustinus nennen lassen und die
schwarze Kleidung der Weltgeistlichen tragen. Unter diese Rubrik gehö-
ren die Theatiner. Religiosen derselben Gattung sind die 1536 zu
Mailand entstandenen regulirten Chorherren des heiligen Paulus nach
der ihnen eingeräumten Kirche des heiligen Barnabas Barnabiten
genannt, welche sich der Mission, dem Predigen, der Seelsorge und dem
Jugendunterrichte widmen und in Italien, wo sie auf den Akademien zu
Mailand und Pavia die Theologie lehren, in Frankreich und Oesterreich,
wo man sie zur Bekehrung der Protestanten brauchte, und noch jetzt in
Spanien Häuser haben, die sie Collegien nennen; die 1528 zu Venedig
vereinigten regulirten Kleriker zur Pflege der Armen und Erziehung der
Waisen, welche nach ihrem Hauptsitze, dem Städtchen Somascha im Mai-
ländischen, Somasker heißen, erst 1568 als geistlicher Orden anerkannt,
mit den Privilegien der Mendicanten ausgezeichnet, und besonders in
Italien durch Anlegung von Waisenhäusern und Lehranstalten gemein-
nützig wurden; die Väter der christlichen Lehre, die schon 1597
zu Avignon zum katechetischen Unterrichte des gemeinen Volks verbun-
den, doch erst 1647 als ein besonderer Orden bestätigt, in Frankreich ziem-

lich zahlreich waren; die Priester vom Oratorium oder Bethause, welche Philipp von Neri 1574 in Rom zur Leitung geistlicher Uebungen der Andächtigen und zum Studium der theologischen Wissenschaften stiftete, ohne sie durch Klostergelübde zu binden; die Väter vom Oratorium Jesu in Frankreich, welche 1611 zu Paris ebenfalls ohne Verpflichtung zu Klostergelübden gestiftet, durch berühmte Gelehrte aus ihrer Mitte, wie der Philosoph Malebranche, der Orientalist Morin und der freimüthige Theolog Richard Simon, zu Ansehn und Einfluß gelangten und sich als Lehrer an Schulen und Seminarien für Geistliche verdient machten; die von Vinzenz von Paul 1634 errichteten, als Lehrer und Seelsorger des Landvolks nützlich gewordenen Priester der Mission, nach ihrem Priorate St. Lazarus zu Paris Lazaristen genannt, die die Mönchsgelübde leisteten und durch ihre vielseitige Geschäftigkeit sich im 18ten Jahrhundert in Frankreich und Spanien weit ausgebreitet hatten; die Bartholomäer (s. d. Art.), welche keine Klostergelübde thun, und sich noch jetzt im südlichen Deutschland mit Erfolge der Bildung junger Geistlichen widmen, und die Piaristen oder Väter der frommen Schulen, welche von Joseph Calosenza, einem Spanier, gestiftet, 1621 unter die geistlichen Orden aufgenommen und 1690 für ihre gemeinnützigen Bemühungen mit den Privilegien der Bettelorden belohnt wurden. Sie sind neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden auch zum Unterrichte armer Kinder in den Elementarkenntnissen verbunden, und haben sich durch Anlegung von Volksschulen in den Ländern der katholischen Christenheit Verdienste erworben, denen sie die Fortdauer ihres zahlreichen Ordens bis jetzt verdanken. Gleiche Gemeinnützigkeit in Rücksicht auf Krankenpflege hat den von Johannes de Deo 1540 in Spanien errichteten Orden der barmherzigen Brüder erhalten, deren Hospitäler durch den Ertrag von Almosen, welche sie selbst den Ketzern abfordern, in den bedeutendsten Städten der katholischen Christenheit bestehen. Die europäischen Barmherzigen haben einen gemeinschaftlichen General, und tragen schwarze Kleidung; nur die in Spanien und beiden Indien bilden eine besondere Congregation unter einem eignen Generale, und tragen braune Kutten. — Da das Klosterleben der Mönche bald nach seiner Entstehung Anlaß zu ähnlichen Verbindungen gottseliger Jungfrauen gegeben hatte, so schlossen sich bei der Bildung neuer Mönchsorden gewöhnlich auch Nonnen gleiches Namens und gleicher Regel an. Es giebt Benedictinerinnen, Camaldulenserinnen, Carthäuserinnen, Cisterzienserinnen, Augustinerinnen, Prämonstratenserinnen, Carmeliterinnen, Trinitarierinnen, Dominicanerinnen, Franziscanerinnen, Paulanerinnen und Chorfrauen mehrerer Orden der regulirten Chorherren, wie die von St. Salvator im Lateran, vom heiligen Grabe und die zahlreichen Theatinerinnen, welche mit den männlichen Zweigen ihrer Orden Gelübde und Farbe der Kleidung gemein haben, aber von der priesterlichen Wirksamkeit derselben ausgeschlossen bleiben. Der männliche Zweig eines Ordens heißt der erste Orden, der weibliche dagegen der zweite; so gehören z. B. die Capuziner zum ersten und die Capuzinerinnen zum zweiten Orden des heiligen Franziscus. Es giebt auch Congregationen von Klosterfrauen, welche sich an gewisse Mönchsorden angeschlossen haben, ohne ihren Namen zu tragen, wie die Clarissinnen, die Urbanistinnen, die Nonnen von der Empfängniß U. L. Fr. in Italien und Spanien und die Annunciaden oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten Orden des heiligen Franziscus gehören, und die Angeliken oder englischen Schwestern, nach ihrer Stifterin,

einer Gräfin von Guastalla, auch Guastallinnen genannt, welche der Regel der Barnabiten folgen und sich der Erziehung junger Mädchen widmen. Weibliche Orden, welche für sich bestehen, keinem männlichen angehören und sämmtlich nach der Regel des heiligen Augustinus leben, sind die Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, Büßerinnen, Pönitentierinnen, auch Magdalonetten genannt, welche in Deutschland schon vor 1215, später in Frankreich, Spanien und Italien für gefallene Mädchen und Buhlerinnen, welche sich bekehren wollen, errichtet wurden, mehrere durch Farbe der Kleidung und mannichfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verschiedene Congregationen bilden, sich weit ausgebreitet, und ungeachtet sie nur gemeinschaftlichen Andachtsübungen obliegen und durch Aufnahme ehrbarer Jungfrauen hier und da von ihrer ersten Bestimmung abgewichen sind, doch in den meisten katholischen Ländern bis in die neuesten Zeiten erhalten haben; die Salesianerinnen oder Nonnen von der Heimsuchung U. L. Fr., deren Orden auf Betrieb des als Mystiker und Verfolger der Reformirten bekannten Franz von Sales und seiner Freundin Chanta 1610 zu Annecy in Savoyen ursprünglich als eine Zuflucht für Witwen und kränkliche Frauenzimmer gegründet, in der Folge aber erweitert, hauptsächlich zu geistlichen Uebungen und nebenbei auch zur Krankenpflege bestimmt, schwarz bekleidet und so zahlreich wurde, daß er im 18ten Jahrhundert 160 Klöster und 6600 Nonnen hatte; die 1605 zu Genua entstandenen himmlischen Annunciaden, welche weiße Kleidung mit himmelblauem Scapulier und Mantel tragen, ein sehr strenges, bloß der Andacht gewidmetes Leben führen, und es im 18ten Jahrhundert zu 50 Klöstern in Italien, Frankreich und Deutschland gebracht hatten; die von der heiligen Angela zu Brescia 1537 zuerst als eine Schwesterschaft zur Uebung der christlichen Liebe ohne Clausur vereinigten, später zu zwölf verschiedenen Congregationen angewachsenen Ursulinerinnen, wovon die meisten seit 1612 feierliche Gelübde thun und in Klöstern zusammenleben, einige in Italien jedoch bei der ersten Stiftung mit dem einfachen Gelübde der Keuschheit geblieben sind. Dieser Orden beschäftigt sich lediglich mit der Pflege der Kranken und Armen und dem Unterrichte junger Mädchen, wozu er durch ein besonderes Gelübde verpflichtet ist; seine Kleidung ist schwarz mit ledernem Gürtel, an dem ein Strick zum Geißeln herabhängt, seine Ausbreitung wurde so ansehnlich, daß er im 18ten Jahrhundert über 350 Klöster besaß, und wegen seiner Gemeinnützigkeit haben ihn die Regierungen allenthalben bis jetzt bestehen lassen. Derselben Auszeichnung erfreuen sich die Hospitaliterinnen oder barmherzigen Schwestern, die in mehreren, von einander unabhängigen Congregationen, so weit sie ihrer ersten Bestimmung zur Pflege der Kranken und Verwundeten treu geblieben sind, noch bestehen, und wie die barmherzigen Brüder ansehnliche Hospitäler, z. B. das Hôtel-Dieu zu Paris u. a. m., inne haben, welche durch milde Vermächtnisse erhalten und in Kriegen als Lazarethe gebraucht werden. — Außer den Klosterfrauen, welche die zweiten Orden ausmachen, erhielten fast alle bedeutend gewordene geistliche Orden noch neuen Zuwachs durch den Zutritt von Laienbrüdern (fratres barbati oder conversi) und Laienschwestern, die man zur Verrichtung der nöthigen Hausarbeiten in den Klöstern und zur Besorgung des Verkehrs mit der Welt annahm, damit die Choristen, d. h. die eigentlichen Religiosen, welche im Chore der Kirche die Horas (canonischen Betstunden) abzuwarten haben, in ihren Andachtsübungen und Studien nicht gestört würden. Das erste Beispiel dieser Einrichtung gab der Orden vom Vallombrosa, und bald auch in den Klöstern anderer

Orden nachgeahmt, wurde sie allmählig ein Mittel, die Macht und den Wirkungskreis des Mönchswesens beträchtlich zu vergrößern. Unter den Namen von Oblaten, d. h. Dargebrachten, und Donaten, d. h. Geschenkten, widmeten unzählige Andächtige ihre Personen, oder ihr Vermögen und ihren Einfluß dem Dienste der geistlichen Orden, ohne förmlich Glieder derselben zu werden. Ganze Familien, Eheleute aus allen Ständen traten auf diese Art in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu dem regulirten Clerus, das nach ihrem Glauben, dadurch dem Himmel näher zu kommen, immer noch vortheilhaft genug erscheinen mußte, wenn es gleich die lästigsten Aufopferungen nach sich zog. Der heilige Franz von Assisi gab diesem Verhältnisse zuerst eine bestimmtere Form, indem er Laien, die sich mit seinen Minoriten verbrüdern wollten, ohne Kleriker zu werden, in eine besondere Corporation unter dem Namen des dritten Ordens der Minoriten vereinigte. Später hieß dieser Zweig der Franziscaner Orden von der Buße des heiligen Franziscus (in Frankreich bons hommes) und verbreitete sich in mehreren männlichen und weiblichen, seit 1287 zum Theil regulirten Congregationen, welche einen gemeinschaftlichen General haben, jedoch von dem ersten Orden des heiligen Franziscus abhängig sind. Nach diesem Muster gesellten sich außer sämmtlichen Bettelorden, nämlich den Dominicanern, Carmelitern, Augustinern, Serviten, Paulanern, auch die Cisterzienser, Trinitarier und die Religiosen von der Gnade dergleichen dritte Orden zu, von denen nur wenige in die Clausur traten und feierliche Klostergelübde leisteten. Die meisten Mitglieder derselben sind Laien, bleiben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen, und verpflichten sich nur zu einem frömmern Leben, als Weltkinder zu führen pflegen. Dazu gehört, daß sie täglich einige Ave Maria und Vaterunser beten und zu gewissen Zeiten fasten. Die Mitglieder jedes dritten Ordens heißen Tertiarier oder Tertianer, und werden im gemeinen Leben vorzüglich daran erkannt, daß sie die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse in den Kirchen ihres Ordens suchen, die Klöster und Mendicanten desselben reichlich beschenken und seinen Vortheil auf alle Weise befördern. Sie dürfen die Kleidung ihres Ordens anlegen, begnügen sich aber in der Regel das Scapulier oder den Gürtel desselben wie ein Amulet unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen. Diese Abzeichen der Verbrüderung mit einem geistlichen Orden, denen der herrschende Glaube eine geheime segensvolle Kraft beilegt, werden theuer erkauft, und mit ihrem Besitze ist gemeiniglich die Versicherung großer Abläße verbunden. Außer solchen Einkünften verschaffte die Anschließung dritter Orden den ersten so viele Mittel zu Ansehn und Einfluß, daß die Sorgfalt, mit der sie erhalten, erweitert und begünstigt worden sind, sich leicht erklären läßt. Auch entstanden besonders in Rücksicht dieser verbrüderten Laien zwischen den geistlichen Orden über die Gränzen ihrer Werbedistricte, Hut und Weide die heftigsten Streitigkeiten, welche nur durch förmliche, die Demarcationslinien ihrer Besitzungen und ihres Einflusses bestimmende Verträge und durch gegenseitiges Cartel wegen der Ueberläufer von einem Orden zum andern beigelegt werden konnten. — Zu dem ursprünglichen Endzwecke des Mönchswesens, Gott durch Gebet und der Welt durch Lehre, Beispiel und Wohlthätigkeit zu dienen, hat die Politik der päpstlichen Hierarchie allmählig den großen Plan der Herrschaft über die Völker gesellt, und in den Verfassungen der geistlichen Orden deutlich genug zu Tage gelegt. Die Orden älterer Stiftungen regierten sich anfangs auf aristokratisch-republikanische Weise selbst. Die Benedictinerklöster blieben lange von einander ganz unabhängig, die Cisterzienser ge-

)orchten einem hohen Rathe, der aus dem Abte zu Citeaux als Generalsuperior, den Aebten zu Clairveaux, La Ferte, Pontigni und Morimand und 20 andern Definitoren bestand, und anfangs jährlich, später in jedem dritten Jahre gehaltenen Generalkapiteln der Aebte und Prioren aller Cisterzienserklöster verantwortlich war; schwächere Orden, wie die Carthäuser, Grandmontenen u. a. m., hatten bei ähnlichen Verfassungen überdies noch mit den Bischöfen zu kämpfen, deren alte Ansprüche auf die Gerichtsbarkeit über alle Klöster ihres Sprengels sie nicht so leicht abweisen konnten, als die durch päpstliche Exemtionen begünstigten Benedictiner und Cisterzienser. In ein viel engeres Verhältniß zum Papste setzten sich aber gleich bei ihrem Entstehen die Bettelorden. Vermöge der ihnen verliehenen Privilegien einzig und unmittelbar abhängig von Rom, bewährten sie die Stärke ihrer monarchisch-militärisch geordneten Verfassung mit Erfolgen, welche sich in der Regierung großer Corporationen nur durch Einheit der gebietenden Macht und blinden Gehorsam der Glieder bewirken lassen. Bald folgten die meisten der übrigen Orden ihrem Systeme, welchem gemäß an der Spitze jedes geistlichen Ordens ein General oder Regent steht, der alle drei Jahre von neuem aus den Ordensobern gewählt wird, zu Rom residirt und nur dem Papste verantwortlich ist, jedoch bei einigen Orden noch einen Admonitor zur Seite hat, der seine Schritte im Namen des Ordens controlirt und ihn bei constitutionswidrigen Handlungen erinnern darf. Die Definitoren oder Räthe des Generals sind die Provinzialen, Obere, denen die Visitation und Regierung der Klöster in den einzelnen Provinzen obliegt. Sie bilden unter dem Vorsitze des Generals das Generalkapitel des ganzen Ordens und präsidiren wiederum als Generalvikare auf den Provinzialkapiteln, an denen die Obern der einzelnen Klöster einer Provinz als stimmfähige Capitularen (suffraganei) Theil nehmen. Diese, die nach den bei verschiedenen Orden hergebrachten Namen Aebte, Prioren, Superioren, Guardiane, Pröpste oder Rectoren heißen und im Sinne des canonischen Rechts Prälaten sind, verhandeln jeder für sich die Angelegenheiten seines Klosters in einem Kapitel oder Convente mit den zum Chore gehörigen Religiosen desselben. Daher führen die Christen den Namen der Conventualen und Väter (Patres), zum Unterschiede von den niedern Mönchen, welche, weil sie noch Neulinge und der höhern priesterlichen Weihen nicht theilhaftig, oder nur Laienbrüder sind, die das Kloster zu Hausdiensten braucht, Brüder (Fratres) heißen. Auch werden bei den Bettelorden nur die letzteren zum Terminiren ausgesendet, dagegen die Väter allein zur Verwaltung priesterlicher Amtshandlungen im Kloster und auf den Pfarreien, die seinem Patronate zugehören, berechtigt sind. Die Kapitel der einzelnen Klöster einer Provinz stehen unter dem Provinziale, als ihrer Behörde in erster Instanz, die letzte Instanz für alle Glieder eines Ordens ist der General desselben, der auch die zweiten und dritten Orden dirigirt. Die Frauenklöster haben eine ähnliche Verfassung, nur können sie nicht ohne einen Propst bestehen, der mit seinen Caplänen das geistliche Amt bei ihnen verwaltet. Wenn sie keinem zweiten Orden angehören, so sind sie, wie die Hospitäler und alle nicht eximirte Klöster, der Jurisdiction und Aufsicht des Bischofs oder des mit bischöflicher Gewalt versehenen Prälaten des Sprengels untergeben, in dem sie liegen. Die nicht eximirten Orden und Klöster haben der Hierarchie von jeher weniger gedient und ihre ursprüngliche Bestimmung, wenn sie nicht von ihrer Regel abfielen, treuer erfüllt, als die eximirten und strenggeschlossenen Ordenscorporationen, welche um so weiter von ihrer religiösen Bestimmung abwichen, je schärfer und militärischer das

Verhältniß ihrer Subordination unter ihre Obern, und je mehr es ihr Hauptzweck wurde, sich der Herrschaft über die Gemüther zu bemächtigen, politischen Einfluß zu gewinnen und die Anmaßungen der Hierarchie mit allen ihren Kräften und Mitteln zu befördern. Die treusten, folgsamsten und brauchbarsten Werkzeuge des römischen Stuhls zur Ausführung seiner gewaltigen Plane waren die Bettelorden, die man darum mit Recht häufig die stehenden Armeen des Papstes genannt hat. Auch fehlt es ihnen dabei eben so wenig an Aufmunterung, als den Soldaten der sogenannten großen Nation. Mönche, die sich durch Geschick und Eifer im Dienste des Papstes hervorthaten, können von seiner Gunst die einträglichsten Pfründen erwarten. Zu Bisthümern, die nicht wie die deutschen von adeligen Capitularen abhängig sind, steht ihnen der Weg viel eher offen, als den gemeinen Weltgeistlichen, und es ist bekannt, daß Generale und Definitoren der geistlichen Orden häufig in das Cardinalscollegium übergegangen, ja selbst zur päpstlichen Würde erhoben worden sind. — Viel höher aber, als alle andere geistliche Orden, ja über die Kirche selbst hat sich eine Corporation gestellt, die ihren Gliedern die Annahme aller und jeder Kirchenämter und Prälaturen verbietet, und doch in der Kunst zu herrschen die weltlichen Regierungen nicht minder, als ihre geistlichen Nebenbuhler übertraf. Wir meinen die Gesellschaft Jesu, deren Verfassung, Geschichte und Wirksamkeit so viel Eignes hat, daß sie sich keiner der obenerwähnten Classen geistlicher Orden beigesellen läßt. Denn während die, die sich nur der Contemplation und Andacht widmen, wenig charakteristische Züge darbieten, und meistentheils nur durch Namen, Schnitt und Farbe der Kleidung, größere oder mindere Strenge der Regel, mehr oder weniger Uebungen der Buße und Gottseligkeit von einander verschieden sind, und auch die Regsamern, welche durch Unterricht, Seelsorge und Mildthätigkeit, so wie durch ihre Intriguen an Höfen und in Familien nach außen wirken, fast überall dieselben Manieren zeigen und das bekannte Thema der Mönchsweise mit geringen Abwechselungen durchführen, hat die Gesellschaft Jesu sich bald zu dem Range einer welthistorischen Erscheinung emporgeschwungen, die in ihrer Art einzig ist. Der mindeste Theil dieser Größe ging von ihrem Stifter aus, der seinen Ruhm mehr der Weltklugheit und Energie seiner Nachfolger, als sich selbst verdankt. Inigo oder Ignatz, der jüngste von eilf Kindern eines spanischen Edelmanns, auf dessen Stammschlosse Loyola im Biscayischen 1491 geboren, war am Hofe Ferdinands des Katholischen als Edelknabe herangewachsen und bald in Kriegsdienste getreten, ohne sich anders, als eitel, galant und ritterlich zu zeigen. Eine 1521 bei der Vertheidigung von Pampelona gegen die Franzosen erhaltene schwere Verwundung am Beine unterbrach seine militärische Laufbahn. Während der langwierigen Kur, die er zu Loyola abwartete, trieb ihn die Langeweile zur Lectüre, und da man ihm die Lebensgeschichte Jesu und Legenden der Heiligen gab, entzündete sich an den Abentheuern der Letztern seine lebhafte Phantasie. Ueberdies durch eine Verunstaltung seines rechten Beins, die ihn in Folge jener Wunde zu lebenslänglichem Hinken zwang, von der Hoffnung fernern Glücks bei den Damen abgeschnitten, entschloß er sich, sich der heiligen Jungfrau Maria zu weihen. Nach seiner Genesung verließ er daher seine Familie, legte seinen ritterlichen Schmuck bei dem wunderthätigen Marienbilde zu Montserrat ab, und fing an, sich in freiwilliger Armuth mit Beten, Wachen und Geißeln zu quälen, wobei es ihm eben so wenig an den wunderlichsten Anfechtungen des Teufels fehlte, als dem heiligen Franz von Assisi. Eine Wallfahrt nach Jerusalem sollte diesen Vorübungen zur geistlichen Ritterschaft die Krone aufsetzen. Wirklich

kam er 1523 als ein bettelnder Pilger dahin, kehrte aber, da die Mönche in Palästina seinen Eifer zur Bekehrung der Türken nicht aufkommen liessen, schon 1524 nach Barcellona zurück. Hier fühlte er, wie sehr der Mangel gelehrter Kenntnisse seinen Planen hinderlich sey, und mischte sich unter die Schulknaben, um Latein zu lernen. Ob es nun gleich damit viel weniger fortrückte, als mit seiner Gottseligkeit, ging er doch schon 1526 nach Alcala, wo er philosophische Studien trieb, sich vom Betteln nährte und zum Volkslehrer im Christenthume aufwarf. Diese unberufene Seelsorge zog ihm jedoch von Seiten der Inquisition Verfolgungen zu, die ihn bewogen, sich 1528 nach Paris zu wenden. Daselbst brachte er es in der lateinischen Sprache und den philosophischen Wissenschaften endlich so weit, daß ihm 1534 die Magisterwürde ertheilt werden konnte. Nebenbei hatte er das beliebte Betteln fortgesetzt, seine Bekehrungsversuche aber auf wenige Mitstudirende eingeschränkt, aus denen er eine Gesellschaft zusammenwarb, die sich 1534 durch feierliche Gelübde zu freiwilliger Armuth, zur Bekehrung der Ungläubigen und zu einer Wallfahrt nach Jerusalem mit ihm verband. Pierre Le Fevre, ein Savoyard, Franz Xavier, ein Navarese, Jacob Lainez und Nicolaus Bobadilla, zwei kräftige, geistvolle Spanier, und Rodriguez, ein portugiesischer Edelmann, waren diese ersten Gefährten Loyola's, zu denen sich in Paris und später im Venetianischen, wo sich die Gesellschaft seit 1537 büßend, bettelnd und predigend herumtrieb, noch einige minder bedeutende Subjecte gesellten. Ein Türkenkrieg hinderte die Reise nach Jerusalem, weshalb die Verbündeten sich auf den Universitäten in Oberitalien zerstreuten, um neue Mitglieder zu werben. Loyola selbst ging mit Le Fevre und Lainez nach Rom, wo er endlich seinen Plan zur Stiftung eines neuen, ganz eigenthümlich eingerichteten Ordens 1539 zur Ausführung brachte. Er nannte ihn zufolge einer ihm angeblich wiederfahrenen Vision die Gesellschaft Jesu, und verpflichtete die Glieder, deren Stamm jene ersten Gefährten wurden, neben den Gelübden der Armuth, Keuschheit und des blinden Gehorsams gegen die Obern, noch zu dem vierten, sich in jedes Land, wohin der Papst sie als Missionarien gegen Ketzer und Ungläubige oder sonst zum Dienste der Kirche schicken würde, unweigerlich und ohne Lohn zu begeben und ihre Aufträge mit allen möglichen Kräften und Mitteln ins Werk zu sezzen. Die Novizen sollten außer andern geistlichen Uebungen auch durch die niedrigsten Dienste bei den Kranken geprüft werden, denn Xaviers Beispiel hatte es zu einem besondern Ehrenpunkte der geistlichen Ritterschaft gemacht, die ekelhaftesten Geschwüre der Kranken in den Spitälern auszusaugen. Eine besondere Bulle Pauls III. bestätigte 1540 diesen, in Betracht seines Zwecks dem Papstthume so viel versprechenden Orden, dessen Glieder im folgenden Jahre bei einer Versammlung zu Rom den Stifter selbst zum ersten General ernannten. Durch seinen heroischen, alle seine Gefährten mit fortreißenden Enthusiasmus hatte Ignatius diese Auszeichnung wohl verdient, wenn ihm auch von den geistigen Eigenschaften, die ein solcher Posten erforderte, die meisten abgehen mochten. Dennoch hatte er sich nur als ein gutmeinender geistlicher Abentheurer gezeigt, der sich von gehabten Visionen überredete und zum Helden der Kirche von Gott berufen glaubte, aber einer Verwaltung im Großen nicht gewachsen schien. Auch als General trieb er mit einem Eifer, der seinem Verstande weniger, als seinem Herzen Ehre macht, Nebendinge, die geringern Gliedern schicklicher zugekommen wären. Er verrichtete in der Kirche seines Ordenshauses zu Rom die niedrigsten Dienste, gab sich, obgleich nicht einmal der italienischen Sprache ganz mächtig, zum Unterrichte klei-

ner Kinder her, und sammelte Almosen zur Versorgung von Juden und Freudenmädchen, deren Bekehrung er sich ganz besonders angelegen seyn ließ; während seine gelehrtern und weitersehenden Freunde, vorzüglich Lainez, der immer um ihn war, seine rohen Entwürfe zur Organisation und Befestigung der Gesellschaft Jesu mit seltener Umsicht und Klugheit auszuspinnen wußten. Dabei kamen ihnen die günstigsten Umstände zu Statten. Die Päpste Paul III. und Julius III., wohl ahnend, welche Stützen gegen das überhandnehmende Reformationswerk sie an den Jesuiten haben würden, bewilligten diesen regulirten Klerikern Vorrechte, wie sie noch nie irgend eine Corporation in der Kirche oder im Staate erhielt. Sie sollten nicht nur alle Rechte der Bettelmönche und der Weltgeistlichen zugleich genießen, und mit ihren Gütern von jeder bischöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, Aufsicht und Besteuerung gänzlich befreit seyn, so daß sie außer ihren Ordensobern und dem Papste keinen Herrn auf Erden anzuerkennen, und priesterliche Amtshandlungen jeder Art, den Parochialrechten zum Trotze, bei Menschen aus allen Ständen, selbst während eines Interdicts auszuüben befugt wären; sondern auch, was sonst nicht einmal den Erzbischöfen unbedingt erlaubt ist, von allen Sünden und Kirchenstrafen eigenmächtig absolviren, Gelübde der Laien in andere gute Werke verwandeln, ohne weitere päpstliche Bestätigung überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuser anlegen und nach Befinden der Umstände sich selbst von der Abwartung der canonischen Stunden, von Fasten und Speiseverboten, ja sogar vom Gebrauche des Breviers dispensiren dürfen. Ueberdies wurde ihrem Generale bei einer unumschränkten Macht über alle Glieder des Ordens freigestellt, sie mit Aufträgen jeder Art, wohin er wollte, selbst unter excommunicirte Ketzer zu senden, aller Orten als Lehrer der Theologie willkührlich anzustellen und mit akademischen Würden zu bekleiden, die denen der Universitäten gleich gelten sollten. Diese Privilegien, die den Jesuiten neben einer größern Ungebundenheit in Rücksicht kirchlicher Pflichten, als die Laien genießen, eine fast an die päpstliche Gewalt angränzende geistliche Macht zusicherten, hatten sie von den Päpsten wegen ihrer Bestimmung zu Missionen erhalten, um unter Ketzern und Heiden sich in jede Lebensart fügen und, wo sie Eingang fänden, ohne Hinderniß und weitere Bevollmächtigung neue papistische Kirchen organisiren zu können; aber die Allgemeinheit, in der sie ihre Rechte und Freiheiten verstanden, ließ doch eine nicht zu berechnende Ausdehnung und allen bestehenden geistlichen und weltlichen Autoritäten gefährliche Anwendung derselben um so gewisser besorgen, je bestimmter die Verfassung ihres Ordens auf die Organisation einer unabhängigen Monarchie mitten im Schooße der Staaten des Erdkreises angelegt war. Allgemeine Verbreitung in der menschlichen Gesellschaft bei möglichst festem, innerm Zusammenhange als Orden wurde der Hauptgrundsatz dieser Verfassung. Zufolge derselben theilt sich die Gesellschaft Jesu in mehrere Classen oder Stände. Die Novizen, welche aus den talentvollsten, wohlgebildetsten Jünglingen und Männern ohne Rücksicht auf Geburt und äußere Verhältnisse gewählt und zwei Jahre lang in besondern Noviziathäusern durch alle ersinnlichen Uebungen der Selbstverläugnung und des Gehorsams geprüft werden, ob sie zu den Zwecken des Ordens tauglich sind, gehören noch nicht unter die wirklichen Glieder. Die geringsten unter diesen sind die weltlichen Mitarbeiter oder Coadjutoren, die keine feierlichen Klostergelübde leisten, und daher wieder entlassen werden können. Sie dienen dem Orden theils als Untergebene und Gehülfen der Glieder höherer Grade, theils als Verbündete, wie die Mit-

Glieder der dritten Orden den ersten, und bilden gleichsam das Volk des Jesuitenstaats. Vornehme Weltleute, Staatsbeamte und andere einflußreiche Personen, z. B. Ludwig XIV. in seinem Alter, hatten bisweilen die Ehre, zu diesem Grade aufgenommen zu werden, um in der bürgerlichen Gesellschaft unbemerkt für den Vortheil des Ordens zu wirken. Höher im Range stehen die Scholastiker oder Schüler und die geistlichen Coadjutoren, welche gelehrte Kenntnisse besitzen, feierliche Mönchsgelübde leisten, und sich insbesondere zum Unterricht der Jugend verpflichten müssen. Sie sind die Künstler und Bürger des Jesuitenstaats, deren er sich als Professoren auf Akademien, als Prediger in den Städten und an fürstlichen Höfen, als Rectoren und Lehrer in den Collegien, als Hofmeister und Gewissensräthe in Familien, die er beobachten oder gewinnen will, und als Gehülfen bei seinen Missionen bedient. Den Adel endlich oder den obersten Stand machen die Professen aus, wozu nur die erfahrensten Glieder kommen, deren Weltklugheit, Energie und Treue gegen den Orden sich vorzüglich bewährt hat. Sie leisten Profeß, indem sie neben den Mönchsgelübden sich noch durch ein viertes Gelübde zur Uebernahme von Missionen aller Art verbindlich machen, und dienen, wenn sie nicht in den Profeßhäusern, den eigentlichen Prytaneen und Ritterſitzen des Ordens, bequem und andächtig zusammenleben, als Missionäre unter den Heiden und Ketzern, als Regenten der Colonien in fernen Welttheilen, als Beichtväter der Fürsten und Residenten des Ordens an Orten, wo er noch keine Collegien hat und sich ansiedeln will; von der Verpflichtung zum Jugendunterricht sind sie dagegen völlig befreit. Nur die Professen haben eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihnen die Assistenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren wählt und selbst Profeß gewesen seyn muß. Der General bekleidet seine Würde lebenslang und residirt in Rom, wo ihm ein Admonitor und die fünf Assistenten oder Räthe, welche sonst die fünf Hauptnationen, die Italiener, Deutschen, Franzosen, Spanier und Portugiesen, bei ihm repräsentirten, zur Seite stehen. Er ist der Centralpunkt der Regierung des ganzen Ordens, und erhält durch monatliche Berichte von den Provinzialen, und vierteljährliche von den Superioren der Profeßhäuser, von den Rectoren der Collegien, welche die eigentlichen, freilich eben nicht sehr klösterlichen Klöster der Jesuiten sind, und von den Noviziatmeistern Notiz über merkwürdige Ordensbegebenheiten, über politische Ereignisse und über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienste aller einzelnen Glieder, worauf er verordnet, was zu thun und wie ein bewährtes Subject zu brauchen sey. Alle müssen ihm blindlings und auch wider ihre Ueberzeugung gehorchen; gegen seine Befehle gilt keine Appellation, ja er kann selbst einzelne Ordensregeln abändern, Mitglieder ohne Untersuchung ausstoßen oder durch Versendungen exiliren und Strafen verhängen oder erlassen, wie es ihm gut dünkt. Ignatius Loyola, der den 31sten Juli 1556 zu Rom starb, hinterließ dem Orden den Entwurf dieser Constitution und ein mystisches Erbauungsbuch, Exercitia spiritualia (geistliche Uebungen) betitelt, dessen Gebrauch bei den Jesuiten förmlich eingeführt ist und die ersten vier Wochen jedes Novizen ausfüllen muß. Unvergänglichen Ruhm und die Ehre der Canonisation, die seinem Namen 1622 widerfuhr, verschaffte diesem schwärmerisch-religiösen, doch sonst eben nicht großen Manne die schnelle Ausbreitung seines Ordens, der 1556 schon über 1000 Glieder in 12 Provinzen zählte. Die erste war Portugal, wo Xavier und Rodriguez schon 1540 auf Einladung des Königs Collegien angelegt hatten. Nicht minder schnell ging es mit der Fortpflanzung der Jesuiten in den italieni-

schen Staaten, wo ihnen das Ansehn des Papstes zu Statten kam, in Spanien, wo, obgleich anfangs die Bischöfe sich diesen neuen Gästen widersetzten, doch das Beispiel der Großen, vorzüglich eines der mächtigsten Granden Franz Borgia, Herzogs von Gandia, der selbst Jnigist (so nannte man die Jesuiten in Spanien nach ihrem Stifter Jnigo) wurde, sehr bald durchdrang, und im katholischen Deutschland, wo Oesterreich und Bayern ihnen mit Begünstigungen und Fundationen entgegen kam. Auf den Universitäten zu Wien, Prag und Jngolstadt erlangten sie ein Uebergewicht, in dessen Besitze sie sich durch zwei Jahrhunderte behaupteten. Jn ihren streng hierarchischen Grundsätzen, in ihrer rastlosen, enthusiastischen Thätigkeit und in ihrer erfolgreichen Bekehrungsmanier erkannten die papistisch gesinnten Fürsten, wie die Päpste selbst, das wirksamste Gegengift gegen den mächtig anwachsenden Protestantismus. Auch dem großen Publikum empfahlen sie sich bald als Kinder eines modernen Zeitgeistes, mit dem auch solche Weltleute, die den Mönchen sonst abhold waren, sich leicht befreundeten. Denn Institute, denen die Richtung auf das Praktische und die heitere Außenseite abging, konnten seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften und der gesunden Vernunft nicht mehr ihr Glück machen, die aufgeregte Welt wollte nun lieber zum Handeln, als zur Beschaulichkeit angeleitet seyn, und die Bettelmönche, die sich allerdings allenthalben sehen und hören ließen, hatten ihre glänzendste Epoche überlebt. Wem die Franziscaner zu plump und gemein, und die Dominicaner, als Moralisten und Jnquisitoren, zu streng und finster waren, dem sagten die feingebildeten, heitern, umgänglichen Jesuiten desto besser zu. Müßiges Hinbrüten bei Gebet und Gesang konnte ihnen Niemand vorwerfen, selbst in ihren Profeßhäusern wurden die canonischen Stunden nicht beobachtet, nirgend hielten sie sich, auch als Seelsorger der Laien, lange bei ihren Andachtsübungen auf, sorgfältig vermieden sie den Schein des Stolzes auf eine besondere Heiligkeit, und in ihrer Kleidung glichen sie ganz den Weltgeistlichen, ja sie durften an Orten, wo sie ohne geistliche Abzeichen leichter Zutritt zu finden hofften, auch diese Kleidung mit der üblichen Landestracht vertauschen. Ueberdies waren sie instruirt, bei ihrer geistlichen und politischen Wirksamkeit sanft zu verfahren, die Menschen durch Nachgiebigkeit gegen ihre Eigenheiten zu gewinnen, auch wider erklärte Gegner nie Stirn gegen Stirn zu kämpfen, und überhaupt nichts Leidenschaftliches blicken zu lassen, sondern ihre Absichten und Maßregeln geheim zu halten und bei äußerer Kälte und Zurückhaltung desto unablässiger im Verborgenen durchzusetzen, was öffentlich Widerstand aufregen konnte. Der Geist dieser Lebenskunst und Gewandtheit für Händel aller Art ging besonders von den staatsklugen Maximen ihres zweiten Generals, Jacob Lainez, aus, der, was die Regeln des Stifters noch Düsteres und Mönchisches enthielten, geschickt zu mildern und dem Zwecke des Ordens zeitgemäß anzupassen wußte. Dieser war ursprünglich kein anderer, als die Rettung und Befestigung der päpstlichen Universalmonarchie gegen jede Opposition des Protestantismus, der Fürsten und der Nationalbischöfe. Darauf arbeiteten die Jesuiten unter der Firma, die Religion oder die Ehre Gottes zu befördern, d. h. in majorem Dei gloriam, wie die Devise ihres Wappens sagt, planmäßig hin, und weil es hierzu kein dienlicheres Mittel gab, als die Unterjochung der Geister und der öffentlichen Meinung, bemächtigten sie sich der Jugend durch Anlegung von Schulen und der Erwachsenen durch Umgang, Beichtstuhl und Predigtamt. Als Lainez 1564 starb, war diese Tendenz und der ihr angemessene kräftige Geist bereits entschieden genug in das innere

eben des Ordens eingedrungen, daß das Beispiel der klösterlichen Fröm-
nelei, welcher sich sein Nachfolger, der wie Ignatius späterhin canonisirte
Franz Borgia, ergab, und das Ansinnen der Päpste Paul IV. und Pius V.,
die andere geistliche Orden zur Beobachtung der canonischen Stunden zu-
rückzukehren, unwirksam blieb. Die folgenden Päpste und Generale lies-
en dem Orden die ihm unentbehrliche Freiheit von allem mönchischen
Zwange, und bald setzten die wichtigen Erfolge und Verdienste,
deren er sich rühmen konnte, die Zweckmäßigkeit seines Systems ins Licht.
Einen Fortgang, der, wenn man den Erzählungen der Jesuiten selbst trauen
darf, ins Ungeheure und Fabelhafte ging, hatten ihre Missionen au-
ßer Europa, die Franz Xavier schon 1541 im portugiesischen Ostindien
begann. Er bekehrte mit dem ihm nachgeschickten Gehülfen in Goa, Tra-
vancor, Cochin, Malacca, Ceylon und selbst in dem störrischen Japan
Hunderttausende zum Christenthume, und starb 1551 auf dem Wege nach
China mit dem Ruhme einer wahrhaft heroischen Aufopferung für die Re-
ligion, welche ihm den Namen des Heidenapostels und die Ehre der Ca-
nonisation erwarb. Seine Siege über das Heidenthum wurden durch die
Grausamkeit der Inquisition in Goa befestigt, während andere Jesuiten
nach Südamerika kamen und in Brasilien und dem benachbarten Paraguay
nicht ohne Erfolg auf die Civilisation und Unterwerfung der Eingebornen
hinwirkten. Nur Afrika zeigte sich widerspenstig; die westlichen Küsten
nahmen die Jesuiten nicht einmal auf, und im Osten wurden sie von den
Kopten verjagt und von den Abyssiniern, die sie mit Hülfe Portugals (s. d.
Art. Habesch) eine Zeit lang beherrscht hatten, als Hochverräther aufge-
knüpft. Dafür nahm ihr Gewicht in Europa selbst desto schneller zu. Daß
die Vertilgung der für den Papismus höchst gefährlichen Spuren, welche
die Reformation auch in katholischen Ländern zurückgelassen hatte, haupt-
sächlich das Werk der Jesuiten war, macht ihnen Niemand streitig, und
was zur Verbesserung des Schulwesens von den Barnabiten,
Somaskern, den Vätern der christlichen Lehre und vom Oratorium und zu-
letzt von den Piaristen nur im Kleinen oder für die niedern Volksklassen
begonnen wurde, leisteten sie im Großen und für die höhern Stände.
Claudius Aquaviva, aus dem Geschlechte der Herzoge von Atri, von
1581 bis 1615 General der Jesuiten, wurde der Schöpfer ihrer Pädago-
gik, und sein Werk Ratio et institutio studiorum Societatis Jesu die In-
struction der weltberühmten Jesuitenschulen. Diese waren in den an-
sehnlichen Gebäuden ihrer Collegien theils als Erziehungsanstal-
ten oder Pensionen (convictoria alumnorum) für Knaben aus allen
Ständen, theils als Seminarien oder Pflanzschulen für Jünglinge,
welche in den Orden treten sollten, bis zu dem Zeitpunkte ihrer Aufnahme
in das Noviziat eingerichtet. Den Unterricht ertheilten die in den Colle-
gien zusammenlebenden Scholastiker und Coadjutoren nach Methoden,
die auf das Bedürfniß der Jugend wohl berechnet und durch auffallende
Erfolge bewährt, noch im 18ten Jahrh. für musterhaft galten. Ein freie-
rer Geist bei unablässiger Aufsicht, eine freundliche Herablassung zu den
Schülern und eine weise Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unschuld und
Sittlichkeit zeichnete sie vor andern Klosterschulen aus; Liebe und Ver-
trauen regierten; was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Rede-
übungen, Prämien, Ehrentitel, wurden angewendet, um den Fleiß anzu-
spornen; für die Körperbildung gab es gymnastische Uebungen, und auch
der äußere Anstand für das gesellige Leben sollte durch theatralische Dar-
stellungen verfeinert werden. Freilich waren diese Comödien, die das
Publikum anlocken sollten, und das oft sehr schlechte Latein, das die Schüler

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

selbst beim Spielen sprechen mußten, nicht die Lichtseite der Jesuitenschulen; Mangel an Gründlichkeit und die willkührliche Verstümmelung der alten Classiker zum Frommen der Jugend machte sie überdies den Philologen ärgerlich und verächtlich. Gleichwohl hatten sie als die besten Lehranstalten ihrer Zeit ungemeinen Zulauf; oft zählte ein Collegium mehrere hundert Schüler; die adelige Jugend wurde ihnen fast ausschließlich anvertraut und auch aus protestantischen Ländern zugeschickt, wodurch man sich protestantischer Seits genöthigt sah, Lyceen und Ritterakademien nach dem Bedürfnisse des höher trachtenden Zeitgeistes anzulegen. Für ihren Orden zogen die Jesuiten aus ihren Schulanstalten den großen Vortheil, die besten Köpfe frühzeitig auswählen und für ihre Zwecke heranbilden zu können; daher es denn erklärlich ist, wie die Gesellschaft Jesu sich durch wissenschaftliche Verdienste so bedeutend hervorthun und bei der gelehrten Welt in Achtung setzen konnte. Jesuiten, wie Serrarius, Petav, Sirmond, Tursellin, Bellarmin, Balde, Mariana und Flechier, förderten die Geschichte und Geographie, das Sprachstudium und die Beredsamkeit auch außer ihrem Orden und ihrer Kirche. Diese unläugbaren Vorzüge verstand Niemand besser geltend zu machen, als die Jesuiten selbst; die Menge mußte in ihnen Weltverbesserer und Wohlthäter des Menschengeschlechts erkennen. Dabei mehrten sich ihre Häuser und Besitzungen zusehends; ihre Kirchen und Beichtstühle wurden nicht leer; auch Vermächtnisse und Schenkungen wußten sie mit vieler Geschicklichkeit an sich zu bringen und jeden Vortheil wahrzunehmen, den die leichtgläubige Andacht und der Umfang ihrer Verbindungen ihnen darbot. Indeß wollten sie in ihrer innern Verfassung weder durchschaut, noch nachgeahmt seyn, und da ein Haufe unternehmender Frauen und Mädchen in Italien und am Niederrheine sich um 1623 einfallen ließ, auf eigne Hand, unter dem Namen von Jesuitinnen zu einem Orden zusammenzutreten, der in Verfassung, Aemtern und Graden eine völlige Copie der Gesellschaft Jesu war, verbat sich diese, wie schon Loyola in einem ähnlichen Falle gethan, jede Annäherung, und wirkte 1631 ein päpstliches Breve zur völligen Aufhebung dieser nie anerkannten Halbschwestern aus. Dagegen machten die Jesuiten selbst zwar wiederholte vereitelte Versuche, sich in England und den nordischen protestantischen Staaten anzusiedeln, hatten es aber doch, ohne einen weiblichen Zweig zu dulden, 1618 bis auf 13,112 Mitglieder in 32 Provinzen gebracht, wozu Frankreich, die Rhein- und Niederlande, Polen und Litthauen und, außer Europa, das spanische Amerika, die Philippinen und China neu hinzugekommen waren. Stolz auf diese Blüthe feierten sie 1540 unter dem Generale Vitelleschi mit großem Gepränge das hundertjährige Jubiläum ihres Ordens, ein Fest, dessen Freude jedoch nicht ganz ungetrübt seyn konnte. Denn ungeachtet des großen Beifalls, den sie an den Höfen und unter dem Volke fanden, witterte doch der nichtjesuitische Clerus und der Stand der Gelehrten überhaupt bald das Unheil, dessen Keime die Gesellschaft Jesu, diese Wucherpflanze auf dem Boden der Christenheit, ausstreute. Den Universitäten, Bischöfen und Pfarrern stand sie durch Privilegien im Wege, die, wo sie sie geltend machte, den Lehrstand und Clerus beeinträchtigen und verdrängen mußten; und dem Neide der alten Mönchsorden, den sie durch Eingriffe in ihr Gebiet eben so sehr, als durch ihr Glück gereizt hatte, gab ihr ungeistliches, zweideutiges Betragen Stoff genug zu Beschwerden und giftigen Ausfällen. Sie beobachtete nirgend eine Demarcationslinie gegen den Wirkungskreis anderer Orden, und vertrug sich höchstens mit den Carthäusern, welche wegen ihres Stillschweigens die einzigen Cleriker

außer ihren eigenen Ordensgenossen waren, bei denen die Jesuiten beichten durften. Mißtrauisch und eifersüchtig machten diese allzugeschäftigen Ordensleute auch die Staatsbeamten und Juristen durch ihr Einmischen in politische Händel, dessen verderbliche Wirkungen in Portugal schon unter den Königen Johann III. und Sebastian, ihrem Zöglinge, weltkundig, und nach dessen Tode eine Haupturſache der Ueberlieferung dieses Reichs an die spanische Krone geworden waren. Daher wehrte das Parlament und der hohe Clerus in Frankreich die Versuche der Jesuiten, sich einzudringen, zwanzig Jahre lang entschlossen ab. Gemeinschaftlich mit diesen Behörden erklärte die Universität zu Paris ihr ganzes Institut für unnütz und unverträglich mit den Rechten der gallicanischen Kirche, und sie hatten es hauptsächlich der Gunst des Hofes zu danken, daß sie endlich 1562 unter dem Namen der Väter des Collegiums von Clermont mit einer demüthigenden Verzichtleistung auf den Gebrauch ihrer wichtigsten Privilegien in Frankreich zugelassen wurden. Ungeachtet dieses gedrückten Zustandes wußten sie sich in Paris und den südlichen und westlichen Provinzen bald festzusetzen, und während der bürgerlichen Unruhen unter dem Schutze der Guisen, deren Geschäftsträger sie machten, den französischen Protestanten Abbruch zu thun, ihre Vorrechte allmählig geltend zu machen, und sich trotz des Verdachts der Theilnahme an Heinrichs III. Ermordung zu behaupten. Zwar wurden sie wegen des Attentats ihres Schülers Joh. Chatel auf Heinrichs IV. Leben 1594 als Majestätsverbrecher feierlich aus Frankreich verwiesen, doch hielten sie sich ununterbrochen in Toulouse und Bordeaux, und auf Fürsprache des Papstes von Heinrich IV. schon 1603 wieder aufgenommen, spielten sie als Beichtväter des Hofes bald wieder die vorige Rolle. Der freilich sehr wahrscheinlichen Theilnahme an Ravaillacs That konnte man sie nicht überweisen; das Buch, worin der spanische Jesuit Mariana den Königsmord vertheidigt, halfen sie selbst mit verurtheilen, und blieben durch List und Schmeichelei gegen den Hof in ungestörtem Besitze. Noch viel wichtiger machten sie sich dem deutschen Reiche, da Ferdinand II. und III. ihre gehorsamen Zöglinge waren. Sie entwickelten im dreißigjährigen Kriege ein ungemein politisches Talent; die Ligue der Katholischen, deren Seele sie waren, that ohne sie keinen Schritt; sie durften 1629 die zufolge kaiserlichen Mandats von den Reichsstädten restituirten katholischen Kirchengüter zum Nachtheile der Orden, denen sie gehört hatten, an sich ziehen; Pater Lamormain, ihr Ordensgenosse und Beichtvater des Kaisers, stürzte den großen Wallenstein, und erhielt durch seine Gehülfen das eifersüchtige Bayern bei Oesterreich. Doch während sie hier als Staatsmänner glänzten, ohne den Sieg der Religionsduldung im westphälischen Frieden verhindern zu können, brach durch die jansenistischen Streitigkeiten ein neues Ungewitter in Frankreich und den Niederlanden über sie herein. Der alte Haß der Universität von Paris, die sich immerwährend gesträubt hatte, ihnen Lehrstühle einzuräumen, regte sich dabei mit dem moralischen Rigorismus der Jansenisten zugleich gegen den notorischen Semipelagianismus des Jesuiten Moline und seiner Ordensbrüder (vergl. d. Art. Gnade und Jansen). Unheilbare Wunden erhielt der gute Ruf der letztern durch Pascals berühmte Provinzialbriefe, welche seit 1656 vielfältig gedruckt, in ganz Europa begierig gelesen, und in dem Verdammungsurtheile, das Innocenz XI. 1679 über 65 anstößige Sätze meist jesuitischer Casuisten sprach, als Zeugniß angeführt, die im Lehren und Handeln verderbliche Geschäftigkeit der Jesuiten mit einem Aufwande von Witz und dialectischer Kunst ans Licht stellte, dem sie in der ersten Angst nichts als Schmähungen und Gewalt-

thätigkeiten entgegen zu setzen wußten. Aber es half ihnen wenig, daß die von den jesuitischen Beichtvätern Ludwigs XIV. la Caise und le Tellier ausgewirkten königlichen Decrete und päpstlichen Bullen dem Jansenismus Todesstreiche versetzten und die berüchtigte Constitution Unigenitus ihnen endlich den vollen Sieg zuwendete; in den Augen der Wohlgesinnten blieben sie dennoch der Anhänglichkeit an die von Pascal angeführten Lehrsätze ihrer vornehmsten Casuisten verdächtig, die dem Nachdenkenden über ihr oft räthselhaftes und zweideutiges Betragen die empörendsten Aufschlüsse darbieten mußten. Eine schlaffe Moral, die den Neigungen des unsittlichen Zeitgeistes anbequemt die Grundsätze des Handelns den Eingebungen einer eigennützigen Klugheit und den äußern Umständen unterwarf und die schlechtesten Mittel um guter Endzwecke willen heiligte; der Probabilismus, ein System von Maximen und Lebensregeln für Lasterhafte, wie für Tugendhafte, das Alles erlaubte, was sich mit wahrscheinlichen Meinungen vertheidigen ließ; Beschönigungen für Meineide und Verbrechen aller Art bald durch willkührliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reservationes mentales), wobei man sich nur etwas anderes denken durfte, als man sagte und that, um wegen der gröbsten Sünden vor sich selbst gerechtfertigt zu seyn und dergl. mehr; dieß sind die Vorwürfe, deren Detail man aus Pascals Briefen oder den Schriften der Jesuiten Sanchez, Bauny, Escobar, Suarez und Busenbaum kennen muß, um zu wissen, was die Jesuiten der Welt gewesen. Ihre eignen Vertheidigungen dagegen bestätigen den wider ihre Sittenlehre erregten Verdacht, indem sie milderten und die Hälfte zugaben, wo das Ganze verwerflich ist. Dabei wurden andere Beschuldigungen laut, die sie noch weniger widerlegen konnten. Die Seichtigkeit ihrer Lehrart und das theatralische Unwesen ihrer Schulen hatte Mariana, ein gelehrter spanischer Jesuit, selbst gerügt; ihr grober Ordensegoismus war in Sciotti's Monarchia solipsorum öffentlich an den Pranger gestellt; gegen den Leichtsinn, mit dem sie bei ihren Heidenbekehrungen die fortgesetzte Verehrung der alten Götzen unter der Bedingung zuließen, daß die Bekehrten dabei an Christum und die Jungfrau Maria denken sollten, und gegen ihre Unverträglichkeit mit den übrigen Missionarien in China hatten schon mehrere päpstliche Bullen ohne Erfolg geeifert. Ueberdieß entdeckte man hier und da eine sehr bedenkliche Uebereinstimmung ihrer Sitten mit ihrer gefälligen Moral, weil sie bei ihren Ausschweifungen nicht immer vorsichtig genug zu Werke gingen; daher denn sogar die von ihnen bekehrten Irokesen sich in einem Friedensschlusse 1682 ausdrücklich die Entfernung dieser lüsternen Ordensleute ausbedungen, die Alles thäten, was Jesus nicht gethan. Auch aus einigen Städten in Italien mußten sie wegen ihres verbotenen Umgangs mit Weibern und Mädchen auf immer entfernt werden, und noch ist der Abscheu nicht vergessen, den Europa 1731 bei dem Prozesse gegen den Jesuiten Girard wegen seiner an dem unschuldigen Fräulein Cadière bei Gelegenheit der Beichte verübten Schändung empfand. Daß die Jesuiten keineswegs die Beförderung der wahren Religion und Tugend, sondern nur die Verbreitung des Papismus und nebenbei ihren eignen Genuß und Vortheil beabsichtigten, sah man nun immer allgemeiner ein. Den letzten Vorwurf bestätigen die Klagen der Kaufleute wegen des bedeutenden Handelns der Gesellschaft Jesu mit den Produkten ihrer außereuropäischen Missionsplätze; die von ihr unter spanischer Hoheit aus den Eingebornen in Paraguay und Uraguay gebildete Republik, in der sie unumschränkt herrschte

und 1753 beinahe 100,000 Unterthanen zählte, mochte ihrer Regierungskunst allerdings Ehre machen und das beste Mittel zur Civilisation jener Wilden gewesen seyn; daß sie aber dem Orden auch als Handelsdepot und Geldquelle wichtig war, zeigte sich bei Gelegenheit eines Tauschvergleichs, durch den Spanien 1750 sieben Reductionen oder Pfarrbezirke dieses Landes an Portugal überließ. Der gewaffnete Widerstand, den die Eingebornen, 14,000 Mann stark, unter Anführung der Jesuiten, den portugiesischen Truppen leisteten, nöthigte die concurrirenden Mächte endlich jenen Vergleich aufzuheben. Trotz ihres Läugnens kamen die portugiesischen Jesuiten hierüber in peinliche Untersuchung, die noch nicht beendigt war, als ein meuchelmörderischer Angriff auf das Leben des Königs von Portugal ihre Sache verschlimmerte. Pombal brachte ihre Mitwirkung bei diesem Attentate zu großer Wahrscheinlichkeit, und wußte endlich 1759 durch ein Edict, worin der König sie für Hochverräther erklärt, ihren Orden mit Confiscation seiner Güter ganz aus Portugal zu vertreiben. Vor diesem ersten Schlage zählte der Orden 24 Profeßhäuser, 669 Collegia, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuser, 335 Residenzen und 273 Missionen in heidnischen und protestantischen Ländern, und im Ganzen 22,589 Glieder aller Grade, worunter die Hälfte geweihte Priester waren. In Frankreich, wo Choiseul sowohl als die Pompadour gegen sie eingenommen waren, brachte ihnen der Handel, den sie allen päpstlichen Befehlen zum Trotze fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten sie sich durch ihren Abgeordneten Pater La Valette unter dem Vorwande einer Mission zu Martinique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Produkte dieser und der benachbarten westindischen Inseln fast allein an sich zog und mit den größten Kaufleuten Frankreichs in Verkehr trat. Da jedoch zwei Schiffe mit einer Ladung von 2 Millionen an Werth den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Lioncy zu Marseille, an welches La Valette diese Ladung an Zahlungsstatt gesendet hatte, weil die Jesuiten keinen Ersatz leisten wollten, einen Prozeß gegen sie anhängig, der nicht nur ihre Verurtheilung zur vollen Entschädigung des Hauses Lioncy, sondern auch die Aufdeckung anderer Mißbräuche ihres Ordens nach sich zog. Da Lorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: „sint, ut sunt, aut non sint," jede Abänderung ihrer Constitution verweigerte, hob ein königliches Decret 1764 den Orden, als eine irreligiöse, bloß politische Gesellschaft, deren Zweck ein zunehmender Machtgenuß sey, in allen französischen Staaten auf. Vergeblich erließ der Papst Clemens XIII. gleichzeitig eine Bulle, worin er die Jesuiten als die frömmsten und gemeinnützigsten Religiosen empfahl. Aus Spanien wurden sie schon 1767 und bald darauf aus Neapel, Parma und Malta verbannt, was unstreitig das Werk Choiseuls und des spanischen Ministers Aranda war. Die Acht des Zeitgeistes sprach endlich der Papst Clemens XIV. in der berühmten Bulle Dominus ac redemtor noster vom 21sten Juli 1773 durch eine völlige Aufhebung der Gesellschaft Jesu in allen Staaten der Christenheit aus. Diese Maßregeln wurden allenthalben rasch und gewaltsam durch Militär ausgeführt, weil eine förmliche Untersuchung zu gefährlichen Gegenwirkungen Zeit gelassen hätte. Doch waren die bedeutendsten Fonds und Actenstücke von ihnen, wie man erzählt, schon vorher auf die Seite geschafft worden, und ihre Archive und Cassen befriedigten die Erwartung nicht. Ricci, der dieses Schicksal durch einige Nachgiebigkeit in Abänderung der Constitution hätte abwenden können, betheuerte die Unschuld der Gesellschaft Jesu, die nun einmal Alles, was von ihr kam, eben darum für recht hielt; denn große, mit jedem wohlgeordneten kirchlichen und bürgerlichen Wesen unverträg-

liche Beeinträchtigungen der natürlichen Rechte Anderer waren ja durch ihre Privilegien ſanctionirt, ſo daß ſchon ihre Exiſtenz in einem Staate ein Ungebührniß genannt werden konnte. Unſtreitig hatte daher die Welt Urſache, bei ihrem Sturze zu frohlocken, wenn auch ein großer Theil ihrer Glieder keineswegs ſtrafbar und tadelnswürdig war, und ihre früher erworbenen Verdienſte immer in gutem Andenken bleiben werden. Uebrigens geſchah den Exjeſuiten kein Leid, als daß ſie ihre Häuſer verlaſſen, ihr Ordenskleid ablegen, aller Verbindung mit einander entſagen und ſich entweder unter andere Orden oder unter die Aufſicht der Biſchöfe begeben mußten. Aus dem Ertrage ihrer allenthalben confiscirten Güter erhielten ſie Jahrgelder, die nur Portugal nicht verabfolgen ließ. Dieſes Königreich und Spanien verſtatteten auch keinem Exjeſuiten Aufenthalt, dagegen ſie im Kirchenſtaate, in Oberitalien, in Deutſchland, wo man bei ihrer Auflöſung noch am ſchonendſten verfuhr, in Ungarn, Polen und ſelbſt in Frankreich als Privatperſonen geduldet wurden. In das allgemeine Einverſtändniß über ihre Entbehrlichkeit ſtimmte jedoch Friedrich II. nicht ein, weniger aus Luſt des Widerſpruchs, als um ſeinen katholiſchen Schleſiern gefällig zu ſeyn, das katholiſche Schulweſen in einer Verfaſſung zu laſſen, die ihm nichts koſtete, und ſich eine ergiebige Geldquelle offen zu erhalten. Indeß mußten die Jeſuiten, um ſich in den preußiſchen Staaten zu halten, ihr Ordenskleid und ihre Conſtitution aufgeben, und ſich unter dem Namen der Prieſter des königlichen Schulinſtituts auf Jugendunterricht einſchränken, und auch dieſes Inſtitut hob Friedrich Wilhelm II. auf. Nun blieb ihnen nur noch Rußland, dem mehrere Häuſer ihres Ordens 1772 mit dem öſtlichen Theile von Polen einverleibt worden waren. Die Kaiſerin Catharine behielt ſie auch nach ihrer Aufhebung aus Schonung gegen ihre katholiſchen Unterthanen und wegen der Nützlichkeit ihrer Schulanſtalten bei. Czernitſchews und Potemkins Gunſt verſchaffte ihnen die Erlaubniß, 1779 ein Noviziathaus anzulegen und 1782 einen Generalvicar zu wählen. Inzwiſchen hatten ſich die Umſtände auch in Rom zu ihrem Vortheile geändert. Clemens XIV. ſtarb ſchon 1774, nach der allgemeinen Meinung, durch Gift, das der jeſuitiſchen Rachſucht immer zur Hand war, und ſein Nachfolger zeigte ſich bald als ein Freund der, wenn ſchon unterdrückten, doch lange noch nicht erloſchenen Geſellſchaft Jeſu. Die Exjeſuiten, welche jene Aufhebungsbulle geradezu für ungültig erklärten, weil man ſie ungehört verdammt habe, blieben angeſehene Geiſtliche, denen vielgeltende Freunde aus allen Ständen anhingen und wichtige Lehr- und Kirchenämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtziger Jahren, außer Italien, bei 9000, die nach dem herrſchenden Glauben immer noch in feſter Verbindung und unter geheimen Obern ſtanden; auch ſollten ſie ſich der Roſenkreuzerei bemächtigt und in die Plane der Illuminaten gemengt haben. Das Geſchrei der allgemeinen deutſchen Bibliothek und der Berliner Monatſchrift, welche die Exjeſuiten zum Untergange des Proteſtantismus verſchworen ſahen, und überall Spuren ihres Einfluſſes entdeckt haben wollten, machte damals viel von der meiſt übertriebenen Jeſuitenriecherei und von dem Jeſuitismus reden, deſſen ein ehrlicher Proteſtant leicht beſchuldigt werden konnte, wenn er einmal gut von Katholiken ſprach, oder mit ihnen umging. Doch verſtand man unter Jeſuitismus nicht nur eine Oppoſition gegen alle dem Papſtthume ungünſtigen Ideen und Inſtitute, ſondern auch überhaupt das Schleichen und Lauern der Hinterliſt, das Verfahren nach der Maxime: „der Zweck heiligt die Mittel,“ das verſteckte Spiel ehrgeiziger Machinationen unter der Maske der Leutſeligkeit und Religioſität,

Digitized by Google

das vielen Söhnen Loyola's allerdings zur andern Natur geworden war. Ungestört von solchen Angriffen einer oft ungerechten Parteilichkeit hofften die Exjesuiten inzwischen, wie die Juden in der Zerstreuung, unter einander wohl verbunden auf ihre Wiederherstellung, von der nach ihrem Glauben das Wohl der Menschheit abhängt. Ein Versuch 1787 als Vicentiner wieder aufzuleben, schlug ihnen fehl, und die Väter des Glaubens Jesu (Patres de fide Jesu), ein geistlicher Orden, den Baccanari, ein fanatischer Tyroler und ehemaliger päpstlicher Soldat, unter dem Schutze der Erzherzogin Mariane 1795 meist aus Exjesuiten sammelte, und mit Hülfe des leicht überredeten Papstes als eine neue Auflage der Gesellschaft Jesu unter veränderter Regel zu Rom in Thätigkeit setzte, wurden von den geheimen Obern der alten Jesuiten nie als ihres Gleichen anerkannt, und daher in Italien und Frankreich, wo Fesch sie noch begünstigte, der vertilgenden Polizei, und in England (wo Abbé Broglio wirklich ein Collegium derselben bei London errichtet hatte), dem Hunger preis gegeben. In erweislicherem Zusammenhange mit den Planen der Exjesuiten stand, was Pius VII. für sie that. Er bestätigte ihren Orden 1801 in Weißrußland und Litthauen, wo er noch jetzt auf pädagogische und priesterliche Thätigkeit eingeschränkt fortblüht, und stellte sie im Stillen 1804 auf der durch das Schicksal des Continents ganz isolirten Insel Sicilien wieder her, daher es unterrichteten Leuten gar nicht unerwartet kam, daß dieser Papst, der noch 1806 einen Jesuiten canonisirt hatte, seinen ersten freien Schritt im Frühlinge 1814 zur feierlichen Erneuerung der Gesellschaft Jesu benutzte. Die hierüber von ihm erlassene Bulle spricht von inständigen Bitten und einer allgemeinen Sehnsucht der christlichen Fürsten und Bischöfe nach diesem Orden, wovon außer Rom und Madrid schwerlich ein Mensch etwas weiß, und nennt die Wiederherstellung desselben eine Repristination, um anzukündigen, daß er durchaus in derselben Gestalt, wie er unterging, auferstehen soll. In diesem Sinne wurde von den wieder gesammelten Jesuiten am 11ten November 1814 das Noviziat zu Rom feierlich wieder eröffnet. Im Herbste 1815 hat man ihnen ein Collegium zu Modena eingeräumt, und sie säumten nicht, auch den Einladungen der Könige von Sardinien, Neapel und Spanien zu folgen, in welchem letztern Reiche dieser Orden im Triumphe wieder eingezogen ist. Dabei fällt nichts stärker auf, als daß gerade die Fürsten, die lediglich durch die Anstrengungen Englands, Rußlands und Preußens auf ihre Throne zurückgebracht worden sind, ihren Dank durch die Wiedereinführung eines Ordens beweisen, der seit beinahe 100 Jahren den meisten ihrer Befreier, d. h. den aufgeklärtesten Völkern Europa's, ein Gegenstand gerechter Besorgniß und verschuldeten Abscheues war. In seinen Schicksalen und Thaten ist buchstäblich eingetroffen, was sein dritter General, Franz Borgia, vor 250 Jahren sagte: „wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen.“ — Während sich indessen für den Orden in den besagten Ländern so günstige Aussichten aufthaten, trafen ihn in andern desto unerwartetere und empfindlichere Schläge. Am 20. Dec. 1815 erließ der Kaiser Alexander von Rußland einen Ukas, worin er verordnete, daß alle Jesuiten unverzüglich aus Petersburg fortgeschickt, und ihnen der Zugang in beide Hauptstädte für immer untersagt seyn soll. Dieser Befehl, dem die Vollziehung auf dem Fuße nachfolgte, wurde damit motivirt, daß diese Ordensleute „die rechtgläubige griechische Religion beeinträchtigt, und das ihnen geschenkte Zutrauen mißbrauchend, Jünglinge und Frauenzimmer vom Glauben abwen-

dig gemacht haben." — Vorher schon hatte der portugiesische Hof in Rio de Janeiro seine Unzufriedenheit über die päpstliche Bulle vom 7 Aug. 1814, wodurch der Jesuitenorden wieder hergestellt wird, zu erkennen gegeben. Es wurde nämlich unter dem 1. Apr. 1815 dem portugiesischen Minister Pinto zu Rom bekannt gemacht, daß der Prinz Regent die frühern in Portugal gegen den Orden ergangenen Verordnungen in ihrer ganzen Strenge handhaben werde, welche Entschließungen auch die übrigen gekrönten Häupter in Ansehung dieses Gegenstandes fassen mögen. Im Sinne dieser Bekanntmachung erließ dann auch der portugiesische Hof Erklärungen an den päpstlichen Nuntius und an seine sämmtlichen an den europäischen Höfen accreditirten Minister. — In Deutschland stand die öffentliche Meinung fortwährend gegen die Jesuiten. Besonders schädlich wurde ihnen eine kleine Sammlung von Actenstücken, die der Ritter K. H. v. Lang 1815 unter dem Titel herausgab: Reverendi in Christo Patris Jacobi Marelli S. J. Amores, e scriniis provinciae superioris Germaniae Monachii nuper apertis brevi libello expositi. Man lernt hier die schändlichsten Unthaten und Gräuel kennen, die in den Collegien der Jesuiten statt hatten, und von den Obern immer recht sorgsam verheimlicht wurden. Zwar hat die Felderische Literaturzeitung sich viele Mühe gegeben, den Schatten, der durch diese Entdeckung auf den Orden gefallen ist, zu beseitigen, aber sie hat dadurch dem letztern wohl mehr geschadet, als genützt. — Was die übrigen geistlichen Orden betrifft, so untersagte Joseph II. 1781 jede Verbindung der Ordensglieder in seinen Staaten mit auswärtigen Obern, namentlich mit dem Generale und Rom, annullirte alle Exemtionen, und stellte die Religiosen jeder Gattung unter bischöfliche Aufsicht, die Ausländer unter ihnen entfernte er, verbot auf unbestimmte Zeit die Annahme von Novizen, und decretirte bald darauf die völlige Aufhebung aller Orden, die ein bloß beschauliches Leben führen. Dadurch erloschen die Trinitarier, Serviten, Carthäuser und Paulaner, und beinahe alle weiblichen Orden in den österreichischen Erbstaaten; bald darauf wurden alle noch übrigen Orden, ausser den Benedictinern von der Congregation Mölk, den Piaristen, Ursulinerinnen, barmherzigen Brüdern und Schwestern, auf eine bestimmte Zahl von Gliedern jedes Klosters gesetzt, und durch das auf immer ausgedehnte Verbot, keine Novizen mehr anzunehmen, zum allmähligen Aussterben verurtheilt, so daß die in zehn Jahren von 882 bis auf 469 herabgesunkene Zahl der Klöster im Oesterreichischen sich von Jahr zu Jahr vermindern muß. In Frankreich hob die Nationalversammlung 1790 alle geistliche Orden auf und setzte die vorhandenen 18,000 Mönche und 30,000 Nonnen auf kärgliche Pensionen, die aber nicht lange ausgezahlt wurden, und im deutschen Reiche, wo das Loos der Secularisation 1802 fast alle geistlichen Stifter und Klöster traf, mußten die Orden von selbst weichen. Das Zeitalter Napoleons dehnte diese Maßregel auch auf Italien und Polen aus; der König von Preußen erklärte die Klöster in seinen Staaten 1810 für erloschen, um seinen Schulfonds zu verstärken, und nur in Rußland, das alle Religionen in ihren Gewohnheiten läßt, in Oesterreich, wo der jetzt lebende Kaiser den Mönchen weniger abgeneigt ist, als Joseph II. war, in Sardinien, Sicilien, Irland und den außereuropäischen Colonien, wo der französische Einfluß nicht hinreichte, in Portugal und Spanien, wo er nicht ganz durchdrang, gab es noch Klöster mit Religiosen verschiedener Orden, jedoch ohne das alte Ordensverband, als Pius VII. 1814 die Wiederherstellung aller geistlichen Orden proclamirte. Im Grunde ging dieser Auferstehungsruf nur den Kirchenstaat an,

o der Papst die geistlichen Orden als freiwillige Pfleger des Schul- und
rmenwesens braucht, für das er bei seinen zerrütteten Finanzen nicht
elbst sorgen kann. Aus ähnlichen Gründen und wohl auch aus Bigotterie
olgten die Höfe von Madrid, Turin und Neapel seinem Beispiele, und ha-
en angefangen, die von gemeinnützigen Anstalten verdrängten Religio-
n in ihre alten Besitzungen wieder einzuweisen. In Frankreich macht
ie Partei Angouleme zu gleichen Maßregeln Anstalt, doch ist noch nichts
ntscheidendes geschehen, und die Epoche, wo geistliche Orden gedeihen
onnten, ist in diesem Lande, so wie in Deutschland, vorüber. Außerdem,
aß hier der vorgeschrittene Zeitgeist alles Mönchswesen entbehrlich
acht, und fast überall Geld und guter Wille zu geistlichen Stiftungen
ehlt, ist das Wiederaufkommen der Jesuiten und anderer Orden in
Deutschland auch darum nicht zu besorgen, weil man die deutschen Fürsten
nicht erst erinnern darf, daß die Maintenon, die Gemahlin des größten
Gönners der Jesuiten, als sie zu geistlichen Führern ihrer Zöglinge zu
St. Cyr Lazaristen gewählt hatte, auf die Frage: „Warum nicht Jesui-
ten?“ zur Antwort gab: „Ich bleibe gern Herr in meinem
Hause.“ E.

Ordensgeneral und Ordensprovinzial, s. d. Art. Orden (geistliche).

Ordination heißt die Priesterweihe oder Einsegnung zum geistlichen Amte, weil sie die Aufnahme in den Stand oder Orden der Geistlichen ist. Dem Ordinandus (zu weihenden Candidaten) sind bei dieser Handlung von einem obern Geistlichen die Pflichten des geistlichen Amtes vorzuhalten und die Rechte und Befugnisse desselben zu ertheilen, welches der Ordinirende durch Anreden, Segensprechen und Auflegung der Hände thut. Bei diesem uralten Gebrauche des Händeauflegens wird die Assistenz mehrerer anderer Amtsgeistlichen erfodert, welche damit einen Segenswunsch für den Ordinandus verbinden. Dieser genießt nach dieser Handlung, zum Zeichen seiner Kirchengemeinschaft, das heilige Abendmahl. Dieß ist das Wesentliche der Ordination, welches die protestantischen Kirchen beibehalten haben und bei Jedem anwenden, der zu einem Predigtamte berufen, und in der vorhergehenden Prüfung dazu tüchtig befunden worden ist. Die Fähigkeit, Candidaten zu ordiniren, hat an und für sich eigentlich jeder Amtsgeistliche, doch wird der Ordnung wegen die Befugniß dazu von den Kirchenräthen und Consistorien nur den als Examinatoren und Consistorialassessoren angestellten Superintendenten oder Inspectoren übertragen, welches in England und in den nordischen Reichen die protestantischen Bischöfe sind. Auch bedürfen protestantische Geistliche beim Hinaufrücken in höhere Aemter keiner weitern Ordination. Dagegen unterscheidet seit dem dritten Jahrhunderte die katholische Kirche und mit ihr die griechische acht verschiedene Grade der Geistlichen, die nach dem katholischen Kirchenrechte ebenfalls Orden (ordines) genannt werden, von denen jeder mit besonderen Ceremonien ertheilt wird. Die untersten Kleriker der alten Kirche waren die Ostiarien oder Kirchenthürhüter, auch Sacristane und Glöckner, welche das Läuten, das Aufschließen der Kirche und Sacristei, und das Aufschlagen der Lection zu besorgen haben. Hierauf folgen die Lectoren, welche die Lectionen aus der Bibel vor der Gemeinde lesen oder absingen. Dann die Exorcisten, die die Befugniß zu Teufelsbeschwörungen haben und dem Taufpriester durch Vorlesung des Exorcismus (der Beschwörungsformel) bei der Taufe assistiren. Endlich die Akolythen oder Akoluthen, welchen die Cere-

monienbedienung der Bischöfe und Priester bei der Messe und bei Prozessionen mit Anzünden und Tragen der Lichter und Darreichung des Weines und Wassers zum Abendmahle obliegt. Dies sind die vier niedern Grade oder Orden (kleineren Weihen), welche den Candidaten des geistlichen Amtes von dem Bischofe durch angemessene Ceremonien gewöhnlich an einem Tage nach einander ertheilt werden, jedoch als nichtheilige Weihen weder zur Ehelosigkeit verpflichten, noch den Charakter der geistlichen Würde aufdrücken, und zu keiner eigentlichen geistlichen Amtshandlung berechtigen. Deßhalb werden auch Capellknaben, Küster und andere Kirchendiener, die sich verheirathen dürfen, mit den Geschäften dieser Grade beauftragt; doch muß jeder sie erhalten haben, der zu den höheren oder heiligen Weihen gelangen will. Letztere machen zum Cölibate verbindlich, berechtigen zur geistlichen Amtskleidung und Tonsur, und drücken dem Ordinirten den unauslöschlichen Stempel (character indelebilis) des geistlichen Standes auf. Die unterste der heiligen Weihen ist das Subdiaconat, welches zur Obsicht über alle bei der Messe nöthigen Gefäße und Geräthschaften, zur Bekleidung des Altars, zum Aufsetzen des Brodes und Weines und zum Absingen der Epistel vor der Gemeinde verpflichtet. Um einen Grad höher stehen die Diaconen, welche bei der Messe administriren (Oblaten austheilen), taufen, predigen, das Evangelium vor der Gemeinde absingen, und sich durch Tragen der Stola und Dalmatica von den Subdiaconen auszeichnen. Höher im Range als die Diaconen sind die Priester oder Presbyter, welchen die Verwaltung aller Sacramente, außer der Firmelung und Ordination, zukommt, und das Meßgewand bei der Messe zur Auszeichnung dient. Auch diese drei höheren Weihen pflegt der Bischof denen, die Priester werden sollen, an einem Tage mit grossen rührenden Feierlichkeiten nach einander zu ertheilen. Der höchste Grad unter den geistlichen Würden der katholischen Kirche ist der bischöfliche, dem die Verwaltung der Sacramente, der Firmelung und Ordination vorbehalten ist. (Vergl. d. Art. Bischof.) Die Bischöfe werden von den Erzbischöfen geweiht, und diese letzteren bedürfen keiner weitern Weihe, sondern erhalten ihre Bestätigung mit dem Pallium vom Papste. Der Glaube, daß die Ordination von den Aposteln nur durch die Bischöfe fortgepflanzt und bis jetzt in ihrer Kirche erhalten worden sey, macht in den Augen der Katholiken die Ordination protestantischer Prediger durch verheirathete Superintendenten und Decane ungültig und zur Ertheilung der priesterlichen Würde unzulänglich, jedoch weichen hier die Begriffe der Protestanten so weit von dem katholischen Lehrbegriffe ab, daß sie darum bei ihren Predigern nichts vermissen. (Vergl. d. Art. Prediger.) E.

Ordnung heißt im allgemeinen metaphysischen Sinne die Einförmigkeit in der Verbindung mehrerer Dinge. Es kann dies sowohl das Nebeneinanderseyn, als die Folge derselben betreffen. Der objective Grund, nach welchem die Verbindung der Theile Statt findet, ist die Regel oder das Gesetz, und da dieses sowohl einfach als zusammengesetzt seyn kann, so kann auch die Ordnung eine einfache oder zusammengesetzte seyn. Die Zusammensetzung kann so verwickelt seyn, daß man die Regel davon nicht einzusehn vermag. Daraus entsteht für uns eine scheinbare Unordnung. Nur da, wo keine Regel vorhanden ist, findet wirkliche Unordnung Statt. Ist der Grund, nach welchem die Dinge (Erscheinungen) mit einander verknüpft sind, ein Naturgesetz, so heißt es Naturordnung, und alles, was diesen Naturgesetzen gemäß erfolgt, erfolgt nach der

Ordnung der Natur. Ist aber der Grund der Zusammenstimmung ein moralischer, so entsteht der Begriff von einer moralischen Ordnung. Sie besteht in der Uebereinstimmung aller Dinge mit dem Sittengesetze, mit dem, als dem Absoluten und Unbedingten, alles zusammenstimmen muß. Folglich muß auch alles durch dasselbe bestimmt und eingeschränkt seyn. Ob eine solche durchgängige moralische Ordnung wirklich Statt finde, kann weder aus Erfahrung noch a priori aus theoretischen Principien eingesehen werden. Denn keine endliche Kraft kann bei ihrer Beschränktheit die sittliche Ordnung im Ganzen bewirken, ob sie gleich etwas, und so viel an ihr ist, im Einzelnen zu Realisirung derselben beitragen kann; dies aber ist, da es nur durch Erfahrung erkannt werden kann, immer zufällig. Das Princip, welches eine solche sittliche Ordnung möglich oder wirklich machen soll, ist übersinnlich. Da es nun aber völlig unmöglich ist, eine theoretische Einsicht des Uebersinnlichen zu erlangen, so müssen wir auch auf eine theoretische Einsicht und Erkenntniß der realen Möglichkeit oder Unmöglichkeit, Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit einer solchen moralischen Verknüpfung der Dinge völlig Verzicht thun. Indeß liegen in der practischen Vernunft gewisse moralische Gründe, die Realität der moralischen Ordnung für wahr zu halten, wodurch diese Vermuthung zu einem moralischen Glauben wird. Denn gäbe es keine moralische Ordnung, so müßte man die nothwendigen practischen Wahrheiten über Sittlichkeit und Tugend theoretisch aufgeben. Dies ist aber wegen des ersten Begriffs eines moralischen Gesetzes unmöglich, folglich auch jenes. Die Folge ergiebt sich darum als falsch, weil sonst die theoretische Vernunft das, was die practische vorauszusetzen gebietet, für eine leere Einbildung erklären müßte. Daraus aber würde ein realer Widerspruch in der Vernunft selbst entstehn. Wir sind daher völlig berechtigt, eine solche durchgängige moralische Ordnung auf Gründe eines moralischen Glaubens zu stützen, in welche sich bei aller anscheinenden moralischen Unordnung alles zuletzt harmonisch auflösen wird, so räthselhaft auch dies scheinen mag.

Ordnung, s. Säulenordnung.

Oreaden, Bergnymphen, vorzüglich Begleiterinnen der Diana.

Orenoko, s. Oronoko.

Orestes, des Agamemnon und der Clytämnestra Sohn, der als Rächer seines Vaters, als Mörder seiner Mutter und als Befreier seiner Schwestern einer der Hauptheldeu der griechischen Tragödie wurde. Von den Stücken, die sein Schicksal darstellten, besitzen wir noch des Aeschylus Coephoren und Eumeniden, des Sophokles Electra, des Euripides Electra, Orestes und Iphigenia in Tauris. Orest, auf Electra's Veranstaltung durch seinen Erzieher vor dem Schicksal seines Vaters gerettet, wurde bei seinem Oheim Strophius, Fürsten von Phocis, auferzogen, und schloß mit dessen Sohne Pylades die innigste Freundschaft. Zur Rache von dem delphischen Gotte selbst aufgefodert, eilte er nach Mycene zurück. Um unerkannt zu bleiben, nahm er zur List seine Zuflucht. Sein Erzieher und Pylades bringen eine Urne mit, welche angeblich des Orestes Asche enthält. Clytämnestra empfängt die Nachricht von des Sohnes Tode mit kaum zu verbergender Freude, bald fällt sie von seinem Dolche. Gleiche Rache trifft den Aegisth. Aber nach einem religiösen Mythus der Griechen war der Muttermörder den Eumeniden verfallen. Unablässig verfolgen die gräßlichen Göttinnen den Unglücklichen, und stürzen ihn in Wahnsinn. Da befiehlt ihm Apollo, nach Delphi zu flüchten; die Rächerinnen folgen ihm auch dorthin, aber durch einen Ora-

kelspruch macht ihm der Gott bekannt, daß seine Qual endigen werde, wenn er die Schwester werde von Taurien nach Argos geführt haben. Auf diese Weisung schiffte Orestes mit Pylades nach Taurien. Hier war Iphigenia (s. d. Art.), seine Schwester, als unerkannte Fremdlingin Priesterin der Diana, deren Statue Orestes zu entführen kam. Ein altes Gesetz befiehlt, jeden Fremdling der Diana zu opfern. Iphigenia soll die Opferung ihres Bruders vollziehen. Aber beide erkennen sich, und von seiner Schwester begünstigt, entführt Orest das Dianenbild, und kommt mit demselben und der Iphigenia glücklich nach Argos. Jetzt waren die unterirdischen Göttinnen versöhnt und Glück und Ruhe kehrten zu ihm zurück. Mit des Menelaus Tochter Hermione vermählt, herrschte er über das väterliche Reich Mycene und über Argos, dessen König ohne Erben starb. Ein Orakelspruch bewog ihn aber, nach Arkadien auszuwandern, wo er in der Stadt Orestia wohnte, und, von einer Schlange gebissen, in hohem Alter starb. Seine Gebeine wurden später nach Sparta gebracht.

Organe sind dem Wortverstande nach Instrumente, Werkzeuge, zur Ausführung irgend einer Verrichtung (von dem griechischen Worte organon, ein Werkzeug). In diesem Verstande könnte es auch eine mechanische Maschine seyn, die eine fremdartige Anregung, ein fremdes Leben erst in Bewegung versetzt. Allein dem gebräuchlichen Verstande nach bedeutet es jetzt einen durch eignes inneres Leben in Thätigkeit gesetzten Körper, der zwar ein in sich geschlossenes Ganzes ausmacht, jedoch wieder Theil eines andern Ganzen ist, das sich selbst erhält, und zu dessen höhern Zwecken der einzelne Theil in Thätigkeit gesetzt ist. Organisation ist die Zusammensetzung mehrerer einzelnen Theilganze oder Organe zur Erreichung Eines Zwecks. Organismus ist dieses aus mehrern Theilganzen Zusammengesetzte, dessen Zweck die Einrichtung und Thätigkeit aller einzelnen Organe untergeordnet ist. Organisch heißt dasjenige, was vermöge des ihm einwohnenden eignen Lebens von selbst thätig ist zu seiner eignen Erhaltung. Hieraus erhellt, daß Organisation nur durch Leben möglich ist, und daß das Organische dieses nur in so fern ist, als es Leben hat. Da das Leben durch Seyn und Thätigkeit sich offenbart (vergl. d. Art. Leben), so wird die materielle Existenz durch das Organ, die Thätigkeit durch dessen Function dargestellt, da aber das ursprünglich ewige und unendliche Leben in der Endlichkeit auf verschiedenen Stufen sich offenbart, so muß auch das dadurch bedingte Verhältniß in den Organen zwischen Materie und Kraft in unendlich verschiedenen Modificationen erscheinen. So zeigt sich selbst im unorganischen Naturreiche, wo das Seyn in relativem Uebergewicht existirt, und durch dasselbe das Thätige gänzlich gebunden ist, doch in den physischen Verhältnissen desselben, dem Wachsthum, den Veränderungen von äußern Einflüssen, den Anziehungen der Wahlverwandtschaften eine Spur des allgemeinen Lebens, welches in der Crystallisirung sich am höchsten zu offenbaren scheint. In dem eigentlichen organischen Leben ist nun erst Seyn mit eigner Thätigkeit vereint, und durch Selbsterhaltung zur Individualität erhoben, so daß das organische Leben sich an einzelnen Geschöpfen offenbart, deren jedes einen Organismus darstellt, gleichsam das Band, wodurch das Leben mit dem Individuum verbunden wird, in welchem nun die vollkommenste Einigung zwischen Vielheit und Einheit herrscht, indem das Besondere dem Ganzen gleich, aber auch für sich selbst wieder ein Einzelnes, vom Ganzen verschiedenes ist, jedes Theilganze für sich, aber auch zugleich für das Ganze und in dem

Ganzen lebt. Schreitet aber selbst im organischen Naturreiche das Leben in verschiedenen Abstufungen immer höher, so müssen auch die Organisationen selbst verschieden seyn. In der Pflanze zeigt sich das Leben zwar schon, durch die innige Vereinigung von Leben und Thätigkeit, allein ihre ganze Lebensäußerung ist nur allein auf ihr individuelles Seyn bezogen, ist vom Allgemeinen und Aeußern völlig abgeschieden. Das Leben ruht gleichsam völlig in sich selbst, und äußert sich bloß durch Aufnehmen des Stoffes von außen, und ein stilles Bilden und Produciren, zur Behauptung seiner organischen Form. Diese Beziehung des Lebens nur auf das individuelle Seyn nennt man Reproduction (Selbsterneuerung, Selbsterhaltung), daher ist die Vegetabilität in der organischen Welt überhaupt der Repräsentant der Reproduction, und in so fern diese im thierischen Leben im Schlafe vorherrschend ist, kann man auch sagen, daß die Pflanzenwelt das organische Leben im Schlafe ist. Die Organisation der Pflanze ist daher auch nur auf Reproduction bestimmt; die Nahrungssäfte werden vom Wurzelgefäßsystem aufgenommen, von dem Stamm zugeführt, und durch das Lungensystem der Blätter der Körpermasse gleich verarbeitet. Das animalische Leben offenbart eine höhere Stufe; es ist nicht mehr bloß in sich versenkt, sondern aus sich in das Allgemeine und Aeußere übergegangen, die Thätigkeit beschränkt sich nicht mehr auf das bloße Seyn und dessen Erhaltung, sondern geht in Wechselwirkung auf die Außenwelt, in willkührliche Bewegung und Aufnahme der Außenwelt in sich, über. Diese mannichfaltigern Lebensäußerungen erfodern also auch eine vollkommenere zusammengesetztere Organisation. Der animalische Organismus enthält daher mehrere Theilganze, die von einander geschieden, und doch auf das engste verbunden, ihr verschiedenes Leben haben, und doch Einem Zweck untergeordnet sind. Der thierische Organismus nimmt zwar den Pflanzenorganismus in sich auf, in so fern er seine Thätigkeit auch auf seine Reproduction wenden muß, allein er erhebt sich zugleich über die Vegetation, in so fern das thierische Leben zugleich aus sich selbst heraustritt, der Außenwelt sich hingiebt, und mit derselben in Wechselverhältniß übergeht. Dies bezeichnet man durch Irritabilität und Sensation, oder Bewegung und Empfindung; es erfodert also zugleich Organe der Bewegung und Empfindung. So wie aber das vegetabilische Leben nur in sich lebt, und den organischen Schlaf darstellt, so lebt die Animalität außer sich und im Erwachen, doch ohne beides noch im Bewußtseyn zu vereinigen. Der Mensch nimmt die höchste Stufe des organischen Lebens ein, in ihm ist das Leben weder bloß in sich versenkt, noch bloß der Außenwelt hingegeben, sondern beides mit Freiheit und Selbstbewußtseyn vereinigt, die klarste Unterscheidung des Ichs von der Außenwelt und allen äußern Verhältnissen in der Intelligenz (Vernunft) vorherrschend. Die Organisation des Menschen ist daher die vollkommenste, zarteste und zusammengesetzteste, da sie nicht nur die Organe des vegetabilischen und animalischen Lebens in sich begreift, sondern diese auch für das eigentliche menschliche Leben in der Vernunft sämmtlich Beziehungsweise thätig und eingerichtet sind. — Organe und Functionen laufen also parallel mit einander, bestehen gleichzeitig mit einander und sind unauflöslich an einander gebunden, keins ist ohne das andere denkbar, eins durch das andere bestimmt. Der menschliche Organismus hat deshalb eigens modificirte Organe und Functionen der Reproduction (Vegetation). Dahin gehören die Organe der Verdauung, der Assimilation, der Ernährung (s. d. Art.), der Erhaltung der Gattung, zu welchem Zwecke die Geschlechtsorgane, die Organe der Aussonderungen unbrauchbarer Stoffe aus dem Organismus, wohin die Nieren und Blase, die Haut, und zum Theil die Lungen gehören; die Organe

der unwillkührlichen (der Reproduction dienenden) und der willkührlichen Bewegung (der Irritabilität), das sämmtliche Muskelsystem, von dem das Herz und Gefäßsystem, die Muskelfasern der Gedärme, der Reproduction angehören, das Zwerchfell (der Zwerchmuskel) so wie die Brustmuskeln den Uebergang zu der willkührlichen Bewegung der Muskeln des Gesichts, der Gliedmaßen bilden, indem sie theils der unwillkührlichen, theils der willkührlichen Bewegung dienen; die Organe der Sensation, wohin das sämmtliche Nervensystem gehört, das wieder in der Reproduction, wie in der Irritabilität herrscht, die äußern Sinnesorgane, und das Organ des innern Sinnes in seinem Centrum bildet (s. d. Art. Nervensystem). So stellt der menschliche Organismus das Bild aller übrigen Organismen in der Natur dar, die sich in ihm wiederholen, nur dem Zwecke des menschlichen Lebens untergeordnet, erhöht, und veredelt, so daß ein Organ auf das andere bestimmend wirkt, eine Function in die andere eingreift, ein System von Organen in dem andern sich wiederholt. So ist z. B. in jedem Organ Vegetation durch Ernährungsgefäße, Irritabilität durch Muskelfasern, Sensibilität durch Nervenfäden angedeutet; so ist die vegetabilische Reproduction durch willkührliche Annahme und Auswahl der Nahrungsmittel, durch Herrschaft des Geschmackssinnes, durch die Unterwerfung unter die Zwecke der Vernunft zur menschlichen Ernährung veredelt. Da das Organ nur durch Einwohnung des eignen Lebens zum Organ wird (siehe oben), so folgt daraus, daß mit der Entweichung des Lebens auch die Thätigkeit des Organs verlöschen muß, und das Organ als solches nicht mehr gedacht werden kann. Eben aus dieser innigen Vereinigung von Organ und Function erhellt aber auch, daß Hemmung oder Störung der Function das Organ verändern, gegentheils jede materielle Abweichung des Organs eine Veränderung der Function zur nothwendigen Folge haben muß, wobei die ungetrübte Idee des Lebens in dem Individuum nicht bestehen kann (s. d. Art. Gesundheit), sondern eine Abweichung von derselben entsteht (s. Krankheit), woraus endlich gänzliches Unvermögen des Organs, seinem Zwecke zu entsprechen und die Idee des Lebens länger durchzuführen, entstehen muß, und das Individuum als solches sich nicht länger behaupten kann (s. Tod), sondern das Leben zu seinem Urquell zurückkehrt, das Organ aber der allgemeinen unorganischen Natur und deren physischen Gesetzen wieder anheim fällt. H.

Organisch, Organisation, Organ, von dem griech. Wort Organon, bedeutet eigentlich jedes Werkzeug, womit etwas zu Stande gebracht wird. Bisweilen gebraucht man es wohl auch bei uns in demselben Sinne, z. B. wenn gesagt wird, daß ein Mensch das Organ von einem andern sey; sonst aber hat unser Sprachgebrauch zwischen dem griechischen Wort Organ und dem lateinischen Instrument (instrumentum), welches eigentlich dasselbe bedeutet, einen auffallenden Unterschied begründet. Unter Instrument versteht man ein Werkzeug der Kunst, wodurch ein vorhandener Stoff bearbeitet wird, Organ gebraucht man bloß von Naturproducten, und scheint, nicht ohne einen in der Sache selbst liegenden Grund, das deutsche Wort Werkzeug von beiden noch zu unterscheiden. Organ nennt man nämlich denjenigen Theil eines Naturerzeugnisses, welcher eben sowohl durch alle übrigen Theile als um ihrer willen vorhanden ist, wodurch in einem organischen Wesen dessen sämmtliche Theile sich zu einander wechselseitig verhalten wie Mittel und Zweck. In allen mechanischen Kunstwerken findet sich ein ähnliches Wechselverhältniß, z. B. in einem Uhrwerk, allein man nennt das Rad, die Feder darin u. s. w. nicht Organe, sondern Werkzeuge. Der Grund liegt jetzt schon vor uns. Es ist

zwar hier jeder einzelne Theil um des andern, und alle sind um des Ganzen willen da, verhalten sich also zu einander wie Mittel und Zweck, und dienen sämmtlich einem Endzweck; allein sie sind nicht durch einander da. Dieses setzt eine ihnen inwohnende eigenthümliche Lebenskraft und Bildungstrieb voraus, an welche denn auch in der That das Entstehen und Bestehen der organischen Wesen geknüpft ist; nimm sie beide weg, und es erfolgt Auflösung, Zerstörung. Unter Organisation versteht man demnach eine solche Beschaffenheit eines von der Natur hervorgebrachten, mit eigenthümlicher Lebenskraft und Bildungstrieb versehenen Wesens, kraft deren alle Theile desselben sich einander wechselseitig hervorbringen, erhalten und ersetzen, so daß zugleich der eine Theil die wirkende Ursache und auch der Zweck aller übrigen Theile, und diese die wirkenden Ursachen und die Zwecke jenes einen Theils sind. Höchst zweckmäßige und in ihrer Form beharrliche Anordnung ist die nothwendige Folge davon. — Seit einiger Zeit hat man angefangen, die Werke der schönen Kunst als Organisationen zu betrachten, und macht an sie die Anforderung, daß sie organischer Natur seyn. Dann setzt man den Organismus des Kunstwerks der mechanischen Composition ungefähr so entgegen, wie in der Naturgeschichte der Organismus dem Aggregat, die zufällige Anhäufung einer in sich selbst begründeten und bedingten Bildung. Nur das, was in der darzustellenden ästhetischen Idee liegt, soll daraus entwickelt werden, und zwar auf eine Weise, daß alles wie durch einander und für einander erzeugt erscheine, alles sich wechselseitig verhalte wie Mittel zum Zweck, und nichts getrennt werden könne, ohne das Ganze zu beeinträchtigen. Daß auf solche Weise die höchste Zweckmäßigkeit, die reinste Einheit, die vollkommenste Ganzheit erreicht werde, und eine in sich selbst beschlossene Form entstehe, springt eben so bald in die Augen, als daß eine solche Kunstbildung nur aus der innern Lebenskraft, dem eigenthümlichen Bildungstriebe des ästhetischen Genies, welches hier der Natur gleichartig wirkt, hervorgehen könne. Die Frage über das Verhältniß der Objectivität und Subjectivität in den Darstellungen der schönen Kunst ist bei dieser Gelegenheit noch nicht aufgeworfen worden, wird aber wohl noch aufgeworfen werden müssen. dd.

Orgel hat ihren Namen von dem griechischen Wort Organon, welches bei den Griechen überhaupt jedes musikalische Instrument bedeutete. Einige haben schon das Wort Uggabh, welches im Mose und Hiob vorkommt, durch Orgelpfeife übersetzen wollen, andere Ausleger es jedoch für Harfe nehmen wollen. Auch behaupten die neuern Juden, Salomo habe bereits im Tempel zu Jerusalem eine Orgel erbauen lassen, welche Sage aber durch nichts erwiesen werden kann. Wahr scheint es jedoch zu seyn, daß die Hebräer bereits ein Pfeifenwerk hatten, welches Maschrokita hieß, und zur Erfindung der Orgeln Veranlassung gegeben haben kann. Der Ton desselben wurde aber nicht durch Tasten, sondern durch Blasen mit dem Munde hervorgebracht. Es war im Grunde die etwas veränderte siebenröhrige Flöte des Pan. Noch größere Aehnlichkeit mit der Orgel hatte das Pfeifenwerk, welches die Hebräer Magrepha nannten. Es war ein Kasten mit zehn Löchern, worin eben so viele Pfeifen steckten, wovon jede wieder zehn Löcher hatte, und jedes Loch gab einen besondern Ton. Der Kasten war also eine Art Windlade, die auch nach der Beschreibung der Talmudisten zwei Blasebälge hatte. Die Griechen hatten eine Art Wasserorael, die meistens mit einem Luftdruckwerk versehen war, und welche von Etesibius von Alexandrien, der 120 Jahre vor Christi Geburt lebte, erfunden seyn soll. Diese Wasserorgel hatte ein Register, und wurde mit der Claviatur gespielt. Offenbar haben diese Art Wasserorgeln, die aber

nach ganz andern Grundsätzen erbaut waren, wie unsere Windorgeln, und deren Einrichtung man jetzt nicht einmal völlig mehr kennt, Veranlassung zu unsern Orgeln gegeben. Die Claves waren bei ihnen so breit und so schwer zu bewegen, daß man sie mit Fäusten schlagen mußte, woher der Ausdruck „die Orgel schlagen" entstanden ist. Die ersten Windorgeln sollen nur funfzehn Pfeifen gehabt haben, wozu man jedesmal, wenn sie geschlagen werden sollten, zwölf Blasebälge aus den Schmiedeessen borgte, die den nöthigen Wind dazu hergeben mußten. Ein solches Orgelwerk fand Hieronymus um das Jahr 400 zu Jerusalem, welches nach seiner Beschreibung, wenn es gespielt wurde, einen so lauten Schall von sich gab, daß man es auf dem Oelberge hören konnte. Im Jahre 660 sollen die Orgeln schon in England bekannt gewesen seyn. Papst Vitalianus († 671), der zuerst den unordentlichen regellosen Gesang der Gemeinde abschaffte und den ordentlichen Gesang der canonischen Sänger einsetzte, soll auch zuerst den Gebrauch der Orgeln in den Kirchen eingeführt haben. Im Jahre 753 (nach Andern 757) schickte, nachdem die Orgeln in einen bessern Stand gesetzt worden waren, der byzantinische Kaiser Constantinus Copronymus dem neu gekrönten fränkischen Könige Pipin, dem Vater Carls des Großen, eine Orgel zum Geschenk, welches eine Wasserorgel war, und zwar die erste, welche man im Abendlande sah, von der nachher nürnbergische Künstler die erste Anleitung genommen haben sollen, Positive und andere Orgelwerke zu bauen. Seit dieser Zeit wurden die Orgeln in den fränkischen und deutschen Kirchen eingeführt. Auch Carl der Große soll eine solche Orgel geschenkt bekommen haben. Die erste Kirchenorgel in Deutschland, welches ebenfalls eine Wasserorgel mit bleiernen Pfeifen gewesen seyn soll, ist diejenige, welche im Jahre 822 (nach Andern 826) für Ludwig den Frommen zu Aachen erbaut wurde. Theophilus Iconomachus (829-842) soll zwei große, ganz goldne Orgeln, zu denen durch verborgene Gänge der Wind geleitet wurde, haben erbauen lassen. Auch wissen wir von einer großen Orgel, die Elfeg, Bischof von Wincheſter († 951), in die dasige Kirche setzen ließ, und die man, obgleich mit Unrecht, aus dem Grunde für eine Windorgel gehalten hat, weil sie vierzig Register gehabt haben soll. Da die Wasserorgeln jedoch auch Register hatten, so beweisen diese nicht geradezu für eine Windorgel. Im dreizehnten Jahrhundert eiferten noch viele Geistliche, besonders Thomas von Aquin, gegen die Kirchenmusik, weswegen die Orgeln in den Kirchen nicht so bald allgemein wurden. Die jetzt gebräuchlichen Orgeln werden für eine Erfindung der Deutschen gehalten, über deren Zeit man aber nicht einig ist. Schon im Jahr 1298 soll der Münster in Straßburg durch den Brand eine Orgel verloren haben, die keine Wasserorgel gewesen zu seyn scheint. Nichts desto weniger behaupten einige, daß die erste Orgel, so wie wir sie jetzt haben, nicht früher als 1312 durch einen Deutschen zu Venedig erbaut worden sey. Anfangs waren die jetzigen Orgeln noch sehr unvollkommen; einen vollständigen Accord konnte man noch nicht darauf greifen, noch viel weniger einen Choral darauf spielen. Der ganze Nutzen derselben bestand zur Zeit noch darin, daß man bei Anklingung eines Chorals mit der Hand eine Taste, die drei Zoll breit und ziemlich dick war, niederschlug, die den Ton des Liedes halten mußte. Die ersten Werke waren nicht viel über eine Octave stark, und hatten nicht leicht mehr als zehn Claves. Von Registern wußte man damals noch nichts. Mit der Zeit wurden die Claves schmäler und zierlicher, und man schob zwischen die diatonischen Töne auch chromatische ein, die man jetzt Semitonia nennt. Auch der linken Hand gab man durch Verfertigung eines neuen Claviers Beschäftigung, daß sie auf demselben

den Baß ſpielen konnte. Eine ſolche Orgel wurde bereits 1361 in der Domkirche zu Halberſtadt durch den Prieſter Nicolaus Faber (vermuthlich Schmidt) erbaut und 1495 von Georg Kleng ausgebeſſert. Dieſe Orgel hatte bereits vierzehn diatoniſche und acht chromatiſche Töne. Im vierzehnten Jahrhundert war bereits in der Kirche zu St. Ulrich zu Augsburg und 1426 ebendaſelbſt in der Barfüßerkirche eine Orgel. Im Jahre 1470 (nach Andern 1471 oder 1480) ſoll ein Deutſcher, Namens Bernhard, Hoforganiſt des Dogen zu Venedig, die Zahl der Orgelpfeifen vermehrt, und den Unterſchied der Regiſter und das Pedal eingeführt haben. Die größte Orgel, die man bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Deutſchland kannte, war die in dem Stifte zu St. Blaſius zu Braunſchweig, welche Heinrich Kranz 1499 daſelbſt erbaut hatte. Im ſechzehnten Jahrhundert folgten die Verbeſſerungen der Orgeln ſchneller auf einander, und man erfand jetzt die Scheidung des Pfeifenwerks in beſondere Regiſter. Beſonders wurden jetzt die Windladen und die Blaſebälge verbeſſert, von deren letztern bis dahin an einem Werke oft zwanzig bis vier und zwanzig geweſen waren, und von zehn bis zwölf Menſchen hatten getreten werden müſſen. Zu Stendal ward bereits 1380 eine Orgel verfertigt, die auf dem Manualclavier ſchon acht und vierzig und im Pedal ſechs und zwanzig Claves, nebſt manchen offenen u. gedeckten Stimmen, auch Zungenwerke hatte. In der Peterskirche zu Rom iſt die größte Orgel; ſie hat hundert Stimmen. Dem Plane zufolge, welchen man zu der Orgel für die Petrikirche zu Berlin gemacht hatte, ſollte dieſe hundert und zehn Stimmen und über dreitauſend Pfeifen haben. Das Einſtürzen des Thurms verhinderte jedoch die Ausführung der Unternehmung. Die große, künſtliche Orgel in der Petri- und Paulikirche zu Görlitz hatte ſieben und funfzig Stimmen und 3270 klingende Pfeifen, und ihre Erbauung koſtet 25,000 Thaler. Die Orgel im Münſter zu Straßburg hat 2136 Pfeifen, deren größte vierzehn Eimer und etliche Maß Waſſer faßt. Die Orgel zu Ulm hat über 3000 Pfeifen. Zu Rothenburg an der Tauber iſt eine Orgel, auf welcher drei Organiſten zugleich ſpielen können. Die Orgel in Maria Magdalena zu Breslau hat 56 Stimmen und 3342 Pfeifen. Die größte zinnerne Pfeife wiegt viertehalb Centner, iſt 12½ Ellen lang, im Durchmeſſer 14 Zoll breit und faßt 8 Scheffel in ſich. In der neuern Zeit hat ſich der Abt Vogler um die Verbeſſerung der Orgeln, beſonders um die Simplificirung des Mechanismus derſelben, ſehr verdient gemacht, ſo daß die Orgeln, die nach ſeiner Angabe verfertigt worden, bei weitem kleiner und einfacher als die gewöhnlichen ſind, und doch dieſelbe Stärke des Tons haben. Er begann damit, daß er nach eigner Erfindung und auf ſeine Koſten eine Orgel erbaute, die vier Claviere, 63 Taſten, 39 Pedale, und drei Schwellern hat. Sie iſt 9 Schuh hoch, tief und breit, und ſo rein temperirt, daß man aus Cis, wie aus C ſpielen kann. Sie gleicht an Stärke einer ſechzehnfüßigen Kirchenorgel, übertrifft an Gravität manche zweiunddreißigfüßige Werke, und an Feinheit die Harmonica. Da Newton entdeckt hatte, daß die Verhältniſſe der Brechung der Farben den Verhältniſſen der muſikaliſchen Töne in der Octave ähnlich wären; ſo glaubte der Pater Caſtell in der Aehnlichkeit der ſieben Hauptfarben mit den ſieben Tönen in der Muſik den Grund zu einer Farbenmuſik zu finden, woraus dann nach und nach die ſogenannte Farbenorgel entſtand, welche vermittelſt der langſamen oder ſchnellen Abwechslung der Farben dem Auge eben die Empfindung verſchaffen ſollte, welche das Ohr bei den Tönen der Muſik empfindet. Halle hat dieſes Inſtrument beſchrieben, verfertigen gelehrt, durch ein Kupfer erläutert und gezeigt, wie man es einrichten müſſe, um

darauf Stücke durch Farben abspielen zu können. (Vergl. Farbenclavier.) Pater Julian hat eine Orgel von Pappe verfertigt, die sich zu Saintes befindet und sehr angenehme Töne giebt. In Paris hat ein Liebhaber eine Orgel aus Spielkarten gemacht, welche reinere Töne hören läßt als zinnerne Röhren.

Orgien (von ὀργή, Unsinn, Raserei), ein allgemeiner Name, der mit mystischen Ceremonien und trunkener Wildheit gefeierten Feste des Bacchus, in der Folge auch anderer geheimen enthusiastischen Feste und Mysterien der Alten.

Orient (L'), eine Stadt in Bretagne mit einem Seehafen, an der Bäye von Port Louis, an der Mündung des Flusses Scorf; gegenwärtig der Hauptort eines Arrondissements im Departement des Morbihan. In den Jahren 1733 bis 1735 kam hier die Einrichtung des Seewesens der französischen ostindischen Gesellschaft zu Stande, und 1735 war die erste Versteigerung von Waaren. Im Jahr 1738 bekam der Ort Stadtrecht und Deputirte auf den Landtagen. Im Jahr 1784 ward der Hafen für einen Freihafen erklärt. Es befinden sich hier Magazine für das Seewesen und in der Nähe Anlagen zur Bereitung des Seesalzes.

Orient, die Morgengegend, dann die nach Morgen gelegenen Länder. Wir verstehen im Allgemeinen unter dem Orient die Länder Asiens. Orientalisch, morgenländisch. Orientalische Christen, griechische Christen.

Orientalische Sprachen. Bei der Eintheilung der Sprachen in orientalische und occidentalische lag die Vorstellung zum Grunde, daß alle Sprachen von der Arche Noahs ausgegangen wären. Die Sprachen der Semiten und Hamiten sind die orientalischen, die Sprachen der Japhetiten die occidentalischen. Die Gelehrten (z. B. Olaf Celsius, C. G. Anton) haben sich bemüht, allgemeine charakteristische Unterscheidungszeichen anzugeben, allein bis jetzt sind diese Bestimmungen sehr mangelhaft geblieben, da wir noch keine vollständige Uebersicht des innern Baues der gesammten Sprachen haben. — Im gemeinen Leben versteht man unter der Benennung orientalische Sprachen die Sprachen Asiens ohne Unterschied.

Orientalisches Kaiserthum, s. Byzantiner.

Oriflamme (Auriflamme), die ehemalige Reichsfahne Frankreichs, war ursprünglich die Kirchenfahne der Abtei von St. Denys, und wurde von dem Abt jedesmal dem Beschützer dieses Klosters, welches ehedem die Grafen von Vexin und Pontoise waren, überreicht, wenn es die Noth erfoderte, für die Erhaltung der Freiheiten und Güter desselben die Waffen zu ergreifen. Es war dieselbe ein Stück feuerrother Taffent (daher der Name), in Form eines Paniers, unten an drei Orten ausgeschnitten, an den Spitzen mit grünseidnen Quasten geziert und an einer goldnen Lanze befestigt. Als in der Folge König Philipp I. Vexin mit der Krone vereinigte, kam es ihm auch als Schirmvogt der Abtei zu, die Fahne zu tragen. Sie wurde nun bei den Heeren geführt, und in der Folge die Hauptfahne der französischen Truppen. Seit Carl VII. wurde sie jedoch nicht mehr in den Krieg mitgenommen.

Origenes, geboren zu Alexandria im J. 185 nach Chr. Geb., mit dem Beinamen Adamantinus wegen seiner unermüdlichen Anhaltsamkeit im Arbeiten, wurde von seinem Vater Leonidas früh in dem Christenthum und den Wissenschaften unterrichtet. Nachher war Clemens Alexandrinus sein Lehrer. Schon in seiner zarten Jugend gab Origenes Beweise seiner Seelengröße. Als sein Vater der Religion wegen ins Gefängniß geworfen

worden, ermahnte er ihn, eher den Märtyrertod zu leiden, als dem Christenthum zu entsagen. In einem Alter von achtzehn Jahren erhielt er den Auftrag, die Gläubigen zu Alexandrien zu unterrichten. Männer und Weiber strömten herbei. Um der Verleumdung zu entgehen, kam er auf den Gedanken, sich zu entmannen, und glaubte diese Handlung durch eine Stelle im Evangelium zu rechtfertigen. Nachdem Septimius Severus, einer der eifrigsten Christenverfolger, im J. 211 gestorben war, ging Origines nach Rom, wo er sich Freunde und Bewunderer erwarb. Nach seiner Rückkehr nach Alexandria setzte er hier, auf des Bischofs Demetrius Verlangen, seinen Unterricht fort. Ein Volksaufruhr bewog ihn, sich ins geheim nach Palästina zu begeben. Diese Entfernung setzte ihn der Eifersucht und Empfindlichkeit seines Bischofs aus. Die Prälaten der Provinz stellten ihn an, öffentlich die heiligen Schriften zu erklären. Demetrius erklärte dies für eine unerhörte Neuerung, und rief, ohne auf die Gründe der Bischöfe von Jerusalem und Cäsarea zu achten, den Origenes zurück, welcher fortfuhr, die Gläubigen durch seine Einsichten, seine Tugenden, seine Nachtwachen, seine Fasten und seinen Eifer in Erstaunen zu setzen. Bald darauf wurde er nach Achaja berufen, das mehreren Ketzereien Preis gegeben war. Auf seiner Reise von Palästina nach Cäsarea wurde er von den Bischöfen, die sich hier beisammen fanden, zum Priester geweiht. Dies war der Anfang der Verfolgungen, die sein Leben vergifteten, so wie der Unruhen Aegyptens und der Streitigkeiten, die so lange die Kirche heimsuchten. St. Alexander vertheidigte den Origines, der in Alexandria seine gewöhnlichen Beschäftigungen wieder vornahm; aber Demetrius, dessen Aussöhnung nur erheuchelt war, versammelte zwei Concilien, entsetzte ihn des Priesteramts, untersagte ihm, in Alexandria zu lehren, nöthigte ihn, sich von dort zu entfernen, und excommunicirte ihn. Diese Verurtheilung wurde zu Rom, wie von den meisten andern Bischöfen, gebilligt. Aber die Kirchen von Palästina, von Arabien, Phönicien und Achaja blieben mit Origines in Verbindung. Demetrius schrieb nach allen Orten, um ihn verhaßt zu machen. Auf die Schilderung, die dieser Bischof von ihm machte, verurtheilte ihn die römische Kirche. Origenes beklagte sich darüber bei seinen Freunden, läugnete die Irrthümer, die man ihm Schuld gab, und zog sich nach Cäsarea in Palästina zurück. Theocrist, der daselbst Bischof war, nahm ihn als seinen Lehrer auf, und vertraute ihm das Geschäft an, die heilige Schrift auszulegen. Nachdem sein Verfolger im J. 231 gestorben war, genoß Origenes der Ruhe und des Ruhms, die er verdiente. Gregor der Thaumaturg und sein Bruder Athenodor begaben sich zu ihm, und ließen sich von ihm in den Wissenschaften sowohl als in den Religionswahrheiten unterweisen. Die Verfolgung der Christen unter Maximinus nöthigte ihn, sich zwei Jahre verborgen zu halten. Als Gordian 237 der Kirche den Frieden wieder gegeben hatte, benutzte Origines denselben zu einer Reise nach Athen. Er blieb einige Zeit in Athen, und nachdem er nach Cäsarea zurückgekehrt war, ging er nach Arabien, wohin die Bischöfe dieser Provinz ihn riefen. Ihre Absicht war, den Bischof Beryll durch ihn auf andere Meinung zu bringen, welcher läugnete, „daß Christus vor seiner Menschwerdung nicht existirt, sondern erst mit seiner Geburt von der Jungfrau angefangen habe, Gott zu seyn.“ Origenes behandelte den Gegenstand mit vieler Geschicklichkeit. Er sprach mit so vieler Beredsamkeit, daß Beryll widerrief, und dem Origenes für seine Belehrung dankte. Die Bischöfe von Arabien beriefen ihn darauf zu einer Kirchenversammlung, die sie

gegen gewisse Ketzer hielten, welche behaupteten, der Tod sey Leib und Seele gemein. Origenes erschien, und sprach über den Gegenstand so kräftig, daß er alle für sich gewann. Dieser Umstand rechtfertigt Origenes vollkommen in Ansehung eines Punkts, den man für den hauptsächlichsten von seinen Irrthümern hält. Der Kaiser Decius, der auf Philipp gefolgt war, erregte eine neue Verfolgung. Origenes, den man für die Hauptstütze der Kirche ansah, wurde eingekerkert. Man belastete ihn mit Ketten, legte ihm ein eisernes Band um den Hals und Fesseln an die Beine; man marterte ihn und drohte ihm mit dem Scheiterhaufen, ohne jedoch diese Drohung zu vollziehen. Erschöpft durch die Mißhandlungen, starb Origenes zu Tyrus im J. 254. Wenige Schriftsteller haben so viel gearbeitet wie er, wenige Menschen sind so sehr bewundert und geachtet worden, wie er es eine lange Zeit hindurch wurde; niemand ist lebhafter angegriffen und verfolgt worden, als er sowohl während seines Lebens als nach seinem Tode. Man kann sagen, daß Origenes diese verschiedene Begegnung selbst veranlaßte. Wer hätte nicht einen Mann bewundert, der schon in der Jugend als ein Lehrer der Christen und Heiden auftrat, und für fähig gehalten wurde, an die Spitze der berühmten alexandrinischen Schule zu treten, die unter ihm die Schule des Märtyrerthums wurde? Aber die Christen warfen ihm vor, daß er die Wahrheiten ihrer Religion habe platonischen Ideen anpassen wollen. Besonders in seinem gegen die Ketzer gerichteten Buche De Principiis stellt er ein auf die Philosophie des Plato gegründetes System auf; aber er giebt seine Meinungen nur als Möglichkeit; überdies hatten, wie er selbst klagt, die Ketzer seiner Zeit seine Schriften verfälscht. Man hat ihm ohne Grund vorgeworfen, daß er dem Materialismus günstig gewesen. Er widerlegt ausdrücklich diejenigen, die sich Gott als körperlich dachten. Die Behauptung, daß er, um sich aus dem Gefängniß zu befreien, dem Serapis Weihrauch dargebracht habe, hat Epiphanias zu leichtgläubig nacherzählt. Seine Werke sind: 1. eine Ermahnung zum Märtyrerthum; 2. Commentare über die heilige Schrift, die er vielleicht zuerst ganz zu erklären unternahm. Wir haben deren noch eine große Menge, aber die meisten sind sehr freie Uebersetzungen. Er arbeitete an einer Hexapla (s. d. Art.), von der Montfaucon und später Chr. Fr. Bahrdt eine Ausgabe besorgt haben; 4. De principiis, nur noch in der Uebersetzung Rufins vorhanden; 5. eine Schrift gegen Celsus, die als die vollständigste und bündigste Vertheidigung des Christenthums anzusehen ist, welche das Alterthum aufzuweisen hat. Sämmtliche Werke sind zusammen in 4 Foliobänden erschienen, Paris 1733 - 1759. — Ueber des Origenes Rechtgläubigkeit haben sich viele Streitigkeiten erhoben. Im vierten Jahrhundert beriefen sich die Arianer auf ihn, um die Wahrheit ihrer Lehrsätze zu beweisen. Sowohl unter seinen Vertheidigern als unter seinen Gegnern finden sich die gelehrtesten und berühmtesten Kirchenväter.

Original, Originalität, Originell. Im Allgemeinen bezeichnen diese Ausdrücke die Beziehung eines Gegenstandes zu seinem Ursprung, namentlich bei Gegenständen, welche der Vervielfältigung oder Nachahmung fähig sind. Ein Original nennt man somit das Ursprüngliche, der Nachahmung oder Nachbildung vorliegende Product, in Beziehung auf diese Nachahmung oder Vervielfältigung, entgegengesetzt also der Copie, daher oft so viel als Muster, Musterbild, Vorbild, wenn es auch nicht immer musterhaft, d. h. so beschaffen ist, daß es zum Muster dienen sollte. In engerer Bedeutung, und vorzüglich in

dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst nennt man den Menschen oder Gegenstand originell (oder auch original), und ein Original, der in seiner Art einzig ist, und durch eigenthümlichen Charakter von dem Gewöhnlichen bedeutend abweicht; diese Eigenthümlichkeit selbst Originalität. Auch in dieser Abweichung liegt noch keine Musterhaftigkeit, wenn auch der Begriff einer nicht nachgeahmten Richtung der innern, und zwar freien Kraft. Letzteres ist der Grund, warum wir nur den Menschen und seine Producte, nicht die Natur und ihre Erscheinungen originell nennen; denn der Mensch kann sich durch Freiheit über den Kreis gewöhnlicher Bildung erheben, die durch Gewohnheit und Natur den größten Theil der Menschen ohne Bewußtseyn und Willen mitgetheilt wird. Weil nun die Meisten auch mehr auf die Wirkung und ihren Eindruck, als auf die wirkende Kraft sehen, so hat man das Originelle oft mit dem Frappanten, Seltsamen, Paradoxen und Bizarren verwechselt. Der Grund, sagt ein scharfsinniger Beobachter, liegt darin, daß man fühlt, jeder wahre Ursprung sey nur durch Freiheit möglich; die Freiheit aber frappirt, oder erscheint ungewöhnlich, deshalb, weil der Mensch nicht frei geboren, sondern erst durch Freiheit gebildet wird, und die meisten im gewöhnlichen Laufe des Lebens diese Stufe der Bildung gar nicht erreichen, sondern nur von blinden Naturtrieben bestimmt und gebildet werden. Ein originelle Mensch ist daher eine frappante Erscheinung, nur mehr oder weniger, je nachdem das Zeitalter, in dem, oder die Gesellschaft, in der er lebt, der Freiheit gewohnt ist oder nicht. Das Originelle kann durch den Verstand allein hervorgebracht werden, das Genielle setzt dagegen immer eine Wirksamkeit aller Kräfte der Menschheit in Vereinigung voraus. Es kann daher originelle Narrheiten, aber keine genialischen geben. Zu einem originellen Menschen kann man sich selbst nach und nach bilden, zu einem genialen nicht. Eine bloß originelle Erscheinung erregt daher wohl Aufmerksamkeit, Verwunderung, stößt aber auch nicht selten ab; die geniale erregt Antheil, Bewunderung, Liebe, Zuneigung. Genial ist, was die Spuren der nach Gesetzen der höhern und edlern Menschheit eigenthümlich wirkenden Bildungskraft deutlich an sich trägt. Das Genie ist daher immer originell, d. h. ursprünglich und eigenthümlich in seinen Hervorbringungen und Originalität (eine eigenthümliche Weltanschauung sagt Jean Paul), ein so wesentliches Merkmal des Genies, daß selbst der Ausdruck: Originalgenie, nur ein Pleonasmus ist; aber nicht immer erscheint das Genielle originell. In so fern die Eigenthümlichkeit und Ursprünglichkeit genieller Producte in der Betrachtung desselben um so weniger hervorstechende Seite ist, je mehr man beim Genusse des Kunstwerks den Künstler über der Kunst zu vergessen pflegt. Dies geschieht, wenn der Künstler seine Eigenthümlichkeit dem Geiste der Kunst und seinem Werke untergeordnet, oder sich ganz in sein Werk verloren hat. Letzteres ist vorzüglich auf Naturpoesie (s. d. Art. Naturdichter, Naturpoesie) anzuwenden, weshalb auch ein Homer und Göthe nicht originell erscheint, wiewohl ihren Werken Originalität im weitern und engern Sinne nicht abzusprechen ist. In dem Genius lebt ein Ideal des Schönen; und je vollendeter dieses ist, desto weniger wird es eigentlich frappiren, oder durch seltsame Form die Aufmerksamkeit reizen. Durch reines Ebenmaß und inneres Leben verkünden sich die Schöpfungen des wahren Genies, und eine edle Einfalt ist oft gerade sein unterscheidendstes Merkmal. Die ächte Originalität (Neu-

heit mit Musterhaftigkeit verbunden, nennt sie Kant) ist dagegen zugleich Genialität. Einen Jean Paul, von Beethoven, Cherubini möchten wir mehr originell als geniell nennen; ihre Originalität ist nicht immer liebenswürdig, wenigstens erscheinen sie gerade da oft liebenswürdiger, wo diese zurücktritt. Immer jedoch ist Originalität ein Vorzug, weil sie als stark ausgedrückte individuelle Lebenskraft erscheint, welche deshalb auch einer verschönernden Bildung mehr oder weniger fähig ist. So scheint sich im Grunde Originalität zur Genialität, wie das Charakteristische zum Schönen zu verhalten, und es ist einzusehen, warum die Künstler und Dichter der neuern Zeit mehr originell als geniell sind. T.

Orion, ein berühmter Heros des mythischen Alterthums, über dessen Ursprung und Thaten die Nachrichten getheilt sind. Einige nennen ihn einen Sohn des Neptun und der Berylle, Andere des Neptun und der Euryale, noch Andere des Hyrieus und der Berylle. Nach Homer war er ein schöner Jüngling, in dessen Reize Aurora sich verliebte. Die Götter beneideten diese Liebe, und Diana erlegte ihn auf der Insel Ortygia mit ihren Pfeilen. Nach Andern war er ein König und großer Jäger, der noch in der Unterwelt fortfuhr, auf einer großen Wiese das Wild zu jagen, das er schon auf der Oberwelt getödtet hatte. Er war von so riesenhaftem Wuchs, daß er auch in den tiefsten Stellen des Meers mit den Schultern hervorragte. Sein Tod, den Einige an dem Stich eines giftigen Scorpion erfolgen lassen, wird von Andern so erzählt: Diana liebte den Orion so leidenschaftlich, daß sie ihn zu ihrem Gatten begehrte. Diese Erniedrigung beleidigte den Apoll, und da er seine Schwester nicht von ihm abwenden konnte, so beschloß er den Tod des verwegenen Sterblichen. Als einst Orion durch das Meer daherschritt, und man von ihm nichts als den Kopf sehen, diesen aber wegen der Entfernung nicht erkennen konnte, foderte Apollo die Diana auf, zu versuchen, ob sie jenen schwarzen, über dem Meere befindlichen Punkt mit ihrem Geschosse erreichen könne. Sie sandte den unglücklichen Pfeil ab, der ihren Geliebten traf. Erst als die Wellen den Leichnam ans Ufer warfen, erkannte sie ihren Irrthum. Der getödtete Heros wurde sammt seinem Hunde als ein glänzendes Gestirn an den Himmel versetzt (s. Sternbilder.)

Orira oder Orissa, ein Königreich in der ostindischen Halbinsel, diesseits des Ganges, zwischen Golconda und Bengalen. Es ward 1765 von dem Großmogul an die Engländer abgetreten, die jedoch nur einen Theil besitzen. Das übrige ist in den Händen der Maratten, namentlich des Rajah von Berar.

Orkan, s. Wind.

Orkney-Inseln, s. orcadische Inseln.

Orleans, an der Loire, mitten unter Weinbergen gelegen, die Hauptstadt des ehemaligen Gouvernements und der Landschaft Orleannois, jetzt die Hauptstadt im Departement des Loiret, und eine der größten Städte in Frankreich. Im J. 1802 zählte man 36,000 Einwohner. Merkwürdig sind die nach gothischer Art gebaute Domkirche, an welcher, bis auf die Zeiten der Revolution, Christus der erste Domherr war, und bei allen Austheilungen eine doppelte Portion bekam, die dem Spital zufiel; ferner die öffentliche Bibliothek im Kloster Notre Dame de bonne nouvelle; das ehemalige Jesuitercollegium, die vier Marktplätze, das Rathhaus, das Chatelet, die große Mailbahn im Stadtgraben, die 1760 fertig gewordene prächtige Brücke über die Loire, sonst mit dem metall-

nen Denkmale geziert, welches König Carl VII. und die Jungfrau von Orleans vor dem Kreuze Christi knieend vorstellte, zum Andenken an die 1429 durch dieses Mädchen glücklich ausgeführte Befreiung der Stadt von den Engländern. Jährlich wurde deswegen am 12ten Mai eine feierliche Prozession gehalten, während der Revolution aber das Denkmal vernichtet. Im J. 1312 hatte König Philipp IV. eine juristische Universität hier errichtet, die vormals sehr berühmt war, jetzt aber durch ein Lyceum ersetzt worden ist. Der Bischof von Orleans steht unter dem Erzbischof von Paris. Die Stadt hat einigen Handel, ferner Strumpf-, Wollenzeug-, Hut-, Messer- und Lederfabriken, und wichtige Zuckersiedereien und Raffinerien. Es wird hier das beste Französisch geredet. Seit 1344 war Orleans ein Herzogthum und eine Pairie, die verschiedene Prinzen des königlichen Hauses besaßen. Ludwig XIV. gab sie seinem Bruder Philipp, bei dessen Nachkommen sie bis zur Zeit der Revolution blieb.

Orleans (Jungfrau von), s. Jeanne d'Arc.

Orleans (Philipp, Herzog von), bekannter unter der Bezeichnung: Prinz Regent von Frankreich, geb. 1674, gest. 1723; Neffe Ludwigs XIV.; Sohn Philipps von Frankreich, Herzogs von Orleans, Ludwigs XIV. einzigen Bruders und Stifters der noch blühenden Linie Bourbon-Orleans, und Charlotten Elisabeths von der Pfalz, Philipps von Frankreich zweiter Gemahlin, die eine der geachtetsten Frauen in Frankreich war, Urgroßvater des im J. 1793 guillotinirten Herzogs von Orleans (Philipp Egalité); vermählt mit Franzisca Maria von Bourbon, Ludwigs XIV. natürlicher, legitimirten Tochter, welche ihm sechs Töchter und einen Sohn gebar. Als Regent von Frankreich, seit 1715 bis 1723, hat er ungeachtet seiner Talente und Temperamentsgüte, durch seine Persönlichkeit sowohl als durch seine Staatsverwaltung die Uebel des Landes nicht nur nicht geheilt, sondern sogar der Revolution in sittlicher wie in politischer Hinsicht vorgearbeitet. Sein schamloses Sündenleben mit dem ruchlosen Dubois und der furchtbare Staatsbanquerott, System genannt, sind die Pfahl- und Herzwurzel des großen Giftbaums der französischen Revolution. Außer den bekannten Denkschriften des kaustischen, aber wahrheitsliebenden und sicherurtheilenden St. Simon, des Menschenkenners Duclos, des Ritters Piossens, des Marschalls Richelieu, Voltairs Siècle de Louis XV. u. A., die schon Lacretelle in seiner Geschichte Frankreichs benutzen konnte, haben wir die Régence du duc d'Orléans, par Marmontel (Oeuvres posth. T. V. et VI. Paris 1805) und die kürzlich erschienenen Mémoires secrets et Correspondance inédite du Card. Dubois, par M. de Sevelinges (Paris 2 Vol. 1815. 8.) bei dem Abrisse dieser Biographie vergleichen. Die Schrift: La vie de Philippe d'Orléans, petit-fils de France, Régent du royaume etc. par Mr. L. M. D. M. (Londres 1736, 2 Vol.), die dem Jesuiten la Motte zugeschrieben wird, hat durch jene Memoiren manche Berichtigung und Ergänzung erhalten. Auch erscheint nach den vom Herrn von Sevelinges herausgegebenen Memoiren der Cardinal Dubois in Hinsicht seines Verstandes als Staatsmann besser, als man sich ihn bisher gedacht hat. Der Herzog von Orleans, so lange Monsieur, sein Vater, lebte, Duc de Chartres genannt, vereinigte Geist, Witz, Beredsamkeit mit Anmuth und Liebenswürdigkeit. Er dachte eben so klar und richtig, als sein Ausdruck bestimmt und treffend war. Bei großer Fassungskraft und einem treuen Gedächtnisse hatte er

spielend eine Menge Kenntnisse sich erworben, so daß er in jedes Geschäft leicht eindringen, das Verworrenste schnell übersehen und den Hauptpunkt mit schnellem Blicke finden konnte. Von Heinrich IV., dem er in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen gern ähnlich seyn wollte, besaß er jenen bescheidenen Freymuth, das Einfache, Gütige, Fröhliche und Zutrauliche, die Gabe, Beleidigungen bald zu vergessen, und die angebornen Eigenschaften eines Kriegers. Aber diesem höchst liebenswürdigen Fürsten fehlte, um ein großer Mann zu seyn, innere Kraft und Seelenstärke. So ward er ein Spielwerk Anderer, die mehr Kraft besaßen und mit seinen Schwächen ihn gängelten. Er gerieth in Dubois Hände, und die herrlichsten Naturanlagen wurden durch den verächtlichsten Epikureismus geschändet. Sehr jung noch, verlor er seinen ersten Lehrer, den guten, braven St. Laurent. Der Abbé Dubois, ein Mann von Verstand und beharrlicher Willenskraft, aber voll tiefer Ränke, der kein Mittel verschmähte, um durch die Befriedigung einer ausschweifenden Ehrsucht sich an den Menschen zu rächen, die, selbst verächtlich, ihm seine niedrige Herkunft — er war der Sohn eines Apothekers — nicht vergeben wollten, dieser damals sehr unbedeutende Mann wußte es dahin zu bringen, daß er der Lehrer des Duc de Chartres wurde. Die große Kunst des so verrufenen Dubois bestand in der Geschicklichkeit, mit welcher er die Schwächen und Fehler charakterloser Menschen, die ihm nützlich werden konnten, in sein Interesse zog, und in der Kühnheit, mit der er jeden, den er nicht fürchtete, und der sich ihm entgegenzustellen wagte, zu Boden trat. An einem Hofe, wo er vielleicht der Einzige war unter Menschen von leichtsinniger Denkart und verdorbenen Sitten, der die Ruchlosigkeit in ein System gebracht hatte, mußte er obsiegen. Die treue Anhänglichkeit des Prinzen Regenten an ihn läßt sich theils aus der natürlichen Gutmüthigkeit eines Schülers, der seinem Lehrer viel zu verdanken glaubte, theils aus dem Bedürfnisse eines geistvollen Schwächlings, sich an einen verschlagenen, kräftig thätigen Mann, der Muth und Charakterstärke mit der nöthigen Sachkenntniß und Klugheit verband, anzulehnen, erklären. Auch hatte Dubois dem Prinzen, wie wir unten anführen werden, einen wesentlichen Dienst in der Führung der auswärtigen Angelegenheiten erzeigt, so daß kein Vorwurf der öffentlichen Meinung das Vertrauen des Prinzen zu dem Verstande seines Dubois wankend machte, so sehr er übrigens den Charakter desselben verachtete und öffentlich verspottete. Der Prinz konnte unmöglich die Menschen achten, welche er in seinen Umgebungen nur auf der niedrigsten Stufe thierischer Genußgier und Habsucht hatte kennen lernen; er wählte sie daher, oder stieß sie von sich, je nachdem es sein Bedürfniß verlangte. Selbst ohne Glauben an die Tugend, war ihm das öffentliche Urtheil einer üppigen Hauptstadt gleichgültig, und hell, wie er dachte, setzte er sich über das Vorurtheil weg, welches nach seiner Meinung den Minister am meisten seiner niedrigen Herkunft wegen anfeindete. Dubois hatte die Gemüthsart des Prinzen so glücklich studirt, daß er sich seines Vertrauens gänzlich bemächtigte. Er war ihm, ohne daß der Prinz selbst es glaubte, unentbehrlich geworden. Marmontel, welcher dem Duc de St. Simon, der das häßlichste Bild von dem Abbé gezeichnet hat, keineswegs folgt, außer wo jener von Thatsachen spricht, schildert die Erziehung des Prinzen mit folgenden Worten: „Es ward dem Abbé Dubois leicht, aus seinem Zögling dem Herzen wie dem Geiste nach einen Wüstling zu machen. Der Prinz lernte von ihm die Güte als eine Schwäche ansehen, die Tugend als eine Thorheit, die Religion als ein Hirngespinnst, Rechtschaffenheit und Treue als das Verdienst der Einfältigen; die Kunst zu

lügen aber, zu täuschen und mit gegebenen Worten zu spielen sey die einzige Regierungskunst. Diese höllische Lehre würde aus einem energischen Menschen ein Ungeheuer gemacht haben; da sie aber bei dem von Natur schlaffen und leichtsinnigen Prinzen weder den Muth noch die Spannkraft des Bösen fand, so machte sie aus ihm nur einen Lasterhaften, der sich rücksichtlos sinnlichen Leidenschaften hingab, der öffentlichen Meinung spottete, Achtung oder Tadel geringschätzte, der das Geräusch aufsuchte, um sich zu betäuben, und Bewegung nach außen, um seinem langweiligen Ich zu entfliehen, der mit verkehrter Geschmackslust der ausschweifendsten Sinnlichkeit und der schändlichsten Genußgier fröhnte, um den durch Uebersättigung abgestumpften Nervenreiz immer wieder zu schärfen. Bei dieser Denkart blieb der Prinz eben so weit von großen Verbrechen entfernt, als von ausgezeichneten Tugenden. Er war gut aus Schwäche, der Rache unfähig aus Schlaffheit, er liebte in seiner Größe nur die Leichtigkeit ganz nach seinem Gelüste zu leben; er schenkte seine Gunst jedem, der ihn zu unterhalten wußte; er streute mit vollen Händen große Geschenke aus, um sich die Mühe zu ersparen, ihnen Maß und Ziel zu setzen.“ — So urtheilte Marmontel, und wir glauben hundert Jahre nach Ludwigs XIV. Tode die Bemerkung hinzufügen zu müssen, daß der Regent vorzüglich durch sein schimmerndes Beispiel, durch seinen Witz und die lachende Verspottung alles Ehrwürdigen mehr als irgend ein Anderer vor ihm das Laster in jener liebenswürdigen Gestalt zeigte, die den leichtsinnigen Franzosen, der alles kalten Berechnungen gefühllos unterwirft, und Witz und Glanz über Alles setzt, am leichtesten täuscht und verführt. Diese Seite des französischen Nationalcharakters hat in der Revolution die Sache der Freiheit verdorben. Herr von Sevelinges, der Herausgeber der geheimen Memoiren des Cardinals Dubois, sagt über die Jugend des Prinzen ungefähr dasselbe. Der gewandte, listige, einschmeichelnde Dubois studirte die sinnlichen Neigungen des Prinzen, schmeichelte ihnen, gewann dadurch sein Vertrauen, machte sich ihm angenehm, zuletzt unentbehrlich. Bei der ungewöhnlichen Fassungskraft des Prinzen und der natürlichen Wißbegier desselben ward es ihm nicht schwer, seinen Zögling mit Erfolg zu unterrichten, und vor dem ganzen Hofe, wo freilich Ludwig XIV. seiner eignen Unwissenheit im gleichen Alter sich erinnern mußte, glänzende Prüfungen mit ihm anzustellen, während er ihm des Nachts im Palais Royal heimlich Dienerinnen der Wollust zuführte. So belohnte Dubois den Fleiß seines Zöglings, und gründete zugleich auf diesen Fleiß die gute Meinung, welche Ludwig XIV. von dem Talente des Lehrers fassen sollte. Natürlich war auch der Prinz dem Abbé sehr dankbar, der ihm solche Triumphe und solche Genüsse bereitete. Er ließ sich daher leicht von ihm überreden, was Ludwig XIV. so sehr wünschte, und dem die stolze Pfalzgräfin, des Prinzen Mutter, vergeblich entgegenwirkte, die legitimirte Tochter des Königs, Mlle. de Blois, zu heirathen. Dadurch stieg Dubois eben so sehr in Ludwigs XIV. Meinung, als er den Haß der Pfalzgräfin sich zuzog. Der Vater des Prinzen, ein höchst ausschweifender Mann, war zu wenig selbstständig, und zu sehr unter fremdem Einfluß zu stehen gewohnt, als daß er in solchen Angelegenheiten eine Stimme gehabt hätte. Die Ehe war nicht glücklich, desto nothwendiger machte sich Dubois. Der Prinz vernachlässigte seine Gemahlin, die weniger schön und geistvoll, als stolz und kalt war. Der strenge Ton des Königs, welcher von seinen Verirrungen hörte, machte ihn nur um so leidenschaftlicher im Aufsuchen geheimer und niedriger Wollüste. Hier trieb er, mitten unter lüderlichen aber kurzweiligen Taugenichtsen, die er, auch in der Folge

noch, mit dem Beinamen Roués (Galgenschwengel) förmlich ehrte, und mitten unter gemeinen Buhldirnen Spott mit allem, was Sitte hieß; hier verlachte er des alten Königs furchtsame Frömmigkeit mit dem kecken Uebermuthe der Gottlosigkeit. Der König schien dies nicht zu wissen, er behandelte seinen Neffen, in welchem er die Eigenschaften eines Helden erblickte, und den er ziemlich treffend un fanfaron de crimes nannte, mit Schonung, und erlaubte ihm, seinen ersten Feldzug unter dem Marschall Luxemburg in den Niederlanden (i. J. 1692) zu machen. Dubois begleitete ihn auch hier, und fand Gelegenheit, seinen Credit aufs neue zu befestigen. Als er bemerkte, daß den Prinzen auf dem Schlachtfelde von Steenkerke der Anblick der Verwundeten rührte, rieth er ihm, die Unglücklichen auf seinem Wagen fortschaffen zu lassen. Dieser Zug bezeichnet den Charakter des Prinzen. Er fühlte das Elend der Verwundeten, mußte aber, um in diesem Gefühle zu handeln, erst von seinem Vertrauten den Anstoß erhalten. Man bewunderte die Menschlichkeit des Prinzen, und dieser verdankte sein Verdienst dem klugen Abbé. So immer gut bis zur Schwäche gegen seinen Lehrer, machte er ihn nach dem Tode seines Vaters im J. 1701 zu seinem Privatsecretär. Dubois ward nun mit vollem Recht der geheime Rath oder Secretär des Prinzen und der unumschränkte Verwalter seines Hauswesens. Der Prinz erhielt hierauf im spanischen Erbfolgekriege im J. 1706 ein Commando in Italien. Man hörte nicht auf seinen Rath, und Italien ging verloren. Der König machte ihm darüber keinen Vorwurf, sondern stellte ihn an die Spitze eines Armeecorps in Spanien, unter Berwicks Oberbefehl. Hier ließ man es ihm aber bei den Belagerungen von Lerida und Tortona an der nöthigen Unterstützung fehlen, und der Prinz glaubte, daß die Prinzessin Ursini und Frau von Maintenon, die er mit Unrecht für seine größten Feindinnen hielt, daran Schuld wären. Gleichwohl widersetzte sich jene so wenig als der spanische Hof selbst dem Wunsche des Prinzen, daß seine Maitresse, das unverschämte Fräulein von Séry, den Titel einer Hofdame der Königin von Spanien erhielt; nur machten sie die großväterliche Einwilligung des alten Ludwigs zur Bedingung, welcher aber davon nichts hören wollte. Dies erbitterte den Herzog von Orleans, der auch hier in der Prinzessin Ursini seine Gegnerin zu erkennen glaubte, und er wagte es, als man in Spanien den Untergang des schwachen Philipps V. für wahrscheinlich hielt, auf diesen Fall seine Einwilligung zu geben, daß eine Partei an seiner Erhebung auf den spanischen Thron arbeitete; allein dieser Plan wurde verrathen. Man verhaftete die Unterhändler des Herzogs; und zu Versailles ward berathschlagt, ob man dem Herzog selbst deshalb den Prozeß machen sollte. Seine Feinde behaupteten, er habe die Soldaten Philipps V. gegen diesen König zu den Waffen rufen wollen, und der Dauphin verlangte daher die Hinrichtung des Herzogs. Frau von Maintenon war nicht für diese Strenge, doch schien sie den Herzog für schuldig zu halten. Der Kanzler aber und der Sohn des Dauphins, der Herzog von Bourgogne, sprachen mit Nachdruck für den Angeklagten. Der tugendhafte Herzog von Bourgogne liebte den lasterhaften Orleans seiner natürlichen Anmuth wegen und aus Dankbarkeit, weil dieser sich sowohl für ihn als auch für Fenelon gegen beider Feinde mit Wärme erklärt hatte; ein Zug, welcher der Gutmüthigkeit, dem richtigen Gefühle und der Geradheit des Herzogs von Orleans Ehre macht. Endlich ward diesem erlaubt, sich zu rechtfertigen; und der König erklärte gegen den König Philipp V. seinen Neffen für unschuldig. Der Hof von Versailles wollte nämlich in den Schritten des Herzogs von Orleans nichts weiter sehen, als ein Spiel der

Rache, das seine Maitresse Séry aus Verdruß, weil sie nicht Hofdame geworden, eingeleitet habe. Seit diesem Anlaß ward der Herzog vom Haß und von der Verläumdung unaufhörlich verfolgt. Man wollte schlechterdings in ihm einen großen Verbrecher sehen, da er nur ein großer Wüstling war. So verlor er die letzte Achtung für Menschen, welche bei mehr äußerer Decenz schlecht dachten und handelten, und für rechtliche Leute galten. Sein Lieblingsstudium war Chemie. Er laborirte fleißig mit einem gewissen Homberg. Die Höflinge konnten die Wißbegierde eines Prinzen, der Geist und Kenntnisse besaß, mit ihrem leeren Kopfe nicht begreifen, und legten ihr einen geheimen Grund unter. Als nun die Frau des Herzogs von einer heftigen Kolik befallen wurde, so hieß es, ihr Gemahl habe sie vergiften wollen. Sie ward wieder gesund, und man schwieg. Als aber im J. 1711 und 1712 schnell nach einander der Dauphin, der Duc de Bourgogne, dessen Gemahlin und ältester Sohn gestorben waren, und nur ein Wundarzt ein sehr bösartiges Faulfieber und die Rötheln als die natürliche Ursache so plötzlicher Todesfälle ansah, wo die übrigen Aerzte Spuren von Vergiftung erkennen wollten, da klagte die öffentliche Stimme laut den Herzog von Orleans, der mit Roués umgehe und Gift koche, als den Mörder an. Nach St. Simon erklärte sich selbst die Frau von Maintenon in Gegenwart des Königs für diese Meinung. Es blieben nur zwei Glieder der Familie des Dauphins am Leben: der Herzog von Berry, der Schwiegersohn des Herzogs von Orleans, und der schwächliche Herzog von Anjou, ein Kind, das nur durch Gegengift, wie zwei Hofdamen vorgaben, in der nämlichen Krankheit, die seine Aeltern und den Duc de Bretagne hingerafft habe, gerettet worden seyn sollte. Am eifrigsten verbreitete der Herzog von Maine, Ludwigs XIV. natürlicher Sohn, das Gerücht von dieser Vergiftung. Es ward allgemein geglaubt; und der Herzog von Orleans kam mehr als einmal in Gefahr, von dem Pöbel in Stücken zerrissen zu werden. Da stellte er sich vor den König, aber nicht als ein Mann, der seine Unschuld vertheidigt, sondern er verlangte, in der Bastille nebst seinem Chemiker vernommen zu werden. Diese Erniedrigung mißfiel dem König. Auf des Herzogs wiederholte Bitte willigte er zwar ein, daß Homberg in der Bastille sich einstellen könne; allein er nahm bald diese Erlaubniß zurück. Als nämlich Homberg zur Haft sich stellen wollte, ward er nicht eingelassen. Ludwig XIV. fand es eben so würdig als schicklich, des Herzogs Unschuld ohne Untersuchung anzuerkennen. Nicht so der Hof. Wo der Herzog erschien, da wich jeder vor ihm aus; und er stand bei Hofe, von allen sichtbar vermieden, allein. Dies kümmerte ihn aber wenig. Als Regent hatte er jede erlittene Beleidigung vergessen. Jenes Abstoßen belustigte ihn wie ein mechanisches Spiel, dessen Federn er kannte. Denn je älter der König wurde, desto aufmerksamer wurden die Höflinge für den Herzog. Indeß empfand Ludwig XIV. es desto tiefer, wie niedrig sein Neffe in der öffentlichen Meinung stand. Er wünschte daher, daß Philipp V. nach seinem Tode Regent, und wenn der Herzog von Anjou (nachmals Ludwig XV.) nicht mehr am Leben seyn sollte, König von Frankreich werden möchte. Doch Philipp V. willigte nicht ein. Jetzt starb auch plötzlich der Herzog von Berry; und diesmal traf der Verdacht einer Vergiftung seine Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Orleans, die so sittenlos lebte, daß sie in ein Kloster gesperrt werden sollte. Ihrem wilden Charakter nach konnte sie eine solche That, ohne Vertrauten, begehen; allein man wußte, daß zwischen ihr und ihrem Vater eine schändliche Vertraulichkeit herrschte; Grund genug, um diesen für den Mitschuldigen zu erklären. So galt das Laster als

Beweis des Verbrechens. Doch machte der Vorfall im Ganzen wenig Eindruck. Der stumpfsinnige König mochte nichts wissen, und behandelte selbst die Witwe mit Auszeichnung. Der Hof aber fürchtete die Rache des Herzogs von Orleans, wenn er nach dem Tode des Königs in den Besitz der Gewalt kommen sollte. Niemand sprach daher weiter über die Sache. Seitdem überließ sich der alte König ganz der Leitung des Herzogs von Maine und der Frau von Maintenon. Sie bewogen ihn, jenes außerordentliche Edict zu unterschreiben, durch welches er über den Thron wie über ein erobertes Gut verfügte, indem er seinen Bastarden (dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouse) das Recht der Erbfolge ertheilte. Es gelang ihnen aber nicht, den König dahin zu bringen, daß er seinem Neffen, dem als ersten Prinzen von Geblüte die Regentschaft gebührte, von derselben ausschloß. Ludwig würde dadurch stillschweigend den Herzog von Orleans für strafbar und sich für schwach erklärt haben, weil der Strafbare unbestraft geblieben war. Sein Beichtvater Le Tellier bestärkte ihn in seiner Ansicht von der Unschuld seines Neffen; doch wollte der König ihm nicht allein die Regentschaft anvertrauen. Er ernannte vielmehr in seinem Testamente einen Regentschaftsrath, in welchem der Regent den Vorsitz führen, aber kein anderes Vorrecht als bei gleichen Stimmen die entscheidende haben sollte. Die Person des unmündigen Königs, seine Erziehung und sein ganzer Hof- und Militärstaat sollten ausschließend unter der Aufsicht, Fürsorge und Anordnung des Herzogs von Maine stehen. Dieses dem Parlamente unter eisernen Riegeln verschlossen übergebene Testament ward an dem Tage seiner Eröffnung, 24 Stunden nach dem Tode des Königs, von demselben Parlamente in Gegenwart des jungen Königs, der Prinzen vom Geblüte und der Pairs, auf den Vorschlag des Regenten für nichtig erklärt. — In der letzten Krankheit des Königs ward nämlich die Ehrfurcht der Höflinge für den Herzog von Orleans mit jedem Augenblick größer und sichtbarer. Schien eine stärkende Arznei dem König neues Leben einzuflößen, so verminderte sich zwar jener Eifer; er ward aber gleich wieder rege, so wie dort die Gefahr zurückkehrte. Den Herzog belustigten diese „Girouettes.“ Auch die Nation hatte sich mit ihm ausgesöhnt. Er war nicht böse, er gefiel durch seine Persönlichkeit, und wo ist man überhaupt gegen sinnliche Lasterhaftigkeit nachsichtiger, als in Frankreich? Nur witzig muß sie seyn, glänzend, schimmernd, und sie gilt wohl noch überdies für Genie. Man fand es daher unrecht, einen so liebenswürdigen Fürsten, dem man so abscheulich verläumdet habe, ohne ihn zu hören, seiner Rechte eines ersten Prinzen vom Geblüte zu berauben. Das Militär endlich war entschieden auf der Seite des tapfern Herzogs. Kein Wunder also, daß auch das Parlament, die Herzoge und die Pairs, welche durch den den Bastarden gegebenen Vorzug beleidigt waren, auf die Seite des Regenten traten. Jeder hoffte von ihm Schutz für die alten Rechte. Mehrere der angesehensten Männer, selbst Minister, Voisin, der undankbare Marschall Villeroi, dem Ludwig XIV. die Erziehung seines Nachfolgers anvertraut und im Testamente zugesichert hatte, und der Polizeiminister d'Argenson boten ihm insgeheim ihre Dienste an; für eine halbe Million Livres erklärte sich der Duc de Guiche im Namen des Garderegiments für den Herzog. Villeroi sollte vermöge eines Codicills bis zur Eröffnung des Testaments den höchsten Befehl über den Hofstaat und die Garden haben. Der Kanzler vertraute dies dem Herzog in dem Cabinette des sterbenden Königs. So wurden alle Maßregeln genommen, um der Protestation des Herzogs gegen die Gültigkeit des Testaments am Tage der Eröffnung,

den 2ten September 1715, Nachdruck zu geben. Der Regent berief sich auf die Worte, die der sterbende König zu ihm gesagt hatte: er habe ihm in seinem Testamente alle Vorrechte seiner Geburt gesichert. Nach kurzen Zwischenreden erklärte daher das Parlament einstimmig: der Herzog von Orleans sey Regent, und könne allein den Regentschaftsrath ernennen. Hierauf verlangte der Herzog von Orleans die Aufhebung der vom König angeordneten Vormundschaft. Der Herzog von Maine widersetzte sich; und der Streit ward so lebhaft, daß der Regent die Sitzung aufhob, nachdem er vorher, um sich der Ergebenheit des Parlaments zu versichern, demselben sein altes Recht, Vorstellungen zu machen, wiedergegeben hatte. So ward denselben Nachmittag noch, als die Sitzung vom Regenten kaum eröffnet war, auch dieser Punkt des königlichen Testaments vom Parlamente einstimmig vernichtet: und der Herzog von Orleans erhielt die höchste Gewalt, doch sollte im Staatsrathe die Stimmenmehrheit gelten. Er erklärte hierauf, daß er die Regierung nach einem Plane einrichten wolle, den man unter den Papieren des Herzogs von Bourgogne gefunden habe. Je mehr dieser Prinz allgemein verehrt gewesen war, desto mehr hoffte man von der neuen Regentschaft. Der Regent kehrte jetzt im Triumph, unter dem Jubel des Volks, in seinen Pallast zurück, und den 12ten September ließ er den fünfjährigen Ludwig XV., zu dessen Füßen die Gouvernante saß, ein Lit de Justice halten, wo der Kanzler Voisin, der das Testament geschrieben hatte, die Vernichtung desselben feierlich aussprach. So begann die Regentschaft Philipps von Orleans. Das Wichtigste, wodurch sie sich auszeichnete, besteht in folgendem. Die Bürgerlichen, la roture, womit der Cardinal Mazarin, wie man sich ausdrückte, das Königreich vergiftet habe, wurden aus allen oberen Verwaltungsstellen entfernt, indem diese dem Adel ausschließend bleiben sollten. Die Besetzung der verschiedenen Conseils erfolgte größtentheils nach persönlichen Rücksichten. Der brave Minister Desmarets ward entlassen. Und bei der Unfähigkeit, Schwäche, Ergebenheit oder dem knechtischen Sinn derer, die der Regent in seine Nähe berufen hatte, fand sein Wille nirgends Widerstand. Er regierte so ruhig, als ob er gekrönt gewesen wäre. — Man verfuhr gemäßigt und unparteiisch in dem großen Zwiespalt der französischen Geistlichkeit, welchen die Molinisten und Jansenisten veranlaßt hatten. Der Regent dachte hierüber um so leichter ohne Vorurtheil, weil er überhaupt keine Religion hatte, und das Ansehn des tugendhaften Cardinals von Noailles, der Erzbischof von Paris war, gern auf seine Seite ziehen wollte. Die beiden Hauptangelegenheiten aber, auf die sich Alles in der Geschichte der Regentschaft bezieht, sind die Allianz mit England und das verunglückte Finanzsystem. Jene machte den Unterhändler derselben, den Abbé Dubois, zum ersten Manne im Staate; dieses stürzte den unternehmenden, thätigen, aber vom französischen Leichtsinne verführten Schottländer Law von seiner Höhe ins tiefste Elend. Der Regent, welcher bis zur Schwäche immer gut gegen seinen alten Lehrer des Epicureismus dachte, hatte nicht sogleich den Muth, ihn anzustellen, weil jedermann es ihm widerrieth. Man nannte Dubois öffentlich am Hofe des Regenten den Abbé Schuftlein, l'abbé Friponneau. Die Mutter des Herzogs von Orleans, Madame, bat ihren Sohn ausdrücklich: Mon fils, je n'ai qu'une grâce à vous demander, c'est de ne jamais employer ce fripon d'abbé Dubois; le plus grand coquin qu'il y ait au monde; il sacrifierait l'état et vous au plus léger intérêt! — Aber Dubois, immer keck und immer gewandt, redete geradezu den Regenten an: Vous voilà tout-puissant; laisserez-Vous dans l'inaction

un homme qui Vous a élevé? Der Prinz ernannte ihn zum Staatsrathe, und sagte ihm dabei nach seiner leichten vertraulichen Weise: mais un peu de droiture, l'abbé, je t'en prie! Bald fand der Abbé Gelegenheit, dem Prinzen einen überaus wichtigen Dienst zu leisten, auf welchen er sich gewissermaßen schon früher vorbereitet hatte. Dem Regenten lag Alles an der Erhaltung des Friedens, um die Wunden des Staats zu heilen. Aber Frankreich stand seit dem utrechter Frieden allein in Europa. Der Regent war persönlich dem Könige von England verdächtig, der alte Haß Englands gegen Frankreich wurde durch die Versuche des Prätendenten, welchen Frankreich schützte, in Schottland und England Anhänger zu finden, und durch den neuen Hafenbau zu Mardyk, in der Nähe des geschleiften Dünkirchen, fortwährend gereizt; die Holländer trauten dem französischen Systeme eben so wenig, und näherten sich daher dem österreichischen Hofe, welcher ebenfalls mit Frankreich in keinem guten Vernehmen stand. Mit Spanien aber war der Regent in persönlicher Feindschaft. Er hatte für seine Rechte alles von den Planen des ehrgeizigen Ministers am madrider Hofe, des Cardinals Alberoni, zu fürchten. Nur eine Allianz mit England konnte den Regenten sicher stellen; und Dubois, der ihm zuerst die Nothwendigkeit derselben einleuchtend machte, konnte leicht die Verbindung, welche England selbst wünschen mußte, zu Stande bringen, indem er dem englischen Minister Alles bewilligte, was dieser verlangte. Die Unterhandlung würde also wenig Schwierigkeiten gefunden haben, wenn man nicht brittischer Seits großes Mißtrauen in den Charakter des Regenten gesetzt und gewisse Punkte vorläufig hätte eingeräumt haben wollen, die wieder den Regenten mißtrauisch machten. Daß Dubois die gegenseitige Annäherung vorsichtig und nachgebend einleitete, zugleich aber auch die Generalstaaten durch eine feste Haltung zum Zutritte bewog, wodurch die berühmte Tripelallianz im Haag den 4ten Januar 1717 zu Stande kam, welche Alberoni's kühne Plane vereitelte, und die Politik des Hauses Bourbon in Frankreich von dem in Spanien gänzlich trennte: das ist Dubois Verdienst, welches ihm aber der Prinz bei seiner Scheu vor jeder Anstrengung zu hoch anrechnete. Dubois hatte schon zu Ludwigs XIV. Zeit in London die Freundschaft des Lord Stanhope gewonnen, und ihn in der Folge in Paris bei den geheimen Festen des Herzogs von Orleans eingeführt. Stanhope war jetzt Staatssecretär und Minister Georgs I. Auf ihn gründete Dubois seinen Plan mit der Tripelallianz. Aber selbst die Idee dazu rührte nicht von Dubois, sondern vom Lord Stairs her, welcher als brittischer Gesandter am Hofe Ludwigs XIV., durch den Marquis von Canillac und den Abbé Dubois, der sich hierzu eines kleinen Ränkemachers Raimond bediente, welchen er bei der ersten Maitresse des Herzogs, Md. d'Argenton, und durch diese beim Prinzen einzuführen gewußt, und dem er selbst die Bekanntschaft des Lords zu verdanken hatte, mit dem Herzog von Orleans in genauere Verbindung gekommen war. Der Lord wollte den König von England und den Herzog von Orleans einander nähern, weil jeder den andern brauchte. Er bot daher dem Prinzen den Beistand seines Königs an, sowohl in Behauptung der Rechte der Regentschaft, als auf den Fall der Erledigung des französischen Thrones. Dubois und Canillac durchschauten schnell, wohin das führen könne; allein der Regent wies die gleich anfangs, als Dubois noch nicht im Staatsrathe saß, ihm angebotene Allianz mit England von sich, weil er auch den Beitritt Hollands verlangte, unterdessen aber sehen wollte, welchen Ausgang die Unternehmung des Prätendenten in Schottland haben würde. Als sie mißglückt war, ging der Regent auf

Digitized by Google

Stairs Plan mehr ein, den, außer Dubois und Canillac, auch der Duc de Noailles unterstützte. Er wünschte nur, um die Ruhe vollkommen zu sichern, daß auch Philipp V. von Spanien dazu treten möchte. Allein Alberoni verhinderte dies, und machte die Spannung zwischen Philipp und dem Regenten um so größer, weil letzterer dem Cardinal durch den französischen Gesandten in Madrid entgegen arbeiten ließ. Jetzt war aber auch England weniger entgegenkommend, ja Frankreich mußte befürchten, daß jenes mit Oesterreich und Holland aufs neue sich verbände, bei Gelegenheit einer Reise, die Georg I. über den Haag nach Hannover machte. Da begab sich Dubois selbst mit geheimen Aufträgen nach dem Haag, um Lord Stanhope bei seiner Durchreise zu sprechen, endlich sogar nach Hannover. Er ward beifällig gehört, doch gelang es ihm erst spät, den König von des Regenten Aufrichtigkeit zu überzeugen, und den Abschluß des Bündnisses, auf den Fuß des utrechter Vertrags, und der Garantie gegenseitiger Rechte, und unter, für Frankreich eben nicht sehr ehrenvollen, Bedingungen zu Stande zu bringen. Dieser unerwartete Erfolg einer für die persönliche Sicherheit des Regenten so wichtigen Unterhandlung überwog bei diesem jede andere Betrachtung. Er machte den bürgerlichen Dubois zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser galt endlich Alles, zumal nachdem er die Entdeckung eines Schreibers, den der spanische Gesandte in Paris gebraucht hatte, als er einen Plan des Cardinals Alberoni, den Herzog von Orleans zu entführen und für Philipp V. die Regentschaft in Besitz zu nehmen, copiren ließ, benutzt und sich dadurch das Verdienst, den Regenten gerettet zu haben, zugeeignet hatte. Auch brachte Dubois die Doppelheirath einer Infantin mit dem Könige und der Prinzessin von Chartres mit dem Prinzen von Asturien zu Stande. Der Regent hatte darüber so große Freude, daß er sagte: „Dubois ist gewandt wie der Teufel, um Alles durchzusetzen, was er will.“ — Doch ernannte er ihn nur auf ein Empfehlungsschreiben des Königs von England zum Erzbischof von Cambray. Jetzt war es die wichtigste Angelegenheit für den Minister, den Cardinalshut zu erlangen. Er trat deshalb auf die Seite der Molinisten, und der Regent nöthigte das Parlament, die den Jesuiten günstige Erklärung der Bulle in seine Register einzutragen. Auch gab man dem Könige gegen den Willen des Cardinals von Noailles einen Jesuiten zum Beichtvater. Die Unterhandlung über den Purpur zog sich aber in die Länge. Der Herzog Regent schrieb deshalb an zwei Päpste, an den König von Spanien, und selbst an den Cardinal von Rohan. Dubois ward immer hingehalten. Der Hut kostete ihm ansehnliche Geschenke. Er wollte sogar einen Theil der Gelder, welche der Kriegsminister Leblanc dem Herrn von Belle-Isle zur Bezahlung der Truppen angewiesen hatte, nach Rom in jener Absicht schicken; allein beide Männer schlugen es ihm ab. Bald darauf fielen sie in Ungnade, und der Herzog Regent ließ sie verhaften. Endlich kam der Hut an; und der Regent dankte in einem sehr verbindlichen Schreiben dem Cardinal Rohan für seine dabei gehabten Bemühungen, auch ertheilte er an die dabei thätig gewesenen Unterhändler die ihnen von Dubois dafür versprochenen Stellen. Der Cardinal wollte jetzt seine Macht auf Mazarins Beispiel gründen, und ließ sich daher vom Regenten den 23sten August 1722 zum Premierminister ernennen. Schon fing er an, allgewaltig wie Richelieu zu herrschen; alles beugte sich vor ihm: da ereilte ihn, die Folge seiner Ausschweifungen, der Tod. Er hatte nicht eher den Muth, sich einer schmerzhaften Operation zu unterwerfen, als bis der Regent selbst ihn dazu ermunterte und zugegen zu seyn versprach. Bei dieser Gelegenheit

soll der Prinz, da eben ein Gewitter am Himmel stand, spaßhaft gerufen haben: „das ist, hoffe ich, Reisewetter für meinen Kauz!“ Voilà un tems, qui, je l'espère, fera partir mon drôle! Dubois starb auch wirklich den Tag darauf, den 10ten August 1723, ein Mann, dem, wie St. Simon sagt, auch wenn er noch so freundlich und gescheut sprach, ein Rauch von Falschheit (fumée de fausseté) aus allen Poren drang, der ihn verfinsterte. Dessen allen ungeachtet bleibt ihm das Verdienst, die auswärtigen Verhältnisse Frankreichs während der Regentschaft nach einer besonnenen Ansicht mit Glück geleitet zu haben, obgleich der Regent selbst hierbei hauptsächlich auf sein persönliches Interesse Rücksicht nahm, und die Würde des Staats demselben nachsetzte. Doch rettete er sich und Frankreich aus der Gefahr von Alberoni's Entwürfen. Desto unglücklicher war der Regent in der Wiederherstellung der Finanzen. Er fand ein Deficit von 140 Millionen Livres. Desmorets entwarf ihm folgende Schilderung von der Lage des Staatsvermögens am 20sten September 1715. Die ordentlichen Ausgaben von 1715 betrugen 142 Millionen; der Ertrag der Abgaben war bis auf drei Millionen bereits verthan; und der Staat hatte an gefälligen Wechseln an die Briefsinhaber 711 Millionen zu bezahlen. Hierzu erschöpfte Unterthanen, verlassene und verwüstete Felder, einen vernichteten Handel, kein Vertrauen, keinen Credit, und im öffentlichen Schatze kaum 800,000 Livres baar. Die Regentschaft verwarf den Vorschlag eines Banquerotts, und nahm das System einer strengen Oekonomie an. Der Duc de Noailles hatte vorzüglich Einfluß auf diesen Theil der Staatsverwaltung. Man machte Ersparnisse, wo man konnte, und setzte sogar drückende Abgaben herab; doch konnte man Willkühr und Härte in der Erhebung nicht ganz verhindern. Indeß ward der von Louvois eingeführte Mißbrauch, Militärsteuern auf einen bloßen Ministerialbefehl zu erheben, abgeschafft. Von der Armee entließ man 25,000 Mann, die man dem Ackerbau zu gewinnen suchte. Was diesem am meisten schadete, war der veränderliche Stand des baaren Geldes. Bis 1712 war der Werth des Goldes und Silbers gestiegen; seitdem aber immer tiefer gesunken. Jedermann hielt also das baare Geld zurück, in der Erwartung, es solle steigen. Das Umschmelzen der Louisd'or entsprach der Absicht nicht, und die königlichen Papiere konnten nur mit vier Fünftel Verlust ausgegeben werden. Da entschloß sich der Regent durch das berüchtigte Visa-Edict, alle königliche Papiere in Staatspapiere zu verwandeln. Man gewann durch diese Umsetzung auf 600 Millionen visirte Papiere 237 Millionen. Hierauf ließ er, seit dem März 1716, vor einer besondern Justizkammer die Papierwucherer verfolgen und besteuern, welche bisher von dem öffentlichen Elend sich bereichert hatten und einem schändlichen Luxus fröhnten. Allein es fanden sich viele angesehene Familien in diesen schändlichen Handel verwickelt, so daß man jene Kammer im J. 1717 wieder aufheben mußte. Doch hatte der Staat über 200 Millionen an Strafsteuern eingezogen. Dies alles aber vermehrte nur die allgemeine Unruhe und Unsicherheit in Geldgeschäften; überall stockten die Zahlungen; die Obersteuereinnehmer konnten nicht mehr monatlich die versprochenen dritthalb Millionen Livres in den königlichen Schatz einliefern, und der Staat konnte den Truppen ihren Sold nicht zahlen. Da legte der Schottländer Law dem Regenten den Plan einer Hauptdisconto- und Zettelbank vor, welche den 2ten Mai 1716 ihre Geschäfte begann, und die bei einer fortgesetzten richtigen Verwaltung den Geldumlauf und das öffentliche Zutrauen dauerhaft gesichert hätte. Schon hörte der Wucher und das Schwanken des Geldwerthes auf, und der

Wechselkurs hatte sich verbessert. Allein das Deficit war noch immer nicht ganz gedeckt. Man setzte daher die Pensionen herab, und befahl den 10ten April 1717 die Bankzettel wie baar Geld in allen königlichen Cassen anzunehmen. Jetzt stieg ihr Credit auffallend, und der Staat verminderte die öffentliche Schuld nach und nach um 400 Millionen. Allein jetzt ließ sich der Regent verleiten, die Bank auf königliche Rechnung zu übernehmen, und damit eine Handelsgesellschaft zu verbinden, deren Actien zu drei Vierteln mit Staatspapieren gekauft werden konnten. Auch dieser Plan konnte, wenn man ihn mit vorsichtiger Mäßigung und strenger Ordnung ausführte, völlig gelingen; allein der französische Leichtsinn überließ sich der Hoffnung eines großen, schnellen und leichten Gewinnes zu früh; er ließ nichts reifen; er wagte zu viel, und verlor endlich Alles. Statt wie bisher den gleichen Umlauf des baaren und des Papiergeldes zu sichern, hofften Law und der Regent, das letztere werde seinen Meinungswerth unter allen Umständen behaupten. Es war leicht, eine flüchtige, unbesonnene Nation zu verlocken, daß sie ihr baares Geld in die königliche Bank gegen Papier, das man nach Willkühr vermehrte, hingab; aber desto schwerer, einen verschwenderischen Hof an Ordnung und Sparsamkeit zu gewöhnen, wo Ränkemacher, Günstlinge und Maitressen, welche den eingebildeten Reichthum für unerschöpflich hielten, über das Staatsvermögen verfügen konnten. Darum scheiterte Laws Plan, oder das System, wie es gewöhnlich genannt wird. Die höchste Strafbarkeit aber war es, daß er, als er die Folgen schon kommen sah, nicht schnell Halt machte, sondern durch gewaltsame oder treulose Mittel, die nur das Gegentheil bewirkten und den Sturz um so schneller herbeiführten, sein künstlich überspanntes System aufrecht erhalten wollte. So ließ er den Glauben an reiche Goldgruben verbreiten, die man in Louisiana oder am Mississippi, auf dessen Colonialhandel die Actien der westlichen Compagnie im J. 1717 gegründet waren, finden würde, ob er selbst gleich den Ungrund oder die Unwahrscheinlichkeit dieser Hoffnung einsehen mußte. Jedermann kaufte nun Actien. Indeß wies Law dieser westlichen oder Mississippi-Gesellschaft große Vortheile zu, u. a. den ausschließenden Negerhandel am Senegal, den Handel vom Cap bis China, das Münzrecht auf neun Jahre, den Tabaks- und den Steuerpacht. Die Gesellschaft borgte dazu gegen 1500 Millionen größtentheils in Papieren auf, — denn im ganzen Königreiche war kaum die Hälfte dieser Summe in Silber vorhanden — um sie dem Könige zu drei fürs Hundert zu leihen. Die Nation rechnete nicht nach, sondern überließ sich blindlings der Lockung so großer mit der Compagnie verbundenen Vorrechte. Man konnte nicht Actien schnell genug verfertigen, so groß war die Begierde, sich zu bereichern. Ihr Preis stieg auf eine unbegreifliche Höhe, und Law that nichts, um eine so gefährliche Spielwuth zu mäßigen. Vielmehr versprach er eine Dividende von zwölf fürs Hundert. Aber schon im December 1719 kam die Nation von ihrem Rausche zu sich. Im ganzen Königreiche war nur Papier im Umlaufe, und die Gebrüder Pâris hatten als kluge Finanziers dem Systeme des Schotten, der ihren Einfluß auf die Finanzoperationen der Regierung beschränkte, in der Stille entgegengearbeitet. Vergebens suchte der Regent, durch Umschmelzen und Herabsetzen des Metallwerthes das Papiergeld gegen Münze zu erhalten. Die Actien fielen zugleich mit den Bankzetteln im Werthe; doch kauften die klügeren Franzosen, auch wohl Ausländer, zeitig genug, ehe die Bank zu discontiren aufhörte, mit ihren Actien und Zetteln Diamanten, Grundstücke und Erzeugnisse aller Art zu jedem Preise auf. Die Verlegenheit der Regierung stieg endlich so sehr,

daß sie den 24sten Februar 1720 die königliche Bank mit der indischen Compagnie vereinigte, und der zum Generalcontrolleur ernannte Law ließ den Regenten das tyrannische Gesetz vom 25sten Februar 1720 unterschreiben, nach welchem niemand im Königreiche mehr als 500 Livres in Silber, weder gemünzt noch ungemünzt, bei Confiscation, zum Vortheil des Angebers, und einer Strafe von 10,000 Livres, bei sich haben sollte. Das Schrecken war allgemein. Jedermann sah sich von Verrath umgeben. Kein Freund traute mehr dem Freunde, und aus den Familien selbst verschwand die Treue. Einige vergruben ihre Schätze, Andere flüchteten sich damit ins Ausland, der größte Theil gehorchte. Law ließ in zwei Monaten 150 Millionen neue Bankzettel zur Einlösung des abgelieferten Silbers verfertigen. Hierauf gab man unbesonnener Weise den 21sten Mai 1720 einen Befehl, nach welchem der Werth der Actien und Zettel nach und nach bis zu Ende des Jahres auf die Hälfte herabgesetzt werden sollte. Dies war der Anfang des Banquerotts. Zwar nahm man den Befehl zurück, aber der Credit war dahin. Die Schuldner bezahlten ihre Gläubiger mit Papier, weil das Gesetz die Annahme desselben noch erzwang; allein der freie Handel hörte auf. Nun mußte Law die Circulation des Geldes wieder herstellen, da er aber im Besitze des größten Theils des baaren Geldes war, so steigerte er den Werth der Mark Silbers von 65 Livres auf 82, und den 30sten Juli gar bis auf 120, das Gold aber bis auf 1800. Das Volk sah sich betrogen, und es drohte ein allgemeiner Aufstand auszubrechen. Das Papier verlor auf dem Platze neun Zehntel, und die Bank nahm keins mehr an. Um das Volk, welches mit Papier kein Brod kaufen konnte, zu beruhigen, ließ man die kleinsten Zettel umsetzen. Bei dem Gedränge wurden drei Personen erdrückt, man trug sie vor den Pallast des Regenten, doch wurde der Tumult noch gestillt. Sechs Monate später entzog sich Law dem allgemeinen Hasse durch die Flucht. Sein ganzes Vermögen, das er mitnahm, bestand, wie man sagte, in 2000 Louisd'or. Er starb in sehr beschränkten Umständen in Venedig. Der Regent war von der schimmernden Seite des Systems so bestochen, daß er den Sturz desselben dem bösen Willen der Gegner Schuld gab. Daher fiel der gescheute und brave d'Aguesseau in Ungnade, an des Duc de Noailles Stelle trat d'Argenson, und das Parlament wurde verbannt, weil es einige Verordnungen Laws nicht angenommen hatte. Als bei dieser Gelegenheit der ehrliche Trudaine, welchen man seiner Stelle als Prévôt des marchands entsetzt hatte, beim Regenten sich beklagte, gab ihm dieser zur Antwort: Que diable voulez-vous, que je vous dise? — Vous êtes trop honnête homme pour nous!! — Der neue Generalcontroleur ordnete die Trümmer so gut er konnte. Die Gebrüder Pâris setzten durch die Operation des Visa 2222 Millionen Staatspapiere auf ungefähr 1700 Millionen herab. Ein kleiner Theil dieser Schuld ward bezahlt, der übrige gegen Visascheine ausgelöst. So endigte diese große Revolution des Vermögens. In ganz Frankreich, besonders in der Hauptstadt, waren viele Tausende rechtlicher Leute Bettler geworden, nur wenig geschickte Speculanten hatten ungeheuer gewonnen. Aber Luxus und Thorheit vergeudeten schnell den mit dem Unglücke so vieler Familien erkauften Reichthum. Dadurch vollendete Laws System das Sittenverderbniß des französischen Volks. Gewinnsucht und Verzweiflung, Haß und Ueppigkeit berauschten, lähmten, peinigten und vergifteten selbst den schlichten Sinn des fleißigen Bürgerstandes. Diese Revolution und die Tripelallianz, aus welcher durch Oesterreichs Beitritt im J. 1718, London den 2ten August, die Quadrupelallianz gegen Spanien

Digitized by Google

entstand, bestimmen den Gang der Regentschaft in ihrer auswärtigen, wie in der innern Politik. Jene hing von Englands System ab, daher der Krieg im J. 1719 und die Veränderungen des Besitzstandes in Italien nicht in die Geschichte des Prinzen Regenten gehören. Diese, die innere Politik, schwankte stets zwischen weisen und unbesonnenen Entschlüssen. Die Armee und das Seewesen wurden vernachlässigt. Der Regent ließ, bei seiner eignen Scheu vor Anstrengung, die Minister machen, und wiegte sich mit schimmernden Ideen und Planen ein. Vor dem schwierigen Unternehmen, die Reichsstände zu berufen, erschrak sein unentschlossener Geist. Allein den legitimirten Söhnen Ludwigs XIV. ließ er, trotz allen Widerspruchs, durch eine Commission das Recht der Erbfolge und den Vorzug, sich Prinzen vom Geblüte zu nennen, absprechen. Alle Feinde des Regenten schlossen sich daher an den Herzog von Maine an, und dieser fand im Parlamente geheime Unterstützung. Er widersetzte sich standhaft den Münzedicten. Da beschloß der Regent durch ein Lit de Justice, welches er den 26sten August nach einem von Dubois entworfenen Plan den jungen König im Pallaste der Tuilerien halten ließ, allen Widerstand und die Gegenpartei selbst zu vernichten. Die Beschlüsse des Parlaments wurden aufgehoben; den legitimirten Prinzen wurde der vom verstorbenen Könige ihnen eingeräumte Rang vor den Pairs genommen und den letztern wieder zugestanden, jedoch in Ansehung des Grafen von Toulouse eine persönliche Ausnahme gemacht, endlich ward dem Herzog von Maine die ihm von Ludwig XIV. ertheilte oberste Leitung der Erziehung des Königs abgenommen. Niemand widersprach diesen despotischen Entscheidungen, der Regent hatte bloß seine Frau zu beruhigen, welche über die ihrem Bruder, dem Herzog von Maine, zugefügte Beleidigung außer sich war. Allein die Gemahlin des letztern ließ ihre ganze Wuth an dem Präsidenten des Parlaments und an ihrem Manne aus. Zuletzt arbeitete sie an einem Plane, das Königreich gegen den Regenten in Aufruhr zu bringen, den König von Spanien an dessen Stelle zu setzen und ihren Gemahl zum Viceregenten zu machen. Der spanische Gesandte Cellamare verfuhr aber in dieser Angelegenheit dem ungestümen Alberoni viel zu langsam, und die französische Nation setzte damals noch ihre Hoffnung auf das System, so daß an einen Aufstand nicht zu denken war. Ein Zufall entdeckte endlich dem Minister Dubois, wie schon oben gesagt worden ist, den ganzen Plan. Der Regent ließ den spanischen Gesandten bewachen, seine Papiere untersuchen, und ihn hierauf über die Gränze bringen, der Herzog von Maine aber und seine Gemahlin wurden als Staatsgefangene in den Schlössern zu Dourlens und Dijon eingesperrt. Die letztere gestand Alles ein, und nahm die Schuld auf sich. Der Regent wollte aus natürlicher Furchtsamkeit oder Schwäche nicht streng nach den Gesetzen verfahren. Er glaubte, daß der Herzog von Maine an den Planen seiner Gemahlin keinen Theil gehabt habe, und verzieh dieser eine Verschwörung, welche er wie ein Intriguenstück auf dem Theater der Welt belachte. Aber von ihren Mitverschwornen in Bretagne, die sie verrathen hatte, starben vier auf dem Blutgerüste. Der erste Präsident des Parlaments de Mesmes wagte es, durch eine Dame, die Zutritt beim Regenten hatte, eine Audienz zu erlangen, in welcher er seine Unschuld betheuerte. Der Prinz überwies ihn aber durch einen Brief, den er als Mitverschworner geschrieben; doch strafte er nicht, weil er nun ganz auf die sklavische Ergebenheit dieser Magistratsperson rechnen konnte. Dieselbe Festigkeit, mit welcher der Regent das Parlament von aller Einmischung in Regierungsgeschäfte entfernt hielt, bewies er auch in der

parteiloſen Verwaltung der Gerichtspflege, wo jeder Bürger vor dem Geſetze gleich ſey; daher wurde der Graf Horn, welcher einen Wechsler ermordet hatte, um ihm ſein Taſchenbuch zu nehmen, trotz aller Fürbitten ſeiner Familie, lebendig gerädert. Die Familie ſtellte ihm vor, der Graf ſey mit den vornehmſten Häuſern, und ſelbſt mit dem des Regenten verwandt, auf die ein Theil der Schande mit fiele; allein der Prinz antwortete: „die Schande liegt im Verbrechen, nicht in der Beſtrafung, und was mich betrifft, M. H., nun gut, ich will die Schande mit Ihnen theilen.“ Den König machte der Regent nach und nach auf eine ſehr gefällige Art mit den Geſchäften bekannt, indem er ihm jeden Abend das Anziehendſte davon leicht und verſtändlich vortrug. Der Marſchall Villeroi war dabei als Gouverneur des Königs ſtets zugegen. Dies wollte der Regent abſichtlich verhindern, um den Marſchall, wenn er ſich darein nicht fügte, und den Regenten mit Trotz behandelte, für eine dem Cardinal Dubois, welcher Premierminiſter werden wollte, zugefügte Beleidigung zu züchtigen. Der Plan gelang. Villeroi gab nicht zu, daß der Regent den König allein ſprach; dafür ließ ihn der Regent den Tag darauf verhaften und verbannte ihn auf ſein Landgut. An ſeine Stelle ernannte er den Herzog von Charoſt zum Gouverneur. Der Lehrer des Königs, der Biſchof von Freius, Fleury, beruhigte den über dieſen Vorfall erſchrockenen jungen König, und Villeroi blieb abgeſetzt. Jetzt wurde Dubois Premierminiſter. Bald darauf erfolgte die Krönung des Königs, und den 15ten Februar 1723 legte der Regent ſeine Gewalt in die Hände des volljährigen Königs nieder. Jetzt überließ ſich der Herzog von Orleans ungeſtört ſeinem Hange zum epicureiſchen Leben. Indeß nach Dubois Tode nahm er die Stelle eines Premierminiſters an: denn er ſcheute nicht die Arbeit, ſondern nur die Mühe; galt es aber, ſo erhob er ſich mit Kraft. Seinen Luſtgenoſſen (roués) und Günſtlingen geſtattete er keinen Einfluß auf die Geſchäfte. Er kaufte ſeine Genüſſe nur mit Geld, und ſelbſt im wildeſten Taumel der Ausſchweifung entfiel ihm nie ein Staatsgeheimniß. Der König ſchien ihm Zutrauen zu ſchenken, die Zeit, glaubte man, habe ſeine ſeltenen Eigenſchaften gereift, und man faßte ſchon gute Hoffnungen von der Zukunft, als der Herzog in ſeinem funfzigſten Jahre — eine Folge ſeiner Unmäßigkeit — den 25ſten December 1723 am Schlagfluſſe ſtarb.

Orleans (Louis Joſeph Philipp, Herzog von), Urenkel des Vorigen, geb. zu St. Cloud den 13ten April 1747, guillot. 1793 den 6ten November. Er hieß Herzog von Chartres bis 1787, wo ſein Vater, Ludwig Philipp von Orleans, ſtarb. Seine Mutter war Luiſe Henriette von Bourbon und Conti. Eine gemeine Natur, aufgedunſen von den Gelüſten einer verbrecheriſchen Zeit, ſchwamm dieſer Menſch, getragen von der Woge der Revolution, dem Strome nach, bis er an ſeinen Klippen zerſchellte. Sein Leben entſprach dieſem Ende. In der Jugend war ſein Ruhm die höchſte Sittenloſigkeit. Man gab ihm Schuld, er habe abſichtlich ſeinen Schwager, den Prinzen von Lamballe, Sohn des Herzogs von Penthievre, in ſeine Ausſchweifungen hineingezogen und zu Grunde gerichtet, um ſein Vermögen zu erben. Seine Gemahlin glich an Tugend und Frömmigkeit ihrem Vater. Orleans machte ſie unglücklich, ſie wandte dagegen ihr Herz und ihren Geiſt mit glücklicherm Erfolge zu ihren Söhnen, die an Bildung der Mutter gleichen, und, wenn die regierende Linie des Hauſes Bourbon ausſtirbt, dem Throne die nächſten, und ihrer perſönlichen Eigenſchaften wegen die Hoffnung Frankreichs ſind. — Die Natur hatte viel für den Herzog von Orleans gethan, das Glück noch mehr, er war uner-

meßlich reich. Von mehr als mittler Manneslänge, gefiel er durch seine schöne Gestalt und angenehme Gesichtsbildung; aber seine Ausschweifungen hatten sein Gesicht mit rothen bösartigen Pocken bedeckt. Nicht ohne natürlichen Verstand, war er dennoch unwissend und leichtgläubig, doch sehr geschickt in körperlichen Uebungen; übrigens bei schwächlicher Gutmüthigkeit ohne Charakter, ja ohne eignen Willen, außer wo ihn Leidenschaften reizten. Nachdem er allen Sinnenkitzel bis zur Sättigung genossen, fand er in dem blutigen Hasse der Revolution neue Spannung für seine abgestumpften Nerven, und in der Befriedigung der Rache ein neues wollüstiges Gefühl. — Sein öffentliches Leben war durchaus nicht sein Werk, sondern das der Umstände. Durch seine Geburt zur Stelle eines Großadmirals berufen, führte er im J. 1778 eine Abtheilung der Flotte, unter Herrn von Orvilliers Oberbefehl, gegen den Admiral Keppel in dem Treffen bei Quessant, an. Allein diese Abtheilung stand im Hintertreffen, und der Ruf warf ihm Feigheit vor, so daß er, statt Großadmiral zu werden, die Stelle eines Generaloberſten der Husaren erhielt; Stoff genug zu bittern Epigrammen! Seitdem fing er an, Ludwig XVI. zu hassen. Vergebens stieg er einige Jahre darauf in einem Luftballon. Da er bisher keinen Muth gezeigt, ja beim Einfahren in einen Schacht sogar gezittert hatte, so sagten jetzt die Spötter: er habe alle Elemente zu Zeugen seiner Feigheit machen wollen. Ungeachtet dieser natürlichen Zaghaftigkeit war er nicht ohne Ehrgeiz; er verwechselte aber die Macht seines Reichthums und seines Ranges mit angeborner Kraft. Daher suchte und erhielt er die Stelle eines Großmeisters aller Freimaurerlogen in Frankreich; der Weg, um späterhin in den Volksgesellschaften eine Rolle zu spielen. Schon 1788, wo der Hof mit den Parlamenten in Streit gerieth, trat er auf die Seite des Volks, widersetzte sich in der königlichen Sitzung vom 19ten November dem Könige, und ward verwiesen, von Zeitschriftstellern aber, denen er reichlich Gold spendete, zu einem Abgotte des Volks erhoben. So fand er in Ränken durch sein Geld den Weg zur Berühmtheit. Er kaufte Korn auf, um es bei der eingetretenen künstlichen Theurung den Armen wohlfeil oder umsonst abzulassen. Er ließ im Winter 1788 und 89 Zimmer für die Armen heizen, sie an großen Tafeln speisen, und Geld unter sie vertheilen. Seine Habsucht glaubte, durch herrschsüchtige Entwürfe zehnfach zu gewinnen, was er hier verschwendete. Er trat daher als entschiedener Gegner des Hofes in den ersten Bewegungen der Revolution auf; er war, um dem Volke zu gefallen, persönlich bei der Plünderung der Papiermanufactur zu Reveillon zugegen, und ließ sich vom Adel zu Crepy in Valois zum Mitgliede der ersten Nationalversammlung ernennen. Aber bald trennte er sich vom Adel, und trat nebst mehrern andern auf die Seite des dritten Standes. So warf er sich vom ersten Anbeginn mit frevelhaftem Gelust in den Strudel der Revolution. Er nahm an den geheimen Zusammenkünften im Palais royal und zu Passy Theil, wo ihn listige Häuptlinge mit dem Wahne kirrten, er könne das Ansehn der Königin vernichten, den König schrecken, und sich zu dessen Generallieutenant im Königreich ausrufen lassen. Hätte er mehr Muth gehabt, so würde er schon damals an die Spitze des Volksaufstandes getreten seyn. Vergebens stießen ihn seine Führer auf diesen Punkt hin. Kaum hatte er den 12ten Juli 1789, wo er mitten unter den Volkshaufen im Palais royal trat, die Kraft, das Wort hervorzubringen: „Es giebt nur ein Mittel: greift zu den Waffen!“ Eiligst zog er sich in seinen Pallast zurück. Seitdem brauchten ihn seine Anhänger nur als ein Schreckmittel für ihre Zwecke, doch schmeichelten sie ihm und seiner

aufgeblasenen Ehrsucht so lange noch, als er ihnen zum Schämel nöthig schien. Von ihnen verleitet, bestach er das Regiment der französischen Garden, damit die Bastille am 14ten Julius fiele, und der Hof zitterte. Er ließ Schmähschriften gegen die Königin vertheilen, die er vorzüglich mit dem giftigsten Hasse verfolgte. Dafür trug das Volk seine und Neckers Büste im Triumph durch die Stadt. In wie fern er seitdem an allen Ausbrüchen des Volksjacobinismus nähern oder entferntern Theil genommen, kann nicht mit Bestimmtheit gezeigt werden, allein die Spur der orleanischen Partei läuft deutlich genug durch die dunkelsten Windungen der Revolutionsgräuel hin. Er hatte nicht das Herz vorzutreten, noch Kühnheit genug, um das begonnene Verbrechen zu vollenden. Daher gelang der Plan in der Nacht vom 5ten und 6ten October, als dessen Haupturheber alle Aussagen den Herzog einstimmig bezeichneten, nur halb. Lafayette bedrohte ihn deshalb mit gerichtlicher Untersuchung, wenn er nicht Frankreich verließe; und der erschrockene Orleans ließ sich durch keine Vorstellung Mirabeau's zurückhalten; er ging mit Erlaubniß des Königs nach England. In der Folge (2ten October 1790) wurden jedoch er und Mirabeau durch die Nationalversammlung von jeder Anklage frei gesprochen. Nach acht Monaten kam er zurück, und leistete den Bürgereid. Bei der Flucht Ludwigs XVI. erklärte er, daß er auf die Regentschaft, im Fall sie ihm angetragen werden sollte, Verzicht leiste, wahrscheinlich aus Furcht vor den Gefahren, die damit verbunden waren. Er beschäftigte sich lieber mit gewinnreichen Aufkäufen von Getraide und Zukker. Daher verließen ihn die meisten seiner Anhänger, und die einzelnen Republikaner traten, zum Theil von dem kühnen Barnave aufgefodert, in einen größern Verein zusammen. Jetzt riethen die Minister dem Könige zu einer Aussöhnung mit Orleans. Er wurde zum Admiral von Frankreich ernannt; da er sich hierauf gegen den Minister Bertrand von Moleville dem Hofe weniger abgeneigt zeigte, so rieth ihm Moleville, sich dem Könige wieder zu nähern, und übernahm es auf seinen Wunsch, Ludwig XVI. darauf vorzubereiten. Der König hatte auch wirklich mit dem Herzog eine lange Unterredung, und war sehr zufrieden, daß seine Minister eine Art von Aussöhnung zu Stande gebracht hatten. Aber unglücklicher Weise wußten davon die Hofleute nichts, als der Herzog wenig Tage nach jener Unterredung, im Januar 1792, bei Hofe erschien, um dem Könige seine Morgenaufwartung zu machen. Sie behandelten daher, von ihrem blinden Royalismus bethört, den Herzog mit der beleidigendsten Verachtung, und vergaßen dabei die Klugheit wie den Anstand, so daß beim Hinabsteigen der Treppe auf den Herzog sogar gespuckt wurde. Die Beschimpfung war so öffentlich und erschien so absichtlich, daß Orleans sich die Ueberzeugung nicht nehmen ließ, der König und die Königin wüßten darum. Mit Wuth und Rache im Herzen verließ er das Schloß, und ward der unversöhnlichste Feind des Königs und der Königin in der Revolutionspartei, zu der er jetzt von neuem trat. Der Hof schlug ihm daher sein Gesuch ab, bei dem Heere unter Luckner zu dienen, worüber der Herzog bei der Nationalversammlung Klage führte. Nun erfolgten die Schreckenstage vom 20sten Juni und 10ten August 1792, an denen Orleans wohl Theil haben mochte, ob er gleich einsehen mußte, daß hier eine mächtigere Partei als die seinige ihn selbst mit sich fortriß. Er ward hierauf im September zum Mitgliede des Convents ernannt; aber hier verließen den feigen Schwächling die letzten seiner falschen Freunde und Mitverbrecher, selbst Fauchet, Manuel und Merlin von Thionville. Sie spielten jetzt offen und frei ihre Rolle als Republikaner. Zuletzt hielt es nur

noch ein Theil der Girondepartei mit ihm. Um sich der Gesellschaft Marats, Robespierre's, Danton's, Collot d'Herbois, Camille Desmoulins, Freron's u. A. m., mit denen er zugleich zum Deputirten von Paris bei dem Nationalconvente ernannt werden sollte, würdig zu machen, ließ er sich den 15ten September 1792 von der Gemeinde von Paris bevollmächtigen, den Namen Egalité für sich und seine Nachkommen anzunehmen, auch machte er im December durch den Druck bekannt, daß er, um sich die Rechte eines Bürgers zu erhalten, feierlich auf sein Thronfolgerecht verzichte. Er suchte überhaupt die noch schwankenden Jacobiner auf die Seite der Maratisten zu ziehen, und gab ihnen in dieser Absicht republikanische Gastmähler. Jene Verbindung aber machte ihn der Gironde verdächtig. Diese Faction gab vor, die Municipalität von Paris habe die Absicht, den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen. Sie verlangte daher, als die Stadt Paris die Verurtheilung Ludwigs foderte, daß Philipp von Orleans und alle Bourbons aus der Republik verbannt werden müßten. Das Betragen des Herzogs in dem Prozesse des Königs, wo er mit herzloser Kälte für die Hinrichtung seines Vetters stimmte, empörte selbst einen Theil der Jacobiner, und erregte lautes Murren in der Versammlung. Bei der Hinrichtung war er in einem Cabriolet zugegen, und fuhr hierauf mit seinen Genossen nach Raincy, um diesen Tag durch eine Orgie zu feiern. Bald darauf trennte sich seine Gemahlin von ihm; sein Schwiegervater, der tugendhafte Herzog von Penthièvre, starb vor Kummer den 4ten März, und Orleans riß dessen reiche Erbschaft an sich. Am 9ten besuchten ihn Danton, Robiespierre, Marat u. A., um Geld von ihm zu empfangen zu einer Volksbewegung, die sie zu seinen Gunsten veranstalten wollten; allein der Versuch mißlang, weil Orleans in dem entscheidenden Augenblicke den Muth nicht hatte, auf das Rathhaus zu gehen, und seine Rolle auszuführen. Nun gab ihn selbst Robespierre auf. Er ließ ihn im April aus der Liste der Jacobiner streichen. Endlich traf ihn das Anklagedecret. Vergebens flehte er den Convent und seine ehemaligen Freunde um Theilnahme und Schonung an. Umsonst berief er sich auf sein „Verdienst, für den Tod des Königs gestimmt zu haben!!“ Alle Parteien waren gegen ihn, jede machte der andern die Verbindung mit einem so verächtlichen Menschen zum Vorwurf. Er ward daher nebst den übrigen Mitgliedern seiner Familie in die Gefängnisse von Marseille gebracht. Hier lebte er in solcher thierischen Völlerei, daß der Prinz von Conti den Convent schriftlich ersuchte, ihn von seinem Mitgefangenen zu trennen, dessen Nähe ihm eine härtere Strafe dünke, als der Tod. Der Convent aber nahm auf diese Bitte keine Rücksicht. Als hierauf das bestochene Criminalgericht von den Rhonemündungen den gefangenen Philipp Egalité für unschuldig erklärte, verbot der Wohlfahrtsausschuß dessen Freilassung, und ließ ihn nach sechsmonatlichem Hafte nach Paris bringen, wo er den 2ten November ankam, und den 6ten November früh um 4 Uhr vor dem Revolutionstribunale sich mit ziemlicher Ruhe und Gewandtheit vertheidigte. Man beschuldigte ihn der Verschwörung gegen die Sicherheit der Republik. Sein Hauptverbrechen aber war sein Vermögen und sein königliches Blut. Nach Abhörung eines einzigen Zeugen verurtheilte man ihn. Er hörte das Todesurtheil mit Standhaftigkeit an, und starb gefaßt denselben Tag um 5 Uhr; doch erblaßte er, als er dem Schaffotte sich näherte. Man führte ihn vor seinem Pallaste vorüber, auf den er aber keinen Blick warf. Mit ihm wurde noch der Deputirte Coustard hingerichtet. Das Volk verwünschte Orleans laut, und rief ihm zu: Tu as voté la mort de ton cousin, comptant lui succéder, mais tu ne lui succéderas que dans la Guillotine.

Wenige Tage vorher, den 31sten October, waren 21 Mitglieder des Convents hingerichtet worden, und unter diesen mehrere von Orleans ehemaligen Freunden und Theilnehmern, namentlich der Marquis von Sillery, der Gemahl der Gräfin von Genlis, der Maitresse des Herzogs von Orleans. Seine beiden Söhne wurden im November 1796 von Marseille, wo sie bis dahin Gefangene gewesen waren, nach Philadelphia gebracht. Seine unglückliche Gemahlin, Louise Marie Adelaide, geb. von Bourbon-Penthievre, geb. den 13ten März 1753, seit dem 6ten November 1793 verwittwete Herzogin von Orleans, wurde im September 1795 in Freiheit gesetzt, erhielt aber erst im J. 1797 den Genuß ihres Vermögens wieder. Nach dem 18ten Fructidor wurde ihre Deportation von den gesetzgebenden Räthen beschlossen; sie begab sich nach Spanien, wohin man ihr ein Jahrgeld von 100,000 Franken verabfolgen ließ. Nach der Restauration Ludwigs XVIII. kam sie im J. 1814 wieder nach Paris, und blieb durch Krankheit zurückgehalten daselbst, als Bonaparte im März 1815 des Thrones von Frankreich ein zweites Mal sich anmaßte. Damals begab sich der älteste Fürst des Hauses Orleans, des Guillotinirten Sohn, Ludwig Philipp, nach England. Hier verweilte er, bei der zwischen der regierenden Linie und ihm vorwaltenden Spannung, bis in das Frühjahr 1817, da er sich wieder in Paris niederließ. Er ist geboren den 6ten October 1773, und im J. 1809 mit Marie Amalie, der Tochter Ferdinands IV., Königs beider Sicilien, vermählt, aus welcher Ehe zwei Söhne (Ferdinand, Herzog von Chartres, und Ludwig, Herzog von Nemours) und zwei Töchter am Leben sind. Er hat außerdem noch zwei Brüder: Anton Philipp, Herzog von Chartres, und Alphons, Graf von Beaujolois, und eine unverheirathete Schwester. — Ch.

Orlow. In der russischen Geschichte sind mehrere Männer dieses Namens berühmt geworden. Die Familie Orlow gehört zu den altadeligen Geschlechtern Rußlands. Ein gewisser Gregor Orlow war unter Peter I. Oberstlieutenant der Strelitzen, und hinterließ fünf Söhne: Iwan, Gregorej, Alexej, Feodor und Wladimir, unter denen wir des zweiten und dritten weitläufiger erwähnen wollen. — Gregorej Orlow kam nebst seinen beiden ältesten Brüdern in das Landcadettencorps, wo er in den Militärkenntnissen und in der deutschen und französischen Sprache guten Unterricht erhielt. Von da trat er in ein Garderegiment zu Fuß, wurde aber bald zur Artillerie versetzt und Adjutant des Generalfeldzeugmeisters Schuwalow. Er lebte mit seinen Brüdern ausschweifend und verschwenderisch, und wußte sich, als sein Vermögen aufgezehrt war, durch Spiel und andere Kunstgriffe aus seinen Verlegenheiten zu helfen. Im siebenjährigen Kriege wurde er mit dem zum Gefangenen gemachten Grafen Schwerin nach Petersburg geschickt, und hier zufällig von der Großfürstin Catharina gesehen, die eben in Poniatowski ihren Liebling verloren hatte. Der Anblick des schönen Mannes fesselte ihr Herz, und bald entspann sich eine Intrigue, welche den gewöhnlichen Gang solcher Einverständnisse nahm. Die Nacht verbarg die geheimen Zusammenkünfte bei Gregor. Die Folgen davon traten noch unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth ein, und machten den Vorwand eines kranken Fußes nöthig, welcher der Großfürstin das Aufstehn vom Stuhle nicht erlaubte. Erst unter Peters III. Regierung wurde Catharina wieder hergestellt. Die Idee einer Thronrevolution, welche die Kaiserin ihrem Günstling mittheilte, wurde von diesem mit Feuer ergriffen. Er zog seine Brüder ins Geheimniß, welche es hauptsächlich übernahmen, die Garden zu gewinnen. Gregor aber erhielt auf der Großfürstin Empfehlung die Zahlmeisterstelle bei der Artil-

lerie, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, bedeutende Geldsummen für das Interesse der Kaiserin anwenden zu können. Als man sich genöthigt sah, die Revolution früher auszuführen, als man Willens gewesen, blieb Gregor, während sein Bruder Alexis die Kaiserin von Peterhof abholte, in der Stadt, spielte und trank die Nacht hindurch mit einem gewissen Persiliew, der von Peter den Auftrag hatte, Catharinens Anhänger zu beobachten, und verließ ihn erst gegen Morgen, als jener nicht mehr schädlich werden konnte. Er ging zu den Garden, fuhr dann der Kaiserin entgegen, und kündigte ihr an, daß alles bereit sey. Die Revolution begann u. hatte den erwünschtesten Erfolg. Orlow wurde jetzt ungesäumt dem ganzen Hofe öffentlich als erklärter Liebling feierlich dargestellt. Bei der Cour im Sommergartenpalais saß er neben dem Thron; und gleich darauf bezog er eine Wohnung im Winterpalais, ganz in der Nähe der neuen Monarchin. Dies geschah noch bei Peters Lebzeiten. Nach des Kaisers Tode empfing er den Kammerherrnschlüssel und den Alexander-Newskyorden. Die Grafenwürde für ihn und seine Brüder, und höhere Ehrenstellen folgten bald nach; er wurde Generaladjutant der Kaiserin, Generaldirector aller Fortificationen, Chef der Chevaliergarde, Obristlieutenant der Garde zu Pferde und Präsident des Gerichts über die Colonisten. Endlich wurde er Generalfeldzeugmeister, Ritter des blauen Bandes von Rußland und verschiedener fremder Orden, und Reichsfürst. Er war lange der einzige, der das Portrait seiner Monarchin im Knopfloche tragen durfte. Dabei waren seine Reichthümer ungeheuer. Seiner Macht fehlte nichts als der kaiserliche Titel, und auch diesen würde er mit Catharinens Hand empfangen haben, wenn sich nicht die Grafen Bestuschew, Woronzow und Panin ihrer Vermählung widersetzt hätten. Orlows rohes und rücksichtsloses Betragen war nicht geeignet, die Kaiserin dauernd zu fesseln. Ihre Zuneigung erkaltete; seine Nähe fing an, ihr lästig zu werden. Catharina überredete ihn daher, als 1771 die Pest 150,000 Menschen in Moskau hinraffte, persönlich Anstalten gegen das Uebel zu treffen, und sich dadurch den Dank der Nation zu erwerben. Orlow ging dahin, und wurde bei seiner Rückkehr mit scheinbarer Freude empfangen. Ein marmorner Triumphbogen zu Sarskoe-Selo und eine Medaille, auf der er, ein zweiter Curtius, sich in den Pfuhl stürzt, verherrlichten das Andenken seines Verdienstes. Ihn aufs neue zu entfernen, überredete ihn die Kaiserin, nach Fockschani in der Wallachei zu gehen, wo ein Congreß zur Beendigung des Türkenkriegs eröffnet werden sollte. Orlow erschien hier mit einer kaiserlichen Pracht, benahm sich aber mit einer so empörenden Anmaßung gegen die Türken, daß der Zweck durchaus verfehlt wurde. Er war noch in Fockschani, als er erfuhr, daß die Kaiserin einen neuen Günstling gewählt habe. Wüthend darüber machte er sich sogleich auf den Weg nach Petersburg, bekam aber unterwegs die Weisung, sich einstweilen auf sein Schloß Gatschina zu begeben. Ein Vierteljahr lebte Orlow hier unter unaufhörlichen Ausbrüchen seines gereizten Charakters, ohne daß es der Kaiserin gelang, ihn durch Unterhandlungen zur Ruhe zu bringen. Eben so fruchtlos waren Drohungen. Die Kaiserin, die nicht ohne Furcht vor seiner Rache war, schrieb endlich selbst an ihn, überschickte ihm das Fürstendiplom, nannte ihn Durchlaucht, und bat ihn, eines ihrer Lustschlösser zu seinem Aufenthalt zu wählen. Orlow ging nach Sarskoe-Selo, und lebte hier mit der Pracht und dem Aufwande eines Kaisers. Aber im December 1772 verschwand er plötzlich, und überraschte Catharinen in Petersburg. Beide benahmen sich sehr gut, und söhnten sich aus. Orlow blieb den Winter über in Petersburg, und bekam alle seine vorigen Beschäftigungen im

Staate zurück. Die Kaiserin machte ihm unter andern den prächtigen Marmorpallast zum Geschenk. Fürst Orlow schenkte ihr dagegen den berühmten großen Brillanten, und ließ auf seine Kosten das große Arsenal in Petersburg bauen. Bei dem allen wurde er nicht ruhig, und kam plötzlich auf den Einfall, sich in Reval niederzulassen. Von hier ging er auf Reisen, besuchte Frankreich, kehrte aber bald nach Petersburg zurück. Er fand jetzt Potemkin in der Gunst der Kaiserin, begab sich nach Moskau, und besuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Endlich heirathete er in Petersburg, und von diesem Augenblick an kehrte die Zufriedenheit in sein Herz zurück. Er fand sich in der Ruhe des Privatlebens glücklich, ging mit seiner Gemahlin auf Reisen, hatte aber das Unglück, sie sehr bald zu verlieren. Nach ihrem Tode kam er 1782 nach Petersburg zurück, und sogleich ergriff ihn auch die vorige Unruhe wieder. Seine Rücksichtslosigkeit hatte ihm eine Menge Feinde gemacht, deren Haß täglich zunahm. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß ihm auf ihre Veranstaltungen ein verzehrendes Gift beigebracht wurde, welches seine Wirkungen dadurch äußerte, daß es anfänglich periodische Anfälle von Wahnsinn hervorbrachte, und endlich im April 1783 seinem Leben unter den schrecklichsten Qualen eines schuldbewußten Gewissens ein Ende machte. Unter Catharinens Lieblingen war Orlow der schönste. Er hatte mehr Verstand als Kenntnisse, war mehr leichtsinnig als boshaft, mehr verschwenderisch als gutthätig, dabei entschlossen und muthig, und bewies in den letzten Lebensjahren die strengste Rechtschaffenheit. Seine Ehe war kinderlos. — Alexis Orlow, der dritte Bruder, hatte mit den beiden ältern gleiche Erziehung, und trat ebenfalls als Unterofficier unter die Garde. In einem Streite, den er noch als Sergeant einst in einem Weinhause hatte, erhielt er einen Hieb über der linken Seite des Mundes, der für immer eine große Narbe zurückließ. Bei der Revolution im J. 1762 bewies er von allen seinen Brüdern vielleicht die meiste Thätigkeit. Als die Verschwornen in der Nacht vor dem entscheidenden Tage die Rollen unter sich vertheilten, erhielt Alexis den Auftrag, mit dem Sergeanten Bibikow die Kaiserin von Peterhof abzuholen. Dem gemäß eilte er zur bestimmten Zeit hin, ließ die Kaiserin ein schlechtes Fuhrwerk besteigen, und nahm selbst als Kutscher die Zügel. Sobald sie im Quartier der ismailowschen Garde angekommen waren, begann die Revolution. Nachdem man sich der sämmtlichen Garden versichert hatte, fuhr die Kaiserin in demselben Wagen nach der kasanschen Kirche. Alexis schwang sich auf ein Pferd, ritt voran, und als die Kaiserin bei der Kirche ankam, rief er sie daselbst zur Monarchin von Rußland aus. Peters Tod wurde beschlossen; Alexis ritt mit einigen Andern nach Ropscha, um ihn zu beschleunigen. Er überbrachte die Nachricht davon der Kaiserin, welche sie mit gefaßter Seele aufnahm. Jetzt wurde er für seine Dienste reichlich belohnt; aber Catharinens glänzender Hof gab seinem Ehrgeiz keine Befriedigung. Der erste Türkenkrieg bot ihm Gelegenheit dar, sich Ruhm zu erwerben. Orlow war Generallieutenant, Generaladjutant der Kaiserin, Lieutenant der Chevaliersgarde, Oberstlieutenant der Garde Preobratschensky, und Ritter der damaligen russischen Orden; er konnte folglich keine subalterne Rolle übernehmen, zum Oberbefehl über eine Landarmee aber fehlten ihm Kenntniß und Erfahrung. Er übergab der Kaiserin den Operationsplan einer Flotte in den Gewässern des Archipelagus. Der Plan wurde genehmigt, und Alexis Orlow zum Generaladmiral der ganzen russischen Flotte im Archipelagus mit unumschränkter Vollmacht ernannt. Die Hauptunternehmung dieser prächtigen Rüstung war der Angriff auf die türkische Flotte bei Tschesme und ihre Verbren-

nung, wofür er den Beinamen Tschesmenskoy (der Tschesmier) erhielt. (Vergl. Hackert.) Orlow war noch bei der Flotte, als sein Bruder die Stelle eines Günstlings verlor. Die Kaiserin, die seinen unternehmenden Geist kannte, schickte ihm den Befehl, nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß die Flotte zu verlassen. Orlow besuchte Italien, und damals täuschte er zu Livorno die hülfsbedürftige, aber gewiß nicht gefährliche Tochter der Elisabeth, und ließ sie zu ihrem Tode nach Rußland führen. Als er nach Verlauf einiger Jahre nach Petersburg zurückkam, ward ihm der glänzendste Empfang zu Theil. Alle Künste mußten wetteifern, seine Siege zu verkündigen und zu verewigen. In Sarskoe-Selo wurde ihm eins der schönsten und kostbarsten Monumente errichtet. Ueberdies verlieh ihm die Kaiserin unermeßliche Reichthümer. Dennoch gefiel sich Orlow am Hofe nicht; er foderte und erhielt, nach einiger Weigerung, seine Entlassung, und ging nach Moskau. Er war damals General en Chef. Als sein Bruder Gregor starb, gab die Kaiserin ihr Portrait, das derselbe getragen hatte, dem Grafen Alexis; ein Ehrenzeichen, das damals nur Potemkin trug. Im Sommer 1791 kam er nach Petersburg, und wohnte dem Thronbesteigungsfeste in Peterhof bei. Seitdem blieb er in Moskau, bis Paul I. den Thron bestieg. Dieser beschied ihn nach Petersburg, und nahm dadurch Rache an ihm, daß er ihn zwang, bei der feierlichen Abholung der Leiche Peters III. aus dem Alexander-Newskykloster, von dort bis in das kaiserliche Winterpalais, und von da bis in die Festung vor dem Sarge herzugehen und die Kaiserkrone zu tragen. Gleich darauf mußte er wieder abreisen, durfte auch nicht in Moskau bleiben, als der neue Monarch sich dort krönen ließ. Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß zu reisen, und ging nach Dresden. Erst nach Pauls Tode kehrte er nach Rußland zurück, und starb zu Moskau im Januar 1808. Er war verheirathet, und hinterließ aus seiner Ehe eine Tochter und außerdem einen natürlichen aber legitimirten Sohn, dem er seinen Beinamen Tschesmenskoy gab.

Ormus, eine kleine zu Asien gehörige Insel, am Eingange des persischen Meerbusens. Auf derselben lag die Stadt und Festung Ormus mit einem guten Hafen. Die Portugiesen nahmen sie 1507 in Besitz, und trieben von dort aus einen für sie sehr einträglichen, den Persern aber beschwerlichen Handel, bis Schah Abbas sie mit Hülfe englischer Kauffahrteischiffe 1622 vertrieb. Seitdem ist Ormus ein Steinhaufen; der Handel aber zog sich nach dem benachbarten Bender Abalsi. Die Insel hat an allen Bedürfnissen, selbst an gutem Wasser, Mangel. Letzteres muß von der benachbarten Insel Kischme geholt werden. Ein Admiral Nadir Schahs machte sich zum Herrn der felsigen Insel und eines Theils des fruchtbaren Kischme.

Ormuzd, s. Ahriman.

Ornithologie (aus dem Griechischen), ist derjenige Theil der Naturgeschichte, welcher sich mit den Vögeln beschäftigt. Die Vögel machen die zweite der sechs Classen aus, in welche man das sogenannte Thierreich einzutheilen pflegt. Ihre Unterscheidungszeichen bestehen darin, daß sie zwei Beine und zwei Flügel und Federn haben, welche zuweilen den Haaren sehr ähnlich sind. Der Rumpf gleicht einem Kahne, indem diese Gestalt am geschicktesten ist, die Verrichtung des Fliegens zu vollziehen. Statt des Mundes findet sich bei den Vögeln ein Schnabel von einer hornartigen Substanz. Der Uebergang aus dem Vogelgeschlecht zu den benachbarten Classen ist schärfer und abgebrochener, als bei andern Classen von Naturgegenständen, in denen die Uebergänge oft ganz unmerklich sind, und die äußersten Unterarten verschiedener Classen sich so sehr ähnlich sind. Der

Strauß nähert sich durch seine hornähnlichen Federn den Säugthieren; die Pinguine durch ihre Bildung und Lebensart den Amphibien; allein der Abstand ist doch größer und auffallender, als bei ähnlichen Zusammengränzungen anderer Classen. Betrachtet man das Aeußere des Körpers der Vögel, so bemerkt man zuerst in Hinsicht des Kopfes, daß derselbe meistentheils im Verhältniß zum übrigen Körper weit kleiner ist, als bei den Fischen, Insecten, Würmern, Amphibien und Säugthieren, und nur die Eulen machen hiervon eine Ausnahme. In Hinsicht der innern Structur des Vogelkörpers ist zu bemerken, daß die Knochen dünn, leicht, zum Theil hohl, und statt des Marks mit Luft angefüllt sind. So wie dieser letztere Umstand zur Erleichterung des Fliegens beiträgt, so dienen dazu noch insbesondere gewisse im Innern des Körpers sehr zweckmäßig vertheilte Luftbehälter, von denen die meisten mit den Lungen, andere aber mit der Mundöffnung in Verbindung stehen. Die verschiedene Lage des Halses steht, so wie die verschiedene Beschaffenheit der Füße und der Schnäbel, mit der verschiedenen Lebensart der Vögel, und besonders ihrer eigenthümlichen Art sich zu nähren, in der genauesten Verbindung. Nur bei wenigen Gattungen der Vögel ist auch der obere Theil des Schnabels beweglich. Beide Theile des Schnabels sind gewöhnlich von gleicher Länge, und in Hinsicht der Ausnahmen ist es häufiger, daß der obere Theil des Schnabels länger gefunden wird, als umgekehrt. Statt der Zähne findet man in ihnen nur zahnähnliche Kerben. Die Richtung und Biegung der Schnäbel selbst ist unendlich verschieden, und zuweilen deshalb von den Ornithologen als Eintheilungsgrund bei der Classification der Vögel angenommen worden. Der Schnabel dient nicht bloß zum Fassen des Futters, sondern auch zum Bau des Nestes und Herbeitragen der dazu gehörigen Baumaterialien. Die Augen sind bei den meisten Vögeln sehr groß, und flacher, als bei den Säugthieren. Die Farbe derselben scheint veränderlich, so wie die Schärfe des Gesichts größer zu seyn, als bei andern Thiergattungen. Statt der Ohren findet man Oeffnungen, die mit Federn bedeckt und bei den Eulen und andern Nachtvögeln mit gewissen Klappen versehen sind. In Hinsicht der Federn ist bekannt, daß die Vögel dieselben jährlich zu bestimmten Zeiten ablegen, und neue dagegen bekommen, welches man die Mauserung zu nennen pflegt. Während der Zeit der Mauserung, die überhaupt und besonders für die zahmen Vögel mit unangenehmen Empfindungen begleitet zu seyn scheint, werden sie oft von Krankheiten überfallen, die ihnen leicht tödtlich sind. Die gewöhnliche Mauserungszeit ist in unserm Himmelsstriche meistens im August und September, wo das Fortpflanzungsgeschäft und die Erziehung der Jungen beendigt ist. Ungeachtet bei den wilden Vögeln die Mauserung nicht so schnell vor sich zu gehen pflegt, als bei den Hausvögeln, so verbergen sich jene doch während jener Zeit mehr als sonst vor Menschen und Raubvögeln, da sie sich nicht so sehr auf ihren Flug verlassen können. So scharf der Sinn des Gesichts und des Gehörs bei den Vögeln zu seyn scheint, so schwach ist dagegen der des Geruchs und des Geschmacks. Dahingegen ist das Gefühl der Vögel wieder sehr fein. In Hinsicht der Seelenkräfte zeichnen sie sich vorzüglich durch ihr Gedächtniß aus. Dieses zeigen die Singvögel durch die Leichtigkeit einmal gehörte Melodien zu behalten, und die Zugvögel durch die Sicherheit, mit welcher sie nach langer Abwesenheit und weiter Entfernung ihre alten Wohnplätze aufsuchen und wiederfinden. Auch ihre übrigen Seelenfähigkeiten scheinen einer gewissen Ausbildung fähig, welches man vorzüglich bei der Vergleichung der Vögel in bewohnten und unbewohnten Gegenden wahrnimmt, indem die erstern schon weit mehr List, Klugheit und Auf-

merksamkeit zeigen, den Nachstellungen der Menschen zu entgehen. Am bewundernswürdigsten sind die Singvögel durch die Modulationen der Töne, welche sie hervorbringen. In der Bauart ihrer Kehle liegt die Ursache, warum die Stimme der Vögel im Verhältniß zu der Größe ihres Körpers weit stärker ist, als die Stimme der meisten Säugthiere. Mit dieser Stimme drücken sie alle Affecten aus, und die damit ausgedrückte Sprache der einen Gattung scheint auch den übrigen Gattungen verständlich zu seyn, welches man daraus sehen kann, daß auf die warnende Stimme eines Vogels bei Erscheinung eines Sperbers alle Vögel des Waldes schweigen, welche diese Stimme vernommen haben. Der eigentliche Gesang der Vögel scheint sich hauptsächlich auf ihre Liebesverhältnisse zu beziehen, und wird daher am häufigsten und schönsten zu der Zeit der Paarung im Frühling gehört. Dieser Gesang ist eigentlich ein Vorrecht der Männchen, welche sich in der Regel auch durch die besondere Schönheit ihres Gefieders vor den Weibchen auszeichnen. So wahr es ist, daß die heissen Himmelsstriche der südlichen Gegenden die Vögel vom schönsten Gefieder aufweisen, so unrichtig ist es, was man dagegen gesagt hat, daß die nördlichen Gegenden die vorzüglichsten Singvögel enthalten. Ungeachtet die Vögel gleich den Säugthieren über die ganze Erde verbreitet sind, so besitzen doch die heißen Gegenden die größte Anzahl von Gattungen. Nur einige Vogelgattungen, wie z. B. die Paradiesvögel, welche zwischen Neu-Guinea und den Molucken wandern, sind auf ein besonderes Land beschränkt. In Beziehung auf die merkwürdigen Wanderungen der Vögel theilt man sie in Zugvögel und Standvögel ein. In den heißen Himmelsstrichen scheinen die meisten Vögel Standvögel zu seyn, und den Ort ihrer Geburt entweder gar nicht, oder nur auf kurze Zeit und um eine geringe Entfernung zu verlassen. Die Zahl der Standvögel scheint abzunehmen, je weiter man sich von den Wendekreisen entfernt, um sich den Polarkreisen zu nähern. Da sich die Abreise der Zugvögel nach dem Eintreten der rauhen Witterung und dem Mangel der Nahrungsmittel richtet, so ist die Epoche der Abreise derselben Vögelgattung so verschieden, als das Clima der Länder ist. Es scheint als ob die Vögel, welche am frühesten abreisen, und am spätesten wiederkommen, sehr weite Reisen machen. So gehen z. B. die Schwalben bis nach Senegal. Dieselben Vögel, die in unserm Clima Zugvögel sind, sind es in den milden Gegenden südlicher europäischer Länder nicht. Zu derselben Zeit, wo uns unsere Zugvögel verlassen, um einem wärmern Himmelsstrich zuzueilen, erscheinen bei uns Zugvögel aus dem hohen Norden, um den bei uns vergleichungsweise mildern Winter zuzubringen. Dieses Wandern der Zugvögel ist eine der interessantesten Erscheinungen der Naturgeschichte, über welche wir vorzüglich deshalb noch keine genauen Aufschlüsse haben, weil es in südlichsten Gegenden, wo sich unsere Zugvögel niederlassen, an genauen Beobachtern fehlt. Bloß aus der Analogie der Vögel, welche aus dem hohen Norden hieher kommen, um bei uns zu überwintern, hat man geschlossen, daß unsere Zugvögel ihre Reise nach den südlichen Gegenden nicht immer ohne Unterbrechung und temporären Aufenthalt fortsetzen, und an dem Orte, wo sie überwintern, weder singen, noch sich begatten. Gewöhnlich treten die Zugvögel ihre Reise des Nachts, und am liebsten bei Mondschein an. Durch eigne Töne scheinen sie sich wechselseitig zur Abreise einzuladen, und im Durchfluge andere zur Theilnahme an der Reise zu ermuntern. Mehrere Gattungen, als z. B. die Schwalben, versammeln sich an gewissen Oertern, um in großen Gesellschaften zu reisen. Man glaubt bemerkt zu haben, daß die Vögel lieber gegen einen schwachen

entgegengesetzten Wind reisen, als mit dem Winde, der ihr Gefieder aus einander treiben würde. Nur die Vögel von schwachem Flug finden mehr Bequemlichkeit darin, mit dem Winde zu reisen. Man hat behauptet, daß es die unfreundliche Witterung und der Mangel an Nahrungsmitteln allein nicht seyn können, was die Vögel zu ihren Wanderungen antreibe, indem manche Gattungen sich im strengsten Winter sehr kümmerlich an ihrem Geburtsorte behelfen müssen, ohne an ein Fortziehen zu denken, und die ziehenden Vögel dagegen zur bestimmten Zeit oft schon dann sich entfernen, wenn die Witterung noch sehr gelinde und kein Mangel an Nahrungsmitteln zu spüren ist. Selbst die in Käfigen eingesperrten Zugvögel, denen es weder an Nahrung, noch an Wärme fehlt, scheinen durch ihre unruhigen Bewegungen vorzüglich des Nachts, zu der Zeit, wenn ihre Gattung zieht, zu zeigen, daß ein geheimer Instinct sie ebenfalls zur Abreise treibt. Dieselbe Unruhe zeigen sie zu der Zeit, wo die Vögel ihrer Gattung den Ort verlassen, wo sie überwintert haben. Einige Gelehrte haben behaupten wollen, daß eine geheime in der Luft vorhandene Ursache die Vögel bei ihren Wanderungen leite. Man hat sogar die Hypothese eines in den obern Regionen befindlichen Luftstroms zu Hülfe genommen. Allein alle diese Hypothesen sind theils zu willkührlich, theils erklären sie nicht alles. Diejenigen Vögel, welche, ohne ihren eigentlichen Himmelsstrich zu verlassen, nur im Umkreise von einigen Stunden oder Meilen umherschweifen, werden Strichvögel genannt. — Im Allgemeinen fressen die Vögel in Verhältniß ihrer Größe mehr als die Säugthiere. Die Drosseln und Staare fressen in einem Tage so viel, als sie überhaupt wiegen. In der Art der Begattung gleichen die Vögel den Säugthieren. Ihre gewöhnliche Begattungszeit ist im Frühjahr. Die hühnerartigen Vögel leben im Allgemeinen in Polygamie (Vielweiberei). Fast alle andere Vögel leben hingegen in einer ordentlichen Ehe. Die polygamischen Vögel bekümmern sich eben so wenig um Nester, als um eine sorgfältige Pflege der Jungen. Bei den übrigen ist das Weibchen der Baumeister des Nestes, während das Männchen die Materialien dazu herbeischafft. Bloß bei den Schwalben bauen Mann und Frau gemeinschaftlich daran. Die Vögel erreichen im Verhältniß zu ihrer Größe ein höheres Alter, als die Säugthiere. Kleine Vögel sind sogar in der Gefangenschaft an 24, Papageyen über 100 Jahr alt geworden. Linnée hat die Vögel in sechs Ordnungen abgetheilt. Blumenbach nimmt nur zwei Hauptgattungen, Land- und Wasservögel an, welche zusammen neun Ordnungen enthalten.

Orographie heißt derjenige Theil der physikalischen Erdbeschreibung, welcher von den Bergen und Gebirgen handelt. Sie liefert 1. eine allgemeine Eintheilung und Erklärung. Berge sind beträchtlich große Erhöhungen auf der Erdoberfläche; kleinere heißen Hügel, Anhöhen. Selten findet man auf ebenem Lande einzelne von beträchtlicher Höhe, sondern meistentheils mehrere beisammen, und diese nennt man Gebirge, die, wenn sie in einer langen Kette fortlaufen, Bergrücken, Bergketten heißen. Eine Reihe von Bergen, die nach Einer Linie fortgehet, heißt ein Bergzug. Denjenigen Ort, wo viele Berge beisammenstehen, nennt man den Gebirgsstamm, und die Berge, die hieraus entspringen, und eine besondere Richtung nehmen, Gebirgsäste. An diese Berge schließt sich das flache Land an, denn die Hauptreihen der Berge laufen seitwärts in kleinere Reihen aus, und diese verlieren sich zuletzt in Ebenen, wovon die Meeresküsten der niedrigste Theil sind. Den höchsten Ort des Landes nennt man Landhöhe, und diese ist entweder Bergebene, Platform, Plateau, wenn ihre Ausdehnung sich nach

allen Seiten hin erstreckt, oder Berg-Landrücken, wenn ihre Ausdehnung sich nur nach einer oder der andern Seite hin erstreckt. Von diesen Landhöhen breiten sich die Flüsse nach allen Seiten hin aus. Gemeiniglich sind sie in der Mitte des Landes befindlich, das sich von ihnen allmählig immer weiter nach dem Meer herabsenkt. Diese Herabsenkungen nennt man Gesenke oder Abdachungen. — Nach der Lage unterscheidet man Mittelgebirge oder inländische, und Küsten- oder Vorgebirge, denen man die Seegebirge beizählen kann, zu denen auch Inseln, Klippen, Sandbänke und Untiefen gehören. Nach dem Umfang unterscheidet man Haupt- und Nebengebirge. — Fast alle Gebirge stehen mit einander in Verbindung, und so handelt nun die Orographie 2. von dem Zusammenhange der Gebirge. Sie gehen von den Bergebenen aus, und deren giebt es in Europa zwei, in der Schweiz und in Moskau, in der Gegend, wo der Don und die Wolga entspringen. In der Schweiz ist der Hauptstock um die Gegend des Gotthardsberges und der oberitalischen Seen. Von hier dehnt sich die Kette südlich unter dem Namen der savoyischen, griechischen, cattischen und Seealpen bis nach Monaco, weiter nordwärts über Genua hinaus durch ganz Italien herunter bis nach Reggio, und heißt der Apennin. Nordwestlich hängt der Jura in der westlichen Schweiz mit den Vogesen zusammen, die in einer Parallele mit dem Rhein bis an die Mosel fortlaufen, alsdann sich wieder südlich beugen, und mittelst der Cevennen in Languedoc sich mit den Pyrenäen vereinigen, die wieder andere Aeste bis nach Galizien und Andalusien aussenden, welche letztern vermuthlich unter dem Meer hin mit dem afrikanischen Atlas zusammenhängen. Nördlich senken sich die Alpen in niedrigern Bergen herunter, und laufen unter dem Namen Schwarzwald, Harzwald, Fichtelberg, Riesengebirge durch Deutschland. Die böhmischen Gebirge hängen mit den karpatischen zwischen Polen und Ungarn, und diese, welche bis ans schwarze Meer sich verlängern, mit der moskauischen Bergfläche zusammen. Oestlich verbinden sich die schweizerischen Alpen durch die rhätischen, tridentinischen und kärnthischen Alpen und durch die Berge von Illyrien und Macedonien mit den kleinasiatischen und armenischen. Vom zweiten Hauptstock geht eine Kette nördlich durch Lappland bis zum Nordkap, dann wieder südlich zwischen Norwegen und Schweden, wo sie die Sewoberge heißt, herunter, und streicht unter dem Meere bis Island und Grönland fort, wo sie sich an die Polarberge anschließt. Wahrscheinlich gehören auch die engländischen und hochschottischen Gebirge zu dieser Kette, die, nach Buache, bis zu Terreneuve in Nordamerika fortgeht. Eine andere Kette der moskauischen Gebirge geht südlich zwischen dem caspischen und schwarzen Meer, und zwischen Syrien und Persien durch an die Meerenge bei Suez. Die vierte verbindet sich mit dem tibetanischen Hauptstock. In Asien hat man nämlich die höchste Fläche zwischen den Quellen des Indus, Ganges und Ob, in Afrika fast in der Mitte zu beiden Seiten des Aequators (Mondsberg) zu suchen; Amerika hat zwei, in Südamerika oberhalb der Quelle des de la Plata, und in Nordamerika auf der Nordseite der fünf canadischen Seen. — Betrachtet man nun diese Gebirge und Berge einzeln, so hat man zu berücksichtigen 3. ihre Höhe. Unter den europäischen Bergen sind die schweizerischen Alpen die höchsten. Ein Gipfel des Gotthards wird auf 18,050 Fuß geschätzt. Mandis in Savoyen ist über 15,300, Mont Cenis 9,780, Lanigou, der höchste der Pyrenäen, 9,459 Fuß hoch. Die tatarischen Berge über Sina haben eine Höhe von 15,800 Fuß, und eben so hoch ist der Pik auf Teneriffa, einer der Canarieninseln. Nächst diesen ist der höchste der Adamsberg auf Ceilon,

alle aber übertrifft der Chimborasso in Peru, welcher eine Höhe von 21,136 Fuß hat. Nächst der Höhe hat man endlich 4. zu berücksichtigen die Besonderheiten der einzelnen Berge und Gebirge. Die niedrigen, meist aus Erde zusammengehäuft, haben einen rundlichen Gipfel, die hohen bestehen aus Felsen, die wie hinter einander aufgethürmte Pyramiden erscheinen. Die äußere Gestalt ist sehr verschieden. Gebirge, die plötzlich steigen und fallen, nennt man prallige; Nadelberge, Piks (aiguilles) heißen die Klippen, die schmal, fast wie Nadeln zugespitzt sind. Zwei sehr merkwürdige Arten von Bergen sind die Eisberge, in der Schweiz Gletscher, in Tyrol Ferner oder Firn, in Island Jökeln genannt, die vom Gipfel herab das ganze Jahr mit Schnee und Eis bedeckt sind, und die Feuerberge oder Vulkane oben mit Trichtern oder Kratern. Oefters sind die Eisberge zugleich feuerspeiende, z. B. der Hekla und viele in Südamerika. Wenigstens von diesen zwei Arten wird die Orographie ein Verzeichniß zu liefern haben, übrigens aber sich bloß auf die Lage, Höhe und äußere Beschaffenheit der Berge und Gebirge beschränken, denn sie ist nur ein Theil der Geographie, nicht der Naturgeschichte. Man darf sie deshalb nicht verwechseln mit der Oryktologie oder der Lehre von den Gebirgsarten, welches darum ausdrücklich bemerkt werden muß, weil hier auch von den Vulkanen gehandelt wird, jedoch in anderer Beziehung. dd.

Oronoko, ein großer Fluß in Südamerika, zwischen der Terra Firma und Guiana, dessen einer Arm sich unter dem Namen Rio Negro in den Amazonenfluß, der Hauptstrom aber bei der Insel Trinidad in das Mar del Nort ergießt. Von ihm führt ein Theil der Landschaft Guiana den Namen. Er wird von manchen auch Paria genannt, von dem Districte Paria in Neu-Andalusien.

Orpheus, ein weissagender Barde der Griechen, nach der gewöhnlichen Sage der Sohn der Muse Kalliope und des thrazischen Stromgottes Oeagrus. Sammt dem Thamyris und Herkules war er von dem jüngern Linus unterrichtet worden. Sein süßer Gesang, so erzählt die Sage, zog Felsen und Bäume ihm nach, bezähmte die wildesten Thiere der Bergwälder und bändigte Ungewitter und Meerstürme. Dichter nennen ihn König von Thrazien, die Geschichtschreiber schweigen davon. Die unter seinem Namen noch vorhandene, unstreitig aber spätere, Argonautik nennt ihn Beherrscher der heerdenreichen Ciconen. Dorthin setzt auch Ovid die Hochzeitfeier desselben mit Eurydice oder Agriope, die am Tage der Hochzeit vom Biß einer Schlange starb, worauf Orpheus in die Unterwelt stieg, sie von deren Herrscher zurückzuerflehen. (S. Eurydice.) Als er einst von seinen Irren zur ismarischen Wohnung heimkehrte, wurden die ciconischen Weiber, die durch sein Uebermaß ehelicher Zärtlichkeit sich verschmäht fühlten, bei einer schwärmenden Bacchusfeier so erbittert, daß sie den durch keine Reize bezwingbaren Jüngling in der Wuth zerrissen. In der Argonautik hingegen hat Orpheus schon ein ehrwürdiges Alter, da er mit den Argonauten den Zug nach Colchis machte, auf welchem er den Schiffenden öfters sehr nützlich ward. Früher besuchte er mehrere andere Länder, vornehmlich Aegypten. Mit Kenntnissen bereichert, kehrte er von dort zurück, und wurde der Stifter der Mysterien in Griechenland, vermehrte und berichtigte die Götterlehre, und führte eine besondere, die Reinheit befördernde Lebensweise ein. Von seinen Werken sprechen durchgängig die Alten, und Jamblich bezeugt, daß er sich des dorischen Dialects bedient habe. Dennoch bleibt es glaublicher, daß Orpheus nicht eigentlich geschrieben, sondern nur seine Ideen, Lehren und Fabeln, in

Form

Form von Gedichten verfaßt, durch die Ueberlieferung fortzupflanzen gesucht habe. Schon in sehr alten Zeiten waren Gedichte vom Orpheus in Griechenland in Umlauf, und wenn sie auch untergeschoben waren, so beweis: es doch im Allgemeinen den alten Glauben an orphische Gedichte; der sich am Ende doch wohl auf Wahrheit stützen mußte. Man zweifelte aber auch schon in alten Zeiten an der Echtheit der vorhandenen orphischen Werke, und wahrscheinlich war schon zu Aristoteles Zeiten keins von allen den Gedichten ganz echt, vielleicht aber enthielten sie Bruchstücke alter orphischer Lehre. Wir besitzen unter des Orpheus Namen noch eine Argonautik, Hymnen, ein Werk von den Kräften der Steine, und mehrere Fragmente. Die beste Ausgabe ist von Hamberger, Leipzig, 1764.

Orsini, eins der berühmtesten und ältesten Fürstenhäuser Italiens, welches vormals in Umbrien an der Tiber sehr bedeutende Herrschaften besaß. Als ältester bekannter Stammvater wird Johann Cajetan genannt, dessen Nachkomme, Matthäus Rubens, drei Söhne hatte, welche drei Linien gestiftet haben; nämlich: Orsini del Castel St. Angelo, Orsini del Cavalieri, und Orsini-Gravina; von denen nur die letzte, Orsini-Gravina, noch vorhanden ist, welche von Napoleon, dem jüngsten Sohne des Matthäus, herstammt. Beiläufig ist hierbei zu bemerken, daß dieser in unsern Tagen eine so furchtbare Celebrität erhaltene Name sich am häufigsten und frühesten in dieser Familie befinde, wie denn im 14ten Jahrhunderte ein berühmter Cardinal und ein berühmter Feldherr aus der Familie der Orsini den Namen Napoleon geführt haben. Franz Orsini, von dem gedachten Napoleon abstammend, wurde im Jahr 1417 zum ersten Grafen von Gravina, einer Stadt in der neapolitanischen Landschaft Baci, ernannt. Sein Sohn, Jacob Orsini, erlangte im Jahre 1463 von eben dieser Stadt den herzoglichen Titel. Der eilfte Herzog nach ihm, Peter Franz, trat im Jahre 1667 das Herzogthum Gravina an seinen Bruder Dominicus ab, und wurde im Jahre 1724 unter dem Namen Benedict XIII. zum Papste erwählt. Er regierte bis 1730, da abermals ein Orsini unter dem Namen Clemens XII. die dreifache Krone erhielt. Dieser erhob den Brudersohn Benedicts XIII., Fürsten Beroald Orsini, zum Fürsten des päpstlichen Stuhls, welchem Kaiser Carl VI. bereits im Jahre 1724 die deutsche Reichsfürstenwürde ertheilt hatte. Der Wohnsitz der Familie ist meistentheils in Neapel, und es stammt von ihr auch das fürstlich-reichsgräfliche Haus Rosenberg in Deutschland her, welches den Namen Orsini seinem eigentlichen Namen Rosenberg vorsetzt. Das Geschlecht der Orsini hat eine beträchtliche Reihe berühmter Staatsmänner und Feldherren geliefert; mehrere derselben glänzen in der Geschichte Venedigs, wo seine Mitglieder unter die des güldenen Buches fähigen Edeln gezählt wurden. Doch hatte es auch große Unglücksfälle und tragische Begebenheiten mit andern berühmten Geschlechtern Italiens gemein. Zu letztern gehört besonders das traurige Schicksal Ludwigs Orsini im J. 1583, welches nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa großes Aufsehen erregte. Sixtus V. hatte, um seinem Hause einigen Glanz zu verschaffen, schon als Cardinal seiner Schwester Sohn an Kindes Statt angenommen, und ihm seinen eignen Familiennamen, Peretti, beigelegt. Er vermählte ihn mit Victoria Accoramboni, deren Schönheit und Geist in Rom eine Menge Verehrer fanden. Allein Marcellus Orsini ließ ihren Gemahl durch Meuchelmörder erschießen, und sie vermählte sich bald darauf mit Paul Giordano Orsini. Die ganze Stadt murrte, und Victoria wurde in der Engelsburg verhaftet, aber als

Digitized by Google

unschuldig bald wieder entlassen. Als nun Sixtus V. den päpstlichen Stuhl bestieg, wich der neue Gemahl der schönen Victoria dem ihm drohenden Ungewitter aus, und zog mit seiner Gattin nach Salo am Lago di Garda, woselbst er jedoch bald an einem hitzigen Fieber starb. Seine Witwe begab sich mit ihren großen von ihm ererbten Reichthümern nach Padua unter den Schutz der Republik Venedig. Hier wurde sie eines Morgens in dem Pallaste Cavalli, den sie bewohnte, mit ihrem jüngern Bruder todt gefunden. Es war eine Bande vermummter Banditen in den Pallast gedrungen, und hatte die Unthat an ihnen verübt. Ein aufgefangener Brief nannte Ludwig Orsini als den Thäter. Der Senat sandte den Staatsinquisitor Bragadino zur Untersuchung des Verbrechens nach Padua. Ludwig Orsini verließ sich auf den Adel seines Hauses, hatte funfzig der entschlossensten Edelleute bei sich, und verschanzte sich in dem Pallaste Barbarigo. Der Staatsinquisitor mußte den Pallast förmlich belagern, und Ludwig Orsini sah sich genöthigt, als der Vordertheil desselben durch die Kanonen gänzlich zerstört worden, sich zu ergeben, worauf ihn der Staatsinquisitor am folgenden Morgen mit einem seidnen Stricke erdrosseln ließ. Der Graf Paganelli, welcher der Accoramboni den Dolch in die Brust gestoßen, und denselben so lange umgedreht hatte, bis sie todt war, mußte auf gleiche Weise sein Verbrechen büßen. DH.

Orthodoxie, orthodox wird derjenige genannt, der sich in Hinsicht der religiösen Ueberzeugung streng an den Lehrbegriff seiner Kirche hält. Der Begriff der Orthodoxie oder Rechtgläubigkeit ist in den protestantischen Kirchen, bei dem Schwanken, in dem sich die Meinung von der Autorität der symbolischen Bücher als kirchlicher Glaubensnorm befindet, jetzt noch mehr relativ, als er es sonst war, und in der katholischen Kirche jemals werden kann. Die Billigsten und Liberalsten lassen schon den für orthodox gelten, der nichts den erweislichen Lehren der heiligen Schrift Widersprechendes glaubt und lehrt. Vergl. d. Art. Heterodox. E.

Orthographie, s. Rechtschreibung.

Orville (Jacob Philipp d'), ein berühmter Gelehrter, war 1696 zu Amsterdam geboren, wohin sich seine Familie aus Frankreich begeben hatte. Er bereis'te mehrere Länder von Europa, um die Bibliotheken und Kunstsammlungen zu sehen und Verbindungen mit Gelehrten anzuknüpfen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1736 zum Professor der Geschichte, der Beredsamkeit und griechischen Sprache zu Amsterdam ernannt. Diesem Amte stand er mit großem Ruhm bis 1742 vor, wo er es niederlegte, um sich ganz dem Studium und literarischen Arbeiten zu widmen. Unter diesen Beschäftigungen lebte er meistens auf seinem Landgute zu Harlem bis an seinen Tod, der 1751 zu Amsterdam erfolgte. In der Kritik und Geschichte hat er sich große Verdienste erworben. Auf eine ruhmwürdige Art wucherte er zum Besten der Wissenschaften mit seinen gelehrten Schätzen, deren Anschaffung ihm sein ansehnliches Vermögen erleichterte. Er verfaßte nicht nur selbst gelehrte Werke, sondern theilte auch Andern seine Anmerkungen zu ihren Bearbeitungen alter Classiker bereitwillig mit, und es erschien nicht leicht eine vorzügliche Ausgabe eines alten griechischen oder römischen Schriftstellers, woran er nicht einen ansehnlichen Antheil gehabt hätte. Man dankt ihm die erste Ausgabe des Chariton, den er mit einem sehr weitläufigen Commentar begleitete. In Verbindung mit Burman setzte er die von einigen gelehrten Engländern angefangene Herausgabe der vermischten Anmerkungen fort, die mehrere Philologen über die Alten verfaßt hatten: Miscellaneae observationes in aucto-

Digitized by Google

res veteres et recentiones, 10 Bände, zu denen er später allein noch vier Bände hinzufügte. Gegen Pauw schrieb er eine gelehrte Streitschrift unter dem Titel: Critica vannus in inanes J. C. Pavonis paleas. Ferner gab er seines gelehrten Bruders Gedichte, mit den seinigen vermehrt, unter dem Titel heraus: Petri d'Orville ICti poëmata. Seine Reisebeschreibung von Sicilien, worin er viele alte Denkmäler erläuterte, erschien nach seinem Tode: Sicula, quibus Siciliae veteris rudera additis antiquitatum tabulis illustrantur, ed. P. Burmannus Sec. 2 Bde. Fol. 1764.

Oryktognosie, die Kenntniß der Fossilien; Oryktographie, die Beschreibung der Fossilien; Oryktologie, die Wissenschaft von den Fossilien. S. Fossilien.

Oeser (Adam Friedrich). Dieser verdienstvolle Künstler war 1717 zu Presburg in Ungarn von evangelischen Aeltern sächsischer Nation gebohren, und widmete sich aus angeborner Neigung schon frühzeitig den bildenden Künsten. Sieben Jahre genoß er den Zeichenunterricht auf der Akademie zu Wien, und gewann in einem Alter von achtzehn Jahren schon den ausgesetzten Preis. Von Raphael Donner erhielt er Unterricht im Possiren; so wie er auch seine Kenntniß des Costume's und der Antike diesem gelehrten Bildhauer verdankte. Indeß entschied er sich schon damals vorzüglich für die Mahlerei, und ging 1739 nach Dresden, wo um dieselbe Zeit sich Dietrich und Mengs ausgebildet hatten. Späterhin ward dort Winkelmann sein vertrauter Freund, welcher ihn „den wahren Nachahmer des Aristides nennt, der die Seele schildere, und für den Verstand mahle." Auch war es eben Oeser, der Winkelmanns erste Schritte bei seinem Studium der alten Kunst leitete. Er selbst machte indessen immer größere Fortschritte, namentlich auch in der Frescomahlerei durch die Bekanntschaft mit Ludwig Sylvestre. Während des siebenjährigen Kriegs hielt er sich meistens zu Dahlen bei dem Grafen von Bünau auf. Nach wiederhergestelltem Frieden ging er nach Leipzig, und wurde, da er hier zu bleiben wünschte, einstweilen zum Director der dortigen Zeichnungs- Mahlerei- und Architekturakademie, zugleich aber zum Professor derjenigen zu Dresden und zum kurfürstlich sächsischen Hofmahler ernannt. In diesem Wirkungskreise erwarb er sich große Verdienste durch die Bildung vieler Zöglinge. Leipzig besitzt mehrere seiner schönsten Arbeiten; dahin gehören die Frescogemählde im Concertsaale und in der Nicolaikirche, deren innere Verschönerung hauptsächlich sein Werk ist. Eine gewisse Natürlichkeit in der Composition, Leichtigkeit und Richtigkeit in den Formen und Gefälligkeit im Colorit sind die charakteristischen Eigenschaften seiner Gemählde. Von seiner Geschicklichkeit in der Bildhauerkunst geben seine Arbeiten, als die marmorne Statue Friedrich Augusts, welche, zumal auf dem unverhältnißmäßigen Postamente, die Esplanade in Leipzig nicht sonderlich ziert, ein Denkmal in der katholischen Kapelle daselbst, das Denkmal der Königin Mathilde von Dänemark zu Zelle, und das von Gellert in einem Privatgarten zu Leipzig, die sämmtlich nach seiner Erfindung und seinen Modellen theils von ihm selbst, theils unter seiner Aufsicht von Andern ausgeführt worden, keinen vortheilhaften Begriff. Als Mensch, Staatsbürger und Freund war Oeser höchst achtenswerth und im Umgange liebenswürdig. Das Alter hatte seinen Geist und seine Thätigkeit nicht geschwächt, und noch wenige Tage vor seinem Tode, der den 18ten März 1799 an einem Stickfluß erfolgte, hatte er einen Christuskopf vollendet. Seine zahlreichen Werke haben Meusel und Rost verzeichnet; viele derselben sind auch durch Kupferstiche bekannt geworden. Seine beiden Söhne, die er ebenfalls zu Künstlern gebildet hatte, sind vor ihm gestorben.

Digitized by Google

Oſiander (Andreas), einer der erſten Schüler Luthers, war 1498 zu Gunzenhauſen, im Fürſtenthum Ansbach, geboren, ſtudirte Theologie zu Ingolſtadt und Wittenberg, wurde der erſte lutheriſche Prediger zu Nürnberg und 1569 Prediger und Profeſſor der Theologie zu Königsberg, wohin er ſich des Interims wegen begeben hatte. Er ſtarb 1552. In der Theologie, den Sprachen, der Philoſophie, der Mathematik und Medicin beſaß er gründliche und ausgebreitete Kenntniſſe. Als ein Mann von lebhaftem Gefühle ſeiner Kraft, der ſich zum Nachſprechen Luthers mit dem großen Haufen der Schüler deſſelben nicht erniedrigen wollte, lehrte er ſeit 1550 ganz anders als Luther von der Buße, dem göttlichen Ebenbilde, und beſonders der Rechtfertigung, und veranlaßte dadurch ſehr heftige Streitigkeiten, die auch noch nach ſeinem Tode fortdauerten. Man kann aber leichter einſehen, was Oſiander nicht gedacht, als was er gedacht hat, weil er ſeine Meinungen nicht nur dunkel, ſondern auch unbeſtändig vorträgt. Seine Hauptwerke ſind: Harmonia evangelica, Basil. 1537. fol.; Epistola ad Zwinglium de eucharistiâ; Dissertationes duae, de Lege et Evangelio et Justificatione; Liber de imagine Dei quid sit! Sein Sohn und Enkel, beide gleiches Namens, haben ſich ebenfalls als gelehrte, aber ſtreitſüchtige Theologen bekannt gemacht. Der erſtere, geboren zu Nürnberg 1534, ſtudirte zu Königsberg, wurde 1555 Diaconus zu Göppingen, 1558 Superintendent zu Blaubeuren, 1560 zu Stuttgart, und ſtarb als Conſiſtorialrath und Hofprediger im J. 1604. Letzterer, geboren zu Stuttgart 1571, ſtudirte zu Tübingen, und ſtarb als Propſt und Kanzler 1638. Noch ein vierter, Andreas Oſiander, war zu Blaubeuren 1562 geboren, ſtudirte zu Tübingen, und ſtarb 1617 als Propſt und Kanzler zu Tübingen. Die Schriften Aller ſind jetzt vergeſſen. — Ferner führen wir an: Johann Adam Oſiander, Propſt und Kanzler zu Tübingen, geboren zu Vayhingen im J. 1622. Er ſtudirte zu Tübingen, wurde Diaconus zu Göppingen, dann zu Tübingen, erhielt ein philoſophiſches, dann ein theologiſches Lehramt, ward 1680 Propſt und Kanzler, und ſtarb 1697. Scharfſinn, ausgebreitete Wiſſenſchaft, glückliches Gedächtniß, Nachdruck und Fertigkeit im akademiſchen Vortrage, und beſonders in den Streitübungen, Fleiß in ſeinen Amtsgeſchäften waren bei ihm vereinigt, und geben ihm einen Rang unter den größten und verdienteſten Theologen. Seine Werke ſind noch jetzt nicht unbrauchbar, namentlich ſeine Theologia casualis, ſein Commentarius in Pentateuchum u. ſ. w. Sein Sohn, Johann Oſiander, wirtembergiſcher wirklicher Geheimer Rath und Conſiſtorialdirector, war geboren zu Tübingen 1657, ſtudirte daſelbſt Theologie, machte Reiſen durch die Schweiz, Elſaß, Frankreich, Holland u. ſ. w., wurde nach ſeiner Rückkunft Profeſſor der hebräiſchen Sprache und Geographie, bald darauf der griechiſchen Sprache, bei den damaligen kriegeriſchen Zeiten um ſeiner beſondern Einſicht und Klugheit willen 1690 Oberkriegscommiſſarius, 1692 Ephorus des herzoglichen Stipendii, 1697 Abt zu Königsbronn, nach zwei Jahren zu Hirſau, auch vormundſchaftlicher Rath der herzoglich friedrich-caroliniſchen Familie, 1705 Landſchaftsaſſeſſor, 1703 kurſächſiſcher Conſiſtorialrath und bald darauf königlich ſchwediſcher Kirchenrath, 1708 herzoglich wirtembergiſcher Conſiſtorialdirector und Mitglied der Univerſitäts-Viſitationsdeputation, 1713 wirklicher geheimer Rath, und ſtarb 1724. Er war ein Mann von großen Talenten, der mit der akademiſchen Gelehrſamkeit praktiſchen Verſtand, Beredſamkeit, Weltkenntniß, Muth und Patriotismus verband, und erwarb ſich um ſein Vaterland bleibende Verdienſte. Bei dem franzöſiſchen Einfall 1693 wurde ihm die ganze Stadt und Feſtung

Digitized by Google

anvertraut. Ueberdies hat er als Abgesandter besonders bei den Königen von England und Schweden, welcher letztere ihn mit einer goldnen Kette beehrte, und selbst als Anführer wirtembergischer Völker sein vielseitiges Talent bewährt. Eine sehr interessante Lebensbeschreibung von ihm hat J. F. Abel 1795 zu Tübingen herausgegeben.

Osiris, einer von den Hauptgöttern Aegyptens, dessen Mythus aber ungemein verwickelt ist. Nach Einigen wurde er nebst vier andern Geschwistern, unter denen vorzüglich Isis merkwürdig ist, von Jupiter und Juno, nach Andern von Kronos (Saturn) und Rhea, und zwar ungesetzlich gezeugt. Er vermählte sich mit Isis, und beherrschte mit ihr gemeinschaftlich Aegypten. Beide werden als vorzügliche Beförderer der Cultur gepriesen, und zwar wird ihnen zugeschrieben: 1. Abschaffung der Menschenfresserei; 2. Erfindung des Pfluges; 3. des Ackerbaues überhaupt; 4. Bereitung der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche; 5. Obstzucht, und vornehmlich Weinbau; 6. Gründung von Städten; 7. Einführung der Gesetze, besonders des Eigenthumsrechts; ferner in Verbindung mit Theut 8. Ausbildung der Rede; 9. der Schrift; 10. Musik; 11. Kenntniß der Gestirne, des Sternenlaufs und des daraus hervorgehenden Gesetzes der Zeit; 12. Geschmeidigkeit und Anstand im Gebrauch des Körpers. — Nicht zufrieden, bloß Aegypten zu beglücken, brachte er ein Heer zusammen, um auch außerhalb der Gränzen dieses Landes seine Wohlthaten zu verbreiten. Er erreichte dies Ziel ohne Waffen, bloß durch Ueberredung. (Vergl. d. Art. Isis.)

Osmannische Pforte, s. Türkei.

Osnabrück, ein ehemaliges Hochstift im westphälischen Kreise, zwischen dem Fürstenthum Münster, den Grafschaften Lingen, Tecklenburg, Ravensberg, Diepholz und dem Fürstenthum Minden. Die Größe beträgt gegen 50 Quadratmeilen, und die Zahl der Einwohner schätzt man auf 130,000. Unter diesen sind noch jetzt viele Leibeigene. Wenn der Vater stirbt, theilt der Gutsherr das Vermögen mit den Erben, und nimmt noch das Besthaupt vorweg. Heirathet der neue Besitzer des Hofs, so muß er die Braut bei dem Gutsbesitzer kaufen. Der nicht sehr fruchtbare Boden des Landes trägt Roggen, Hafer, Buchwaizen, jedoch nicht hinlänglich für das Bedürfniß der Einwohner; ferner etwas Gerste und Waizen; Hanf und vielen Flachs, der aber nur von mittelmäßiger Güte ist. Zur Ausfuhr ist wenig oder nichts vorhanden; desto mehr gewinnt der Fleiß der Einwohner an Garn und Linnen. Dieses Löwentlinnen, oder grobe Leinwand, welches über England, Holland, Spanien und Portugal nach Afrika, Ost- und Westindien geführt wird, verfertigen die Einwohner nach vollendeter Feld- und Hausarbeit gleichsam zum Zeitvertreib, und mit dem dafür gelösten Gelde müssen alle Landesausgaben bestritten werden. Man schätzt die Summe, welche durch diese Leinwand und durch das Garn in das Land kommt, jährlich fast auf eine Million Thaler. Nächstdem gehen jährlich an 6000 Beiwohner oder sogenannte Heierlinge, d. h. solche Leibeigene, welche die Nebenhäuser der Bauern miethweise inne haben, in die vereinigten niederländischen Provinzen, und verdienen sich im Sommer Geld mit Torfstechen, Grabenauswerfen, Mähen und anderer Feld- und Gartenarbeit. Der geringste von diesen bringt 20, und der beste Arbeiter wohl 70 Gulden zurück, so daß durch sie wenigstens 200,000 Gulden baares Geld jährlich eingebracht wird. Seit dem westphälischen Frieden wurde in Osnabrück immer wechselsweise ein katholischer und protestantischer Bischof, und zwar letzterer jedesmal aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg gewählt. Der Reichsdeputationsreceß vom 25. Februar 1803

theilte das Land diesem Hause als eigenthümlich zu. 1807 kam es zu dem Königreiche Westphalen; 1810 wurde es mit Frankreich vereinigt und zum Departement der Ober-Ems geschlagen; 1813 aber gelangte es wieder in den Besitz des Hauses Hannover.

Ossian, oder Ossian (dies letztere sprich: Oschjän), der berühmteste aller Barden, der ums J. 300 nach Chr. Geb. gelebt haben soll, jedoch nach Schlegel (deutsches Museum, I. 16 u. ff.) erst im 9ten oder 10ten Jahrhunderte, weil dahin die in seinen Gesängen erzählten Hauptthaten zu fallen scheinen. Man nennt ihn Sohn des Fürsten von Morven, Fingal oder Fin Mac Coul, in dem gesanaliebenden Selma, welcher entweder ein caledonischer oder hochschottischer Held war, oder nach Andern ein irländischer, dessen Heldenthaten aber, als Vertheidiger einer irischen Colonie gegen die Römer, dem schottischen Boden angehören. S. Waller in seinen historycal memoirs of the Irish bards.) Ossian war Held und Dichter, thaten- und sangreich zugleich, und soll mit vielen berühmten Sängern des Alterthums, z. B. Homer, Demodokos, Thampris, das Schicksal der Blindheit getheilt, und durch Gesang seinen Schmerz über den Verlust seiner Lieben, z. B. seines gefallenen Sohnes Oscar, gemildert haben. Sein Name ist unter den Bergschotten und Hebridiern noch in sehr ehrenvollem Andenken, indem viele außerordentliche Dinge von dem Volke ihm zugeschrieben werden. Aber auch unter uns ist er seit einem halben Jahrhundert viel gefeiert, indem man glaubt, daß sein altgalischer Bardengesang noch nicht verklungen sey, und die Laute seiner traurigsüßen Harfe noch uns nachtönen, seit James Mac a Pherson oder Mac Pherson (Gouverneur in Graham, starb 1796), seine Lieder uns gebracht habe. Es hatte nämlich mit dem Bekanntwerden ossianischer Lieder folgende Bewandtniß. Macpherson war seit 1751 auf die altschottischen Balladen und andere Gesänge aufmerksam gewesen, und gab, besonders durch den berühmten Home Lord Kaimes veranlaßt, 1760 ein Bändchen solcher Gesänge heraus, unter dem Titel: Remains of ancient poetry, collected in the Highland of Scotland. Darauf ließen Home und Robertson ihn zu den Bergschotten reisen, um zu sammeln. Diesem zu Folge gab er 1762 das größere Gedicht Fingal, nebst 16 kleinern, und 1763 Temora, nebst fünf kleinern heraus; und 1764 erschienen die ganzen Gedichte, die er auf diese Art herausgeben wollte, in zwei Quartbänden, und 1773 in zwei Octavbänden, worauf sie vielmal wiederholt worden sind. Alles aber erklärte er für Uebersetzungen aus den galischen Liedern des alten Barden Ossian, die theils aus dem Munde des Volks aufgenommen, theils aufgeschrieben gefunden worden seyen. Ihre Ueberschriften haben sie von Helden, deren Thaten oder Mädchen, deren Liebe und Schicksale, oder Orten, deren Begebenheiten sie besingen, z. B. Comala, Carric-Thura, Carthon, Calthon und Cotmal, der Krieg des Caros, die Gesänge von Selma, der Kampf von Lora, der Krieg von Inisthona, Darthula, Conlath und Cuthona u. s. w. So groß auch der Beifall war, den diese Gedichte an sich selbst fanden, so ward doch gleich vom Anfange an gegen ihre Aechtheit gestritten, und theils behauptet, daß diese Poesien Macphersons eigne Erfindungen seyen, denen er Ossians Namen leihe; theils, daß sie wenigstens nicht von jenem alten Barden seyen, obwohl aus alten schottischen Poesien gebildet. Die ersten Gegner waren Recensenten 1762, dann der berühmte Johnson 1775, und Shaw 1761, dann Waller, Malcolm Laing (im 2ten Theil s. Gesch. von Schottl. und in einer eignen Schrift) und Andre. In Deutschland erklärte sich besonders Adelung gegen die Aechtheit (ält. Gesch. d. Deutschen, S. 392 ff.). Auf der andern Seite erhoben sich aber auch viele, die für Macpherson sprachen, besonders der edinburger Profes-

sor Hugo Blair, dann Graham, Sinclair, Smith, Macdonald, Clark, Home, Arthur Young u. A. Aber alle diese konnten ja nur beweisen, daß Macphersons Arbeit nicht geradezu etwas von ihm selbst Verfertigtes und Untergeschobenes sey, daß man Originale zu seinen englisch bearbeiteten Gesängen unter den Bergschotten finde, und daß man solche dem Ossian beilege; nimmermehr aber, daß sie in der That von jenem Ossian herrühren, der ums J. 300 gelebt haben soll. Die Hauptgründe der Bestreiter der Aechtheit dieser Gesänge, z. B. 1. daß in jenen Zeiten Gedichte von solchem Werthe und solcher Zartheit in den Nebelgefilden West-Schottlands, und bei dem damaligen Zustande des Volks nicht gedacht werden könnten (vergl. die Abhandlung über Ossian in Vaters zweitem Theile von Adelungs Mithridat, die schon vorher im deutschen Merkur gestanden hatte), 2. daß solche, wenn jenes auch wäre, unmöglich 14 Jahrhunderte mündlich hätten fortgepflanzt werden können, und 3. daß, wenn auch dieses möglich wäre, so alte (nach Schlegels Meinung jedoch weniger alte) Gesänge nicht mehr so verständlich seyn würden, können nicht wohl aufgewogen werden durch die Bemerkungen der Vertheidiger der Echtheit, daß diese Gesänge einen jüngern Ursprung nicht verriethen (z. B. nichts vom Christenthum), vielmehr in die ganz alte Zeit, so wie in die natürliche Beschaffenheit der Hochländer passen; daß sie von ganz anderer Art sind, als die sonstigen weniger alten irländischen und englischen Balladen; daß Macpherson unmöglich in so kurzer Zeit so viel Gesänge habe hervorbringen können, noch viel weniger (da er zu wenig galisch gekonnt) sich gallische Originale (wie er zum Theil herausgegeben, z. B. den 7ten Gesang von Semora, 1763) machen; daß er bei wirklich so schönen Gedichten gewiß den Ruhm nicht einem andern zugewendet und sein eignes Verdienst verläugnet haben würde, wenn er sie selbst producirt hätte; und daß die lange Erhaltung bei der Vorliebe der Hochschotten für ihre alte Heldenzeit durch das Institut der Bardenschulen möglich gewesen sey. Es ist wahr, es wäre uns interessant, glauben zu dürfen, daß der Norden uns schon vor 1500 Jahren durch einen ausgezeichneten Geist so zarte Gedichte geboten habe, und da Bekanntschaft mit dem Treiben jener Heldenjünglinge und jener zarten Jungfrauen zu machen; allein die Wahrheit muß uns hier immer lieber seyn. Deshalb muß es uns freuen, daß die edinburger Alterthumsgesellschaft seit 1797 durch eine Commission die Sache gründlich untersucht und die Resultate ihrer Bemühungen an den Tag gelegt hat. Es ergab sich (wie wir aus Mackenzie's Report of the Committee etc. Edinb. 1805. ersehen), daß in Irland Sagen herrschten von den Helden bei Macpherson, und es fanden sich auch mehrere Handschriften mit alten Balladen. Solche Sagen und Balladen, theils geschrieben vorgefunden, theils mündlich vernommen, hielt man nun für die Basis, auf welche Macpherson gebaut hatte. Seine ossianischen Poesien sind also aus alten Balladen entstanden, die von Barden, wie sie erst seit 1746 aufhörten, als nach der Schlacht bei Culloden die hochländische Verfassung aufgehoben ward, und die Schotten ihre Sitten zu ändern anfingen, nach alten Sagen und im Geiste der alten Zeit gesungen wurden. Macpherson hat sie frei übersetzt, willkührlich verbunden, ergänzt, veredelt, verfeinert, verschönert, auch entstellt. Daß die längern Heldengedichte, Fingal in sechs Büchern, welches die Thaten Fingals, die Rettung von Erin oder Irland, gegen den stolzen König Swaran von Lochlur, d. i. vermuthlich Norwegen, besingt, und Temora in acht Büchern, welches eigentlich der Name eines irischen Königspallastes ist (Tighmora), und in welchem Gedichte irländische Thaten des Fingal besungen werden, — in dieser Gestalt sollten vom alten Ossian seyn, daran ist noch weniger zu denken. Eine epische Einklei-

dung ist den Originalen ganz fremd. Sie sind von Macpherson aus kleinen poetischen Erzählungen zusammengesetzt worden, die man auch wieder einzeln lesen muß, wo sie dann treffliche Rundung, überschaubare Kürze und ihre Vollendung haben (s. Herders Adrastea St. X.). Die Haupthandlung im ganzen Balladenkreise ist Fingals That gegen Swaran. Die übrigen ergänzen die Erzählung durch Vorhergehendes und Nachfolgendes. 1807 gab die holländische Gesellschaft die galischen Originale von eilf ossianischen Gedichten in drei Bänden heraus, mit einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung von Macfarlan. Auch hat man eine neue englische Uebersezzung von Roß. Wir können sie ossianische Gedichte nennen, in so fern sie im Geiste eines alten Barden, wie Ossian, und von seinen, seiner Verwandten und Zeitgenossen, durch die Tradition bekannten Thaten gesungen sind; und die Schotten mögen sie auch ihm selbst zuschreiben, weil ihr Ursprung alt und unbekannt ist, und sie alles Alte, Ehrwürdige und Erhabene dem Ossian zuschreiben. Dabei wäre es doch möglich, daß wenigstens etwas vom alten Ossian noch in diesen Gesängen wiederhallte. Aber durch die Behauptung, daß man unter den Bergschotten macphersonsche poetische Erzählungen und Lieder wieder erkenne und finde, ist immer weiter nichts ausgemacht, als daß sie Macpherson nicht selbst erfunden habe, nicht aber, daß sie 1400 Jahr alt, und durch mündliche Ueberlieferung erhalten worden seyen. Mag man nun auch immer an Macpherson tadeln, daß er durch die Ankündigung dieser Poesien als ächt ossianischer eine Täuschung verbreitete, und daß er die seinen Poesien zum Grunde liegenden alten galischen Gesänge bisweilen schlecht übersetzt und entstellt habe (wie Sinclair und Ahlwardt gezeigt), so gebührt ihm immer großer Dank, theils wegen des Hervorziehens und der Verbreitung jener altschottischen Volksgesänge (die vielleicht bald nach und nach verloren gegangen wären, da die Schotten ihre alten Gewohnheiten immer mehr verlassen), theils wegen seines eignen poetischen Verdienstes bei der Einkleidung derselben. Zwar erwähnt Ossians Namen (nach Smiths Versicherung, in der Sean Dana) schon im 12ten Jahrhundert Giraldus Cambrensis, und man wußte aus Buchanan, daß die Galen Hochschottlands und der Inseln Gesänge bewahrten, die ihren Stolz und ihre Freude ausmachten; aber in ihrer unverstandenen Sprache blieben sie andern Völkern ein vergrabener Schatz, ein Lüftchen, das in jenen einsamen Gegenden wie auf einer Geisterinsel tönte. Erst mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts fing eine nähere Kunde jener Gegenden an, und das Jahrhundert verlief über die Hälfte, ehe jene Stimme vergangener Zeiten in Europa weiter ertönte und mit Freude überall gehört ward. Und wem verdanken wir diesen Genuß, der durch seine gefällige Einkleidung erhöht ward, als Macpherson? Ja, diese Gesänge wurden mit Enthusiasmus aufgenommen, und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, am öftersten von den Deutschen, die auch oft das Englische abdruckten, z. B. zu Frankfurt 1783, Leipzig 1805, Gotha 1807. Schon 1764 erschienen zu Hamburg Uebersetzungen; 1768 von Denis (in hier unpassenden Herametern), von Harold 1775 (Prosa), von Petersen 1782, von Rhode, Berlin 1800, 3 Bändchen 8. (rhythmisch, treu und elegant), von Schubart, vom Grafen F. L. zu Stolberg, Hamburg 1805, 3 B. gr. 8. und vieles einzeln, z. B. von Neumann, herausgegeben von Gurlitt, Hamburg 1803 ff., und besonders die so schönen Lieder von Selma, in Göthe's Werther; in der Iris, im deutschen Museum u. s. w. Die 1807 herausgegebenen galischen Originale sogenannter ossianischen Gedichte (zu deren Verständniß man die Wörterbücher von OBrien und Shaw, und die Sprachlehre der von an-

dern gänzlich verschiedenen galischen Sprache von Stewart hat), die metrisch sind (eigentlich in daktylischen, katalektischen Trimetern, z. B. Thi geadh an oiche le Jain, komme die Nacht mit Gesang), übersetzte im Metrum des Originals Ahlwardt zu Oldenburg, Leipzig 1811; wo sich aber jene Poesien weniger gefällig ausnehmen, als in der freiern und verfeinerten Form Macphersons, der auch aus den härtern Namen lieblichere bildete, z. B. Minona und Malwina. Aber nicht allein die Deutschen verpflanzten die ossianische Poesie auf ihren Boden, sondern auch die andern europäischen Völker. Man hat sie französisch, von Le Tourneur, Paris 1777, von Lombard, Berlin 1789, von Jangues, Paris 1801; spanisch von Ortin, Valladolid 1788; italienisch von Cesarotti, Pad. 1763 und 1774; holländisch, Fingal von Bilderdyk, 1806, und polnisch vom posener Erzbischof Krasicky. Diese Poesien, die uns eine ganz neue Welt eröffneten, wurden fast mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und keiner wird sich darüber wundern, der auch nur die so schönen Lieder von Selma in Göthe's Werther gelesen hat. Auch Herder, gewiß hier ein guter Richter, empfahl den Ossian sehr (in Schillers Horen, 1795, St. X., in seiner Adrastea, St. X. und in seinen Blättern von deutscher Art und Kunst). „Die lieblichste Gestalt," sagt Herder, „macht Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als rein lyrische Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. Comala, sich dem Drama nähern." Indem er ihn mit Homer zusammenstellt, sagt er: „Homer dichtet rein objectiv, Ossian rein subjectiv. Bei Homer treten alle Gestalten frei und lebhaft hervor; Ossian hat Nebelgestalten. Er wählt seine Helden nicht wie sie sind, sondern wie sich nahen, wie sie erscheinen und verschwinden. Im Homer sieht man die Handlung, im Ossian ahnt man sie an Tritten, Zeichen und Wirkungen. Die Gestalt seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und mahlte. Man hört ihre Tritte oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes, wie einen vorübergleitenden Strahl. Homer sang die erste Kriegsunternehmung Griechenlands; Ossian ist dagegen Stimme voriger Zeiten, er verkündet den Ausgang des Heldenstammes." — Der Inhalt der ossianischen Poesien, theils historisch, theils lyrisch, ist: Erzählung von Heldenthaten in Kämpfen, Preis vergangener besserer Tage, helldunkle Gemählde der hochländischen Natur, Klagen über erlittene Leiden, Schicksale Liebender, wehmuthsvolle Klagen lieblicher Jungfrauen am Grabhügel ihrer geliebten gefallenen Heldenjünglinge, Heldenfeste, u. s. w. Die Form ist ganz originell, eine eigene, immer kurz abgebrochene, und darum bisweilen mißfallende Sprache (im Original metrisch, bei Macpherson unmetrisch, doch rhythmisch), voll concreter Ausdrücke. Glückliche Darstellung der Leidenschaften, treffliche, rührende Schilderungen, mahlerischer Ausdruck, kühne, aber liebliche Bilder oder Gleichnisse, tiefe, rührende Empfindung, lieblicher Ausdruck sanfter Wehmuth, und Einfachheit (z. B. Nichteinmischung von höhern Wesen, nur daß die Geister der Todten wie Nebelgestalten bisweilen die Handelnden umschweben), geben diesen Gesängen einen eigenen Reiz. Auf der andern Seite wirft man diesen Poesien vor: den Mangel bestimmt geschilderter und verschiedener Charaktere der handelnden Personen, die zu öftere Wiederkehr der nämlichen Gleichnisse (viele bot freilich die arme, nur an Rohr, Felsen, Haiden, Seen, Nebeln und Winden reiche Natur in jenem Lande nicht dar), und zu große Empfindseligkeit, zumal im Munde der Helden (vgl. leipz. lit. Zeitung 1808, Nr. 85). Dennoch werden diese schottischen Poesien, so wie die von Smith in seiner Sean Dana (engl.

1780, gallisch 1787, deutsch von C. F. Weiße, Leipzig 1781, 2 Bände 8.), von Miß Brookes, 1789, von Arthur Young, deutsch 1792, und von Stewart herausgegebenen, andern alten Barden zugeschriebenen, Lieder jenes gesangliebenden Volks immer sehr interessant bleiben, und manchen zarten, besonders weiblichen Gemüthern, herrlichen Genuß verschaffen, und solche werden ihnen immer geneigt bleiben. Der Künstler Ruhl hat neuerlich Kupferstiche dazu geliefert, Penig, 1805. F.

Ossuna, eine ansehnliche Stadt im spanischen Königreich Sevilla, mit dem Titel eines Herzogthums, 15,000 Einwohnern und einer Universität.

Ost heißt diejenige Gegend am Himmel, in welcher die Sonne aufzugehen scheint, der Morgen, Orient. Ost zum Süden heißt bei den Seefahrern der Compaßstrich, welcher 11¼ Grad vom Ostpunkte nach Süden liegt; Ost zum Norden derjenige, welcher 11¼ Grad vom Ostpunkte nach Norden liegt.

Ostade (Hadrian van), ein berühmter niederländischer Mahler und Kupferstecher, der zum Unterschiede von seinem minder ausgezeichneten Bruder Isaac gewöhnlich der gute Ostade genannt wird, war 1610 zu Lübeck geboren. Ländliche Tanzplätze, das Innere von Bauerhöfen, Schenken, Wirthshäusern, Bauerstuben, Ställen und Bierstuben sind die Orte, wohin Ostade seine Personen versetzt hat, die größtentheils derbe Bauerkerle, betrunkene Tabaksraucher oder mit ihren ländlichen Arbeiten beschäftigte Bäuerinnen sind. Wenn man ihn mit Teniers vergleicht, so findet man, daß der Letztere die Natur, die er zum Muster nahm, zuweilen verschönerte, statt daß Ostade sie immer so darstellte, wie er sie sah, ja zuweilen sogar sie noch zu verhäßlichen schien. Aber wie Teniers weiß er in seine kleinen Bilder viel Geist und Wahrheit zu legen. Sein Pinsel ist voll Feinheit, sein Colorit warm und mannichfach, und seine Zeichnung ist der Gattung, in der er gearbeitet hat, angemessen. Obgleich Ostade in Deutschland geboren war, so gehört er doch zur niederländischen Schule, indem er sein Talent in Flandern bildete. Er hatte Franz Halß zum Lehrer, und empfing einigen Unterricht von Rembrandt. Bei dem Erstern machte er die Bekanntschaft des ebenfalls berühmten Brauwers, und wurde ein Freund desselben. Brauwer war unglücklich, und gab Ostade für den Trost, den er von ihm bekam, manchen trefflichen Rath. Ostade schlug zuerst seine Werkstätte in Harlem auf, und blieb hier bis zu dem Zeitraum, wo die Heere Ludwigs XIV. die Niederlande bedrohten. Den Schrecken des Kriegs auszuweichen, verließ er den Ort, wo sein Ruhm und sein Glück begonnen hatten. Er nahm seine Familie mit sich, und wollte nach Lübeck zurückgehen, aber bei seiner Durchreise durch Amsterdam traf er mit einem reichen Privatmann zusammen, der seine Besorgnisse zu zerstreuen und ihn in dieser Hauptstadt zurückzuhalten wußte. Er erwarb sich hier neuen Ruhm, brachte durch seinen anhaltenden Fleiß ein ansehnliches Vermögen zusammen, und starb 1685. Er war mit einer Frau verheirathet, die ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft gab, und ihm im Kreise seiner Familie ein hohes Glück finden ließ. Das pariser Museum besitzt ein herrliches Gemählde, worin der Künstler sich selbst neben seiner Frau, die er bei der Hand gefaßt hat, und von acht Kindern umringt, gemahlt hat. Die Zufriedenheit, die seinem Gesicht aufgeprägt ist, beweis't, daß er Sinn für dieses stille Glück hatte.

Ostende, eine befestigte Stadt im Königreiche der Niederlande, in der Provinz Flandern, mit ungefähr 11000 Einwohnern und einem Hafen an der Nordsee. Das 1711 neuerbaute Stadthaus ist ein schönes Gebäude.

Die Stadt ist merkwürdig wegen der Belagerung, die von 1601 bis 1604 über drei Jahre dauerte, und damit endigte, daß die holländische Besazzung sich an den spanischen General, Ambrosius Spinola, ergeben mußte. Im J. 1723 legte Kaiser Carl VI. hieselbst eine Handlungsgesellschaft an, die jedoch die Eifersucht der Holländer und Engländer erregte, und daher kraft des wiener Traktats 1731 wieder aufgehoben werden mußte. Im J. 1745 zwang der französische Marschall von Löwendahl die Stadt binnen zehn Tagen nach Eröffnung der Laufgräben zur Uebergabe. Im aachner Frieden 1748 erfolgte die Rückgabe. Im J. 1757 vertraute Maria Theresia die Bewahrung des Platzes einer französischen Besatzung an. Der Hafen ist klein und seicht, so daß größere Schiffe nur mit Hülfe der Fluth einlaufen können. Joseph II. erklärte ihn 1781 für einen Freihafen, wodurch die Handelsthätigkeit und die Anzahl der Fremden sehr vermehrt wurden. Der Krieg zwischen Frankreich, Holland und England trug überhaupt damals viel zur Aufnahme des Orts bei. Noch lebhafter wurde das Gewerbe der Stadt in den ersten Jahren des französischen Revolutionskriegs; als aber die Franzosen sich in den Niederlanden behaupteten, blockirten die Engländer den Hafen, und der Handel sank tief darnieder; seit dem Frieden aber fängt er an sich wieder zu heben. — Ein Canal setzt Ostende mit Nieuport u. Brügge in Verbindung.

Osteologie, die Knochenlehre, ein Theil der Anatomie (s. d. Art.).

Ostermann (Heinrich Johann Friedrich, Graf). Dieser in der russischen Geschichte merkwürdige Mann war der Sohn eines lutherischen Geistlichen in Bockum, einer Stadt in der Grafschaft Mark. Nachdem er in Jena studirt hatte, trat er 1704 in die Dienste des russischen Viceadmirals Cruys, eines gebornen Holländers, der ihn dem Monarchen als einen sehr geschickten und brauchbaren Mann empfahl. Von diesem Augenblick an leistete er in politischen und einheimischen Geschäften dem russischen Hofe die nützlichsten Dienste. Sie sind zu wichtig und zu vielfach, zugleich aber zu sehr mit der Geschichte Rußlands bis zum Ende des Jahrs 1741 verflochten, um abgesondert von dieser hier erzählt zu werden. Alle Regenten Rußlands, denen er diente, setzten das vollständigste Vertrauen in ihn, und ließen sich angelegen seyn, ihn zu belohnen. Bekanntlich zog Ostermann, in Gemeinschaft mit Catharinen und Schaphirow den Kaiser am Pruth aus der gefährlichsten Lage. Seit der Zeit war Peters Vertrauen zu ihm unbegränzt. Mit nicht minderer Geschicklichkeit unterhandelte er im J. 1721 den nystädter Frieden. Peter selbst gab Ostermann das Zeugniß, daß er nie einen Fehltritt in Erfüllung seiner Pflichten gethan. Er ernannte ihn zum Geheimenrath, und erhob ihn in den Freiherrnstand. Unter der Regierung der Kaiserin Catharina I. wurde Ostermann Reichsvicekanzler und wirklicher Geheimerath. Auf ihrem Sterbebette ernannte ihn diese Fürstin zum Oberhofmeister ihres Nachfolgers, Peters II., und zum Mitgliede des Conseils, das während der Minderjährigkeit des Prinzen die Regierung führte. Ostermann leitete die Erziehung des jungen Kaisers nach bester Einsicht, und schrieb für ihn die bekannte vortreffliche Einrichtung der Studien. Er erhielt von seinem Zögling, der noch fast als Kind starb, im J. 1730 die Grafenwürde. Die Kaiserin Anna machte ihn zum Cabinetsminister; auch jetzt bewährte er seine Talente. Da aber seinem hellen Blicke die Verwirrung und der Parteigeist, welche am Hofe immer mehr zunahmen, keineswegs verborgen blieben, so suchte er sich durch Zurückgezogenheit, die er durch seine Kränklichkeit entschuldigte, vor dem drohenden Ungewitter zu sichern. Nur wenn die Monarchin in wichtigen Fällen aus-

drücklich seinen Rath hören wollte, erschien er noch. Nach dem Tode der Kaiserin, 1740, wollte Ostermann ganz von dem Schauplatze abtreten, aber der damalige Regent, der Herzog von Curland, hinderte ihn daran. Die Regentin Anna, des Kaisers Mutter, ernannte ihn zum Großadmiral, und wiewohl Ostermann, als ein eifriger Freund Preußens, viele mächtige Große, und unter diesen den Gemahl der Regentin selbst, den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, welche sämmtlich der österreichischen Partei anhingen, zu Gegnern hatte, so entsprangen für ihn doch keine nachtheiligen Folgen daraus, da er sich, um der Regierung mehr Festigkeit zu geben, bewegen ließ, denjenigen beizutreten, welche die Großfürstin und Regentin Anna selbst auf den russischen Thron zu setzen, und den bisherigen Kaiser, ein Kind von einigen Monaten, zum Thronfolger zu erklären im Sinne hatten. Die Ausführung dieses Plans wurde durch die Empörung der Elisabeth am Ende des Jahrs 1741 übereilt, und diese schwache Fürstin ließ sich von ihren Ministern und Höflingen überreden, den Grafen Ostermann und mehrere Andere der größten Verbrechen schuldig zu glauben. Sie ließ ihn verhaften, von einer Commission zum Tode verurtheilen, und schon hatte Ostermann das Schaffot bestiegen und der Henker das Beil erhoben, als ihm angekündigt wurde, daß die Kaiserin seine Strafe in Verbannung verwandle. Sein Verbannungsort war Beresow, wo Menzikoff gestorben war. Seine Gemahlin, eine geborne Stresnew, so wie seine Dienerschaft, folgten ihm dahin. Seine Tochter und seine zwei Söhne blieben zurück. Er lebte noch fünf Jahre, schwächlich und mühsam, und starb den 25sten Mai 1747. — Ostermann hatte einen weitumfassenden, aufgeklärten Verstand, besaß eine nie trügende Beurtheilungskraft und Menschenkunde, und zeigte in allem seinen Thun die feinste Delicatesse. Seine Zwecke verfolgte er trotz aller Hindernisse. Er war untadelhaft in seinem Lebenswandel, geschäftig, unbestechlich und treu, in den Wissenschaften nicht unerfahren, und besonders für die Erlernung von Sprachen mit seltenen Talenten ausgerüstet, ein Beschützer des Verdienstes und der Gelehrsamkeit, und als Staatsmann unübertroffen an Kenntniß der europäischen Höfe und ihrer Verhältnisse unter einander. Dabei aber war er mißtrauisch, und jedem Talent, das ihm den Rang streitig machen zu können schien (was jedoch nur selten der Fall war), feind. Seine Leidenschaften wußte er eben sowohl zu beherrschen, als seine Meinung in schwierigen Fällen geschickt zurückzuhalten oder schwankend und räthselhaft auszudrükken. Ostermanns Söhne, die beide kinderlos waren, adoptirten ihrer Schwester Söhne, die seitdem Tolstoy-Ostermann (ihr Vater war der General Tolstoy) heißen, und sich in Hof-, Civil- und Militärdiensten rühmlich auszeichnen.

Ostern, das Fest der Auferstehung Jesu, hat am wahrscheinlichsten seine deutsche Benennung von dem Feste der Göttin Ostera, welches die alten Sachsen in demselben Zeitpunkte des Frühlings zu feiern pflegten, in welchem das christliche Osterfest fällt. Mit dieser Erklärung besteht sehr wohl die adelungsche Meinung, daß Ostern von dem veralteten Worte oster, osten abzuleiten sey, worin der allgemeine Begriff des Aufgehens und Auferstehens liegt, wie in dem Namen jener Göttin, welche unsern Vorfahren die Schöpferin des Wiederauflebens der Natur im Frühlinge war. Mit dem Cultus, der ihr vor Einführung des Christenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Osterwälder, Osterberge und die abergläubischen Gebräuche des Osterfeuers, der Ostereier ꝛc. zusammen. Der seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts mit

vieler Heftigkeit zwischen den orientalischen und occidentalischen Christen geführte und mehrere Male erneuerte Osterstreit, worin jene nicht aufhören wollten, dieses Fest mit den Juden zugleich zu feiern (s. d. Art. Pascha), und diese darauf drangen, es ohne Paschamal, und nur von einem Sonntage (als dem Auferstehungstage Jesu) an, zu begehen, wurde auf der Kirchenversammlung zu Nicäa nach der Meinung der letztern entschieden. E.

Osterode, eine Bergstadt auf dem Harz, in dem zum Königreiche Hannover gehörigen Fürstenthum Grubenhagen, an der Söse. Sie hat ein Schloß und ungefähr 4000 Einwohner, deren Wollarbeiten und hölzerne Eimer weit verschickt werden. In der Gegend giebt es Kalkberge, Alabaster, Gypsbrüche und Eisenhütten.

Oesterreich, Haus Oesterreich (Habsburg und Lothringen), österreichisches Kaiserthum. Mit dem Herzoge Thassilo von Bayern hatten sich die Avaren gegen Carl den Großen verbündet (788); doch Thassilo büßte die wiederholte Empörung mit der Verweisung in ein Kloster, und die Avaren wurden Carls Unterthanen, nachdem er sie auf ihrem eignen Boden besiegt hatte. Den von dieser Völkerschaft bewohnten Landstrich, der von der rechten Seite der Ens bis an den Einfluß der Raab in die Donau (Land unter der Ens) sich erstreckte, vereinigte Carl mit Deutschland unter dem Namen „Avarien" oder „östliche Mark," „Marchia orientalis" oder „Austria," dann in der Folge „Oesterreich" genannt. (Der Name Avarien kommt zuerst in einer Urkunde Carls des Großen für das Kloster Altaich vom J. 812 und der Name Oesterreich im J. 996 unter dem Markgrafen Leopold II. vor.) Carl schickte Colonisten, mehrentheils Bayern, in die neue Provinz, welche er durch einen dem Kaiser unterworfenen Markgrafen regieren ließ, während zugleich der Erzbischof von Salzburg die Aufsicht über alles Kirchenwesen darin führte. Avarien ward bei der Theilung Ludwigs des Frommen (817) dessen jüngstem Sohne, Ludwig (nachmals der Deutsche benannt), zu Theil, der es auch in dem berühmten Theilungsvertrage von Verdun (843) behielt, und von welchem (876) dessen Sohn Carlmann, und von diesem (880) sein Bruder Ludwig II. diese Provinz erbten, welche nun seit dem verdüner Vertrage die östlichste Gränzprovinz des neu gebildeten deutschen Reichs geworden war. Durch den Einfall der Ungarn in Deutschland kam Avarien (900) in deren Besitz, bis Kaiser Otto I. (955), in Folge des Siegs bei Augsburg, einen grossen Theil dieser Provinz wieder an sein Reich brachte, die auch nach Verlauf einiger Jahre durch die Kraft und Klugheit der ihr vorgesetzten Markgrafen in ihrem ursprünglichen Umfange mit Deutschland aufs neue vereinigt ward, und deren Gränze unter Kaiser Heinrich III. und dessen Markgrafen Albrecht I. (dem Siegreichen) bis an die Leitha, und unter Heinrich IV. und dem Markgrafen Ernst dem Tapfern durch einen noch jenseit der Leytha gelegenen Landstrich erweitert wurden. Das Markgrafthum von Oesterreich war nun bereits 156 Jahre lang (von 982 bis 1156 in dem Geschlechte der Grafen von Babenberg (Bamberg), doch nicht nach dem Rechte der Erstgeburt, sondern nach der Wahl des Kaisers, erblich gewesen, und noch stets hatten sie nur für Statthalter des Kaisers von Deutschland gegolten. Doch als Markgraf Heinrich, mit dem Beinamen Ja-so-mir-Gott (Jahsomirgott), von Kaiser Conrad III. mit dem Herzogthum Bayern belehnt worden war, dieser dasselbe aber, nach einem in der Reichsversammlung zu Regensburg (1156) geschlossenen Vergleiche, an Heinrich den Löwen wieder abgetre-

ten hatte, wurde die bisherige Mark Oesterreich unter der Ens durch die ganze Mark ob der Ens (von welcher in den Jahren 1101–1118 schon ein kleiner Theil zu jener gekommen war) vergrößert und beide vereint zu einem Herzogthum mit großen Vorrechten seines Beherrschers erhoben, so daß man denselben eben so souverain nennen konnte, als in den neuesten Zeiten die deutschen Fürsten nach dem unglücklichen Verfall des deutschen Reichs (1806). — Von diesem Zeitpunkte gewann Oesterreich an Umfang und Kraft immer mehr. Unter dem Herzog Leopold VI. wurde mit demselben das Herzogthum Steyermark durch Erbschaft vereinigt, welches Kaiser Otto I. ebenfalls durch jenen Sieg über die Ungarn (955) erworben hatte. Dieser Leopold VI. war es auch, der den König Richard Löwenherz von England, auf dessen heimlicher Durchreise von Palästina, gefangen nehmen und an Kaiser Heinrich VI. ausliefern ließ. — Bisher war die Residenz der Herzoge von Oesterreich in der Burg auf dem Kahlenberge unweit Wien gewesen. Leopolds VI. jüngerer Sohn und, nach dem Tode seines ältern Bruders Friedrich, sein Nachfolger, Herzog Leopold VII., baute sich aber in der Stadt Wien selbst einen Pallast, der heutigen Tages noch unter dem Namen der alten Burg in dieser Kaiserstadt von dem Monarchen Oestreichs bewohnt wird. Dieser Fürst, der sich den Beinamen des Glorreichen erwarb, stiftete das Hospital zum heiligen Kreuz, und verlieh der Stadt Wien, die nun auch eine ordentliche städtische Verfassung erhalten hatte (1198), das Stapelrecht, indem er ihr zur Beförderung des Handels zugleich 30,000 Mark Silber vorschoß. Vom Hochstifte Freisingen kaufte er auch einen demselben anheim gefallenen Theil von Krain für 1650 Mark (1229), und hinterließ das Land dem jüngsten seiner drei Söhne, Friedrich II., in einem blühenden Zustande. — Doch ein Unstern ging jetzt auf über dem Hause der Babenberge und dem Schicksale Oesterreichs. Kaiser Friedrich II. verfolgte den jungen Herzog Friedrich II. von Oesterreich mit seinem Hasse, der endlich in einer völligen Achtserklärung (1236) ausbrach. Herzog Otto von Bayern riß das Land ob der Ens (bis auf die Stadt Linz) an sich, und der Kaiser unterwarf das übrige Land als eingezogenes Lehngut einem Markgrafen; Wien wurde wieder Reichsstadt. Doch bemächtigte Herzog Friedrich während des Kaisers Zug nach Italien sich des größten Theils seines Landes wieder. Der Kaiser errichtete auch endlich, versöhnt im Drange der Umstände, mit dem Herzog einen Vergleich, wodurch er diesem seine Vorrechte aufs neue bestätigte, und das reichsstädtische Privilegium Wiens wieder vernichtete, ja Friedrich hatte sogar einen Augenblick lang die Aussicht auf die königliche Würde für Oesterreich zu erhalten, als sein Fall in der Schlacht an der Leytha gegen König Bela IV. von Ungarn (15ten Juli 1246), im 35sten Jahre seines thatenreichen Lebens, alle seine Hoffnungen vernichtete. Dieser Herzog Friedrich, der Streitbare genannt, beschloß zugleich den Mannsstamm des babenbergischen Hauses. Jetzt erklärte Kaiser Friedrich II. die Herzogthümer Oesterreich und Steyermark als erledigtes Reichslehn förmlich für ein Erbgut der deutschen Kaiser, und setzte einen Statthalter ein, dessen Wohnsitz in der Stadt Wien war, deren reichsstädtische Rechte wieder erneuert wurden. Aber diese unmittelbare Vermehrung der kaiserlichen Macht lag nicht im Sinn des Papstes Innocenz IV., und auf seine Anreizungen erhoben auf einmal die hinterlassenen weiblichen Verwandten des verstorbenen Herzogs Friedrich, seine Schwester Margarethe, Witwe von Kaiser Heinrich VI., und seine Nichte Gertraut, die nach der Trennung von ihrem ersten Ge-

mahl, dem Markgrafen Wladislaw von Mähren (Sohn des Königs Wenzeslaw von Böhmen), sich mit dem Markgrafen Herrmann von Baden, Statthalter Kaisers Friedrich in Oesterreich, vermählt hatte (1248), ihre Ansprüche auf das Erbe ihres Bruders. Markgraf Herrmann, vom Papste durch eine Bestätigungsbulle und durch seine Partei unterstützt, bemächtigte sich auch Wiens und mehrerer österreichischen Städte, während in Steyermark der dortige Statthalter, Graf Meinhard von Görz, ihm Widerstand leistete, ward aber (1250) vom Tode überrascht, ehe er noch seine Herrschaft in Oesterreich befestigt hatte. Sein Sohn Friedrich — der in der Folge mit Conradin von Schwaben auf dem Blutgerüste zu Neapel (1268) starb — war erst ein Jahr alt, und Oesterreich mit Steyermark waren in Gefahr, bei der Kraftlosigkeit ihrer Statthalter, und der wenigen Aufmerksamkeit, die der neue Kaiser, Conrad IV., diesen Provinzen widmen konnte, von den verschiedenen Parteien gleichsam zerrissen zu werden, als diese endlich den Entschluß faßten, einen von den Söhnen der zweiten Schwester Friedrichs des Streitbaren, Constantia, Witwe von Markgraf Heinrich dem Erlauchten in Meißen, zum Herzog zu ernennen. Schon waren ihre Abgeordneten nach Meißen auf dem Wege, als sie bei ihrer Einkehr zu Prag vom König Wenzeslaw überredet wurden, seinen Sohn Ottokar zum Herzog von Oesterreich und Steyermark zu erklären, und dieser wußte durch Waffen, Geld und die Vermählung mit der verwitweten Kaiserin Margarethe seine Ernennung zu unterstützen. Steyermark, dessen Bela, König von Ungarn, sich bemächtigt hatte, nahm er diesem nach dem Siege im Marchfelde (Juli 1260) wieder ab, und ließ sich im J. 1262 von dem römischen Könige Richard eine feierliche Belehnung über beide Herzogthümer ertheilen. Sieben Jahre darauf fiel ihm durch das Testament seines Vetters Ulrich, des letzten Herzogs von Kärnthen und Friaul (gest. 1269), das Herzogthum Kärnthen, und der damit vereinigte Theil von Krain, das Histerreich (Theil von Friaul) und noch ein Theil von Friaul zu, so daß seine Macht ihn zu einem der größten Fürsten in Deutschland erhob. Doch diese Macht zerbrach an der Stärke des wider seinen Willen zum Kaiser erwählten (1272) Grafen Rudolph von Habsburg. Nach einem unglücklich geführten Kriege mußte er diesem Helden (November 1276) die gesammten österreichischen Besitzungen abtreten, und als er sie (1278) wieder erobern wollte, verlor er in der Schlacht bei Stillfried (26sten August 1278) sein Leben, und sein Sohn Wenzeslaw mußte, um nur seine Erblande zu behalten, allen Ansprüchen auf jene Länder entsagen. Kaiser Rudolph blieb selbst drei Jahre lang in Wien, und ernannte dann seinen ältesten Sohn zum Statthalter. Als es ihm aber gelungen war, die Einwilligung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg (1280), so wie die der drei geistlichen Kurfürsten und der Pfalzgrafen am Rhein (1282) zu erhalten, belieh er (27sten December 1282) seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, mit den Herzogthümern Oesterreich und Steyermark, und allem, was bis Ottokar damit vereinigt worden war, wie auch noch besonders mit Kärnthen, welches letztere beide Brüder aber an Albrechts Schwiegervater, den Grafen Meinhardt von Tyrol, überließen. Doch schon im folgenden Jahre schlossen beide Brüder einen Vergleich, durch welchen Albrecht alleiniger Besitzer von Oesterreich, Steyermark und Krain wurde; Wien, das seinen reichsstädtischen Rechten nun gänzlich entsagte, ward seine Residenz, Oesterreich aber von nun an der Geschlechtsname der Nachkommen Rudolphs und seiner Söhne. — Mit dem Eintritt der habsburgischen Dynastie eröffnet sich der zweite Hauptabschnitt in der

Digitized by Google

Geschichte Oesterreichs, zu dessen nachmaliger Größe dort der Grundstein gelegt ward. Albrecht führte ein despotisches Regiment, daher er nicht geliebt war; von Ungarn und Bayern befehdet, lebte er wenige ruhige Tage, deren noch weniger wurden, als er die längst gewünschte römische Königskrone empfing (1298); kaum hatte er sie aber auf seinem Haupte befestigt, als er von seinem Neffen, Johann, dem er seine schwäbischen Erbgüter vorenthalten wollte, auf der Brücke bei Rheinfelden (1sten Mai 1308) ermordet wurde. Johann starb flüchtig in Italien, und sein Erbe fiel des ermordeten Albrechts fünf Söhnen (Friedrich, genannt der Schöne, Leopold, Heinrich, Albrecht, Otto) zu, die von 21 Kindern noch übrig waren. Diese mußten, auf den ränkevollen Betrieb des Herzogs Otto von Bayern, dem Kaiser Heinrich VII. die Belehnung über die väterlichen Länder mit 55.000 Mark Silber abkaufen. Unter ihrem Vater waren die österreichischen Besitzungen durch die schwäbische Markgrafschaft vermehrt worden (1301), und durch die Fehden, welche die nunmehrigen Herzoge von Oesterreich mit Bayern fortsetzten, erwarben sie Neuburg und Wernstein. Dagegen scheiterte der Versuch des Herzogs Leopold, die unter Albrecht verlornen helvetischen Waldstädte wieder zu erlangen (1315) an der Tapferkeit der Eidgenossen in der Schlacht bei Morgarten. Sein Bruder Friedrich ward nach Heinrich VII. Tode zum römisch-deutschen Könige gewählt; doch er unterlag seinem Gegner Kaiser Ludwig (von Bayern), und ward 2½ Jahre lang als dessen Gefangener im Schlosse Trausnitz festgehalten. Das Schwert seines Bruders Leopold vermochte aber den Kaiser, seinem Gefangenen die Freiheit zu geben, dagegen dieser einen Vergleich einging, in welchem er aller Theilnahme an der Regierung entsagte, alle Reichsgüter, die noch in österreichischer Gewalt waren, herauszugeben, und ihm Beistand gegen seine Feinde zu leisten versprach. Doch der Payst erklärte diesen Vertrag zu Friedrichs Gunsten für ungültig, und Ludwig sah sich endlich zu dem Entschlusse genöthigt, die Regierung des deutschen Reichs mit Friedrich zu theilen. Als Friedrich (13ten Januar 1330) kinderlos starb, waren nur noch zwei seiner Brüder, Albrecht und Otto, Herren von Oesterreich, denn auch Leopold und Heinrich waren schon gestorben. Sie versöhnten sich gänzlich mit dem Kaiser Ludwig, der ihnen Breisach, Schaffhausen, Rheinfelden und Neuburg überließ. Nach dem Tode ihres Vetters Heinrich, Markgrafen von Tyrol und Herzogs von Kärnthen, des Vaters der Margarethe Maultasch, ließen sie sich vom Kaiser Ludwig mit Tyrol und Kärnthen belehnen (Mai 1335), traten jedoch Tyrol an den König Johann von Böhmen durch einen Vergleich (vom 9ten October 1336) für dessen Sohn Johann Heinrich, oder vielmehr dessen Braut, Margarethe Maultasch, wieder ab. Als Otto und seine Söhne verstorben waren (1344), wurden unter dem noch übrigen Albrecht (dem Weisen) II. die gesammten österreichischen Lande wieder vereinigt, und durch seine Gemahlin, die Tochter des letzten Grafen von Pfirt, mit dessen Besitzungen (1324), so wie durch die burgundisch-kyburgischen Güter (1326) vergrößert. Unter Albrechts vier Söhnen (Rudolph, Albrecht, Leopold, Friedrich) zeichnete sich Rudolph II. (IV.) durch die Vollendung der Stephanskirche in Wien, durch die Errichtung eines Collegiatstifts und der hohen Schule zu Wien, vorzüglich aus; er starb zu Mailand (1365) kinderlos, so wie vor ihm noch der jüngste, Friedrich, und nach mancherlei Veränderungen theilten sich die beiden verbliebenen also (1379), daß Albrecht III. (mit dem Zopfe) Oesterreich für sich nahm und alle übrigen Länder seinem Bruder Leopold III. (dem Frommen) überließ. Leopold

wiederholte die Versuche auf die habsburgischen Besitzungen in der Schweiz, doch er büßte sie in der Schlacht bei Sempach (9ten Juli 1386), wo Winkelrieds unsterbliche That ihm den Sieg entriß, mit seinem eignen Leben, und nun war Albrecht III. im einzigen Besitze aller österreichischen Lande, welche Margarethe Maultasch durch die Abtretung Tyrols an Albrecht noch vermehrte, nachdem sie von ihrem Gemahle, dem böhmischen Prinzen, wieder geschieden worden, und ihr zweiter Gemahl, Markgraf Ludwig von Brandenburg, so wie ihr einziger Sohn, Prinz Meinhard, mit Albrechts III. Schwester vermählt, gestorben war. Sie behielt bloß einige Schlösser und 6000 Mark Goldes; Bayern aber entsagte seinen Ansprüchen gegen die Ueberlassung von Schärding und der drei tyrolischen Städte, Kitzbühl, Ratenberg, Kufstein und einer Summe von 116,000 Goldgülden. Außer Tyrol kamen aber bis 1395, wo Albrecht III. starb, noch mehrere schöne Gebiete an Oesterreich. Schon Leopold III. hatte (1365) dem letzten Grafen von Feldkirch seine Besitzungen für 36,000 Goldgülden abgekauft; für 55,000 Goldgülden erhielt Oesterreich von dem Grafen von Fürstenberg das Breisgau nebst den Städten Neuburg, Altbreisach, Kenzingen und Villingen; der Rest von Krain und der windischen Mark waren nach dem Tode des letzten Grafen von Görz, die Grafschaft Plüdenz von einem Grafen Werdenberg, die gräflich hohenbergischen Besitzungen für 66,000 Goldgülden, durch Theilnahme an einem Kriege zwischen Ungarn und Venedig die Stadt Triest (1380) erworben, und die beiden Landvogteien in Ober- und Nieder-Schwaben mit noch einigen Gütern vom römischen Könige Wenzeslaw dem Herzoge Leopold für 40,000 Goldgülden verpfändet worden. Albrecht III. und sein Bruder Leopold III. hatten zwei Linien ihres Hauses, die österreichische und steyermärkische, gestiftet, die 78 Jahre lang fortdauerten. Albrecht IV. folgte seinem Vater, dem dritten Albrecht, der eben starb (1395), als sein einziger Sohn in Palästina war; als er zurückgekommen und an dem Markgrafen Procop von Mähren sich rächen wollte, für dessen verübte Feindseligkeiten, starb er an Gift vor Znaym (1404); und sein minderjähriger Sohn Albrecht V., erst sechs Jahre lang unter Vormundschaft, wurde 1410 mündig erklärt. Er wurde der Schwiegersohn des Kaisers Siegmund, und vereinigte durch Heirath auf seinem Haupte die Krone von Ungarn und Böhmen (1437) mit der deutschen Kaiserkrone. Sein Sohn Ladislaw (Posthumus) beschloß 1457 die albrecht-österreichische Linie, deren Länder nun der steyermärkischen zufielen. Die deutsche Kaiserwürde verblieb nun ununterbrochen dem Hause Oesterreich; nur Ungarn und Böhmen gingen durch Albrechts V. Tod auf einige Zeit wieder verloren, so wie nach blutigen Streitigkeiten mit den Schweizern unter Kaiser Friedrich III. auch die letzten habsburgischen Stammgüter in Helvetien, dagegen Cilly, Sekkingen, Bregenz, Nellenburg, Sonnenberg und das Schloß Meydberg erworben wurden, und nur um den Glanz des Hauses zu erhöhen, ertheilte dieser Kaiser ihm die erzherzogliche Würde. Der Tod seines Bruders Albrecht (December 1463) endigte den zwischen ihm und seinen Brüdern, Albrecht und Siegmund, ausgebrochenen Erbstreit, während dessen der Kaiser in der wiener Hofburg von den Bürgern, die Albrecht ergeben waren, eingeschlossen und belagert wurde. Nun trat auch Siegmund seinen Antheil am Erbe des verstorbenen Ladislaw ab, und Friedrich war alleiniger Herr über Oesterreich. Friedrichs Regierung ward höchst wichtig für Oesterreich durch die unter ihm begründete Erwerbung der Niederlande. Die Eitelkeit des Herzogs von Burgund,

des kühnen Carl, die Königskrone auf sein Haupt zu setzen, so wie sein Angriff auf Lothringen und Helvetien, hatte diesem in der Schlacht bei Nancy (1477) das Leben gekostet. Da warb Kaiser Friedrich, gestützt auf eine frühere schriftliche Zusage Carls des Kühnen, um dessen hinterlassene einzige Tochter, Marie, für seinen Sohn Maximilian; die Vermählung ward vollzogen, und die Absicht war erreicht. Doch kostete es Maximilian viele Mühe, sich in der Regierung der Niederlande, die er als Vormund seines Sohns Philipp führte, zu erhalten. Seine Gefangenschaft zu Brügge endigte (1489), durch Unterstützung des deutschen Reichs, ein Vergleich zu seinem Vortheile; doch verlor er das Herzogthum Geldern wieder an den Sohn des letzten Herzogs. Kaisers Friedrich III. Tod (19ten August 1493) setzte die Kaiserkrone auf Maximilians I. Haupt, der nun seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande abtrat. Maximilians Regierung umgab Oesterreich mit neuem strahlenden Glanze; außer dem, was er als Kaiser für das deutsche Reich that (man vergl. Deutschland), erweiterte er die Gränzen seiner Erbländer durch ganz Tyrol und viele andere, besonders bayersche Gebiete, und erwarb seinem Hause die Ansprüche auf Ungarn und Böhmen. Der wiener Hof begann unter ihm der Sitz der Künste und Wissenschaften in Deutschland zu werden, und nicht kleine Summen wendete Maximilian auf Unterstützung der Künstler und Gelehrten, wozu er oft die gefüllten Goldtruhen der reichen Fugger in Augsburg in Anspruch nahm. Die Verheirathung seines Sohns Philipp mit der Infantin Johanna von Spanien setzte eine Linie des österreichischen Geschlechts auf den Thron von Spanien und in den Besitz der reichen amerikanischen Provinzen, und diese Staaten würden sogar mit Oestreich vereinigt worden seyn, hätte Philipp seinen Vater überlebt; allein er starb dreizehn Jahre früher (1506), und hinterließ zwei Söhne, deren ältester nach Maximilians I. Tode (12ten Januar 1519) als Kaiser Carl V., König von Spanien, auftrat, während der zweite, Ferdinand I., durch die Theilungsverträge von Worms (28sten April 1521) und Gent (7ten Mai 1540) alle deutschen Erbländer (die Niederlande behielt Carl für sich) erhielt. Siebzehntausend Quadratmeilen von Europa waren jetzt im Besitz des Hauses Oesterreich, allein es sollte noch mächtiger werden. Außerdem daß Kaiser Carl V. die Zahl der niederländischen Provinzen bis auf 17 vermehrte, und unter dem Namen des burgundischen Kreises ihre, von seinem Großvater schon beschlossene Einverleibung mit dem deutschen Reiche bestätigte, erwarb Ferdinand I., der mit einer Schwester des ungarischen Königs Ludwig II. vermählt war, die Königreiche Ungarn und Böhmen, nebst den dazu gehörigen Ländern, Mähren, Schlesien und Lausitz. Ungeachtet der getheilten Stimmung der ungarischen Magnaten und des anfänglichen Glücks seines Gegners Johann von Zapolya (man vergl. Ungarn) wurde er (26sten November 1526) durch die Reichsversammlung zum König von Ungarn ernannt, und als solcher (am 5ten November 1527) gekrönt. Doch Zapolya vertraute sein Schicksal dem Sultan Soliman an, und bald stand dieser vor den Mauern Wiens; aber die Standhaftigkeit und Tapferkeit des österreichischen Feldherrn, Grafen von Salm, vereint mit der Treulosigkeit des Großwessirs, rettete die Hauptstadt, und die nun auch versammelte Reichsarmee nöthigte Soliman zum Rückzuge, und nach einigen Jahren (1535) kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Johann von Zapolya den Königstitel und die Hälfte von Ungarn, seine Nachkommen aber nur Siebenbürgen behalten sollten. Als aber Johann gestorben war, entspannen sich neue Streitigkeiten,

Soliman mischte sich noch Einmal hinein, und Ferdinand konnte die Ruhe und den Besitz von Nieder-Ungarn nur durch einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten von dem kriegslustigen Sultan erkaufen (1562), während er dagegen Böhmen ungestört beherrschte, das sich willig ihm unterworfen hatte. Nicht glücklicher war Ferdinand mit dem Herzogthume Wirtemberg, welches der schwäbische Bund dem unruhigen Herzog Ulrich abgenommen, und dem Kaiser Carl V. verkauft hatte, von dem es an seinen Bruder bei der Theilung überlassen worden war. Herzog Ulrichs Freund, der Landgraf Philipp von Hessen, von Frankreich unterstützt, benutzte Ferdinands Verlegenheit im Kriege wegen Ungarn, und eroberte Wirtemberg, welches Ferdinand im Vergleich zu Cadan (29sten Juni 1534) an Ulrich, mit der Bestimmung, daß es österreichisches Afterlehn seyn, und nach dem Abgange des wirtembergischen Mannsstammes an Oesterreich fallen solle, wieder abtrat. Diese Verluste wurden freilich durch die Erwerbung der andern Hälfte von Bregenz, der Grafschaft Thengen und der Stadt Costnitz nicht ganz ersetzt, doch betrugen die Besitzungen des österreichischen Hauses deutscher Linie 5402 Quadratmeilen. Ferdinand empfing auch die Kaiserkrone, als sein Bruder Carl (1558) das Scepter mit der Mönchsgeißel vertauscht hatte, und hinterließ, als er (25sten Juli 1564) mit dem Ruhm eines vortrefflichen Regenten starb, drei Söhne und zehn Töchter. Nach seinem Willen theilten die erstern die väterliche Erbschaft also, daß der älteste, Maximilian II., der auch Kaiser wurde, Oesterreich, Ungarn und Böhmen, der zweite, Ferdinand, Tyrol nebst Vorder-Oesterreich, und der dritte, Carl, Steyermark, Kärnthen, Krain und Görz erhielt. Als aber Erzherzog Ferdinand, der den bekannten Roman mit der schönen Bürgerstochter von Augsburg, Philippine Welserin, spielte, die er heirathete, gestorben (1595) war, und seine Söhne, Andreas (Bischof zu Constanz und Brixen und Cardinal, auch spanischer Gubernator der Niederlande), und Carl (Markgraf zu Burgau), nicht als standesmäßig anerkannt wurden, fielen seine sämmtlichen nachgelassenen Besitzungen an seine Vettern zurück. Kaiser Maximilian war in Ungarn glücklicher als sein Vater; der Tod Solimans vor Sigath befreite ihn von den Türken, und 1572 ließ er seinen ältesten Sohn Rudolph als König von Ungarn krönen, der dann auch zum König von Böhmen gekrönt und zum römischen Könige erwählt wurde, dagegen Maximilians Versuche, auch die polnische Krone an Oesterreich zu bringen, ihm mißlangen, so wie in der Folge seinem vierten Sohne, Maximilian, nach dem Tode Stephan Bathori's (1587), es ebenfalls nicht gelang, König von Polen zu werden. Kaiser Maximilian II. starb am 12ten October 1576; von seinen fünf Söhnen wurde Rudolph der älteste Kaiser. Unter den Ereignissen während seiner Regierung waren der Krieg gegen die Türken und Siebenbürgen, die Unruhen wegen des Protestantismus, den der unduldsame Rudolph aus seinen Staaten gänzlich verbannen wollte, und die Umstände, unter denen er genöthigt wurde, im Jahre 1608 Ungarn und Böhmen, und 1611 ebenfalls die österreichischen Erblande, an seinen Bruder Matthias abzutreten, welcher auch, nach Rudolphs Tode (20sten Januar 1612) ihm in der Kaiserwürde folgte. Matthias schloß zwar einen zwanzigjährigen Frieden mit den Türken, hatte aber desto mehr mit den Böhmen zu thun, welche die Religionsfreiheit mit den Waffen in der Hand erzwingen wollten. Das Ende begonnener Unterhandlungen erlebte Matthias nicht (st. 20sten März 1618), und die Böhmen weigerten sich, seinen Nachfolger, Ferdinand, anzuerkennen, und wählten den Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige; und der Kampf der evangelischen Union gegen die katholische Ligue

Digitized by Google

brach heftiger noch aus, und nach einem blutigen Kriege sah Ferdinand Böhmen sich wieder unterworfen, worin er die protestantische Religion nun ganz ausrotten wollte. Zugleich vernichtete er der Böhmen freie Königswahl und den Majestätsbrief, errichtete ein katholisches Reformationsgericht, und veranlaßte hierdurch die Auswanderung vieler Tausende. Auch die österreichischen (meistens protestantischen) Stände mußte Ferdinand zur Huldigung zwingen, in Oesterreich ward das Lutherthum streng verboten, und auch Ungarn, das unter dem Siebenbürgen, Bethlen, sich empört hatte, wurde endlich bezwungen. Dieser Religionskrieg, der bekanntlich dreißig Jahre noch fortdauerte, kostete dem österreichischen Hause ungeheure Summen. Ferdinand erlebte sein Ende nicht (starb 25sten Februar 1637), und unter seinem Nachfolger Ferdinand III. wurden Oesterreichs Länder immer mehr der Schauplatz des furchtbaren Kriegs, bis der westphälische Friedensschluß Oesterreich gegen Aufopferung des Elsaß an Frankreich, und der Lausitz an Sachsen, davon befreite. Leopold I. folgte seinem Vater Ferdinand III. (st. 2ten April 1657), und erhielt auch die Kaiserkrone. Glücklich gegen die Siebenbürgen und Türken, unterwarf er sich die erstern und noch den Theil von Ungarn zwischen der Donau und der Theiß im Frieden von Carlowiß 1699. Leopold wollte, und zwar im Einverständniß mit Carl II., König von Spanien, der ohne Nachkommen war, die spanische Krone auf das Haupt seines zweiten Sohnes, des Erzherzogs Carl, setzen lassen. Doch seine Unentschlossenheit zu den nöthigen Maßregeln und Frankreichs feine Politik, die am madrider Hofe der französische Minister Harcourt zu üben verstand, vermochte Carl II., den Enkel Ludwigs XIV., den Herzog Philipp von Anjou, zum Erben seines Throns einzusetzen. Der spanische Erbfolgekrieg begann; doch schon zu dessen Anfang starb Leopold (5ten Mai 1705). Sein ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Joseph I., setzte das Unternehmen gegen die Bourbons in Spanien fort, starb aber noch vor Erreichung des gewünschten Resultats (17ten April 1711), und der bestimmte König von Spanien, Carl VI., eilte aus Barcellona in seine Erbstaaten, um deren Regierung zu übernehmen, und Kaiser zu werden, wozu er am 24sten December desselben Jahrs erwählt wurde. Doch bald ward er genöthigt, von allen Absichten auf Spanien abzustehen, da seine Bundesgenossen, England, Holland und Savoyen, den utrechter Frieden (11ten April 1713) mit Frankreich schlossen, worin dem Herzog Philipp von Anjou die spanische Krone verblieb, und Oesterreich die Niederlande, Neapel und Sardinien erhielt. Im Vertrage von Rastadt (4ten März 1714) unterwarf, nach versuchtem kurzen Widerstande, Joseph sich jenen Bestimmungen, und vereinigte als Lehn auch das Herzogthum Mantua mit der österreichischen Monarchie, das von Joseph schon 1708 in Beschlag genommen worden war, da dessen Herzog gegen das deutsche Reichsoberhaupt mit Frankreich sich verbündet hatte. Die österreichische Monarchie umfaßte jetzt einen Flächengehalt von 9043 Quadratmeilen, mit fast 20 Millionen Einwohner und zwischen 13 bis 14 Millionen Einkünfte, und stellte eine Armee von 130,000 Mann. Diese bedeutende Macht wurde jedoch durch den mit Spanien bald aufs neue ausbrechenden Krieg wieder sehr geschwächt. Die Absicht der Königin Elisabeth von Spanien, ihrem Sohne Carl ein Reich in Italien zu verschaffen, gelang ihr nur zu gut. Nach einem unglücklich geführten Kriege mußte Joseph an diesen Prinzen Neapel und Sicilien, auch an den König von Sardinien einen Theil vom Herzogthum Mailand abtreten (18ten November 1738), wofür er zur geringen Entschädigung Parma und Piacenza erhielt. Einen neuen empfindlichen

Verlust erlitt Oesterreich durch den belgrader Frieden (19ten September 1739), worin es auf Belgrad, Servien, den österreichischen Antheil an der Wallachei, Orsowa und Bosnien Verzicht leisten mußte, welche die Pforte in Besitz nahm. Carl VI. starb (20sten Oct. 1740) ohne männliche Nachkommenschaft, so daß mit ihm der habsburgisch-österreichische Mannsstamm erlosch. Durch die von ihm längst schon (1713-1719) errichtete pragmatische Sanction sicherte er die österreichische Monarchie auch seiner weiblichen Nachkommenschaft, und so bestieg nun seine älteste Tochter, Marie Theresia (vermählt mit dem Herzog Franz Stephan von Lothringen, daher von jetzt an das lothringisch-österreichische Haus beginnt), den Thron von Oesterreich, zu dessen Behauptung sie aber die in ihr wohnende Kraft und Genialität entwickeln sollte. Von allen Seiten wurde sie angefochten. Der Kurfürst von Bayern machte Ansprüche auf das Erbe Kaisers Carl; Spanien, Sardinien, Sachsen, Preußen wollten von der schönen Erbschaft haben. Doch alle wies Marie Theresia im Gefühl ihres Rechts und ihrer Selbstständigkeit zurück. Ein heftiger Krieg begann, worin bloß England auf ihrer Seite war, denn auch Frankreich war wider sie; Friedrich II. erwarb seine ersten Lorbeern im Kampfe um Schlesien, der Kurfürst von Bayern wurde als Carl VII. (im Februar 1742) zum Kaiser erwählt; nur auf dem getreuen Ungarn ruhte ihre Hoffnung. Da schloß sie den Frieden von Breslau (4ten Juni 1742), worin sie an Preußen ganz Schlesien nebst Glaz, mit Ausnahme von Teschen und Troppau, abtrat. Doch Friedrich II. erneuerte den Krieg, indem er dem Kaiser Carl VII. zu Hülfe eilte; allein dieser starb schon am 20sten Januar 1745, und Theresiens Gemahl wurde als Franz I. Kaiser von Deutschland. Ein neuer Friedensschluß (25sten December 1745) sicherte Friedrich den Besitz von Schlesien aufs neue zu, so wie im Frieden von Aachen (18ten October 1748) Oesterreich auch die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an den Infanten Philipp von Spanien und an Sardinien einige Bezirke von Mailand abtreten mußte. Jetzt war die Ruhe wieder hergestellt, allein Marie Theresia wollte durchaus Schlesien zurückhaben. Sie stellte daher ihre Armee wieder her, und verband sich unter der Leitung des großen Ministers Kaunitz mit Frankreich, Rußland, Sachsen und Schweden. Der siebenjährige Krieg begann; der hubertsburger Friede beendigte ihn; Preußen behielt Schlesien, und Oesterreich hatte viel Gut und Blut vergebens geopfert. In Oesterreich erschien daher jetzt bei eintretendem Geldmangel das erste Papiergeld, Staatsobligationen genannt, womit die Armee bezahlt wurde, und zu deren Umsetzung Kaiser Franz eine Bank errichtete. — Zwei Jahre darauf (18ten August 1765) starb Franz I. an einem Schlagflusse, und Joseph, sein ältester Sohn, schon 1764 zum römischen König gewählt, ward Mitregent der österreichischen Monarchie und deutscher Kaiser. Jetzt stiftete seine weitblickende Mutter, in der Besorgniß, daß der Mannsstamm ihres Hauses leicht wieder aussterben könnte, noch zwei Nebenlinien, nämlich das Haus Toscana in ihrem zweiten Sohne, Peter Leopold, und das Haus Este in der Person des Erzherzogs Ferdinand. Für solche Abtrennungen vom Hauptkörper entschädigte Marie Theresia denselben durch Einziehung mehrerer von Ungarn an Polen einst verpfändeten Gebiete und Städte, ohne das Lösegeld dafür zu bezahlen, durch Erwerbung Galiziens und Lodomiriens bei der ersten Theilung des Königreichs Polen (1772) und die Besitznahme der Buckowina, welche die friedliebende Regierung der Pforte, zur Vermeidung des Kriegs, abtrat. Das Rentamt Burghausen (Innviertel) erhielt Oesterreich im teschner Frieden (13ten Mai 1779),

dann (1765) die erledigte Grafschaft Hohenembs in Schwaben, die Grafschaft Falkenstein, die schwäbischen Herrschaften Tettnang und Argen wurden auch damit vereinigt, so daß, ungeachtet der erlittenen Verluste, beim Tode der Kaiserin Oesterreich 11,070 Quadratmeilen umfaßte, denn sie hatte nur 772 Quadratmeilen verloren, und dagegen 1618 gewonnen; die Bevölkerung betrug gegen 24 Millionen; allein die Staatsschulden, Folgen der Kriege, waren auf 160 Millionen angewachsen. Marie Theresia starb am 28sten November 1780, mit dem Ruhme einer großen Frau, deren natürlicher Verstand sie über den Werth eines Kaunitz belehrte, den sie zum Vertrauten ihrer geheimsten Gedanken machte, und welcher mit ihr und durch sie regierte, so wie sie mit ihm und durch ihn. Daher die vortrefflichen Einrichtungen für die Staatsverwaltung im Allgemeinen, daher die Sorge für Ackerbau und Landesindustrie, besonders für Handlung, für Volkserziehung, Unterricht, Religion, Wissenschaft und Kunst, daher die Kraft in Ansehung der auswärtigen Verhältnisse, selbst in Anwendung auf den römischen Hof, für welchen Marie Theresia übrigens eine tiefe Ehrfurcht hatte. — Oesterreich war so glücklich, im Nachfolger dieser großen Fürstin, Joseph II., seit seines Vaters Tode Kaiser, einen Regenten zu erhalten, der unaufhörlich der Gegenstand des bewundernden Andenkens bleiben wird. Schon als Mitregent seiner Mutter that er eingreifende Schritte. Zur Verminderung der Staatsschulden ließ er für zwei Millionen Staatsscheine verbrennen, machte bedeutende Ersparnisse in der Hofverwaltung, in Pensionsertheilungen und überhaupt im Besoldungswesen, ward jedoch in seinen großen Planen für der Monarchie Würde und Macht noch durch seine Mutter beschränkt. Nach deren Tode entwickelte sich seine ganze Regententhätigkeit. Streng gegen den Soldaten, wie gegen den Civilbeamten, behauptete er doch seltene liberale Regierungsgrundsätze, welche der Geistlichkeit besonders nicht ganz gefallen wollten. Das Censurwesen wurde reformirt, die Protestanten erhielten Freiheit und bürgerliche Rechte, die Juden wurden mit vieler Duldsamkeit behandelt, 900 Klöster und Stifter wurden aufgehoben, selbst der Besuch Pius VI. in Wien änderte nichts in Josephs Reformation seines Kirchenstaates, das Schulwesen unterwarf er einer Revision und Verbesserung, Fabriken und Manufacturen nahm er unter seinen besondern Schutz, — kurz, es gab keinen einzigen Verwaltungszweig, dem Joseph II. nicht seine Fürsorge widmete, und nur die zu strenge, an Despotie gränzende, Art und Weise, mit welcher er seine Ideen durchführen zu müssen glaubte, mochte tadelnswerth seyn. Dies verwickelte ihn auch in Mißhelligkeiten mit den Niederländern, und der Verdruß, den er darüber empfand, war vielleicht ein hauptsächlicher Grund zu dem Gedanken, die Niederlande, unter dem Titel eines Königreichs von Austrasien, an den Kurfürsten von Pfalzbayern gegen dieses Land zu vertauschen, welcher Plan aber an der Festigkeit des nächsten Agnaten, Herzogs von Zweybrücken, und dem von Friedrich II. gemachten Entwurfe zu einem deutschen Fürstenbunde gegen die Anmaßungen des Kaisers scheiterte. Nicht glücklicher war Joseph mit seinen Planen gegen die Pforte; die persönlichen Anstrengungen, welchen er sich, während des wider diese Macht, in Verbindung mit Rußland, geführten Krieges unterwarf, und der Gram über die in Holland und im Innern seiner Erbstaaten ausgebrochenen Unruhen, beschleunigten seinen Tod, welcher den 20sten Februar 1790 erfolgte. Sein ältester Bruder, Leopold II., bisher Großherzog von Toscana, folgte ihm durch testamentarische Verfügung. Seine Absicht, die Ruhe in jeder Hinsicht wieder herzustellen, gelang ihm durch Sanftheit und Festigkeit in sei-

nem Benehmen. Auf diese Weise endigte er die Empörung der Niederländer; der Vertrag mit Preußen von Reichenbach (27sten Juli 1790), und der von Sziſtow (4ten August 1791), verſchaffte ihm den Frieden mit der Pforte. Das traurige Schickſal ſeiner Schweſter und ihres Gemahls, Ludwigs XVI. von Frankreich, veranlaßte ihn zum Bündniß mit Preußen (Vertrag von Pillnitz 27sten August 1791) gegen die franzöſiſche Nation; doch noch ehe der erſte Revolutionskrieg losbrach, ereilte den Kaiſer der Tod (1sten März 1792). Seinen Wahlſpruch: „die Herzen der Unterthanen ſind der größte Reichthum eines Fürſten," hatte er durch ſeine kurze Regierung bekräftigt. Kurz nach der Thronbeſteigung ſeines Sohns und Nachfolgers, Franz II., der bald (14ten Juli 1792) auch zum deutſchen Kaiſer erwählt wurde, erklärte der Nationalconvent von Frankreich an ihn, als Erzherzog von Oeſterreich und König von Ungarn und Böhmen, den Krieg, deſſen nähere Geſchichte an einen andern Ort gehört. Aber Oeſterreich verlor in dem erſten Friedensſchluſſe von Campo Formio (17ten October 1797) die Lombardei, nebſt den Niederlanden, wofür es den größten Theil des ehemaligen venetianiſchen Gebiets erhielt; zwei Jahre früher (1795) war bei der dritten Theilung Polens Oeſterreich durch Weſtgallizien vergrößert worden. Im Anfange des Jahrs 1799 begann aber Franz im Verein mit Rußland den Krieg gegen Frankreich aufs neue; doch er koſtete neue Opfer; der franzöſiſche erſte Conſul Bonaparte erzwang den Frieden von Luneville (9ten Februar 1801), den Franz ohne Englands Beitritt abſchloß, und worin er die Grafſchaft Falkenſtein und das Frickthal abtreten mußte, während zugleich der Großherzog Ferdinand von Toscana dieſem Lande gegen eine Entſchädigung in Deutſchland entſagte, welche in dem bisherigen Erzſtift Salzburg, nebſt Berchtesgaden und einem Theile des paſſauiſchen Gebiets beſtand; welchen Ländern in der Folge noch der größte Theil von Eichſtädt zugetheilt und ihm die Kurwürde zugeſtanden wurde. Franz erhielt die beiden tyroliſchen Erzſtifte Trient und Brixen, ſo daß, mit Einſchluß der letzten Erwerbungen in Polen, Oeſterreich, ungeachtet jener Abtretungen an Frankreich, doch noch 452 Quadratmeilen gewonnen hatte, und alſo 11,976 Quadratmeilen überhaupt umfaßte. Aber die Maſſe der Staatsſchulden war bis auf 1220 Millionen Gulden angeſtiegen. — Da trat der Zeitpunkt ein, wo Frankreichs erſter Conſul ſich zum Kaiſer ausrufen ließ, und Franz, in richtiger Ahnung der Zukunft, erklärte ſich nun (11ten Auguſt 1804) zum Erbkaiſer von Oeſterreich, indem er unter dem Namen „Kaiſerthum Oeſterreich" alle unter ſeiner Herrſchaft ſtehenden Staaten zu Einem großen Ganzen vereinigte. Der damalige Zuſtand von Europa erlaubte aber noch keine Ruhe. Noch einmal griff Franz, im engen Bunde mit Rußland und Großbritannien, zu den Waffen gegen die Anmaßungen des franzöſiſchen Staatsoberhauptes. Der Krieg von 1805 begann mit den Gefechten bei Ulm, im October 1805, und endigte mit dem auf die Schlacht von Auſterlitz (2ten December) folgenden Frieden von Preßburg (26ſten December 1805), welcher dem Kaiſer Franz noch alle übrigen Provinzen in Italien an Frankreich, dann Burgau, Eichſtädt, den Antheil von Paſſau, Tyrol mit Brixen und Trient, Vorarlberg, Hohenembs, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau an Bayern, dann an Wirtemberg die fünf Donauſtädte, die Grafſchaft Hohenberg, Landgrafſchaft Nellenburg, Landvogtei Altdorf und einen Theil von Breisgau, ſo wie an Baden das übrige Breisgau, die Ortenau, Conſtanz und die Commende Meinau koſtete. Dafür erhielt es Salzburg und Berchtesgaden; der Kurfürſt von Salzburg wurde durch Würzburg entſchädigt, woneben noch die Würde eines

Digitized by Google

Hoch- und Deutschmeisters für einen österreichischen Prinzen erblich seyn sollte. Auch erkannte Franz die Königswürde von Bayern und Wirtemberg, und die großherzogliche Würde von Baden an. — So endigte ein Krieg, welcher außer diesen Länderabtheilungen der österreichischen Monarchie noch 90 Millionen an dem, was die Franzosen aus Wien und sonst mit sich fortgenommen hatten, und 800 Millionen an anderm Kriegsaufwand kostete, wozu Franz einen großen Theil aus seinem Privatschatze hergab. Eine der wichtigsten Folgen für das Haus Oesterreich war, daß nach der Errichtung des Rheinbundes (12ten Juli 1806) Kaiser Franz der deutschen Kaiserwürde (6ten August 1806) feierlich entsagte, welche seit länger als 500 Jahren seine Familie besessen hatte, womit zugleich das fast tausendjährige deutsche Reich zerfiel. Franz II., Kaiser von Deutschland, war nicht mehr vorhanden; — er nannte sich nun ausschließlich Franz I., Kaiser von Oesterreich, und als solcher beschloß er 1809 einen neuen Krieg gegen Frankreich, allein, ohne Bundesgenossen, außer Großbritannien, dessen Beistand aber lediglich in Subsidien und in einer leider zu späten Diversion in Holland bestand. Des Kaisers Bruder, Erzherzog Carl, Generalissimus aller österreichischen Armeen, erkämpfte hohen Ruhm in der Schlacht von Aspern — aber doch unterlag Oesterreich. Der Friede von Wien (14ten October 1809) kostete der Monarchie 2000 Quadratmeilen mit 3½ Millionen Menschen und über 11 Millionen Gulden Einkünften. Die Staatsschuld war allein auf 1200 Millionen Gulden gestiegen, 950 Millionen betrug die Masse des vorhandenen Papiergeldes. Viel also hatte Oesterreich an Hab und Gut verloren, doch noch ein größeres Opfer sollte es bringen. Nicht genug, daß Frankreichs übermüthiges Oberhaupt, Napoleon Bonaparte, welcher sich Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protector des Rheinbundes nennen ließ, der österreichischen Monarchie die schönsten Provinzen der Erbländer abgenommen hatte, nämlich: das Herzogthum Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel, das westliche Hausruckviertel, Krain mit Görz, Triest, den villacher Kreis Croatien zum größten Theile, Istrien, Räzuns in Graubünden, die böhmischen Enclaven im Sächsischen, ganz Westgallizien, den zamosker Kreis von Ostgallizien, Cracau mit einem Bezirk nebst der Hälfte der Salzbergwerke von Wialiczka und den tarnopoler Kreis, welchen Rußland bekam. Napoleon wollte mit sich Oesterreichs Herrscherstamm selbst vereinen, und er errang diese Absicht in seiner Vermählung mit Marie Luise, des Kaisers Franz von Oesterreich Tochter. — „Für die Monarchie, für das heiligste Interesse der Menschheit, als Schutzwehr für unabsehliche Uebel, als Unterpfand einer bessern Ordnung der Dinge, gaben Se. Majestät das, was Ihrem Herzen das Theuerste war, hin!“ — so sprach Franz in seinem Kriegsmanifest gegen Frankreich (vom 10ten August 1813). Auch dieses theuerste Opfer — Marie Luise, Vermählte des Corsen Napoleon Bonaparte — war keine hinlängliche Bürgschaft für des Friedens Erhaltung. Als Franzens Schwiegersohn für seinen tollkühnen Einfall in Rußland gebüßt — als Preußen gegen ihn aufgestanden — als Franz der Ueberzeugung geworden war, daß niemals mit Bonaparte Friede zu halten möglich sey: da erließ er jenes Manifest, und verbündete sich mit England, Rußland, Preußen und Schweden gegen den Schwiegersohn und dessen Anhänger. Die unvergeßliche Schlacht bei Leipzig, woran die österreichischen Truppen so ruhmvollen Antheil genommen, des Kaisers Franz Ausharren im Kampfe bis zur Eroberung von Paris, seine Resignation bei der Verweisung seines Schwiegersohns nach Elba, und die Entfernung der Tochter und des Enkels von jenem; die

mancherlei Opfer, die er brachte, als der europäische Congreß in seiner Hauptstadt versammelt war, seine Standhaftigkeit, mit welcher er die Achtserklärung gegen den bundbrüchigen Eidam unterzeichnet, das Schicksal der Tochter und ihres Sohnes bestimmt, und die Beschlüsse des Congresses überhaupt mit geleitet hat; die Kraft, mit welcher er des ehemaligen Königs Murat von Neapel Angriff auf Italien hat zurückschlagen und den rechtmäßigen Beherrscher jenes Reichs wieder hat einsetzen lassen: dies Alles erfüllte Aller Herzen mit wahrer Ehrfurcht gegen ihn, und mit Schmerz sahen die Völker Deutschlands die Hoffnung, in ihm wieder ihren Kaiser zu verehren, getäuscht. — Oesterreich erhielt durch den Frieden von Paris den gegenwärtig zu einem lombardisch-venetianischen Königreiche erhobenen Theil von Italien, die im Frieden von Wien abgetretenen Theile seiner Erbländer nebst Dalmatien, und dann durch die weitern Verträge mit Bayern das Tyrol, Vorarlberg, die 1809 abgetretenen Theile des Hausruckviertels und Innviertels, und das Herzogthum Salzburg, mit Ausnahme der auf dem linken Ufer der Salzach und Saale gelegenen Bezirke, zurück, wogegen der bisherige Großherzog von Würzburg sein Land an Bayern abtrat, und dagegen Toscana wieder erhielt. Seit dem am 14. April 1816 mit Bayern geschlossenen Vertrage ist der Bestand der Monarchie folgender: I. Deutsche Staaten: 1) das Herzogthum Nieder-Oesterreich, a) das Land unter der Ens $384\frac{5}{10}$ Q. M. 1,048,000 E., b) das Land ob der Ens $208\frac{6}{10}$ Q. M. 628,000 E.; 2) das Herzogthum Steyermark 399 Q. M. 799,100 E.; 3) das Herzogthum Kärnthen $190\frac{8}{10}$ Q. M. 278,000 E.; 4) das Herzogthum Krain mit Idria $198\frac{8}{10}$ Q. M. 377,000 E. (3. und 4. gehören nun zu dem Königreiche Illyrien, s. d. Art.); 5) die gefürstete Grafschaft Tyrol und Vorarlberg 514 Q. M. 692,000 E.; 6) das Herzogthum Salzburg $162\frac{8}{10}$ Q. M. 164,000 E. II. Die böhmischen Staaten: 1) das Königreich Böhmen $951\frac{4}{10}$ Q. M. 3,203,000 E.; 2) die Markgrafschaft Mähren, mit dem Antheil an Schlesien, $551\frac{9}{10}$ Q. M. 1,708,000 E. III. Das Königreich Gallizien, mit der Buckowina und dem aufs neue einverleibten Bezirk von Tarnopol, 1514 Q. M. 3,645,000 E. IV. Das Königreich Ungarn, mit Slavonien und Croatien, 4112 Q. M. 7,900,000 E. V. Das Großherzogthum Siebenbürgen, mit der eingeschlossenen Militärgränze, $1046\frac{8}{10}$ Q. M. 1,660,000 E. VI. Das Königreich Dalmatien, mit den Bezirken von Ragusa und Cattaro, 304 Q. M. 315,000 E. VII. Das lombardisch-venetianische Königreich $830\frac{4}{10}$ Q. M. 4,290,000 E. VIII. Die Länder der Militärgränze a) in Croatien 1) das Generalat von Karlstadt u. von Waradin 231 Q. M. 295,000 E., 2) die bannatische Gränze $47\frac{1}{10}$ Q. M. 95,000 E.; b) in der slavonischen Gränze $135\frac{1}{10}$ Q. M. 230,000 E.; c) im Generalat des ungarischen Bannats $145\frac{2}{10}$ Q. M. 171,000 E.; d) in der siebenbürgischen Militärgränze, wo der Flächenraum schon unter dem Lande Siebenbürgen begriffen ist, 137,000 E. Zusammen $12,046\frac{4}{10}$ Q. M. mit 27,956,000 Einwohnern. Diese hier aufgezählten Länder sind von zahlreichen zum Theil schiffbaren Flüssen durchströmt, von denen wir nur die Donau, Ens, Morawa, Leitha, Raab, Theiß, Marosch, Drau, Save, Aluta, den Po, die Elbe, Moldau, Eger, Oder, Weichsel und den Dniester bemerken, während sechs große, unter der Regierung des jetzigen Kaisers zu Stande gekommene, Canäle Schiffahrt und Holzflössen befördern. Von den Seen nennen wir den Platten- oder Palatensee, den neusiedler See, den palitscher und lirknitzer See, alle in Ungarn an der rechten Seite der Donau. — Die Gebirge sind: 1. die Alpen (Großglockner 12,980, Hohen-

Digitized by Google

wartshöhe 10.392, Wiesbachhorn und Hochhorn 10,600—11,000, Terglou 10.200, Watzmann 9,060, Brennkogal 9,000 Fuß hoch); 2. die Sudeten (weiße Wiese 4,500 Fuß hoch, Paschkopol); 3. die Carpathen. — Der Boden ist meistens bergig, jedoch mit schönen fruchtbaren Feldern gegen Süden vermengt, wo es auch viele Seen und stehende Wasser giebt. — Das Clima hat drei verschiedene Abstufungen: das südliche vom 42° 30′–46°, das mittlere vom 46°–49°, das nördliche vom 49°–52° 16′. — Der Reichthum an Producten aus allen Reichen der Natur ist unschätzbar. An Mineralien findet sich: Gold, in 40 Minen, jährlich 12,500 Pfund; Silber, jährlich 260,000 Pf.; Kupfer, über 60,000 Zentner; Zinn, jährlich 900 Zentner; Eisen 672,000 Zentner; Quecksilber 12,760 Zentner; Zinnober 7,000 Zentner; Kobalt 10,000 Zentner; Magnet; Edelsteine; Porzellanerde; Meerschaum; Steinkohlen; Schwefel; Salz; Mineralwasser zu Carlsbad, Töplitz, Franzensbad, warm; Eger, sauer; Saidschütz, bitter; Baden, Krain, Schwefelwasser. — An Pflanzen hat Oesterreich: Getraide aller Art, auch zur Ausfuhr; Mais; Reiß; Hülsenfrüchte; Baumfrüchte, besonders schöne Südfrüchte, Oel ꝛc.; Wein; Hopfen; Saffran; Tabak; Hanf und Flachs; Waid; Holz. (Wir gedenken hier als einer seltenen Merkwürdigkeit der Pflanzung von ausländischen Hölzern, die der Fürst Lichtenstein zu Felsgrub und Feldberg in Mähren und Oesterreich angelegt hat, welche die größte in Europa ist, schon 1804 über zwei Millionen amerikanischer Bäume und Stauden zählte, und jetzt so gediehen ist, daß man gegenwärtig darin forstmäßig schlagen kann.) — Aus dem Thierreiche besitzt es: Rindvieh; Büffel; Pferde; Esel und Maulesel; Schaafe; Ziegen; Schweine; Federvieh; wilde Thiere; Fische; Perlenaustern; Bienen (jährlich über 2000 Zentner Wachs und 47,000 Zentner Honig); Seide. — Der ganze Flächenraum des in der Monarchie landwirthschaftlich benützten Bodens beträgt 94,615,091 österreichische Joche (1 Joch = 1600 Quadratklaftern, oder 9453⅓ Joche = 1 geogr. Quadratmeile). Hievon sind 41,375,815 Joch als Aecker, 16,932,955 J. als Wiesen und Weiden, 1,376,777 J. als Gärten, 1,354,518 J. als Weingärten, und 33,175,026 als Waldungen benutzt. — Die Bewohner dieses herrlichen Staates theilen sich in Deutsche, Ungarn, Walachen (oder Wlachen), Servier, Italiener, Zigeuner. Sie bestehen aus drei Ständen: Adel, höhere und niedere Bürger, und Bauern. — Die herrschende Religion ist die römisch-katholische; dann folgen, nach der Kopfzahl, die nicht unirten Griechen, Protestanten und Juden (zwischen 400 und 500,000). — Die Manufacturen und Fabriken produciren jährlich 500 Millionen Gulden an Werth der Waaren, und zwar in: Uhren, Porzellan, Spiegel und Messing, Stahl und Eisen, Leinwand, Baumwolle, Papier, Tabak, Zucker, Schaafwolle, Seide, Leder, Wachsbleichen. Der Handel dessen Mittelpunkt die Hauptstadt der ganzen Monarchie, Wien, ist, ist sehr bedeutend; die Aus- und Einfuhr wird in der Folge sich erst bestimmter angeben lassen, da sie sehr von dem durch Italiens Wiedererlangung neubeginnenden Seehandel abhänzig werden; Seehandelsstädte sind Triest und Fiume; andere Handelsstädte sind Wien, Prag, Pesth, Lemberg; die wiener Stadtbank ist eine große Unterstützungsanstalt für den Handel; See- und Handelsschulen giebt es zu Triest und Wien. — Das Geld besteht hauptsächlich in Gulden zu 60 Xr.; 20 und 10 Xr. Stücke, Kupferscheidemünze; Goldmünzen. — Ein wichtiger Gegenstand des Finanzwesens in Oesterreich ist, besonders in den letztern 20 Jahren, das Papiergeld, an Banknoten, Einlösungsscheinen ꝛc. geworden, worüber in einem eignen Artikel das Nähere

gesagt wird. — Die Künste und Wissenschaften werden gepflegt in vielen Gymnasien und auf den Universitäten zu Wien, Prag, Pesth, Lemberg; Lyceen giebt es zu Linz, Gráz, Brünn, Großwardein; für junge Edelleute und Militärs bestehen vortreffliche Akademien und andere Unterrichtsanstalten; die Bergakademie zu Schemnitz, die medicinisch-chirurgische Akademie zu Wien, die Akademie der Mahler-, Bildhauer-, Bau- und Kupferstecherkunst zu Wien, die dasige Bibliothek, Bildergallerie, Münz- und Kunstsammlungen verdienen hier besonderer Erwähnung. — Die Staatseinkünfte aus der gesammten Monarchie betragen über 130 Millionen Gulden; der Staatsschuld haben wir oben schon gedacht. — Die Militärmacht ist jetzt bedeutend vermehrt, und man kann sie füglich zu 300-400,000 Mann, von allen Waffengattungen, annehmen. — Die Regierung ist fast ganz uneingeschränkt; doch üben die Reichsstände in Ungarn und im lombardisch-venetianischen Königreiche, und die Landstände in Oesterreich, Böhmen, Tyrol, Mähren, Schlesien ihre constitutionellen Rechte.

Oesterreichische Staatspapiere. Die kostspieligen und größtentheils unglücklichen Kriege, welche Oesterreich besonders in den letzten Decennien geführt hat, erforderten Anstrengungen, welche der Staat durch ordentliche Hülfsmittel zu bestreiten nicht vermögend war. Er nahm deswegen, nach dem Vorgange anderer Regierungen, zu künstlichen Geldzeichen seine Zuflucht, und setzte Papier an die Stelle des Metalls. Da die Uebel, welche diese Operation veranlaßt hatten, lange fortdauerten, und das Schicksal in dem Gange der militärischen Ereignisse sich immer ungünstiger erwies, so wurde auch diese Art von Hülfe immer fortgesetzt, und die Monarchie — während das baare Geld im öffentlichen Verkehr immer mehr verschwand — mit einer unermeßlichen Summe von Papiergeld überschwemmt. Nach dem unglücklichen Kriege von 1809 hatte die hieraus entstehende Zerrüttung einen so hohen Grad erreicht, und die Unmöglichkeit, das auf solche Weise im Finanzwesen entstandene Unheil auf dem ordentlichen Wege zu beseitigen, war so klar geworden, daß sich die Regierung zu außerordentlichen Maßregeln entschließen mußte. Es ward am 20sten Februar 1811 verordnet, daß die ganze Masse der Banknoten, deren Betrag zu 1060 Millionen Gulden berechnet war, auf den fünften Theil des Nennwerths herabgesetzt, und gegen ein neues Papiergeld, welches man Einlösungsscheine nannte, ausgewechselt werden sollte. Den Inhabern der Banknoten war diese Operation sehr nachtheilig; aber der Staat verminderte dadurch seine Schuld um vier Fünftheile. Indessen fingen auch die Einlösungsscheine bald an zu kränkeln; einen gewaltigen Stoß aber erhielten sie, als die Regierung, um ihre Rüstungen zum neuen Kriege zu bestreiten, durch das Patent vom 16ten April 1813 45 Millionen Anticipationsscheine zu schaffen befahl. Auch die glücklichen Erfolge des Krieges konnten den Credit des Papiergelds nicht halten. Beide Arten von Scheinen standen 1814 auf der Hälfte ihres Nennwerths; im Jahre 1815 sanken sie bis auf 22 Procent herunter; vom Januar bis Junius 1816 schwankten sie zwischen 315 bis 375 für 100 Gulden baares Geld. Nun unternahm die Regierung, „um die Regelmäßigkeit in dem zerrütteten Geldwesen wieder herzustellen," eine neue Operation. Es erschienen die Patente vom 1ten Juni. Vermöge derselben sollte keine Ausfertigung neuen Papiergelds mit Zwangsumlauf und keine Vermehrung des alten mehr statt finden. Es ward gestattet, Verträge auf Münze oder Papiergeld abzuschließen. Um aber den Zweck der Einlösung des Papiergelds zwangsfrei und möglichst vortheilhaft für die Inhaber zu er-

reichen, sollte die Verwechslung theils gegen Zahlungsanweisungen, die zu jeder Zeit in klingender Münze realisirt werden können, theils gegen zinstragende Staatsobligationen geschehen. Die Einlösung wurde einer neuen unter der Verwaltung ihrer Actionaire stehenden Bank übertragen, an welche von Staats wegen die vertragsmäßigen Zahlungen des Auslands und die entbehrlichen Geldvorräthe der Staatskasse überliefert, und die Bergwerke des Staats verpfändet werden sollten. Die Banknoten sollten bei ihr auf Vorzeigen gegen Conventionsgeld umgewechselt, auch von allen öffentlichen Kassen angenommen, und zur Berichtigung der deutschen und ungarischen Zollgefälle, der Targebühren im ganzen Reiche, der Erwerb- und Personalsteuer in den deutschen Staaten, und der Judensteuer, vom August an gebraucht, und das eingegangene Papiergeld von Zeit zu Zeit vertilgt werden. Das Publikum erkannte den Werth dieser Anordnungen; doch mußte sich der Zweifel von selbst darbieten, daß die Bank durch den Andrang der ihr Papiergeld verwechselnden Personen in manche Verlegenheit kommen dürfte. Diese Besorgniß ging auch nur zu bald in Erfüllung. Am 1sten Juli fing die Bank ihre Geschäfte an; sie wurde so heftig bestürmt, daß man nach wenigen Tagen Beschränkungen des Andrangs nöthig fand; am 18ten August aber erfolgte die Erklärung, daß, bis auf weitere Verordnung, sowohl die Annahme unmittelbarer Einlagen, als die Ueberreichung schriftlicher Anmeldungen um Verwechslung von Papiergeld eingestellt sey. Um diese Zeit fiel das letztere, das sich im Juni bis 260 gehoben hatte, bis über 290 herunter. Dieses Sinken dauerte auch nachher fort, obgleich bis zum September des Jahrs bereits über 40 Millionen Banknoten verbrannt worden waren; und so sah sich Oesterreich noch immer ferne von dem Ziel, die Unordnungen und Nachtheile beseitigt zu sehen, in die sich alle diejenige Staaten stürzen, die die Production des Papiergelds übertreiben.

Ostfriesland, ein Fürstenthum, das von der Nordsee, von der Herrschaft Jever, dem Herzogthum Oldenburg, dem Stift Münster und der Provinz Gröningen begränzt wird. Das Land ist gegen die See zu so niedrig, daß es durch kostbare Dämme vor Ueberschwemmungen gesichert wird. Es hat viel Holz, und treffliche Viehzucht und Ackerbau. Unter den Fabriken und Manufacturen sind zu bemerken die Schiffbauereien in Emden, die Zwirn- und Oelmühlen, Strumpfwirkereien, Nadel-, Baumwollenzeug-, Leder- und Linnenfabriken. Die Größe des Landes beträgt 56 Quadratmeilen, worauf man im J. 1802 über 116.000 Einwohner zählte. Die herrschende Religion ist die lutherische. Sämmtliche Abgaben beliefen sich sonst auf 255,645 Thaler. — Vormals hatte Ostfriesland seine eignen Grafen, unter denen Enno IV. von Kaiser Ferdinand III. im J. 1657 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Mit dem Fürsten Carl Edzard erlosch 1744 das fürstliche Haus, und Preußen nahm, zufolge der dem Kurhause Brandenburg vom Kaiser Leopold im J. 1694 ertheilten Anwartschaft, von dem Lande Besitz, ließ sich die Belehnung darüber von den Reichsvicarien im J. 1745 geben, und entkräftete Kurbraunschweigs, auf eine Erbverbrüderung gegründeten Ansprüche. Nach dem tilsiter Frieden theilte Napoleon das Fürstenthum dem Königreiche Holland zu, von dem es nebst den Herrschaften Jever und Knyphausen das eilfte Departement bildete. Nur ein kleines Stück wurde zum Departement Gröningen geschlagen. Nach der Einverleibung Hollands in Frankreich im Jahr 1810 erhielt Ostfriesland den Namen Departement der östlichen Ems. Nachdem das Land 1813 von den Allirten wieder erobert worden war, trat es der König von Preußen, durch den wiener Vertrag vom 29sten Mai

1815, mit Inbegriff des Harlinger Lands, an den Prinz Regenten von England ab, der es dann am 28sten October in Besitz nahm, und dem Königreiche Hannover einverleibte.

Ostindien, s. Hindustan.

Ostindische Compagnien. Unter den Handelsgesellschaften, welche für Ostindien in verschiedenen Ländern gestiftet worden sind, ist die englisch-ostindische Compagnie die bei weitem wichtigste. Sie wurde am 31sten December 1600 von der Königin Elisabeth durch ein Patent begründet, das, obwohl durch keine Parlamentsacte bestätigt, dennoch als ein unbedingtes und ausschließliches Privilegium betrachtet wurde. Vermöge desselben handelten die Mitglieder der Gesellschaft ungefähr zwölf Jahre lang, ein jeder mit seinem eignen Capital, bis sie im J. 1613 einen gemeinschaftlichen Fond zusammenschossen. Unter Jacob I. erhielt die Compagnie ein neues Patent, und erweiterte ihr Capital bis auf 1,500,000 Pfund. Der Gewinn war damals nicht besonders groß. Cromwell löste im J. 1655 die Gesellschaft auf und gab den Handel frei, aber der Nachtheil, welcher daraus folgte, bewog ihn, sie nach ungefähr drei Jahren wieder herzustellen. Neue Patente wurden der Gesellschaft in den Jahren 1661, 1669 und 1670 ertheilt, welche alle ihre frühern Privilegien bestätigten. Da aber diese Privilegien bloß aus königlichen Freibriefen abgeleitet waren, ohne daß das Parlament sie bestätigt hätte, so fing man an, die ausschließliche Gültigkeit derselben zu bestreiten, und einzelne Privatleute machten nicht selten den Versuch, an einem Handel Antheil zu nehmen, der sehr ergiebig zu werden anfing. Da die Zahl dieser Privatunternehmer zunahm, so fand die Compagnie Mittel, im J. 1683 einen andern Freibrief zu erlangen, durch den alle frühern bestätigt, und sie selbst ermächtigt wurde, die Schiffe und Waaren der Privatpersonen in Beschlag zu nehmen, Militär zu halten und einen Gerichtshof einzurichten. Nicht lange danach wurde die Gesellschaft in einen Krieg mit dem Mogul verwikkelt, wozu noch verschiedene andere Streitigkeiten kamen. Man suchte ihnen durch den oft versuchten Ausweg eines neuen Freibriefs ein Ende zu machen, und jetzt suchte die Gesellschaft, welche neue Macht gewonnen hatte, alle Privatpersonen von der Theilnahme an dem ostindischen Handel wirklich auszuschließen. Im Jahr 1693 wurde das Patent der Compagnie ungültig, da sie die ihr aufgelegte Abgabe nicht entrichtet hatte; jedoch wurde es mit dreijähriger Aufkündigung wieder erneuert. Da die Gesellschaft während des Kriegs mit Frankreich große Verluste erlitten und ihren Credit verloren hatte, so wurde im J. 1698 von Samuel Shepherd und einer Anzahl anderer Kaufleute der Vorschlag gemacht, daß sie für den Staatsdienst 2 Millionen Pfund zu 8 Procent vorschießen wollten, wenn der ausschließliche Handel nach Indien ihnen zugesichert würde. Die Regierung nahm den Vorschlag an, und mit Zuziehung des Parlaments wurde eine neue Gesellschaft vermöge eines Patents errichtet, welche den Namen erhielt: English Company trading to the East Indies. Der Wetteifer und die Eifersucht zwischen der alten und neuen Compagnie stiegen zu einem Grade, der die öffentliche Ruhe zu bedrohen schien; weshalb man beide Gesellschaften vereinigte. Diese Vereinigung wurde 1702 angefangen, und im J. 1708 wurden beide Gesellschaften durch eine Parlamentsacte unter der gegenwärtigen Benennung: United Company of Merchants of England trading to the East Indies, vollkommen consolidirt. Für die Ausdehnung des Termins ihres ausschließlichen Handels auf dreijährige Aufkündigung nach Mariä Verkündigung 1726, schoß die Gesellschaft der Regierung abermals die Summe von

1,200,000 Pfund vor, ohne dagegen weiter Zinſen zu empfangen. Jene Summe wurde durch neue Actien herbeigeſchafft, wodurch das Capital der Geſellſchaft auf 3,200,000 Pfund ſtieg. Ihre Privilegien wurden nach und nach bis 1733, 1766, 1780, jedesmal mit dreijähriger Aufkündigung prolongirt, und zugleich kam man überein, daß, wenn die Regierung mit Zurückzahlung der empfangenen Capitalien und Tilgung aller Rückſtände die Privilegien der Geſellſchaft aufheben würde, dieſe dennoch als eine Corporation fortdauern, und wie jeder andere Staatsunterthan an dem oſtindiſchen Handel Antheil nehmen ſolle. Die Einmiſchung der Geſellſchaft in die Streitigkeiten der eingebornen Fürſten ſeit 1750 führte zu der Erwerbung beträchtlicher Länder, und legte den Grund zu den ausgedehnten Beſitzungen der Compagnie, die an Umfang die vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland dreimal übertreffen. In den 16 Jahren vor 1757, zu welcher Zeit die Geſellſchaft aus Territorialeinkünften wenig Zuſchuß hatte, belief ſich im Durchſchnitt der jährliche Betrag ihrer Importen auf 2,055,000 Pfund. Die Exporten betrugen damals im Einkaufspreis 238,000 Pfund, das exportirte rohe Metall 690,000 Pfund, und die Bezahlung der Wechſelbriefe erforderte 190,000 Pfund. In den nächſten zehn Jahren ſtiegen die Importen auf 2,150,000 Pfund jährlich; ausgeführt wurde an ungemünztem Metall jährlich ungefähr 120,000 Pfund, aber die Ausfuhr an Gütern und die durch Wechſel erhobenen Summen ſtiegen in größerm Verhältniß als der Gewinn von außen. Von 1767 bis 1777 betrugen die ausgeführten Güter jährlich 490,000 Pfund, das ungemünzte Metall 110,000 Pfund, die durch Briefe erhobenen Summen 458,000 Pfund. Mit Hinzuziehung der Landeseinkünfte war der jährliche Geſammtbetrag 3,300,000 Pfund. Dennoch waren die Angelegenheiten der Compagnie in jenem Zeitraume keineswegs in einem blühenden Zuſtande. Man war vielmehr genöthigt, die Dividende herabzuſetzen, und bei dem Parlament um Unterſtützung nachzuſuchen. Nach Wegräumung dieſer Schwierigkeiten wurden im J. 1778 die Dividende wieder auf 8 Procent erhöht. In den ſieben nächſten Jahren bis Ende 1784 war der Ertrag der Importen der Compagnie, troß des koſtſpieligen Kriegs, worein ſie verwickelt war, nur ungefähr um 200,000 Pfund jährlich geringer; die Ausfuhr von rohem Metall war damals ſehr unbedeutend, aber die ausgeführten Güter ſtiegen auf ungefähr eine halbe Million. Am Ende des Kriegs befanden ſich die äußern und innern Angelegenheiten der Compagnie in großer Zerrüttung, und man kam zu der Ueberzeugung, daß ſie für die künftige Verwaltung ihrer ausgedehnten Gebiete einer neuen Einrichtung bedürfe. Die Hauptmaßregel, welche man nahm, war die Errichtung eines Board of control (Collegiums zur Oberaufſicht), deſſen Mitglieder vom König ein- und abgeſetzt werden. Dieſes Collegium wurde beauftragt, über die Civil- und Militärregierung und die Einkünfte der Geſellſchaft Aufſicht und Controle zu führen und die Ausfertigungen der Directoren an die verſchiedenen Präſidentſchaften einzuſehen. Die Beſoldung des Generalgouverneurs, der Präſidenten und Räthe in den Präſidentſchaften wurden von der Beſtimmung des Königs abhängig gemacht. Zur Unterſuchung der in Indien begangenen Verbrechen wurde ein Gerichtshof errichtet. Im J. 1786 wurden noch verſchiedene Einrichtungen getroffen, unter denen die bedeutendſte war, daß der Generalgouverneur das wichtige Vorrecht verlor, einen Beſchluß auch gegen die Mehrheit des Raths zu faſſen, und das Amt des Generalgouverneurs und Oberbefehlshabers mit einander verbunden wurden. Die Compagnie wurde bevollmächtigt, ihr Capital mit 800,000 Pfund zu vermehren, wo-

Digitized by Google

für ſie 1,240,000 Pfund oder für 100 Pfund 155 erhielt; und im J. 1789 erhielt ſie die Erlaubniß, noch eine Million hinzuzufügen, welches mit 174 Pfund für jedes Hundert bewerkſtelligt wurde. Dabei wurde denen der Vorzug gegeben, die bereits Actien in Händen hatten. Die Dividende war damals 8 Procent, bis im Jahr 1793 bei der Erneuerung des Freibriefs auf 20 Jahre, vom 1ſten März 1794 an, der Fond noch um eine Million vermehrt (ſo daß er nun 6 Millionen betrug) und die Dividende auf 10½ Procent erhöht wurde. — Die Compagnie ſteht unter vier und zwanzig Directoren, die von ſolchen Actionärs erwählt werden, die wenigſtens 1000 Pfund in den Fonds der Geſellſchaft haben. (Man vgl. den Art. Colonien, 2r B. S. 602 ff.) — Weniger iſt von den übrigen oſtindiſchen Handelsgeſellſchaften zu ſagen. Die vormals ſo berühmte holländiſch-oſtindiſche Compagnie, die ſich im J. 1602 durch das Zuſammentreten mehrerer einzelnen Geſellſchaften bildete und eine lange Reihe von Jahren blühte, gerieth beſonders ſeit 1770 in ſchnellen Verfall, und wurde 1799 ganz aufgehoben, indem die Regierung ihre Beſitzungen ſowohl als ihre Schulden übernahm. Die franzöſiſch-oſtindiſche Compagnie, welche 1664 errichtet wurde, konnte nicht aufkommen; 1769 wurde der Handel freigegeben. Eine neue im J. 1785 errichtete Geſellſchaft erreichte 1791 ihre Endſchaft. Eben ſo wenig gedieh die oſtindiſche Compagnie in Dänemark, die mehrmals erneuert wurde, und endlich 1777 ihre Beſitzungen dem Könige abtrat. Die Geſellſchaft iſt nur noch im Beſitz des chineſiſchen Handels. Endlich die ſchwediſch-oſtindiſche Geſellſchaft, welche 1731 geſtiftet, und 1766 und 1786 erneuert wurde, beſteht noch, und hat ihren Sitz zu Gothenburg. (Auch hier iſt der Art. Colonien zu vergleichen.)

Oſtracismus hieß in Athen eine zehnjährige Verbannung, welche in gewiſſen Fällen über Staatsbürger verhängt wurde. Der Name kam daher, weil das Urtheil von den Bürgern durch Votiren mit Scherben geſprochen wurde. Wenn nämlich das Volk glaubte, daß es gegen Jemand den Oſtracismus verhängen müſſe, ſchrieb jeder Bürger, der dieſer Meinung war, den Namen des zu Verbannenden auf einen Scherben, und legte dieſen auf den Marktplatz an einen gewiſſen Ort nieder, der mit einem hölzernen Geländer umgeben war und zehn Eingänge hatte, durch welche ſich bei der Volksverſammlung die zehn Stämme Athens begaben. Die Archonten zählten dann die beſchriebenen Scherben, und wenn wenigſtens 6000 den Ausſpruch der Verbannung ausdrückten, ſo war der Beſchluß gültig; im Gegentheil wurde der Beklagte losgeſprochen. Die Verbannung durch den Oſtracismus dauerte zehn Jahre, nach deren Endigung der Verbannte wieder zurückkehren und Beſitz von ſeinen Gütern und allen ſeinen Bürgerrechten nehmen konnte. Die Sache ſelbſt hatte nichts Schimpfliches oder Entehrendes, denn ſie wurde nicht bei Uebelthätern angewendet, ſondern nur bei denjenigen, welche ſich durch Vorzüge, Verdienſte, Reichthümer u. ſ. w. ein ſolches Anſehn erworben hatten, daß ſie den Neid oder Argwohn ihrer Mitbürger auf ſich zogen. Ariſtoteles und Plutarch nennen den Oſtracismus eine Arznei, ein Heilmittel des Staats, aber wenn er dies auch in einzelnen Fällen ſeyn mochte, ſo brachte er doch im Ganzen dem Staate gewiß mehr Schaden als Nutzen, indem Neid und Bosheit durch ihn einen offenen Weg zur Erreichung ihrer niedrigen Abſichten fanden und der große Mann Bedenken tragen mußte, ganz ſo für das Beſte des Vaterlandes zu wirken, wie er konnte und wünſchte.

Oſtrömiſches Kaiſerthum, ſ. Byzantiner.

Oſtſee, ſ. Baltiſches Meer.

Digitized by Google

Otaheite, Taiti, die Königin auf dem Südmeere, vormals Sagittaria, Neu-Cythere, Amat, Wallis, Königs Georgs III. Insel, genannt, die größte unter den gesellschaftlichen oder Societäts-Inseln, gehört zu Australien, liegt in der Südsee unter einem glücklichen Himmel, 228° der Länge und 18° südlicher Breite. Dieses anmuthige, von einem höchst sinnlichen und naiven Naturvölkchen bewohnte Eiland wurde von den Engländern, und zwar vom Capitän Wallis im J. 1767, entdeckt und in Besitz genommen. In der Folge behauptete Spanien ein früheres Recht darauf zu haben, und machte eine Urkunde über die Abhängigkeit dieser Insel von Spanien im J. 1775 bekannt, die aber ohne Wirkung geblieben ist. Cook, der 1769, 1773 und 1777 auf Otaheiti landete, und Forster haben uns diese schöne Inselgruppe zuerst genauer kennen lehren. Die Phantasie der Europäer bildete daraus eine philosophische Unschuldswelt, oder ein Genußtempe; wo die Könige Geßners Hirten glichen. Man schwärmte damals mit Rousseau, daß die Cultur unsittlich und unglücklich mache: allein die nähere Bekanntschaft mit jenen Insulanern, selbst ehe sie durch europäische Gewohnheiten und Laster verführt waren, zeigte bald, daß da, wo der Verstand in der Kindheit bleibt, keine Kraft, am wenigsten die sittliche, sich entwickle, und daß eine Gesellschaft, welche das Eigenthum nicht achtet, wie dies auf jenen Inseln der Fall war, nie zu einer festen Staatsverbindung reifen könne. Es gab damals in Europa Klüglinge, welche den Begriff des Eigenthums aus dem sittlichen Gebiete der Menschheit verbannen und ihn nur als positives Statut der bürgerlichen Welt anerkennen wollten. Diese konnten auf Otaheiti und in der ganzen Südwelt lernen, wohin und wie weit der bloße Besitzgenuß den Menschen führe. Ohne Eigenthumsrecht blieben jene Menschen, trotz ihrer Könige, Krieger und Priester, verzogene Kinder einer allzugütigen Mutter. Die Natur gab ihnen Alles, daher konnten sie durch sich selbst sich nichts geben. Jetzt ist Otaheiti noch immer in jenem Afternaturzustande; aber bekannt geworden mit europäischen Sünden ist der Mensch daselbst so verwildert, daß es den englischen Missionären der Brüdergemeinde, die seit 1797 daselbst einen Bekehrungsversuch machten, so wenig als den methodistischen Missionären gelungen ist, die Civilisation von Otaheiti durch die Macht des Christenthums zu gründen. Damals wurden zwei Knaben von dieser Insel nach England gebracht, und in einer Schule der Brüdergemeinde erzogen. Sie erregten große Hoffnungen, starben aber nach wenig Jahren. Seitdem sind keine neueren Versuche gemacht worden. Der interessanteste Erfolg ihrer Bemühungen war ein Brief, den der König Pomarre eigenhändig an den Director der londoner Missionsgesellschaft geschrieben hat. — Die Insel Otaheiti hat 30 Quadratmeilen Flächeninhalt, mit 5000 Einwohnern. Cook zählte daselbst vor 1770, und Bougainville, der 1768 dort war, gegen 200,000 Menschen. Die Abnahme der Bevölkerung ist eine Folge der hitzigen Getränke und der syphilitischen Krankheiten, mit welchen sie die Europäer beschenkten. Die Insel ist gebirgig, eine Bergspitze hat 9530 Fuß Höhe, nach Forster 10,230 Fuß. Da sie in zwei Halbinseln sich theilt, eine größere und eine kleinere, jede mit einem Hafen, so hat sie auch zwei Erbkönige, und Ehrgeiz und Schwäche spielen hier so gut mit dem Glücke der Völker, wie in Europa. In der Nähe liegen mehrere kleinere und größere Inseln, unter welchen Rajetea der Insel Otaheiti an Schönheit fast gleich kommt. Die Blutrache verwickelt diese Völkerschaften oft in hartnäckige Kriege, die sie zu Lande und zur See führen, wobei die Gefangenen bisweilen grausam zu Tode gemartert werden. Dieses sonst gutmüthige, gastfreie, frohe Völkchen auf Otaheiti ist

von weißer Farbe mit etwas braungelbem Anstrich. Die Wohlhabenden zeichnet eine schöne Bildung aus. Die ärmeren Einwohner treiben den Feldbau, aber ohne Ermüdung. Denn drei Brodfruchtbäume können einen Menschen ein Jahr hindurch ernähren. Außerdem haben sie Kokusnüsse, Bananas, Platanen, Yamswurzeln, Pisang, Palaten, Arawurzeln u. s. w. Man bewundert die Geschicklichkeit der Taheiter und Taheitinnen im Verfertigen kunstreicher Zeuge vom Baste des Papiermaulbeerbaums, geflochtener Matten, Canots, Fischergeräthe, musikalischer Instrumente und Waffen aus Steinen, z. B. Basalt, Knochen und Eisen. Sie ergözzen sich mit Musik und dramatischen Tänzen. Ihre Kenntnisse bestehen außer jenen mechanischen Geschicklichkeiten fast nur in Heilmitteln. Die Insel hat ihren eignen Schutzgeist, den die Priester mit Opfern und vielen Ceremonien verehren. Auch nehmen sie Verbrecher zu Menschenopfern. Gaukler und Phantasten, vom „Eatou" begeistert, treten unter ihnen als Propheten auf. Ihre Begräbnißplätze oder Morais sind ihre Tempel. Von den Europäern haben sie zu ihren einheimischen Thieren, unter welchen die Hunde und Schweine die Hauptnahrung der Vornehmeren sind, Pferde, Ziegen, Schafe, Pfauen, Truthühner und Gänse erhalten; auch hat man Zuckerrohr und Kartoffeln gepflanzt, die gut fortkommen. Der Getraidebau macht den Eingebornen zu viel Mühe, so auch die europäischen Küchenkräuter. Sie kennen übrigens nur den Tauschhandel, und nehmen gern auch heimlich, was ihnen gefällt. Im Allgemeinen sind sie nicht so gelehrig, wie die Sandwich-Insulaner; daher sie kaum den Gebrauch der Säge und der Schmiede von den Missionarien gelernt haben. Sie lassen selbst die ihnen von den Europäern mitgetheilten Thierracen wieder eingehen, z. B. Pferde und Schafe. Der Reichthum ihrer Insel an Vögeln und Fischen befriedigt sie. Beide Geschlechter tätowiren sich. Wer die liebenswürdige Königin Oberea, die Freundin des Capitäns Wallis, wer den gutmüthigen Tupia, welcher aus Freundschaft dem Capitän Cook folgte, und auf der See starb, und den ehrlichen Omai, der mit Cook nach London reiste, wo er eine Zeit lang die vornehme Welt beschäftigte, näher kennen lernen, und sich in jene anmuthige Kinderwelt versetzen will, der lese J. Reinh. Forsters Reise um die Welt, Berlin 1778—84; von Zimmermanns Australien, Hamburg 1810; Lindners Australien, Weimar 1814; und Reisen der Spanier nach der Südsee, insbesondre nach Otaheite, übersetzt mit Anmerkungen von Bratring, Berlin 1802. Indeß hat sich der Charakter der Einwohner seit Forsters Zeit sehr verändert. Die Menge der ihnen durch die Britten zugeführten Werkzeuge hat sie verleitet, die ihrigen bei Seite zu legen; fehlt es daher an jenen, so wissen sie sich nicht zu helfen: denn die vielen Ausschweifungen und Krankheiten, welche seit der Ankunft der Europäer, von denen mehrere Ausreisser und verdorbene Menschen unter ihnen sich ansiedelten, auf Otaheiti überhand genommen haben, mußten dem Kunstfleiße und den häuslichen Arbeiten nachtheilig werden. Dabei dauerten die schändlichen, durch das Ansehn der Priester geheiligten Gebräuche fort, daß z. B. die Weiber der vornehmsten Classe ihre Kinder gleich nach der Geburt tödten! Was half es ihnen also, daß sie von den Britten Pulver und Gewehr eintauschten, um sich unter einander mit größerer Erbitterung zu ermorden? Sie haben für diese Instrumente ihre Liebe zu Kleinigkeiten, ihre Freude an einfachen Spielzeugen hingegeben, und sind leidenschaftliche, lasterhafte Männer geworden, ohne an innerer Kraft und Bildung ein Gegengift gewonnen zu haben. Sie bestätigen die alte Erfahrung, daß ohne Liebe zur Arbeit und ohne Achtung für das Eigenthum der sinnliche Mensch, auch

wenn ihn die Natur noch so freigebig ausstattet, nimmer zu einem sittlichen Wesen sich entwickeln kann. Wir müssen daher die oben genannten Beschreibungen als Darstellungen eines nicht mehr vorhandenen Zeitalters ansehen, und erwarten, ob unter den Missionarien ein Manco Capak für diese armen Verführten aufstehen wird. Bis jetzt ist der Anschein dazu nicht vorhanden. K.

Otfried. Ungeachtet der Vorliebe Carls des Großen für die deutsche Sprache und der unter Ludwig dem Frommen für die neubekehrten Sachsen veranstalteten poetischen Uebersetzung der Bibel würde doch die noch rauhe deutsche Sprache ohne den Vertrag von Verdun (843), in welchem Deutschlands Selbstständigkeit begründet wurde, unfehlbar von der biegsamen und durch das Verhältniß ihres Vaterlandes zu Deutschland begünstigtern fränkischen endlich verdrängt worden seyn. Wenn sie indessen auch seit dieser Zeit im gemeinen Leben und selbst auch in Schriften üblicher wurde, so waren es doch nur wenige, welche für ihre höhere grammatische und wissenschaftliche Ausbildung etwas thaten, und sie fanden damit bei den Gelehrten ihrer Zeitgenossen wenig Dank. Den ersten größern und ganz auf unsere Zeiten gekommenen Versuch dieser Art verdanken wir dem biedern Otfried. Er war Mönch des Benedictinerklosters Weißenburg im Elsaß, eine Zeit lang Schüler des Rabanus Maurus zu Fulda, und dann Vorsteher der Schule seines Klosters, wo er sich von 840 bis 870 berühmt machte. Unter Ludwig II. oder dem Deutschen verfertigte er eine poetische Umschreibung der evangelischen Geschichte oder eine sogenannte Harmonie der vier Evangelien in kurzen Reimpaaren, von denen je zwei eine Strophe bilden, in der alten fränkisch-deutschen Mundart. Neben dem hohen Interesse, welches dieses kostbare Ueberbleibsel der alten deutschen Literatur für die Geschichte der Sprache hat, erregen auch einzelne Stellen, in denen Otfried, von heiliger Begeisterung ergriffen, mit allen Härten seiner Sprache siegend kämpft, Achtung für die Talente des Dichters. Viele seiner Bilder sind erhaben und stark, seine Wendungen und Ausdrücke kühn. Nicht minder schätzenswerth macht ihn der edle Stolz, mit welchem er die hohen Vorzüge seiner Nation preist, und die daher entspringende Verbindlichkeit zur Ausbildung ihrer Sprache empfiehlt. Möchte ihn nur nicht der Vorwurf treffen, durch sein Werk die Verdrängung alter, ihm, dem Geistlichen, gefährlich scheinender, Lieder der Liebe und des Spottes, die er nach seinem eignen Geständniß ausdrücklich beabsichtigte, bewirkt zu haben. Herausgegeben von Matthias Flacius zu Basel 1571, 8. und in Schilters thesaur. antiquitatum Teutonicarum, Tom. I. p. 1–400. Von deutschen Predigten auf die Feste und Heiligen, welche er in Prosa schrieb, haben sich nur geringe Bruchstücke erhalten. A—s.

Otho (Marcus Sylvius), der Nachfolger des Kaisers Galba, stammte aus einer consularischen Familie, verlebte seine Jugend in Schwelgerei und Müßiggang, und wurde des Nero Günstling und Vertrauter. Dieser Kaiser ernannte ihn zum Statthalter von Lusitanien, um seiner Liebe zur Poppäa Sabina, der Gemahlin desselben, auf deren Schönheit Otho selbst ihn aufmerksam gemacht hatte, um so ungehinderter folgen zu können. Otho verwaltete diese Stelle zehn Jahre lang mit Ruhm, und widmete sich den Geschäften mit Fleiß und Ernst. Er erklärte sich als der erste für den Galba, als dieser sich gegen den Nero empörte, begleitete ihn nach Rom und ward nach dessen Thronbesteigung zum ersten Mal Consul (im J. Roms 821). Er hatte gehofft, von Galba zum Nachfolger ernannt zu werden. Da dies nicht geschah, und die Zerrüttung seines Vermögens ihn in die peinlichste Lage versetzte, so dachte er darauf, den Kaiser zu stürzen. Dies

gelang ihm mit Hülfe der Prätorianer und den übrigen Truppen, die er leicht zu gewinnen wußte. Galba wurde ermordet, und Otho zum Kaiser ausgerufen. Aber die Legionen in Deutschland ernannten auf gleiche Weise den Vitellius zum Kaiser. Umsonst bot Otho unmäßige Summen, den Vitellius zu gewinnen. Dieser schlug selbst das Anerbieten aus, Mitkaiser zu werden, und ließ sein Heer über die Alpen gehen. Otho, für den sich die meisten Provinzen erklärt hatten, sandte diesen alten Kriegern ein zwar neugeschaffnes Heer entgegen, aber an der Spitze desselben standen die kriegerfahrensten Feldherren. Sie schlugen des Vitellius Truppen, die sich getheilt hatten, drei Mal. Dadurch stolz und unvorsichtig gemacht, verwarf er den Rath seiner Feldherren, den Feind durch Mangel aufzureiben, und befahl ein entscheidendes Treffen gegen die nun vereinigten Truppen des Vitellius einzugehen. Otho wurde besiegt, und beschloß auf die Nachricht davon, durch freiwilligen Tod den Bürgerkrieg zu enden, so wenig auch seine Lage ihn zu einem so verzweifelten Entschluß trieb. Er durchbohrte sich mit einem Dolch, nachdem er drei Monate und drei Tage regiert hatte, und bewies durch diese That, wie durch manche frühere, daß er bei aller Sittenlosigkeit und Ausschweifung einen kühnen und entschlossenen Geist besaß.

Otto I., mit dem Beinamen der Große, war Heinrichs I. und der Mathilde Sohn, und am 22sten November 912 geboren. Groß und gewaltig als Krieger und Eroberer, war er zugleich unbändig, stolz und eigennützig, und diese Eigenschaften machten ihm seine Brüder zu Feinden und selbst seine Mutter so abgeneigt, daß sie alles anwandte, ihren zweiten Sohn Heinrich auf den Kaiserthron zu erheben. Die Stände schwankten, welchen Entschluß sie fassen sollten; Otto's entschlossener Geist siegte über ihren Wankelmuth. Er ward 936 zu Aachen gekrönt, aber des ruhigen Besitzes der Krone sollte er sich nicht erfreuen. Ein Aufstand in Böhmen war kaum durch Herrmann Billung, dem Otto das Herzogthum Sachsen verliehen hatte, gestillt worden, als die Söhne des verstorbenen Herzogs Arnulph in Bayern von ihm bekriegt werden mußten. Er besiegte die nach Unabhängigkeit Strebenden, und gab das Herzogthum an Arnulphs Bruder Berthold (939). Eben so fand sich der Herzog Eberhard von Franken durch einen königlichen Ausspruch beleidigt, und verband sich mit Otto's Stiefbruder Tankmar, welcher zu den Waffen gegriffen hatte, weil Otto sein Erbe einem Fremden gab. Beide hatten sich der Festung Eresburg bemächtigt; Otto zwang sie zur Uebergabe, und Tankmar wurde innerhalb der schützenden Mauern der Kirche neben dem Altar ermordet. Aber Eberhard, der anfangs verbannt worden, später jedoch sein Herzogthum wieder erhalten hatte, erneuerte die Fehde, im Bunde mit Otto's Bruder Heinrich, mit Giselbert von Lothringen, Otto's Schwager, und unterstützt von dem Könige von Frankreich. Herzog Hermann von Schwaben besiegte (939) die Feinde des Königs; Eberhard fiel in der Schlacht, Giselbert ertrank im Rhein, und der König von Frankreich schloß Frieden (940) und vermählte sich mit Otto's Schwester, der Witwe Giselberts. Graf Conrad von Worms ward mit Lothringen belohnt, und heirathete Otto's Tochter Luitgard. Seinem Sohne Ludolf gab der König (949) das Herzogthum Schwaben, und seinem Bruder Heinrich, nachdem die Mutter beide mit einander versöhnt hatte, Bayern (947). Auch bei den Nachbarn erwarb sich Otto durch die Gewalt seiner Waffen Hochachtung. Die Dänen, welche verheerend in Deutschland eingefallen waren, wurden von ihm über die Eyder zurückgetrieben, die er zu Deutschlands Gränze bestimmte. Der König Harald konnte seine Krone nur unter der Bedingung retten, daß er

Dänemark dem deutschen Reiche lehn- und tributpflichtig machte und das Christenthum annahm. In das Meer, das Dänemark von Norwegen scheidet — noch jetzt Ottensund genannt — stieß er seine Lanze, zum Zeichen, daß nur das Meer seine weitern Fortschritte hemme. Das Königreich Böhmen hatte Otto an Wenzel gegeben, der von seinem Bruder Boleslaus ermordet wurde. Da Otto sich weigerte, diesem den erledigten Thron zu verleihen, so beschloß derselbe, Böhmen von Deutschland unabhängig zu machen. Ein vierzehnjähriger Krieg begann, der endlich damit endigte, daß Boleslaus die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs anerkannte und sich taufen ließ. König Ludwig (Outremer) rief ihn zu Hülfe gegen seine aufrührischen Vasallen, die ihn unter Anführung des mächtigen Grafen Hugo vom Throne zu stoßen suchten. Otto trieb die Aufrührer zu Paaren, und befestigte seines Schwagers Herrschaft. Die Italiener riefen ihn herbei, sie von den Bedrückungen Berengars II. zu befreien. Er besiegte den Usurpator, und vermählte sich mit des vorigen Königs Lothar Witwe, Adelheid, worauf er (951) zu Pavia als lombardischer König gekrönt wurde. Diese zweite Ehe hatte aber verschiedene nachtheilige Folgen. Sie verwickelte ihn nicht nur in weitaussehende Kämpfe wegen des Besitzes von Italien, sondern bewirkte auch, daß viele Ausländer an den Hof gezogen wurden, und seine würdigsten Familienmitglieder sich aus Mißvergnügen gegen ihn auflehnten. Sein wackerer Sohn, Ludolf von Schwaben, verband sich mit seinem Schwager, dem Herzoge Conrad von Lothringen, jedoch weniger gegen den Vater, als gegen den ränkevollen Herzog von Bayern, Otto's Bruder, der Adelheids Gunst zu erhalten gewußt hatte. Dennoch verloren beide (954) ihre Herzogthümer. Schwaben erhielt Burkhard, des bayrischen Heinrichs Schwiegersohn; Lothringen wurde in zwei Herzogthümer getheilt. Ober-Lothringen bekam Friedrich; Nieder-Lothringen Gottfried; über beide führte der Erzbischof Bruno von Cöln, Otto's Bruder, die Oberaufsicht. Kaum waren diese Angelegenheiten geordnet, als die von Kaiser Heinrich so nachdrücklich zurückgeschlagenen Ungarn aufs neue einen Einbruch in Deutschland versuchten. Otto führte die gesammte Macht des Reichs gegen sie, und schlug sie auf dem Lechfelde bei Augsburg (den 10ten August 955) dergestalt, daß sie seit dieser Zeit keinen neuen Angriff auf Deutschland wagten. Gesichert vor den Ungarn, richtete Otto seinen Blick wieder auf Italien, als Berengar, der ihm den Vasalleneid geschworen hatte, einen neuen Empörungsversuch wagte. Er ging dahin und ward (961) vom Erzbischof von Mailand zum Könige von Italien, und bald darauf (am 2ten Februar 962) vom Papst Johann XII. in Rom zum Kaiser gekrönt. Dieser schwur dem Kaiser den Eid der Treue; die römische Geistlichkeit versprach künftig keinen Papst anders als in Gegenwart kaiserlicher Commissäre zu wählen. Otto dagegen bestätigte die verschiedenen dem Papste gemachten Schenkungen, ohne sie jedoch näher zu bestimmen. Bald aber reute es den Papst, sich in dem Kaiser einen Herrn gegeben zu haben, und er wagte zu den Waffen zu greifen, während Otto zu Pavia war. Dieser eilte nach Rom, ließ den Papst absetzen und statt seiner Leo VIII. wählen (963), wofür ihm und allen seinen Nachfolgern die ausgedehntesten Rechte bewilligt wurden. Aber kaum war Otto nach Deutschland zurückgekehrt, als die Römer frei seyn wollten, den Papst absetzten und die alte Verfassung herstellten. Otto erschien abermals in Rom, und bestrafte die Schuldigen mit dem Tode. In seinen letzten Lebensjahren gerieth er mit den morgenländischen Kaisern in einen Krieg, der damit endigte, daß der Kaiser Johann Zimisces seine Nichte Theophanie an Otto's Sohn vermählte. Bald darauf, den 7ten Mai 973, setzte der Tod seiner rastlosen Thätigkeit

ein Ziel. Er starb mit dem Ruhm, Carls des Großen Reich in Italien wieder hergestellt zu haben; aber Carl war der Rächer, Otto der Besieger und Unterdrücker Roms. Otto besaß große Eigenschaften, hohen Muth, Geradheit und die strengste Gerechtigkeitsliebe. Die Geistlichkeit, deren Freund er war, verdankt ihm in Deutschland ihre Macht und Reichthümer; er verlieh ihr ganze Herzogthümer und Grafschaften mit fürstlicher Gewalt. Er liegt beerdigt in dem Dom zu Magdeburg, den er bauen ließ. Ihm folgte

Otto II., geboren 955, Otto's I. und der schönen Adelheid jüngster Sohn. Den Kaiserthron bestieg er den 13ten Mai 973. Seine Brüder waren vor dem Vater gestorben, und hatten dadurch ihm nicht nur die Nachfolge auf dem väterlichen Thron, sondern zuvor schon die Mitregentschaft gesichert. Sein Vater selbst nannte ihn seinen Mitregenten, und ließ ihn zum römischen Könige krönen, so daß er der erste römische König war, den uns die Geschichte der Deutschen aufstellt. Er hatte von seinem Vater jenen heftigen unsteten Geist geerbt, der sich mit großen Entwürfen beschäftigt und zu ihrer Ausführung eilt, bevor sie völlig gereift sind. Heftige Leidenschaften, denen selbst ein Königsthron nicht zur Entschädigung dient, stürmten in der Seele Otto's II., und da er schon im 29sten Jahre seinen mißlungenen Entwürfen unterlag: so hatte er nicht einmal das Glück, durch spätere reifere Handlungen die Welt mit den Uebereilungen seiner Jugend auszusöhnen. In den ersten Jahren hatte sich Adelheid der Zügel der Regierung bemächtigt. Als Otto, der Abhängigkeit müde, sie vom Hofe entfernte, brach ein Bürgerkrieg aus, an dessen Spitze der junge Herzog von Bayern, Heinrich, stand. Otto verfuhr mit Strenge gegen seinen Vetter Heinrich, nahm ihm Bayern und verlieh es seinem Vetter Otto von Schwaben (978), der dadurch zum Besitze zweier großen Lehen gelangte. Mit König Lothar gerieth Otto über Lothringen in Krieg. Er versammelte 60,000 Mann, verheerte die Champagne und drang bis Paris vor, dessen Vorstädte er verbrannte. Aber auf dem Rückmarsch wurde er an der Aisne geschlagen. Der Graf von Anjou verfolgte ihn durch die Ardennen und foderte ihn zum Zweikampf, den Otto aber ausschlug. — In Italien suchte er seine Macht dadurch fester zu begründen, daß er die Griechen aus dem Ueberreste des Exarchats in Apulien und Calabrien verdrängen wollte. Diese riefen aber die Araber (981) von Sicilien zu Hülfe, und Otto erlitt bei Vasentello in Calabrien (den 13ten Juli 982) eine völlige Niederlage. Er selbst floh vor den ihn verfolgenden Arabern nach dem Meere, warf sich in dasselbe, und ward von einem vorbeisegelnden griechischen Schiffe aufgenommen, weil er versprach, sich nach Constantinopel bringen zu lassen, wenn man ihn vorher zu Rosano in Calabrien aussetzen würde, wo seine Gemahlin, eine geborne Griechin, sich mit großen Schätzen befände. Man benachrichtigte Theophanien von dem Schicksale ihres Gemahls. Der griechische Befehlshaber aber erlaubte keinem den Eintritt ins Schiff, außer einem deutschen Bischofe und den Mädchen, welche die zugesicherten Schätze überbringen sollten. Die Griechen, von Geldburst ergriffen, waren eben mit diesen Kostbarkeiten beschäftigt, als Otto sich ins Meer stürzte, um sich durch seine Fertigkeit im Schwimmen zu retten. Zwar wollten ihn die Griechen daran hindern, aber unter den Mädchen befanden sich verkleidete deutsche Jünglinge, welche die Flucht ihres Kaisers sicherten. So entkam Otto der Gefahr, aber seine Gesundheit war zerrüttet, sein Geist gebrochen. Auf einem Reichstage zu Verona, wo sein dreijähriger Sohn zum Nachfolger erwählt wurde, beschloß man die Griechen und Araber anzugreifen, und selbst Sicilien zu erobern. Aber Otto erlag seinem Kummer

in der Blüthe des Lebens. Er starb zu Rom den 7ten December 983. — Sein Sohn, Otto III., der ihm folgte, war 980 geboren, und starb schon 1002. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des sächsischen Kaiserhauses.

Otto von Wittelsbach, genannt der Große, Herzog von Bayern, war zu Kelheim geboren, und ein Abkömmling von Arnulph, so daß er zu dem alten Hause Bayern gehörte, das Otto I. im J. 948 des Herzogthums beraubt hatte, um es an Berthold zu geben. Er wurde im J. 1180 wieder in Besitz gesetzt, nachdem Friedrich der Rothbart es Heinrich dem Löwen genommen hatte, und von ihm stammt das noch jetzt in Bayern regierende Fürstenhaus ab. Ehe er in sein Herzogthum zurückkehrte, war Otto Pfalzgraf von Bayern, und hatte sich durch seine Tapferkeit sehr hervorgethan. Auf dem ersten Heereszuge Friedrichs des Rothbarts nach Italien nahm er mit 200 Mann einen steilen Felsen ein, der den Uebergang über die Etsch bei Verona vertheidigte. Das Mailändische, Toscana und alle die Orte, wohin Friedrich seine Waffen trug, waren zu verschiedenen Malen der Schauplatz seiner Heldenthaten. Friedrich gebrauchte ihn zu verschiedenen wichtigen Verhandlungen, und obgleich er Regensburg als freie Reichsstadt und das tyroler Land von Bayern trennte, so war ihm Otto darum nicht minder treu. Er starb 1183, und hinterließ außer zwei Töchtern einen noch unerwachsenen Sohn, Ludwig, der sein Erbe war.

Otto von Freysingen, des Markgrafen von Oesterreich, Leopolds des Heiligen, und der Agnes, der Tochter Kaiser Heinrichs IV., Sohn. Sein Vater, der ihn dem geistlichen Stande widmete, ernannte ihn zum Propst des von ihm gestifteten Klosters zu Neuburg, übertrug aber die Verwaltung dieses Amts einstweilen einem Andern, bis sein Sohn von Paris, wohin er ihn wegen seiner Studien gesendet hatte, zurückgekehrt seyn würde. Vorzügliche Talente, eine ungemeine Gelehrsamkeit und seine edle Geburt versprachen dem jungen Otto die glänzendsten geistlichen Würden; aber, entfernt von allem Ehrgeiz, trat er auf seiner Rückreise von Paris zu Morimont in Burgund in den Cisterzienserorden, und wurde in kurzem Abt dieses Klosters. Hier würde er in frommer Sitte sein Leben verbracht haben, hätte ihn nicht sein Stiefbruder, Kaiser Konrad III., im J. 1137 veranlaßt, das Bisthum Freysingen anzunehmen, das er zwanzig Jahre, bis an seinen am 22sten September 1158 erfolgten Tod, verwaltete. Durch eine allgemeine Geschichte (gewöhnlich mit Unrecht Chronik genannt) bis zum Jahr 1146, in acht Büchern, und durch eine Geschichte Kaisers Friedrich I. in zwei Büchern hat er unter den deutschen Historikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang erworben. Entgeht auch sein Styl nicht immer dem Vorwurf des Gezwungenen und Gekünstelten, so zeigt doch seine ganze Behandlung des Stoffs den mit dem Leben und Treiben der großen Welt vertrauten Mann. Seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause verschaffte ihm die genauesten und gründlichsten Nachrichten, und er erwarb sich das Verdienst, interessante Urkunden ganz einzurücken. Seine, ehedem oft bezweifelte, Unparteilichkeit macht ihn höchst schätzenswerth; am schönsten hat er sie in der Schilderung der Streitigkeiten zwischen dem Papst und dem Kaiser bewährt, bei welcher er, an die eine Partei durch seine Verhältnisse als Geistlicher, an die andere durch seine Blutsfreundschaft geknüpft, allerdings einen höchst mißlichen Standpunkt hatte. Uebrigens war seine Ansicht der Geschichte, als eines großen Trauerspiels, welche durch sein ganzes Werk hindurch geht, gewiß nicht mönchische Frömmelei, sondern tiefgeschöpftes Resultat aus den Schicksalen seiner eignen Familie und aus den Ereignissen, welche die damals noch in trüben Massen gährende Welt seiner Beobachtung darbot. — Neueste

Ausgabe seiner Schriften in Urstisius Sammlung deutscher Geschichtschreiber; seine Geschichte Friedrichs I. deutsch bearbeitet in Schillers Memoiren I. Abtheilung 2. Bd. A—s.

Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, in der Geschichte als Königsmörder merkwürdig. Philipp von Schwaben, der sich mit Otto IV. seit 1197 um die deutsche Königswürde stritt, und endlich ein großes Uebergewicht über denselben gewann, hatte ihm seine Tochter zur Gemahlin versprochen, aber nachher sein Wort nicht gehalten, und überdies folgende neue Treulosigkeit an ihm begangen. Als sich Otto nachher mit der Tochter eines polnischen Herzogs vermählen wollte, gab ihm Philipp statt des versprochenen Empfehlungsschreibens einen Brief mit, worin der Herzog vor ihm als vor einem Unruhestifter gewarnt und gebeten wurde, ihn seiner eignen Sicherheit wegen zu verhaften. Otto ahnete Betrug, erbrach den Brief und eilte voll Zorn und Rache (1208) nach Bamberg, wo eben Philipp seinen Hof hielt. Er drang (den 21sten Juni) mit bloßem Schwert in sein Gemach, und versetzte ihm eine tödtliche Wunde am Kopf, an der er bald starb. Er entkam in der ersten Bestürzung der Hofleute glücklich aus dem Schlosse. Aber Otto IV., der nunmehr die Kaiserwürde erhielt, erklärte den Mörder (1208) auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main und bald nachher auf dem zu Augsburg für vogelfrei. Der Marschall von Pappenheim traf 1209 den Geächteten auf der Flucht an der Donau, und ermordete ihn, worauf auch Otto's Schloß Wittelsbach in Ober-Bayern, der Sitz einer ansehnlichen Grafschaft, zerstört wurde. — Ueber Babo's dramatische Bearbeitung dieser Geschichte siehe Babo. Von geringerm Werthe ist Steinsbergs Trauerspiel dieses Namens.

Ottomanische Pforte, s. Türkei.

Otway (Thomas), ein berühmter englischer Tragödiendichter, geboren 1651 zu Trotting in Sussex, erhielt seinen ersten Unterricht zu Winchester, und bezog 1669 die Universität Oxford. Aber Mangel und vielleicht eine gewisse Unregelmäßigkeit waren Ursach, daß er vor Beendigung seiner Studien die Universität verließ. Er ging nach London, und betrat, um seinen Unterhalt zu verdienen, die Bühne, jedoch ohne besondern Erfolg. Er hoffte als Theaterdichter glücklicher zu seyn. Im J. 1675 wurde sein erstes Trauerspiel, Alcibiades, gegeben; im nächsten Jahre erschien sein Don Carlos, der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Seine theatralischen Arbeiten verschafften ihm die Bekanntschaft mit mehrern Männern aus der großen Welt, unter andern mit dem Carl of Plymouth, einem natürlichen Sohn Carls II., der ihm bei den 1677 nach Flandern bestimmten Truppen eine Anstellung als Cornet verschaffte. Otway folgte zwar seinem Regimente, kam aber bald im Geleit seiner gewohnten Dürftigkeit nach London zurück. Er fuhr fort, durch Arbeiten für das Theater seinen Unterhalt zu erwerben, den jedoch Mangel an Aufmunterung und Ausschweifungen sehr schmälerten. Er übersetzte zwei Stücke (Titus und Berenice, und die Schelmstreiche Scapins) aus dem Französischen, und schrieb zwei neue Tragödien: The Orphan (1680) und Venice preserved (1682), welche letzteren sich auf der Bühne erhalten und seinen Ruf gegründet haben. Sie gehören zu dem Besten, was die neuere dramatische Literatur der Engländer aufzuweisen hat, und zeichnen sich sowohl im Zärtlichen als Pathetischen aus. Wäre Otway auf diesem Wege fortgegangen, so würde er gewiß bleibendere Werke geliefert haben, aber die äußerste Noth, aus der er sich nie emporarbeiten konnte, machte seinem Leben schon 1685 ein Ende. Nach einer allgemein verbreiteten Erzählung war er dem Verhungern nahe, als er eine Guinee geschenkt bekam; er

kaufte sogleich etwas zu essen, und verschlang es mit solcher Hast, daß er daran erstickte. Johnson stellt diese Angabe in Zweifel; nach den von Pope eingezogenen Erkundigungen starb er an einem Fieber. Sein Tod erregte zwar Theilnahme, aber sein unsittlicher Charakter hatte ihn durchaus um die allgemeine Achtung gebracht. Ueberdies hat er sich in seinem Leben und seinen Schriften als einen schamlosen Schmeichler der Großen gezeigt.

Oudinot, Herzog von Reggio, Großkreuz der Ehrenlegion u. s. w., geboren zu Bar in Lothringen, stieg durch die Verdienste seiner persönlichen Tapferkeit und seine militärischen Talente schnell vom gemeinen Soldaten bis zum General. Er commandirte 1796 ein Corps bei der Rheinarmee und 1798 nahm seine Division Mannheim ein. Hierauf diente er unter Massena in der Schweiz, und wurde im Juni 1799 verwundet. Von da ging er als Chef des Generalstabes zur Armee in Italien, und bekleidete diesen Posten in den Jahren 1800 und 1801. Im Monat April 1805 erhielt er an Junots Stelle, der nach Portugal gesandt wurde, das Obercommando der Grenadiere von der Reserve der Armee zu Boulogne, und kurz darauf das rothe Band. Bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten mit Oesterreich befehligte er eine Division, und war einer der ersten, die über den Rhein gingen. Er zeichnete sich sodann in dem Gefechte von Wertingen und Amstetten aus, wurde in dem Gefechte von Juntersdorf verwundet, in Wien behandelt, und übernahm schon nach wenigen Tagen das Commando der Grenadiere wieder. In dem preußischen Feldzuge that er sich vornehmlich an Lannes Seite in der Schlacht von Friedland hervor, ging dann nach Frankreich, ward hierauf zum Reichsgrafen ernannt, und war bei der Unterredung Napoleons und Alexanders 1808 Commandant zu Erfurt. In dem Feldzuge von 1809 stand er an der Spitze der Gardegrenadiere. Er ward nach dem Frieden zum Herzog von Reggio und zum Commandirenden in Holland ernannt. Im russischen Feldzuge befehligte er wieder die Grenadiere, war thätig bis zur Entthronung Napoleons, wurde von dem Könige mit Auszeichnung behandelt und zum Pair und später auch zum Marschall ernannt.

Ouvertüre (von dem französischen Worte ouvrir, eröffnen), bedeutet ein Tonstück, welches zum Eingange eines Schauspiels, eines Concerts, oder einer feierlichen musikalischen Aufführung dient. Der französische Componist Lully soll dergleichen Stücke zuerst verfertigt haben, um vor seinen Opern gespielt zu werden, und von dieser Zeit an ward jedes dergleichen Schauspiele mit einer Ouvertüre eröffnet. Ehedem hatte sie eine bestimmte Form: sie fing jederzeit mit einem nicht weitläufig ausgeführten Grave im Viervierteltakte an, welches in der Dominante schloß und mit der Cäsur dieses Schlusses in eine Fuge von willkührlicher Tonart überging, nach welcher das Grave zum Theil wiederholt wurde. Die Ouvertüre hatte bis gegen die Mitte des verwichenen Jahrhunderts jederzeit fast die nämliche Form, deren sich Mozart bei der bekannten Ouvertüre zu seiner Zauberflöte bedient hat. Waren diese Ouvertüren nicht für die Oper, sondern für das Concert bestimmt; so setzte man nach der Fuge auch wohl eine Tanzmelodie hinzu, als z. B. eine Menuett, eine Angloise oder dergleichen, womit sie alsdann schlossen. Da diese Art von Ouvertüren, wie wir deren Charakter so eben angegeben haben, einen höhern Grad von Wissenschaft, Kenntniß und Geschmack erfoderten, als der gewöhnliche Haufe der Tonsetzer im Allgemeinen zu besitzen pflegte; so schaffte man sie ab, und fing an, die Sinfonien (s. d. Art.) an deren Stelle zu setzen. Uebrigens werden die eigentlichen Ouvertüren noch häufig von französischen Componisten vor ihre Opern componirt; so wie die Ouvertüren von

Haydn, der diese Art Musikstücke ganz insbesondere ausgebildet hat, eigentlich mehr als solche, denn als eigentliche Ouvertüren, zu betrachten sind. Pq.

Ovid. Publius Ovidius Naso, einer der bekanntesten und merkwürdigsten römischen Dichter aus dem augusteischen Zeitalter, aus ritterlichem Geschlecht, geb. zu Sulmo, im Lande der Peligner in Mittel-Italien, im J. Roms 711, vor Chr. Geb. 43. Muß man auch zugeben, daß er an Gediegenheit und künstlerischer Vollendung, so wie an Erhabenheit und Würde andern seiner Zeitgenossen nachstehe; so ist es doch gewiß, daß er von keinem an anmuthiger Leichtigkeit und Gewandtheit übertroffen wird. Dabei ist nicht zu läugnen, daß er es sich mitunter allzuleicht und bequem macht, auch wohl bisweilen in eine unangenehme Geschwätzigkeit und frostige Spielerei verfällt. Aber glücklich weiß er die kleinen eigenthümlichen Züge menschlicher Leidenschaft aufzufassen und darzustellen. Manche seiner Erzählungen aus dem Gebiet der Idylle und Romanze sind ungemein lieblich und lebendig, z. B. die von Pyramus und Thisbe, von Dädalus und Icarus, von Philemon und Baucis. Hier ist er Meister, und unter Allem, was wir noch von diesem fruchtbaren Dichter haben, möchte man wohl mit Recht diesen Erzählungen den Preis zuerkennen. Ovid sagt selbst in der merkwürdigen Elegie (der 10ten des 4ten Buchs seiner Trauergesänge), wo er sein inneres und äußeres Leben schildert, er sey zum Dichter geboren; trotz der Ermahnungen seines Vaters, der einen tüchtigen Rechtsgelehrten und Senator aus ihm bilden wollte, habe ihn doch schon als Knaben ein geheimer, unwiderstehlicher Trieb zum Dienst der Musen hingezogen; vergeblich habe er sich bemüht, den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, was er geschrieben, sey von selbst zum Verse geworden. Uebrigens giebt er nicht undeutlich zu verstehen, daß er von jeher ein gemächliches, von Amtsgeschäften freies Leben geliebt, und ein Jünger des Epicur gewesen sey. Dieser Hang zur Gemächlichkeit und zum fröhlichen Lebensgenuß, wobei ihm sein ansehnliches Vermögen zu Statten kam, machte es ihm auch unmöglich, viel Zeit auf die Vollendung seiner Verse zu wenden, die dennoch, auch in dieser mangelhaften Gestalt, das wußte er, von der großen Menge mit Begierde gelesen und wieder gelesen wurden. Denn die Sinnlichkeit fand in ihnen reiche Nahrung, und auch die Edleren wurden durch das Anmuthige der Darstellung sowohl, als durch die Wahl des Stoffs vielfach angezogen. In Ovids Gedichten bewegte sich die ganze Fabelwelt im buntesten Schmuck der Phantasie, und die Vorzeit des römischen Volkes mit ihren Sagen, und die berühmten Heroen und Heroinnen des Alterthums erschienen noch einmal lebendig vor den Augen der entzückten Zuschauer. Und selbst das traurige Schicksal, das den Dichter in seinen letzten Jahren traf, trug nicht wenig dazu bei, seinem Namen und seinen Poesien eine ungewöhnliche Berühmtheit zu verschaffen. Doch ehe wir darauf kommen, möge eine gedrängte Uebersicht seiner Gedichte und eine kurze Beurtheilung ihres Werthes vorangehen. Sein größtes und berühmtestes Gedicht sind die Metamorphosen oder Verwandlungen in 15 Büchern, ein seltsames Werk, wenn man es als ein Ganzes betrachtet, was es doch unstreitig nach dem Plane des Dichters seyn sollte. An einen Faden gereiht, den man nicht selten in Gefahr ist, ganz aus dem Auge zu verlieren, windet sich der bunte Kranz der mannichfaltigsten Erzählungen von dem gestaltlosen Chaos an, aus dem man das schön geordnete Weltall mit Allem, was darin lebt und webt, sich entwickeln sieht, durch die mythische Zeit und alle Weltalter hindurch bis zu den Tagen Julius Cäsars. Jede dieser Erzählungen endigt mit einer Verwandlung;

aber diese erscheint oft so wenig als Hauptsache, wie man doch nach der Ueberschrift des Ganzen erwarten sollte, daß vielmehr nicht selten eine lange Reihe von Versen vorangeht, die darauf nicht die geringste Beziehung haben, aber gleichwohl gerade das Vorzüglichste und Anziehendste sind, wobei der Dichter augenscheinlich mit Liebe verweilt; und am Ende wird dann die Verwandlung mit einigen Versen ganz kurz abgefertigt, die die meisten Leser gewiß recht gern dem Dichter ganz erlassen hätten. Aehnlich ist ein anderes Gedicht des Ovid, wo an die merkwürdigen Tage und Feste des römischen Calenders Erzählungen aus der Mythologie und aus der ältern römischen und italienischen Geschichte geknüpft sind. Es ist überschrieben „Facti," umfaßt aber nur in sechs Büchern die sechs ersten Monate. Vorzüglich wichtig ist es für die römische Chronologie, und eine der gelungensten eingewebten Erzählungen die Geschichte von der Lucretia in zwei Büchern. Es scheint, der Dichter habe das Werk selbst unvollendet gelassen. Das Ganze ist übrigens in Distichen geschrieben, die Metamorphosen dagegen in Hexametern. Auch Sänger der Liebe ist Ovid; aber nicht der himmlischen Er selbst war von dem Zauber der sinnlichen Lust so befangen, daß sein Lied nur in ihrem Kreise sich bewegen konnte. Jene göttliche Begeisterung, die in der Liebe unendlich mehr ahnet und ahnen läßt, als einen flüchtigen Sinnenrausch, die sie zur Sache des Herzens macht, und der Würde der Frauen mit zarter Scheu huldigend, diese selbst zu Priesterinnen der häuslichen Tugend weiht — war jener Zeit und jenem Volke fremd. Wir haben noch drei Gedichte von Ovid, welche sich auf die Liebe beziehen, sämmtlich im elegischen Versmaß. Zuerst Amores in drei Büchern, dann die Kunst zu lieben, ebenfalls in drei Büchern, und von den Mitteln gegen die Liebe in einem Buch. An üppigen und in sittlicher Hinsicht verwerflichen Stellen fehlt es in diesen Gedichten nicht; aber sie können als Beitrag dienen zur genauern Kenntniß des sittlichen Zustandes der damaligen römischen Welt; auch findet sich hier und da manches eingemischt, was man gerade hier nicht suchte, und was bei einer Auswahl oder Blumenlese aus Ovid's Gedichten nicht übersehen werden dürfte; z. B. die 15te Elegie des 1sten Buches der amorum, wo der Dichter die berühmtesten Sänger der Griechen und Römer nach einander aufführt und seine eigne Unsterblichkeit ahnend ausspricht. Zu den schönsten Stellen gehört auch die Episode von Cephalus und Procris im 3ten Buche der Kunst zu lieben. Auch in einer eigenthümlichen Gattung hat sich Ovid nicht ohne Glück versucht, in einer Gattung, von welcher wir bei alten und neuen Dichtern wenige Beispiele finden. Wir haben nämlich von Ovid noch eine Sammlung sogenannter Heroiden, d. h. 21 Briefe bekannter, meist weiblicher Personen der ältesten, halb fabelhaften Zeit, z. B. der Penelope an Ulysses, der Dido an Aeneas, der Ariadne an Theseus. Endlich haben wir von Ovid auch noch Elegien im eigentlichen Sinn des Wortes, nämlich Klagelieder, oder Trauergesänge, wie er sie selbst benennt, tristia, und Briefe, epistolae ex Ponto, ebenfalls im elegischen Versmaß und verwandten Inhalts, sämmtlich in seiner Verbannung geschrieben, jene in fünf, diese in vier Büchern. Man muß die ungemeine Leichtigkeit und Gewandheit bewundern, mit welcher Ovid sich auch in diesen Gedichten bewegt, wo das Herz ihm so schwer war, und die Bürde des Alters überdies schon auf ihm lastete; darum ist es aber auch gerade hier dem Sänger am ersten zu verzeihen, wenn der Strom der Verse öfters zwar breit genug, aber seicht fließt; doch treffen wir auch hier und da auf Stellen, wo sich ein tiefes Gefühl wahr und lebendig ausspricht. Zur Erläuterung ist es nöthig, hier noch etwas mehr über die letzten traurigen Schick-

sale unsers Dichters zu sagen. Ovid hatte, wie schon gesagt, im Genuß eines nicht unbedeutenden Vermögens, ohne in seinen reifern Jahren ein öffentliches Amt zu bekleiden, und ohne sich mit dem Geschäft des Sachwalters und Redners zu befassen, bis in sein 50stes Jahr fast einzig der Poesie und dem Leben selbst gelebt, wie es scheint, in angenehmen Verhältnissen mit Verwandten und Freunden und gern gesehen an Augustus Hofe, harm- und sorgenlos. Durch seine auf den Geschmack der großen Menge berechneten Gedichte hatte er bereits eine nicht geringe Berühmtheit erlangt, die seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte; und so konnte er hoffen, die letzten Jahre vollends in behaglicher Ruhe auf den leicht gewonnenen Lorbeern seines Dichterruhms zu verleben. Plötzlich aber zerstörte der Bannstrahl, den Zeus-Augustus vom palatinischen Berg herab auf den armen Dichter schleuderte, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, sein ganzes häusliches und irdisches Glück. Er bekam den Befehl, nicht nur Rom, sondern selbst Italien sofort zu verlassen, und er mußte gehorchen. Getrennt von Weib und Kind, von Verwandten und Freunden, von dem mütterlichen Lande, von Italiens mildem Himmel, von der herrlichen Roma — mußte er in ein weit entlegenes, ihm ganz fremdes Land, über's Meer, an die unwirthbare Küste des Pontus eurinus, gen Tomi (in Nieder-Mösien, dem jetzigen temeswarer Bannat), wo damals die rohen Geten wohnten, wandern. Die Frage, worin sein Verbrechen bestand, hätte wohl Ovid selbst am besten genügend beantworten können; aber er hebt den Schleier nur halb, und so bleibt die Sache ein Geheimniß, das wir vergebens ganz zu enthüllen suchen würden. Indeß versichert er doch an mehr als einem Orte ausdrücklich, ein Versehen sey es zwar, was ihm diese Verbannung zugezogen, aber keineswegs ein Verbrechen. Auch nennt er mehr als einmal seine Poesien die Ursache seines Unglücks. Gewiß aber waren seine üppigen Verse nicht der einzige, ja nicht einmal der eigentliche Grund der über ihn verhängten Strafe; auch deutet er selbst an, er habe etwas gesehen, und dadurch den Zorn des Augustus gegen sich gereizt. Daraus läßt sich vermuthen, er habe um irgend etwas gewußt, das den Augustus nahe anging, und dessen Verheimlichung vielleicht den Unwillen des Gewalthabers in so hohem Grade erregte. Was dies gewesen, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Manche meinen, es habe einen strafbaren Liebeshandel der Julia betroffen, der berüchtigten Tochter des Augustus. Genug, daß der Dichter wenigstens nach seiner eignen Aussage nicht als ein ruchloser Verbrecher erscheint, was man sonst wohl aus der harten Züchtigung und aus dem unversöhnlichen Zorn des Augustus, der sich durch keine Bitten bewegen ließ, die Aechtung aufzuheben, schließen könnte. Ovid starb in Tomi, nachdem er zehn Jahre in der Verbannung geschmachtet hatte, in einem Alter von 60 Jahren, im Jahr Roms 771, nach Chr. Geb. 17. Die letzte Nacht seines Aufenthalts in Rom und seine schmerzliche Trennung von den Seinen und von der geliebten Heimath schildert er selbst tiefbewegt in der 3ten Elegie des 1sten Buchs der Trauergesänge. Ausserdem findet sich noch in der Sammlung der ovidischen Poesien ein langes Schmäh- und Fluchgedicht, Ibis überschrieben, im elegischen Versmaß, worin der Dichter in immer neuen Wendungen auf eine widerliche und empörende Art die heftigsten Verwünschungen und seinen unauslöschlichen, selbst nach dem Tode noch fortdauernden Haß gegen einen Ungenannten, der ihn schwer beleidigt hatte, ausspricht. Einige andere kleinere Gedichte werden ihm mit Unrecht zugeschrieben, z. B. de philomela,

de pulice. Aber manches Echte ist auch verloren gegangen, worunter vorzüglich sein Trauerspiel Medea zu bemerken ist. Man hat mehrere gute Ausgaben sämmtlicher ovidischen Werke und einzelner Gedichte. Von jenen ist eine der besten die von Nikol. Heinsius, Amsterdam 1661, neu verbessert und mit Anmerkungen bereichert von Burmann, 1727. Von dieser Recension mit den Heinsiussischen Noten und einem sehr vollständigen Wörterverzeichniß besorgte Fischer eine neue Ausgabe, Leipzig (1758 und 1773). Nach der burmannischen Recension besorgte eine Ausgabe der sämmtlichen Werke mit einem Wörter- und Sachregister Mitscherlich (Götting. 1796 bis 98). Von den Metamorphosen hat Gierig eine brauchbare Ausgabe mit einem ausführlichen lateinischen Commentar geliefert (Leipzig 1804 bis 7) und von den Trauergesängen und Briefen aus Pontus Harles, ebenfalls mit erläuternden Anmerkungen (Erlangen 1772). Von den Metamorphosen hat Rode (Berlin 1791) eine deutsche Uebersetzung geliefert, mit Anmerkungen für junge Leute, Künstler und Kunstliebhaber. Die schönsten Stellen eben dieses Gedichts hat Voß, der Homeride, mit gewohnter Kunstfertigkeit metrisch ins Deutsche übergetragen unter dem Titel: Verwandlungen nach Ovid, von J. H. Voß (Berlin 1798). Auch hat man die Metamorphosen im Auszug zum Gebrauch auf Schulen von Meineke mit Anmerkungen von Lenz, und als lateinische Chrestomathie einen Auszug daraus zu eben diesem Gebrauch von Gierig. S.

Owaihi, die östliche und größte unter den Sandwichinseln, welche erst 1778 Cook entdeckte, und auf welcher dieser Entdecker 1779 getödtet wurde. Sie hat ungefähr 50 deutsche Meilen im Umfang, gemäßigte Luft und trefflichen Boden. Man findet hier zwei sehr hohe Berge, die beständig mit Schnee bedeckt sind. Der eine, Mauna Koah, hat 13,400, der andere 16,000 Fuß Höhe. Im J. 1794 wurde die Insel, jedoch der bisher bestandenen Regierungs- und Religionsverfassung unbeschadet, von den Engländern in Besitz genommen. Die Einwohner sind wohlgebildet, fleißig, und mit den Neu-Seeländern und den Bewohnern der Societätsinseln von Einem Stamme. Man baut hauptsächlich Zucker.

Owen (Johann), zu Armon in Caernarvonshire geboren, studirte zu Orford die Rechte, ward aus Armuth 1591 Schullehrer zu Tryleigh und 1594 zu Warwich, und starb 1622 in sehr ungünstigen Umständen zu London. Seine zahlreichen lateinischen Epigramme, die ehedem viel gelesen wurden, nun aber meistens vergessen sind, obwohl manche neuere Epigrammatisten sie fleißig benutzt haben, zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit, treffenden und beißenden (nur bisweilen in Gezwungenheit und Schmutzigkeiten ausartenden) Witz, tiefe Menschenkenntniß und eine lebendige und höchst correcte Sprache aus. Sie erschienen unter andern zu Basel 1780, 8. (auch lieferte Didot eine Prachtausgabe in 4.) Owveni epigrammata selecta mit den vorzüglichsten vorhandenen deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen verschiedener Verfasser, herausgegeben von C. H. Jördens. Leipzig, 1813, 8. A—s.

Oxenstierna (Axel, Graf von), ein berühmter schwedischer Minister, geboren zu Fano in Upland im J. 1583. Nach dem frühen Tode seines Vaters wurde er mit Sorgfalt unter den Augen seiner Mutter erzogen. Um seine Studien weiter fortzusetzen, ging er nach Rostock, Wittenberg und Jena; er beschäftigte sich hier außer den Sprachen besonders eifrig mit der Theologie, denn seine Neigung sowohl als seine Fa-

milie hatte den geistlichen Stand für ihn bestimmt, und obgleich er sich später den Staatsgeschäften widmete, so blieb ihm doch für sein ganzes Leben eine große Liebe für das Studium der Theologie und ein lebhafter Eifer für die Ausbreitung der evangelischen Lehre. Er wurde daher oft in wichtigen Angelegenheiten der Kirche zu Rathe gezogen, und zeigte sich dabei immer als einen Mann von Sachkenntniß und Urtheil. Nach Vollendung seiner akademischen Jahre besuchte er die meisten deutschen Höfe, und als er 1602 mit allen damals im Auslande sich befindenden Schweden zurückberufen wurde, um Carl IX. den Eid der Treue zu schwören, trat er bald darauf in die Dienste dieses Monarchen, der ihn 1606 als Gesandten an den mecklenburgischen Hof sandte. Im J. 1609 trat er als 26jähriger Jüngling in den Senat, in welchem in ununterbrochener Reihe vom Vater auf den Sohn dreizehn seiner Vorfahren gesessen hatten. Das erste öffentliche Geschäft, welches er darauf übernahm, war die Beilegung gewisser Streitigkeiten zwischen dem liefländischen Adel und der Stadt Reval, die er glücklich beseitigte. Er hatte dabei seine Talente in einem so günstigen Lichte gezeigt, daß der König, der seinen Geist durch das Alter geschwächt fühlte, ihn zum Aufseher der königlichen Familie machte, und an die Spitze der Regentschaft stellte. Als Gustav Adolph den Thron bestieg, wurde er zum Kanzler befördert, und im J. 1613 war er bei den Friedensunterhandlungen zwischen Schweden und Dänemark erster schwedischer Bevollmächtigter. Im folgenden Jahre begleitete er den König nach Deutschland, und hatte bald darauf die Genugthuung, die Feindseligkeiten zwischen Rußland und Schweden durch den ehrenvollen Frieden von Stolborn beendigt zu sehen. Im J. 1620 begleitete er die zukünftige Gemahlin seines Königs von Brandenburg; im J. 1622 erwartete er den König in Liefland; später wurde er mit verschiedenen Regimentern nach Preußen geschickt, und zum Generalgouverneur aller daselbst den schwedischen Waffen unterworfenen Districte ernannt. Als die Kaiserlichen nach Pommern gingen, um sich selbst zu Herren der Ostseeküsten zu machen, wurde Oxenstierna an den Herzog von Pommern gesandt, um wegen der Besetzung Stralsunds durch schwedische Truppen statt der dänischen, die den Platz in Besitz hatten, zu unterhandeln; von da ging er nach Dänemark, um für dieses Arrangement die Genehmigung des Königs auszuwirken; durch französische und englische Vermittelung aber gelang es ihm, mit Polen einen sechsjährigen Waffenstillstand abzuschließen. In wie hoher Gunst Oxenstierna jetzt bei seinem Fürsten stand, erhellt aus einem Briefe, den dieser im J. 1630 von Pommern aus an ihn schrieb, als er im Begriff war, gegen die Kaiserlichen ins Feld zu rücken. Als der Krieg bald in das Herz von Deutschland versetzt worden, rief Gustav Adolph seinen Kanzler zu sich, um sich seiner Talente und Einsichten zu bedienen. Er wurde deshalb mit unbeschränkter Vollmacht in allen Staats- und Militärangelegenheiten am Rheine versehen, und nahm sein Hauptquartier in Mainz, während Gustav Adolph in Bayern und Franken vordrang. Er brach von dort mit den zusammengebrachten Truppen auf, um zu dem Könige zu stoßen, und stand, als dieser glorreich im J. 1632 bei Lützen schlug und fiel, in Ober-Deutschland. Die Nachricht von des Königs Tode erschütterte ihn tief, aber entmuthigte ihn nicht. Er sammelte zahlreichere Heere, um Schweden und seine Bundesgenossen zu schützen, und besuchte Dresden und Berlin, um Maßregeln wegen der Fortsetzung des Krieges zu verabreden. Die schwedische Regierung ertheilte ihm jetzt ungemessene Vollmacht, um alles anzuordnen, wie er es für des Vaterlandes

Wohlfahrt am dienlichsten erachten würde. Dem gemäß trat er mit verschiedenen Fürsten in Unterhandlungen, versammelte einen Congreß zu Heilbrunn, und wurde hier als Director des evangelischen Bundes anerkannt. Die Eifersucht, besonders der Franzosen, konnte seinem Genie keine Hinderuisse in den Weg legen; er reis'te selbst nach Frankreich und Holland, um diese beiden Mächte zur Theilnahme an der Sache der Evangelischen zu gewinnen. Aber mit Schmerzen fand er bei seiner Rückkehr nach Sachsen alles in der größten Unordnung, die Bundesgenossen schwankend, den Soldaten mißvergnügt und der Zucht entwöhnt, fast alle muthlos gemacht durch den unglücklichen Ausgang der nördlinger Schlacht, den Kurfürsten von Sachsen offen der Sache des Feindes beigetreten. Sein an Hülfsquellen reicher Geist wußte jedoch auch unter diesen schwierigen Umständen die Angelegenheiten seiner Partei vom Untergange zu retten. Nachdem er sie gesichert sah, kehrte er 1636 nach Schweden zurück, von dem er zehn Jahre abwesend gewesen. Er sehnte sich nach einem ruhigern Wirkungskreis, legte die ihm anvertraute Gewalt nieder, und nahm seinen Sitz im Senat als Kanzler des Reichs und einer der fünf Vormünder der Königin. Seine Hauptsorge war jetzt, die Königin mit allem, was auf die Regierungskunst Beziehung hatte, bekannt zu machen, und sie in den Grundsätzen einer gesunden Politik zu unterrichten. Da es ihm sehr am Herzen lag, den Krieg in Deutschland zu einem glücklichen Ende zu bringen, so sandte er seinen Sohn, Johann Oxenstierna, als schwedischen Bevollmächtigten nach Deutschland; der westphälische Friede kam endlich glücklich zu Stande. Oxenstierna wohnte 1645 den Unterhandlungen mit Dänemark zu Bromsebo bei, und nach seiner Rückkehr ertheilte ihm die Königin Christina die Grafenwürde. Zu derselben Zeit wurde er zum Kanzler der Universität Upsala erwählt, und er verwaltete dieses Amt mit großem Eifer und zum Gewinn dieser gelehrten Anstalt. Als Christina ihren Entschluß bekannt machte, einen Nachfolger zu ernennen, widersetzte sich Oxenstierna aus allen Kräften; noch dringender widersprach er ihrem Vorsatz, die Krone niederzulegen, und als er die Königin unerschütterlich fand, schützte er Krankheit vor, um an den Verhandlungen über eine Maßregel nicht Antheil nehmen zu dürfen, die er als den Anfang großer Uebel ansah. Er fand seitdem keine Freude mehr an den Staatsgeschäften, wiewohl er fortfuhr, seinem Lande gewissenhaft und eifrig zu dienen. Zur Vermehrung seines Kummers sah er die Finanzen des Reichs in großer Zerrüttung, und die Staatsschuld, trotz der durch die Vergrößerung des Ländergebiets und seine weisen Maßregeln vermehrten Einkünfte, auf mehrere Millionen angewachsen. Ueberdies hatte er mit den Beschwerden des Alters zu kämpfen, und öftere Krankheitsanfälle mahnten ihn an die Nähe des Todes, der im August 1654 seine Laufbahn endigte. — Oxenstierna war unverkennbar ein Mann von großen Talenten; er darf sich den berühmtesten Männern zugesellen, die auf der Bühne der Welt eine ausgezeichnete Rolle gespielt, und sich durch eine für die Menschheit wohlthätige Wirksamkeit bei der Nachwelt verewigt haben. Erziehung und Studien hatten seine natürlichen Anlagen entwickelt, und dem Guten, Großen und Edeln zugewendet, so daß er von seinen Kräften stets den würdigsten Gebrauch machte. Sein politischer Scharfblick erregte eben so sehr Achtung, als Bewunderung; er lebte unter Umständen, die ihm Gelegenheit gaben, den ganzen Umfang seiner tiefen Einsichten zu zeigen und die Richtigkeit seines Urtheils zu bewähren. Die Regierungs-

form, die er auf höhern Befehl entwarf, und die 1634 von den schwedischen Ständen angenommen wurde, galt für ein Meisterwerk der Staatskunst. Seine Beredsamkeit, war wortkarg, aber kräftig. Er besaß das seltene Talent, die Erfolge einer Maßregel vorherzusehen und sein Betragen danach einzurichten. Seine Rechtschaffenheit erwarb ihm Freunde, und nöthigte selbst seinen Gegnern Bewunderung und Vertrauen ab. Allen Stürmen und Unfällen widerstand er mit Festigkeit, Klugheit und Hochherzigkeit. Die Ehre und Unabhängigkeit seines Vaterlandes gegen das Ausland aufrecht zu erhalten, und durch Belebung des Handels und Kunstfleißes, verbunden mit weiser Oekonomie, die innere Wohlfahrt zu vermehren, waren seine großen Bestrebungen. Von seinen Schriften ist nur ein Theil im Druck erschienen.

Oxford, die Hauptstadt von Oxfordshire in England, an den Flüssen Cherwell und Isis. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 12,000. Die hiesige Universität ist eine der berühmtesten in ganz Europa. Sie hat 40 Collegia oder Hallen, wo Lehrer, Lernende und Universitätsverwandte beisammen wohnen. Die Zahl der Studirenden beläuft sich immer auf mehr als tausend. Die Universitätsbibliothek, welche nach ihrem Stifter die bodlejanische heißt, ist reich an seltenen und alten Büchern und Handschriften, worüber ein Catalog auch im Druck erschienen ist. Ueber der Bibliothek befindet sich die Gemähldegallerie, ein Münzkabinet, das anatomische Theater und die berühmte Marmorchronik. Diese Chronik, das einzige Originalwerk aus dem Alterthume, auf eine große Marmortafel eingegraben, ist 263 vor Chr. Geb. (nach Selden 262 vor Chr. Geb.) verfertigt und nach den meisten Schriftstellern, die ihrer erwähnen, zu Paros (daher parische), nach Andern zu Smyrna ausgegraben worden. Diese Chronik umfaßte unverstümmelt einen Zeitraum von 1318 Jahren. Sie fing von Cecrops 1582 vor Chr. Geb. an, und endigte 264 vor Chr. Geb.; das erhaltene unleserliche Bruchstück reicht nur bis zum J. 354 vor Chr. Geb. Thomas, Graf von Arundel (daher auch Marmora Arundeliana) erkaufte sie 1627, und sein Enkel, Heinrich Howard, schenkte sie 1667 der Universität Oxford. Johann Selden (1628), Humfrey Priteaux (1676), Chandler (1763 sehr prachtvoll) und Wagner (1790) haben sie herausgegeben. — Das weitläufige Theatrum Sheldonianum ist besonders wegen der großen clarendonischen Buchdruckerei berühmt. Auch die radcliffsche Bibliothek ist bemerkenswerth. Unbedeutend ist das Museum Ashmolianum und der botanische Garten am Flusse Cherwell bei dem Eingange der Stadt. Die Universität und die Stadt schicken jede zwei Deputirte ins Parlament.

Oxhoft, ein Weingefäß von zweierlei Art oder Gebinde. Das englische und das von Bordeaux hält drei Eimer, das holländische hingegen nur ungefähr die Hälfte.

Oxydation, s. Calcination.

Oxygen, s. Gas.

Oxymoron, eine Redefigur, vermöge welcher man Dinge, die eigentlich mit einander in Widerspruch stehen, mit einander verbindet.

Oybin, ein Bergfelsen im südlichsten Theile der Oberlausitz, eine Meile südwestlich von Zittau. Schon als Naturwunder einzig, und überdies durch schöne Ruinen geschmückt, wird er von Reisenden gern für einen der interessantesten Plätze Deutschlands erklärt. In einem amphitheatralisch von höhern felsigen Bergen eingeschlossenen Thale erhebt sich diese Felsenpyramide 208 leipziger Ellen hoch (aber über die Meeresfläche 1592 Fuß), zusammengethürmt aus ungeheuern Sandsteinmassen,

theils zackig, theils abgerundet, und mit Nadelgehölz schattirt. Zugänglich ist dieser Riesenfels südwestlich durch Treppen in verschiedenen Biegungen. Oben genießt man zwar keine ausgebreitete, aber doch treffliche Aussicht in das nahe romantische Thal und allein auf der zittauer Seite ins Weite. Aber die Hauptsache sind die vortrefflichen Ruinen eines von 1384 bis ins 16te Jahrhundert bestandenen Cölestinerklosters, des ersten in Deutschland, und eines vorher da gewesenen Raubschlosses. Herrlich sind die noch hohen umgrünten Trümmer einer großen Klosterkirche und ihres Kreuzganges, und daneben sehr überraschend ein Gottesacker, wohin die Bewohner des unten liegenden Dörfchens noch immer ihre Todten bestatten. Hinter diesem, auf einem freien Platze neben ungeheuern Felsenmassen, und auch auf dem höchsten Gipfel stehen jetzt Lusthäuser für die zahlreichen Besucher, die überdies durch ein schönes Echo der Mörser ergötzt werden. Die Abbildungen dieses romantischen, Auge und Empfindung mächtig ansprechenden Platzes sind meist verfehlt. Treu sind jedoch die von Steinauer und von Laurin zu Dresden, welche letztere zu der topographischen und historischen Beschreibung des Oybins von D. Pescheck, Zittau 1792 und 1809, gehören. T.

P.

P. Dieser Buchstabe bezeichnet auf französischen Münzen die Münzstadt Dijon in Bourgogne. In der Musik bedeutet P oder p piano. Als Zahlzeichen drückt das P. 400 aus, und $\overline{P}$. 400,000. Die beiden P, welche man mit Weglassung der Titulatur über Briefe setzt, bedeuten praemissis praemittendis, und sollen die fehlende Titulatur ersetzen.

Päan, ein Beiname des Apoll, dessen Bedeutung von den Grammatikern auf zu verschiedene Weise erklärt wird, als daß man die richtige mit Sicherheit bestimmen könnte. Da in den Lobgesängen auf den Apoll der Ausruf: „Jo Päan" häufig vorkam, so bezeichnet man sie vorzüglich mit dem Worte Päanen. Solche Päanen wurden bei ansteckenden Krankheiten und allen solchen Gelegenheiten gesungen, wo man sich den Gott geneigt machen wollte. Bald wurde indessen das Wort Päan auch von Lobgesängen auf die Thaten anderer Helden und auch verdienter Männer gebraucht. So gab es einen Päan auf die Thaten des Lysander zu Samos u. dgl. Auch der Schlachtgesang, den man vor Anfang der Schlacht dem Mars, und nach erfochtenem Siege dem Apoll sang, hieß Päan.

Pädagogik heißt die Wissenschaft und Kunst der Menschenerziehung (s. Erziehung). Die theoretische Pädagogik lehrt die Gesetze und Principien der Erziehung und des Unterrichts; diese, die praktische Pädagogik, leitet zur Anwendung derselben an und giebt die Methoden an die Hand. Pädagogische Maximen und Anstalten findet man bei jedem Volke, das sich zu einiger Cultur erhoben hat, denn ohne eine sorgfältigere und planmäßige Erziehung der Jugend ist überhaupt keine Nationalbildung denkbar. Was die Hebräer, Aegypter, Perser und Indier in diesem Fache geleistet haben mögen, erhellt mehr aus dem Culturzustande dieser Völker, als aus den sehr unvollständigen historischen Nachrichten von ihrer Erziehungsweise. Zum klaren, wissenschaftlich geordneten Bewußtseyn kamen die Grundsätze der Pädagogik erst bei den Griechen und Römern, unter denen Plato, Aristoteles, Xenophon, Plutarch und Quinctilian die Lehrer späterer Pädagogen wurden, und viel beitragen, die Keime der liberalen Erziehung, die dem Christenthume eigen sind, zu entwickeln. Was Carl der Große und die Klöster des Mittelalters dafür thaten, verfiel wieder mit diesen Instituten selbst, und es bedurfte selbst nach dem Wiederaufleben der classischen Literatur und den Bemühungen der Reformatoren Jahrhunderte, um die Ideen zu zeitigen und in Umlauf zu bringen, welche den gegenwärtigen Standpunkt der Pädagogik bezeichnen. (Vgl. die Art. Menschenbildung und Methode.) Engländer, Franzosen und Deutsche haben das Meiste und Beste für diese Wissenschaft gethan, und eine systematische Anordnung verdankt sie insonderheit dem Scharfsinne deutscher Philosophen. Ob sie gleich nicht gerade an eine der neuern philosophischen Schulen gebunden wurde, so lassen sich doch mit Niemeyer mehrere pädagogische Schulen oder Systeme anführen, die im 18ten Jahrhunderte nach einander und gleichzeitig galten. Hiervon haben die fränkische Schule (s. d. Art. Pietismus) im Anfange bis gegen die Mitte, und die philanthropische (s. d. Art. Philantropinismus) von der Mitte bis gegen das Ende dieses Jahrhunderts ihre vorübergehenden Epochen in Deutschland gehabt; dagegen die Humanisten (s. d. Art. Human), die der Eifer für die Aufrechterhaltung der klassischen Literatur und der

Wunsch, das Schulwesen der Aufsicht des Clerus zu entziehen, verbunden hält, und die Eklektiker, z.B. Niemeyer selbst, welche dem Grundsatze: „Alles zu prüfen und das Beste zu behalten," folgen, sich immer unabhängig und im Besitze einer bedeutenden Wirksamkeit behauptet haben. Außer dem Bereich dieser pädagogischen Systeme, auf dem Grunde und Boden einer eignen, trefflichen Idee, steht Pestalozzi's Unternehmen, dem die praktische Pädagogik eine tiefere Begründung und ein neues Leben verdankt. (S. d. Art. Pestalozzi.) Zu den literarischen Notizen, welche der Art. Erziehung giebt, haben wir noch hinzuzusetzen, daß die Geschichte der Erziehung von Schwarz (Leipz. 1813, 2 Bde.) die Epochen der Pädagogik mit Geist und Gelehrsamkeit in einem lichtvollen Ueberblicke darstellt, und von jedem Freunde dieser Wissenschaft gelesen zu werden verdient. E.

Paderborn, ein ehemaliges Bisthum und Hochstift im westphälischen Kreise, welches östlich an Hessen, Corvey und das Fürstenthum Calenberg, von welchem es durch die Weser getrennt wird, nördlich an die Grafschaft Lippe, westlich an ebendieselbe, die Grafschaft Rietberg und an das Herzogthum Westphalen, und südlich an ebendies und das Fürstenthum Waldeck gränzt. Es wird durch rauhe Gebirge, die Egge genannt, in den unter- und oberwaldischen District eingetheilt. Die Größe beträgt ungefähr 50 Quadratmeilen, worauf gegen 100,000 Menschen leben. Der Boden ist im Ganzen sehr fruchtbar, besonders das sogenannte Sendvelt, zwischen der Alme und Diemel. Beträchtlich ist die Schweine- und Schafzucht. Das Land liefert Eisen, Steinkohlen, Salz, und hat beträchtliche Waldungen. — Das Bisthum war eins der ersten, die Carl der Große stiftete; die Stiftskirche wurde 799 von Leo III. selbst eingeweiht. Unter den westphälischen Kreisständen hatte der Bischof die erste Stelle. Seine Kammereinkünfte beliefen sich auf nahe an 100,000 Thaler; die Landeseinkünfte auf mehr als 82,000 Thaler. Das Domcapitel bestand aus 24 Capitularen, die 16 Ahnen haben und auf einer italienischen oder französischen Akademie studirt haben mußten. Zu den Landständen gehörten außer dem Domcapitel die vollbürtige Ritterschaft und die Städte. — Im J. 1802 kam das Land, welches noch großer Verbesserung fähig ist, als Entschädigung an Preußen, wurde 1807 von demselben abgetreten, und bildete das Departement der Fulda im Königreich Westphalen bis zu dessen Auflösung, worauf Preußen wieder Besitz davon nahm. Die Hauptstadt Paderborn ist wohlgebaut, und zählt 6000 Einwohner. Vorzüglich sehenswerth ist der Dom, in welchem außer andern Kostbarkeiten sich sonst die goldnen Bildnisse der zwölf Apostel befanden, die aber Herzog Christian von Braunschweig 1622 nebst dem silbernen Sarge des Liborius wegnehmen, und aus letzterm Thaler mit der Inschrift schlagen ließ: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind." Im J. 1635 erhielt aber Liborius einen neuen silbernen und ganz vergoldeten Sarg. Seine Gebeine, die im J. 836 aus Frankreich hieher gebracht wurden, sind nebst dem im hohen Altar befindlichen Zahne Petri die vorzüglichsten Reliquien. Die Collegiatkirche zum Bustorf enthält die Gebeine des heiligen Blasius. Ferner verdient das ehemalige Jesuitercollegium mit seiner Kirche erwähnt zu werden. Außer dem Gymnasium hat Paderborn eine den Namen einer Universität führende theologische Lehranstalt, welche 1592 von dem Fürsten und Bischof Theodor von Fürstenberg gestiftet, von Papst Paul V. und Kaiser Matthias bestätigt und 1623 feierlich eingeweiht worden. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner ist Ackerbau und Viehzucht; außerdem

Digitized by Google

giebt es eine Tabakfabrik und Seifenſiedereien. Die Pader, welche unter dem Dom und in der Gegend umher entſpringt, wächſt ſo ſchnell an, daß ſie ſchon innerhalb der Stadtmauern neun Mühlen treibt.

Padiſhah iſt der Titel, welchen der türkiſche Kaiſer ſich ſelbſt beilegt. Er iſt aus den Worten: Pad, Beſchützer oder Thron, und Shah, König, Fürſt, zuſammengeſetzt. Vormals ertheilten ihn die türkiſchen Kaiſer unter den chriſtlichen Monarchen nur den Königen von Frankreich, indem ſie die andern Monarchen nur Kral nannten. Jetzt geben ſie den Titel Padiſhah auch dem öſterreichiſchen und ruſſiſchen Kaiſer.

Padua, italieniſch Padova, eine alte und anſehnliche Stadt im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche, welche mittelſt eines Canals mit der Brenta in Verbindung geſetzt iſt. Die hieſige Kathedralkirche gehört zu den reichſten in Italien. In der Sacriſtei iſt das Bild Petrarca's befindlich, welcher Domherr an derſelben war, und ihr einen Theil ſeiner Bibliothek vermacht hat. Die Franziscanerkirche, Chiesa del Santo, iſt wegen ihrer Koſtbarkeiten und prächtigen Denkmäler ſehenswerth. Vor derſelben ſteht die Bildſäule zu Pferde, welche die Republik Venedig ihrem berühmten General, Gattamelata, von Narni errichten ließ. Ueberhaupt zählte man 96 Kirchen und Klöſter. Das biſchöfliche Seminarium, welches durch den 1097 verſtorbenen Cardinal Barbarigo erneuert wurde, iſt eine treffliche, für 100 junge Geiſtliche eingerichtete Bildungsanſtalt; es hat zugleich eine berühmte, mit lateiniſchen, griechiſchen, hebräiſchen und morgenländiſchen Schriften verſehene Buchdruckerei, deren Ertrag der Stiftung zu Gute kommt. Die Univerſität macht Padua am berühmteſten. Sie wurde von Kaiſer Friedrich II. geſtiftet; die mediciniſche Facultät iſt die wichtigſte; ſie darf auch Juden und Türken die Doctorwürde ertheilen. Die deutſche Nation hat unter andern Vorrechten die Freiheit, einen Conſiliarium zu erwählen. Die Zahl der Studirenden, die in ältern Zeiten mehrere Tauſende betrug, hat jedoch gegenwärtig ſehr abgenommen. Außerdem iſt zu Padua eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, ſchönen Literatur und Künſte, welche 1779 der Senat von Venedig beſtätigte und mit einem Fond zu Beſoldungen und Preiſen verſah. Das vornehmſte Univerſitätsgebäude iſt Il Palazzo degli studi, welches mit den Bildniſſen der berühmteſten Profeſſoren austapezirt iſt. Ueberdies gehören zur Univerſität noch zwölf zerſtreut liegende Collegia, die Sternwarte auf dem alten Schloſſe, ein botaniſcher Garten, ein anatomiſches Theater u. ſ. w. Unter den Gebäuden zeichnen ſich noch aus: das Rathhaus, der Pallaſt des Podeſta mit der Stadtbibliothek, das Schauſpielhaus u. ſ. w. Man zeigt hier das vermeintliche Grab des trojaniſchen Helden Antenor. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 40,000; ſie könnte aber viel größer ſeyn, denn ganze Straßen ſind öde und mit Gras bewachſen. Der Handel iſt meiſt in den Händen der Juden, die ein eignes Quartier bewohnen. Man fabricirt Tuch und ſeidne Zeuge. Im Sommer wird die Stadt lebhaft, vornehmlich zur Meſſe im Junius, indem die Reichen aus der Gegend hier zuſammenſtrömen und einige Zeit verweilen. — Das Gebiet von Padua (Il Padovano) iſt eine der ſchönſten und fruchtbarſten Landſchaften von Europa. Man zählt 300,000 Einwohner. — Stadt und Land gehörten der Republik Venedig, kamen nach deren Aufhebung als Entſchädigung an Oeſterreich, wurden von dieſem 1805 wieder an Napoleon abgetreten, der aus einem Theil des Landes das italieniſche Departement der Brenta bildete, und ſind jetzt wieder unter öſterreichiſcher Herrſchaft.

Paer (Ferdinando), gegenwärtig Muſikdirector und Componiſt zu

Paris, ist 1774 zu Parma geboren. Nachdem er das Seminar dieser Stadt besucht hatte, widmete er sich der Composition unter dem Neapolitaner Ghiretti auf dem Conservatorium Della Pietà. In einem Alter von zehn Jahren gab er zu Venedig seine erste Oper, Circe, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Er besuchte darauf Padua, Mailand, Florenz, Neapel, Rom, Bologna u. s. w. Der Herzog von Parma, der sein Pathe war, setzte ihm ein Jahrgeld aus, und erlaubte ihm im J. 1795 wegen der Kriegsunruhen nach Wien zu gehen, um dort mehrere Werke zu componiren. Paer verblieb hier und wurde 1798 als Componist beim dasigen Nationaltheater engagirt, indeß seine Gattin als erste Sängerin bei der italienischen Oper engagirt wurde. Um diese Zeit fing sein Ruhm an, immer mehr sich zu verbreiten, wozu besonders 1799 seine Camilla beitrug, die bald auf allen deutschen Bühnen erschien. Der Beifall, den mehrere seiner Werke auch zu Dresden fanden, hatte zur Folge, daß er 1801 daselbst nebst seiner Gattin auf drei Jahre engagirt wurde, er, um jährlich für das Hoftheater zwei italienische Opern zu setzen, und sie als erste Sängerin. Beide trafen Ostern 1802 daselbst ein, und debütirten unter großem Beifall mit der Oper Intrigo amoroso. Im folgenden Jahre machte er einen kurzen Besuch in Wien. Als Napoleon nach der jenaer Schlacht nach Dresden gekommen war, bewog er Paer und dessen Gattin, ihm nach Posen und Warschau zu folgen, wo sie kleine Concerts vor ihm gaben. Nach dem tilsiter Frieden traten sie ganz in seine Dienste. Paer ist Mitglied der Akademie der schönen Künste von Neapel, von Bologna und Venedig; seine Gattin war 1811 zu Ferrara. Wir begnügen uns, von Paers Opern, die vielleicht jetzt überschätzt werden, nur die bekanntesten zu nennen. Diese sind: Cinna, Il principe di Tartano, Idomeneo, La Griselda, Camilla, Achille, I fuorusciti, Leonora, Sargino, Numa Pompilio, I Baccanti u. A.

Paganalien, ein Fest der alten Römer, das nach der Verordnung des Servius Tullius in jedem Districte (pagus) zu Ehren der Schutzgottheit dieses Districtes jährlich nach der Ernte gefeiert wurde, und wobei jeder Landbewohner dem Aufseher des Festes ein Stück Geld bezahlen mußte, indem Servius Tullius dadurch die Stärke der Bevölkerung erfahren wollte. Die Münzen waren verschieden, je nachdem sie von Männern, Weibern oder Kindern gegeben wurden.

Paganismus (Heidenthum, s. Heiden) heißen alle Religionen außer dem Christenthum, Judenthum und Islamismus. Der Grund ist unter dem angeführten Artikel angegeben. Von dieser Seite her ist, da die Polemik das Ungehörige und Ausgeartete aus ihrem Gebiete ausgeschieden hat und noch ausscheidet, wo es sich vorfindet, nichts weiter zu bemerken. Da aber das neueste Princip des Heidenthums die Hingebung an die Natur, und mithin das Zurücktreten und Sichverbergen der Gottheit, also Form und Gestaltung ist, welches nothwendig, zu seiner Reife gediehen, auf die Kunst führt: so ist in der Kunst der Paganismus dem Christenthum scharf und bedeutend entgegengesetzt, und gränzt folglich auch ganz nahe an die Begriffe von Alterthümlichkeit und Modernität. Man kann aber diese beiden auf einander beziehbaren und darum sich gegenseitig ergänzenden Gegensätze nicht fassen, wenn man nicht überhaupt ein Seyn des Geistes setzt, worin sie gebunden liegen, wo also das Geistige und Leibliche nicht sowohl vereinigt, als vielmehr Eins und verschmolzen sind; ein Seyn, worauf die Religion aller Völker als das Vorgeschichtliche in den Mythen ahnend oder erinnernd zurückweis't. Dieses Seyn strebte sich zu entwickeln, entzweite sich also mit

sich selbst, und nahm zuvörderst, das Schema der Natur in sich walten lassend, einen Leib an, den es nach allen Theilen hin schuf und gliederte, so daß es mit ihm zusammenfiel und allmählich das Bewußtseyn seiner als Schöpfers verlor. Also Form war, wie bereits gesagt, sein Princip, es war eine Vergötterung der Naturanschaulichkeit, und in der Plastik oder Bildnerkunst, als seinem Höchsten, war das Göttliche bis zur höchsten Geschlossenheit und Kälte dargestellt, aber auch erstarrt. Hiemit war, da Leben nicht enden kann, eine Umbeugung oder Rückkehr in sich selbst nöthig. Auf diese ging das Christenthum aus. Es herrschte durch den Geist, hatte seine Heimath im Himmel, Welt und Natur mit ihren Erscheinungen waren nur Symbole des Geistigen; der Mensch, ein Sohn Gottes, fröhnte willig, und durch seines Geistes Kraft über sie erhaben, den Leiden der Zeit. Was hier als Grundzug und Vorherrschendes eines jeden dieser Gegensätze angegeben ist, schließt darum nicht das Vorhandenseyn seines Entgegengesetzten aus, nur daß dies ihm untergeordnet, gleichsam in ihm gebunden liegt. Wo daher dergleichen vorkommen, sind sie jederzeit unter ihr Allgemeines, wovon sie beherrscht werden, aufzunehmen. Daß aber das Angegebene die Grundzüge seyen, ergiebt sich im Gebiete der Kunst daraus, daß im Heidenthum Bildnerkunst ihre höchste Vollendung, wie nie wieder, erreichte, mit dem Christenthum dagegen eine Zurückbildung des künstlerischen Schaffens in die geistige, oder ihr analoge Welt des Lichts durch die Mahlerei und des Tons durch die Musik Statt fand, in deren Gefolge ähnliche Künste, wie Druckerkunst und Kupferstecherkunst, erschienen, die Kraft der sinnlichen Anschauung aber zu einer Flächenanschauung erstorben erst allmählich wieder durch die Kraft des Geistes gewonnen und geübt werden muß. Darum ist auch ferner im Heidenthum die Kunst überhaupt mehr gereift, in der Modernität die Wissenschaft, indem beide sich zu einander verhalten, wie Leib zu Seele, Natur zu Geist, Darstellen zu Erkennen. Wa.

Page, ein Edelknabe, der am Hofe die Aufwartung bei fürstlichen Personen hat. Diese Aufwartung gehörte in der Zeit des Mittelalters zur Erziehung des jungen Edelmanns, indem er an den Hof geschickt wurde, um sich dort in ritterlichen Beschäftigungen zu üben und feine Sitte zu lernen, und durch den Dienst sich geschickt zu machen, künftig selbst zu befehlen.

Pagoden heißen die Göttertempel der Hindus und anderer Religionsverwandten im südlichen Asien, z. B. in China und Ostindien, mit Ausnahme der Mahomedaner daselbst, deren Tempel Moscheen heißen. Diese aus Steinen und Holz erbauten Tempel stehen auf einem freien, mit Obelisken, Säulen und andern Werken der Baukunst verzierten Platz, sind sehr groß und hoch, und mit unendlicher Pracht verziert. Die Gestalt des Gebäudes stellt gewöhnlich ein Kreuz vor, dessen vier Enden von gleicher Länge sind, oben haben sie ein hohes thurmähnliches Dach mit mehrern Absätzen. Im Innern findet man, außer vielen Kostbarkeiten, Altäre und die Statuen der verehrten Götter, welche letztere ebenfalls Pagoden heissen. Dergleichen Statuen stehen in einer Pagode oft unglaublich viele; sie sind gemeiniglich von gebrannter Erde, unförmlich, ohne allen Ausdruck gebildet und reich übergoldet; sie sind entweder nackt oder bekleidet, stehend oder mit gekreuzten Beinen sitzend, und nicht selten in colossaler Größe. Der Gottesdienst besteht in Opfern und Geschenken, religiösen Tänzen und Gesängen; auch werden Wallfahrten dahin angestellt. Merkwürdige Pagoden sind in Benares, Siam und Pegu, vornehmlich aber zu Jaggrenat in Orixa.

Pairs, Gleiche, heißen in Großbritannien und Frankreich diejenigen Edelleute, welche die mit der Pairwürde verbundenen Vorrechte beſitzen. In England und Schottland heißt Pair (Peer) ein edler Lord, welcher Sitz und Stimme im Hauſe der Lords hat, das daher auch Haus der Pairs genannt wird. Obgleich der engliſche Adel verſchiedene Stufen hat, ſo ſind doch die Pairs, ſie ſeyen Erzbiſchöfe, Herzoge, Marquis, Grafen, Vicomtes oder Barone, in allen öffentlichen Handlungen, in ihren Stimmen im Parlament u. ſ. w. unter einander gleich. Ihre Hauptvorrechte beſtehen darin, daß ſie erbliche königliche geheime Räthe ſind, nicht arretirt werden können, außer wegen Hochverraths, den Eid of Allegiance und Supremacy, auch ſonſt keinen Eid abzulegen, ſondern ihre Ausſage nur mit ihrer Ehre zu bekräftigen brauchen, daß ihre Häuſer von aller Jurisdiction frei ſind, und ſie von Niemanden anders als von Pairs des Reichs gerichtet werden können. — Die Pairs in Frankreich waren ehemals zwölf Herren und unmittelbare Kronvaſallen, welche Richter in Staatsſtreitigkeiten waren und den Gerichtshof von Frankreich, der auch der königliche hieß, ausmachten. Es hatten aber die Könige nach der Zeit außer dieſen alten zwölf Pairien noch viele neuere aufgerichtet. Sie wurden in geiſtliche und weltliche eingetheilt. Die geiſtlichen waren die Erzbiſchöfe von Rheims (als erſter Pair und Primas des Reichs) und von Paris; die Biſchöfe von Langres und Laon, welche Herzoge und Pairs, und die Biſchöfe von Beauvais, Noyon und Chalons an der Marne, welche Grafen und Pairs waren, und nach der Zeit ihrer Erhebung zur geiſtlichen Würde den Rang unter ſich hatten. Die weltlichen Pairs waren die Herzoge von Burgund, Normandie und Guienne, und die Grafen von Flandern, Toulouſe und Champagne. Die zwölf Pairs ſollten in Lehnsſachen Recht ſprechen, unter den Vaſallen die Streitigkeiten entſcheiden, und bei der königlichen Salbung und Krönung erſcheinen, wo ſie verſchiedene Aemter verrichteten. Weil aber die ſechs weltlichen zu der Krone gezogen worden, ſo erwählte man bei dergleichen Feierlichkeiten allemal ſechs der vornehmſten Herren, welche dieſe Stelle vertraten. Die Prinzen vom Geblüt und die legitimirten Prinzen waren geborne Pairs, d. h. ſie hatten alle Rechte und Vorzüge der Pairwürde, ſobald ſie das zwanzigſte Jahr erreicht hatten. Die Pairs hatten Sitz und Stimme im Parlament von Paris, und wohnten bei wichtigen öffentlichen Vorfällen den Verſammlungen deſſelben bei. Mit der Revolution verſchwand die Pairwürde, und erſt von Ludwig XVIII. wurde ſie wieder hergeſtellt, indem er in der ſeinem Volke gegebenen Conſtitution, neben der Kammer der Deputirten, auch eine Kammer der Pairs anordnete, mit der Beſtimmung, daß die Prinzen vom Geblüt durch Geburtsrecht dazu gehören, die übrigen Mitglieder aber, ohne an eine Zahl gebunden zu ſeyn, von dem Könige ernannt werden ſollten. Die Ernennung erfolgte auch ſogleich in 154 Individuen. Bonaparte behielt bei ſeiner ephemeren Wiedererſcheinung dieſe Einrichtung bei, vernichtete jedoch die vom Könige getroffene Wahl der Pairs, und ernannte diejenigen Perſonen zur Pairwürde, durch die er ſich am meiſten zu behaupten und zu befeſtigen hoffte. Als aber der Uſurpator abermals verdrängt war, ſtellte der König die von ihm zuerſt ernannten Pairs, in ſo ferne ſie ſich in den hundert Tagen nicht ſeines Zutrauens unwürdig gemacht hatten, wieder her, und gab ihnen noch mehrere neue Collegen.

Paiſiello (Giovanni), Capellmeiſter des Königs von Neapel, ſeit 1809 Mitglied des Inſtituts von Frankreich u. ſ. w., iſt den 9ten Mai 1741 zu Tarent geboren, woſelbſt ſein Vater mit Auszeichnung die Thierarzneikunde ausübte. Von ſeinem fünften bis dreizehnten Jahre beſuchte er das

dortige Jesuitercollegium. Man bemerkte bald, daß er einen schönen Contrealt und ein treffliches Ohr habe. Ein gewisser Chevalier Carducci, der als ein Kenner und Liebhaber der Kunst sich von den glücklichen Anlagen des Knaben überzeugt hatte, rieth dem Vater, ihn nach Neapel zu schicken und dort die Musik studiren zu lassen. Nur nach langem Widerstande konnten sich die Aeltern entschließen, sich von ihrem einzigen Sohne zu trennen. Endlich willigte der Vater ein, ließ ihn zwei bis drei Monate noch zu Tarent in den ersten Elementen der Musik unterrichten und begleitete ihn im J. 1754 nach Neapel, wo Paisiello in das Conservatorio di S. Onofrio trat, an welchem der berühmte Durante Lehrer war. Er genoß den Unterricht dieses Meisters, und wurde nach fünf Jahren der erste unter den Zöglingen des Instituts, in welchem er noch vier Jahre blieb. Er componirte Messen, Psalmen, Motetten, Oratorien und ein komisches Intermezzo, welches letztere ihm den Auftrag verschaffte, im J. 1763 eine Oper für das Theater von Bologna zu componiren. Von jetzt an setzte er mit rastlosem Fleiße seine Arbeiten ununterbrochen fort. Er bereis'te die Hauptstädte Italiens, und brachte seine Opern auf ihre Bühnen. Sein Ruf verbreitete sich, und schon stand er mit dem londoner Theater in Unterhandlung, als er von Seiten des russischen Hofs eine Einladung erhielt, der er unter sehr ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen folgte. Er ging 1776 nach Rußland. Außer mehreren Compositionen gab er hier für die Kaiserin auch ein theoretisches Werk heraus, wofür er noch außer seinem ansehnlichen Gehalt mit einer Pension von 900 Rubeln belohnt wurde. Nach einem neunjährigen Aufenthalt in Rußland, kehrte er über Wien, wo er Casti's König Theodor für Joseph II. componirte, nach Neapel zurück. Ferdinand IV. nahm ihn mit einem Jahrgehalt von 1200 Dukaten als Capellmeister in Dienst. Diese Verbindung hinderte Paisiello, den Einladungen zu folgen, welche von Berlin, Petersburg und London an ihn ergingen. Als im J. 1799 Neapel revolutionirt wurde, und der Hof sich nach Sicilien flüchtete, ernannte die neue Regierung Paisiello zum Musikmeister der Nation. Nach der Rückkehr der königlichen Familie wurde es ihm zum Verbrechen gemacht, dieses Amt angenommen zu haben; er wurde ins Gefängniß gesetzt, sein Gehalt eingezogen, und nur die Achtung vor seinen Talenten rettete ihn von der Todesstrafe. Erst nach zwei Jahren trat er in seine vorigen Verhältnisse zurück. Wirklich hegte er immer eine große Liebe für die Franzosen; dies bewies er unter andern 1797 durch eine Trauercantate auf den Tod des Generals Hoche, welche er zur Concurrenz nach Paris schickte. Im J. 1801 gab ihm Bonaparte den Auftrag, ein Te deum für die Friedensfeier in Paris zu setzen, welches zu Ostern 1802 in Notre Dame aufgeführt wurde. Um dieselbe Zeit kam er selbst mit Bewilligung seines Königs auf den Wunsch des ersten Consuls nach Paris, dessen Aufträge zu vollziehen. Er fand die schmeichelhafteste Aufnahme. Es wurden ihm verschiedene Aemter unter den ehrenvollsten Bedingungen angetragen. Paisiello begnügte sich mit der Stelle eines Directors der Capelle, die er aus den vorzüglichsten Künstlern bildete. Außer mehreren Messen, Motetten, Gebeten u. s. w., und der Oper Proserpina, componirte er hier eine große Messe für zwei Chöre, ein Te Deum und einige Gebete zur Kaiserkrönung. Da aber das Clima von Paris seiner Gattin nicht zusagen wollte, bat er nach einem dritthalbjährigen Aufenthalt daselbst um seine Entlassung, und ging nach Neapel zurück. Einem spätern Vorschlag, wieder nach Paris zu kommen, konnte er wegen seiner schwachen Gesundheit nicht folgen. Paisiello begnügte sich, Napoleon jährlich zum 15ten August eine Kirchenmusik einzuschicken. Als Joseph Bona-

parte den Thron von Neapel bestieg, bestätigte er ihn in seinen Aemtern mit einem Jahrgehalt von 1800 Dukaten. Napoleon ertheilte ihm das Kreuz der Ehrenlegion mit einer Pension von 1000 Franken, und Joseph den Orden beider Sicilien. Auch wurde er zum Mitglied der königlichen Gesellschaft von Neapel und Präsidenten der Direction des königlichen Conservatoriums ernannt. Unter Paisiello's zahlreichen Compositionen, deren Aufzählung hier zu weitläufig seyn würde, haben mehrere den ungetheiltesten Beifall erhalten, und werden noch jetzt auf den ersten Theatern Europa's aufgeführt. Dahin gehören von seinen komischen Opern: La Frascatana, Le due Contesse, Il Re Theodoro, Il Barbiere di Siviglia, il Furbo mal accorto, D. Anchise Campanone, La modista raggiratrice, I Zingari in fiera, Dal finto il vero, L'inganno felice, L'Arabo cortese, L'Amor contrastato, Il Tamburro notturno, La pazza per amore, L'Innocente fortunata, Il matrimonio inaspettato, La serva padrona, I filosofi imaginari, Le gare generose, La Grotta di Trofonio; und von den ernsthaften Opern: La Diffatta di Dario, L'Elfrida, Il Pirro, La Nitteti, L'Antigono, Lucinda ed Armidoro, L'Olimpiade, Il Demetrio, L'Andromaca, La Fedra, Catone in Utica, I ginochi d'Agrigento. Unter seinen Kirchenmusiken zeichnen wir aus: die Passion, die Messe für zwei Chöre, das Te Deum, die Motetten und Trauersymphonien. Die Eigenschaften, welche Paisiello charakterisiren, sind eine ungemeine Fruchtbarkeit in der Erfindung und eine glückliche Leichtigkeit in Auffindung natürlicher und origineller Motive, ein seltenes Talent, sie durch die Hülfsmittel der Melodie selbst zu entwickeln, und sie durch immer interessante Details zu verschönern, Begeisterung und Besonnenheit in der Ausführung, ein Geschmack, eine Anmuth und eine Lebendigkeit in der Melodie, worin er seinen Nachfolgern zum Muster geworden. Alle seine Werke zeichnen sich aus durch Einfachheit, Correctheit, Eleganz, seine Accompagnements sind klar, und zugleich glänzend und von großer Wirkung. Obgleich Lieblichkeit sein Hauptzug zu seyn scheint, so versteht er doch sehr gut, den Ton zu wechseln, und vom Possenhaften, Naiven und Kunstlosen zum Pathetischen, Grandiosen und selbst Furchtbaren überzugehen, ohne darum der Grazie und Zierlichkeit zu entsagen. Wenige Componisten haben ein so allgemeines Interesse erweckt, wie Paisiello.

Pajou (Augustin), Bildhauer, geboren zu Paris im J. 1730, verrieth schon in seiner Kindheit einen entschiedenen Geschmack an der Bildnerei, und modelirte, ohne die geringste Anweisung erhalten zu haben, Blumen, Fische, Vögel mit so vieler Wahrheit und Genauigkeit, daß er dadurch die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zog. Der königliche Bildhauer Jean-Baptiste Lemoine nahm den vierzehnjährigen Knaben unter seine Schüler auf. Dieser sah sich dadurch am Ziel seiner Wünsche, und gewann die Liebe seines Lehrers sowohl durch seine Geschicklichkeit, als durch seine Sitten und übrigen Eigenschaften. Er arbeitete unermüdlich, und sah nach vier Jahren seinen Fleiß durch den großen Preis der Akademie belohnt, den er über ältere und geübtere Mitbewerber davon trug. Dieser Erfolg feuerte seinen Eifer nur noch mehr an. Nachdem er noch drei Jahre, vom Könige unterstützt, in Paris verlebt hatte, ging er nach Rom, wo er vier Jahre verweilte. Da er jetzt den Mangel gewisser, einem Künstler unentbehrlichen Kenntnisse fühlte, deren Erwerbung er in seiner Jugend versäumt hatte, besonders der Geschichte und Mythologie, so theilte er jetzt seine Zeit zwischen dem Studium des Alterthums, um sich in der Bildhauerei zu vervollkommnen, und zwischen wissenschaftlichen Studien, um seinen Geist zu bilden. Nach seiner Rückkehr nach Paris wurde Augustin

Pajou für eine marmorne Statue des Pluto, der den Cerberus gefesselt hält, in die königliche Mahler- und Bildhauerakademie aufgenommen. Dieses kräftig und festgedachte und ausgeführte Werk war der erste Schritt zu bessern Grundsätzen in der Kunst, als seit sechzig Jahren herrschend gewesen waren. Pajou führte in seinen Werkstätten auf das Studium der Natur und der Antike zurück. Viele von den Arbeiten dieses tiefdenkenden Künstlers, womit er das Opernhaus zu Versailles, das Palais Royal, das Palais Bourbon, das Gerichtshaus zu Paris, die Kreuzkirche zu Orleans u. s. w. geschmückt hatte, sind während der Revolution zerstört worden. Aber noch vollkommener erkennt man das Talent dieses großen Meisters in den marmornen Statuen von Descartes, Bossuet, Pascal in den Sälen des Instituts, und von Turenne in der Gallerie der Tuilerien. Von großer Schönheit ist eine Psyche, welche man im Luxemburg sieht. Sein letztes Werk war ein Demosthenes für den Erhaltungssenat. Nachdem Pajou die ehrenvollsten Aemter an der Mahler- und Bildhauerakademie bekleidet hatte, wurde er zum Mitglied des Instituts und zum Aufseher des Museums Napoleon ernannt, und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Er starb in einem Alter von 78 Jahren in den Armen seines als Mahler nicht unberühmten Sohnes.

Paladin. So hießen ursprünglich die Ritter im Kriegsgefolge Carls des Großen. Durch die Romanendichter, welche die Abenteuer und Heldenthaten derselben erzählten, kam die Benennung in Umlauf, und sie wurde nachher auf jeden irrenden, Abenteuer aufsuchenden Ritter übergetragen.

Palafox (Don José de), der berühmte Vertheidiger von Saragossa, einer der ersten unter Spaniens Helden, die für das Vaterland und die Freiheit fochten, stammt aus einer vornehmen arragonischen Familie. Von seiner Erziehung und Bildung ist nichts bekannt, als daß sein Vater darauf viel Sorgfalt gewandt hatte. Dies, der allgemeine Nationalcharakter und eine ernste Zeit haben seine seltenen Anlagen entwickelt. Die Regierung des Günstlings Carls IV. hatte alle Gemüther aufgebracht; der schändliche Prozeß gegen den Prinzen von Asturien im Escurial hatte die Spannung und die Erwartung eines bessern Zustandes der Dinge aufs höchste gesteigert. Nichts empörte zu jeder Zeit den Spanier mehr, als Unrecht und Unterdrückung. Da rückten im J. 1808 französische Heere gegen Madrid vor, und der Haß gegen den Verderber des Nationalruhms und der Ehre des Monarchen, den Fürsten de la Paz, brach in Aranjuez los. Mit leidenschaftlichem Jubel ward der junge, bisher unterdrückte, von der eigenen Mutter verfolgte, Ferdinand als König von der ganzen Nation begrüßt. Aber in diese Freude mischte sich der Zorn einer stolzen Nation und glühender Volkshaß gegen die Franzosen. Die kühnen und kräftigen Männer, vor allen aber die Frauen (denn dieses Geschlecht ist in Haß und Liebe das stärkere) wurden Feuer und Flamme, als fremde Gewalt und List ihre Schlingen um den Nacken des Spaniers zu werfen drohten. Indeß hatte, wie überall, England ausgenommen, so auch in Spanien der Adel im Ganzen weniger Spannkraft und Erhebung, als das Volk. Halbheit in Gesinnung und That machte die Großen dem leidenschaftlich erregten Bürger verdächtig. Mancher rechtliche Hidalgo, in Würden und Ehren ergraut, aber ohne kühnen Männersinn, ward ein Opfer der Volkswuth. Desto gefeierter waren die Wenigen unter den Großen, welche im Geiste des Volks handelten. Der Gefeiertsten Einer ist Palafox, ein Mann von ungefähr 47 Jahren, gegenwärtig Generalcapitain von Arragonien. Er hatte

Ferdinand VII. nach Bayonne begleitet. Als er seinen König betrogen und gefangen sah, entfloh er, und begab sich nach Saragossa, der Hauptstadt seines Geburtslandes, die vor dem Kriege gegen 60,000 Einwohner zählte. Hier wandte er mit ungewöhnlicher Thätigkeit Alles an, um einen Einfall der Franzosen in Arragonien zu verhindern. Zugleich trat das Volk im Süden unter die Waffen. Zu Sevilla bildete sich eine Insurrections-Junta. Auch Navarra und Catalonien bewaffneten sich gegen Frankreich, wie Arragonien. Zu Saragossa erschossen die Bauern den Obersten des Dragoner-Regiments König, und ermordeten 33 andere Offiziere desselben Regiments, als Anhänger der Franzosen und Verräther des Vaterlandes. Bald entstand auch hier eine Insurgenten-Junta, welche die Mitglieder der bayonner Junta ächtete, und hohe Preise auf ihre Köpfe setzte.* Die Heere Napoleons in Spanien sahen überall sich umzingelt von tödtlichem Hasse und aufgestandenen Völkern. So nahm im Mai 1808 der Insurrectionskrieg in Spanien seinen Anfang. Im Norden und in Castilien siegte zwar die französische Kriegskunst über die in wilder Unordnung aufgährenden Volksmassen; aber im Süden ordnete Castaños, in Arragonien leitete Palafox den Widerstand mit glücklicherm Erfolge. Jetzt brach General Lefevre mit 3000 Mann von Pampeluna gegen Saragossa auf; er schlug bei Tudela einen Insurgentenhaufen, und ließ die Anführer hinrichten. Vergebliche Strenge; vergebliche Siege in der Ebene! Saragossa widerstand; dorthin floh bewaffnet, wer an dem Vaterlande nicht verzweifelte. Die Hauptstadt Arragoniens war der Brennpunkt der spanischen Insurrection. Hier erliessen die Insurgenten-Häupter die wüthendsten Proclamationen. Hier erklärte Palafox, nach der stärksten Apostrophe an den französischen Kaiser, den 31sten Mai, daß Napoleon, daß alle Mitglieder seiner Familie, daß jeder General und französische Offizier für die Sicherheit Ferdinands VII., seines Bruders und Oheims, persönlich verantwortlich seyn sollten. Es lag also dem Kaiser Alles daran, dieser Stadt sich zu bemächtigen. Ueber die Geschichte ihrer Belagerung s. unten den Art. Saragossa. Palafox heldenmüthige Vertheidigung der Stadt gründete seinen Ruf als Bürger, Krieger und Feldherr in dieser, wie in der zweiten noch blutigern Belagerung. Alle Bewohner der Stadt wetteiferten aber auch einmüthig mit ihm in Aufopferung und Standhaftigkeit. Vorzüglich muß hier die Gräfin Burita genannt werden, welche mit den vornehmsten und reichsten Damen einen Verein bildete, um den Verwundeten Beistand zu leisten. Man sah sie und andere edle Frauen unerschrocken, mitten unter Kugeln, Bomben und Kleingewehrfeuer, Erquickung und Hülfe den Kriegern darreichen. Dieser Geist erhob jetzt die ganze spanische Nation. König Joseph verließ Madrid schon am 1sten August, und zog sich nebst den einzelnen, sehr geschwächten französischen Heerhaufen nach Vittoria zurück. England hatte ein Trutz- und Schutzbündniß mit der spanischen Nation gegen Frankreich abgeschlossen, und die hohe Junta stellte ein Heer von mehr als 100,000 Spaniern unter den Befehl der Generale Palafox, Castaños, Caro, Cuesta und Blake. Der Erstere hatte sich nämlich mit der Junta, deren Befehle er anfangs nicht allemal beachtete, verglichen, und um die Eintracht des Ganzen zu fördern, sich ihr unterworfen, so daß er von seinem aus 25,000 Mann, größtentheils bewaffneten Bauern, bestehenden Heere, 10,000 Mann zur Unterstützung des in Catalonien commandirenden Generals Vives absandte, damit Barcellona enger eingeschlossen würde. Jetzt führte auch der Marquis de Romana 10,000 Spanier von Bernadotte's Heere aus den dänischen Inseln hin-

weg, über England nach Spanien zurück. Zugleich mußte Junot ganz Portugal räumen. Wer hätte da nicht die Befreiung der Halbinsel gewiß erwarten sollen! Aber die spanische Junta und die Heerführer verloren in der Ausrüstung und Waffenübung der neugeworbenen Heere die Zeit, wo Blake und Cuesta, mit Unterstützung der Engländer, von Santander her gegen den rechten feindlichen Flügel, Castaños, Caro und Palafor aber von vorn angreifend gegen den linken Flügel des Feindes vordringen, und die Franzosen über die Pyrenäen bis Bayonne zurückwerfen konnten. — Daher vollzog nun Napoleon seine in Erfurt sicher gestellten Entwürfe. Die Siege bei Espinosa, Burgos, Tudela und auf den Höhen der Somo-Sierra, die Eroberung von Santander und Madrid, unterwarfen ihm Navarra und Castilien, während Marschall Moncey den General Palafor, welcher vergebens (seit dem 15ten November 1808) über Pampeluna dem linken französischen Flügel in den Rücken zu kommen gesucht hatte, mit dem rechten Flügel der spanischen bei Tudela den 23sten November geschlagenen Centralarmee auf Saragossa zurückwarf. Im Januar des folgenden Jahrs wurden die Engländer gezwungen, sich in Coruña einzuschiffen; St. Cyr eroberte Rosas und entsetzte Barcellona; Victor aber schlug die Trümmer der spanischen Heere bei Cuenca. Da hoffte Napoleon, der südliche Theil von Spanien und Portugal werde sich durch Ueberredung und Drohung gewinnen lassen; es sey ihm nur Saragossa's Eroberung übrig, um seine Herrschaft auf der Halbinsel zu befestigen. Hier aber hielt Palafor ein zweites Mal die Entwürfe des Kaisers auf, wie unter dem Art. Saragossa umständlich erzählt wird. Nach der Uebergabe von Saragossa ward der kranke Palafor mit Härte behandelt, und blieb lange als Gefangener in Frankreich. Man kann Bonaparten vorwerfen, daß er das Verdienst eines überwundenen Feindes nicht geehrt und das Unglück nicht geachtet habe. Der Vertheidiger von Saragossa würde der Washington Spaniens geworden seyn, hätte er einen umfassendern Geist gehabt, und jene Alles ordnende und tiefbegründende Staatskunst besessen. Nach dem Abschlusse des Traktats von Valencay vom 11ten December 1813, den bekanntlich die Cortes verwarfen, da er ein Vertrag zwischen dem Wolfe und dem Lamme war, wurde Palafor aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Er überbrachte damals den Cortes in Madrid einen Supplementar-Artikel zu jenem Vertrage, nach welchem Catalonien von den Franzosen geräumt, und die Kriegsgefangenen ausgewechselt werden sollten; zugleich sandte Ferdinand VII. durch ihn den Befehl an die Regentschaft, jenen Traktat zu vollziehen, indem er ihr seine Rückkehr nach Spanien anmelden ließ. Palafor erklärte sich bei der bald darauf erfolgten Auflösung der Cortes für die unumschränkte königliche Gewalt. Ferdinand ernannte ihn im Jahr 1814 zum General-Capitain oder Statthalter von Arragonien, wo er den in Saragossa und an andern Orten von der Bürgermiliz erregten anarchischen Unordnungen mit Kraft Einhalt that. Den 8. Mai 1815 übergab ihm und dem General Giron der König den Oberbefehl über die Armee von Arragonien, welche nebst der von Catalonien und von Navarra, zusammen 60,000 Mann stark, gegen Frankreich vorrückte, um zu Bonaparte's Wiederverdrängung vom französischen Throne mitzuwirken. K.

Palais Royal. Das Palais Royal, der Mittelpunkt von Paris, blieb sich seinem Charakter nach immer ähnlich, so oft auch sein Name sich änderte. Dieser Pallast, mit seinem Garten, seinen Höfen, Gal-

lerien und Arkaden, ist für Paris das, was Paris selbst für Europa ist. Im Jahr 1636 legte ihn der Cardinal von Richelieu auf den Trümmern der Hotels Mercoeur und Rambouillet an; (er baute gern auf die Trümmer des Adels!) sieben Jahre wurde daran gebaut. Richelieu ließ die Inschrift: Palais cardinal, darüber setzen, welche den Pariſern viel Nachdenkens kostete, ob dies heißen solle: der Pallast aller Palläste, oder der Pallast des Cardinals? Ueber diese Streitfrage vergaß man an die Reichthümer des Erbauers zu denken. Der Cardinal ließ einen Schauspielsaal darin anlegen, wo er an allen Festen, die er gab, den Pariſern den Zutritt erlaubte. Er vermachte Ludwig XIII. diesen Pallast. Im Jahr 1642 zog Anna von Oesterreich nebst Ludwig XIV. aus dem Louvre hinein. Von jetzt an hieß er: Palais Royal. Ludwig räumte ihn seinem Bruder ein, und schenkte ihn zuletzt seinem Enkel, dem Herzog von Chartres. Seitdem blieb er der Familie Orleans, welche ihn bis ins Jahr 1791 bewohnte; der letzte Herzog nannte ihn während der Revolution: Palais Egalité. Er ließ 1786 die große Allee von Kastanienbäumen umhauen, die auf der einen Seite die Länge des Gartens einnahm. Aeltere Franzosen sprechen noch mit Entzücken von ihr; sie schützte vor Hitze und Regen; von eilf Uhr des Morgens an war sie belebt, auf beiden Seiten standen Stühle, die von Menschen aus allen Ständen und Welttheilen nie leer wurden. In der Mitte stand ein Baum, der unter dem Namen: Arbre de Cracovie, bekannt war; er war der Sammelplatz der Politiker, unter seinem Schatten entschied man über Welthändel; es war hier von jeher der freimüthigste Punkt in Paris. Eine richtige Finanzspeculation gab dem Herzog die Idee, den Garten mit Gallerien zu umbauen, um meublirte Hotels, Kaufmannsgewölbe, Spiel- und Kaffeehäuser, Theater, kurz, Genüsse aller Art hier zu vereinigen. Plötzlich wurden Hunderte von Aexten und Sägen in Bewegung gesetzt, und in wenigen Tagen waren die schönen Alleen gefällt; die Spaziergänger, trostlos über diesen Verlust, rächten sich durch witzige Einfälle. Man nannte den Herzog: Egorgeur des ombres. Unglaublich schnell wuchs die neue Schöpfung heran, nach den Planen des Architekten Louis. In drei Jahren waren schon zwei der großen Flügel fertig, in deren Arkaden sich die zierlichsten Kaufmannsladen an einander drängen; doch wurden auch neue Alleen gepflanzt. Früher im J. 1781 brannte das Opernhaus vom Palais Royal ab; die Pariser waren so lange untröstlich über den Verlust ihrer Feenwelt, bis es einem Lastträger, der auf einen Wagen voll geretteter Theaterkleider saß, einfiel, den Helm eines römischen Helden aufzusetzen, einen königlichen Purpur umzunehmen, und so, einen Blitz Jupiters in der einen, und ein Nymphengewand in der andern Hand haltend, aufrecht stehend durch einige Straßen zu fahren, man lachte, vergaß über dem Schalksnarren Feuer, Gefahr und Verlust, und trug die nächsten Tage schon Bänder: couleur du feu d'Opéra. Seitdem wurde die Oper erst an die Porte St. Martin, und dann in die Rue de la loi verlegt, wo sie noch ist. Das Théâtre français gehört aber noch jetzt zu den Gebäuden des Palais Royal; so wie auch das Théâtre du Vaudeville innerhalb seines Bezirkes ist; die Salle Montansier blieb für Seiltänzer und ähnliche Kunstspiele, z. B. von Hunden. Im J. 1802 erhielt das Palais Royal den Namen: Palais du Tribunat. Der Versammlungssaal der Volkstribunen wurde zirkelförmig eingerichtet, umgeben von einer Reihe ionischer Säulen, welche die Gallerie der Zuhörer trug. Am Eingang des

Saales sieht man zwei colossale Statuen, Demosthenes und Cicero. Der Haupteingang des Palais Royal ist auf der Straße St. Honoré. Der Platz vor demselben ist unaufhörlich mit einer Menge Wagen und Menschen bedeckt, er ist weder geräumig noch elegant. Das oft gefährliche Drängen und Stoßen erinnern den Reisenden, daß er sich dem Vereinigungspunkt einer großen Hauptstadt nähert, aber der Ton des übernüthigsten und feinsten irdisch-sinnlichen Lebensgenusses kündigt sich ihm hier noch nicht an. Von dem Chateau d'eau aus (ein Gebäude, wo die Wasserhälter für die Tuilerien und das Palais Royal angelegt sind) sieht man die ganze Façade jenes Zauberpallastes vor sich. Zwei Pavillons, in welchen ionische und dorische Säulen emporstreben, und deren jeder mit einem Fronton und mit Bildsäulen von Pajou geziert ist, werden durch eine Mauer verbunden, die von Säulen durchbrochen ist, und von beiden Seiten her drei Eingänge in das Palais hat. Diese Mauer dünkt einem zu hoch für das Gebäude selbst, das kaum noch einmal so hoch darüber vorragt. Hat man sich durch das Gedränge in den ersten Hof gewunden, so breiten sich zwei Flügel vor dem Auge aus, die ebenfalls mit ionischen und dorischen Pilastern verziert sind. Nun tritt man in das Vestibule, das aus dem ersten Hof in den zweiten, sonst la cour royale genannt, führt. Mächtige dorische Säulen erheben sich auf beiden Seiten, deren Wirkung aber dadurch gestört wird, daß an und unter denselben Buden und Läden allerlei Art so eng zusammengedrängt sind, daß man zwischen dem Säulenwerk kaum hindurch kann. Dieser Theil des Pallastes war sonst die Wohnung des Herzogs von Orleans, und übertraf an Pracht und geschmackvoller Anordnung jede Vorstellung. Hölzerne Gallerien, die noch nicht ganz ausgebaut sind, laufen nun quer hin, Buchhändler und Brochürenkrämer, Modehändlerinnen und Bandverkäufer sind hier vereinigt; durch diese Galleries de bois tritt man erst in die eigentliche Feenwelt des von seinen glänzenden Arkaden umgebenen Gartens. Doch dieser selbst ist schattenlos, steif und dürr, der Boden ist festgestampfter Kies, und die Bäume sind klein und verdorren schnell, von den zurückprallenden Sonnenstrahlen getroffen; aber wer wird auch reinen Naturgenuß in diesem Garten suchen? Dagegen ist die Wirkung der Arkaden und Pavillons, besonders Abends in ihrer schimmernden Beleuchtung, wahrhaft blendend. Die beiden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Toisen und der entgegenstehende in einer Breite von 50 Toisen hin. Alle drei sind gleichförmig hoch. Kannelirte Pilaster von zusammengesetzter Ordnung herrschen rund herum und unterstützen eine Balustrade, auf welcher Vasen stehen, die den ganzen Umfang des Gebäudes krönen. Zu ebener Erde läuft eine gewölbte Gallerie rund herum, die von 180 Arkaden durchbrochen wird, zwischen denen zwei und zwei ein großer Reverbere hängt. Sie endigen auf beiden Seiten in zwei von prächtigen Säulen starrenden Vestibulen. Festons und Basreliefs zieren die Zwischenräume. Ueber den Arkaden erhebt sich das erste Geschoß mit hohen pallastmäßigen Fenstern, über diesem das zweite mit niedrigern, und über diesem die Mansarden, vor denen Fenstern die Balustrade hinläuft. Es giebt kein natürliches oder künsteltes Lebensbedürfniß, keine gröbere oder feinere Begierde zum Sinnengenuß, wofür hier nicht Befriedigung sich darböte. Bei diesem Buchhändler kann man nach dem ältesten wie nach dem neuesten, nach dem wissenschaftlichsten wie nach dem frivolsten Buche fragen, es ist hier zu finden. Schwärme von berühmten und unberühmten Schriftstellern versammeln sich bei ihm, und um sie her wimmelt es von Kri-

Digitized by Google

tikern und Dilettanten. In dem Bijouteriegewölbe daneben, das drei Arkaden einnimmt, ist für der Aermsten wie der Reichsten Eitelkeit gesorgt, es bietet der armen Braut den kleinen goldnen Ring, und der reichsten Fürstin die brillantnen Armbänder. Dies funkelnde Gewölbe ist Abends von mehr als funfzig Wachskerzen erleuchtet, und große Spiegel vermehren das zauberische Strahlen- und Farbenspiel. Elegante Modehändlerinnen walten hier mit ihrem Scepter. Was die phantastische Laune aus Band und Pettinet, Blumen und Federn zu schaffen versteht, formt sich hier unter den niedlichen Fingern einer Schaar von zierlichen Mädchen, welche rasch arbeiten, während ihre Blicke noch rascher die Vorübergehenden heranlocken. In diesem stattlichen Gewölbe breiten sich die glänzendsten seidnen Zeuge, die köstlichsten Merino's aus, in jenem die feinsten Tücher, die weichsten orientalischen Shawls, hier die nettesten Waschwaaren, dort die zartesten Stickereien. Gewölbe mit Uhren aller Arten wechseln mit Niederlagen des geschmackvollsten Porzellans ab, hier sind Knöpfe von Wedgwood und Diamanten, dort Uhrketten von Gold, Degengefäße von Stahlbrillanten und Silber, im buntesten Strahlenspiel; hier duften die lieblichsten Parfums, dort fesseln den Blick die vollendetsten Miniaturgemählde, die herrlichsten Kupferstiche; und eben so lockend sind Bonbons wie mathematische Instrumente, Kinderspielzeug wie Gewehre in bunter Mannichfaltigkeit neben einander hingereiht; dazwischen erblickt man wieder ein weites Gewölbe, das alles faßt, was man an größern und kleinern Meubles, im erlesensten Geschmack nur wünschen kann. Chiffonnieren und allen Hausrath, dem die üppige Bequemlichkeit aus den Wäldern aller Zonen und Welttheile, dem die Verschwendung aus den Erzeugnissen aller Naturreiche, dem die Kunst mit Poliereisen, Firniß, Lack und Farbe, dem die Mode in ihrer abenteuerlichsten Laune, Entstehung, Pracht und Geschmack gab, findet der Kauf- und Schaulustige hier ausgelegt und aufgestellt. Lotterie- und Geldwechslergewölbe, Petschaftstecher und Pastetenbäcker, Restaurateurs und Obsthändlerinnen drängen sich in jede Reihe. Aufgethürmt sind die erwähltesten Leckereien aller Meere und Provinzen in der berühmten Boutique au gourmand, während man in dem Caffé de Foi das beste Eis findet, bei welchem die ausgesuchteste Gesellschaft sich versammelt. Aus dem Caffé des aveugles ertönt die fröhlichste Musik von lauter Blinden aus dem Hospice des quinze vingts ausgeführt, während wilder Lärm und freche Ausgelassenheit aus dem Caffé du caveau und du sauvage erschallen. Daneben zieht der Caffé du ventriloque durch die Possen seines Eigenthümers eben so viele Gäste an, als dort im Pavillon des Gartens der Caffé des mille colonnes durch seinen von allen Seiten zurückgespiegelten Glanz. Alle Waaren sind im Palais Royal um die Hälfte theurer, als im übrigen Paris; doch scheinen diese Gallerien den verkörperten Begriff von Handel und Wandel geben zu wollen, indem die eine Hälfte der Menschen hier stets handelt, und die andere immer wandelt. Das äußere Leben drängt sich hier so mächtig und so allgebietend auf; es scheint über alles Geistige, über das Innere, Reine, Heilige, Sittsame und Natürliche so leichtsinnig zu spotten, daß der unverdorbene Fremde sich gewiß bald aus diesem bethörenden Lustlabyrinthe wegsehnt, so reizend auch seine Pracht ist. Und doch sind die obern Säle noch anlockender für den Unerfahrnen, als die Gallerien. Hier in der ersten Etage sind zwischen reichen Magazinen und glänzenden Restaurateursälen jene verrufenen Spielzimmer, wo an der grünen Tafel Roulette und Rouge et noir die letzten Funken der pariser Vernunft erstik-

Digitized by Google

n; hier wohnen die berüchtigten Hetären, die solchen Ton und solche nsprüche nur bei einem Volke, das die Pucelle auswendig weiß, erlan- en konnten. Als Femmes du monde ist die erste und vornehmste Classe erselben bekannt; alle andern niedrigern Gattungen, die man Filles ennt, schwärmen hier mit Schmetterlingseitelkeit herum; so elegant nd geschmackvoll sie gekleidet sind, so unterscheidet doch ein nur einiger- aßen geübtes Auge sie von den rechtlichen Frauen. Sie wandeln meist wei und zwei, oft in Begleitung einer Bonne, herum, ihre Classen sind verschieden, als die Classen des Publikums selbst, das in das Palais oyal kommt. Die mehresten wohnen in der zweiten Etage und in den Mansarden; der Umgang mit denen aus den obern Classen ist höchst rführerisch; die meisten sind sehr schön, witzig, belesen, lebhaft und ein- hmeichelnd, äußern Anstand wissen sie zu heucheln, und sinnliche und gei- ige Frivolität dermaßen in ewiger Abwechslung in den Becher der Wol- ust zu mischen, daß der junge, lüsterne, reiche Fremdling für diese Flie- en, spannen sie die künstlichen Netze aus, bald keine Freude ohne sie zu nden träumt, und das Bißchen Gemüth, was er etwa noch mitbringt, m Phrynengift im lustigen Tauschhandel hingibt. — Spaziergänger ifft man zu jeder Tageszeit im Palais Royal, doch sehr verschieden nach er Tageszeit. Früh eilt nur der ernste Geschäftsmann, der fleißige ünstler durch, um noch einmal frische Luft zu schöpfen, ehe er an seine rbeit geht, die eigentlichen Bewohner sind da noch im tiefen Schlaf; rst nach acht Uhr werden die Gewölbe geöffnet, und nach neun Uhr fan- en die Caffehäuser an sich zu füllen, die Zeitungsleser versammeln sich nd die Gruppen vermehren und vervielfältigen sich. Von zwölf bis wei Uhr wird es der Sammelplatz der vornehmsten Welt; rechtliche rauen erscheinen und bilden hier die Schule des Geschmacks und der Mode. Die Bänke reichen nicht zu, hunderte von Strohstühlen, die un- er den Bäumen aufgeschichtet standen, werden herbeigeschafft und für wei Sous vermiethet. Gewöhnlich nimmt der Pariser, welcher sich setzt, rei oder vier Stühle für sich in Beschlag, und stellt oder legt auf jeden was von seiner indolenten Person. Von zwei bis gegen fünf Uhr immt die wogende Menge ab, und nur diejenigen von den Filles, welche an Cherche-diner nennt, streifen noch umher. Dagegen benutzen die Bärterinnen, die Ammen und Mütter mit ihren Kleinen diese Pause er Ruhe, doch bald strömt alles, was in die Theater eilt, wieder herbei. egen acht Uhr nehmen die Femmes du monde die Alleen ein, die fun- elnde Beleuchtung beginnt, und die Stunden bis eilf Uhr werden die ruschendsten und mannichfaltigsten. Nach eilf Uhr verliert sich allmäh- ch das Getümmel, nur die Filles, die kein Glück gemacht haben, verfol- en noch die Spaziergänger, und um zwölf Uhr ist alles leer und todten- ill. Da die Alleen drei Mal des Tages besprengt werden, so ist der Staub nie beschwerlich. Aus dem Garten tritt man durch eine zweite allerie in den Hof, wo gewöhnlich die herrlichsten Blumen und frem- en Gewächse zu haben sind. Ein anderer Ausgang führt durch einen Per- on hinauf in die glänzende Rue Vivienne. Während der Revolution ar das Palais Royal Schauplatz der merkwürdigsten Scenen; alle fro- en und furchtbarsten Nachrichten wurden hier zuerst verkündigt und ustrompetet; alle Aufzüge ließen sich hier sehen; die Rebellion wur- e hier angeflammt, und grausend zeigten sich hier ihre Wirkungen. öchst merkwürdig bleibt stets dieser Ort, belehrend für den Unerfahr- en, ergötzlich und unterhaltend für den Schuldlosen, und interessant ir den Beobachter der Menschen und Sitten; ein lebenvolles Gemählde

der Frivolität und des Luxus, des Sinnenrausches und der Verdorbenheit der neuern Zeit. K.

Palamēdes, einer der berühmtesten griechischen Helden von Troja, und vorzüglich deshalb merkwürdig, weil ihm die Erfindung des Würfelspiels und einiger Buchstaben des griechischen Alphabets zugeschrieben wird. Er war nach der Sage ein Sohn des Nauplius und der Klymene. Nachdem er mit andern griechischen Gesandten die Helena vergebens von Priamus zurückgefodert, und den verstellten Wahnsinn des Ulysses in Ithaka aufgedeckt hatte, wodurch er sich die heftigste Feindschaft desselben zuzog, ging er mit gegen Troja, und behauptete hier unter den griechischen Helden im Kriegsrath ein vorzügliches Ansehen. Den Anmaßungen des Agamemnon setzte er sich standhaft entgegen, und nahm selbst eine Zeit lang dessen Stelle als Oberfeldherr ein. Jedoch muß bemerkt werden, daß von dieser Theilnahme des Palamedes im Homer noch nichts vorkommt, sondern daß sie eine Erfindung späterer Dichter zu seyn scheint, so wie denn überhaupt die Sagen vom Palamedes durch Tragiker, Rhetoren und Grammatiker häufig erweitert, verändert und benutzt worden sind. Daher rührt auch die Verschiedenheit der Sagen über seinen Tod. Nach der gewöhnlichsten vergrub Ulysses einen Schatz im Zelt des Palamedes, und brachte diesen durch einen untergeschobenen Brief in den Verdacht eines Einverständnisses mit dem Priamus, worauf Palamedes als Verräther gesteinigt wurde. Einige haben ihm statt des Würfelspiels die Erfindung oder die Einführung des Schachspiels zugeschrieben, so wie ihm auch die Erfindung der Rechnung und des Maßes und Gewichts beigelegt wird. Noch allgemeiner und merkwürdiger ist die Sage, daß er das alte griechische von Kadmus zuerst eingeführte griechische Alphabet, welches aus 16 Buchstaben bestand, mit vier andern, welche verschieden angegeben werden (gewöhnlich nennt man $\vartheta\ \xi\ \varphi\ \chi$), vermehrt habe. Von einigen wird er sogar zum Dichter gemacht. Höchst merkwürdig bleibt es, daß Apollonius von Thyana, ein Mann, dessen Lebensbeschreibung, wie sie seyn sollte, noch nicht geschrieben ist, und der besonders in Hinsicht der ältesten griechischen Culturgeschichte ganz eigne Ideen gehabt zu haben scheint, eine so außerordentliche Verehrung gegen das Andenken des Palamedes bezeigte.

Palämon. Unter den mythischen Personen, welche diesen Namen führen, ist der berühmteste jener Melicertes, der Sohn der Ino oder Leukothea, welcher mit seiner von der Juno verfolgten und ins Meer gesprungenen Mutter in eine Meergottheit verwandelt wurde und als solche den Namen Palämon erhielt (siehe den Art. Athamas). Nach einer Sage wurde sein Leichnam von einem Delphin nach dem Isthmus gebracht, wo ihn Sisyphus, König von Corinth, begraben ließ, und ihm zu Ehren die isthmischen Spiele einführte. Die Seefahrenden verehrten ihn als einen schützenden Meergott, der die bedrängten Schiffe glücklich in den Hafen führe, weshalb er auch von den Römern Portumnus oder der Hafengott genannt wurde. In der eilften Region der Stadt Rom hatte er zwei Tempel, und jährlich am 17ten August wurden ihm zu Ehren die Portumnalien gefeiert. Als Meergott wird er gewöhnlich mit einem großen blauen Bart, einem Schlüssel in der Hand oder von den Schultern hängend, und nicht, wie sonst bei größern Meergöttern geschieht, auf einem Wagen fahrend, sondern schwimmend vorgestellt. In vielen Hafenstädten waren ihm Tempel errichtet, und auf der Insel Tenedos wurden ihm sogar Kinder geopfert.

Palankin ist eine eigene, in Ostindien sehr gebräuchliche Art von

Trag-

ragſeſſeln mit vier Füßen u. mit einem ziemlich hohen Geländer ringeher-
n, ſo wie mit einer gewölbten Decke von Bambusſtäben, inwendig aber
it einer weichen Matratze und einigen Kiſſen belegt, überdies auch noch
lt einem bis auf den Boden reichenden Vorhang verſehen, den man, im
ill man in dem Palankin ſchlafen will, herunterlaſſen kann. Er wird von
er Trägern (Kules) auf den Schultern getragen, welchen vier andere
m Abwechſeln beigeſellt ſind, und welche eine ganz beſondere Claſſe
ter den Suders, der letzten indiſchen Caſte, ausmachen, die in jeder
tadt und jedem Dorfe ihren eignen Vorſteher haben, der mit dem Rei-
den den Accord abſchließt. Man reiſ't in dergleichen Tragſeſſeln immer
nell genug, und zugleich ſehr bequem und ſicher, denn die Träger ſind ehr-
he, gutmüthige und dienſtfertige Leute.

Paläphatus, ein griechiſcher Schriftſteller, deſſen Zeitalter und
aterland ungewiß ſind. Mehrere Schriftſteller deſſelben Namens ſind
lt einander verwechſelt worden. Suidas ſetzt ihn vor Homer, aber aus
nem noch vorhandenen Werke (de incredibilibus) wird ſichtbar, daß er
eine Zeit gehört, wo die Griechen anfingen, ihre Mythen hiſtoriſch und
rch grammatiſche Etymologien zu erklären. Gewiß lebte er noch vor
r. Geb. Sein Werk ſoll aus fünf Büchern beſtanden haben, von denen
r aber nur noch das erſte beſitzen. Die beſte Ausgabe iſt von Fiſcher.

Palaprat (Jean), Herr von Bigot, geboren zu Toulouſe im Jahr
50, entwickelte früh ein angenehmes Talent für die Dichtkunſt, und hat-
kaum ſeine Studien beendigt, als er mehrere Preiſe in den Blumenſpie-
n gewann. Er trat in die juriſtiſche Laufbahn, und wurde 1673 zum Ca-
toul und 1684 zum Chef des Conſiſtoriums in ſeiner Vaterſtadt ernannt.
Dieſe Aemter verwaltete er mit Ruhm, aber ſie konnten ihn nicht hindern,
oulouſe drei Mal zu verlaſſen. Das erſte Mal beſuchte er Paris, das
eite Mal Rom, wo die Königin Chriſtine ſich vergeblich bemühte, ihn
l ſich zurückzuhalten. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris nahm ihn der
ic de Vendôme als Secretär in ſeinen Dienſt. Ein angenehmes Ta-
t der Unterhaltung machte ihn allenthalben beliebt. Palaprat fing an
: das Theater zu arbeiten, und dieſe Neigung ſtieg, als er die Bekannt-
aft des Abbé Brueys machte. Beide ſchloſſen die innigſte Freundſchaft,
d arbeiteten gemeinſchaftlich. Nur der Tod trennte ſie. Die Stücke
n Brueys, woran Palaprat Antheil hat, ſind: Le secret revelé; Le
toujours sot ou le marquis paysan; Le grondeur; Le muet; Le
ncert ridicule. Allein von ihm ſind: Hercule et Omphale; Les sif-
ls; Le ballet extravagant; La prude du temps. Palaprat verband
t einer lebhaften und angenehmen Phantaſie die größte Einfachheit
d Reinheit der Sitten. Sein Witz hatte den Charakter der Naivetät,
ine Werke ſind heiter und leicht, aber ohne Genauigkeit und Sorgfalt
der Schreibart. Er ſtarb zu Paris im J. 1721. Er hatte ſich ſelbſt
gende Grabſchrift verfertigt:

J'ai vécu l'homme le moins fin
Qui fût dans la machine ronde;
Et je suis mort la dupe enfin
De la dupe de tout le monde.

Paläſtina, wegen der Verheißung, die es den Nachkommen Abra-
ns verſicherte, insgemein das gelobte Land genannt, nimmt die ſyriſche
ſte am mittelländiſchen Meere von Libanon ſüdwärts bis an den Grän-
Aegyptens ein. Es hieß nach dem Stammvater ſeiner Bewohner
naan, als Abraham in ſeine ſüdlichen Gegenden einwanderte, und
ch den Ankauf eines Begräbnißortes für ſeine Familie das Recht be-
ndete, unter deſſen Titel die Hebräer es unter Joſua 1450 vor Chr.

Geb. eroberten und nach den Stämmen ihres Volks in zwölf Bundesſtaaten eintheilten. Saul vereinigte dieſe Cantons in ein Königreich, und David erweiterte es durch Eroberungen oſt- und ſüdwärts; Phönizien, der nördliche Streif der Weſtküſte, in dem die verdrängten Canaaniter ſich behaupteten, blieb jedoch unabhängig von den Hebräern. Die beiden Reiche, Israel nördlich und Juda ſüdlich, in die Paläſtina 975 vor Chr. Geb. zerfiel, begriffen zuſammen das Gebiet zwiſchen dem 52ſten und 57ſten Grade der Länge und dem 31ſten und 34ſten Grade der Breite. In Folge des Falls dieſer Reiche 754 und 730 vor Chr. Geb. wurde es eine perſiſche Satrapie, und die politiſche und religiöſe Trennung der unter Cyrus und Darius I. aus der Gefangenſchaft nach Paläſtina zurückkehrenden hebräiſchen Colonien begründete die Eintheilung, die zu den Zeiten Chriſti unter den Hasmonäen galt. Das Land diesſeits des Jordans, des Hauptſtroms, der vom Libanon ſüdwärts durch den See Genezareth in das Salzmeer fließt, umfaßte die Provinzen: Judäa, oder das gröſſere ſüdliche Gebiet, worin Jeruſalem, Bethlehem und Jericho am Gebirge Juda, die Häfen Cäſarea und Joppe, jetzt Jaffa, an der Küſte des Mittelmeers liegen und ein Theil von Idumäa mit inbegriffen war; Samaria, oder das kleinſte mittlere Gebiet, mit den Städten Samarie, ſpäter Sebaſte, und Sichem, jetzt nach der griechiſchen Benennung Neapolis Nabluſa, und dem Gebirge Ephraim oder Israel, auf dem der Berg Garizim liegt; und Galiläa das nördliche Gebiet, gegen Mittag an das Vorgebirge Carmel und den damit zuſammenhängenden Berg Thabor auf der Gränze von Samaria gelehnt, gegen Abend von Phönizien und nördlich vom Libanon begränzt, mit den Städten Tiberias, welche nach der Zerſtörung Jeruſalems als der Sitz der jüdiſchen Gelehrſamkeit berühmt war, Capernaum und Bethſaida am See Genezareth, Nain, Nazareth und Cana. Zu dem Lande jenſeit des Jordans gehörten die Provinzen: Peräa, die größte ſüdliche, mit dem Gebirge Gilead, Gaubonitis, öſtlich vom See Genezareth, Batanea und Trachonitis, die kleinſte im Norden. Die verſchiedenen Denkmäler zu Jeruſalem bezeichnen die Epochen der Geſchichte von Paläſtina. Aus der älteſten abrahamitiſchen, wo dieſe Stadt Salem hieß und von einem Prieſterkönige Melchiſedeck beherrſcht wurde, aus der ſpätern, wo die Jebuſiter es eroberten und die Burg Jebus auf dem Berge Zion bauten und der Name Jeruſalem aufkam, und aus den Zeiten der Richter ſind keine Denkmäler mehr wahrzunehmen. Auch die ſogenannten Gräber der Könige im Thale Ben-Hinnon unweit Jeruſalem zeugen von dem Einfluſſe des griechiſchen Styles, und ſind unſtreitig aus der Periode der Maccabäer und Hasmonäer. Die Periode nach dem Umſturze des jüdiſchen Staates durch die Römer, wo Jeruſalem unter dem Namen Aelia Capitolina 132 vor Chr. Geb. vom Kaiſer Hadrian wieder aufgebaut und der Hauptort der Präfectur Paläſtina wurde, hat auch nur noch wenige Spuren in den unförmlichen Trümmern der Burg Antonia und des Theaters zu Jeruſalem zurückgelaſſen. Aus der byzantiniſch-griechiſchen Periode rühren noch einige chriſtliche Klöſter und die von der Mutter Conſtantins des Großen, Helena, erbaute Kirche des heiligen Grabes her, welche zwar unter der Herrſchaft der Sarazenen, die Paläſtina 636 eroberten und es zum Schauplatze ihrer Streitigkeiten machten, und während der Bedrükkungen, die über die darin zurückgebliebenen Chriſten in dieſem Zeitraume von beinahe vier Jahrhunderten ergingen, öfteren Zerſtörungen Preis gegeben war, aber doch bis zu der Epoche der Kreuzzüge in den Händen chriſtlicher Geiſtlichen blieb. Das 1099 von den Kreuzfahrern gegrün-

Digitized by Google

dete chriſtliche Königreich Jeruſalem gab dem heiligen Lande eine neue Blüthe; es umfaßte die Provinzen diesſeit des Jordans mit Einſchluß von Phönizien und Phaliſtäa, und erſtreckte ſich jenſeit bis in die Wüſte Araviens. Seine Verfaſſung war europäiſch, ein Patriarchat, vier Erzbisthümer, reich dotirte Klöſter und geiſtliche Stiftungen, drei Ritterorden, mehrere Grafſchaften und Baronien wurden errichtet, Gerichtshöfe für den Adel und den dritten Stand niedergeſetzt, ein Heer von 12 bis 20,000 Mann unterhalten, und die 637 vom Kalifen Omar auf der Stelle des ſalomoniſchen Tempels erbaute Moſchee in eine prächtige Kathedrale verwandelt. Die bei mäßigen Auflagen und fruchtbarem Boden der Wein, Oel und Getraide aller Art hervorbringt, zunehmende Bevölkerung und die ſchickliche Lage zum Handel ſchien dieſem Reiche Wohlſtand und lange Dauer zu ſichern. Die Könige Gottfried von Bouillon, der ſchon 1100 ſtarb, die Balduine, Anjou und Luſignan, regierten es mild, doch mit wechſelndem Glücke gegen die Sarazenen, denen innere Zwiſte der regierenden Dynaſtie und die Verzögerung der Hülfe aus Europa den Weg zur Wiedereroberung bahnten. Saladin nahm 1188 Jeruſalem ein, machte die Kathedrale wieder zur Moſchee, und nur das Gold der ſyriſchen Chriſten erhielt die Kirche des heiligen Grabes. Nach hundertjährigen Bedrängniſſen wurden endlich 1291 die letzten chriſtlichen Herrſcher von den Mamelucken aus Paläſtina vertrieben, und der leere Titel des Königreichs Jeruſalem kam durch die Verheirathung der Urenkeltochter Balduins IV., Jolantha, mit Kaiſer Friedrich II. an das deutſche Kaiſerhaus, und durch die Anſprüche des Hauſes Anjou an die Krone Sicilien. Seitdem ſchmachtet Paläſtina verödet und von arabiſchen Räuberhorden durchſtreift unter der Herrſchaft der Mahometaner, und gehört jetzt unter das Paſchalik Damask in der türkiſchen Provinz Soriſtan. Jeruſalem, ſechzehn Mal zerſtört, bietet jetzt nur den Anblick des ſiebzehnten Schattens ſeiner ehemaligen Größe dar. Die Politik der Türken, welche von den chriſtlichen Pilgern ſtarke Abgaben erheben, hat die während der chriſtlichen Regierung im 12ten Jahrhundert neubezeichneten Denkmäler der Geſchichte Jeſu nicht ganz untergehen laſſen. Noch 1806 ſah Chateaubriand in dem ſtark befeſtigten Kloſter zu Bethlehem eine unter römiſch katholiſche, griechiſche und armeniſche Mönche getheilte Kirche mit einer unterirdiſchen Capelle, welche den Ort der Geburt Jeſu, ſeine Krippe und das Grab der unſchuldigen Kinder in ſich ſchließt, und durch Gemählde von ſeltener Schönheit ausgezeichnet iſt; in den Umgebungen Jeruſalems das Thal Joſaphat, welches ſich zwiſchen dem Berge Moria und dem Oelberge von Norden gegen Süden erſtreckt, von dem Bache Kidron durchſchnitten wird, und den Bewohnern Jeruſalems zum Begräbnißorte dient; den Garten des Oelberges mit der Stätte von Gethſemane, der Capelle des Grabes der heiligen Jungfrau, der Grotte des bittern Kelches und einer kleinen Moſchee auf dem Flecke der Himmelfahrt; Zion, einen Hügel von ödem gelblichem Anſehen, worauf das Haus des Caiphas, jetzt eine armeniſche Kirche, das Haus der Einſetzung des heiligen Abendmahls und der Ausgießung des heiligen Geiſtes, jetzt eine Moſchee mit türkiſchem Spitel, und Davids Palaſt in Ruinen ſtehen; ſüdlich daneben im Thale Ben-Hinnon der Blutacker und die Gräber der Könige; innerhalb der Stadt die Schmerzensſtraße (via dolorosa), auf der Jeſus den Weg zum Tode ging, eine 500 Schritt lange Gaſſe vom Hauſe des Pilatus, einer Ruine, bis zur Kirche des heiligen Grabes. Dieſe Kirche, deren Mauern alle Stätten, welche aus der Geſchichte der Kreuzigung, des Be-

gräbniſſes und der Auferſtehung Jeſu bemerkenswerth ſind, umſchließen, hält in der Länge 126 und in der Breite 70 Schritt. Sie iſt kreuzförmig gebaut, und bildet drei Dome über einer ungleichen Fläche. Cleriker von acht Nationen und chriſtlichen Religionsparteien haben ſich in ihren Beſitz getheilt und verrichten darin ihren Gottesdienſt, jede nach ihrem Ritus: Katholiken, welche die Franziscaner-Mönche vom Kloſter St. Salvator zu Jeruſalem repräſentiren, Griechen, Abyſſinier, Copten, Armenier, Neſtorianer und Jacobiten, Georgier und Maroniten. Die dienſtthuenden Prieſter und Mönche jeder Partei bleiben gewöhnlich zwei Monate lang in der Kirche, bis ſie von andern abgelöst werden, und 200 Lampen brennen Tag und Nacht in den weiten Räumen dieſes Gebäudes. Die Mauern deſſelben, an denen man die Grabmäler Gottfrieds und Balduins I. ſieht, ſcheinen noch ſeit Conſtantins des Großen Zeit zu ſtehen, der innere Ausbau aber rührt von den Kreuzfahrern her. Dieſe Kirche iſt 1808 abgebrannt, und die immer ſeltener kommenden Pilger finden nun das Ziel ihrer Sehnſucht in Trümmern. E.

Paläſtra hieß bei den Griechen derjenige Theil des Gymnaſiums, wo das Pentathlon oder die Uebungen im Ringen, Fauſtkampfe, Laufen, Springen und Werfen, vorgenommen wurden. Einige halten ſie für eigne, den Gymnaſien ähnliche Gebäude. Man muß die Sache als unentſchieden betrachten.

Palatinus heißt der vornehmſte ungariſche Reichsbaron oder Magnat, der auf dem Landtage von den Ständen aus vier vom Könige vorgeſchlagenen Magnaten erwählt wird, um in allen wichtigen Staatsangelegenheiten die Stelle des Königs zu vertreten, zugleich aber zwiſchen dieſem und dem Volke Vermittler zu ſeyn. Auch iſt er Präſident in dem hohen ſtatthalterſchaftlichen Rathe, bei der Septemviraltafel (d. h. demjenigen Theile des adeligen Obergerichts oder höchſten Juſtizhofes, der über Apellationen entſcheidet); er hat endlich den höchſten Rang unter allen Ständen, den Erzbiſchof von Gran ausgenommen. Von 1765 an bis zu Joſephs II. Tode (1790) blieb die Stelle unbeſetzt; es wurde, wie dies ſchon vorher zuweilen geſchehen war, ein bloßer Statthalter in dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen ernannt; allein Leopold II. machte den Beſchwerden der Nation über dieſe Erledigung durch die Wahl eines neuen Palatins ein Ende. Gegenwärtig bekleidet dieſe Würde der Erzherzog Joſeph Anton, Bruder des Kaiſers Franz, geboren den 9ten Mai 1776.

Palermo, die Hauptſtadt des Königreichs Sicilien, im Val di Mazzara, an einem Meerbuſen, zwiſchen den Vorgebirgen Monte Pellegrino und Capo Saſſarano. Sie iſt groß, ſchön gebaut und wohlbefeſtigt. Der Hafen wird durch zwei feſte Schlöſſer beſchützt. Die Zahl der Einwohner, die vor hundert Jahren 200,000 betrug, iſt jetzt auf 120- bis 130,000 herabgeſunken. Die Stadt beſteht aus vier Haupttheilen; zu den vorzüglichſten Gebäuden gehören der Pallaſt des Vicekönigs, der Pallaſt des Erzbiſchofs, das große Hoſpital, das St. Claren-Kloſter, das ehemalige Profeßhaus der Jeſuiten, die erzbiſchöfliche Domkirche, das Rathhaus und mehrere aus Marmor und Alabaſter erbaute prächtige Kirchen und Thore. Die zwei Hauptſtraßen, Caſſero und Strada nuova, kreuzen ſich in der Mitte der Stadt, und bilden daſelbſt ein regelmäßiges Achteck, Piazza Villena, das mit ſehr ſchönen Gebäuden geziert iſt. Sowohl das Pflaſter als die nächtliche Beleuchtung ſind vortrefflich. Die Univerſität, Academia Reale, hat eine beträchtliche Bibliothek. Die Stadt treibt anſehnlichen Handel. Sie liefert die meiſten ſicilianiſchen

Producte, Waizen, Wein, Oel, Südfrüchte, Manna u. s. w. an das Ausland, und versorgt die Insel mit Spezereien- und Manufacturwaaren. Es laufen im Durchschnitt jährlich gegen 500 fremde Schiffe in den Hafen ein. Palermo ist von den häufigen Erdbeben nur einmal, am 1sten September 1726, erschüttert worden, und erlitt damals großen Schaden. Die Kaiser, Heinrich VI. und Friedrich II. stehen in der hiesigen Domkirche beigesetzt. Als man im J. 1781 bei einer vorzunehmenden Reparatur die porphyrnen Särge an einen andern Ort brachte und öffnete, fand man die Leichname fast ganz unversehrt, und auf ihren Kleidern arabische Inschriften in der heutigen arabischen Cursivschrift.

Pales, eine der dunkeln altitalischen Feldgottheiten, die Gebe in guter Bergweide und Schützerin der Heerden vor Seuchen und Raubthieren. Einigen schien sie männlichen Geschlechts, ein Sohn des Jupiter. Gewöhnlich aber kommt sie als Hirtengöttin vor, und wird bald unter Bäumen, bald in eignen Tempeln verehrt. Man opferte ihr Milch und Hirsekuchen.

Palestrina (Giovanni Pietro Aloisio de), der berühmteste Meister der alten römischen Musikschule, war im J. 1529 zu Palestrina, dem alten Präneste, geboren, weshalb die Biographen ihm statt Palestrina auch den Beinamen il Prenestino geben. Er studirte die Musik unter einem Meister der vor ihm berühmten gallisch-belgischen Schule, den Einige Goudimel, Andere Gaudio di Mel nennen. Sein Genie erhob ihn bald aus der Dunkelheit und Dürftigkeit zum ersten Rang unter den Componisten. Den ersten Anlaß, sich hervorzuthun, gaben ihm folgende Umstände. Gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war die Musik dergestalt in Künstelei, Spielerei und leeren Schall ausgeartet, daß sie, statt beim Gottesdienst die Andacht zu erwecken und zu beleben, dieselbe auf das ärgerlichste störte. Schon mehrmals hatte man vorgeschlagen, sie aus der Kirche zu verbannen und nur den allgemeinen Gesang beizubehalten. Papst Marcellus II., welcher 1555 regierte, war im Begriff, den Befehl dazu zu erlassen, als Palestrina, der die Fehler der damaligen Musik bemerkt und ihre wahre Bestimmung richtig aufgefaßt hatte, den Papst um die Erlaubniß bat, eine Messe von seiner Arbeit vor ihm aufführen zu dürfen. Der Papst bewilligte dies Gesuch, und der junge Componist ließ eine sechsstimmige Messe aufführen, die durch ihre würdige und schöne Einfachheit den Papst von seinem Vorsatz zurückbrachte. Vielmehr trug derselbe dem Palestrina auf, eine Anzahl ähnlicher Compositionen für seine Capelle zu verfertigen. Jene Messe ist noch vorhanden, und unter dem Namen der Missa Papae Marcelli bekannt. Nach Marcellus Tode erhielt Palestrina von Paul IV. denselben Auftrag. Im J. 1562 wurde er zum Capellmeister von Santa Maria Maggiore, und 1571, nach Animuccia's Tode, zum Capellmeister von St. Peter ernannt. Er stand diesen Aemtern mit dem größten Ruhm vor. Die besten Componisten seiner Zeit erkannten in ihm ihr Muster und ihren Meister. Seine Methode und sein Styl siegten über die flamländische Schule, die damals durch ganz Europa in Ansehn stand. Endlich, nachdem er die Kirche mit einer Menge von Meisterwerken bereichert hatte, starb er am 2ten Februar 1594. Er ward mit großer Pracht in der Peterskirche am Fuße des Altars des heiligen Simon und Juda beerdigt, wo man noch jetzt sein Grabmal mit der Inschrift sieht: Joannes Petrus Aloysius Palestrinä, Musicae Princeps. — Palestrina ist einer der größten Meister, wo nicht der größte von allen; er ist das Haupt der ganzen alten italienischen Schule. Seine Art besteht darin, einen Gesang

nach allen Regeln der Kunst, nach der Modulation des Chorals, mit einer zierlichen und reinen Melodie in einem edeln und majestätischen Styl auszuführen. Er hat in seine Compositionen besonders Anmuth und Majestät gelegt, und diese Eigenschaften, verbunden mit der Genauigkeit der Modulation, charakterisiren seine Manier. Er hat darin den alten Contrapunkt der Flamländer und Franzosen so sehr übertroffen, daß diese Gattung als sein Eigenthum zu betrachten ist, und noch jetzt unter dem Styl alla Palestrina verstanden wird. Es giebt nichts Edleres und Grössers, nichts zugleich Anmuthigeres, als diesen Styl, wenn die Ausführung mit Geschmack und Einsicht geschieht. Noch jetzt werden die Werke dieses Patriarchen der Harmonie täglich in Italien ausgeführt, und es ist nur zu beklagen, daß sie so selten und zum Theil Handschrift geblieben sind.

Palette ist in der Mahlerei ein kleines dünnes ovales Täfelchen von Holz oder Elfenbein, worauf die Pastell- oder Oelfarben gesetzt und nach dem jedesmaligen Bedürfniß sogleich während der Arbeit gemischt werden. Der Mahler hält die Palette mit dem Daumen der linken Hand, den er durch die zu diesem Zweck vorhandene Oeffnung steckt. Man sagt, ein Gemählde verrathe die Palette, um die richtige Wahl der Farben zu tadeln, als ob der Künstler dabei mehr seine Palette als die darzustellenden Gegenstände zu Rathe gezogen.

Palindrōmon, ein Vers oder eine Zeile, welche vorwärts und rückwärts gelesen, denselben Sinn geben. Z. B. der bekannte Vers, den man dem Teufel zuschreibt: Signa te signa, temere me tangis et angis (kreuze dich, kreuze dich nur, du berührst und quälst mich vergebens). Man fand vormals an dergleichen künstlichen Spielen mehr Gefallen, als jetzt.

Palingenesie, die Wiedergeburt. Wir bezeichnen mit diesem griechischen Worte vornehmlich die Uebergänge, die wir besonders im Reiche der Insecten wahrnehmen, und vermöge deren ein Insect verwandelt in einer völlig veränderten Gestalt wieder erscheint, wie die Raupe, die Fliege und unzählige andere.

Palinodie, Widerruf dessen, was man gegen Jemand Schimpfliches oder Falsches gesagt hat. So schrieb der alte Dichter Stesichorus eine Palinodie seines Schmähgedichts auf die Helena, wofür er mit Blindheit gestraft worden war, und erklärte in derselben Punkt für Punkt seine Beschuldigungen für unwahr.

Palinūrus, der berühmte Steuermann des Aeneas auf seiner Fahrt nach Italien, war ein Sohn des Jasius. Bekannt ist die Fiction, nach welcher der Gott des Schlafs unter der Gestalt des Phorbas den Palinurus in dem Augenblicke, wo das Schiff sich der erwünschten Küste nähert, zur Ruhe ermahnt, ihn dann vermöge seiner magischen Gewalt einschläfert und in das Meer hinabstürzt. Aeneas sah den verlornen Gefährten in jenem berühmten Gesichte, als die Schatten der Unterwelt, der Vor- und Nachwelt vor seinen Augen vorüber gingen. Palinurus erzählte dem Aeneas, wie er sich an die Küste des untern Italiens gerettet und von den Lucaniern erschlagen worden sey. Auf Anrathen der Sybille erfüllte Aeneas die Bitte des Palinurus, seinen Leichnam zu begraben, nicht, indem dem Palinurus noch größere Ehre wiederfahren solle. Denn als die Lucanier später von einer Pest heimgesucht wurden, errichteten sie dem Palinurus ein eignes Ehrenbegräbniß und einen heiligen Hain. Das palinurische Vorgebirge erhielt von ihm seinen Namen. Vielleicht hat dieses Vorgebirge Veranlassung zu der ganzen Fiction gegeben.

Paliſaden, Schanzpfähle, ſind 8 bis 9 Fuß lange, und 6 bis 7 Zoll ins Gevierte habende, unten ſpitzige Pfähle, welche zur Befeſtigung eingeſchlagen werden, beſonders im Feldlager, um einen Ueberfall abzuhalten, ferner zur Beſchützung der offenen Zugänge von Forts, Halbmonden, Gräben, bedeckten Wegen und überhaupt allen leicht zugänglichen Punkten. Paliſadiren, mit Schanzpfählen verſehen, verpfählen.

Paliſſot (Charles), de Montenoy. Dieſer bekannte franzöſiſche Dichter war den 3ten Januar 1730 zu Nancy geboren. Sein Vater gab ihm eine ſorgfältige Erziehung, die er ſo gut benutzte, daß ſeine Geiſtesfähigkeiten ſich ungewöhnlich ſchnell entwickelten. In ſeinem zwölften Jahre hatte er den Curſus der Philoſophie vollendet, und war Magiſter, im dreizehnten vertheidigte er eine theologiſche Theſis, und im ſechzehnten war er Baccalaureus in dieſer Facultät. Dieſe frühzeitigen Studien würden mehr nachtheilig als vortheilhaft geweſen ſeyn, wenn nicht Liebe zu den Wiſſenſchaften und Ruhmbegierde ihn angetrieben hätten, auch nach Gründlichkeit und Vollſtändigkeit der Kenntniſſe zu ſtreben. Er trat in die gelehrte Congregation des Oratoriums, blieb hier kurze Zeit, und beſchäftigte ſich mit mehr Unabhängigkeit mit der Literatur und beſonders mit der Dichtkunſt, die ihn am meiſten anzog. In ſeinem achtzehnten Jahre war Paliſſot bereits verheirathet und Verfaſſer einer Tragödie, die jedoch nicht aufgeführt wurde. Das Jahr darauf erſchien er mit einem zweiten Trauerſpiel, welches er anfangs Zares, ſpäter Ninus betitelte. Da ihm dieſe Laufbahn wenig Erfolg verſprach, verließ er ſie und wählte das Luſtſpiel, welches ſeinem Talent und ſeiner Gemüthsart beſſer zuſagte. Er gab Les Tuteurs, ein froſtiges Stück, dem bald Le Barbier de Bagdad folgte, wozu der Stoff aus Tauſend und einer Nacht entlehnt iſt. Das erſte Aufſehn erregte er durch ſein Luſtſpiel: Le Cercle, welches zu Nanci vor dem König Stanislaus aufgeführt wurde; die ſtürmiſche Periode, die mit demſelben in Paliſſots Leben begann, endigte erſt mit ſeinem Tode; er war fortan in unaufhörliche Kämpfe verwickelt. In dieſem Luſtſpiele erſcheint ein lächerlicher Philoſoph, in welchem man J. J. Rouſſeau erkannte. Es erhob ſich ein wüthender Streit, in welchem ſich Paliſſot mit Feſtigkeit, Rouſſeau mit Würde benahm. Paliſſots Unwille gegen die ſogenannten Philoſophen, die dieſen Sturm erregt hatten, machte ſich Luft in den Petites lettres sur de grands philosophes. Die Erbitterung ſtieg, und erreichte, als Paliſſot mit ſeinem Luſtſpiel Les Philosophes auftrat, den höchſten Grad. Dieſes Stück hat von Seiten der Kunſt und Erfindung keinen Werth, aber es iſt mit Eleganz geſchrieben und voll ſatiriſcher Züge; die Perſonen ſind gut gezeichnet, beſonders die gelehrte und philoſophiſche Dame; mehrere Scenen ſind trefflich. Die Angegriffenen antworteten mit einer Menge von Schmähſchriften, in denen ſich eben keine philoſophiſche Würde und Faſſung offenbarten. Hatte Paliſſot in ſeinem Stücke die Gränzen jener indirecten und allgemeinen Rüge von Fehlern und Gebrechen, die dem Theater erlaubt iſt, überſchritten, ſo achteten ſeine Gegner ſelbſt nicht die Schranken der Ehrbarkeit und Scham; die ſchmählichſten, pöbelhafteſten Schriften erſchienen zur Schande der franzöſiſchen Literatur; weder Macht und Anſehn, noch Verdienſte ſchützten dagegen. Aber Paliſſot räumte das Schlachtfeld nicht, ſo furchtbar auch ſeine Gegner an Zahl und durch ihren Ingrimm waren; er bot ſelbſt Voltaire Trotz, der ſich mit ungewohnter Schonung und Mäßigung gegen ihn benahm, wie man aus dem Briefwechſel zwiſchen beiden erſieht. Paliſſot ſetzte den Krieg gegen die Encyclopädiſten und Philo-

Digitized by Google

sophen in seiner Dunciade fort, einem Gedicht voll bitterer Satyre, das bei einer guten Versification und einzelnen unterhaltenden Stellen doch durch seine Länge ermüdet. Palissots Gegner wurden durch dasselbe aufs neue unter die Waffen gebracht. Die Lustspiele, Le Satirique und Les Courtisanes, die er um diese Zeit schrieb, verdienen nicht weiter erwähnt zu werden; wohl aber seine Mémoires sur la Littérature, welche das Wichtigste von seinen Werken in Prosa sind. Man findet darin gute Bemerkungen über die dramatische Kunst und die dramatischen Schriftsteller, aber das Ganze ist weder neu, noch besonders gründlich. Erfindung und Ideenreichthum fehlen überhaupt in allen Werken Palissots; aber die Schreibart ist stets rein, correct und geschmackvoll. Mit diesen Eigenschaften hätte er sich recht wohl zum Akademiker gepaßt, allein seine Feinde hintertrieben stets seine Ernennung dazu. Die Revolution hatte ihm den größten Theil seines Vermögens geraubt. Er hatte seinen schönen Landsitz verkaufen müssen, und lebte seitdem auf einem Gütchen zu Pantin, und in dem Palais des Arts, wo er als Vorsteher der mazarinischen Bibliothek eine Wohnung hatte. Mit ungeschwächten Geisteskräften, stets lebhaft, geistreich, heiter und gefällig in der Unterhaltung, erreichte er ein hohes Alter, und starb im J. 1814.

Palladio (Andrea), ein berühmter Baumeister, war im J. 1508 zu Vicenza in beschränkten Umständen geboren, und starb 1580. Für seine Verdienste und für die Vortheile, die er seinem Vaterlande verschafft, wurde er in die Zahl der Bürger aufgenommen und geadelt. Palladio beschäftigte sich anfangs mit der Bildhauerei, aber der berühmte Trissino, der seine Neigung zur Mathematik wahrnahm, erklärte ihm Vitruvs Baukunst, und nahm ihn auf drei Reisen, die er nach Rom machte, mit sich. Auf diesen Reisen und auf zwei andern, die er in der Folge ausdrücklich dahin machte, studirte und zeichnete er mit großem Eifer die alten Denkmäler dieser Stadt. Sein nachgelassenes Werk über die Alterthümer des vormaligen Roms beweis't, wie unvollkommen es auch ist, daß er den Geist der Alten wohl ergründet hatte. Er hat ein Werk über die Architektur in vier Büchern hinterlassen, das von den Kennern geschätzt und gesucht wird. (Beste Ausgabe, Vicenza, 1776–83, 4 Bde. in Fol.) Unter mehrern Prachtgebäuden, die nach seinen Zeichnungen und unter seiner Leitung aufgeführt wurden, ist das Theater Degli Olimpici, womit er seine Vaterstadt Vicenza zierte, der glänzendste Beweis seines großen Talents. Früher baute er das dortige Gerichtshaus und den Pallast Tienne, das Stadthaus zu Udine, den Pallast Foscati bei der Malcontenta und das Stadthaus zu Feltre. Venedig dankt ihm mehrere seiner schönsten Gebäude. Dahin gehört das Refectorium von St. Giorgio Maggiore und die durch das Ebenmaß aller ihrer Theile und die Einfachheit ihrer Verzierungen mit Recht berühmte Kirche gleiches Namens; ferner die Kirche von S. Francesco della Vigna, die Kirche il Redemptore auf der Insel Giudecca, und die Waisenkirche delle Zitelle. Zu Maser in der trevisanischen Mark sieht man von ihm den prächtigen Pallast Barbaro, zu Vicenza, außer dem genannten Theater, die Frauenkirche St. Luzia, die Hauscapelle Barbaro und mehrere Paläste, zu Padua einen kleinen tempelähnlichen Pallast in der Vorstadt Santa Croce, und mehrere in der umliegenden Gegend, unter denen besonders die Villa Capra oder Rotonda ausgezeichnet ist, u. s. w. Palladio hat in allen seinen Werken eine besondere Neigung zum Antiken gezeigt. Immer schwebte ihm die edle und majestätische Einfalt des Alterthums vor Augen, weshalb auch Algarotti ihn den Rafael unter den Baumeistern

nnt. Den verschiedenen Ordnungen ließ er immer ihren eigenthüm-
chen Charakter; seinen Façaden wußte er Leben und Bewegung zu geben.
anz besonders verstand er sich auf die Pyramidenform. Seine Profile
d untadelhaft. In seinen Lichtern möchte man zuweilen mehr Größe,
d im Verhältniß ihrer Länge zur Breite mehr Strenge wünschen. Aus-
rdem findet man an seinen Werken manche kleine Incorrectheiten, die
er mehr denen, welche sie ausführten, als ihm selbst beizumessen sind.
ohl aus einer zu strengen Nachahmung des Antiken kam es her, daß er
ts Fußgesimse unter seine Säulen setzte, daß er Säulen von verschiede-
r Höhe auf den gleichen Plan stellte, seinen Fenstern und Thüren so
el Frontispicen gab u. s. f.

Palladium, das Bildniß der Pallas (Minerva), wovon die Sage
zählte, es sey vom Himmel nach Troas herabgefallen, daselbst vom Ilos
funden, und von ihm als ein Zeichen von Zeus in der neu erbauten
Stadt in einem eignen Tempel aufgestellt worden. Man glaubte, die
Stadt werde unüberwindlich seyn, so lange sie das Bild unverletzt be-
tze. Dieses Hinderniß wegzuräumen, entwendeten es Ulysses und Dio-
edes, nach Einigen durch nächtliches Einsteigen, nach Andern, da sie als
Gesandte nach Troja gekommen waren. Die Römer behaupteten, das
Bild werde zu Rom im Tempel der Vesta aufbewahrt. Aber man hielt
s für so heilig, daß auch der Pontifex Maximus es nicht sehen durfte. An-
dere Städte rühmten sich ebenfalls des Besitzes.

Palladium, ein von Wollaston in der Platina entdecktes Metall,
welches in einem hohen Grade dehnbar ist, durch Säuern, nicht aber durch
die bloße Hitze verkalkt und erst in einem hohen Wärmegrad flüssig wird.
Die specifische Schwere ist nach seiner Beschaffenheit von 10,9 bis 11,8.
Weitläufige Nachrichten über dieses Metall findet man in den Philoso-
phical Transactions von 1802 bis 1805.

Pallas, s. Minerva.

Pallas, s. Planeten.

Pallas (Peter Simon), kaiserlich-russischer wirklicher Staatsrath
nd Ritter des Wladimirordens, berühmt durch seine Reisen und gelehr-
en Arbeiten, war 1741 zu Berlin geboren. Hier, wo sein Vater aus-
bender Arzt war, erhielt er seine erste Bildung. Er wählte das Stu-
ium der Arzneikunde gleich mit dem Vorsatz, sich allein den Naturwis-
enschaften und vorzüglich der Naturgeschichte zu weihen. Dazu bot
Holland damals die größten Sammlungen und die trefflichsten Lehrer
ar. Er besuchte Leyden, wo Männer aus Boerhave's, Gaubius und
lbinus Schule lehrten, und gab dort im J. 1760 seine Disputationen
on den Entozois heraus. Um diese Zeit ordnete Volkmann die präch-
ge Naturaliensammlung des Erbstatthalters im Haag, wobei er thätige
Beihülfe leistete, und dadurch sich bald so große Kenntnisse in der natur-
istorischen Museographie erwarb, daß er zur Anordnung ähnlicher
Sammlungen gebraucht und in den Stand gesetzt wurde, seinen Elen-
hus Zoophytorum (dies für die Zoophyten noch classische Werk) und
eine Miscellanea Zoologica im J. 1760 herauszugeben, nachdem er
nach England besucht hatte. Kurz darauf ging er nach Berlin zurück,
nd fing dort an, seine später bis auf 14 Fascikel fortgesetzten Specile-
ia Zoologica herauszugeben. Die russische Kaiserin suchte damals
tugliche Naturforscher, die ihr großes Reich bereisen und untersuchen
ollten. Der Professor Ludwig, der deshalb vom Grafen Orlow befragt
urde, empfahl Pallas. Dieser erhielt im J. 1768 den Ruf nach Pe-
rsburg als Akademiker und Collegienassessor, und machte seine erste

Reise in Gesellschaft von Sokolow und Sujew. Wie reich an Entdeckungen sie war, weiß jeder, der das Hauptwerk der darauf gegründeten Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs von Pallas, das auf kaiserliche Kosten zu Petersburg 1771–1776 in 4. erschien, die Sammlung historischer Nachrichten und die neuen nordischen Beiträge genau kennt. Als im J. 1777 unter dem damaligen Director der petersburger Akademie, Demaschnew, ein eigner topographischer Ausschuß zur Ausmessung und vollständigen Topographie des russischen Reichs errichtet wurde, war auch Pallas unter den Mitgliedern. Er wurde 1782 zum Collegienrath ernannt. Die Botanik war unterdeß Pallas Lieblingsneigung geworden. Um seiner Flora Rossica willen machte der rastlose Pflanzenforscher und Ordner noch mehrere Reisen in verschiedene Provinzen des ungeheuern Reichs. Die prächtige Flora Rossica, die zu Anfang des J. 1785 in Petersburg erschien, deren Fortsetzung aber durch manchen Unstern unterbrochen wurde, war die erste Frucht dieser botanischen Excursionen. Nebenbei blieb aber kein Theil der Natur- und Menschenkunde von ihm unbeachtet. Das beweisen seine trefflichen Icones Insectorum und seine linguistischen Beiträge zu dem leider unbeendigt gebliebenen Glossarium aller Sprachen und Mundarten im russischen Reiche. Da er in Taurien zu leben wünschte, schenkte ihm die Kaiserin mehrere der Krone heimgefallene Güter in dem fruchtbarsten südlichen Theile der Halbinsel, und seit 1796 lebte Pallas zu Achmetschet oder Sympheropol mit einem reichlichen Auskommen. Eine Frucht seiner letzten Reise, die er mit Geisler in Leipzig auf eigne Kosten unternahm, waren die bei Martini in Leipzig 1799 und 1801 in zwei Quartbänden gedruckten Bemerkungen auf einer Reise durch die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs, wovon der zweite Theil ausschließlich der Crimm gewidmet ist, die uns dadurch zum ersten Mal gleichsam ganz aufgeschlossen wurde. Der Hauptzweck der Reise war gewesen, seine Sammlungen von Pflanzenzeichnungen zu ergänzen. Was er in den Reisebemerkungen gab, war ihm nur Nebensache; gleichwohl sind sie das einzige Denkmal dieser Reise geblieben, man müßte denn die 14 Fascikel der Species astragalorum, die fast um dieselbe Zeit zu erscheinen anfingen, als einen Theil des ausgeführten Vorhabens annehmen. — Es kann hier nicht der Ort seyn, die Menge von neuen Entdeckungen und Ansichten auszuzeichnen, womit Pallas die europäische Menschheit bereicherte. Eine seiner lichtvollsten und folgerungreichsten Ansichten war die Idee von einer südlichen, nach dem Norden hinaufgedrungenen Fluth, woraus er auch die so befremdende Erscheinung der im Norden gefundenen Elephantenknochen und südlichen Naturkörper am befriedigendsten erklärte, und die Vorstellung von dem Versinken der Berge durch ein Erdbeben, da, wo jetzt der Bosporus und die Dardanellen den Zusammenhang des Archipelagus mit dem schwarzen Meere herstellen, wodurch die ehedem unter Wasser gestandenen Erdflächen zum Vorschein kamen, welche er auf seinen Reisen nordwärts vom Pontus Euxinus, so wie in den Gegenden am caspischen Meere und am Aralsee als vormaligen Meeresboden erkannte. Pallas bestätigte hierdurch zwar nur die Aussage der vordem so mißverstandenen Alten über diesen Punkt, gab aber durch die Erweiterung und Ausführung dieser Ansichten den wohlthätigsten Anstoß für nachfolgende Forschungen. Die Grundzüge dieser fruchtbaren Idee gab Pallas schon 1777 in einer akademischen Vorlesung, welche später unter dem Titel: Observations sur la formation des montagnes et les changemens arrivés au globe, particulièrement

l'égard de l'empire Russe, in Petersburg gedruckt erschien. — Der ufenthalt in Taurien war Pallas durch mehrere Umstände, besonders rch Anfeindungen und durch die Gesetzlosigkeit der Tataren verleidet orden, und als auch seine Gattin gestorben war, hielt ihn nichts mehr , selbst mit großen Aufopferungen, in Gesellschaft seiner Tochter nach erlin zurückzukehren, wo er nach einem vierzehnmonatlichen Aufenthalt n 8ten September 1811 starb. Einen Theil seiner kostbaren Samm- ng hat er der berliner Universität vermacht.

Pallavicini (Pietro Sforza), Cardinal, aus dem großen Ge- lechte der Marchesen Pallavicini entsprossen. Er war 1607 zu Rom boren, und widmete sich aus Neigung dem geistlichen Stande. Er ichnete sich so vortheilhaft aus, daß er schon früh in die römischen Con- egationen, dann in die Akademie der Humoristen aufgenommen und m Gouverneur von Jesi, Orvieto und Camarino ernannt wurde. Aber allavicini leistete auf alle diese Vortheile Verzicht, und trat 1638 in n Jesuiterorden. Nach seinem Noviziat lehrte er in dieser Gesellschaft e Philosophie und Theologie. Papst Innocenz X. übertrug ihm ver- hiedene wichtige Geschäfte, und sein alter Freund, Alexander VII., der m zum Theil sein Glück verdankte, ehrte ihn 1657 mit dem Purpur. allavicini stand am päpstlichen Hofe im höchsten Ansehn, und starb 1667. Sein Hauptwerk ist die Istoria del Concilio di Trento, das er dem Fra Paolo entgegensetzte. In den Thatsachen stimmen beide ziemlich über- in, aber die Nebenumstände und die Folgen, welche sie daraus ziehen wol- n, sind sehr verschieden. Pallavicini zeigt viel Parteilichkeit für den äpstlichen Stuhl; ohne dieselbe würde sein Werk vortrefflich seyn, da s schön geschrieben und aus den Archiven der Engelsburg geschöpft ist. Die beste Ausgabe ist in 2 Foliobänden, Rom 1656 und 57. Außerdem erdienen seine Briefe (1669, 12.) angeführt zu werden.

Palliativ (von pallium, Bedeckung, Hülle, Mantel), heißt, was r Verhüllung, Verbergung eines Gegenstandes angewendet oder ge- an wird; daher ein Palliativ oder Palliativmittel ein Mit- l, wodurch ein physisches oder moralisches Uebel nicht weggeräumt und hoben, sondern nur verhüllt und den Augen Anderer entzogen wird. n so fern schon der Begriff dieses Wortes andeutet, daß das Uebel och besteht, im Stillen fortwirkt, und zuletzt die zerstörenden Folgen esselben um so verstärkter hervorbrechen können, je länger sie nur im erborgenen sich anhäuften, in so fern verbindet man auch meistens ei- en Nebenbegriff von Tadel und Vorwurf mit demselben, indem man m, stillschweigend oder laut, das Radicalmittel entgegensetzt, elches das Uebel an der Wurzel angreift, und dadurch den sichtbaren eußerungen desselben die Nahrung benimmt, so daß sie allmählig von lbst verschwinden müssen. In medicinischer Bedeutung bezeich- et das Wort Palliativmittel solche Arzneimittel, welche besonders ge- hrliche, dem Gefühle des Kranken vorzüglich lästige, oder ihm und den mstehenden auffallende Aeußerungen der Krankheit mindern, ohne je- och auf die ihnen zum Grunde liegenden krankhaften Ursachen heilend i wirken. Man verwechselt in dieser Hinsicht oft die palliative urmethode mit der sogenannten symptomatischen, welche var auch nur auf Beseitigung der äußern Zufälle der Krankheit geht, lein allen diesen ohne Unterschied, so wie sie erscheinen, gewisse, und var jedem Symptome besondere Mittel entgegensetzt, ohne auf die nzige wesentliche Ursache zu gehen, da hingegen die Palliativme- ode nur auf die besonders lästigen oder gefährlichen Aeußerungen der

Krankheit Rücksicht nimmt, mithin nur eine Unterart der symptomatischen ist. Ungeachtet die Palliativmittel nicht ganz mit Unrecht in einem ungünstigen Rufe stehen, so giebt es doch auch Fälle, wo ihre Anwendung zu rechtfertigen, ja unentbehrlich ist. Zulässig ist sie in solchen Fällen, wo uns die Kenntniß der wesentlichen Ursache der Krankheit abgeht, und der Arzt sich mit der Bekämpfung der gefährlichsten Zufälle begnügen muß; ferner da, wo wir zwar die wesentliche Ursache der Krankheit kennen, allein sie mit den uns bekannten Mitteln vor der Hand nicht heben können. Ohne Tadel ist sie ferner, wenn einzelne Zufälle der Krankheit den Kranken so beunruhigen, daß er es vom Arzte durchaus verlangt, sie zu heben, und dieses, um den Kranken zu beruhigen, und das Vertrauen zum Arzte zu befestigen, ohne wesentlichen Nachtheil geschehen kann. Unentbehrlich ist sie, wenn solche Zufälle bedeutender und in ihren Folgen gefährlicher werden, als die Ursache der Krankheit selbst ist, wenn z. B. heftige Schmerzen die Ruhe und den Schlaf des Kranken gänzlich verscheuchen, Krämpfe u. dergl. die kritische Entscheidung hindern oder stören, Blutandrang nach dem Kopfe einen Schlagfluß droht u. s. w. Zu rechtfertigen ist auch ihre Anwendung, wenn bei einem Kranken keine radicale Heilung mehr zu hoffen ist, z. B. im letzten Stadium mancher chronischen Krankheiten, wo es nur noch Geschäft des Arztes seyn kann, die Existenz des Kranken zu verlängern, in so weit es in der Macht der Heilkunst steht, und seine Leiden zu mildern. Dagegen ist sie unnöthig, wenn die bevorstehenden Zufälle keine Gefahr drohen; unzulässig, wenn der Arzt die wesentliche Ursache der Krankheit kennt, und sie beseitigen kann; tadelhaft, wenn er die Erforschung der wesentlichen Ursache dabei vernachlässigt, und ihre Beseitigung hintansetzt, und unerlaubt, wenn Palliativmittel die Ursache der Krankheit wohl gar vermehren, oder doch die Crisen derselben verzögern und stören.

Pallium hieß der Prachtmantel, den die römischen Kaiser als ein Hauptstück ihrer Ceremonienkleidung seit dem 4ten Jahrhundert aus besonderer Gunst an Patriarchen und höhere Bischöfe ihres Reichs zu verschenken pflegten. Im 5ten Jahrhundert fingen die Patriarchen an, mit kaiserlicher Genehmigung selbst Pallien an die Erzbischöfe beim Antritte ihres Amtes zu senden, welche sie damit Beschenkten beim Hochamt tragen mußten. Demnach wurde man gewohnt, die Ertheilung der Pallien an die Metropoliten für Zeichen der Bestätigung ihrer Wahl von Seiten der Patriarchen anzusehen, und die Kirchenversammlung zu Constantinopel machte es 872 zum Gesetz, daß alle Metropoliten von ihren Patriarchen entweder durch Auflegung der Hände oder durch Zusendung der Pallien confirmirt werden müßten. Die Päpste bemächtigten sich dieses Confirmationsrechts im ganzen Occident, und foderten von den mit Pallien beehrten Erzbischöfen und Bischöfen anfangs nur eine schriftliche Verpflichtung zum canonischen Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl, seit dem 10ten Jahrhundert aber auch eine bedeutende Taxe für ihre Kanzlei. Ungeachtet der unmäßigen Erhöhung dieser Taxe wurde das Pallium als Unterpfand der päpstlichen Confirmation der Metropoliten für unentbehrlich gehalten, und bis auf die neuesten Zeiten jedem Erzbischofe und auch einigen mächtigeren Bischöfen beim Antritt ihrer Würde ertheilt. Seit dem 12ten Jahrhundert besteht es in einem breiten weißwollenen Kragen, der über die Schultern geworfen wird; ein Streifen davon hängt über den Rücken, der andere etwas länger

ber die Brust herab, und beide sind mit einem rothen Kreuze bezeichnet. Dieser eben so einfache als kostbare Schmuck (man bezahlte bis 30,000 Gulden dafür) wird durch die Nonnen im Kloster St: Agnes zu Rom us der Wolle geweihter Schafe gefertigt, und mit denen, die ihn erhal- en, begraben. E.

Palm (Johann Philipp), Buchhändler zu Nürnberg, geb. zu Schor- orf 1766, auf Napoleons Befehl erschossen zu Braunau den 26sten Au- ust 1806. Den 12ten Juli 1806 hatte Napoleon zu Paris das Protecto- at über die Rheinbundesfürsten übernommen; er hatte die Souverai- etät derselben öffentlich anerkannt, und die freie Reichsstadt Nürnberg em Könige von Bayern in seiner Acte des Rheinbundes, die den 19ten uli 1806 zu St. Cloud ratificirt worden war, zugetheilt; aber der er- e Beweis seines Schutzes war, daß er einen nunmehrigen Unterthan es ersten Rheinbundesfürsten, des Königs von Bayern, im Frieden, nitten in Deutschland aufgreifen, nach französischen Kriegsgesetzen, on französischen Offizieren, auf allgemeine Beschuldigung hin, ohne dem Schlachtopfer seiner Tyrannei einen Vertheidiger zu gewähren, verur- heilen und ermorden ließ. So fiel Palm, in der Geschichte unsers Vaterlandes ein blutiger Zeuge von Deutschlands tiefster Er- niedrigung! Die zufällige Versendung einer jetzt nicht mehr gele- enen Flugschrift, die im J. 1806 unter dem Titel erschien: Deutsch- land in seiner tiefen Erniedrigung, hatte diesen Frevel ver- nlaßt. Man findet den Hauptinhalt dieser kleinen, an sich gehaltlo- en Schrift, mit Weglassung aller Nebendinge, die nicht unmittelbar ls Vorwand zu Palms Ermordung angesehen werden können, abge- ruckt in der vom Grafen Julius Soden herausgegebenen Schrift: Joh. Phil. Palm, Buchhändler zu Nürnberg. Ein Beitrag ur Geschichte des letztern Jahrzehends. Nürnberg 1814. Wenn ein n seiner und des Staats Sicherheit von innern und äußern Gefahren edrängter Fürst, um sich zu retten, dem Gesetze vorgreifend, zu ge- waltsamen Maßregeln sich entschließt, so kann dies als eine Handlung er Nothwehr mit der sogenannten Raison d'état von manchem Rechts- ehrer entschuldigt werden; wenn aber der Sieger, nach stolzen Triums- hen, durch einen Frieden, wie der preßburger war, vollkommen gesi- hert, in dem Lande seines Freundes und Bundesgenossen, dessen Re- entenrecht er zu schützen feierlich versprochen, das erste Recht desselben, ie richterliche Gewalt über seine Unterthanen, in allen Formen mit kal- er Grausamkeit höhnt und vernichtet, um die Familie eines unbedeu- enden, rechtlichen, seinem Berufe allein lebenden, friedlichen Bürgers, hres Versorgers, zu berauben: so empört dies das Gefühl aller Völ- er, und schändet den Namen des Tyrannen. Die öffentliche Meinung at dies laut ausgesprochen. Der Britte steuerte Beiträge für die un- lückliche Familie des Ermordeten; in Petersburg trug der Kaiser Ale- ander und die Kaiserin Mutter großmüthig zu der Sammlung bei; ein- elne Städte in Deutschland, Berlin, Leipzig, Hamburg, Dresden, auch Dorpat thaten dasselbe; der Name Palm entflammte den Zorn der ed- en lützowschen Freischaar; — nur die, deren Hoheit am tiefsten ernie- drigt war, schwiegen — aus dankbarem Respect. Es war ja einmal ge- chehen, man konnte Palmen das Leben nicht wiedergeben!! — Palm war ein Bürger der Stadt Nürnberg. Sein natürlicher Richter war die Obrigkeit der Stadt, durch die rheinische Conföderation aber war Nürnberg mit dem Königreiche Bayern vereinigt, jedoch ungeachtet des Friedens noch von französischen Truppen unter dem General Frère be-

setzt, als Palm verhaftet wurde. Die Hinrichtung erfolgte aber in der österreichischen Stadt und Festung Braunau, welche die Franzosen nach dem Frieden nicht an Oesterreich zurückgaben, weil die Russen das von Oesterreich an Frankreich im preßburger Frieden abgetretene Cattaro nicht räumen wollten. Um Palms Schicksal zu beurtheilen, muß man den Inhalt jener Flugschrift kennen, und den Antheil wissen, welchen Palm an ihrer Verbreitung hatte. Diese Schrift, deren Verfasser man nicht kennt, erschien im Frühjahr 1806. Sie führte unter mehreren folgende Behauptung aus: „Bonaparte habe hinter dem Vorhange der Freiheit Frankreichs Fesseln geschmiedet, die Nation damit klug gegängelt, viel Außerordentliches gethan, selbst im Frieden den Herzog von Enghien auf deutschem Reichsgebiete meuchlings geraubt und erschossen; aber Alles dies nur für seine Herrschsucht, nicht für Frankreichs Glück. Ein unersättlicher Eroberer wolle er Englands Schätze auf dem festen Lande an sich reißen; darum lebten seine Heere auf Deutschlands Kosten, indem sie die Staaten seiner deutschen Bundesgenossen überzögen, und in Freundes Land wie Feinde haus'ten u. s. w." — Diese zum Theil mit starken Farben ausgeführte Darstellung, vorzüglich aber eine leidenschaftlich abgefaßte Stelle über die Indisciplin der französischen Truppen in Bayern, hat Palms Schicksal herbeigeführt. Die französischen Heerführer, unter denen Einzelne — freilich nur Ausnahmen von der Regel! — auf Mannszucht hielten und mit Mäßigung sich betrugen, fanden dadurch die Ehre des französischen Militärs aufs tiefste gekränkt. „Die Schrift, zürnten sie, rufe die Deutschen zu Empörung auf; ihre Verbreiter seyen als Aufrührer zu strafen!" — Der Graf Soden tadelt das Uebertriebene, das Unziemliche, das Leidenschaftliche in dieser Darstellung, die in einer nichts weniger als edlen Sprache abgefaßt sey, giebt aber dennoch zu, daß die Franzosen hier und da ihre Foderungen aufs höchste spannten, daß ein großer Theil derselben auf Kosten der Deutschen ein sybaritisches Leben führten, daß manche einzelne grobe Mißhandlungen der Einwohner vorfielen u. s. f. Dieser nicht kalte, nicht warme Ton der vornehmen deutsch-französischen Höflichkeit ist eben die Hauptursache von unserer Erniedrigung. Wenn jene Schrift nichts als Schilderungen enthielt, welche die französische Eitelkeit verwundeten, so konnte sie nur Eindruck machen, wenn sie die Wahrheit sagte, weil sie diese aber sagte, darum wollten Napoleon und seine Raubgefährten, denn auch hier fällt ein großer Theil von Napoleons Schuld auf seine Franzosen zurück, durch Schrecken auch die Zungen fesseln; der Arm des Deutschen war es schon. Uebrigens fällt es in die Augen, daß die Begriffe Empörung und Aufruhr hier gar nicht anwendbar seyn konnten; die Schrift war höchstens ein Libell, und die gekränkte französische Ehre konnte, wenn sie sich freilich zu jeder Zeit rein und fleckenlos gezeigt hat, in ihr Bewußtseyn sich hüllen, oder von der Obrigkeit des Schuldigen strenge Bestrafung nach den Gesetzen des Landes verlangen, in welchem der Schuldige lebte. Der Heerführer selbst darf nur Verräther und Spione greifen lassen. Was wir aber tadeln, ist, daß der Verfasser jener Schrift, die, wie die Erfahrung von acht Jahren bewiesen, auf das geduldige Phlegma der rheinbündnerischen Deutschen keinen Eindruck gemacht, und nicht einmal einem französischen Plünderer, geschweige dem ganzen Heere, Gefahr gebracht hat, sich nicht nannte, oder aus seinem Dunkel hervortrat, um Palmen das Leben zu retten. Indeß geben wir zu, daß es durch äußere Umstände, zumal bei

er geheimen und schnellen Vollziehung des kaiserlichen Befehles, ver-
indert worden seyn, und späterhin nichts helfen konnte. Das Buch
elbst foderte zu keinem Widerstande auf, es schilderte aber das Betra-
en der französischen Truppen in Bayern so, wie wir es damals aus
Privatbriefen von München kennen gelernt, und wie es seitdem alle
eutsche Völker, zumal das so treu den Franzosen anhangende König-
eich Sachsen, zur Genüge erfahren haben. Ist es etwa übertrieben,
as der Verfasser von den Kosten der Beköstigung eines französischen
Soldaten sagt? Oder ist es ihm zu verargen, wenn er über die Last
lagt, daß nach dem Frieden mit Oesterreich das französische Heer noch
cht Monate lang, bis der Krieg mit Preußen ausbrach, in Bayern ste-
en blieb, und vom Lande verpflegt werden mußte? Eben so wenig
ird der Unterrichtete dem Verfasser widersprechen, in seiner Würdi-
ung der von Napoleon in Deutschland ausgetheilten Königskronen und
änder, und in der Untersuchung, warum Deutschlands Fürsten so sich
ethören und fesseln lassen konnten. Der Inhalt der ganzen Schrift
st historisch, mit Schilderungen und Bemerkungen durchflochten: aber
irgends findet sich ein anderer Aufruf zur Abschüttelung des französi-
schen Joches, als stille Wünsche, die jedem Deutschen sein Gefühl sagte,
auch wenn er die Schrift nicht gelesen hatte. Darum also, daß der Ver-
fasser es gewagt, Bayerns Elend zu beklagen, darum mußte Palm, von
seiner Nation und deren Fürsten hülflos verlassen, ein Märtyrer der
Wahrheit sterben. Darum gehört Palm in die Geschichte unserer Zeit,
in die Annalen der deutschen Nation, und sein Schatten schreitet vor-
an den Helden, die im J. 1813 Deutschlands Fesseln zerbrochen. Wäre
auch das Glück dem französischen Kaiser stets günstig gewesen, und hät-
te er seine Weltdictatur mit immer neuen Triumphen behauptet: so
würden dennoch die Namen Enghien, Pichegru, Moreau, und
vor allen Palm die Strafen der Hölle auf sein mordbeflecktes Diadem
herabziehen, und die Nemesis der Weltgeschichte würde die Tafeln sei-
nes Ruhms zerbrechen. Treffend wandte daher der freimüthige Bre-
dow, als er Palms Ermordung erzählte, auf Napoleon an, was Se-
neca von Alexander sagt: Hoc est Alexandri crimen aeternum,
quod nulla virtus, nulla bellorum felicitas redimet. Nam quotiens
quis dixerit: Occidit Persarum multa millia; opponetur: et Cal-
isthenem. S. Bredows Chronik des 19ten Jahrhunderts, 1806, S.
598. Folgende Umstände aus Palms Leben müssen hier noch angeführt
werden. Er war in allen seinen Verhältnissen ein rechtlicher Mann.
In Erlangen lernte er bei seinem Oheim, Johann Jacob Palm, den
Buchhandel, stand hierauf als Diener in der andräischen Buchhandlung
zu Frankfurt am Main und in der Vandenhökischen zu Göttingen, hei-
rathete dann die Tochter des Buchhändlers Stein in Nürnberg, und
ward Inhaber der steinischen Buchhandlung daselbst, deren Firma er
beibehielt. Im Frühjahr 1806 versandte diese Handlung die genannte
Flugschrift an den Buchhändler Jenisch, Factor der stageschen Buchhand-
lung in Augsburg, jedoch wie Palm bis zum letzten Augenblicke seines
Lebens behauptete, als einen bloßen, ihm unbekannt gebliebenen Spe-
ditionsartikel. Von der augsburger Handlung erhielt sie als Neuig-
keit ein Geistlicher, bei welchem sich französische Offiziere im Quartiere
befanden, die deutsch verstanden und über den Inhalt der Schrift ih-
ren Unwillen äußerten. Diese haben wahrscheinlich die Schrift als auf-
rührerisch der französischen Regierung angezeigt. Napoleons auswär-
tige Polizei, die unter allerhand Verlarvungen von Weinhändlern,

Sprachmeistern u. s. w. in Deutschland herumspürte, erfuhr bald, daß die Schrift mit der Factura der steinischen Buchhandlung nach Augsburg gesandt worden sey. Palm verlangte nun selbst bei der nürnbergischen Buchhandlungsbehörde eine gerichtliche Untersuchung; sie ward aber abgelehnt. Indeß wurden in München, wo sich der französische Gesandte Otto befand, die Nachforschungen fortgesetzt. Palm war damals in seinen Handelsgeschäften in München auf der Duld, wohin ihm seine Gattin meldete, daß am 28sten Juli vier Fremde in ihrem Hause nach jener Flugschrift gefragt, alles durchsucht, und da sie nichts gefunden, sich entfernt hätten. Palm beruhigte sie, und kam den 9ten August nach Nürnberg zurück; wahrscheinlich hatte man ihn nicht schon in München verhaftet, weil sein Name nicht mit der Firma seiner Buchhandlung zusammentraf. Er hätte längst sich flüchten können, und that es nicht; doch als er hörte, daß der augsburger Buchhändler verhaftet sey, begab er sich von Nürnberg, das noch französische Besazzung hatte, nach der damals preußischen Stadt Erlangen. Nach wenig Tagen aber trieb ihn, den Freunde vergebens warnten, die Sorge für seine Familie nach Nürnberg zurück. So lieferte er sich seinen Mördern selbst in die Hände. Doch ließ er sich nicht öffentlich sehen. Da erschien ein armer Knabe im Buchladen mit einem Zeugniß mehrerer angesehener Männer, und verlangte Almosen für eine Soldatenwitwe. Er drang darauf, Palmen selbst zu sprechen. Der arglose Palm ließ ihn zu sich kommen, und theilte ihm eine Gabe mit. Kaum hatte sich aber der junge Bettler entfernt, so traten zwei französische Gensd'armen, die durch diesen Kunstgriff Palmen überraschten, in den Buchladen, stiegen, ohne nach Jemand zu fragen, zwei Treppen hinauf, drangen in Palms Zimmer, und führten ihn mit sich zum französischen General. Er ward über die Flugschrift befragt, und sagte aus, was er noch in der Stunde seines Todes betheuerte, daß sie ihm von fremden Buchhandlungen, ohne Benennung, zur weitern Spedition, nach Buchhändler Gebrauch in verschlossenen Packeten zugesandt worden sey. Da er nicht entdecken konnte, woher er sie erhalten, so ward er in ein verschlossenes Zimmer gesperrt, und den Tag darauf, so wie er ging, in einer Chaise nach Anspach zum Marschall Bernadotte gebracht. Hier schlug man ihm das verlangte Gehör ab. Der Adjutant des Marschalls erklärte, Palms Verhaftung gründe sich auf einen unmittelbaren Befehl aus Paris. Er solle nach Braunau geschafft, und wenn er keinen Wagen bezahlen könne, zu Fuße dahin abgeführt werden. Dasselbe gewaltthätige Verfahren beobachtete die geheime französische Polizei in jedem ähnlichen Falle, z. B. in Gotha gegen den Hofrath Becker, und in Dresden gegen den Hofrath D. Weigel. Palm kam den 22sten August in Braunau an, wohin ihm seine Gattin die nöthigen Bedürfnisse nachsandte. Ihr indessen an den französischen Gesandten Otto in München gerichtetes Bittschreiben, in welchem sie ihres Mannes Vertheidigung hinreichend ausführte und bewies, daß außer jenem nach Augsburg gesandten, ihm unbekannten Packete auch nicht ein Exemplar der Flugschrift in Nürnberg von der steinischen Handlung verkauft worden wäre, blieb unbeantwortet. Auf eine an den Marschall Berthier, Fürsten von Neufchatel, übergebene ähnliche Vorstellung erfolgte der kurze Bescheid, daß alles vergebens und nichts zu thun sey. Der Prozeß wurde nämlich mit solcher Eile betrieben, daß schon am 25sten August, nachdem Palm in zwei Verhören seine Unschuld dargethan zu haben glaubte, und seine Loslassung erwartete, sein Todesurtheil gefällt und

vollzogen ward. Napoleon hatte seinen Tod in Voraus befohlen, und das niedergesetzte Kriegsgericht war nichts als ein militärisches Puppenspiel. Diese außerordentliche militärische Commission, welche Marschall Berthier in Folge des kaiserlichen Decrets vom 17ten Messidor des 12ten Jahres ernannt hatte, bestand aus sieben französischen Obersten, dem Chef des Generalstabes der ersten Division des vierten Corps, dem Adjutant-Commandanten Binot als Rapporteur, und einem französischen Kriegsgerichtsschreiber. Nach dem von ihr in aller Form der französischen Militärgesetze, nach den französischen Kriegsartikeln im 25sten August zu Braunau gesprochenen, und in 6000 Exemplaren überall, um Schrecken zu erregen, angeschlagenen Urtheil wurden außer Palm auch noch ein Weinhändler aus Donauwörth, Joseph Schoderer, der ebenfalls nach Braunau abgeführt worden war, und vier abwesende Unterthanen deutscher Souveraine, der Gastwirth Merkel zu Neckars-Ulm im Wirtembergischen; der stagesche erste Handlungsdiener Jenisch in Augsburg, und die Buchhändler Kupfer in Wien und Eurich in Linz, als Verfasser, Drucker und Vertheiler von Schandschriften, welche die Deutschen zum Aufstand und Meuchelmord gegen die französischen Truppen aufreizten, ohne daß eine dieser Schriften in dem weitläufigen, mit Förmlichkeiten überladenen Urtheil namentlich bezeichnet wurde, einstimmig, als durch Ueberzeugungsacten überführt und des Hochverraths schuldig, nachdem die beiden gegenwärtigen Vertheilten und ihre Vertheidiger gehört (?) worden, zum Tode verurtheilt, so daß die Vollziehung des Urthels binnen 24 Stunden erfolgen, ihr Vermögen aber zur Bezahlung der Gerichtskosten in Beschlag genommen werden sollte. Schoderer erhielt eine Stunde vor seiner Hinrichtung durch die Verwendung seines Landesherrn Aufschub, und nach sechswöchentlicher Haft Begnadigung. Er hatte zwei Vertheidiger gehabt; für den unglücklichen Palm hatte, ungeachtet das Urtheil dies behauptete, kein Vertheidiger gesprochen, da der von ihm dazu erbetene nicht gekommen war, und das Kriegsgericht ihm einen zu geben nicht für nöthig gefunden hatte. Ein Dolmetscher leitete die Verhöre; Palm war bei seiner ersten Behauptung standhaft geblieben; auch fand sich in der ihm zur Last gelegten Schrift kein Aufruf zum Aufruhr oder Meuchelmord. Er glaubte daher, als man den 26sten halb 11 Uhr Mittags seinen Kerker eröffnete, und er in den Hof des Gefängnisses ins Freie geführt wurde, man würde ihm seine Freiheit ankündigen. Statt dessen ward ihm das Todesurtheil vorgelesen, welches nicht nach 24 Stunden, sondern denselben Tag um zwei Uhr vollzogen werden sollte. Tief erschüttert berief er sich auf Gott und seine Unschuld. Er verlangte einen Geistlichen. Vergebens ward der General St. Hilaire von Braunauer Frauen und Kindern um Aufschub angefleht. Der Kaiser allein, hieß es, könne begnadigen, wenn er zugegen wäre. Dieser habe das Todesurtheil ausgesprochen, und die unaufschiebbare Vollziehung anbefohlen. Den beiden würdigen katholischen Geistlichen, dem Weltpriester Thomas Pöschl, und dem Spitalseelsorger, Johann Michael Gropp, zwei eben so frommen als theilnehmenden Männern, blieb nichts übrig, als den unglücklichen Palm, der Protestant und ein frommer Mann war, auf seinen Tod vorzubereiten. Auch ihr Zeugniß bestätigt, daß Palms Tod vorgeschrieben war. Ein französischer Capitain hatte nämlich den Geistlichen in Braunau schon acht bis zehn Tage vor Palms Ankunft vertraut, daß ein gewisser Buchhändler aus Nürnberg nebst zwei andern hier werde erschossen werden. Diese genannten

Geistlichen waren von echt christlicher Gesinnung durchdrungen. Sie überzeugten sich innig von Palms Unschuld. Dieser schenkte ihnen ganz sein Vertrauen; seine letzten Wünsche für Frau und Kinder, seine Aufträge, Ringe, ein Schnupftuch mit seinen Thränen, und einen Brief, den er an seine Gattin eine halbe Stunde vor seiner Hinrichtung schrieb, in welchem er betheuerte, daß er nur speditionsweise, aber nicht mit seinem Wissen und Willen jene Schrift versandt, und daß man ihn nach zwei Verhören ohne Defensor gerichtet habe. Sie begleiteten ihn nach zwei Uhr auf den Richtplatz, wo alle Anstalten getroffen waren, um einen Aufstand des Volks zu verhindern. Palm blieb gefaßt, und starb mit frommer Ergebung. Die französischen Soldaten zitterten, als sie schossen, und drei Mal wurde Feuer auf ihn gegeben, ehe er todt war. Man begrub ihn, gegen den Befehl seiner Richter, auf dem katholischen Kirchhofe. Ueberhaupt gaben jene beiden Geistlichen sowohl, als die Bewohner Braunau's, die rührendsten Beweise der Theilnahme und ihres tiefen Gefühls der allen Deutschen durch Palms Ermordung zugefügten Schmach. Auch die französischen Offiziere, den harten Binot ausgenommen, äußerten ihren Unwillen über Napoleons despotisches Verfahren. Einer der Richter zerbrach, nach seiner Rückkunft in das Cantonnirungsquartier, seinen Degen, und schwur, eher zu sterben, als sich wieder zu einem solchen Henkergericht brauchen zu lassen. Ein anderer, der Artillerie-Oberste Ardant, hatte sich mit Krankheit entschuldigt, um nicht an der anbefohlnen Urtheilssprechung Theil zu nehmen. Der Festungscommandant St. Hilaire verreis'te nebst mehrern Offizieren, um nicht Zeuge der Hinrichtung seyn zu müssen. Und der Hauptmann, welcher bei der Execution commandirt hatte, schimpfte laut, als er in sein Quartier zurückkam, und sagte, er würde lieber quittiren, als noch einmal eine solche Execution auf sich nehmen. Auch die Nebenumstände waren empörend. Palm wurden die Hände auf dem Rücken gebunden; und er mußte sich nebst den beiden Geistlichen auf einen mit Ochsen bespannten Leiterwagen setzen, ob gleich er und die Geistlichen baten, daß er frei zum Richtplatze gehen dürfe. Palm wollte vor seiner Hinrichtung an das Volk eine Anrede halten, was ihm aber die Geistlichen widerriethen. Jetzt, wo es erwiesen ist, daß er gesetzwidrig geraubt und ermordet wurde, ist sein Name in dem Herzen aller Deutschen gerechtfertigt. Er starb als ein Märtyrer der guten Sache. K.

Palme, in Nieder-Deutschland ein Längenmaß, die Dicke der Rundhölzer auf Schiffen darnach zu bestimmen. In Hamburg hält sie 42½ Linien pariser Maß, wenn man den Umfang mißt, oder 12⅞ solcher Linien, wenn man den Durchmesser mißt. In Holland und Norwegen hält sie nur $39\frac{5}{16}$ solcher Linien, und drei Palmen machen daselbst 10 Zoll 2 Linien dänischen Maßes. Nach Röding ist in der Seesprache Palme auch so viel als Spann.

Palmenorden, s. Fruchtbringende Gesellschaft.

Palmer, ein berühmter englischer Schauspieler, war der Sohn eines Logenschließers von Drury-Lane und 1741 geboren. Er hatte früh das Theater so lieb gewonnen, daß er gegen seines Vaters Absicht, der ihn bei einem Mechanicus in die Lehre gab, sich zu Norwich als Schauspieler engagirte. Er gefiel, heirathete, und verließ die Gesellschaft. Nachdem er einige Zeit die Provinz durchzogen war, kam er nach London, wo er die ersten Rollen spielte, und der Liebling des Publikums wurde. Am 2ten August 1798 gab er in Kotzebue's Menschenhaß und Reue den Fremden. In den beiden ersten Acten spielte er auf die von ihm gewohnte Weise, aber im dritten Act schien er ungewöhnlich bewegt und niedergeschlagen; und

als er auf die Frage des Majors nach dem Befinden ſeiner Kinder antworten ſollte, ergriff ihn der Schmerz um ſeinen erſt vor kurzem geſtorbenen Sohn ſo heftig, daß er mit einem Seufzer zur Erde ſank und augenblicklich verſchied.

Palmſonntag iſt der Sonntag vor Oſtern, an welchem der Einzug Chriſti in Jeruſalem, bei welchem ihm Palmen auf den Weg geſtreut wurden, gefeiert wird; ehedem der Blumenſonntag, verderbt der blaue Oſtertag.

Palmyra, eine im Alterthum berühmte Stadt in Syrien, in der Landſchaft Palmyrene, die auf kurze Zeit ein eigner mächtiger Staat war. Vorher hieß ſie Thamar oder Thadmor, die Palmenſtadt; der lateiniſche Name iſt nur eine Ueberſetzung davon. Der Urſprung der Stadt fällt in das höchſte Alterthum. Sie war theils als Vormauer des jüdiſchen Landes gegen den Euphrat und herumſtreifende Horden, theils als Stapelplatz für den Handel aus dem öſtlichen und weſtlichen Aſien wichtig, und wurde eben durch dieſen Handel, beſonders ſeit Trajans Zeiten, der die ganze Provinz unter römiſche Oberherrſchaft brachte, reich und groß. Die prächtigſten Gebäude und Paläſte zierten die Stadt, deren nach einer zweimaligen Zerſtörung übrig gebliebene Ruinen noch jetzt Bewunderung erregen. Zum erſten Mal wurde ſie vom Kaiſer Aurelian zerſtört, welcher die berühmte Fürſtin Zenobia, die Stadt zu übergeben, zwang, und nach ihrer Wiederherſtellung zum zweiten Mal von den Saracenen im J. 744. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden die Ruinen von den Engländern entdeckt und in einem Prachtwerke (The Ruins of Palmyra) beſchrieben. Es befinden ſich unter dieſen Trümmern eine Menge der ſchönſten Pfeiler, Ruinen von Tempeln und Thürmen, alle von Marmor und bewundernswürdig gearbeitet; viele griechiſche, palmyreniſche und eine lateiniſche Inſchrift erhöhen ihren Werth noch mehr. Das älteſte Denkmal darunter fällt ins 3te Jahrhundert nach Chr. Geb. — Jetzt iſt Palmyra, unter dem alten Namen Tadmor, ein armſeliges Dorf in der Wüſte von Syrien, und dürftige Familien haben zwiſchen den prächtigen Ruinen ihre Hütten.

Pampelona am Arga, die Hauptſtadt des ſpaniſchen Königreichs Navarra. Sie iſt von ziemlicher Größe und zählt gegen 12,000 Einwohner. Die von Philipp II. dicht an der Stadt angelegte Citadelle hat fünf Baſtionen, einen vortrefflichen Wall, bedeckten Weg, ſtarke Außenwerke und einen Graben, der unter Waſſer geſetzt werden kann. Sie wurde zuletzt von der engliſch-ſpaniſchen Armee im J. 1813 und 14 belagert und erobert. Pampelona iſt der Sitz einer Univerſität und eines Biſchofs, der unter den Erzbiſchof zu Burgos gehört.

Pampus heißt der Einfluß des Y in den Süderſee, durch welchen die Schiffe, welche von Amſterdam nach dem Texel gehen, wegen ſeiner Seichtigkeit nur mit großer Schwierigkeit fahren können.

Pan, urſprünglich ein arkadiſcher Feldgott, krummnaſig, gehörnt, ſpitzohrig, mit Schwanz und Geisfüßen, gewöhnlich eine Syringe und einen gekrümmten Hirtenſtab tragend. Den übrigen Griechen ward er erſt ſpäter bekannt. Er zeichnete ſich aus im Wettgeſang und Syringenſpiel. Die Erfindung der Syringe machte er, als er von dem Rohre, worein die vor ſeiner Lüſternheit fliehende Najade Syrinx von ihren Schweſtern verwandelt worden war, zum Andenken einige Halme abſchnitt und hinein blies. Einige ſcheinen ihn auch als den Erfinder der Rohrtibie zu verehren. Pan iſt Obwalter der geweideten Thiere, des Wildes, der Uiriſche, und ſorgt für die Bienen des Landmanns, weshalb ihm nicht nur

Milch, sondern auch Honig geopfert ward. — Nach Italien soll seinen Dienst Evander gebracht haben. Man verglich hier den Pan mit dem Faunus und feierte ihm zu Ehren mehrere Feste, unter denen die Lupercalien die berühmtesten sind. — Zweifelhaft ist es, woher der Ausdruck panischer Schrecken komme. Nach Plutarch waren es die um Chemmo wohnenden Pane und Satyrn, welche den Tod des Osiris zuerst verkündeten, und dadurch einen solchen Schrecken erregten, daß seitdem alle plötzliche Schrecken panische heißen. Nach Polyän rettete Pan des Bacchus Heer aus einer großen Gefahr durch ein wildes, vom Widerhall der Wälder und Felsen tausendfach verdoppeltes Geschrei, und von diesem sollen die nächtlichen Schrecknisse, die ohne Grund Kriegsheere verwirren, panische heißen. Auch könnte man zur Erklärung des Ausdrucks an den Titanenkampf erinnern, wo Pan durch das Blasen einer Seemuschel den Feind in Schrecken versetzte. Die wahre Ursache dieser Benennung möchte wohl in dem alten Glauben liegen, daß große Heere zur Nachtzeit leicht ein Schrecken befalle, für dessen Urheber man einen Gott oder Dämon hielt, der dem Uebermuth eines so großen Beginnens entgegenwirkte. Nachher verschmolz man diese Art von Schrecken mit einer andern im Hirtenleben häufig vorkommenden, und trug sie auf die Panen und Faunen als Urheber über, die öfters als wahre Waldteufel Landleute und Holzhauer durch Schrecken tödteten.

Panacēa, eine Tochter des Aesculap; sie entstand als späte Allegorie, eine Schöpfung der Dichter und Künstler. Der Name bedeutet eigentlich die Allesheilende, daher bei uns Panacee so viel als Universalarznei.

Panard (Charles-François), ein französischer Dichter, war 1690 zu Courville bei Chartres geboren, und zeigte früh viel Talent für das moralische Vaudeville, als dessen Vater er angesehen wird. Er arbeitete lange unbekannt in einem Bureau, wo er ein kleines Amt hatte. Der Schauspieler Le Grand, der einige seiner Versuche gesehen hatte, munterte ihn auf, mit ähnlichen Arbeiten fortzufahren. Nicht unpassend hatte Marmontel ihn den La Fontaine des Vaudeville genannt; er glich diesem Dichter auch in seinem Charakter, der uneigennützig, einfach und sanft war. Die Pfeile seines Witzes richtete er gegen das Laster, nicht gegen den Lasterhaften. Er starb, allgemein geachtet, im J. 1765 an einem Schlagfluß. In folgenden Versen schildert er sich selbst:

Mon corps dont la structure a cinq pieds de hauteur,
Porte sous l'estomac une masse rotonde,
Qui de mes pas tardifs excuse la lenteur,
Peu vif dans l'entretien, craintif, distrait, rêveur,
Aimant sans m'asservir, jamais brune ni blonde,
Peut être pour mon bien, n'ont captivé mon coeur.
Chansonnier sans chanter, passable coupleteur,
Jamais dans mes chansons on n'a rien vu d'immonde.

Er schrieb über achtzig Stücke, theils für die komische Oper, theils für das pantomimische Schauspiel. Im J. 1763 erschienen von ihm unter dem Titel: Théâtre et Oeuvres diverses, vier Bändchen, welche fünf Lustspiele, dreizehn komische Opern und viele kleine Gedichte u. s. w. enthalten. Man findet in allen viel Leichtigkeit, Natur, Innigkeit, Witz, aber auch viele Nachlässigkeiten, viel Langweiliges und Fehler gegen die Sprache und Dichtkunst. Panard schlief über dem Wein ein; man weckte ihn und verlangte Verse; mit schwerer Zunge stammelte er die lieblichsten Couplets, bis ihn der Schlaf aufs neue überwältigte. An den morgenden Tag hat er nie gedacht; man kleidete ihn an; seine Freunde gaben ihm Speise und Trank. — Armand Gouffé hat in drei Bändchen Oeuvres choisies de Panard herausgegeben.

Panathenäen (Panathenäa) hießen die Feste, welche zu Athen der Schutzgöttin Minerva gefeiert wurden. Erichthonius, der sie stiftete, nannte sie Athenäen; als Theseus aber die Bewohner aller zwölf Bezirke in die Stadt rief, um diese zu vergrößern, erhielten sie den Namen der Panathenäen, weil nun das gesammte Volk der Athener daran Theil nahm. Man unterscheidet die großen und kleinen Panathenäen, von denen erstere alle fünf Jahre, letztere jedes Jahr gefeiert wurden. Bei beiden gab es dreierlei öffentliche Spiele, die von den zehn Athlotheten geleitet wurden: am ersten Tage Wettrennen mit Fackeln im Ceramicus, am zweiten gymnastische Uebungen und Lustgefechte mit Schiffen, am dritten endlich geistige Wettkämpfe, als Musik, Deklamation, dramatische Vorstellungen. Ein Kranz von Oelzweigen aus der Akademie und ein Gefäß voll des besten Oels war des Siegers Preis. Dann erst folgten die Opfer und der Opferschmaus. Die größern Panathenäen unterschieden sich von den kleinern nicht nur durch größere Pracht und längere Dauer, sondern vornehmlich auch durch den feierlichen Aufzug, unter welchem der heilige Peplos (Gewand oder Teppich), von Jungfrauen gewebt und gestickt mit den Thaten der Götter und Helden, auf die Acropolis in den Tempel der Göttin gebracht wurde. Das Fest war so heilig, daß man Gefangene aus dem Kerker befreite, und verdienstvollen Männern goldne Kronen an ihm zur Belohnung reichte.

Panckoucke (Charles-Joseph), der Sohn des auch als Schriftsteller bekannten André-Joseph Panckoucke, Buchhändlers zu Lille, war daselbst 1736 geboren, und setzte die Geschäfte seines Vaters mit Auszeichnung fort. Sein natürlicher Verstand, seine Schriften und seine großen buchhändlerischen Unternehmungen haben ihn in ganz Europa bekannt gemacht. Zu letztern gehört die große Encyclopädie, Buffons Werke, die Mémoiren der Akademie der Wissenschaften, das Vocabulaire français, das Repertoire universel de jurisprudence, der Voyageur français von La Porte, der Mercure de France u. s. w. Er starb zu Paris 1799, und hinterließ sein Geschäft einem Sohn, der es mit Eifer und Umsicht fortsetzt.

Pancratium (wörtlich übersetzt der Allkampf) war ein Wettkampf der alten Griechen, bei welchem alle fünf Kampfarten, das Laufen, Springen, Fechten, Ringen und Werfen, zugleich geübt wurden; desgleichen ein Wettkampf, bei welchem man kein Mittel und keine Kraft unversucht ließ, den Sieg zu erringen; ein Kampf auf Leben und Tod.

Pandämonium, der allgemeine Tempel für Götter und Halbgötter bei den Alten.

Pandēmos (aus dem Griechischen), ein häufig vorkommender Beiname der Venus, dessen Entstehung verschieden angegeben wird. Nach Einigen stiftete Theseus in Athen die Verehrung der Venus Pandemos, als er die verschiedenen Stämme oder Flecken (δῆμοι) dieser Landschaft zuerst in ein Ganzes verband. Nach Andern kam dieser Beiname daher, weil der Tempel der Venus sich am Markte, dem Versammlungsplatze des ganzen Volkes (παντὸς δήμου) befand; nach Andern endlich, weil dieser Tempel vom Solon von dem Gelde, welches die öffentlichen Mädchen bezahlen mußten, erbaut worden war. Allein diese Angaben erscheinen nichtig, wenn man sieht, daß Venus unter diesem Beinamen auch an andern Orten schon von den ältesten Zeiten an verehrt wurde. Am merkwürdigsten war das Bild der auf einem Bocke reitenden Venus Pandemos zu Elis, neben dem Bilde der Venus Urania. Hier erscheint die Venus Pandemos als das Symbol der gemeinen Liebe und sich Allen preisgebenden Sinnlichkeit im Gegensatz der überirdischen Liebe, und in dieser

Bedeutung nimmt man den Ausdruck Venus Pandemos auch noch in der Conversation, wenn man die Sache selbst nicht deutlicher bezeichnen will.

Pandecten sind ein Theil des Corpus juris civilis, und enthalten eine systematisch geordnete Sammlung von Aussprüchen römischer Rechtsgelehrten über viele Rechtsgegenstände, welcher der Kaiser Justinian, auf dessen Befehl sie unternommen wurde, im Jahr 533 gesetzliche Kraft ertheilte, indem er alle bisher gültig gewesenen Schriften der Rechtsgelehrten, so wie frühere Rechtssammlungen, abschaffte. Sie haben ihren Namen vom griechischen πᾶν (alles), und δέχεσθαι (zusammenfassen), weil sie das Beste aus den Schriften der Rechtsgelehrten enthalten sollten; auch nannte man sie Digesta von digerere (ordnen), weil das in jenen Werken Zerstreute in eine schöne Ordnung gebracht werden sollte. Der berühmte Jurist Tribonian excerpirte sie, mit Hülfe von sechzehn andern Rechtsgelehrten, aus 39 juristischen Classikern, besonders solchen, die unter den Kaisern seit Hadrians Zeiten gelebt hatten, in drei Jahren, obgleich Justinian eine Frist von zehn Jahren dazu bewilligt hatte. Es wurden dazu 2000 Schriften, vorzüglich die des Papianus, Ulpianus, Paulus, Julianus, Marcellus, Cajus Modestinus u. s. w. gebraucht. Sie sind im Ganzen nach der Ordnung der Gesetze der zwölf Tafeln und des Edicti perpetui: Prozeß, Verträge, Ehe und Tutel, Verlassenschaft, Eigenthum, Stipulationen und Interdicte, Criminalrecht und Lehre von den Appellationen, abgefaßt und in 50 Bücher abgetheilt. — Man nennt auch die zum Behufe akademischer Vorlesungen geschriebenen Systeme des römisch-deutschen bürgerlichen Rechts Pandecten, weil sie nach der Ordnung derselben abgefaßt sind. Mr.

Pandōra, die Allbegabte; also benannt, weil jeder der Olympier sie mit einer Gabe beschenkte, zum Leid der Menschen. Prometheus, vom Zeus aus dem Himmel gestoßen, hatte Menschen gebildet, und sie mit dem heimlich entwendeten Funken belebt. Zornig beschloß der Vater der Götter den Frevel zu strafen. Er befahl dem Vulkan, aus Erde ein Bild zu machen, den Göttinnen gleich an Schönheit und Anmuth, und ihm Sprache und Leben einzuhauchen. Der Gott vollzog den Befehl; Minerva aber mußte das Gebilde in kunstvollen weiblichen Arbeiten unterrichten, Venus sie mit Schönheit und Reiz begaben, Merkur ihr die Sucht zu gefallen einflößen, und sie die schmeichelnde und gefällige Sprache lehren. So geschmückt führte Minerva sie in die Versammlung der Götter, und alle erstaunten über das Kunstwerk. Darauf schickte Zeus, der sie mit einer Büchse beschenkte, worin aller Jammer und Trübsal für die Menschen eingeschlossen war, den Merkur zum Epimetheus, ihm die Pandora als ein Geschenk zuzuführen. Prometheus hatte ihn gewarnt, je ein Geschenk vom Jupiter anzunehmen, aber die Reize des Mädchens bethörten ihn; erst als es ihn traf, erkannte er das Unglück. Bisher lebten die Menschen ohne alle Uebel, ohne drückende Arbeit, und frei von allen Krankheiten. Aber Pandora brachte das ganze Heer von Uebeln mit, welche, als Epimetheus den Deckel des Gefäßes öffnete, sogleich herausströmten und sich über die Erde verbreiteten. Nur die Hoffnung blieb auf dem Boden der Büchse zurück, da er sie schnell wieder schloß.

Panduren, also benannt von dem Dorfe Pandur in der solder Gespannschaft von Nieder-Ungarn, wo sie in den Gebirgen zerstreut wohnen, heißen die servischen oder reitzischen Fußvölker, die sonst unter einem eignen Hauptmann, welcher Harun Bascha hieß, standen. Sie tragen Mäntel, lange Beinkleider und Mützen; bewaffnet sind sie mit einer langen Flinte, einigen Pistolen im Leibgürtel, einem ungarischen Säbel und zwei

Digitized by Google

ürkischen Messern. Sie haben namentlich im österreichischen Successionskriege unter dem Baron von Trenk gute Dienste geleistet und sich furchtar gemacht. Seitdem sind sie immer mehr auf regulären Fuß gesetzt worden, und jetzt gehören sie zu den sogenannten Granitzern.

Panegyricus, eine Lobrede oder Lobschrift, ein Zweig der Redekunst, dessen Zweck die schöne Darstellung oder Schilderung einer Thatsache oder Person ist. Die historische Wahrheit ist in so fern erfoderlich, als der Panegyricus einen geschichtlich gegebenen Gegenstand behandelt. Schon in dem freien Griechenland fand diese Art von Reden vielen Beifall, und der Panegyricus des Isocrates ist ungeachtet der zu sichtbaren Kunst, die dem Werke das Großartige raubt, ein wahres Meisterstück sorgfältiger Schreibart. In der römischen Literatur, wie wir sie noch besitzen, ist der treffliche Panegyricus des jüngern Plinius auf Trajan der vorzüglichste, sowohl in Rücksicht des klassischen Styls, als der rednerischen Anlage. Die spätern römischen Panegyriker des dritten und vierten Jahrhunderts können nur den Geschichtsforscher interessiren. Unter den Neuern haben die Franzosen eine ähnliche Gattung in ihren Eloges (s. d.). Einzelne treffliche Lobreden besitzen auch die Engländer, die Deutschen u. s. w.

Panier oder Banner hieß im Mittelalter bei der deutschen Lehnmiliz eine Heeresfahne, welche nur derjenige von Adel, der eine Compagnie gut bewaffneter Vasallen in den Krieg führen konnte, vom Herzog bekam. Ein solcher hieß Bannerherr, und war gewöhnlich ein vornehmer Adeliger. Nach Einführung der stehenden Milizen wurde daraus eine bloße Titularwürde. — Erzbanner des römischen Reichs nannte sich, nach erlangter Kurwürde, der Herzog von Wirtemberg, in Beziehung auf die Reichssturmfahne, mit der das wirtembergische Haus, seit alten Zeiten, von dem Kaiser belehnt war.

Panin (Nikita Iwanowitsch, Graf von), ein berühmter russischer Staatsminister, geboren 1718. Seine Familie, die aus Lucca in Italien abstammte, hatte sich nach Rußland begeben, und hier war sein Vater unter Peter I. Generallieutenant. Er diente anfangs bei der Garde der Kaiserin Elisabeth, wurde Kammerherr und kam 1747 als bevollmächtigter Minister nach Copenhagen, und zwei Jahre darauf nach Stockholm. Bei seiner Rückkehr wurde er zum Gouverneur des Großfürsten Paul Petrowitz ersehen, und als Catharina II. 1762 den russischen Thron bestieg, stellte sie ihn an die Spitze des russischen Ministeriums. Die denkwürdigsten Ereignisse, an denen er von jetzt an zwanzig Jahre lang einen vorzüglichen Antheil hatte, sind die verschiedenen Traktaten, die er mit auswärtigen Mächten schloß; der Krieg wider die Türken, welchen die Unruhen von Polen veranlaßten; die Vertauschung des Herzogthums Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zum Vortheil der jüngern Linie des Hauses Holstein-Gottorp; der vortheilhafte Friede mit der Pforte; die Vermittlung Rußlands beim Frieden von Teschen; endlich die bewaffnete Neutralität. Alle diese Begebenheiten wurden größtentheils durch seine Vorstellungen hervorgebracht und durch seine Arbeiten vollendet. Alle Instructionen für die Feldherren und auswärtigen Minister, so wie die ganze Correspondenz mit den fremden Höfen, wurden von ihm selbst entworfen. In den öffentlichen Angelegenheiten handelte er nach den Grundsätzen, daß der Staat beständig seine Würde, ohne Beeinträchtigung anderer, behaupten müsse, und daß es einem grossen und mächtigen Reiche nicht anstehe, zu List und Verstellung seine Zuflucht zu nehmen, sondern die offenste Freimüthigkeit das Verhalten seines Ministeriums beseelen müsse. Er behandelte die Geschäfte gern mit

derjenigen Sanftheit und angenehmen Leichtigkeit, welche den Charakter seiner tugendhaften Seele ausmachten. Ueberall bewies er große Festigkeit. Wo es das Wohl des Staates galt, erschütterten ihn weder Drohungen, noch Versprechungen. Er rieth nur, wovon er überzeugt war, daß es das beste sey, und widersprach in diesem Falle selbst seiner Fürstin. Mit einem richtigen Verstande verband er eine scharfe Urtheilskraft, tiefe Menschenkenntniß, und die Gabe der Ueberredung. Er starb den 11ten April 1783.

Panisbrief, ein Empfehlungsschreiben, worin vormals ein deutscher Kaiser eine weltliche Person, die etwa in seinem Dienste alt geworden, einem der deutschen Stifter oder Klöster zur Verpflegung empfahl. Es läßt sich, nach den besten deutschen Publicisten, z. B. Pütter, nicht behaupten, daß es in Rücksicht aller Stifter und Klöster in Deutschland ein kaiserliches Recht gewesen sey, solche Panisbriefe auszusenden; auch waren sie seit Jahrhunderten nicht mehr üblich gewesen, als plötzlich unter Joseph II. eine Menge derselben erschien, wobei die Hauptabsicht zu seyn schien, Personen aus den kaiserlichen Erblanden in anderer Reichsstände Ländern mit Pensionen zu begnadigen.

Panischer Schrecken, s. Pan.

Pannonien hieß im Alterthum das von den Pannoniern, einem ursprünglich thrazischen Volke, bewohnte Land, welches zwischen den Illyriern und Celten auf dem nördlichen Abhange der östlichen Alpen gelegen war. Erst dem Kaiser Augustus gelang es, in diesen Gegenden sich festzusetzen. Er überwältigte die Illyrier, Japoden und Dalmatier, drang in die Gebirge der Pannonier ein und bezwang sie (10 J. nach Chr. Geb.). Bald nach ihrer Besiegung ließen sie sich in eine gefährliche Verschwörung gegen die Römer ein, welche jedoch durch Tiberius an der Spitze von zehn Legionen glücklich gedämpft wurde. Nachher scheinen sie unter Begünstigung der Römer sich an der Donau niedergelassen zu haben; wahrscheinlich aber erhielt ihr Land erst unter Claudius die Einrichtung einer römischen Provinz. Pannonien umfaßte auf unsern Karten den östlichen Streif von Oesterreich und Steyermark, ganz Ungarn, so weit es auf der Südseite der Donau liegt, einen Theil von Krain und Croatien, ganz Slavonien und einen Streif von Bosnien längs der Save. Wahrscheinlich theilte Hadrian es in Pannonia superior (nachher prima) und Pannonia interior (nachher secunda). Seit dem markomannischen Krieg ward Ungarn häufig von Barbaren mitgenommen. Ungleich mehr litt es durch die Völkerwanderung. Indeß blieben die Römer im Besitz, wenn sie es auch, wie im J. 300 nach Chr. Geb., auf einige Zeit an die Vandalen verloren. Ganz entrissen wurde ihnen Pannonien von den Hunnen unter Attila. Aber nach dem Tode dieses Eroberers ging das Hunnenreich wieder zurück in seine östlichen Gränzen über den Pontus, in die weiten Gefilde am Don, wo die Hunnen nun unter dem Namen Mugari und Lutriguri noch lange herrschten. Im Osten von Europa brachte diese Revolution die wichtigsten Veränderungen hervor. In Pannoniens Gebirgen ließen sich namentlich jetzt jene Sarmaten nieder, welche die Vorfahren der heutigen Slavonier sind. Pannonien aber selbst nahmen nur mit Bewilligung der morgenländischen Kaiser die Ostgothen in Besitz. Als diese nach Italien zogen, folgten ihnen die Longobarden, und diesen, als sie nach 42 Jahren ebenfalls nach Italien zogen, die Avaren, eine aus Hunnen, Deutschen und Slaven gemischte Völkerschaft unter einem Nachkommen Attila's, welche nach und nach bis an die Elbe und Saale vordrang, sich aber 806 Carl dem Großen unterwarf und die christliche Religion annahm.

Digitized by Google

Panniput, eine Stadt in der oſtindiſchen Provinz Lahor, berühmt durch die große Schlacht, welche daſelbſt im J. 1761 zwiſchen den Maratten und Abdalla, dem Beherrſcher von Oſtperſien, vorfiel, und in welcher der letztere den entſcheidendſten Sieg erfocht, und den Maratten, welche ganz Hindoſtan zu erobern ſtrebten, ein Ziel ſetzte.

Panorama, Rundgemählde, nennt man das Horizontalbild einer Stadt oder Gegend, die täuſchendſte Art der Darſtellung in Farben und Licht, welche gegen das Ende des letzten Jahrhunderts in England von Mr. Barker erfunden wurde. Man kann ein Panorama mit Recht den Triumph der Perſpective nennen. Von einem Thurm oder Berge aus muß der Künſtler die Gegend ringsherum, ſo weit ſein Auge den fernſten Horizont erreichen kann, mit der größten Genauigkeit aufnehmen; höchſte Wahrheit und Pünktlichkeit, überraſchendſte Täuſchung ſind die Hauptzwecke ſolcher Darſtellungen, welche aber nur durch die Art, wie ſolche Gemählde aufgeſtellt und beleuchtet werden, ihre Bedeutung und Wirkung erhalten. Iſt nämlich ein Panoramgemählde in allen ſeinen Theilen vollendet, ſo wird es in einem eigends dazu eingerichteten runden Pavillon dergeſtalt zuſammengeſetzt und aufgehängt, daß der Beſchauer in der Mitte, von einer Gallerie umgeben, ſo ſteht, als befände er ſich auf dem Platz, von welchem aus das Rundgemählde gezeichnet wurde. Das Licht fällt rund herum nur von oben auf das Gemählde, ſo daß dies beleuchtet iſt, ohne daß der Beſchauer geblendet wird; da dieſer nirgends ein Ende des Gemähldes erblickt, glaubt er wirklich in die dargeſtellte Gegend verſetzt zu ſeyn. In London und in Paris giebt es eigne Gebäude, welche ſtets zur Aufſtellung dieſer Gemählde bereit und eingerichtet ſind. Robert Fulton, ein Amerikaner, brachte zuerſt ein Panorama nach Frankreich. Man bewunderte dort nach und nach die Darſtellungen von London, von Paris, Toulon, Neapel, dem Hafen von Boulogne, Rom, Amſterdam ꝛc. Das Leben und Treiben auf den Straßen iſt bei dieſen Gemählden eben ſo täuſchend nachgebildet, wie die in Duft verſchwimmende Ferne; nichts kann daher einen deutlichern Begriff von einer Gegend geben, als ein treues Panorama. K.

Pantalon oder Pantaleon, ein von Pantaleon Hebenſtreit aus Eisleben, einem damals beſonders als Geiger berühmten Virtuoſen, erfundenes, jetzt aber in Vergeſſenheit gerathenes Inſtrument in Form eines Cimbals. Es hat neun bis zehn Fuß Länge, auf beiden Seiten Reſonanzböden, wovon der eine mit Drath-, Stahl-, und Meſſingſaiten, der andere mit Darmſaiten bezogen iſt, übrigens wie das Clavier alle harte und weiche Tonleitern, auch denſelben Umfang in den Octaven, und wird mit zwei mit Tuch überzogenen Klöppeln geſpielt. — Außer dieſem Inſtrumente nennt man auch ſolche Claviaturinſtrumente Pantalons, bei welchen der Schlag der Hämmer auf die Saiten von oben herab geſchieht, oder bei welchen metallne Hämmer oder in Haken gebogne Drathe an die Saiten angeſchnellt werden, und wobei das flügelartige Corpus ſenkrecht in die Höhe ſteht.

Pantalone iſt bei den Masken der italieniſchen Komödie die Rolle des Vaters. Die ehemalige Kleidung des Pantalon iſt von der neuern verſchieden; doch ſind beides venetianiſche Trachten. Der ältere Pantalon trug die ſogenannte Zimarra, eine Art von langem Mantel mit kürzern Oberermeln und umgelegtem ſchmalen Kragen, dieſes Gewand pflegten die Kaufleute in ihren Läden zu tragen, und noch jetzt tragen es die Advokaten. Zugleich gehörte es zum Coſtum des Patalone, daß Beinkleider und Strümpfe aus einem Stücke ſeyn mußten. Daher nannte man auch in neue-

rer Zeit diese Tracht Pantalons. Sie waren bei dem alten Costum stets roth und die Zimarra schwarz. Als die Türken Constantinopel eroberten, verlor die Republik Venedig das Königreich Negroponte. Ganz Venedig fühlte diesen Verlust so schmerzlich, daß man auch bei dieser Tracht das rothe Untergewand in ein schwarzes, zum Zeichen der Trauer, verwandelte, so blieb es seit dem. An der Maske war nichts ungewöhnliches; man trug damals noch den Bart, und so sah ein alter Kaufmann gewöhnlich aus. Der Bart der neuern Pantalonsmaske ist verschieden, er geht rund um die Kinnlade, und läuft vorn in der Mitte ganz spitzig zu. Uebrigens wurde die Weste verlängert, und man unterband die oben faltenreichern Pantalons am Knie; Zimarra und Pantoffeln blieben sich gleich. Gewöhnlich ist Pantalon dem Charakter nach ein gutmüthiger, einfältiger, alter Kaufmann; er ist meist verliebt, und wird stets durch einen Nebenbuhler, Sohn oder Bedienten angeführt. Bisweilen macht man seit dem letzten Jahrhunderte einen guten Hausvater aus ihm, voll Ehrgefühl und Delicatesse, was sein gegebenes Wort betrifft, und sehr streng gegen seine Kinder. Doch bleibt es stets dabei, daß er angeführt wird; bald entwendet man ihm, dem Sparsamen, das Geld aus der eignen Tasche, bald bringt man ihn dahin, daß er, ohne es zu wissen, seine Tochter ihrem von ihm verfolgten Liebhaber selbst zuführt. Braucht man einen rechtschaffenen Alten, so muß es Pantalon seyn; doch ist ein lächerlicher Schwachkopf nöthig, so dient Pantalon auch dazu. Plautus macht es in seinen Lustspielen mit den Alten eben so. Wollte man in der neuern Komödie die Venetianer von irgend einer Modethorheit heilen, so war es genug, solche durch den Pantalon öffentlich lächerlich zu machen; indem er sie als Caricatur zeigte, wurde er Sittenlehrer seiner Mitbürger. Er spricht stets in venetianischer Mundart. Eigentlich führte Ruzzante aus Padua zuerst die verschiedenen Maskencharaktere in das italienische Lustspiel ein, indem er im Jahre 1530 sechs in Prosa geschriebene Lustspiele herausgab, in denen jeder Mitspieler einen andern Dialect redet: venetianisch, bolognesisch, bergamaskisch, paduanisch, florentinisch, und sogar neugriechisch; er ahmte hierin dem Plautus nach, und die Carnevalsmasken gaben ihm die Idee zu Trachten und Charaktern. Flaminio Scala, Flavio genannt, bediente sich später dieser von Ruzzante eingeführten Masken, schrieb aber keine ausgeführten Lustspiele, wie sein hochgefeierter Vorgänger, sondern gab den Schauspielern nur Skizzen, welche diese improvisirend ausführten. K.

Pantheismus. Die Idee der Gottheit oder des absolut nothwendigen, vollkommensten Wesens ist der sich entwickelnden Menschenvernunft überall eigen und nothwendig; denn durch Vernunft erhebt sich der Mensch über die Erscheinungen der Dinge zu dem Gedanken des letzten Grundes derselben. Diesen stellt sich der Mensch auf verschiedenen Stufen seiner Bildung bald als einfach und von der Welt verschieden (Monotheismus), bald als vielfach (Polytheismus), bald als Totalität vor. Diese letztere Vorstellungsweise, oder dieses philosophische System (wenn diese Vorstellungsweise wissenschaftlich aufgestellt und entwickelt wird) nennt man im eigentlichen Sinne Pantheismus. Letzterer besteht also darin, daß man das All der Dinge (το παν) oder die Welt im weitern Sinne für Gott hält, und kein von ihr verschiedenes Wesen als Grund derselben annimmt, mithin Gott und Welt schlechthin identificirt. Eine solche Annahme ist in der Philosophie das Resultat eines folgerecht durchgeführten Materialismus, d. h. derjenigen Ansicht, welche die Materie als Princip alles dessen, was ist, betrachtet. Da aber diese Ansicht dem innersten Bewußtseyn des Menschen, welches durch dieselbe nicht erklärt werden

ann, eben so wohl, als den heiligsten Interessen seiner sittlichen Natur wi-
erspricht, weil dann nur eine Naturnothwendigkeit herrscht, und Freiheit
unmöglich ist, durch die der Mensch der Vervollkommnung ins Unendliche
ähig ist; weil mithin diese Ansicht nothwendig in Fatalismus über-
gehen muß, welcher die reine, dem sittlichen Selbstbewußtseyn einzig zu-
sagende Idee der Gottheit als des allweisen und heiligen Schöpfers, un-
mittelbar aufhebt, so ist auch der Pantheismus in diesem Sinne gleich
verwerflich, und dem Atheismus gleich zu stellen, der den Schöpfer läugnet.
Zweitens kann man zwar dem Worte nach auch diejenige Ansicht Pan-
theismus nennen, nach welcher man annimmt, die Gottheit sey Al-
les, was wahrhaft ist, das Wesen aller Dinge beruhe in ihr, und nichts
sey wahrhaft, was nicht in Gott gegründet sey (man hat auch dies die
Lehre von der Immanenz der Dinge in Gott genennt); allein diese An-
sicht ist von der vorigen in religiöser und moralischer Hinsicht so verschie-
den, und läßt so mannichfaltige Modificationen zu, daß man sogar mit
Schelling behaupten kann, jede Vernunftansicht, wir setzen hinzu, jede re-
ligiöse Ansicht, müsse in irgend einem Sinne zu dieser Lehre hingezogen
werden. Denn hauptsächlich kommt es darauf an, was man unter Gott
versteht, und in welche Beziehung man die Dinge zu ihm setzt; — ob
nämlich ein Fatum oder eine bildende Naturkraft, durch welche alles ur-
sächlich bedingt ist, Gott genannt, und den Dingen, die aus Gott stam-
men, eine göttliche Natur beigelegt wird, in demselben Sinne, in welchem
sie Gott zugeschrieben wird, d. h. dem Grade oder der Art nach, mit Gott
völlig gleich. Denn nur in diesem Sinne würde die eben beschriebene
Ansicht mit der obigen gleichen Tadel verdienen. Selbst der Mensch darf
sich nicht eine Göttlichkeit beilegen, welche mit der Natur Gottes zusam-
menfällt. Wenn aber Gott als das vollkommenste Wesen im obigen Sin-
ne die Welt als das Werk, wodurch er sich von Ewigkeit offenbart hat,
und die freie Natur als dem Menschen durch ihn verliehen betrachtet
wird, so ist dieses sogar der Ausspruch der christlich-religiösen Ansicht,
durch welche der Unterschied zwischen Gott und Welt nicht aufgehoben
wird, ja sogar die Sittlichkeit eine höhere Sanction erhält. Uebrigens
schreibt man die obige Ansicht, oder den eigentlichen Pantheismus, der
aber freilich ebenfalls verschiedene Modificationen zuläßt, unter den
neuern Philosophen gewöhnlich dem Spinoza zu; — daher die Benen-
nungen Spinozismus und Pantheismus oft, aber fälschlich, als gleichbe-
deutend gebraucht werden. T.

Pāntheon (aus dem Griechischen), war im Alterthum jeder Tem-
pel, welcher allen oder den vorzüglichsten Gottheiten gemeinschaftlich ge-
widmet war. Am berühmtesten ist unter dieser Art von Tempeln das
alte Pantheon zu Rom, welches Agrippa, der Günstling Augusts, in der
neunten Region auf dem Marsfelde allen Göttern erbaute. Dieses Pan-
theon hat sich bis jetzt erhalten, und ist vom Papst Bonifaz IV. im Jahr
607 der Jungfrau Maria und allen Märtyrern gewidmet worden, wes-
halb es jetzt die Kirche St. Maria ad Martyres genannt wird. Noch häu-
figer nennt man es aber die Rotonda, weil es rund gebaut ist. Die
Decke ist gewölbt, und das Licht fällt von oben durch eine große Oeffnung
hinein. Der Portikus oder Säulengang, welcher sich vor dem Tempel
befindet, scheint von einer spätern Bauart als der Tempel selbst zu seyn.
Dieser Portikus enthält 16 Säulen von orientalischem Granit, deren
jede 15 Fuß im Umfange hat. Das Innere des Tempels war mit den
schönsten Bildsäulen der Götter geziert, von denen indessen die besten
durch Constantius nach Constantinopel gebracht wurden. Jetzt befinden

sich noch hier in acht antiken Nischen eben so viel schöne Säulen, welche Kaiser Hadrian setzen ließ. Die Höhe des Tempels beträgt eben so viel als die Weite, nämlich 137 Fuß. Der Durchmesser der Oeffnung in der Kuppel beträgt 27 Fuß. Der Fußboden ist mit Porphyr belegt. Außerordentlich hat dieses Denkmal der Kunst durch die Beraubungen der Barbaren und einiger Kaiser und Päpste gelitten. — Außerdem ist noch ein kleineres Pantheon zu Rom, welches nach Montfaucon für das Pantheon der Minerva medica gehalten wird. — Noch finden sich auch gut erhaltene Ueberreste eines prächtigen Pantheons, welches Kaiser Hadrian zu Athen erbauen ließ, und welches auf 120 Marmorpfeilern ruhte. Im Alterthum wurde das Wort Pantheon auch häufig in einer andern Bedeutung gebraucht, nach welcher es eine Götterbildsäule bezeichnete, welche die Symbole und Attribute mehrerer Gottheiten vereinigt. Solche Figuren sieht man häufig auf alten Denkmälern, und sie scheinen in Ideen des ältesten Cultus gegründet gewesen zu seyn. — Das merkwürdigste Pantheon der neuern Zeit ist das Gebäude, welches die Franzosen im Anfang der Revolution zur Aufbewahrung der Asche der verdientesten Männer ihrer Nation bestimmten. Es ist eigentlich die Kirche der heiligen Genovefa, deren Bau der Architekt Sufflots in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts anfing, und über deren Haupteingang man jetzt die Worte gesetzt hatte: Das dankbare Vaterland großen Männern. Indessen wurde diese Idee nicht mit der Würde und Dauerhaftigkeit ausgeführt, die sich bei den Werken von einer solchen Anlage und Bestimmung zeigen sollte. Rousseau's und Voltaire's Leichname befinden sich hier in schwarzen Sarkophagen. Auch Mirabeau und Marat waren hier begraben, wurden jedoch wieder entfernt. Ueberhaupt ist die Idee oft entweiht worden. Späterhin wurden hier Senatoren, Reichsmarschälle und andere Personen von Rang und Verdienst beigesetzt. Die Kirche ist nun ihrer religiösen Bestimmung wieder gegeben, und der Name Pantheon hat aufgehört.

Pantomime. Die Mimik oder Geberdenkunst, welche der Verf. des Artikels Mimik fälschlich auf die Schauspielkunst beschränkt, ist eine Kunst, welche sich zunächst nur auf den Menschen bezieht, und das Menschliche, in so fern es sich durch Geberde (im weitern Sinn) zusammenhängend und mannichfaltig ausdrücken läßt, darstellt. Dieser Charakter der Mimik ist in ihrem Darstellungsmittel begründet, welches selbst der menschliche Körper in seinen durch Willkühr hervorzubringenden, dauernden oder vorübergehenden und unmittelbar erscheinenden Zuständen ist. Die Mimik erscheint daher an ihrem angemessensten Platze, wo das innere Leben des Menschen auf die Geberde einzuwirken, und diese unmittelbar zu erzeugen scheint. Aber in der Wirklichkeit erscheint die Aeußerung und Mittheilung des Innern durch Geberden nie ganz von der Aeußerung durch die Sprache getrennt, und so leuchtet auch ein, daß Mimik und die Kunst der Declamation ursprünglich zusammengehören, so wie sie denn in ihrer höchsten und umfassendsten Ausübung vereinigt die Schauspielkunst bilden. Durch Trennung beider könnte zwar jede für sich auf den höchsten, von ihr zu erreichenden Grad der Ausbildung gebracht werden, indem der Künstler bei einem geringern Umfange seiner Kunstmittel dem Einzelnen größere Aufmerksamkeit und fleißigere Uebung widmen kann; aber die Betrachtung und der Genuß erfodert auf der andern Seite eine künstliche Abstraction, vermöge welcher man davon, daß jene beide in der Natur und bei vollkommener Aeußerung des menschlichen Innern zusammengehören, hier aber

nicht in dieser Verbindung erscheinen, absehen muß. Diese Abstraktion wird besonders dann begünstigt, wenn der Künstler die Geberde oder den mündlichen Vortrag so weit ausbildet, daß er durch Anwendung eines dieser Kunstmittel das andere selbst zu ersetzen scheint; ja diese Abstraktion veranlaßt ihn selbst dazu, seinem mündlichen Vortrage den möglichst lebendigen Ausdruck zu ertheilen, und die Geberde gleichsam zur Sprache zu erheben, so wie letzteres den Zuschauer und Hörer wieder veranlaßt, dem Künstler durch Ergänzung des sichtbaren oder hörbaren Ausdrucks mittelst der, beide zusammendenkenden und innerlich verbindenden Einbildungskraft entgegen zu kommen. Was nun jene Trennung selbst anlangt, so sehen wir die Declamation in derselben nie so weit gehen, als die Mimik. Denn wenn man auch mit Recht behaupten kann, der Declamator müsse, als solcher, auch im Dunkeln, mithin ohne durch Geberden und überhaupt ohne durch seine sichtbare Persönlichkeit zu wirken, die Kraft seiner Kunst beweisen und deren Wirkungen vollkommen zeigen können, so sehen wir doch nie einen Declamator, der sich unsern Augen zeigt, sich der Geberden ganz enthalten, wiewohl dieselben bei der Declamation in verschiedenen Graden untergeordnet seyn müssen. Der Grund davon liegt darin, daß man sich eher eine Reihe von Geberden ohne Sprache denken, als deren lebendigen Ausdruck des Innern, welcher in der Sprache liegt, bei völliger Bewegungslosigkeit des Körpers ohne Mißfallen ertragen kann. Wollte man hingegen die Geberdenkunst herrschend machen, und ihr die Sprache durchaus unterordnen, so würde dieses eben so wohl gegen den Geist der Kunst, als gegen die Natur der Sprache seyn. Denn letztere in einer Darstellung durchaus unterordnen, hieße, die Geberde nur hie u. da durch einige Worte begleiten und erklären. Allein die Sprache erfodert, daß sie nicht bloß der Ausdruck der Empfindungen, sondern vorzugsweise der Gedanken ist, einen innigern und fortlaufenden Zusammenhang, welcher nur dann unterbrochen werden kann, wo aus irgend einem Grunde das Schweigen zur Nothwendigkeit wird, oder angemessener erscheint; ja das Einmischen einzelner Worte und Sätze in die Geberdensprache würde den Zweck der letztern, als selbstständiger Kunst betrachtet, geradezu vernichten, indem es auf das Unvermögen dieser Kunst, oder des Künstlers aufmerksam machen würde. Daher wählt der Mime im letztern Fall nur einen solchen Stoff, der durch die Geberde vorzugsweise ausgedrückt und vollkommen ausgesprochen werden kann, und heißt, in so fern er nur durch die Geberde darstellt, Pantomime, so wie die Darstellung selbst, die durch den selbstständigen Gebrauch der Geberdenkunst entsteht, eine Pantomime, oder besser eine pantomimische Darstellung genannt wird, und mithin im vorzüglichen Sinne eine künstliche Darstellung, oder Kunst des Virtuosen ist. Eine Darstellung aber, in welcher alles (Darzustellende) durch Geberden (ohne Mitwirkung der Sprache) dargestellt wird, kann sich auf die ruhende oder festgehaltene Geberde beschränken, dann ist sie pantomimische Stellung oder Attitude (s. d. Art.); oder sie bedient sich des Wechsels der Geberden in Bewegung und Ruhe. Im letztern Falle wird entweder nur eine einzelne Situation, ein thätiger oder leidender Gemüthszustand, oder ein bestimmter Charakter durch eine Reihe von Geberden vollständig entwickelt (und man kann dieses eine lyrisch-pantomimische Darstellung nennen, weil hier die Geberde nur als subjectiver Ausdruck des Innern, vorzüglich des Gefühls, erscheint), oder es wird eine menschliche Handlung dargestellt. Hier heißt die pantomimische Darstellung eine Pantomime im eigentlichen

Sinne oder eine dramatisch-pantomimische Darstellung. Denn die Mimik wirkt in ihrem höchsten Umfange hier, wo ein Ganzes menschlicher Aeußerungen unter der Form einer Handlung gezeigt wird, vornehmlich da, wo mehrere Charaktere (durch mehrere Pantomimen vorgestellt) durch ihr Zusammenwirken dieses Ganze bilden. In diesem Sinne hat man auch die Pantomime ein Schauspiel ohne Sprache oder durch stumme Sprache genannt. Aber auch die höchste innere Vollkommenheit der Mimik wird hier erfodert, denn nur bei großer Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebendigkeit und Zusammenhang der Geberden läßt sich die darzustellende Handlung nach dem Zusammenhange und der Bedeutung ihrer einzelnen Theile vom Anfang bis zum Ende auffassen und verstehen. So wie nun der Stoff der Mimik überhaupt, oder das, was der Mime darstellen soll, etwas Poetisches und in sich Vollendetes seyn muß, wenn die Mimik als schöne Kunst (s. d. Art. Kunst) sich zeigen soll, so muß der Stoff der Pantomime insbesondere eine Handlung seyn, welche sich auf mannichfaltige Weise sichtbar äußert, und sich zugleich mit Bestimmtheit und mannichfaltigem Ausdruck als ein sichtbares Ganzes darstellen läßt. Er kann übrigens aus der Geschichte und Mythologie entlehnt, oder ein wirklich erdichteter, z. B. ein allegorischer, seyn; er kann ferner nach der herrschenden Stimmung, welche die Handlung ausdrückt und bewirkt, ernst oder scherzend, naiv oder sentimental, und in der Behandlung bald strenger gebunden, bald wunderbar und phantastisch gebildet seyn. Eigentliche Tragödie aber kann die Pantomime eben so wenig, als bürgerliches Schauspiel seyn. Geberden nämlich können nie den strengen Zusammenhang haben, welchen die erstere erfodert, auch sind sie mehr der Ausdruck des lebhaften Gefühls, als der Gesinnung und der Gedankenwelt, und deshalb ist die Handlung der Pantomime eines Theils mehr lyrischer Art als eine Reihe von Gefühlszuständen, andern Theils mehr äußerlich, d. h. für das Auge bestimmt; dahingegen der Kampf des Gemüths mit einer höhern Nothwendigkeit, welcher doch die Grundlage der Tragödie zu seyn scheint, weder äußerlich angeschaut, noch durch Geberden angedeutet werden kann. Verhältnisse des bürgerlichen oder conventionellen Lebens aber können durch die Pantomime nur scherzend aufgefaßt werden, oder sie werden durch die Geberde unwillkührlich persiflirt, da sie, so fern sie conventionell sind, ohne Sprache ihre Bedeutung und ihren Reiz fast gänzlich verlieren. Am angemessensten sind daher der Pantomime bei ernster und scherzender Behandlung die allegorischen, idyllischen und phantastischen Stoffe, weil diese ihrer Natur nach eine Handlung von sichtbarer Bedeutung am meisten verstatten. — Was das Darstellungsmittel der Mimik, die Geberden selbst, betrifft, so müssen diese, um zur ästhetischen Form erhoben zu werden, nicht nur sprechend, deutlich, mannichfaltig und in Beziehung auf das Darzustellende vollkommen entsprechend seyn, sondern auch in ihrem Wechsel und ihrer Aufeinanderfolge dem Gesetze übereinstimmender und wohlgefälliger Bewegung angemessen seyn. Theils um diese rhythmische Bewegung zu begleiten, theils um den Ausdruck der Geberden zu ergänzen und zu verstärken, und das Ohr, ohne die Selbstständigkeit der Mimik aufzuheben, zugleich mit dem Auge zu beschäftigen, hat man fast überall für nöthig gefunden, mit der Pantomime Musik zu verbinden. Die Musik muß in diesem Falle nicht zu ausgeführt, sondern gedrängt und charakteristisch seyn. Allein die Eurhythmie der Geberdensprache ist noch nicht strenge rhythmische Bewegung des Körpers, welche mittelst der Füße bewirkt wird. Letztere

ist Tanz, welcher freilich in seiner Vollendung nicht ohne wechselnde Geberden zu denken ist. Wenn daher durch mimischen Tanz eine Handlung dargestellt wird, so entsteht das Ballet. Das Ballet ist daher immer pantomimisch (ohne Sprache), wiewohl die rhythmische Bewegung des ganzen Körpers die Anwendung der Geberden beschränkt, aber die Pantomime kann auch ohne Tanz seyn, und wird dann im engsten Sinne Pantomime genannt, denn sie drückt alles durch Geberden im engsten Sinne aus. Die Pantomime hat den Zweck, die lebendige Menschengestalt überhaupt in ihrer charakteristischen Bedeutsamkeit, das Ballet die reizende Bedeutsamkeit und Fülle wechselnder Körperformen in harmonisch gemessener Bewegung, beide in poetischer Mannichfaltigkeit und dramatischer Entwickelung zu zeigen. — Der Ausdruck pantomimisches Ballet ist daher entweder ein Wortüberfluß, oder bedeutet ein solches Ballet, in welchem streng rhythmische Körperbewegung (Tanz) mit der Darstellung durch Geberdensprache ohne dieselbe abwechselt. Dieser Art sind fast die meisten Ballets. Pantomimen im engern Sinne sind dagegen weit seltner, da die poetische Erfindungskunst in diesem Kreise, eben so wohl als das mimische Talent, welches beim Tanze mehr zurücktritt, heutzutage selten geworden ist; die Tanzkunst hingegen schon dadurch, daß der Tanz zugleich gesellschaftliches Vergnügen ist, zu ihrer Ausbildung mehr Veranlassung erhält. — Bei den Griechen war eine solche Trennung der Mimik und Declamation, auf welcher die Pantomime beruht, unbekannt; zur Darstellung der Poesie verbanden sich Mimik und kunstreiche Declamation mit der Musik. Wohl aber findet man bei ihnen, daß eine Person einen Charakter durch Geberden und künstliche Bewegungen nach der Musik (dieses zusammengenommen nannten die Griechen ὀρχησις, die Römer saltatio) darstellte, während eine andere dazu declamirte. Auch war dies wegen des Umfangs der alten Theater und der Entfernung des Spielenden von den Zuschauern, und bei der rhythmischen Bewegung, welcher die Declamation und Action gemeinschaftlich folgten, kaum bemerkbar und auffallend. Ferner wurden wohl einzelne Situationen und Menschen, besonders Auftritte lächerlicher Art, pantomimisch, z. B. bei Gastmählern, dargestellt; aber die Pantomime im eigentlichen Sinne war ihnen fremd. In Italien wurde der Name Pantomime erfunden, und man bezeichnete früher mit demselben überhaupt einen Künstler, der Alles durch Geberden nachahmt, insbesondere einen Schauspieler, der nicht zugleich auch seine Rolle declamirt. Einen engern Sinn erhielt dieses Wort, seit man theatralische Vorstellungen durch bloße Geberdensprache gab, saltatio pantomimorum. Diese Gattung theatralischer Vorstellungen wurde vorzüglich unter den ersten römischen Kaisern ausgebildet, zu einer Zeit, wo mit dem Verschwinden der Volksfreiheit auch die theatralische Poesie zu verstummen anfing. Allein der Grund zu derselben war in Rom schon früher durch die Histrionen (s. d. Art.) gelegt worden, welche mimische Tänze aufführten, obgleich späterhin dieser Name der Name aller Bühnenspieler geworden zu seyn scheint. Wahrscheinlich ging die pantomimische Kunst von der pantomimischen Darstellung einzelner Scenen berühmter Schauspiele aus, auch stellte ein Mime mehrere Rollen dar. Erst später findet man von Pantomimengesellschaften Spuren. Die Pantomimen aber scheinen sich bei ihren Darstellungen nicht bloß natürlicher, sondern auch willkührlicher Geberden bedient zu haben, wenigstens fand man schon früh für nöthig, den Inhalt dessen, was sie durch stummes Spiel vorstellen wollten, durch Ausrufen dem Volke bekannt zu machen, wofür man sich in neuern

Digitized by Google

Zeiten der Komödienzettel bedient hat. Doch sieht man aus einem alten lateinischen Epigramm, in welchem gesagt wird, die Pantomimen haben so viel Zungen als Glieder des Körpers, wie weit diese Kunst bei den Alten ausgebildet seyn mochte. Von den Pantomimen sagte man fabulam saltant (sie tanzen ein Stück in der oben angeführten weitern Bedeutung der saltatio), und ihr Spiel wurde von dactylischen Flöten begleitet. Minnespiel konnte bei diesen Darstellungen eben so wenig als bei dem Schauspiele der Alten Statt finden, weil die Pantomimen wie die Schauspieler sich der Masken bedienten. Bathyllus (s. d. Art.) und Pylades, die zwei größten Nebenbuhler in dieser Kunst, von denen der erstere der Schützling des Mäcen und im Komischen, der andere aber mehr im Tragischen ausgezeichnet war, ferner Hylas u. A. machten unter August Epoche, und gaben oft Veranlassungen zu Unruhen unter dem Volke, welches die Partei des einen gegen den andern nahm. Nach einer gewöhnlichen Meinung werden sie selbst als Erfinder dieses sogenannten italienischen Tanzes angesehen. Die Darstellungen der Pantomimen huldigten aber, besonders in der folgenden Zeit, immer mehr der Unkeuschheit und Sittenlosigkeit; ja sie wurden, ungeachtet sie bei dem Volke in großer Gunst standen, doch wegen ihrer Ausschweifungen oft aus Rom und Italien verbannt. In ihrer Jugend wurden sie häufig zu Verschnittenen gemacht, weil man glaubte, daß sie dadurch eine größere Geschmeidigkeit des Körpers erhielten. Viele Schriftsteller des Alterthums rechnen aus diesen Gründen die Erfindung und Ausbildung der Pantomimen, an welcher in der That die Römer einen wahrhaft leidenschaftlichen Antheil nahmen, unter die Ursachen der Sittenverderbniß im römischen Volke und Staate. Die alten theatralischen Pantomimen hörten wahrscheinlich mit dem Verfalle des römischen Theaters im fünften und sechsten Jahrhundert allmählig auf. Bei den Italienern, die wie alle südlichen Völker in ihren Geberden lebhafter und beredter sind, als die nördlichen, erhielt sich jedoch diese Kunst immer in Uebung und großem Antheil. In den italienischen Maskenspielen blieb eine Spur derselben. Die Pantomimen in dem oben angeführten strengsten Sinne (als Darstellung einer Handlung durch mehrere Pantomimen mittelst der bloßen Geberden, ohne tanzmäßige Bewegung) ist erst in neuern Zeiten erfunden worden. Noch häufiger aber ist sie mit dem höhern Tanze vorzüglich von Italienern und Franzosen ausgebildet worden. Noverre, der zugleich als Vater der neuern französischen Tonkunst berühmt ist, machte aus Voltaire's Semiramis eine Pantomime. Gegenwärtig scheint der Antheil, den man sonst an der Pantomime nahm, ganz dem Ballet oder der pantomimischen Darstellung einzelner Situationen nach Gemählden angewendet zu seyn. Endlich bemerken wir noch, daß bei vielen orientalischen Völkern, namentlich den Persern und Chinesen, die Aufführung pantomimischer Scenen mit musikalischer Begleitung zu ihren Hauptlustbarkeiten gehört. T.

Panzer, s. Harnisch.

Paoli (P.), geb. zu Bostina in Corsika, um das J. 1730, starb zu London den 5. Febr. 1807. Die Insel Corsika hat im Laufe des 18. Jahrh. mehrere kräftige und berühmte Männer hervorgebracht, die vorzüglich durch eine eiserne Festigkeit des Charakters sich ausgezeichnet haben. So die Brüder Lucian und Napoleon Bonaparte; so der corsische Held Paoli. Sie tragen sämmtlich in sich den Geist jenes Insularvolks, das Rousseau schon in seinen Bekenntnissen so treffend geschildert hat, mit der prophetischen Aeusserung: er habe ein Vorgefühl, daß diese kleine Insel einst ganz Europa erschüttern werde. Paoli stammte aus einer angesehenen corsischen Familie.

Nach-

Nachdem er in der Militärschule zu Neapel 13 Jahre zugebracht, und sich durch jugendliche Studien mannigfaltige Kenntnisse erworben hatte, begann er in seinem Vaterlande als Lieutenant zu dienen, floh mit seinem Vater, um den Verfolgungen der Genueser zu entgehen, nach Neapel, und bekleidete hier eine Officiersstelle, bis er 1755 zu den Corsen zurückkehrte, die ihn als Generalcommissair der ganzen Insel anerkannten. Als solcher stand er an der Spitze einer demokratischen Regierung, mit königlichem Ansehn; doch verschmähte er, wie es Theodor von Neuhof gethan, den Titel eines Königs anzunehmen. Seine Thätigkeit und die Kraft, mit welcher er einen durchgreifenden und verständigen Plan, den Zustand des verwilderten Volkes zu verbessern, befolgte, waren für Corsica sehr wohlthätig. Er ordnete die Verwaltung, errichtete ein regelmäßiges Truppencorps, und gründete eine Universität, um seinen Landsleuten den Sinn für geistige Bildung zu geben. Man gehorchte dem strengen Oberhaupte, und liebte in ihm den Corsen. Mit Erfolg unterdrückte er die barbarische Sitte der Blutrache, denn vor seiner Zeit waren Mordthaten ungestraft geblieben. Die Insel trennte sich jetzt von Genua; und Paoli's Einfluß vereitelte alle Geldopfer, durch die jene Republik den Gehorsam der trotzigen Insulaner erkaufen wollte; aber eben so wirksam ermuthigte er seine Corsen zum Widerstande gegen Frankreichs Waffen. Als die Franzosen im J. 1769 die Insel eroberten, ein Jahr nachdem Napoleon Bonaparte schon geboren war, ging Paoli, der Gesetzgeber seines Vaterlandes und der kühne Vertheidiger von Corsica's Unabhängigkeit, nach London, wo man ihn mit großer Achtung behandelte. Zwanzig Jahre nachher eröffnete die französische Revolution seinem Geiste eine neue Laufbahn. Er kehrte in sein Vaterland zurück, wo er noch immer viel Einfluß besaß. Als eifriger Republikaner gewann er bald das Vertrauen der Revolutionspartei. Hierauf begab er sich im April 1790 nach Paris, um der Nationalversammlung, die Corsica in den Rang der französischen Provinzen aufgenommen hatte, zu danken, und ihr den Eid der Treue zu leisten. Lafayette stellte ihn dem Könige vor, der ihn bereits im Februar zum Commandanten von Bastia ernannt hatte. Seine Gegenwart erweckte selbst in Paris eine Art von Enthusiasmus. Nach seiner Rückkehr auf die Insel ward er zum Befehlshaber der Nationalgarden und zum Präsidenten des Departements erwählt. Als solcher befolgte er dem Scheine nach in den Jahren 1791 und 92 die Grundsätze der Revolution, faßte aber bald, bei der in Frankreich zunehmenden Anarchie, den geheimen Vorsatz, Corsica zu einem unabhängigen Staate zu erheben. Als die jacobinische Partei dies wahrnahm, und sein Republikanismus in Paris verdächtig schien, rief er im Mai 1793 eine Consulta zusammen, die ihn zum Präsidenten und Generalissimus der Corsen ernannte. Der Nationalconvent befahl ihm nun, vor seinen Schranken zu erscheinen; da er nicht kam, ward er durch ein Decret des Convents vom 17ten Juli für einen Staatsverräther erklärt, der Schuld sey an dem Mißlingen der Expedition gegen Sardinien, und der unter Englands Schutze zum unumschränkten Herrn von Corsica sich habe machen wollen. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte Paoli mit der Familie Bonaparte im besten Einverständnisse gelebt; jetzt erklärte sich aber diese entschieden für die jacobinische Partei, und beide Familien waren auf immer getrennt. Nun verband sich Paoli mit England; und im Februar 1794 begünstigte er die Landung englischer Truppen, welche mit ihm vereinigt die Franzosen aus der Insel vertrieben. Allein er sah sich in seinen Erwartungen getäuscht. Zwar wurde er

als Befreier seines Vaterlandes selbst von den Engländern ausgezeichnet, und das zu Bastia errichtete Parlament stellte seine Büste in dem Versammlungssaale auf; allein England betrachtete die Insel als eine Eroberung, und der unruhige, ehrgeizige Paoli war mit dem Theile der Macht, den man ihm gelassen, nicht befriedigt; auch verlor er durch seine Verbindung mit den Engländern bei einem großen Theile seiner Landsleute Vertrauen und Achtung. Hierzu kam seine Feindschaft mit dem englischen Vicekönig Eliot, der ihm weniger Einfluß, als er wünschte, gestattete. Er hielt es daher für besser, ganz auf die Regierung Verzicht zu leisten, und ging nach London, wo er in der Stille von einem ihm ausgesetzten Jahrgehalte von 2000 Pf. St. lebte. Napoleons Ruhm und Glanz soll ihn in seiner Einsamkeit mit eifersüchtigem Unmuth erfüllt haben. Unstreitig gehört Paoli zu den unglücklichen Männern, deren größter Schmerz es war, die Entwürfe eines ganzen Lebens vereitelt zu sehn und mit dem Kummer eines verfehlten Daseyns zu sterben. K.

Paphos. Auf der Insel Cypern gab es zwei Städte dieses Namens: Alt-Paphos, welches, 10 Stadien von der Küste entfernt, auf einer Anhöhe lag, und Neu-Paphos, welches an dem Ufer des Meers gelegen war. Die erste Stadt ist es eigentlich, welche wegen der dort herrschenden alten Verehrung der Venus im Alterthume besonders berühmt war, und daher auch von neuern Liebesdichtern oft genannt wird. Hier war es, wo Venus zuerst aus dem Meer ans Land gestiegen seyn soll. Hier war das alte Bild der Venus, welches keine menschliche Gestalt, sondern ein weißer gewundener, oben spitzig zulaufender Klumpe war, der deswegen bisweilen die Benennung eines Nebels, zuweilen die eines Gränzsteins erhielt. Sowohl diese Gestalt als andere Nachrichten scheinen zu beweisen, daß hier die Verehrung der Venus noch nach altem phönicisch-syrischen Cultus herrschte. — Als Handelsstadt und Seehafen war dagegen berühmt Neu-Paphos, eine Stadt, die häufig durch Erdbeben litt, und unter August beinahe ganz dadurch zerstört wurde. Noch jetzt findet sich an ihrer Stelle das kleine Städchen Baffo.

Papier, eine aus verschiedenen Vegetabilien in Gestalt dünner Blätter bereitete Masse, vorzüglich um darauf zu schreiben oder zu drucken. Die älteste bekannte Art ward aus der ägyptischen Papierstaude, Cyperus Papyrus, bereitet. Diese gehört zu den Gräsern, ihr Halm ist an seiner Basis von Scheidenblättern umgeben, auf dem Gipfel trägt er eine Blüthendolde. Sie wächst nach Plinius L. 13. Cap. 11 am Nil und bei Syrakus in stehenden Gewässern. Den auf uns gekommenen Nachrichten zu Folge, lös'te man vom Halme des Papierschilfes die Haut in so feinen Schichten als möglich ab, breitete diese auf einer mit Nilwasser befeuchteten Tafel aus, und überstrich sie mit heißem klebrigen Nilwasser. Auf die erste Lage ward in die Queere eine zweite gelegt, zusammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahne geglättet. Das Alter der Erfindung ist sehr ungewiß. In spätern Zeiten wandten die Römer vielen Fleiß auf die Bereitung ihres Papiers, sie hatten ihre Glutinatores, Malleatores etc., auch bereiteten sie mehrere Sorten, wovon wir des hieratischen oder heiligen, claudischen, famianischen (von Famius in Rom bereitet), toeniatischen (aus Damiette) unter andern erwähnen. Das mehrste Papier ward in Alexandrien gemacht; diese Stadt zog dadurch große Reichthümer an sich. Im 5ten Jahrhunderte war es durch starke Auflagen sehr vertheuert. Im 8ten Jahrhundert fing es an durch Baumwollenpapier verdrängt zu werden, doch erhielt es sich in Italien bis zum 11ten

Jahrhundert. Auch die Eingebornen von Mexiko bereiteten sich noch vor der spanischen Invasion ihr Papier auf ähnliche Art. Sie entfernten aus den Blättern der Agave durch Auswässern alles Fleisch, legten die übrig gebliebenen Netze auf einander und überzogen sie mit einem erdigen Teige, der unserm Pergament nahe kommt und dem Ganzen viel Festigkeit und zugleich Elasticität gibt. Neben dem ägyptischen Papier finden sich noch Reste von Baumbastpapier aus jenen alten Zeiten, das aber wegen seiner Sprödigkeit und Brüchigkeit nicht so allgemein gewesen zu seyn scheint. Die Araber lernten 704 das Baumwollenpapier in der Bucharei kennen, bereiteten es nachher selbst aus roher Baumwolle und brachten diese Kunst im elften Jahrhunderte nach Spanien. Hier, wo man die Wassermühlen kannte, entstanden eigentlich die ersten Papiermühlen, die später (1300) auch nach Italien, Frankreich und Deutschland verpflanzt wurden, und schon anfingen, baumwollne Lumpen zu verarbeiten. Dies baumwollene Papier war unter den Namen der Charta serica, cottunea, gossypina, xylina, damascena, auch Parcamena graeca und des Tuchpergaments bekannt. Es unterscheidet sich von dem leinenen Papier durch weniger Zusammenhalt und größere Brüchigkeit. Aber nach dem Ansehn mehrerer spanischen Papierreste aus dem 12ten Jahrhundert zu urtheilen, hat man schon damals versucht, der Baumwolle leinene Lumpen beizumengen, was später wohl auch der Weg gewesen ist, der zur Erfindung des leinenen Papiers führte. Eigentlich leinenes Papier kommt vor dem Jahre 1...8 schwerlich vor, von diesem Jahre aber hat das Archiv des Hospitals zu Kaufbauren Urkunden auf leinenem Papier aufzuzeigen, so wie im dortigen Stadtarchive mehrere von 1324, 1326, 1331 befindlich sind, so daß die erste Bereitung dieser Papierart wahrscheinlich nach Deutschland gehört. Spanien und Italien haben vor 1367 kein leinen Papier in ihren Archiven und Bibliotheken, von diesem Jahre aber existirt in Spanien eine Handschrift von Francisci Eximil vita et actis Christi auf dergleichen Papier und in Italien ein Document eines Bischofs von Verona. Aus China stammt übrigens die Erfindung nicht, da die Chinesen noch gegenwärtig ihr Papier aus rohem Hanfe, Bambu oder Maulbeerbaumrinde bereiten. Leinenes Papier wird seiner Festigkeit, Dauer und Brauchbarkeit wegen als das vorzüglichste geschätzt. In Deutschland wird es in besondern Papiermühlen bereitet, deren Besitzer zünftig sind und in ihren Mühlen mehrere Sorten Papier zugleich verfertigen. Frankreich, England, Holland und die Schweiz besitzen dagegen unzünftige Papiermanufakturen von großer Ausdehnung, die von der Industrie ihrer Besitzer zeugen. Die Holländer sind in dieser Kunst Meister, sie haben glücklich die Schwierigkeit, gutes Wasser zu erhalten, und den Mangel an Lumpen zu überwinden gewußt, liefern auch deßhalb besseres Papier, weil sie für jede Sorte eine besondre Mühle in Thätigkeit setzen. Der deutsche Papiermacher läßt seine Lumpen durch den Haderlump sammeln, der holländische erhält sie im Handel, welcher Zweig dort viele Hände beschäftigt. Die erste Sorge der Papiermacher ist das gehörige Auslesen der Hadern, denn Leinwand allein gibt gutes Papier. Alle wollnen, baumwollnen, seidenen müssen abgesondert, und können höchstens nur zu geringern Sorten als Zusatz verbraucht werden. Die leinenen sortirt der Papiermacher nachmals nach ihrer Feinheit, Güte und Farbe, und je sorgfältiger er dies vornimmt, desto besser wird seine Waare. Seine Hauptsorge muß sodann die gehörige Reinigung von Staub, Holz, Sand, Erde seyn, die durch Ausschütteln, Klopfen, Waschen in der

Waschmaschine (einer großen Tonne, in deren Mitte durch einen Kübel ein beweglicher Rechen gedreht wird), auch durch Sieb- und Beutelvorrichtungen erzielt wird, und worauf die Holländer bei weitem größere Aufmerksamkeit als die Deutschen richten. Diese gereinigten Lumpen werden auf einem Klotze zerhackt, oder durch eine Maschine, der Lumpenschneider genannt, zerrissen, an welche sich mit großem Vortheile nach Loschge eine Siebvorrichtung, den Staub zu entfernen, anbringen läßt. Diese zerstückten Hadern werden entweder im Geschirr zu Halbzeug zerstampft oder im Holländer gemahlen. Das Geschirr, Stampfmühle, Hammermühle, besteht in mehrern hölzernen oder steinernen Trögen, deren Boden mit Eisenplatten ausgelegt sind, in welchen die Lumpen mit stets zufließendem reinen Wasser benetzt und durch Stampfer (Hämmer) grob zermalmt (ausgefasert) werden. Das schmutzige Wasser läuft durch unterwärts angebrachte Sieblöcher wieder ab, die Stampfen werden durch eine Welle mit Daumen abwechselnd auf- und niederbewegt. Nach einigen Stunden sind die Lumpen zu Halbzeug ausgefasert; dieser wird sodann mittelst eines viereckigen Rahmens, des Zeugkranzes, auf Haufen zum Abtrocknen gepackt, woselbst er mehrere Wochen stehen bleibt. Während dieser Zeit kommt die feuchte Masse durch freiwillige Erhitzung in Gährung, wodurch der färbende Stoff der Leinwand zerstört und in Essigsäure verändert wird. Eine rohere Behandlung ist die Fäulniß der nur grob zerstückten Hader, welche der Papiermacher entweder in große Gefäße wirft und sie daselbst lange Zeit der Einwirkung des immer erneuerten Wassers aussetzt, oder solche angefeuchtet auf Haufen setzt und sich erhitzen läßt. Da aber in solchen Haufen die Erhitzung und Gährung sehr ungleich, in der Mitte heftig, am Rande gar nicht, vor sich geht, auch bei ungereinigten Lumpen schnell in Fäulniß geht und die Masse gelb färbt, so hat man vorgeschlagen, den Halbzeug in großen, bedeckten Gefäßen gleichförmig in Gährung zu bringen. Indessen kann der Papiermacher seine Masse auch durch Frost bleichen, oder mit Aschenlauge oder Kalkwasser beitzen (was er im Holländer wieder auswäscht). Auch wäre eine Bleiche mit oxydirter Salzsäure nach Campbell anzuwenden. Der so gebesserte Halbzeug wird nochmals am besten auf dem Holländer oder auch im Geschirr, in Feinerungströgen, weiter zu Ganzzeug vollkommen zerstampft, d. i. die Mühle von neuem beschickt. Dieser Holländer, eine holländische Erfindung, in der Landessprache Roerbeck genannt, ist eine schwere eichene Walze, welche durch ein Kammrad geschwind umgetrieben wird, horizontal liegt und rund herum mit ungefähr 30 metallnen Schienen nach der Länge belegt ist, die den Halbzeug auf einer unterliegenden, gekerbten kupfernen Platte (die Platte am Kropf) zu Ganzzeug zerreibt. Die Maschine liegt in einem verschlossenen Bottig, damit durch den schnellen Umlauf nichts verspritzt wird. Hineingeleitetes Wasser spült alles schräg über den Kropf und läuft nach unten wieder ab. Auf den holländischen Mühlen wird Ganzund Halbzeug damit zermahlen, wodurch der dritte Theil Zeit, viel Raum, den der große Stampftrog einnimmt, erspart und große Reinlichkeit der Waare erlangt wird. Bisweilen wird der Ganzzeug noch in Schaumtrögen vollends fein gearbeitet. Jetzt wird er in einer hölzernen Butte mit Wasser angerührt und durch einen darin befindlichen kupfernen Ofen, Pistolet, erhitzt, auch durch Bewegung in Gleichförmigkeit erhalten. Aus diesem Brei schöpft der Buttgesell oder Schöpfer mit der durch den Rahmen oder Deckel bedeckten Form so viel aus, als er findet, läßt das Wasser ablaufen, und ordnet durch

Rütteln den Brei gleichförmig auf der Form. Diese ist ein, nach Beschaffenheit des zu bereitenden Papiers, eng oder weit geflochtenes Drathgitter in einem hölzernen Rahmen, der etwas größer ist als der zu fertigende Bogen, und worauf ein zweiter leerer Rahmen, gerade von der Größe des Bogens, während des Schöpfens aufgedrückt wird. Nach dem Schöpfen nimmt der Gesell den Rahmen weg und schiebt die Form auf einem schrägen Brette seinem Gehülfen, dem Kautscher, zu, der den Bogen auf eine Filzplatte stürzt, die leere Form zurückgibt, und fortfährt, Papier und Filz in einem Pausch t aufzuschichten. Aus den Pauschten wird durch Pressen das Wasser weggeschafft und dem Bogen Haltbarkeit gegeben. Der Bogen wird vom Filz abgesondert und nochmals für sich gepreßt; feines Papier nachmals noch mehrere Male (wird ausgetauscht), worin eben die beste Zurichtung besteht. Darauf folgt das Trocknen, am besten auf Rohrstäben und ohne Luftzug; nach dem Trocknen das Leimen. Dieses geschieht durch Eintauchen mehrerer Bogen in eine warme Leimbrühe mit Alaunzusatz, die in einer kupfernen Schüssel sich befindet. Das geleimte Papier wird abermals getrocknet, die zusammenklebenden Bogen abgesondert, das schadhafte weggenommen (ausgeschält), und das taugliche in Bücher gelegt, wovon Schreibpapier zu 24 Bogen gerechnet wird. Diesem gibt man unter einer großen, breiten Stampfe Dichtigkeit und Glätte, packt sie in Lagen von 20 Buch oder Rieße, welche nochmals gestampft und zum Verkauf in Ballen oder Riem zu 10 Rieß verpakt werden. Papier zum Schreiben, Zeichnen, Zuckerpapier, Preßspäne werden aus Masse gemacht, deren Gährung nicht bis zur Fäulniß fortgesetzt ist. Sie sind derb, hart, elastisch. Druckpapier, Kupferstichpapier, Kartenpapier sind aus gefaultem Brei bereitet und weicher. B u n t e s P a p i e r ist entweder aus farbigen Lumpen oder gefärbtem Ganzzeug gemacht, oder wird nach dem Trocknen gefärbt, bemahlt, gedruckt; dahin gehören t ü r k i s c h e s (wahrscheinlich eine deutsche Erfindung) M a r m o r p a p i e r, Tapeten. C o n c e p t p a p i e r, ein Schreibpapier von geringer Güte. D r u c k p a p i e r, ungeleimtes, stark gefaultes. G o l d- und S i l b e r p a p i e r ist auf einer Seite mit Metallblättchen überzogen. L ö s c h p a p i e r, ein ungeleimtes, graues. M a r o k i n p a p i e r hat rothe Lederfarbe und eingepreßte Narben. P o s t p a p i e r ist eine feine Sorte. P r o P a t r i a hat seinen Namen von dem so lautenden Wasserzeichen. S t e i n p a p i e r oder S t e i n p a p p e, ein durch beigemengte Erden oder Eisenocher unverbrennliches Papier. S t e m p e l p a p i e r, ein mit dem Wappen des Landes bezeichnetes Papier, was als Abgabe dient, ist eine holländische Erfindung. V e l i n p a p i e r, von starker, weißer, feiner, sehr gleichförmiger Masse, sonst auch schweizer, englisches oder französisches Papier genannt. Außer den Lumpen sind noch viele andre Vegetabilien zur Papierbereitung geschickt. Dr. Schäffer, Superintendent zu Regensburg, machte 1765 in seinen Versuchen Papiere bekannt, welche aus Pappelwolle, Wespennestern, Hobelspänen, Hölzern, Moosen, Flechten, Stroh, Disteln, Rohrstängeln, Nußbaumblättern bereitet waren. Senger empfiehlt dazu grüne Wasserfaden, Conferva: Loschge die Lohe mit wollnen Lumpen zum Packpapier. Die Chinesen nehmen Bambus, Maulbeerbaumrinde, Seide; die Japanesen von der Papierbaumrinde, Morus papyrifera, was sie mit Reißleim behandeln. Feinfaseriger Asbest gibt unverbrennliches Papier.

F.

P a p i e r g e l d, ein von Staatswegen in Umlauf gesetztes Tauschmittel, welches die Stelle des Metallgelds oder der klingenden Münze

vertritt. Es ist an sich nichts anders, als ein Schuldschein, an dessen Inhaber sich der Staat verpflichtet, zu einer festgesetzten, oder zu jeder Zeit den darinn angegebenen Werth mit Zinsen (Staatspapiere) oder ohne Zinsen (Banknoten) in Münze zu bezahlen. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Erfindung der neuern Finanzkunst den Regierungen zur Ausführung großer Operationen ungemeine Vortheile darbiete, so wie sie auch den Privatverkehr in der Handelswelt sehr erleichtert; was aber nur unter der Voraussetzung gilt, daß in ihrer Anwendung nach festen Grundsätzen und mit Mäßigung verfahren werde. Wird aber das Papiergeld unverhältnißmäßig vermehrt, oder erfüllt der Staat seine Zahlungsverbindlichkeit nicht, so sinkt es von seinem Nennwerthe herab, es entstehen die ärgsten Zerrüttungen im Geldwesen und im Handel, und es fällt ein schwerer Druck auf die Nation. Welche ausserordentliche politische Wirkungen sich durch das Papiergeld hervorbringen lassen, aber auch welchen Schaden es den Völkern zufüge, in welche Gefahren es die Staaten stürze, und zu welchen ungerechten Maaßregeln es die Regierungen bringe, haben wir in neuern Zeiten besonders an dem Beispiele von Frankreich (s. d. A. Assignat und Mandat) und Oesterreich (s. d. A. Oesterreichische Staatspapiere) gesehen.

Papiermaché, eine Masse von gestampftem Papiere, woraus allerhand Geräthe in Formen gebildet werden. Dosen von solcher Masse werden jetzt von Papierstreifen zusammengeleimt, dann getrocknet oder vielmehr gebacken, geraspelt, gedrechselt und lackirt. Der Kanzleirath Cristin zu Hoop in Norwegen hat eine Kirche, die gegen 1000 Menschen faßt, innen mit solcher Masse ausgekleidet, und dadurch den Wänden ein glattes Aussehn und Dauerhaftigkeit gegeben, sehr schön geformte Säulen, Figuren und Basreliefs angebracht, selbst Oefen daraus gemacht. Cristin hat seinem Papiermaché durch Zusatz von Eiweiß, Kalk und Vitriolwasser bedeutende Festigkeit und Unverbrennlichkeit zu verschaffen gewußt.

F.

Papin (Denys), geboren zu Blois gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, war ein Schüler von Huygens und Boyle, verließ wegen der Religionsverfolgungen als Calvinist sein Vaterland, und ward Professer zu Marburg, wo er starb. Er hat sich einen Namen erworben durch die Erfindung mehrerer nützlichen Maschinen, die in den Nouvelles de la république des lettres par Bayle, 1685 bis 87 beschrieben sind. Die wichtigsten darunter sind eine Maschine, um das Wasser emporzuheben, und sein Digestor oder der nach ihm benannte papinische Topf. Derselbe ist ein cylindrisches kupfernes, inwendig verzinntes Gefäß, welches man durch einen Deckel mit um den Rand gelegter Pappe, vermittelst einer starken eisernen Schraube, sehr genau und fest verschließen kann, um das Wasser darin in einem hohen Grade zu erhitzen, ohne daß die dadurch entstehenden Dämpfe einen Ausgang finden. Durch diese Vorrichtung kann man in heißem Wasser binnen weniger Minuten Knochen, Elfenbein u. s. w. auflösen, auch aus thierischen Materien kräftige Brühen und Gallerte bereiten. Diese nützliche Maschine ist in neuern Zeiten noch verbessert worden.

Papinianus (Aemilius), der größte römische Rechtsgelehrte seiner Zeit, stammte aus Benevent oder Syrien, und war unter Antoninus Pius um das J. Chr. 140 geboren. Er widmete sich dem Studium der griechischen und römischen Literatur, der Philosophie und Rechtswissenschaft, und erwarb sich durch seine gründliche Gelehrsamkeit sowohl als durch seine unerschütterliche Rechtschaffenheit hohes Ansehn und mächtigen Einfluß. Er gelangte zu den ersten Staatsämtern, und

ward zuletzt Präfectus prätorio. Der Kaiser Severus empfahl ihm sterbend seine Söhne Caracalla und Geta. Papinian wandte alles an, zwischen beiden Brüdern die Einigkeit zu erhalten. Aber seine treugemeinten Vorstellungen wurden dem Caracalla so lästig, daß dieser ihn seines Amtes entsetzte, wiewohl er fortfuhr, ihn äußerlich als einen Freund und Vertrauten zu behandeln. Als Caracalla endlich seinen Bruder hatte ermorden lassen, foderte er dringend Papinian auf, diese scheußliche That zu rechtfertigen, empfing aber die strenge Antwort, daß es leichter sey, einen Brudermord zu begehen als zu vertheidigen, und daß es ein zweiter Mord seyn würde, das Andenken des Unschuldigen zu beschimpfen. Caracalla verbarg seinen Ingrimm, als aber bald darauf, wahrscheinlich auf des Tyrannen Anreizung, die Prätorianer den Kopf des Papinian foderten, gab er ihn ihrer Wuth Preis, und ließ ihn hinrichten, im Jahr Chr. 212. Dieser große Rechtsgelehrte hat mehrere Werke geschrieben, und verschiedne ausgezeichnete Schüler gebildet. Sein juristisches Ansehn stieg so hoch, daß Valentinian III. verordnete, daß in Fällen, wo die Meinungen der Richter getheilt wären, Papinian den Ausschlag geben solle. — Eberh. Otto hat alles ausgezeichnet, was von ihm in den Pandecten enthalten ist.

Pappe, (in Süddeutschland Pappendeckel) ein Papierbogen von großer Dicke und Festigkeit, ward ehedem aus vielen zusammengeklebten Papierbogen bereitet, wird jetzt, wie das Papier, aus schlechten Lumpen und Papierabgängen gefertigt. Man nimmt Papierabschnittsel, Maculatur, Hüte, Bilder u. s. w. und läßt sie in einem großen Troge, der Faulbütte, weichen, wirft sie dann heraus auf einen großen Haufen, wo das überflüssige Wasser abläuft, und die feuchte Masse in Erhitzung geräth. Diese so erweichte Masse kommt in den Zertheilungskübel, wo selbige mit Rührhaken umgearbeitet wird, ferner in den Stein, wo sie durch eine von Pferden bewegte Welle, an der etwas bewegliche Messer stehn, vollends zu Teig zermalmt wird. Nachmals kommt dieser Teig, wie das Papier, in die Bütte, wo er mittelst Formen, die sich nur durch die Höhe ihres Deckels von den Papierformen unterscheiden, ausgeschöpft und zwischen Frieß gepreßt wird. Die gepreßten Pappen werden durch S förmige Haken in luftigen Böden getrocknet, auch nach Belieben geleimt oder nicht. F.

Pappenheim (Gottfried Heinrich, Graf von), einer der ausgezeichnetsten kaiserlichen Feldherren im dreißigjährigen Kriege, war 1594 geboren und stammte aus einem altgräflichen Geschlecht in Schwaben, das seit länger als sechshundert Jahren das Reichs-Erbmarschallamt und das Reichs-Forst- und Jägermeisteramt im Nordgau bekleidet hat, und noch jetzt in einer catholischen und einer evangelischen Linie fortblüht. Nach geendigten akademischen Studien und mehrern gethanen Reisen widmete er sich den Waffen, für die er geboren war. Sein feuriger, rastlos nach Thaten dürstender Geist, so wie sein flammender Eifer für die catholische Religion und den Kaiser führten ihn auf den Schauplatz des Kriegs. Die prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Obrister beiwohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch den Ungestüm seines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er im Jahr 1626 die Rebellen in Ober-Oesterreich, vierzigtausend an der Zahl, in drei verschiedenen Schlachten. Unter abwechselnden Siegen durchzog er darauf das

nördliche Deutschland, vereinigte sich 1630 mit Tilly zur Eroberung Magdeburgs, und übertraf nach Erstürmung dieser unglücklichen Stadt selbst den blutdürstigen Tilly an Grausamkeit. Er blieb einige Zeit mit diesem vereinigt, und folgte ihm nach Leipzig, um unter ihm die vereinigten Schweden und Sachsen zu bekämpfen. Das wilde stürmische Feuer seines Muthes, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupt des Heers. Wenn auch, wie Tilly behauptete, die Schlacht durch seine ungestüme Hitze verloren ging, so ist doch ausgemacht, daß Pappenheim Wunder der Tapferkeit that, und dem einbrechenden Verderben lange entgegenkämpfte. Er sammelte darauf die Fliehenden, so gut er konnte, entsetzte das von Banner belagerte Magdeburg, und focht mit Vortheil gegen die Schweden in Nieder-Sachsen. Er befand sich eben auf seinen Streifzügen in Halle, als Wallenstein ihn nach Lützen berief, um Theil zu nehmen an der bevorstehenden entscheidenden Schlacht. Nur mit der Reiterei konnte Pappenheim das Schlachtfeld erreichen, wo er Wallenstein bereits hart bedrängt fand. Seine Erscheinung hob den Muth der Kaiserlichen, und schien den Sieg auf ihre Seite zu neigen. Voll glühender Begierde, Gustav Adolph selbst im Kampfe zu begegnen, stürzte er sich in das blutigste Schlachtgewühl. Zwei Musketenkugeln durchbohrten seine Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Handgemenge reißen. Er vernahm, daß auch sein edler Gegner gefallen sey, da erheiterte sich sein Auge. „Man hinterbringe dem Herzog von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahin scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist." Er verschied am Tage nach der Schlacht. Der Kaiser verlor in ihm einen seiner treusten Diener, die Kirche einen ihrer eifrigsten Verfechter, das Heer seinen Telamonier. Man führt an, daß auf seiner Stirn zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, sichtbar waren, womit die Natur ihn schon bei der Geburt gezeichnet hatte, und daß auch später noch diese Flecken erschienen, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Aufruhr setzte. So schien die Natur schon auf der Stirn des Kindes den künftigen Beruf des Mannes angedeutet zu haben.

Papst, Papstthum, Päpste. Papst (aus dem griech. Pappas, Vater) hat sich der Bischof von Rom früher genannt, als er die jetzt mit dieser Würde verbundene Auctorität erhielt. Seit dem Ende des 4ten Jahrhunderts galt er als der erste unter den fünf Patriarchen oder Oberbischöfen der Christenheit; denn der Umstand, daß Rom die alte Hauptstadt des Reichs, und nach der Tradition auch der letzte Aufenthaltsort des Apostels Petrus war, hatte ihm als vorgeblichen Nachfolger Petri (s. d. Art. Petrus) schon längst ein überwiegendes Ansehn, doch noch kein eigentliches Suprematsrecht über fremde Sprengel gegeben. Dieses wußte er durch die Reichthümer der römischen Kirche, welche in den meisten andern Diöcesen Güter besaß, durch schiedsrichterliche Aussprüche in kirchlichen Streitigkeiten und durch weise Benutzung günstiger Gelegenheiten zur Erweiterung seines Wirkungskreises zu erlangen. Eine Provinzialsynode zu Sardica im J. 344 und ein kaiserliches Decret Valentinians III. vom J. 445 hatten den Bischof zu Rom zwar als Primas und letzte Instanz der Bischöfe anerkannt; doch selbst im Occident, wo diese Bestimmungen nur gelten konnten, fand seine Anmaßung bis in das achte Jahrhundert noch starken Widerspruch. Um diese Zeit trafen aber mehrere Umstände zusammen, die

ihm den Weg zur allgemeinen Kirchenherrschaft bahnten. Dazu gehört die Pflanzung neuer Kirchen in Deutschland, welche, wie früher die britannischen, durch seine Missionärs gegründet, ihm gleich anfangs unterworfen wurden. Die politische Verwirrung und der Wechsel der Regierungen in Italien und Frankreich; die zwischen 830 und 50 wahrscheinlich von einem mainzischen Diaconus Benedict geschmiedeten Decretalen des falschen Isidor (s. d. Art.), deren Zweck, die Rechte und die Ausübung des römischen Supremats durch untergeschobene Briefe und Constitutionen der frühesten römischen Bischöfe bis in die ersten Jahrhunderte zurück zu datiren und dadurch über allen Widerspruch zu erheben, bei der Unwissenheit jener Zeiten wohl erreicht werden konnte; der Zwiespalt der orientalischen mit den occidentalischen Kirchen, der die letztern immer fester an ihre Wortführer und Geschäftsträger, die Päpste, band; die schon durch den Ehrgeiz der Patriarchen allenthalben eingeführte strenge Abstufung des Ranges der geistlichen Würden, die von selbst gleichsam pyramidalisch auf die Annahme eines höchsten Oberhaupts hinauslief, endlich die persönliche Ueberlegenheit mehrerer Päpste über ihre Zeitgenossen. So hatte schon Leo der Große (s. d. Art.) im fünften, Gregor der Große, ein eifriger heiliger und um die Organisation des Kirchenwesens höchst verdienter Mann von großer Energie im sechsten, und Leo III., der Carl den Großen krönte, im achten Jahrhundert dem päpstlichen Namen ein Ansehn verschaft, gegen welches die Patriarchen des Orients nicht aufkamen und die Fürsten wenig vermochten. Die Erzählung von der Päpstin Johanne, einer in Mainz und Athen gebildeten Engländerin, die sich durch ihre Gelehrsamkeit und durch Verläugnung ihres Geschlechts vom Notarius zu Rom bis zum Papste 855 emporgeschwungen, aber nach einer 2 1/2jährigen Regierung durch ihre unvorhergesehene Niederkunft ihr Geschlecht öffentlich verrathen habe, wird von den neuern Geschichtforschern für eine Satyre gehalten. Unwürdige Päpste gab es in den Jahrhunderten des Mittelalters allerdings; allein nach dem glänzenden Siege, den Nicolaus I. (der Erste, der sich förmlich krönen ließ), in der Ehescheidungssache des Königs Lothar von Lothringen (865) über diesen und die aus päpstlicher Machtvollkommenheit von ihm abgesetzten Erzbischöfe von Trier und Cöln erkämpft, und nach dem Beispiele, das Johann VIII. 875 von einer päpstlichen Verfügung über die Kaiserkrone, die er an Carl den Kahlen brachte, gegeben hatte, konnte auch die mehr als hundertjährige Verwilderung und Entweihung des heiligen Stuhls (insgemein das Hurenregiment genannt), welche unter dem Einflusse der gräflich toscanischen Familie zu Rom 904 mit Sergius III. begann, und durch ruchlose, wollüstige Creaturen und Nepoten (der berüchtigten Markgräfinnen Theodora und Marozia, wie Johann XII., der 956 als ein Jüngling von 18 Jahren und Benedict IX., der 1033 gar als ein 12jähriger Knabe zur päpstlichen Würde gelangte) fortgepflanzt ward, ja selbst das Scandal, daß 1045 drei für Geld gemachte Päpste zugleich in Rom residirten, dem römischen Supremate keinen wesentlichen Eintrag thun. Die Wildheit des Zeitalters bedeckte diese Schändlichkeiten, aus deren Dunkel die Regierung Sylvesters II. (s. d. Art.) 999 bis 1003, des, von der Welt als einen Zauberer angestaunten, größten Gelehrten seiner Zeit, ehrwürdig hervorleuchtete; die mit dem Verfalle der carolingischen Dynastie in Frankreich und Deutschland einreißende Verwirrung gab dem Ehrgeize der Päpste immer größern Spielraum, ja auch seine während jener innern Zerrüttungen und Parteiungen Roms schwer verletzte Würde und Unabhängigkeit

von dem römischen Adel und Volke erhielt der heilige Stuhl durch die Constitution wieder, mit welcher Nicolaus II. 1059 die Papstwahl (s. d. Art. Conclave) in die Hände der Cardinäle legte und aller Einmischung der Laien entzog. Von jetzt an sah man eine Reihe echter Kirchenregenten von großem Sinne und heiligem Wandel auf diesem ersten Throne der Christenheit; Gregor VII., (s. d. Art.) der an Geist und Energie alle übertraf und den Plan der Weltherrschaft mit bewundernswürdiger Consequenz durchzuführen begann; Urban II., der durch den Gegenpapst Clemens III. unaufhörlich beunruhigt und mehrere Male aus Rom vertrieben, dennoch mit vielseitigem, gewaltigem Einflusse und seltenem Nachdrucke von 1088 bis 1099 regierte; Alexander III., der während seiner Regierung von 1160 bis 1181 zwei Gegenpäpste überlebte und den dritten niederwarf, die Könige von England und Schottland zum unbedingten Gehorsam in kirchlichen Sachen brachte, sich von Kaiser Friedrich I. die Steigbügel halten ließ, und die Verfassung der Papstwahl fest bestimmte; und Innocens III., dessen neunzehnjährige Regierung von 1198 bis 1216 das Papstthum auf den höchsten Gipfel der Macht und Würde brachte. Was die Päpste früherer Jahrhunderte kaum gewollt und nur in einzelnen Fällen versucht hatten, machten diese großen, ihren Zeitgenossen überlegenen Männer durch dreistes Umsichgreifen und beharrliches Fortschreiten in einem Geiste constitutionell. Sie knüpften den Klerus des westlichen und mittleren Europa durch die Einführung einer neuen Eidesformel, die ihn zum unbedingten Gehorsam gegen den Papst verpflichtete, durch die Nöthigung zum Cölibat, welches ihn von den Familien- und Nationalinteressen losriß, und durch die Anmaßung des Rechts der Confirmation geistlicher Aemter (s. d. Art. Investitur), welche das Lehnsverband der Bischöfe mit ihren Fürsten trennen sollte und durch das Verfahren des dritten Innocenz in eine willkührliche Dispositon über kirchliche Würden und Pfründen ausartete, gleich Vasallen und eignen Beamten mit unauflöslichen Banden an ihren Stuhl; sie brachten vermittelst ihrer Legationen und Nuntiaturen (s. Legaten und Nuntien) das bischöfliche Recht der Judicatur und Dispensation in kirchlichen und Ehesachen und das ausschließende Canonisationsrecht in ihre Gewalt, und gaben der päpstlichen Würde dadurch das Gewicht des einzigen Ordinariats in der Welt, von welchem alle geistliche Auctorität und Amtsbefugniß ausgehe. Die gesammte Kirche selbst machten sie sich endlich als einzige ausschreibende Präsidenten der Concilien und Nationalsynoden (deren Beschlüsse nur durch päpstliche Bestätigung gültig werden sollten), und durch die nach und nach immer kühner hervortretende Behauptung der Infallibilität (Unfehlbarkeit), und jedem Evangelio gleich zu achtende Auctorität völlig unterthan, und schufen sich durch den klugen Gebrauch der Mönchsorden, besonders der Mendicanten (vergl. d. Art. geistliche Orden) eine geistliche Miliz, die, weil diesen Orden die Inquisition, das Beicht- und Predigtwesen und der öffentliche Unterricht auf Schulen und Universitäten in die Hände fiel, das geschickteste Werkzeug ihrer Politik und eine der stärksten Stützen ihrer Macht geworden ist. Das Gelingen dieser Fortschritte zur unumschränkten geistlichen Oberherrschaft gab ihnen den Muth, auch nach der weltlichen Souveränität zu streben. Doch sind die weltlichen Hoheitsrechte des Papstes viel spätern Ursprungs, als die römischen Hofschriftsteller behauptet haben. Die Schenkung Constantins des Großen betraf kein Landesgebiet, sondern nur einzelne Gebäude und Güter in und bei Rom; durch Pipins

Schenkung (vergl. d. Art. Kirchenstaat) erhielt der Papst nur das dominium utile, d. h. die Nutzung der ihm anvertrauten Ländereien, wurde aber dadurch zugleich Vasall der fränkischen Könige, und dann der deutschen Kaiser, welche die landesherrlichen Rechte über das päpstliche Gebiet ohne Widerspruch ausübten, und bis in das 12te Jahrh. keine Papstwahl ohne ihre Bestätigung gelten ließen. Erst Innocenz III. setzte es durch, daß Rom, die Marken und die mathildischen Erbgüter (vgl. d. Art. Mathildis) ihm als souveränen Landesherrn 1198 huldigten, womit auch der letzte Schatten der kaiserlichen Gewalt über Rom und den Papst verschwand. Günstige Gelegenheiten hatten dem päpstlichen Stuhle schon früher mehrere Königreiche zinsbar gemacht. England befand sich, seit es christlich war, Polen und Ungarn seit dem 11ten Jahrhundert, die Bulgarei und Aragonien seit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts, das Königreich beider Sicilien, dessen normännische Könige schon Lehnsträger des Papstes wurden, seit 1265, wo Clemens IV. es aus Haß gegen die von den Päpsten glücklich gestürzten Hohenstaufen dem Hause Anjou gab, in dieser Abhängigkeit; ja der Orient würde noch unter die römische Herrschaft gekommen seyn, wenn der Erfolg der Kreuzzüge, die ohnehin im Abendlande manche, den Päpsten vortheilhafte Unordnung des bürgerlichen Wesens und Privateigenthums veranlaßt hatten, weniger vorübergehend gewesen wäre. Innocenz III., der überall genannt werden muß, wo von Erweiterung der päpstlichen Macht die Rede ist, durfte ungestraft Könige, z. B. Johann von England ab- und einsetzen, und alle Welt mit seinen Bannstrahlen bedrohen; Kaiser Otto IV. nannte sich von Gottes und des Papstes Gnaden, die Könige hießen des Papstes Söhne und die Furcht vor den schrecklichen Folgen des Interdicts, das er als Statthalter Christi über ungehorsame Fürsten und ihre Reiche aussprach, die Uneinigkeit und Empörungslust der Barone, die schlechtgeordnete Verfassung der Staaten und die großen Mängel der Gesetzgebung unterwarfen die weltlichen Regenten jener Jahrhunderte von selbst der Vormundschaft eines Herrn, dessen Hof die Wiege der neuern Staatsklugheit, dessen Macht und Ansehn durch die Waffen des Geistes, unter dem Schutze der öffentlichen Meinung und des Aberglaubens unwiderstehlich war. Nicht mit Unrecht wurde daher das Papstthum seit jener Zeit eine Universalmonarchie genannt und die Cardinäle als Räthe, die in den verschiedenen Reichen der Christenheit residirenden Legaten als Vicekönige, die Erzbischöfe und Bischöfe als Präfecten und Unterpräfecten, die Pfarrer als Polizei- und Rentbeamte, und die geistlichen Orden als das stehende Heer des römischen Oberhirten betrachtet, dessen Wink über mehr als 300,000 in diesen Abstufungen unter die Völker vertheilter, völlig in sein Interesse verwickelter, unbedingt gehorsamer und durch alle Mittel der Religion und des Fanatismus mächtiger Diener gebot. In der That war auch diese Theokratie zur Gewöhnung roher Fürsten und Völker an Gesetzlichkeit und christliche Sitte wohlthätig genug, um in einer Zeit, wo Rechte erst entstanden, der Rechtsgründe entbehren zu können. Nur die Monarchie, die sich durch den allmähligen Erwerb der Länder ihrer Vasallen und Nachbarn zwischen den Pyrenäen und Deutschland unter allen am glücklichsten ausbildete, Frankreich trat zuerst mit Erfolg gegen den Papst in die Schranken. An Philipp dem Schönen fand Bonifaz VIII. (s. d. Art.), einer der kühnsten und übermüthigsten Päpste, seinen Meister, und seine Nachfolger blieben während der Dauer ihrer Residenz zu Avignon, von 1309 bis 1376 (eine Periode, die man ihre babylonische Gefangenschaft nennt) unter französi-

schem Einflusse. Offenbar litt die Selbstständigkeit der Päpste durch den Umstand, daß sie nun an eine bestimmte politische Partei gebunden waren, wenn sie auch die kräftig erworbenen Vorrechte ihres Stuhls noch fortwährend in allen Gegenden der occidentalischen Christenheit ausübten. Doch tiefer sank ihr Ansehn, als 1378 neben dem italienischen Papste Urban VI. von den französischen Cardinälen ein Graf von Genf unter dem Namen Clemens VII. zum Papste gewählt wurde und jeder von Beiden nicht nur seinen eignen Einfluß auf die seiner Partei ergebenen Nationen, nämlich der italienische über Italien, Deutschland, England und die nordischen Reiche, der französische über Frankreich, Spanien, Savoyen, Lothringen und Schottland behauptete, sondern auch in eben so unversöhnlichen Nachfolgern fortlebte. Der offne Aemterhandel, die schändlichen Erpressungen und niedrigen Ränke, worin die meisten dieser Gegenpäpste einander überboten, gaben den Vorläufern der Reformation in England und Böhmen (s. d. Art. Huß) gerechten Grund zu den Beschwerden und Foderungen einer Kirchenverbesserung, denen die Wohldenkenden überall beistimmten. Zwar gelang es der Kirchenversammlung zu Costnitz, das große Schisma (so wurde diese Spaltung der Kirche unter zwei Päpsten genannt) durch Absetzung der beiden Gegenpäpste zu endigen; aber der 1417 an ihrer Stelle gewählte alleinige Papst Martin V. (s. d. Art.) kam in den Besitz der Rechte und der Macht seiner Vorgänger, ohne die Mißbräuche derselben abzustellen und selbst die nachdrücklichen Reformationsdecrete der Kirchenversammlung zu Basel wurden durch die List und Beharrlichkeit des sich gegen den Willen dieses Conciliums behauptenden Eugen IV., aus dem Hause Ursini, der von 1431 bis 1447 Papst war, größtentheils unkräftig gemacht. Frankreich gewann er schon 1438 durch die pragmatische Sanction, welche die Freiheiten der gallicanischen Kirche begründete und durch Unterhandlungen mit ihm und seinem Nachfolger (dem als Freund der alten Literatur und Beschützer der gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland verdienten Nicolaus V.) brachte Aeneas Sylvius als Gesandter Kaiser Friedrichs III. 1448 das wiener Concordat zu Stande. Warum aber darin den Beschwerden der deutschen Nation so wenig abgeholfen und das päpstliche Interesse so sorgfältig wahrgenommen war, merkten die von dem schlauen Unterhändler Aeneas Sylvius zur Annahme überredeten deutschen Fürsten erst, als letzterer Cardinal und 1458 unter dem Namen Pius II. selbst Papst wurde. In diesem Concordate erhielt der Papst die Bestätigung der Annaten, des Rechtes, die Prälaten zu confirmiren und unter vielen andern Reservationen auch die Papstmonate, oder die nicht mehr nach den Erledigungsfällen, sondern nach den Monaten der Erledigung (deren sechs in jedem Jahre ihm vorbehalten waren), mit den Stiftern abwechselnde Verleihung der Pfründen. Durch allmälige Ausdehnung dieser schon an sich sehr beträchtlichen Vortheile, die auch andere christliche Reiche unter andern Titeln gewähren mußten, hatten die Päpste es noch im 15ten Jahrhunderte wieder so weit gebracht, daß ihnen die volle Hälfte aller geistlichen Einkünfte des Occidents unter mancherlei Namen zufloß. Hülfe gegen die Türken war der gewöhnlichste Vorwand, wozu jedoch nur selten Etwas von diesen ungeheuren Summen angewendet wurde. Denn theils mußte die Gunst der Parteien in Rom, unter welchen die alten Geschlechter der Colonna und Ursini seit lange her wetteiferten, erkauft werden, theils nahmen die Bedürfnisse der Neffoten (vgl. d. Art. Nepotismus) so viel weg, daß für das allgemeine Beste der Christenheit eben nichts übrig blieb. In der Sorgfalt

für seine Familie trieb es wohl kein Papst weiter als Alexander VI. (s. d. Art.) 1492 bis 1503, der, wenn auch oft zu hart beurtheilt, sich doch nur als Politiker in Achtung zu setzen, aber nie in den geistlichen Stand zu finden wußte. Sein Nachfolger Julius II. 1503 bis 1513 brauchte nicht weniger wegen seiner politischen Händel und des Kriegs mit Frankreich, in welchem er seine Armee selbst ritterlich anführte, aber trotz seiner Kanonen vor Bayard fliehen mußte. Zum Glück für ihn und seinen Nachfolger Leo X. (s. d. Art.) wurde Maximilian I. durch äußere Umstände und endlich durch seinen Tod gehindert, mit dem Einfalle einer Vereinigung der päpstlichen und kaiserlichen Krone auf seinem Haupte hervorzutreten. Durch den Umstand, daß Deutschland, Frankreich und Spanien mit einander wetteiferten, ihre Ansprüche auf die Lombardei und Neapel geltend zu machen und sich daher wechselseitig um die Freundschaft des Papstes bewarben, hatte dessen politische Bedeutung schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts von neuem zugenommen, und Leo X. war eben mit Frankreich auf gutem Wege, als das nicht mehr zu wehrende Vordringen des Zeitgeistes ein Ereigniß herbeiführte, an welchem die anmaßende römische Staatskunst scheiterte. Luther, Zwingli und Calvin waren nur die Herolde und Vorfechter einer Opposition, die schon das stille Bekenntniß von Tausenden, fast die Hälfte des Occidents förmlich vom Papste losriß, während ihn auch die Politik Carls V. immer mehr in den Hintergrund stellte. Was frühere Jahrhunderte der Unwissenheit dem Papste zugestanden hatten, sanctionirte nun zwar die tridentinische Kirchenversammlung und die Gesellschaft Jesu trat als eine Schutzwache um seinen Thron, die Spuren der Reformation in den katholisch gebliebenen Staaten zu vertilgen, und was in Europa verloren worden war, durch Missionen unter den Heiden zu ersetzen strebte. Doch weder diese neue Stütze, noch die Staatskunst schlauer Päpste, wie Clemens VII. Medicis 1523 bis 1534, den des Kaisers General, Carl von Bourbon 1527 in die Engelsburg trieb, und Paul III. Farnese 1534 bis 1549, der seinem Hause Parma und Piacenza erwarb, noch die mönchische Kirchlichkeit Pauls IV. Caraffa 1555 bis 1559, noch die Mäßigung Pius IV. Medicis 1559 bis 1566, der sich bis zur Verwilligung des Kelchs für die hussitischen Böhmen herabließ, oder die Anmaßung und Härte Pius V. 1566 bis 1572, der durch seine, des stolzen Dominicaners und wüthenden Ketzerrichters, der er vorher gewesen, vollkommen würdige, Nachtmahlsbulle (in coena Domini) Fürsten und Völker empörte, obgleich seine rauhe Sittenstrenge ihm zur Ehre der Canonisation verhalf, ferner die gemeinnützige Thätigkeit Gregors XIII. 1572 bis 85, welcher der Welt den verbesserten (gregorianischen) Calender gab, oder die Regentengröße und Weisheit Sixtus V. 1585 bis 1590 (s. d. Art. Sixtus), das Glück Clemens VIII. Aldobrandini 1592 bis 1605, der 1597 Ferrara zum Kirchenstaate schlug, noch endlich die Gelehrsamkeit Urbans VIII. Barberini 1623 bis 1644, der Urbino dazu brachte, und die Bewegung der Erde um die Sonne von Galilei abschwören ließ, vermochte das alte Ansehen eines Throns wieder herzustellen, auf dem in der Regel nicht die Religion, sondern die Politik des Eigennutzes und der Herrschsucht, und im 17ten Jahrhundert auch meist die Schwäche und Beschränktheit regierte. Vergebens erneuerte man zu Rom die Sprache des siebenten Gregors und des dritten Innocenz; auch in katholischen Staaten wurde der Unterschied der kirchlichen Angelegenheiten von den politischen schon deutlich genug begriffen, um die Einschränkung des päpstlichen Einflusses

auf die ersteren in der Ordnung zu finden. Seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts wurde kein deutscher Kaiser mehr vom Papste gekrönt, die Fürsten, die ihm seine Politik abgelernt hatten, entzogen sich seiner Vormundschaft, die Nationalkirchen gewannen ihm Freiheiten ab, die er vergebens streitig machte, und der westphälische Friede, den der heilige Stuhl nie anerkannt hatte, gab Grundsätzen der Toleranz, die mit den Fundamentallehren des Papismus im geraden Widerspruche stehen, eine öffentliche, von allen europäischen Mächten garantirte Geltung. Unter solchen Umständen konnte nicht mehr von Erweiterung der päpstlichen Macht, sondern nur von Anstalten gegen ihren gänzlichen Verfall die Rede seyn, und der Statthalter Christi, der, da er anfing, sich den Knecht der Knechte zu nennen, Herr aller Herren war, mußte sich nun in die Rolle eines Unterdrückten fügen, der mehr das Mitleid und die Billigkeit, als den Gehorsam anspricht. Der Jansenismus raubte ihm einen bedeutenden Theil der Niederlande, seine Bullen galten auf dem Kirchenstaate nichts mehr ohne die Genehmigung der Könige, die Abgaben aus fremden Reichen, die nur noch durch Concordate in Verbindung mit Rom erhalten werden konnten, gingen immer sparsamer in Rom ein; in Frankreich und bald auch in Deutschland wurde er das Ziel des Witzes, und die würdigen Männer, die den heiligen Stuhl im Laufe des 18ten Jahrhunderts zierten, der gelehrte Lambertini 1740 bis 1758 (s. d. Art. Benedict XIV.) und der aufgeklärte Ganganelli 1769 bis 1774 (s. d. Art. Clemens XIV.) mußten die Schuld ihrer Vorfahren büßen und sich in Achtung, die diese ertrotzt hatten, durch Geduld, Nachgiebigkeit und persönliche Verdienste zu erhalten suchen. Schlimmer noch ging es ihren Nachfolgern Pius VI. 1775 bis 1799 und Pius VII seit 1800 (vergl. d. Art. Pius VI. u. VII.). Der Erstere wurde nach bittern Erfahrungen von den Fortschritten der Aufklärung, gerade als der Tod Josephs II. ihm neue Hoffnungen gab (s. d. Art. Nuntien), Zeuge von der Revolution, welche die französische Kirche von ihm losriß und ihn seiner Staaten beraubte. Der Andere mußte seine persönliche Freiheit und den Besitz des verkleinerten Kirchenstaats durch ein zweideutiges Concordat 1801 mit Bonaparte und durch schmähligе Erniedrigungen erkaufen, um 1809 Beides wieder zu verlieren. Nie war die geistliche Würde des Papstes mehr in das Gedränge gekommen, als durch die Folgen dieses Unglücks, und wie schmerzlich Pius die Demüthigung empfindet, einer Coalition, welche größtentheils aus Ketzern (England, Preußen, Rußland) besteht, seine Rettung im Frühjahre 1814 verdanken zu müssen, hat er nicht nur durch die Wiederherstellung der Inquisition, der Jesuiten und anderer geistlichen Orden gezeigt, sondern auch durch Reclamationen und Protestationen zu erkennen gegeben, daß er seine durch die Mächte bewirkte Restitution ganz als eine Schuldigkeit der letztern ansehe. So publicirte der Cardinal Consalvi am 14. Jun. 1815 eine feierliche Verwahrung gegen die Beschlüsse des Wiener Congresses, namentlich gegen die verweigerte Zurückgabe von Avignon und von dem auf dem linken Pouser liegenden Theil von Ferrara, und gegen das dem Hause Oesterreich zuerkannte Besatzungsrecht in Ferrara und Comacchio. Dadurch hat sich vor unsern Augen bewährt, was immer die Hauptmaxime des römischen Hofes war, „von seinen Behauptungen und Aussprüchen nie das Mindeste bestimmt aufzugeben, sondern damit nur die gelegne Zeit abzuwarten.“ Ob diese scheint noch nicht gekommen zu seyn und wird auch schwerlich wiederkehren. Die politische Rolle des Schiedsrichters

von Europa ist von Rom durch Frankreichs Hände auf das Cabinet von St. James übergegangen, und in der französischen und deutschen katholischen Kirche regen sich Elemente eines Freiheitsgeistes und weitverbreitete Wünsche eines selbstständigen Nationalkirchenthums, bei welchen die alten Theorieen der päpstlichen Curie schwerlich wieder zur allgemeinen Ausübung kommen dürften. E.

Päpyrus, s. Papier.

Parabel ist eine zu den Kegelschnitten (vgl. d. Art.) gehörige krumme Linie. Sie hat zwei Schenkel, die auf beiden Seiten ihrer Achse gleichförmig ins Unendliche fortlaufen, und einen Brennpunkt, welcher seinen Namen daher hat, daß alle von einem sehr weit entfernten Gegenstande, z. B. der Sonne, auf einen parabolisch gekrümmten Spiegel (Brennspiegel) fallende Strahlen in diesen Brennpunkt (welcher bei einer unendlich großen Entfernung der Theorie nach auch genau nur ein Punkt ist) vereinigt zurückgeworfen werden, welches bei keiner andern Krümmung der Spiegel geschehen kann. Daher ist die parabolische Gestalt die zweckmäßigste, sowohl für Brennspiegel als für die Hohlspiegel der newtonschen Spiegelteleskope. Auf dieselbe Weise würde ein, aus einer sehr großen Entfernung gegen eine parabolisch gekrümmte Wand anstoßender, Schall in dem Brennpunkte dieser Krümmung vorzüglich stark seyn. Auch ist die Parabel diejenige Linie, in welcher jeder auf der Ebne geworfne Körper sich bewegen müßte, wenn nicht der Widerstand der Luft diese Bewegung abänderte.

Parabel. Dieses Wort (παραβολή) wird bisweilen von einfachen Gleichnissen, vorzüglich aber von einer fortgesetzten Reihe derselben, oder von einer ganzen Rede in Gleichnissen gebraucht. Sie verhält sich als solche zum einfachen Gleichniß, wie die Allegorie zur Metapher, und darf also weder mit der Allegorie, noch mit der Parömie (der sprichwörtlichen Rede), noch mit der Fabel verwechselt werden, deren Gebiet sie oft bestreift. Die Parabel setzt, wie das Gleichniß, da sie eine Idee von allen Seiten umfassen und durch fortschreitende Bilder von einer Art versinnlichen will, einen ruhigen Zustand des Gemüths voraus, der uns erlaubt, bei der Betrachtung eines Gegenstandes zu verweilen. Sie wird also im Lehrvortrage, auch in dichterischen Darstellungen dieser Gattung herrschen, weniger im Epos, am wenigsten in der Lyrik und im Drama, wiewohl wir eine sehr vollendete Parabel von den drei Ringen in Lessings Nathan finden, welcher sich aber auch seiner Natur nach zum Didactischen hinneigt. Die trefflichsten Parabeln oder Gleichnißreden finden wir im alten und neuen Testamente, da sie überhaupt bei den Orientalen gewöhnlicher waren. So sind z. B. Nathans Bußpredigt an David, die Erzählung vom verlornen Sohne, von den Arbeitern im Weinberg, von dem ungetreuen Haushalter, ausgeführte Parabeln. Unter den Deutschen haben sich besonders Herder und Krummacher in dieser Darstellungsart um allgemeine Belehrung sehr verdient gemacht. bb.

Paracelsus. Dieser berüchtigte Abenteurer in der Chemie und Physik, welcher sich selbst Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombast de Hohenheim nennt, war der gewöhnlichen Meinung nach im J. 1493 zu Einsiedeln in der Schweiz geboren; Haller indeß glaubt, einer von ihm für gut gehaltnen Autorität folgend, daß er aus Gaiß im Canton Appenzell gebürtig war, und zu der noch daselbst bestehenden Familie Hochener gehört habe. Sein Vater, welcher die Arzneikunde übte und sich auch mit der Chemie beschäftigte, ertheilte seinem Sohn den ersten Unterricht in diesen Wissen-

schaften, und gab ihn dann unter Trithemius, Abt von Spanheim, der in dem Rufe großer Gelehrsamkeit in der Chemie stand. Paracelsus vertauschte nachher diesen Lehrer mit Sigismund Fugger, einem großen Operateur. Von beiden erfuhr er manches Geheimniß, und wurde in die Alchymie eingeweiht. Er begann darauf ein unstetes Leben, durchreiste einen großen Theil von Europa, und suchte nicht bloß auf den vorzüglichsten Universitäten und von den gelehrtesten Männern sich unterrichten zu lassen, sondern nahm in Ansehung von Heilmitteln, Curarten und Arcanis auch von Barbieren, Beschwörern, alten Weibern und Quacksalbern guten Rath an. Aber er erwarb auf seinen Reisen eine nicht unwichtige Kenntniß in der Kunst, die Metalle zu scheiden und zu verbinden, und wiewohl der Hauptzweck, auf den immer hingearbeitet wurde, der Stein der Weisen und eine Universalmedicin waren, so fand er doch beiläufig auch manches schätzbare Heilmittel auf. Von Natur besaß er alle Eigenschaften, um als Wunderarzt mit Erfolg aufzutreten, die größte Anmaßung und Zuversicht, unverschämte Großsprecherei, rohes und sonderbares Betragen und eine geheimnißvolle unverständliche Sprache. Auf seinen Zügen practicirte er als Arzt und Wundarzt, und wohnte in beiden Eigenschaften mehrern Schlacht- und Belagerungen bei. Einige glückliche, mit den gewöhnlichen Uebertreibungen erzählte Curen machten seinen Namen in Deutschland berühmt; und die Linderung, die er dem berühmten Buchdrucker Froben, der an der Gicht litt, auf einige Zeit durch sein Laudanum verschaffte, bewog den Magistrat von Basel, ihm den dortigen Lehrstuhl der Medicin mit einem ansehnlichen Gehalt zu übertragen. In den J. 1527 u. 28 gab er täglich Unterricht, oft in barbarischem Latein, gewöhnlich aber deutsch, wobei er hauptsächlich seine eignen dunkeln Werke erläuterte. Oeffentlich verbrannte er die Werke des Galen und Avicenna, die er, vielleicht nicht ohne allen Grund, für die Verderber der Physik erklärte, während er dem Hippokrates die schuldige Ehrfurcht zu erweisen schien. Nichts gleicht dem lächerlichen Stolz, mit welchem er die Alleinherrschaft in der Medicin und den Vorrang vor allen Schulen und Universitäten auf der Welt sich anmaßte. Obgleich er sich mehrere enthusiastische Anhänger erwarb, so schreckte doch der Barbarismus und Unsinn seiner Vorlesungen die Lernenden zurück, so daß er sich fast allein befand. Ein Streit mit dem Magistrat in Betreff einer zu seinem Nachtheil gegebnen Entscheidung vermehrte seine Unzufriedenheit, und er verließ plötzlich Basel 1528. Darauf lebte er im Elsaß und in andern Ländern Deutschlands, brachte seine meiste Zeit in Schenken zu, und zechte ganze Nächte in der gemeinsten Gesellschaft. Noch wußte er durch einige außerordentliche, durch seine kräftigen Mittel bewirkten Curen seinen Ruf zu erhalten, wiewohl die Fälle, wo er fehlgriff, eben so häufig waren. Endlich, wiewohl er sich eines Elixirs rühmte, womit er sein Leben nach Gefallen verlängern könne, starb er 1541 an einem Fieber in einem Gasthause zu Salzburg, und ward im St. Sebastianshospital begraben, dem er sein ganzes mäßiges Vermögen vermachte.

Die wissenschaftliche Chemie verdankt Paracelsus sehr wenig, der sein System der drei Elemente von Salz, Schwefel und Quecksilber von Basilius Valentinus entlehnte, und durchaus ohne alle klaren und methodischen Ideen war. Auch scheint er nicht sowohl die chemische Pharmacie verbessert, als bisher für schädlich gehaltene Mittel dreist angewandt zu haben. Darin besteht für die Heilkunde sein Hauptverdienst; denn seine gänzliche Unwissenheit in der Anatomie und rationalen Physiologie erlaubte ihm nicht, auf die Verbesserung der Theorie Anspruch

zu machen; außerdem war er der Magie, Astrologie, Geomantie und anderm mystischen Betruge zugethan. Das Opium stand unter seinen Arzneien oben an; oft half er seinen Kranken damit, noch öfter aber richtete er sie zu Grunde. Auch aus Antimonium und Merkur bereitete er sehr heftig wirkende Präparate. Letzteren wandte er mit Erfolg gegen die venerischen Uebel an. Bei Lebzeiten hat er wenig drucken lassen, aber eine große Menge Schriften sind nach seinem Tode unter seinem Namen erschienen, deren vollständigste Ausgabe zu Genf 1658 in 3 Foliobänden erschienen ist.

Paradies. Die Bibel erwähnt eines zwiefachen Paradieses, eines irdischen, in welchem das erste Menschenpaar im Stande der Unschuld seit seiner Erschaffung lebte, bis es aus diesem glücklichen Aufenthalt um seines Ungehorsams willen getrieben und in die Welt hinausgestoßen wurde, dort mit allen Beschwerden des Lebens zu kämpfen bis an den Tod; und eines himmlischen, welches als der Aufenthalt der Seligen nach dem Tode bezeichnet wird. Die Vorstellung, daß der Mensch, je nachdem er gerecht oder ungerecht gelebt, einst nach dem Tode an einen Ort der Freude oder der Trauer versetzt werde, finden wir fast bei allen Völkern der Erde wieder, aber unter den mannigfaltigsten Abweichungen und Verschiedenheiten. Je roher und sinnlicher die Begriffe eines Volks sind, desto roher und sinnlicher stellt es sich den Ort vor, an dem die Seele nach dem Tode des Körpers fortdauern wird, indem es das Irdische auf das Ueberirdische überträgt. In seinem Paradiese ist nichts vorhanden von dem, was ihm hier Schmerz oder Kummer verursacht, dagegen wird ihm alles zu Theil werden, was ihm hier das Köstlichste und Wünschenswertheste ist. Der kriegerische Germane schmauſ'te in seinem Paradiese unter den Helden der Vorzeit, und schlürfte köstliches Bier aus den Schädeln erschlagener Feinde; der sinnliche Mahomedaner schwelgt unter Wohlgerüchen in den Armen rosiger Mädchen u. s. w. Der geläuterte Christianismus hat alle irdischen Vorstellungen aufgegeben, und findet den paradiesischen Zustand der Gerechten nach dem Tode darin, daß sie, je mehr sie die Tugend lieb gewonnen, um so fähiger geworden, sich geistig zu immer größerer Vollkommenheit auszubilden.

Paradies (Maria Theresia), geboren zu Wien 1759, ist eben so merkwürdig durch ihr Schicksal als durch ihr ausgezeichnetes musikalisches Talent. Schon in einem Alter von 4 Jahren und 8 Monaten wurde sie durch einen gichtartigen Schlagfluß ihres Gesichts gänzlich beraubt. Da sie für die Musik viel Neigung zeigte, ließ ihr Vater sie vom siebenten Jahre an auf dem Fortepiano und im Singen unterrichten. Schon nach drei Jahren ließ sie sich in der Augustinerkirche zu Wien in dem pergolesischen Stabat mater als erste Sopransängerin hören, wobei sie selbst auf der Orgel accompagnirte. Die dabei anwesende Kaiserin, Maria Theresia, setzte ihr sogleich ein Jahrgeld von 200 Gulden aus. Bald brachte es nun die junge Virtuosin durch Kotzeluchs Unterricht so weit, daß sie nach und nach gegen sechzig Clavierconcerte mit der größten Genauigkeit spielen lernte. Im J. 1784 trat sie darauf eine musikalische Reise an, und erregte überall, wohin sie kam, besonders aber in London 1785, theils durch ihre Talente, theils durch ihr Unglück, Bewunderung und Theilnahme. Besonders rührend weiß sie ihr Schicksal in einer Cantate von dem gleichfalls blinden Dichter Pfeffel, in Musik gesetzt von Kotzeluch, vorzutragen. Ihr Gedächtniß ist bewundernswürdig treu; ihre Compositionen, deren Anzahl nicht klein ist, und welche meistentheils für den Gesang sind, dictirt

sie Note für Note in die Feder. Es sind Stücke darunter von bedeutendem Umfang. Auch in andern Wissenschaften, z. B. in der Geographie, im Rechnen u. s. w. ist sie wohlerfahren. Dabei ist sie in der Gesellschaft heiter, unterhaltend, witzig und höchst interessant. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist jetzt Wien.

Parador, ein griechisches Wort, womit das bezeichnet wird, was gegen Meinung und Erwartung (paradoxon) verstößt oder ausschlägt, das Unglaubliche, Unvermuthete. Im Gebiete der Wissenschaft oder des Geistes nennt man so, was gegen die herrschende, für wahr angenommene Ansicht verstößt, eine Behauptung oder ein Satz, welcher durch eine scharfsinnige, keck und ohne weiteres hingestellte Folgerung aus weggelassenen vorhergehenden Sätzen entsteht. Es erhellt von selbst, daß an sich der Sinn dieses Worts bloß ein beziehungsweise wahrer ist und eine Schule die Behauptungen der andern parador finden kann, weil sie eben von einander abweichen, daß aber darum noch nicht entschieden ist, ob die so benannte darum auch verwerflich sey. In einem Zeitalter, welches rüstig in der Wissenschaft vorschreitet, muß darum, und weil der Forschungstrieb, wie er sich in den Schulen ausspricht, auch seine üppigen Auswüchse, ja man möchte sagen, Unarten hat, manches parador scheinen, weil es gegen eine frühere, beschränktere Ansicht verstößt, obwohl es an sich in einer gesetzmäßig aufgebauten Anschauungs- und Begriffsreihe ganz natürlich und nichts weniger als unerwartet oder gar falsch seyn kann. Nachdenken und lebendige Einsicht in Bau und Gliederung der Ideen wird gewiß im Gebrauch dieses Worts, zumal wo er zugleich verwerfender ist, behutsam machen. Wa.

Paraguay. Diesen Namen führt ein großer Landstrich in Südamerika, von dem ihn durchströmenden Hauptflusse Paraguay, der nach seiner Vereinigung mit dem Parana und Uruguay die allgemeinere bekannte Benennung Rio de la Plata erhält. Dies Land liegt zwischen Brasilien, dem äthiopischen Ocean, Peru, Patagonien und Tucuman. Sein Flächeninhalt umfaßt nicht weniger als 40,000 Quadratmeilen, von denen die Mehrzahl, die Provinzen Paraguay, la Plata und Buenos-Ayres, den Spaniern, der Ueberrest (das östliche Land) den Portugiesen gehört. — Noch ehe Fernando Cortez seinen berühmten Eroberungszug nach Mexiko ausführte, entdeckte (1515) der Großsteuermann von Castilien, Diaz de Solis, die Landschaften um den Paraguan (la Plata). Nachdem er im Kampfe mit den Wilden sein Leben verloren hatte, auch ein dahin gekommenes portugiesisches Schiff durch die Eingebornen mit großem Verluste zurückgewiesen worden war, blieben jene Gegenden lange Zeit von den habsüchtigen Europäern unbesucht. Zwar legte 1526 der Spanier Sebastian Cabot am Ausflusse des Paraguay eine spanische Festung an, allein sowohl diese Niederlassung als auch das einige Zeit nachher gegründete Buenos Ayres wurden wegen der beständigen Ueberfälle der kriegerischen Einwohner wieder verlassen. 150 Meilen weiter landeinwärts am Paraguay, zu Assomtion, siedelten die Europäer sich wieder an, denn dort waren die Eingebornen weniger kriegerisch. Doch 40 Jahre darauf (1581) wurde ein Theil der Colonisten auf Befehl der spanischen Regierung, um der nähern Verbindung mit dem Mutterlande willen, durch Juan Ortis de Zarate nach Buenos Ayres zurückgeführt, und diese Ansiedlung erhob sich unter dem Schutze der angewachsenen Macht der Spanier bald zu einem bedeutenden Handelsorte, so daß die eine der vier großen spanischen Statthalterschaften in Amerika nach ihr benannt wurde (man vgl. Südamerika). — Das eigentliche Paraguay, mit der Hauptstadt

la Assomtion, wurde im Jahr 1776, als das neue Vicekönigreich Rio de la Plata gebildet worden war, diesem einverleibt. Noch vor diesem Zeitpunkte war Paraguay der Schauplatz einer sehr interessanten Begebenheit, welche ein Hauptmotiv zu der in dem Zeitraum von 1759–1767 erfolgten Aufhebung der Jesuiten in Spanien und Portugal abgab. Dieser Orden, der von jeher durch eine unbegränzte Herrschsucht sich auszeichnete, hatte schon im siebzehnten Jahrhundert (1640) in jenem herrlichen Lande festen Fuß zu fassen gewußt. Unter der Vorspiegelung, daß die Sittenlosigkeit der neuen Ankömmlinge dem Bekehrungswerke der Missionarien im Wege stehe, machten sie der spanischen Regierung den Antrag, daß ihnen das Missionsgeschäft in Paraguay ausschließlich (d. h. mit Ausschluß aller Spanier) überlassen werden möge, indem sie zugleich sich erboten, die spanische Sprache dort vorzüglich einheimisch zu machen und für jeden Kopf der mannbaren Einwohner jährlich einen Piaster (1 Thlr. 8 Gr.) an die Krone Spanien zu erlegen, auch auf Erfordern eine Anzahl derselben zum Dienste des Königs zu stellen. Die Regierung genehmigte diesen Antrag, und machte dadurch gleichsam die Jesuiten zu den allmächtigen Herren jenes Landes, wo sie sich in kurzer Zeit so einzunisten wußten, daß sie bald einunddreißig Missionsbezirke (Doctrinae) mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Einwohnern unter ihrer Herrschaft besaßen. Kein Spanier wurde in diesen Bezirken geduldet, sondern vielmehr der Haß der Einwohner gegen die Spanier und Portugiesen nur mehr genährt, denn es kam den Jesuiten auf nichts geringeres hierbei an, als ihrem Orden hier einen Staat zu bilden, der ihm Unabhängigkeit und Reichthum sichere. Sie wußten sich sogar eine bewaffnete Macht zu verschaffen, indem sie die Trennung der Portugiesen von den Spaniern (1640, als Brasilien an Portugal fiel) benutzten, von der Regierung Waffen zu bekommen, um den Feind von den Gränzen abhalten zu können. Unter dem Vorwande, gegen die Anfälle der benachbarten wilden Völkerschaften sich sicher stellen zu müssen, erbaueten sie nun auch Festungen, und bildeten sich so einen förmlichen Kriegsstaat, mit der fein berechneten Erklärung, daß sie den Aufwand davon einzig aus den Quellen des Landes bestreiten wollten, ohne von der spanischen Regierung je etwas zu verlangen. So hatten sie allmählich einen theokratischen Staat errichtet, der im 18ten Jahrhundert das eigentliche Paraguay, Tucuman, Rio de la Plata und das Corregimento Tarja umfaßte; der Sitz des dirigirenden Provinzials und seiner vier Consultatoren war Cordova, wo auch eine hohe Schule errichtet worden war. Die Jesuiten waren im Besitze des ganzen Handels mit den köstlichen Landesproducten; die Eingebornen konnten weder über ihre Personen, noch über ihren Erwerb und ihr Vermögen frei verfügen, keiner arbeitete für sich selbst, sondern alle gemeinschaftlich für den Staat, allein sie wurden dafür auch aus der allgemeinen Staatscasse mit allen Bedürfnissen versorgt. — Durch ihr kluges Benehmen und falsche Darstellungen von der Lage der Dinge gelang es ihnen beinahe 150 Jahre lang die spanische Regierung in ihrer Täuschung zu erhalten und sie mit der auferlegten mäßigen Kopfsteuer zu befriedigen. Allein der Vertrag zwischen den Kronen Spanien und Portugall von 1752, durch welchen an die letztere sieben Missionsbezirke vom Reiche der Jesuiten abgetreten werden sollten, gab die Veranlassung zur Enthüllung des wahren Planes der Jesuiten, aber auch ihrer Kräfte. Als diese anfänglich durch heimliche Ränke Streitigkeiten über Gränzberichtigungen zwischen den Spaniern und Portugiesen zu erregen gesucht hatten, um die Vollziehung des

Tractates wo möglich zu verhindern, ja sogar die Einwohner anreizten, mit den Waffen in der Hand sich den zu dem Theilungsgeschäfte abgeordneten spanischen und portugiesischen Commissarien zu widersetzen, erkannte man endlich in Madrid wie in Lissabon, welche gefährliche Macht in den Händen dieser verschlagnen Mönche sey. Beide Mächte vereinigten sich, diese Macht zu brechen, allein sie bedurften dazu bedeutender Verstärkung, da die Jesuiten eine wohlausgerüstete reguläre Armee von 20,000 Mann aufstellten. Doch ihre Stunde hatte einmal geschlagen; sie wurden von der vereinigten spanisch-portugiesischen Armee (1756) geschlagen und nicht nur aus dem schönen Paraguay, sondern zehn Jahre später aus der ganzen spanischen Monarchie und Portugal vertrieben. — Paraguay ist ein ebenes Land, das aus lauter Wiesen besteht und wegen seiner vortrefflichen Bewässerung vorzüglich zur Viehzucht sich eignet. Heerden von Hornvieh und Pferden bedecken seine Ebenen und manche Meierei zählt mehr als 10,000 Stück Schafe. Zwar liefert es kein Gold und Silber, allein aus seinem Handel mit Chili und dem Vertrieb seiner einheimischen Producte (Tabak, Zucker, Indigo, Seide und Baumwolle, Wachs, Holz und das gesuchte Paraguaykraut oder vielmehr die Blätter des Baumes Can, die als Thee verführt werden und wovon Chili allein jährlich für eine Million Thaler erhält) fließen große Schätze nach Europa. Unter den eingebornen 50 verschiednen Volksstämmen, die das Land heutigen Tages noch bewohnen, zeichnen sich die Abiponer, eine berittene Nation, durch ihren schönen Wuchs aus. — La Assomtion ist die Hauptstadt des Landes, am Flusse Paraguay gelegen, und von etwa 400 Familien bewohnt, sie ist der Sitz einer Audienz und eines Bischofes. Charcas und Corrientas sind kleinere Städte. Außer dem Paraguay (la Plata) wird es noch vom Parana, Piliomayo, Bermejo (Vermejo), Salado und andern durchströmt. Das Clima ist gesund, nur hier und da etwas feucht; Gewitter gibt es sehr häufig. Von den jetzigen politischen Verhältnissen auch dieses Landes seit den in Süd-Amerika ausgebrochenen Gährungen sprechen wir in dem Art. Spanisches Amerika unter Spanien. 1.

Parallaxe heißt der Winkel, den zwei verschiedne Gesichtslinien zu einem und demselben Gegenstand mit einander machen. Man denke sich, daß von den beiden Endpunkten einer geraden Linie aus ein dritter Punkt gesehen werde, so bilden die beiden Gesichtslinien zu demselben mit jener Grundlinie ein Dreieck, dessen Scheitelwinkel die Parallaxe ist. Dieselbe dient vorzüglich in der Astronomie (vgl. d. Art.) zur Berechnung der Entfernung der Himmelskörper. Ist die Horizontalparallaxe eines Sterns gegeben, d. i. im Dreiecke, dessen Grundlinie der Halbmesser der Erde, der Scheitelwinkel, welcher von der Horizontallinie (senkrecht auf dem Halbmesser des Beobachtungsortes) und der Gesichtslinie vom Mittelpunkt der Erde zum Stern eingeschlossen wird; so findet man, einem trigonometrischen Lehrsatze gemäß, die Länge der letztern Linie oder die Entfernung des Sterns vom Mittelpunkte der Erde, wenn man den Erdhalbmesser durch den Sinus jenes Winkels dividirt. Vergl. den Artikel Astronomie.

Parallele. Parallellinien heißen zwei gerade Linien, die ins Unendliche fort verlängert, niemals zusammenstoßen, oder die überall gleichen Abstand von einander haben. Parallelkreise oder auch Breitenkreise, sind an der Erdkugel, die dem Aequator parallelen Kreise, von denen jeder einzelne durch alle diejenigen Punkte der Erdoberfläche geht,

Digitized by Google

die eine gleiche Breite, d. i. gleichen Abstand vom Aequator haben. Parallelen sind bei der Belagerung von Festungen die Gräben, welche die nach der Festung zuführenden Laufgräben mit einander in Verbindung setzen, und ihren Namen daher führen, daß sie mit dem Umriß der Festung gewöhnlich parallel laufen. Sie dienen vorzüglich zum Sammelplatz der gegen die Festung zu richtenden Kräfte. Gewöhnlich werden bis zum Brescheschießen drei Parallelen erfodert, wo die erste, d. i. entfernteste von der Festung, nach Umständen in einer Entfernung von 600 — 900 Schritt vom bedeckten Wege der Festung, und die letzte, welche die Breschebatterien aufnimmt, auf dem Glacis selbst angelegt werden.

Paralytisch, von dem griechischen Worte paralisis (die Auflösung, Zerstörung, Schwächung, besonders mit der Bedeutung: nur von einer Seite) herstammend, heißt jetzt in medicinischer Bedeutung so viel als gelähmt, und bezeichnet den Zustand des Körpers, da ein Theil desselben der Empfindung und willkührlichen Bewegung beraubt ist. Man unterscheidet den vollkommnen paralytischen Zustand, da beides, Gefühl und freiwillige Bewegung, z. B. des Arms, fehlt, und den unvollkommnen, da ein Theil des Körpers nur des Gefühls allein, oder der Bewegung allein beraubt ist. In so fern Gefühl und Bewegung von dem Nerven- und Muskelsystem abhängen, kann der Sitz des paralytischen Zustandes nur in diesen beiden seyn. Da aber die eigenthümliche Function der Muskeln, nämlich die Bewegung, selbst wieder bloß in dem Einfluß des belebenden Nerven gegründet ist, so folgt hieraus, daß jeder paralytische Zustand seinen Grund in einer Unterdrückung der Function desjenigen Theils des Nervensystems haben muß (s. den Art. Nerven), welcher das Gefühl und die willkührlichen Bewegungen vermittelt, also des Gehirns, als des Centrums des ganzen Nervensystems, der von ihm abgehenden Nervenpaare, der Nerven des verlängerten Marks und des Rückenmarks, der Nervenpartien des Gesichts, der Arme und Hände, der untern Extremitäten, und der Nerven der der Willkür unterworfenen Schließmuskel. Betrifft die Unterdrückung der Nervenfunction das Gehirn in seinem ganzen Umfang, so erfolgt ein allgemeiner paralytischer Zustand, der auch Apoplexie oder Schlagfluß genannt wird; betrifft sie nur einen Theil des Gehirns, oder irgend einer der gedachten Nervenpartien, so entsteht einseitige Lähmung des Körpers, theilweise Lähmung des Gesichts, des Arms und Beins der einen Seite, Verzerrung des Mundes; Unfähigkeit, den Arm oder das Bein zu bewegen, Mangel der Sprache, Lähmung der Schließmuskel; Unfähigkeit, den Urin zu halten u. s. w. Alles, was die Nerventhätigkeit anhaltend stört oder aufhebt, kann paralytischen Zustand hervorbringen. Die häufigsten Ursachen sind solche, die einen Druck auf das Gehirn, Trennung des Nerven, einen Druck auf den Stamm oder mehrere Zweige einer Nervenpartie, oder materielle Zerstörung desselben, Mangel an Ernährung desselben bewirken, z. B. Ueberhäufung des Gehirns mit Blut, oder mit wässerigen Flüssigkeiten; Ansammlung von krankhaften Materien um einen Nervenstamm, z. B. von Gicht und Rheumatismus, Unterbindung oder Durchschneidung eines bedeutenden Nerven, Knoten, die ihn drücken, Geschwüre, die ihn zerstören, Erschütterungen von einem Fall oder Schlage, Verrückung aus der Lage, Quetschung durch eine Verrenkung, z. B. der Wirbelknochen, wodurch so oft ein paralytischer Zustand der untern Gliedmaßen und der Blase entsteht. H.

Paramaribo, die Hauptstadt in Surinam (s. d. Art.).

Paraphe, ein Namenszug, ein Zug mit der Feder hinter dem Namen; deßgleichen ein Stempel, wodurch der Namenszug ausgedrückt wird. Daher Paraphiren, den Namenszug machen oder stempeln; Paraphenjura, Stempelgebühren.

Paraphernalgüter, Paraphernalien, Paraphernalvermögen ist alles dasjenige, was die Frau außer ihrem Heirathsgute besitzt, sie mag es nun bei Schließung der Ehe schon besessen oder während der Ehe erworben haben. Außer den von der Frau eingebrachten ökonomischen Gegenständen gehört alles zu ihrem Paraphernalvermögen, wenn nicht etwas ausdrücklich für Brautschatz erklärt ist, oder wenn nicht die Ehefrau ihrem vorigen Manne ihr ganzes Vermögen zum Brautschatze gebracht hatte, und dem jetzigen Ehemanne stillschweigend dieselben Rechte zugesteht. Dem Ehemanne kommt der Nießbrauch des Paraphernalvermögens zu.

Paraphrase, die Umschreibung, die erklärende Uebertragung eines Satzes, Spruchs u. s. w. in andre Worte. Die Uebersetzung oder die Uebertragung aus einer Sprache in die andre ist davon zu unterscheiden. Diese soll nicht mehr und nicht weniger ausdrücken als das Original. Die Paraphrase dagegen ist absichtlich weitläuftiger, weil ihr Zweck ist, das Gesagte näher zu bestimmen.

Parenthese nennen wir einmal einen in eine Wortperiode als beiläufige Bemerkung oder Erläuterung eingeschobnen Satz, durch den die Construction unterbrochen wird, so daß diese erst nach dem eingeschobnen Satz wieder fortgeht; dann die Zeichen ( ), womit wir einen solchen oder andern beiläufigen Satz einzuschließen pflegen.

Parēre heißt ein schriftlich abgefaßtes Gutachten unparteiischer Kaufleute über eine zweifelhafte streitige Handelssache, worüber sie, unter Vorlegung des vorseyenden Falles und der Beschaffenheit der Sache, zu Rathe gezogen und um ihre Meinung von den Parteien gebeten werden.

Pāris (auch Alexandros genannt), des Priamus und der Hecuba Sohn, der durch die Entführung der Helena die Ursach von dem trojanischen Kriege und dem Untergange seines Vaterlandes war. Hecuba träumte während ihrer Schwangerschaft, daß sie eine Fackel in ihrem Schoße trüge, welche die ganze Stadt in Flammen setzte und zerstörte, und vernahm von den um Rath gefragten Deutern, daß sie mit einem Sohn schwanger sey, der noch vor seinem dreißigsten Jahre das Vaterland ins Verderben stürzen werde. Das Schicksal zu vermeiden, ließ Priamus den Knaben gleich nach der Geburt von dem Archelaus auf dem Ida aussetzen. Dieser aber fand ihn nach fünf Tagen unversehrt — eine Bärin hatte ihn gesäugt, — nahm ihn in seine Wohnung, gab ihm den Namen Päris, und zog ihn unter den Hirten auf. Als herangewachsener Jüngling zeichnete er sich durch Verstand und Tapferkeit aus, und als Minerva, Juno und Venus um den Preis der Schönheit stritten, foderten sie die Entscheidung von ihm. (S. Eris.) Ihn zu gewinnen, hatte jede Göttin ihm Verheißungen gemacht. Juno hatte versprochen, ihn zum reichsten und mächtigsten König, Minerva ihn zum berühmtesten und weisesten aller Sterblichen zu machen; Venus aber hatte ihm das höchste Glück der Liebe und das schönste Weib versprochen. Päris verlangte, sie unverhüllt zu sehen; dies geschah, nur Venus behielt ihren Gürtel und ihr erkannte er den Preis zu. Zwar war Päris damals schon mit der Nymphe Oenone vermählt; allein von jetzt an dachte er nur an die schöne Helena und deren Besitz. Zugleich wurde er jetzt auf folgende Veranlassung von seinem Vater erkannt.

Um ihm Leichenspiele zu feiern, ließ Priamus einen Stier zum Preis für den Sieger einholen, und es traf sich, daß man dazu des Päris Lieblingsstier wählte. Dieser ging selbst nach Troia, kämpfte um den Stier und besiegte alle. Deiphobos, nach Andern Hector, zückte erzürnt das Schwert auf ihn; da flüchtete er an den Altar des Zeus und wurde von Cassandra entdeckt und von dem Vater anerkannt. Jetzt rüstete er ein Schiff aus und segelte nach Lacedämon, ward gastlich im Hause des Menelaus aufgenommen und entführte, da dieser eben in Creta war, dessen Gemahlin Helena und einen großen Theil seiner Schätze. In dem darauf folgenden Kriege entzog sich Päris dem Kampfe nicht; er focht tapfer und oft siegreich. Gemeinschaftlich mit Apoll erlegte er den Achill (s. d.) und wurde selbst von den vergifteten Pfeilen des Philoktet getödtet. Als er die Wunde erhalten, gedachte er der treuen Oenome, die ihm einst gesagt, zu ihr solle er kommen, wenn er verwundet würde, denn sie nur könne ihn heilen. Er ließ sich zu ihr auf den Ida bringen, wo sie bei ihrem Vater lebte; aber die Beleidigte verweigerte ihm ihre Hülfe. Man brachte ihn nach Troia zurück, wo er starb. Oenome, die ihre Härte bereute, erschien zu seiner Rettung zu spät, und erhing sich vor Verzweiflung selbst.

Paris, Lutetia Parisiorum auch Parisii, die Hauptstadt des französischen Reichs, an der Seine, im Departement der Seine, 20° L. östlich von Ferro, 48° 50′ 15″ B. enthielt im J. 1814 auf 9858 Morgen und 3 Ruthen 26,000 Häuser mit 550,000 Einwohnern; — zu Voltaire's Zeit 700,000 Einwohner. Unter jener Zahl finden sich 30,000 Protestanten, und gegen 87,000 Almosenempfänger. In dem unruhigen Treiben des französischen Volks, das in tausendfach verschlungnen Kreisen bald in den bodenlosen Schlund der Verdorbenheit hinabgezogen, bald zu der schwindelnden Höhe des kecken Leichtsinns hinaufgetrieben wird, ist der Mittelpunkt des brausenden Wirbels — Paris. Wer kennt nicht diesen Tummelplatz der wildesten Frivolität, für die unsere Sprache kein Wort hat, und des leichtfertigen Witzes, der mit dem Kleinsten spielt, wie mit dem Höchsten; wer kennt nicht diese Schaubühne des feinsinnigsten Verstandes und der geregeltsten Decenz, diesen Brennpunkt schimmernder Talente und der gröbsten Selbstsucht, diesen Prunksaal der gefälligsten Anmuth und der übermüthigsten Ausgelassenheit; mit einem Worte dieses ununterbrochene Fastnachtsspiel der Klugheit, der Thorheit und aller übrigen Gegensätze des buntesten Menschenlebens, aus Merciers geistvollem Gemählde, oder aus Kotzebue's, Meyers, Schulz's und Anderer leichten und gefälligen Darstellungen. S. Fr. Schulz über Paris und die Pariser. Berlin 1791. D. Meyers Fragmente, aus Paris, Hamburg 1797. Kotzebue's Erinnerungen aus Paris, 2te Aufl. Berl. 1804. Merciers Tableau de Paris. (Vor der Revolution nouv. édit. Amsterd. 1782; seit der Revolution Le nouveau Paris, eine neue Bearbeitung in 6 Th.) Es ist hier nicht der Ort, für Topographen den Mikrokosmus des Kleinen und Großen, was Kunst, Sitte, Laune, Mode u. s. w. innerhalb der Ringmauern von Paris für den Beobachter und den Schaulustigen aufstellen, aufs neue zu schildern. Wir verweisen den Reisenden auf Villiers Manuel du voyageur à Paris, und auf Blanvillains Parisèum, ou Tableau de Paris, von welchen Wegführern seit 1806 in Paris mehrere Ausgaben erschienen sind. Ein größeres Werk ist das Tableau historique et pittoresque de Paris, depuis les Gaulois jusqu'à nos jours, von dem seit 1810 mehrere Lieferungen erschienen sind. Damit verbinde man Piquets Plan routier de Paris, 2 feuilles. Der vollständigste Plan von Paris ist der von Verniquet vom J. 1791

Digitized by Google

und von 1803. Nach demselben hat Paris 56 öffentliche Plätze, 8 Hallen, 22 Märkte, 8 Häfen, 34 Quais, 15 Boulevards, 12 Avenuen, 56 Schlagbäume, (barrières) und 45 Pfarrkirchen. Die jährliche Consumtion der Einwohner von Paris schätzt man auf 260 Millionen Franken oder 65 Millionen Thlr. und die jährliche Einnahme zu 300 Millionen Franken. Aber nicht bloß in diesem, sondern auch in einem höhern Sinne gebührt dieser Unersättlichen die Inschrift, welche ihr Mercier gab; Quaerens quem devoret. Ein gallisch-celtisches Volk, die Pariser, haben auf einer Moraſtinsel der Seine das alte Lutetia schon vor Chr. Geb. gebaut; daher fand im 19ten Jahrhundert nach Chr. Geb. die celtische Akademie in Paris es nicht unwahrscheinlich, daß alle Sprache, Kunst und Wissenschaft nicht in Indien, wie Voltaire, noch in Tibet, wie Bailly, noch in Biscaya, wie der Pater Erro meint, sondern unter den Celten in Gallien und Armorica entstanden seyen. Doch unterscheiden sich die heutigen Pariser von den alten celtischen dadurch, daß sie nicht, als die Fremden im J. 1813 und 1815 in Frankreich eindrangen, ihren Wohnort zu zerstören Lust hatten, wie jene, welche ihn verbrannten, als die Römer Gallien überzogen. Die Römer bauten Lutetia wieder auf, es blieb aber seit Julius Cäsars Zeit klein, bis Kaiser Julian sich hier einen Palast baute. Der fränkische Merovinger Chlodwig wohnte in Paris, seine Nachfolger selten; die Carolinger gaben selbst den Besitz der Stadt auf, und Paris gehörte den Grafen von Paris, von welchen Hugo Capet 987 den französischen Thron bestieg. Seitdem blieb sie die Residenz der Könige von Frankreich, bis Ludwig XIV., den im J. 1649 die Frondeurs aus der Stadt vertrieben hatten, Versailles zu dem königlichen Wohnsitze erhob. — Philipp August ließ Paris im J. 1223 pflastern; Franz dem I. und den Bourbons, vorzüglich Ludwig XIV., verdankt sie ihre Pracht und Schönheit, dem Kaiser Napoleon den zweideutigen Schmuck des Kunstraubes und die Vollendung einiger frühern Anlagen und Gebäude. So viel Unheil aus dieser Stadt, wie aus Pandorens Büchse, über Frankreich und Europa gekommen ist, so wenig hatte die Hochmüthige selbst davon erfahren. Die Britten unter Heinrich V. erlangten den Besitz dieser Stadt durch den Vertrag von Troyes im J. 1420 ohne Schwertstreich. In den J. 1589 und 1590 wurde Paris vom König Heinrich III. und Heinrich IV. vergeblich belagert. Es wurde nicht eher als im J. 1814 den 31. März, von dem Schicksal des Kriegs ereilt, dessen Unglücksschalen Frankreichs Beherrscher im reichsten Maße Jahrhunderte hindurch über alle Nachbarn ausgegossen hatten. Trugen nicht Napoleons Scharen in unsern Tagen alle Schrecken der Verwüstung sechshundert Stunden weit bis Moskau, und dreihundert und funfzig bis Lissabon? Rom, das 270 Stunden, Madrid und Wien, die 250 Stunden, Amsterdam, das 95 Stunden von Paris entfernt liegt, mußten von dort her die Geißel des Krieges hart empfinden. Constantinopel mußte in einer Entfernung von 500 Stunden, und Stockholm in einer Weite von 380 Stunden das Gesetz des Friedens aus dem Palaste der Tuilerien empfangen, welcher von einer Königin, die aus demselben die Fackel des Religions- und Bürgerkriegs mitten in das schöne Frankreich schleuderte, von Catharina von Medicis, im 16ten Jahrhunderte gegründet und von Heinrich IV. im J. 1600 vollendet worden war. Was Paris jemals gelitten, das hat es sich selbst bereitet, von dem wilden Mordfeste des 12. Junius 1418 an, wo der Pöbel die gefangnen Armagnacs seiner Wuth opferte, und seit der abscheulichen Bartholomäusnacht (24. August 1572), wo zehnjährige Kinder selbst die Wiegenkinder der Re-

Digitized by Google

formirten ermordeten, bis zu den Septembertagen, dem 2ten, 3ten und 6ten des J. 1792, wo der Pöbel die Gefangenen hinrichtete, und bis zu den blutigen Zuckungen der Volksanarchie, unter welchen im Julius 1815 Paris ein zweites Mal, Gesetz, Ordnung und Frieden, die es sich selbst nicht zu geben vermochte, von dem siegenden Europa erhielt. Der Pariser ist, diesen Beispielen zu Folge, in seiner Sinnesart stets derselbe geblieben; und was Voltaire von ganz Frankreich bemerkt, gilt in einem höheren Grade vorzüglich von Paris. „Die Fremden," sagt Voltaire, „beurtheilen uns Franzosen (besonders die Pariser) nach unsern Schauspielen, Romanen, niedlichen Couplets, Operntänzerinnen, die recht liebenswürdig sich benehmen; nach unsern Operisten, die recht viel Muth haben; nach der Mademoiselle Clairon, die Verse zum Entzücken declamirt: aber sie wissen nicht, daß es im Grunde keine grausamere Nation gibt, als die französische, (qu'il n'y a au fond de nation plus cruelle que la nation française)" und Millot versichert in seiner Récomie (Paris 1807) „Begehr- und Ehrsucht sind die herrschenden Leidenschaften des Franzosen (am meisten des Parisers); auch ist diese Nation sehr ausgeartet in den großen Städten und in den umliegenden Dörfern." Am deutlichsten beweis't der Theil des Code civil, welcher die Rechte der Personen und Familienverhältnisse durch zahllose Formen gegen den unnatürlichsten und verschmitztesten Betrug sicher zu stellen sucht, so wie die Schrift von Méjean: Causes célèbres, wie raffinirt der Pariser im Verbrechen ist. Delacroix, Tribunalrichter zu Versailles, schildert in seinen Réflexions morales sur les délits publics et privés, Paris 1807, die Folgen des Kriegs in der sittlichen Verwilderung der Nation, und ruft dabei aus: „so sehr haben Wollust und Beutedurst die Herzen verdorben, und den Menschen (in Paris) mit dem Morde vertraut gemacht!" — Diese Schriften, so wie der Almanach des Gourmands und die pariser Gastronomie (Lustschmeckkunst) enthalten die sprechendsten Züge von dem Charakter des Parisers. Jetzt wollen wir nur noch Einiges über einzelne Merkwürdigkeiten sagen. Unter den Gebäuden ist das Palais Royal als der Mittelpunkt des pariser Lebens das merkwürdigste. (S. d. Art. Pal. Roy.) Die neusten Bauwerke sind die wieder aufgebaute Kornhalle und der Saal des Maifeldes. Vor allen andern verdienen hier die Kunst- und wissenschaftlichen Anstalten, die Theater und die pariser Frauen einige kurze Bemerkungen. Jene sind der Stolz von Paris, diese die Seele, die erste Springfeder in dem raschen und verworrenen Umtriebe des Ganzen. Die 19 öffentlichen Bibliotheken in Paris enthalten zusammen über 880,000 Stück Bücher; vorzüglich ist das Manuscriptencabinet der königlichen Bibliothek, bei welchem ein Deutscher, Herr Hase aus Weimar, angestellt ist, reichhaltig an großen Seltenheiten. Den Catalog der hindostanischen Manuscripte hat ein kriegsgefangner Engländer, Hamilton, verfertigt, und dadurch seine Freiheit erlangt. Die 800 J. alte Handschrift der ersten und vierten Veda in Sanserit hat hier ein Deutscher, Herr Hagemann, aufgefunden. Für das Studium der chinesischen Sprache sind hier die wichtigsten Hülfsmittel vorhanden. Das Cabinet enthielt vor 1815 72,000 Manuscripte, von denen aber in diesem Jahre viele wieder in die ausländischen Bibliotheken zurück gegangen sind, denen sie eher entzogen wurden. Die große königl. Bibliothek, in der man 350,000 Bände zählt, ist in der neuern Literatur sehr zurückgeblieben, so daß man, um sie zu ergänzen, wenigstens 500,000 Franken aufwenden müßte. Unter den öffentlichen Lehranstalten stand sonst die polytechnische Schule, eine ursprünglich republika-

Digitized by Google

nische Anstalt, in Ansehung ihrer trefflichen Einrichtung oben an. Der Unterricht in Mathematik, Physik, Chemie und allen zum Genieweſen erforderlichen Kenntniſſen iſt hier gründlicher und die Prüfungen der Zöglinge ſind ſtrenger, als auf vielen deutſchen Schulen. Doch iſt, nach Verſicherung mehrerer wackern Männer, die ältere Zöglinge dieſer Anſtalt geweſen ſind, der Geiſt derſelben unter Napoleon geſunken; jene Männer, die Offiziere in der kaiſerlichen Garde-Artillerie waren, geſtanden dem Verf. offen, daß die Regierung alle Freiheit im Denken und Studiren hemme, und nichts als mechaniſche Arbeiter für den Staat beabſichtige, wodurch Halbwiſſen, Seichtigkeit, Formelkram und Charakterloſigkeit entſtehe, die Denkkraft aber nicht erſtarke, noch der Geiſt ſich ermuthige. Dieſe Männer urtheilten ſehr richtig, und das ganze Studienweſen iſt vom Hauche des Militärdespotismus gelähmt. Wir ſagen daher nichts über die Einrichtung der großen Reichsuniverſität, der vier Lyceen, der berühmten Sternwarte, die jedoch Benzenberg weit unter ſeiner Erwartung fand, des Längenbureau's, der Akademien, des Jardin des Plantes, dem Buffon ſeine treffliche Einrichtung gab, und wo im J. 1806 die berühmten Naturforſcher Hauy, Faujas de St. Fond, Fourcroy, Juſſieu, Cuvier und noch acht andre Profeſſoren nahe an 2000 Zuhörer hatten, wo aber noch manches in der Form und Verwaltung zu wünſchen übrig iſt, ſo wenig als über den Zuſtand ähnlicher Inſtitute. Indeſſen haben alle dieſe Anſtalten ſeit der Reſtitution der Bourbons neue Einrichtungen bekommen, durch die manche Fehler, die noch aus der Napoleoniſchen Zeit übrig geblieben, verbeſſert worden ſind. Man findet in Paris wohl einzelne tüchtige Gelehrte, z. B. Langlès, Sacy, Beauſſet, Say, Millin, Cuvier, Leveque, Gail, Noël, Gregoire, Ginguené, Laplace, Lacepède, Hauy u. a. m., aber wenig allgemein verbreitete wiſſenſchaftliche Bildung; bloß Liebhaberſinn für ſchöne Künſte und ſogenannte Brotſtudien, keinen ernſten, claſſiſchen Geiſt für das Wahre und Schöne, wie in Genf und in mehrern Städten Italiens und Deutſchlands. Creuzé de Leſſer vergleicht in ſeiner Reiſe nach Italien Rom und Paris: „dort athme man den wahren Kunſtſinn, in Paris zeige man nur in andern Dingen Geſchmack; komme man aus Rom nach Paris zurück, ſo könne man ſich nicht verhehlen, daß die liebenswürdigen Bewohner der letztern Stadt in der bildenden Kunſt nur Kinder ſeyen, und daß der Römer einen größern, edlern und reinern Geſchmack beſitze.“ Einſt waren die pariſer Caffeehäuſer treffliche Bildungsmittel für junge Leute, weil manche ausgezeichnete Köpfe nicht bloß dem Körper, ſondern auch dem Geiſte nach in ihnen häufig zuſammen trafen, ſich ihre Gedanken mittheilten, diſputirten, und oft ſehr frei ſprachen. Dieß war die Periode, wo Rouſſeau, Voltaire u. A. m. im Caffee Richelieu zuſammenkamen, wo Duclos mit la Motte, Maupertuis, Freret, Terraſſon u. A. ſich unterhielten. Allein bald nach dieſer Zeit hörten ſolche Zuſammenkünfte auf. Die Caffeehäuſer wurden Zufluchtsörter des Müßiggangs, in welchen die größte Langeweile herrſchte für diejenigen, welche nicht dem Spiele oder der politiſchen Kannegießerei ſich ergaben. Die bedeutenden hommes de lettres kehren jetzt ſelten in ſolchen Häuſern ein, wo die Geſellſchaft oft gemiſcht und ſchlecht iſt. Sie beſuchen dagegen die ſogenannten maisons ouvertes, wo ſie einmal für immer von der Familie eingeladen ſind. — Das wichtigſte unter allen öffentlichen Inſtituten iſt das große Kunſtmuſeum im Louvre, einem Prachtgebäude, an deſſen Vorderſeite man Perraults Säulenreihe bewundert. Die 681 Ellen lange Gallerie der Gemählde verbindet den Louvre

mit dem Palaste der Tuilerien. Hier waren bis 1815 1250 vorzügliche Gemälde aus allen Schulen aufgestellt, deren Zahl sich aber durch die Reclamationen der fremden Eigenthümer sehr vermindert hat. Auch befindet sich eine treffliche Gemäldesammlung, wo zugleich gute Werke der neuern Bildhauerkunst aufgestellt sind, im Palast Luxemburg; vorzüglich besucht man den letztern um einige vortreffliche Vernets und die 21 allegorischen Gemählde zu sehen, welche Maria von Medicis zu ihrem und Heinrichs IV. Andenken von Rubens mahlen ließ. Die guten Werke aus der ältern französischen Schule, z. B. 34 Lebruns, 6 Claude Lorrains, 18 Poussins, 8 Le Sueurs u. A. in dem Museum des Louvre unterscheiden sich sehr durch ihren reineren Kunststyl von den Werken der neuern französischen Schule, die mit Vien begonnen hat. Auch in den bessern neuern französischen Gemählden von Regnault, Gerard, David, Guerin, Harriet, Vincent, Gros, Gautherot, Girodet u. A. m. findet man wenig Zartes und richtig Empfundenes. Keiner vermeidet das Gekünstelte und Theatralische; das eigentlich Naive fehlt beinahe ganz; dafür erscheint oft Sentimentales, was außer den Gränzen der bildenden Kunst liegt. Dagegen zeichnen sie sich aus durch ein sehr bestechendes Aeußere, durch auffallende Wirkung von gewaltigen Licht- und Schattenpartien, brennende Farben, zierlichen Faltenschlag, feste Zeichnung derber Formen, nebst vieler Gewandtheit in Führung des Pinsels. Was von dem französischen Kunstsinne gilt, dasselbe gilt von dem Charakter des Pariſers überhaupt. Beiden fehlt der Sinn für das Wahre, Reine und Einfache. Und warum? Um dies zu begreifen, muß man Paris sehen. Ehrgeiz ist die einzige Triebfeder aller Franzosen, so auch der Künstler; nicht die Liebe zur Sache. Wo aber jenes der Fall ist, da muß alle Kunst und Liebe eben da endigen, wo die Mysterien der Poesie anfangen, welche sich nur einer liebevollen Begeisterung offenbaren. Diese fehlt dem Pariſer überhaupt. Er quält sich mit seinem Modell; er befragt den Gliedermann. Ueberall sieht sich der Pariſer stets auf der Bühne. Man lese Frau von Hastfer Leben und Kunst in Paris; Pinkertons Recollections of Paris. Insbesondere lernt man den Geist der neuen französischen (d. i. der pariſer) Schule kennen aus den gut gestochenen Umrissen in den Annales du Musée et de l'Ecole moderne des Beaux-Arts etc., par Landon T. I. — VII. Die Schätze jener Gallerie aber kann man, wer nicht nach Paris kommt, einigermaßen würdigen nach dem von Robillard Peronville und Laurent herausgegebenen Musée François, 1ste — 30ste Lieferung. Unter allen französischen Prachtwerken über die Kunst behauptet dieses den ersten Rang. Die Kupfer sind meisterhaft, zum Theil von deutschen Künstlern, gestochen, als die berühmte Madonna della Sedia Rafaels, von J. G. Müller in Stuttgart, der Bohnenkönig von Krüger in Dresden. Was aber den Louvre noch mehr auszeichnet, ist die Antikengallerie, die jedoch auch 1815 ihre größten Kostbarkeiten wieder zurückgeben mußte. In der Gallerie der Zeichnungen wird der Kenner unter 20,000 andern eine Auswahl von 450 Zeichnungen von den größten Meistern betrachten. — Außer dem Louvre und den Tuilerien hat die französische Baukunst Paris mit 20 Palästen, 18 Brücken, 1000 Hotels, 8 Theatern u. s. w. geschmückt. So reich die Stadt in dieser Hinsicht ist, so wenig gewährt sie im Ganzen, bei ihren engen und krummen Gassen, einen schönen und großen Anblick. Am besten fällt sie ins Auge von Neuilly her. Den schönsten Anblick gewährt das natürliche Panorama von Paris auf der Höhe von Montmartre, 289 Fuß

über der Seine, wo ein Telegraph mit dem Haupttelegraphen des Louvre, außer welchem es in Paris noch zwei gibt, den Norden von Frankreich verbindet. Unter den Kirchen, die sich durch ihre Bauart auszeichnen, kennt man als ein Denkmal altdeutscher Baukunst auch im Auslande die prächtige erzbischöfliche Kirche Nôtre Dame. Die Kirche der heiligen Genoveva, ehemals Pantheon genannt, ist ein Meisterwerk des berühmten Soufflot, dessen sinkenden Dom aber Prony durch ein sinnreiches Verfahren zu stützen wußte. In den Grabgewölben ruhen Voltaire und Rousseau friedlich neben einander, seit 1792. Das Hotel der Invaliden mit seinem 300 Fuß hohen Dom von Mansard kommt in der innern Einrichtung dem greenwicher Hospital bei weitem nicht gleich. Große historische Erinnerungen bietet der Tempel, eins von den acht pariser Gefängnissen, dar, einst ein Johanniterhaus aus dem 13ten Jahrhunderte, jetzt seit die Bastille nicht mehr ist, ein Staatsgefängniß. Die reichste historische Gallerie aber ist das von H. Alex. Lenois im Jahr 1791 gegründete und meisterhaft beschriebne Musée des Monuments François, in welchem man die verschiednen Jahrhunderte der französischen Geschichte in eben so vielen Zimmern durchwandert, und bei den interessantesten Denkmälern, von Hugo Capets Grabmal zu dem von Abälard und Heloise, bis zu dem von Lafontaine, Boileau, Molière, und von der Bildsäule Carls des Großen bis zu den Brustbildern Ludwigs XV. und seiner Zeitgenossen, wie von Geistern in einer Todtengallerie bei Fackelscheine sich fortgeführt fühlt. Für den Beobachter sind mehrere Anstalten der Humanität wichtig: das Hotel Dieu, das oft bis 4000 Kranke in sich versammelt, aber hinter ähnlichen Anstalten des Auslandes zurückgeblieben ist, so sehr auch die fromme und hülfreiche Hingebung der Augustinerinnen als Krankenwärterinnen hier und anderwärts in Paris den Fremden in Erstaunen setzt. Denn jener sengende Typhon, der im kaiserlichen Frankreich alles Geistliche ausbrannte, verschonte einzig jene grauen Schwestern. Auch die Salpetrière, wo man etwa 300 Wahnsinnige, meistens Frauen, verwahrt, unter denen der Verfasser dieser Skizze mehrere sah, die „à cause des circonstances du temps“ ihren Verstand verloren hatten, steht mehreren Irrenanstalten des Auslandes, z. B. der in Wien, und der auf dem Sonnenstein in Sachsen, nach, obgleich die H. H. Pinel und Beauvais viel Verdienst um die Heilart der Irren sich erworben haben. Die Ausgabe für Ochsenziemer ist zwar nicht mehr ein so beträchtlicher Ausgabeartikel, wie ehemals, indeß wird der deutsche Arzt hier noch immer die Anwendung der psychischen Curart unseres Reil vermissen. Außerdem gibt es noch ein Hôpital des fous zu Charenton und Bicêtre. Will man den schneidendsten Gegensatz des Menschenlebens in Paris mehr als irgendwo sich vergegenwärtigen, so stelle man die Magie der pariser Oper und den Reichthum der stolzen Kunstsammlungen an der Seine mit dem Jammer in der Salpetrière und mit dem elenden, entblößten Zustande der Hospitäler zusammen, welche in Paris und Frankreich, nach des Arztes Moreau Urtheil, noch bei weitem nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, der ein günstiges Vorurtheil für die Sitten und Einsichten der „großen“ Nation erwecken könnte. — In dem vom ehrwürdigen Abbé l'Epée und dessen Nachfolger Sicard gut eingerichteten Taubstummeninstitute ist der taubstumme Lehrer Massieu unstreitig die größte Merkwürdigkeit. Auch Hauy's (des Mineralogen Bruder) Musée des Aveugles ist als Lehranstalt nach einer neuen, in Deutschland vervollkommneten, Methode der Aufmerksamkeit

werth, so wie das schon vom heiligen Ludwig gestiftete Hospital der Quinze-vingts. Man vergl. über die Hospizanstalten in Paris Jos. Franks Reise nach Paris, und Friedländers Entwickelung einer Geschichte der Armenanstalten, nebst einer Nachricht vom jetzigen Zustande der pariser Armenanstalten und Hospitäler im J. 1803, Leipzig 1804. Doch ist bekannt, daß die medicinische Schule in Paris seitdem durch des Ministers Chaptals (ehemaligen Professors zu Montpellier) Bemühungen wesentliche Verbesserungen erhalten hat. Das Ausland kennt den Leibarzt Corvisart, den D. Thouret, Director der medicinischen Schule, und den D. Desgenettes, Director der Militärhospitäler, als sehr verdienstvolle Aerzte und Sabatier, den Aeltesten der einst so berühmten französischen Wundärzte. Da wohl nirgends so, wie in Paris, wo Millionen Wünsche und Bedürfnisse ein lebhaft sinnliches und geistvolles Volk beschäftigen, jedes Talent zur äußersten Kraftanstrengung angereizt wird, so kann man erwarten, daß alle Künste des Luxus, des Geschmacks und der Freude mit der großen pariser Schutzheiligen, der Mode, zugleich hier ihre Panathenäen feiern. Der Spiegel ist für den sehlustigen eitlen Pariser ein Hauptartikel. In keiner Stadt wird man überall so viel Spiegel angebracht sehen, als in Paris, vom Artiste Decrotteur an, bis zum Caffé de mille colonnes. Bekanntlich erfand der Franzose Thevart im J. 1559 die Kunst, Spiegel zu gießen. Jetzt liefert die Spiegelfabrik zu Paris Spiegel von 102 Zoll Höhe zu einem Preise von 6000 Franken und drüber. — Wer kennt ferner nicht die Porzellanfabrik zu Sevres: die pariser Uhren, Goldarbeiten, Crystalle, Parfums u. s. w., so wie die Stereotypen und Prachtdrucke von Herhan und Didot? vor allen aber die kunstreichste Fabrik, die der Gobelins? Letztere hat, wie mehrere andere noch blühende Anstalten, Colbert im J. 1667 gegründet. Alles huldigt in Paris dem feinern Sinnengenusse; man betrachte die Bains Vigier auf der Seine, und die Bains Chinois, man besuche die Bastringues und Guinguettes (Tanzsäle für das Volk), oder die Caffés des Bauchredners und der Blinden; die Restaurateurs, wo die Person 30 Sous, und wo sie 12 Franken zahlt, und wo neue Gerichte oft von berühmten Schlachtfeldern ihren Namen erhalten, wie Fricassée d'Austerlitz, Poulet à la Marengo und ähnliche; oder man sehe den Pariser auf seinen Promenaden, unter denen die entfernteren, wie das Gehölz von Boulogne, Chaillot, Passy, Long-Champs, der Calvariberg, Vincennes, Versailles, Malmaison mit seinem durch Ventenats Meisterwerk berühmten Garten, St. Cloud, St. Denis, und das reizende Ermenonville, und die im Innern der Stadt, wie Frascati, Tivoli, die Boulevards, vorzüglich die Chaussée d'Antin, wo die Reichen wohnen, die Champs Elisées, auch im Auslande bekannt genug sind; oder man besuche das Schauspiel, das Hauptelement, in welchem der Pariser lebt. Er unterscheidet: Spectacles und Petits spectacles. Von jenen gab es sonst sieben, von diesen zwanzig, überhaupt aber nur achtzehn vorzüglichere, mit 1388 Personen, deren Zahl sich jetzt, so wie die der Besuchenden sehr vermindert hat. Das erste ist das Théâtre Français mit 174 dabei angestellten Personen; wo Talma, Lafond, Baptiste der Aeltere und Jüngere, St. Phal, Fleury, und die Schauspielerinnen Bourgoin, Georges, Mars, Thenard, Duchesnois u. A. m. die Kunstwerke Corneille's, Racine's, Voltaire's, Molières und einiger neuern als Chenier's, Baour Lormian's, Picart's, Legouvés u. A. mit großem Beifall in echt malerischem Costum darstellen, nur muß man dabei den französischen Ge-

schmack und den Charakter der französischen Schauspielkunst im Auge behalten, welcher vom brittischen und deutschen so verschieden ist, wie die Regel von der Freiheit. Von 241 Stücken, die sich auf dem Repertoire des Théâtre Français befinden, sind 21 von Trauerspiel- und 59 von Lustspieldichtern. Herr Petitot hat es in 23 Octavbänden 1805 herausgegeben. Einige Kenner der alten französischen Komödie klagen über den auf dem Théâtre Français eingerissenen schiefen Geschmack, unter andern tadeln sie an dem Liebling des Publicums, an Talma: pesanteur, monotonie, diction ennuyeusement vaporeuse, lourde éternité de syllabes mortellement alongées!! Die französische Theaterkritik lernt man aus des nun verstorbenen Geoffroy, ihm oft theuer bezahlten, Artikeln im Feuilleton des Journal des Debats kennen. Die große französische Oper, oder musikalische Akademie mit 466 dabei angestellten Personen, deren Saal von Lenoir gebaut, gegen 3000 Personen enthält, ist für das Auge, wie Goldoni sagt, ein Paradies, für das Ohr eine Hölle. So unvollkommen auch die französische Tonsetzkunst ist, so ist doch der letztere Satz nicht mehr wahr. Das von Ludwig XVIII. aufgehobene Conservatoire de Musique, bei welchem unter andern die Professoren Mehul und Cherubini, Mengozzi, Garat, Gossec, Richer, Langlé und Andere angestellt waren, hatte die Gesangweise in Frankreich nach der Unterrichtsmethode der ältern Italiener ausgebildet und verbessert. Indeß werden Deutsche bei dem Operngesange der Mad. Branchu manches vermissen. Einzig ist das Ballet und das Maschinenwesen. Gardel und Duport sind gefeierte Namen in der Kunst Noverre's. Die Oper hatte im J. 1806 auf ihrem Repertoire 64 Stücke; die komische Oper 124, und sämmtliche Theater in Paris überhaupt 944 Stücke. Die komische Oper befand sich auf dem Theater Feydau, dessen Zierde Elleviou, seit Kurzem nicht mehr Schauspieler, ist. Hier zeigt sich das theatralische Talent des Franzosen von der anmuthigsten Seite. Man sieht mit Entzücken die Operetten von Sedaine, Marmontel, Favart, Bouilly, Hellé u. A. Hellé war ein Engländer, der erst im 30sten J. nach Frankreich kam, und einige der besten Operetten ganz im französischen Style dichtete. Die Fröhlichkeit des französischen Gesangs, der Couplets und Chansons zog ehemals die Fremden vorzüglich zum Theater des Vaudeville, wenn Honorine, Fanchon, Piron, oder ähnliche Stücke gegeben wurden. Auch besuchte man sonst das Theater Montansier, um den Komiker Brunet zu sehn. Will man keine von diesen Bühnen, so gehe man zu den Phantasmagorien, oder zu Franconi's Centaurenkünsten. Ueberall begegnet man dem fröhlichsten Leichtsinn und der anmuthigsten Gewandtheit. Gesang und Verse erheitern Alles; so selten man auch echte Poesie wahrnimmt. Der Pariser allein sieht und findet täglich bei sich seine Meister in der poésie fugitive, im Epigramm, im Chanson, Apologue, Conte, in der Satire, Epitre, Elégie, Ode, kurz in allen Gattungen, selbst im poëme épique, während das Ausland mit Delille die Poesie in Frankreich erstorben glaubt, und nur den Chansonnier Desaugiers, oder Herrn Millevoye, oder im erotischen Fache Herrn Parny mit Achtung nennt. Das Verdienst der Dichter und Schriftsteller bestimmen in Paris noch immer die Frauen, obgleich mit geringerem Ansehen, als zu den Zeiten der Madame Geoffroy und Madame Necker. Die Revolution und der Krieg haben die äußern Formen der geselligen Verhältnisse verschoben, und der gute Ton der alten Gesellschaft ist immer seltner geworden; allein mit den Bourbons, denen

die pariser Frauen größtentheils anhangen, wird er wohl zurückkehren. Die Frauen allein hatten jenen Ton ausgebildet; sie allein können ihn wieder zurückrufen. Man kann die Pariserin als ein weibliches Wesen von eigenthümlicher Art ansehen, sie glänzt mehr durch ihre reizende Bewegung und Haltung, ihre Anmuth und durch die Kunst, alle ihre Vorzüge geltend zu machen, als durch eine ausgezeichnete schöne Bildung. Ihre Züge sind mehr angenehm als regelmäßig, und lassen sich nur selten mit der griechischen Idealform vergleichen. Im gemeinen Leben führen sie die meisten Geschäfte, selbst dadurch haben sie im Handel und im Umgang eine Fertigkeit der Sprache und des Denkens erlangt, die ihnen bei sonstigen Vorzügen eine gewisse Ueberlegenheit in den meisten Verhältnissen sichert. Der Pariser ist in der Regel unwissend, aber er besitzt jenen Tact im Handeln, das savoir faire, dieß gilt in noch höherm Grade von der Pariserin. Doch findet man in den höhern und mittlern Ständen junge Damen, die durch seltne Talente glänzen, es sey in den bildenden Künsten, in Tanz und Musik, oder in einzelnen Lieblingsfächern wissenschaftlicher Kenntnisse, von der Botanik an bis zu der Astronomie. Es gibt daher unter den Pariserinnen mehr als eine, in geistreichen Theezirkeln, auch außerhalb Frankreich, nicht unwillkommene Schriftstellerin. Man schlage nur das von einer 22jährigen Französin herausgegebene Dictionnaire historique, littéraire et bibliographique des Françaises connues par leurs Ecrits auf. (Paris 1804). Die Verfasserin, Madame Bernier-Briquet, theilt darin interessante Nachrichten mit über die Mémoiren der unglücklichen Prinzessin Bourbon-Conti, über die Frau von Staël, und deren polygraphische Nebenbuhlerin, Madame Genlis, über die zartfühlende Romanenschriftstellerin Madame Cottin, über die bescheidne Flahault, die fruchtbare Mademoiselle Brayer St. Leon und die Mademoiselle de Lussan, von der Paris 43 Bände Romane und Geschichten besitzt. — Hat nicht Lalande seine Astronomie des Dames Madame Dupiery gewidmet, einer gelehrten Dame, welche jenem Astronomen mehrere Beobachtungen lieferte, und das Register zu Fourcroy's großem chemischen Werke verfertigte? Eben so bekannt ist es, daß noch jetzt die Gattin des Neffen von Lalande mit Miß Herschel im Studium der Astronomie wetteifert, und daß Madame Grandchamp mit großem Beifall Astronomie, allgemeine Sprachlehre und sogenannte Literatur lehrt. Auch für die weibliche Erziehung sind Pariserinnen als Schriftstellerinnen thätig, z. B. die gelehrte Mademoiselle Legroing la Maisonneuve, und Madame Bernier, deren Preisschrift über jenen Gegenstand im J. 1804 gekrönt wurde. Bei dieser Thätigkeit war vor einigen Jahren die Preisfrage sehr zeitgemäß: welchen Einfluß haben die Weiber auf die öffentliche Meinung, und wie soll man ihn zum allgemeinen Besten lenken? Und sehr natürlich mußte Legouvé's Gedicht: Mérite des Femmes in Kurzem neun Auflagen erleben. Immer beweisen jene Namen, daß in Paris das Weib weit öfter als anderwärts aus ihrer Sphäre tritt. Wie können aber dabei die zartern und sittlichern Verhältnisse des Lebens gewinnen? — Faßt man alles dies und vieles andre, was hier kaum angedeutet werden konnte, zusammen, so ist das allgemeine Bild vom Pariser nicht das vortheilhafteste. Wenn man auch das Stachelwort des Herrn von Champfort: le caractère naturel du François est composé des qualités du singe et du chien couchant, auf den Pariser nicht anwenden will, so geben ihm doch die 25 Jahre der französischen Revolution kein ehrenvolles Zeugniß; man mag die Ohnehosen und Pikenmänner der Vor-

städte, oder die Elegants und Badauds auf den Boulevards betrachten. Der gewöhnliche Pariser sieht eben so unwissend als anmaßend und hochfahrend auf die Provinz herab. Er muß daher von sich erzählen lassen, daß ein Pariser einst beim Anblicke der breiten Loire in der Nähe von Nantes sehr ernsthaft ausgerufen habe: Ma parole! voilà une belle rivière pour une rivière de province! Das Physische des Pariſers ist im Allgemeinen gesund; sein Wuchs ist vortheilhaft, seine Gesichtsfarbe bräunlich licht, seine Haare und Augen kastanienbraun. Er lebt in der Regel ganz dem Augenblick, und ist ein Geschöpf der Zeit. Um alles, was außerhalb seinem Gesichtskreise liegt, unbekümmert, sucht er und erstrebt er nichts als Genuß, Unterhaltung, Zerstreuung. Unter der Mittelclasse aber findet man viel Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit. Ein arbeitsames Leben hält von ihr das Laster und den Mangel gleich weit entfernt. In dem Quartiere du Marais findet man sogar noch die alte Sitte und Einfalt. In den höhern Ständen sind Wohlstand und Glück mehr scheinbar als wirklich. Man ist im Allgemeinen haushälterisch und dennoch verschwenderisch, jenes in wesentlichen, dieses in frivolen und glänzenden Dingen. Damen lassen ihre Juwelen alle drei Monate neu fassen, und die Einrichtung von zwei Zimmern kann einem einzelnen Mann von gutem Tone leicht über 100,000 Franken kosten. Nirgends glänzt der Buchsbaum und das Ebenholz so schön polirt als in Paris. Man lebt dabei im Lusttaumel, ohne im Hause noch außer demselben zur Besinnung zu kommen, langweilig trunken fort, wankt bei Bertrands anatomisch treuen Abbildungen der Zerstörung des Körpers durch die Wollust kalt vorüber zu den Hallen der Verführung, oder man sucht das Glück an den Spieltischen des Palais Royal, oder in der Lotterie, die funfzehn Mal im Monat gezogen wird. Ist man endlich banquerott, so greift man zum Pistol, oder büßt seine Weltlust ab in einer unterirdischen Wanderung unter den Todtengebeinen der Catacomben von Paris! K.

Pariſer Bluthochzeit, s. Bartholomäusnacht.

Pariſche Marmorchronik, s. Paros und Oxford.

Park im Allgemeinen ist eine große, mit Mauern oder Pallisaden umschlossene, Erdfläche, um etwas innerhalb dieses Raumes aufzubewahren, z. B. im Feldlager die Artillerie; daher Artillerie-Park. An fürstlichen Schlössern und Palästen nennt man einen Park eine große baumbepflanzte, mit Allee und Wald abwechselnde, umschlossene, und zum Hegen des Wildes bestimmte Erdfläche, dergleichen z. B. die zu St. Cloud, Versailles, Meudon, Marly, Boulogne und andre sind. Die alten Römer hatten solche Parks an ihren Villen, um das Vergnügen der Jagd desto ungestörter genießen zu können. Anfangs, als sie nur noch Hasen hegten, waren diese (leporaria) nur klein, erhielten aber nachmals, da auch größeres Wild gehegt ward, einen bedeutenden Umfang. Am berühmtesten sind der Park des Pompejus und des Hortensius. In neueren Zeiten hat England sich vornehmlich durch sie ausgezeichnet. „Die Regierungsverfassung," sagt ein ungenannter Schriftsteller sehr richtig, „hat wohl den ersten Grund zu den englischen Parks und ihren Anlagen gegeben, und zwar dadurch: es wird nach einem ausdrücklichen Gesetze kein Wildpret im Freien geduldet, weil dadurch dem Nachbar Schaden geschehen kann, wer also Wildpret haben will, muß es einsperren; reiche Particuliers nahmen einen Theil ihres Waldes und ihrer Felder dazu, befriedigten beide, und hielten darin das ihnen nöthige Wildpret. Da dieses meistens in der Nähe ihrer Landhäuser war, die Engländer aber mit einem großen Ver-

mögen auch größtentheils einen richtigen Geschmack verbinden, gab dieser Wildgarten oder Park ihnen Gelegenheit, Anlagen mancherlei Art in demselben zu machen, und ihrem Geschmack und ihrer Einbildungskraft freien Lauf zu lassen." Wahrscheinlich davon, daß die neuere Gartenkunst ebenfalls aus England her sich über Europa verbreitet hat, ist es gekommen, daß man nun häufig Park und Gartenlandschaft mit einander für gleichbedeutend nahm, und unter Park sich ein sehr großes Stück Feld dachte, das zum ausgedehnteren Genuß verschönert wurde, nach dem großen Maßstabe der Natur selbst, und zwar so gemacht, daß es völlig das Ansehen gewann, als ob alles so seyn müße. „Park und Garten," sagt Hirschfeld, „können durch keinen wesentlichen Unterschied getrennt werden, obgleich die gemeine Meinung unter jenem überhaupt mehr Ausdehnung der Gegenden, mehr freie landschaftliche Natur, mehr Mannichfaltigkeit der Scenen zu begreifen pflegt." In wiefern Hirschfeld oder die gemeine Meinung mehr Recht habe, bedarf keiner Untersuchung. Gilpin, indem er dem ursprünglichen Begriffe eines Parks getreu geblieben ist, hat zugleich gezeigt, wie die Gartenlandschaft mit ihm zu vereinigen sey. „Der Park," sagt er, „ist eine außerhalb Englands wenig bekannte Art von Landschaft, und einer der herrlichsten Zubehöre eines ansehnlichen Landhauses. Nichts theilt einem Gebäude so viel Würde mit als eine solche anliegende Länderei, und nichts hilft die Wichtigkeit desselben stärker bezeichnen." Billig aber muß der Park mit der Größe und Würde des Gebäudes in Verhältniß stehen, und Nettigkeit und Zierlichkeit mit ihm theilen. Der Park ist entweder durch Kunst angepflanzt, oder, wenn er natürlicher Wald war, durch Kunst vervollkommnet, und da erwarten wir eine Schönheit und einen Contrast in seinen Baumgruppen, wonach wir uns in den wilden Naturscenen nicht umsehen. Wir erwarten, seine Grasebnen mit ihren Zubehören in Größe, Gestalt und Vertheilung gegen einander contrastiren, und daraus mannichfaltige Kunstscenen entstehen zu sehen. Wir erwarten, wenn man einzelne Bäume stehen gelassen, daß es die schönsten, zierlichsten und wagerechtesten ihrer Art seyn werden; daß kein Tändelwerk das Auge beleidige, und daß alles rauhe, üppig wachsende Unterholz bis auf die Stellen abgetrieben sey, wo es eine Scene zu verdichten, oder zusammenzuhängen, oder eine Begränzung zu verstecken nothwendig ist. Kosten erfodernde Auszierungen werden in einer Parkscene nicht verlangt. Tempel, chinesische Brücken und alle mühseligen Werke der Kunst erwecken unharmonische Vorstellungen. Ist wo eine Brücke nöthig, so sey sie niedlich schlicht; oder eine Wildhütte, oder eine Försterwohnung, so sey ihre Bauart so einfach als ihre Bestimmung. Nichts verrathe Prahlerei oder Prunk. Eine Auszierung jedoch wären wir geneigt zu erlauben, ein schönes Thor nämlich zum Eingang in den Park; dieses müßte aber an Reichthum, Zierlichkeit und Bauart mit dem Hauptgebäude übereinstimmen. Dasselbe Verhältniß hat auch ein durch den Park hinlaufender Fahrweg. Er sey breiter oder schmaler, je nachdem es das Hauptgebäude ist, auf das er zuführt. Er winde sich, aber schweife nie ohne zureichenden Grund umher. Auf jeder Stelle des Zuganges und auf den Fahr- so wie den besuchtesten Spazierwegen, müßen alle Begränzungen dem Auge entzogen seyn; die Aussicht einer Umpfählung mag zwar in einzelnen Fällen mahlerisch seyn, allein in den meisten Fällen mißfällt sie. Läuft ein natürlicher Fluß durch den Park, oder liegt eine wahre Ruine darin, so mag man wohl den glücklichen Zufall aufs beste benutzen; die künstlich geschaffenen hingegen sind

gewöhnlich von sehr schlechter Wirkung. Auch mit dem künstlichen See sieht es mißlich genug aus; Großheit läßt sich selten hervorbringen. Dannhirsche sind die natürlichsten Bewohner des Parks und auch allerdings sehr schön: allein Rindvieh- und Schaafheerden, sind auch schön, und zugleich nützlicher. Außer den Parks gibt es aber in England noch kleinere Anlagen zu Privatgebäuden oder in Städten, welche man Pleasure ground, Lustthal nennt, zum Beweise, daß nicht jede englische Anlage auch ein Park sey. Ob nun aber das, was man in Deutschland öfters einen Park genannt hat, auch ein solcher sey, das beurtheile jeglicher selbst.

dd.

Park, (Mungo), ein Wundarzt aus Schottland, von dessen frühern Schicksalen sich zwar keine Nachricht findet, der aber durch seine Reisen in Afrika allgemein bekannt ist. Er war eben von einer Reise nach Indien zurückgekehrt, als die unter dem Namen African association zu Erforschung des Innern von Afrika seit 1788 zu London errichtete Gesellschaft die Nachricht von dem durch Verschmachtung, oder Meuchelmord herbeigeführten Tode des Maior Houghton erhielt, welcher auf ihre Kosten eine Reise nach Afrika unternommen hatte. Park erbot sich zu einer gleichen Unternehmung, erhielt die Genehmigung seines Antrags, und brach am 22sten Mai 1795 nach der englischen Factorei Pisania am Gambia auf, wo er sich vorerst einige Monate zu seiner Reise vorbereitete und die Mandingosprache erlernte. Von Westen nach Osten gerichtet, durchstreifte er die Königreiche Mulli, Bondu, Kädschaga, Kassom, Kaarta und Ludamar. In letzterm gerieth er im Anfange des Märzes 1796 nahe bei der Gegend, wo sein Vorgänger Houghton seinen Tod gefunden hatte, in die Gefangenschaft des maurischen Königs Ali, wo er der rohesten Behandlung und den offenbarsten Lebensgefahren so Preis gegeben war, daß er den verzweiflungsvollen Entschluß faßte, auf gut Glück, nicht etwa zurück auf dem Wege nach Pisania, sondern, des Zwecks seiner Reise eingedenk, landeinwärts zu fliehen; und das Wagstück gelang ihm so glücklich, daß er in der dritten Woche seiner Flucht, am 20sten Juli 1796 das große Ziel seiner Reise, den Niger, erblickte. Er verfolgte den Lauf dieses Flusses, bis er sich unübersteiglicher Hindernisse wegen zur Rückreise entschließen mußte. Den Weg westwärts längs des Niger nehmend, kam er im September im Königreich Manding zu Kamilia an, wo er Krankheits und Sicherheits wegen sieben Monate verweilen mußte. Ein Sclavenhändler, mit dem er darüber einen Accord schloß, brachte ihn von da am 10ten Juni 1797 nach der englischen Factorei am Gambia, wo er vor 18 Monaten abgereis't war, zurück; am 15ten gieng er über Antigua nach London ab, und traf daselbst am 25sten December nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und sieben Monaten glücklich wieder ein. Die in einfacher und ungeschmückter Darstellung, aber mit strenger Wahrheitsliebe abgefaßte und äußerst anziehende Beschreibung seiner Reise erschien englisch, London 1799, 4. deutsch übersetzt mit (sehr entbehrlichen) Anmerkungen des Uebersetzers, Hamburg 1799, 8. (oder der Geschichte der See- und Landreisen, 12r Thl.), Berlin 1799, 8.; Erfurt 1807, 8. Er trat in der Folge eine neue Reise nach Afrika an. Seine letzten Nachrichten im J. 1811 waren von Sansanding am Niger. Von hier reis'te er nach dem Königreiche Haoussa, wo er durch Unterlassung eines Geschenkes den König beleidigte, der ihn in einem engen Passe an einem Flusse, welchen Park herabschiffte, von Bewaffneten angreifen ließ. Park suchte, als alle seine Gefährten, bis auf einen getödtet waren, sich durch Schwimmen zu retten, und ertrank.

Digitized by Google

Die afrikanische Gesellschaft ist beschäftigt, die Nachrichten von dieser seiner zweiten Reise zum Besten seiner unglücklichen Familie herauszugeben. A—s

Parlament (Englisches), s. Großbritannien.

Parlamente in Frankreich waren ehedem die höchsten Gerichtshöfe. Ihr Ursprung verliert sich in die ältesten Zeiten. Man nannte Versammlungen, worin Streitigkeiten entschieden und Rechtsfragen aufgelöst wurden, Parlamente (von parler), wegen der abwechselnden Debatten der Beisitzer. Freilich war die Verfassung der Parlamente in ältern Zeiten ganz von der neuern verschieden. Gewöhnlich hatte der König allemal an dem Orte, wo er Hoflager hielt, ein Gefolge von Richtern, die aus seinen Vasallen und andern Edeln des Reichs gewählt waren, bei sich; und diese mußten die Streitigkeiten der übrigen Vasallen und Unterthanen entscheiden. Erst um das J. 1307 nahm dieser wandernde Gerichtshof Paris zu seinem Sitz, und behauptete, da in der Folge in mehrern Städten des Reichs Parlamente angelegt wurden, vor allen übrigen die vornehmste Stelle. Etwas früher hatte man schon angefangen, nicht adelige Beisitzer in das Parlament aufzunehmen, weil die Adeligen größtentheils zu unwissend waren, um das richterliche Amt auszuüben. In der Folge wurde jeder als adelig angesehen, der eine Stelle im Parlament erhielt, wenn er auch bürgerlicher Abkunft war. Im ganzen Reiche waren vierzehn Parlamente. Das zu Paris bestand aus 296 wirklichen Beisitzern und sehr vielen außerordentlichen; über 500 Advokaten practicirten dabei. Man kann daraus auf die Menge der Prozesse schließen, die da verhandelt wurden. Da die großen Nationalversammlungen ehemals in Frankreich selten, und gewöhnlich ohne erwünschte Wirkung für das gemeine Beste waren, so gewöhnte sich das Volk frühzeitig daran, die Parlamente als seinen Schutz und als ein heilsames Gegenmittel gegen die königl. Macht zu betrachten. Diese benutzten die gute Meinung welche die Nation von ihnen gefaßt hatte; und daher finden sich schon in der ältern französischen Geschichte häufige Beispiele von Widerstand, welchen sie den Königen leisteten. Es war Gewohnheit, daß sie jedes neu vorgeschlagene Edict oder Gesetz feierlich in ihre Protokolle eintrugen, und daß es nicht eher Kraft hatte, als bis diese Handlung geschehen war; schien ihnen daher ein Gesetz despotisch oder einzelnen Classen von Bürgern nachtheilig; so durften sie nur das Einregistriren verweigern, und es mußte zurückgenommen werden. Bisweilen halfen sich wohl die Könige durch Strenge, und hoben die ungehorsamen Parlamente auf; allein sie gewannen nicht viel dabei, weil sie die Parlamente gewöhnlich bald zurückrufen mußten, um das aufgebrachte Volk zu beruhigen. Selbst ein erklärter Despot, wie Ludwig XI., konnte nicht alles durchsetzen, was er wohl gewünscht hätte. Einst verweigerte ihm das Parlament seine Zustimmung zu einigen neuen Edicten; der König ließ die Sanction bei Todesstrafe anbefehlen: allein das ganze Parlament ging zu ihm; und alle Mitglieder erklärten, daß sie lieber sterben als hierin seinen Willen befolgen wollten. Der König ließ darauf die Edicte in Gegenwart des Parlaments zerreißen. In spätern Zeiten, da es Sitte ward, die Stellen bei dem Parlamente zu kaufen, hatte der Hof schon nicht mehr so heftige Widersprüche zu befürchten. Ludwig XIV. bestand während seiner langen Regierung keinen bedeutenden Kampf mit den Parlamenten, allein er hatte ihnen auch gleich anfänglich erklärt, daß er keinen Widerstand vertragen könne; und das despotische Regierungssystem, das seine Minister einführten, unterstützte diesen

Digitized by Google

Grundsatz. Erst unter dem Herzog Regenten gewannen die Parlamente wieder einigen Einfluß, der unter Ludwig XV. noch größer ward. Der Staatskanzler Meaupou sah mit Verdruß die zunehmende Macht dieser Gerichtshöfe, fürchtete, daß dadurch das königliche Ansehen verlieren möchte, und wagte daher 1771, alle Parlamente im Reiche aufzuheben und durch neue zu ersetzen, welche ganz vom König abhängig waren. Das Volk murrte, allein es half nichts; der Schritt war geschehen, und der Hof hatte damals noch Macht genug, die einmal genommene Maßregel geltend zu machen. Ludwig XVI. rief nach dem Antritt seiner Regierung in den Jahren 1774 und 1775 die alten Parlamente zurück, ohne zu ahnen, wie gefährlich sie seinem Ansehen in der Folge werden würden. Die Parlamente waren von jetzt an nur darauf bedacht, sich in ihrem Ansehen immer mehr zu befestigen; sie wurden daher immer kühner, und nahmen besonders unter dem Ministerium des Calonne und Brienne eine harte Sprache gegen den Hof an. Zwar wagte es der letzt genannte Minister, sie am 8ten Mai 1788 abermals zu vernichten; aber die Gährungen unter dem Volke wurden im ganzen Reiche so bedenklich, daß sich der Hof gezwungen sah, sie schon im September wieder zurückzuberufen. Das Volk frohlockte über diesen Sieg, und Paris feierte den Tag der ersten Sitzung des dasigen Parlaments als ein allgemeines Fest. Die Freude stieg noch höher, als sich das Parlament für die Zusammenberufung der Stände erklärte. Aber das Parlament sah nicht voraus, daß dieser Schritt seinen eignen gänzlichen Untergang herbeiführen würde, es hoffte vielmehr, durch die Versammlung der Stände Vortheile zu ziehen und seine Macht zu erweitern. Es wünschte deswegen, dabei eine eigne Abtheilung auszumachen, wie es auf dem letzten Reichstage im J. 1614 der Fall gewesen, und sich nicht unter die übrigen Classen der Stände zu mischen. Allein dieser Plan ging nicht durch. Zwar wurden einige Mitglieder des Parlaments ihres ausgezeichneten Patriotismus wegen zu Deputirten gewählt, wie z. B. Despremenil; aber das ganze Corps erhielt weiter keine besondern Vorzüge. Man fing an, es wieder für das zu halten, was es ursprünglich gewesen war, für den obersten Gerichshof des Reichs. Aber auch in dieser Form ward es ganz überflüßig; denn die neue Eintheilung des Landes, die Einführung der Departementaladministrationen, die Aufhebung des Feudalsystems und des Adels machten eine neue Justizpflege nothwendig. Die Nationalversammlung hob daher im J. 1790 die Parlamente im ganzen Reiche auf, und vernichtete durch diesen Beschluß auf einmal die Macht dieser Gerichtshöfe, welche Jahrhunderte lang bestanden und, ungeachtet ihres beständigen Kampfes mit den Königen, doch wenig Nutzen gestiftet hatten. Es war nur Blendwerk, wenn sie sich vormals der Nation anzunehmen schienen; sie arbeiteten nur für ihren eignen Vortheil, und bereuten zu spät, die Volksfreiheit wider ihren Willen befördert zu haben. Uebrigens hatten sie bei der Verwaltung der Justizpflege sehr oft parteiisch gerichtet, und die Prozesse muthwillig verzögert, um sich damit zu bereichern. Die herrschende Partei ließ am 14. Juni 1794 an 20 ehemalige Parlamentsräthe hinrichten, um sich durch ihr nachgelassenes Vermögen zu bereichern.

Parlamentär heißt der Abgeordnete, der zur Unterhandlung, zur Mittheilung einer Nachricht oder zu sonst einem Geschäft von der einen kriegführenden Partei an die andre abgeschickt wird, sey es nun bei einer belagerten Stadt oder im offnen Felde. Gewöhnlich wird der Par-

lamentär, sobald er sich beim ersten feindlichen Posten als solchen angegeben, unter Bedeckung an den Ort seiner Bestimmung und so wieder zurückgeleitet; zuweilen aber macht die Vorsicht besondre Maßregeln nothwendig; in andern Fällen werden gar keine Parlamentäre zugelassen.

Parma, Permesana oder Parmegiano, ein Herzogthum in der Lombardei, das gegen Norden und Westen an das Mailändische, gegen Osten an das Modenesische, und gegen Süden an die Apenninen gränzt, welche es vom Genuesischen und Toscanischen trennen. Es enthält auf 90 Quadratmeilen 300,000 Einwohner. Die Einkünfte waren sonst für anderthalb Millionen Gulden verpachtet. Das Land liefert viele und gute Seide, Getraide, Wein, Oel, Hanf, und hat treffliche Schafzucht. Der Kunstfleiß der Einwohner beschränkt sich fast nur auf Verarbeitung der Seide. — Die Hauptstadt Parma liegt an dem Flusse gleiches Namens und zählt 35,000 Einwohner. Die Festungswerke bestehen in starken Mauern, Bastionen, Gräben und einer Citadelle. Die Straßen sind meistens schön und die Häuser von guter Bauart. In den Kirchen sieht man mehrere Meisterwerke von Correggio, Lanfranco und Mazzuoli, die alle drei hier geboren sind. Die bischöfliche Kirche hat das berühmte, jetzt aber schadhafte Stück des Correggio von der Himmelfahrt Mariä in Fresco; und in der Kirche des heiligen Grabes bewundert man die Madonna della Scocella desselben Meisters. Die Kirche der Madonna della Steccata ist wegen der Grabmäler des farnesischen Hauses, und das Capuzinerkloster wegen der Mahlereien sehenswerth. Der Bischof stand früher unter dem Erzbischof von Bologna, und während des französischen Besitzes unter dem von Genua. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört der herzogliche Palast mit seiner Gallerie und Kunstsammlung, woraus jedoch die kostbarsten Stücke schon 1734 nach Neapel gebracht worden; die 1765 von dem Infanten und Herzog Don Philipp gestifteten Akademien der schönen Wissenschaften, der Mahlerei und der Künste, das 1618 erbaute berühmte Operntheater, welches 14,000 Zuschauer faßt, das kleinere Theater, die 1761 neuangelegte Promenade zwischen der Stadt und Citadelle, der Palazzo Giardino, ein mit der Stadt verbundenes herzogliches Lustschloß mit seinen Mahlereien und Gärten, das ehemalige weitläufige Benedictinerkloster, die Carthause u. s. w. Die von Don Philipp angelegte Bibliothek ist ausgezeichnet durch Pracht und Ordnung und reich an literarischen Schätzen. Die bodonische Druckerei hieselbst gehört zu den ersten in Europa. — Parma nebst Piacenza gehörte ehemals zu dem diesseit der Alpen gelegnen Gallien. Nachdem beide Länder 250 vor Chr. Geb. unter die römische Herrschaft gekommen waren, nahmen sie sowohl an allen Schicksalen dieses Reichs, als auch an allen Veränderungen Theil, denen das abendländische Kaiserthum unter Carl dem Großen ausgesetzt war. Als sie die deutsche Oberherrschaft abgeschüttelt hatten, führten Parma und Piacenza, die vornehmsten Städte des Landes, eine republikanische Regierung ein. Beide gehörten als Städte zum lombardischen Bunde. Reiche und mächtige Familien hatten einen bedeutenden Einfluß. Die Häuser Este und Visconti besaßen Parma einige Zeit. Ludwig XII. eroberte beide Städte. Nach der Auflösung der Ligue von Cambray (1508, die Venedig gegolten hatte) eroberte sie Papst Julius II. Eigenmächtig erhob Papst Paul III. (aus dem Hause Farnese) Parma zum Herzogthume (1543) und belehnte seinen natürlichen Sohn Peter Aloysius Farnese damit. Frankreich bemächtigte sich zwar Parma's, aber 1556 wurde Octavius (des Vorigen Sohn) restituirt (starb 1586). Ihm folgten Alexander I. (1592), der in der Geschichte

der Niederländer bekannte Feldherr; Rainutius I. (starb 1622); Odoardo (starb 1646); Rainutius II. (starb 1694); Franz (starb 1727); Anton (starb 1731). Mit Letzterm erlosch der Mannesstamm des Hauses Farneſe. Schon im J. 1718 war festgesetzt worden, daß in diesem Fall der Infant Don Carlos, erster Sohn Königs Philipp V. von Spanien von seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth von Parma, diese Herzogthümer als Reichslehen erhalten solle. Dies geschah zwar, aber der 1733 ausgebrochene Krieg zog eine Aenderung nach sich. Don Carlos bekam das Königreich beider Sicilien und Kaiser Carl VI. Parma und Piacenza. Nach seinem Tode trat Maria Theresia einen Theil von Piacenza 1743 an den König von Sardinien ab. Allein in dem Frieden von 1748 kam Parma nebst dem österreichischen und sardinischen Theil von Piacenza, wie auch das Fürstenthum Guastalla, an den spanischen Infanten Don Philipp, mit der Bedingung des Rückfalls an Oesterreich und Sardinien, im Fall der Mannsstamm dieses Infanten erlöschen oder einer seiner Nachkommen den sicilianischen oder spanischen Thron besteigen sollte. Auf Philipp folgte 1765 dessen Sohn Ferdinand, der im J. 1796 mit Frankreich Frieden schloß und sich durch Spaniens Allianz mit Frankreich im Besitz seiner Länder behauptete. Dem Erbprinzen wurde sogar im J. 1801 das Königreich Hetrurien ertheilt. Als aber 1802 der Herzog selbst starb, nahm Frankreich, zu Folge einer mit Spanien abgeschloßnen Uebereinkunft, von Parma, Piacenza und Guastalla Besitz, administrirte sie bis 1805 und vereinigte sie darauf als ein eigenes Departement mit der 28sten Militärdivision. Nach dem 99 Art. des Wiener Congreßinstruments wurden die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, mit Ausnahme der von dem Oesterreichischen Gebiete auf dem linken Pouſer enclavirten Bezirke, mit vollem Eigenthum und Souverainität, der Kaiserin Marie Louise zuerkannt. Sie nahm das Land, trotz der Widersprüche der Bourbonischen Höfe, im Frühling 1816 in Besitz, und residirt nun in Parma. An ihrem glänzenden Hofe sieht man meistens Deutsche.

Parmenides, ein berühmter griechischer Philosoph der eleatischen Schule, blühte um das J. 504 vor Chr. Geb. Er war aus Elea gebürtig und besaß ein großes Vermögen, in dessen Genuß er mit glänzendem Aufwande lebte. Er zeichnete sich auch in bürgerlichen Geschäften aus und soll seinen Mitbürgern einige treffliche Gesetze gegeben haben, welche man in so hohen Ehren hielt, daß die Obrigkeit jährlich einen Eid ablegen mußte, für ihre Befolgung wachen zu wollen. Nachdem er mit dem Pythagoräer Diochetas vertraut geworden, fand er sich durch diesen bewogen, das öffentliche Leben mit den Studien zu vertauschen. Die Philosophie gewährte ihm den höchsten Genuß, und dem Diochetas, der ihn zuerst darein eingeweiht hatte, hielt er sich für so verpflichtet, daß er ihm nach seinem Tode zum Andenken einen Tempel erbauen ließ. Parmenides wurde der Schüler und Nachfolger des Xenophanes; auch soll er (vielleicht in seiner Jugend) den Anaximander gehört haben. Nach dem Zeugniß des Cebes war Parmenides ein Muster der Tugend. Er schrieb die Lehre seiner Schule in Versen, von denen aber nur einige verstümmelte Fragmente, die Henricus Stephanus unter dem Titel: de poesi Philosophica u. s. w. gesammelt hat, bis auf uns gekommen sind.

Parnassus, ein noch jetzt unter dem alten Namen bekanntes Gebirge in der griechischen Landschaft Phocis, an dessen Fuße die Stadt Delphi lag. Es war dem Apollo heilig. Den Namen leitet man bald von dem alten Heros Parnassus, einem Sohne Neptuns, bald von Deu-

salions Kasten Larnace ab, in welchem dieser bei der großen Wasserfluth hier landete, daher es auch anfänglich Larnassus geheissen habe. Es hatte zwei Spitzen, von denen die südliche, Hyampea genannt, sich wieder in zwei Spitzen theilte; die nordwestliche hieß Tithorea. Der höchste Gipfel hieß Lycoreus.

Parnell (Thomas), ein scherzhafter englischer Dichter, war 1699 zu Dublin geboren und erhielt eine gute Erziehung und gründlichen Unterricht. Er widmete sich der Theologie, ward 1700 Magister und drei Jahre später ordinirt. Im J. 1705 wurde er zum Archidiaconus von Clogher vorgeschlagen, und um dieselbe Zeit verheirathete er sich. Seitdem besuchte er häufig England, wo er die angenehmsten Tage verlebte. Seine geselligen Eigenschaften ließen ihn allenthalben gute Aufnahme finden. Seine ersten Verbindungen waren mit den damals mächtigen Whigs; die gelehrtesten Männer unter ihnen, als Addison, Congreve und Steele, wurden seine Freunde. Gegen das Ende der Regierung der Königin Anna aber, als die Tories siegten, verließ Parnell, wahrscheinlich von Swift dazu vermocht, seine alten Freunde, und trat in genaue Verbindung mit Pope, Gay und Arbuthnoth, welche wie Swift mit Eifer der Gegenpartei anhingen. Seine glänzenden Aussichten auf hohe geistliche Würden und Aemter wurden durch die Ministerialveränderung beim Tode der Königin Anna zerstört. Auf Swifts Empfehlungen an den Erzbischof King erhielt er indeß eine Präbende und die einträgliche Pfarre von Finglaß. Sein häusliches Glück vernichtete im J. 1712 der Tod seiner würdigen Gattin. Nie konnte er diesen Verlust verschmerzen; er suchte Trost in unmäßigem Genuß des Weins und verkürzte dadurch sein eignes Leben. Mißvergnügen und Unruhe verfolgten ihn bis an den Tod, der ihn im J. 1717 in seinem 38sten Jahre hinraffte. Parnell hat mehreres in Prosa und in Versen geschrieben. Er ist der Verfasser von dem Leben Homers vor Pope's Iliade, das jedoch im Styl viele Verbesserungen von Letzterm erhielt, und von einer Lebensgeschichte des Zoilus, welche eine Satire gegen Theobald und Dennis seyn soll; auch lieferte er einiges in den Spectator und Guardian. Alle diese Werke verrathen, ohne Meisterstücke zu seyn, Gelehrsamkeit und Phantasie. Gegenwärtig wird er allein noch als Dichter gekannt und geschätzt. Nach seinem Tode erschien von Pope eine Auswahl seiner Gedichte, die dieser der Bekanntmachung für werth hielt. Sie sind seit dem mehrmals wieder gedruckt worden. Der Charakter dieser Poesien ist Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Phantasie, Klarheit der Sprache und Wohlklang des Versbaus. Sie gehören zwar nicht zu dem Edelsten und Vollendetsten der englischen Poesie, wohl aber zu dem Gefälligsten. Die Gedanken sind elegant und die Moral rein. Mehrere sind glückliche Uebersetzungen oder Nachahmungen. Im J. 1758 erschien noch ein Band seiner nachgelassenen Werke, der jedoch seinem Rufe eher Nachtheil als Vortheil gebracht hat.

Parny (Evariste), unter den neuern Elegiendichtern der Franzosen einer der vorzüglichsten, und um so mehr der Erwähnung werth, da gerade in dieser Gattung die französische Literatur sehr arm ist. Im J. 1787 erschienen seine Elegien, Oden, Lieder, Idyllen u. s. w. in zwei Bändchen unter dem Titel: Oeuvres complettes. Später gab er ein berüchtigtes komisches Heldengedicht: La guerre des Dieux anciens et modernes, poème en dix chants, in welchem nicht die christliche Religion, wohl aber die christliche Mythologie, vorzüglich mit den Waffen des Lächerlichen, so angegriffen wird, wie wohl früher nie geschehen seyn dürfte. Das Directorium hatte ihm wegen dieses Gedichtes die Auf-

nahme in das Institut verweigert, in welches er jedoch später trat. Er ist 1814 gestorben.

Parochie, der Kirchensprengel, das Kirchenspiel, d. h. gewisse zu Einer Kirche gehörige und in dieselbe eingepfarrte Personen, und der Bezirk, in welchem sie wohnen, oder auch mehrere Dorfschaften mit ihren Bewohnern, welche zu einer Kirche gehören. Daher heißt auch Parochialkirche (Pfarrkirche) die Hauptkirche in einer Parochie, an welcher sich der Pfarrer befindet. Im Gegensatz von Filial- oder Tochterkirche heißt sie auch Mutterkirche.

Parodie. Mit diesem Namen belegten die Griechen scherzhafte Gedichte, auch wohl nur einzelne Theile, wozu ganze Stellen oder einzelne Ausdrücke von ernsthaften Gedichten entlehnt oder doch nachgeahmt wurden. Athenäus hat uns ein solches Gedicht von Matron aufbehalten, und nennt den Hipponax, Aristoteles oder den Hegemon von Thasos als den Erfinder. Aristophanes ist voll solcher Parodien. Wir verstehen unter Parodie ein Werk, in welchem ein ernstes Werk in das Gebiet des Komischen und Niedrigen hinübergetragen wird. Dergleichen kann, wenn es mit Witz und Laune geschieht, angenehm unterhalten und zugleich gewissen erhabnen Ausschweifungen und Uebertreibungen entgegenwirken. Bei den witzigen Franzosen haben diese Parodien den meisten Beifall gefunden. Scarron parodirte die Aeneide, und nach ihm kamen die förmlichen Parodien der Tragödien auf. Auch wir besitzen manche gelungene Parodie, z. B. die Aeneide von Blumauer, den Herodes vor Bethlehem, u. A.

Parole heißt in der Kriegssprache das Losungs- oder Erkennungswort, welches in einem oder ein Paar Wörtern besteht, woran die zu einem und demselben Heere gehörigen Krieger einander erkennen. Der commandirende General gibt im Felde täglich ein solches Wort aus. Die Wachen haben das Recht, auf diejenigen Feuer zu geben, welche sich, ohne die Parole angeben zu können, ihnen nähern. Zuweilen wird ein Unterschied gemacht zwischen Parole, Feldgeschrei und Contresigne, und jenes dem Officier, dies dem Unterofficier und letzteres dem Gemeinen zugetheilt. — Auf Paroli versichern, auf sein Wort, auf sein Ehrenwort versichern.

Paroli, im Pharospiel eine Biegung der Karte, welche anzeigt, daß der Spieler seinen Satz und den schon gemachten einfachen Gewinn noch einmal aufs Spiel setzen will, um, wenn er nochmals trifft, seinen Satz dreifach zu gewinnen. — Davon abgeleitet ist der Gebrauch des Wortes Paroli für eine treffende Replik auf einen witzigen oder spöttischen Angriff, wodurch derselbe dem Gegner in verstärktem Maße zurückgegeben wird.

Paros, eine noch jetzt unter diesem Namen bekannte Insel des griechischen Archipelagus. Sie war im Alterthum reich und mächtig, hatte fruchtbare Gefilde, zahlreiche Viehheerden und zwei vortreffliche Häfen. Nach der Besiegung des Xerxes wurde Paros, das sich in diesem Kriege zwar nicht wie früher mit den Persern verbunden, aber doch ein zweideutiges Betragen beobachtet hatte, von Themistokles erobert, und blieb den Athenern unterworfen. Nach Alexander kam es eine Zeit lang unter den ägyptischen König Ptolemäus; doch bald gelangten die Athener wieder zum Besitz der Insel, und erhielten sich darin bis auf Mithridates; dann kam sie unter die Botmäßigkeit der Römer, welche sie zur Provinz machten. Im Alterthum zwar Paros besonders wegen seiner herrlichen Marmorbrüche berühmt. Hier wurde auch die berühmte parische Marmorchronik verfertigt (s. Oxford), welche auf Veranstal-

tung des gelehrten Peirese nach Smyrna gebracht, hier aber von dem Grafen von Arundel gekauft wurde. — Jetzt steht Paros unter türkischer Herrschaft und gehört zur Statthalterschaft des Capudan Pascha. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf kaum 2000. Der Hauptort Parchia (Partschia), eigentlich nur ein Dorf, steht wahrscheinlich auf den Ruinen des alten Paros. Das Schloß und die Kirche der heiligen Jungfrau sind aus den Ueberresten alter prächtiger Gebäude aufgeführt. Das Innere der Insel ist bergig und mit Kirchen und Klöstern angefüllt. Das Hauptproduct ist Baumwolle. Unter den Häfen sind S. Maria und Drio oder Treo die wichtigsten.

Paroxysmus, der Zustand der am höchsten gestiegenen Verstärkung eines jeden einzelnen Fieberanfalls, daher auch jede periodisch wiederkehrende Verschlimmerung einer Krankheit, von dem griechischen Worte paroxyno scharf, böse, heftigmachen, anreizen, welches von para, daneben, auf unrechte Weise, zur Verschlimmerung, und oxys heftig, scharf, stark, verstärkt, zusammengesetzt ist. Es lassen sich nähmlich bei dem ganzen Verlaufe des Fiebers die drei Stadien, der Zunahme, der Höhe und der Abnahme, deutlich unterscheiden (s. d. Art. Fieber); jedes Fieber im Ganzen besteht aber wieder aus einzelnen Fieberanfällen, welche zusammengenommen den ganzen Umlauf des Fiebers bilden. Bei dem Wechselfieber (febr. intermittens) sind diese einzelnen Fieber am deutlichsten von einander getrennt, indem ein beinahe ganz fieberfreier Zeitraum von sechs, bis vierundzwanzig, bis achtundvierzig Stunden dazwischen liegt. Bei dem nachlassenden Fieber (febr. remittens) ist der Trennungszustand zwischen den einzelnen Fieberanfällen schon weniger deutlich, indem er sich bloß durch einen merklichen Nachlaß der vom Fieber abhängigen Zufälle offenbart, während die meisten, besonders die wesentlichen Zufälle, ununterbrochen fortdauern. Am undeutlichsten sind diese einzelnen Abschnitte bei dem anhaltenden Fieber (febr. continua, continens), wo zumal in der Höhe der Krankheit die einzelnen Fieberanfälle so in einander verlaufen, daß kaum ein geringer Nachlaß dem Gefühl des Kranken und der geübten Beobachtung des Arztes die Zwischenperioden bemerklich macht. Im Verlauf dieser einzelnen Fieberanfälle nun läßt sich eben so, wie im Ganzen, ein Zeitraum der Zunahme, der höchsten Stärke und der Abnahme der Zufälle wahrnehmen, und diese Periode der Höhe, wo die Zufälle an Menge und Heftigkeit den höchsten Gipfel erreicht haben, wird schon in der hippocratischen Schule Paroxysmus, sonst auch bei andern accessio, exacerbatio, genannt. Doch ist es auch nicht selten, daß man andre heftige Zufälle überhaupt, besonders wenn sie mit gewaltsamen Aeußerungen, mit Krämpfen und Convulsionen oder Wahnsinn und Rasen, verbunden sind und periodisch wiederkehren, den Paroxysmus nennt. Der Paroxysmus in Fiebern ist entweder regelmäßig, d. h. zu bestimmten Zeiten zurückkehrend, wie z. B. in den gemeinen Wechselfiebern, oder unregelmäßig, zu unbestimmten und in ungleichen Zeiträumen wiederholend, wie in manchen unordentlichen Wechselfiebern, in vielen anhaltenden Fiebern, in Nervenfiebern, und andern. In den meisten Fiebern fällt die Zeit des Paroxysmus auf den Abend oder in die Nacht, daher die Kranken in dieser Zeit sich allemal schlimmer befinden, als Vormittags, wo gemeiniglich der Nachlaß des Fiebers eintritt. Selbst dann, wenn das Fieber dem Anschein nach gänzlich verschwunden ist, bemerkt der Kranke oft noch Abends oder in der Nacht etwas gelind fieberhaftes, gleichsam einen Wiederschein des vorübergezogenen Ungewitters. H.

Parrhasius, ein berühmter griechischer Mahler, gebürtig aus

aus dem Reiche der eigentlich sogenannten Redetheile mit Recht ausge-

Ephesus. Sein Vater Euenor war ebenfalls Mahler, und blühte um das J. 420 vor Chr. Geb. Der Sohn war ein Zeitgenosse des Zeuxis. Nach Plinius brachte Parrhasius zuerst Ebenmaß in die Mahlerei, lebhaften Ausdruck und Anmuth in die Gesichtsbildung und äußere Geberde, und übertraf alle Mahler im Umriß. Es werden mehrere seiner Gemählde von den Alten angeführt. Sein hoher Ruf machte ihn ungemein stolz und anmaßend. Wie Athenäus versichert, ging er in Purpur gekleidet, mit einem goldnen Kranz auf dem Kopfe, und nach Plinius leitete er seine Abkunft vom Apollo ab. Er wetteiferte mit dem Thimanthes aus Samos in einem Gemählde, das den Ajax, wie er mit dem Ulysses um die Waffen Achills kämpfte, vorstellte. Als seinem Gegner der Preis zuerkannt wurde, sagte er spöttisch: es sey ihm um den Helden leid, daß er abermals von einem Nichtswürdigen überwunden worden.

Pārsen, s. Gebern.

Parthenon war ein berühmter Tempel der Minerva Parthenos zu Athen in der Acropolis. Perikles ließ ihn von den Baumeistern Ictinus und Kallikrates erbauen. Der Styl war dorisch und das Material schöner weißer Marmor. Die Breite betrug 100, die Länge 227, die Höhe 69 Fuß. Die Portikus an den beiden Hauptseiten waren doppelt, an den beiden andern einfach. Durch drei Säulen war das Innere in drei Gemächer abgetheilt. Außer vielen Kunstwerken war die Hauptzierde dieses Tempels die Statue der Göttin von Phidias. Sie war aus Gold und Elfenbein, und 26 Ellen hoch. Außerdem gehörte zum Tempel ein Schatz, wo Privatpersonen die Geldsummen niederlegten, welche sie in ihrem Hause nicht sicher glaubten. Auch die heiligen Geschenke, welche man der Göttin weihte, wurden hier aufbewahrt.

Parthēnope ist der alte Name der Stadt Neapel, weswegen die Franzosen dieses Königreich, als sie es 1799 revolutionirten, die parthenopeische Republick nannten. Man leitete diesen Namen von einer Sirene Parthenope her, welche sich aus Verzweiflung ins Meer stürzte, weil sie den Ulysses durch ihre Gesänge nicht hatte bezaubern können. Sie wurde an derselben Stelle ans Land geworfen, wo das nach ihr benannte Parthenope stand, und wo man ihr ein Grabmal errichtete. Andre mythologische Personen, welche denselben Namen führten, sind zu unbedeutend, um erwähnt zu werden.

Parther. Der Name Parthien kommt im Alterthum in dreifacher Bedeutung vor. Im weitläufigsten Sinne versteht man darunter das ehemalige parthische Reich zwischen dem Euphrat, Oxus, dem caspischen und dem Südmeere. Im engsten Sinne ist Parthien (Parthiene) das kleine Land, wo die so berühmten Parther wohnten, umgränzt von Hyrkanien, Arien, Karmanien und Medien, und rings umher von Gebirgen eingeschloßen, das man in dem heutigen nordwestlichen Theile von Chorasan, wo jetzt Kurti und Thus liegen, zu suchen hat. Endlich in einem mittlern Sinne bedeutet Parthien auch die nördlichen Provinzen Persiens, das gesegnete Hyrcanien (jetzt Masenderan, Dscherdschan und Karkan), das kleine Parthiene selbst, Aria (einen Theil von Chorasan), Margiana (jetzt Forg und Maruschak in Ostchorasan), Bactriana (oder den südlichen Theil der Bucharei), die Länder um den Paropamisus (die Gegend um Candahar), Drangiana (Seiestan), Arachosia und Sagdiana (den nördlichen Theil der großen Bucharei). Die Parther (Flüchtlinge) stammten von den Scythen, und kamen unter die Herrschaft der Perser, Macedonier und Syrer. Unter diesen blieben sie bis auf Antiochus II. Damals griff Arsace (Aschak)

n den Waffen, vertrieb die Syrer, und verbreitete seine Siege über ie benachbarten Länder. Noch mehr thaten dies seine Nachfolger. So ntstand das wichtige parthische Reich, beherrscht von den Arsaciden Aschkaniern oder Aschakern) seit dem Jahr 256 vor Chr. Geb. Sie iegten mit den Römern mit abwechselndem Glück, nie aber konnten ie Römer ihnen dauernde Vortheile abgewinnen. Crassus blieb gegen in einer großen Niederlage. Traian hatte zwar einen Theil von arthien erobert, aber diese Eroberung wurde theils von ihm selbst, eils von Hadrian wieder aufgegeben. Im J. 214 nach Chr. Geb. erte Artaxerxes, ein Perser, Sohn des Sassan, einen Aufstand, stürzte e Arsaciden vom Thron und unterwarf 226 ganz Mittel-Asien sich nd dem sassanidischen Hause. (S. Persien.)

Particip, deutsch Mittelwort, ist in der Sprache derjenige heil eines Zeitworts, welcher an sich die Natur eines Eigenschaftsorts hat, mit dem Unterschiede jedoch, daß er zugleich auch die Zeitrhältnisse bezeichnet und angibt, übrigens noch zu Bildung der zummengesetzten Zeitformen gebraucht wird. Von diesem Schweben, iesem Sichaneignen von dem Zeit- und von dem Eigenschaftswort führt s seinen Namen; denn es participirt, hat Theil an ihnen. Der ebrauch desselben im Deutschen ist zum Theil durch einen gewissen Gehmacksdünkel mehr beschränkt worden, als der Geist der Sprache unumänglich fodert, und frühere oder ältere Muster bestätigen dürften. Auch at hierin die Sprache durch ihre Gesetzgeber, die Philosophen und Dichr, also auch tüchtige sprachkundige und geschmackvolle Uebersetzer Manches wieder sich zugeeignet, Manches ziemlich allgemein gewöhnch gemacht, was man noch vor nicht gar langer Zeit für unzulässig chtete. Dahin gehört z. B. die Participialconstruction, welche in der ateinischen Sprache durch die sogenannten absoluten Ablative bewirkt ird: quo facto, dies gethan. Und es ist allerdings nicht zu läugen, daß namentlich in diesem Falle an Kraft und Kürze gewonnen ird, wenn durch Auflösung des Satzes mittelst einer Partikel und der stimmten Zeitform nur Weitschweifigkeit entsteht. Was übrigens rch gehörigen Gebrauch der Participien für den Periodenbau der prache gewonnen werden könne, zeigen manche wissenschaftliche Schrin. Daß jedoch hier mit Umsicht verfahren werden müsse, und nur cht die absolute Wehr, gegen den sogenannten Kanzleistyl hier entheiden zu können, behauptet wird, versteht sich von selbst. Denn eine ergleichung der Sprachen zeigt wohl, daß die eine hierin freier ist s die andre. So hat die Tochter der lateinischen Sprache, das Itanische, doch in dieser Sphäre nicht alles, was die Mutter hat, ob sie eich im Einzelnen manches herübergenommen, was dahin gehört, wie as Wort futuro selbst, welches in der Form doch ein Particip ist, das er nicht, wie im Lateinischen, von allen Zeitwörtern gebildet werden nn. Das Italienische hat hierin wieder mehr Beweglichkeit als das eutsche. Kurz nur vor verwässernder Auflösung und eigentlicher Entiederung der Sprache durch eine gegen die lässige und gedankenlose esewelt zu große Nachgiebigkeit, welche alles in kleinen und zerstückten ätzchen vorlegen mag, ist zu warnen. Wie aber dazu nebst dem Gehmacks- und Aufklärungsdünkel auch die ziemlich gleichzeitig eingerisne Popularität beigetragen, und daß sie auch hier nachtheilig gewirkt, t zu sagen hier nicht des Orts.

Wa.

Partikel (particula), in der Grammatik solche Wörter, welche iner Umbiegung fähig sind, weder declinirt noch conjugirt werden könn, als: die Präposition, das Adverbium, die Conjunction und die nterjection, welche letztere jedoch, als reiner, unwillkürlicher Naturlaut,

Digitized by Google

schlossen wird. Man nennt sie Partikeln, weil sie in der Regel, dem äußern Umfange nach, die kleinsten Redetheile sind, indem die meisten von ihnen aus Stammlautern oder unverändert gebliebenen Stammwörtern bestehen. Da aber das äußere Merkmal des größern oder geringern Umfangs eines Wortes, als etwas bloß Zufälliges und in den verschiedenen Sprachen Verschiedenes, keinen Eintheilungsgrund der Sprachformen abgeben kann, und da das Merkmal der Kleinheit keineswegs allen inflexibeln Redetheilen, dagegen vielen Wörtern der übrigen Classen zukommt; so haben neuere Sprachlehrer diesen grammatischen Kunstnamen ganz aufgegeben, indem sie sich begnügen, die Redetheile, in Hinsicht der Veränderung, deren sie fähig oder nicht fähig sind, in biegsame und unbiegsame (flexible und inflexible) einzutheilen.

Partisan, Parteigänger, der Anführer oder das Mitglied eines Freicorps (s. d. Art.) — Partisane, ehemals ein Gewehr, eine Art von Spieß, welches unter dem Stecheisen noch eine Barte oder ein kleines zweischneidiges Beil hatte. Es ist dieselbe jetzt nur noch an einigen Höfen bei den Trabanten gewöhnlich, welche sie zur Zierde tragen.

Partitur nennt man in der Musik die schriftliche Uebersicht aller zu einem vielstimmigen Tonstück gehörigen Stimmen (der musikalischen Partien). Die Partitur ist zuerst das Werk des Tonsetzers, welcher das im Geiste schon entworfne, oder sich während des Schreibens ausbildende Tonganze äußerlich festhält, indem er zugleich den Antheil jeder Sing- und Instrumentalpartie an demselben, wie diese sich bald thätig, bald pausirend verhalten, durch Notenschrift und andre musikalische Signaturen verzeichnet. Hauptsächlich geschieht dies dadurch, daß die einzelnen Partien auf besondern Liniensystemen Tact für Tact unter einander geschrieben werden, so daß man, was in jedem Tacte von irgend einer Sing- oder Instrumentalpartie zu leisten ist, vollkommen übersehen kann. Das Entwerfen der Partitur hängt mit dem Componiren unmittelbar zusammen; denn dadurch entsteht überhaupt ein Kunstwerk, daß das vom Geiste Gebildete äußerlich und von dem Geiste, aus welchem es hervorgegangen, abgesondert wird. Wie wäre es auch dem schöpfungsreichen Künstler möglich, namentlich ein Tonstück von größerm Umfang, an dessen Ausführung so viele Stimmen Antheil haben, nach seinen neben und nach einander fortlaufenden Tonreihen lange im Gedächtniß festzuhalten? Wir setzen aber voraus einen echten Tonsetzer, der nicht erst des Papiers bedarf, um ein Tonstück hervorzubringen, oder seine musikalischen Gedanken erst dann aufschreibt, nachdem er sie auf irgend einem Instrumente gehört hat, wenn er gleich das Einzelne sich durch Hören mehr verdeutlichen kann. Denn was nicht aus dem Geiste seinen Ursprung nimmt, und im Geiste als Ganzes entworfen wird, hat keinen Werth. Einzelne Gedanken an einander reihen zu einem gefälligen Eindrucke macht nicht den Tonsetzer aus; denn daraus wird nimmer ein wahrhaftes Ganzes. Damit läugnet man jedoch nicht, daß nicht der Tonsetzer bei der Anlage seiner Partitur zuerst nur die Grundzüge des Ganzen, wie es im Geiste ausgedacht ist, entwerfen, und erst allmählig, gleich dem Mahler, der die Mitteltinten und den vollkommenen Ausdruck des Colorits erst nach vollendeter Zeichnung hervorbringt, die Harmonie ausfüllen, das Einzelne genauer ausarbeiten, und zur vollkommensten Uebereinstimmung mit dem Ganzen ausbilden werde. Die Anordnung der Partien in der Partitur muß, obwohl im übrigen viele Verschiedenheit darin Statt finden kann, und jeder Tonsetzer die ihm bequemste Methode befolgt, im Allgemeinen

doch dem Zwecke der Partitur entsprechen, d. h. eine leichte Uebersicht des vielstimmigen Tonganzen gewähren. Gewöhnlich geschieht dies, indem man die Sopraninstrumente über die Mittelstimmen und Baßinstrumente, und die Singstimmen unter die übrigen Instrumentalpartien, der Violonpartie zunächst stellt, ferner den obligatern und bedeutendern Partien die mittlern Systeme in der Partitur einräumt. Nach der Vielstimmigkeit des Tonstücks faßt die Partitur mehr oder weniger Notensysteme. Aus ihr werden dann, wenn das Tonstück von dem dazu gehörigen Personale ausgeführt werden soll, die einzelnen Partien besonders ausgeschrieben, und um Fehler der Aufführung zu vermeiden, nach derselben corrigirt. Nach ihr wird ferner ein größeres Tonstück vervielfältigt; das Copiren nach den einzelnen ausgeschriebenen Partien ist größern Fehlern unterworfen, da hingegen bei der Ansicht der zusammengestellten Stimmen der Fehler eher zu entdecken ist. Nach ihr pflegt daher auch die Aufführung des Tonstücks durch die dirigirende Person angeordnet zu werden; ja nach ihr kann endlich das Tonstück selbst, namentlich in Hinsicht seiner harmonischen Verhältnisse beurtheilt werden, da hingegen dem Ohre manches entgeht, und bei der Ausführung schnell vorüberfliegt. Des Directors Sache ist es also, eine Partitur lesen zu können, um darnach vorzüglich in musikalischen Proben die Ausführung des Ganzen und Einzelnen zu leiten, damit die Aufführung selbst möglichst fehlerfrei sey. Dazu gehört aber Kenntniß der Harmonie, Kenntniß der Singstimmen und Instrumente, so wie ihrer Bezeichnungen, Kenntniß der Zeitmaße, die vorzüglich nach der vorgeschriebenen Bezeichnung, mehr aber noch durch den Geist des Ganzen, und nach dem den einzelnen Partien zugemutheten Antheil zu bestimmen sind, endlich was überall nothwendig ist, eine große Uebung und Erfahrung. Letztere sind in einem noch höhern Grade nothwendig, um eine Partitur auf dem Clavier oder Pianoforte zu spielen, was vorzüglich in den erstern Proben großer Stücke (z. B. der Opern, Kirchenstücke) nothwendig ist, in welchen einzelne Partien für sich eingeübt werden, oder auch zur genauern Beurtheilung des Tonsatzes, oder endlich zum Vergnügen geschieht. Für den erstern Zweck wird zwar auch häufig die Violine angewendet, allein es wird vorzüglich bei stark besetzten Tonstücken, welche eine mannigfaltige und schwere Harmonie haben, dann oft der Fall eintreten, daß beim nachmaligen Hinzutreten der Instrumente und einer reichen Harmonie der Sänger oder Spieler sich kaum zu orientiren weiß und ein andres Tonstück, als das eingeübte zu hören glaubt. Nach dem Clavierauszuge diejenigen Partien einüben, welche nicht darin enthalten sind, oder gar nach ihm die Aufführung dirigiren, wird der Musikdirector nur höchstens dann, wenn ihm das Tonstück vollkommen und nach jedem seiner Theile bekannt ist. Von dem Virtuosen im Partiturspielen, dergleichen es jetzt in Deutschland viele gibt, erwartet man, daß er das Tonstück auf dem Instrumente so vortrage, oder die einzustudirenden Partien so begleite, als ob er eben einen vollkommenen Clavierauszug liefere, wobei freilich der Zweck des Nachhelfens und Einstudirens mannichfaltige Ausnahmen nothwendig macht. Der Partiturspieler muß die größte und leichteste Uebersicht, und die Gewandtheit und Geistesgegenwart besitzen, das Wesentliche eines Tonstücks auf seinem Instrumente hören zu lassen, und unter seine zwei Hände geschickt zu vertheilen, wozu außer den obigen Erfoderniſſen auch noch eine sehr bedeutende Fertigkeit im Clavierspiel und eine ungemeine Kenntniß des Generalbasses gehört. Wie viel eine Partitur von Mozart, Cherubini, Beethoven u. s. w. in dieser Hinsicht

erfodere, bedarf nicht entwickelt zu werden. Immer muß das Partiturspiel sich zu der Aufführung wie der einfarbige Kupferstich zu dem Gemählde verhalten, das mit dem Reize aller Farben geschmückt ist. Man findet übrigens die Partituren häufiger geschrieben als gedruckt oder gestochen, theils weil die Meisten geschriebene Noten lieber lesen und besser übersehen, theils weil der Verlag der Partituren im Musikhandel nur bei bedeutenden und schon als meisterhaft anerkannten oder um besondrer Zwecke willen gesuchten Tonstücken einen die Kosten des Verlegers belohnenden Absatz gewährt. T.

Parzen (griechisch Moiren), die unerbittlichen Schwestern, welche das Schicksal der Menschen in den werdenden Faden spinnen. Namen und Zahl derselben kommen bei Homer nicht vor. Der Name Clotho, die Spinnerin, war anfangs wahrscheinlich allgemein. Als ihre Zahl aber drei wurde, und die Dichtkunst für die bestimmte Zahl auch bestimmte Namen erfand, wurde Clotho besondrer Name, neben Atropos und Lachesis, aber ohne eine besondre Function. Diese lag auch nicht in den Namen der zwei andern, denn Atropos hieß das unveränderliche Schicksal, und Lachesis drückte den Zufall im Schicksal und Glück aus, also alle das Schicksal unter verschiednen Ansichten. Bei Homer und Hesiod erscheinen sie als Göttinnen des menschlichen Schicksals und einzelner Geschicke, ohne Todesverhängniß. Bei den Lyrikern treten sie in den weitern Kreis der Ereignisse überhaupt, und sind überall gegenwärtig, wo etwas zu vertheilen ist. In der engsten Bedeutung sind sie die todbringenden Schicksalsgöttinnen, die Göttinnen des Todes als allgemeinen und endlichen Verhängnisses nach bestimmtem Lebensziel. Als Göttinnen des Todes gehören sie der Unterwelt an und sind Töchter der Nacht, als Schicksalsgöttinnen gehören sie in das Gebiet des Zeus und sind demselben von der Themis geboren. Die erstere Abstammung ist gewiß die spätere. Als Töchter des Zeus nahmen sie Antheil an den Bestimmungen des Schicksals, waren Dienerinnen ihres Vaters und mit allen dazu nöthigen Eigenschaften ausgerüstet. Sie spinnen dem Menschen seine künftigen Schicksale in einem Faden zu, wissen also die Zukunft und prophezeien sie; sie singen die Schicksale der Sterblichen, indem sie zugleich ihre Spindeln in Bewegung setzen. Man legte dann auch jeder ihr bestimmtes Geschäft bei. Die eine schrieb, die andre sprach, die dritte spann den Faden ab, oder Atropos war die vergangne, Lachesis die künftige, Clotho die gegenwärtige Zeit. Abgebildet werden sie, wie Lachesis die Spindel, Clotho den Rocken hält und Atropos den Faden durchschneidet.

Pascal (Blaise), geb. zu Clairmont 19. Jun. 1623. Einer der geistreichsten Ascoten (s. d. Art.), oder, es recht und wahrhaft zu sagen, ein frommer Christ. Er verrieth in den frühesten Kinderjahren, als er kaum sprechen konnte, durch die passendsten Antworten und sinnigsten Fragen eine ungemeine Geisteskraft. Er war einziger Sohn des Präsidenten der Grafenkammer, der ihn, da er, drei Jahr alt, seine Mutter verlor, außerordentlich liebte und selbst unterrichtete. 1631 zog die Familie nach Paris, und immer freier und herrlicher entwickelte sich der Knabe lediglich unter des Vaters Leitung, der Kraft und Gegenstand derselben besonnen in Verhältniß zu bringen wußte und ihm vor dem 12ten Jahre nicht Latein lehrte, obwohl er ihm klare und helle Begriffe über Sprache und Sprachbildung beibrachte. Seine Fortschritte in den Sprachen waren deßhalb um so schneller. Hierauf belehrte er ihn auch über wunderbare Naturwirkungen, und mußte stets des Knaben Scharfsinn und richtigen, gerade auf die Wahrheit eindrin-

Digitized by Google

genden Verstand bewundern, der schon selbst forschte, wo er unbefriedigt war. Entschiedene große Anlage zur Geometrie zeigte er, trotz dessen, daß der Vater den Unterricht in der Mathematik, worin er selbst bedeutende Kenntnisse hatte, versagte, mit dem Bedeuten, zuvor müsse er erst Griechisch und Latein gelernt haben. Kaum hatte der Knabe ihm auf die Frage: was denn Mathematik sey? die Antwort entlockt, daß sie zeige, wie man richtige Figuren zu entwerfen und ihre Verhältnisse zu einander zu bestimmen habe, so dachte er in seinen Erholungsstunden darüber nach, und zeichnete mit Kohle Kreise, Dreiecke mit gleichen Seiten und Winkeln auf den steinernen Fußboden, und suchte ihre Verhältnisse auf. Noch wußte er keinen Namen, nannte deshalb einen Kreis ein Rundes, eine Linie eine Stange u. s. w., definirte sie sich selbst, fand Axiome und endlich Beweise, so daß er bis zu dem dritten Satze des Euklides vorrückte. Der Vater überraschte ihn dabei unbemerkt, befragte ihn und eilte staunend, vor Freuden weinend, zu einem liebsten Freunde, ihm das Wunder mitzutheilen. Dieser rieth, ihm den Euklides zu geben, den er auch ohne weitere Beihülfe verstand. Von nun an wohnte er den Sitzungen mehrerer Freunde der Mathematik bei, die sich bei seinem Vater versammelten, und entdeckte nicht selten, was kein anderer sah. So schrieb er im 16ten Jahre schon eine höchst ausgezeichnet scharfsinnige Abhandlung über die Kegelschnitte. Unbekümmert aber um Ruhm, ließ er sie, trotz aller Auffoderungen, nicht drucken. Unterdessen studirte er auch Sprachen, Logik, Physik und andre philosophische Wissenschaften so unermüdet und angestrengt, daß bereits im 18ten Jahre seine Gesundheit unheilbar zerstört war. Dennoch erfand er im Jahr darauf die bekannte untrügliche Rechenmaschine, deren Mechanismus den Arbeitern begreiflich zu machen ihm viel Mühe kostete, zumal da er fast keinen Tag schmerzenfrei war. Dennoch machte er noch bis in sein 23stes Jahr Entdeckungen über die torricellische Leere. Noch war er nicht 24 Jahr alt, als er durch einige jansenistische Schriften plötzlich erleuchtet und ihm mit siegender Gewißheit klar wurde, daß ein Christ nur Gott, und nichts außer ihm lieben müsse. Sogleich warf er alles bei Seite, was profane Wissenschaften betraf, und wurzelte nur tiefer in dem ihm ohnedies eignen kindlichen Glauben. Dabei faßte er alle, ihm von Herzen verhaßte, als aus Spitzfindigkeit entstehende Ketzerei scharf nach den kirchlichen Entscheidungen ins Auge.

Rouen, wo er sich damals mit seiner Familie befand, hörte er, auf Einladung zweier Freunde, einen Irrlehrer, warnte ihn zuvörderst, dann hörte er ihn bei Herrn von Bellay an, der von jenem durch ein zweideutiges Glaubensbekenntniß hintergangen wurde, und überhaupt die Sache nicht für so wichtig nahm. Die drei jungen Leute wendeten sich an den Erzbischof. Dieser befahl Herrn von Bellay, jenen in allen streitigen Punkten zum Widerruf anzuhalten, und nichts ohne die Beistimmung der Ankläger von ihm anzunehmen. Alles erfolgte wie es hätte, da der Irrlehrer selbst nur getäuscht schien. Pascals Frömmigkeit wirkte belebend und anziehend auf die ganze Familie. Der Vater und des Sohnes Schüler, die eine Schwester, ein geistreiches Mädchen, wählte ein Kloster, wo sie 1661 im 36sten Jahre starb. Pascal war indeß unaufhörlich krank, übte und stärkte aber dabei seine Geduld um so mehr. Bei unerträglichem Kopfweh, Brennen in den Eingeweiden, wo er nur warmes Getränk zu sich nehmen durfte, nahm er jede eine ihm verordnete Arznei, gewärmt, tropfenweis unter außerordentlichen Schmerzen. Auf Verlangen der Aerzte ging er in Gesellschaft; aber seine Schwester, die Nonne, brachte ihn bald, wie früher

er sie, so weit, daß er allen weltlichen Umgang aufhob, sich alles Ueberflüssigen, selbst auf Kosten seiner Gesundheit, entschlug. So lebte er gleichmäßig von seinem dreißigsten Jahre an bis an das Ende. Er bezog ein Landgut, entsagte dort allen Vergnügungen und allem Ueberfluß, schaffte seine Bedienung ab, bettete sich selbst, aß in der Küche und ließ nur in dem sich bedienen, was er nicht selbst verrichten konnte. Dabei betete und las er in der heiligen Schrift, die er auf diese Weise ganz auswendig lernte, nebst den Auslegern. Er hatte eine natürliche, keusche und eindringliche Beredsamkeit. Eine wundersame Heilung seiner Schwester von einer Thränenfistel mittelst der bloßen Berührung eines Heiligenrückenwirbels gab ihm zu allerlei Gedanken über Wunder Veranlassung, und nährte in ihm den Wunsch, besonders die Atheisten zu bekämpfen. Da ihm dies dennoch wegen des damit verbundenen Weltverkehrs gefährlich schien, so legte er eine Kette um das bloße Fleisch und erinnerte sich durch schmerzerregendes Jucken, so oft ihm ein eitler weltlicher Gedanke kam, oder er sich zu sehr irgendwo gefiel. Diese Strenge gegen sich selbst übte er bis an seinen Tod, bei fortdauernder schmerzhafter Krankheit. Damals machte er auch in schlaflosen Nächten, ohne es zu wollen, allerlei mathematische Entdeckungen, die er erst auf Bitten eines würdigen Freundes binnen acht Tagen zum Druck niederschrieb. Endlich konnte er nicht mehr arbeiten, noch Jemand sehen. Dennoch entsagte er noch immer allen Freuden und allem Ueberflüssigen. Er konnte, trotz seines Ekels, nicht dahin gebracht werden, eine würzige oder Eßlust erregende Speise zu genießen, zu verlangen oder zu loben; er nahm nur das Nothwendigste und Erforderliche. Er hatte in dieser Hinsicht, wie über die Armuth, die zarteste, man möchte sagen, wundeste Gewissenhaftigkeit. Daher er auch Armen mit der größten Aufopferung Almosen ertheilte, ja alle ein gleiches zu thun trieb. Seine Liebe und Reinheit fand selbst in den Liebkosungen der Kinder gegen ihre Mutter, seine Schwester, noch etwas Anstößiges. Wie er sich an niemand, den er auch liebte, leidenschaftlich anschloß, so verlangte er dasselbe auch wieder von Andern. Seine Schwester selbst, die seiner pflegte, und der er bereitwilligst half, wo er konnte, mußte sich erst allmählich an seine scheinbare Gleichgültigkeit gewöhnen; er meinte, solche Leidenschaftlichkeit entziehe ein Herz Gott, dem es doch allein angehöre. Außerdem war er dem König treu, mild, vergebsam bis zur leichtesten Vergessenheit von Beleidigungen. Er schilderte sich auf einem Blättchen Papier selbst so: „Ich liebe die Armuth, weil Jesus Christus sie liebte. Ich liebe Glücksgüter, weil sie Mittel sind, den Elenden beizustehn. Ich suche Keinem, der mir Böses thut, wieder Böses zu thun, sondern wünsche ihm eine Lage, wie meine, wo man weder Gutes noch Böses von den Menschen erlebt. Ich strebe immer, wahrhaft, aufrichtig und treu gegen alle Menschen zu seyn und habe eine herzliche Zärtlichkeit für die, so Gott mir eng verbunden hat; mag ich allein, oder auch unter Menschen seyn, überall habe ich in meinen Handlungen Gott gegenwärtig, der sie richten wird, und dem ich sie alle geweiht. Dies ist meine Gesinnung und täglich preise ich meinen Erlöser, der sie mir ins Herz gelegt und aus einem schwachen, elenden, sinnlichen, stolzen und ehrgeizigen Menschen, durch Kraft seiner Gnade, wovon alles abhängt, mich zu einem von all diesen Fehlern freien Menschen gemacht." In seiner letzten Krankheit verließ er noch seine Wohnung, weil eine arme Familie, die er zu sich genommen hatte und unterstützte, die Blattern hatte, seine Schwester aber für ihre Kinder vielleicht hätte fürchten müssen. In den heftigsten Schmerzen bewies er

t größte Geduld, so daß er eher zu genesen fürchtete, weil er, wie er
gte, die Gefahren der Gesundheit und die Vortheile der Krankheit
me; Krankheit sey der natürliche Zustand des Christen; denn sie
lte immer in Duldsamkeit, Entbehrung der Glücksgüter und sinnlicher
euden, fern von Leidenschaften. Am 6ten August bekam er heftigen
pfschmerz und Schwindel, wollte beichten, Kranke im Hause haben,
i sie zu verpflegen, ja unter armen Kranken sterben. Am 17. ward
zusehends schlimmer und, nach einem fast schon den Tod bringenden
ampfe etwas wieder zu sich gekommen, nahm er mit Ehrfurcht und
er vielen Thränen das Sacrament und starb am 19. August 1662,
39sten Jahr seines Alters. Ein so durchgängig wahrhafter, redlicher
rakter, besonders unter den Franzosen, dieser, wie sehr sie auch sich
gegen zu vertheidigen streben, leichtsinnigen und sinnlichen Nation,
ßte, da er das Haben auch im edelsten Sinne so sehr verschmähte,
er nur mit seinem Seyn zahlen wollte, allerlei Mißdeutungen unter-
fen seyn. Diese folgerechte Entschiedenheit für Vergeistigung, oder
ckkehr des Menschen aus dem sinnlichen, verfinsternden Leibe in den
st, sein Urelement, mittelst der christlichen Religion erfodert eben so
Kraft und Freiheit, als Demuth und kindliche Hingebung, und
wenig sie auch im Durchschnitt dem Zeitalter zusage, für Krankheit
n sie doch nur von einem beschränkten, im Irdischen festgehaltnen,
ndort aus angesehen werden. Pascal war gewiß ein kräftiger Geist.
hatte ein Werk über die christliche Religion im Sinne, das ihre Herr-
eit eben sowohl aus der Natur des Menschen, als historisch erör-
sollte. Nur seine Liebe zur Gründlichkeit, die Klarheit und Reife,
u es allmählig in seinem Geiste gediehen und seine schmerzhafte viel-
ige Krankheit hinderte die Ausarbeitung und Verfassung. Aus den
chstücken aber, die uns unter dem Titel: Gedanken über die
ligion und einige andere Gegenstände, von ihm in
letzten vier Jahren niedergeschrieben, von seinen Freunden gesam-
, vorliegen, läßt sich der tiefe Meister wohl errathen. Die christ-
Religion war ihm die Vermittlerin der tief in der Menschennatur
ündeten Doppelheit von Niedrigkeit und Größe, indem sie aus je-
hinauf hob in das Geistige, Göttliche, aus dieser herabführte in
uth und in diesem harmonisch gewordnen Sinn jene Doppelheit
glich. Das vorchristliche Weltleben war ein Hingegebenseyn und
r;eln in der Natur und Außenwelt; die geistigen Blitze, die da-
h hinschossen, als ein Gemeingut der Menschheit, traten erst in
sto und der Geschichte seiner Lehre, wie dunkel voraus verkündet
angedeutet, klar und leicht in das Leben und gestaltet heraus, ohne
rengung alle Gegenwirkungen besiegend. Durch die christliche Reli-
gewann erst die Geschichte Zusammenhang. Voltaire nannte Pas-
einen erhabnen Menschenfeind und kritisirte seine Gedanken; aber
i Abbé Gauchat urtheilte in einer briefl ichen Widerlegung so da-
„Von seinen Vorurtheilen verblendet hat er alles, was ihm ein
mer Haß gegen die Religion eingegeben, für gründlich erachtet.
hrsamkeit, ein Schein von Zuversichtlichkeit, ein Anklang von Sy-
blendet von weitem sehr, in der Nähe besehen, sind sie nicht mehr
rchtbar.“ Freilich je verwickelter das äußere Leben ist, desto schwe-
st es, sich aus ihm für das Geistige aufzunehmen und zu sammeln.
hwohl ist dies ein unauslöschlicher Grundzug der Natur des Men-
, und seine Höhe und Würde hängt lediglich von der Stärke und
heit dieses Zuges und dem damit einigen Willen ab. Wa.

Pascha, ein vornehmer Beamter in der Türkei, welcher Statthalter einer Provinz und zugleich Befehlshaber der darin befindlichen Kriegsvölker ist. Den vornehmsten werden drei, den kleinern zwei Roßschweife vorgetragen. Die Gewalt eines Pascha ist sehr groß und erlaubt viele Mißbräuche. Zwar wird er vom Großherrn nach Willkür ein- und abgesetzt, ist verpflichtet, an den Kriegen desselben auf erhaltenen Befehl Theil zu nehmen und die Einkünfte der Provinz bis zu einem gewissen Betrage an den Großherrn zu zahlen, aber die ganze innere Verwaltung hängt von ihm ab und zu Bedrückungen aller Art hat er um so freiere Gewalt, als bei dem Verfall des Reichs der Großherr lieber nachsieht, als durch strenge Maßregeln zu Aufruhr und Empörungen Anlaß gibt.

Paschalik, die Statthalterschaft eines Pascha. Der Sultan ertheilt sie gewöhnlich dem, der das Meiste zahlt oder zu zahlen verspricht.

Pasigraphie, eine allgemeine (d. i. allen Nationen der Erde verständliche, oder leicht begreifliche) Zeichen- oder Schriftsprache ist bis jetzt noch ein Problem, aber ein Problem, welches die scharfsinnigsten Männer beschäftigt hat, und, wenn es gelöst werden kann, auch nur durch den größten Scharfsinn zu lösen möglich ist. Der große Leibnitz soll zuerst die Idee einer solchen Pasigraphie gefaßt haben (s. Leibnitz). Gewiß ist es, daß er sich mit der Erfindung einer solchen Kunst, sich allgemein verständlich zu machen, ernstlich beschäftigte. Ihm folgten in der Behandlung dieses Problems der Engländer Wilkins (1668), die Deutschen Chr. Gl. Berger (Plan zu einer überaus reichen, unterrichtenden und allgemeinen Rede- und Schriftsprache für alle Nationen. Berlin 1779 8.), Hofr. Wolke (Erklärung, wie die Pasigraphie möglich und ausübbar sey. Dessau und Leipzig 1797, 8.) Auch machten der berühmte Taubstummenlehrer Sicard (1798), Näther (1805), Schmid, Prof. in Dillingen (1807) und Ab. Stria (Pasilalie, Berlin 1808) Versuche hierin bekannt. Deßgleichen setzte die Akademie der Wissenschaften zu Copenhagen noch 1811 der besten Erläuterung dieser Idee und Angabe ihrer Ausführung einen Preis aus. Es ist ganz in der Art der Franzosen, wenn sich noch vor kurzem ein Herr de Maimieux als den wirklichen Erfinder einer solchen Kunst anpries, welche so tiefe Untersuchungen über das Wesen der Sprache voraussetzt. Die Idee einer Pasigraphie und allgemeinen Sprachlehre, sagt J. Jac. Wagner in seiner Philosophie der Erziehungskunst, gründen sich darauf, daß das Wesen aller Sprache in ihrer innern Organisation besteht, für welche ein allgemeiner Ausdruck möglich seyn muß. Diese innere Organisation der Sprache kann nämlich bloß Ausdruck der Wechselverhältnisse der Vorstellungen seyn, welche Verhältnisse wieder nur Ausdruck der realen Verhältnisse der Objecte selbst sind. Läßt sich nun für diese realen Verhältnisse eine allgemeine Darstellung finden, so ist eine allgemeine Sprachlehre gegeben, und läßt sich diese, in einer allgemeinen Charakteristik ausgedrückt, bis zum Einzelnen herabführen, so hat man eine Pasigraphie. Doch könnte eine wirkliche Pasigraphie nur dann entworfen werden, wenn wir ein vollständiges System von Begriffen hätten, in welchem jedem Begriffe sein Werth genau durch seine Stelle gesichert wäre. Ueber diese Idee vgl. J. Sev. Vaters Pasigraphie und Antipasigraphie, oder über die neuesten Erfindungen einer allgemeinen Schriftsprache für alle Völker ꝛc. Weißenf. 1795 8.; J. Im. Niethammer, über Pasigraphie und Ideographie (Nürnb. 1808); und And. Riem, über Schriftsprache und Pasigraphie (Mannh. 1809 1. St. 1.). Eine allgemeine Sprache durch Laute

(Pasilalie), welche man mit der Pasigraphie zugleich versucht hat, ist ebenfalls noch nicht gefunden worden.

Pasiphaë, die Tochter des Helios und der Perseïs, und die Gemahlin des Minos, Königs von Creta. Nach Einigen von Neptun, der Minos dafür bestrafen wollte, daß er den von dem Gott erflehten und empfangnen Stier nicht geopfert, nach Andern von der Venus, die dem ganzen Geschlechte des Helios wegen der an ihr und Mars begangnen Verrätherei Rache geschworen hatte, verblendet, entbrannte sie in unnatürlicher Liebe zu jenem Stier, ward in des sinnreichen Dädalus hölzerner Kuh ihres Wunsches gewährt und gebar den stierhaupeigen Minotaurus (s. d.).

Pasithea, der Beiname der Cybele, durch welchen sie als die Mutter aller Götter bezeichnet wird.

Pasquill (Schmäh-, Schand- oder Lästerschrift, Libell), ist eine ohne oder unter einem erdichteten Namen öffentlich bekannt gemachte Schrift, durch welche eine benannte oder doch deutlich beschriebene Person oder ganze Corporation eines Verbrechens beschuldigt wird, das nach den Gesetzen mit dem Tode, am Leibe, oder mit Ehrlosigkeit bestraft wird. Doch wird auch das ein Pasquill genannt, wenn man jemand unmoralischer, oder bloß lächerlicher Handlungen beschuldigt, um dadurch seinen guten Namen zu verletzen. Die Injurie kann auch durch Gemählde, Kupferstiche und andre bildliche Darstellungen ausgedrückt seyn. Gewöhnlich versteht man unter Pasquill eine anonyme Injurie; doch behaupten Einige, daß die Namenlosigkeit keineswegs ein wesentliches Erforderniß desselben sey. Die Abfassung und Verbreitung eines Pasquills wird nach Beschaffenheit der Umstände mit Zuchthaus oder Gefängniß bestraft. Schandschriften auf hohe Personen werden härter geahndet; die Strafe wird aber gemildert, wenn das Verbrechen, dessen man Jemand beschuldigt, erwiesen werden kann. Wenn man den Urheber eines Pasquills nicht entdecken kann, so wird es bisweilen durch den Scharfrichter verbrannt. Friedrich der Große ließ eine gegen ihn angeheftete Schmähschrift tiefer hängen, damit das Volk sie besser lesen könnte; Joseph II. ließ ein gegen ihn gerichtetes Libell abdrucken und zum Besten der Armen verkaufen. Das Wort Pasquill verdankt seinen Namen einem witzigen Schuhflicker, Namens Pasquino, der vor mehr als 300 Jahren in Rom lebte, und sich durch seine witzigen Einfälle und beißenden Spöttereien so bekannt machte, daß seine Werkstatt täglich von Menschen besucht wurde, welche an denselben Vergnügen fanden. Kurz nach seinem Tode ward nicht weit von seiner Werkstatt eine schön gearbeitete, aber sehr verstümmelte Bildsäule eines alten Fechters ausgegraben, und nicht weit davon in einem Winkel des sinischen Palastes aufgestellt. Das Volk gab dieser Antike einstimmig den Namen Pasquino. Seit dieser Zeit wurden Zettel daran geheftet, welche Satiren und witzige Einfälle über die Begebenheiten des Tages enthielten, die man dem gleichsam wieder auferstandnen Schuster Pasquino in den Mund legte. Man nannte sie nach seinem Namen Pasquinaden, woraus das Wort Pasquill entstanden ist. Dieser Statue gegenüber steht eine andre, Marforio genannt, welches so viel als Marforum heißen soll, wo sie ehedem gestanden hat. An diese Bildsäule werden gemeiniglich Fragen geheftet, die Pasquino beantwortet. Es mag hier nur Ein Beispiel stehen. Der bekannte Papst Sixtus V. hatte auf verschiedne Lebensmittel Auflagen gelegt. An einem Sonnenerblickte man den Pasquino mit einem nassen Hemde, um es an der Sonne zu trocknen. Marforio fragte, warum er, sein Hemd in

trocknen, nicht bis morgen warte? Worauf Pasquino zur Antwort gab: Ich darf keine Zeit verlieren; denn morgen könnten wir vielleicht für die Sonnenstrahlen Geld bezahlen müssen. Mr.

Pasquino, s. Pasquill.

Passah oder Pascha (im Hebr. Verschonung, Vorübergang) ist das religiöse Fest, welches die Israeliten zum Andenken an die Verschonung ihres Volks bei der Plage des Würgengels in Aegypten und an den Auszug aus diesem Lande im ersten Vollmonde des Frühlings vom 14ten bis zum 21sten des Monats Nisan feiern. Zu dieser siebentägigen Feier versammelten sich alljährlich, so lange die Israeliten noch im Besitze von Palästina waren, die Glieder der Nation bei der Stiftshütte und seit Salomons Zeiten bei dem Tempel zu Jerusalem. Während derselben durfte nur ungesäuertes Brot gegessen werden, weil bei dem Auszuge aus Aegypten der Teig wegen der Eile ungesäuert mitgenommen werden mußte, daher das Passah auch das Fest der ungesäuerten Brote heißt. Jeder Hausvater verzehrte am ersten Tage desselben Abends mit seiner Familie ein vom Priester geschlachtetes Lamm, welches ganz und ohne Zerbrechung der Knochen gegessen werden mußte. Dankgebete und Erzählungen aus der Geschichte des Auszugs gaben diesem Mahl, an das sich die Stiftung des christlichen Abendmahls anreiht, seine religiöse Bedeutung. Dazu wurden auch Opfer an Erstlingen der Heerden und Früchte im Tempel dargebracht. Das Passah war das größte unter den jüdischen Festen und beförderte durch jene Nationalversammlung vorzüglich Vaterlandsliebe, Gemeinsinn und Verkehr. Jetzt wird es von den Juden jedes Ortes durch den Genuß ungesäuerter Brote und mit Gebeten in der Stille begangen. E.

Passagen, auch Rouladen, nennt man in der neuern Musik, (denn der ältern sind sie fremd) und zwar vorzüglich im Gesange, eine Folge melodischer Töne auf eine einzige Sylbe des Textes, so daß durch die sogenannte Diminuation oder Verkleinerung eine Hauptnote in mehrere verwandelt wird. Diese aus allerlei Figuren zusammengesetzten Läufe, welche zur Auszierung der Melodie dienen, müssen so beschaffen seyn, daß alle Töne leicht und in einem Zusammenhange vorgetragen werden. Sie sind entweder vom Tonsetzer selbst vorgeschrieben oder werden vom Sänger oder Spieler da angebracht, wo dieser nur die Hauptnote hingesetzt hat. Im letztern Fall müssen sie mit Einsicht und Geschmack angebracht werden, um nicht in beleidigende Künsteleien auszuarten. In diesen Fehler verfallen am meisten die Italiener, und zerstören dadurch die einfache Würde und Erhabenheit.

Passatwinde, s. Wind.

Passau, ein ehemaliges Bisthum und Hochstift zwischen Nieder-Bayern und Oesterreich, dessen unmittelbare Besitzungen, bestehend aus dem eigentlichen Fürstenthum an der Nordseite der Donau, aus der Stadt Passau, der Grafschaft Neuburg und der Herrschaft Riedenburg am Inn, 24 Quadratmeilen mit 60,000 Einwohnern betrugen. Außerdem aber besaß das Bisthum viele mittelbare Besitzungen im Oesterreichischen und zog aus Bayern ansehnliche Einkünfte. Sonst war der Bischof ein Suffraganeus des salzburgischen Erzbischofs, 1728 aber eximirte ihn der Papst und ordnete ihn unmittelbar dem päpstlichen Stuhl unter; welcher Verfügung jedoch Salzburg stets widersprach. Das Domcapitel bestand aus funfzehn Capitularen und acht Domicellaren. Der Ertrag der neunten Domicellarstelle wurde zur Unterhaltung der Donaubrücke in Passau verwendet. Die Einkünfte des Bischofs betrugen 220,000 Gulden, der gesammte Betrag des Bisthums aber

wurde auf 430,000 Gulden angeschlagen. Im J. 1802 und 3 wurde Passau säcularisirt und getheilt. Achtzehn Quadratmeilen mit 30,000 Einwohnern nebst den Besitzungen im Oesterreichischen kamen zum Churfürstenthum Salzburg, das Uebrige an Bayern, bis durch den Presburger Frieden 1805 das ganze Land mit Ausnahme der österreichischen Enclaven mit Bayern vereinigt wurde. — Die Hauptstadt Passau am Einfluß des Inn und der Ilz in die Donau ist schön und wohlgebaut und zählt 10,000 Einwohner. Sie besteht eigentlich aus drei Städten, Passau, Innstadt und Ilzstadt, wozu noch das bischöfliche feste Schloß Oberhaus auf dem St. Georgenberge, Passau gegenüber, kommt. Sehenswerth sind das große und meist regelmäßige Residenzschloß, die nach dem Brande 1662, der die ganze Stadt zerstörte, neuerbaute prächtige Domkirche, und das ehemalige Jesuitercollegium, in welchem sich das Lyceum und Seminarium zur Bildung junger Geistlichen befinden. Die Stadt hat beträchtliche Bierbrauereien und einen ziemlich lebhaften Handel mit Specereien, Seide, Wechselgeschäfte u. s. w. — Historisch merkwürdig ist Passau wegen des hier geschloßnen und nach ihm benannten Vertrags, der das erste deutsche Reichsgrundgesetz war, welches den Protestanten nach langen Religionskriegen und vergeblich versuchten Aussöhnungen, die Ausübung ihres Cultus und der davon abhängigen bürgerlichen Rechte sicherte. Es wurde theils durch die Vermittlung Ferdinands, Königs von Ungarn und Böhmen, Bruders Kaisers Carl V., theils durch die siegreichen Waffen des protestantisch gesinnten Churfürsten Moritz von Sachsen zu Passau im J. 1552 ein Vergleich zwischen den catholischen und protestantischen Reichsständen bewirkt, und am 2. August auf die Bedingungen abgeschlossen: daß auf dem nächsten Reichstage ein endlicher Religionsfriede gestiftet, vorläufig aber den Protestanten vollkommne Sicherheit und unbeschränkte Religionsfreiheit nebst allen bürgerlichen Rechten zugestanden, ihnen auch der Zutritt zu Beisitzerämtern bei dem Reichskammergericht verstattet werden sollte. Alle in die Acht erklärten Protestanten wurden von derselben entbunden, Landgraf Philipp von Hessen, einer ihrer Hauptanführer, aus der Gefangenschaft entlassen und in den Besitz seiner Lande eingesetzt. Die Protestanten dagegen versprachen, nicht nur dem Bündnisse mit Frankreich zu entsagen, sondern auch selbst alle Feindseligkeiten einzustellen. Auch erfolgte wirklich schon 1555 der gewünschte Religionsfriede, der jedoch immer noch nicht allen Beschwerden der Evangelischen abhalf und erst 1648 zu Münster nach einem neuen dreißigjährigen Kampfe dauernd geschlossen wurde.

Passion nennt man jedes körperliche Leiden, besonders das letzte verdienstliche Leiden Christi, und was zum Andenken desselben geschieht, wie die Feier der Fasten- oder Passionszeit sieben Wochen lang vor Ostern, worin über Passionstexte (einzelne Abschnitte der Leidensgeschichte) Passionspredigten gehalten werden und die dramatische Vorstellung dieser Geschichte, an der die moderne Schauspielkunst im Mittelalter ihre ersten Versuche machte. E.

Passirgewicht heißt in der Goldwage das Gewicht, mit dessen Schwere ein Goldstück zwar nicht vollwichtig ist, aber doch noch ohne Abzug genommen wird.

Passivhandel, s. Activhandel.

Paste. Pasten nennt man Abdrücke oder Abgüsse geschnittner Steine der Alten (Gemmen im weitern Sinne), vorzüglich in Glas (derleichen waren nach Plinius, XXXVII. 26, schon im Alterthume bekannt), oder glasartigen mineralischen Erden (terra sigillata),

Siegelwachs, Schwefel (Abgüsse), Gyps und gypsartigen Massen. In der neuern Zeit sind die von Lippert (s. d. Art.), der früherhin ein Glaser war, und von den Engländern Wedgewood und Tassie vorzüglich beliebt und schön. Die wedgewoodschen sind in einer schwarschen basaltähnlichen Masse, Lipperts Pasten in einer Masse von weißer Erde gebildet. Diese Pasten konnten seit dem Tode der Lippertschen Tochter, die das väterliche Geheimniß mit ins Grab nahm, nicht mehr vervielfältigt werden. Nach vielen Bemühungen gelang es dem, bei der dresdner Antikengallerie angestellten, geschickten Secretär Rabenstein, welcher sich durch Unterstützung eines Kunstfreundes reine Formen von der ganzen Sammlung machte, die lippertschen Pasten in gleicher Güte, zum Theil noch viel zarter und feiner, nachzubilden. Sein Werk ist um die Hälfte wohlfeiler als die lippertsche Sammlung. Diese kostet 90 Ducaten; die rabensteinische nur 50. Eine einzelne Paste wird mit zwei Groschen verkauft. Rabenstein hat auch für Liebhaber der alten Geschichte mehrere Hundert Bildnisse berühmter Griechen und Römer in rothen Schwefelabdrücken gearbeitet.

Pastell, Pastellmahlerei. Pastelle oder Pastellstifte sind trockene, in kleine Stifte geformte kreideartige Farben. Es wird nämlich zuerst die mineralische Farbe jede für sich gerieben, dann wird aus ihr durch Vermischung mit Honigwasser, Gummi, mehr oder weniger Bleiweiß u. s. w. ein Teig gemacht, dessen genauere Bestandtheile im Einzelnen sich nach der Tinte richten, welche man hervorbringen will. Aus diesem Teige werden die Pastelle geformt, (daher der Name von dem Französischen pâte, alt paste). Diese Stifte vertreten also gewissermaßen die Stelle des Pinsels und die Pastellmahlerei, Mahlerei in Pastell, ist also diejenige Art zu mahlen, bei welcher man sich trockner, aus verschiednen Farbenteigen gebildeter Stifte bedient. Man wischt mit dem Finger oder mit einem Wischer die Striche, welche man mit dem Stifte macht, und bringt mithin die Tinten, Halbschatten u. s. w. dadurch hervor, daß man die Farbe an dem Orte, wo sie bleiben soll, vertreibt und verwischt. Nur die hellsten Lichter werden nicht verrieben. Die Pastellmahlerei gränzt in einiger Hinsicht an die Zeichnung an, daher sie Einige eine gemischte Zeichnung genannt haben. Damit hängt zusammen, was Fiorillo sagt: wahrscheinlich verstanden die ältern Schriftsteller unter dem Namen Pastellmahlerei mehrere Gattungen der Zeichenkunst, wozu man sich der rothen, schwarzen und weißen Kreide bediente. Der gewöhnlichste Stoff, auf welchem man mit Pastellen mahlt, ist bloßes, oder auf Leinwand gezognes (am besten graurötheliches) Papier, oder straff aufgezognes Pergament *). Weil aber die Farben nicht allzufest auf der Fläche haften, sondern nur wie zarter

*) Es ist diese Art zu mahlen sehr einladend und bequem. Die Pastellgemählde haben eine Anmuth und Frische, welche das Auge zu ihrem Vortheil besticht, das Wollichte, welches die Pastellmahlerei hervorbringt, ist geschickter als eine andere die Zeuge der Kleider, so wie das Markichte und Natürliche der Fleischfarben auszudrücken; weshalb auch die Art der Mahlerei sich besonders für das Portrait schickt und zu Bildnissen vorzüglich angewendet worden ist. Was sie den Dilettanten noch mehr empfiehlt, ist, daß man die Arbeit nach Gefallen verlassen, wieder vornehmen, retuschiren, das Mißfällige mit Semmelkrume auslöschen und in beliebiger Zeit vollenden kann, — da das Unterbrechen nicht wie bei andern Arten der Mahlerei auf die Farben und ihre Mischung Einfluß hat.

Staub auf derselben liegen, so sind Pastellgemählde auch die vergänglichsten und zerstörbarsten. Sie müssen daher vor Einwirkung der Luft und aller Feuchtigkeit, so wie vor Staub und Erschütterung möglichst verwahrt werden. Zu diesem Behufe werden sie mit reinem Glase, das weder Blasen noch Farbe hat, bedeckt, wodurch zugleich die Farben einen spielenden Lichtglanz gewinnen. Man hat der schädlichen Einwirkung äußerer Einflüsse durch mancherlei Erfindungen entgegenwirken wollen. Unter den Franzosen, die überhaupt große Vorliebe für die Pastellmahlerei besitzen, haben sich mehrere solcher Erfindungen gerühmt, allein keine hat bis jetzt dem Uebel vollkommen abgeholfen. Das gewöhnlichste ist, das Gemählde zwischen zwei Glasplatten zu setzen; welches Mittels sich de la Tour in seinen Portraiten bediente. Eine andere Erfindung von Loriot, die Pastellfarben mehr auf der Fläche zu befestigen, ließ die königliche Akademie 1780 bekannt machen. Die eigentliche Pastellmahlerei leitet ihren Ursprung aus dem 16. Jahrhundert her. Auch Leonardo da Vinci soll sich ihrer oft bedient haben, um Apostel- und Christusköpfe auf Papier zu bringen. Montfaucon führt zwei Pastellgemählde (Portraits aus der königlich französischen Familie darstellend) auf goldnem Hintergrund an, welche aus dem 15ten Jahrhundert stammen sollen. Fiorillo führt Joseph Vivien (geb. 1657, starb 1753), einen Schüler des Charles Le Brün, als einen der ersten an, welche sich der Pastellfarben bedienten, und in dieser Gattung die ganze Familie des Grand Dauphin in natürlicher Größe abbildete, wodurch er sich einen bedeutenden Namen, und die Gunst des Königs, so wie der Churfürsten von Bayern und Cöln erwarb. Nachher hat die französische Schule (s. d. Art.) mehrere große Meister in der Pastellmahlerei gehabt, z. B. den obengenannten la Tour. Unter den Italienern, welche in Pastell vorzüglich geschätzt werden, ist Carriera Rosalba (aus Venedig, 1672 geb. starb 1737) und unter den deutschen Rahael Mengs. Eine kostbare Sammlung ihrer Gemählde, so wie des neuern Mahlers Liotard (geb. 1702) findet man in der königlichen Gemäldegallerie zu Dresden. Eine Anleitung zur Pastellmahlerei, enthält Günthers praktische Anweisung zur Pastellmahlerei. Neue Auflage, Nürnberg 1792, 4.

Pastici heißen in der Kunstsprache solche Gemählde, welche in der Manier irgend eines großen Künstlers gemacht und für dessen Arbeit ausgegeben werden. Der italienische Name bedeutet eigentlich eine Pastete, und man hat jene Gemählde unstreitig so genannt, weil man auch hier verschiedne Stoffe, wie bei einer Pastete, unter einerlei Geschmack zu bringen sucht. Einer der größten Verfertiger solcher Pastici war David Teniers der jüngere, dessen Arbeiten oft erfahrne Kenner täuschten.

Pastorale, s. Schäferspiel.

Pastorale. Mit diesem aus dem Lateinischen entlehnten Wort (collegium pastorale) bezeichnete man sonst den Theil der theologischen Wissenschaft, welcher die eigentliche Amtsführung des Geistlichen, die Anwendung der für seinen Beruf unentbehrlichen Kenntnisse, behandelt, den eigentlich practischen Theil der Theologie, auch die Predigerwissenschaft genannt. Es wird dabei die sogenannte theoretische Theologie mit ihren Hauptzweigen, der Auslegungskunst, der Kirchengeschichte, der Glaubenslehre und Sittenlehre, vorausgesetzt, und nur die Anwendung derselben, aus dem Gesichtspunkt der Bestimmung des Predigtamts, und nach den durch die Erfahrung bewährten Grundsätzen, für alle Theile der geistlichen Amtsführung gelehrt. Dies ist der weiteste Begriff von Pastorale, der auch eigentlich mehr aussagt, als

Predigerwissenschaft, und mehr umfassen soll, weil das Amt des Geistlichen (des Pastors, Hirten der Gemeinde) sich nicht allein aufs Predigen beschränken darf. Man gebraucht dafür auch die Ausdrücke: Pastoraltheologie, und Pastoralweisheit, Pastoralklugheit, unter denen der zweite der bedeutsamste und zweckmäßigste ist. Die Pastoralklugheit (prudentia pastoralis) hat denn auch unter diesem Namen häufig nur gewisse Klugheitsregeln für die wichtigsten Theile der geistlichen Amtsführung mitgetheilt, die an sich richtig und durch die Erfahrung bewährt sind, aber nicht den ganzen engverbundnen Kreis des gesammten geistlichen Berufs aus einem höhern Standpunkt umfassen. Die echte Weisheit umfaßt alle wohlbegründeten und geläuterten Regeln der Klugheit, und das Pastorale, als Anweisung zur Pastoralweisheit der echten Lehr- und Lebens- oder Amtsweisheit des christlichen Geistlichen, trüge keinen zu stolzen Namen, da Weisheit überall nur das ist, was wir unabläßig suchen, nie aber schon vollkommen zu besitzen wähnen. Nach der höchsten Ansicht dessen, was der christliche Geistliche in seinem ganzen heiligen Beruf seyn soll, zerfällt dann das Pastorale in eben so viele Haupttheile, als es Zweige der geistlichen Amtsführung, Haupttheile des Berufs, gibt. Es umfaßt demnach in Beziehung auf das Lehramt 1. die Homiletik, die geistliche Beredsamkeit, in zusammenhängenden Lehrvorträgen; 2. die Catechetik, die Unterrichtskunst in der Gesprächsform, sowohl für junge Christen als für Erwachsene, deren Irrthümer und Zweifel beseitigt, die gebessert, erweckt, neubelehrt oder erst bekehrt werden sollen; in Beziehung auf das eigentlich priesterliche Amt die Liturgik im weitesten Umfang, die Verwaltung der Sacramente, den Dienst am Altar und vor der Gemeinde (s. d. Art. Homiletik, Catechetik und Liturgie); in Beziehung auf das von jenen unzertrennliche Gemeindevorsteher-, und Gemeindewächter-, Berather-, Trösteramt, die Geschäfte und Pflichten im Beichtstuhl, bei Betrübten, Angefochtenen, am Krankenbett, in Ehesachen, so weit diese der Entscheidung des einzelnen Geistlichen zustehen, bei Eidesleistungen, bei Verbrechern, und bei allem, was zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht und Gemeindeordnung gehört, so daß auch die Haupttheile des sogenannten canonischen oder Kirchenrechts (s. d. Art.) dazu gerechnet werden müssen. Es ist demnach das Pastorale ein sehr wichtiger Theil des theologischen Studiums. In der römischen Kirche wird auch wohl die authentische Zusammenstellung des sämmtlichen bei Verwaltung der Sacramente und den priesterlichen Geschäften angenommenen Ceremoniells, das Pastorale genannt. Es ist ziemlich dasselbe, was unter dem Titel Rituale Romanum bekannter ist, nur daß dieses eine besondre päpstliche Revision und Bestätigung erhalten hat, das Pastorale aber nicht, welches deßhalb auch in verschiedenen Kirchen mit einiger unbedeutenden Verschiedenheit sich findet. Aber noch jetzt ist es ein unentbehrliches Handbuch des catholischen Geistlichen, da die Ausübung des Rituale hier die strengste Form hat. So ist dem catholischen Geistlichen sein Pastorale ein geschriebnes Gesetz für sein Priesteramt, dem protestantischen das seinige ein überzeugender und erweckender Rathgeber für alle Theile seiner Amtsführung. Ke.

Pastoralwissenschaften nennt man den practischen Theil der Theologie, der die Anweisung zu einer zweckmäßigen Führung des geistlichen Amtes gibt. Zweige der Pastoralwissenschaft sind die Homiletik, die Catechetik und die Pastoraltheologie im engern Sinne. In Rücksicht der erstern beiden verweisen wir auf die Art. Homilie, Ca-

echetik. Die letztere gibt die allgemeinen Vorſchriften zu einer dem gel-
enden kirchlichen Ritual und den religiöſen Bedürfniſſen der Gemeinde
gemeßnen Leitung des öffentlichen Gottesdienſtes (Liturgik), zu einer
ürdigen Verwaltung der Sacramente und andrer geiſtlichen
mtshandlungen, zu einer dem Geiſte des Chriſtenthums entſpre-
enden Seelſorge oder Belehrung und Aufmunterung der einzelnen
emeindeglieder zur Heiligung ihres Herzens und Lebens, welche beſon-
rs durch die zurechtweiſende und tröſtende Zuſprache im Beichtſtuhle
nd am Krankenbette ausgeübt wird, und verbreitet ſich endlich auch
er die Regeln des Betragens, welches der Geiſtliche in den Rechtsver-
ältniſſen ſeines Amtes zu beobachten hat. Man iſt gewohnt, den In-
griff dieſer Regeln unter dem Namen der Paſtoralklugheit auf-
führen, welche die nach Maßgabe des eingeführten Kirchenrechts, der
onſiſtorialverordnungen und geſetzlich gewordnen Obſervanzen dem Geiſt-
chen beſonders zukommenden Rechte und Verbindlichkeiten und die
Maximen eines weiſen Verhaltens in der bürgerlichen Stellung, die ſein
mt ihm gibt, abhandelt. E.

Päſtum, von den Griechen Poſidonia genannt, eine griechiſche
tadt in Lucanien (im untern Italien), öſtlich vom Fluſſe Silarus
nter dem Berge Alburnus, war bei den lateiniſchen Dichtern und iſt
ber auch noch bei den unſrigen berühmt wegen der beſonders ſchönen
oſen, die hier jährlich zwei Mal, im Frühling und im Herbſte blüh-
n, und in dieſer feuchten und warmen Gegend vorzüglich zu gedeihen
hienen. Die Stadt war eine, wahrſcheinlich um das 3te Jahr der
ſten Olympiade, oder 510 vor Chriſto geſtiftete Colonie von Sybaris
nd gehörte alſo zum Stamm der Achäer. Daher hatte ſie mit der
Mutterſtadt vorzüglich die beſondre Verehrung des Neptun gemein.
us den Münzen und noch vorhandnen Ruinen kann man den vorzüg-
chen Wohlſtand der Stadt erkennen. Durch die Vermiſchung mit
enachbarten Nationen kam es indeſſen dahin, daß die Einwohner der
Stadt ſchon um das J. 300 vor Chr. Geb. weder griechiſche Sprache
och Sitten mehr hatten. Jetzt liegt an ihrer Stelle Peſto und der
Meerbuſen, an welchem die Stadt liegt und welcher ſonſt den Namen
inus Paestanus führte; er heißt jetzt Golfo di Salerno.

Paßwan Oglu, oder eigentlich Pazman Ohlu, der Sohn
ines Boſſi Aga, das heißt Oberhaupt von mehrern grundherrſchaftlichen
Bezirken, war zu Widdin um das J. 1762 geboren, wo ihn ſein Vater
n politiſchen, ökonomiſchen und militäriſchen Wiſſenſchaften unterrichten
ieß. Mit dieſem ſeinem Vater gerieth er 1785 in Streit, ſo daß ſie
egen einander förmlich mit ihren ausgehobnen Mannſchaften Angriffe
usführten, bis ſich endlich 1788 die vornehmſten Widdiner ins Mittel
egten, und die Einigkeit unter ihnen wieder herſtellten. Sie vereinig-
en nun beide ihre Mannſchaft mit einander, behandelten die Stadt
Widdin ganz eigenmächtig, vertrieben alle mit Gewalt oder mit Liſt aus
er Gegend, bis noch in demſelben Jahre der Seraskier Melek Mehmed
Paſſa mit 12,000 Mann gegen ſie beordert wurde. Nach dreimonat-
chem Kampfe flüchteten endlich Vater und Sohn mit 600 Mann zu
em Fürſten Mavrojeny in der Wallachei, der ſie auch aufnahm, und
n Bir Baſſas (Anführern von 1000 Mann) machte. Der Vater, nach
Iſernetz verſetzt, wurde vom Widdiner Aga angegriffen, gefangen ge-
ommen und heimlich hingerichtet; der Sohn, hierüber erbittert, ſann
uf Rache, ging mit 2000 Mann zuſammengebrachter Truppen über die
Donau, und im geheimen Einverſtändniß mit ſeinen Widdiner Freunden
berrumpelte er mit 5000 Mann Widdin, bemächtigte ſich der Feſtungs-

werke, und zwang den Bassa, seine Mannschaft zu entlassen. So zur Herrschaft über Widdin gelangt, übertrug er nun die Führung der Geschäfte einem Bekir Aga, ging zu dem in Vernslam stehenden Großvezier, Jussuff Bassa, erhielt von diesem noch 6000 Mann, wurde aber bei Morava geschlagen und flüchtig. Nach Widdin zurückgekehrt, lebte er nun bis 1792 in Ruhe, wo er unter andern auch den Bekir Aga, der ihm keine Rechenschaft von den zusammengehäuften Schätzen geben wollte, zusammenhauen ließ. Ein neuer Bassa zu Widdin machte die Pforte näher mit der Macht Paßwans bekannt, und ein Ferman foderte den Kopf desselben. Paßwan, bei Zeiten davon unterrichtet, sammelte alle seine Kräfte, griff den Bassa an, schlug ihn mitten in der Festung, und zwang ihn, alle Truppen zu entlassen. Einige Zeit darauf, von diesen hinterlistig überfallen, flüchtete er zwar nach einem blutigen Treffen, sammelte aber wieder an 3000 Mann, überrumpelte Widdin, jagte den Bassa aus der Stadt, und besetzte nun Stadt und Festung mit seiner eignen Mannschaft. Als bald darauf die Spaltungen im Divan wegen der Spahis und Janitscharen entstanden, welche der türkische Kaiser abschaffen wollte, benutzte Paswan Oglu diese Stimmung, warf sich zum Vertheidiger der Spahis und Janitscharen auf, und bekam so einen mächtigen Anhang. Trotz der Anerbietungen der Pforte zum Vergleich, vermehrte er seine Truppen immer mehr, nahm (1795) Nikopolis, eroberte mit den alten Janitscharen Belgrad, aus dem sie aber im Juli 1796 wieder vertrieben wurden, und jetzt ließ die Pforte ihre ganze Macht gegen ihn aufbieten. Eine Macht von 50,000 Mann versammelte sich um Widdin, Paßwan Oglu hatte deren 30,000, mit welchen er sich sehr stark verschanzte. Nach mehrern Versuchen, die Stadt zu erobern, wurden wieder Vergleichsvorschläge gethan; Paßwan Oglu ging sie anfangs ein, und die großherrlichen Truppen zogen auch wirklich ab, allein jener benutzte nur die Zeit zu seiner Verstärkung, und rückte 1797 gegen Nikopolis und Adrianopel, die sich ergeben mußten. Eine Armee von 60,000 Mann belagerte nun 1798 Widdin, allein nach vielen andern machte auch Paßwan Oglu im Juni einen so glücklichen Ausfall, daß 6000 von den großherrlichen Truppen blieben, und der Großvezier alles im Stiche ließ. Endlich kam unter Rußlands nachdrücklicher Verwendung ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen der Großherr die Janitscharen wieder in ihre vorigen Besitzungen einsetzen, und den Paßwan Oglu als Bassa von drei Roßschweifen in Widdin lassen mußte. Der Tod dieses für die Pforte allerdings bedeutenden Menschen erfolgte zu Widdin am 3ten Februar 1807, nachdem er, wie man sagt, nach mehrern Einfällen (1800) ins österreichische Gebiet, den Erzherzog Carl 1802 um Erlaubniß gebeten hatte, sich auf kaiserliches Gebiet begeben und da anbauen zu dürfen, welches ihm aber, so lange er noch von seinem rechtmäßigen Oberherrn als Rebell angesehen würde, abgeschlagen worden sey. — Er war übrigens menschenfreundlich und mitleidig, aber streng in Handhabung der Gerechtigkeit. Für Wittwen und Waisen hatte er mehrere Stiftungen gemacht, und für arme Reisende Wirthshäuser an den Straßen anlegen lassen.

Patagonien, eine Landschaft in Südamerika, zwischen Chili, Buenos Ayres, dem atlantischen und stillen Meere und der magellanischen Meerenge. Die Spanier behaupten die Herrschaft über dieses Land, wiewohl der südliche Theil ganz unabhängig von ihnen ist. Das Land hat Ueberfluß an Weiden und Hornvieh, welches letztere, wenigstens in den nördlichen Strichen, wild herumläuft, und wovon jährlich viele tausend Stücke bloß der Häute und des Unschlitts, zuweilen auch

r Jungen wegen, erlegt werden. Das Fleiſch wird von den wilden unden und andern Thieren verzehrt. Wilde und zahme Pferde finden h in großer Menge; auch gibt es in allen Gegenden des Landes Winnas oder peruaniſche Schafe. Die Einwohner dieſes Landes, die atagonier, ſind von langer Geſtalt, wenn auch keine Rieſen, kupferbig, haben langes ſchwarzes Haar, kleiden ſich in Felle und ſind ffliche Reiter.

Patarener, ſ. Secten.

Patene heißt der flache Teller, auf dem bei der Abendmahlsfeier Oblaten den Communicanten dargereicht werden.

Patĕrculus (Vellejus), ſ. Vellejus Paterculus.

Paternoſter iſt 1. wörtlich der lateiniſche Ausdruck für Vaunſer oder das Gebet des Herrn; 2. jede zehnte größere Kugel in n unter den Catholiken als Andachtsmittel angewendeten Roſenkranze, bei das Vaterunſer gebetet wird, dagegen man die kleineren dazwien gereihten Kugeln nur mit Herſagen des Ave Maria durch die ger gehen läßt; 3. der ganze Roſenkranz ſelbſt. Auch wird ein nach Form deſſelben durch an einander gereihte Münzen gebildetes Halsmeide Paternoſter genannt und in der Waſſerkunſt heißt die Mane, welche vermittelſt mehrerer an eine Kette oder an ein Seil geter lederner, mit Haaren ausgeſtopfter und durch Röhren aufwärts fender Kugeln das Waſſer aus der Tiefe hebt, Paternoſterrk. E.

Pathogenie, die Lehre von der Entſtehung der Krankheiten. s den griechiſchen Wörtern pathos, das Leiden, und ginomai, ich ente, werde geboren, zuſammengeſetzt. Sie iſt ein Theil der Pathologie rhaupt (ſ. d. Art.) und folgt unmittelbar auf die Phyſiologie. So dieſe den Bau und die Einrichtung des menſchlichen Körpers geſunden Zuſtande, die Zuſammenſetzung des Ganzen aus einzelnen ile, die Verrichtungen dieſer Theile, ihre Beziehung auf die Vertungen der andern, ſo wie auf den Zweck des Ganzen, die Geſetze Kräfte, welche dies alles regieren, den Zuſammenhang und die Verniſſe mit der übrigen Natur, uns entwickeln, ſo zeigt uns nun die hogenie, wie auf mannichfaltige Weiſe die Geſetze der dem Organis einwohnenden Naturkraft abweichen, die Verrichtungen der einzel Theile, und ihre harmoniſchen Beziehungen auf andere geſtört, die ffe ſelbſt, aus denen der organiſche Körper beſteht, verändert werden en, wie durch alle ſolche Abweichungen ſelbſt der Zweck des Orgaus verfehlt, das Leben deſſelben bedroht wird, und ſeine Endſchaft chen muß. Da die Lehre von der Entſtehung der Krankheiten unelbar aus der Phyſiologie folgt, und dieſe nach den verſchiednen chten der Aerzte in den nach einander folgenden Epochen der Arzinde ſehr verſchieden waren, ſo war es eine natürliche Folge, daß die Pathogenie an dieſem Wechſel der Theorien Theil nahm, und ſo verſchiedene Anſichten darüber herrſchten. Es läßt ſich indeſſen mit Zuverläſſigkeit behaupten, daß alle philoſophiſche und die Nabeobachtende Aerzte alter und neuer Zeit die hauptſächlichen Erſcheizen des organiſchen Lebens richtig auffaßten, die Geſetze deſſelben abirten, und ſie, nur nach Verſchiedenheit der herrſchenden Verſtelen, in verſchiednes Gewand eingehüllt, darſtellten, daß die Nachfolieſesmal das Wahre, was in den Syſtemen der Vorgänger lag, zend, weiter darauf baueten, und demnach allmählig immer richtiund hellere Ideen in der Phyſiologie, und von da in der Pathoge-

nie in Umlauf brachten. Das Weitere über diesen Gegenstand s. in d. Art. Pathologie. H.

Pathognomik (aus den griechischen Wörtern pathos, das Leiden, die Krankheit, und gnomica, die Kunst, etwas deutlich zu erkennen oder erkennbar darzustellen). Man versteht darunter die sichtbare Darstellung der Krankheiten. Diese bestehen theils in Krankheiten des Körpers, bei welchen, obgleich ihr Sitz eigentlich im Innern des Organismus ist, doch verschiedene äußerliche, wesentliche und jedesmal sichtbare Zeichen und Symptome erscheinen, welche in Veränderung der Form und Gestaltung, der Farbe des Körpers, der Lage und Haltung, der Gesichtszüge u. s. w. bestehen, und bei verschiedenen Krankheiten jederzeit als charakteristisch erscheinen, indem sie von gewissen Umständen herrühren, welche mit der Krankheit wesentlich verbunden sind. So ist z. B. bei einem Kinde, welches an völlig ausgebildeter häutiger Bräune leidet, die Lage des Körpers mit rückwärts gebogener Brust, hinterwärts lehnendem Kopfe, offen gehaltenem Mund, vorgetriebenem Kehlkopfe, rothem Gesicht, vorstehenden Augen so charakteristisch, daß jeder geübte Arzt beim ersten Blick die Krankheit, welche Ursache davon ist, erkennen wird. So offenbart eine gelblichblasse Gesichtsfarbe, mit gelblich gefärbten matten Augen, hagerem Gesichte, tiefen Einschnitten der Wangen jederzeit ein tief liegendes verborgenes Leiden der Leber. So hat schon Hippocrates die äußern Züge bei dem Zustande des gänzlichen Sinkens aller Lebenskräfte in einem Gemählde mit wenigen Zügen, aber so treffend bezeichnet, daß noch jetzt das Gesicht eines Kranken mit zugespitzter Nase, hohlen Augen, zusammengefallenen Schläfen, kalten und in sich gezogenen Ohren, harter, gespannter und trockner Haut der Stirne, grünlich blasser, schwärzlicher, bleifarbiger, Gesichtsfarbe, facies Hippocratica, das hippocratische Gesicht genannt wird (s. dessen Prognost. c. II.). Auch Gemüthskrankheiten führen gewisse äußere Kennzeichen mit sich, die charakteristisch sind. So hat z. B. der Wahnsinn, nach seinen verschiedenen Arten, als Narrheit das vage beständig wechselnde in den Gesichtszügen; die Melancholie das stilltraurige, den starren Blick; die Tollheit die Spannung aller Gesichtszüge, das rollende Auge u. s. w. Aber auch die Erregungen des gesunden Gemüthes durch Leidenschaften und Affecte zeichnen sich auf dem Gesichte des Menschen durch eigene Haltung, Bewegung, Lage und Veränderung der Augen, der Gesichtsmuskeln, und der Farbe so deutlich, daß man die Darstellung dieser verschiednen Gemüthsveränderungen durch treffende und bestimmte Züge in der Gewalt hat. Sogar ist der Zusammenhang dieser äußerlichen Veränderungen der Gesichtsmuskeln, und der Augen mit den innern Vorgängen so genau und wesentlich, daß selbst die willkührliche Darstellung derselben durch Nachahmung (s. d. Art. Mimik) einen schwachen Nachhall derjenigen Leidenschaft oder des Affects, die sie nachahmt, in dem Menschen, sowohl in dem Darstellenden selbst, als auch in dem Zuschauer, erregt. Manche verstehen unter Pathognomik bloß diese Bezeichnung der Leidenschaften und Affecte. Sie ist besonders als Studium für alle darstellende Künstler wichtig. So haben also der Haß und die Liebe, Furcht und Hoffnung, Freude und Trauer, Zorn und Zufriedenheit, Habsucht, Neid u. s. w. alle ihre gewissen Nerven, auf welche sie bestimmt wirken, und durch deren Erregung wieder bestimmte Muskeln des Gesichts, der Augen und zuweilen selbst Muskeln des übrigen Körpers in Bewegung gesetzt werden, wodurch die Züge des Gesichts, die Haltung des Körpers, die Lage der Augenlieder, des Augapfels, selbst das mehrere oder wenigere Feuer und der Glanz der Augen bestimmt so oder anders verändert werden. —

Digitized by Google

athognomische Zeichen sind solche Erscheinungen an dem Kran-
n und Empfindungen desselben, welche mit der Krankheit wesentlich
bunden sind, so daß sie dieser allein und für beständig eigen sind,
t ihr sogleich erscheinen, mit ihr zunehmen, und wenn die Krankheit
nimmt, auch mit ihr abnehmen und verschwinden. Solche Zeichen sind
B. bei Lungenentzündung das Fieber, das beschwerliche Athemholen,
stechende Schmerz in der Seite, der Husten. H.

Pathologie, die Lehre von den Krankheiten, aus den griechi-
en Wörtern pathos, die Krankheit, und logos, die Lehre zusammenge-
t. Sie besteht aus mehreren Unterabtheilungen. Die erste, Patho-
ie, zeigt zuvörderst, in wie fern im Organismus und in der Einrich-
g desselben die Möglichkeit zu krankhaften Abweichungen gegründet
; die zweite, allgemeine Pathologie, betrachtet die in der wirklichen
scheinung vorkommenden krankhaften Abweichungen des organischen
ens im Allgemeinen; die dritte, specielle Pathogenie und Pathologie,
s't diese allgemeine Abweichungen an den besondern Systemen und
zelnen Organen des Körpers nach; die vierte, Nosologie, zählt die
zelnen Krankheiten selbst auf, theilt sie in gewisse Classen und Ord-
gen; die fünfte, Aetiologie, beschäftigt sich mit der Untersuchung
Ursachen der Krankheiten. Ueber Pathogenie ist zunächst dieser
ikel nachzusehen. So verschieden von jeher die physiologischen An-
ten waren, so verschieden gestaltete sich auch die Lehre von den Krank-
en, indem der krankhafte Zustand als eine Abweichung von dem ge-
den erscheint, und die Physiologie die Untersuchung dieses letztern,
den Zustand des menschlichen Organismus in demselben unternimmt.
ne uns hier bei der nähern Erwähnung dieser verschiedenen Ansich-
zu verweilen, können wir bloß auf diejenigen einzelnen Artikel hin-
isen, in welchen jene schon berührt wurden, dahin gehören vorzüg-
die Geschichte der Arzneikunst, die Artikel Brown, Erregungstheo-
, Humoralpathologie, Hoffmann u. A. m. So wenig wir nun auch
den Leser mit einer vollständigen Darstellung der pathologischen
re behelligen dürfen, so halten wir es doch für Pflicht, demjenigen,
sich einen deutlichen Begriff davon zu machen wünscht, eine ge-
nate Uebersicht von derselben nach dem jetzigen Standpunkte der
siologischen Ansichten zu geben, zu welchem Behufe jedoch zuvör-
st der Artikel Physiologie nachzusehen ist. — Wenn die Pathogenie
vickeln will, in wie fern schon in der Einrichtung des menschlichen
ganismus die Möglichkeit zu verschiedenen krankhaften Abweichungen
ründet ist, so muß sie die Verhältnisse des Menschen, 1. als eines
Erde angehörigen Naturgeschöpfs, 2. als eines der Geisterwelt an-
örigen psychischen Wesens, sie muß 3. die Verbindung beider und
ie Verhältnisse des Menschen zu der Außenwelt betrachten. Die
siologischen Untersuchungen führen uns zu dem Resultate, daß der
nsch als organisches Geschöpf den nothwendigen Gesetzen des Welt-
anismus unterworfen ist, daß in ihm die Idee des allgemeinen und
soluten Lebens in einer gewissen und bestimmten Modification reali-
ist, daß aber diese Idee in ihm unter allen irdischen Organismen
das höchste dargestellt ist, indem der Mensch auf der höchsten
ufe der Organisation steht. Diese allgemeine und absolute Idee des
ens sehen wir als allgemeine innere Naturkraft an, welche wir als
letzten, nicht weiter zu verfolgenden Grund aller organischen Thä-
eit annehmen. Diese Naturkraft nun, welche auf den unendlich
chiedenen Stufen der irdischen Geschöpfe in eben so unendlich ver-
denen Modificationen oder Ideen des absoluten Lebens sich offen-

bart, und sichtlich darstellt, ist eben so im Menschen ausgeprägt, dessen ganze Organisation nur der sichtbare Ausdruck, die reelle Darstellung der höchsten Stufe in der Reihe der Modificationen der allgemeinen Naturkraft, der Idee des Lebens auf der höchsten Stufe der irdischen Wesen ist. Die Bildung des menschlichen Organismus von seiner Entstehung an, die Perioden des Wachsthums und der Ausbildung desselben ist die sich entwickelnde Idee des Lebens, die ursprünglich thätige Naturkraft, welche in der sichtbaren Erscheinung ihren Kreis durchläuft. Diese innere ursprünglich thätige Naturkraft ist also auch im menschlichen Organismus als das höchste Agens anzusehen, und von den ältesten Naturforschern und den Stiftern der verschiednen Heilschulen erkannt, und verschiedentlich benannt worden, es ist das Enormon des Hippocrates, der Archäus des von Helmont, die Seele Stahls, die Reizbarkeit Hallers, die Erregbarkeit der brownschen Schule, die Lebenskraft der neuern Aerzte u. s. w. Die Naturkraft offenbart sich im menschlichen Organismus in drei Regionen, oder Systemen (s. d. Art. Organismus): der Reproduction, der Irritabilität, und der Sensibilität. Jedem dieser Systeme ist ein bestimmter Antheil der Naturkraft zugetheilt, bei dessen regelmäßiger Thätigkeit Gesundheit besteht. Man hat nun folgende Gesetze der Naturkraft im Organismus durch die Beobachtung gefunden. Die Vertheilung der Naturkraft ist verschieden, nachdem die Organe es sind, in welchen sie ihre Aeußerungen offenbart. Sie ist anders im Reproductions-, verschieden im irritabeln, verschieden im sensiblen Systeme. Eben so verschieden erscheinen die Aeußerungen der Thätigkeit der Naturkraft in den verschiedenen einzelnen Gebilden; im Magen und den Verdauungsorganen, verschieden in den Lungen, dem Herzen und den Arterien. Diese normale Vertheilung der Naturkraft kann ungleich werden, die Thätigkeit kann in dem einen System stärker, in dem andern schwächer werden, als die Norm, d. h. die ungetrübte Idee des Organismus gestattet. Die Energie der Thätigkeit kann also in der Region des reproducirenden, oder des irritabeln, oder des sensiblen Systems zu stark, oder zu schwach seyn, sie kann ferner in einem einzelnen, diesen Systemen angehörigen Gebilde zu stark oder zu schwach werden, wodurch eine Störung des harmonischen Verhältnisses der Verrichtungen zu einander entstehen muß. Die Ursachen hiervon liegen in ursprünglicher und angeborner Bildung und Anlage, oder in dem der freien Willkühr unterworfnen Gebrauch verschiedner Organe, oder in der Veränderung des Organs selbst, seiner materiellen Beschaffenheit, oder in der Einwirkung der Außendinge. Die Thätigkeit der Naturkraft ist ungleich, indem die Einwirkungen der äußern Natur sowohl, als innere Stoffe und Vorgänge die Thätigkeit der Naturkraft verstärken und aufregen oder herabsetzen können. Diese erregenden Potenzen sind als Reize für die Naturkraft anzusehen, welche entweder im Allgemeinen, oder in besondern Systemen und Organen ihre Thätigkeit erregen, sie sind in Rücksicht ihrer Natur verschieden, als mechanische, durch Berührung wirkende, oder chemische vermöge ihrer Bestandtheile die Organisation und die Stoffe verändernde, oder organischvitale, indem sie als gleiche Naturqualitäten die im Organismus verschiedentlich modificirte Naturkraft aufsuchen und sich mit ihr vereinigen. Diese Einflüsse sind in Rücksicht ihrer Wirkungen entweder aufregend, indem sie die Thätigkeit der Naturkraft verstärken, oder deprimirend, indem sie auf die Naturkraft feindlich einwirken, und ihre Thätigkeit unterdrücken, oder sie sind specifisch, indem sie diese Thätigkeit in besondern Organen verändern.

Die Harmonie der Verrichtungen der Organe des Körpers kann also auf mannichfaltige Weise durch diese Einflüsse gestört werden, indem nige Functionen gegen das harmonische Verhältniß zu sehr erhöht, zu er herabgesetzt, oder in ihrer Norm verändert werden. Die Thätigkeit r Naturkraft im Organismus selbst folgt bestimmten Gesetzen. Die regung ihrer Thätigkeit von den Einflüssen ist verschieden nach ihrem stande selbst, auf alte Menschen z. B. wirkt Manches nicht, was ge sehr erregt. Entgegengesetzte Einflüsse wirken auch entgegengesetzt f die Naturkraft, und die stärkere hebt die schwächere auf. Eine nction im Organismus ist für andere ein Gegensatz und beschränend, für andere erregend. Daher rühren wieder gewisse Erscheinnn von Mitleidenheit und Gegensatz im Körper, welche verstärkt, und dann zur krankhaften Abweichung werden können, indem Theile und rgane in Consens kommen, welche der Norm nach von einander absondert seyn sollen. Die verschiednen Modificationen der Thätigkeit r Naturkraft im Organismus sind in Rücksicht der Zeit an gewisse rioden gebunden, so daß ein Wechsel von stärkerer und schwächerer ätigkeit statt findet. Dies ist der Fall theils in Rücksicht auf den nzen Cyclus des Lebens, indem in gewissen Lebensaltern bestimmte gane ruhen, in andern dagegen in voller Thätigkeit sind, und eben umgekehrt, theils in Rücksicht des Jahresumlaufs, theils in Rückht des Tagesumlaufs, welche den Wechsel mit Wachen und Schlaf gründet. Anhaltende Störung dieser Wechselverhältnisse, Anreizun der Naturkraft in denjenigen Organen, welche die Periode ihrer he durchlaufen, oder Verhinderung der Funktionen anderer, welche der Periode ihrer Thätigkeit stehen, verursachen ein Mißverhältniß ganzen Organismus und eine Zerrüttung der Harmonie seiner Funenen. So wie die Naturkraft in steter fortschreitender, entwickelnder neuschaffender Thätigkeit ist, so geht die materielle Veränderung Organismus ununterbrochen parallel mit jener fort, in steter Bilng und Auflösung, in stetem Wechsel des Stoffes, in Aufnahme er und dem Ausschaffen alter Stoffe, in Verbindung der neuen und nnung der verbundenen. Daher die Absonderungen und Aussondegen des Körpers in ununterbrochner Continuität im Organismus sich gehen müssen. Jede abnorme Veränderung in der Thätigkeit Naturkraft muß demnach eine Störung in der organischen und matellen Beschaffenheit des Organismus zur Folge haben, sie bestehe in beschleunigter oder zurückgehaltner Bildung oder Auflösung, vermehrter oder verminderter Ab- und Aussonderung gewisser Stoffe, regelwidrigen Verbindungen oder Trennungen, und daher rührenden änderungen der Bestandtheile des Organismus selbst, und Bildung ndartiger Stoffe. — In der allgemeinen Pathologie wird die flichkeit der vorkommenden mannichfaltigen Abweichungen von der m des Organismus gezeigt. Die Naturkraft zeigt sich demnach in r Thätigkeit zu stark, oder zu schwach, oder ungleich vertheilt, so ein System vor dem andern in abnormer Thätigkeit begriffen ist. mit in Uebereinstimmung entstehen Fehler der materiellen Stoffe des anismus, in so fern in denselben fehlerhafte Anhäufung von man- Stoffen, oder Mangel an andern, oder schädliche neu entstandene ehen; Fehler des organischen Baues, der organischen Faser selbst, m ein zu großer oder zu geringer Zusammenhang der feinsten orgaen Faser (Cohäsion) derselben Statt findet, so auch in der Befenheit der einzelnen Bestandtheile und Gebilde des Organismus, hl der flüssigen als festen Theile. Letztere sind theils Gefäße, Or-

gane, welche zur Aufnahme und Fortbewegung gewisser Flüssigkeiten bestimmt sind, die fehlerhaft in Ansehung zu großer Erweiterung oder Verengerung ihrer Höhlung oder Mündungen seyn können; oder andere Gebilde, welche fehlerhaft in der Form, Bildung und Größe sind, als Geschwülste, oder Zehrung; in Ansehung der Verbindung: Bruch, Verwundung, Verwachsung; irreguläre Lage, Verrenkung, Vorfall gewisser Theile, Austretung von Eingeweiden, als Brüchen u. s. w. Die Flüssigkeiten, im Organismus, z. B. das Blut, der Magensaft, die Galle, der Schleim u. s. w., zeigen ihre fehlerhafte Beschaffenheit, durch zu große oder zu geringe Dichtigkeit, durch Veränderung ihrer innern Qualität, Abweichung des Verhältnisses ihrer einfachen Bestandtheile, Beimischung fremdartiger Theile, wodurch sie den sie führenden Gefäßen entfremdet werden; durch Veränderung des Verhältnisses zu diesen, in Ansehung der Menge, welche zu groß oder zu gering seyn kann; oder des Orts, durch Austreten aus den Gefäßen in Theile, wohin sie nicht gehören; oder der Bewegung, welche zu stark, zu schwach oder unregelmäßig, nach manchen Organen zu heftig, zu häufig, nach andern zu gering seyn kann. Die hier nur im allgemeinen angegebnen Abweichungen werden nun an den einzelnen Theilen und Organen des Körpers selbst aufgesucht und hieraus entsteht die specielle Pathologie, aus welcher wir, um einen deutlichen Begriff von ihrer Bearbeitung zu geben, die Fehler des Herzens und Blutumlaufssystems ausheben wollen. Mechanische und organische Fehler des Herzens sind, 1. widernatürliche Erweiterung, wodurch der Umlauf des Blutes gestört wird und zuletzt Berstung des Herzens erfolgen kann; 2. widernatürlicher Ueberzug der Oberfläche, z. B. mit Fett oder Fasern, nach Entzündung, bei den Alten cor villosum; 3. Wasserblasen von Blasenwürmern, Hydatiden; 4. Verknöcherung, besonders kommt dies bei den das Herz selbst ernährenden Arterien, und den Klappen des Herzens vor; 5. Wunde oder Geschwür des Herzens, allemal tödtlich; 6. Polyp im Herzen, von krankhaft vermehrter Gerinnbarkeit der Lymphe im Blute; 7. Mißbildung des Herzens; 8. verkehrte Lage desselben; 9. örtliche Erweiterungen, Aneurismen desselben; 10. Verwachsung der Mündung der Lungenpulsader, woher die sogenannte blaue Krankheit. Fehler des Herzbeutels, 1. Anhäufung von wässeriger Feuchtigkeit, Herzbeutelwassersucht, woher Asthma, unordentlicher Blutumlauf, Erstickung folgen: 2. Hydatiden; 3. Verwachsung mit dem Herzen; 4. zottiger Ueberzug an den innern Wänden. Organische Fehler der Gefäße, 1. Aneurisma (s. d. Art.); 2. Varix (Blutadergeschwulst), örtliche Ausdehnung einer Blutader, ist wegen der natürlichen Schlaffheit der Venen häufig; 3. Verknöcherung der Arterien, kommt besonders in sehr alten, rigiden Körpern vor. Fehler der Cohäsion der Faser des Gefäßsystems zeigen sich durch die zu schwache oder zu starke Cohäsion der Faser; im ersten Falle ist es Schlaffheit, Atonie, die Gefäße ziehen sich zu wenig zusammen und können dem Andrang des Blutes zu wenig widerstehen, daher der Umlauf des Blutes zu träge wird, es entstehen Stockungen, örtliche Anhäufungen in denselben, Erweiterungen der Gefäße, Pulsader- und Blutadergeschwülste; im andern Falle ist es Straffheit der Gefäße, sie dehnen sich zu wenig aus, sie widerstehen dem Andrang des Blutes zu sehr, daher der Blutumlauf unterdrückt wird, und mehr nach den schlaffen Theilen geht. Abweichung der inwohnenden Naturkraft äußert sich durch zu große oder zu geringe Energie der Thätigkeit und durch zu leichte oder zu träge Reizbarkeit. Im ersten Falle ist der Blutumlauf immer etwas schnel-

ler, als er der Norm nach seyn sollte, das Arteriensystem wirkt zu stark, äußere Einflüsse, die es noch mehr erregen, bewirken leicht Fieber und Entzündung. Im andern Falle, wenn das Arteriensystem zu wenig Energie oder zu wenig Reizbarkeit besitzt, erfolgt Schwäche des Blutumlaufs, und Trägheit in allen Functionen, welche davon abhängen. Von den Abweichungen der Naturkraft und den organischen Fehlern hängen nun auch größtentheils die Abweichungen in den Functionen des Blutsystems ab. Der Blutumlauf ist zu sehr beschleunigt, von vermehrter Energie oder erhöhter Reizbarkeit des Gefäßsystems, oder von zu vielem oder zu erregendem Blute, von Reizen des sensiblen Systems, von Bewegung des Körpers. Daraus entstehen alsdann wieder vermehrtes und beschleunigtes Athmen, Hitze im Körper, Ausbreitung des Blutes, vermehrte Absonderung aus dem Blute, Entmischung desselben, Erweiterung der Adern, Verhinderung des Absatzes der nährenden Stoffe. Verminderung des Blutumlaufs, von allgemeiner Schwäche der Naturkraft, besonders des dem Blutsysteme zukommenden Antheils, von Mangel an gehörig erregenden Bestandtheilen im Blute, Mangel an Nervenreiz und an körperlicher Bewegung. Daher rührt alsdann Trägheit aller Functionen, die von dem Blutumlauf abhängen, unvollkommene Ab- und Ausscheidungen, besonders durch die Haut, schlechte Beschaffenheit und Mischung des Blutes, Anhäufung wässeriger und zäher Säfte, Stockungen in den Blutgefäßen und Eingeweiden, verminderte Wärme des Körpers u. s. w. — Die Nosologie ordnet nun die einzelnen Krankheiten in gewisse Classen und Ordnungen. Man stellt deren vier Hauptclassen auf: 1. Krankheiten des irritabeln Systems, Pyrexien, darunter gehören alle Fieber, Entzündungen, Exantheme, Blutflüsse; 2. Krankheiten des sensibeln Systems, Fehler der Empfindung, Bewegung, Schlagfluß und Lähmung, Ohnmachten, Krämpfe, Wahnsinn; 3. Fehler des reproductiven Systems, Cacherien, Verzehrungen, Geschwülste, Wasseranhäufungen u. s. w. Ausschläge, venerische Seuche, Scorbut, u. s. w.; 4. Oertliche Krankheiten des Sinneswerkzeuge, Fehler der einzelnen Bewegungsorgane, Unterdrückung von Ausleerungen, örtliche Geschwülste, z. B. Aneurismen, Drüsengeschwülste, Beulen u. s. w., Verrückungen der Theile aus ihrer Stelle, Brüche, Vorfälle u. s. w. Trennungen, Wunden u. s. w. — In Rücksicht der physischen Existenz des Menschen muß der Organismus in Wechselwirkung betrachtet werden, theils mit der ihn umgebenden äußern Natur, theils auch mit dem psychischen Wesen, welches als unser Ich in unserm Bewußtseyn lebt. Diese Wechselwirkung kann aber auch als Ursache einer krankhaften Abweichung erscheinen, indem der auf den Organismus, oder einen Theil desselben wirkende Einfluß eine Störung des normalen Verhältnisses der Naturkraft und daher eine Zerrüttung der Harmonie der Functionen veranlaßt. Auch die innern Verhältnisse des Organismus, seine periodischen Entwickelungen, und die von der Willkühr abhängenden Einwirkungen, sowohl von außen, als die willkürlichen Kraftäußerungen des sensibeln Systems können als krankmachende Ursachen wirken. Dieses entwickelt die Aetiologie, von deren Ansichten wir nur kürzlich noch eine Probe darlegen wollen. Die vorzüglichsten Einflüsse der Außenwelt sind die Luft, die Nahrungsmittel, die unwillkührlichen und willkürlichen Einwirkungen mittelst der Sinnesnetze, der Geistesthätigkeiten und Gemüthseffecte, des Schlafs und Wachens, die Entwickelungsperioden durch das Wachsthum und Alter. So kann also die Luft Krankheit erregend wirken, in Beziehung auf ihre Temperatur. Zu heiß vermehrt

sie die innere Wärme, dehnt die Säfte zu sehr aus, regt die Naturkraft zu sehr auf, vermehrt übermäßig die Ausdünstung. Ihre Nachwirkung ist Erschlaffung, Schwächung, Austrocknung des Körpers. Sie erregt besonders das Gallesystem, vermehrt die Absonderung der Galle zum Uebermaß. Zu kalte Luft vermindert die Thätigkeitsäußerung der Naturkraft, vermehrt die Cohäsion der organischen Faser bis zur Rigidität, verengert die Gefäße der Oberfläche und drängt das Blut nach den innern Theilen, wirkt besonders auf die Lungen, auf die Nasen- und Mundhöhle, unterdrückt die Funktion der Haut, macht dagegen die innern Schleime und andere Feuchtigkeit absondernden Häute zu stärkern Absonderungen geneigt, löscht endlich in höherm Grade die Naturkraft gänzlich aus. In Rücksicht der Feuchtigkeit der Luft, wenn erstere zu groß ist, schwächt sie den Ton der Faser, verhindert die Hauptausdünstung, bewirkt Ueberfluß an wässerigen Feuchtigkeiten im Körper, veranlaßt ein Sinken der Naturkraft, besonders in der Region der Irritabilität und Reproduction, bewirkt daher Neigung zu Krankheiten von Schwäche, zu Faulfiebern, sie leitet die Electricität zu sehr aus dem Körper, enthält auch mehr fremdartige Theile, besonders die Sumpfluft. Zu trockene Luft vermehrt die Spannung der Faser, begünstigt die Ansammlung der Electricität im Körper, verstärkt die Ausdünstung und trocknet den Körper aus. In Rücksicht der Elasticität der Luft kann der Druck derselben auf den Körper zu stark seyn, daher von innern Anhäufungen des Blutes, von Schlagfluß u. s. w. Ursache werden; oder zu schwach, wodurch wieder das Gleichgewicht des Blutes gegen die Blutgefäße aufgehoben wird. In Rücksicht der Bestandtheile der Luft kann sie zu rein seyn, d. h. zu viel Sauerstoffgas enthalten, wodurch das irritable System eine nachtheilige Vorherrschaft über die andern erhält, und Fieber und Entzündungen entstehen können; oder sie hat zu wenig Antheil davon, wodurch die Naturkraft besonders und zunächst in deren irritabelm System zu sehr herabgesetzt wird, das Blut an Vitalität verliert, und allgemeine Schwäche eintritt; oder es sind fremdartige schädliche Stoffe beigemischt, Ausdünstungen, Ansteckungsstoffe, u. s. w. Jede zu schnelle Abwechselung der Luft, besonders in Ansehung der Elasticität und Temperatur kann Veranlassung zu Krankheiten geben; auch die Weltgegend, aus welcher die Luftströmung erfolgt, führt gewisse Disposition zu Krankheiten mit sich. Eben so bedingen die Jahreszeiten und die Beschaffenheit des Clima's allezeit bestimmte Anlagen zu Krankheiten. Die Nahrungsmittel können theils durch zu große oder zu geringe Quantität, theils durch schädliche Beschaffenheit Ursache von Krankheiten werden; auch ist dies der Fall, durch den Genuß solcher Dinge, die an und für sich nicht Nahrungsmittel sind, sondern durch hervorstechende Qualitäten die Naturkraft im Allgemeinen oder in einzelnen Systemen und Organen erregen oder herabsetzen, und daher im eigentlichen Sinne Arzneien und Gifte genannt werden. Mißverhältnisse der Bewegung des Körpers, zu starke oder zu wenig, auch der Lage und des Standes des Körpers, des Schlafes und Wachens können Krankheiten veranlassen. Die äußern Bedeckungen des Körpers, die Kleidungsstücke können durch zu große Wärme oder Erkältung, durch Druck des Körpers, die Wohnung durch Feuchtigkeit u. s. w., Veranlassung zu Krankheiten werden. Die krankmachenden Einflüsse, die von den Entwickelungsperioden des Organismus herrühren, sind in dem Artikel von dem Alter schon erwähnt. Die Thätigkeiten des Geistes können theils durch die zu große Anhaltsamkeit, theils durch fehlerhafte Art, wie unrechte Zeit, wenn sie vorgenommen

werden, Ursachen zu Krankheiten werden. Leidenschaften und Gemüthsbewegungen wirken theils erregend, theils schwächend auf den Organismus, theils auf das Ganze, theils auf einzelne Organe besonders, und können durch Heftigkeit, oder durch die Art ihrer Einwirkungen, Störung und Zerrüttung in der Harmonie der organischen Verrichtungen bewirken. H.

Pathos, ein ursprünglich griechisches Wort, das überhaupt Leiden oder Angesprochenwerden von etwas bezeichnet, besonders das, was drückt und Leiden macht, daher Unglück. Es würde in so fern ganz unserm Worte Leidenschaft entsprechen, welches jedoch in einem bestimmtern Sinn für die ausschließliche Richtung des Gemüths und die Hingegebenheit an dieselbe gebraucht wird. Da nun jede einseitig vorherrschende und die übrigen zurückdrängende, ja gewaltsam niederhaltende Anschauung, sie spreche sich im Wollen oder im Handeln aus, die Harmonie des Gemüths, seiner Elemente gleichmäßige Wechselwirkung stört, so konnte ein tiefsinniger Schriftsteller gleich witzig wie wahr sagen, Leidenschaft sey, was Leiden schafft. In der Kunst wird Pathos dem Ethos oder Charakter schon von den alten Kunstrichtern gegenübergestellt und beide als nothwendig darzustellende angesehen, und mit Recht. Denn Charakter ist das einem Menschen zugetheilte Maß von Eigenthümlichkeit, wie fern es in das Allgemeine der Idee aufgenommen und es selbst dadurch sittlich organisirt, oder ethisirt ist; Pathos ist das Angesprochenwerden von den Gegenständen; jener gleichsam das Ethische, dieses das Physische oder Organische, beide aber nicht trennbar. Werden aber beide getrennt und das Pathos und seine Darstellung als Hauptaufgabe und Vorwurf der Kunst angesehen, so wird es ein beschränktes Verweilen und Angesprochenwerden von einer einzelnen der zur Erzeugung eines Kunstwerks oder Kunstgenusses nothwendig in Wechselwirkung stehenden Kräfte, besonders des Gefühls. Da nun aber jedes Kunstwerk, wie die Gesammtheit und Unendlichkeit der Idee fodert, aus dem Gesammtspiel der Geisteskräfte hervorgehen muß, und eben so wie der sich an die gesammte Gemüthskraft wendet, nicht etwa das Gefühl, den Verstand, die Einbildungskraft oder die Vernunft allein; so muß ein solches Haften auf einer Einzelheit der klaren Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit, welche die Kunst als Darstellung der Idee fodert, Eintrag thun, und wird daher, wo es als Absicht zu Tage kommt, wie bei manchen Dichtern unserer Zeit, welche dadurch sich des Beifalls der Menge bemächtigen, verwerflich und ein falsches Pathos genannt. Denn allerdings ist, wo alles nur Leidenschaft ist, im Grunde keine, und darum kleidet die Kunst sie noch in das Licht eines besonnen waltenden Geistes ein, und was Hamlet den Schauspielern sagt, daß selbst im Wirbelwind der Leidenschaft noch eine gewisse Haltung und Mäßigung herrschen müsse, ist in Kunst und Sittlichkeit allerdings unerlaßlich und unverbrüchlich. Das Hervorheben eines Einzelnen, sey es auch die zärtlichste Rührung, wie es noch keinen Gegenstand gibt, beruht auch auf dem Gefühl der Trennung, des Losreißens von einem Ganzen, mithin auf einem Schmerz, der zu erregen gar leicht, aber von der wahrhaft kunstgemäßen Rührung, d. i. der unerwarteten Harmonie scheinbar widerstreitender Kräfte, sehr verschieden ist. Gefühl ist nur Ansatz und Ausgangspunkt geistiger Vereigenthümlichung und gibt also nur Einen Wirkungsmoment der Idee, gleichsam Eine Farbe der Idee, an; diese aber, die Idee, fodert völlige Durchbildung und Ausgleichung, ja Einbildung aller Momente des Seyns und Erkennens in das Eine. So unterschied schon ein alter

Digitized by Google

Kunstrichter wieder das Pathos als bloßes Kunstgefühl von der Wissenschaft. Besonders anschaulich wird das Pathos, wiewohl es auch unter unsern Dichtern und Künstlern nicht an Beispielen fehlt, durch die Franzosen. Sie setzen namentlich im Dramatischen ihren Vorzug selbst vor den Alten, deren classische Nachtreter zu seyn sie sich doch rühmen, darein, daß sie mehr Leidenschaft als Charakter zu schildern bestrebt seyen. Hier schlägt es nun, da des Volkes durchgreifendes Prinzip Schaustellung und Schein ist, gar oft in fratzenhafte Leidenschaftlichkeit um, verliert sich in Schwulst und Gesuchtheit, oder wird auch eben darum wieder zur ausgemergeltsten Verständigkeit. Uebrigens zeigt sich das Princip nicht bloß in ihrer Dramatik, sondern auch in der Mahlerei und andern Künsten und bei unserer ehemaligen Nachsclavung alles dessen, was französisch hieß, als des einzig Gebildeten und Geschmackvollen, ist dieses Unbill auch auf uns übergegangen und nicht selten hat man dadurch Effect zu machen gestrebt, wenn auch dieser Effect ein ungehöriger, außer dem Darzustellenden liegender war. Dasselbe Hinarbeiten auf Effect hat auch unsere Schauspieler häufig zu einem falschen Pathos verführt und jenes widerwärtige empfindselige Genörgel, oder jenes leere und hohle sich Zerpauken und sogenannte Coulissenreißen hervorgebracht, welches den Gebildeten anekelt oder ganz gleichgültig läßt. Ueberlegte man nur, daß auch die natürlichste Affection der handelnden Personen nicht einmal das eine Moment des Drama, nämlich den Antheil an dem Hauptmoment der Handlung und des Schicksals erschöpfend darstellt, so würde man jenes windige Verfahren gar bald aufgeben und einsehen, daß meist mit Wenigerm mehr auszurichten wäre. Wa.

Patkul (Johann Reinhold oder Reginald von). Der Friede zwischen Schweden und Polen, geschlossen zu Oliva am 23. April 1660, hatte Liefland, längst schon ein Zanckapfel unter den nordischen Mächten, mit Schweden endlich vereinigt. Der damalige König von Schweden, Carl IX., gestand den Ständen des neuerworbnen Landes die Bedingung zu, daß ihnen ihre Freiheiten und Vorrechte, Gewohnheiten und Güter nicht nur ungekränkt bleiben, sondern wo möglich auch noch vermehrt werden sollten. Polen und Brandenburg garantirten diesen wichtigen Punkt, den auch die Nachfolger Carls IX. (Gustav Adolph, Christina, Carl X.) jedesmal bestätigten. Er ward aber vernichtet, als Carl XI. in Folge der auf dem schwedischen Reichstage vom 15. Oct. 1680 beschlossenen, unter dem Namen Reduction bekannten, Einziehung u. Wiedervereinigung aller der Güter, welche von der Krone durch Schenkungen oder gegen geringes Kaufgeld abgekommen waren, diese Maßregel, seine Domainen zu vergrößern, auch auf Liefland anwenden wollte. Der liefländische Adel that die eindringlichsten Vorstellungen; doch Drohungen erhielt er zur Antwort, und kurze Unterbrechungen in dem begonnenen Reductionsgeschäfte waren die einzige Folge der gerechtesten Protestationen, und als man diese 1686 wiederholte, da im vorherigen Jahre die Reduction noch eifriger betrieben worden war, mußte Liefslands Ritterschaft sich gar harte Worte sagen lassen. Endlich (im J. 1689) verlangte der König, daß zu näherer Auseinandersetzung und Beilegung aller Streitpunkte die Ritterschaft aus ihrem Mittel hinlänglich unterrichtete Deputirte wählen und nach Stockholm senden solle. Dies geschah und bei dieser Deputation, die im September 1690 ihre Reise antrat, befand sich auch der königlich schwedische Capitain Johann Reinhold von Patkul, ein kenntnißreicher, feuriger und für die Sache seines Vaterlandes begeisterter junger Mann von etwa dreißig

Jahren. Aber diese Reise nach Stockholm war der Anfangspunkt zu einer Reihe von wichtigen, meist unglücklichen Begebenheiten in Patkuls Leben, die sich zuletzt mit dem fürchterlichsten Tode unter der Hand des Henkers endigte. — Sehr dunkel ist Patkuls frühere Geschichte; selbst sein Geburtsjahr wird nur ungewiß mit 1660 angegeben und nur aus einer Note in Gustav von Adlerkreuz Leben Carls XII. (Bd. 3, S. 45) erfährt man, daß Patkul im Gefängnisse zu Stockholm geboren worden sey, indem seine Mutter die Erlaubniß erhalten hätte, ihrem Gemahle dort Gesellschaft zu leisten, welcher gefangen gesessen, weil er im vorhergegangnen polnischen Kriege (der mit dem olivaer Frieden sich endigte) die Stadt Wollmar „leichtfertiger Weise" an die Polen verrathen habe. De Limiers führt in seiner Histoire de Suède (T. IV. P. 395) an, daß Patkul aus einer der vornehmsten Familien in Liefland stamme; daß seine Aeltern ihm eine angemessene Erziehung gegeben und er derselben mit den vortheilhaftesten Anlagen entsprochen hätte; Wissenschaften und Sprachen habe er mit Leichtigkeit gelernt; seine Sitten wären unbescholten und nur ein Hang zum Geiz an ihm sichtbar gewesen. Als er das zum Reisen reife Alter erreicht gehabt, habe er die europäischen Höfe besucht und sey dadurch veranlaßt worden, sich mit der Politik vertraut zu machen. — „Kein Mann (schließt Herr von Limiers) war liebenswürdiger, noch befriedigender in der Conversation; dabei wußte er meisterhaft einer Lüge den Anstrich der Wahrheit zu geben; doch nie ertrug er Widerspruch. Nach der Zurückkunft von seinen Reisen trat er in Kriegsdienste und war im J. 1690 Hauptmann." — Georg Nordberg charakterisirt in seiner Geschichte Carls XII. Patkul noch schärfer, indem er sagt: „er hatte wohl viel studirt, viel gelesen und sich in allen guten Wissenschaften umgesehen, war von Natur aufgeweckt und scharfsinnig, dabei aber hitzig, argwöhnisch und vermessen. Als er das erste Mal unter König Carl XI. in Stockholm gefangen (?) saß und der königliche Rath, Graf Johann Stenbock zu hören bekam, mit was vor Verstand, Fertigkeit und Dreistigkeit Patkul seine Sache vor der königlichen Commission betrieben, soll er zum Könige gesagt haben: Ew. Majestät können mit Patkul nicht die Mittelstraße gehen, sondern müssen ihm entweder einen kurzen Prozeß machen und den Kopf herunterschlagen lassen, oder ihn zum Obersten befördern und ein schwedisches Regiment geben." — Wie richtig diese verschiednen Urtheile über ihn waren, beweis't die Folge. — Mit Wärme und Eifer sprach Patkul, der von seinen Codeputirten endlich sich allein gelassen sah, für Liefands Gerechtsame; ja, es gelang ihm sogar, das Interesse des Königs dafür zu erregen, und so kam er 1791 mit großen Hoffnungen zurück. Doch wurde in der Hauptsache dadurch nichts geändert. In der Eigenschaft eins liefländischen Deputirten bei dem schwedischen Generalgouverneur in Riga entwarf Patkul 1692 ein neues Schreiben an den König, ein summarisches Verzeichniß der alten und neuen Beschwerden, an dessen Schlusse er die gefährliche Hindeutung seinem feurigen Unwillen nicht hatte versagen können: daß Liefland wohl vordem fast besser gethan haben würde, dem Kriege mit Polen oder Rußland sich auszustellen, als einer Krone sich zu unterwerfen, die ihm zum schweren Joche werden wolle! — Von diesem Augenblick an begann die Verwickelung in Patkuls Schicksal. Die Regierung von Stockholm verlangte, als Beschluß auf jenes Schreiben (1693) alle Landräthe von Liefland, den Landmarschall und besonders Patkul zum Verhör über ihr bisheriges Verhalten nach Stockholm. Man erfuhr aber auch zu-

gleich, daß diese Personen, namentlich Patkul, als Rebellen bestraft werden sollten. Dieser hatte schon vorher wegen eines unangenehmen Handels mit Helmersen, dem Obristlieutenant des Bataillons, wobei er Hauptmann war, sich nach Curland geflüchtet, erhielt aber einen von dort ausgebetenen Schutzbrief (Salvum conductum) unterm 28. März 1694, worauf er nach Stockholm ging. Doch schon im October d. J. zog er in sein Asyl (Erwahln in Curland) sich zurück und, ungeachtet eines sehr demüthigen Schreibens an den König, ward er wegen seiner thätigen Mitwirkung bei der liefländischen Angelegenheit, wegen seines Streits mit dem Obristlieutenant und wegen seiner Flucht ins Ausland durch ein Decret vom 2. December 1694 verurtheilt, infam erklärt zu werden, dann die rechte Hand und den Kopf zu verlieren, seine Güter sollten confiscirt und seine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden. Jetzt glaubte Patkul selbst in Curland sich nicht ganz sicher, denn wie leicht konnte er durch Verrath ausgeliefert werden. Ueber Thorn, Berlin, Leipzig begab er sich ins schweizerische Waatland; hier lebte er unter dem Namen Fischering, ganz den Wissenschaften, besonders der Philosophie und Politik, hingegeben. Ueber Savoyen und das obere Italien ging er endlich nach Frankreich und durch Vermittlung des churfächsischen Generallieutenants Flemming ward er im J. 1698 geheimer Rath in sächsischen Diensten, nachdem er seine Begnadigung vergebens bei Carls XI. Nachfolger, dem funfzehnjährigen Carl XII. und dessen Ministern, zu erlangen gesucht hatte. Der Churfürst von Sachsen August, zugleich König von Polen, war damals von dem Plane erfüllt, in Verbindung mit Dänemark und Rußland Schweden zu bekriegen und Liefland wieder mit Polen zu vereinigen, indem er dabei auf den bei seiner Krönung beschwornen Vertrag, die verlornen polnischen Provinzen wo möglich mit dem republikanisch-polnischen Gebiete wieder zu vereinigen, sich stützte. Von Patkul, dem schwer beleidigten und einflußreichen Liefländer, hoffte er große Einwirkung auf dessen Nation, und so war dieses doppelt ihm willkommen. Patkul von Vaterlandsliebe und dem Gefühl der Rache zugleich beseelt, bot beide Hände zur Ausführung jenes Planes, seine Rathschläge wurden gehört, und so kann Patkul als mitwirkendes Werkzeug zu dem furchtbaren zwanzigjährigen nordischen Kampfe betrachtet werden, der nun begann. Patkul selbst ging nach Petersburg, das Bündniß mit Rußland ward geschlossen; weniger glücklich war er auf einer Missionsreise in Liefland, wo man zu furchtsam war. Man erfuhr aber in Stockholm seine Schritte, erfuhr dort, welchen Antheil er an des Königs von Polen Manifest gegen Schweden hatte, und nun war sein Urtheil vom schwedischen Hofe unwiderruflich schon gesprochen. Eine Vertheidigungsschrift gegen diesen Hof von ihm ward in Stockholm von Henkers Hand öffentlich verbrannt und er rächte sich dafür dadurch, daß er den Czar Peter den Großen dahin vermochte, eine dagegen in Stockholm erschienene Widerlegung in Moskau (1702) auf dem Markte öffentlich verbrennen zu lassen. Dies konnte Carl XII. ihm nie vergeben. Damals schon war er in russische Dienste getreten, und nachdem er als russischer General-Kriegscommissär zu verschiedenen diplomatischen Geschäften gebraucht worden war, begleitete er den König August von Polen als czarischer Gesandter. Im J. 1704 war er als solcher in Dresden. Dort gefiel es ihm nicht, und er erhielt auf seine Bitte das Commando über die für August bestimmten russischen Hülfstruppen mit der Würde eines Generallieutenants. Er eroberte Warschau durch Capitulation,

mußte sich aber von Posen zurückziehen. Jetzt begannen Friedensunterhandlungen zwischen August und Carl XII.; doch Patkul äußerte mit großer Kühnheit seine Meinung gegen August und beleidigte dadurch diesen, ohne jedoch seinen Einfluß zu verlieren. Sein Bemühen (1705), den berliner Hof gegen Schweden zu gewinnen, scheiterte; durch eine neue Schrift „Echo" schärfte er nur den Haß der schwedischen Regierung gegen seine Person und im Sturmschritt rückte das Unglück jetzt gegen ihn an. Er hatte sich so eben mit der reichen Witwe des dänischen Gesandten am sächsischen Hofe, Cag von Rumohr, verlobt. König August hatte sein Bündniß mit Czar Peter durch eine persönliche Zusammenkunft nur noch fester geknüpft, als Patkul einige Tage nach dieser Unterredung, (in der Nacht vom 19. auf den 20. December 1705) mit noch achtzehn andern seiner Vertrauten verhaftet und er für seine Person auf die Festung Sonnenstein, dann nach Königsstein gebracht wurde. Jedermann wurde davon überrascht und man beschäftigte sich mit mancherlei Vermuthungen. Die Ursachen dazu, welche vom sächsisch-polnischen Hofe angegeben wurden, waren: 1. Patkul habe mit dem kaiserlich-österreichischen Gesandten unterhandelt, 4000 Mann russische Truppen, welche bisher in sächsischen Diensten gewesen, in kaiserlich-österreichische zu bringen; 2. er habe beim Czar Peter vorgegeben, der kaiserliche Hof wolle Stanislaus Leszinski als König von Polen anerkennen; 3. er habe den Czar und August entzweien wollen; 4. er habe im Rücken des Königs von Polen sich schändlich über ihn ausgedrückt, und 5. er habe mit Schweden correspondirt [illegible] zum Preise seiner Begnadigung sich anheischig gemacht, zwischen Schweden und Rußland Frieden zu stiften. Patkul selbst aber hat seine Verhaftung lediglich der gereizten Empfindlichkeit des Königs von Polen und der sächsischen Minister zugeschrieben. August ward kurz hierauf zum Frieden von Altranstädt (24. September 1706) genöthiget, dessen eilfter Artikel die Auslieferung Patkuls bedung. Diese geschah auch, nachdem Patkul mehrere ihm gegebene Gelegenheiten, zu entfliehen, aus Geiz nicht benutzt haben soll. Die Schweden nahmen ihn bei ihrem Abzuge aus Sachsen mit sich fort; auf diesem Zuge soll er auf eine Kanone gebunden gewesen seyn. Auf dem Marsche noch, beim Kloster Casimir, acht Meilen von Posen, ward er durch ein Kriegsgericht als Landesverräther zum Tode verurtheilt und am 10. October 1707 in den Frühstunden wurde er (durch die vielleicht auf Befehl absichtliche Ungeschicklichkeit des Scharfrichters) auf die fürchterlichste Weise lebendig von unten hinauf gerädert, dann ihm, dem Halbtodten, der Kopf abgeschlagen und der Körper in vier Theile zerhauen, welche man auf Räder legte. Erst sechs Jahre darnach (1713), als König August wieder zum Besitz der Krone gelangt war, wurden seine Gebeine gesammelt und in einem Kästchen nach Warschau gebracht. Zwar hatte Peter seinen Gesandten vom schwedischen Hofe reclamirt; doch ohne Erfolg, und dies erlaubt manche empörende Vermuthung; denn Patkuls Ende bleibt ein unauslöschlicher Flecken in Carls XII. Thatenliste, und wir schließen diesen Artikel mit dem Urtheile Voltaire's in seiner Hist. de Charles XII.: „Die, welche in Patkul nur den Unterthan des Königs von Schweden sehen, den Empörer gegen diesen, behaupten, daß er den Tod verdient habe. Andere, die ihn blos als Liefländer betrachten und sich erinnern, daß er sein Vaterland nur dann erst verließ, als er vergebens dessen Rechte vertheidigt hatte, nennen ihn einen Märtyrer der vaterländischen Freiheit. Alle sind darin übereinstimmend, daß die Würde eines czarischen Gesandten ihn unverletzlich hätte machen sollen.

über der einzige König von Schweden, zu einer ganz unbeschränkten Herrschaft erzogen und ihrer gewohnt, glaubte bloß streng gehandelt zu haben, während ganz Europa seine Grausamkeit verabscheute." L.

Patmos, jetzt Patimo oder Patmosa, eine kleine, von Schiffern und Mönchen bewohnte, zwischen Naxos und Samos gelegne Felseninsel im Archipelagus, auf welche der Evangelist Johannes verwiesen wurde und wo er angeblich seine Offenbarung schrieb.

Patois, die Mundart des gemeinen Volks und der Bauern; ursprünglich die schlechte verdorbne Sprechart der Bewohner von Padua, Patavium. Daher auch Patavinität.

Patriarchen (griechisch), alte Väter, auch Erzväter, heißen die Familienhäupter des Urgeschlechts vor der Sündfluth und die drei Stammväter des israelitischen Volks, Abraham, Isaak und Jacob. Diese Benennung wurde ein Ehrentitel der Oberhäupter oder Präsidenten des Sanhedrins, unter denen sich die nach der Zerstörung Jerusalems in Syrien und Persien geduldeten Juden vereinigten. Das jüdische Patriarchat zu Tiberias in Galiläa bestand für die westlich wohnenden Juden bis 415, das zu Babylon für die östlichen in der Zerstreuung bis 1038. Von diesen mit großer Macht bekleideten Würden der jüdischen Kirche ging der Patriarchentitel in die christliche über, wo sich seit dem Anfange des 5ten Jahrhunderts die Bischöfe zu Rom, Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem Patriarchen nannten und das Recht der Ordination und Beaufsichtigung der Metropoliten und Bischöfe ihrer Sprengel ausübten. Während das römische Patriarchat zu einem Pontificat über den ganzen Occident heranwuchs, behielten die vier Häupter der orientalischen Kirche diesen Titel bei, verloren aber durch die Eroberungen der Sarazenen den größten Theil ihres Einflusses. Die besondern Kirchen der Armenier, Abyssinier, Jacobiten und Maroniten gehorchen eignen Patriarchen. Ueber die griechischen Christen im türkischen Reiche behauptet der Patriarch zu Constantinopel das Primat, und ein noch größres Ansehn hatte das im 16ten Jahrhundert entstandene Patriarchat über die russische Kirche zu Moskau, welches Peter der Große eben darum wieder abschaffte und in eine permanente heilige Synode verwandelte. In der catholischen Kirche führen die Erzbischöffe zu Lissabon, Venedig und Aquileja den Patriarchentitel, doch sind die letztern beiden nicht über andre Erzbischöfe gesetzt, dagegen der erstere die Rechte eines Primas von Portugal hat. Ganz verschieden von dem Begriff dieser kirchlichen Würde ist der Sinn des Ausdrucks patriarchalisch. Er erinnert nur an das Zeitalter jener Urväter des Menschengeschlechts, an die Unschuld und Einfachheit ihrer Sitten, an die Milde ihrer hausväterlichen Familienregierung, deren Gegenbild die poetische Ansicht unsrer modernen Verhältnisse nur noch in dem Leben und Wirken würdiger Landgeistlichen findet. E.

Patrimonial- oder Erbgerichtsbarkeit ist diejenige Gerichtsbarkeit, welche die Besitzer adeliger und auch anderer Güter über ihre Unterthanen ausüben, und die mit denselben dergestalt verbunden ist, daß sie auch auf ihre Erben und Nachfolger übergeht. Sie hat ihren Namen daher, weil sie als ein zum Erbvermögen oder Erbgut (patrimonium) gehöriges Recht betrachtet wird, und ist von der persönlichen oder administratorischen darin unterschieden, daß diese von Amtswegen, und im Namen des Regenten, jene hingegen aus eigner, auf dem Eigenthum haftenden Befugniß ausgeübt wird. Wir finden die Patrimonialgerichtsbarkeit, welche den Römern ganz unbekannt war, in der Verfassung aller Völker deutschen Ursprungs. Da unsere Vorfahren in jenen stürmischen und rohen Zeiten, wo die Selbsthülfe erlaubt,

ind sogar nothwendig war, ihre Gerechtsame so weit als möglich aus-
udehnen suchten, und die Regierungen zu ohnmächtig waren, dieser
Erweiterungssucht Gränzen zu setzen, so maßten sich auch die Gutsherrn
ine Gewalt an, welche die Gränzen des Eigenthums- und Obereigen-
humsrechts über ihre Unterthanen überschritt, und dadurch eine beson-
dere Erbgerichtsbarkeit begründete. Diese hat daher mehr ihren Ursprung
in einer Usurpation landesherrlicher Rechte, als in der stillschweigenden
oder ausdrücklichen Concession der Regenten, ob man gleich nicht in
Abrede seyn kann, daß sie bisweilen, besonders in spätern Zeiten, durch
ausdrückliche Privilegien, durch Belehnung, Kauf u. s. w. von denjel-
ben mag erworben worden seyn. Da der Regent allein jede Gerichts-
barkeit verleiht, und der Unterthan, der sie ausüben will, das Recht
dazu von ihm erhalten haben muß, so folgt, daß sich die Patrimonial-
gerichtsbarkeit auf die ausdrückliche oder stillschweigende Concession des
Landesherrn gründet, und auch in zweifelhaften Fällen auf die niedere
Jurisdiction einschränkt, weil die peinliche in alten Zeiten für ein so
wichtiges Hoheitsrecht galt, daß sie selten einer Privatperson ertheilt
wurde. Sie ist in jedem Betracht der oberstrichterlichen Gewalt und
höchsten Aufsicht des Staats untergeordnet, welche grobe Mißbräuche
mit ihrer Aufhebung bestrafen kann. Die Erbgerichtsbarkeit, bei deren
Ausübung nach den Landesgesetzen, und besonders nach den Unterge-
richtsordnungen verfahren und gesprochen werden muß, pflegen die Guts-
besitzer, da sie selten der Rechte kundig sind, durch eigene von ihnen
ernannte Rechtsgelehrte verwalten zu lassen, welche Gerichtshalter, Ge-
richtsverwalter, Justitiarien, Gerichtsdirectoren u. s. w. genannt wer-
den. Sie müssen aber vorher in den meisten Ländern über ihre Rechts-
kenntnisse geprüft, vom Landesherrn bestätigt, und auf die Rechtspflege
beeidigt werden, wodurch sie den Charakter öffentlicher Beamten be-
kommen. Sie können daher nicht eigenmächtig vom Gutsherrn entlas-
sen, sondern wegen verübter Vergehungen nur durch Urtel und Recht
ihres Amtes entsetzt werden. Uebrigens muß der Gutsbesitzer für alle,
sowohl erlaubte als unerlaubte, Handlungen seines Gerichtshalters haf-
ten. Die Rheinische Bundesacte garantirte den unterdrückten Reichs-
ständen die Patrimonialgerichtsbarkeit; dessen ungeachtet wurde ihr
nen dieselbe nachher in mehrern Bundesstaaten entrissen. Das war ein
Act ungerechter Gewalt; indessen anerkannte man allgemein, daß diese
Art von Gerichtsbarkeit, ein Ueberbleibsel einer längst untergegangenen
Verfassung, nicht mehr in die Begriffe und die Staatsformen des Zeit-
alters passe, und ohne den Besitzern derselben einen wesentlichen Vor-
theil zu gewähren, die Einheit in der Justizverwaltung hindere, und
zu vielen Mißbräuchen Anlaß gebe. Dessen ungeachtet beschloß der Wie-
ner Congreß, indem er den Mediatisirten ihr Unglück erträglicher zu
machen suchte, die Wiederherstellung der Patrimonialgerichtsbarkeit, und
in manchen Bundesstaaten, in denen sie war aufgehoben worden, ist sie
dem höhern und ehemaligen Reichsritterschaftlichen Adel, durch aus-
drückliche Erklärungen der Souveraine bereits wieder zugesichert. Mr.

Patrimonium Petri, Peters Erbtheil, heißt der Kirchenstaat
oder diejenige päpstliche Provinz, welche Kaiser Constantin im 4ten
Jahrhundert dem Papste geschenkt haben soll, die aber eigentlich zu An-
fange des 12ten Jahrhunderts durch eine Schenkung der Gräfin Ma-
thilde von Thuscien an die Päpste kam.

Patriot. Das fremde Wort für einen Begriff, der durchaus
auf etwas Heimathliches hinweist, hat sich aus dem Latein des Mit-
telalters, aber nicht in seiner ursprünglichsten Bedeutung, bei uns ein-

geschlichen. Denn Patriota ist zunächst nur ein Landeseingeborner, im Gegensatz gegen den Peregrinus, den Fremdling, d. i. der kein Bürgerrecht im Lande hat, wo er fremd ist. Aber wie dies Bürgerrecht, es sey durch Geburt oder Verdienst gewonnen, nicht bloß Gerechtsame gibt, sondern auch an die Gemeinschaft, welche dieselben ertheilt und schützt, so unauflöslich knüpft, daß jedes Glied sich nur als einen Theil des Ganzen betrachten, und das Eigne, Besondre, dem Allgemeinen unterordnen muß; so liegt in dem Worte Patriot allerdings auch der schöne Begriff eines Mannes, der dem Lande, in dem er das Bürgerrecht hat, auch völlig und treulich ergeben ist. Der ganze Begriff des Patrioten ist eigentlich, wie schon in dem römischen civis, so in dem deutschen Bürger enthalten, ja bei unsern Vätern galt das hohe Wort: Mann gleichbedeutend für das entbehrliche fremde Patriot. Gerade in den Zeiten, da in unserm Vaterland sich die größten vaterländischen Tugenden offenbarten, hat man nichts von Patrioten vernommen, und es wäre wohl der fremde Laut, das fremde Zeichen für den Mann von rechter Vaterlandstreue verschmäht worden. Etwa die Römer konnten in der spätern Zeit einen Deutschen, der, indem er sich zum Werkzeug der römischen Weltherrschaft gebrauchen ließ, das Wohl seines Vaterlandes zu befördern sich leichtgläubig überredete oder den Schein hatte, einen Patrioten nennen, dem sich denn wohl auch der Begriff des Idioten angeschlossen hätte. Es haftet dem Wort, das etwas sehr Edles und Herrliches bedeutet, auch wirklich ein Makel an. Denn, je nach dem es gebraucht wird, mahnt es auch bald leiser, bald stärker an einen Menschen, der an seiner Scholle haftet, und nichts gut, nichts schön, nichts löblich findet, als was er in seiner Provinz kennen gelernt hat; oder, schlimmer noch, an einen solchen, der den bedeutsamen Ehrentitel nur als Maske und Schild gebraucht, selbstsüchtige Plane zu verstecken, und unter dem Schein des Eifers fürs Allgemeine das Eigne sucht; oder auch in den Stürmen gefährlicher Volksbewegung sich zum Sprecher oder zum Haupt einer Partei aufwirft, die die Rechte des Ganzen zu verfechten scheint, daß dann der Patriot so viel ist als Demagog, entweder Volksführer oder Volksverführer. In revolutionären Zeiten hörte man denn auch am meisten von Patrioten, und dadurch ist das Wort in übeln Ruf gekommen. Doch gilt es noch immer auch in der edelsten Bedeutung, in der die besten und redlichsten Männer sich seiner nicht schämen dürfen, da es den bezeichnet, der das allgemeine Wohl dem eignen vorzieht, dem kein Opfer für das Vaterland zu groß ist, dessen Liebe für die Heimath sich durch Wort und That bewährt, der in den Zeiten der Noth, wie des Glücks, sich zu seinen Mitbürgern hält, und allem Fremden, was gewaltsam oder listig eindringen will, treu bis zum Tod widerstrebt. Diese heilige Bedeutung von jedem Nebenbegriff, der etwa an das Wort Patriot sich anschließt, zu trennen, und das fremde bei uns zwar eingebürgerte, aber doch etwas versteinte Wort zu verbannen, hat man für Patriot das deutsche, doch erst später erfundene, Vaterlandsfreund empfohlen, das sinnvoll und richtig gebildet ist, aber doch einige Schwerfälligkeit und Unbequemlichkeit hat, zumal sich keine andre Form darnach bilden läßt. Denn von Patriot leitet sich wohl patriotisch ab; jenes ersetzt man durch Vaterlandsfreund, aber dieses kann nicht durch vaterlandsfreundlich übertragen werden. Setzen wir dafür vaterländisch (das auch mehrdeutig ist), so müßte der Patriot und Vaterlandsfreund ein Vaterländer werden, darnach aber auch die Gesinnung desselben, der Patriotismus, Vaterländerei, welches

er nach dem Sinn ähnlicher Endausgänge in rei (Kinderei, Schwär-
rei und besonders Ausländerei) einen unwürdigen Nebensinn gibt. Ke.

Patriotismus bezeichnet die wirksame Gesinnung des Patrio-
, und ist aus diesem Wort gebildet, hat sich aber erst später in un-
Sprache eingeschlichen. Alle Worte mit solchen durchaus undeut-
en Endungen müssen von dem Bürgerrecht in unserer Sprache aus-
schlossen bleiben, und sind darum für das Leben der Sprache todt.
arum eignet sich das Wort Patriotismus am wenigsten für das Hohe,
s man damit bezeichnen will. Vaterlandsliebe, Bürgertugend ist der
entliche Sinn, für den wir keinen Fremdling bedürfen, obgleich nach
n Sprachgebrauch mit Patriotismus sich weniger als mit Patriot
schlimmer Nebensinn verbindet. Es gelte auch nur als Gegensatz
gen den Cosmopolitismus, der dem Laut und gemeinen Sinne nach
ch mehr uns fremd ist, und unter uns nicht heimisch werden darf.
s ist ein sinniges Wort: Vaterlandsliebe! (Auch der Römer sagte:
mor patriae, nicht Patriotismus!) Liebe mahnt, der ursprünglichsten
edeutung nach, immer an etwas Hohes und Schönes, und es ist ein
ichen der Entartung, wenn der Sinn des Wortes niedrig oder zwei-
utig wird. Darum werden wir die Liebe des Vaterlandes wie im
erzen, so in der Sprache immer heilig halten, wenn der Patriotismus
ch mißdeutig würde. Wirklich ist auch damit, wie mit Patriot, manches
zeichnet worden, was weder eine Tugend, noch ein Lob genannt wer-
n mag. Wer nur versichert, er habe dies oder jenes aus Patriotis-
us gethan, der erweckt allerdings den Verdacht, daß das Hohe und
errliche, das in der Vaterlandsliebe lebt, ihm nicht recht befreundet
y, weil diese Liebe sich keiner That, keiner Aufopferung rühmt, son-
rn sich eben darin am herrlichsten bewährt, daß sie das Größte, was
e vollbringt, sich nicht zum Verdienst anrechnet, sondern alles aus rei-
em Eifer, und mit Verzichtleistung auf das Eigne, eignen Ruhm und
gnen Gewinn, vollbringt. Doch kann der Mißbrauch des Wortes
ns nie hindern, seinen innersten heiligen Sinn anzuerkennen. Es be-
eutet aber Patriotismus, nach seiner Ableitung von Patriot, die
nigste Gemeinschaft mit dem Land und Volk, in dem man das Bür-
errecht hat, eine Gemeinschaft, die sich in der treuesten Anhänglichkeit
n dieses Land und Volk, in seiner völligen Hingebung ausdrückt, mit
er man die Angelegenheit des Ganzen zur eignen Angelegenheit macht,
nd sein Persönliches allezeit dem Allgemeinen unterordnet. Da wacht
er Bürger für das Gemeinwohl wie für das Wohl seines Hauses, sei-
er Familie; da erregt die Gefahr, die jenem droht, eben so sehr, wie
ie, die seinen persönlichen Wohlstand gefährdet, seine Aufmerksamkeit,
eine Kraft. Da erhebt er sich nicht minder entschlossen und begeistert
egen den Feind, der die vaterländische Gränze überschreitet und die
Volksehre kränkt, wie gegen den Räuber, der in sein Haus eindringt,
en häuslichen Herd entweiht; da sieht er nicht minder sorgsam auf
lles, was des Ganzen Ruhm und Wohlstand und Glück fördern kann,
vie auf das, was seines Hauses Ehre und Glück begünstige; da scheut
er so wenig irgend eine Mühe oder Beschwerde oder Aufopferung, die
dem Vaterland ersprießlich seyn kann, wie er kein Bedenken trägt, für
die Liebsten im Leben Alles hinzugeben. Darin ist der Patriotis-
mus, und wer sich solcher Gesinnung, solcher Hingebung, solcher herz-
innigen Theilnahme an dem Ganzen nicht bewußt ist, wähne nicht, daß
Patriotismus in seiner Klarheit ihm eigen sey. Es mag aber scheinen,
und ist auch wohl gesagt worden, daß dieser nur in Freistaaten, weil
hier der freie Bürger in der engsten Gemeinschaft mit dem Vaterlande

lebt, und an allen Angelegenheiten desselben freien lebendigen Antheil hat und nimmt, zu finden sey; nicht in Monarchien, wo so vieles hinzuwirken scheint, den Bürger von jener Theilnahme auszuschließen, ihn nur zum Werkzeug des Ganzen, die Angelegenheiten des Staats aber nur zum Eigenthum und Wirkungskreis einiger wenigen, dazu wie ausschließlich Berufenen, die mehr Stellvertreter der Macht, als des Volkswillens und der Volkskraft seyn mögen, zu machen. In der That rühmt man besonders den Patriotismus der Freistaaten Griechenlands und Roms, und bemerkt, wie in letzterm besonders auch jener Patriotismus erstorben sey, da die Alleinherrschaft der Cäsarn die Bürger vom Forum in ihre Häuser zurückdrängte und die freien Vaterlandsvertheidiger zu Lohnsoldaten machte. Man zeichnet ihn daher auch an denen aus, die gegen eine Alleinherrschaft sich sträubten, und ihr Vaterland in einen Freistaat umzuwandeln bemüht waren, und man möchte auch das Wort: Brutus oder Cato sey der letzte Römer, man meint der letzte freie Bürger, der letzte Patriot in Rom gewesen, damit in Verbindung bringen. Aber waren nicht unsre Väter, die starken, treuen alten Deutschen, auch von Patriotismus in seinem höchsten Sinn erfüllt? Ist nicht Zeugniß dessen der Riesenkampf, den sie gegen Rom, nachher gegen die fränkische Macht bestanden, obwohl sie in letzterem endlich unterlagen? Und doch war Deutschland eigentlich nicht eine Republik im gewöhnlichen Sinn, doch waren unsre frühesten Väter schon willig unterthan ihren Herzogen und eingebornen Fürsten, freilich nicht Souverainen, aber doch solchen, die man auch Monarchen, Alleinherrscher nennen mag. Das ist aber zu unterscheiden: nicht die Alleinherrschaft, die nur den Gesammtwillen der Nation vertritt und in Ausübung bringt, die durch Volksvertretung gemäßigt und rein erhalten wird; nur die Souverainetät, die dem Wort wie der Sache nach bei uns nicht heimisch seyn kann, ist das Grab des Patriotismus. Er mag wohl bestehen da, wo das Volk in altdeutschem Sinn treu ergeben ist seinem eingebornen Fürsten, wo dieser ihm gilt als der Sachwalter der Gerechtigkeit, der Bewahrer der Volksehre und Volksselbstständigkeit, als das von Gott verordnete Haupt des Gemeinwesens, das, weil es das Haupt ist, so wenig von den Gliedern getrennt werden, als es die Glieder mißbrauchen darf. Er mag in Deutschland wohl bestehen, wo eigentliche Despotie sich nie fest begründen konnte, wo die große Idee der Volksvertretung sich nie ganz verloren, und auch in den entartetsten landständischen Verhältnissen sich noch, obwohl verhüllt, erhalten hat. Und es ist kein Verhältniß, keine Verfassung, die von ihm entbände, die Bürgertugend völlig vernichtete. Je drückender, beengter und schwieriger die Verhältnisse des Vaterlandes, um desto kräftiger muß er sich erheben, desto eifriger sorgen, gleichviel, ob der Feind im Innern hause, oder von außen andringe, das Gemeinwesen zu schützen, das allgemeine Wohl zu fördern, Mühe und Aufopferungen nicht zu scheuen. So wenig wir aufhören, dem Vaterlande anzugehören und Bürger desselben zu seyn, so wenig darf je die Vaterlandsliebe in uns ersterben, Bürgertugend untergehen. Unter welcher Verfassung du leben magst, im Glück und Unglück des Vaterlandes, hat dasselbe heilige Ansprüche an deine Theilnahme, deinen Eifer, deine Treue, und dein Werth als Mensch steigt mit deinem Werth als Bürger. Ist Patriotismus Vaterlandsliebe; was wäre das für eine Liebe, die da wankt und erkaltet in der Zeit der Gefahr, oder Noth des Kampfes, oder der Unterdrückung? Wohl mag es dem Deutschen, der, zu seinem Ruhm, gewohnt ist, Vaterland und Fürst als unzertrennlich zu denken, schwer

Digitized by Google

n, dann beide zu trennen und entzweit mit dem Vaterland zu blei-
, wenn der Fürſt ihm und den Genoſſen nicht gerecht iſt. Aber auch
in muß das Vaterland uns heilig, unverletzlich ſeyn, dafern wir des
triotismus uns freuen wollen. Es hat eine Zeit gegeben, wo uns
Bedeutung des Patriotismus faſt verloren war, der Cosmopolitis-
is, als ein viel höheres, nicht in der That, aber im Wort, ſich gel-
d machen wollte, wo man in böſer Mißdeutung das in ſeinem gehei-
ten Sinn ſo ſchöne Wort: allgemeine Menſchenliebe vorſchob, die Va-
landsliebe zu verdrängen. Aber an ihren Früchten mag man ſie er-
nnen. Der Patriotismus hat Früchte getragen, die uns noch erhal-
, der Cosmopolitismus hat nur taube Blüthen und dünnes Laubwerk
racht, und jene gaben nicht einmal erquickenden Duft, dieſes keinen
ützenden Schatten. Und mochte es anders ſeyn? Iſt Patriotismus
iebe, Liebe aber ein leuchtendes und wärmendes Feuer, ſo wirkt ſie
ar wie dieſes in engern und weitern Kreiſen, aber in den engern am
rkſten. Wer mit ſeiner Liebesflamme die ganze Welt erleuchten und
wärmen will, möchte leicht die Nächſten, mit denen das Leben, die
orſehung ihn verband, erſtarren und in Finſterniß laſſen. Auch die
ilige allgemeine Menſchenliebe hat ihre Kreiſe; ſie leuchtet und wärmt
s eine ſtarke, aber beſcheidene Flamme allen, die ihr nahen, darum
er den Landesgenoſſen zunächſt, weil dieſe ihr die Nächſten ſind, und
erſt dieſen gerecht ſeyn muß, ehe ſie den Entferntern gütig ſeyn kann.
n der Liebe aber iſt auch die Gerechtigkeit mächtig, und die Güte
nn mit jener nie in Widerſtreit kommen, wo Liebe echt iſt und wahr.
arum iſt der Patriotismus nicht engherzig, wohl aber großmüthig.
arin iſt er zumeiſt, daß wir wahrhaft einig ſind unter einander, und
m Fremden, das ſich eindringen will, widerſtreben. Ke.

Patriſtik heißt derjenige Zweig der hiſtoriſchen Theologie, der
is Leben, die Schriften und Lehren der Kirchenväter zum Gegenſtande
nes beſondern Studiums macht, und als der zwar mühſame, aber be-
hnende Weg zu den Hauptquellen der Geſchichte der chriſtlichen Lehre
id Verfaſſung in den erſten ſechs Jahrhunderten ganz die Aufmerk-
mkeit verdient, die man ihm neuerdings wieder zu widmen anfängt.
eryl. d. Art. **Kirchenväter**. E.

Patrize, der von dem Formſchneider geſchnittene Stempel, mit
elchem durch Einſchlagen in eine weichere Maſſe die **Matrize** (ſ. d.
rt.) verfertigt wird. Die Patrize enthält das Darzuſtellende verkehrt.

Patrizier waren in dem alten Rom gewiſſe durch Abkunft,
hre und Vermögen ausgezeichnete Familien, aus welchen die Senato-
n gewählt wurden. Romulus theilte, nach dem Beiſpiel der Athe-
ienſer, die römiſchen Bürger in zwei Claſſen; in Patrizier und Ple-
jer. Jene wurden urſprünglich patres (Väter) genannt, weil man ſie
s Väter des Volks betrachtete, und aus dieſem Worte entſtand der
itel „Patrizier.“ Romulus wählte aus ihnen einen Senat von 100
erſonen, welche die höchſten Würden in der Regierung und im Kriege
kleideten, und dem Gottesdienſt bis zum Jahre 495 nach Roms Grün-
ung vorſtanden. Es wurden dazu aus jeder Tribus Ein, und aus je-
er Curie drei Bürger genommen, ſo daß ihre Zahl ſich auf 99 belief,
ber welche ein erfahrner Mann geſetzt wurde, welcher in ihrer Ver-
ammlung den Vorſitz hatte. Die Mitglieder dieſes erhabenen Colle-
iums wurden Senatoren, von senectus (Alter), genannt, weil man
ur ſolche wählte, welche in Rückſicht ihres Alters, das nicht unter 25
ahren ſeyn durfte, ihrer Erfahrung und Geſchicklichkeit, bei der Lei-
ung der öffentlichen Angelegenheiten das allgemeine Zutrauen des Volks
enoſſen. In der Folge wurde ihre Zahl mit 100 neuen Mitgliedern

vermehrt, da man die Sabiner dazu nahm, und am Ende der Republik war sie auf mehr als 1000 gestiegen, welche der Kaiser Augustus wieder auf 600 herabsetzte. Man unterschied die patres majorum gentium (Patrizier der ältern Familien), welche von den von Romulus gewählten Senatoren abstammten, und die patres minorum gentium (Patrizier der jüngern Familien), welche Tarquin der Aeltere hinzugefügt hatte. Ob man gleich den Patriziern das politische Uebergewicht über die Plebeier durch das ihnen über diese ertheilte Schutzrecht (jus patronatus) sichern wollte, so gingen doch ihre Vorrechte verloren, als der Bürgerstand vom Jahre Roms 261 an eine völlige politische Gleichheit mit den Patriziern erzwang, und zu obrigkeitlichen Aemtern, welche diese bisher ausschließend verwaltet hatten, zugelassen, und die Heirathen unter beiden Ständen nach dem Jahre 308 erlaubt wurden. Es blieb ihnen nunmehr kein andrer Vorzug übrig, als ihre Abstammung aus den ersten und ältesten Familien. Seit der Zeit entstand ein Dienstadel (nobilitas), welchen derjenige erhielt, der selbst oder aus dessen Familie einer die drei höchsten Ehrenstellen (Consulat, Prätur und curulische Aedilität) bekleidet hatte, und der vermittelst des Rechts, die aus Wachs bossirten Brustbilder seiner Vorfahren im Vorhause aufstellen zu lassen (jus imaginum), auf die Nachkommen überging. Die Abkunft aus patrizischem Geschlecht war dazu nicht erfoderlich, sie erhöhte aber den Rang des Adels, besonders wenn sie mit Verdiensten begleitet war. Der Verfall der Republik, die bürgerlichen Kriege, und die Einführung des Kaiserthums schwächten das Ansehn der Patrizier immer mehr, und Roms Eroberung von den Gothen, wodurch viele Patrizier ihr Leben verloren, in Gefangenschaft geriethen oder nach Constantinopel flüchteten, bewirkte, daß aller Unterschied zwischen Patriziern und Plebejern aufgehoben wurde. Als der Sitz der Regierung nach Constantinopel war verlegt worden, erfand Constantin der Große, um die alten römischen Patrizier wieder herzustellen, ein neues Patriziat, das bloß ein persönlicher Ehrentitel war, und nur durch hohe Geburt und ausgezeichnete Verdienste erlangt werden konnte. Unter der Dynastie der Carolinger und der folgenden Kaiser bezeichnete das Patriziat nicht bloß eine hohe Würde, sondern es war auch die Oberherrschaft über Rom und dessen Gebiet, so wie der Schutz des päpstlichen Stuhls damit verknüpft. Carl der Große nahm den Titel eines römischen Patriziers an, ehe er sich zum Kaiser ausrufen ließ, und Heinrich IV. setzte den Papst Gregor VII. als solcher ab. In neuern Zeiten wurden gewisse adelige Familien in den Reichsstädten Patrizier genannt, die man aber, weil sie obrigkeitliche Aemter verwalteten, von dem Hof- und Landadel unterschied. Sie hatten in vielen Reichsstädten das ausschließende Vorrecht zu den Rathsstellen, und bildeten eine Art von Aristokratie. Diese Patrizier entstanden im 12ten und 13ten Jahrhundert, wo der Flor der Städte und die Furcht vor Räubereien mehrere Adelige bewog, sich in Städten niederzulassen. Da sich aber viele in der Folge mit bürgerlichen Familien verbanden, und zum Theil mit der Landwirthschaft beschäftigten, so hatten diese zwar in den Reichsstädten mit den alten Adeligen gleichen Rang, aber außer denselben wurde ihr Adel nicht für gültig erkannt. Mr.

Patroklus, der berühmte Freund des Achilles, war der Sohn des Argonauten Menötius und der Sthenele. Ohne Vorsatz tödtete er zu Opus beim Würfelspiel des Amphidamas Sohn Elesonymus. Sein Vater entzog ihn der Rache durch die Flucht und brachte den Knaben zum Peleus, der ihn freundlich aufnahm, und als seines Soh-

s Genossen erzog. Er folgte dem Achilles vor Troia und blieb tha-
los wie er, als dieser zürnend keinen Antheil am Kampfe nahm.
er zuletzt drängte die Noth zu hart und Achilles gab zu, daß Pa-
klus in seiner Rüstung auszog. Der Kampf, den er beginnt, ist
nzend, aber nachdem Apoll ihn betäubt und wehrlos gemacht hat,
legt er dem Hector. Die Griechen retten den Leichnam, bestatten ihn
t vieler Pracht und stellen feierliche Leichenspiele an, worauf Achill
chließt, den Freund zu rächen und dann ihm in den Tod zu folgen.

Patrolle oder eigentlich Patrouille, die bei Nacht oder sonst
Zeiten, wo besondre Wachsamkeit erfodert wird, ausgeschickte Solda-
wache. Ist sie bestimmt, die ausgestellten Posten zu visitiren, so ist
gleichbedeutend mit Runde; soll sie gegen den Feind streifen, um
n diesem Nachricht einzuziehn, so ist sie so viel wie Streifwache und
n einer Recognoscirung nur durch die geringere Zahl und dadurch
terschieden, daß sie sich nur in geringe Entfernungen wagen kann. Ein
er ist bewacht, wenn es Patrouillen gegen den Feind und Sei-
npatrouillen hat.

Patron ist im Allgemeinen ein Beschützer, Schutzherr, und wird
gleichbedeutend mit Gönner gebraucht. Das lateinische Wort
zeichnete in der römischen Republik einen Patrizier, in so fern der-
be einen oder mehrere Bürger aus dem Plebejerstand unter seinen un-
ittelbaren Schutz genommen hatte, um diese, seine Clienten genannt,
it seinem Ansehn und Einfluß zu vertreten, zu unterstützen und beför-
rn (s. d. Art. Patrizier und Client). Als Rom schon seine
Zeltherrschaft begründet, und viele fremde Völker unterjocht hatte, wa-
n vornehme Römer auch wohl die Patronen ganzer Städte, ja gan-
r Provinzen, und es erbte sogar diese Patronschaft in den patrizischen
amilien fort. So waren die Claudier die Patrone der Lacedämo-
er; die Mancelier der Sicilianer. — Diese Einrichtung war um
wohlthätiger, als sie den entferntern Städten und Provinzen mitten
der Hauptstadt die treuesten und eifrigsten Anwalde und Beschützer
ne große Aufopferungen sicherte. Doch nannten die Römer auch je-
n, der, ohne in jenem Verhältniß eines Patrons zu seinen Clienten
stehen, als Sachwalter irgend eine Rechtssache vor Gericht führte,
atronus, öfters gleichbedeutend mit Advocatus, zuweilen von
esem, der oft nur Rathgeber und Sprecher vor Gericht war, verschie-
n, in so fern jener als der eigentliche Sachwalter erschien. In der
ristlichen Welt blieb die allgemeine Bedeutung des Patronus als
Schutzherr, aber in mannichfacher Anwendung und besondrer Bezie-
ung. Im Mittelalter wird der Schutzheilige einer Kirche, eines
Klosters, auch wohl einer Stadt oder Provinz, ja selbst der Heilige,
m der Einzelne sich besonders empfahl, auch der Patron genannt
er im Deutschen bei den Kirchen auch wohl der Hausherr oder Haupt-
rr hieß), und in diesem Sinn wird das Wort Patron auch noch jetzt
der römischen Kirche gebraucht. Allgemeiner aber bezeichnet man
amit den Besitzer oder Verweser eines Grundstücks, zu dem eine Kirche
ehört, über welche jener gewisse herkömmliche und anerkannte Rechte,
as jus patronatus, übt, — einen Patronatsherrn, Kirchenpatron.
Patronat (patronatus, das sich im classischen Latein nicht findet,
ber im Mittelalter gebraucht ward) bezeichnet eben sowohl das Recht
es Kirchenpatrons als diejenige Pfründe, über welche diesem das Recht
steht. Es ist eine Art Lehnsverhältniß, in welchem die Kirche mit
rem Patron steht, wie auch die gleichbedeutenden Ausdrücke Kirchen-
hn, Pfarrlehn, bezeugen, wofür man auch Kirchensatz, Pfarrsatz, Pfarr-

recht, auch wohl Pfarrverleihung sagt, und unrichtig die Collatur. Der Patron ist zunächst nur Schutzherr der Kirche, und das Patronat das Schutzrecht, welches in den frühern, frömmern Zeiten für besonders ehrenvoll und verdienstlich angesehen ward. Es erstreckt sich aber das Patronatsrecht sowohl auf die Besetzung der geistlichen und der dieser untergeordneten Schulstellen als auf die Mitverwaltung des Kirchenvermögens, und hat einen ähnlichen Grund wie andre Lehnsgerechtigkeiten. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nämlich, wo Reiche und Mächtige Ruhm und Segen davon erwarteten, wenn sie Kirchen oder Capellen gründeten, oft auch dieselben reich ausstatteten mit liegenden Gründen, oder gewissen Zinsgerechtigkeiten und baarem Vermögen, behielten sie sich, für sich und ihre Familien, einen Antheil an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der besondern Angelegenheiten der Kirche vor. Die Kirche aber oder der Clerus gestand solchen Stiftern neuer oder auch den Erneuerern verfallener oder verwüsteter Kirchen jenes Recht, weil es an sich billig schien, willig zu, und erweiterte es so viel möglich, um auch Andre zu ähnlichem Kirchenbau und andern Begünstigungen der Kirchen zu ermuntern. Zwar durfte der Patron eine von ihm gegründete oder begabte Kirche, wenn dieselbe einmal für ihre heilige Bestimmung von dem Bischof geweiht war, nie zu einem andern Zweck bestimmen, auch die ihr ertheilte Schenkung oder das von ihm bewilligte Kirchenvermögen nie rechtlich zurückfodern; aber eine Theilnahme an der Verwaltung, und selbst eine Oberaufsicht über das Kirchengut ward dem Patron und seinen Nachkommen bewilligt, doch ohne Gefährde der höhern bischöflichen Rechte. Für den Fall, daß der Patron nach Vollendung seiner Kirche verarmte, ward der Kirche die Obliegenheit zuerkannt, ihn aus ihrem Vermögen zu ernähren, und auch seine Familie und Nachkommen sollten gleiche Ansprüche an das Kirchenvermögen haben, doch ohne Gefährde für das Bestehen desselben. Dagegen blieb der Patronatsfamilie, so lange sie dem Patronat nicht selbst entsagte, auch die Verpflichtung, für Ausbesserung und Wiederherstellung der Kirche mit zu sorgen, selbst für den Fall, daß die Kirche verarmt sey. Schon früh ward auch für nöthig befunden, dem Recht des Patrons über das Kirchenvermögen, gesetzliche Gränzen zu setzen, die Größe des Aufwands zu bestimmen, den er eigenmächtig aus demselben machen durfte, und gegen willkürliche Eingriffe die Kirche selbst, und die gesetzliche geistliche Gewalt zu verwahren. Dies war um so wichtiger, als manche Patronen nicht aus der frömmsten Absicht, sondern aus Eigennutz Kirchen erbauten, indem sie sich einen bedeutenden Theil der reichen Schenkungen und Vermächtnisse, die neuen Kirchen zufielen, anzueignen gedachten, wie denn auch die in der frühern Kirche gewöhnlichen, von den Gemeindegliedern dargebrachten, Oblationen (freiwillige Gaben, die man meist zu jeder kirchlichen Versammlung brachte, zunächst für die Armen der Gemeinde, und zum Unterhalt der Kirchendiener) manchen Eigennützigen locken mochten, sich einen erblichen Antheil daran zu verschaffen. Bald gesellte sich zu diesem Recht des Patronats auch das weitere, daß er selbst bei Besetzung der geistlichen Aemter an der von ihm gegründeten oder ausgestatteten Kirche für sich und seine Erben eine entscheidende Stimme haben sollte, doch keineswegs ein eigentliches Collaturrecht. Denn das Recht, Geistliche zu wählen und zu berufen, stand nur der ganzen Gemeinde oder dem diese vertretenden Aeltestenrath (Presbytercollegium) oder dem Bischof zu, und ward nie einem Privatmann unbedingt eingeräumt. Zunächst gestattete man es vielleicht nur Bischöfen, die etwa in einem

fremden Sprengel, an einem ihnen persönlich werthen Ort, eine Kirche gründeten, und dort die Collatur erhielten, der der Bischof des Sprengels selbst entsagte; es ging aber dann, wahrscheinlich gleichzeitig, ein ähnliches Recht auch auf weltliche Kirchenpatrone über. Dieser Theil des Patronatsrechts erweiterte sich besonders im Mittelalter, wo die mächtigen Großen und adeligen Grundbesitzer, wie die Fürsten, die Vergünstigung erhielten, sich eigne Capellgeistliche (Capellane) zu wählen und zu besolden, obwohl nicht ohne Genehmigung des Bischofs, der auch die Oberaufsicht über die Capellane behielt. Wie die Capellen immer mehr in Dorfkirchen sich erweiterten, schien das Wahlrecht auch an diesen dem Gutsherrn zuzustehn, und selbst Parochialstellen, die ursprünglich nur der Bischof zu besetzen hatte, gingen bisweilen, wenn der Gutsherr etwa die Wiederherstellung der Kirche oder die Versorgung des Parochen, für dessen Unterhalt sonst die Domkirche zu sorgen hatte, übernahm, in das Verhältniß jener Dorfkirchen, die aus Hofcapellen entstanden waren, über, dergestalt, daß ein großer Theil der adeligen Grundbesitzer ein weitausgedehntes Patronatsrecht über ihre Gutskirchen erhielt. Zu keiner Zeit aber hat die katholische Kirche den Patronatsherren ein eigentliches Besetzungsrecht zugestanden, und die Verordnungen protestantischer Consistorien bezeugen, daß auch die evangelische Kirche ein solches Recht nicht anerkennt. Das Wesentlichste des Patronatsrechts ist das Präsentationsrecht, nach welchem der Patron für eine erledigte geistliche Stelle der geistlichen Behörde einen Candidaten vorstellen darf, und das Berufungsrecht, das er aber nicht eher auszuüben befugt ist, bis die Genehmigung und Bestätigung des vorgestellten Candidaten von Seiten der höhern Behörde erfolgt ist. In diesem Sinn ist er denn Collator, und hat als solcher ein um so weniger beschränktes Recht, als seiner Entscheidung für den Candidaten nichts entgegensteht, wenn die geistliche Behörde die Würdigkeit desselben nicht bezweifelt. — Dasselbe aber, was dem einzelnen Patronatsherrn zusteht, fällt auch den Magistraten und andern Gemeinschaften, die ein Patronatsrecht haben, anheim. Es ist Regel, daß jeder Patron den von ihm beliebten Candidaten binnen einer, in den verschiedenen protestantischen Ländern gesetzlich bestimmten Frist (in der Regel binnen sechs Monaten) dem Superintendenten des Sprengels anzeigt, welcher dann wegen der Prüfung, Ordination und Confirmation das Nöthige einleitet. Außer diesen Haupttheilen des Patronatsrechts sichert es auch dem Patron einige andre Auszeichnungen und Vorrechte. So muß er namentlich in das Kirchengebet eingeschlossen werden; darf in der Kirche seine besondre Capelle, vordem auch sein Erbbegräbniß, haben, und bei seinem und seiner nächsten Blutsverwandten Tode wird vier Wochen lang täglich eine Stunde mit allen Glocken geläutet, und beim Gottesdienst schweigt die Musik und Orgel. Es ist das Patronatsrecht in der Regel an den Grundbesitz gebunden, und steht den Familien zu, so lange sie die Besitzer sind. Bei allzulang verzögerter Ausübung des Rechts, besonders der Präsentation eines Candidaten für die erledigte Stelle, oder wenn die Güter des Patrons mit dem Sequester belegt sind, oder wenn das Recht unter mehrern streitig ist, tritt für die Person des Patrons, doch nicht für die künftigen Erben, dafern diese die Unbill abstellen, eine Suspension ein, und die geistliche Behörde übt indeß das Recht. Aber völlig verloren geht dasselbe, wenn der Patron der Besetzung, der Verkaufung des Amts, d. i. der Simonie, überführt worden; wenn er die Kirche, auf die sein Recht gegründet ist, verfallen läßt, und nicht wieder herstellt, wenn er zur Einziehung der Stelle ein-

ſtimmt; oder wenn der Grundbeſitz und das darauf haftende Recht an einen andern übergeht. Uebrigens iſt das Patronatsrecht eben ſo rechtlich begründet, wie jedes Lehnsrecht; und wie die Grundherrn in frühern unruhigen Zeiten die Güter der Kirche geſchützt haben, ſo kann ihnen, wenn ſie das Recht ſelbſt nicht mißbrauchen, die Ausübung deſſelben nicht verweigert werden. Ke.

Patrone, ein Modell, ein Muſter, wonach etwas gemacht wird, in vielfacher Bedeutung. Deßgleichen eine mit Pulver und Blei, ſo viel zu einem Schuſſe nöthig iſt, gefüllte Papierhülſe. — Auch werden die Streifen Papier, welche auf den Buchdruckerrahmen geklebt werden, um die leeren Ränder und Räume des Druckbogens rein zu erhalten, Patronen genannt.

Pau, eine wohlgebaute Stadt in Bearn in Frankreich, am Fluſſe Gave de Pau, jetzt die Hauptſtadt im Departement des Baſſes Pyrenées. Sie zählt 8500 Einwohner und hat Manufacuren von Tuch, Leinwand, Schnupftüchern und Hüten. Auch wird hier die Schminke verfertigt, wovon dieſe Stadt den Namen hat. Sonſt reſidirten hier die Könige von Nieder-Navarra. Heinrich IV. ward hier geboren. Im J. 1721 wurde hier eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften geſtiftet. Die Gegend hat guten Weinbau.

Pauke (tympano) war im Alterthum jeder mit einer Haut beſpannte hohle Körper oder Reif. Jetzt verſteht man darunter nur die urſprünglich kriegeriſche Keſſelpauke, die aus einem kupfernen Keſſel beſteht, über welchen an einem eiſernen Reif eine gegerbte Haut ausgeſpannt iſt, die vermittelſt eiſerner Schrauben höher und tiefer geſtimmt werden kann, und mit einem hölzernen Plectrum, Wirbel genannt, geſchlagen wird. Die Pauke iſt eigentlich beſtimmt, die Grundſtimme zu einem Trompetenchore zu machen. Um nun die beiden Haupttöne der Tonart, aus welcher geblaſen wird, nämlich die Tonica und Dominante, zu erhalten, bedient man ſich zweier Pauken von verſchiedner Größe, von welchen die kleinere in den Hauptton, die größere aber in die tiefere Octave der Dominante geſtimmt wird. Der Pauker pflegt die vorgeſchriebenen Noten nicht einfach, ſondern mit gewiſſen Schlagmanieren anzugeben, als da ſind: die einfache, die doppelte oder geriſſene, die getragne Zunge, die ganze Doppelzunge, die Doppelkreuzſchläge, der Wirbel, der Doppelwirbel. Jetzt bedient man ſich der Pauke auch im Orcheſter, in der Kirchenmuſik und bei andern vielſtimmigen Muſiken.

Paul (Vincent de), der Stifter der Prieſter von der Miſſion, war 1576 in dem Dorfe Povi in Frankreich geboren, ſtudirte zu Toulouſe, erhielt nach vielen wunderbaren Schickſalen eine Pfarre zu Clichi, und ſtiftete mit Hülfe einer reichen und frommen Frau 1626 eine Miſſionscongregation, deren Glieder zunächſt beſtimmt waren, den Armen das Evangelium zu predigen, und vornehmlich acht Monate des Jahrs als Seelſorger, Friedensſtifter, Krankenpfleger und ſonſt auf alle Weiſe als Beförderer der Sittlichkeit unter dem Landvolke zuzubringen. Daneben ſollten ſie auch in Gemeinſchaft ſich ſelbſt zu einem muſterhaften und erbaulichen Betragen erwecken, und endlich die, welche ſich anſchickten, Landprieſter zu werden, mit ihren Kenntniſſen und Erfahrungen zu dem künftigen Berufe unterſtützen. Ihr Hauptſitz war das Stift St. Lazarus zu Paris, wovon ſie auch den Namen Lazariſten empfingen. Aber erſt nach dem Tode des Stifters, welcher 1660 erfolgte, haben ſie ſich weiter umgethan, und eine ſehr vielſeitige Geſchäftigkeit gezeigt. Vincent de Paul wurde nach ſeinem Tode unter die Heiligen aufgenommen.

Paul I., Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen. Er war ge-
ren am 1sten October 1754. Sein Vater, damals noch Großfürst,
chheriger Kaiser Peter III., wollte in der Folge dieses Sohnes Ge-
rt nicht für rechtmäßig erkennen, und ernannte deßhalb während sei-
r kurzen Regierung, den Prinzen Iwan zum Thronfolger. Als Peter
er nach weniger Zeit Reich und Leben verlor, und Catharina II. den
cepter Rußlands führte, da ward ihr damals neun Jahr alter Sohn
aul, durch Iwans gelegentliches Absterben, in seinen Rechten auf die
onfolge wieder bestätigt, und Catharina that alles, um die schwan-
ide Gesundheit des einzigen Erben ihres Reichs zu befestigen, den sie
s eine Stütze ihres Throns mit Recht betrachtete, da die Russen
diesem eingebornen jungen Fürsten mit großer Liebe und Hoffnung
igen. Doch war es auch der Mutter Wille, daß der Sohn ganz
ch ihren Absichten und Planen erzogen werde, damit nicht dereinst
für sie vielleicht nachtheiliges Andersdenken bei ihm einwurzele.
eßwegen erhielt ihr erster Minister, Graf Panin, ein ihr ganz erge-
ner Mann, die Stelle als Oberhofmeister bei dem jungen Großfür-
n; unter diesem besorgte Apinus den Unterricht des Prinzen.
as Loos seines unglücklichen Vaters, verbunden mit dem Druck, un-
dem die Kaiserin ihn hielt, gaben dem sonst offenen Charakter Pauls
ld eine gewisse Härte und Verschlossenheit, zu welcher letztern er um
mehr sich gezwungen sah, da bei heranreifenden Jahren seiner Mut-
ängstliche Herrschereifersucht mit Auflaurern von allen Seiten ihn
ngab, die nicht ermangelten, jedes Wort und jede Handlung des
roßfürsten ihr zu hinterbringen. Doch hielt diese Strenge Paul nicht
, in Catharinen stets die Mutter zu ehren, und nur selten äußerte
r lebhafte Prinz die tief in der Brust verschlossenen Gesinnungen.
eine Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht brachte Cathari-
n auf die Vermuthung, ihr Sohn leide an einem körperlichen Fehler
eich Peter III., und um dies zu erfahren, beauftragte sie ein Fräu-
n ihres Hofes (eine Polin, Sophie Cz . . .), sich ihm zu nähern.
iese befolgte der Kaiserin Willen, und ein Sohn, den Paul mit ihr
ugte, welcher in der Folge als Gardeoffizier angestellt wurde, über-
hrte Catharinen von dem Ungrund ihrer Vermuthung. Dieser Sohn
hielt den Namen Simeon Welikoi. Jetzt gedachte Catharina
aul zu vermählen, und ihre Wahl fiel nach einigem Bedenken auf die
rinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, die mit ihrer Mut-
r und beiden Schwestern auf Catharinens Einladung nach Petersburg
kommen war. Wilhelmine erhielt bei ihrem Uebertritt zur griech-
hen Kirche die Namen Natalia Alexiewna, und das Beilager
folgte am 10ten October 1773. Im folgenden Jahre begleitete Paul
ine Mutter nach Moskau, bei welcher Gelegenheit Andreas Rasu-
owsky dem Großfürsten Winke zur schnellen Erreichung des Throns
ab, die dieser aber edelmüthig verwarf. Rasumowsky's Plan blieb je-
ch der Kaiserin nicht geheim, und sie suchte die Freundschaft ihres
ohns zu dem kühnen jungen Mann durch Eifersucht zu untergraben.
och wucherte dies Unkraut in Pauls Seele nicht, seine Gattin aber
schloß für diesen Schimpf an Catharinen sich zu rächen, weßhalb sie
it Rasumowsky in einen Briefwechsel sich einließ, ehe aber ihr Plan
r Reife gedieh, im Wochenbette starb, nicht ohne den Verdacht, daß
atharine die Urheberin ihres Todes sey. Paul betrübte der Tod seiner
emahlin sehr, und da nun er anfing, einigen Verdacht gegen Rasu-
owsky's Verhältniß mit Natalien zu hegen, so wurde derselbe vom
ofe entfernt, und erst nach Venedig, später nach Neapel als Gesand-

ter gesendet. Hierauf knüpfte Catharina mit dem wirtembergischen Hofe an, und der Prinz Heinrich von Preußen, der damals gerade in Petersburg war, unterzog sich dem Geschäft durch seinen Bruder Friedrich II. von Preußen, die bereits eingeleitete Verbindung der wirtembergischen Prinzessin mit dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt zu hintertreiben. Auf Friedrichs II. Einladung reis'te nun Paul in Begleitung des Fürsten Romanzow nach Berlin. Hier traf er die ihm bestimmte Gattin, die so wohl ihm gefiel, daß er sogleich seine Vermählung mit ihr beschloß, und nach einer Reihe von Festen, die Friedrich, den russischen Thronfolger sich zu verbinden, ihm gab, nach Petersburg zurückkehrte, wohin bald darauf Dorothea Augusta Sophie von Wirtemberg ihm folgte, die nun die Namen Marie Fedorowna annahm, und am 7ten October 1777 mit ihm verbunden wurde. Aus dieser Ehe entsprangen die Großfürsten Alexander, Constantin, Nicolaus und Michael. Das häusliche Glück, das der Prinz jetzt genoß, verbunden mit der Aussicht zu einer Reise durch Europa, tröstete ihn über den fast sclavischen Druck, unter dem die Kaiserin ihn von allen Regierungsgeschäften ausschloß, der so weit ging, daß er als Großadmiral der russischen Seemacht nicht einmal die Flotte in Cronstadt besuchen durfte. Im Jahr 1780 trat Paul mit seiner Gemahlin die gewünschte Reise an. Polen, Deutschland, Italien, Frankreich und Holland sahen nach einander das fürstliche Paar, das nach einer Abwesenheit von zwölf Monaten nach seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort Gatschina zurückkehrte. Hier verging Paul in unfreiwilliger Unthätigkeit die Zeit, da seine Mutter ihm weder erlaubte, dem Feldzug gegen die Türken beizuwohnen, noch sonst um Staatsangelegenheiten sich zu bekümmern. Zwar machte Paul auf kurze Zeit den Krieg in Finnland gegen Schwedens König Gustav III. mit, er kehrte aber bald mißmuthig in seine Einsamkeit zurück, da er sah, wie auch hier so gänzlich ihm aller freier Wille genommen war. Die unterdeß ausgebrochene Revolution in Frankreich fing nun auch an, das petersburger Cabinet zu beschäftigen, um so mehr, da eine Menge französischer Flüchtlinge sich nach Rußland wandten, die im Ganzen sehr günstig aufgenommen wurden. Paul war sogleich für die Sache der gegen Frankreich verbündeten Fürsten. Catharina, obgleich den neufränkischen revolutionären Grundsätzen nicht hold, glaubte jedoch nicht übel zu thun, wenn sie die beiden ihr in Europa allein gefährlichen Mächte, Oesterreich und Preußen, in diesem Kampf sich etwas abmatten ließ, und als späterhin sie endlich sich bewogen fühlte, thätigern Antheil an jenen Händeln zu nehmen, überraschte sie der Tod am 9ten November 1796, wodurch Paul nun den Thron erhielt. Zwar war ein Testament vorhanden, in welchem die Kaiserin, aus ungerechtem Widerwillen und Argwohn gegen ihren Sohn, ihn von der Thronfolge ausschließen wollte, zu Gunsten ihres Enkels Alexanders (des jetzigen Kaisers), die zahlreiche Partei aber, die Paul im Reiche hatte, und die Liebe des Volks bewogen Potemkin mit dieser Schrift, die von vielen Großen unterschrieben war, nicht hervorzutreten, und er war im Gegentheil der erste, der dem neuen Herrscher das Ende seiner Mutter berichtete. Pauls erste Herrscherhandlungen waren Werke des Wohlthuns, vollbracht im Gefühl der Freude, sich endlich frei zu sehn. Gegen das an ihm geübte Beispiel ließ er seinen Sohn Alexander sogleich an den Geschäften Theil nehmen, und die Leiche seines unglücklichen Vaters, Peters III., unter feierlichen Exequien in die Gruft der Kaiser beisetzen, eine Ehre, die den Resten des unglücklichen Monarchen bisher noch nicht wiederfahren war. Zu-

gleich suchte er das alte Reichsgesetz wieder hervor, dem zu Folge das weibliche Geschlecht von der Thronfolge in Rußland ausgeschlossen war, und bestimmte diese für sein Reich durch eine zu Moskau während seiner Krönung erlassene Ukase. Friedliebend suchte er Frieden zu verbreiten, beendete den Krieg mit den Persern, und ließ, laut sein Mißfallen äußernd über das Verfahren seiner Mutter gegen Polen, viele bisher in russischer Haft gewesene Individuen dieses Volks los. Der Druck, der aber Pauls Jugendjahre verbittert hatte, hatte fortwährend den traurigsten Einfluß auf sein Leben, und die mancherlei Mißgriffe, die er sich zu Schulden kommen ließ, entsprangen größtentheils aus dieser Quelle. Seine Verfügungen über die Einfuhr ausländischer Bücher in sein Reich, so wie über den Eintritt fremder Reisender beweisen mehr als zu sehr das durch mannichfache Kränkungen gereizte und verfinsterte Gemüth dieses Fürsten. Ein gleiches leuchtete aus seinem Betragen, als er der Verbindung gegen Frankreich beitrat. Sein über 100.000 Mann starkes Heer, das zum Theil in Italien und der Schweiz unter Suwarow und Korsakow, zum Theil in Holland gegen Frankreich focht, errang zwar manche Siege; da es aber durch die Niederlage bei Zürch fast auf die Hälfte zusammenschmolz, auch Mißtrauen anfing, in Pauls Seele gegen den deutschen Kaiser sowohl, als noch mehr gegen England und seinen damaligen ersten Minister Pitt zu wurzeln, Bonaparte aber solches schlau benutzend, dem Stolz des russischen Herrschers zu schmeicheln wußte, so ließ Paul seine Armeen sich zurückziehn, und beobachtete fortan Pitt und England eben so argwöhnisch, als früher er es Frankreich gethan hatte. Diese Sinnesänderung ging so weit, daß Ludwig XVIII., so wie alle Emigrirte das russische Gebiet verlassen mußten, und er den dem unglücklichen Bourbon bisher ausgezahlten Jahrgehalt aufhob. Zu den merkwürdigsten Zügen in Pauls Charakter gehört, bevor die eben erwähnte Sinnesänderung bei ihm eintrat, sein Benehmen gegen Spanien und die Malteser. Dem ersten Reich erklärte er auf eine Art den Krieg, als sey die Krone Spanien dem russischen Scepter so unterworfen, wie die Fürsten des Caucasus. Doch hatte dies weiter keine Folgen, als die Confiscationen einiger Handelsschiffe. Auch gegen Nord-Deutschland nahm er eine ähnliche Sprache an, doch brachten die ernsten Aeußerungen Preußens ihn bald auf andre Gedanken. Mit den Maltesern verfuhr er dagegen ganz anders. In ihnen sah Paul, als einer engen, ritterlichen Verbindung des Adels, eine gewaltige Stütze der Thronen, und würdigte sie daher seines besondern Schutzes, den er so weit erstreckte, daß er sich, als der Freiherr von Hompesch seine Würde niederlegte, zum Großmeister des Ordens, nicht ohne Widerspruch des Papstes und mehrerer Mächte, erklären ließ (16ten December 1798). In dieser Eigenschaft brachte Paul ein Werk zu Stande, das mit Recht das Erstaunen Aller erregte; einen Friedensvertrag nämlich zwischen der ottomannischen Pforte und dem Ritterorden von Malta, und die Welt sah das überraschende Schauspiel, die Türken gegen ihre alten Freunde, die Franzosen, sich mit ihren Stamm- und Glaubensfeinden, den Russen und Maltesern, verbinden. Noch weniger als durch sein Wirken nach außen erwarb sich aber Paul die Liebe seiner Unterthanen durch die Art der innern Verwaltung seines Reichs. Zwar schien auch hier oft in den wirklich ungerechtesten und willkürlichsten Handlungen sein wahrhafter Eifer für Gerechtigkeit seltsam genug durch, welches edle Gefühl leider! nur durch die einmal seinem Charakter eingedrückte reizbare Empfindlichkeit und Heftigkeit, zu oft so gänzlich mißleitet wurde, daß die mehresten seiner

Unterthanen und Zeitgenossen in ihm nur einen düstern, fühllosen Tyrannen sahen, welches Urtheil Paul aber keineswegs verdiente, der unter andern Umständen und frühern Verhältnissen gewiß ein guter Regent geworden wäre. Seine Strenge, die er anwenden zu müssen glaubte, um die zu Thronveränderungen so geneigten Großen seines Reichs in Zaum zu halten, nahm, wie natürlich, in dem Verhältniß zu, als er auf Schwierigkeiten in der Ausführung seiner Plane stieß, und von Natur nicht ohne Muth, kam er dennoch endlich dahin, abermals bewirkt durch frühe Unterdrückung seiner Geisteskraft — daß er kleinlich außerhalb, in einem erbärmlichen Ceremoniell, die Stützen seiner Größe suchte, die bei gewissenhafterer Leitung er in sich selbst würde gefunden haben. Wie schwach solche Stützen aber sind, bewies sein trauriges Ende, das in der Nacht vom 23sten zum 24sten März 1801 erfolgte, und das auf den erledigten Kaisersitz seinen ältesten Sohn, den Großfürsten Alexander, rief, zur Freude vieler Millionen, die unter Pauls verworrener und harter Regierung in steter Furcht und Zittern gelebt hatten. Ein Hauptzug in Pauls Charakter war Jähzorn, wodurch er nicht nur seinen Untergebenen, sondern oft auch seiner eigenen Familie fürchterlich ward. Besaß dieser ihn nicht gerade, so war er milde, wohlwollend, menschenfreundlich, suchte begangenes Unrecht gern zu vergüten, und war ein zärtlicher Vater und Gatte, welches letztere ihn aber nicht abhielt, seine Neigung auch andern Frauenzimmern zu schenken, wie das Beispiel der Madame Chevalier zeigt. Die einst von ihm (vielleicht in satirischer Absicht) erlassene Ausfoderung an alle Monarchen Europa's diente nicht wenig dazu, die über ihn einmal umlaufenden Ideen und Meinungen zu bestätigen. F. G.

Paulicianer, s. Secten.

Paulus ist der berühmteste und verdienteste unter den Aposteln. Geboren von jüdischen Aeltern, welche zu Tarsus in Cilicien wohnten, und das römische Bürgerrecht auf ihn vererbten, wurde er früh zu einer gelehrten Bildung geleitet, und zu Jerusalem, wohin er als Jüngling ging, durch den Unterricht Gamaliels, eines der berühmtesten Rabbinen im Zeitalter Jesu, in das Studium der jüdischen Schriftauslegung und Tradition eingeweiht; auch erwarb er sich, wie seine Briefe verrathen, eine genaue Bekanntschaft mit den griechischen Dichtern und Philosophen, und trieb daneben nach der Sitte der jüdischen Lehrer ein Handwerk, wahrscheinlich Zeltschneiderei und Tapezierarbeit, wodurch er sich in der Folge auf seinen Reisen Unterhalt verschaffte. Ausgezeichnet zum Lehramte vorbereitet, trat er zuerst wenige Jahre nach dem Tode Jesu als Anhänger der pharisäischen Secte und Verfolger der neuentstandenen Christengemeinde, zu deren Unterdrückung der hohe Rath ihn in und außer Jerusalem brauchte, öffentlich auf. Die Apostelgeschichte hat mehrere Züge der Heftigkeit seines Eifers in diesem traurigen Geschäfte aufbewahrt, das er unstreitig mit voller Ueberzeugung und aus Anhänglichkeit an das alte Gesetz betrieb. Eben war er mit Vollmachten des hohen Raths zur Verhaftung der Christen auf dem Wege nach Damask, als er durch ein außerordentliches Phänomen (Apostelgesch. Cap. 9. und Cap. 22.) Veranlassung erhielt, das Christenthum anders anzusehn, und sich durch den Unterricht christlicher Lehrer eine überzeugende Erkenntniß von der Vortrefflichkeit dieser Religion zu verschaffen. Diese augenscheinlich von Gott veranstaltete rasche Bekehrung zum Christenthume bezeichnete er durch Abänderung seines Namens Saul in Paul, und widmete sich nun dem Berufe zum Apostel, den er in jener wunderbaren Vision erkannt hatte, mit einer Begeisterung, die die

größten Schwierigkeiten überwand. Arabien, Syrien, Klein-Asien, Griechenland und die Inseln des mittelländischen Meers wurden nun die Schauplätze seiner unermüdeten Thätigkeit für die Ausbreitung des Christenthums. Wo er auf seinen Missionsreisen hinkam, war er bemüht, Christengemeinden zu stiften, und die vorhandenen in ihrem Glauben zu befestigen. Um die Gemeinden zu Antiochien, Ephesus und Jerusalem machte er sich durch Lehren, Anordnen der Gebräuche und Almosensammeln für die ärmern Mitglieder verdient. Die Gemeinden zu Philippi in Macedonien, zu Corinth, Galata und Thessalonich verehrten ihn als ihren Stifter, und die im Canon des N. T. enthaltenen Sendschreiben, die er an diese und andre Gemeinden in den angesehensten Städten Griechenlands und Kleinasiens und nach Rom schrieb, zeugen, in welchem Verhältnisse väterlicher Autorität und Sorgfalt er mit ihnen stand. Durch die Liberalität, mit der er auch Heiden, ohne sie zur Beobachtung des jüdischen Gesetzes zu nöthigen, in die Christenheit aufnahm, gab er seinem Wirkungskreise und dem Fortgange des Christenthums einen Umfang, zu dem die beschränktere Ansicht der übrigen Apostel, die anfangs nur Juden taufen wollten, es nie hätte kommen lassen. Aber eben darum wurde er ein Gegenstand des Hasses der Juden, die ihn als einen Abtrünnigen verfolgten; und zu Jerusalem war alles zu seinem Untergange bereit, als er nach einer mehr als zwanzigjährigen Wirksamkeit für die Verbreitung der Lehre Jesu um das Jahr 60 mit den von ihm gesammelten Unterstützungsgeldern für die gedrückten palästinensischen Christen, muthig wie Jesus selbst bei seiner letzten Reise nach Jerusalem, sich gerade nach dieser Stadt begab. Hier wurde er bald nach seiner Ankunft verhaftet, und als Staatsgefangner nach Cäsarea gebracht, wo ihn die römischen Statthalter Felix und Festus zwei Jahre lang gefangen hielten, und die Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, mit der er sein Unternehmen rechtfertigte, nicht weniger bewundern mußten, als früher der Areopag und die Weisen zu Athen, wo Dionysius, der Areopagit, sein Anhänger ward, die Kraft und Gediegenheit seines geistvollen Vortrags. Weil er als römischer Bürger wegen der widerrechtlichen Gefangenschaft an den Kaiser appellirt hatte, schickte man ihn endlich nach Rom. Nach einer langen stürmischen Seefahrt und einem bei Malta ausgestandnen Schiffbruch kam er im Frühlinge 62 in diese Hauptstadt der Welt. Hier wurde er mit Achtung, jedoch als Staatsgefangener behandelt, und gewann mehrere, auch vornehme Römer für das Christenthum. Daß er im Jahre 64 wieder auf freien Fuß kam, ist erwiesen, was aber von seinen weitern Reisen nach Spanien, England, Macedonien, Griechenland und Vorder-Asien erzählt wird, nur Vermuthung. Im Jahre 66 kam Paulus nach Rom zurück, gerieth aufs neue in Gefangenschaft, und starb den Märtyrertod. Das Leben keines Apostels ist so reich an merkwürdigen Auftritten, rühmlichen Thaten, harten Beschwerden und außerordentlichen traurigen Schicksalen, als die Geschichte dieses großen Mannes, dem auch die Gegner der Religion, für die er lebte und starb, seltne Geistesgaben, gründliche und ausgebreitete Kenntnisse, tiefes Eindringen in das Wesen der Religion, Fülle und Schärfe der Ideen und eine Lehrgeschicklichkeit, die mit systematischer Anordnung der Materien, Faßlichkeit, Anmuth und Wärme verband, nicht absprechen konnten. Und welchem Leser des neuen Testaments sollte die unbescholtne Tugend, die Seelengröße, die echte Frömmigkeit und Glaubenskraft, die aus allen seinen Worten und Thaten hervorleuchtete, unbekannt seyn? Seine Sendschreiben, die er alle in griechischer Sprache abfaßte, und meist nur eilig dictirte, sind Denkmä-

ler eines wahrhaft göttlichen Sinnes, der die Andächtigen erbaut, die Lehrbegierigen unterrichtet, die Unglücklichen tröstet, und den Weisen aller Zeiten Ehrfurcht und Bewunderung abnöthigen wird. K.

Pausanias, ein berühmter lacedämonischer Feldherr, des Cleombrotus Sohn und Leonidas Neffe. Er ward zum Vormund seines unmündigen Vetters Plistarchus, des Sohns des Leonidas, ernannt, und stand als solcher, während der Abwesenheit des andern Königs, an der Spitze der Regierung. Als Mardonius mit einem großen Perserheer in Griechenland einfiel, zog ihm Pausanias als Oberbefehlshaber des griechischen Bundesheers entgegen, täuschte den Feind durch einen verstellten Rückzug und schlug ihn bei Platäa (im J. 479 vor Chr. Geb.) aufs Haupt. Darauf zog er vor Theben, das an der Sache Griechenlands zum Verräther geworden war, erzwang die Auslieferung der Häupter der persischen Partei, und ließ sie hinrichten. Aber diese Erfolge hatten seinen edeln Geist selbst mit Stolz und Anmaßung erfüllt, und die lobenswerthe Mäßigung, die man während des Feldzugs gegen Mardonius an ihm bewundert hatte, war in Uebermuth und hochfahrenden Ungestüm übergegangen. Er schrieb sich allein den Sieg bei Platäa zu, und schenkte dem delphischen Apoll einen goldnen Tripus mit einer Inschrift, die nur seiner als des Siegers bei diesem Orte erwähnte. Sein Uebermuth nahm zu, als er mit der vereinigten Flotte Griechenlands neue Erfolge erlangte, und die griechischen Städte, nach langem Kampfe auch Cypern und endlich selbst Byzanz, den Schlüssel Klein-Asiens, von den Persern befreite. Während Aristides und Cimon, die unter ihm befehligten, Aller Herzen durch ihre Leutseligkeit gewannen, mißhandelte er die Bundesgenossen, und betrachtete die Spartaner gleichsam als das herrschende Volk unter den Griechen. Endlich trat er sogar mit Xerxes in geheime Unterhandlungen, deren verrätherischer Zweck war, sich zum Herrn von Griechenland zu machen. Er gab dem Xerxes mehrere zu Byzanz gefangen genommene vornehme Perser unentgeldlich zurück, entsagte selbst äußerlich nicht bloß den spartanischen, sondern überhaupt den griechischen Sitten, indem er mit persischem Aufwand lebte und sich persisch kleidete, und brachte es endlich dahin, daß die Unzufriedenheit aller griechischen Bundesgenossen sich laut und thätig äußerte. Dies bewog die Spartaner, ihn zurückzurufen. Kaum aber war er, in Rücksicht auf seinen Rang und seine frühern Verdienste von jeder Anklage losgesprochen worden, als er sich, unter dem Vorwande, dem Feldzug beiwohnen zu wollen, wieder nach Byzanz begab. Von den Athenienſern genöthigt, die Stadt zu verlassen, ging er nach Colonä in Troas, und trat in neue Unterhandlungen mit Griechenlands Feinden. Er wurde abermals zurückberufen und gefangen gesetzt, trotz aller nicht unerwiesenen Anklagen aber gegen das Versprechen, daß er sich auf Erfodern jedesmal stellen wolle, in Freiheit gesetzt. Sogleich trat er mit dem Perserkönig wieder in Unterhandlung. Er hatte zu seiner Sicherheit mit Artabazus festgesetzt, daß dieser jedesmal den Ueberbringer eines Briefes von Pausanias umbringen ließ. Ein gewisser Argilius, der zu einer gleichen Sendung und einem gleichen Schicksal bestimmt war, schöpfte Verdacht, öffnete den ihm anvertrauten Brief, fand seinen Argwohn bestätigt, und machte den Ephoren Anzeige davon. Um sich einen vollen Beweis zu verschaffen, befahlen sie ihm, in den Tempel des Neptun nach Tänarus zu flüchten, als fürchte er für sein Leben. Sobald Pausanias davon hörte, eilte er zu ihm. Es entspann sich ein Gespräch zwischen beiden, das den verborgenen Ephoren des Pausanias ganze Schuld enthüllte. Sie kehrten mit dem Entschluß nach

Sparta zurück, ihn nach der Strenge der Gesetze zu bestrafen. Pausanias, der auf dem Wege erfuhr, welches Schicksal ihm bevorstehe, nahm jetzt selbst zu den Füßen der Minerva Chalcidkos seine Zuflucht. Aber seine Hoffnung, sich hier zu retten, täuschte ihn. Seine eigne Mutter trug den ersten Stein herbei, um die Thür des Tempels zu verschließen; diesem Beispiele folgte das Volk, und so mußte der Eingeschloßne nach einigen Tagen verschmachten. Man begrub ihn vor dem Tempel und versöhnte die Göttin durch zwei bronzene Bildsäulen.

Pausanias, ein griechischer topographischer Schriftsteller, der unter Hadrian und den Antoninen blühte. Wenn er derselbe Redner oder Grammatiker ist, dessen Philostratus unter diesem Namen erwähnt, so war er aus Cäsarea in Capadocien gebürtig, und studirte unter dem berühmten Herodes Atticus. Als Redner machte er wegen seiner Provinzialaussprache kein Glück; desto größern Ruf erwarb er sich durch seine Schriften. Er lehrte zu Athen und Rom, in welcher letztern Stadt er starb. Seine Beschreibung Griechenlands, die wir noch besitzen, ist bei allen ihren Mängeln ein höchst schätzbares Werk für den Alterthumsforscher, da es eine Menge von Nachrichten enthält, die außerdem verloren seyn würden. Es ist eine Art von Reisebeschreibung, und besteht aus zehn Büchern. Alles, was der Verfasser merkwürdig fand, verzeichnete und beschrieb er darin, als Tempel, Theater, Grabmäler, Statuen, Gemählde, Denkmäler aller Art u. s. w. Seine Schreibart, die im Ganzen nachläßig und gemein ist, erhebt sich nur zuweilen bei der Erzählung historischer Details. Das Werk ist voll fabelhafter Erzählungen, die mit den beschriebenen Gegenständen in Beziehung stehn; dies hat Scaliger verleitet, ihn mit der zu harten Bezeichnung: Graeculorum omnium mendacissimus, zu belegen. Wo Pausanias als Augenzeuge spricht, ist er vollkommen glaubwürdig. Seine Beschreibungen von Syrien und Phönicien besitzen wir nicht mehr. — Beste Ausgabe von Kuhnius, Leipzig 1696, Fol.

Pause. Um anzuzeigen, wenn und wie lange diese oder jene Stimme eines Tonstücks nicht mit in die Harmonie des Ganzen einstimmen, sondern schweigen soll, hat man in der Tonschrift der Pausen nöthig, die man in kleine und große einzutheilen pflegt. Unter kleinen Pausen, die man auch Sospiren nennt, werden diejenigen verstanden, die für sich allein keinen Tact der bei einem Tonstück zum Grunde liegenden Tactart ausfüllen. Große Pausen nennt man diejenigen, die einen oder mehrere Tacte hindurch dauern.

Pausilipp, ein Berg bei Neapel, merkwürdig wegen einer der größten und sehenswerthesten Grotten. Durch den Fels geht nämlich ein 80 — 90 Fuß hoher, 18 — 20 Fuß breiter und ungefähr 700 Schritte langer gepflasterter Weg in gerader Linie gehauen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Höhle, von welcher man zu Strabo's Zeiten viele Fabeln erzählte, schon vor den Zeiten der Römer, anfangs nur als ein Steinbruch, angehauen und in der Folge durch den ganzen Berg getrieben wurde. Alphons I. ließ sie erweitern, und nachher wurde sie noch breiter und höher gemacht, gepflastert und mit Luftlöchern versehen. Der ganze Fels ist überaus fest und nie durch ein Erdbeben erschüttert worden. In der Mitte der Höhle steht eine Capelle für die Maria; über der Grotte sind Reste einer Wasserleitung, und unfern sieht man das sogenannte Grabmal Virgils.

Pauw (Cornelius de), Canonicus zu Xanten im Cleveschen, war 1739 zu Amsterdam geboren, und starb 1799. Er war ein Oheim des Anacharsis Clootz. Wie dieser, hatte er eine große Neigung für sonder-

bare Meinungen; aber er besaß dabei unendlich mehr Scharfsinn und Gelehrsamkeit. Sehr bekannt ist er durch seine Recherches philosophiques sur les Grecs und sur les Américains, les Egyptiens et les Chinois, welche 1795 zu Paris (zusammen 7 Bände) herausgekommen sind. Pauw stellt eine Menge von Behauptungen auf, aber er beweis't wenig. Man sieht, daß er ein Vergnügen daran findet, allen Geschichtschreibern zu widersprechen, und die Völker, von denen er spricht, herabzusetzen. Man kann ihm viel Kenntniß, Verstand, Philosophie, unerwartete Verknüpfungen nicht absprechen, aber eben so wenig ist sein Hang zum Paradoxen zu verkennen. Indeß lies't man ihn mit Vergnügen, weil sein Styl, bei einiger Rauheit, doch sehr precis, kräftig und beredt ist, und man bei ihm vieles findet, was man anderwärts vergebens suchen würde. Friedrich der Große von Preußen hielt viel auf ihn, wahrscheinlich wegen seiner philosophischen Grundsätze. Die Geistlichen feindeten ihn zwar eben dieser Grundsätze wegen an, aber er gebot ihnen Achtung durch seine Tugenden.

Pavia, eine alte und ansehnliche Stadt im Lombardisch-venetianischen Königreiche, am Tessino, über den eine Brücke die Stadt mit der Vorstadt verbindet. Man schätzt die Einwohnerzahl auf 24,000. Sonst ging das sardinische Gebiet bis an die Stadtthore, daß selbst die Garten- und Feldfrüchte dem Gränzzolle unterworfen waren. Unter den Gebäuden verdienen ausgezeichnet zu werden: die Paläste Mezzabarba, Bellisomi und Botta, und die neu erbaute Kathedralkirche, wo die Lanze Rolands gezeigt wird. Die Universität soll Carl der Große gestiftet haben; Carl IV. verbesserte sie, und 1770 ist sie auf Vermittelung ihres Directors, des Grafen von Firmian, neu und zweckmäßiger eingerichtet worden. Unter ihren dreizehn Collegiis haben das borromäische und das Collegium Pius V. den Vorzug. Das physikalische Museum, der botanische Garten, das anatomische Theater und die Bibliothek sind noch jetzt ausgezeichnet, obgleich sie durch die Franzosen manchen Verlust erlitten haben. Im J. 1802 wurde den beiden Universitäten zu Pavia und Bologna die jährliche Summe von 666,000 Lire ausgesetzt. Die Citadelle ist nach alter Art erbaut. Uebrigens ist Pavia merkwürdig, weil hier im J. 774 der letzte Longobardenkönig Desiderius von Carl dem Großen und im J. 1525 König Franz I. von Frankreich von Kaiser Carl V. gefangen wurde. Zum Andenken an die letztere Begebenheit stand in dem berühmten Cartheuserkloster (Certosa), das viele Merkwürdigkeiten enthält, eine Säule, die aber 1735 von den Franzosen weggenommen wurde.

Pavillon, eigentlich ein Zeltdach oder Zelthaus, d. h. ein Haus mit zeltförmigem, auf allen Seiten abhängigen Dache; überhaupt ein Lusthaus, Gartenhaus, Sommerhaus. Auch die kleinern Seitenflügel mit zeltförmiger Verdachung, die großen Palästen angehängt sind, pflegt man Pavillon zu nennen. — Auch heißt Pavillon die Flagge, Fahne auf Schiffen, Thürmen u. s. w.

Payne (Thomas), ein in der amerikanischen und französischen Revolution merkwürdig gewordener Mann. Er war zu Thetford in der Grafschaft Norfolk am 29 Januar 1737 geboren. Sein Vater, ein Schnürbrustmacher, erzog den Sohn zu demselben Geschäft, und der junge Payne betrieb es einige Zeit hindurch, wiewohl mit großem Widerwillen. In der Folge wurde er Zollbeamter und übernahm noch außerdem die Direction einer Tabaksfabrik. Aber beides reichte für den Unterhalt seiner Familie nicht hin; er erlag einer ansehnlichen Schuldenlast, wurde 1774 abgesetzt, und gerieth in drückende Dürftig-

Digitized by Google

kelt. Dies bewog ihn zu dem Entschluß, nach Amerika zu gehn, wo er bei einem Buchhändler in Philadelphia eine günstige Aufnahme fand. Hier war es, wo er 1776 seine erste Schrift unter dem Titel: Common sense (Gesunde Vernunft), herausgab. Dieses Werk, welches zunächst die neue Republik der nordamerikanischen Freistaaten betraf, machte um so mehr Eindruck, als der Verfasser von metaphysischen Sophistereien über Staatsverfassung ganz frei war, und in der kunstlosen Sprache des schlichten Menschenverstandes schrieb. Mehrere Auflagen dieser Schrift erfolgten schnell nach einander. Bald darauf wurde Payne vom Congreß zum Secretär bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten erwählt. Washington und Franklin schenkten ihm ihre Freundschaft. Er blieb bis 1786 in Philadelphia. In diesem Jahre unternahm er seine erste Reise nach Frankreich, und ging bald darauf nach England. Hier gab er 1791 eine neue Schrift, The rights of men (die Menschenrechte), heraus, worin er hauptsächlich die Grundsätze zu bekämpfen suchte, welche Burke in seinen Schriften über die französische Revolution aufgestellt hatte. Diese Schrift mußte ihm in England großen Haß erregen. Um so willkommner war ihm der Ruf des Departements von Calais im J. 1792, sich als Repräsentant desselben zum Nationalconvent zu begeben. Obgleich der französ. Sprache nicht vollkommen kundig, erfüllte er doch seine Obliegenheiten mit Klugheit und Würde. Er stimmte nicht für des Königs Tod; diese Mäßigung zog ihm das Mißfallen der Bergpartei zu. Marat warf ihm die Grundsätze eines Quäkers vor, und Robespierre ließ ihn 1793 als einen Ausländer aus der Liste der Conventsdeputirten streichen, und noch überdies einkerkern. Erst im December 1794 wurde er nach einer 14 monatlichen Gefangenschaft auf Requisition der nordamerikanischen Regierung freigelassen, und trat in den Schooß des Convents zurück. Als der Convent 1795 aus einander ging, kehrte er in den Privatstand zurück, und beschäftigte sich mit statistischen Untersuchungen. Er schrieb 1796 eine Abhandlung über den Verfall der Finanzen Englands, die damals viel Aufsehn machte. Da er indeß den Einfluß nicht erlangte, den er beabsichtigte, kehrte er 1802 nach Amerika zurück, wo er 1809 starb.

Pays de Vaud, das Waadtland, die Waadt, eine schweizerische Landschaft, die südlich an den Genfersee, westlich an Frankreich, nördlich an Neufchatel und Freiburg und östlich an Freiburg und Bern gränzt, durch die schweizer Revolution ein eigner Canton wurde, und im J. 1798 auf 45 Quadratmeilen 129,000 Einwohner zählte, welche durch Hinzufügung mehrerer Orte im Jahr 1807 bis auf 145,000 stiegen. Die Einkünfte betragen 700,000 Franken, und das Contingent 1482 Mann. Sie gehörte früher den Herzogen von Savoyen, wurde diesen 1536 vom Canton Bern entrissen, und als untergebnes Land behandelt. Da nun weder der zahlreiche Adel, noch sonst ein Einwohner zu Ehrenämtern kommen konnte, und die berner Landvögte mancher Bedrückungen beschuldigt wurden, so entstanden öftere Unruhen, die während der Revolution von Frankreich zum Vorwande des Angriffs gegen Bern im J. 1798, und bald gegen die ganze Schweiz genommen wurden. Das Land ist mit niedrigen Gebirgen durchzogen und im Ganzen reizend, gut bebaut und fruchtbar an Getraide, welches jedoch nicht hinreicht, an Tabak und an Schlachtvieh. Der Canton besitzt das einzige Salzwerk in der Schweiz; es liefert jährlich nur 20,000 Centner. Der Hauptreichthum des Landes ist der Obst- und Weinbau. Die geschätztesten Sorten sind der Ryffwein und Wein de la Côte. Die Ma-

Digitized by Google

nufacturen von Uhren, Bijouterien, Seidenzeugen u. s. w. blühen, außer zu Lausanne, zu Vevay und in einigen andern Städten am See. Die Einwohner sind Reformirte, die Landessprache die französische. In Lausanne ist eine Universität. — Durch die Anordnungen von 1803 beruht die gesetzgebende Macht in dem großen Rathe von 180 Mitgliedern, welcher seine Sitzungen jedesmal im Mai zu Lausanne hält. Neun Mitglieder desselben bilden die Regierung, welche für die Vollziehung der Gesetze sorgt, auch in der Zwischenzeit Verfügungen trifft, worüber sie aber dem großen Rath Rechenschaft ablegen muß. Die Justiz verwalten Friedensrichter, in zweiter Instanz die Justiztribunale jedes Distrikts und in höchster Instanz das Appellationsgericht zu Lausanne.

Pazzi, ihre Verschwörung in Florenz 1478 gegen die Medicis. Zu den ältesten, reichsten und angesehensten Familien in Florenz gehörten die Pazzi, und mehrere Mal kommt der Name dieses Geschlechts in den Geschichtsbüchern als bedeutend eingreifend in die mannichfachen Händel und Regierungsveränderungen jener Stadt vor, besonders bei Gelegenheit, als der Adel und das Volk von Florenz, müde eines schmählich ihnen aufgebürdeten Jochs, die Despotie des Herzogs Walther von Athen brachen (1343). Damals handelten die Glieder dieser Familie im Verein mit den Medicis, wie aber die letztern durch Klugheit, Glück und Volksgunst immer höher stiegen an Macht, also daß des Staates ganze Gewalt fast ausschließend in ihren Händen ruhte, und das Oberhaupt der Familie Medicis von auswärtigen Herrschern schon als ihres Gleichen betrachtet wurde (s. den Art. Mediceer), so erwachte in den Pazzi's Neid und Haß, und sie dachten darauf, sie zu verdrängen. Zwar hatte Cosmus, die Mißgunst der Pazzi fürchtend, seine Enkelin Blanca an Wilhelm Pazzi vermählt, um so durch Bande der Verwandtschaft sie an sein Haus zu knüpfen; doch vermochte dies nicht, die einmal in Bewegung gesetzten Gefühle des Hasses jener zu tilgen, der endlich hell ausbrach, als Franz Pazzi, einer der kühnsten und verwegensten dieses Geschlechts, in Eifersucht entbrannte gegen Julian von Medicis, der die von jenem geliebte Camilla Cafarelli heimlich ehelichte. Zu dem Gefühle beleidigten Familienstolzes und Ehrsucht — da Lorenz von Medicis, Julians Bruder, wohl hin und wieder seine Macht anwendete, die Pazzi von des Staates Ehrenstellen zu verdrängen, gesellte sich nun in Franzens Brust noch das der Eifersucht, und er beschloß, durch den Untergang der Mediceer sich zu rächen. Zu diesem Ende theilte er sich einem gewissen Bernhard Bandini mit, den auch einst die Medicis gekränkt hatten, und willig ging dieser in die Absicht ein und bildete den Plan. Es war Franz Pazzi mit Hieronymus Riario, dem Sohne des Papstes Sixtus IV., innig vertraut, und wissend, wie wenig Sixtus den Medicis hold war, theilte er auch diesem seine Absicht mit, die darin bestand, die Brüder Lorenz und Julian zu ermorden, und eine andere Regierungsverfassung einzuführen — um durch Riario den Papst für sich zu gewinnen. Riario und sein Vater ermangelten nicht, den ihnen sehr erwünschten Vorschlag zu genehmigen, und versprachen an Franz alle mögliche Unterstützung. Ihnen schloß sich noch Franz Salviati, Erzbischof von Pisa, an, der die Florentiner und Lorenz Medicis haßte, da sie seine Einkünfte ihm schmälerten. Vor allen schien den Verbundenen aber nothwendig, das Oberhaupt der Pazzi, den Messire Jacob zu gewinnen, einen Oheim Franzens. Dieser weigerte sich aber als ein kluger und ordnungsliebender Mann lange Zeit, bis endlich der

päpstliche General Johann Baptist Montesecco, der ein tapferer und sehr geachteter Krieger war, sich auch den Verschworenen günstig zeigte und nun bei einer Reise nach Florenz, den Messire Jacob Pazzi beredete. Eine Krankheit, in die Carl Manfredi, Graf von Faenza, fiel, gab den Verbundenen erwünschten Vorwand, ohne Verdacht Truppen in der Romagna zusammenzuziehen, und so an Hülfsmitteln reicher, vergrößerte und verstärkte sich die Partei der Pazzi immer mehr, ohne daß die Medicis auf den Gedanken kamen, daß jene so Arges gegen sie brüteten. Der Verschworenen erster Wille war, den Lorenz Medicis dann aus der Welt zu schaffen, wann er nach Rom käme, als welches sie einem Gerüchte nach vermutheten, und zu gleicher Zeit den Julian in Florenz zu ermorden; da Lorenz aber nicht nach Rom reis'te, so dachten sie auf andre Mittel, und Sixtus IV. sendete seinen jungen Neffen, Rafael Sansoni, den er zum Cardinal ernannt hatte, nun nach Florenz unter dem Vorwand, die Stadt zu besehn, indem die Verbündeten hofften, daß bei den dem jungen Cardinal zu Ehren angestellten Festen sich eine baldige Gelegenheit finden würde, ihr Vorhaben auszuführen, und die beiden Medicis auf einmal wegzuschaffen, die sonst sich nicht oft öffentlich zusammen sehen ließen. Auf ihrer Villa Montugli empfingen die Pazzi den Cardinal; da hier aber nur Lorenz Medicis mit war, so verschoben sie ihr Unternehmen bis zu einem Gastmahle, das Lorenz dem Fremden auf seinem Schlosse zu Fiesole geben wollte. Da aber auch hier Julian fehlte, so konnten sie den Mordanschlag abermals nicht ausführen, und bestimmten nun den 26sten April 1478, an dem großer Gottesdienst in der Kathedrale Santa Reparata gehalten werden sollte, nicht scheuend die Heiligkeit des Orts. Ihr Zeichen war: beim zweiten Ertönen des Glöckleins, wann der Priester die Hostie ergreifen würde. Als nun aber die Zeit heran kam, weigerte sich Montesecco, an diesem Ort einen Mord zu unternehmen, indem er nicht Entweihung des Heiligen mit Verrätherei verbinden wolle, und die Verschwornen mußten nun das Geschäft andern übertragen, zu dem sich denn auch sogleich zwei meldeten, ein gewisser Anton von Volterra und ein Priester Namens Stephan, die aber beide feig und muthlos waren. Schon waren die Verschwornen, mit ihnen Lorenz Medicis und eine große Menge Volks in der Kirche versammelt, schon hatte der Gottesdienst begonnen, und noch immer fehlte Julian. Da begaben sich, erbittert über diesen abermaligen Aufschub, Franz Pazzi und Bandini nach seiner Wohnung, und überhäufend den Unglücklichen mit Liebkosungen und Schmeicheleien, beredeten sie ihn, dem vom Cardinal zu haltenden Hochamte doch beizuwohnen, und unterhielten auf dem Wege zur Kathedrale mit freundschaftlichen und jugendlichen Scherzen ihr Schlachtopfer, wobei Franz ihn mehrmals umarmte, um zu sehen, ob auch nicht etwa ein verborgener Panzer ihn schütze. Als sie nun wieder in die Kirche kamen, stellten sie sich so, daß Franz und Bandini dem Julian, Anton und Stephan dem Lorenz nahe waren, um bei dem verabredeten Zeichen sie niederzustoßen. Da tönte zum zweiten Mal das Glöcklein, der Priester ergriff die Monstranz und sprach: Domine, non sum dignus etc., und Franz stürzte auf Julian los und durchbohrte ihn mit so wilder Wuth, daß er selbst sich dabei schwer am Schenkel verwundete. Bandini durchstieß aber Julians Freund Mori. Zugleich griffen auch die andern beiden Lorenz an, da sie aber feig und ängstlich waren, so stießen sie fehl, und Lorenz ward nur leicht am Halse verwundet, alsbald aber von seinen Freunden umringt.

und in die Sacristei gerettet. Zwar wollten Franz und Bandini hier ihm nach, aber sie wurden zurückgestoßen, und konnten kaum aus der Kirche entkommen, in der ein solches Gedränge und Treiben entstand, daß viele Menschen dabei elend ihr Leben verloren, und der Cardinal nur mit Mühe von der Geistlichkeit gegen die Wuth des Volks geschützt ward, das ihn vom Hochaltar herunterreißen wollte. Bandini hatte sich sogleich auf ein Pferd geworfen und entfloh, Franz versuchte zwar das Volk aufzuwiegeln, mußte sich aber von Blutverlust erschöpft, nach Haus begeben und niederlegen. Unterdeß hatte Salviati und Jacob Poggio an der Spitze von ungefähr hundert Perugiern sich nach dem Palast begeben, um diesen zu besetzen; da aber der Gonfaloniere Cäsar Petrucci aus des Erzbischofs ängstlichem und sonderbarem Benehmen Verrath ahnete, so rief er schnell die Wache herbei und besetzte den obern Stock. Die Perugier aber waren in den Versammlungssaal geschlichen, hier aber durch sonderbaren Zufall versperrt worden, also daß sie nicht mehr herauskonnten, indem die Thür von innen nicht zu öffnen war. Es ward daher den Florentinern nicht schwer, sich des Erzbischofs und einiger andern Verschwornen zu bemächtigen, die sie zum Theil niederhieben, zum Theil an die Fensterkreuze aufknüpften, und dann in die Straße stürzten. Salviati und Poggio hatten dieses Schicksal. Hierauf holte das wüthende Volk Franz Pazzi aus seiner Behausung, schleppte ihn nackend durch die Gassen, und hing auch ihn nebst noch siebenzig andern an die Fenster des Palastes. Noch machte Jacob Pazzi einen Versuch, das Volk für seine Sache zu gewinnen, und rief durch die Straßen reitend, es zu den Waffen und zur Freiheit; da er aber keinen Anhang fand, und die Herren der Signoria ihn aus den Fenstern des Palastes herab mit Steinen warfen, so rettete auch er sich durch die Flucht, ward aber im Appenin von einem Bauer erkannt, nach Florenz ausgeliefert, und nebst Renatus Pazzi gleichfalls gehangen. Zwar ließ die Signoria den Jacob in der Kirche beisetzen, das Volk holte ihn aber aus der Gruft seiner Ahnen hervor, und warf ihn auf den Anger. Noch einmal ließ die Regierung ihn in der Stille beerdigen, aber von neuem scharrte ihn das Volk aus und warf ihn nun in den Arno. Gleiches Schicksal hatten alle die übrigen Verschwornen. Bandini, der sich nach Constantinopel gerettet hatte, wurde vom Sultan Bajazet ausgeliefert, und so wie Anton von Volterra und Stephan, die sich in ein Kloster flüchteten, hingerichtet. Nur zwei entgingen der Volksrache: Napoleon Franzesi, der ferner nicht mehr gesehen wurde, und Wilhelm Pazzi, des Lorenz Schwager, der unschuldig war, dennoch aber auf Zeitlebens auf seine Villa verbannt wurde, obgleich seine Gemahlin Blanca knieend um seine Freiheit bat. Die übrigen Pazzi wurden sämmtlich auf immer in die Gefängnisse von Volterra gesperrt und Montesecco enthauptet. So endete mit dem gänzlichen Untergang ihrer Theilnehmer eine Verschwörung, die aus Ehrsucht, Neid, Rache und Eifersucht unternommen, das Verderben der Mediceer herbeiführen sollte, die statt dessen aber nur ihren Urhebern es brachte, und dadurch gerade dazu diente, die Macht und das Ansehn der Medicis zu stärken und zu vergrößern. Den Cardinal sandte Lorenz in der Folge mit vielen Entschuldigungen nach Rom zurück, doch konnte Sixtus seinen Haß nicht vergessen, und regte gegen Florenz manche Feinde, wiewohl ohne Erfolg, auf. F. G.

Pechmeja (Jean de), vormaliger Professor der Beredsamkeit am königlichen Collegium zu Flèche, war zu Villefranche de Rouergue im J. 1741 geboren, und starb 1785 zu Saint-Germain-en-Laye mit

dem Rufe eines ausgezeichneten Literators. Seine Lobrede auf Colbert erhielt im J. 1773 das Accessit der französischen Akademie. Am meisten machte er sich durch ein Gedicht in Prosa, unter dem Titel Télèphe, bekannt, welches er im J. 1784 herausgab (wieder gedruckt 1795). Eleganz und Reinheit der Schreibart, lachende und wahre Bilder, eine Schilderung der Freundschaft, wie er sie selbst fühlte, verschafften ihm Nachsicht für manche Stelle, wo er sich in leeren Declamationen ergießt. „Obgleich man ihm Geist und Talent nicht absprechen kann," sagt La Harpe, „so ist er doch weit entfernt von dem guten Geschmack und dem wahren Genie, deren Muster uns das Zeitalter Ludwigs XIV. hinterlassen hat. Der Verfasser verfehlt oft sein Ziel, aus Mangel an richtigem Maß in seinen Ideen und seinem Styl. Er scheint wie Rousseau aus dem Eigenthum, ohne welches doch jede Gesellschaft unmöglich ist, ein Verbrechen zu machen; er will nicht, daß die Kinder ihre Eltern beerben sollten, als wäre diese Erbschaft nicht nach dem Naturrechte, und als arbeiteten nicht die Eltern für ihre Kinder. Es ist ein wahrer Wahnsinn, zu glauben, man müsse die Urgesetze vernichten, weil ihre Beobachtung einige Mißbräuche nach sich zieht. Es finden sich in dem Werke einige Stellen von edler Beredsamkeit und interessante Momente, aber im Allgemeinen keine Kunst in der Anlage und Vorbereitung der Ereignisse; kein Knoten, der die unwahrscheinlichen Thatsachen verknüpft; gigantische Gemählde, eine falsche Natürlichkeit, übertriebne Grundsätze und eine abstracte Diction." — Dieses Urtheil ist gerecht, wiewohl streng. Pechmeja gehörte zu den Neuerern, die dem Zwange des Versbaues sich entziehen wollten, und dadurch die Schöpfer der s. g. poetischen Prosa voll Schwulst und Unnatur wurden. Man schreibt Pechmeja mehrere Stücke in Raynals politischer Geschichte des Handels beider Indien zu. Mit seinem Landsmann, du Breuil, einem Arzt, war er durch die zärtlichste unauflöslichste Freundschaft verbunden. Alles war beiden gemeinschaftlich, Wohnung, Gesellschaften, Vermögen, Gutes und Böses, jeder konnte auf den Andern rechnen, wie auf sich selbst, und als am 10ten April 1785 du Breuil starb, überlebte ihn Pechmeja nur um zwanzig Tage.

Pectiniten, versteinerte Kamm-Muscheln oder deren Abdrücke in Stein.

Peculat ist überhaupt die Entwendung fremder, nicht im Eigenthum einer Privatperson befindlichen Sache. Es ist darunter begriffen 1. das Peculat im engern Sinn, oder die Entwendung einer Sache, die im Eigenthume des Staats ist, wobei man unterscheidet, ob die Sache dem Entwender zur Aufbewahrung übergeben worden (z. B. Cassendiebstahl) oder nicht; 2. Kirchenraub (crimen sacrilegii), die Entwendung einer kirchlichen Sache oder einer res secularis an einem heiligen Orte, oder Diebstahl an geweiheten Sachen oder Orten. Dabei ist zu bemerken, daß die strengen Strafen der Caroline in Hinsicht auf das Sacrilegium seit dem westphälischen Frieden auf Protestanten nicht anwendbar sind, indem diese nur die äußere Heiligkeit der Sache annehmen.

Peculium (Sondergut), das Vermögen, welches der römische Sclav, abgesondert von dem Vermögen des Herrn, erworben hatte und besaß. In spätern Zeiten verstand man auch das Vermögen darunter, das ein Sohn von seiner Löhnung als Soldat oder sonst von seinem Erwerb erspart hatte.

Pedal heißt die Claviatur an der Orgel, welche mit den Füßen tractirt wird. Da auf demselben nur die Grundstimme vorgetragen

wird, so enthält es gewöhnlich nur zwei Octaven. — Schon längst bediente man sich des Pedals als Saiteninstruments, um es unter einem Claviere zur Privatübung zu benutzen; und seit kurzem hat man auch angefangen, es mit dem Pianoforte zu verbinden, und von dieser Einrichtung in öffentlichen Concerten Gebrauch zu machen.

Pedell. Diese Benennung, deren Ableitung nicht ganz klar ist (vielleicht von Pedissequus, wörtlich, der einem auf den Fuß Folgende), führen die Nuntien und Frohne bei den Universitätsgerichten. Sie sind zugleich Notarien, und müssen demnach studirt haben. Sie besorgen die Citationen der Universitätsverwandten, sind bei den Arrestationen derselben gegenwärtig, schlagen die Bekanntmachungen an das schwarze Bret, und werden von dem Rector oder Prorector der Universität in allen akademischen Verrichtungen gebraucht, daher einer derselben immer bei diesem den Dienst hat.

Pēgasus, das beflügelte Musenroß der Alten, welches die Meduſa gebar, nachdem sie von Neptun (in angenommener Roßgestalt) auf einer blumigen Flur zur Mutter gemacht worden. Hesiodus erzählt, als Perseus die schwangere Meduſa enthauptet habe, seyen aus ihr hervorgesprungen der große Chrysaor (ein Riese), und das Roß Pegasus, so genannt von den Quellen des Oceanflusses, an welchem es geboren war. Gleich nach der Geburt läßt der Dichter den Pegasus von der Erde zu dem Sitze der Unsterblichen aufsliegen, wo er in Zeus Palaste wohnt, und den Donner und Blitz desselben trägt. Auf ihm reitend erlegte Bellerophon die Chimära und bekriegte glücklich die Solymer. Bei den Späteren ist die Fabel vom Pegasus schon ausgeschmückter. Es ward nach Corinth an die Quellen der Pirene versetzt, wo es wild umherschwärmte, und von Bellerophon erst mit Hülfe eines goldnen Zügels gebändigt wurde, den diesem Pallas im Schlafe verliehen hatte. Nachdem es den Bellerophon, der sich mit ihm zu dem Sitz der Götter emporschwingen wollte, hinuntergeschleudert, flog es allein zum Olympus auf. Wir finden den Pegasus auch in die Geschichte der Musen verwebt. Durch seinen Hufschlag öffnete er auf dem Gipfel des Helicon den Musenquell, der nach ihm Hippokrene, d. h. Roßborn, genannt wurde.

Pegnitz, ein Fluß in Franken, der unweit Creussen, im Fürstenthum Bayreuth, aus zwei Quellen, entspringt, das ehemalige Gebiet von Nürnberg durchströmt, die Stadt in zwei Theile theilt, und bei Fürth in die Rednitz fällt. Von ihm führt der Pegnesische Blumenorden seinen Namen, die älteste unter den noch bestehenden deutschen gelehrten Gesellschaften, welche 1644 von dem Nürnbergischen Senator Georg Philipp Harsdörfer, einem von seinem Zeitalter geschätzten Dichter und fleissigen Forscher der vaterländischen Sprache, nach dem Vorbilde der fruchtbringenden Gesellschaft, (s. d. Art.) gestiftet wurde. Mit ihm verbanden sich, von gleichem Eifer für die Vervollkommnung der deutschen Sprache und Dichtkunst belebt, Johann Klay, Samuel Hund, Sigmund von Birken, Johann Rist, Justus Georg Schottel u. a. Die Gesellschaft entwarf ihre Statuten, bestimmte vaterländische Sprache und „Reimkunst" als die ausschliessenden Gegenstände ihrer Arbeiten, und folgte dem Geschmacke ihrer Zeit, indem sie ihren Mitgliedern griechische Schäfernamen und Blumen als Sinnbilder beilegte. Die ersten Genossen des Vereins hatten sich oft auf einer kleinen waldigten Insel der Pegnitz, vor Nürnberg versammelt, welche noch jetzt den Namen des „Poetenwäldchens" trägt, um im Genusse der Natur ihre idyll-

hen Gefühle zu erregen. Ihr dritter Vorsteher, Martin Limburger, rschaffte ihr aber zu diesem Behufe, ein größeres und schöneres Local, einem Theile des Reichswalds, der an das Dorf Kraftshof anßt, wo Limburger Pfarrer war. Der Platz wurde umzäunt, man gte Gänge und Hütten darinn an, verschönerte ihn immer mehr durch e nachhelfende Kunst, und bald ward er, als der Irrhain des lumenordens bekannt, von den Benachbarten fleißig besucht. Da r Senat im J. 1716 den Gesetzen der Gesellschaft seine Sanction erteilte, bestätigte er auch diesen Besitz, in dem sie sich noch befindet; re Sitzungen aber hielt sie in der Hausvogtey, auf dem Rathhause Nürnberg. Lange beschäftigte sich der Orden, ergriffen von dem ngeschmacke jener Zeit, mit elenden poetischen Tändeleyen, Sinnbilrn und Devisen, und er producirte nicht nur nichts Förderliches im ache der Beredsamkeit und Dichtkunst, sondern blieb sogar weit hinr den Fortschritten der spätern Zeit zurück. Gegen das Ende des achthnten Jahrhunderts aber, da der große Literator Panzer zum Vorher erwählt wurde, erfolgte eine wichtige Reform in seiner Verfassung. ie Statuten wurden, mit Rücksicht auf die vorleuchtenden Beispiele derer gelehrten Gesellschaften erneuert und verbessert. Die Ordensmen und die Blumen wurden abgeschafft. Der Plan der Arbeiten ard auf schöne Wissenschaften überhaupt, Geschichte, Literatur und unst erweitert. Die verdientesten Nürnbergischen Gelehrten traten der nstalt bei, und mehrere Auswärtige sahen sich durch die Aufnahme ehrt. Die Sitzungen wurden regelmäßig gehalten; das Andenken verrbener Mitglieder wurde durch gedruckte Biographieen gefeyert; es men viele gehaltvolle wissenschaftliche Vorträge in dem Archive des rdens zusammen, deren projectirte Herausgabe jedoch noch nicht erlgt ist, so wie überhaupt diese glücklich erwachte Thätigkeit, durch die litischen Ereignisse der neuesten Zeit, wieder etwas nachgelassen zu ben scheint.

Pegu, von den Eingebornen Moan genannt, ein Königreich im orden der ostindischen Halbinsel jenseit des Ganges, welches von Tunn, Siam, Martaban und Arracan begränzt wird. Es ist sehr reich Rubinen, und steht seit 1757 als Provinz unter Ava oder Birmah. ie Hauptstadt Pegu, am Flusse gleiches Namens, war groß und gut festigt, wurde 1757 aber vom Könige von Birmah mit Sturm gemmen und ganz zerstört. Nur die Pagoden blieben stehen. In den uesten Zeiten hat man angefangen, sie wieder aufzubauen, aber man hlt kaum erst 7000 Einwohner.

Peinliches Verfahren, peinlicher Prozeß, Criminalprozeß, t der Inbegriff der Handlungen, welche die Untersuchung des Verbrens und die Entdeckung und Bestrafung des Verbrechers zum Zwecke aben. 1. Der Criminalprozeß im eigentlichen Sinne findet Statt bei riminalstrafsachen, d. h. bei denen nicht eine bloß fiscalische oder Poei- oder Civilstrafe eintritt; 2. im weitern Sinn findet er Statt bei llen Strafsachen. Dieser ist entweder a. der ordentliche, bei dem lle zur Erforschung der Wahrheit dienlichen Mittel, Formen und Fren beobachtet werden, oder b. der summarische, wo es, wegen besonrer Umstände, nicht aller dieser Mittel, Formen und Fristen bedarf, doch mit Beobachtung aller der Handlungen, ohne welche ein Strafkenntniß rechtlich unmöglich seyn würde. Dieses summarische Verahren findet nur bei Polizeivergehungen immer, beim eigentlichen Criinalprozesse aber bloß in den ausdrücklich bestimmten Fällen Statt. er Criminalprozeß ist entweder Anklageprozeß, wenn die Untersuchung

und Bestrafung eines Verbrechens auf Verlangen eines Anklägers geschieht, oder Untersuchungsprozeß, wenn sie ohne Ankläger vom Richter ex officio geschieht; oder vermischter Prozeß, wenn beide Prozeßarten mit einander verbunden werden. So ist z. B. in manchen Ländern bis zur Specialinquisition der inquisitorische Prozeß, und dann tritt der Fiscal als Ankläger auf. — Die Quellen des Criminalprozesses sind: die Caroline, das römische und canonische Recht, die Analogie des Civilprozesses und das Bedürfniß der Sache selbst. — Die wesentlichen Theile des Criminalprozesses sind: die Ausmittelung des Thatbestandes, d. h. ob und in welcher Maße ein Verbrechen begangen worden; wer es begangen habe; Zurechnungsfähigkeit; welche Strafe der Verbrecher verwirkt habe; das Erkenntniß und endlich dessen Vollstreckung.

Peking, die Hauptstadt von China, in der Provinz Petscheli gelegen. Der Name bedeutet eigentlich die nördliche Residenz, wie Nankin die südliche. Die Chinesen geben ihr ein mehr als 3000jähriges Alter. Sie ist mit vier steinernen Mauern und einem Graben umgeben, und hat, die 15 Vorstädte ungerechnet, fast 4 deutsche Meilen im Umfang. Sie besteht eigentlich aus zwei Städten. Der wichtigere (nördliche) Theil heißt King-Tsching, und enthält fast in seiner Mitte den kayerlichen Palast, dessen äußere Einfassung Kong-Tsching, die rothe Stadt, so wie der innere Tse-King, die schwarze Stadt, genannt wird; der südliche Theil heißt Lao-Tsching. Jener ist größtentheils von Mandschuren, dieser von den eigentlichen Chinesen bewohnt. Die Stadt bildet ein nicht ganz regelmäsiges Viereck. Durch das große Thor auf der Südseite von King-Tsching kommt man in einen großen Hof, der mit einer Mauer umgeben ist, und drei Thore hat. Eines derselben führt in einen andern Hof, in welchem sich ein Gebäude befindet, worinnen die Gedächtnißtafeln der Vorfahren des regierenden Kaisers und verstorbner Unterthanen, die den Regenten besondre Dienste geleistet haben, aufbewahrt werden. Dieses Gebäude wird zu gewissen Zeiten vom Kaiser feierlich besucht. In den Bezirken von King-Tsching und Tse-King befinden sich die Collegien und Tribunale, viele Vorrathshäuser, Fabriken, eine Apotheke, und die kaiserliche Buchdruckerei, ferner verschiedene Schulen und mehrere prächtige Tempel. — Ein großer Bezirk an der Nordseite des kaiserlichen Palastes enthält das kaiserl. Lustschloß Kin-Chan. Auf der Südseite von King-Tsching ist der russische Gesandtschaftshof, woselbst auch eine russische Kirche auf Kosten der Krone unterhalten wird. Eine andere russische Kirche ist in der sogenannten russischen Slobode; außer diesen russischen Kirchen enthält Peking vier catholische Kirchen, vier Moscheen, und dreiunddreißig Götzentempel. — Die zwei Sternwarten, welche an der östlichen Mauer von King-Tsching liegen, sind nur mit schlechten Instrumenten versehen; es fehlt an Pendeluhren, Fernröhren und einer genauen Mittagslinie. Man schätzt die Bevölkerung der Stadt auf zwei Millionen.

Pelagianismus ist diejenige theologische Denkart, welche die völlige Verderbniß der menschlichen Natur durch die Folgen der Sünde Adams läugnet und die natürlichen Anlagen und Kräfte des Menschen für zulänglich zur Ausübung der christlichen Tugend erklärt. Sie schließt den Glauben an die Nothwendigkeit eines göttlichen Beistandes zur Besserung nicht aus, macht aber die Wirksamkeit dieses Beistandes von der eignen Thätigkeit des Menschen in so fern abhängig, daß er nur bei denen etwas ausrichte, die von selbst zum Bessern streben. Diese Denkart entstand durch die Behauptungen des Pelagius, eines brittischen Mönchs, der sich im Anfange des fünften Jahrhunderts mit großem

Digitized by Google

me der Wissenschaft und Unbescholtenheit des Wandels zu Rom auf-
, und da er bei einem Einfalle der Gothen 409 mit seinem Freunde
lestius nach Sicilien und dann nach Afrika flüchtete, vom Bischof
Hippo Augustinus verketzert und auf mehreren afrikanischen Synoden
rtheilt wurde. Pelagius wandte sich daher nach Jerusalem, und
bloß daselbst ohne weitere Anfechtung 420 sein Leben in einem Alter
90 Jahren. Die philosophische Gründlichkeit und edle Freimüthig-
seiner Schriften und seine persönliche, in jener Zeit eines allgemei-
Sittenverderbens bewunderte Tugend verschaffte seiner an und für
schon durch ihre Vernunftmäßigkeit empfohlnen Meinung viele hell-
kende Anhänger, und ohne jemals eine eigne häretische Kirche gebil-
zu haben, nehmen die Pelagianer, deren Ansicht auf der Kir-
versammlung zu Ephesus 431 förmlich verdammt wurde, und die
orthodoxen Lehrsatz von der gänzlichen Untüchtigkeit des Menschen
Güten nur etwas mildernden Semipelagianer eine bedeutende
elle in der Kirchengeschichte aller Jahrhunderte ein. Ueber die ver-
ednen Gestalten und Namen, unter denen sich der Streit des augu-
ischen Rigorismus mit dem pelagianischen Syncretismus in der christ-
en Kirche erneuert hat, vergl. d. Art. Gnade. E.

Pelasger, der älteste Völkerstamm in Griechenland, der im Pe-
onnes wohnte, wohin er wahrscheinlich von der klein-asiatischen Küste
über die einzelnen Inseln weggedrängt worden war. Sie lebten als
nadische Horden in keiner politischen Verbindung. Da die sumpfige,
gige Halbinsel sie vor Anfällen andrer Horden sicherte, so vermehr-
sie sich schnell, und gegen den corinthischen Busen zu setzten sich
ei Stämme fest, die sich früher als die übrigen von dem rohen wil-
Zustand entfernten. Hier bildeten sich nun die Reiche Argos und
icyon, wo Inachus und Pheroneus herrschten. In Arkadien bildete
rauf des Letztern Enkel Pelasgus einen Nomadenstaat, woher die
age entstand, daß nach ihm jene arcadischen Nomaden Pelasger ge-
nnt worden, welcher Name mit der Zeit allen Nomadenhorden des
esten Griechenlands gegeben wurde. Von diesem arkadisch-pelasgi-
en Staate gingen verschiedne Colonien aus, unter andern nach Thes-
lien, wo sie drei Staaten gründeten, die nach ihren drei Anführern,
m Achäus, Phthius und Pelasgus, die Namen Achaja, Phthiotis und
elasgiotis erhielten.

Peleus, der Aeacus und der Endeis Sohn, und des Zeus En-
l, floh, weil er an seines Halbbruders Phocus Ermordung Theil ge-
ommen hatte, sammt dem Telamon nach Phthia zum Eurytion, des
utors Sohn, der ihn sühnte, und ihm seine Tochter Antigone zur Ge-
ahlin, und den dritten Theil seines Reichs zum Antheil gab. Bald
arauf gingen Peleus und Eurytion nach Calydon, um der Jagd des
erderblichen Evers beizuwohnen. Hier war Peleus so unglücklich, mit
en auf das Ungeheuer geschleuderten Wurfspieß den Eurytion zu tod-
n. Er floh nach Iolcas zum Acastus, der ihn von dieser That rei-
igte. Hier erwartete den Peleus ein andres Abenteuer. Des Acastus
Gemahlin verliebte sich in ihn, und verleumdete ihn, da er ihr nicht
illfahrte, bei seiner Gattin und ihrem Gemahl. Jene erhing sich aus
Verzweiflung über diese Nachricht, Acastus aber, der ihn aus Scheu
or dem Gastrecht nicht selbst ermorden wollte, sann auf sein Verder-
en. Demnach stellte er eine Jagd auf dem Berge Pelion an, bei wel-
her Peleus seinen Tod finden sollte. Es kam darauf an, wer das
meiste Wild erlegen würde. Dieses Glück hatte Peleus; allen von ihm
etödteten wilden Thieren schnitt er die Zungen aus, ließ aber die Kör-

per liegen. Des Acastus Gefährten trugen diese zusammen, und gaben vor, daß sie sie getödtet hätten; Peleus aber widerlegte ihr Vorgeben durch Vorzeigung der Zungen. Als er jetzt ermattet auf dem Pelion eingeschlafen war, kamen des Acastus Leute herbei, ihren geheimen Auftrag auszuführen. Sie versteckten sein Schwert, nach Andern banden sie ihn auch. Als er erwacht war, und sein Schwert suchte (seine Bande hatte Jupiter durch Pluto lösen lassen), stieß er auf einen Haufen Centauren, die ihn getödtet haben würden, wenn Chiron ihn nicht geschützt und in seine Höhle aufgenommen hätte. Jetzt beschloß Peleus, sich an Acastus und dessen Gemahlin zu rächen. Mit Jason, Castor, Pollux und einer Schaar muthiger Krieger drang er in des Acastus Palast, und tödtete die Königin. So ward er Herr eines Theils von Thessalien. Er vermählte sich darauf mit der Thetis, des Lycomedes von Scyros Schwester, nach den Fabeldichtern einer Tochter des Nereus und der Doris. Sie, die des Jupiters Geliebte gewesen war, sträubte sich lange gegen die Umarmungen des Sterblichen, und nur durch Chirons Rathschläge gelang es ihm, das Brautbett mit ihr zu besteigen. Die Hochzeit ward auf dem Pelion gefeiert und durch die Gegenwart aller Götter, die dem Brautpaar reiche Geschenke brachten, verherrlicht. Neptun schenkte dem Peleus die unsterblichen Rosse, Chiron den gewaltigen Speer, welche nachher Achilles mit vor Troja nahm. Peleus, der früher auch dem Argonautenzuge beigewohnt hatte, herrschte nun zu Phthia über die Myrmidonen. Homer nennt ihn einen weisen und ehrwürdigen Mann und großen Redner. Von allen seinen mit der Thetis gezeugten Kindern erreichte nur Achilles das mannbare Alter. Er erzog ihn in Gemeinschaft mit dem zu ihm geflüchteten Patroclus (s. d. Art.), und sah ihn ungern nach Troja ziehen. Er starb aus Kummer über den Tod des geliebten Sohns, und wurde nebst dem Chiron von den Pelläern göttlich verehrt.

Pelew-Inseln. Unter diesem Namen begreift man eine Gruppe von Eilanden, welche zwischen den carolinischen und manilischen Inseln, von 152° bis 158° östlicher Länge, zwischen 6° und 10° nördlicher Breite, von Nordost nach Südwest liegen. Alle sind lang, aber schmal, nicht sehr erhaben über die Fläche des Meers, und mit Wald bedeckt. Die Zahl dieser Eilande ist noch nicht genau bekannt. Jedes derselben hat einen eigenen Namen. Die wichtigste Insel heißt Kurura, und die Hauptstadt derselben Pelew *) (Pelgu), wovon man der ganzen Gruppe den Namen gegeben hat. Diese Inseln waren bis zu dem vorletzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts wahrscheinlich nie von Europäern besucht worden. Die spanischen Ansiedler auf den Philippinen erhielten zuerst Kenntniß von diesen Eilanden, und bezeichneten sie mit dem Namen Palos-Inseln, weil die Palmen, welche daselbst in großer Menge wachsen, von Ferne wie Masten (spanisch palos) aussehen. Ungeachtet also die Spanier auf ihren Fahrten von den Philippinen nach Amerika diese Inseln gesehen haben mögen, so gibt es doch durchaus keine Spur, daß sie dieselben jemals besucht hätten. Da man ihnen die Bewohner derselben als die wildesten Menschenfresser geschildert hatte, so war dies wahrscheinlich, was sie abhielt, Verkehr mit jenen Inseln anzuknüpfen. Von den Erdumseglern kam Carteret ihnen am nächsten. Wahrscheinlich hielt auch das große Korallenriff, welches die Inseln auf der Abendseite umgibt, die Schiffe ab, sich denselben zu nähern.

*) Nach Hockins unten angeführtem Werke aber heißt die Insel Erikithu, und die Hauptstadt Kurura.

Als daher im August 1783 das der englisch-ostindischen Gesellschaft gehörende Schiff Antilope, unter den Befehlen des Capitain Wilson auf jenem Riff scheiterte, waren die Seeleute dieses Schiffs, welche an der Küste eines unbewohnten Eilandes Rettung fanden, die ersten Europäer, die diese entlegene Erdgegend besuchten. Wie die Schiffbrüchigen hier über drei Monate verweilten, wie sie den Entschluß, sich ein neues Fahrzeug zur Reise nach Macao zu bauen, faßten, und glücklich ausführten, wie sie mit den Eingebornen in freundschaftlichen Verkehr geriethen, wie sie von diesem gutmüthigen gastfreien Volke liebreich aufgenommen, und von dem edelmüthigen Beherrscher der Insel Kurura, Abba Thulle, während ihres Aufenthalts auf der Insel Orulong, die er ihnen als Eigenthum schenkte, mit der edelmüthigsten Theilnahme behandelt wurden, wie der biedre und verständige Wilson mit großer Klugheit das gute Einverständniß mit den Eingebornen von Anfang bis zu Ende unterhielt; alles dies verdient in der anziehenden Beschreibung, welche Georg Keate nach den Erzählungen Wilsons und seiner Schicksalsgenossen (An Account of the Pelew Islands) *) gegeben hat, gelesen zu werden. Nach der Vollendung des neuen Fahrzeugs verliessen die Engländer, mit Ausnahme eines ihrer Gefährten, der bei den Eingebornen freiwillig zurückblieb, am 12. November die Pelew-Inseln, begleitet von dem Prinzen Li-Bu, dem zweiten Sohne des Königs Abba Thulle, den der verständige Vater nach England sandte, damit er die Kenntnisse und Geschicklichkeiten der Fremdlinge, welche diese empfänglichen Naturmenschen so sehr in Erstaunen gesetzt hatten, zum Vortheile seines Vaterlandes sich anzueignen Gelegenheit fände. Diese Absicht ward indeß leider vereitelt, da der gute Li-Bu, fünf Monate nach seiner Ankunft in England, mitten unter seinen Bemühungen, einen glücklich auffassenden Geist zu bilden, an den Blattern starb. — Wilson und seine Gefährten waren weder mit hinlänglichen Kenntnissen versehen, noch in einer günstigen Lage, um die natürliche Beschaffenheit der Eilande, die sie durch einen unglücklichen Zufall entdeckt hatten, und die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Sitten und die Lebensweise der Eingebornen gründlich erforschen zu können, obgleich ihr der malayischen Sprache kundiger Dolmetscher und ein Malaye, der früher auf diese Inseln war verschlagen worden, den Verkehr erleichterten. Die Engländer lernten bloß das Gebiet des Beherrschers von Kurura kennen, das aus mehreren Eilanden bestand, die Beherrscher der übrigen Inseln aber waren unabhängig, und zum Theil in heftiger Feindschaft mit Abba Thulle, dem während des Aufenthalts der Engländer die Feuergewehre der Fremdlinge einen mächtigen Beistand gaben. — Alle Inseln, welche die Engländer sahen, waren trefflich mit Bäumen aller Art bedeckt, fruchtbar und gut angebaut. Das Innere ist hier und da gebirgig, aber die Thäler sind ausgedehnt und sehr anmuthig. Einen Fluß entdeckte man nirgend, kleine Quellen und Küstenbäche aber sehr häufig. Vorzüglich gedeihen Kokospalmen und der wilde Brotfruchtbaum, von den Eingebornen Riamall genannt. Yams werden mit besonderer Sorgfalt in großen Pflanzungen angebaut und liefern ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterhalt. Betelnüsse wachsen in Ueberfluß. Sie werden von den Eingebornen grün gebaut, und nicht, wie es in Indien Sitte ist, getrocknet. Auch wachsen Pisang, Bananen, aber

*) Eine wohlfeile Ausgabe erschien 1789 zu Basel bei Thurneisen, eine deutsche Uebersetzung gab uns Georg Forster, die 1789 zu Hamburg erschien.

weniger häufig Orangen und Limonien, daher werden diese Früchte nur bei festlichen Gelegenheiten genossen. Zuckerrohr gedeiht hier und da, Bambusrohr aber in Ueberfluß. Getraidearten wurden bei der Ankunft der Engländer nirgend gefunden. Keine Art von vierfüßigen Thieren gab es auf den Inseln, ausgenommen wilde Ratten, die in den Wäldern wohnten, und einige magre Katzen, die in einigen Häusern in Pelew gefunden wurden, und wahrscheinlich mit den Trümmern gestrandeter Kanots dahin waren verschlagen worden. Von Vögeln fand man vorzüglich das gemeine Huhn häufig wild in den Wäldern. Die Eingebornen suchten zwar die Eier derselben auf, aber erst von den Engländern lernten sie, daß diese Thiere eine vortrefliche Nahrung geben. Auch gab es wilde Tauben, eine Lieblingsspeise, die aber nur Personen von gewissem Range erlaubt war. Man holte die Jungen aus den Nestern von den Bäumen und fütterte sie in Taubenhäusern mit Yams. Die Gewässer der Inseln waren reich an größern und kleinern Fischarten, worunter manche neue Gattungen zu seyn scheinen, welche aber von den europäischen Entdeckern, die keine Naturforscher waren, nicht genau bestimmt werden konnten. Häufig ist die große Meeruſche, der Bachkrebs, die Schildkröte, welche man kocht und als Lieblingsgericht verzehrt, verschiedne Arten von Austern und Muscheln, besonders die Chama-Muscheln, welche die Insulaner oft durch Taucher fangen. — Der König herrscht mit unbeschränkter, doch milder Gewalt, hochverehrt von seinem Volke; so wenig er sich durch äußern Glanz auszeichnet. Bei allen wichtigen Angelegenheiten aber hält er Rath mit den Vornehmsten im Volk, Rupacks genannt, welche gewissermaßen eine Art von nicht erblichem Adel zu bilden scheinen, und durch verschiedne Rangstufen unterschieden sind. Solche Versammlungen werden stets unter freiem Himmel gehalten. Jeden Nachmittag hält der König, er sey wo er wolle, eine öffentliche Sitzung, um Streitigkeiten zu schlichten, oder Gesuche anzuhören. Da die Eigenthumsrechte sehr beschränkt sind, und kein eigennütziger Sachwalter Zwietracht anstiftet und nährt, so kennt, wie es scheint, jeder die einfachen Grundsätze von Recht und Unrecht, und wenn sie ja verletzt werden, so empfängt der Beleidiger des Königs strengen Tadel, wodurch er vor allem Volke mit Schimpf bedeckt wird. „Diese einfachen Naturkinder können nicht auf einige hundert unbestimmt abgefaßte, und noch schlechter verstandne Gesetze sich berufen, unter deren Dunkelheit in gesitteten Ländern der listige Schurke nur zu oft Schutz findet, während der Gekränkte noch tiefer gedrückt wird. Wohl ihnen, daß sie nichts von Rechtsklügelei und Verdrehungskünsten wissen, wodurch Laster in Tugend verkehrt werden kann, nichts von betäubenden Rednerkünsten. Sie ahnden nicht, daß es Völker gebe, wo es weit kostbarer ist, Gerechtigkeit zu suchen, als Betrug und Unterdrückung zu üben, Völker, wo nur den Schwüren, nicht dem Worte eines Mannes geglaubt wird.“ (Keate) — Der nächste nach dem Könige ist sein ältester Bruder, jedesmal der Anführer der bewaffneten Macht. Er ist der Erbe des Throns, denn die Erbfolge trifft nicht eher des Königs Kinder, bis sie vorher auf des Königs Brüder übergegangen ist. Wer hätte unter den einfachen Naturkindern eine so weise Einrichtung gesucht, auf welche ein europäischer Staatsverfassungskünstler wohl Ursache hätte, stolz zu seyn, wenn er darauf gefallen wäre, um den größten Nachtheil der gewöhnlichen Erbfolgeordnung in Monarchien, Minderjährigkeit der Herrscher, abzuwenden! — Der König war stets von einem Rupack begleitet, dessen Beruf keineswegs erblicher Vorzug, sondern übertragne Amtsgewalt zu seyn schien. Er ward

stets von dem Könige zuerst vor den übrigen Rupacks um seine Meinung gefragt; er ging nie in den Krieg, und hatte nur eine Frau, während die andern Rupacks zwei hatten. Der Rang unter den Rupacks ward auch durch einen Orden bestimmt, dessen Zeichen ein um den Arm getragener Knochenring *) war. Wilson erhielt kurz vor seiner Abreise diese Auszeichnung mit großer Feierlichkeit aus den Händen des Königs, unter dessen Augen der Ring auf den mit Oel gesalbten Arm des neuen Ordensritters gestreift wurde. — Die Unterthanen des Königs hatten, wie es scheint, kein unbeschränktes Eigenthumsrecht auf die Ländereien, welche sie bearbeiteten; der König war der allgemeine Grundherr, und ihnen gehörten bloß die Früchte ihrer Arbeit, so wie ihre Häuser und ihre fahrende Habe. Jeder besaß sein Land nur so lange, als er es anbaute, wählte er aber einen andern Wohnplatz, so fiel es dem Könige anheim, der es alsdann andern verlieh, die Lust hatten es zu bauen. Jeder hatte übrigens ein Stück Land zu seinem Unterhalte. — Ihre Lebensweise war sehr einfach. Kein Luxus. Bei außerordentlichen Gelegenheiten genossen sie verschiedene Arten von Leckereien, wozu sie den von der Kokospalme und dem Zuckerrohr gewonnenen Syrup brauchten, woraus sie auch ein süßes Getränk machten. — Ihre Fische essen sie theils in Salzwasser gekocht, theils roh, oder mit Limonien- und Pomeranzensaft begossen. Auch wissen sie die Fische, die wegen der großen Hitze in wenigen Stunden zu faulen anfangen, an einer Art von Spieß am Feuer zu rösten, so daß sich dieselben länger halten. Salz haben sie nicht, noch sonst eine andre Würze. Kokosnußsaft ist ihr gewöhnliches Getränke, sehr selten trinken sie Wasser, überhaupt aber trinken sie wenig. Sie stehen gewöhnlich mit dem Tage auf, und gleich darauf baden sie sich in frischem Wasser, Männer sowohl als Weiber, aber beide an besondern Badeorten. Sie hatten keine andre Weise, die Zeit zu messen, als die Höhe der Sonne. Die Jahreszeiten theilten sich in die nasse und trockne. Sie hatten einige Kenntniß von den Sternen, von welchen sie einigen besondre Namen geben. — Ihre Häuser waren ungefähr drei Fuß über den Boden erhaben, um sie gegen die Feuchtigkeit zu sichern. Auf eine Unterlage von großen Steinen waren die Balken gelegt, auf welchen die Säulen aufgerichtet waren, die das Dach trugen. Die Zwischenräume waren mit Bambusrohr und Palmblättern ausgefüllt. Das Innere war ohne Abtheilung. Der Feuerheerd war in der Mitte, aber nur klein, da sie bloß zum Abkochen der Yams, und um des Nachts den Thau abzuhalten und die Muskito-Fliegen durch Rauch zu verjagen, Feuer anzünden. Die Oeffnungen des Hauses, die zugleich als Fenster und Thüren dienen, sind gleich über dem Boden und mit Laden von Bambusgeflecht versehn, um den Regen abzuhalten. Das Dach war dicht mit Bambusrohr und Palmblättern gedeckt. Die öffentlichen Gebäude waren gegen 80 Fuß lang **). Hier wurden theils gemeinsame Angelegenheiten abgemacht, theils Feste gegeben, wo dann auch die Weiber mit ihrer Arbeit erschienen und an der Unterhaltung Theil nahmen. — Zu den unent-

*) Es ist ein Knochen von einer Robbenart, die sich in den Gewässern der Pelew-Inseln findet, und von den Eingebornen Musagur genannt wird.

**) Sie heißen Pels, und sind zum Theil äußerlich mit künstlichem Schnitzwerke geziert. (Siehe Hockins Werk, wo sich eine Abbildung davon findet.)

behrlichen Bedürfnissen eines gewöhnlichen Lebens gehört ein kleines, aus Pisangblättern geflochtenes Körbchen, worin Betel, ein Kamm und ein Messer getragen wird. Die besten Messer bestehen aus einem Stück von der Schale der Perlauster, die gewöhnlichen aber aus Muschelschalen, oder auch aus einem Stücke Bambusrohr. Die Kämme sind von dem Holze des Pomeranzenbaums gemacht. Netze, Leinen und ähnliche Fischergeräthschaften werden von dem faserigen Ueberzuge der Kokosnüsse bereitet; die Matten aber, worauf man schläft, bestehn aus Pisangblättern. Dasselbe Blatt dient ihnen statt einer Schüssel, die Schale einer Kokosnuß als Trinkgeschirr. Sie machen auch irdne Gefäße, von bräunlicher Farbe und gewöhnlich von eirunder Form, worin sie Wasser heiß machen und Fische und Yams kochen. — Ihre Beile sind von den stärksten Theilen der Chamamuschel gemacht. Aus den Schildkrötenschalen machen sie Löffel, Ohrgehänge, Armbänder. Ihre Hauptwaffe ist der gegen 12 Fuß lange Speer aus Bambusrohr mit einer Spitze aus sehr hartem Holze. Auch wissen sie sich des Wurfspießes mit großer Geschicklichkeit zu bedienen. Die Rupacks brauchten im Kampfe auch ein Schwert, das aus sehr hartem Holze gemacht war. Die Kanots bestehen, wie bei andern rohen Völkern, aus einem ausgehölzten Baumstamme, zeichnen sich aber vor den gewöhnlichen Fahrzeugen dieser Art durch Nettigkeit und Schönheit aus, und sind inwendig und auswendig roth bemahlt. Ihre größten Fahrzeuge können 25 bis 30 Menschen fassen. Sie haben dreieckige Segel von Matten. — Die Bewohner der Pelew-Inseln sind ein starker, kräftiger Menschenschlag, von mittlerer Größe, und von dunkler Kupferfarbe. Ihr Haar ist lang, besonders bei den Weibern. Die Männer gehen ganz nackt. Die Weiber haben vorn und hinten kleine Schürzen, ungefähr 11 Zoll lang, die von den Fasern der Kokosnußschale gemacht und gelb gefärbt sind. Männer und Weiber sind tattowirt. Dies wird wahrscheinlich nach zurückgelegten Kinderjahren vorgenommen. Bei den Männern ist ein Ohr, bei den Weibern aber sind beide durchbohrt: jene tragen Kügelchen darin, diese ein Blatt oder Ohrgehänge von Schildkrötenschale. Auch die Nasenwand ist durchbohrt. Männer und Weiber färben sich die Zähne vermittelst einer färbenden Pflanze schwarz. Im Schwimmen sind beide Geschlechter sehr geschickt, und die Männer sind sehr gewandte Taucher. — Vielweiberei ist erlaubt, doch hat gewöhnlich jeder nicht mehr als zwei Weiber. Denn da jede Frau ein eignes Haus haben muß, so kann nur der Wohlhabende die Erlaubniß der Vielweiberei benutzen. Der König hat fünf, die aber auch nicht zusammenleben. Die schwangere Frau wird mit ganz besondrer Sorgfalt und Schonung behandelt. Die Todten werden auf besondre Begräbnißplätze feierlich beerdigt, wobei die Weiber mit Klagegeschrei die Verstorbenen betrauern. Die Engländer bemerkten nichts, was einer religiösen Feierlichkeit geglichen hätte. Doch ward von ihnen bei mehrern Gelegenheiten wahrgenommen, daß die gutmüthigen Insulaner ein tiefes Pflichtgefühl hatten, welches ihr Betragen leitete, und aus allen ihren Handlungen hervorleuchtete. Auch verriethen sie, so viel die Fremdlinge bei völliger Unkunde der Sprache bemerken konnten, daß sie eine Ahnung von einer unsichtbaren Welt hatten, worauf selbst mancher bei ihnen herrschende Aberglaube, z. B. ihr Glaube an Vorbedeutungen und Zeichendeuterei hinzuweisen schien. Die Gemüthsart der liebenswürdigen Inselbewohner zeigte sich unverkennbar in ihrem Betragen gegen die unglücklichen Fremdlinge, welche das Schicksal an ihre Küsten geworfen hatte. Die uneigennützige Theilnahme, welche sie denselben bewiesen, war reine Menschenliebe.

Aber auch in dem Verkehr unter sich selbst war dieselbe Milde, dieselbe Freundlichkeit und Höflichkeit sichtbar. Nie sahen die Engländer Streitigkeiten und Ausbrüche wilder Leidenschaft, und selbst wenn Kinder in Zwist geriethen, oder sich schlugen, suchten die Erwachsenen, Mißfallen äußernd, den Zank zu schlichten. Den Weibern ward überall mit Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit begegnet. Jeder lag seinem Geschäfte ob, ohne sich in des Nachbars Angelegenheiten ungebührlich zu mischen. Die Männer waren entweder in ihren Pflanzungen beschäftigt, oder fällten Holz, machten Beile, Stricke, bauten Häuser oder Kanots, verfertigten Speere, Wurfspieße und andre Waffen. Diejenigen, welche zu irgend einer Arbeit besonderes Geschick haben, heißen Takelbeis, z. B. die Baumeister, die Verfertiger der Kanots, die Töpfer, die Bearbeiter der Schildkrötenschale. Jeder gewann durch sein Tagewerk sich Unterhalt, keine faulen Müßiggänger waren zu sehen, selbst die Vornehmen gaben das Beispiel von Thätigkeit und Fleiß. Die Weiber hatten auch ihre angewiesene Arbeit; es lag ihnen ob, in den Yamspflanzungen zu arbeiten und das Unkraut auszujäten, das auf den gepflasterten Straßen sproßte, deren es viele auf der Insel Kurura gab. Sie machten Matten, Körbchen, und besorgten das Haus. Auch hatten sie das Geschäft des Tattowirens. Sie waren freundlich, aber keineswegs ohne Zucht; sie vermieden im Allgemeinen den Verkehr mit den Engländern, und waren empfindlich, wenn in dem Betragen gegen sie das Zartgefühl verletzt wurde. Im Kriege galt der Grundsatz, den Feind nie durch Ueberfall anzugreifen, sondern immer vorher den Angriff anzukündigen; die gefangenen Feinde wurden freilich getödtet, und als die Engländer ihren Unwillen darüber bezeugten, suchte man mit der Nothwendigkeit, auf diese Weise die Pflicht der Selbsterhaltung zu erfüllen, solche Grausamkeit zu entschuldigen. Wie fast bei allen rohen Völkern fand man auch bei diesen Inselbewohnern Hang zum Stehlen, ausgenommen unter den Vornehmen; doch achteten sie das Eigenthum im Verkehre unter einander, und was sie zu den Diebereien reizte, deren die Engländer erwähnen, war auch hier mehr das kindische Verlangen eines rohen Volkes nach unbekannten Dingen, als eigentliche Raubsucht. — Einige Jahre nach Wilsons Rückkehr beschloß die ostindische Gesellschaft, Schiffe auszurüsten, um dem guten Abba Thulle die Nachricht von dem Tode seines Sohnes zu melden, und ihm ihren Dank für die freundliche Aufnahme der Schiffbrüchigen zu bringen. Im August 1790 segelten zwei Schiffe mit diesem Auftrage von Bombai ab, und kamen glücklich auf den Pelew-Inseln an, wo der König und sein ganzes Volk mit herzlicher Freude sie empfing. Die Engländer landeten in dem bequemen Hafen der Insel Amollikala, wo Ueberfluß an süßem Wasser war. Sie brachten dem Könige einige Kühe und Stiere, Schafe und Widder, Schweine, Gänse, Enten, Hühner, Turteltauben, Sämereien und Getraidekörner, Waffen und mancherlei nützliche Werkzeuge. Es wurde der Bau eines Forts auf der genannten Insel angefangen, das Abercrombie (nach dem Namen des damaligen Gouverneurs in Bombai) genannt wurde. Der Capitän des einen Schiffs, Mac Cluer, war so entzückt von der freundlichen Aufnahme, die er mit den Seinigen hier fand, daß er bei seinem zweiten Besuche im Jahre 1793 sich entschloß, unter den Inselbewohnern sich anzusiedeln. Aber schon nach 15 Monaten kehrte er nach Macao zurück, ging darauf abermals nach den Pelew-Inseln, um seine Familie abzuholen, und brachte unter andern acht Weiber mit nach Bengalen. Was weiter aus diesem Abenteurer geworden, ist unbekannt.

Digitized by Google

Der edle Abba Thulle starb um das Jahr 1791. Im J. 1798, als ein andres englisches Schiff die Pelew-Inseln besuchte, hatte sich das zahme Vieh ungemein vermehrt, nur die Schafe waren ausgestorben. Getraide und andre neu angebaute Pflanzen gediehen üppig. (Die Nachrichten über die neuern Reisen nach den Pelew-Inseln seit Wilson findet man in: A Supplement to the Account of the Pelew-Islands — by John Peareste Hockin, London 1803, 4. Deutsch von Ehrmann, Weimar, 1805.) R.

Pelisson-Fontanier (Paul), geboren zu Béziers im J. 1624, verlor seinen Vater früh, und wurde von seiner Mutter in der protestantischen Religion erzogen. Seine Talente erregten bald bei dieser Religionspartei Hoffnungen; er zeigte eben so viel durchdringenden Verstand als Lebhaftigkeit des Geistes. Seine Studien machte er zu Castres Montauban und Toulouse, und lernte die griechischen, lateinischen, französischen, spanischen und italienischen Schriftsteller kennen. Kaum hatte er einige Monate den Rechtsstudien gewidmet, als er eine Paraphrase der Institutionen des Justinian unternahm, welche im J. 1645 im Druck erschien, und keineswegs für eine Jünglingsarbeit erkannt wurde. Bald darauf betrat er zu Castres die gerichtliche Laufbahn; aber als er auf derselben am meisten glänzte, wurde er von den Pocken befallen, die ihn dermaßen für immer entstellten, daß die Scudery scherzend von ihm sagte, er mißbrauche die Erlaubniß der Männer, häßlich zu seyn. Mehrere Werke, die er zu Paris herausgab, machten ihn vortheilhaft bekannt, und als er sich 1652 daselbst niederließ, nahm ihn die französische Akademie, deren Geschichte er geschrieben hatte, zu ihrem Mitgliede auf, und ertheilte ihm, da eben keine Stelle erledigt war, bis dieser Fall eintreten würde, schon das Recht, ihren Versammlungen beizuwohnen und als Akademiker zu stimmen. Pelisson kaufte sich die Stelle eines königlichen Secretärs, und galt bald für einen der geschicktesten Männer dieser Art. Fouquet, der von seinen Verdiensten hörte, wählte ihn zu seinem ersten Commis, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Im Jahr 1660 wurde er mit dem Patent als Staatsrath belohnt. Minder glücklich war er im folgenden Jahre. Er war Fouquets Vertrauter gewesen, und mußte jetzt auch sein Unglück theilen. Vier Jahre verlebte er in der Bastille, ohne daß List noch Versprechungen ihn zum Verräther an seinem Wohlthäter machen konnten. Er verfaßte vielmehr drei Denkschriften für ihn, die wahre Meisterstücke von Vertheidigungen sind, und rettete Fouquet auf eine eben so sinnreiche als kühne Weise. Es kam darauf an, diesem die Nachricht zu geben, daß gewisse Papiere, die gefährliche Geheimnisse enthielten, verbrannt seyen. Pelisson stellte sich, als wolle er dem Gericht wichtige Anzeigen machen; da er sich aber nur unvollkommen unterrichtet stellte, beschloß man, was er vorhergesehen hatte, ihn mit Fouquet zu confrontiren. Pelisson wiederholte seine Angaben, Fouquet schwieg betroffen. „Sie würden sich für überführt bekennen," fuhr Pelisson fort, „wenn Sie nicht wüßten, daß Ihre Papiere verbrannt wären." — Dieses Wort brachte Fouquet wieder zu sich, er errieth Pelissons Absicht, und ließ sich jetzt kein Geständniß entreißen, das ihn unfehlbar gestürzt haben würde. — Auch im Unglück hatte Pelisson viele Freunde behalten, wovon als ein Beweis angeführt zu werden verdient, daß Tanneguy Le Ferre ihm seinen Lucrez und Plutarchs Buch vom Aberglauben zueignete. Diesen gelang es endlich, seine Befreiung zu bewirken. Seinen Austritt aus der Bastille feierte er jährlich durch die Freimachung andrer Gefangnen. Der König entschädigte ihn für diese Gefangenschaft

rch Pensionen und Aemter, und trug ihm auf, seine Geschichte zu reiben. Im Jahr 1670 trat Pelisson zur katholischen Religion über, urde bald darauf Subdiaconus, und erhielt die Abtei Gimont und e reiche Priorie Saint-Orens. Im J. 1671 hielt er bei Gelegenheit r Aufnahme des Erzbischofs von Paris in die Akademie seinen beihmten Panegyricus auf Ludwig XIV. Noch in demselben Jahre urde er Maître des requêtes. In Verbindung mit noch zwei andern kademikern setzte er alle zwei Jahre einen Preis von 300 Franken für n aus, der eine von den Thaten des Königs am besten preisen würde. ls 1672 der Krieg wieder ausgebrochen war, folgte Pelisson Ludwig IV. ins Feld. Er hatte bisher die Geschichte dieses Monarchen alin geschrieben, aber die Montespan, welche durch ihn einen Proceß verren, bewog den König, diese Arbeit Pelisson zu nehmen und Boileau nd Racine zu übertragen. Jener erhielt dennoch den Befehl, sein Werk fortzusetzen. Für die Bekehrung der Calvinisten wirkte er mit roßem Eifer, wurde dafür mit neuen geistlichen Würden belohnt, und eschäftigte sich eben mit einer Widerlegung ihrer Meinungen vom bendmahl, als er erkrankte und 1693 starb. Außer den schon angeührten Werken hat Pelisson noch mehrere hinterlassen, die sich durch ne leichte, elegante, nur selten vernachlässigte Schreibart empfehlen.

Pelōpidas, des Hippokles Sohn, ein berühmter thebanischer eldherr, und Freund und Zeitgenosse des Epaminondas, der bis um 364sten Jahre vor unsrer Zeitrechnung lebte. Ihm gebührt der uhm, sein Vaterland von einer tyrannischen Faction, und dem Joche er Lacedämonier befreit zu haben. Als er in seinen jüngern Jahen von der herrschenden Partei mit mehrern Patrioten aus Theben verrieben worden war, hatte er sich nach Athen gewendet. Von heißer reiheitsliebe beseelt, begab er sich von hier mit wenigen Verschwornen eimlich nach Theben, ermordete die eben bei einem festlichen Gelage ersammelten Tyrannen, und gab das Zeichen zur Vertreibung der acedämonier, die sich mitten im Frieden des festen Schlosses zu heben bemächtigt hatten. Bald darauf gelangte der thebanische Staat, namentlich durch Epaminondas Verdienste, zu einer noch ie gehabten Größe und Macht. Er diente unter dem Epaminonas mit ausgezeichneter Tapferkeit, und trug viel zu dem großen Sieg ber die Lacedämonier bei Leuctra bei. Nachher that er als Oberefehlshaber drei verschiedne Feldzüge gegen den Alexander, einen Tyannen zu Pherä in Thessalien, den er persönlich haßte, weil er einst iderrechtlicher Weise von ihm ins Gefängniß gesetzt worden war. Allein eben dieser persönliche Haß gegen den Alexander war in dem letzten von diesen Feldzügen die Ursache seines Todes; denn als er, den Tyrannen verfolgend, sich zu weit unter die Feinde wagte, wurde er umringt und getödtet.

Peloponnesischer Krieg, einer der berühmtesten und hartnäckigsten in der alten Geschichte; er dauerte 37 Jahre. Die außerordentliche Größe der Athener, die sie zugleich zur Unterdrückung ihrer Bundesgenossen reizte, gab die erste Veranlassung zu diesem merkwürdigen Kriege. Ein Zwist zwischen Corinth und Corcyra, worin Athen dem letztern Hülfe leistete, ließ bald das Feuer, das schon lange unter der Asche geglimmt hatte, ausbrechen, als bei einer zweiten Gelegenheit Athen sich neue Gewaltthätigkeiten gegen Corinth erlaubte; letzteres ließ Sparta, auf welches die übrigen Griechen schon längst hoffnungsvoll hingesehen hatten, durch Gesandte zum Krieg gegen das übermüthige Athen auffordern. Die Spartaner, denen die Macht der Athener lange

schon ein Dorn im Auge war, rüsteten sich, obgleich ihre Macht noch bei weitem zu schwach gegen jene war, dennoch zum Kriege, obgleich sie unter der Hand zum Schein Friedensvorschläge thaten, die aber zum Theil zu übertrieben und zu erniedrigend für die Athenienser waren, und also nicht erfüllt wurden. Der verderblichste aller Kriege in Griechenland brach nun aus. Alle Völker des Peloponnes, außer den Argivern und Achäern, standen auf der Seite der Spartaner: dagegen die griechischen Städte auf den asiatischen Küsten, in Thrazien, und am Hellespont u. m. bei den Athenienfern hielten, die allerdings das Uebergewicht auf ihrer Seite hatten; denn obgleich die Spartaner eine größere Landmacht aufzubringen im Stande waren, so fehlte es ihnen dagegen an Festungen, an Geld, an Flotten. Die Spartaner brachen nun, ihren König Archidamus an der Spitze, mit 60,000 Mann in Attica verwüstend ein; Pericles, an der Spitze der Athener, that dasselbe mit einer Flotte in dem Gebiete der Spartaner, und auf diese Weise wüthete der Krieg mehrere Jahre fort, bis nach und nach die Athenienser den Kürzern zogen, indem nicht nur ihre Schätze allmählig abnahmen, sondern auch mehrere Städte und wichtige Schlachten verloren gingen. Eine Pest, welche selbst den Pericles hinraffte, gesellte sich dazu, und man fand sich endlich nach 10 Jahren zum Frieden bewogen; allein dieser dauerte nicht lange. Die Athener, auf Rath des Alcibiades, begannen eine Unternehmung gegen Syracus, und da diese schlecht ausfiel, und die Spartaner, durch Gesandte bewogen, und selbst auf Zureden des unterdessen aus Athen verbannten, und nach Sparta geflüchteten Alcibiades, Hülfstruppen den Syracusern sendeten, so brach der Krieg in vollen Flammen wieder aus, und bald sah sich Athen zu Wasser und zu Lande überwunden; der größte Theil der Inseln, die Städte am Hellespont, und in Jonien gingen zu den Spartanern über; ja sie schlossen sogar mit den Persern ein Bündniß gegen Athen, und dieses mußte nun den härtesten Kampf bestehen. Muthig und standhaft rüstete es sich, und obgleich dem Untergange nahe, wurde es doch diesmal durch Alcibiades, der wieder aus Sparta heimlich entwichen war, und den persischen Satrapen, Tissaphernes, von Sparta's Bündnisse abwendig gemacht, sich selbst aber wieder so viel Freunde in Athen erworben hatte, daß er zurückberufen und zum Feldherrn ernannt wurde, gerettet. Dieser erfocht bald glänzende Siege über die Peloponnesier, eroberte die Städte am Hellespont wieder, und die Athener, dadurch übermüthig gemacht, verwarfen nun wieder die Friedensanträge. Lysander, einer der erfahrensten und verschlagensten Feldherrn, war es endlich, der für Sparta den Ausschlag gab, die Athenienser mit aller Macht angriff, und zuletzt Athen, vor welches er mit einer Flotte von 180 Schiffen rückte, ganz demüthigte und stürzte. (Man s. d. Art. Lysander.) So endigte der merkwürdigste Krieg, den die Griechen jemals geführt haben, der sich über das ganze alte Griechenland erstreckte, in welchem so viele edle Geschlechter vertilgt, so viele Städte und Länder verwüstet, aber auch das ganze griechische Volk zu solch einer tödtlichen Schwäche hingeführt wurde, daß bald nachher allgemeine Knechtschaft oder Abhängigkeit als Folge jenes furchtbaren Kriegs eintrat. — Thucydides und Xenophon (s. d. Art.), waren übrigens die vorzüglichsten Geschichtschreiber dieses Kriegs.

Peloponnesus, die den untern Theil Griechenlands vom Isthmus an ausmachende Halbinsel, die in den frühesten Zeiten Agialea, auch Apia, Pelasgia und Argos hieß. Den Namen Peloponnesus erhielt sie schon vor Homers Zeiten von dem Pelops (s. d. Art.).

Damals begriff der Peloponnes sechs Staaten: Argos, Mycene, wozu auch Corinth, Sicyon und Achaja gehörten; Lacedämon mit der Hälfte von Messenien; Pylos, welches die andre Hälfte von Messenien und das untere Elis; und Elis, welches das übrige Elis in sich faßte. Dann zählte man bald fünf, bald sechs, bald acht besondre Provinzen, nämlich Thucydides: Argolis, Laconien, Messenien, Elis und Arkadien, und rechnete so Achaja zu Argolis; Pausanias zählte dazu noch Achaja besonders, so auch Mela und Plinius. Strabo und Ptolemäus aber rechnen Sicyon und Corinth noch besonders. (Vergl. Griechenland.)

Pelops, des lydischen Königs Tantalus Sohn. Ein Mährchen, das aber Pindar als Gotteslästerung verwirft, erzählt, daß Tantalus einst in seiner Hauptstadt Sypilus die Götter bewirthete, und ihnen, um ihre Allwissenheit zu prüfen, die zerstückten Glieder seines Sohnes Pelops vorsetzte. Zeus merkte den Betrug, und gebot, sie wieder in den Kessel zu werfen, aus welchem sodann Clotho den Knaben neubelebt hervorzog, und die eine Schulter, welche Demeter verzehrt hatte, mit einer elfenbeinernen ersetzte. Als Tantalus sich der Gemeinschaft der Götter unwerth gemacht hatte, wurde auch Pelops zu den Menschen zurückgesandt. Er wanderte nach Griechenland aus, war unter den Bewerbern der schönen Hippodamia, und gewann die Braut samt dem Reich. Nach ihm wurde die ganze Halbinsel, die damals Apia und Pelasgia hieß, Peloponnesus genannt. Unter seinen Söhnen, die sehr verschieden angegeben werden, sind Atreus und Thyestes die bekanntesten. Nach seinem Tode genoß er göttliche Verehrung; im Hain zu Olympia wurde ihm ein eigner Tempel erbaut.

Penaten, theils Haus-, theils öffentliche Götter der Römer. Als Hausgötter waren sie den Laren gleich, mit denen sie oft verwechselt werden. Aber nicht nur jedes Haus, sondern auch jede Stadt hatte ihre Penaten, und dies waren die öffentlichen. Die berühmtesten derselben waren zu Rom, die Schutzgötter des römischen Reichs, die sammt der Vesta und ihrem ewigen Feuer Aeneas nach Italien gebracht hatte. Wahrscheinlich waren dies die öffentlichen Penaten von Troia. Nach Varro und Macrobius waren es rohe Bilderchen von Holz oder Stein mit Spießen, vor welchen die ausziehenden Feldherrn und die Consuln, Prätoren und Dictatoren bei Niederlegung ihres Amtes opferten. Ihre Namen wußte man nicht.

Pendel heißt jeder so aufgehängte schwere Körper, daß er sich um den Punkt, wo der Faden, Drath, Stab oder dergl., woran er hängt, befestigt ist, frei bewegen kann. Dieser Punkt heißt der Aufhängungspunkt, und muß mit dem Schwerpunkte des Pendels in derselben verticalen Linie liegen, wenn das Pendel ruhen soll. Bringt man es in eine seitwärts geneigte Lage, so daß sein Schwerpunct nun nicht mehr mit dem Aufhängungspunkte in einerlei verticalen Linie sich befindet, und überläßt es alsdann sich selbst, so bewegt es sich in einem Kreisbogen auch ohne den geringsten Stoß nach der verticalen Richtung zu. Hat es diese letztere erreicht, so besitzt es eine Geschwindigkeit, welche ein Körper erhalten haben würde, wenn er von der Stelle an, da das Pendel herabfiel, frei auf die Horizontallinie, die unter dem untersten Punkt des Kreisbogens gezogen werden kann, herabgefallen wäre. Es muß daher nothwendig auf der andern Seite der Verticallinie gleichfalls in einem Kreisbogen sich so hoch bewegen, als es vorher gefallen war. Ist es um so viel gestiegen, so befindet es sich in gleichen Umständen, als vorher, da es in eine seitwärts geneigte Lage gebracht wurde, muß den ganzen Kreisbogen zu beiden Seiten der Ver-

ticallinie wieder zurückfallen, und sich so beständig auf beiden Seiten hin und her bewegen. Diese Bewegung heißt die Schwingung oder Vibration des Pendels. Stellt man sich den schweren Körper am Hebel, z. B. die Bleikugel, als einen einzigen schweren Punkt, den Faden oder den Drath aber, woran der Körper hängt, als eine bloße nicht schwere Linie vor, so ist das ein einfaches oder mathematisches Pendel; das wirkliche Pendel mit Faden, Drath oder Stange, und einem Gewicht oder überhaupt einem schweren Körper daran, heißt ein zusammengesetztes oder physisches Pendel. Die ausführliche Lehre vom Pendel läßt sich ohne Mathematik und bildliche Darstellung nicht deutlich machen; daher übergehen wir sie, und bemerken nur Folgendes: Ein auf obige Weise in Schwingung gesetztes Pendel würde nie aufhören, sich in den erwähnten Kreisbogen zu beiden Seiten der Verticallinie hin und her zu bewegen, wenn nicht zwei Umstände dasselbe nach und nach zur Ruhe brächten. Diese sind die unvermeidliche Reibung des Fadens und der Widerstand der Luft. Nie lassen sich beide gänzlich wegschaffen, wohl aber durch sorgfältige Arbeit und durch eine linsenförmige Gestalt des Gewichts sehr vermindern. Die Zeiten der Schwingungen eines Pendels hängen von drei Umständen ab: nämlich von der Größe des Elongations- oder Ausweichungswinkels, welches der Winkel ist, unter welchem der schwere Körpers des Pendels sich von der Verticallinie entfernt, von der Länge des Pendels und von der beschleunigenden Kraft der Schwere. Sind alle diese Umstände an zwei Pendeln vollkommen gleich, so verrichten sie ihre Schwingungen in einerlei Zeit, oder, was einerlei ist, sie machen gleich viel Schwingungen in gleich viel Zeit. Ist aber auch nur ein Umstand bei beiden verschieden, so fallen auch die Schwingungen beider ungleichzeitig aus. So schwingt bei übriger Gleichheit das kürzere Pendel geschwinder als das längere. Hier findet das Gesetz Statt, daß sich die Längen der Pendel wie die Quadrate der Schwingungszeiten, mithin die Schwingungszeiten wie die Quadratwurzeln aus den Längen der Pendel verhalten. Demnach wird ein Pendel, welches vier Mal so lang ist als ein andres, zwei Mal langsamer schwingen, oder das vier Mal kürzere Pendel wird zwei Schwingungen machen, während das größere nur eine vollbringt. Ein Secundenpendel muß in unsern Gegenden 3 Fuß 2 Zoll rheinländisch Maß haben. Danach läßt sich leicht die Länge eines Pendels von jeder beliebigen Schwingungszeit bestimmen. Merkwürdig ist es, daß das Pendel nicht an allen Orten auf der Erde seine Schwingungen in gleicher Zeit vollendet. Hierauf bezieht sich der oben angeführte dritte Umstand, von welchem die Zeit der Schwingung abhängt, daß nämlich auch die beschleunigende Kraft der Schwere gleich seyn müsse, wenn zwei Pendel von einerlei Länge und gleicher Größe des Ausweichungswinkels gleichzeitig schlagen oder schwingen sollen. Die Schwerkraft, oder, was einerlei ist, die Anziehungskraft der Erde wirkt nämlich nicht überall gleich stark auf das Pendel, und dieses schlägt daher an gewissen Orten der Erde langsamer als an andern. Der Grund hievon liegt theils in der Centrifugalkraft, die von der Umdrehung der Erde um die Achse herrührt, theils in der wirklichen Verminderung der Schwere. Diese Verminderung ist um desto merklicher, je näher der Ort, wo das Pendel beobachtet wird, dem Aequator liegt; gegen die Pole hin nimmt sie dagegen immer mehr ab. (Vergl. Erde und Gestalt der Erde.) Wäre die Erde ein vollkommnes Sphäroid, so müßten die Meridiane vollkommne Ellipsen seyn, und dann ließe sich aus der Länge des Secundenpendels sogleich auf die Länge der Grade in

erschiednen Breiten schließen; allein durch wirkliche Messungen hat sich ezeigt, daß die Meridiane einige Unregelmäßigkeiten enthalten, woraus nan mit Grund schließt, daß die Erde überhaupt keine ganz regelmäßige Figur, sondern ein Ball sey, der sich hie und da mehr oder weniger von der Kugelform entfernt. Man darf daher aus den Pendelchwingungen eigentlich nur auf die Größe der Schwere, aber nicht auf ie Gestalt der Erde schließen. — Es ist bereits bemerkt worden, daß er Gang des Pendels durch die Reibung und den Widerstand der Luft ufgehalten und endlich ganz aufgehoben wird. Nun gibt es aber noch ußerdem Umstände, welche eine Ungleichheit im Gange des Pendels ervorbringen. Dies sind die Abwechslungen zwischen Wärme und Kälte. Da alle Körper durch die Wärme ausgedehnt werden, so muß dies auch ei dem Pendel der Fall seyn. Die Stange wird bei höherer Tempeatur merklich verlängert, in der Kälte hingegen verkürzt; daher geht as Pendel im Sommer langsamer als im Winter, und die gewöhnlihen Pendeluhren eilen im Winter täglich um eine halbe Minute vor, enn sie nicht in geheizten Zimmern stehn, und selbst in diesen bemerkt nan, wenn sie Nachts beträchtlich erkalten, einen unregelmäßigen Gang. Die rostförmigen Pendel, welche aus mehrern parallel mit einander verundenen Stäben von verschiedenen Metallen bestehen, weichen in ihrem Gange den Störungen noch am meisten aus, und haben daher vielen Beifall erhalten. — Auf alle diese Umstände muß sorgfältig Rücksicht enommen werden, wenn Pendelbeobachtungen genau ausfallen sollen. — Das Pendel gewährt ein treffliches Mittel, den Gang der Uhren gleichörmig zu machen. Huygens benutzte es zuerst zu diesem Zweck, und urde dadurch der Erfinder der Pendeluhren.

Penēlope, die wegen ihrer Treue und Häuslichkeit gepriesene Gattin des Ulysses. Sie war die Tochter des Icarius und der Nymhe Periböa und die Mutter des Telemachus. Als ihr nach Troja usgezogener, und nach der Eroberung der Stadt umherirrender Gemahl für todt gehalten wurde, bewarben sich viele Freier um sie; aber ie, die eben so geschickt und tugendhaft als schön war, wußte sie alle nit leerer Hoffnung hinzuhalten. Homer läßt einen der Freier folgendes avon erzählen:

Diesen Betrug mit Andern erspähte sie schlaues Gleistes.
Siehe, sie stellt' in der Kammer und wirkt' ein großes Gewebe,
Fein und übermäßig, und sprach in unsrer Versammlung:
Jünglinge, werbend um mich, weil starb der edle Odysseus,
Wartet den Hochzeittag zu beschleunigen, bis ich den Mantel
Fertig gewirkt (damit nicht umsonst das Garn mir verderbe),
Für den Held Laërtes ein Leichengewand, wenn dereinst ihn
Schrecklich erreicht die Stunde des langhinstreckenden Todes;
Daß nicht irgend im Volk der Achärinnen eine mich table,
Läg' uneingekleidet der Mann von so großer Besitzung.
Jene sprach's, uns aber gewann sie die muthigen Herzen.
Jetzo saß sie des Tages und wirkt' ihr großes Gewebe:
Trennt' es sodann in der Nacht bei angezündeten Fackeln.
So drei Jahr' entging sie durch List, und betrog die Achäer.
Doch wie das vierte der Jahr' ankam, in der Horen Begleitung,
Und mit dem wechselnden Monde sich viel der Tage vollendet;
Jetzo erzählt' es eine der Dienenden, welche sie wahrnahm,
Und wir fanden sie selbst, ihr schönes Gewebe auftrennend.
Also vollendete sie 's, zwar ungern, aber genöthigt.

Wie ihre Treue endlich belohnt wurde, so wie ihre weitern Schicksale, sehe man unter Ulysses.

Penn (William), geboren im Jahr 1644, war der Sohn William Penns, eines berühmten englischen Admirals, der durch heldenmüthige Thaten und treuen Eifer für sein Vaterland großes Ansehn errungen, und selbst unter dem Kampf der Parteien, die zu seiner Zeit England verwirrten, die allgemeine Achtung wie die Gunst des Hofes sich erhalten hatte. Der jüngere Penn, von dem wir reden, erhielt eine ausgezeichnete Erziehung, die ihn für eine große öffentliche Laufbahn in seinem Vaterlande vorbereiten sollte, ward nachher, zu seiner weitern Bildung frühzeitig auf die Universität Oxford gesendet, und kehrte als ein vielversprechender Jüngling in seine Familie zurück. Diese, welche große Hoffnungen auf ihn gründete, und in ihm den einzigen Erben eines ruhmbekränzten Namens, so wie eines unermeßlichen Vermögens sah, bemerkte ungern an ihm eine frühe Hinneigung zu frommer Schwärmerei, und einem stillen anspruchslosen Leben, das er allen glänzenden Aussichten vorzuziehen schien, weßhalb sein Vater ihn nach Paris sendete, damit er dort, fern von seinen Umgebungen, die seinen Hang nährten, mitten im Gewühl eines prächtigen Hofes und einer üppigen Hauptstadt, eine andre Sinnesart gewönne, und für die sogenannte große Welt sich stimme. Wirklich überließ er sich eine Zeit lang der Gewalt neuer, reizender Eindrücke, indem die frühern Gefühle und Träume zugleich etwas zurücktraten, aber adelige Sitte und ein unbefleckter Wandel ihn fortdauernd auszeichneten. Nach der Rückkehr in sein Vaterland erwachte wieder in aller Stärke seine fromme Begeisterung, die durch die Predigt des bekannten Quäkers Thomas Loe schon in erster Jugend jene seinen Lebensplan bestimmende Richtung gewonnen hatte, und in der Erinnerung an eine außerordentliche göttliche Eingebung, die er schon als Knabe empfangen zu haben glaubte, unversiegbare Nahrung fand. Von geheimnißvollen, dunkeln und unklaren Gefühlen und Vorstellungen erfüllt, reis'te der Jüngling nach Irland, wo er bei einer Quäkergemeinde einkehrte, begierig, ihre Lehre und Verfassung näher kennen zu lernen. Schnell war er völlig und für immer dieser Gemeinde gewonnen, und als eine ihrer Versammlungen von den Dienern der weltlichen Obrigkeit überfallen, und er mit den übrigen ins Gefängniß gebracht ward, befestigte selbst dieses Ereigniß seinen Entschluß. Es war im Jahr 1766, im 22sten seines Alters, als er auf diese Weise, auf alle weltlichen Ansprüche verzichtend, von der herrschenden Kirche sich absondernd, für die fromme, aber schwärmerische Partei des Georg Fox (s. Fox) sich erklärte, und sich innigst mit derselben verband. Als er nun aus dem Gefängniß entlassen, und wieder heimgekehrt, seine Ueberzeugung gar nicht barg und ganz nach Art und Sitte der Quäker lebte, bemächtigten sich Unwille und Zorn seines Vaters, der auf diese Weise alle Aussichten auf eine vor der Welt ehrenvolle und glänzende Laufbahn seines Sohnes plötzlich vernichtet sah. Der fromme Sohn aber entsagte willig allen verführerischen Hoffnungen, hielt sich ungescheut zu den verachteten Quäkern, und bewahrte den Grundsatz: daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, so fest, daß er, mit wie herzlicher Liebe er auch seinen Aeltern zugethan war, doch lieber ihren Zorn ertrug; und als der Vater endlich nach allen vergeblichen Bemühungen, ihn auf einen andern Weg zu bringen, ihn sogar aus dem Haus verstieß, ja ihn zu enterben drohte, lieber auch dieser Härte sich unterwarf, als den Pfad verließ, den er für den rechten, und als dem göttlichen Willen gemäß ansah. Leichter noch duldete er den Spott seiner Jugendgenossen, der Freunde seines Hauses, ja des Pöbels, Drohungen und Strafen, durch die man ihn erschüttern wollte,

nd stellte um so mehr einen gottseligen Eifer, treue Anhänglichkeit an ine Gemeinde, und ein unbeflecktes Leben allem Hohn und Spott, llen Gefahren und Verfolgungen entgegen. So große Standhaftigkeit, unbewegliche Treue, so unüberwindlicher Eifer für das, was ihm eilig war, besiegten endl. selbst den Unwillen und die Härte seines Vaters, daß dieser ihn wieder aufnahm, und je mehr er des Sohnes Besinnung ehren lernte, ja endlich selbst, wie es scheint, mehr und mehr ür dessen Ansichten und Heilsbemühungen gewonnen ward, reichlich ihm lles erlittene Unrecht zu vergelten suchte. Indeß hatte er unter den Quäkern selbst schon die ausgezeichnetste Achtung, ein gränzenloses Vertrauen und folgereichen Einfluß gewonnen, da die Gemeinde eben sowohl seinen frommen Sinn und heiligen Eifer, als sein weltliches Ansehn hoch anschlagen, und große Erwartungen von seinem Wirken hegen urfte. Schon früh trat er als begeisterter Lehrer unter ihnen auf und ie konnten sich es nicht bergen, wie ein Mann von solchem Geist, so orzüglicher Bildung und Klarheit das, was Fox und Andre begonnen, auf eine Weise, die allgemeinere Theilnahme erwerben mußte, vollenden und die kleine verfolgte und gedrückte Heerde weit ausbreiten, chützen und vertheidigen werde. Denn so wenig sie auch sonst auf weltliche Gelehrsamkeit einen Werth legten, so mußten sie dieselbe doch an inem Manne achten, der dieselbe nur zu Schutz und Vertheidigung ihrer, mit der Welt, mit den Gelehrten, Geistlichen und weltlichen Richtern überall hart zusammenstoßenden Ueberzeugung, verwenden wollte. So wenig er selbst von Schwärmerei ganz frei war, so viel er sich auch elbst in geheimnißvolle Tiefen versenkte und da oft den leitenden Faden nd die erleuchtende Fackel verlor; so war er es doch, der die foxischen, zum Theil höchst trübsinnigen Schwärmereien in der Gemeinde mäßigte und ihren Fanatismus milderte. Denn er selbst bewahrte den Geist christlicher Duldung und war bemüht, dieselbe, die in Separatistengemeinden meist schwer zu erhalten ist, und durch das Sectenwesen nur zu sehr verläugnet wird, unter den Quäkern zu begründen. Er legte überhaupt auf Unterscheidungslehren, die ihm nur Trennungspunkte der christlichen Parteien schienen, wenig Gewicht; nur das christliche Leben hielt er für das lebendige Christenthum und alles Wissen für viel geringer als das Thun. Solche Grundsätze, die er mit einer hinreißenden Beredsamkeit predigte, machten ihn wohl geschickt, die Gemeinde weit auszubreiten, und er wußte die Grundideen derselben, von dem innern Licht und der Belebung des Christus in uns damit in schönsten Einklang zu bringen. Sein Vater billigte noch sterbend seine Ansichten, sein frommes Streben, den Lebensweg, den der Greis nun selbst für den rechten erkannte, und hinterließ ihm ein unermeßliches Vermögen, der besten Anwendung desselben versichert; auch hatte er noch vor einem Ende den geliebten Sohn der Gnade und dem Schutz des Königs und des Hofes empfohlen, und starb mit der Hoffnung, daß, was er im Krieg und in weltlichen Geschäften für das Vaterland gethan, der Einfluß, den er sich in der Welt erworben, den friedlichen und heiligen Planen des Sohnes zur Beschirmung und Begünstigung dienen werde. Wirklich nahmen der König und der muthmaßliche Thronerbe sich seiner an, und erwiesen ihm viel Gunst und Achtung. Doch konnten sie nicht verhindern, daß er mehrmals ins Gefängniß geworfen ward, weil das englische Parlament für nöthig hielt, der Befestigung und weitern Ausbreitung einer Secte, die mit allen Staatsverhältnissen sich zu entzweien und die innere Ruhe zu gefährden schien, zu wehren und kräftig entgegenzuwirken. Ihn aber beugte Gefangenschaft so we-

nig als Hohn und Spott; in der Stille seines Kerkers verfolgte er den Gedanken, seine Gemeinde über den ganzen Erdboden zu verbreiten, in ihr endlich die einige christliche Kirche herzustellen; mehrere Schriften, die zu dem Besten gehören, was aus der Quäkersecte hervorgegangen, verfaßte er im Gefängniß. Als er frei geworden, wußte er sein großes Vermögen zweckmäßig für das, was ihm des Lebens höchste Angelegenheit war, zu verwenden. Er gründete neue Gemeinden, und gab das Nöthige her; er vertheilte eine unzählbare Menge von Erbauungsschriften, solche besonders, die seine und der Gemeinde Grundsätze enthielten, in beßrer Ordnung, geläuterter und klarer, als Fox und seine Genossen sie mitgetheilt hatten. Seinen Einfluß beim Hofe verwendete er, der Gemeinde manche Begünstigung und Nachsicht gegen ihre Eigenheiten zu verschaffen, und die Könige Carl II. und Jacob II. waren ihm so geneigt, daß er endlich für die Quäker auch die Befreiung von den Eidesleistungen erhielt, die ihren religiösen Grundsätzen entgegen sind. Doch gewann er noch nicht sogleich freie Religionsübung für sie, und gab selbst Veranlassung, daß die englische Kirche gegen ihn und die ganze Secte zu heftigem Eifer entflammt ward. Denn in seinen Schriften focht er die kirchliche Dreieinigkeits- und Genugthuungslehre, aus dem von ihm gewählten Standpunkt, mehr beredt als gründlich an, und zog dadurch nicht nur sich harte Gefangenschaft, sondern auch seinen Anhängern nicht unbegründeten Verdacht und lange Verfolgungen zu, wobei manche Grausamkeiten gegen die wehrlosen Menschen ausgeübt wurden. Von allen Seiten erhoben sich alle protestantischen Parteien gegen ihn und beschuldigten ihn, daß er ein heimlicher Papist sey, was man selbst in seiner Predigt von der allgemeinen Duldung bestätigt finden wollte. Er aber war unerschöpflich an Vertrauen zu seiner frommen Angelegenheit, und unermüdlich im Wohlthun. Als der sichtbare Mittelpunkt aller Quäker, ward er täglich und stündlich von ihnen heimgesucht; seinen Rath, seinen Trost, seine Hülfe nahmen Alle in Anspruch; sein Haus ward fast nie leer von Hülfesuchenden, und bei der größten Bereitwilligkeit, Aller Bedürfnisse zu befriedigen, und dafür keinen Aufwand zu scheuen, bei einem Vermögen, das zu fürstlichem Wohlthun hinreichend schien, mußte er endlich sich doch überzeugen, daß er sich eine Gränze für seine thätige Theilnahme setzen müsse, wenn sich nicht seine häuslichen Angelegenheiten gänzlich verwirren sollten. Aber auch dann noch that er unglaublich viel, und Hunderte dankten ihm Unterstützung und Erhaltung. Größer noch ward sein Wirkungskreis seit dem Jahr 1681, da er für eine von seinem Vater ihm hinterlassene ansehnliche Schuldforderung an die Regierung von dieser, auf sein Ansuchen, einen großen Landstrich in Nordamerika, westlich von Neu-Jersey, am Delaware, mit völligem Eigenthumsrecht, doch unter Hoheit der Krone Englands, erhielt. Den noch wilden, und dem größten Theil nach ganz wüsten, unbebauten Boden des Landes hoffte er, durch fleißigen Anbau bald zur höchsten Ergiebigkeit zu bringen, und so war es auch seine erste Sorge, aus Europa neue Anbauer, mit allem Nöthigen reichlich versehen, dahin zu senden, und dort ein kleines glückliches Volk zu vereinigen, in dessen Verfassung sich die Ansichten und Hoffnungen, die e vom menschlichen Verein gefaßt, wirklich erfüllen sollten. Denn unver kennbar war anfangs eine frömmere und menschenfreundliche Absich dabei vorwaltend, nicht ein Handelsunternehmen. Vielleicht gedach er dabei wohl auch, den Quäkergemeinden, von denen schon vorher vie nach Amerika ausgewandert waren, einen Zufluchtsort und eine Fre stätte zu gründen, wenn Haß und Verfolgung sie endlich aus Englan

erdrängen wollten. Doch sollte sein Land, das bald nachher nach ihm Pensylvanien genannt ward, keineswegs blos Quäker aufnehmen, vielmehr lud er, ohne Ansehn der Person, ohne Rücksicht auf das Religionsbekenntniß, alle ein, die mit fleißiger Hand den vielversprechenden Boden bebauen, und den Ordnungen sich unterwerfen wollten, die er dort einzuführen für nöthig erachtete. Da sollte der Geist der Duldung, dem er selbst huldigte, allenthalben kund werden, und aus allen Völkern und Religionsparteien ein Brudervolk sich sammeln, das Bild und Spiegel sey für das ganze Christenvolk, und der feste Kern, an den die ganze große Christengemeinde, in dem Geist, wie er sich dieselbe dachte, allmählig sich anschlösse. Der Name, welcher der Hauptstadt des Landes gegeben ward, Philadelphia, wies auf die Bruderliebe hin, die alle Genossen dieses kleinen Christenreichs, und, nach seiner Hoffnung, endlich den ganzen großen Bund aller Gemeinden, erfüllen, und ein neues glückliches Zeitalter auf Erden gründen sollte. Um so weniger wollte er die Bewohner seines Pensylvaniens an irgend ein bestimmtes kirchliches Bekenntniß und an gewisse Unterscheidungslehren binden, weil er auf seinem Standpunkt darin nur Hemmnisse eines menschenfreundlichen Plans erblicken konnte. Alle Anstalten, die er traf, beförderten vielmehr das allerfreieste Religionsbekenntniß, und die unbeschränkteste Religionsübung, und in solcher Freiheit hoffte er hier eine Gemeinde sich bilden zu sehen, deren Herrlichkeit, wie er sie eifrig anschaute, ihn zum freudigsten Wirken begeisterte. Daß sein Plan nicht so ganz eitel war, bewies der Erfolg. Die zahlreichen Ankauer, die in Pensylvanien einwanderten, wachsen schnell zu einem glücklichen Volk zusammen, die verschiedenartigsten Menschen vereinigten sich hier; selbst auf die Quäker ging der Geist einer größern Freiheit über, daß sie von manchem Eigensinn und frömmelnden Grillen abließen, und war noch immer von den übrigen Bewohnern sich unterscheidend, doch den bürgerlichen Verhältnissen weniger als in Europa widerstrebten. Philadelphia, das aus einem kleinen Flecken sich rasch zu einer bedeutenden und blühenden Stadt erhob, schien die unbestreitbarste Bestätigung der Grundsätze Penns. Im J. 1681 hatte er den Besitz des Landes erhalten, und wie er darauf schon Vorbereitungen getroffen, auch viele Ansiedler hingesendet. Im folgenden Jahr reis'te er selbst in die neue Pflanzung, traf dort die zweckmäßigsten Anstalten, und ordnete die Verfassung. Hier stellte er bestimmter als Grundgesetz auf, daß jeder, der Einen allmächtigen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt bekenne, und sich durch sein Gewissen verpflichtet erkläre, unter gesetzlicher Obrigkeit gerecht und ruhig zu leben, und keinen andern wegen religiöser Meinungen zu kränken oder in Anspruch zu nehmen, ein Bürger dieses Staats werden könne, der sonach, da nur jenes Bekenntniß Eines Gottes erfodert ward, nicht einmal auf einen eigentlichen Christenstaat berechnet scheinen konnte. Doch bewahrte er selber den Glauben an Christus. Nachdem er die Angelegenheiten des Landes geordnet, kehrte er nach England zurück, wo er besonders beschäftigt war, den Quäkern allgemeine Duldung und Religionsfreiheit zu erringen, und seine Zeit zwischen der Sorge für die Gemeinde, und für seine Pensylvanier theilte. Doch begünstigte das Parlament ihn noch nicht so bald. Jacob II. gewährte ihm endlich, was er so lange und so unermüdlich gesucht. Die Quäker erhielten nach langen Verhandlungen, die er selbst standhaft bestanden, freie Religionsübung. Der Regierung Wilhelms III. war es vorbehalten, auch den Quäkern vollständiger die Freiheit und Sicherheit zu begründen, welche die allge-

meine Duldungsacte vom J. 1689 ihnen, wie allen Nichtconformisten einräumte. Aber als Wilhelm III. den englischen Thron eingenommen, gerieth Penn in Gefahr und Untersuchung, weil ein Brief des vertriebnen Königs Jacob II. an ihn gerichtet, ihn an die ihm erzeigten Wohlthaten mahnend, und zur Vergeltung derselben auffodernd, aufgefunden worden. Da er ohnehin der Feinde viele hatte, war die Gefahr, daß er für einen Verräther an der bestehenden Regierung erklärt wurde, um so größer. Er aber erschien und vertheidigte sich unerschrocken vor Gericht, bekannte frei, wie er den unglücklichen König geliebt habe, und noch liebe, aber auf keine Weise an geheimen Versuchen gegen das neue Königshaus Theil genommen. Man konnte ihn nicht strafbar finden; doch ward er in langwierige Verdrüßlichkeiten verwickelt, und begab sich, diesen ausweichend, noch einmal nach Amerika, wo er mehrere Jahre weilte, und die Vollendung seines Plans für das herrlich aufblühende Land förderte. Als er nach einigen Jahren in England wieder eintraf, lebte er still und zurückgezogen in seinem Hause zu London, sah wenige Menschen und beschäftigte sich fast nur mit häuslichen Angelegenheiten, frommen Betrachtungen, und der Abfassung einiger quäkerischen Schriften. Darauf verehelichte er sich zum zweiten Mal, und trat dann auch wieder mehr ins öffentliche Leben ein. Treu in seiner Sorge für die Quäkergemeinde reis'te er, die Ausbreitung derselben zu befördern, auch nach Holland und Deutschland, und predigte in der Pfalz, wo schon vor ihm, der bekannte Quäker Wilhelm Ames gelehrt hatte. Doch war hier sein Wirken vergebens, wiewohl die Pfalzgräfin Elisabeth, Aebtissin zu Herford, ihn begünstigte. Bis ins Greisenalter blieb ihm die fromme Begeisterung für seinen gewiß frommen Zweck. Er durfte auf sein langes Leben ohne Reue zurückblicken. Die Quäkergemeinden danken ihm unzählbare Wohlthaten. Pensylvanien gedieh mit jedem Jahr herrlicher. Er hatte sein Leben an keinen unwürdigen Plan vergeudet, sondern es wohl verwendet. Im J. 1718 starb er. Wenigen ist es gegeben, bei unverkennbarer Schwärmerei, eine so tiefe und klare Ansicht des Menschenlebens, eine so lautre und reine Begeisterung für das Echtmenschliche, und bei unverkennbaren Irrthümern, so treuen Wahrheitssinn sich zu bewahren. Ke.

Pennalismus nennt man die Ungezogenheiten und Albernheiten, die sich ehedem die ältern Studenten gegen ihre jüngern erst angekommenen Mitbrüder erlaubten. Diese mußten jenen im ersten Jahre aufwarten und dafür noch obendrein allerlei Schimpf erdulden. In den Jahren 1661 und 1663 suchte man in Deutschland durch Reichs- und Landesgesetze diesem Unfug zu steuern. Dessen ungeachtet erhielten sich noch lange Spuren davon, und das sogenannte Auspochen der Füchse, welches wohl noch hin und wieder Statt findet, ist noch ein Ueberrest dieser einem Musenjünger nicht anständigen Ungezogenheiten. Der Ursprung dieser Mißbräuche schrieb sich wahrscheinlich aus den Stiftern her, wo jeder neuangekommne Canonicus eine gewisse Summe erlegen mußte, wofür nachher ein Schmaus angestellt wurde. Auch von diesen Schmäusen, die von den Füchsen, wenn sie in den eigentlichen Burschenstand übergehen sollen, auszurichten sind, haben sich noch hin und wieder Reminiscenzen erhalten.

Pennant (Thomas), geboren den 14. Junius 1726 zu Downing in Flintshire, stammte aus einem echtwellschen Geschlecht ab, und genoß von seinem Vater, einem reichen Güterbesitzer, eine sorgfältige Erziehung. Er studirte zu Oxford, machte zu verschiednen Zeiten ansehnliche Reisen

im In- und Auslande, und beſchäftigte ſich, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, mit den Wiſſenſchaften und mit der Verwaltung ſeiner anſehnlichen Güter. Er hatte auf denſelben Kohlen-, Blei- und Galmeigruben, die er bearbeiten ließ, eine Kornmühle und eine Bleihütte, in der ſeine und ein großer Theil Bleierze aus der Nachbarſchaft geſchmelzt wurden. Seine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen betrafen beſonders die Naturgeſchichte, und er bot Zeit und Vermögen auf, um ſeine Landsleute auf dieſen ſchönen Zweig des menſchlichen Wiſſens aufmerkſamer zu machen; beſonders bearbeitete er die Zoologie, die ihm vieles zu verdanken hat, indem er manche unbekannten Thiere beſchrieb und ihre Geſchichte unterſuchte. Daneben beſaß er ſchöne Kenntniſſe in der alten Literatur, und war in der Geſchichte und Verfaſſung ſeines Vaterlandes und in den Rechten deſſelben wohlbewandert. Er ſtudirte vornehmlich die Alterthümer und die Topographie von England, und hellte darin manche Dunkelheiten auf. Noch wichtiger waren ſeine Verdienſte um das größere Bekanntwerden Schottlands, das er mehrmals bereiſ'te und beſchrieb. Als Friedensrichter erwarb er ſich den Ruf der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, und als Patriot vertheidigte er mehrmals in Schriften die Rechte der Armen gegen die oft harten Geſetze zur Aushebung der Miliz, zur Verbeſſerung der Landſtraßen u. ſ. w. Er ſtarb 1798. Seine vornehmſten Schriften, in denen er ehrenvoll fortlebt, ſind: Indian Zoology, 1769. fol. (Deutſch von Forſter); Brittish Zoology; 4 Vol. (Deutſch von Murr); Synopsis of Quadrupeds; Tour in Scotland; Genera of birds; Tour in Scotland and voyage to the Hebrides; Tour in Wales; History of Quadrupeds, 2 Vol.; Arctic Zoology, 2 Vol., und ein Supplement. (Deutſch von Hoffmann.)

Penſionair, Groß-Penſionair, war der Premierminiſter der Staaten von der Provinz Holland, welcher von dieſen General-Advocat der Provinz genannt wurde. Er hatte kein Votum decisivum in der Staatenverſammlung, ſondern nur den Vortrag deſſen, was zur Berathſchlagung gezogen werden ſollte. Er ſammelte die Stimmen, faßte die Beſchlüſſe ab, eröffnete die an die Staaten eingegangnen Schreiben, conferirte mit den fremden Geſandten und Miniſtern, trug Sorge für die Einkünfte und für die Erhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten, ſo wie für alles, was die Wohlfahrt der Provinz anging. Er wohnte dem Collegio der deputirten Räthe bei, welche die Souveränetät in Abweſenheit der Staaten vorſtellten, und war immerwährender Deputirter an die Generalſtaaten der vereinigten Niederlande. Der Einfluß dieſer erſten Magiſtratsperſon war in Holland, und dadurch in den ganzen Niederlanden, wichtig. Sein Amt währte eigentlich nur 5 Jahre, nach deren Verlauf jedoch in den meiſten Fällen die einmal getroffene Wahl auf neue 5 Jahre beſtätigt wurde. Die Revolution hat dieſer Stelle ein Ende gemacht.

Penſylvanien, einer der anſehnlichſten von den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, umgränzt von Neu-York, dem Erie-See, dem Weſtern Territory, Virginien, Maryland und Neu-Yerſey. Seine Größe beträgt 2086 Quadratmeilen. Die vornehmſten Flüſſe ſind der Delaware, Susquahanah und Shulkill. Der erſte Beſitzer dieſes Landes war William Penn (ſ. d. Art.), der Sohn des engliſchen Admirals William Penn, ein Quäker, dem es für ſeine Schuldforderung an die Krone, und zwar durch drei verſchiedne Patente überlaſſen wurde; das erſte war 1680 von König Carl II. ausgeſtellt; nach dem zweiten verkaufte der Herzog von York 1682 an William Penn und deſſen Erben die Stadt Newcaſtle oder Delaware nebſt einem Diſtrict von 12

Meilen in der Runde; in dem dritten ertheilte er ihm alles Land von Newcastle bis an den Hoarskill. Im J. 1681 begab sich Penn mit 2000 Colonisten dahin, und nahm das Land in Besitz. Seine Einrichtungen waren vortrefflich. Er führte die vollkommenste Religionsfreiheit ein; ein jeder, der einen Gott glaubt, fand Schutz, und jeder, der an Christum glaubt, konnte zu allen Ehrenstellen gelangen. Letzteres hat man später auch auf die Juden ausgedehnt. Die Bevölkerung steigt von Jahr zu Jahr; im J. 1801 betrug sie schon über 600,000 Seelen. Die herrschende Sprache ist die englische, denn die englischen Colonisten sind die zahlreichsten und wohlhabendsten, besonders unter ihnen die Quäker. Das Land hat auf der Ostseite viel Sandboden, im innern westlichen Lande aber ist es fruchtbar an Getraide, besonders an Waizen, Flachs und Hanf. Auch die Viehzucht ist gut. Ausgeführt wird Holz, Waizen, Bier, Pökelfleisch, Hanf, Flachs, Leinsamen, Eisen, Pelzwerk und Rehhäute. Die Manufacturen liefern Strümpfe, Castorhüte, Eisenwaaren, Schießpulver, Baumwollenzeuge, verarbeitetes Leder, Seife, Nägel, Gewehr, Tauwerk u. s. w. Der Handel ist blühend, wozu die große Bank der vereinigten Staaten, welche in Philadelphia, der Hauptstadt der Provinz, ihren Sitz hat, viel beiträgt. Außer vielen deutschen und englischen Schulen ist seit 1791 zu Philadelphia auch eine Universität. Nach der Verfassung von 1789 liegt die gesetzgebende Macht in der General-Assembly, welche aus dem Senate und den Repräsentanten besteht. Jeder freie Mann, der 21 Jahre alt ist, hat das Wahlrecht und ist wahlfähig. Die vollziehende Gewalt hat der Gouverneur, der auf drei Jahre gewählt wird. Er ist Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht. Erst durch seine Beistimmung wird eine Bill zum Gesetz. — Das Clima ist im Winter sehr kalt, im Sommer sehr heiß; der Uebergang geschieht oft plötzlich. Deßwegen und wegen seiner sumpfigen Lage hält man die Luft von Philadelphia für ungesund.

Pentämeter, Fünfmaß, also ein Vers, der aus fünf Füßen zusammengesetzt ist. Diese Füße sind zwei Spondäen, die auch in Dactylen aufgelöst seyn können, zwei Dactylen und ein Spondäus, welcher letztere so getrennt ist, daß seine erste Sylbe auf die zwei ersten Füße folgt, seine zweite aber den Beschluß des ganzen Verses macht. Demnach ist folgendes das Schema des Pentameters:

Die alten Grammatiker, welche auf diese Weise den Pentameter zu einem fünffüßigen Verse machen, können dafür keinen andern Grund anführen, als daß es keinen einsilbigen Fuß gebe, denn für das Ohr und seinem innern Wesen nach ist der Pentameter eben so wie der Hexameter ein sechstheiliger Vers, der in der dritten und sechsten Stelle eine lange Sylbe hat, bei der vermöge einer Fermate eben so lange verweilt wird, als bei zwei langen Sylben. Dieses zwiefache Verweilen giebt dem Verse etwas Sanftes und Liebliches, wodurch er sich sehr merklich von dem majestätischen Hexameter unterscheidet. Ovid sagt daher, daß Amor ihn für seine Tändeleien geschaffen habe, indem er dem Hexameter zwei Sylben geraubt. — Allein gebraucht würde der Pentameter eintönig und ermüdend seyn; er kommt daher auch nie anders als wechselnd mit dem Hexameter vor, und zwar so, daß der Hexameter ihm vorangeht. Das so aus Hexametern und Pentametern zusammengesetzte Versmaß nannten die Alten das elegische, und jede zwei Verse

in Distichon (S. Elegie und Distichon.) Bekannt ist Schillers Distichon auf den Hexameter und Pentameter. M.

Pentapla, eine Bibel in fünf Sprachen.

Pentateuch, s. hebräische Sprache.

Penthesilea, die berühmte Königin der Amazonen, eine Tochter des Mars und der Otrere. Sie kam dem bedrängten Troja vom Thermodon zu Hülfe, und wurde nach vielen tapfern Thaten vom Achilles erlegt.

Pera, eine Vorstadt von Constantinopel, auf der Nordseite des Hafens von Constantinopel gelegen. Sie ist von vornehmen Griechen, Armeniern, Juden, Türken und abendländischen Christen bewohnt. Hier wohnen ferner die fremden Gesandten und fast alle fremden Kaufleute mit Ausnahme der Franzosen, die meistens in Galata ihren Aufenthalt haben. Die Katholiken haben hier 5 Kirchen und einen Erzbischof, wie auch einige Klöster.

Perceval (Spencer), zweiter Sohn von John Perceval, Grafen von Egmont in Seeland und Lovelholland in England, aus einer alten normannischen Familie, geb. in London Audleysquare den 1sten November 1762, vermählt seit 1790, Vater von 15 Kindern, meuchlings erschossen im Parlamentshause zu London den 11ten Mai 1812. Dieses tragische Ende und die schwierigen Verhältnisse des gefahrvollsten Kampfes um Großbritanniens und Europa's Freiheit und Selbstständigkeit, unter welchen Perceval an der Spitze der brittischen Regierung stand, wo er, ohne hervorragende Talente zu besitzen, durch einen edeln, festen Charakter als Staatsminister, den alle Tugenden des Privatlebens auszeichneten, und durch das Vertrauen, welches ihm der König und der Regent schenkten, gegen die Angriffe der mächtigen Oppositionspartei sich behauptete, machen sein öffentliches Leben merkwürdig. Er hatte zu Cambridge studirt. Als Advocat galt er allgemein für einen eben so redlichen als vorzüglich geschickten Mann; doch hatte er wenig Clienten. Im J. 1799 ward er zum Consul bei der Admiralität und bei der Universität, wo er die gelehrten Stufen erstiegen hatte, ernannt. Seit diesem Zeitpunkte rückte Perceval schnell in die Höhe; 1801 folgte er als Sollicitor-General dem Sir William Grant. Im J. 1802 ward er Attorney-General und Oberrichter und ersetzte Sir Edward Law, jetzigen Lord Ellenborough. Er zeigte sich stets als einen eifrigen Vertheidiger des Kriegs mit Frankreich, und bekannte sich aus Ueberzeugung zu Pitts Grundsätzen. Inzwischen stand er mit Pitt nur in geringer freundschaftlichen Verbindung, war aber ein großer Bewunderer der Beredsamkeit dieses Ministers, und fand sich stets auf der Gallerie ein, wenn derselbe eine Rede halten sollte. Auch hatte er Gelegenheit, Pitts Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn, indem er ein politisches Pamphlet schrieb, worin er zu beweisen suchte, daß eine Anklage durch die Auflösung des Parlaments, das sie decretirt habe, nicht erlösche. Bald konnte Perceval seine Talente im Parlamente entwickeln. Durch den Tod seines mütterlichen Oheims wurde die Deputirtenstelle für den Flecken Northaupton im Unterhause erledigt, und er wurde durch den Einfluß seiner Familie dazu gewählt. Gewöhnlich fangen die, welche sich auf hohe Stellen Hoffnung machen, im Unterhause damit an, daß sie sich zur Opposition schlagen, und halten dann einige aufs Glänzen berechnete Reden. Perceval that dies nicht. Am 8ten Juni 1797, in einem sehr kritischen Zeitpunkte, sah man ihn Pitt unterstützen, der bei Gelegenheit der Unruhen auf der Flotte in der Mündung der Themse heftig angegriffen wurde; bald

darauf schlug er eine Bill vor, um den Complotten zu Erregung von Meuterei und Aufruhr zuvorzukommen, und sie zu strafen. Perceval zeigte zugleich eine Verfahrungsart an, wodurch alle Zögerungen vermieden wurden, und brachte die Errichtung einer Commission mit unbeschränkter Vollmacht, die Strafbaren zur Deportation oder zum Gefängniß zu verurtheilen, in Vorschlag, welches auch angenommen wurde. Am 4ten Januar 1797 hielt er eine lange Rede zu Vertheidigung der Bill wegen der Assiedtaxe. Sheridan gestand in seiner Beantwortung, daß diese Rede das größte Talent verrathe. Damals schien sich Perceval vorzüglich mit Finanzgegenständen zu beschäftigen. Am 19ten Juni 1800 machte er den wichtigen Vorschlag, daß die Gesetzgebung die Ehebruchsgesetze einer Revision unterwerfen möchte. Bald nachher hielt er bei Gelegenheit der Bill über das Mönchswesen eine lange Rede; er erklärte sich für einen Freund der Toleranz, behauptete aber, man dürfe keinen Dank für Alles, was man für die Catholiken thun würde, erwarten; sie wünschten die ganze Nation zu bekehren, und es bedürfe großer Anstrengungen, um die Vorschritte des Papstthums zu hemmen. Als Attorney-General erklärte sich Perceval für einen eifrigen Sachwalter der Union Irlands. Unter Addingtons Administration vertheidigte er mit vielem Nachdruck die Bill zu Abschaffung der in der Marine vorhandenen Mißbräuche, und wurde bei dieser Gelegenheit von Lord Temple und der Opposition lebhaft angegriffen. Am 23sten Mai 1803 zeigte sich Perceval in einer kräftigen Rede als den entschlossensten Anhänger des Kriegs mit Frankreich. 1807, zur Zeit der Petition der irländischen Catholiken, sah man ihn sich Foxens Motion zu Gunsten derselben eifrig widersetzen. Nach Pitts Tode kamen Fox und Grenville an die Spitze der Geschäfte. Jener starb schon im October desselben Jahrs. Die Staatsverwaltung ward aus der mächtigen grenvilleschen Familie und der addingtonschen Partei zusammengesetzt. Der König hatte sich diese Minister aufdringen lassen, weil die jenkinsonsche Partei und die von Pitt gebildeten Geschäftsmänner nicht den Muth hatten, gegen so mächtige Männer ein Cabinet zu bilden. Allein als die grenvill-addingtonsche Administration, wie ehemals Fox, für das Interesse der irländischen Catholiken thätig war, und eine Bill ins Parlament brachte, nach welcher den irländischen Catholiken die Bahn zu höhern Ehrenstellen im Heere eröffnet werden sollte, verbanden sich der anglicanische Clerus und die Feinde der Minister, um dem Könige, der ohnehin der Emancipationssache abgeneigt war, ihre Besorgnisse mitzutheilen. Sie, und selbst die Lords Erskine, Sidmouth und Ellenborough, foderten den König bei seinem Gewissen, wegen des bei seiner Thronbesteigung geleisteten Eides auf, jenem Schritte der Minister sich mit seiner ganzen Gewalt zu widersetzen. Der Monarch verlangte hierauf die Zurücknahme der Bill, und begehrte zuletzt von den Ministern ein schriftliches Versprechen, daß sie das gegenwärtig gegen die Catholiken bestehende Beschränkungssystem stets aufrecht erhalten wollten. Da sie das letztere, wie man voraussehen konnte, verweigerten, so entließ der König im J. 1807 das ganze Ministerium, und ernannte aus den Ersten der Torypfamilien, der jenkinsonschen Partei und den von William Pitt ehemals schon emporgehobenen Geschäftsmännern ein neues, in welches Spencer Perceval als Unterschatzmeister und Schatzkammerkanzler an Petty's Stelle eintrat. An der Spitze der Administration stand der Herzog von Portland. Ungeachtet des heftigen Tadels der Opposition, welcher unter andern die Expedition gegen Copenhagen und die Führung des Kriegs überhaupt

traf, blieben die Minister standhaft in ihren Anstrengungen gegen Napoleons immer mehr um sich greifende Continentalmacht. Sie setzten ihr die Cabinetsordre vom 11ten und 28sten November und vom 3ten December 1807 entgegen, durch welche die Blokade aller französischen und mit Frankreich in Verbindung stehenden Häfen zum Gesetze des brittischen Seecodex erhoben wurde. Dadurch litt das ganze brittische Manufactur- und Handelssystem eine vielen Einzelnen sehr schmerzhafte Erschütterung; und es wurzelte nach und nach der Haß gegen die Minister bei der Partei der Unzufriednen, die durch den Krieg verloren hatten, immer tiefer; vorzüglich war das Elend groß zu Birmingham. So sehr die Minister auf dieser Seite an Popularität verloren, so viel gewannen sie auf der andern durch ihre Abneigung, die Forderungen der irländischen Catholiken zu begünstigen. Das Geschrei: kein Papstthum! No Popery! erschallte von einem Ende Englands bis zum Andern. Eine Adresse Percevals an seine Machtgeber brachte ihren Religionseifer in Bewegung, und die Corporation von Northampton zeigte sich unter der Regierung Georgs III. als eben so entschiedne Gegnerin des Papstthums, wie zu den Zeiten der Königin Elisabeth. Vergeblich bot die Opposition alle ihre Kräfte auf; die große Mehrheit entschied für die neuen Minister. Perceval handelte hierin ganz nach seiner Ueberzeugung; denn er war ein redlicher Mann. Die hämische Bemerkung eines französischen Journalisten, welche Privatrücksichten dabei vorauszusetzen scheint, wird durch den Charakter des Ministers widerlegt. Jener Journalist sagt nämlich im Journal de l'Empire: zwei Thatsachen seyen vielleicht zur Erklärung von Percevals Betragen nicht ganz gleichgültig. Erstens sey sein älterer Bruder, Lord Egmont, in Irland Eigenthümer von 120,000 Morgen Landes, die durch Confiscation den Catholiken abgenommen wären. Dann sey Percevals andrer Bruder, Lord Arden, Secretär der Admiralität. Der Ertrag dieser Stelle aber sey zu Friedenszeiten so viel wie Nichts, zu Kriegszeiten ungeheuer groß. Dieser Umstand, meint der Franzose, könnte wohl einigen Einfluß auf Percevals unwandelbaren Widerwillen gegen den Frieden gehabt, jener Umstand aber mit seinem Eifer gegen die Emancipation zusammengehangen haben! — Perceval, dessen Privatleben exemplarisch war, und den man als öffentlichen Beamten wegen seiner Leutseligkeit und Biederkeit achtete, konnte nicht durch unedle Beweggründe beherrscht werden. Als Redner war er lebhaft, klar, fließend, schlußrecht. Er besaß weder den natürlichen Witz des Lord North, noch die eindringende Folgerungskunst von dessen Nebenbuhler, Carl Fox, und noch viel weniger die imponirende Beredsamkeit seines Vorgängers, William Pitt; aber er wußte sich in der Kammer der Gemeinen Gehör zu verschaffen, die Gemüther zu leiten, und seine Zuhörer zu überzeugen. Er löst'te glücklich das Problem der Finanznoth. Sein Budget für das J. 1808 und das für das J. 1809 wurde durch große Stimmenmehrheit bewilligt; und allgemein ließ man seiner Verwaltung der Finanzen Gerechtigkeit wiederfahren. Allein mehrere heftige Angriffe, die im Parlamente und selbst von der londoner Bürgerschaft, vermöge des in der brittischen Verfassung gegründeten Rechts der Petitionen, gegen die Minister unternommen wurden, erschütterten das Ansehn der bisherigen Administration; dazu kam der politische Zweikampf zwischen Canning und Castlereagh, der das Publicum mit Caricaturen über den Text: Our privy Council fighting (der geheime Rath in Zweikampf), belustigte, und der Tod des ersten Lords Portland. Canning und Castlereagh legten ihre Stellen nieder, und Spen-

cer Perceval kam im October 1809 als erster Lord der Schatzkam
an die Spitze der neuen Administration. Diese war aber nicht glüc
zusammengesetzt. Grey und Grenville, die besonders eingeladen wa
weigerten sich geradezu, an der Organisation Theil zu nehmen. J
lenkte das Fest des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums (25sten O
ber 1809) Georgs III. die Aufmerksamkeit der Nation von jenem
genstande ab. Jetzt wurden aber die Folgen des Continentalsyst
und der Geldverlust durch die ungeheuern Rüstungen und Subsi
in England immer drückender. Man sah fast nichts als Papier. Gl
wohl ward jeder Friedensantrag, der mit der Würde und dem In
esse Großbritanniens stritt, abgelehnt, und sogar die Unterhandl
zu Morlaix über die Auswechselung der Gefangenen abgebrochen.
Regierung erklärte fest ihre Theilnahme an der Sache der Völker,
frei zu seyn noch die Kraft hatten. Mochten im Oberhause Lord G
ville, im Unterhause Lord Gower und Ponsonby gegen das Krieg
stem der Minister declamiren; Harrowby, Castlereagh, Canning
Perceval vertheidigten dennoch siegend das System der Regierung.
behaupteten sogar, was auch die Folge zeigte, Frankreichs gehä
Maßregeln gegen die Hauptquellen des englischen Wohlstandes hä
durchaus keine dauernden und allgemeinen Nachtheile hervorgebr
Um die Standhaftigkeit der Minister in ihrer Ansicht von dem H
Europa's zu würdigen, muß man den heftigen Ton der Gegenpa
kennen, in welchem diese, nach der brittischen Verfassung, in und
ser dem Parlamente sprechen durfte. Merkwürdig ist daher jene in n
als einer Hinsicht auffallende und die Thatsachen absichtlich entstell
Schilderung, welche als Oppositionsblatt, das Morning Chron
ohne eine Rüge fürchten zu müssen, im Genusse der Preßfreiheit,
Liverpools und Percevals ministerieller Administration damals mac
„eine neutrale Macht (Dänemark) während des Friedens verräther
angefallen, ihre Hauptstadt in Asche verwandelt, und ihre Einwoh
unter den Trümmern begraben! Rußland gezwungen, uns zu bek
gen! Schweden, Englands treuster Bundesgenosse, völlig für uns
loren; zwei englische Armeen in Spanien hingeopfert; keine Diver
zu Gunsten Oesterreichs (im J. 1809) gemacht; eine zu späte Exp
tion (nach Walchern) durch schändliche Unfälle geendigt; Amerika
richter Weise zum Kriege herausgefodert (was im J. 1812 erst erfolg
Dies sind die Wohlthaten von Liverpools (Staatssecretairs für
Kriegswesen) und Percevals Geschäftsführung, — und doch lassen
uns von diesen Menschen regieren!! Armes England! Armes Euro
Glücklicher, o drei Mal glücklicher Bonaparte!!" — Diese Spr
führten das Morning Chronicle im J. 1810, und die Opposition;
Beweis, wie sehr die irren, welche stets bei der Opposition das le
dige Gefühl für Wahrheit und Recht suchen. Auch die lond
Bürgerschaft ergriff heftige Maßregeln gegen die Minister. Sie
derte eine Parlamentsreform; und als der König ihr nicht gestatt
persönlich die Adresse wegen der Schelde-Expedition ihm zu überge
faßte sie den 24sten Januar 1810 unter dem Vorsitze des Lord Ma
den Beschluß: „daß die Minister Sr. Maj., indem sie jenen Zut
zum Souverän den Bürgern verweigert, ein altes Privilegium verl
die Bürgerschaft beleidigt, einen der Freiheit des Volks und dem
teresse der Krone zuwiderlaufenden Despotismus gezeigt, und i
schändlichen Administration einen neuen Flecken dadurch hinzuge
hätten!" u. s. w. Lord Cochrane und Sir Francis Burdett stel
sich an die Spitze der Volksversammlungen, welche nachdrückliche V

tellungen wegen einer Parlamentsreform einreichten. Zum achten Ma-
e, seit 1733, kam den 21sten Mai 1810 diese Frage im Unterhause in
Berathung; aber die Minister siegten auch diesmal, wozu Burdetts
Verhaftung, die er durch Verletzung der Privilegien des Hauses sich
ugezogen, und die bei diesem Anlaß vom Pöbel begangenen Ausschwei-
ungen viel mit beitrugen. Als nämlich Burdett erklärte, daß er, ehe
r sich verhaften ließe, Gewalt mit Gewalt vertreiben würde, so nahm
er Pöbel für seinen Helden Partei, und tobte auf den Straßen mit
em Geschrei: Burdett for ever, Burdett für immer! — warf darauf
n den Häusern der Gegner Burdetts, bei Castlereagh, Perceval u. A.
ie Fenster ein, trotzte der Riot-Acte, den Truppen selbst, und ward
icht ohne Blutvergießen aus einander getrieben. Diese Unruhen wur-
en unterdrückt, ließen aber in vielen Gemüthern den Keim der Er-
itterung gegen die Minister zurück. Dazu kam der Aufruhr in Ir-
and, im September 1810, wo das Volk die Aufhebung der Unions-
cte foderte, und wo der verfolgungssüchtige Religionssectenhaß den
Bürgerkrieg im J. 1811 entzündete. Selbst in Ostindien entstand eine
Insurrection unter den Truppen der Compagnie, die aber nach der
Zerstreuung der Empörer und der Gefangennehmung eines Haupttrebel-
en, des Capitains Mackintosh, unterdrückt wurde. Das wichtigste
Ereigniß aber, welches die Minister beschäftigte, war die Errichtung
er Regentschaft im November und December 1810, welche bei dem
Wahnsinn Georgs III., der schon im J. 1788 in eine Verstandeszer-
üttung gefallen war, jetzt mehr als jemals nöthig schien. Die Oppo-
ition drang endlich gegen den Willen der Minister mit dem Vorschlage
urch, daß unverzüglich eine Regentschaft errichtet würde. Der Prinz
on Wallis verwarf zwar den von den Ministern ihm übersandten Plan
u der einzurichtenden Regentschaft, weil dieser die Vorrechte der Kro-
e, so lange sich der Regent in dem Besitze derselben befände, auf ge-
isse Weise beschränkte; allein die Minister legten ihn dem Parlamente
or, und ihre Vorschläge wurden, ungeachtet des heftigsten Wider-
pruchs der Opposition und der von den königlichen Prinzen, so wie
on mehreren eingelegten Protestationen, von beiden Kammern in der
Hauptsache angenommen. Dem Regenten ward nämlich das Recht,
Pairs zu ernennen, völlig abgesprochen; durch diese Bestimmung blieben
die Minister der Stimmenmehrheit in beiden Häusern gewiß. Perceval
war bei dieser Sache vorzüglich thätig. Auch stand er an der Spitze
der Abgeordneten des Unterhauses, welche nebst den Deputirten des
Oberhauses, den 10ten Januar 1811, die Beschlüsse beider Häuser dem
Prinzen überbrachten, welcher hierauf, trotz der gemachten Einschrän-
kungen, die Regentenwürde annahm. Die allgemeine Vermuthung aber,
der Prinz werde die bisherigen Minister entfernen, und aus den bedeu-
tendsten Männern der pittischen und foxischen Parteien ein neues Mi-
nisterium zusammensetzen, ward nicht erfüllt, weil die Aerzte die Ge-
nesung des Königs nicht für unwahrscheinlich hielten. Bei der Beibe-
haltung der alten Minister war also auch an keine Veränderung des
politischen Systems zu denken, und Perceval sagte in seiner Widerle-
gung der Oppositionsangriffe geradezu: „die schlimmste aller Täuschun-
gen, deren man sich gegen das Volk schuldig machen könne, bleibe die,
daß man es bereden wolle, ein ehrenvoller und sicherer Friede mit Frank-
reich sey gegenwärtig thunlich und möglich. Denn wenn auch England
auf Kosten seiner Ehre einen Frieden mit Frankreich erkaufen wolle, so
dürfe es sich doch gar nicht schmeicheln, darin Sicherheit zu finden.“
— Die Minister beharrten daher fest bei ihrem Blokadesystem, und die

Spannung mit Nord-Amerika erreichte den höchsten Grad. Dag neigte sich die Stimmung der Schweden und Russen immer mehr zu dem gewinnreichen freien Verkehre mit England; und die Mini welche seit dem Ende des J. 1810 das Licenzensystem als Ausweg der Handelssperre angenommen hatten, beriefen sich bei dem Bu von 1811 auf die Vermehrung des englischen Nationalreichthums w rend der letzten Jahre, ungeachtet sie das Sinken des Commercia dits nicht läugnen konnten, welches sie aber aus der Thorheit unkl Speculanten erklärten. Perceval trug selbst darauf an, der Regie 6 Millionen Pfund Sterlinge in Schatzkammerscheinen zu bewilli mit welchen sie hülfsbedürftige Kaufleute unterstützen könnte. Die nister siegten hierin, wie in dem Vorschlage der portugiesischen S dien, wo Withbread und Ponsonby mit großem Nachdruck, aber gebens, gegen Percevals Anträge sich erhoben. Alle diese Kämpfe Minister mit der Opposition schadeten aber jenen in der Meinung Volks, besonders der londner Bürgerschaft. Die Freunde der Pe mentsreform hielten daher am 10ten Juni 1811 eine allgemeine sammlung, deren heftige Beschlüsse, so wie die Menge der Bittsc ten aus vielen Manufacturstädten um Brot, Arbeit und Unterstütz die Minister in nicht geringe Verlegenheit setzten. Der Mangel w groß, daß in mehrern Städten blutige Unruhen ausbrachen; am fährlichsten war der Aufstand zu Nottingham den 12ten November d wo man, so wie an andern Orten die Weberstühle zertrümmerte Straßenraub verübte. Zugleich veranlaßten die strengen Maßre der Regierung stürmische Bewegungen unter den catholischen Irländ für welche im Parlamente mächtige Fürsprecher thätig waren. A Perceval, Wellesley, Liverpool und Eldon gaben in keinem Pu nach; doch ließen sie die fiscalische Untersuchung gegen einige Sti führer der irländischen Catholiken fallen. Jetzt verkündigte das fra sische Amtsblatt, welches alle diese Symptome des Volkshasses g die brittischen Minister sammelte, den nahen Sturz der letztern. J hatte der Prinz Regent die grenvill-foxische Partei für sich gewon so daß er seinem Bruder, dem Herzog von York, die Stelle eines F marschalls der Landmacht, welche dieser im J. 1809 hatte niederl müssen, wieder übertrug. Dies erregte starken, aber vergeblichen derspruch. Im folgenden Jahre wollte der Regent das Ministeri welches er dem Widerstande der Opposition nicht gewachsen glau verändern, und zum Theil mit Grenville und dessen Freunden zen; allein sein Versuch, diese Partei mit den alten Ministern versöhnen, und ihre widersprechenden Grundsätze zu vereinigen, sc gänzlich fehl. Es kam zu starken Erklärungen, und der Regent ord das Ministerium den 28sten März 1812 so, daß die alten Mini Perceval, Liverpool und Castlereagh an der Spitze der Staatsgesc blieben, indem nur wenige Mitglieder der Opposition auf die Seite Ministerialpartei traten. Die Umstände wurden jetzt immer schw ger; Europa befand sich in der gefährlichsten Crisis; der nahe A bruch des Kriegs zwischen Frankreich und Rußland erregte bei den br schen Ministern neue Besorgnisse. Schon erwartete die Opposition, G ville, Grey, Ponsonby u. s. w. den Sturz des Ministeriums, da die G rung unter dem Volke bei der Last des Krieges immer bedenklicher, Verlangen der irländischen Catholiken nach Emancipation immer drin der, und die Aufstände in den Manufacturorten immer wilder wurd allein Perceval blieb in seinem politischen System unerschütterlich; Minister gingen auf die den 17ten April von Frankreich genac

Friedensvorschläge nicht ein; sie veranlaßten vielmehr den Regenten, m 21ßten April die Declaration zu Westminster über die Erhaltung er Seegewalt oder des brittischen Seesystems zu erlassen, und die er- euerten Vorschläge zu Gunsten der Catholiken, für welche selbst der Bruder des Regenten, der Herzog von Sussex, nachdrücklich sprach, urden im April d. J. von beiden Häusern mit großer Stimmenmehr- eit verworfen. Da zerriß plötzlich der Frevel eines gallsüchtigen Schwär- ers den Faden, an welchen er das Schicksal Englands und Europa's ebunden wähnte: das Leben des ersten brittischen Staatsministers Per- eval. Der Unsinnige begriff nicht, daß dieser Minister nur im Geiste es wahren Zustandes der Dinge handelte, von dem er und die Mehr- eit der Nation, so wie jeder freie, wackere Mann auch außerhalb Eng- nd innigst ergriffen war, in welchem Geiste der Prinz Regent selbst ine frühern, von der Politik seines Vaters abweichenden, Ansichten nt den einst von ihm getadelten Grundsätzen des brittischen Ministe- iums zu vertauschen sich bewogen gefunden hatte. — Jene in den brit- schen Annalen unerhörte That geschah am 11ten Mai um 5 Uhr bends, in dem Augenblicke, wo der Gemordete ins Parlamentshaus etreten war, um seinem ministeriellen Berufe zu folgen. Die Kugel es Mörders traf Perceval ins Herz. Er lebte nur noch zwei oder drei Minuten. Whitbread, General Gascoigne und viele andre Mitglieder es Unterhauses eilten auf den Corridor, wo der Pistolenschuß gefallen ar, und brachten den Sterbenden in das Zimmer des Secretärs. Lord rden empfing die letzten Athemzüge seines Bruders. Der General Gascoigne riß dem Mörder die Pistole aus der Hand; er hatte noch ne zweite, gleichfalls mit einer Kugel geladen, bei sich. Nach verüb- r That setzte sich der Mörder in Gegenwart einer Menge von Leuten uf eine Bank, indem er ruhig zu ihnen sagte: „Ich bin der Unglück- che, der den Schuß that.“ Dieser Unglückliche war John James Billingham, Kaufmann zu Liverpool. Er hatte seit einigen Jah- n sein ganzes Vermögen eingebüßt. Ohne allen Privathaß gegen Per- val, war er nur gegen das Ministerium aufgebracht, und richtete also ine Rache gegen dessen Haupt. Die herbeigeholten Gerichtsbeamten efragten die Augenzeugen; Billingham selbst wollte einige Umstände l seiner Rechtfertigung anführen; aber Lord Castlereagh unterbrach n mit der Bemerkung: er solle sie für den Augenblick aufheben, wo r vor Gericht stehen würde. „Gut,“ sagte der Mörder, „so werde ich ich alsdann erklären, und mein Vaterland wird mich richten.“ Er ard sogleich nach Newgate abgeführt. Der Tod des Ministers machte l ganz England den tiefsten und schmerzlichsten Eindruck. Nur einige us dem londoner Pöbel entblödeten sich nicht, wie der Courier und die Times erzählen, dem Mörder ihren Beifall zu bezeugen, und ihm, als r ins Gefängniß geführt wurde, zum Entkommen behülflich seyn zu wol- en. Am 15ten Mai wurde Billingham zu Old-Bailey vor Gericht estellt. Das Gerichtshaus war mit Zuschauern angefüllt. Der Ge- angene beklagte sich vor den Schranken, daß er gewisse Papiere, die er egehrt, nicht erhalten hätte. Der Attorney-General sagte, man habe iese Papiere zur Aufklärung für die Richter zurückbehalten; inzwischen ägen sie auf dem Tische, und er könne diejenigen davon fodern, die er öthig zu haben glaube. Der Sachwalter des Angeklagten erwiederte, er Mangel dieser Papiere habe ihn gehindert, seine Vertheidigung vor- ubereiten. Hierauf übergab er dem Gericht ein Certificat, woraus her- orzugehn schien, daß Billingham mehrere Jahre hindurch an einer Geistesverwirrung gelitten habe; er fügte aber hinzu, die zum Beweise

dieser Thatsache nöthigten Zeugen befänden sich in so weiter Entfern daß man sie nicht habe herbeischaffen können. Er begehrte also schiebung des Urtheilspruchs, bis man sie habe abhören können. A das Gericht nahm hierauf keine Rücksicht, sondern die Anklag wurde, nachdem die Geschwornen ihren Eid abgelegt hatten, verl Sodann vernahm man die Zeugen, und Einige unter ihnen äuß ebenfalls die Meinung, daß der Angeklagte verrückt sey. Nachdem hierauf Billinghams Vertheidigung angehört hatte, der in einer ordentlich gesprochenen Rede die Minister weitläuftig der Ungerechti und Grausamkeit anklagte, begaben sich die Geschwornen bei Seite, erklärten nach zehn Minuten den Gefangenen des vorbedachten Mo schuldig. In Folge dessen verurtheilte ihn das Gericht zum Ga Dieses Urtheil wurde am 18ten Mai vollzogen. — Ueber Percevals C rakter als Privatmann, als Gatte und Vater war nur eine Sti der öffentlichen Achtung. Ueber seine Regierungsgrundsätze, die er unerschütterlichem Muthe klar und fest, bei dem größten Widerst der Gegenpartei und unter den gefahrvollsten Ereignissen, in einer die man die Crisis des Schicksals von Europa nennen konnte, st haft behauptete, hat die Zeit gerichtet: er sollte den Triumph der E Europa's und den hohen Ruhm seines Vaterlandes, dem er mit brittischem Herzen ergeben war, nicht erleben. Treu und uneigenn in seinem Berufe fiel er ein Opfer des blinden, durch kurzsichtige sellsüchtige Schreier angefachten, politischen Parteihasses, ohne Seinigen Vermögen zu hinterlassen. Das Parlament ehrte sein An ken, indem es seiner Witwe und seinen Kindern einen Jahrgehalt 2000 Pf. St. aussetzte. K.

Percival, richtiger Parzival, s. Troubadours und sch bische Dichter. Der Verfasser dieses Gedichts, Wolfram v Eschenbach, nach Friedrich Schlegels Urtheil in der Europa, größte deutsche Dichter des Mittelalters, lebte im 12ten und im An des 13ten Jahrhunderts. Er war aus Bayern, und glänzte unter Dichtern auf der Wartburg. Von ihm besitzen wir, außer dem P zival, ein Heldenlied vom trojanischen Kriege, und den Ti rel, ein langes Rittergedicht, die Blüthe des vollendeten Ritterth mystisch und gelehrt, zum Theil auf die Templer berechnet. Urspr lich gehörte der Titurel dem Auslande an, ward aber von dem t schen Dichter nach A. W. Schlegels Meinung höher ausgebildet. Grotzen sahn im Titurel den Spiegel des frommen Ritterthums. erschien im Druck zusammen mit dem Parzival im J. 1477. D seltne Ausgabe ist aber sehr fehlerhaft. Von andern schätzbaren, zum Theil zerstörten Handschriften sind Bruchstücke herausgegeben den, vorzüglich von Docen. S. dessen Sendschreiben über den T rel. Berlin 1810.

Peregrinus Proteus, ein berüchtigter Schwärmer, der in ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Geb. lebte, und Paros in Pontus gebürtig war. Nach vielen Ausschweifungen m er endlich wegen der Ermordung seines Vaters, den er erdrosselte, fl tig werden. Er ging nach Palästina, nahm das Christenthum an, erwarb sich durch seinen fanatischen Eifer, um den er auch ins Gef niß gerieth, den Namen eines Märtyrers. Von allen Seiten be hielt er Unterstützung und Theilnahme, bis endlich der Präfect von rien ihn wieder in Freiheit setzte. Nun begann er aufs neue seine A derungen, wurde wegen seiner Verworfenheit von der Gemeinschaf Christen ausgeschlossen, und nahm das ganze Aeußere eines Cyn

au. Verachtet und verabſcheut wollte er wenigſtens durch eine außerordentliche Handlung enden. Demnach machte er durch ganz Griechenland bekannt, daß er ſich bei den olympiſchen Spielen freiwillig ſelbſt verbrennen werde; ein Unternehmen, das er wirklich im J. 163 nach Chr. Geb. vor einer ungeheuren Menſchenmenge ausführte. — Für uns hat dieſer cyniſche und chriſtliche Schwärmer durch Wielands Roman ein erneutes Intereſſe erhalten.

Pergament iſt ein gegerbtes, mit Kalk gebeiztes und auf beſondre Weiſe zubereitetes Hammel-, Kalb- oder Ziegenfell, welches ſeinen Namen von der Stadt Pergamus in Klein-Aſien erhielt. Plinius ſagt, daß es daſelbſt erfunden worden ſey, was jedoch falſch iſt; denn ſchon im hohen Alterthum ſchrieb man auf rohe und nachher auch auf ſolche Thierhäute, die auf beiden Seiten gegerbt waren. In der Folge wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern bereitet. Schon zu Davids Zeiten hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und Herodot erzählt, daß die Jonier in den älteſten Zeiten auf ungegerbte Hammel- und Ziegenfelle ſchrieben, von denen bloß die Haare abgeſchabt waren. Ptolemäus Philadelphus konnte die Feinheit des Pergaments nicht genug bewundern, auf welches die Abſchrift der heiligen Schrift geſchrieben war, die ihm der hohe Prieſter Eleazar zuſchickte. Dies alles beweiſ't, daß das Pergament nicht in Pergamus erfunden, ſondern nur verbeſſert und in ſo großer Menge verfertigt wurde, daß es den vorzüglichſten Handelszweig dieſer Stadt ausmachte. — Anfangs war das Pergament gelb; in Rom lernte man es weiß machen; nachher gab man ihm auch die violette oder Purpurfarbe auf beiden Seiten. Jetzt weiß man dem Pergament alle Farben zu geben und auch ein gefärbtes durchſichtiges Pergament zu machen.

Pergoleſi (Giovanni Battiſta) war 1704 in dem Städtchen Caſoria in der Nähe von Neapel geboren, und trat 1717 in das nachmals aufgehobne Conſervatorium dei poveri di Gesu-Cristo zu Neapel. Gaetano Greco ſtand damals an der Spitze dieſer berühmten Schule. Dieſer große Meiſter, von dem die Italiener noch jetzt mit Ehrfurcht ſprechen, hatte für ſeinen Zögling eine beſondre Sorgfalt und weihte ihn früh in alle Geheimniſſe ſeiner Kunſt ein. In einem Alter von vierzehn Jahren hatte ſich Pergoleſi in den Schulen ſchon durch verſchiedne Compoſitionen ausgezeichnet, worin die Melodie allen Künſteleien des Contrapunkts aufgeopfert war; kaum aber war er aus dem Conſervatorio getreten, als er ſeine Manier völlig veränderte. Die Werke von Vinci und Haſſe, die er damals hörte und die er ſtudirte, wirkten dieſe Veränderung. Er betrat die von dieſen großen Meiſtern eröffnete Bahn und zeigte ſich würdig, ſie mit ihnen zu durchlaufen. Seine erſten Verſuche gefielen jedoch im Publicum nur wenig. In ſeiner erſten Oper fanden nur einige Arietten Beifall. Der Fürſt von Stigliano, erſter Stallmeiſter des Königs, urtheilte beſſer von den Talenten Pergoleſi's; er nahm ihn unter ſeinen Schutz und verſchaffte ihm von 1730 bis 34 Arbeiten für das Teatro nuovo. In dieſer Zeit ſetzte er auch die Serva Padrona für das Theater von San-Bartolomeo. Aber Pergoleſi's Genie fand keine Befriedigung darin, gewöhnliche Gegenſtände zu behandeln; er ergriff mit Eifer die Gelegenheit, ſich zu Rom durch eine viel wichtigere Compoſition bekannt zu machen und ſchrieb im J. 1735 die Olimpiade für das Theater Tordinone. Aber dieſe Oper, welche zugleich mit Duni's Nerone erſchien, fiel ungerechter Weiſe durch, während eine, die nach des Verfaſſers eignem offnen Geſtändniß von weit geringerem Werth war, allgemein gefiel. Pergoleſi kehrte nach Neapel zurück

und componirte das Dixit und Laudate, das wir von ihm besitzen, wurde durch den vollständigsten Erfolg für die frühern falschen U entschädigt. Indeß nahm seine Gesundheit mit jedem Tage ab; er seit vier Jahren vom Blutauswerfen befallen, wodurch er sichtbar gerieben wurde. Seine Freunde bewogen ihn, nach Torre del G am Fuß des Vesuv, zu ziehen, denn man glaubt, daß Brustkrank leicht und schnell genesen, wenn Heilung möglich ist, im entge setzten Fall aber auch schneller unterliegen. Hier componirte Per sein berühmtes Stabat, die Cantate, Orfeo und das Salve Regina, ches sein letztes Werk war. Im J. 1737 waren seine Kräfte ersch er starb, als eben sein Ruf anfing, sich über ganz Europa zu ve ten. Die Theater wie die Kirchen ertönten von seinen Werken; in gab man seine Olimpiade aufs neue und mit der größten Pr und je gleichgültiger man anfangs dagegen gewesen, desto mehr be derte man jetzt ihre Schönheiten. Nach dem allgemeinen Urthei Italiener hat im musikalischen Ausdruck ihn niemand übertroffen; sie werfen ihm die repetizioni, einen abgebrochnen Styl, und daß weilen den Gesang der Wirkung der Begleitung aufgeopfert habe, Außerdem erscheint ihnen seine ganze Art etwas schwermüthig und lancholisch, welches vielleicht von seiner Körperschwäche herrührt. hat ihn wohl den Dominichino in der Musik genannt.

Pericopen (griechisch) heißen die biblischen Stellen, welch dem öffentlichen Gottesdienste zu Vorlesungen vor dem Altar un Texte der Predigten gebraucht werden. Die Auswahl derselben s in den ersten Jahrhunderten der Willkür der Geistlichen überlasse wesen zu seyn, im 4ten Jahrhundert wurde sie auf die kanon Schriften des alten und neuen Testaments beschränkt und im 6ten hundert vom Papst Gregor dem Großen durch ein eignes Lectionä bestimmt, welches Carl der Große bei dem in seinem Reiche einge ten Homiliarium zum Grunde legte. Ihm verdanken wir daher d alle Sonn- und Festtage im Kirchenjahre vorgeschriebnen Evan und Episteln, welche Luther bei der Reformation für seine Parte behielt. Er sagt selbst, daß nur die Unwissenheit der Geistlichen Zeit ihn vermocht hätte, in dieser Hinsicht beim Alten zu bleiben, es gerade über diese Texte die meisten Postillen gab. Die refor Kirche hingegen ließ ihren Predigern sogleich die Freiheit zur Aus der Texte bei öffentlichen Vorträgen und auch in der lutherischen man neuerdings die Mängel jener alten Pericopenwahl stark genug em den, um, wie schon gegen Ende des 18ten Jahrhunderts in Dänem Würtemberg, Baden und einigen kleinern deutschen Staaten und Reinhards Antrieb für die Jahre 1810 und 1811 auch im König Sachsen geschehen ist, neugewählte Reihenfolgen biblischer Absch oder Texte liturgisch vorzuschreiben. Ueberdies sind in Sachsen Wiedereintritt der alten Pericopen 1812 einige unzweckmäßige wegge und in der neuen sächsischen Agende fruchtbarere Texte an ihre S gesetzt worden. In wie fern der dem geistvollen und in der Bibe legung geübten Prediger allerdings lästige Pericopenzwang, die kirchliche Vorschrift über bestimmte Texte zu predigen, überh abzuschaffen sey, läßt sich schwer entscheiden. Noch giebt es Pre genug, die diese dem Geiste des Protestantismus allerdings angem Maßregel in Verlegenheit setzen oder zu Mißgriffen verleiten könnte unter allen zur Bewerkstelligung derselben vorgeschlagnen Modificat scheint die Einrichtung, daß jeder Prediger im Voraus jährlich halbjährig von ihm selbst gewählte Texte den Ephorien und Consis

zur Prüfung einreiche und dann über die genehmigten oder an der Stelle der verworfnen eingeschalteten predige, den vorwaltenden Bedenklichkeiten noch am besten zu begegnen. In der catholischen Kirche gelten die alten Pericopen als Bestandtheile der Liturgie am Altare noch unverändert, jedoch hängt die mehrere oder mindere Freiheit in der Wahl der Predigttexte von der Liberalität und Connivenz der Bischöfe und ihrer Vicarien ab.

E.

Perikles, einer der berühmtesten Staatsmänner Griechenlands, in dessen Zeitalter die Blüthezeit der griechischen Wissenschaft und Kunst fiel, war zu Athen geboren, und der Sohn des durch den Sieg bei Mykale über die Perser bekannten Feldherrn Xanthippus. Er empfing eine liberale Erziehung, wie sie unter den vornehmen Athenienſern gewöhnlich war. Unter seinen Lehrern war auch ein gewisser Damon, der unter dem Schein, ihm die Musik zu lehren, ihn in der Politik unterrichtete. Ein andrer seiner Lehrer war der berühmte Philosoph Anaxagoras, durch dessen Lehrstunden er mit den Erscheinungen der Natur bekannt, und dadurch von der Furcht und dem Aberglauben des gemeinen Volks befreit wurde. Auch den Unterricht des Zeno von Elea genoß er, eines berühmten Philosophen und großen Meisters in der Disputirkunst. Unter so ausgezeichneten Lehrern erwarb er bei großen natürlichen Anlagen und einem durchdringenden Verstande eine Erhabenheit der Gesinnung und Stärke des Charakters, wodurch es ihm gelang, lange Zeit eine fast unbeschränkte Gewalt über ein Volk auszuüben, das schwerer als irgend ein andres zu beherrschen war. Perikles war durch seine Familienverhältnisse mit der Aristokratie verbunden; aber theils wegen der Eifersucht, womit der große Haufe diese Partei betrachtete, in deren Händen die eigentliche Staatsgewalt ruhte, theils da der erste Posten unter dem Adel bereits von Cimon eingenommen war, hielt er sich anfänglich von den Angelegenheiten des Staats zurück, und bewarb sich dagegen um die Gunst und das Vertrauen der Volkspartei. Das Betragen, welches er annahm, war dem Betragen des Cimon ganz entgegengesetzt. Dieser zeigte sich glänzend und gesellig; er dagegen vermied alle Gastmähler und öffentlichen Vergnügen, empfieng weder, noch machte er Besuche, erschien nie anders öffentlich als im Prytaneum und in der Volksversammlung, und benahm sich allenthalben mit Ernst und Würde. Da er nicht ein Mitglied des Areopagus war, so bemühte er sich, das Ansehen desselben zu schwächen, und trieb seinen Freund Ephialtes an, das Volk eifersüchtig auf dieses Gericht zu machen, und ein Decret zu bewirken, welches die meisten Streitigkeiten, die vor demselben untersucht und entschieden wurden, andern Gerichtshöfen übertrug. Seine Beredsamkeit war erhaben, würdevoll und kräftig, und er wußte damit so mächtig zu wirken, daß von ihm gesagt wurde, er donnere und blitze in seinen Reden. Mit großer Sorgfalt vermied er alles, was dem Volke mißfallen konnte, und wiewohl er seine Reden niederschrieb, bevor er sie hielt, so schien es ihm doch wahrscheinlich der Vorsicht gemäß, sie nachher nicht aufzubewahren. Die Geduld, mit der er Beleidigungen zu ertragen wußte, war seinem Emporsteigen günstig. Als ein Beispiel dieser Herrschaft über seine Gefühle wird erzählt, daß, als er einst Abends aus der Volksversammlung von einem gemeinen Bürger mit Schmähungen bis vor sein Haus begleitet worden, er einem Diener befohlen habe, eine Fackel anzuzünden, und dem Mann heim zu leuchten. Nachdem die Volkspartei die Anklage des Cimon bewirkt hatte, wurde Perikles zu einem der Richter ernannt. Er betrug sich indeß hier mit vieler Mäßigung, und sprach von seinem großen Mitbür-

ger mit der schuldigen Achtung. Die Verbannung seines Nebenbu eröffnete seinen ehrgeizigen Planen endlich ein freies Feld. Da C das Volk gespeis't und gekleidet hatte, so setzte Perikles es durch, die Bedürftigen aus dem öffentlichen Schatz unterstützt wurden. dem Kriege, welcher 458 vor Ch. Geb. zwischen den Athenienfern Lacedämoniern ausbrach, gab sich Perikles in der unglücklichen Sch bei Tanagra den größten persönlichen Gefahren Preis, und fiel darauf glücklich mit einer Flotte und einem kleinen Heere in den P ponnes ein. Dem Volke zu schmeicheln, das die Rückkehr des C wünschte, schlug er selbst einen Volksbeschluß vor, wodurch derselb rückgerufen wurde; ins geheim aber soll er mittelst seiner Schwester Uebereinkunft mit Cimon getroffen haben, der zufolge der Oberb auswärts dem Cimon, die Leitung der Staatsangelegenheiten zu H aber dem Perikles überlassen seyn sollte. Durch des Cimon Tod wurde er vollkommen Herr von Athen; denn wiewohl die aristokra Partei ihm den Thucydides, des Melesias Sohn, einen Anverwa des Cimon, entgegenstellte, so war dieser dem Perikles doch zu n gewachsen, um ihm gefährlich zu werden. Perikles Ueberlegenheit aus der Aeußerung des Thucydides über ihren Streit selbst be „Wenn ich ihn auch zu Boden werfe," sagte dieser einst zu dem zanischen König Archidamus, „so sagt er doch, daß er nie danieder gen, und überredet selbst die Zuschauer, daß sie ihm glauben." Je sann Perikles darauf, die Aufmerksamkeit des Volks zu beschäft entweder durch Aussendung neuer Colonien oder durch kriegeri Unternehmunger. Durch die großen öffentlichen Werke, die er e ten ließ, schmeichelte er der Eitelkeit der Athenienser, indem er durch ihre Stadt verschönerte, und beschäftigte zugleich eine Menge Arbeitern und Künstlern. Um die Kosten dieser großen Unterneh gen bestreiten zu können, ließ er den öffentlichen Schatz Grie lands von Delos nach Athen bringen, und wußte diese Treulos durch die Erklärung zu rechtfertigen, daß, da dieses Geld zur Ver digung gegen die Barbaren erhoben worden, die Athenienser aber ihre alleinigen Anstrengungen diesen Zweck erreicht hätten, die Ver deten auch kein Recht weiter hätten, nach der Verwendung des G zu fragen. Seine persönliche Rechtschaffenheit in allen Geldangel heiten war über jeden Argwohn erhaben, wovon ein merkwürdiges spiel angeführt wird. Während einer Unternehmung gegen Eubö len die Lacedämonier als Bundesgenossen der Megarenser in Attica Perikles wußte diesen Angriff durch Bestechung des Vormundes spartanischen Königs abzuwenden. Als er nachher Rechnung abl setzte er die Summe von zehn Talenten zu einer geheimen, aber n chen Ausgabe an, und die Athenienser begnügten sich damit, ohne tere Auskunft zu verlangen. Da er von den Feindseligkeiten gegen böa nicht abließ, so machte er sich endlich ganz zum Herrn dieser tigen Insel (447 vor Chr. Geb.); bald darauf schloß er einen Wa stillstand mit den Spartanern auf dreißig Jahre. Die Macht des g Haufens zu beschränken, die er bisher immer mehr und mehr erw hatte, setzte er die Erneuerung eines alten Gesetzes durch, nach we nur der Sohn eines Bürgers und einer Bürgerin von Athen wied einen athenienfischen Bürger gelten sollte, und ließ dem gemäß Menschen, die bisher frei gewesen waren, als Sclaven verkaufen. Handlung, die zugleich Perikles großen Einfluß beweis't, hatte Zweifel den Beifall der Mehrzahl unter den Bürgern, deren A durch diese Verminderung ihrer Zahl stieg. Den Waffenstillstand den Spartanern benutzte Perikles, um die Samier zu bekriegen

vor Chr. Geb.) Zu diesem Kriege soll er zum Theil durch die Aspasia bewogen worden seyn; über den Grund dieser Behauptung, so wie über Beider Verhältniß haben wir unter dem Art. Aspasia gesprochen. Die Unternehmung gegen Samos, auf welcher Aspasia den Perikles begleitete, endigte mit der Unterwerfung der Insel und der Wiederherstellung der demokratischen Regierung auf ihr. Die Samier empörten sich bald darauf, und vertrieben die athenienſische Besatzung, wurden aber durch eine Niederlage zur See und durch die Belagerung ihrer Stadt aufs neue von Perikles zur Unterwerfung gezwungen. Bei seiner Rückkehr hielt er zu Athen jene berühmte Trauerrede zum Andenken der Gebliebnen, welche von seinen Landsleuten mit so großem Enthusiasmus aufgenommen wurde, daß sich die Frauen um ihn drängten und sein Haupt mit Kränzen schmückten. Als endlich in dem Kampf der Parteien Thucydides zur Verbannung verurtheilt worden, wurde das Ansehn des Perikles noch überwiegender, bis endlich die Eifersucht der Athenienser erwachte, welche die Hoffnungen jetzt nicht mehr hegten, die ihnen die Ereignisse vor Ausbruch des peloponnesischen Kriegs eröffnet hatten. Einige seiner Freunde wurden verfolgt: Anaxagoras, sein verehrter Lehrer wurde der Irreligion beschuldigt; Aspasia wurde öffentlich wegen ihres Verhältnisses zu Perikles angeklagt. Er selbst führte ihre Sache, und fühlte sich davon so ergriffen, daß er ohne Rücksicht auf seine Würde Thränen vergoß. Er bewirkte ihre Lossprechung, den Anaxagoras aber entzog er dadurch den Angriffen seiner Feinde, daß er ihn unter seiner eignen Begleitung aus Attica führte. Als die Spartaner, welche sich der kleinern griechischen Staaten annahmen, ihre Forderungen, diesen den zugefügten Schaden zu ersetzen, nach Athen gelangen ließen, unter Androhung eines Kriegs auf den Weigerungsfall, überredete Perikles die Athenienser, die Bedingungen zu verwerfen, und wurde dadurch der Urheber des langen und verderblichen peloponnesischen Kriegs, von welchem wir in einem eignen Artikel gesprochen haben. Sein Betragen wird von Einigen dem Bestreben zugeschrieben, seine Landsleute so viel möglich zu beschäftigen, um ihnen keine Zeit übrig zu lassen, auf die beabsichtigten Anklagen seiner Feinde zu achten. Wahrscheinlicher jedoch ist es, daß Perikles, von seinen stolzen Begriffen von der Hoheit und Würde der athenienſischen Republik irre geleitet, darauf drang, nichts zu bewilligen, besonders da sein eignes Ansehn dadurch zu Grunde gerichtet worden wäre. Als der Krieg im J. 431 begann, war Perikles der Meinung, daß die Athenienser die Vertheidigung ihrer Ländereien aufgeben, und ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Befestigung der Stadt und Ausrüstung der Flotte wenden sollten. Dem gemäß ließ er, als ihm der Oberbefehl übertragen worden, das überlegene Heer der Spartaner und ihrer Bundesgenossen ohne Widerstand, trotz des Murrens der Athenienser, bis Acharnä in Attica vorrücken; aber er schickte zu derselben Zeit eine furchtbare Flotte nach den Küsten des Peloponnesus, nach Locris und Aegina, welche die in Attica begangnen Plünderungen doppelt rächte. Nachdem aber die Peloponnesier sich zurückgezogen hätten, machte er selbst einen Einfall in das Gebiet der Megarenser, welche die Hauptursache des Kriegs waren. Am Schlusse dieses Feldzugs hielt er mit hinreißender Beredsamkeit auf die im Dienste des Vaterlandes Gebliebenen eine Rede. Im nächsten Jahre brach die denkwürdige Pest in Athen aus, die so schreckliche Verheerungen anrichtete, daß Perikles seines ganzen Muthes bedurfte, sich selbst und seine Landsleute aufrecht zu erhalten. Um ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen, machte er eine große Rüstung, und segelte damit nach Epidaurus; aber die Sterblichkeit unter seinen Trup-

pen hinderte ihn, irgend etwas wichtiges auszuführen. Er kehrte mit einer geringen Mannschaft zurück, und mußte wahrnehmen, daß es unmöglich sey, den entmuthigten Athenienſern Vertrauen einzuflößen. Er verlor das Commando, und mußte, ohne daß ihm ein beſondres Verbrechen wäre zur Laſt gelegt worden, eine Geldſtrafe bezahlen. Bald aber rief ihn mit gleichem Leichtſinn das Volk wieder an die Spitze der Geſchäfte zurück, und ertheilte ihm eine größere Gewalt, als er je zuvor beſeſſen. Jetzt aber, wo die Sorgen für den Staat ihn ſo vielfach beſchäftigten, trafen ihn auch noch häusliche Sorgen, um ſeinen Geiſt niederzubeugen. Sein älteſter Sohn Xanthippus, der in Zwieſpalt mit ihm gelebt hatte, ſtarb an der Peſt; dieſelbe Todesart raffte ſeine Schweſter und viele ſeiner nächſten Verwandten und Freunde weg; zuletzt ſtarb auch Paralus, ſein einziger ihm noch übriger Sohn von ſeiner erſten Gattin. Dieſer Unfall zwang ihm Thränen ab. Ihn zu tröſten, widerriefen die Athenienſer ſein eignes Geſetz gegen die halbbürtigen Kinder, und ſo trug er ſeinen mit der Aſpaſia gezeugten Sohn in die Bürgerliſte ein. Aber ſeine Kraft war gebrochen. Er verfiel in eine ſchleichende Krankheit, die ſeinen Körper und ſeinen Geiſt aufzehrte. Er ſtarb im 43ſten Jahre der 87ſten Olympiade oder im Jahre vor Chr. Geb. 429. Als er im Sterben lag, und kein Zeichen des Lebens mehr an ihm erſchien, gedachten ſeine das Lager umringenden Freunde unter Wehklagen ſeiner großen Thaten; er aber raffte ſich plötzlich auf und ſagte ihnen: „In dieſen Dingen ſind mir andre gleich, aber zu beſonderm Ruhme rechne ich mir's an, daß nie ein Athenienſer durch mich in Trauer verſetzt worden." — Athen verlor in ihm ſeinen ausgezeichnetſten Bürger, dem, wenn auch ſtrenge Tugend, doch Seelengröße nicht abzuſprechen iſt. Seine Erziehung hatte ſeinen Geiſt aufgehellt, und über die Vorurtheile ſeines Zeitalters erhoben. Seinem Vaterlande das Uebergewicht über alle griechiſchen Staaten zu verſchaffen, war ſein Beſtreben, und wirklich behauptete Athen, ſo lange dieſer große Bürger ihm vorſtand, nicht bloß in geiſtiger, ſondern auch in politiſcher Rückſicht den erſten Rang. Ihm verdankt Athen ſeine ſchönſten Zierden, das Parthenon, das Odeum, die Vorhalle der Burg, die großen Mauern und zahlreiche Statuen und andre Kunſtwerke, von deren Vollkommenheit die vorhandenen Ueberreſte uns einen Begriff geben. Die Blüthe der griechiſchen Kunſt, das Zeitalter des Phidias, fiel mit Perikles Zeit zuſammen. So iſt mit Perikles Namen der Begriff der ſchönſten Periode für Athens Kunſt, Wiſſenſchaft und Macht verbunden, und trifft ihn der Vorwurf, daß er Athen an den Abgrund geführt, den es herabſtürzen mußte, ſo gebührt ihm auch das Lob, viel dazu beigetragen zu haben, daß es in geiſtiger Hinſicht für immer die Königin aller Staaten des Alterthums blieb und auch für uns bleiben wird.

Periode. Das Wort Periode bedeutet nicht bloß einen *Wort-*, ſondern auch einen *Zeitkreis*, und den von demſelben eingeſchloßnen *Zeitraum*, daher wird ein größrer Zeitraum in mehrere *Zeitabſchnitte* getheilt, die ebenfalls Perioden heißen. In dieſem Sinn braucht das Wort der Aſtronom und der Chronolog; jener, um das Wiederkehren einer und derſelben kreisförmigen Bewegung auszudrücken, dieſer um einen Cyclus von mehrern Jahren zu bezeichnen, der den Kreislauf des Jahres mit den Mondwechſeln in Harmonie bringt. Der Aſtronom verſteht daher unter dem *periodiſchen* Monat eine Zeit von 27 Tagen 7 Stunden 43′ 11″, nach welcher der Mond, indem er täglich etwa um 13 Grad am Himmel von Abend gegen Morgen fortrückt, wieder bei denſelben Fixſternen ankommt. In der Chronologie aber konnten richtige Zeitkreiſe erſt dann gefunden werden, als die Aſtro-

omie die wahre Bewegung der Weltkörper in ihren gegenseitigen Beiehungen erkannt hatte. Daher ist die Chronologie der alten Völker ehr verworren. Die berühmtesten Perioden der Griechen waren: der 9jährige Cyclus des Meton von 6940 Tagen, nach welchem sie seit 32 vor Chr. Geb. ihre astronomischen Calender verfertigten, die im J. 30 aufgestellte Periode des Kalippus, oder die Epoche des Alexander, welche 76 Jahre weniger einen Tag zusammenfaßte; die noch vollkommnere hipparchische Periode von 304 Jahren, welche das ropische Sonnenjahr nur um 6 Minuten 26 Secunden zu lang annahm. Die von Joseph Scaliger erdachte, sogenannte julianische Periode, in Zeitkreis von 7980 julianischen Jahren, sollte die verschiednen Bechnungen des Jahres der Geburt Christi seit Erschaffung der Welt nit einander vergleichen. Nach Ablauf derselben erneuern sich zugleich ie drei chronologischen Cykel, der 28jährige Sonnencykel, der 19jährige Mondcykel und der 15jährige Indictionscykel. Das Jahr der Geb. Chr. n der P. I. ist 4714. Sie wird nicht mehr gebraucht, da man jetzt ach Jahren vor und nach Christi Geburt zählt. In der Geschichte ezeichnen Perioden Zeitabschnitte, welche durch Epoche machende Begebenheiten, d. i. solche, die einem Zeitalter eine eigenthümliche Gealt geben, bestimmt werden. Die Universalgeschichte kann synchroistisch nur nach verständig abgegränzten Perioden, deren jede das ichtig componirte Gemählde eines Zeitalters, oder die Darstellung des Charakteristischen eines gewissen Zeitraums, seyn soll, vorgetragen werden. Die Alten erzählten die allgemeine Geschichte ethnographisch, dann hronologisch und annalistisch. Nach Jahrhunderten, und mit Abschnitten in jedem Jahrhundert, ordneten den Stoff der Weltgeschichte Leon. Offerhaus in seinem schätzbaren Compendium Historiae universalis, . Schröckhii. L. 1778, II. 8.; Bossuet in seinem Discours sur 'histoire universelle u. A. m. Allein die historische Kunst gibt der Methode den Vorzug, welche die allgemeine Geschichte sowohl als die Specialgeschichte nach Perioden, oder nach Zeiträumen, die durch wichige folgenreiche Begebenheiten geschieden werden, vorträgt. Dieser Methode sind gefolgt: Voltaire in seinem Essai sur l'histoire generale; Millot, Condillac, Gatterer, Schlözer, Remer, Eichhorn, Wachler und überhaupt die vorzüglicheren neuern Historiker. Die Kunst besteht in der richtigen Feststellung der Perioden nach universalhistorischen Blicken, und in der Anordnung des Stoffes nach dem Charakter jedes Zeitraumes. Bei der Abgränzung der Perioden der Universalgeschichte müssen die Zeitpunkte, auf welche in mehreren Theilen der Erde gleichzeitig solche Begebenheiten fallen, die einen neuen Zustand der Dinge herbeiführten, vorzugsweise als Scheidepunkte ausgehoben werden. Unter den Begebenheiten aber verdienen die den Vorzug, welche aus der Größe guter Menschen hervorgegangen sind. Denn große Männer sind der Leitstern der Völker und der Menschheit. Jahrhunderte erfreuen sich ihres Glanzes, und zahlreiche Geschlechter folgen den neuen durch sie beleuchteten Bahnen. Jeder wahrhaft große Mann macht Epoche in der Weltgeschichte. Der Gesichtspunkt der Cultur und der bürgerlichen Freiheit, in wie fern beide durch Religionsstifter und Gesetzgeber vorbereitet, aus dem Ackerbau und dem Eigenthum, aus der Kunst und der Wissenschaft, aus dem Handel und dem Nationalsinn der Völker erblühen, ist universalhistorisch wichtiger, als der Gesichtspunkt der Macht. Es gibt noch keine Universalgeschichte, deren Periodenbau biographisch angelegt wäre. Bredow hatte den Plan dazu gefaßt. Doch hat jeder gute Historiker in seiner Composition bald mehr, bald weniger, mit sichtbarer Vorliebe zur biographischen Gestaltung sei-

nes Kunstwerks sich hingeneigt. — Die gewöhnlichste Periodenfolge der Universalgeschichte beruht auf der Abtheilung in die alte, mittlere und neuere Geschichte. Nicht die Geburt Christi, sondern der Ursprung der aus den Trümmern des römischen Reichs und aus der Völkerwanderung hervorgegangenen europäischen Völker und Staaten trennt die alte und neue Geschichte. In letzterer scheidet die mittlere Zeit von der neuern die Entdeckung des Seewegs nach beiden Indien und der auf den wissenschaftlichen Aufschwung der Geister gefolgte hellere Zustand des europäischen Gesammtlebens. Columbus und Cook setzten Europa in den Mittelpunkt der Welt: dies bildet den Umfang und den Inhalt der neuern Geschichte. Folgende Abgränzung der einzelnen Perioden, deren Grundlage die jedem Zeitalter durch große Männer gegebene eigenthümliche Gestaltung ist, stehe hier statt anderer, die aus den Geschichtswerken bekannt genug sind. Die Urzeit, oder die Geschichte der Erde vor den Fluthen, ist ein leeres Blatt in der Geschichte; doch ist die Erde selbst eine Hieroglyphe, welche die Physiker zu deuten und mit den mosaischen Urkunden zu vereinigen suchen. Die erste Periode beginnt daher seit den Fluthen, und umfaßt die mythisch-historischen Zeiten bis auf Moses und Cadmus, 1500 vor Chr. Geb. In der zweiten Periode, die zehn Jahrhunderte umspannt, dämmert aus Sagen der Heldenzeit das Licht der Geschichte auf. Mittel-Asien erleuchtet Zoroaster; über Europa geht das homerische Gestirn auf, und Solon gründet die Erhebung der Griechen zur Cultur und Freiheit. Mit dem J. 500 hebt die dritte an, oder das erste Zeitalter der Europäer. Entscheidend für die Selbstständigkeit unseres Welttheils ward der Brand von Sardes im J. 500, und entscheidend für das Staatenschicksal überhaupt die Dictatur in Rom, welche um dieselbe Zeit entstand. Perikles und Sokrates geben ihren Namen diesem Zeitalter, welches das J. 300 von der vierten Periode scheidet. Denn i. J. 301 brach Alexanders Universalmonarchie an einem Tage bei Ipsus in drei Welttheilen zusammen, und in Rom stellte das ogulnische Gesetz die bürgerliche Gleichheit fest. Die Menschheit aber, zu deren Gemeingut in Europa Sokrates die Idee erhob, durchwanderte eine lichte Bahn von den Schulen des Pythagoras in Groß-Griechenland von 500 an, bis zur Gründung der stoischen Schule um 30. So ward Europa das Herz der Weltgeschichte. In der vierten Periode tritt Rom auf Italiens, Carthago's und Griechenlands Nacken, und beherrscht die Welt. Cäsar lebte. Doch trat erst nach Augusts Tode (im J. 14 nach Chr. Geb.) unmittelbar nach Vollendung der römischen Weltherrschaft, an die Stelle der Freiheit die Tyranney eines Einzigen. Aber mit Tiber, der die Menschheit schändet, erschien zugleich ihr Erlöser, Jesus Christus. So beginnt die fünfte Periode. Von 14 bis 756 nach Chr. Geb. erschüttert Roms Größe und Roms Fall die bekannte Erde. Die Antonine und die Attila's, welche Gegensätze! Mahomet, das größte Meteor des Orients. — Aber erst Pipin der Kleine entscheidet Roms Untergang, als Stadt der Cäsarn. Ihr Schatten weilt nur noch an dem Bosphorus; Rom wird jetzt die Stadt der Kirche. Eine neue Universalmonarchie beginnt, die der Meinung; zugleich vollendet der Orient eine dreifache Weltherrschaft, die der Waffen, der Meinung und des Wissens im Chalifate der Abassiden. Darum eröffnen Pipin, der Papst und Harun der Gerechte die sechste Periode von 756 bis 1096. Carl der Große erschüttert und ordnet Europa. Wunderbar leuchtet in der Dunkelheit des scholastischen Mittelalters die geistige Cultur der Araber; doch bleibt der Orient vom Occident geschieden. Aber mit der siebenten Periode,

em Zeitalter der Kreuzzüge, 1096 bis 1315, wird Alles anders. Dort, n Sitze der Chalifen, bricht Rohheit herein mit dem Waffendespotis- ius der Seldschuken, welchen der Mongole und der osmanische Türke ach Europa zu tragen sich erkühnen. Hier entfaltet sich die zarte Blume es Ritterthums und der romantischen Poesie. Zugleich blüht der Han- el in Italien und Deutschland auf, und mit ihnen die Freiheit der Städte und der Gebirge Helvetiens. Aber die Staatskunst der Päpste iegt über die weltliche Macht, bis diese am Ende der Periode sich aufs eue zu erheben trachtet, unterstützt durch das römische Recht. Dadurch ward das achte Zeitalter, das der Mediceer, vorbereitet. In dieser Periode von 1315 bis 1519 entzündet sich der Muth des europäischen Weltgeistes an dem Lichte der Kunst und Wissenschaft. Er waltet auf em Weltmeere, doch trüben den Glanz dieser Jahrhunderte die wilden Triumphe der Osmanen und die arglistige Politik einzelner Fürsten, eren Opfer Griechenland und Italien wird. Nun entbrennt in der neunten Periode, von 1519 bis 1648, der Kampf des Rechts, mit der Gewalt, des Göttlichen mit dem Menschlichen. Die Freiheit des Glaubens ringt mit dem Jesuitismus, und das Staatsrecht der Völker mit der Willkür und den Leidenschaften der Könige. In diesem Kam- pfe wird Deutschlands Nationalkraft gebrochen. Seitdem drückt auf Europa, das ohne Kern und Mittelpunkt die feste Haltung des Gleich- gewichts verloren, die Last stehender Heere und Frankreichs Staatskunst. Nun herrschen in Europa, während der zehnten Periode, von 1648 bis 1740, französische Sprache, Sitten und Waffen. Gegen diese Herrschaft tritt Großbritannien in die Schranken, und in Rußland er- wacht, geweckt durch europäische Lichtfunken, der Geist des slavischen Volkthums. — Doch Deutschland stellt sich aufs neue, ermuthigt durch Friedrich und Joseph, und durch geistigen Aufschwung, selbstständig zwischen den Westen und den Norden. Dies ist das elfte Zeitalter, von 1740 bis 1790. Der Westen altert, der Norden übt unter Catha- rina übermüthig seine Jugendkraft, und dem edeln, stolzen, überreifen Europa tritt kühn und besonnen gegen über das freie Amerika. Da bricht im zwölften Zeitalter die alte Ordnung der Dinge in Europa zusam- men. Frankreich verwildert. An das Steuerruder stellt sich der Britte; der Spanier ermannt sich; endlich hemmen nordische Kraft und deutsches Gemüth und mächtiger als beide die Allgewalt der Idee, das gallische Unwesen, und ein neues Zeitalter dämmert auf vor unsern Augen. In dieser Periodenfolge stehen als Heroen und Bildner ihrer Zeit, in den Vorderreihen der Handelnden, zwölf verschiedene Gruppen. I. Noah, Abraham, Moses, Cecrops, Cadmus; II. Zoroaster, Homer, Lycurg, Solon, Pythagoras, Confucius, Cyrus, Brutus; III. Leoni- das, Themistokles, Cimon, Epaminondas, Herodot, Perikles, Sokra- tes, Timoleon, Alexander, Camill, die Decier; IV. Philopömen, Han- nibal, Cato, die Scipionen, Polybius, Mithridates, Cäsar, Cicero, Virgil, Livius, Agrippa, Herrmann, Johannes, Augustus; V. die Apo- stel, Trajan, die Antonine, Plutarch, Tacitus, Constantin, Theodos, Arius und Athanasius, Ossian, Theodorich, Belisar, Mahomet, Carl Martell, Bonifaz, Pipin, (zwar Widsani, eine nordische Nebelgestalt); VI. Carl der Franke, Harun, Alfred, Heinrich I., Canut, Robert Guiscard, Wilhelm der Eroberer, Wladimir, Gregor VII.; VII. Gott- fried von Bouillon, Bernhard von Clairvaux, Heinrich Dandolo, Lud- wig IX., Hermann von Salza, Innocenz III., Friedrich I., II., Sa- ladin, Dschingis-Chan, Rudolph von Habsburg, Philipp der Schöne, Osmar, Stauffacher, Fürst, Melchthal, Wolfram von Eschenbach,

Dante; VIII. Cosmus und Laurentius die Mediceer, Bessarion, Leo X., Berchthold Schwarz, Timur, Ismael Schah, Babur, Mahomet II., Iwan Wasiljewitsch, Heinrich der Seefahrer, Gama, Albuquerque, Colon, Magellan, Cortez, Ferdinand der Catholische, Ximenez, Wiclef, Huß, Petrarca, Laurent, Valla, Guttenberg, Reuchlin, Machiavelli, Maximilian I., Rafael, Dürer; IX. Carl V., Franz I., Soliman, Moritz von Sachsen, Gustav Wasa, — Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon, Erasmus, Copernicus, Arioſt, Taſſo, Ign. Loyola, — Heinrich IV., Eliſabeth, Wilhelm von Oranien, Guſtav Adolph, Richelieu, — Camoens, Baco, Shakſpeare, Kepler, Hugo Groot, Corneille, Galilei, Opiz; X. Cromwell, Friedrich Wilhelm, der große Churfürſt, Ludwig XIV., Colbert, Wilhelm III., Peter I., Eugen von Savoyen, Walpole, — Aureng Zeb, Nadir Schah, — Guericke, Huygens, Racine, Moliere, Milton, Newton, Leibnitz, Fenelon; XI. Friedrich II., Maria Thereſia, Joſeph II. Waſhington, Franklin, Catharina II., Chatam, Pombal, Kaunitz, Potemkin, Hyder Aly, — Cook, Niebuhr, Voltaire, Rouſſeau, Montesquieu, Büffon, Winkelmann, Leſſing, Lavoiſier, Herſchel, Klopſtock; XII. Mirabeau, Sieyes, Carnot, Napoleon, Moreau, Touſſaint, — Pitt, Nelſon, Wellington, Caſtlereagh, — Alexander I., Franz II., Friedrich Wilhelm III., Louiſe, — von Stein, Blücher, Hardenberg, Erzherzog Carl, de la Romana, Kant, Forſter, Gibbon, Herder, Schiller, Wieland, Göthe, Alexander von Humboldt, Olbers, Gauß, Heeren, Peſtalozzi, Campe, Mozart, Haydn, Arndt u. A. m. Muſtapha Bairaktar, — Kien Long. K.

Periode bezeichnet in der Chronologie daſſelbe, was Cyklus (ſ. d. Art.), und zu den unter dieſem Artikel ſchon erwähnten Perioden iſt noch hinzuzufügen die römiſche Zinsperiode oder der Indictionscykel, eine Periode von 15 Jahren, deren Urſprung nicht recht bekannt iſt, und von denen der Oſtertag der erſten auf 3 Jahre vor Chr. Geb. geſetzt wird. Die Zahl, welche das wie vielte Jahr dieſer Periode anzeigt, heißt die Römer-Zinszahl oder Indiction. Die Julianiſche Periode von 7980 Jahren iſt ein Product der Zahlen 28, 19 und 15 der Sonnen-, Monds- und Indictionscykel. Nach 28 Mal 19 oder 532 Jahren kehren die Neu- und Vollmonde in derſelben Ordnung auf denſelben Monats- und Wochentag des julianiſchen Calenders zurück. Dieſe Periode heißt die große Oſterperiode oder die victoriniſche oder dyoniſiſche auch diokletianiſche Periode. Die Periode des Methon iſt die 19jährige Mondsperiode, die von Kalippus durch Hinzufügung einiger Abgleichung verbeſſert und als kalippiſche Periode auf 4 Mal 19 oder 76 Jahre gebracht wurde. Hipparchus nahm die methonſche Periode 16 Mal oder die kalippiſche 4 Mal, und machte daraus eine Periode von 304 Jahren. Der jüdiſche Geſchichtſchreiber Joſephus redet noch von einer 600jährigen Periode, die er ein großes Jahr nennt. C.

Periode (griechiſch Periodos, lateiniſch periodus, ambitus verborum) in der Lehre vom Styl, eine Reihe in ſich zuſammenhängender und zu einem ſchönen Ganzen verbundener Sätze. Die Erklärung des Ariſtoteles, nach welcher ſie eine in ſich ſelbſt beginnende und endende Rede iſt, iſt augenſcheinlich zu weit, indem dann jeder einfache Satz ſchon eine Periode bilden würde, was nicht nur mit der etymologiſchen Bedeutung des Wortes (es bedeutet im Griechiſchen urſprünglich einen Umweg, Umſchweif) ſondern auch mit den genauern Erklärungen anderer alten Rhetoren, wie des Cicero und Quintilian, im

Widerſpruche ſteht. Dieſen zufolge entſteht eine Periode durch Erweiterung zuſammengeſetzter und ausgebildeter Sätze, indem man die zur Erläuterung oder nähern Beſtimmung deſſelben erfoderlichen Neben- oder Zwiſchenſätze beifügt, doch ſo, daß ſich alle zu einem ſchönen, gliederreichen Ganzen an einander reihen und verketten. Die allgemeinen logiſchen Verhältniſſe der Sätze kehren auch in den Perioden wieder, und wie jene bald eine Vergleichung, bald ein Verhältniß von Urſache und Wirkung, bald eine Bedingung, bald einen Gegenſatz u. ſ. w. bezeichnen, ſo ſind auch dieſe bald comparativ, bald cauſal, bald conditional, bald adverſativ u. ſ. w. Wie ſie aber auch heißen mögen, ſie müſſen ſich alle durch grammatiſche und logiſche Richtigkeit dem Verſtande, ſo wie durch einen gefälligen Rhythmus dem Schönheitsſinn empfehlen. Je ſchwieriger es nun für ſich ſchon iſt, eine größre Anzahl in einander gereihter Vorſtellungen mit einem Male zu überſehen und je häufiger die oft ſo verwickelte Ineinanderbildung der Glieder einer Periode zu Zweideutigkeiten und Dunkelheiten veranlaſſen kann, um ſo ſorgfältiger hat man ſich beim Bau derſelben der Klarheit zu befleißigen, die ja ohnehin das erſte Erforderniß jeder ſtyliſtiſchen Darſtellung iſt. Zu dem Ende muß zuvörderſt alles ausgeſchieden bleiben, das in keiner innern und nothwendigen Verbindung mit dem Hauptgedanken ſteht. Denn alles, was als fremdartiger Theil ſich eindrängt und ſo die Einheit verletzt, zerſtreut die Aufmerkſamkeit und erſchwert eben dadurch das Verſtändniß. Zu viel Gleichartiges hingegen, auf einen Punkt zuſammengedrängt, ermüdet das Gedächtniß; es iſt daher ferner nöthig, daß die Periode in Hinſicht ihrer Länge ſich innerhalb gewiſſer Gränzen halte. Genaue Gränzlinien laſſen ſich jedoch hier nicht ziehen. Die Regel, die Cicero gibt, daß eine Periode nicht die Länge von vier Hexametern überſchreiten dürfe, genügt eben ſo wenig, als die andere, daß ſie gerade nur ſo lang ſeyn dürfe, um ohne Erſchöpfung der Stimme in einem Athem geſprochen werden zu können. Iſt ſie nur ſonſt richtig gebaut, ſo gewährt ſie ohnedies ſchon der Stimme Ruhepunkte genug, und enthält ſie, wie oben erinnert worden, nur einartige Vorſtellungen, ſo wird es dem geübten Leſer nicht ſchwer werden, zu folgen und ſich beim Anfang des Nachſatzes die Ideenreihe des Vorderſatzes lebhaft zu vergegenwärtigen. Ein kurzer gedrängter Ausdruck gehört unſtreitig zu den Vorzügen einer ſchönen Schreibart überhaupt, und auch die Periode ſoll alles Müßige von ſich entfernt halten. Aber die Sparſamkeit darf nicht in Kargheit ausarten, und Wortgeiz iſt eben ſo verwerflich, als Wortverſchwendung. Nur zu oft iſt, was man Präciſion des Ausdrucks nennt, Künſtelei, nicht ſelten der Eigenthümlichkeit fremder Sprachen nachgebildet. Es mag gut ſeyn und mit dem Geiſte unſrer fügſamen Sprache ſich wohl vertragen, durch Aufnahme dieſer oder jener fremden Eigenthümlichkeit unſrer Proſa aufzuhelfen und ihr ſo zu geben, was ihr an Kunſt und Würde noch abgeht; aber es darf dabei die eigne Selbſtſtändigkeit nicht verloren gehen, noch, wie oft geſchieht, die Deutlichkeit und Leichtigkeit der Darſtellung darüber vernachläſſigt werden. Uebrigens laſſen ſich noch folgende Regeln für den Periodenbau aufſtellen: 1. die Hauptvorſtellung muß ſo geſtellt ſeyn, daß ſie vor den übrigen hervortrete, während die andern Nebenvorſtellungen ſich nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Wichtigkeit ihr anreihen; 2. zwiſchen dem Vorder- und Nachſatze muß ein gewiſſes Ebenmaß Statt finden; 3. die untergeordneten Sätze, deren einer immer zur nähern Beſtimmung des unmittelbar vorhergehenden dient, dürfen nicht unnöthig gehäuft ſeyn; 4. in der Anordnung

der einzelnen Vorstellungen muß eine gewisse Stufenfolge, ein Fortschreiten von dem Unbestimmtern zu dem Bestimmtern, von dem Schwächern zu dem Stärkern, von dem Unwichtigern zu dem Wichtigern Statt finden, so daß das Stärkste und Bedeutungsvollste bis zum Schlusse aufgespart wird. Aber nicht genug, daß die Periode durch zweckmäßige Verbindung einzelner Vorstellungen dem Verstand zusagt, sie soll auch dem Ohr gefallen. Die Glieder derselben müssen daher nach tonischen Gesetzen an einander gereiht werden, so daß sie in ihrer Verbindung einen angenehmen Eindruck auf den Gehörsinn hervorbringen. Zuvörderst müssen demnach alle solche Wörter vermieden werden, die das Ohr auf irgend eine Weise beleidigen (Gesetz der Euphonie). Selbst- und Mitlauter müssen mit Berücksichtigung des Wohllauts gewählt und sorgfältig gemischt seyn und so auch ganze Wörter, mit gleicher Sorgfalt ausgewählt, zu einem wohlklingenden Ganzen sich verbinden. Wo aber die Wahl nicht frei steht, da werde wenigstens dem härteren, mißfälligern Worte ein sanfteres, gefälligeres beigesellt. Vor allem aber werde durch verständige Mischung der Längen und Kürzen ein gewisses Ebenmaß erzeugt, das, gleichweit entfernt von Regellosigkeit und stets wiederkehrendem versartigen Gleichmaß, zwischen beiden die Mitte hält. (Gesetz der Eurhythmie.) Der Rhythmus oder Numerus ist für die Prosa das, was für die Poesie das Versmaß ist. Es lassen sich für denselben nur wenige allgemeine Regeln aufstellen, deren Anwendung auf besondre Fälle dem gesunden Gehöre und richtigen Gefühle eines Jeden überlassen bleiben muß. Was oben von der Ebenmäßigkeit (Symmetrie) der einzelnen Sätze einer Periode gesagt worden ist, gilt auch, mit Rücksicht auf den Numerus. Ein allzu kurzer Nachsatz nach mehrern und langen Vordersätzen beleidigt das Ohr eben so, wie ein Vordersatz, dem unverhältnißmäßig lange Nachsätze sich anschließen. Der Anfang einer Periode soll die Aufmerksamkeit für sich gewinnen; darum sind für denselben solche Wörter zu empfehlen, die durch eine oder mehrere voranstehende Längen das Ohr füllen und zum Verweilen zwingen, wie der erste Päon (—∪∪∪), der Jonicus a majore (——∪∪), der dritte Epikrit (——∪—) und einige andere. Der Schluß soll einen festen Ruhepunkt gewähren und zugleich das Ohr durch einen vollen Klang befriedigen. Folgende Füße eignen sich für ihn vorzüglich: der vierte Päon (∪∪∪—), der das umgekehrte Verhältniß des ersten Päons darstellt, der Amphibrach (∪—∪), der Antibacchius (——∪), der Dactylus-Jambus (—∪∪∪—), der Ditrochäus (—∪—∪) diesen am besten in einem Worte, und der Dactylus-Trochäus (—∪∪—∪), welcher letztere jedoch seines heraametrischen Falles wegen nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist. — Eine nach obigen Regeln gebildete Periode heißt abgerundet; ihr steht die eckige, schleppende entgegen. Bei keinem Volke ist der Periodenbau in solcher Vollendung ausgebildet worden, als bei den Griechen, was sie theils ihrem natürlichen Schönheitssinn, theils der häufigern Veranlassung, öffentlich zu reden, theils und vorzüglich dem Geiste ihrer an Participien und wohltönenden Endungen und Wörtern so reichen Sprache zu danken hatten. Die Römer folgten ihnen nach und besaßen in ihrem Cicero einen kunstreichen Periodenbildner, der beides, Lehrer und Muster, zugleich war.

Periosteum, die Bein- oder Knochenhaut, s. Knochen.

Peripatetische oder aristotelische Philosophie. Aristoteles, zu Stagira in Thrazien im J. 384 vor Chr. geboren, benutzte zwanzig Jahr lang Platons Unterricht. Im J. 343 übertrug

ihm König Philipp von Macedonien den Unterricht seines funfzehnjährigen Sohnes Alexander, den er erst nach dessen Thronbesteigung im J. 335 verließ, um sich wieder nach Athen zu begeben. Hier lehrte er in den Gärten des Lyceums mit seinen Schülern auf- und abwandelnd. Von letzterem Umstande erhielt seine Schule den Namen der peripatetischen. Die Verfolgungen, deren Opfer Sokrates geworden war, trafen, nach seines Beschützers, Alexanders, Tode, auch ihn. Er entzog sich ihnen aber (im J. 323) durch die Flucht und wandte sich nach Chalcis, wo er ein Jahr später starb. Von seinen zahlreichen Schriften sind die meisten verloren gegangen; die noch vorhandnen haben theils die Logik, theils die Rhetorik und Poetik, theils die Physik im Sinne jener Zeit, theils endlich Ethik und Politik zum Gegenstande. Auch Aristoteles theilte seine Schüler, nach der Weise seiner Zeit, in zwei Classen: in Exoteriker und Esoteriker oder Akroamatiker ein; ein Unterschied, der manchen dunkeln, scheinbar schwankenden Ausdruck, manchen scheinbaren Widerspruch in seinen Schriften erklärlich macht. Nach ihm zerfällt die gesammte Philosophie in zwei Theile, einen theoretischen und einen practischen; beiden aber geht, als vorbereitende Wissenschaft, die Logik voraus. Diese hat es entweder mit dem Schein zu thun und heißt dann Dialektik, oder mit der Wahrheit und heißt dann Analytik. In seiner Physik stellte er sich den beiden damals herrschenden Systemen, dem Emanationssystem, welches die Dinge aus dem göttlichen Wesen hervorgehen ließ, und dem atomistischen, welches sie aus dem Zusammentreffen der mit Gott gleich ewigen Atome erklärte, entgegen, indem er eine Ewigkeit der Welt annahm. Nach ihm ist der Himmel von vollkommnerer und göttlicherer Art, als die übrigen Körper. Im Mittelpunkt desselben befindet sich die Erde, rund und unbeweglich. Die Sterne, gleich dem Himmel, Wesen von höherer Art, aber von gröberem Stoffe, bewegen sich, jedoch nicht durch eigne Kraft, sondern getrieben von dem ersten beweglichen Körper. Es gibt drei Arten von Substanzen: beweglich-vergängliche, wie die Thiere; beweglich-ewige, wie der Himmel, und unbeweglich-ewige. Diese letztern, an sich unbeweglich und unvergänglich, sind die Quelle und der Ursprung aller Bewegung. Unter ihnen muß es ein erstes, sich immer gleiches Wesen geben, das da wirkt, ohne zu seinem Wirken eines andern Wesens zu bedürfen. Alles, was ist, kommt von ihm, es ist die vollkommenste Intelligenz — Gott. Die unmittelbare Wirksamkeit dieses ersten, in der Beschauung seiner selbst unendlich glücklichen Bewegers erstreckt sich nur auf den Himmel; die übrigen untergeordneten Sphären werden von andern körperlosen und ewigen Substanzen bewegt, die der Volksglaube als Götter verehrt und, wider ihre Natur, mit Körpern umkleidet. Was die ethischen Grundsätze des Aristoteles anbetrifft, so ist er oft, zum Theil durch die Schuld seiner eignen ausgearteten Schule mißverstanden und für einen Anhänger des Princips der Lust gehalten worden. Ihm gilt aber als das Höchste, was um sein selbst willen geliebt werden muß, die Tugend, oder die zur Vollendung gediehene naturgemäße Handlung. Naturgemäß heißt ihm aber die Handlung, in so fern sie, gleichweit entfernt von dem Zuviel und von dem Zuwenig, die Mitte zwischen zwei fehlerhaften Aeußersten hält. So ist Tapferkeit nach ihm die erste aller Tugenden, ein Mittleres zwischen Feigheit und Verwegenheit. Glückseligkeit ist ihm Probe und Bewährung seiner Tugend und nur in so fern begehrenswerth. Die menschlichen Handlungen müssen unabhängig seyn von äußern Bestimmungsgründen, wenn sie den Na-

men sittlicher Handlungen verdienen sollen; im entgegengesetzten Falle sind sie nur Erscheinungen, deren Gesetze für die Physik gehören, eben darum auch völlig gleichgültig für den practischen Philosophen. Selbstthätigkeit ist die Bedingung aller Sittlichkeit, folglich auch das Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln, so oder anders zu handeln. Die Schule des Aristoteles erhielt sich zu Athen ununterbrochen bis zur Zeit des Augustus. Unter denen, die aus ihr hervorgingen, verdienen vorzüglich Theophrast, der Verfasser mehrerer naturgeschichtlichen Werke, Straton von Lampsakus, dessen Ansichten wir nur zum Theil aus Bruchstücken kennen, die Cicero und Plutarch uns aufbewahrt haben, Dikäarch, von dem gleichfalls nur abgerissene Sätze auf uns gekommen sind, und Demetrius Phalereus genannt zu werden, welchem Letztern eine Schrift über den rednerischen Vortrag zugeschrieben wird, gegen deren Echtheit jedoch nicht ungegründete Zweifel erhoben worden sind. Keine der philosophischen Schulen des Alterthums hat ihren Einfluß so lange behauptet, als diese. Lange war sie die herrschende, bis auf die neuern Zeiten herab dienten ihre Grundsätze bei philosophischen Untersuchungen zur Richtschnur, und noch jetzt gibt es Länder, die in Aristoteles einen untrüglichen Meister der Weisheit verehren. Mancherlei sind die Ursachen, die dazu beitrugen, den griechischen Denker in diesem seinen Ansehn Jahrhunderte hindurch zu erhalten. Die Araber waren zwar nicht die ersten, die ihn in die neu-europäische Welt einführten; wohl aber begründeten sie sein Ansehn fester. Der Scharfsinn und die tiefe Gründlichkeit, die in seinen Schriften herrschen, aber auch sein entscheidender, in witzigen Spitzfündigkeiten sich gefallender Ton, so wie die bestimmtere, von ihm zuerst in das Gebiet der Philosophie eingeführte Kunstsprache sagten ihnen mehr zu, als Platons philosophische Zweifel und allegorienreiche Bildersprache. Aber vor ihnen schon seit den arianischen Streitigkeiten finden wir ihn in der christlichen Kirche benutzt, und je mehr die Ketzereien platonisirender Kirchenlehrer Platons Einfluß schmälerten, um so mehr stieg das Ansehn des Aristoteles, zu dessen Befestigung die Commentarien des Boethius zu seiner Uebersetzung der aristotelistischen Werke das ihrige beitrugen.

Peripherie, Umkreis, ist im weitesten Sinne jede in sich zurücklaufende Linie, die eine Fläche einschließt. Im engern Sinne wird die Benennung Peripherie von der Kreislinie gebraucht.

Periphrase, die Beschreibung oder Umschreibung einer Sache.

Peristyl, ein Säulengang, der einen Hofraum oder Platz ringsum einschließt. (S. Säulengang.)

Perkinismus, die Anwendung einer eignen Heilmethode, in dem kunstgemäßen Streichen der leidenden Theile mit metallnen Nadeln bestehend, und von einem Arzte, Namens Perkins, erfunden. Dieser, in Nordamerika lebend, machte im J. 1786 in einer Schrift seine Methode nebst einer Menge von Certificaten, theils von Kranken, theils von Aerzten selbst, bekannt, die Fälle enthielten, in denen die Anwendung dieser Methode Hülfe geleistet haben sollte. Das Mittel besteht in zwei Nadeln von verschiednem Metall, die oben abgerundet sind, etwa einen Viertelszoll im Durchmesser halten, nach unten spitz zu gehen und ungefähr vier Zoll lang sind. Die eine dieser Nadeln ist von Messing, die andere von weißem, nicht magnetischem Eisen. Die Art der Anwendung ist folgende: man streicht mit der Spitze dieser Nadeln von dem leidenden Theile nach andern mehr muskulösen Theilen in kürzerm oder längerm Abstande; zuweilen soll der Schmerz leicht vertrie-

den werden, wenn man von dem schmerzhaften Theile nach den Extremitäten zu streicht. Bisweilen muß dieses Streichen bis zu dem Punkte fortgesetzt werden, wo man etwas Röthe und einen geringen Grad von Entzündung bemerkt. Die Zufälle, wogegen das Mittel am meisten wirksam gewesen ist, waren Schmerzen im Kopfe, im Gesichte, in den Zähnen, in der Brust, in den Seiten, in dem Magen, auf dem Rücken; ferner im Schnupfen, bei Brandschäden und Entzündung, auch bei Beschädigungen vom Blitze. Eine dänische Dame, die in Amerika des D. Perkins Nadeln mit Nutzen hatte anwenden sehen, und von da 1788 nach Dänemark zurückkehrte, brachte die Schrift und die Instrumente desselben nach Copenhagen. Der Divisionschirurg Herhold stellte hier zuerst Versuche damit an, bald folgten andere Aerzte nach, und es wurden in kurzer Zeit in Copenhagen sehr viele solcher Nadeln nachgemacht. Eine Nachricht Herholds in dem arnemannischen Magazin (1sten Bands 4ten Stück) und eine von ihm und D. Rafn 1788 herausgegebene, von Tode in das Deutsche übersetzte Schrift machte diese Methode, die Versuche und ihren Erfolg auch in Deutschland allgemein bekannt. Das Resultat von einer Menge angestellter Versuche war folgendes. Das Mittel wurde angewendet, bei fixen und fliegenden, gichtischen und rheumatischen Schmerzen in allerlei äußern Theilen, z. B. dem Knie, der Hüfte, den Schultern und Achseln, den Armen, bei einem schmerzhaften Gliedschwamm, bei Steifigkeit des Knies, bei chronischen Schmerzen, nach vorher erlittener Gewaltthätigkeit am Kopfe, bei einer schmerzhaften Geschwulst am Trochanter, bei Entzündungen des Augenliedes, Kopfschmerzen, Zahnschmerzen und vielen andern dergleichen Zufällen. Gewöhnlich wurden die Kranken mit Nadeln von Messing und Eisen gestrichen, doch wurden auch welche von andern Metallen versucht. Es wurden gewöhnlich 400 Striche von dem leidenden Theile an unterwärts gemacht, hundert mit der messingenen, eben so viel mit der eisernen, und zweihundert mit beiden zugleich. Der Erfolg davon war im Ganzen genommen sehr verschieden. Manche Versuche gelangen sehr gut, andere nicht. Gewöhnlich wurde unter dem Streichen ein vermehrter Schmerz in dem leidenden Theile bis an die Stelle hin, wo man mit den Strichen aufhörte, empfunden. Leichtere und flüchtige Schmerzen wurden öfters durch eine einzige Anwendung der Nadeln vertrieben; bei andern mußte der Versuch wiederholt angestellt werden, ehe Linderung erfolgte. Gemeiniglich wurde, wenn der Schmerz wich, da, wo das Streichen aufgehört hatte, etwas Schmerz empfunden. Andern half das Mittel gar nichts, oder bewirkte sogar Vermehrung der Schmerzen. Nach gehobenen Schmerzen blieb oft eine besondere Empfindlichkeit des Theils zurück. In mehreren Fällen kehrten auch die Schmerzen zurück. Am meisten wurde bei flüchtigen Gicht- und rheumatischen Schmerzen, bei dem periodischen und bei dem halbseitigen Kopfweh dadurch ausgerichtet. Gegen Zahnschmerzen half das Mittel gewöhnlich nur auf kurze Zeit. Bei Gesunden bemerkte man folgende Wirkungen von den Nadeln. Wenn man die Spitzen derselben nahe an die Zunge brachte, doch ohne sie zu berühren, so wurde ein saurer oder metallischer Geschmack verspürt, reizbare Personen empfanden ein Grübeln oder Stechen, wenn man die Spitzen der Nadeln gegen verschiedene Stellen des Gesichts hielt, ohne jedoch die Haut selbst zu berühren. Ueber die Erklärung der Wirksamkeit des Perkinismus herrschten verschiedene Meinungen. Einige erklärten sie durch mechanischen Reiz. Daß die auf bloße einzelne Punkte der gefühlvollen Haut eingeschränkte Wirkung einen ungleich stärkern Einfluß auf das Nervensystem haben

müsse, als Mittel gleicher Art, die in derselben Zeit auf eine größere Oberfläche wirken, beweis't der Eindruck des Tropfbades u. a. m. Einigermaßen kann also auch hier die Wirkung der mechanischen Berührung und die dadurch erregte Empfindung auf die Nerven der Haut in Rechnung kommen. Andere schrieben sie einer Leitung der Electricität zu, welcher Meinung jedoch der Umstand schon widerspricht, daß man auch Versuche mit Nadeln von Holz und Elfenbein machte, die wenigstens nicht ganz unwirksam waren. Die Erklärungsart durch den Galvanismus ist unwahrscheinlich, da die Wirkung der Nadeln erfolgt, ohne daß die Nadeln selbst mit einander in Berührung kommen. Daß die Wirkung bloß durch Hülfe der Einbildungskraft erfolgen sollte, wie Andere annahmen, ist noch weniger wahrscheinlich, da die Versuche zu häufig angestellt wurden, und auch bei solchen Personen erfolgte eine Wirkung, bei denen man sie nicht von exaltirter Einbildungskraft oder Selbsttäuschung herleiten konnte. Ohne Zweifel erfolgt die Wirkung dieser Methode durch Aufregung und Vertheilung des animalisch-magnetischen Fluidums, und sie ist wahrscheinlich bloß eine modificirte Anwendung des animalischen Magnetismus, wobei die Nadel nur als Leiter der magnetischen Kraft in der Hand desjenigen wirkt, der sie auf den Körper des Kranken anwendet. So sehr dieses Mittel eine Zeitlang, besonders in Nordamerika, in England, Dänemark und einem Theil von Norddeutschland Aufsehen machte, so ist es jetzt doch ziemlich wieder in Vergessenheit gekommen, weil die Resultate den großen Erwartungen nicht entsprachen, die man sich davon machte. Auch möchte die hülfreiche Wirkung, die man sich allenfalls davon versprechen könnte, durch die viel kraftvollere Anwendung des animalischen Magnetismus nach der jetzigen Methode bei weitem übertroffen, und also dieses Mittel überhaupt entbehrlich gemacht werden. H.

Perlen und Perlenfischerei. Die Perlen sind ein Erzeugniß der Perlenmuttermuschel, welche in den ost- und westindischen Gewässern und in andern Meeresgegenden der wärmern Erde lebt. Man findet sie in einigen Gegenden an den Felsen in der Meerestiefe in großer Menge beisammen. Solche Orte heißen Perlenbänke, wovon sich die berühmtesten bei der Insel Ceylon, auf der Küste von Japan, und im persischen Meerbusen, bei der Insel Bahreim oder Bahrem befinden. Auch an den Küsten von Java, Sumatra und an andern Orten wird diese Muschel gefunden. Die schönsten und kostbarsten Perlen aber sind die orientalischen. Ueber die eigentliche Natur der Perlen ist man ungewiß. Einige halten sie für unbefruchtete Eier der Muscheln, Andre für durch Krankheit verursachte Auswüchse, noch Andre für verhärteten Schalensaft, woraus die Muschel jährlich ihr Gehäuße vergrößert. Das Geschäft, die Perlenmuttermuscheln aus der Tiefe heraufzuholen, ist eins der schwersten und gefahrvollsten, welches Menschen je übernommen haben. Es wird durch Taucher betrieben, welche von Jugend auf dazu gewöhnt werden. Sie fahren mit einem Boote nach der Perlenbank, und lassen sich daselbst an einem Seile, das um den Leib geschlungen ist, nackt in die Tiefe hinab. Gewöhnlich müssen sie 8 bis 12 Klafter tief gehen, ehe sie die Muscheln antreffen; an die Füße bindet man ihnen einen 20 bis 30 Pfund schweren Stein, der sie desto schneller in die Tiefe zieht. Nasenlöcher und Ohren sind ihnen mit Baumwolle verstopft; am Arme ist ein in Oel getauchter Schwamm befestigt, den der Taucher bisweilen an den Mund hält, um Athem zu holen, ohne zugleich Wasser einzuschlucken. Außerdem nimmt jeder Taucher ein Messer mit, um die Muscheln vom Felsen loszumachen, ingleichen ein

Körbchen oder einen Netzbeutel, um sie einzusammeln. Wenn letzterer angefüllt ist, oder der Taucher unter dem Wasser nicht länger aushalten kann, so bindet er schnell den Stein von den Füßen los, schüttelt das Seil und wird nun eilends heraufgezogen. Wird damit gesäumt, so ist er verloren. Außerdem aber drohen ihm noch andre Gefahren. Nicht selten verliert er sein Leben durch einen gefräßigen Haifisch, der ihn entweder ganz verschlingt oder schrecklich verstümmelt; seine Gesundheit aber leidet bei diesem beschwerlichen Geschäft unaufhörlich. Andre Taucher bedienen sich bei ihrer Fischerei der Taucherglocke, die sie eine Zeitlang mit Luft zum Einathmen versorgt, so daß sie mit Hülfe derselben ziemlich lange unter dem Wasser verweilen können. — Die auf diese Weise gefischten Perlenmuscheln schlägt man auf Fässer und läßt sie faulen, wobei sich die meisten schon von selbst öffnen. Nicht in allen Muscheln finden sich Perlen; diejenigen aber, welche Perlen haben, enthalten deren gewöhnlich 8 bis 12. Sind sie getrocknet, so schlägt man sie durch neun verschiedne Siebe von engern und weitern Zwischenräumen, sortirt sie und bringt sie in den Handel. Ihr Preis richtet sich nach der Gestalt, Farbe, Größe und übrigen Schönheit. Die größten erreichen eine kleine Wallnuß an Umfang, sind aber äußerst selten. Die sogenannten Kirschperlen, welche von der Größe einer Kirsche sind, werden häufiger gefunden, sind aber auch noch sehr theuer. Außerdem unterscheidet man runde, birnförmige, Berloque oder übelgeformte, Staub- und Zahlperlen. In Europa werden die Perlen von weißem Wasser am meisten gesucht; die Indianer und Araber ziehen die von gelbem Wasser vor. Einige haben eine Bleifarbe, andre fallen ins Schwarze, noch andre sind ganz schwarz. — Schon im Alterthum waren die Perlen ein Gegenstand des Putzes und des Luxus, und sind es noch jetzt. Einen andern Gebrauch haben sie nicht, denn als Medicin, wozu man sie wohl sonst anwendete, wirken sie nicht mehr als jede andre Kalkerde. Linné hat zwar die Entdeckung gemacht, wie man Perlen mittelst der gemeinen Flußmuschel künstlich erzeugen könne, und sie als ein Geheimniß im schwedischen Archiv niedergelegt; indeß muß dieses Verfahren keine großen Vortheile gewähren, da es nicht angewendet wird. — Außer den Perlen benutzt man von der Perlmuschel auch die Schalen, welche die Perlmutter liefern, deren Verarbeitung bekannt genug ist. Wir übergehn sie daher eben so wie die Bereitung der Glas- und andrer unechten Perlen.

Perouse (Jean François Galoup, Graf de la), oder Peyrouse, ein berühmter aber unglücklicher Weltumsegler, Frankreichs Cook, war zu Albi 1741 geboren, und widmete sich von Jugend an dem Seewesen. Im J. 1780 Seecapitain geworden, zeichnete er sich 1782 durch die Zerstörung der englischen Factoreien in der Hudsonsbay aus, die, obgleich an sich sehr mißlich, dadurch erleichtert wurde, daß der englische Befehlshaber in Yorkfort den Franzosen nicht den geringsten Widerstand leistete, und sogar seinen Leuten verboten hatte, auf sie zu feuern. Im Jahr 1785 erhielt er von dem König von Frankreich Befehl, eine neue Reise um die Welt zu machen, und segelte in diesem Jahre mit zwei Fregatten, la Boussole und l'Astrolabe, mit einer auserlesenen Mannschaft an Soldaten und Matrosen, und unter Begleitung mehrerer Astronomen, Naturforscher und Künstler vom ersten Range, aus dem Hafen von Brest aus. Erst im J. 1788 erhielt man durch den als russischen Dolmetscher mit ihm abgegangnen Lesseps einige Nachricht und Depeschen von ihm. Perouse war, nachdem er von Brest aus nach Brasilien und von hier um das Cap Horn in die Südsee gegangen,

endlich 1787 auf Kamtschatka angekommen. Im Januar 1788 ging er nach Neu-Holland und schickte von Botanybay ein neues Stück seines Reisejournals nach Frankreich. Von Neu-Holland wollte er nach den Freundschafts-Inseln gehen, den südlichen Theil von Neu-Caledonien und mehrere Inseln besuchen und hoffte 1789 in sein Vaterland zurückzukommen; allein diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Alle Bemühungen der Franzosen und andrer Nationen, von seinem, nothwendig unglücklichen, Schicksale Nachrichten einzuziehn, sind noch bis jetzt vergeblich gewesen. Nach den mündlichen, im J. 1798 bekannt gemachten, Aussagen eines Schottländers, Thomas Muir (der während der französischen Revolution wegen thätiger Theilnahme an politischen Clubbs nach Botanybay verwiesen worden war), hatte sich la Perouse 1788 sechs Wochen in Botanybay aufgehalten und von da seinen Weg nach Neu-Seeland genommen, um die von Cook nicht hinlänglich untersuchten Küsten genauer zu erforschen, und sollte auf dieser Reise verunglückt seyn. Im Jahr 1804 wurde zwar im Journal de Paris eine Nachricht aus einem Privatschreiben aus Isle de France mitgetheilt, nach welchem ein portugiesisches Schiff in der Nähe der philippinischen Inseln, auf einer Felsenklippe den Astronom Lagelet (der la Perouse auf seiner Entdeckungsreise begleitet) angetroffen und von ihm kurz vor seinem Tode die Nachricht erhalten haben sollte, daß la Perouse sich 9 Jahre auf Neu-Seeland aufgehalten, und als er sich ein neues Schiff erbauen wollte, von den Einwohnern, die über die Umhauung der zu diesem Schiffsbaue nöthigen Bäume entrüstet worden, umgebracht worden sey. Allein diese auch in den Allg. geograph. Ephemeriden 1804 M. April, S. 489, aus jenem Journal mitgetheilte Nachricht wurde ebendaselbst (Band 14. St. 1. S. 117.) für eine grobe Erdichtung erklärt. Eine andre im Moniteur 1804 befindliche Nachricht, nach welcher la Perouse sogar auf seiner Rückkehr nach Frankreich begriffen seyn sollte, war ebenfalls unrichtig. Durch la Perouse's unglückliches Schicksal hat die Welt unstreitig die schätzbarsten und wichtigsten Nachrichten von seiner Reise verloren. Allein diejenigen, die er durch Lesseps und von Botanybay aus eingesendet hat, wurden auf Befehl der Nationalversammlung 1791 dem Druck überlassen und von Milet Mureau, Paris 1798, in 4 Bänden in 4. herausgegeben, worauf sie in einer deutschen Uebersetzung: La Perouse's Entdeckungsreise in den J. 1786, 87, 88, herausgegeben von M. C. A. Milet Mureau, aus dem Französischen mit Anmerkungen von J. R. Forster und C. L. Sprengel, in 2 Bänden, Berlin 1799 und 1800 in 8. erschienen; diese machen auch den 16ten und 17ten Band des Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen aus, und enthalten sehr interessante Nachrichten.

Perpendikel ist jede auf einer geraden Linie oder auf einer Ebne perpendikulär, d. i. senkrecht stehende, Linie. Auch hört man bisweilen das Uhrpendel ein Perpendikel nennen.

Perpetuum mobile, ein Ding, das sich immerfort und zwar von selbst bewegt. Da für uns kein Ding, das sich vom Anfange her immerwährend für sich bewegt habe, erkennbar (wiewohl, man erlaube uns dieses Wort, träumbar) ist; so versteht es sich von selbst, daß, wenn man (wie jetzt wieder häufig geschieht) die Frage aufwirft: „ob es möglich sey, durch die Mechanik ein Perpetuum mobile oder eine sich immerfort von selbst bewegende Maschine zu verfertigen," bloß von der Fortbewegung derselben die Rede seyn könne. Lange Zeit sich ohne Nachhülfe fortbewegende Kunstwerke haben wir; aber

immerwährend fortwirkende dürfte wohl schon der nöthige Anfang derselben unmöglich machen. Für denjenigen, welcher die Ewigkeit der Welt von Anfange an wie für die Folgezeit annimmt, gibt es indeß doch ein vollkommnes Perpetuum mobile, das Universum die Welt. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts beeiferten sich mehrere Mechaniker, lange Zeit sich von selbst fortbewegende Maschinen zu verfertigen, von denen dann jeder der seinigen den Namen Perpetuum mobile gab. Mehrere große Fürsten fanden ihr Vergnügen daran, und munterten die Künstler dazu auf. Eine der vorzüglichsten Maschinen dieser Art ist das Uhrwerk in dem coxischen Museum zu London, das Johann Ferguson im J. 1774 bekannt gemacht hat, und welches eine mit einem Barometer versehene Uhr ist, deren Räder sich durch das Steigen und Fallen des Queckſilbers bewegen und im Gange erhalten werden.

Perpignan, die Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft Roussillon am Fluß Tet; jetzt die Hauptstadt im Departement der Pyrenées Orientales. Sie zählt über 11,000 Einwohner, und hat eine gute Citadelle. Merkwürdig ist die Kathedralkirche und die Stückgießerei. Man verfertigt hier wollene Zeuge, und wollene und seidne Strümpfe, auch Seife, Liqueurs und Essenzen. In der Gegend wächst ein guter rother Wein.

Per procura (italienisch), per procurationem (lateinisch), in Vollmacht, durch Bevollmächtigung; durch einen Bevollmächtigten oder Stellvertreter (z. B. eine gerichtliche Handlung vollziehn).

Persépolis, die alte Hauptstadt der Provinz Persis, unfern dem Araxes, deren Ruinen noch jetzt die Bewunderung erregen und zu vielen Untersuchungen Anlaß gegeben haben. Die Reichthümer und Kunstschätze Persiens waren hier aufgehäuft, als Alexander sich ihrer bemächtigte, die Stadt der Plünderung und Zerstörung Preis gab, und zuletzt bei einem Gastmahle auf den Vorschlag der Buhlerin Thais mit eigner Hand auch den königlichen Palast in Brand steckte. Aber in kurzer Zeit war Persepolis wieder aufgebaut, und später unter der Regierung mahomedanischer Fürsten war sie unter dem Namen Istakar die gewöhnliche Residenz. Bald darauf aber wurde sie gänzlich zerstört, so daß man von der Stadt selbst keine Spuren mehr findet. Die Frage, was Persepolis eigentlich war, ist nicht leicht zu beantworten, da die gleichzeitigen jüdischen und griechischen Schriftsteller dieser Stadt nicht erwähnen, und sie erst beim Untergange des persischen Reichs aus ihrem Dunkel hervortritt. Susa, Babylon und Ekbatana werden von Herodot, Ktesias, Nehemias, Xenophon u. s. w. als die Residenzstädte der Perserkönige genannt, dagegen heißt Persepolis die Hauptstadt des ganzen Reichs, sogar des ganzen Orients. Vielleicht kommt man zu einer befriedigenden Beantwortung dieser Frage, wenn man mit den Nachrichten der Alten eine sorgfältige Untersuchung der noch vorhandenen Ruinen verbindet. Diese Ruinen, welche die Perser heutiges Tags nach den wichtigsten Theilen derselben Tachti Dschemschid (Thron des Dschemschid) oder noch gewöhnlicher Tschehelminar (die vierzig Säulen) nennen, sind dreierlei Art: theils altpersische Denkmäler, aus der Periode des alten persischen Reichs selbst, theils Kunstwerke und Inschriften aus der Zeit der Sassaniden, theils endlich arabische, neupersische und andre Inschriften, welche in der Periode des Chalifats und noch später hier eingegraben worden sind. Ihre Beschreibung würde uns hier zu weit führen. Wir müssen uns begnügen, als Resultat der darüber angestellten Forschungen anzuführen: Persepolis war weder ein Tempel, noch

eine eigentliche Residenz, wenigstens nicht in den blühendsten Zeiten des Reichs. Es erwuchs aus dem Hoflager der ersten persischen Eroberer, und war also ihr erster Wohnsitz. Dies hörte es in der Folge auf zu seyn; aber die daran geknüpften Ideen von Vaterland, Herrschaft, Religion machten es zur Heimath und Todtenresidenz der Könige, zum Heiligthum der Nation, zum Wohnsitz der väterlichen Götter und endlich durch seine Anlagen und Kunstwerke zum Sinnbilde des Reichs und seines Glücks unter seinen Königen. So ward es das Haupt des Reichs, das persische Capitol. — Einer besondern Erwähnung sind noch die Inschriften werth, welche unter dem Namen der persepolitanischen Keilschriften den Gelehrten bekannt sind. Niebuhr hat sie uns mitgetheilt und gezeigt, daß sie von der Linken zur Rechten zu lesen sind. Offenbar ist diese Keilschrift eine Buchstabenschrift, aber die Bemühungen eines Lychsen, Witte, Hagemann, Münter und Lichtenstein sind bisher vergeblich gewesen, sie zu entziffern.

Perseus, der Sohn der Danaë, welcher Zeus als goldner Regen in den Schooß fiel, da ihr Großvater Acrisius, durch ein Orakel, das ihm den Tod von der Hand seines Urenkels verkündigt hatte, erschreckt, sie in einem Thurm gefangen hielt. Vergebens gab darauf Acrisius Mutter und Sohn den Wellen Preis, sie erreichten die Insel Seriphos, wo Perseus von dem Polydectes auferzogen wurde (vergl. Danaë). Dieser aber wünschte, den jungen, nach Abenteuern verlangenden Helden von sich zu entfernen, gab vor, um des Oenomaus Tochter werben zu wollen, und begehrte von seinen versammelten Freunden einen Beitrag an Pferden zum Brautschatz. Perseus versprach, selbst das Haupt der Gorgo zu liefern, wenn es verlangt würde, und Polydectes nahm ihn beim Worte. Jenseit des Oceanus, hart an der Gränze der Nacht, wohnte das furchtbare, schlangenhaarige, mit Schlangen gegürtete Geschlecht der Gorgonen, von denen nur Eine, Medusa, sterblich war. Von Mercur und Minerva geleitet, begab sich Perseus zuerst zu den drei Gräen, welche gemeinschaftlich nur Ein Auge und Einen Zahn hatten, bemächtigte sich dieser, und versprach die Zurückgabe nur unter der Bedingung, daß sie ihn zu den Nymphen brächten, in deren Verwahrung die Geräthschaften waren, deren er zu seinem Unternehmen bedurfte, die geflügelten Sohlen, der Beutel und des Aïdes unsichtbar machender Helm. Sie gingen die Bedingung ein, erhielten Zahn und Auge wieder, und Perseus dagegen von den Nymphen, was er begehrte. Von Mercur erhielt er noch überdies eine demantene Sichel. Also ausgerüstet gelangte er zu den Gorgonen, welche er schlafend fand. Er stellte sich abwärts gekehrt vor die Schrecklichen, deren Anblick in Stein verwandelte, sah in den ehernen Schild, erblickte durch diesen das Haupt der Medusa und hieb es ihr ab, worauf aus ihr Pegasus und Chrysaor hervorsprangen. Er aber steckte das Haupt schnell in den Beutel und rettete sich vor dem verfolgenden Schwesterpaar durch des Aïdes Helm. Auf des Mercurs Fußsohlen oder auf seinem luftschreitenden Rosse schwebte er jetzt, Abenteuer suchend, über die Länder dahin. Er kam zum König Atlas, dem das Orakel verkündigt hatte, daß er die goldnen Aepfel seines Gartens durch einen Sohn des Zeus verlieren würde, und der ihm daher die Rechte der Gastfreundschaft versagte. Perseus, darüber erzürnt, verwandelte ihn durch die versteinernde Kraft des Medusenhauptes in einen himmeltragenden Felsen. Wie er darauf die Andromeda befreite, ist schon erzählt worden (s. Andromeda). Er vermählte sich mit ihr, und zeugte mit ihr den Perses, den er bei seinem Großvater Cepheus zurückließ, als er mit Andromeda

nach Seriphos zurückkehrte. Hier fand er seine Mutter an dem Altar, wohin sie sich mit seinem Pflegevater Dictys gegen des Polydectes Gewaltthätigkeit geflüchtet hatte. Sogleich versammelte er des Polydectes Freunde in der Königsburg, und versteinerte durch das Medusenhaupt diesen und jene. Nachdem er den Dictys zum König von Seriphos eingesetzt, gab er die Fußsohlen, den Beutel und Helm dem Hermes, der sie den Eigenthümern zurückgab, das Haupt der Gorgo aber der Athene, die es in die Mitte ihres Schildes setzte, oder nach Andern an ihren Brustharnisch befestigte. Dann ging er mit Danae und Andromeda nach Argos, den Acrisius zu besuchen. Dieser aber war nach Thessalien geflohn. Perseus folgte ihm, und bei den dort eben gefeierten Leichenspielen fiel der von ihm geworfene Discus dem Urgroßvater auf den Fuß, der daran starb. Perseus scheute sich, das ihm angefallne Erbreich Argos in [illegible] zu nehmen, und vertauschte es gegen des Megapenthes Herrschaft Sparta. Andromeda aber gebar ihm außer dem Perses noch den Alcäus, Sthenelus, Heleius, Nestor, Electryon und eine Tochter Gorgophone. — Perseus wurde nach seinem Tode als Heros verehrt, und um des Adels seiner Abkunft willen unter die Gestirne versetzt. (S. Sternbilder.)

Persien (Geographie und Geschichte von). — Persien, Farsistan (das Roßeland), arabisch Adschem oder Iran, ist das Land in Südasien zwischen dem 62sten und 88sten Grad der Länge, und dem 24sten bis 40sten Grad nördlicher Breite, welches im Norden von der Türkei, Rußland, dem caspischen Meere und der Tatarei, im Westen von der Türkei und dem persischen Meerbusen, im Süden von demselben Meerbusen und dem Weltmeere, im Osten endlich von den Ländern, die zum Flußsystem des Indus gehören, von Afganistan und der Bucharei begränzt wird, und einen Flächeninhalt von 50,000 Quadratmeilen hat. Im Westen, Osten und Norden thürmen sich hohe Gebirge, die zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt sind. Dahin gehören die Gebirge von Aderbidschan, die sich an den Ararat anschließen, und nach Osten durch Gilan und Mazenderan laufen; der unersteigliche kegelförmige Demavend, dessen Kette durch Kohestan fortgeht, und sich mit den Gebirgen in Chorasan verbindet; eine von Westen nach Osten laufende Fortsetzung des Taurus, welche von Kurdestan nach Irak Adschemi geht, wo der berühmte Feuerberg Elbuos ist, und mehrere Zweige in die südlichen Provinzen ausbreitet. Aber ungeachtet dieser vielen Gebirge fehlt es dem Lande an großen und schiffbaren Flüssen. Die meisten endigen in Sümpfen und Morästen; andre aus Irak Adschemi und Kuchistan fallen in den Tiger. Unter den Flüssen, die sich in den persischen Meerbusen ergießen, ist der fischreiche Berdemyr einer der vorzüglichsten. Die Flüsse Tys und Mend in Mekran nehmen andere auf, ehe sie in das indische Meer stürzen. Der Sefid-rod (weiße Fluß) ergießt sich in das caspische Meer. Von Seen nennen wir den Urmi in Aderbidschan, den Bakteghian in Farsistan, den Zare in Chorasan, welche fischreich sind und salziges Wasser haben. — Das Clima ist sehr verschieden; im Norden rauh und kalt, im Süden heiß und fast ohne allen Frost; in den mittlern Provinzen gemäßigt, trocken und sehr gesund, dagegen an den Küsten des persischen und indischen, noch mehr des caspischen Meers in Gilan, und besonders in Mazenderan, heiß, feucht und ungesund. Schon der junge Cyrus sagte, daß sein Vater ein Land beherrsche, in welchem man vor Kälte erfrieren und vor Hitze verschmachten könne. Eben so verschieden ist die Fruchtbarkeit des Bodens. Nicht leicht findet man irgendwo größere Wüsten; andre Provinzen dagegen weichen keinem

Lande an Schönheit und Ergiebigkeit. Zu letztern gehören Irak Adschemi, Farsistan, die reizenden Thäler von Persepolis und Schiras. Baumwolle liefern fast alle Provinzen, Saffran die Südküste des caspischen Meers, Trauben und Weine Cazwin und Schiras, Waizen Farsistan, Melonen und Pflaumen Chorasan, Granaten Schiras und Yezd, Opium die Gegend von Ispahan, Pistazien Cazwin, Aprikosen, Pfirsichen, Mandeln, Feigen und Nüsse alle Provinzen, Reiß und Orangen Mazenderan, Tabak, Mastix, Weihrauch, Manna, Terebinthen, wilde Kastanien und Datteln Kerman, sämmtlich von vorzüglicher Güte. Zuker wird in Kuschistan erbaut, und Oliven wachsen an Arabiens Gränze und in Mazenderan. Die Blumen Persiens, als Tulpen, Anemonen, Ranunkeln, Rosen u. s. w. übertreffen die europäischen weit an lebhaften Farben. Von zahmen Thieren hat Persien treffliche Pferde, Maulesel, Esel, Kameele, Schafe mit Fettschwänzen und [illegible]er Wolle, Rinder und im Norden Schweine; von wilden Thieren [illegible]ursche, Rehe und Antelopen, und von Raubthieren die furchtbaren Schakale, seltener Löwen, Wölfe und Tieger. Fische sind außer den Küsten des persischen und caspischen Meeres nicht sehr häufig. Im persischen Meerbusen sind Perlenfischereien. Von Insekten nennen wir die Seidenraupe, deren treffliches Product in Gilan obenan steht unter den Erzeugnissen Persiens. Aus dem Mineralreiche liefert das Land Eisen, Stahlstein; Kupfer und Blei, ferner Schwefel, Alaun, Salz, verschiedne Marmorarten. Türkisse findet man in den Gebirgen von Chorasan und Mazenderan. Bolus und Mergel dient statt der Seife; Naphtha ist in Mazenderan und andern Orten; die mineralische Mumie, ein Bergbalsam, quillt in Chorasan, nahe bei Schiras, und in Laristan. Die gewöhnlichsten Getraidearten sind Waizen, Gerste, Hirse und besonders Reiß, welcher die tägliche Speise ist. Der Kunstfleiß der Perser, der sonst in Stickereien, Lederarbeiten, Porzellan und Waffenbereitung berühmt war, ist in den neuern Zeiten sehr gesunken; aber auch jetzt noch verfertigen sie viele Teppiche, Wollen-, Seiden- und Baumwollenwaaren, kupferne Geschirre, treffliche Säbelklingen u. s. w. In Schiras ist eine ansehnliche Glashütte. Mit der Industrie liegt auch der Handel. Das caspische Meer zu beschiffen, hat den Persern noch nicht gelingen wollen, da ihre Schiffe offen und schlecht gebaut sind. Armenische Kaufleute verführen viel gilanische Seide nach Rußland, und indische Kaufleute, die über ganz Persien verbreitet sind, vertauschen ihnen Gewürze, Musseline und andre Baumwollenwaaren gegen Pferde, Maulesel, Apothekerwaaren, Seide, Goldstoffe und getrocknete Früchte. Der Handel der ostindischen Compagnie mit Persien scheint sich in den neuern Zeiten wieder gehoben zu haben. Die Bevölkerung des Landes ist gegen seinen Umfang sehr gering. Chardin glaubt, daß nicht der zwölfte Theil des Bodens angebaut und bewohnt sey, wagt aber nicht die Volksmenge zu bestimmen; sie mag sich indeß auf 10 bis 12 Millionen belaufen. Die Einwohner sind: 1. Perser, der mahomedanischen Religion zugethan, von der Secte des Schias (Schiiten), Todfeinde der Sunniten, zu welchen die Türken gehören. Ihr geistliches Oberhaupt führt den Titel Schech el Selam, und ist blos auf geistliche Angelegenheiten beschränkt; 2. Nachkommen der alten Parsen oder Gebern, Feueranbeter, um Yezd und Kerman, nach Jones 6 bis 7000, nach Andern gegen 100,000 an der Zahl. Ohne von den Persern beunruhigt zu werden, leben sie für sich still und einfach unter eignen Magistratspersonen, und treiben Akkerbau und Manufacturen. Sie sind meist sehr unwissend und ungebildet. Ihre Religionsbücher sind der Zendavesta, dessen nähere Kennt-

niß wir Anquetil du Perron verdanken; 3. Juden, vielleicht 10 000 Familien. Sie leben in Armuth und Verachtung von Wucher, Mäkelei, Handel, Betrug und einige wenige von Handwerken; 4. Sabier oder Johannischristen, deren Zahl aber sehr abgenommen hat. Man schätzt ihre Zahl noch auf 10 bis 12 000. Sie wohnen zu Chuster, Schuster, Toster, der Hauptstadt in Kuschistan, und am persischen Meerbusen; 5. armenische Christen, 60 bis 70 000 an der Zahl, die in allen großen Städten als Bediente, Kaufleute und selbst als Soldaten leben; 6. Hindu oder Indier, des Handels wegen durch ganz Persien verbreitet. Außer den genannten Nationen, welche feste Wohnsitze haben, ziehen noch Turkomanen, Araber, Kurden u. s. w. nomadisirend in Persien herum, für welche Freiheit sie eine geringe Abgabe bezahlen. — Gegenwärtig ist Persien nur noch zum Theil von einem einzigen Fürsten, Schah oder Padischah, regiert, zum Theil aber mit dem Lande der Afganen vereinigt. Einzelne Distrikte sind ganz unabhängig. Auch haben in den letzten Zeiten die Russen Eroberungen gegen Persien zu machen gesucht. Nachdem wir die einzelnen Provinzen aufgezählt haben, wollen wir den Besitzstand von 1810 angeben. Die Provinzen sind: 1. Irwan oder Eriwan. Koi, am Flusse Kidur, treibt beträchtlichen Handel; Eriwan ist der Hauptort der Armenier, die um den Berg Ararat mehrere Klöster haben; 2. Aderbidschan, hat fruchtbaren Boden und kunstfleißige Einwohner. Die volkreiche Hauptstadt Tauris, so wie Ardebil, treiben lebhaften Seidenhandel; 3. Gilan, baut treffliche Seide und vielen Reiß. Die Hauptstadt ist Räscht. In dem Hafen Enzeli haben die Russen eine befestigte Factorei; 4. Mazenderan, ein niedriges, feuchtes und ungesundes Land, voller Moräste, aber durchschnitten von schönen Hügeln und Thälern und mit nett gebauten Dörfern besetzt. Außer dem Waizen und Reiß würde der Zucker ein wichtiges Produkt seyn, wenn die Perser oder Russen ihn zu raffiniren verständen. Die Hauptstadt ist Bodfrosch; Sari ist eine wohlbefestigte und stark bewohnte Stadt von geringem Umfange. Mit Baku, Asterabad und Ferabad wird einiger Handel getrieben; 5. Chorasan, ein gesundes Land mit kriegerischen Einwohnern, welches alle Arten von Getraide, die edlern Baumfrüchte, Indigo, Galläpfel, kostbare Spezereien, Wolle, Türkisse und Rubine liefert. Man verfertigt schöne Teppiche, und gut gehärtete kostbare Stahlklingen. Die Turkomanen durchziehn mit ihren Heerden einen Theil des Landes. Die Hauptstadt Mesched ist wegen einer kostbaren Moschee berühmt, die von vielen Pilgern besucht wird. Herat, in einer weiten anmuthigen Ebene, ist ein wichtiger Handelsplatz, wo viele indische Kaufleute, auch einige Juden und Armenier sich aufhalten, und viele Caravanen aus Indien ankommen; 6. Irak Adschemi, Iran Persan, von nackten Gebirgen durchschnitten; daher im Süden und Osten wüst; in den nördlichen und westlichen Gegenden aber an Getraide und edeln Früchten ergiebig. Die Luft ist rein, scharf und gesund; Bevölkerung, Cultur und Kunstfleiß stehen auf einer höhern Stufe als in andern Provinzen. Die Hauptstadt Ispahan zählt 300 000 Einwohner, die besonders Gold- und Silberstoffe in großer Vollkommenheit verfertigen. Der königliche Palast und die königliche Moschee sind prächtige Gebäude. Der Fluß Sainderud theilt die Stadt und ist mit zwei schönen Brücken geziert. Die Gegend um Ispahan ist dürre, und wird durch künstliche Canäle bewässert. Die Stadt Yezd ist volkreich und handelt mit Seide und Baumwolle. Kaschan, wo Schah Abbas prächtiger Palast noch steht, treibt starken Handel mit hier verfertigten Seidenstoffen. Kom, seit 1780

durch ein Erdbeben verwüstet, wird wegen der Gräber der Sidi Fatima und der Könige Schah Abbas und Schah Sofi von vielen andächtigen Pilgrimmen besucht. Caswin, eine nahrhafte und volkreiche Stadt, wo Seidenzeuge und vorzügliche Kupferarbeiten verfertigt werden. Kermenschah, befestigte Gränzstadt gegen Kurdistan; 7. Kuschistan, am Tigris, Schat al Arab und persischen Meerbusen, den Einfällen der Araber ausgesetzt, und größtentheils wüst. Die Hauptstadt ist Schuster; 8. Farsistan, am persischen Meerbusen. Die Hauptstadt Schiras liegt in einem reizenden Thale, in welchem köstliche Früchte und der berühmte Schiraswein wachsen, von dem jährlich über 4000 Tonnen gekeltert werden. Die Stadt hat eine Citadelle und mehrere Marktplätze und Caravanserein. In abgesonderten Quartieren wohnen die Juden und Hindu; die Moscheen werden gut erhalten, aber das akademische Gebäude, Medressa Chan, verfällt mit den Wissenschaften. Bei Schiras sind die Grabmäler des Hafiz und Sadi (s. persische Literatur). Wichtiger noch für den Alterthumsforscher sind die Ruinen von Persepolis (s. d. Art.). Buscher oder Abuschär ist gewissermaßen der Hafen von Schiras, über welchen ein lebhafter Handel mit Indien geführt wird. Die Engländer haben hier eine Factorei; 9. Laristan, am persischen Meerbusen, gebirgig, dürr und mäßig bevölkert, aber durch seine Gebirge vor feindlichen Einfällen geschützt. Die Hauptstadt Lar hat gute Sammet- und Taffentmanufacturen; 10. Kerman, am Meerbusen von Ormus schmaler als an der nordöstlichen Gränze, besteht aus hohen nackten Gebirgen oder dürren Sandwüsten. Die Luft ist heiß und ungesund. Die Datteln, welche in einigen Gegenden gedeihen, sind die Hauptnahrung der Einwohner. Die Schafe liefern die schönste Wolle, aus der die Einwohner Shawls verfertigen, welche denen aus Kaschmir ähnlich sind. Die Hauptstadt Kerman ist ziemlich bevölkert. Bender Abassi (Kouron) war zur Zeit, als die Portugiesen Ormus erobert hatten, von indischen und europäischen Kaufleuten stark besucht, ist aber jetzt von weniger Bedeutung, und wegen der unerträglichen Hitze im Sommer von den meisten Einwohnern verlassen; 11. Mekran, am indischen Meere, ein heißes, wüstes, wenig bewohntes und bewohnbares Land. Die Hauptstadt ist Mekran, nicht weit vom Meere; 12. Sedschestan, ebenfalls wüst und unaufhörlich von den räuberischen Afganen durchzogen und geplündert, mit denen die Bewohner in steter Fehde leben. — Von diesen Provinzen standen im J. 1810 unter Feth Ali, Schah von Persien, Eriwan, Aderbidschan, Gilan (mit Ausnahme von Lengeran, wo ein Chan als russischer Vasall regierte), Mazenderan, ein Theil von Chorasan, Irak Adschemi, Kurdistan (mit Ausnahme einiger unabhängigen Stämme) Farsistan, Laristan (mit Ausnahme des vom Imam von Mascate abhängigen arabischen Sheiks zu Bender Abassi) und Kerman. Mekran steht unter unabhängigen Fürsten oder Vali's; Sedschestan und ein Theil von Chorasan (Herat) unter den Afganen oder dem König von Candahar; endlich stehn die übrigen Theile von Chorasan theils unter einem unabhängigen Chan, theils unter den Usbeken von Bochara. — Bei den Alten war die Provinz Persis oder Persia von dem Reiche der Perser unterschieden. Jene, von den Hebräern Elam genannt, ward umgränzt von Susiana, Medien, Karmanien und dem persischen Meerbusen, vom Medus, Cyrus und Araxes durchströmt, und war an der Südküste eben, sandig und heiß, in der Mitte gemäßigt heiß, wasserreich und fruchtbar, im Norden rauh, unfruchtbar und gebirgig durch den Taurus. Die Bewohner waren räuberische Gebirgsvölker, Parätacener, Kossäer u. s. w. Hier lag Per-

sepolis. — Das Reich Persien (Iran, Eriene, Ariene) begriff alle den Persern unterworfenen Länder Asiens vom Taurus bis zum Indus unter sich, nämlich Susiana (jetzt Curestan, auch Chuzistan), Carmanien (jetzt Kirman), Gedrosia (Meeran), Aria (Chorasan), das Land der Dranger und Zarangäer (jetzt Sedschestan), Arachosia (Candahar), der Paropamisus (ein Theil des Taurusgebirges), an dessen Fuße (im heutigen Sablestan) die Paropamisaden und andre kleine Völkerschaften lebten; das Land der Marder und Tapurer, Hyrkanien, Parthien, Bactriana (Chorasan) und Sogdiana mit der Hauptstadt Marecanda (Samarcand). — Die Geschichte Persiens tritt erst mit Cyrus aus dem Dunkel der Vorzeit heraus; früher ist sie ungewiß und fabelhaft. Als die erste wird von den Morgenländern angeführt die Dynastie der Mahabaden, auf sie folgte die Dynastie der Pischdadier (gleichzeitig mit unserm assyrischen Reich). Zwölf Regenten werden aus dieser mythischen Zeit von 2421 Jahren genannt. Unter ihnen sind die Namen: Kajumaras, Huschenk, Tachmuras, Dschemschid, der größte der Pischdadier, Istakhars Erbauer, nach welchem Zohak, der Tyrann, das Landplagte, Feridum, der Befreier und Wiederhersteller seines Vaterlandes, Manutscheher, Zeb und Gershasp, der letzte Pischdadier. Diesen folgten die Cajaniden; 718 Jahre. In die ungewisse Zeit vor Cyrus gehört Gustasp, der medische Kyaxares oder dessen Zeitgenosse, unter welchem Zerdusch (Zoroaster) lebte. Mit Cyrus (559 bis 529 vor Chr. Geb.) begannen die Zeiten des Glanzes im Westen. Er vereinigte Perser und Meder unter einem Zepter, wodurch sie herrschendes Volk in Asien wurden; besiegte den Crösus, eroberte Babylon und unterwarf ganz Klein-Asien. Ihm folgte sein Sohn Cambyses (529-522), der Aegypten bezwang. Nach diesem herrschte kurze Zeit ein Magier, der sich für des Cambyses Bruder Smerdis ausgab. Nach dem Sturze desselben erhielt Darius Hystaspis, durchs Loos oder seiner Gefährten Wahl, die Krone (521-487). Er unterwarf das aufrührerische Babylon, Thrazien, Macedonien und einen kleinen Theil von Indien. Sein Plan, die Scythen jenseit des Ister zu bezwingen, scheiterte. Die griechischen Colonien in Klein-Asien, welche das persische Joch abzuschütteln versuchten, bezwang er zwar; sein Nachekrieg gegen die europäischen Griechen aber schlug unglücklich für ihn aus. Aegypten war in Aufstand gegen ihn. Sein Sohn Xerxes (487-467) bezwang Aegypten aufs neue, scheiterte aber bei Marathon und Salamis mit seinem Angriff auf Griechenland, und mußte einen verderblichen Vertheidigungskrieg gegen die Griechen fortsetzen. Unter Artaxerxes (bis 425) zeigten sich die ersten Spuren des Verfalls. Das empörte Aegypten wurde erst nach hartem Kampfe bezwungen. Der griechische Krieg endigte 449 mit dem nachtheiligen cimonischen Frieden. Megabyzus erregt eine gefährliche Empörung. Mutter und Gemahlin beherrschen den schwachen König. Die nächsten Regierungswechsel erfolgen schnell und gewaltsam. Xerxes II., der einzige echte Sohn, wurde nach 45 Tagen von seinem unechten Bruder Sogdian, und dieser nach sechs Monaten von dem andern unechten Bruder Ochus getödtet, welcher Letztere unter dem Namen Darius II. bis 404 unter dem Einfluß seiner Gemahlin Parysatis regierte und mit mehrern Empörungen zu kämpfen hatte, wodurch das Reich immer mehr verfiel. In Aegypten mußten die Perser eigne Könige anerkennen. Nur die innern Unruhen Griechenlands, in welche sie sich geschickt einmischten, retteten sie noch zur Zeit von einem allgemeinen Angriff der Griechen und vom Untergang. Artaxerxes II. Memnon (bis 361) stand gänzlich unter dem

Einfluß seiner Mutter Parysatis. Sein Bruder Cyrus, von 10,000 Griechen unter Xenophon unterstützt, suchte ihm den Thron zu rauben (400); aber Artaxerxes schlug und tödtete ihn. Die innern Unruhen nöthigten die Spartaner, ihre Vortheile in Klein-Asien aufzugeben und den nachtheiligen antalcidischen Frieden einzugehn. Artaxerxes III. Ochus (bis 338), Memnons Sohn, befestigte seinen Thron durch Hinrichtung seiner zahlreichen Brüder. Er unterwarf Aegypten aufs neue; aber Bagoas, sein Verschnittener, vergiftete ihn seiner Grausamkeiten wegen, brachte nach und nach auch seine sämmtlichen Söhne um, und gab die Krone an Darius Codomannus, einen Prinzen von königlichem Geblüt, welcher, von Alexander bekriegt, nach drei großen Niederlagen am Granicus, Issus und Gaugamela durch Bessus, Statthalter von Bactrien, das Leben verlor (330), worauf Alexander sich der ganzen persischen Monarchie bemächtigte (329). Als nach Alexanders Tode (322) das macedonische Reich zerfiel, herrschten über Persien die Seleuciden bis 246. Ihnen folgten die Arsaciden, welche das Reich der Parther (s. d. Art.) gründeten, das bis 229 nach Christus bestand. Damals bemächtigte sich Ardschir Babekan (Artaxerxes) der Herrschaft über Mittel-Asien, und vererbte sie auf seine Nachkommen, die Sassaniden, welche 407 Jahre herrschten. Ardschir, Sessans Sohn, regierte selbst bis 241. Die Kriege, welche er mit den Römern führte, dauerten unter seinem Nachfolger Schapur (Sapores I. bis 271) mit Gordian und Valerian fort (welchen letztern das Kriegsunglück zu schmählichen Mißhandlungen in Schapurs Hände gab) und endigten erst durch den Frieden des Königs Narses mit Diokletian (303). Erst als Schapur II. der Große (309 bis 380) zur Volljährigkeit gelangt war, gewann das Reich wieder Kraft. Er strafte die Araber für ihre Streifereien und nahm den König von Yemen gefangen. Darauf foderte er, wie einst Ardschir, vom Kaiser von Constantinopel alles Land bis zum Strymon zurück. Constantin der Große, Constantinus II. und Julian widerstanden ihm zwar, aber Jovian erkaufte den Frieden durch Abtretung der fünf streitigen Provinzen und der Festung Nisibis. Schapur machte darauf auch in der Tatarei und Indien Eroberungen. Ohne entscheidende Ereignisse wechselten nach Schapurs Tode Krieg und Frieden. Araber, Hunnen und Türken traten nach einander für und gegen Persien auf den Kampfplatz. Im J. 420 kamen Varanes V. mit Hülfe der Araber auf den Thron. Er kriegte siegreich gegen Theodosius II., schlug die in sein Gebiet eingefallnen euthalitischen Hunnen mit großem Verlust zurück, und eroberte das Königreich Yemen. Im Jahr 457 gelangte Firuz (Peroses) durch Hülfe der euthalitischen Hunnen zum Throne, bekriegte sie aber nachher und verlor 483 gegen sie Schlacht und Leben. Valens oder Badach (488-491) verlor sogar einen Theil des Reichs an sie, und mußte ihnen zwei Jahre Tribut bezahlen. Bald aber gewannen die Sassaniden wieder Größe und Macht. Kobad überwand die Hunnen, und ob er gleich durch ihren Beistand 498 den verlornen Thron wieder erhielt, so führte er doch in der Folge, wie mit Athanasius, so auch wieder mit den Hunnen, Indiern und Justinian I. Krieg. Sein jüngster Sohn und Nachfolger, Kosru Anushirwan (531-579) zeichnete sich aus durch ungemeine Weisheit und Tapferkeit. Unter ihm erstreckte sich das persische Reich vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien und die Gränze Aegyptens. Glücklich kriegte er mit den Indiern und Türken, mit Justin und Tiber und mit den Arabern, die er vom Druck vieler kleinen Tyrannen befreite. Die Empörungen

seines Bruders und seines Sohnes unterdrückte er. Die Lazier in Colchis, der griechischen Bedrückungen müde, unterwarfen sich ihm; da er sie aber in das innere Persien verpflanzen wollte, kehrten sie unter die Herrschaft Justinians zurück, dessen Waffen jetzt siegreich waren. Anuschirwan starb vor Gram während der Friedensunterhandlungen. Der Krieg dauerte fort unter Hormuz (Hormisdas, 579-591), Varam bis auf Kosru Parwiz, unter welchem die persische Macht den höchsten Gipfel erreichte. In glücklichen Kriegen dehnte er seine Eroberungen auf der einen Seite bis Chalcedon (616), auf der andern über Aegypten bis nach Libyen und Aethiopien, und endlich bis nach Yemen aus. Plötzlich aber endete sein Glück durch Kaiser Heraclius siegreiche Waffen. Der König verlor alle seine Eroberungen; sein eigner Sohn Siroes nahm ihn gefangen und ermordete ihn (628). Persien ging nun in beständigen innern Unruhen seinem Untergang entgegen. Siroes oder Kobad Schirujeh ward noch in demselben Jahre wieder ermordet. Ihm folgte sein siebenjähriger Sohn Ardschir III., den im J. 629 sein Feldherr Sarbas (Scheheriar) ermordete. Dieser ward, noch ehe er sich des Throns bemächtigt, von den persischen Großen gestürzt, bis nach mehreren Umwälzungen, die so schnell auf einander folgten, daß die Geschichtschreiber die Namen verwirrt haben, der sechzehnjährige Jezdedscherd, ein Enkel Kosru's, 632 den Thron bestieg. Ihn bestürmte im J. 636 der Khalif Omar. Persien ward ein Raub der Araber und Türken. Jezdedscherd verlor 651 das Leben. — Von der Eroberung Persiens durch die Khalifen beginnt die Geschichte des neupersischen Reichs. Die Herrschaft der Araber dauerte 585 Jahre, von 636-1220. Da theils die Statthalter der Araber sich unabhängig machten, theils persische und türkische Fürsten einzelne Provinzen an sich rissen, so blieb Persien getrennt. Unter den herrschenden Dynastien sind zu bemerken: 1. das türkische Haus der Thaheriden in Chorasan von 820 bis 872; 2. die persische Dynastie der Soffariden, welche jene stürzte, und über Chorasan und Fars bis 902 herrschte; 3. die Samaniden, welche sich 874 unter Ahmed in der von Chorasan abhängigen Provinz Mavaralnar erhoben und bis 999 erhielten. Ahmeds Sohn Ismael stürzte die Soffariden und gelangte zu Macht und Ansehn. Unter seinen Nachfolgern entstanden 4. die Gasnaviden, als 977 Sebectechin, ein türkischer Sclav und Statthalter der Samaniden zu Gasni und Chorasan, sich zu Gasni unabhängig machte. Sein Sohn Mahmud maßte sich 999 auch Chorasan, und 1012 Fars an und endigte so die Herrschaft der Samaniden. In der Folge entriß er den Buiden Irak Adschemi (1017) und breitete sich auch in Indien aus. Aber sein Sohn Masud verlor Irak Adschemi und Chorasan (1037-1044) durch die Seldschucken, und durch innere Unruhen entkräftet wurden 1182 die Gasnaviden unter Malik-shah eine Beute der Guriden; 5. die Sultane von Gur wurden 1150 durch Ala-eddin-Hosain mächtig, sanken aber nach wenigen großen Regierungen theils durch die Fürsten Chowaresmiens, theils durch innere Uneinigkeit; 6. die chowaresmischen Schahs, von 1097 bis 1230, waren durch Aziz, Statthalter der Seldschucken in Chowaresme, wo er sich unabhängig machte, gegründet. Tagash (1192) zerstörte das Reich der Seldschucken und nahm den Guriden Chorasan. Sein Sohn Mahomed eroberte Mavaralnar, bezwang die Guriden und Gasni, und brachte den größten Theil Persiens an sich. Plötzlich aber verlor er alles (1220) durch den Großchan der Mongolen, Dschingischan, und sein heldenmüthiger Sohn, Gelaleddin Mankbern, kam, nachdem er noch zehn Jahre die äußersten An-

strengungen gemacht hatte, 1230 in einer einsamen Hütte auf dem kurdischen Gebirge um. — Die genannten Dynastien herrschten im nördlichen und nordöstlichen Persien; im westlichen und nordwestlichen aber herrschten: 7. Mardawig, ein persischer Krieger, der 928 zu Dilem eine fürstliche Macht erhob, die sich bald selbst über Ispahan verbreitete, bald aber von den Buiiden verschlungen wurde; 8. die Bujiden, die Söhne Buia, eines armen Fischers, der sein Geschlecht von den Sassaniden herleitete, erlangten durch Tapferkeit und Klugheit die Herrschaft über den größten Theil von Persien und 945 selbst über Bagdad. Sie zeichneten sich meistens durch Tugenden und Liebe für wissenschaftliche Cultur aus, und behaupteten sich bis 1056, wo Malek Rahim sich genöthigt sah, den Seldschucken zu weichen; 9. die Seldschucken, eine angeblich türkische Dynastie, von den Chinesen aus Turkestan vertrieben, wurden mit den Gasnaviden zuerst in Chorasan mächtig. Togrulbeg Mahmud, tapfer und klug, verdrängte hier Sultan Mahmuds Sohn, den Gasnaviden (1037), verbreitete sich über Mavaralnar, Aderbidschan, Armenien, Fars, Irak Adschemi und Irak Arabi, wo er der Gewalt der Bujiden zu Bagdad ein Ende machte (1055) und von den Khalifen an ihrer Stelle zum Emir el Omrah eingesetzt wurde. Seine Nachfolger zeichneten sich zum Theil durch große Thätigkeit und Humanität aus; der mächtigste derselben, Malekshah, eroberte noch Georgien, Syrien und Natolien (Rum). Nach und nach aber sank das Reich, indem es sich nach verschiednen Veränderungen in vier Reiche auflöst'te, die theils durch die chowaresmischen Schahs (1162 und 1195), theils durch die Atabeken von Aleppo (1139), theils durch die Mongolen (1194) zerstört wurden. Durch Dschingischan wurden die Tartaren und Mongolen in Persien herrschend. Ihre Macht bestand 185 Jahre, von 1220-1405. Die Provinzen Persiens, welche durch Dschingischan an die Mongolen gekommen, erhielt von diesem Eroberer dessen jüngster Sohn, Tauli (1229), und nach diesem dessen Sohn Hulaku, beide anfangs als Statthalter der mongolischen Chans Kajuk und Mangu. Hulaku vermehrte diese Länder mit Syrien, Natolien und Irak Arabi. Er, oder erst sein Nachkomme, machte sich von der Oberherrschaft der Großchans unabhängig, und bildete eine besondere Dynastie der Mongolen in jenen Ländern, welche bis auf Abusaid bestand, der 1335 ohne Erben starb. Seine Nachfolger, ebenfalls aus Dschingischans Familie, führten nur den Titel der Chans von Persien; das Reich war kraftlos und getheilt. Da erschien 1387 an der Spitze einer neuen Mongolenhorde Timurlenk (Tamerlan), und bemeisterte sich Persiens, die Welt von Hindostan bis Smyrna mit Schrecken erfüllend. Aber mit dem Tode dieses großen Eroberers erlosch 1405 die Macht der Mongolen in Persien, und die Turkomanen machten sich zu Oberherrn auf hundert Jahre. Diese nomadischen Stämme vom weißen Schöps, welche seit 200 Jahren Persien geplündert hatten, eroberten unter Kara Jussuf und dessen Nachfolgern den größten Theil Persiens von den Timuriden, unterlagen nachher andern turkomanischen Stämmen vom weißen Schöps unter Usong Hassan (1468), und vereinigten sich mit ihnen. Beide aber wichen 1505 dem Ismael Sofi, der sich der Schwärmerei als Werkzeugs der Politik zu bedienen wußte, und dessen Dynastie von 1505 bis 1722 herrschte. Ismael Sophi, dessen Ahnherr, Scheikh Sophi, von Ali abstammen wollte, nahm den Turkomanen vom weißen Schöps Aderbidschan (1505-8), und einen Theil von Armenien, erschlug ihre beiden Fürsten, und gründete auf den Untergang ihres Reichs, nach der Eroberung von Schir-

man, Diarbekr, Georgien, Turkestan und Maweralnar, ein Reich,
das Aderbidschan, Diarbekr, Irak, Fars und Kerman umfaßte. Er
nahm den Namen eines Schahs an, und führte die Secte Ali in den
eroberten Ländern ein. Seine Nachfolger, Tamasp (1523-1575),
Ismael II. (1576-77), Mahomed (1577-1586), Hamzeh (1586), Is-
mael III. (1587), führten blutige und unglückliche Kriege mit den
Türken und Usbeken. Aber der große Schah Abbas (1587-1629)
stellte durch seine Eroberungen das Reich wieder her. Er nahm den
Türken Armenien, Irak Arabi, Mesopotamien, die Städte Tauris,
Bagdad und Bassora, den Usbeken Chorasan, den Portugiesen Ormus,
und den Mongolen Candahar, und demüthigte Georgien, das sich der
Zinsbarkeit entzogen hatte. Er führte die unumschränkte Herrschaft
in Persien ein, versetzte seine Residenz nach Ispahan und verordnete die
Wallfahrt nach Medsched, um die nach Mecca unter den Persern ab-
zuschaffen. Die folgenden Regenten, Schah Sefi (1629-1642) und
Abbas II. (1642-1666), führten neue Kriege mit den Türken und In-
diern, mit jenen wegen Bagdad, das verloren ging, mit diesen wegen
Candahar, welches 1680 wieder erobert wurde. Unter Schah Soliman
aber (1666-1694) versank das Reich in Kraftlosigkeit und verfiel gänz-
lich unter dessen Sohne Hussein. Die Afganen in Candahar fielen
1709 unter Mirweis ab, und dessen Sohn, Mir Mahmud, bemäch-
tigte sich 1722 des ganzen Reichs. Wilde Anarchie folgte. Der wahn-
sinnig gewordene Mahmud wurde 1725 von Aschraf gestürzt, dieser aber
von Thamasp Kuli Chan besiegt, welcher unter Mitwirkung der Rus-
sen und Türken Husseins Sohn, Thamasp, auf den Thron setzte (1729).
Als dieser aber Georgien und Armenien an die Türken abtrat, setzte
ihn Kuli Chan ab, und erhob dessen minderjährigen Sohn, Abbas III.
(1732) auf den Thron. Die den Russen und Türken abgetretenen Pro-
vinzen gewann er durch Schlachten und Vergleich wieder, und bestieg,
als Abbas III. schon 1736 starb, unter dem Namen Schah Nadir
selbst den Thron. Er erhob Persien durch Waffenglück und strenge
Regierung zu seinem vorigen Ansehn, eroberte Baharein (1735) und
Balk (1736) vom Chan von Bochara, Candahar (1738), fiel darauf
(1739) in Hindostan ein, und nöthigte den Groß-Mogul Mahomed,
ihm einige Provinzen am Indus und seine meisten Schätze zu überlas-
sen. Aber im J. 1747 wurde Nadir von den Anführern seiner Leib-
wache ermordet, und sein Tod stürzte das Reich in neue Zerrüttung.
Vier verschiedne Reiche bildeten sich: 1. Chorasan und Sedschestan;
2. Candahar oder die östlichen Provinzen; 3. Fars oder die westlichen
Provinzen, und 4. Georgien. Letzteres behielt meist seine eignen Für-
sten, die sich endlich Rußland unterwarfen, in Candahar und dem Osten
gründete Ahmed Abdallah das Reich der Afganen. Er siegte bei Pan-
niput und gebot mit Allgewalt in Indien. Seine Residenz war Ca-
bul. Ihm folgte 1773 Timur und diesem Zeman. In den beiden an-
dern Reichen aber gelang es nach langen und blutigen Kämpfen zwi-
schen Verwandten und Statthaltern dem Kurden Cherim Chan, der
unter Nadir gedient hatte, die Ruhe herzustellen, und seine Macht zu
befestigen. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kriegserfahrung erwar-
ben ihm die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung seiner Nachbarn.
Er selbst nannte sich nie Chan, sondern nur Vekil (Regent). Neue Verwir-
rungen traten 1779 nach seinem Tode ein. Seine Brüder wollten sich mit
Uebergehung seiner Söhne des Throns bemächtigen. Ein Prinz von
Geblüt, Ali Murat, blieb 1784 im Besitz desselben; nur in Mazende-
ran hatte sich ein Verschnittener, Aga Mahomed, ein Mann von al-

tem Geschlecht und nicht gemeinen Eigenschaften, unabhängig gemacht. Ali Murat, der gegen ihn marschirte, starb an einem Sturz mit dem Pferde, und hinterließ das Scepter seinem Sohne Jafar. Dieser wurde von Aga Mahomed bei Yezde-Kast geschlagen und flüchtete nach Schiras. Hier kam er 1792 in einem Aufstande um, als Aga Mahomed die Stadt angriff. Vergebens suchte Jafars Sohn, Luthf-Ali, in mehrern verzweifelten Gefechten das Glück für sich zu gewinnen. Aga Mahomed blieb Sieger und ernannte zu seinem Nachfolger Babachan, seinen Neffen, welcher seit 1796 unter dem Namen Feth-Ali-Schah zu Teheran herrscht. Dieser Regent ist jetzt ungefähr 60 Jahre alt, und vereinigt mit edelm Anstande, einen einnehmenden und leutseligen Ton. Er liebt die schönen Künste, beschützt die Wissenschaften, übt sie selbst aus, und verbindet mit einer für einen persischen Herrscher seltenen Gelehrsamkeit die Gabe, angenehm zu dichten. Er hat 65 Söhne und eine gleiche Anzahl von Töchtern. Von den erstern ist Abbas-Mirza zu seinem Nachfolger bestimmt. Er ist nach dem Kaiser von China der mächtigste und reichste Fürst in Asien. Sein Aufwand und die Pracht seines Hofes sind ungeheuer, so wie seine Gewalt unbeschränkt. Er hat mehrere Kriege mit den Russen, wozu ihn theils die Eroberungssucht dieser letztern, theils die Aufhetzungen der Franzosen vermochten, geführt, deren Erfolge meistens nachtheilig für ihn waren. Als Napoleon 1812 seinen Angriff auf Rußland auszuführen beschloß, gab er sich besonders viele Mühe den Schah zu bewegen, daß er die südöstlichen Gränzen des russischen Reichs anfiel. Da begab sich ein brittischer Botschafter, Sir Gore Ouseley, nach Teheran, um der dortigen Politik eine andere Richtung zu geben. In dem Augenblicke, in dem die Franzosen über den Dnepr gingen, führten die Perser den Krieg mit größter Thätigkeit. Ouseley aber entledigte sich seines Auftrages mit so gutem Erfolge, daß sich der Schah zum Frieden bequemte, und das zahlreiche russische Heer, das bisher in Asien operirt hatte, konnte nun die gegen Napoleon wirkenden Streitkräfte verstärken. Seit dieser Zeit ist Friede zwischen Persien und Rußland geblieben, und um die freundschaftlichen Verhältnisse zu bezeugen und zu befestigen, erschien in den ersten Tagen des J. 1816 ein persischer Botschafter in Petersburg. Einige Monate später sah man auch einen persischen Gesandten an dem französischen Hofe, der gekommen war, um Handelsverbindungen mit Frankreich anzuknüpfen.

Persische Sprache und Literatur. Unter den Sprachen, welche in den persischen Provinzen üblich waren, die vormals das medische Reich bildeten, waren das Zend und das Pehlvi die bedeutendsten, jenes im Norden, dieses im Süden von Medien. Der Name Zend selbst ist pehlvisch, und bedeutet lebendig. In der Zendsprache schrieb Zoroaster seine Religionsbücher, welche Anquetil du Perron, so weit sie noch vorhanden sind, uns näher bekannt gemacht hat, unter dem Namen Zend avesta, d. h. das lebendige Wort *). Schon vor Anfang unsrer Zeitrechnung scheint sie gewaltsam verdrängt worden und erloschen zu seyn, und gegenwärtig gibt es selbst unter den Gebern, welche sich noch jetzt zur Lehre Zoroasters bekennen, sehr wenige, die ihrer kundig sind. Das Zend soll sowohl im grammatischen Bau als in seinen Wurzelwörtern große Aehnlichkeit mit dem Sanscrit haben.

*) W. Jones hörte von einem gelehrten Anhänger der zoroasterschen Lehre, daß Zend der Name der Schriftzüge ihrer Religionsbücher, Avesta hingegen der Name der Sprache sey.

Das Pehlvi, welches ungefähr gleichzeitig mit dem Zend in Niedermedien oder Parthien gesprochen wurde, gelangte zu einer größern Ausbildung und ward unter den parthischen Königen Schrift- und höhere Gesellschaftssprache, mußte aber dem Parsi weichen, als der Sitz des Reichs in die südlichen Provinzen versetzt wurde und die Sassaniden es sogar verboten. Nach unbestimmten Nachrichten soll es indeß noch jetzt von einem nomadischen Volke in Shirwan (den Puddar) gesprochen werden. Unter den Gebern gibt es auch nur Wenige, die es verstehn. Die Schriften Zoroasters wurden früh in das Pehlvi übersetzt; außerdem sind noch verschiedne theologische und historische Schriften darin vorhanden. Das Pehlvi ist verwandt mit dem Chaldäischen. Unter den Sassaniden endlich wurde die sanfte, reiche und bildsame Sprache der Provinz Fars oder Farsistan, das Parsi, herrschende Sprache in Persien, aus welchem sich das Neupersische und aus beiden der rauhe kurdische Dialect bildeten. Das Parsi oder die unvermischte Sprache von Fars verräth einen gemeinschaftlichen Ursprung mit dem Sanscrit, ohne daß wir mit Schlegel das Sanscrit zur Mutter des Parsi, noch mit Frank das Parsi zur Mutter des Sanscrit machen wollen, wiewohl die letztere Meinung durch die größere Einfachheit des Parsi besser begründet zu seyn scheint als erstere. Ziemlich rein finden wir das Parsi noch im Firdusi und einigen andern Schriftstellern aus den ersten Jahrhunderten des Mahomedanismus, jedoch nicht ganz unvermischt mit Arabischem. Diese Einmischung des Arabischen in das Parsi erfolgte seit der Eroberung Persiens durch die Araber, als die mahomedanische Religion in Persien herrschend, und die arabische Sprache die eigentlich gelehrte Sprache der Perser wurde. Die Aufnahme nicht nur vieler einzelner Wörter, sondern auch ganzer Phrasen geschah theils aus Bedürfniß, da im Parsi für viele neuen Begriffe das Wort fehlte, theils aber auch um sich zum Unterschiede von dem gemeinen Haufen gebildeter und zierlicher auszudrücken. So entstand das Neupersische. Die arabischen Wörter, aus welchen es gemischt ist, sind theils unverändert geblieben, theils nach persischer Weise verändert und gebeugt worden. Die Verwandtschaft des Persischen mit dem Germanischen ist zwar nicht so groß, daß der Deutsche, wie Leibnitz sagt, ganze persische Verse sogleich verstehn könne, aber sie ist unläugbar vorhanden. Sie beweis't, ohne uns zu gewagten und, da sie unerweislich sind, unnützen Hypothesen zu berechtigen, daß der gleichfalls aus Asien stammende Germane mit dem alten Bewohner Persiens aus einerlei Quelle schöpfte. Ein Gleiches gilt von dem Celten, Slaven, Thracier, von deren Sprache wir ebenfalls Spuren im Persischen vorfinden. Im grammatischen Bau ist das Persische an Einfachheit ganz der englischen Sprache ähnlich, in der Fähigkeit, Wörter zusammen zu setzen, der Deutschen. Wir übergehn die Dialecte der persischen Sprache, und führen nur an, daß der ausgebildetste Dialekt derselben, der die Hof- und Gelehrtensprache geworden, Deri, (Hofsprache von Dar, Pforte), der gemeine Volksdialekt aber Valaat heißt. Die Schrift der Perser ist die arabische, mit Hinzufügung von vier Buchstaben mit drei Punkten, welche die Araber nicht haben. Am häufigsten sind ihre Bücher in dem hängenden und gezognen Schriftzug geschrieben, welcher Talik heißt. — Die persische Literatur, in deren Besitz bis zur Einführung des Islam die Magier waren, hat in ihren alten Mundarten, dem Zend und Pehlvi, außer den schon oben erwähnten Werken und den zum Theil unverständlichen persepolitanischen Inschriften, nichts mehr aufzuweisen. Was der Vernichtung zur Zeit Alexanders entgangen

war, wurde unter den Khalifen vertilgt, und nur wenige Trümmer erhielten sich unter den geflüchteten Parsen oder Gebern. Die persische Cultur sank in den ersten Zeiten der arabischen Herrschaft; bis ins zehnte Jahrhundert findet sich keine Spur einer Literatur; erst unter den Abbassiden blühten die Wissenschaften auch in Persien wieder auf, und schon war die arabische Literatur im Sinken, als die persische sich, von den Bujiden und Seldschucken begünstigt, erhob. Unter den Fürsten, welche Gelehrte und Dichter durch persönliche Gunst und Belohnungen aufmunterten, verdienen genannt zu werden der Bujide Azad Eddaulet in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, die gaznavidischen Sultane, Mahmud Sebektekin und Keder Ben Ibrahim, und der seldschuckische Sultan Malekschah mit seinem Vezir Nazam el Maluk und Keder Chan Chakan. Diese Blüthe der Literatur dauerte bis ins dreizehnte Jahrhundert auf Dschingischan. Timur im vierzehnten und die Türken im funfzehnten Jahrhundert brachten sie immer mehr in Verfall, und im sechzehnten Jahrhundert erlosch sie fast ganz. Die Bedrückungen und Unruhen, welchen Persien seitdem unaufhörlich ausgesetzt gewesen, haben das Wiederaufblühen der wissenschaftlichen Cultur nicht erlaubt. Aber aus jener frühern Zeit besitzen die Perser zahlreiche und kostbare Schätze der Literatur, besonders in der Poesie, Geschichte, Geographie und mehrern andern Wissenschaften. Unsere Uebersicht derselben kann nur sehr unvollkommen seyn, und wir müssen uns grossen Theils auf das beschränken, was von den Europäern bearbeitet worden ist. Der glänzendste Theil der persischen Literatur ist die Poesie. Hier nennen wir zuerst Ferdusi aus Thus, den Verfasser des Schahnameh, zu Anfang des 11ten Jahrhunderts, von dem wir in einem eignen Artikel gesprochen haben, und seine Zeitgenossen, die berühmten Lyriker Ansari und Ahmed Essedi aus Thus (von welchem letztern Daulet-schah ein Gedicht anführt). Ferner sind als Lyriker ausgezeichnet: Anweri aus Bednah in Chorasan, gestorben 1200, unübertroffen in der Kaside, nur dem Hafiz weichend in der Gasel (zwei seiner Gedichte stehen in den Asiatic Miscellanies, eins in den Fundgruben); Chodscha Hafiz Schemseddin Mahomed, am bekanntesten unter dem Namen Hafiz, der im 14ten Jahrhundert lebte, und in der Ode (Gasel) den höchsten Ruhm hat; (wegen seiner Dunkelheit nennen ihn die Morgenländer die mystische Zunge und viele, meistens türkische Gelehrte haben ihn commentirt, als Schemii, Schuuri und besonders Sudi. Einzelne seiner Gedichte sind an vielen Orten zerstreut gedruckt, der ganze Divan, d. h. die ganze Sammlung seiner lyrischen Gedichte aber persisch zu Calcutta und in einer deutschen Uebersetzung von J. v. Hammer, 1812, in 2 B.) Shahi, wahrscheinlich ein Schüler des weiter unten vorkommenden Dschami, Hatefi, Asefi*), Chakani, Emir Chosru, Senai, Schefali, von denen wir sämmtlich Divane besitzen und einzelne Gedichte durch Jones, Ouseley u. A. kennen. Außer den genannten aber hat die persische Literatur vielleicht noch 200 Divane von verschiednen Verfassern aufzuweisen; auch rühmt sie sich unter ihren Lyrikern des türkischen Kaisers Selims I. (s. Latifi) und des letzten Großmoguls, des unglücklichen Shah Allums (s. Franklin's Life of Shah Allum). Als Lyriker, Mystiker und moralischer Dichter ist vor allen andern sowohl im Morgenlande als auch bei uns berühmt Scheich Saadi, der im zwölften und dreizehnten Jahrhundert lebte und als ein Greis von 116 Jahren starb. Seine Werke sind

*) Seinen Divan besitzt der Verf. dieses Art.

außer dem bekannten Gulistan und Bostan (Rosengarten und Baumgarten, deutsch von Olearius, persisch zu Calcutta gedruckt, ersteres lateinisch und persisch von Gentius), eine Sammlung lyrischer Gedichte, in arabischer und persischer Sprache, ein Buch, betitelt: Conventus quinque, ein anderes betitelt: Liber consiliorum Regum, und ein kleines Spruchbuch (Pendnameh, persisch und englisch in Calcutta gedruckt). Auch Feridedin Attar, ein Zeitgenosse Saadi's, schrieb eine sehr geschätzte Sammlung von Sittensprüchen unter dem Titel Pendnameh (Proben davon bei Jones und Ouseley), und mehrere andre Dichterwerke. Für das vollkommenste Muster mystischer Schreibart gilt Dschelaledin Rumi, aus Balkh in Chorasan, der eine eigne Secte stiftete, und als frommer Sofi 1272 starb. Sein großes Werk, Kilat el Metnavi (Sammlung von Metnavi oder Distichen), ist so schwer zu verstehn, daß eigne Wörterbücher dafür verfaßt worden sind. (Wenige Bruchstücke finden sich bei Jones und in den Fundgruben.) Einer der fruchtbarsten und zugleich angenehmsten Dichter Persiens ist Abdalrahman, bekannter unter seinem Beinamen Dschami, den er von seinem Geburtsort Dscham in Chorasan erhalten hatte. Er lebte von 1414 bis 1492, und hat gegen vierzig Werke hinterlassen. Wir nennen von denselben den Divan, aus dem einzelne Gedichte hin und und wieder gedruckt sind, das Beharistan (Frühlingsgarten), woraus mehrere Fabeln und kurze Nachrichten von einigen persischen Dichtern in der zu Wien 1778 erschienenen Anthol. persic. mitgetheilt worden. Die beiden erotischen Epen Jussuf we Zuleikha und Medschnun we Leila, deren ersteres wir nur aus Fragmenten in den Asiatick Misc., letzteres aber durch die Uebersetzung Chezy's (Paris 1807, 2 B.), die von Hartmann ins Deutsche übersetzt worden ist, näher kennen *), und zwei kleine grammatische Werke, von denen das eine, ein Commentar zu der arabischen Grammatik Kafiah zu Constantinopel, das andre, unter dem Titel Nisab Tedjnis alloghat, in Gladwin's Persian Moonshee und 1811 abgesondert zu London erschienen ist. Von einigen andern Werken können wir nur die Titel angeben. Unter die Dichter vom ersten Rang gehört endlich noch Nizami, zu Ende des 16ten Jahrhunderts, dessen Werke aus fünf großen Gedichten bestehn, worunter drei epische sind, Chosru und Schirin, Leila und Medschnun und die Geschichte Alexanders (Iskander-nameh). Einige aus seinem Buche des Glücks gezogne Fabeln und Erzählungen sind im Original und in Uebersetzungen erschienen. Wollten wir noch bei der Anführung bloßer Namen verweilen, so könnten wir noch Chosru aus Dehli, Abul-atha aus Kirwan und Nani, von denen jeder fünf große Gedichte geschrieben; ferner Mir Ali aus Schirwan, Achmed aus Kirwan und Emir Soleiman, jeder als Verfasser eines Iskandernameh berühmt, und außerdem viele Andre nennen, von denen theils kurze Bruchstücke hin und wieder mitgetheilt worden, theils die Namen und Werke in den Catalogen der pariser, oxforder, leidner, wiener, tippoosaib'schen und anderer Bibliotheken angezeigt werden. Die reichste Quelle zur Kenntniß der persischen Dichter sind ihre Lebensbeschreibungen des Persers Dauletschah, unter dem Titel Teskiretelschoara, woraus sich

*) Die Liebe des Jussuf und der Zuleikha, so wie des Medschnun und der Leila ist von unzähligen persischen und türkischen Dichtern besungen worden. Am häufigsten davon kommt vor und in Ost-Indien gedruckt worden ist das Gedicht Medschnun und Leila von Hatefi, einem geschätzten persischen Dichter.

einige Auszüge von S. de Sacy in den Notices et extraits des Manuscrits etc. finden. Nicht minder groß ist die Menge in Prosa geschriebner Fabeln, Mährchen und Erzählungen. Dahin gehört das Anwar Soheili, eine persische Uebersetzung der Fabeln des Bidpai, das Bahar Danush von Einajut Oollah, (übersetzt von J. Scott unter dem Titel: Garden of knowledge, 1799, 3. B.) das Tootinameh oder Erzählungen eines Papageien (persisch und englisch von Hadeley), die von Ouseley übersetzten Tales of Bakhtyar and the ten Veziers u. s. w. Andre dergleichen Werke sind von Scott für seine Tales, anecdotes and lettres, transl. from the Arabic and Persian, 1800, von Langlés für seine Contes, Sentences et Fables, tirées d'auteurs arabes et persans, 1788, und manche ähnliche Sammlungen benutzt worden. — Für Geschichte, Geographie und Statistik besitzen die Perser große und wichtige Werke. Eine Allgemeine Geschichte von Adam bis auf seine Zeit schrieb Abu Said (oder Abdallah Ben Abulkasin Beidavi), der in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts blühte, unter dem Titel: historische Perlenschnur. Den achten Theil dieses Werks, der die chinesische Geschichte enthält, hat Andr. Müller persisch und lateinisch herausgegeben. Turan Shah, der 1377 zu Hormuz starb, schrieb ein Schah Nameh, welches ausgezogen ist in Pedro Texeira Relaciones del Origen, descendencia y succession de los reges de Persia y de Hormuz, Amb. 1610. Mirchond oder Mahomed Ebn Emir Chowand Shah, welcher 1471 blühte, schrieb ein großes Geschichtswerk unter dem Titel: Hortus puritatis in historia prophetarum, regum et Chalifarum, von dem, außer dem Bruchstück in Wilken's Grammatica persica, vier Abschnitte mitgetheilt worden: von Jenisch, in der Historia regum Persarum, Viennae, 1782, persisch und lateinisch; von S. de Sacy in seinen Memoires sur diverses antiquités de la Perse die Geschichte der Sassaniden, bloß französisch; von Wilken die Historia Samaridarum, Götting. 4. persisch und lateinisch; und von Jourdain die Geschichte der Dynastie der Ismaeliten in seiner Notice de l'histoire universelle de Mirkond etc., Paris 1814, persisch und franz. An Mirchond schließt sich dessen Sohn Chondemir oder Gayyetheddin Ben Hamadeddin, mit seinem Compendium historiae universalis Mahomedanae, welches noch Handschrift geblieben. Ein gleiches gilt von dem wichtigen Tarich el Tabari, der nur noch in der persischen Uebersetzung vorhandnen ursprünglich arabisch geschriebnen Geschichte der Völker und Könige von Mahomed Ebu Dschaffar Mahomed Ben Dscherir. Dagegen kennen wir das Lebtharik (Medulla historiae) des Al Emir Yahia Ebn Abdollatif al Kazwini (gest. 1351) aus der lateinischen Uebersetzung von Gaulmin und Galland. Von Mahomed Casim Ferishta besitzen wir zwei wichtige Werke, wovon das eine Alex. Dow unter dem Titel: History of Hindostan, Lond. 1768, 3. B. 4., das andre J. Scott unter dem Titel: History of Dekkan, 1794, 2 B. 4. in einer englischen Uebersetzung bekannt gemacht haben. Ebenfalls sehr belehrend für die Geschichte und Geographie Hindostans ist das Tuzuki-Dschihan-Guir, von dem Kaiser Dschihan-Guir verfaßt, aus welchem Gladwin in den Asiatick Misc. Auszüge geliefert hat; vor allen aber das Akbar-nameh von dem Vezier Abul Fazl (ermordet 1604), dem elegantesten Schriftsteller Hindostans, der es auf Befehl des Kaisers Akbar schrieb. Die beiden ersten Theile dieses Werks enthalten eine Geschichte Akbars und seiner Vorfahren, der dritte Theil aber, Ajin Akbari betitelt, eine geographische, statistische, physische und historische Beschreibung Hindostans, der

mancherlei andre Notizen beigefügt ſind. Von dieſem dritten Theil haben Gladwin (unter dem Titel: Ayeen Akbery or Institutes of emperor Akbar) und Langlés (in den Recherches asiatiques) Auszüge gegeben. Abul Faſl hat auch die dem Wiſchnu Sarma beigelegten Fabeln aus dem Sanſcrit ins Perſiſche überſetzt. Von den Annalen des Aſem aus Kufa hat Ouſeley einige Bruchſtücke in ſeinen Orient. Collections mitgetheilt, die auf das Ganze begierig machen. Wir verdanken denſelben Gelehrten ein Epitome of the ancient history of Persia, extracted and translated from Jehan Ara, a persian Mspt. Lond. 1799. 8. Viele Werke ſind vorhanden über kürzere Zeitabſchnitte, einzelne Dynaſtien und einzelne Fürſten. Das Tarich ali Moſaffer enthält eine Geſchichte der ſieben Regenten aus der Familie Moſaffer. Shah Babur hinterließ für die Kenntniß von Hindoſtan ſehr wichtige Commentarien, welche Abdul Rahim ins Perſiſche überſetzt hat. Abul Rizak ſchrieb ein Leben des Shah Rokh und ſeiner Nachfolger, ferner die Geſchichte ſeiner Geſandtſchaften nach China und Hindoſtan, welche letztere Langlès in ſeiner Collection portative de voyages etc. überſetzt geliefert hat. Mewana Abdallah Ibn Faziellah, mit dem Beinamen al Wafi, ſchrieb im 13ten und 14ten Jahrhundert eine Geſchichte Dſchingiſchans und ſeiner Nachfolger bis 1336. Petit de la Croix lieferte eine Histoire de Timur Bec und deſſen Sohn eine Histoire du Grand Genghizchan aus perſiſchen Quellen. Eine Geſchichte Nadir Shahs von Mirſa Mahomed Mahadi Chan aus Maſenderan überſetzte W. Jones ins Franzöſiſche, eine andre Geſchichte deſſelben von Abdul Keram aus Kaſchmir, unter dem Titel: Beyoni Vaki (nothwendige Erläuterung), überſetzte Gladwin, Calcutta 1788; Langlès aber hat dieſes Verfaſſers Wallfahrt nach Mecca in ſeiner Collection im Auszuge geliefert. Endlich lieferte auch Jac. Fraſer eine History of Nadir-Shah. Hier mögen ſich die Tuzukati Timur anſchließen, welche Davy überſetzt und White herausgegeben hat, unter dem Titel: Institutes political and military, written originaly in the Mogul language by the great Timour, transl. into Persian by Abu Talib Alhusseini and thence into English, Oxford, 1783, 4. Von den geographiſchen Werken in perſiſcher Sprache hat Ouſeley ein Bruchſtück aus den Heft Kleimat (die ſieben Clima's) in ſeinen Orient. Coll. und einen Auszug aus der perſiſchen Ueberſetzung der arabiſch geſchriebnen Geographie Ibn Haukals bekannt gemacht. Ueber die Chronologie hat Grävius ein wichtiges perſiſches Werk herausgegeben, unter dem Titel: Epochae celebriores etc. Lond. 1650. Von den perſiſchen Aerzten iſt noch keiner bearbeitet worden; um ſie indeß nicht ganz zu übergehn, nennen wir nur das koſtbare Werk des Abulmanſur Mowafin Ben Ali, welches zu Wien ſich befindet, unter dem Titel: Liber fundamentorum veritatum medicamentorum. Auch die Geometrie und Aſtronomie ſtudirten die Perſer mit Eifer. Naſereddin aus Thus bearbeitete und Maimon Naſhid commentirte den Euklides. Omar Cheian berechnete unter Maleckſhah das Sonnenjahr auf 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 48 Secunden, und unter den aſtronomiſchen Tafeln, welche Perſer zu Verfaſſern haben, ſind die auf Hulaku Ilecans Befehl von Naſireddin angefertigten und nach ihm benannten, jedoch erſt fünf Jahre nach Ilecans Tode 1269 beendigten, und die in der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts unter Ulug Beighs thätiger Theilnahme von einer groſen Anzahl von Aſtronomen verfertigten, welche Joh. Grävius und Th. Hyde herausgegeben haben, die vorzüglichſten. Ein perſiſcher Calender, unter dem Titel: Ruz-

nameh nauruz ist ebenfalls gedruckt erschienen, Fol. Noch müssen hier genannt werden: Becks Ephemerides Persarum per totum annum, Vind. 1695, fol. und Welsch Tabulae aequinoctiales, Aug. Vind. 1676, 4. Die Werke über Mahomet, die mahomedanische Religion, die Legenden der Heiligen u. s. w. sind unzählig, aber für uns von geringerm Interesse. Dagegen ist von Wichtigkeit, nur leider zu wenig verständlich und daher ungenießbar, der persische Auszug aus den Vedas, betitelt: Oupnek'hat, den Anquetil du Perron lateinisch herausgegeben hat, 2 B. 4., 1804. Die fünf Bücher Moses finden sich persisch, von einem Juden in Thus übersetzt, in Waltons Polyglotte; von den Evangelien ist eine doppelte Uebersetzung vorhanden, eine in derselben Polyglotte, die andre von Wheloc herausgegeben. London 1657, Fol. Ihre Wichtigkeit hat kürzlich Rosenmüller gezeigt. Ihre eigne Sprache haben die Perser mit großem Fleiße bearbeitet; das beweis't die Menge der vorhandnen grammatischen und lexikographischen Werke. Nur für Anfänger ist das kleine persisch-türkische Wörterbuch des Shahidi; berühmter ist das von Ardeschir, ferner das von Castellus bei dem seinigen zum Grunde gelegte Näemet allah (Deliciae Dei); aber die beiden berühmtesten sind das Ferhangi Dschihanguir, und das Ferhangi Schuuri. Letzteres wurde 1742, ein andres von Seid Ahmed 1804 zu Constantinopel gedruckt.— Diese Uebersicht wird hinreichen, die Wichtigkeit der persischen Sprache und ihres Studiums darzuthun, da sie (für den Orient, besonders Indien, das, was für uns das Französische ist) nicht nur einen großen Reichthum an eignen Werken, sondern auch an Uebersetzungen aus dem Arabischen, den verschiednen indischen und andern Sprachen besitzt, deren Originale theils verloren, theils für uns unzugänglich sind. Mit Hülfsmitteln zu ihrer Erlernung sind wir jetzt reichlich versehn. Wir nennen nur die wichtigsten. Die Grammatiken von Jones und Richardson (der ältern zu geschweigen) sind jetzt übertroffen durch Gladwin's Persian Moonshee, besonders aber durch Lumsden's Persian Grammar (2 B. Fol.) In Deutschland hat die beste Grammatik Wilken geliefert. Von Wörterbüchern sind die beiden vollständigsten Meninski Lexicon arabico-persico-turcicum (zweite Ausgabe, 4 Bände, Fol.), und Richardson's Dictionary persian arabic and english etc. a new edition, with numerous additions and improvements by Ch. Wilkins, London 1806, 2 B. 4. Einen Auszug daraus hat Hopkin 1810 in einem Octavband geliefert. Ueber Einzelnes findet man gute Belehrung in Jones Commentarien, in Ouseley's Persian Miscellanies, in Gladwins Dissertation on the rhetoric, prosody and rhyme of the Persians und andern ähnlichen Werken. M.

Persius. Aulus Persius Flaccus, ein römischer Satiriker, welcher im J. Chr. 34 zu Volterra (Volaterrä) in Etrurien geboren. Andre geben Ligurien als seine Heimath an, wo er zu Portus Lunä ein Haus hatte. Seine Familie hatte ritterlichen Rang und dem gemäß war auch seine Erziehung. Er studirte zu Rom unter dem Grammatiker Palämon, dem Rhetor Virginius Flaccus und dem Stoiker Cornutus. Mit mehrern der ausgezeichnetsten Personen damaliger Zeit in vertrautem Umgang, war er geliebt wegen seiner Bescheidenheit und Annehmlichkeit. Schon in dem frühen Alter von 28 Jahren starb er und hinterließ dem Cornutus eine bedeutende Summe und seine Bibliothek. Dieser aber nahm nur die Bücher und überließ das Geld den Schwestern des Persius. Als Dichter ist uns Persius durch sechs Satiren bekannt, die bei den Alten in hohem Ansehn standen. Sie sind sämmtlich aus-

gezeichnet durch Ernſt und Strenge. Erhabenheit und Reinheit der Grundſätze ſtellen ſie in den erſten Rang der moraliſchen Dichtkunſt, und nur ihre große Dunkelheit beeinträchtigt den Genuß, den ſie außerdem gewähren würden. Dieſe Dunkelheit entſpringt theils aus für uns unverſtändlichen Anſpielungen, theils aus ſeiner abgerißnen Schreibart und übertriebnen Kürze. Gewöhnlich ſind die Satiren des Perſius dem Juvenal angehängt. Am beſten hat ihn Caſaubonus commentirt, Paris 1605 und London 1647, 8. Deutſche Ueberſetzungen von ihm haben Fülleborn (1794) und Naſſer (1807) geliefert.

Perſonenrecht. Das Wort Perſon bezeichnet überhaupt einen Menſchen, welcher ſich durch Vorſtellungen und Gründe zu Handlungen beſtimmen kann, es wird insbeſondre von Menſchen in Rückſicht ihres Standes, ihrer Eigenſchaften, Rechte und Verhältniſſe zur bürgerlichen Geſellſchaft gebraucht. Man nennt daher diejenigen, welche ein Staatsamt bekleiden, oder doch unter Autorität der Regierung öffentliche, auf das Wohl des Staats ſich beziehende, Geſchäfte treiben, als Advocaten, Notarien u. ſ. w., öffentliche und Regenten, Geſandte, Richter bei Ausübung ihrer Functionen, heilige und unverletzliche Perſonen. Im eingeſchränktern Sinne verſteht man unter Perſon einen Menſchen, der einen bürgerlichen Zuſtand (statum), d. h. eine Eigenſchaft, hat, vermöge deren ihm gewiſſe Rechte und Verbindlichkeiten in der bürgerlichen Geſellſchaft zukommen. Der Menſch iſt ein Vernunftweſen, deſſen Charakter abſolute, d. h. von allen äußern Beſtimmungen unabhängige, Selbſtſtändigkeit iſt, und, als ſolches, zur äußern Freiheit beſtimmt, nach welcher er ſeine Kräfte gebrauchen, auf die Sinnenwelt wirken, und ſeine Zwecke, deren höchſter die ſittliche Vollkommenheit iſt, realiſiren kann. Da aber auch andre mit ihm zur Geſellſchaft verbundene Menſchen zur Foderung der äußern Freiheit berechtigt ſind, ſo entſpringt daraus für ihn die Verbindlichkeit, die freie Handlungsweiſe derſelben, in ſo weit ſie dadurch ſeine Rechte nicht verletzen, anzuerkennen. Das Recht, vermöge deſſen jedes unabhängige Individuum des Staats ſelbſtſtändig handelt, und ſich nach vernünftigen Zwecken beſtimmen kann, ohne den freien Wirkungskreis Andrer zu beſchränken, heißt das Recht der Perſönlichkeit, welches die Grundlage aller übrigen Rechte und Verbindlichkeiten des Menſchen iſt. In ſo fern nun dieſe bloß in perſönlichen Eigenſchaften und Verhältniſſen ihren Grund haben, werden ſie Perſonenrechte, und der Inbegriff der Geſetze, durch welche dieſe Rechte und Verbindlichkeiten beſtimmt ſind, das Perſonenrecht (jus personarum) genannt. Die auf die perſönlichen Eigenſchaften und Verhältniſſe des Menſchen ſich gründenden Rechte und Verbindlichkeiten entſpringen 1. aus ſeinen natürlichen Eigenſchaften, 2. aus ſeinen Familien- und 3. aus ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen. Das Perſonenrecht hat daher die Rechte und Verbindlichkeiten zum Gegenſtande, welche der Geſetzgeber mit dem Leben oder Daſeyn überhaupt, mit der Geburt, ob ſie ehelich oder unehelich, mit dem Geſchlecht, mit dem Alter, ob es mündig oder unmündig, mit der Verwandtſchaft, ob ſie durchs Blut, oder durch Geſchlechtsverbindung entſtanden, und mit dem bürgerlichen Stande, ob er frei oder nicht frei, adelig oder unadelig ſey, verknüpft ſind. Hieher gehören die Lehren vom natürlichen und bürgerlichen Tode, von der Legitimation, von der Tutel und Curatel, von der Ehe, der väterlichen Gewalt, der Leibeigenſchaft, den bürgerlichen Staatsrechten und ähnliche. Das Perſonenrecht eines Volks beruht alſo auf ſeinen Sitten und Gebräuchen. Es iſt daher lehrreich, die Beſtimmungen des neuern

französischen Code civil in Ansehung der Personenrechte mit dem Charakter der Franzosen und der Pariser insbesondre zu vergleichen. Dieses erklärt, warum die Gesetzgeber an der Seine die einfachsten und natürlichsten Verhältnisse der Gesellschaft durch eine Menge künstlicher Formen gegen eigennützige und feindselige Ränke sicher zu stellen für nöthig erachtet haben. Man lese unter andern Mejeans causes célebres. Mr.

Perspective nennt man die Wissenschaft, Gegenstände in der Natur abzubilden oder zu zeichnen, wie sie aus einem gegebnen Standpunkte nach ihrer Gestalt und Farbe gesehen werden. In so fern man nun vermittelst Lichtstrahlen sieht, welche in geraden Linien von den Gegenständen nach unserm Auge dringen, gehört die Perspective zur Optik. In wie fern aber das Zeichen der Form des Gegenstandes eine Anordnung der Linien und Winkel nach geometrischen Grundsätzen erfordert, kann die Perspective zur Geometrie gerechnet werden, wie es Kästner in seinen mathematischen Anfangsgründen (1ste Abtheil. 1r Thl. S. 591) gethan hat. Der Theil der Perspective, der die Gestalt der Gegenstände betrifft, unterscheidet sich indeß wesentlich von dem, welcher die Haltung der Farbentöne lehrt. Es gibt daher eine mathematische oder Linear- und eine Farben- oder Luftperspective. Beide sind dem Mahler, dem Baukünstler, Bildhauer u. a. m. von der größten Wichtigkeit. Ohne eine richtige Kenntniß derselben kann ein Gemählde nie Wahrheit und Leben erhalten, ja es wird bei Vernachläßigung oder Verstoßen gegen diese Wissenschaft oftmals ein widriger Eindruck hervorgebracht. Auch zur Beurtheilung eines Bildes dient die Bekanntschaft mit der Perspective. Um einen Begriff von der Natur dieser Kunst und von perspectivischen Zeichnungen zu erlangen, denke man sich in einiger Entfernung von dem Auge einen Gegenstand auf den Erdboden hingestellt. Zwischen ihm und dem Auge befinde sich eine dünne, durchsichtige, senkrecht stehende Ebne, z. B. eine Glastafel. Es werden Strahlen von allen Punkten des Gegenstandes nach dem Auge dringen, bei ihrem Wege durch die Glastafel aber in demselben Punkte abschneiden, die ein treues, täuschendes Bild des Gegenstandes bestimmen, welches man die perspetivische Abbildung oder Projection nennt. Hat der Zeichner die Natur auf diese Weise vor sich, kann er sich auf sein Augenmaß verlassen, so darf er nur den schicklichen Standpunkt zur Beschauung auswählen, damit er deutlich und bequem, ohne das Auge zu verrücken, seinen darzustellenden Raum mit allen Gegenständen übersehen könne. Hier würde die Perspective durch das Augenmaß, und mittelst gewisser practischer Hülfsmittel leicht gefunden werden können. Wenn aber die Phantasie Bilder schaffen, oder einzelne Naturgegenstände schöner und glücklicher zusammenstellen will, um ihre Wirkung zu erhöhen, und man kein Original in der Natur vor sich hat; so muß eine Anordnung der Theile, eine Bestimmung der Umrisse nach mathematischen Gesetzen der Perspective nothwendig vorausgehn, wenn das Ganze jene Wirkung hervorbringen soll, die die Natur auf unsre Sinne und auf unser Gemüth macht. Die Linearperspective besteht also hauptsächlich in der Auflösung der Frage: wie jeder Punkt in der Natur in die perspectivische Proportion zu bringen sey? Dies setzt uns in den Stand, alles übrige, Bäume, Häuser, Paläste, Säulengänge, ganze Landschaften so zu zeichnen, wie sie in der Glastafel erscheinen würden, wenn sie in der Natur zu sehen wären. Es gibt mehrere sehr gute Anweisungen hierzu. Für Anfänger hat Valencienne's practische Anleitung zur Li-

near- und Luftperſpective, aus dem Franzöſiſchen von Meynier mit 36 Kupfern, 1803, Hof bei Grau, entſchiedene Vorzüge in Hinſicht der Deutlichkeit und Anſchaulichkeit. Da es ohne Figuren nicht möglich iſt, die Perſpektive faßlich darzuſtellen, ſo ſtehe hier nur eine kurze Erklärung der nöthigſten Vorbegriffe, um ohne mathematiſche Conſtructionen, Beweiſe und Berechnungen den Nichtkenner mit den Kunſtausdrücken bekannt zu machen. Auf einer Ebne, die man Grund- oder Bodenfläche nennen kann, ſtellen wir uns einen Gegenſtand, z. B. einen Würfel von beträchtlicher Größe, vor. Je nachdem wir unſern Standpunkt nehmen, wird er uns größer oder kleiner, bald von oben, bald von unten, bald von der Seite geſehen, erſcheinen. Wir werden bemerken, daß von dem Raume, den ſeine Grundfläche einnimmt, ein beſondrer Riß, Grundriß (ichnographiſcher Riß) zu fertigen ſey, der ſich von der aufrechtſtehenden Seite oder dem Profile (orthographiſcher Riß) unterſcheidet. Wir werden uns überzeugen, daß wir den Gegenſtand davon am deutlichſten und bequemſten mit unverrücktem Auge überſehn können, wenn wir drei Mal ſo weit von ihm entfernt ſind, als ſeine Größe beträgt. Was nun bei einem Gegenſtande Statt findet, bezieht ſich auf alle, z. B. auch auf die in einer Landſchaft befindlichen Theile, und lehrt uns für jeden Standpunkt das verhältnißmäßige Geſichtsfeld wählen und nicht mehr Gegenſtände in einer Zeichnung aufnehmen, als dieſem Raume wirklich entſprechen. Hinter eine Fenſterſcheibe geſtellt, kann man ſogleich Verſuche hierüber machen, und die jedesmalige Pyramide bemerken, die die Geſichtsſtrahlen machen, wenn man durch einen Rahmen nach einer Gegend hinblickt. Stände nun zwiſchen dem Würfel und unſerm Auge, welches etwa 6 Fuß, die gewöhnliche Höhe eines Menſchen, vom Boden angenommen wird, eine viereckige Glastafel ſenkrecht auf einer Linie, die man die Fundamentallinie nennt; ſo heißt in dieſem Falle die Weite des Auges von der Tafel die Diſtanz, und die Entfernung vom Boden die Höhe des Auges. Nehmen wir ferner durch den Punkt, wo die Diſtanz auf die Tafel trifft, und den wir Augen- oder Hauptpunkt nennen, eine Horizontallinie auf der Tafel und eine Verticallinie an; ſo theilen dieſe die Tafel in eine rechte und linke, obere und untere Seite, und der Augenpunkt, der ihr Durchſchnittspunkt iſt, liegt in der Mitte der Tafel. Alle Gegenſtände, die nun rechts oder links der Verticallinie ſtehn, werden wir von der rechten oder linken, alle die, welche über oder unter der Horizontallinie liegen, von oben oder von unten herauf ſehen. Geſetzt nun, der Würfel wäre von durchſichtiger Materie, wir könnten alſo ſeine Grundfläche ſehen, ſo finden wir, daß von unſerm Fußpunkte nach den vier Ecken dieſer Grundfläche Linien gedacht werden können, welche die Fundamentallinie unter der Tafel in vier Punkten ſchneiden. Würden nun wieder von dieſen Durchſchnittspunkten Perpendicularlinien auf der Tafel gezogen, ſo ſchneiden ſie die vier Strahlen, welche aus den Ecken der Grundfläche nach dem Auge gehen, und beſtimmen ſofort das Bild der Grundfläche auf der Tafel. Mit den Seiten und übrigen den Würfel begränzenden Flächen findet auf ähnliche Weiſe ein Gleiches Statt. Dieſe Bemerkung führt von ſelbſt auf die Conſtruction, durch welche man die Grund- und Profilriſſe der Gegenſtände in die Projection bringt, und auf den Unterſchied, welcher zwiſchen dem geometriſchen Grundriſſe und dem perſpectiviſchen Statt findet. Da nun der geometriſche Grundriß zum perſpectiviſchen wird, wenn man ihn, anſtatt dicht hinter die Tafel ans Glas zu legen, wieder auf die Erde flach auflegt, und nun anſieht; ſo be-

greift man leicht, wie die regelmäßigsten Figuren, z. B. Quadrate, Cirkel, in der Proportion zu Trapezien und zu Ellipsen werden, und warum der geometrische Grundriß nöthig ist, um den perspectivischen auszumitteln. Wenn man recht aufmerksam den vorhin erwähnten Würfel hinter der Glastafel beobachtet, so wird man ferner finden, daß er, je weiter von der Tafel gestellt, um so kleiner sich abbilden muß; denn die Strahlen, die er nach dem Auge sendet, werden dann immer kleinere Winkel bilden, und so umgekehrt. So bekommen auch alle Linien des Würfels, die mit der Tafel parallel sind, in der Projection eine gleiche Lage, und alle Flächen, die mit der Tafel parallel sind, ebenfalls, sie behalten also eine dem Originale ähnliche Gestalt; theilt man sie, so stehen selbst die Theile in der Abbildung in Verhältniß. Wenn aber Linien nicht parallel mit der Tafel sind, so werden sich ihre Abbildungen, wenn man sie verlängert, in irgend einem Punkte vereinigen, und zwar im Augenpunkte, wenn sie parallel unter sich sind, horizontal, gegen die Tafel über senkrecht stehen. Alle Figuren, welche in der Horizontalebne oder in der Verticalebne des Beobachters (das sind die Ebnen, die man sich durch das Auge und die Horizontal- oder Verticallinie gelegt denken kann) liegen, erscheinen in der Projection als eine Horizontale oder Verticale; so wie Linien, deren Verlängerung durch das Auge geht, nur als Punkte erscheinen. Die Linien endlich, welche weder parallel mit der Grundlinie, noch mit der Horizontale sind, sehen wir entweder ansteigen oder abfallen, je nachdem sie niedriger oder höher liegen als das Auge u. s. w. Diese und ähnliche Bemerkungen machen die verschiednen Arten der Constructionen erklärbar, durch welche man die Projection hervorbringt, sie führen aber auch auf die Spur, den richtigen Gesichtspunkt zur Betrachtung eines Gemähldes und zur Beurtheilung desselben aufzufinden. Wir haben gesehen, daß in dieser gewöhnlichen Perspective das Auge in einer bestimmten Entfernung angenommen wird. Natürlicher Weise erhalten da alle Linien und Winkel in Absicht ihres Maßes große Veränderungen. Nun kommt aber bei gewissen Zeichnungen, z. B. bei militärischen Bauriſſen und dergleichen, mehr auf das Maß als auf die täuschende Wirkung an. In diesem Falle wird das Auge in einer unendlich weiten Entfernung vom Gegenstande angenommen. Dadurch laufen alle vom Gegenstande nach dem Auge dringenden Strahlen unter sich parallel. Stellt man nun eine Glastafel durch ihren Weg, so ergibt sich darin ein dem Gegenstande rein mathematisch ähnliches Bild, wo nämlich alle Winkel gleich und alle Seiten proportional sind. Man nennt diesen Zweig der mathematischen Perspective die Militär- oder Cavalierperspective. Auch für die Geographie ist die Stellung des Auges in einer unendlichen Entfernung von der Erdkugel bei der sogenannten orthographischen Projection derselben angenommen worden. Man erhält dadurch ein verjüngtes, perspectivisches Bild von großen Ländern und Meeren, hauptsächlich aber von der Halbkugel der Erde selbst.

Perspective, insbesondre Luftperspective; die Linearperspective ist nach dem vorigen Artikel eine mathematische Wissenschaft, welche uns lehrt, wie sich die Linien, welche die Gegenstände vorschreiben, dem Auge des Sehenden darstellen nach dem Punkte, auf welchem das Auge ruht, und nach der Entfernung der Gegenstände. Diese Wissenschaft wurde in neuerer Zeit sehr vervollkommnet; doch beweisen die Mahlereien von Herculanum, daß die altgriechischen Mahler wenigstens so viel davon wußten, als für die practische Anwendung nöthig war. So lange die Perspective unbekannt und ungeregelt war,

mußte die Kunst in der Kindheit bleiben, denn sie allein lehrt die Verkürzungen mit Genauigkeit und Richtigkeit darstellen, und selbst bei den einfachsten Lagen bedarf man ihrer. Eben so wichtig, besonders für die Haltung eines Gemähldes, ist die Luftperspective, obschon sie nicht auf so demonstrirten Grundsätzen ruht, wie die Linearperspective. Sie lehrt den Grad des Lichts beurtheilen, welchen die Gegenstände nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung gegen den Sehenden zurückwerfen, und zeigt, wie diese Gegenstände sich im Farbentone abstufen, nach dem Verhältnisse der Zwischenluft, die sie vom Auge des Beschauers sondert. Wenn wir in eine weite Ferne hinausblicken, so sehen wir nur die allernächsten Gegenstände in ihrer wahren Farbe und ungeschwächten Beleuchtung. An den entferntern mischen sich, nach dem Verhältnisse der zunehmenden Entfernung, Licht und Farbe mehr und mehr mit der Farbe der von Dünsten erfüllten Luft, die wie ein unendlich zarter Duft alle Gegenstände umfließt, bis diese endlich am finstern Horizont ganz in den bläulichen Luftton verdämmern, so daß wir nur noch ihre Hauptformen wahrnehmen, indem ihre Farbe mit der Luftfarbe verschmilzt. Das Verhältniß dieser Abstufung richtet sich nach der größern oder geringern Reinheit der Luft. Je mehr diese mit Dünsten geschwängert ist, desto stärker, je reiner sie ist, desto sanfter und unmerklicher sind die Abstufungen der Haltung, in welcher die Gegenstände erscheinen. Bei der Luftperspective schwächen sich die Dinten, wie bei der Linearperspective die fliehenden Linien sich verkürzen. Besonders erhalten die beleuchtenden Theile des Gegenstandes gebrochnere, schwebendere Farbetöne, der beschatteten Seite kommt oft der Wiederschein oder Reflex zu Hülfe. Ist der Grad der Dichtigkeit der Luft gegeben, so lassen sich auch die Grade dieser Abstufungen bestimmen, denn sie erfolgen nach eben den Gesetzen, wie die Abstufung der Größe, in der Linienperspective aus einem gegebnen Abstandspunkte. Da aber die Grade in der Luftperspective sich zwar berechnen, doch nicht so mathematisch genau angeben lassen, wie in der Linienperspective; so muß der Künstler den Maßstab dafür im Auge haben, und er erlangt ihn durch aufmersames Beobachten dieser Wirkung in der Natur. Durch die richtige Haltung und Luftperspective in einem Gemählde wird zweierlei bewirkt: erstens, daß jeder Gegenstand, nach Maßgabe seiner Entfernung vom Auge, in Farbe und Beleuchtung den Grad von Deutlichkeit erhält, der ihm auf seiner Stelle gebührt; zweitens, daß die verschiednen Localtöne sich in einen Hauptton vereinigen, welcher nichts anders ist, als die allgemeine Farbe der Luft und des sie durchströmenden Lichts, welche sich zwischen dem Auge und dem Gegenstande befindet. Die Localtöne der Gegenstände werden durch die Farbe des allgemeinen Tons der Luft mehr oder weniger gebrochen, nachdem dieser selbst mehr oder weniger gefärbt ist. Die Farbe der Luft ändert sich aber nach dem Stande des Sonnenlichts und nach der Beschaffenheit der im Luftraume aufgelöst schwebenden Dünste. Der Mahler wählt für seinen Hauptton die Farbe, welche der Hauptempfindung und dem Charakter, welcher in seinem Gemählde herrschen soll, am gemäßesten ist. Aber was für einen Hauptton er auch wählen mag, so muß die Haltung doch immer nach denselben Gesetzen erfolgen, und dieselbe optische Wirkung, nämlich den Schein des verhältnißmäßigen Hervortretens und Zurückweichens der Gegenstände, und die harmonische Verschmelzung aller Töne in Einen Hauptton bewirken. Eine richtige Haltung ist zur Wahrheit und Schönheit eines Gemähldes gleich unentbehrlich. Sie gibt ihm den täuschenden Schein der Wirklichkeit und

die reizende Harmonie der Natur. Bei der Landschaftsmahlerei ist die Luftperspective besonders nothwendig. Die altdeutsche und die altitalienische Schule bis auf Pietro Perugino entbehrten sie fast ganz.

Perth, vormals Johnston, die Hauptstadt in der nach ihr benannten Grafschaft im mittlern Theile von Schottland, am Flusse Tay, in einer höchst reizenden Lage, und überhaupt die zweite Stadt dieses Reichs. Sie hat durch ihre wichtigen Baumwollen- und Leinwandmanufacturen in neuern Zeiten mit jedem Jahre gewonnen. Im J. 1807 zählte man fast 25,000 Einwohner. Ihr Handel ist ansehnlich; sie führt jährlich für 200,000 Pf. St. hier verfertigte Leinwand, viel Waizen und Gerste, und für 12 bis 14,000 Pf. St. Lachs aus. Außerdem hat sie ein ansehnliches Gewerbe mit Leinöl, Gerbereien, Handschuhen u. s. w. Berühmt ist die hiesige Akademie für mathematische und philosophische Wissenschaften.

Pertinenzien, Zubehör, Nebensachen, heißt in Beziehung auf die Hauptsache alles das, durch dessen Entziehung die Hauptsache in ihrem Wesen unverändert bleibt. Man unterscheidet vier Arten von Pertinenzien: 1. Pertinenzien der ersten Art, wenn ein gewisses Recht oder eine gewisse Eigenschaft auf einer körperlichen Sache haftet; 2. Pertinenzien der zweiten Art, wenn Bäume, Gesträuche und andre Gewächse auf einem Grundstücke Wurzel geschlagen haben, oder wenn eine bewegliche Sache einer unbeweglichen so fest einverleibt ist, daß sie sich von ihr ohne Schaden des Ganzen nicht wohl trennen läßt; 3. Pertinenzien der dritten Art, Sachen, welche zum beständigen Gebrauch bei einer andern angeschafft werden; 4. Pertinenzien der vierten Art, Sachen, welche die Gesetze ausdrücklich aus gewissen Gründen für Pertinenzien andrer Sachen erklären, als die Nebengebäude eines Hauptgebäudes u. dgl.

Perturbationen, die Störungen des Planetenlaufs, sind die Abweichungen der Himmelskörper von ihrem regelmäßigen elliptischen Laufe, welche durch ihre wechselseitige Gravitation gegen einander hervorgebracht werden. Erst das von Newton entdeckte Gesetz der allgemeinen Schwere verbreitete auch hierüber ein vollkommnes Licht. Dem zufolge ist alle Materie gegen einander, mithin der Planet nicht allein gegen die Sonne, sondern auch gegen die übrigen Planeten, der Mond nicht nur gegen die Erde, sondern ganz vorzüglich auch gegen die Sonne, ja auch gegen Venus und Jupiter schwer. Nun wird der regelmäßige Lauf in der elliptischen Bahn nach den keplerischen Gesetzen bloß durch Gravitation gegen die Sonne, beim Monde bloß durch Schwere gegen die Erde bewirkt; natürlich müssen also Abweichungen von diesen Gesetzen entstehn, wenn noch andre Kräfte mitwirken. So hat man den Schlüssel zu diesem Räthsel und zugleich die physische Ursach desselben. — Newton erklärte und bestimmte einen Theil dieser Abweichungen, z. B. den Rückgang der Knoten, das Vorrücken der Nachtgleichen, das Schwanken der Erdaxe. Vieles aber, wozu sehr feine, damals noch unentdeckte Kunstgriffe der Infinitesimalrechnung nöthig sind, mußte er unbestimmt lassen. Später beschäftigte sich Clairaut, d'Alembert und Euler mit diesem Gegenstande, aber auch ihre Auflösungen sind nur als Annäherungen anwendbar. Erst Laplace fand die Formel, die allgemein gültig ist und die genauesten Resultate gibt; die Berechnungen sind aber noch nicht für alle Planeten ausgeführt.

Peru. Die erste Nachricht von diesem goldreichen Lande hatte Balbao (s. d. Art.) erhalten und seinen Landsleuten gegeben. Im J. 1525 erschien Franz Pizarro mit 112 Mann auf der Küste von Peru,

und drang nach mehrern mißlungnen Versuchen und nachdem er sich verstärkt hatte, über Tumbez bis Caxamalca vor, von wo aus er den Inca zu einer Unterredung einladen ließ, in welche dieser endlich willigte. Bei dieser Zusammenkunft trat ein Dominicaner auf, trug dem Inca die christlichen Dogmen vor, und schloß mit der Erklärung, daß der Papst dem Könige von Castilien mit allen Ländern der neuen Welt ein Geschenk gemacht habe. Der Inca blieb ungläubig, wofür er mit seiner Freiheit und 400 unschuldige Peruaner mit dem Leben büßen mußten. Zwar kauften ihn seine Unterthanen mit unermeßlichen Summen los, bald aber ließ ihm Pizarro den Proceß machen und ihn zum Feuer verdammen. Da der Unglückliche in der Todesangst das Christenthum annahm, wurde er aus Gnade erdrosselt. Pizarro nahm darauf von Cusco und den unermeßlichen Schätzen dieser Stadt Besitz. Die abscheulichen Greuelthaten, welche die Spanier verübten, kamen endlich zur Kenntniß Carls V., der sogleich ein eignes Gesetzbuch für die amerikanischen Reiche verfassen, einen königlichen Audienzhof in Lima einrichten ließ, und Blasco Nuñez Vela zu dessen Vorsitzer und mit dem Titel eines Unterkönigs zum Statthalter von Peru (1543) ernannte. Nuñez aber unterlag den keinem Gesetz gehorchenden Spaniern, und Gonzalez Pizarro machte Lima zum Schauplatz seiner blutdürstigen Grausamkeit, bis er von Pedro de la Gasca, einem Geistlichen, überwunden und auf dem Blutgerüste bestraft wurde. Gasca ordnete das Reich, und gab die Regierung in die Hände des Audienzhofs. Doch war so lange die Ruhe in Peru von keinem Bestand, als die ersten Generationen des Mord- und Raubgesindels, das sich daselbst angesiedelt hatte, fortdauerten. Der Haß der in den traurigsten Zustand herabgesunknen Peruaner aber äußerte sich von Zeit zu Zeit, und noch im vorigen Jahrhundert in Aufständen, die jedoch bei der Stärke der spanischen Regierung bald unterdrückt wurden. Die Spanier begreifen jetzt unter dem Namen Peru (ohne Quito) das Land längs des Südmeers von Quito bis Chili, bis zum Amazonenflusse und Paraguay. Die Cordilleren verbreiten sich in mehrern Aesten durch das Land. In den höhern Gegenden herrscht ein gemäßigtes und gesundes Clima, dahingegen die meisten Thäler eine sehr heiße, feuchte und ungesunde Luft haben. An der Küste wächst Cacao, Baumwolle, Tabak, Zucker, Baumfrüchte, Getraide, Oel und Wein. Der größte Reichthum aber, welchen die Spanier daselbst gewinnen, besteht in Gold, Platina, Silber, Quecksilber, Zinnober, Smaragden, Cochenille, Chinarinde, Balsam, Tascarille, Baumwolle und Schafwolle. Alles Silber und Gold wird zu Lima und Potosi gemünzt, und dann erst ausgeführt. Die jährliche Summe aus diesen beiden Städten beträgt gegen 10 Millionen Piaster; heimlich wird aber vielleicht noch halb so viel ausgeführt. Im J. 1791 waren in den acht Intendantschaften des Königreichs 69 Gold-, 784 Silber-, 4 Quecksilber-, 4 Kupfer- und 12 Bleibergwerke in Gang. Die Einwohner, deren Zahl man 1795 auf 1 066,000 Seelen berechnet, bestehen jetzt aus gebornen Spaniern, aus Creolen, Negern, Mulatten, Ureinwohnern und Mestizen. Davon machen die Spanier und Creolen den vierten Theil aus, und sind die angesehensten. Die Ureinwohner leben zum Theil in den Gebirgen noch unabhängig. Der spanische Vicekönig residirt in der Hauptstadt Lima, woselbst die königliche St. Markus-Universität den Mittelpunkt der Literatur ausmacht.

Perücken. Der Gebrauch fremder Haare findet sich schon im höchsten Alterthum und selbst in der Fabelgeschichte. Pallas band falsches graues Haar um die Schläfe, die Arachne zu täuschen, und Mi-

chal täuschte Sauls Abgesandte, welche den David trösten sollten, durch eine Kopfbedeckung aus Ziegenhaar, welche sie dem Götzenbilde aufsetzte. Wollte man aber auch dies nicht für Perücken gelten lassen, so erwähnt doch unläugbar Xenophon, daß Astyages (um die 5oste Olympiade) eine Perücke getragen habe, die dick und voll Haare war. Später trugen mehrere römische Kaiser Perücken. Des Commodus Perücke war, wie Lampridius berichtet, mit wohlriechenden Salben bestrichen und mit Goldstaub gepudert. Nach dieser Zeit findet sich von Perücken keine Spur bis ins sechzehnte Jahrhundert, wo Herzog Johann von Sachsen im J. 1518 an seinen Amtmann, Arnold von Falkenstein in Coburg, schrieb: „er solle ein hübsch gemachtes Haar in Nürnberg bestellen, doch in Geheim, also daß nicht gemerkt werde, daß es uns solle, und je dermaßen, daß es grauß und geel sey, und also zugericht, daß man es bequem auf ein Haupt setzen könne.“ Später wurde Frankreich das eigentliche Vaterland der Perücken, von wo aus sie sich nebst so vieler andern französischen Modethorheit über die meisten Länder Europa's verbreiteten. Schon Heinrich III. (von 1575–1589) ließ, da er seine Haare durch eine galante Krankheit verloren hatte, die damals gebräuchlichen Deckelhauben mit fremden Haaren besetzen. Aber unter Ludwig XIII. (von 1610–1643), unter dem die feinern Sitten allgemeiner und die haarlosen Männer zahlreicher geworden waren, wurde der Gebrauch der Perücken allgemeiner. Selbst Personen, die ihrer nicht bedurften, trugen sie, um eine modige Galanterie zu affectiren. Die Mode veränderte ihre Gestalt von der hundertlockigen Allongenperücke bis zur einfachen Zopfperücke, worüber man sich aus Nicolai's gelehrter Schrift über die Perücken zur Genüge belehren kann. Die neuere Zeit hat diesen unnatürlichen Putz abgeschafft, und wem die Perücke Bedürfniß ist, der bemüht sich wenigstens, die Natur möglichst treu nachzuahmen.

Pervigilien hießen die Feste, welche von den Alten gewissen Göttern, besonders der Ceres, der Venus und dem Apoll Nachts gefeiert wurden.

Pest (auch Pestilenz), eine äußerst bösartige, gefährliche, schnell tödtende, und allgemein herrschende Krankheit, welche in einem fieberhaften Zustande besteht, der mit höchster Schwäche und Zerrüttung der Lebenskraft des Organismus und gewissen örtlichen Zufällen, nämlich Beulen, Brandgeschwüren, Brandblattern und Flecken, verbunden ist. Die letztern Zufälle sind in dieser Verbindung die charakteristischen Symptome der Pest, da die übrigen auch andern Krankheiten zukommen, welche zwar äußerst bösartig und gefährlich, auch allgemein herrschend seyn können, allein doch nicht Pest, sondern allenfalls nur pestartig genannt zu werden verdienen. In so fern aber jene Krankheit aus Asien und Afrika abstammt, und sich von da nach Europa herübergezogen hat, auch jetzt noch im Orient einheimisch ist, nennt man sie, zum Unterschiede von andern pestartigen Krankheiten, auch die orientalische (levantische) Pest. Der Verlauf dieser Krankheit ist zwar nicht stets gleich, doch stimmen die Zufälle im Ganzen genommen mit folgendem Bilde überein. Im Anfange überfällt den Kranken meistens eine große Niedergeschlagenheit des Gemüths, äußerste Mattigkeit des Körpers, gelinder Frost mit darauf folgender Hitze, die in ein innerliches unausstehliches Feuer übergeht, Schwere des Kopfes, Betäubung, starre, glanzlose oder wild glänzende Augen, bleiches, bleifarbiges Gesicht, häufige Angst, Unruhe, Entkräftung, tödtliche Schwäche, Irreseyn. Bei Manchen stellt sich Ekel und Erbrechen ein. Der Durst ist unauslöschlich, die Zunge dunkelroth oder weißlich belegt, die Sprache

Digitized by Google

undeutlich. Wo die Krankheit sich länger hinzieht, ist das Gesicht oft lebhaft roth, das Athemholen ist schnell und ängstlich, zuweilen stellt sich gallichtes, grünes oder blutiges und schwarzes Erbrechen, auch ähnlicher Durchfall ein. Das Irrereden geht zuweilen in Raserei über. Der Urin war oft natürlich, zuweilen trübe, schwarz, weißlich oder blutig. Zuweilen entstehen Blutflüsse. Wo die Krankheit nicht schnell den Tod herbeiführt, zeigen sich bald anfangs schmerzhafte Beulen in den Weichen und unterhalb derselben, bisweilen auch in den Ohrendrüsen, unter den Kinnladen, unter den Achseln, am Halse; auch Carbunkeln, kleine weiße, schwarzgelbe, schwarze, brandige Blätterchen über den ganzen Körper. Der Schrecken, die Angst, die Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, welche sich gleich beim ersten Eintritte der Pest der Kranken bemächtigen, vermehren das Schreckliche und Gefährliche derselben. Die allermeisten, welche die Krankheit im hohen Grade überfällt, sterben an derselben. Bei Vielen tritt der Tod schon den ersten Tag, oft schon in einigen Stunden nach dem Ausbruche derselben ein. Bei Andern verzögert er sich bis zum zweiten oder dritten Tage. Bei solchen Kranken, bei welchen die Beulen und Carbunkeln in etwas größerer Anzahl zum Vorschein kommen, sich erheben, und in Eiterung versetzen, ist mehr Hoffnung zur Genesung, als bei denen, wo dies nicht geschieht. Viele Personen indessen, die von der Seuche befallen werden, bekommen sogleich Beulen (Bubonen) und Carbunkeln ohne die übrigen Zufälle und ohne Fieber. Diese kommen leichter davon. Die Beulen und Carbunkeln gehen in Eiterung über oder verhärten sich auch zuweilen, werden geheilt oder ausgeschnitten. Ueber den Ursprung der Pest und die Ursachen ihrer Verbreitung sind die Meinungen nach dem tiefern oder höhern Stande der Heilwissenschaft und Cultur verschieden gewesen. In den ältesten Zeiten, wo man große und schreckliche Wirkungen, deren Ursachen man noch nicht ergründen konnte, aus übernatürlichen Einflüssen herzuleiten pflegte, schrieb man auch die Entstehung der Pest gewissen Geistern und Dämonen zu. Späterhin glaubte man, in gewissen Veränderungen der Luft, giftigen Dünsten, die sich aus der Luft herabsenkten, in ganzen Wolken von unendlich kleinen Insekten, welche durch das Athemholen, durch Speisen, oder durch die Einsaugung der Haut in den Körper kämen, und das Blut verdürben, ihre Ursache zu finden. Die Aerzte suchten nach dem Zuschnitte ihrer Lehrmeinungen die Ursache bald im Uebermaße sulphurischer Theile im Blute, bald in Gerinnung oder Auflösung desselben u. s. w. Auch über die Existenz eines ansteckenden Stoffes waren die Stimmen lange Zeit getheilt; Viele hielten die Pest für ansteckend, Andere für nicht ansteckend. Gegenwärtig glaubt man, auf überwiegende Erfahrungen gestützt, allgemein an ein Contagium, welches die Krankheit verbreiten kann. Die Pest ist eine specifische, von allen andern unterschiedene Krankheit, und kann nur in den Gegenden, wo sie eigentlich zu Hause ist, sich von selbst erzeugen. Hitze, ungesunde Luft, schlechte Nahrungsmittel und Unreinlichkeit begünstigen ihre Erzeugung und Fortpflanzung. Das Wesen derselben scheint in einer Verminderung der Lebenskraft zu bestehen, welche so plötzlich und allgemein erfolgen kann, daß die Bestandtheile des Körpers, vorzüglich die Blutmasse von ihrer Normalbeschaffenheit gänzlich abweichen, und als verdorben (zu fest oder zu flüssig) erscheinen, und das Leben zerstört wird, oft ehe noch die Kraft des Nervensystems eine Reaction zu Stande bringen kann. Wo der Fortgang der Krankheit nicht so rasch ist, entstehen Fieberbewegungen und örtliche Entzündungen, welche den Ueberrest der schon herabgesetzten Lebenskraft bald erschöpfen. Man hat bei Leichenöffnungen der

Pestkranken sowohl im Gehirn als in der Brust- und Bauchhöhle Ansammlungen von geronnenem oder zersetztem, flüssigem schwarzen Blute, Entzündungen ganzer Flächen der Häute, und brandartige entzündete Flecken in großer Menge gefunden, welche darauf hinweisen. Die Beulen geben schlechtes, fauliges Eiter und erstrecken sich tief nach innen; die Carbunkeln sind Brandbeulen, welche schon den Anfang des Todes vorstellen und abgestorbene Theile enthalten, auch meistens tief nach innen sich fortpflanzen. Wo die Naturkraft noch hinlängliche Energie besitzt, da entstehen die Localentzündungen häufiger auf der Haut, als innerlich, die Bubonen werden bald in Eiterung versetzt, auch die Brandbeulen geben, wenn sie ausgeschnitten werden, besseres Eiter und sondern sich ab; das Fieber löst sich durch heftigen Schweiß; die Wiederherstellung gelingt nur mit ganzer Kraftanstrengung der Natur, durch welche die Menschen erschöpft, lange Zeit gleich Gerippen herumschleichen. Hat sich die Krankheit ausgebildet; so wird sie ansteckend. Daher die fürchterlichen Verheerungen, welche die Pest von jeher, sowohl in Asien als Europa, angerichtet hat. Ohne Zweifel haben Pestseuchen sich als natürliche Folgen des Beisammenseyns großer Menschenmassen, vorzüglich unter den wärmern Himmelsstrichen schon in den ältesten Zeiten eingefunden. Zu den berühmtesten gehörte die von Thucydides meisterhaft geschilderte Pest, welche im dritten Jahre des peloponnesischen Krieges (430 vor Chr. Geb.) in dem von den Spartanern belagerten Athen wüthete. Ein großer Theil der Bewohner von Attika hatte sich in die Stadt geflüchtet; Furcht, Schrecken, Mangel an Lebensmitteln, Verderbniß derselben, und Verunreinigung der Luft durch die unzählige Menschenmenge erregten und verbreiteten die Seuche bald in der ungeheuern Stadt. Am siebenten oder neunten Tage erfolgte gemeiniglich der Tod. Die Pest in dem belagerten Jerusalem 72 nach Chr. Geb. hat Josephus geschildert. In Rom herrschte die Pest 77 unter Vespasian, unter Mark Aurel 170, wo sie fast ganz Europa und Asien durchzog, unter Commodus 189, und vorzüglich unter Gallianus 262, wo in Rom in einem Tage allein an 5000 Menschen gestorben seyn sollen. Seit diesen Zeiten zog die Pest immer in Italien, Griechenland, Asien und Afrika herum, und brach vorzüglich in volkreichen Städten aus, z. B. in Constantinopel unter Justinian 544, wo an 1000 Todtengräber zur Beerdigung der Todten nicht zugereicht haben sollen. Diese fürchterliche Pest setzte ihre Verwüstungen 50 Jahre mit nur kurzen Unterbrechungen fort. Die deutschen Kriegsheere wurden in Italien von jener Pest ergriffen und brachten sie 555 u. s. w. nach Deutschland, wo sie seit dieser Zeit an verschiedenen Orten ausbrach, z. B. im Jahr 565, besonders in Trier, 583, 590, wo sie auch in Rom wüthete. Im siebenten Jahrhunderte war sie in Sachsen. Im J. 823 war sie in ganz Deutschland, und 876—877 besonders in Sachsen und Meißen äußerst verheerend. Eben so 964. Im eilften Jahrhunderte brach sie wenigstens sechs Mal in Deutschland meist nach oder mit Hungersnoth so heftig aus, daß die Menschen der damaligen Zeit glaubten, die Gottheit wolle das ganze Menschengeschlecht ganz vertilgen. Weil man sie übernatürlichen Einflüssen zuschrieb, (zuweilen hatte man auch die Juden in Verdacht), so dachte man noch immer nicht an kräftige Vorkehrungen zu ihrer Unterdrückung und Beschränkung. Im zwölften Jahrhundert hielt sie wohl über 25 Jahre in Deutschland an; im dreizehnten brachten die von den Kreuzzügen zurückkehrenden Soldaten sie nach Europa und Deutschland. Im vierzehnten durchwanderte sie mehrere Striche Deutschlands. So wüthete sie 1317 in Lübeck, wo gegen 90,000

Menschen starben, 1349 in Straßburg, 1357 in Cöln, 1358 in Leipzig, 1363 in Dresden ꝛc. Im fünfzehnten Jahrh. raffte sie z. B. 1406 in Sachsen, besonders in Meißen, 1420 in Augsburg, 1429 wieder in Leipzig u. a. viele Menschen weg; in der zweiten Hälfte dieses Jahrh. wüthete sie in ganz Europa, z. B. in Paris; 1450 in Dresden, 1451 in Cöln, in Mecklenburg, besonders in Rostock ꝛc.; 1463 in Thüringen und 1472 beinahe in ganz Sachsen, und später in den Niederlanden, und war durch schreckliche Zufälle ausgezeichnet. Die Geschichtschreiber der damaligen Zeit stellen uns die grausendsten Gemählde menschlicher Noth und Härte auf. Im funfzehnten Jahrh. kam eine neue pestartige Krankheit aus England, — der englische Schweiß. Im sechzehnten Jahrhundert herrschte die Pest wieder in ganz Deutschland, 1504 in Sachsen, besonders in Leipzig, wo sie auch 1519 wieder aufloderte, 1533 in Nürnberg, 1535 in Augsburg, 1540 in Dresden, 1541 in Wien, 1547 in Ulm, Lübek ꝛc., 1598 in Freiburg. Zugleich verbreitete sich der englische Schweiß durch die Seestädte in das Innere von Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Italien. Ungeachtet schon mehrere Anstalten getroffen wurden, z. B. Pesthäuser, so herrschte sie doch noch das siebzehnte Jahrh. hindurch in Deutschland, namentlich in Sachsen, vorzüglich in Leipzig von 1607 mehrere Jahre, abermals 1624, 1630 und 1632; in Dresden 1632 und 1633; 1637 in Meißen, 1644 verderbend in Leipzig, 1666 und mehrere Jahre in den Rheingegenden, 1680 abermals in Sachsen, namentlich in Leipzig. Da in den Gegenden des Orients, in Griechenland, der ganzen europäischen und asiatischen Türkei die Pest nie ganz aufhört, so kam sie durch den Handel im mittelländischen Meere unaufhörlich nach Italien, Frankreich und Deutschland, so wie durch Ungarn, Polen, Siebenbürgen. Die Gränzcordons und die Quarantainen (s. d. Art.) in den Seestädten wurden anfangs nicht so streng beobachtet; so wurde noch 1720 durch ein levantisches Schiff die Pest in Marseille und in der ganzen Provence verbreitet. 1795 und 1796 hatte sie sich in die türkischen Gränzländer und weiter verbreitet. Ihr wurde aber bald durch Aerzte, wie Schraud und Hildenbrand, und thätige Vorkehrungen der Regierungen Einhalt gethan. (S. des erstern Geschichte der Pest in Syrmien.) — Ehedem glaubte man durch Opfer, die Christen durch Prozessionen, Gebete, die Pest zu entfernen. Die alten Aerzte versuchten viele Mittel; aus dieser Zeit schreiben sich viele schweißtreibende Mittel her. Durch die Forschungen und Aufopferungen vieler würdigen Aerzte ist man jetzt der Natur und Heilart dieser Krankheit näher gekommen, als man ehemals konnte, wo Mangel an Muth eben so hinderlich, als Mangel an Kenntnissen war. Vorbauungsmittel zur Verhinderung der Ansteckung, und wenn diese geschehen ist, möglichst baldige Ausschaffung des Giftes aus dem Körper, Verminderung der innerlichen Entzündungen, Aufrechthaltung der Energie des arteriellen Blutsystems, Bekräftigung des Nervensystems, Beförderung der Eiterung, zeitige Ablösung der Brandbeulen sind die Hauptzüge der Behandlung, welche den Verschiedenheiten der Seuche selbst, und der befallenen Individuen gemäß modificirt werden muß. Zum Schlusse erwähnen wir noch eines Mittels *), welches als Präservativ- und Heilmittel neuerer Zeit zuerst von dem zu Alexandrien angestellten englischen Agenten und Generalconsul, Georg Baldwin, empfohlen wurde. Dieser hatte während seines vieljährigen Aufenthaltes im ottomannischen Reiche Gelegenheit genug, über die Pest Beobachtungen an-

*) Medic. Nat. Zeit. Altenb. 1798. S. 664.

zustellen, und brachte unter andern in Erfahrung, daß unter einer Mill. Menschen, die in Ober- und Unterägypten an der Pest gestorben waren, nicht ein einziger Oelträger sich befunden hatte. Hieraus schloß er, daß Baumöl ein Verwahrungsmittel gegen die Pest sey, und ermunterte zunächst den Pater Ludwig von Pavia, Pfarrer und Oberaufsichtsträger des Pestspitals zu Smirna, Versuche mit diesem Mittel anzustellen, deren Erfolg seine Erwartung übertraf. Er theilte diese Entdeckung sofort dem Grafen Leopold von Berchtold bei dessen Anwesenheit in Alexandrien im Nov. 1795 mündlich mit, welcher sie bei seiner Zurückkunft 1797 nebst dem Bericht des Paters Ludwig durch den Druck bekannt machte. Die Anwendung dieses Mittels ist folgende: Sogleich den ersten Tag, an dem man Pestsymptome an einer Person wahrnimmt, wird der ganze Körper derselben, die Augen ausgenommen, mit lauwarmem Baumöl stark und schnell eingerieben. Während dessen werden Fenster und Thüren des Zimmers sorgfältig verschlossen, und mit Wachholderbeeren und Zucker stark ausgeräuchert. Nach Beendigung der Einreibung wird der Kranke wieder in das Bette gebracht. Gewöhnlich folgt hierauf ein starker Schweiß, welcher durch Hollunderthee befördert wird. Die Einreibung wird ein oder auch zwei Mal jeden Tag so lange fortgesetzt, bis heftige Schweiße erfolgen. Sind Pestbeulen vorhanden, so müssen sie öfters mit Oel eingerieben werden, bis sie durch erweichende Umschläge zur Eiterung gebracht werden können. Diese Einreibungen sollen auch ein sicheres Verbannungsmittel gegen die Pest seyn. Die Diät muß dabei leicht seyn, und in Reiß, Obst, Suppe, nach 35 Tagen in leichten Fleischbrühsuppen, nach 40 Tagen in etwas Fleisch bestehen. Bei der Präservationscur kann man gleich Fleisch genießen. Außer Smirna ist die vortreffliche Wirkung dieses Mittels in verschiedenen Gegenden Aegyptens, in Constantinopel und der Wallachei erprobt worden, daher der Gebrauch desselben in den türkischen und angränzenden russischen und österreichischen Besitzungen immer allgemeiner wird. Aehnliche Versuche mit Präservativcuren gegen die Pest und Inoculirung derselben hatte auch der italienische Arzt D. Valli angestellt, und mit großem Beifall bekannt gemacht. Als er aber im Sept. 1816 in Havannah, mit dem gelben Fieber, sehr kühne Versuche an seinem eignen Körper machte, wurde er, nachdem sie eine Weile gelungen waren, doch angesteckt, und fiel als ein Opfer seines Eifers. Dasselbe Schicksal hatte sein Schüler, der deutsche Arzt von Rosenfeld, der am Ende des nämlichen Jahrs in Konstantinopel, sich, im Vertrauen auf seine Hülfsmittel, der Gefahr mit äusserster Zuversicht, ohne Nachtheil aussetzte, endlich aber doch von ihr ergriffen wurde, und an der Ansteckung starb. H.

Pestalozzi (Johann Heinrich), gehört unter die Wohlthäter der Menschheit, deren nicht jedes Jahrhundert einen aufzuweisen hat. Seinem Vater, einem Arzte zu Zürich, wurde er den 12ten Januar 1745 geboren, und nach dessen frühem Verluste von frommen Verwandten auf altväterliche einfache Weise erzogen. Innige Religiosität, starkes Rechtsgefühl, Mitleid gegen die Armen und zärtliche Liebe zu kleinen Kindern deuteten schon in dem Jünglinge auf den Beruf, den er als Mann wählen würde. Für seinen Geist hatten Sprachen den meisten Reiz; Neigung und Verhältnisse entschieden ihn im 18ten Jahre für das Studium der Theologie, das er jedoch nachher, da ein Versuch, zu predigen, ihm fehlgeschlagen war, mit der Jurisprudenz vertauschte. Einige damals von ihm in den Druck gegebne Aufsätze über Berufsbildung und spartanische Gesetzgebung und die Uebersetzung einiger Reden

des Demosthenes waren Proben seines angestrengten Fleißes und seiner Talente. Doch sollte die Gelehrsamkeit ihm nicht der Weg zum Ruhme werden. Rousseau's Emil hatte ihm die Unnatur des Gelehrtenstandes und der ganzen europäischen Bildung fühlbar gemacht, als eine schwere Krankheit, die er sich durch das Uebermaß des Studierens zugezogen, ihn bewog, sogleich nach seiner Genesung den größten Theil seiner beim Studium des Rechts und der vaterländischen Geschichte mühsam aufgesetzten Excerpte und Sammlungen zu verbrennen, allem Umgange mit Büchern zu entsagen, und ein Landmann zu werden. Bei einem Oekonomen zu Kirchberg bei Bern erwarb er sich die nöthige technische Kenntniß, und kaufte sich dann von seinem väterlichen Erbtheile ein wenig bebautes Stück Land bei Birr, unweit Lenzburg, baute ein Wohnhaus darauf, und fing nun auf diesem Gütchen, das er Neuhof nannte, in einem Alter von 22 Jahren zu wirthschaften an. Seine Verheirathung mit Anna Schultes, einer Kaufmannstochter aus Zürich, brachte ihn in Verbindung mit einer Kattunfabrik, an deren Geschäften er thätigen Antheil nahm. In diesem ländlichen Verhältnisse lernte er das sittliche Elend des Volks aus eigner Anschauung kennen, und voll Erbarmen und Muth zu helfen, begann er im Jahre 1775 seine pädagogische Wirksamkeit mit der Aufnahme verlaßner Bettelkinder in sein Haus. Bald sah er sich von mehr als 50 solcher Knaben umgeben, denen er Vater, Lehrer und Versorger ward. Er bestritt dies große Unternehmen ganz aus eignen Mitteln, sein erhabner Zweck, die hülflosen Kleinen zu Menschen zu bilden, fand kaum irgendwo Anerkennung, und ob er gleich in Feldbau, Hauswirthschaft und Fabrikarbeit, die er mit ihnen neben dem eigentlichen Unterrichte als Mittel zu diesem Zwecke betrieb, richtigen Ueberblick und große Ansichten hatte, fehlte ihm doch der Tact und die Anstelligkeit für die Kleinigkeiten, die, was den äußern Gewinn betrifft, in diesen Fächern von so bedeutender Wichtigkeit sind. Seine Gutmüthigkeit wurde verspottet, sein Vertrauen auf die Redlichkeit der Menschen gemißbraucht, der Aufwand seines Haushalts kam begreiflicherweise in Mißverhältniß mit seinem Erwerbe, nach und nach setzte der edle Mann bei der einfachsten Lebensweise den größten Theil seines Vermögens zu, und gerieth in Armuth. Das Hohngelächter der Weltklugen, die in seinem Streben nichts als Schwärmerei und Thorheit sahen, machte ihn jedoch keinen Augenblick irre, und mitten unter diesem Ringen mit Schmach von außen und Noth im Hause kamen die merkwürdigen Erfahrungen über die Quellen des Elends in den niedern Ständen, die fruchtbaren Ideen und Vorschläge zur Rettung dieser vernachlässigten Menschenclasse zur Reife, welche er in seinem originellen Volksromane Lienhardt und Gertrud (zuerst 1781 in 4 Bänden) mit einer Kraft und Innigkeit, wie keiner vor ihm und nach ihm, dargelegt hat. Die Beschreibung der Schule Glülfi's zu Bonnal in diesem Buche enthält viele charakteristische Züge von Pestalozzi's damaligem Leben und Wirken zu Neuhof. Zur Erläuterung dieses wenig verstandnen Volksbuchs schrieb er bald darauf 1782 Christoph und Else, außerdem Abendstunden eines Einsiedlers in Iselins Ephemeriden, worin er die erste Darstellung von seiner Methode gibt, ein Schweizerblatt für das Volk 1782 und 83, eine Abhandlung über Gesetzgebung und Kindermord und die gedankenreichen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts 1797. Dieses letztre Werk kam in einer Zeit zu Stande, wo Pestalozzi's Gemüth durch Kränkungen und Unfälle aller Art in hohem Grade verbittert

und fast mit der Menschheit zerfallen war. Das Ausbleiben aller Unterstützung von Seiten der Regierungen nöthigte ihn endlich, ein Unternehmen aufzugeben, das offenbar die Kräfte des Einzelnen überstieg, und nur Sache des Staats seyn konnte. Das Bewußtseyn, mehr denn hundert elende Kinder gerettet und zu brauchbaren Menschen gebildet zu haben, begleitete ihn, als er Neuhof verließ und mit Unterstützung des neuen schweizerischen Directoriums 1798 ein Erziehungshaus für Bettelkinder zu Stanz anlegte. Beinahe 80 Kindern aus der Hefe des Volks wurde er hier allein Lehrer, Vater und Diener. Doch noch vor Ablauf des Jahrs zerstörte der Krieg und die Cabale einer ihm ungünstigen Partei auch diese schnell aufblühende Anstalt, und mit Undank belohnt, ging Pestalozzi nach Burgdorf, um Schulmeister zu werden. Eine Sammelschule war hier bald eingerichtet, Pensionärs traten hinzu und machten die Annahme gleichgesinnter Mitarbeiter möglich. Eine Schrift über die Anwendung seiner Methode durch die Mütter, die Pestalozzi 1801 herausgab, „wie Gertrud ihre Kinder lehrt," und die 1803 und 4 zuerst erschienenen Elementarbücher, das Buch der Mütter und die Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse, fanden schon an vielen Orten ein empfängliches und zur Anwendung geneigtes Publikum. Neue Unannehmlichkeiten zog sich Pestalozzi jedoch in dieser Zeit durch seine lebhafte Theilnahme an den politischen Händeln der Schweizer zu. Er war ein entschiedner Demokrat und Mann des Volks, das ihn auch 1802 als seinen Anwald zum ersten Consul nach Paris sendete; und in seinen 1802 zu Bern erschienenen Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat, brachte er Rügen und Vorschläge zur Sprache, die bei der damaligen Gährung der Gemüther besonders die Vornehmeren wider ihn einnehmen mußten. Aber ob er gleich eben darum mit seiner Erziehungsanstalt sich selbst überlassen blieb, gelangte sie doch durch den Geist der Liebe und Ordnung, mit dem er sie beseelte, durch den Beitritt thätiger und geschickter Lehrer, die ganz in die Idee seiner Methode eingingen, und durch die Uneigennützigkeit seiner Foderungen an die Aeltern der ihm anvertrauten Zöglinge zu schnellem Gedeihen und Ansehen. Aus Ursachen, die nicht öffentlich bekannt geworden sind, zog Pestalozzi mit seiner Erziehungsanstalt im Anfang des Jahrs 1804 von Burgdorf nach München-Buchsee, wo er mit Fellenberg in nähere Verbindung trat, und noch in demselben Jahre von da nach Yverdon, wo er das ihm von der Regierung eingeräumte Schloß mit seinen Lehrern und Zöglingen noch jetzt bewohnt. Ueber den jetzigen Zustand dieses Instituts vergl. d. Art. Yverdon. Pestalozzi's Methode ist seit dem Anfange des 19ten Jahrhunderts ein Gegenstand lebhafter pädagogischer Verhandlungen und Streitigkeiten geworden, deren Grund theils in dem Mangel an logischer Bestimmtheit und systematischer Ordnung in seinen eignen Darstellungen derselben, theils in den überspannten Lobpreisungen seiner Bewunderer, theils in der Empfindlichkeit einiger Pädagogen, die die Zuversichtlichkeit seines Tons und die Geringschätzung, womit er und seine Vertheidiger von dem bisherigen Zustande der Pädagogik sprachen, beleidigen mußte, zu suchen ist. Was Pestalozzi sich hierbei zu Schulden kommen ließ, war die natürliche Wirkung seiner fast gänzlichen Unbekanntschaft mit der neuen Literatur und seiner von dem gewöhnlichen Charakter der Gelehrten ganz abweichenden Individualität. Er ist ein Gefühlsmensch, der den Reichthum seiner Ideen im Gedränge des Lebens und Wirkens instinct-

Digitized by Google

mäßig aus ſich ſelbſt geſchöpft und beſſer ins Werk geſetzt hat, als er ſie auszuſprechen wußte. An Genialität, an Gediegenheit und Tiefe der Einſicht, an Kraft und Fülle des Geiſtes kommt er den größten Genien aller Zeiten gleich, und in der Liebe zum Volk, in der Aufopferung ſeines ganzen Weſens für das wahre Wohl der Menſchen, im kindlichen Sinn, der ihn auch im hohen Alter nicht verlaſſen hat, in der Begeiſterung und ausharrenden Energie des Wirkens ſtand er neben dem Egoismus und der moraliſchen Erſchlaffung der Zeitgenoſſen ſeines öffentlichen Auftretens faſt einzig da. Originell und in ihrer gegenwärtigen Begründung ihm ganz eigen iſt die Idee ſeiner Methode (vergl. d. Art. Methode), allen Unterricht auf ſinnliche u. intellectuell Anſchauung zu bauen (vergl. d. Art. Anſchauungslehre) und die Bildung des Kindes zum Menſchen durch eine ſelbſtthätige, lückenlos fortſchreitende Uebung ſeiner Geſammtkraft an den naturgemäß auf einander folgenden Unterrichtsgegenſtänden zu bewerkſtelligen. Nicht das Einlernen der Fertigkeiten im Rechnen, Leſen, Schreiben, Zeichnen, Singen u. ſ. w. ſondern die Uebung der Kraft des Kindes an dieſen Gegenſtänden iſt nach Peſtalozzi's Idee der Zweck des Elementarunterrichts, deſſen Weſen er daher mehr in der Form als im Stoffe findet. Reinmenſchlich und herzerhebend ſind die Grundſätze und Anſichten, von denen er bei der neueſten und verſtändlichſten Schilderung ſeiner Methode in einer vor der Geſellſchaft ſchweizeriſcher Erziehungsfreunde zu Lenzburg gehaltenen Rede ausgeht (abgedruckt in Peſtalozzi's Wochenſchrift für Menſchenbildung 3r und 4r Bd. 1810 und 12). Dieſe Rede, Niederers, ſeines geiſtvollſten Mitarbeiters, Erwiederung auf den Bericht über die peſtalozziſche Erziehungsanſtalt zu Yverdon an die Tagſatzung, welchen die zur Prüfung ernannten Commiſſarien nach einer fünftägigen flüchtigen Beobachtung zweideutig und ſchielend 1810 abgefaßt hatten, Gruners Briefe aus Burgdorf 1806 und Johannſens Kritik der peſtalozziſchen Methode 1804 muß man leſen, um ihn und ſein Werk genauer kennen zu lernen. Noch ſieht er es nicht für vollendet an, aber was er ſchon vollbracht hat, verdiente die Aufmerkſamkeit und Anwendung, durch die Spanien, Frankreich, Preußen, mehrere kleinere deutſche Staaten und die Reichsſtädte Bremen und Frankfurt ihn geehrt und die Aufmunterung, welche die von ſeinen Gehülfen errichteten Inſtitute in Neapel, Petersburg und Nord-Amerika gefunden haben. Glückliche Erfolge haben dieſe weitere Verbreitung der peſtalozziſchen Methode, wo ſie richtig aufgefaßt und im Geiſte ihres Stifters ausgeübt wurde, gekrönt und die Nachwelt wird nicht vergeſſen, was das jetztlebende Geſchlecht dieſem ſeltnen Manne verdankt. Der Kaiſer Alexander ehrte ſeine Verdienſte, indem er ihm 1814 den Wladimirorden vierter Klaſſe ertheilte. — Im März 1817 kündigte Peſtalozzi eine neue Auflage ſeiner ſämmtlichen Schriften (bei Cotta, in ungefähr 12 Bänden) an. „In den Vortheilen, die mir dieſe Unternehmung gewähren wird, ſagt er, ſehe ich das letzte und vielleicht das einzige Mittel, in meinen alten Tagen noch zu der Ruhe und Befriedigung zu gelangen, wodurch ich allein in den Stand geſetzt werden kann, meine noch übrige Zeit den Endzwecken meines Lebens, mit einiger Hoffnung eines guten Erfolgs widmen zu können. E.

Peſth, eine königliche Freiſtadt in der nach ihr benannten Geſpannſchaft in Ungarn, am öſtlichen Ufer der Donau, der Stadt Ofen gegenüber. Im J. 1792 zählte man faſt 27,000 Einwohner; Ungarn, Deutſche und Raitzen. Der Handel der Stadt iſt wichtig, da die hieſigen Jahrmärkte der Mittelpunkt des ganzen ungariſchen Verkehrs ſind.

Auch sind hier nicht unbedeutende Manufacturen in Flor, Seidenzeugen, und eine große Oelfabrik. Die hiesige Universität, welche jedoch nur aus drei Fakultäten besteht, zählt 32 Professoren, 300 Studenten und hat 125,000 Gulden jährlicher Einkünfte. Statt der theologischen Facultät ist jetzt ein Generalseminarium für Catholiken unter Aufsicht des Erzbischofs von Gran errichtet worden, dessen jährliche Einkünfte 18,000 Gulden betragen. Die Bibliothek enthält gegen 50,000 Bände; außerdem befindet sich seit 1803 im ehemaligen Paulinerkloster die ansehnliche, vom Grafen Szechenyi der Nation geschenkte Bibliothek von Schriftstellern über Ungarn und die angränzenden Länder, zu deren Erhaltung und Fortsetzung eigne Fonds angewiesen sind. Die Sternwarte der Universität befindet sich in Ofen. Unter den Gebäuden der Stadt sind die Pfarrkirchen, verschiedne Klöster, das von Carl VI. gebaute Invalidenhaus u. s. w. anzuführen. Die Stadt ist der Sitz zweier Oberappellationsgerichte, nämlich der königlichen Tafel und der Septemviraltafel.

Petarde, ein Sprenggeschütz, das heißt, ein metallnes Geschütz in Form einer Glocke, welches mit Pulver gefüllt und an Thore, Mauern, Brücken gehängt wird, um sie mittelst derselben zu sprengen; daher Petardiren, das Sprenggeschütz anwenden und Petardier, ein Feuerwerker. Unter chinesischen Petarden versteht man ein Feuerwerk, welches im Zimmer abgebrannt werden kann. — Wegen der Form hat man in neuern Zeiten auch eine gewisse Art Wagen Petarden genannt.

Petechien (auch Peteschen, Flecken, lateinisch petechiae, lenticulae, der Aehnlichkeit wegen von lenticula, die Linse, genannt), sind kleine rothe Flecken auf der Haut des Menschen. Sie gehören eigentlich zu den Exanthemen, oder fieberhaften Hautausschlägen, stellen sich in verschiedner Größe ein, als bloße Punkte bis zu der Größe von kleinen Linsen, erscheinen meistens in unzähliger Menge, machen aber keine Erhabenheit, sondern sind ganz flach, an der Farbe entweder hellroth, oder mißfarbig, dunkel, bräunlich und blau. Das Fieber, bei welchem die Petechien als Symptom erscheinen, gehört in die Classe des Nervenfiebers, und zwar in die Unterart desselben, wo das Nervensystem der Haut der ursprünglich afficirte Theil ist, und die Krankheit meistens von einem ansteckenden Stoffe herrührt, auch in vielen Fällen denselben wieder erzeugt; daher die epidemisch herrschenden Nervenfieber meistens solche Petechialfieber, oder sogenannte Fleckfieber sind. Diese Petechialfieber können in sehr verschiedenem Grade und Charakter vorkommen. Als Fieber beginnen sie alle gewöhnlich mit Frost, auf welchen Hitze folgt, als Nervenfieber haben sie das Besondere, daß das Gemeingefühl gleich anfangs sehr afficirt ist, ein ausgezeichnetes Gefühl von Müdigkeit der Glieder sich bemerklich macht, und daß schon bei dem ersten Anfall sonderbare und besonders lebhafte Träume die Exaltation der Phantasie, baldiges Delirium, und überhaupt den angegriffenen Zustand des Nervensystems andeuten. Um deßwillen ist auch jedes Petechialfieber mit bedenklichen Zufällen begleitet, und allezeit für besonders gefährlich gehalten worden. Die Meinungen über die Flecke sind meistens sehr verschieden gewesen. Die ältern Aerzte haben sie von einer besondern Schärfe im Blute, oder vielmehr im Blutwasser, angesehen, welche von salzig-schwefeligen und schleimigen, der Verderbniß unterworfenen Stoffen im Körper herrührten, welche aus demselben ausgeschafft werden sollten, anstatt dessen aber sich dem Blute beigemischt hätten. Andere haben sie für die Folge einer im Körper selbst erzeugten und

auf die Haut abgesetzten Schärfe angesehen, haben sie daher für die Krankheit heilsam entscheidend gehalten, und durch hitzige schweißtreibende Mittel sie hervorzubringen gesucht. Späterhin setzten manche Aerzte diese Fieber überhaupt ohne Unterschied in die Classe der Krankheiten von Schwäche, unter die faulichten, oder unter die asthenischen Fieber, und hielten die Flecken für ein zufällig erscheinendes Symptom, wovon die Veranlassung größere Schwächung durch Aderlaß, oder Erregung des Blutes durch hitzige Mittel, Verunreinigung des Blutes durch eingeschloßene Luft, durch zurückgehaltene Darmreinigungen, oder vielleicht auch durch epidemische Beschaffenheit der Luft, läge, und sie beständen demnach in einer bloß passiven Ausschwitzung des Blutes unter der Epidermis. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Flecken einen activen und zwar entzündlichen Zustand in der Haut bezeichnen, namentlich in dem Gewebe der Haargefäße, welches das Nervensystem der Haut umgibt, und daß hier überhaupt der Heerd der Krankheit zu suchen sey, von wo aus das ganze Gefäß- und Nervensystem gestört und angegriffen wird. Der Charakter dieses Petechialfiebers ist entweder echt entzündlich, oder putrid (faulicht); im ersten Falle sind die Flecken hellroth, im andern aber mißfarbig, blau, zuweilen schwarz. Beide können von Ansteckung entstehen, das Letztere entwickelt sich aber unter günstigen Umständen von selbst und erzeugt jedesmal einen ansteckenden Stoff. Weil bei Armeen, in Lazarethen und Hospitälern vorzüglich viele Ursachen zur Erzeugung dieses Fiebers mit putridem Charakter vereint wirken, und dieses daher gewöhnlich entsteht, so benennt man es auch oft bloß mit dem Namen Hospitalfieber. (S. d. Art.) Das Petechialfieber ist nicht von gleicher Gefahr. Die Zufälle sind zwar jedesmal bedenklich, weil das wichtigste System, das Nervensystem, ursprünglich ergriffen und daher sehr gestört ist; allein dessen ungeachtet hat das echt entzündliche, von Ansteckung entstandene, wenn es nur richtig behandelt wird, nicht mehr Gefahr bei sich, als jedes andere einfache entzündliche Fieber. Dagegen ist das von selbst entstandene und das, welches den putriden Charakter angenommen hat, von weit größerer Gefahr, weil die Kräfte schon im Sinken sind, die Beschaffenheit des Blutes schon fehlerhaft, und daher zur Unterhaltung der Nervenkraft nicht nur untauglich wird, sondern durch Absetzung schädlicher Stoffe dasselbe noch mehr zerrüttet. Die Dauer des Petechialfiebers ist meistens 21 Tage. Die Petechien erscheinen zuweilen bald, zuweilen erst nach den ersten acht Tagen, und verschwinden allmählig wieder, indem sie immer blässer werden. — Eine ähnliche Erscheinung hat man den Petechien zur Seite gesetzt, welche jedoch einen sehr verschiedenen Grund haben. Dies ist die Blutfleckenkrankheit. Hier erscheinen gleichfalls auf der Haut des ganzen Körpers eine große Menge solcher platten, meistens runden, dunkelrothen und blauen Flecken, von der Größe kleiner Linsen. Dabei ist gewöhnlich viel Abgang von schwarzem flüssigen Blute aus dem Munde, oder mit dem Stuhlgang verbunden, übrigens aber kein Fieber, kein bedeutendes Uebelbefinden dabei, die Flecken erscheinen schnell, stehen aber lange, die Krankheit kommt häufiger bei Kindern vor, ist aber weder epidemisch noch ansteckend. Man hat sie zuweilen chronische Petechien genannt, und für den nämlichen Zustand, nur mit Mangel des Fiebers gehalten, allein wohl mit Unrecht, da sie eine ganz verschiedene eigene Krankheit sind, und mit jenen nichts gemein haben, als eine geringe Aehnlichkeit der äußern Erscheinung der Flecken.

H.

Peter I. Alexiewitzsch, der Große, Czar und Kaiser

von Rußland. Es war am 30. Mai a. St. (11ten Juny n. St.) des Jahres 1672, als dem Czar Alexei Michailowitsch zu Moskau von seiner zweiten Gemahlin, Natalia Kirilowna, Tochter des Bojaren Narischkin, das erste Kind dieser Ehe geboren wurde — der Czarewitsch Peter. „Ein streitbarer Fürst, ein Held, schrecklich den Feinden wird dein Sohn werden, großer Czar! nicht allein der Lauf der Gestirne am Himmel, sondern selbst auf der Erde bezeichnete der Sieg den Tag seiner Geburt — denn siegreich gingen an diesem Tage des großen Ludwigs Heere über den Rhein, der Türken Scharen über den Dniester!" so verkündigten die Sterndeuter dem Vater und dem Volke. „O möge dieser Peter ein guter Hirte der Völker werden, der einst die scythische Barbarei, welche die pelzbedeckten nordischen Nationen vornehmlich umdämmert, durch heilbringende Gesetze verbanne *)!" also begrüßte mit frommem Wunsche der berühmte Gelehrte Johann Georg Grävius zu Utrecht den Neugebornen, in seinem Briefe an den damaligen Gesandten der Republik der vereinigten Niederlande beim czarischen Hofe, Niclas Heinsius. Eine Medaille mit den Bildnissen beider Aeltern, auf deren Revers Russia in Gestalt einer Frau, welche die Arme ausstreckt, dargestellt ist, wie sie vom Schooße eines himmlischen Genius den jungen Sprößling empfängt, drückte in ihrer Umschrift „die große Hoffnung der Zukunft" (Spes magna futuri) die allgemeinen Hoffnungen und Wünsche aus. Aber nie waren auch solche natürlicher und gerechter, denn ohne Peters Geburt war nach Alexei's Tode der Thron zwei geistes- und körperkranken Prinzen hingegeben, und nie sind große Erwartungen in schönere Erfüllung gegangen, ja noch übertroffen worden. Denn als Peter sein Leben beschloß, war sein Haupt umflochten vom Lorbeer des siegreichen Kriegers vereint mit der Bürgerkrone, in dem erhabensten Sinne beider Symbole. Geschmückt mit einer blühenden Gesundheit, ausgestattet mit einem richtigen Verstande, einer glücklichen schnellen Fassungsgabe, zog er schon als Kind Aller Aufmerksamkeit, vorzüglich seiner Aeltern auf sich und im Czar Alexei entstand der Gedanke, ihn mit Uebergehung seiner ältern Söhne, des körperlich kranken Feodor und des geistesschwachen, auch fast blinden Iwan, zum Czar zu ernennen. Doch die Czarewna Sophia, Alexei's Tochter aus seiner ersten Ehe, geistvoll und herrschsüchtig, mit Haß gegen die Stiefmutter und deren Sohn erfüllt, wußte stets jede Verfügung zu Gunsten des Halbbruders zu verhindern, bis der Tod endlich den Vater überraschte. Mit gleichem Erfolge wirkte sie auf dessen Nachfolger, Feodor III. (1676 — 1682), so geneigt dieser dem Halbbruder übrigens war, und als nach dessen Tode die allgemeine Versammlung der Reichsbedienten, weltlichen und geistlichen Standes, zu Moskau, in Anerkennung der hervorstechenden Eigenschaften Peters, diesen zum Czar ausgerufen, ja selbst das Corps der Strelitzen ihm den Eid der Treue geschworen hatte, wußte Sophia doch mit Hülfe ihrer Vertrauten eben diese Strelitzen zum Aufruhr zu bringen; der Untergang des Geschlechts der Narischkin war von den Wüthenden beschlossen worden; man hatte ihnen gesagt, daß von ihm Iwan umgebracht und selbst ihre Auflösung beschlossen worden sey, und auf diese Lüge hin badete sich die aufgebrachte Rotte im Blute vieler unschuldi-

*) Sit modo suo tempore Petrus bonus pastor (Poimenlaon), ut tandem Scythicam barbariem, qua septentrionales maxime et pilletae gentes infuscantur, legibus salutaribus latis devincere possit!"

Digitized by Google

gen Schlachtopfer. Da erschien vor ihnen Iwan: „Du bist unser Czar!“ brüllten Sophia's Gedungene ihm entgegen. „Ich will es,“ antwortete der zitternde Iwan, „aber vergönnt, daß mein geliebter Bruder Peter mit mir regiere!“ Und Peter ward mit Iwan zugleich gekrönt (23sten Juni 1682), Sophia aber mußte sich damit begnügen, nur mittelbar zu herrschen. Doch noch einmal empörten sich die Strelitzen, als sie die Absicht Sophiens erriethen, sie selbst zu vernichten; nur der Altar im Troizkoi-Kloster, an welchen Peter mit seiner Mutter geflüchtet war, rettete beiden das Leben; die Strelitzen wurden von der czarischen Reiterei überwältigt und dreißig von ihnen enthauptet. Auf lange Zeit war die Kraft dieser Empörer gebrochen. Aber spielend gleichsam mit der Schwäche Iwans und der Jugend Peters griff Sophia in ihren Anmaßungen immer weiter um sich, und man sah endlich sogar unter den Ukasen ihren Namen neben denen der beiden Czare, ihr Bild, mit Krone und Scepter und der Ueberschrift: „Beherrscherin von Groß- und Klein-Rußland,“ auf dem Revers der Münzen. Der schwachsinnige Iwan wurde indessen durch die Reize seiner jungen schönen Gemahlin, die ihm Sophia gegeben hatte, für das, was um ihn her vorging, nur noch blinder gemacht, während dagegen der immer mehr sich entwickelnde Peter mit der Gründung seiner künftigen Größe in dem kleinen Dorfe Preobraschenskoe beschäftigt war. Dort und in dem nahen Dorfe Semenowsky hatte Peter zwei Compagnien Krieger aus Jünglingen von gleichem Alter mit ihm sich gebildet, welche des Czars Potesch ni (Spielgesellen) sich nannten, unter denen Peter selbst den Dienst des Gemeinen verrichtete und deren Hauptmann ein junger Mann war, der in der Folge einen großen Antheil an Peters Entschlüssen und Thaten hatte — nämlich der Oberst le Fort, ein Genfer, selbst ein außerordentlicher Mensch *). — Zu wenig aufgeklärt über Peters innerstes Wesen, betrachtete Sophia dies Soldatenspiel als recht geeignet für ihre Absichten und Wünsche, den gehaßten Halbbruder von jedem andern Staatsgeschäfte abzulenken, und mit heimlichem Vergnügen vernahm sie die Ausschweifungen, welchen Peter im Vereine mit dem geliebten Genfer und andern Genossen in anscheinender Rohheit sich nicht selten überließ. Doch wie sehr irrte sie sich! Der gebildete, feurige le Fort war zugleich der glücklichste Lehrer des wißbegierigen Czar, in welchem durch den frühern Unterricht des wackern Nikita Moisnewitsch Sotow (eines versuchten Diplomatikers) und Franz Timmermanns (eines deutschen Mathematikers), bei den von seiner edeln Mutter selbst ihm eingeprägten Sittenlehren, die Ueberzeugung stets fester wurde, daß nur wahre Bildung des Geistes durch Kenntnisse aller Art und Veredlung des Gemüths, durch Entfernung roher Sitte und Aufklärung des Verstandes den Regenten und das Volk zum Glücke und zum Ruhme führen könne. Doch die Zeit nahete, wo der Regentin Sophia die Binde von den Augen fallen, wo sie ihre Rolle schließen sollte. Eine dunkle Ahnung von ihrem Irrthum durchflog sie schon bei der ersten Erscheinung Peters im Geheimenrathe (im Anfange 1688), wo seine Haltung ihr selbst imponirte, als ihr Beschluß, ihn nicht wieder zu diesen Versammlungen einzuladen, ohne Erfolg blieb, und als Peters Vermählung mit der reizenden Eudoxia Federowna Lapuchin (27sten Januar 1689), das Werk seiner klugen Mutter, ihn

*) Man vergl. den Art. Fort (Franz Jacob le), auf welchen wir hier ausdrücklich verweisen, um Raum nehmende Wiederholungen zu vermeiden.

mit dem Volke mehr verband und zugleich von den bisherigen Bacchanalien und Orgien abzog. Sophia ward endlich sehr unruhig, als sie bemerkte, daß sein Soldatenspiel mit den Poteschnten selbst den Strelitzen furchtbar werden wollte; aber als ihr Liebling, der mit Ehren von ihr und Iwan überhäufte Oberfeldherr, Gholizün, nach seiner Rückkehr aus dem nicht mit Glück geführten Feldzug gegen die Pforte, vor Peters Thüre abgewiesen wurde, da erschrack die Herrschsüchtige, tief gekränkt in ihrem innersten Innern. Wenige Monate darauf brach der Sturm los. Ein feierlicher gottesdienstlicher Umgang, dem die Czaren selbst gewöhnlich beiwohnten, sollte am 8. Juny 1689 gehalten werden; Sophia bestand darauf in der Eigenschaft der Regentin ebenfalls dabei zu seyn; und als sie durch Peters Verweigerung nicht davon abzubringen war, verließ Peter nebst seiner Gemahlin Moskau auf der Stelle, und begab sich endlich mit allen den Seinen noch einmal in das feste Troitzkoi-Kloster, als ihm einige getreue Strelitzen verrathen hatten, daß Sophia ihn, seine Gemahlin, Mutter und Schwester umbringen lassen wolle. „Eine Verschwörung ist wider mich angesponnen, ermorden will man mich und die Meinen! Schutz erwarte ich jetzt von dem Heere, und wer es gut mit mir meint, der eile wohlgerüstet zu mir!" so sprach Peter zu der Armee und ihren Befehlshabern, in einer an den General Patrik Gordon (einen Schotten) gesandten Proclamation. Gordon und mit ihm alle ausländischen Generale und Offiziere begaben sich sogleich nach Troitzkoi, wo Peter von seinen Poteschnien einstweilen bewacht war, und bald sah der muthige Czar Tausende zum Schutze seiner Person und der Seinigen um sich versammelt. Jetzt zauderte Sophia und wählte den Weg zur Versöhnung; doch alle ihre Abgesandten, selbst der Patriarch, versuchten vergebens den schwer beleidigten Czar zu besänftigen und blieben sogar, Sophiens Rache fürchtend, selbst bei Peter. Da wollte diese in Person nach Troitzkoi eilen; doch auf dem Wege dahin erfuhr sie Peters Willen, sie nicht zu sehen, und daß sie seine Gnade nur mit der Auslieferung des Befehlshabers der Strelitzen, Tscheglowotoi, erkaufen könne. Selbst Iwan ließ sie ermahnen, dem Bruder sich zu unterwerfen und nun, an der Gränze ihrer Hoffnungen, weigerte sie sich nicht länger den Schleier zu nehmen. Feierlich zog Peter in Moskau ein; vor allem Volke umarmte er Iwan, der für den Titel Czar und den Schein der Mitherrschaft gern die eigentliche Gewalt in der kräftigern Hand des Bruders ließ, welcher von diesem Augenblicke an schon Selbstherrscher war und auch in der Form Alleinherrscher wurde, als Iwan sieben Jahre später starb. Die Bildung eines stehenden Heeres in europäischer Form und Tactik war Peters erstes Ziel; auf sie gründete er seine Entwürfe für des Reiches Größe, der Unterthanen Bildung und seinen eigenen Ruhm. Das Vorbild zu dem, was Rußlands Armee werden sollte, war vorhanden in der kleinen Schaar der Poteschnien; sein le Fort und der Schotte Gordon wurden die Lehrmeister des neuen Heeres, in welches ein großer Theil der, nach Aufhebung des Edictes von Nantes, nach Rußland geflüchteten Hugenotten aufgenommen wurde; und bald sah Peter sich von 20,000 Mann geübter Truppen umgeben, deren Tapferkeit und tactische Uebermacht er in einem Lustgefechte mit den Strelitzen versuchte, worin diese Letztern, nebst andern alt-russischen Truppen, zu seiner großen Freude unterlagen. Die preobraschenskischen und semenowischen Regimenter ernannte er zu seiner Garde und damit verschwand nunmehr auch der Name der Poteschnie. Zugleich aber war Peters Auge auf die Herstellung einer Seemacht gerichtet, wo-

von man in Rußland so wenig Begriffe hatte, daß die dortigen Mahler kaum ein Schiff abzubilden wußten. Zwar hatte sein Vater Alexei, um auf dem caspischen Meere Handel mit Persien zu treiben, durch berufene holländische Schiffszimmerleute ein Schiff (der Adler) bauen lassen, das auch wirklich von Dedenow an der Wolga ausgelaufen und in Astrachan angekommen war. Doch ward es von den empörten donischen Kosacken verbrannt, und von der zerstreuten Mannschaft kamen nur zwei Holländer, unter denen der Constabel Karsten Brand, nach Moskau zurück. Dieser Brand ward jetzt Peters erster Schiffsbaumeister und im J. 1693 fuhr Peter, der in seinen jüngern Jahren eine wahre Wasserscheu gehabt haben soll, auf seinem eigenen Schiffe, St. Peter, nach Archangel, das schon ein bedeutender Handelsort war, und behandelte dort Tuchlieferungen für sein Heer; ja er segelte sogar bis Ponoi auf der lappländischen Küste; noch hatte bis zu diesem Augenblicke das Eismeer keine Monarchen getragen. Im folgenden Jahre lief Peter mit mehrern russischen Schiffen in Archangel ein, und hoch beglückt dadurch ernannte er den Fürsten Romanodowsky zum Admiral der künftigen Flotte. Als das wichtigste Vehikel zur Bildung seines Volkes erkannte Peter den Handel, dieses Annäherungs- und Bindemittel unter den Völkern. Mit europäischer Sitte sollten seine Russen vertraut werden; und er hatte die größte Schwierigkeit überwunden, konnte er ihnen einen größern Markt verschaffen. Daher warf er seine Blicke nach der Ostsee und dem schwarzen Meere; denn dort waren die Mündungen der großen Ströme seines Reiches zu finden, und um den Besitz derselben beschloß er zu ringen. Mit der Pforte ohnehin noch im Kriege, wandte er sich nach dem Ausflusse des Don; dort wollte er Asow erobern, um sich einen Stapelplatz am schwarzen Meere zu verschaffen. Im Jul. 1695 begann er den Angriff zu Lande, sah sich aber genöthigt, den Sturm auf die starke und gut vertheidigte Festung, die ihn schon über 20,000 Mann gekostet, in eine Blokade zu verwandeln. „Geht nach Hause, ihr Moskowiter! ihr habt einen weiten Weg und nichts zu essen; geht nach Hause!“ so riefen die jubelnden Türken von Asows Wällen herab und Peter fühlte wohl, daß sie Recht hatten; doch er beschloß die Rache für den Hohn. Er flog nach Moskau, umarmte noch einmal seinen sterbenden Bruder Iwan, verschaffte seinem Volke, das durch eine schlechte Ernte Noth litt, durch Zufuhr auf russischen Schiffen aus Riga und Danzig Brot und empfing dafür der geretteten Unterthanen Segen. Nun wandte er alle Anstrengungen auf den Zweck hin, Asow zu erobern. In die Leitung der Kriegsmacht brachte er mehr Einheit; der Bojar Alexei Semenowitsch Schein, ward Generalissimus des Heeres, doch wirklich nur zum Schein, denn der Feldmarschall Gordon war die Seele des Ganzen; mit ihm wirkten le Fort und Golowin; aus Oesterreich, aus Brandenburg und Holland verschaffte er sich gute Ingenieurs und Artilleristen und der neuangelegte Schiffswerft zu Woronesch am Don lieferte ihm binnen eines Jahres (1696) eine Flotte von 23 Galeeren, 2 Galeassen und 4 Brandern; ein Kriegsschiff bestieg le Fort als neu ernannter Admiral, ein zweites Peter selbst; die eigentliche Leitung der mit 4000 Mann besetzten Flotte hatte er dem Venetianer de Lima als Viceadmiral anvertraut. Diese kleine Seemacht war kaum zu Stande, als sich die türkische Flotte im Angesichte von Asow mit großem Verluste auch schon geschlagen sah. Jetzt ließ Peter die Festung, die nun von jeder Hülfe von der See her abgeschnitten war, mit aller Kunst und Kraft aufs neue belagern (16ten Mai 1696); und nach zwei Monaten (29sten Juli 1696) zogen seine Generale triumphirend durch die vom Czar selbst ih-

nen erbauten Ehrenpforten in Asow ein. Der Schlüssel zum schwarzen Meere war in Peters Hand, und um ihn zu behalten, ordnete er den Bau von 55 Kriegsschiffen vom ersten bis zum fünften Range an, welcher binnen drei Jahren vollendet seyn sollte. Zugleich übertrug er, um die Schifffahrt zu erleichtern, dem Ingenieur Oberst Brökel, einem Deutschen, die Herstellung eines Canals zur Vereinigung der Wolga mit dem Don, und sendete eine Anzahl russischer jungen Edelleute nach Italien und Holland, um den Schiffsbau nach seinen verschiedenen Zweigen zu studieren, und nach Deutschland, um militärische Disciplin zu lernen. Mit vielem persönlichen Muthe vernichtete er erst noch (2ten Februar 1697) eine Verschwörung der Strelitzen und mehrerer mit seiner ihnen lästigen Reformation unzufriedenen Großen gegen sein Leben, und beschloß nun selbst, zum Vorbilde für seinen Adel, eine Reise in das Ausland zu thun. Die Regierung übergab er indeß dem Fürsten Romadanowsky mit dem Titel Fürst Cäsar, indem er sich selbst dessen Anordnungen unterwarf, und stellte neben ihn die Bojaren Streschnew, Narischkin und Prokorowsky; zur Sicherung der innern Ruhe nahm er die zweckmäßigsten Maßregeln, unter welche vorzüglich die Vertheilung der Strelitzen gehörte. Und nun trat er, nicht als Czar, sondern als Mitglied einer großen Gesandtschaft, welche nach alt-russischer Sitte die auswärtigen Höfe besuchen sollte, unter dem Titel eines Großcommandeurs, die merkwürdige Reise an (im April 1697). Ueber Esthland, Liefland (damals beide schwedisch), Brandenburg, Hannover, Westphalen kam er in Hollands Hauptstadt an, wo er in einen holländischen Schiffszimmermann sich verkleidete und als solcher arbeitete. „Ich bin hier, (schrieb er aus Amsterdam an den Patriarchen Adrian zu Moskau), um dem Worte Gottes an unsern Vater Adam zu folgen: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen! Freilich brauche ich nicht aus Noth zu arbeiten, aber ich arbeite, um das Seewesen recht zu erlernen, mit den erlangten Kenntnissen zurückzukehren und — das wird bis zum letzten Athemzuge mein Wunsch seyn — dann die Feinde des Namens Jesu zu besiegen und die Christen zu befreien!“ Von Amsterdam begab er sich nach dem Dorfe Saardam, wo er die vaterländische Tracht anlegte, als Schiffsbaumann unter dem Namen Peter Michaeloff in die Liste der Werkleute sich eintragen ließ und die gemeinsten Arbeiten mit verrichtete; jedermann kannte ihn bei dem Namen Peter Baas. Dort bewohnte er ein Häuschen, bereitete sich dort selbst sein Lager und seine Speisen, correspondirte aber auch darin mit seinen Generalen und Ministern, versprach dem König August von Polen seinen Schutz und arbeitete zugleich mit seinem Zimmermannsbeile an Mast und Kiel. Sieben Wochen war er dort; dann ging er wieder nach Amsterdam und ließ ein Kriegsschiff von 60 Kanonen unter seiner Aufsicht bauen, das er nach Archangel schickte. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit; alles sah er, alles ließ er sich erklären und in vielem, selbst in chirurgischen Operationen, übte er sich selbst. Die Bitte der holländischen Juden um seine Erlaubniß, sich in Rußland niederzulassen und Handel treiben zu dürfen, wies er, da er die Aufnahme der unter seinem Vorfahren Iwan Wassiliewitsch erst Vertriebenen noch nicht rathsam fand, zurück, indem er dem Bürgermeister Nicol. Witsen, der ihr Wort führte, antwortete: „aus Mitleiden mit den Juden darf ich ihnen diese Bitte nicht gewähren; denn sie haben zwar den Ruf, daß sie die ganze Welt im Handel und Wandel überlisten können, aber ich kenne meine Russen; bei diesen würden sie doch zu kurz kommen.“ Seine leidenschaftliche Liebe für das Seewesen vermochte ihn, der Einladung

des Königs Wilhelm von England nach London zu folgen; in englischer Schiffertracht wohnte er am königlichen Schiffbauhofe an der Themse und mehrere Male hörte man ihn sagen: „wäre ich nicht zum Czar von Rußland geboren, so möchte ich wohl englischer Admiral seyn!“ Ueber 500 Personen (Offiziere, Ingenieurs, Kanoniere, Wundärzte und andere Künstler) nahm er in seine Dienste. Hatte er in Holland vieles Neue u. Schätzbare gefunden und dort nichts ununtersucht gelassen: so bot sich ihm in England wieder ein neues reichhaltiges Feld für seine rege Wißbegierde dar. Drei Monate blieb er in diesem Lande; bewundert von Allen, die ihn kennen gelernt hatten, und mit dem Doctordiplom von der Universität Oxford in der Tasche, ging er nach Holland zurück und über Dresden nach Wien, wo der Kaiser Leopold ihm viele Aufmerksamkeit erwies. Hier, als er eben im Begriff war, Italien zu besuchen, erhielt er die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelitzen. Doppelt ergrimmt über die Aufrührer wegen dieser Störung, eilte er durch Polen (wo er den König August II. von Polen sprach und Verabredungen mit ihm nahm, welche die entscheidendsten Folgen in der Zukunft hatten) nach Moskau. Als er (4ten September) in Preobraschenskoe ankam, war der Aufruhr durch des Generals Gordon kluges und festes Benehmen schon wieder gestillt. Aber Peter hielt ein furchtbares Gericht. Jeder Tag des Monats October sah das Blut der Schuldigen fließen, und da der größte Verdacht der Anstiftung auf seine Schwester Sophia fiel, so bestrafte er diese dadurch, daß er vor ihrem Kloster 28 Galgen aufrichten und 130 daran henken ließ, unter denen 3, die überführt worden waren, daß sie eine Bittschrift an Sophia entworfen hatten, vor den Fenstern ihrer Zelle, mit der Bittschrift in den Händen, aufgehenkt wurden. Die Begnadigten (500) wurden zerstreut und verbannt. Die Strelitzen (diese ehemaligen Janitscharen Rußlands) hatten aufgehört zu seyn. Persönliche Abneigung vermochte ihn vielleicht am meisten, auch seine Gemahlin Eudoxia, die seine mehrfältigen Liebeshändel nicht mit Duldung behandelte, der Theilnahme an jener Empörung zu beschuldigen; er trennte sich von ihr und verbannte sie nach Susdal in das Prokofskoi-Kloster, wo sie unter dem Namen Helena den Schleier nehmen mußte. Zur Belohnung seiner Getreuen aber stiftete er (30sten August 1698) den Andreasorden, und Golowin erhielt ihn zuerst. Der Tod seines le Fort und Gordon versenkte ihn in tiefen Schmerz, und Menschikow, durch Geist und Thätigkeit aus dem Staube der Bedientenstube emporgehoben, ward nun des Czars ausgezeichneter Liebling. Das Corps der Strelitzen ersetzte er durch 27 neue Infanterie- und 2 Dragonerregimenter (zusammen 32,029 Mann), die binnen 3 Monaten geübt und marschfertig waren. Nur Verdienst und Dienstalter wurden von nun an bei Besetzung der Offizierstellen berücksichtigt, und mit Strenge wachte Peter über die Achtung dieses Grundsatzes. Mit Ernst und ausdauernder Thätigkeit widmete er sich zugleich den innern Angelegenheiten seines Reichs, dessen neue Schöpfung allmählig aus seiner Hand hervorging. Die Erhebung der öffentlichen Abgaben wurde vereinfacht, die deutsche Kleidung eingeführt, womit zugleich die Bärte verschwanden, die zahlreichen Gefolge (Gholops) der Bojaren wurden vermindert, das Reisen ins Ausland ward gewissermaßen Bedingung seiner Gunst, Buchdruckereien wurden angelegt, nützliche Schriften eingeführt, in allen bedeutenden Städten des Reichs Schulen angelegt, neue kirchliche Einrichtungen wurden, trotz alles Sträubens der Geistlichkeit, durchgesetzt; und als im J. 1700 der Patriarch Adrian zu Moskau starb, ließ Pe-

ter vor der Hand diese Würde, die fast der päpstlichen gleich und deren gänzliche Unterdrückung er darum beschlossen, unbesetzt, denn das Volk sollte den Czar, so wollte es Peter, auch als sein geistliches Oberhaupt betrachten und verehren. Während dieser Reformationen im Innern ließ er schon lange beschlossene kriegerische Unternehmungen nicht aus dem Gesicht. Im Frieden von Karlowitz zwischen der Pforte und Oesterreich war auch ein zweijähriger Waffenstillstand zwischen Rußland und der Pforte geschloßen worden; dieser ward jetzt bis auf 30 Jahre verlängert, wobei Asow dem Czar verblieb. Am 18ten August 1700 ward zu Moskau dies Ereigniß feierlich verkündet und schon am andern Tage (19ten August a. St.) erklärte Peter den Krieg gegen — Schweden. — Was Peter vor zwei Jahren mit dem König August von Polen in Warschau im Allgemeinen verabredet hatte, war nun durch die Verhandlungen des von August an Peter abgesendeten Johann Reinhold von Patkul (man vergl. d. Art.) zur Reife gediehen. Vom schwarzen Meere ab warf der Czar sein Auge nach der Ostsee; und alle Freundschaftsbezeigungen des jungen Carls XII. von Schweden konnten Peter von seinem großen Plane nicht ablenken. Eingeweiht in die europäische Staatspolitik wußte der Czar seine Plane bis zum selbstgewählten Augenblicke der Entschleierung in dichtes Dunkel zu hüllen, und dann geringe Beschwerden gegen die schwedische Regierung zum Vorwand der Kriegserklärung zu benutzen. Doch mehr sprach deutlich das Manifest Peters aus: „Seit Anfang des Jahrhunderts (hieß es darin) habe Schweden seine Nachbarn beraubt und selbst dem russischen Reiche die demselben gehörigen Provinzen, Ingermannland und Karelien, entrissen; es sey daher die höchste Zeit, die zu sehr wachsende Macht Schwedens so zu brechen, daß sie den Nachbarn nicht weiter gefährlich werde!" Mit großer Thätigkeit ward das Unternehmen betrieben; schon am 9ten September war Ingermannland von den Russen besetzt, die jetzt an der Gränze von Esthland, vor Narwa, standen. Da flog Schwedens junger königlicher Held (man vergl. Carl XII.) herbei; die Schlacht bei Narwa ward am 30sten November 1700 geliefert und 38,000 Russen wurden von 8000 Schweden geschlagen. Doch der Unfall erschütterte Peters große Seele nicht, denn er verstand die Verhältnisse zu würdigen. „Ich weiß es sehr wohl, daß die Schweden uns noch manchmal schlagen werden; aber wir lernen! die Zeit wird kommen, da wir über sie siegen werden. Diese Schlacht soll, denk' ich, die Russen aus ihrer Trägheit reißen und sie zwingen, zu lernen, was sie nicht wissen!" so äußerte Peter sich über die verlorne Schlacht bei Narwa, und wie sehr rechtfertigte die Zukunft diesen Ausspruch! Neue Truppen wurden gebildet, mehr neues Geschütz angeschafft; viele kühne Fremde versammelten sich um den Czar. Der Sieg der Russen vom 1sten Januar 1702 am Embachstrome über die Schweden ward die erste Grundlage zu ihren künftigen Triumphen. Noteburg (von Peter in Schlüsselburg umgetauft) wurde genommen und Marienburg, unter dessen als Gefangene nach Rußland geschleppten Einwohnern damals das Waisenmädchen Catharina sich befand, welcher in der Folge das Schicksal Rußlands Krone auf das Haupt setzte. Nach gehaltenem Triumpheinzug in Moskau und kurzem Aufenthalte in Woronesch eilte Peter wieder auf den Kampfplatz an der Ostsee, wo Menschikow einstweilen die neuen Werfte an der Ergießung der Olonza in den Ladogasee durch Befestigungen gesichert hatte. Nyenschanz, eine Festung an der Newamündung in die Ostsee mußte um dieser Lage willen genommen werden; durch Scheremetew verstärkt, griff Peter sie

an und nahm die Reste am 1sten May durch Capitulation; vier Tage darauf eroberte er, der als Bombardier-Capitain bei seiner Armee diente, mit 30 kleinen Fahrzeugen zwei bewaffnete schwedische Schiffe an der Mündung der Newa; der Admiral, Graf Gholowin, hing dem tapfern Bombardier-Capitain den Andreasorden um, den auch der Bombardier-Lieutenant Menschikow und der Postalnitschi Gholowin erhielten. Da man Nyenschanz zu klein, zu fern von der See und nicht sicher genug fand, so beschloß Peter eine neue Festung zur Behauptung der Newamündung anzulegen. Die Insel Lust-Eland (Lust-Insel), bloß mit einer Fischerhütte besetzt, wurde dazu ausersehen. Hier ließ sich Peter ein kleines hölzernes Haus nach holländischer Einrichtung bauen und leitete von da aus sein neues Werk. Am 27sten Mai 1703 wurde der Grund zu der Festung gelegt, und der Czar nannte sie St. Petersburg. Unter der Aufsicht des italienischen Baumeisters, Obersten Andrei-Tresin, begann der Bau; sechs Hauptbasteien mit tüchtigen Außenwerken sollte die Festung haben. Aus allen Theilen des Reichs wurden die Arbeiter herbeigerufen und bald sah man 20,000 Menschen täglich daran beschäftigt, deren Sicherheit vor dem Feinde Peter durch Vertreibung der Schweden von der vier Meilen ab im finnischen Meerbusen gelegenen Insel Retusari (Kotlin-Ostrow) bewirkte. Während des Festungsbaues entwarf Peter den Plan, hier auch einen Hauptbauplatz zu großen Kriegsschiffen und eine Stadt anzulegen, zur Verbindung Rußlands mit dem übrigen Europa. Jetzt waren von allen Gegenden, oft 2 — 300 Meilen weit her, Russen, Tataren, Kalmücken, Finnen und Ingermannländer herbeigeströmt; doch sie fanden weder genug Lebensmittel, noch Handwerksgeräth (der Schubkarren war den Russen noch gänzlich unbekannt), noch Hütten, noch hinlängliche Materialien. Doch für Peter waren 40,000 kräftige Hände schon genug; in den Kleidern, in Säcken wurde oft weit her die Erde herbeigeholt, die in den Morästen, aus denen die Festung sich erhob, nicht zu finden war. Mehrere Tausende unterlagen zwar der Anstrengung, doch nach vier Monaten trotzte St. Petersburg jedem Angriffe und Peter ernannte den Obersten Rönne zum ersten Commandanten. Das Bild des Apostels Petrus zierte das Thor. Auch die Stadt selbst begann allmählig zu entstehen; denn Viele von den Herbeigekommenen siedelten sich, den langen Heimweg scheuend, dort an, wo sie ihrem Czar ohnehin willkommner waren, während sie die Häuser der Reichen aufbauen halfen, und viele durch den Krieg verjagte Schweden, Finnen und Liefländer eilten nach der dargebotenen Freistätte, wo sie ein neues Vaterland, neuen Boden für sich zum Eigenthume fanden, so daß zwei Jahre später (1705) außer Wassili-Ostrow, wo die ersten Privathäuser gebaut wurden, auch die St. petersburgische Insel und die Admiralitätsseite angebaut war. (Man vergl. d. Art. St. Petersburg.) Auf diese Weise erhielt Peter bald Künstler, Handwerker aller Art und Matrosen in seine neue Schöpfung. Im November 1703 führte er selbst als Matrose ein in der Newamündung erscheinendes holländisches, mit Waaren beladenes Schiff bis in die Mitte der neuen Stadt, vor des Gouverneurs, nunmehrigen Fürsten Menschikow, Wohnung; dem Schiffer wurden alle Waaren sogleich abgekauft, er selbst erhielt 500 Ducaten, jeder seiner Matrosen 100 Ducaten; für jedes künftige Mal wurden ihm 100 Rubel zugesichert und zugleich ward bekannt gemacht, daß der Capitain eines zweiten nach Petersburg kommenden Schiffes 300 und der des dritten 150 Ducaten erhalten solle. Ein englisches Schiff war das erste, das nach jenem holländischen ankam; es wurde gleich jenem empfangen. Neben dem er-

oberten Retusari (Kotlin-Ostrow oder Kotlin-Insel) stieg aus der See empor ein neuer Schutz St. Petersburgs in der unter Menschikows Leitung erbauten Festung Kronslot; mehr als 8000 Pferde kamen bei den Schwierigkeiten um, welche mit Herbeischaffung der Baumaterialien verknüpft waren; eben so viele Menschen verloren zwar ihr Leben, doch schon im März des folgenden Jahres donnerten Peters Kanonen auf den Wällen von Kronslot. Der Ruf von der neuen Stadt überflog bald ganz Europa und Aller Blicke waren jetzt auf den Norden geheftet, wo zwei große, starke Geister, Peter I. und Carl XII., nach dem Lorbeer der Unsterblichkeit rangen. Doch Carls Stern sollte vor Peters Sonne erbleichen, so sehr auch die Eifersucht der übrigen europäischen Mächte, selbst befreundeter, sich gegen den letztern erhob. Oesterreich, Holland und England wendeten Alles an, um Peters Bündniß mit August von Polen zu zernichten: und zu dem Letztern sagte selbst der englische Gesandte Robinson laut über Tafel zu Lublin; „Das kann Niemand in Europa leiden und es soll und muß der Czar nicht in die Ostsee reisen!" — — „Was Sie wider den Czar gewinnen (schrieb der schwedische Präsident Oxenstierna sterbend noch an den kühnen Carl), mißgönnt Ihnen Keiner von den Nachbarn, entreißt Ihnen keiner; aber ich beschwöre Sie! verachten Sie nicht die Russen! wir haben sie geschlagen, allein die Geschlagenen lernen den Krieg und wir erliegen endlich der Menge!" — „Ingermannland ist verloren, Liefland leidet durch die russischen Verheerungen, das weiß ich Alles; aber der Schade vergütet sich leicht und den Besitz des Verlornen gibt eine Narwa-Schlacht uns zurück!" Mit diesen Worten ließ der starrköpfige Carl XII. seinen großen Gegner im Herzen von Liefland stehen und wandte sich nach Sachsen um Peters Bundesgenossen zur Thronentsagung zu zwingen. Da schrieb der feine Diplomatiker Patkul an den Czar: „Gott gebe, daß der König von Schweden hartnäckig bleibt, wie er ist! nichts erwünschteres könnte für die russischen Waffen ersonnen werden!" Diese Aeußerungen schon sind hinreichend, um jene Verhältnisse und die verschiedenartigen Interessen und Ansichten zu bezeichnen und sie würdigen zu können. Der Czar, nachdem er durch Umprägung der alten damals nur vorhandenen ganzen und halben Kopeken (denn Rubel waren dort noch eine eben so eingebildete Münze, wie in England Pfund Sterling ist) in ganze, halbe, Viertelrubel und kleinere Silber- und Kupfermünzen, seinen Finanzen einen neuen Zufluß verschafft hatte, sah mit großer Zufriedenheit, wie Carl, ihn gleichsam verachtend, nach der Elbe marschirte und bereitete sich zur Vollendung der Eroberung Liefflands. Er begann seine neuen Operationen mit der Vernichtung einer schwedischen Flotille von 13 bewaffneten Fahrzeugen auf dem Peipussee, welche so vollkommen gelang, daß der schwedische Viceadmiral Löschert mit dem letzten dieser Schiffe voll Verzweiflung sich und alle Mannschaft in die Luft sprengte. General Schlippenbach wurde bei Reval geschlagen, und die Festungen Dorpat, Narwa und Iwangorod wurden erobert; dies alles begab sich in der Zeit vom 4ten Mai bis 20sten August 1704. Nach einem triumphvollen Einzug in Moskau (wobei sein Sohn Alexei als Gemeiner im Heere zu Fuße ging), eilte er wieder zu seiner Armee. Ein schwedischer Angriff auf St. Petersburg wurde vereitelt, aber bei Gemauerthofen in Curland und bei Fraustadt wurden die Russen geschlagen, die sich hierauf von Grodno bis Kiew zurückzogen und dafür durch den Sieg bei Kalisch über den General Mardeveld sich rächten. Da erhielt er die Nachricht vom Abschlusse des altranstädter Friedens (24 September 1707) und da man es nicht für gut fand, in Polen den mit 43,000

Schweden heranziehenden Carl abzuwarten, ſo ließ Peter ſeine Armee ſich zurückziehen, welche zugleich alles Land, das ſie im Rücken ließ, zur Wüſte machte. Im geheimen Bunde mit dem Koſackenhettmann Mazeppa, marſchirte Carl dieſem entgegen bis in die Nähe von Smolensk, von dort wendete er ſich aber nach der Ukraine, um die mit Peter entzweiten doniſchen Koſaken für ſich zu gewinnen und den General Löwenhaupt mit einem auserleſenen Corps zu erwarten; doch Peter ſchlug dieſen bei Liesna, kurz vor der Vereinigung deſſelben mit ſeinem Könige, dem er nur wenige Trümmer ſeines Heeres brachte. Jetzt vereinigte Mazeppa öffentlich ſich mit Carl und eben war dieſer mit der Belagerung der feſten Stadt Pultawa beſchäftigt, als Peter mit 70,000 Mann zum Entſatz herbeieilte. Da ſchlug die Stunde der Vergeltung für die Narwa-Schlacht; unter den Mauern von Pultawa ward das ſchwediſche Heer in der ewig-denkwürdigen Schlacht vom 8ten Juli 1709 vernichtet. Mit wenigen Geretteten floh Carl XII. nach Bender, wo er in den Schutz der Pforte ſich begab. Der nun zum Generallieutenant bei der Landarmee und zum Contre-Admiral (Schoutbynacht) auf der Flotte beförderte Czar ſchrieb vom Schlachtfelde aus an den Admiral Apraxin in St. Petersburg: Unſern Feind hat Phaetons Schickſal getroffen und feſt gelegt iſt endlich der Grundſtein unſerer Newa-Stadt!" Die Rückkehr Königs Auguſt von Polen in dieſes Land und ein neues Bündniß mit demſelben, welchem Dänemark und Preußen ſich anſchloſſen, ſo wie die Belagerung des feſten Riga waren die nächſten Folgen der entſcheidenden Schlacht von Pultawa. Nun eilte Peter nach ſeiner geliebten Newa-Stadt, wo er zur Beförderung der Schifffahrt große Anordnungen traf. Mit Frankreich, Italien und den Hanſeſtädten wurden Handelsverträge geſchloſſen und die Arbeiten zur Verbindung des Ladogaſees mit der Wolga angeordnet. Nachdem er ſeinen Triumph in Moskau gefeiert hatte, ein ernſthafter Zwiſt mit England geſchlichtet worden, mehrere finanzielle Verfügungen getroffen und die Armee neu organiſirt worden war (welche nun aus 33 Regimentern Fußvolks, 24 Regimentern Reiterei und 58,000 Mann Beſatzungstruppen beſtehen ſollte), begann mit ganzer Kraft der Feldzug in Liefland und Karelien. Elbingen, Wiburg, Riga, Dünamünde, Pernau, Kerholm, Reval wurden erobert und mit dieſen Plätzen ganz Liefland und Karelien; dieß alles war das Werk vom J. 1710. Czar Peter fühlte ſich jetzt recht inniglich glücklich, da all ſein Beginnen ſo gelang, und als nun nach und nach ſteinerne Paläſte und Luſtſchlöſſer in St. Petersburg ſich erhoben hatten, da ward in Peter der Gedanke feſt, hier die künftige czariſche Reſidenz aufzuſchlagen. Schon hatte er die Vermählung ſeiner Nichte Anna (Iwans zweiter Tochter) mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Curland (4ten Nov. 1710) in ſeiner neugeſchaffenen Stadt gefeiert. Doch eine große Gefahr drohte dem glücklichen Czar, als die Türken, auf ihres Schützlings, Carls XII., Anbringen, ihm den Krieg erklärt hatten. Ihm und mit ihm ſeiner ganzen Schöpfung drohte einen Augenblick lang der ſchmählichſte Untergang. Nachdem er zur Beſorgung der Reichsgeſchäfte den dirigirenden Senat errichtet hatte, deſſen Mitglieder aber nicht nach der Geburt, ſondern nach dem Maße ihrer Geſchicklichkeit gewählt werden ſollten, zugleich auch, um Geiſtlichkeit und Volk mehr für ſich zu gewinnen, den Bisthümern und Klöſtern die früher eingezogenen Güter zum größten Theile zurückgegeben worden waren, ſetzte er ſich mit ſeiner Armee in Marſch, durchzog die mit ihm verbündete Moldau und befand ſich endlich am Pruth, dem Lager des Großvezirs Mehemet gegenüber.

Zwar feierte er dort den zweiten Jahrestag der großen Schlacht über Carl XII. an der Worskla (bei Pultawa), allein während dabei an seiner Tafel der Tokayer floß, litt sein Heer an den nothwendigsten Bedürfnissen drückenden Mangel; nur die Fluthen des Pruth tränkten die Durstigen. Größer noch wurde die Noth, als der mit ihm auch verbündete Fürst der Wallachei plötzlich abfiel, und die versprochene Zufuhr von Lebensmitteln nun versagte. Da ging er über den Fluß dem Feinde entgegen; doch dessen Uebermacht und die ihn umgehenden Schwärme von Tataren nöthigten ihn wieder zum Rückzug; ein heftiger Angriff der Türken ward zwar abgeschlagen, allein umgeben von dem zahlreichern Feinde, nur schwach unterstützt von den hungernden Russen, sah Peter in diesem Augenblicke sich ziemlich in derselben Lage, wie Carl XII. im Augenblicke der Schlacht bei Pultawa. Zum letzten Kampfe auf Tod oder Leben ward alles vorbereitet; in der dunkeln Nacht vor dem Tage der unausbleiblichen Entscheidung hatte Peter in die Einsamkeit seines Zeltes sich zurückgezogen, nach Rettung gesandt, ohne sie zu suchen zu wissen, als sein Schutzgeist ihm erschien, in Catharina, seiner Gemahlin. Das Waisenmädchen von Marienburg, halb Pflegetochter, halb Dienerin des dortigen Pfarrers Glück, war am 6ten März 1711 als wahre und rechtmäßige Gemahlin des Czars öffentlich erklärt worden *), und noch an demselben Tage mit ihm zur Armee abgereiset. In jener verhängnißvollen Schlacht am Pruth durchblickte sie mit vieler Klarheit die Lage des Czars und der Armee; nicht zu vermeiden war der nahe Kampf, der den Russen Vernichtung drohte, konnte nicht durch friedliche Unterhandlungen ihm zuvorgekommen werden. Im Gefühle der Würde als Peters Gemahlin, durchdrungen von der Wahrheit ihrer Ansicht, trat sie in jener Stunde, in welcher der Czar in seinem Zelte der Hoffnungslosigkeit sich überließ, in den Rath der Feldherrn, gewann die Beistimmung derselben zu Friedensversuchen und eilte nun mit dem Vorsatze auch den Czar zu seiner Einwilligung zu vermögen, an sein Lager, wo der Schlaf ihn floh. Es gelang ihr und mit dem Feldmarschall Scheremetew vereint, that sie die beschlossenen Schritte; ihre Juwelen (so wird erzählt, doch auch ohne historischen Beweis), eine große Summe Geldes und Verheißungen mehrerer Schätze, doch dieß alles ohne Peters Vorwissen, begleiteten Scheremetows Brief an den Großvezier in das türkische Lager. Dagegen schrieb Peter, am glücklichen Erfolge der Sendung eben so, wie an dem einer Schlacht, verzweifelnd, an den dirigirenden Senat, unterrichtete denselben von seiner Lage, in die er durch Treulosigkeit und falsche Berichte versetzt worden sey, gestand offen, daß ohne göttliche Hülfe nur Niederlage, Tod oder Gefangenschaft ihn erwarte und schloß also: „Sollte meine Person in die Gewalt des Feindes fallen, so sollt ihr mich nicht mehr für den Czar, euern Herrn, erkennen und nichts von dem erfüllen, was aus meiner Gefangenschaft etwa von mir, und wäre es sogar mein eigenhändiger Befehl, an euch gelangen möchte. Würde ich aber umkommen, so sollt ihr den Würdigsten unter euch

*) Man vergleiche d. Art. Catharina I., zu dessen Berichtigung wir hier anführen, daß Peter sich mit Catharina schon im J. 1707 heimlich hatte trauen lassen, im J. 1712 aber diese Trauung vor allem Volke wiederholt wurde. Auch bemerken wir noch, daß Catharinens Verheirathung mit dem schwedischen Dragoner Johann keinen historischen Beweis für sich hat. Halem nennt sie „das sechzehnjährige Mädchen“ und Halem hat aus den ersten Quellen geschöpft. —

Digitized by Google

zu meinem Nachfolger erwählen!" Ganz im Geheim sendete Peter durch einen vertrauten Offizier dies Schreiben nach Moskau. Doch Rußlands guter Genius wachte über seinen Fürsten. Ungeachtet des Grafen Poniatowsky, der Carls XII. Person beim Großvezier repräsentirte, dringender Vorstellungen, daß Peter ohnehin verloren sey und man mit ihm gar nicht unterhandeln dürfe *), kam am 23sten July 1711 der Hushier-Friede zu Stande, in welchem Peter gegen die Aufopferung Asows u. s. w. (man vergl. Rußland und Türkei) seine, der Armee und des Reiches Rettung erkaufte; der Fürst der Moldau, Kantemir, dessen Auslieferung Peter für jeden Preis verweigert hatte, folgte dem Czar, in dessen Pension er 12 Jahre später starb. Mit dem festen Entschlusse, statt der verlornen Herrschaft am schwarzen Meere sich nun die an der Ostsee desto mehr zu sichern, verließ Peter die unglückbringenden Ufer des Pruth und förderte, im Verein mit seinen Bundesgenossen, denen nun auch die Dänen beigetreten waren, den Krieg in Pommern gegen Carls von Schweden dahin gezogene Armee. Um seine erschütterte Gesundheit wiederherzustellen, ging er noch im Herbste desselben Jahres (1711) in das Carlsbad, und feierte auf der Rückkehr in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung seines einzigen Sohnes Alexei mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, bei welcher Gelegenheit er mit Leibniz, der, um ihn zu sehen, sich dort befand, einen wahren Bund der Weisheit schloß, und auf dessen Rath versprach, in seinem weitschichtigen Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anstellen zu lassen (man vergl. d. Art. Leibnitz). Das belagerte Stralsund hielt sich inzwischen zu gut, um in diesem Jahre es noch erobern zu können, und so begab sich Peter, nach einer Beredung mit dem Kronprinzen von Preußen und den dänischen Ministern über den weitern Feldzug, nach Moskau zurück, wo er im Anfange des folgenden Jahres (19ten Februar 1712) seine eigene öffentliche Vermählung mit Catharina vollzog. Die Verlegung des dirigirenden Senats nach Petersburg geschah zwei Monate später und im Juni (1712) reis'te Peter in Begleitung seiner Gemahlin zur Armee in Pommern. Ungeachtet die Schweden unter Steenbock sich zum Rückzug bis in das Herzogthum Holstein genöthigt sahen, so war doch die Absicht, Rügen und Stralsund zu erobern, verfehlt und Peter beschloß noch einmal, Carlsbad zu besuchen **). Nach einem dreiwöchentlichen Gebrauche des Bades eilte er wieder zur Armee nach Holstein, um Steenbock zu schlagen, der dort mit Glück gegen die Dänen focht. Als er diesen in Tönningen eingesperrt hatte, überließ er Menschikow, ihm das Ende zu machen, begab sich nach Pe-

*) Als Poniatowsky die Verhandlungen nicht verhindern konnte, übergab er dem Vezier seine Gedanken in folgenden zwei Sätzen: 1. „Der Czar kommt zu den Füßen des Großveziers und wird sofort nach Constantinopel geschickt. 2. Die Armee streckt das Gewehr und ist Kriegsgefangen." Ohne aber darauf zu antworten, steckte der Vezier das Blatt zu sich und ließ Peters Abgesandte vorführen.

**) Als Peter auf dieser Reise nach Wittenberg kam, und Luthers Wohnung dort besuchte, zeigte man ihm an der Wand den berühmten Dintenfleck vom Wurfe Luthers nach des Teufels eigner Person, und als hierauf ein Geistlicher ihn bat, zum Andenken seine Handschrift dort zu lassen, schrieb er mit Kreide: „Die Geschichte vom Dintenfleck ist nicht wahr. Die Dinte ist frisch!" (Tagebuch Peters des Großen, in Baumeisters Beiträgen, I. S. 420.)

tersburg, um dort die Eroberung des schwedischen Finnlandes einzuleiten, welcher Plan im J. 1713 auch mit so viel Glück ausgeführt wurde, daß die Russen bis über Abo nach Tawasthus vordrangen, während zugleich die Schweden in Tönningen sich hatten ergeben müssen. Nur die von Preußen vorgeschlagene und von Menschikow eingegangene Neutralisirung Pommerns machte ihm einige Störung in seine Plane, wofür der Liebling aber auch bitter büßen mußte; nur der Czarin Fürsprache rettete ihn noch vom gänzlichen Falle. Die Aufnahme der russischen Seemacht ward dabei von ihm mit brennendem Eifer betrieben und freudiger glänzte jedesmal sein Auge, wenn ein neues Schiff vom Stapel lief *); doch mußte er sich gefallen lassen, daß das Admiralitätscollegium ihm seinen Wunsch nach Beförderung zum Viceadmiral versagte: „denn er habe zur See sich noch nicht so ausgezeichnet, daß man ihn schon ältern Offizieren vorziehn könne." Da rüstete er sich, um die Auszeichnung bald zu verdienen, und als er den Seesieg bei Twermünde errungen hatte und dadurch, so wie durch die darauf erfolgte Einnahme der Festung Nyslot die Eroberung von Finnland vollendet worden war: da begrüßte ihn bei seinem Triumpheinzuge in St. Petersburg der Viceczar, Romadonowsky, der sitzend auf dem Throne den Sieger empfing, mit dem Ausrufe: „Heil dem Viceadmi-

*) Im Frühjahre 1714 war es, wo er im Rausche der Freude am Bord eines abgelaufenen Schiffes eine Rede hielt, die als Augen- und Ohrenzeuge der hannöverische Resident Weber aufbewahrt hat und die wir hier mittheilen zu müssen glauben, da sie einen tiefen Blick in Peters innerstes Wesen und Lebenszweck thun läßt. — „Meine Brüder!" sprach er, „wer von euch hätte sich's vor 20 Jahren träumen lassen, daß ihr hier in der Ostsee zimmern würder mit eurem Czar? Wer ließ sich's einfallen, daß wir in einem Lande, durch unsere Anstrengung und Tapferkeit gewonnen, unsern Wohnplatz aufschlagen und, mit so vielen tapfern und kundigen Matrosen und Soldaten, mit so vielen geschickten einheimischen und ausländischen Künstlern und Handwerkern umringt, uns die ausgezeichnete Hochachtung des Auslandes verdienen würden? — Zwar vieles, meine Brüder! fehlt uns noch zur Vollkommenheit. Dem Umlaufe des Blutes im menschlichen Körper gleicht der Kreislauf der Künste und Wissenschaften. Aus Griechenland verbreiteten sie sich nach Italien und von dort über das übrige Europa. Deutschland und Polen, die, Rußland gleich, lange in Finsterniß lagen, wurden allmählig erleuchtet und nur die Trägheit und der Unverstand unserer Vorfahren hinderte den Fortschritt des Lichtes über unsere Gränzen. Aber nicht länger soll die Verbreitung seiner Strahlen gehindert werden, sofern ihr, meine Brüder! mich in meinem ernstlichen Vorhaben unterstützen und die Prüfung und Erlernung des Wissenswerthen mit einem Gehorsam verbinden, kurz, euch selbst bestreben wollt, das Gute anzunehmen und das Böse abzulegen. Im großen Kreislaufe der Künste trifft nun Rußland die Reihe. Ahne ich recht, so kehren sie, den Süden verlassend, bei uns ein, um zurückzukehren nach Griechenland, ihrer Heimath. Aber laßt uns sie haschen und festhalten! hier, hier sollen sie ihren Wohnsitz aufschlagen und Rußlands Ruhm zum Gipfel der Höhe erheben!" Alle, die dies gehört hatten, fühlten sich von dem Feuer des großen Mannes hingerissen, so daß selbst die alten Bojaren, die jede Neuerung haßten, unwillkührlich ausriefen: „es ist wahrhaftig wahr, was er sagt (jeje prawda), wir wollen ihm gehorchen!" (M. s. Halems Leben Peters des Großen II, 118.)

ral!" Durchſtrömt von unbegränzter Freude, weihte er ſeiner Catharine ein Opfer des Dankes, das er ſeit jener Nacht am Pruth ihr noch ſchuldig war, und ſtiftete zu ihrem Namenstage (25ſten Nov. 1714) den Orden der heiligen Catharina „zum Angedenken der Gegenwart Catharinens bei der Schlacht mit den Türken am Pruth, wo ſie bei den gefährlichſten Umſtänden nicht als ein Weib, ſondern mit männlicher Unerſchrockenheit ſich erwieſen habe." Dies ſein eigner Ausdruck, mit dem er die Worte „aus Liebe und Treue" zum Sinnſpruche des Ordenszeichens wählte. Jetzt richtete Czar Peter aber auch ſeinen Blick auf den innern Zuſtand ſeines Reiches, und als er ſah, wie die Bauern unter dem Drucke der Großen, denen ſie leibeigen angehörten, faſt erlagen, welche Zerſtörungen der Krieg nothwendig verurſacht hatte, als eine freimüthige Schrift über die Leiden des Volks und die Ungerechtigkeiten der Großen, die ihm in die Hände geſpielt worden, die Augen ihm ganz öffnete: da ſetzte er eine Commiſſion zur Unterſuchung aller Beſchwerden nieder; eine große Menge Staatsbeamter vom erſten bis zum dritten Range mußten nach Sibirien wandern und eine ſcharfe Verordnung, welche die Abwehrung aller künftigen Bedrückungen und Erleichterung der Unterthanen bezweckte, beendigte die Unterſuchung. Nur die gänzliche Aufhebung der Leibeigenſchaft ſchien dem Czar noch nicht rathſam. Der durch den Krieg herbeigeführten Verödung Ingermannlands half er aber dadurch ab, daß er eine Menge wohlhabender Bauern ſammt ihren Familien aus dem Innern Rußlands hinwegnehmen und dorthin verpflanzen ließ. Mit Klugheit behandelte er die Religionsfehde zwiſchen den Sokolnicks (Altgläubigen) und den Rechtgläubigen, mußte jedoch einen Sokolnick mit dem Tode beſtrafen laſſen, da dieſer ſich die Märtyrerkrone durch die verſuchte Ermordung des Neuerungen liebenden Czars hatte verdienen wollen. Solche Vorfälle vermehrten aber auch zugleich ſeine Abneigung gegen Moskau und ſo ward der Entſchluß immer feſter in ihm, Petersburg zur erſten Stadt des Reichs zu machen. Dahin zweckten alle ſeine neuen Handelsverordnungen ab und die Befehle, die er zur Vergrößerung und Verſchönerung ſeiner Newa-Stadt gab, weßhalb ſogar bis zu deren Vollendung der Bau jedes gemauerten Hauſes im übrigen Lande verboten und allen geiſtlichen und weltlichen Güterbeſitzern anbefohlen wurde, ſich dort nach dem ihnen vorgeſchriebenen Plane anzubauen und dies binnen drei Jahren zu vollenden, bei Strafe der Confiscation ihrer Güter. (Man vergl. Petersburg.) Freilich alt-ruſſiſch-czariſche Mittel, doch Peter erreichte ſeinen Zweck! Alſo immer raſtlos beſchäftigt, theils den Glanz ſeines Petersburgs zu erhöhen, theils denſelben durch militäriſche und commerzielle Anordnungen (wobei wir einer Handelsexpedition nach der Bucharei noch erwähnen) zu ſichern, oder durch das Studium der Aſtronomie ſich zu unterrichten und ſein Volk durch Aufklärung über die Sonnenfinſterniſſe und andere Himmelserſcheinungen vom Aberglauben und deſſen Folgen zu befreien, ward er auf einmal in ſeiner Ruhe unterbrochen durch die Nachricht: „Carl XII. iſt in Stralſund!" Doch dieſer brachte nichts mit zurück, als ſeinen alten Starrſinn. Die Neutraliſirung Pommerns verwerfend und England wie Holland beleidigend, vermehrte Carl nur die Zahl ſeiner Feinde und erinnerte Peter aufs neue an jenen (oben angeführten) Ausſpruch ſeines unglücklichen Geſandten Patkul. Doch Stralſund ward von den Preußen und Dänen, ohne Peters Hülfe, erobert (23ſten December 1715), faſt hätte dieſer in der erſten Aufwallung des Zornes auf Carls Seite ſich geneigt, als, da auch Wismar

noch vor Ankunft der Russen genommen worden war, man diesen die Mitbesetzung der Festung verweigerte, und sie sogar (was Peter in Danzig, wo er die Vermählung seiner Nichte Catharina mit dem Herzog Carl Leopold von Meklenburg feierte, erfuhr) mit Gewalt zurückgedrängt hatte. Indessen ward er zur Befestigung seiner Gesundheit veranlaßt, nach Pyrmont zu gehen. Vorher besprach er sich noch mit den Königen von Preußen und Dänemark und gab sich dann fast drei Wochen lang den Heilquellen Pyrmonts und dem Genusse des Umgangs mit Leibnitz hin, den er dort wieder sah. Peter hatte mit dem Dänen-Könige eine Landung auf Schonen verabredet, zu deren Ausführung er jetzt nach Copenhagen gieng; noch waren aber die russischen Landungstruppen nicht da; dagegen hatten sich vier Flotten, eine russische, dänische, englische und holländische vereinigt, theils um die Landung auf Schonen zu decken, theils um der schwedischen Flotte, die in der Ostsee kreuzte, die Spitze zu bieten und zugleich die über 100 Schiffe starke Kauffahrteiflotte aller Nationen, die im Sund lag, in Sicherheit zu bringen. Jetzt sollte Peter seinen größten Triumph als Seemann feiern, denn einmüthig wurde ihm der Oberbefehl über diese vier Flotten übertragen; alle Befehlshaber schworen ihm zu gehorchen, und so geleitete er an der Spitze von mehr als 80 bewaffneten Schiffen die Handlungsflotte vor der schwedischen Flotte vorüber, die gleichsam ehrfurchtsvoll nach Carlskrona sich zurückzog. Doch die Landung auf Schonen unterblieb auf den Rath der russischen Generale, und da der König von Dänemark deßhalb mißtrauisch wurde, so verließ Peter Dänemark und besetzte Meklenburg, das er gern eingetauscht hätte. Diese und ähnliche andere Plane veranlaßten ihn, eine politische Reise nach Holland und Frankreich zu machen, die er, nach einer vorhergegangenen Unterredung mit dem Könige von Preußen, gegen das Ende dieses J. 1716 unternahm. In Amsterdam setzte er fort, was vor 18 Jahren ihn dort beschäftigt hatte; aber außer dem See- und Handlungswesen zogen ihn jetzt auch alle andern Gegenstände des Wissens an sich; Sammlungen von Gemählden, andern Kunstwerken, Naturalien u. s. w. wurden öfters von ihm besucht und den Schweizermahler Äsel nahm er in seine Dienste. Kaum war er von einem langwierigen Fieber genesen, als statt seiner geliebten Czarin, die er in Amsterdam erwartete, die Nachricht ankam, daß sie in Wesel von einem Prinzen entbunden worden sey; doch der schnell erfolgte Tod des Neugebornen machte es der Czarin möglich, nach wenigen Wochen (im Februar 1717) ihren Gemahl in Amsterdam zu besuchen, wo er sie mit der Wiege seiner Bildung bekannt machte. Die Czarin blieb aber im Haag zurück, als Peter zu Anfang Aprils über Brabant nach Frankreich sich begab. Am 7ten Mai traf er in Paris ein. In dieser unermeßlichen Stadt gab es nichts denkwürdiges, das er nicht gesehn hätte, alle Kunstwerkstätten, alle Kunstsammlungen, Anstalten für das Kriegswesen, für die Erziehung und höhere Bildung, für Industrie, ja selbst die Sorbonne und das Parlament, während einer Sitzung, in deren Protocoll des Czars Gegenwart bemerkt wurde. Mit zahllosen Beweisen höchster Achtung und Bewunderung überhäuft, verließ er Paris, nachdem er einen Freundschafts- und Handlungstraktat mit Frankreich für sich und Preußen abgeschlossen hatte, wiewohl sein eigentlicher Zweck, Frankreich von England zu trennen und seine Absichten auf Meklenburg dort unterstützt zu sehen, nicht erreicht wurde, er vielmehr versprechen mußte, seine Truppen aus Meklenburg zu ziehen. Nach vier Monaten kam er nach Amsterdam und am 21sten October 1717 nach

Digitized by Google

Petersburg zurück. Hier übte er ein hartes Strafgericht, als neue Beschwerden über Unterschleife und Bedrückungen ihm vorgelegt wurden. Den Gouverneur von Archangel, Fürst Wolkonsky, ließ er erschießen und durch militärische Tribunale die vielen Anklagen gegen andere untersuchen. Seit 1711 hatte er Moskau nicht gesehn; jetzt ging er dahin, um — seinen einzigen Sohn Alexei zu richten. — Dieser unglückliche Prinz hatte sich selbst der beabsichtigten Verschwörung gegen seinen Vater endlich schuldig bekannt; Peter foderte das Gutachten der geistlichen und weltlichen Stände und der Czarewitsch Alexei Petrowitsch wurde zum Tode verurtheilt; die Eröffnung des von dem harten Czar bestätigten Urtheils überlebte der Prinz nur 24 Stunden; er soll an den Folgen des heftigen Schreckens über diese Verdammung gestorben seyn (7ten Juli 1718); doch viele behaupteten, er sey mit Gift oder durch das Beil wirklich hingerichtet worden *). Der Unglückliche wurde in der Kathedralkirche der Festung, neben dem Sarge seiner schon am 1sten Nov. 1717 verstorbenen Gemahlin, beigesetzt und bei seinem prachtvollen Leichenbegängnisse zerfloß Peter in Thränen; aber viele in des geopferten Alexei Schuld verwickelte Personen wurden noch verurtheilt, und durch eine Denkmünze sagte der Czar dem Volke, daß auf solche Weise die Majestät des Thrones gerettet sey. — Gern aber trennen wir uns von diesem Abschnitte in der Geschichte des furchtbar großen Mannes, die (nur in den Motiven vielleicht verschieden) zu lebhaft an Philipp II. und seinen Infant Carlos und überhaupt an die Schrecknisse barbarischer Zeiten erinnert. Nachdem hiernächst Peter mit gleicher unerbittlicher Strenge in neuen Untersuchungen wider die Großen, die immer noch wie Blutigel am Marke seines Volkes saugten, verfahren war, welcher selbst seine Lieblinge, unter ihnen Menschikow und Apraxin, unterworfen wurden **), wirkte er wieder mit vermehrter Thätigkeit für die Aufnahme des Handels; ein Commerzcollegium wurde errichtet und der Handelsstand mit großer Auszeichnung von ihm beehrt. Durch Regierungscollegien und eine Gesetzcommission suchte er der Justiz einen sichern Gang zu geben und die Willkür in den Aussprüchen der Richter zu vernichten; zur Grundlage des neuen Gesetzbuches bestimmte er seines Vaters Alexei Coder, die Uloschenie genannt; diese Sammlung

*) Man vergl. d. Art. Alexis (Petrowitsch). Herr von Haven sagt in seiner Reise in Rußland S. 21 hierüber: „Ich erinnere mich nicht eigentlich, ob es der Herr von Huysen oder ein anderer war, der mir sagte, daß alle die gedruckten Nachrichten über des Kronprinzen Fall unzuverlässig wären. Man schreibe gemeiniglich, als ob er von Alteration über sein Todesurtheil im Gefängnisse gestorben sey. So viel aber sey gewiß, daß dieser Prinz des Morgens noch frisch gewesen, des Abends aber fand man ihn schon auf einem prächtigen Paradebette, mit einem dicken Tuche um den Hals.“ Büsching schreibt in seinem Magazin für die neue Historie und Geographie, Band III. S. 224 und IX. Vorrede S. 5: „Der Czarewitsch ist ganz gewiß geköpft. Der General Adam Adamitsch Weide, der 1721 starb, hat ihm auf des Czars Befehl mit einem Beile den Kopf abgeschlagen.“ „Doch mit welchem Rechte konnte wohl Büsching dies so bestimmt als historische Wahrheit behaupten?“ fragt Halem II. S. 391.

**) Menschikow wurde zwar nur zu einer Geldbuße verurtheilt, auch versprach ihm der Czar, ihn nie am Leben zu strafen; allein er mußte sich oft gefallen lassen, daß ihm an der Tafel Peters die Liste seiner Vergehungen laut vorgelesen wurde.

sollte revidirt, das neue hinzugethan und binnen einigen Jahren der neue Codex vollendet seyn. Die Verschönerung Petersburgs, Anlegung eines Naturaliencabinets, Aufmunterung der bildenden Künste und Veredlung des gesellschaftlichen Tones, besonders durch Einrichtung sogenannter „Assembleen," zugleich Belustigungen für den Hof und das Volk durch öffentliche Spiele, Maskeraden u. s. w. (worunter seine Papstwahl, um den römischen Oberhirten lächerlich zu machen, sich auszeichnete) gehörten zu seinen Erholungen von seinen ernstern Regierungsgeschäften und seinen Arbeiten bei den begonnenen Friedensunterhandlungen mit Schweden. Um diese zu befördern, fand schon seit dem Mai 1717 ein Congreß zwischen russischen und schwedischen Bevollmächtigten Statt; man hatte sich gegenseitig sehr genähert, besonders da man russischer Seits nicht abgeneigt schien, Carl XII. in seinen Absichten auf Norwegen zu unterstützen, als dieser, der schon den Angriff gegen Norwegen begonnen hatte, vor Friedrichshall plötzlich seinen Tod fand. „Ach, Carl, mein Bruder, wie jammerst du mich!" rief Peter, als er hiervon die Nachricht erhielt, mit rollenden Thränen, denn hoch stand immer in seiner Meinung sein heldenmüthiger Feind. Durch England verführt, hatte Carls Nachfolgerin, die Königin Ulrike Eleonore, neue Hoffnungen geschöpft; im Stillen bereitete sie sich zum neuen Kampfe, vertrauend auf die zugesagte englische Ostseeflotte; die schwedischen Bevollmächtigten zögerten, um den Czar hinzuhalten, mit ihren Erklärungen, als dieser, die Hinterlist errathend, mit seiner ganzen Seemacht, verstärkt durch 200 Galeeren, in der Ostsee erschien, seine Truppen auf fast allen Punkten der schwedischen Küsten, bald hier, bald dort landen und einen Verwüstungskrieg beginnen ließ, der unvergeßlich in den Jahrbüchern Schwedens bleiben wird. Auf der Königin Bitten und Versprechungen (vielleicht auch durch die Erscheinung der englischen Flotte bewogen) zog Peter nach dieser fürchterlichen Rache seine Flotte zurück und sah sich nach kurzer Zeit allein im Kampfe mit dem Feinde; denn gemeinsame Eifersucht über Rußlands anwachsende Macht hatte Polen, Preußen und Dänemark jetzt mit Schweden versöhnt. Doch mitten in dieser Lage behauptete er seine Würde auch gegen Oesterreich, mit welchem er wegen der von dem wiener Hofe vor zwei Jahren seinem Sohne Alexei auf dessen Flucht gegönnten Aufnahme in seinen Staaten in Zwist gerathen war. Eine Folge davon war die Vertreibung der Jesuiten aus Rußland, die sich ihm verdächtig gemacht hatten, „weil sie sich in Händel mischten, die ihnen nichts angingen." Zugleich rüstete er sich gegen England; alle englischen Kaufleute in Rußland wurden mit der Drohung verhaftet, daß man ihre Waaren (gegen 50 Millionen an Werth) confisciren würde. In diesem Jahre (1719) waren Peters Leidenschaften alle in Bewegung gerathen, denn auch der Schmerz hatte ihn wiederholt auf die Probe gestellt, als sein Waffengefährte, der Feldmarschall Scheremetew (19ten Februar) und sein Thronerbe, Peter Petrowitsch, den Catharina am 8ten Nov. 1717 ihm geboren hatte (am 25sten April a. St.), gestorben waren. Drei Tage und drei Nächte, von der Todesstunde seines Erben an, war der Czar einsam, ohne Speise und Trank geblieben; man fing an, für sein Leben zu fürchten; alle waren in Trauer und Bestürzung versenkt. Da ermannte sich der Senat; Peter mußte diesem seine Thüre endlich öffnen und mit kühnem Ernste sprach Dolgorucki: „willst du, daß die Russen sich einen andern Regenten wählen sollen? das Reich geräth in Verwirrung; alle Geschäfte stocken, die überwundenen Feinde erheben eben jetzt sich aufs neue; kannst du dein Werk fallen sehen?"

Digitized by Google

und Peter warf sich auf's neue in den Strom der Staatsgeschäfte, wo er seinen Schmerz vergaß. Die Errichtung der heiligsten dirigirenden Synode, womit er das Patriarchat und die Hierarchie gänzlich zu Boden stürzte, und der endliche Friede mit Schweden, den er nun allein erringen wollte, beschäftigten seine große Seele hinlänglich. Der neue König Schwedens, Friedrich von Hessen, hatte neue Anträge unter Frankreichs Vermittelung gethan; doch abermals hinter dem Schleier europäischer Staatspolitik, denn auf Finnland hatte er einen Angriff beschlossen, gestützt auf die englische Hülfsflotte. Da begann Peters Verheerungskrieg auf's neue (1720), und ein neuer Friedenscongreß zu Nystädt war die Folge. Auch der französische Bevollmächtigte Campredon erschien zu Petersburg, doch nur, um sich zu überzeugen, daß Peter nichts zu fürchten brauche. Unter den furchtbarsten Rüstungen, während deren Peter den Bau des Hafens von Royerwick, unweit Reval, anordnete, wurde der Friede unterhandelt, zu dessen einer Hauptbedingung Peter die Zusicherung der schwedischen Thronfolge und die Wiedererlangung Schleßwigs für den Herzog von Holstein, der sich bei ihm befand, gemacht hatte. Die Neigung Schwedens zum Frieden suchte er durch einen dritten Verheerungszug an der schwedischen Küste (1721) noch zu steigern, welchen er trotz der englischen Flotte von 23 Linienschiffen vollführte. Vertrauend auf das Wort seines Beschützers harrte der Herzog von Holstein des entscheidenden Beschlusses, der für ihn so große Folgen haben sollte. Dennoch ward er das Opfer der Politik. Peter, welcher, als am Pruth die Auslieferung des moldauischen Fürsten von ihm gefodert wurde, geantwortet hatte: „Alles kann wieder gewonnen werden, nur nicht der verlorne gute Glaube; wie ertrüge ich den Gedanken, einen Fürsten, der sich mir aufgeopfert hat, dem Feinde hinzugeben? Der Ehre entsagen, heißt aufhören, Fürst zu seyn;" — dieser Czar unterzeichnete am 30sten Aug. a. St. 1721 den nystädter Frieden, worin ihm Reval und Nyburg, Liefland, Esthland, Ingermannland, Wiburgslehn und Kexholmslehn auf ewig abgetreten wurden, der aber mit keiner Sylbe des Herzogs von Holstein gedachte, von welchem man in Stockholm nichts wissen wollte. „Mich (sagte des Herzogs Geheimerath Bassewitz zum Czar, als dieser die Glückwünsche wegen des Friedens in Petersburg empfing) ja, mich wird der Gram tödten, da ich in meiner Einfalt wähnte, es gebe noch einen Sterblichen, der sein Wort zu brechen sich scheue, und weil ich in diesem Wahne den edlen Sprossen der Wasa nach Rußland führte, wo er das Spiel der Politik ward." Da nahm Peter einen Pokal und antwortete: „Braver Mann! auf die Gesundheit Ihres Herrn; ich werde schon wissen, sie, wenn es Zeit ist, durch die That zu widerlegen. Gestehen sollen sie mir einst, daß es sie nicht gereue, ihn mir zugeführt zu haben." Der Herzog ward versöhnt, auf's neue hoffend auf Peters Wort und Macht. — So war denn der schreckliche nordische Kampf nach 21 Kriegsjahren geendet und Rußlands Macht für immer fest gegründet. Viel hatte er Petern gekostet, allein doch noch nicht seine Hülfsquellen erschöpft; „und müßte ich noch zwanzig Jahre kriegen (sprach er zu Münnich), ich könnte das, ohne Schulden zu machen." Er feierte den Frieden durch Gebete, Feste, durch eine allgemeine Amnestie, von welcher nur Mörder und nicht zu bessernde Straßenräuber ausgenommen wurden, und Erlaß aller Kronschulden bis zum J. 1717. Ganz Rußland fühlte sich ergriffen von seines Monarchen wahrer Größe. Da baten der Senat und der heilige Synod vereinigt, im Namen des ganzen russischen Volkes, den Czar, „den Titel eines Vaters des

Vaterlandes, Kaisers aller Reußen und den Beinamen des Großen anzunehmen." Erst nach vielen Einwendungen genehmigte Peter diesen Wunsch der aufrichtigsten Dankbarkeit, und am Tage des großen Friedensfestes (22sten Oct. 1721), dem auch der französische Friedensgesandte Campredon beiwohnte, wurde die neue Kaiserwürde ausgerufen *), welche von Preußen, Holland und Schweden sogleich, von Oesterreich und dem deutschen Reiche aber erst 1747, von Frankreich 1755, von Spanien 1759 und von Polen 1764 anerkannt wurde. Die Friedensfeier wurde in Moskau am 28sten Januar 1722 wiederholt; an ihm erklärte er seine zwölfjährige Tochter Elisabeth für volljährig und schmückte den zu seinem Eidam erkornen Herzog von Holstein mit dem Andreasorden. Ein von dem Herzoge errichteter Triumphbogen zeigte des Czars Iwan Wassiliewitsch und Peters Bildnisse neben einander mit der Umschrift: „Was jener begann, vollendete dieser!" und bescheiden rief Peter dabei aus: „ja, er ist mein Vorgänger und mein Muster, das zu erreichen ich vergebens strebe!" Auf einer Denkmünze vereinigte ein Regenbogen, über das Meer gewölbt,

*) Peter hatte dort den Culminationspunkt seines Lebens als Regent und als Mensch erreicht, darum erachten wir es für zweckmäßig, hier noch die Ansichten zu geben, welche sein Volk und er selbst von Rußlands Verhältnissen, dessen Zukunft und seinem Verdienste hatte. Wir finden beides in der Rede des Senats an ihn, an jenem großen Tage und in Peters selbstgesprochner Antwort; in solchen Augenblicken werden Aussprüche zu Thaten, um so mehr müssen wir jene Worte hier noch einschalten. „Nicht bloß uns (sprach der Kanzler des Senats, Graf Gholowkin, im Namen aller Stände des Reiches, an der Spitze des versammelten Senats, zum Czar) nicht bloß uns, der ganzen Welt ist es bekannt, daß wir durch Ew. Majestät allein aus der Finsterniß der Unwissenheit auf den öffentlichen Schauplatz des Ruhmes, aus dem Nichts in die Wirklichkeit versetzt und andern gesitteten Völkern zugesellt sind. Der jüngste herrliche Friede ist die schöne Frucht dieser Bemühungen. Zum Danke fehlen uns Worte und unser Lobspruch ist dem Monarchen nicht angenehm. Damit wir aber in den Augen der Welt nicht verächtlich erscheinen, so flehen wir, im Namen des ganzen russischen Reiches und Ihrer sämmtlichen Unterthanen aller Stände, daß wir, als ein Zeichen unsrer Erkenntlichkeit für so große Wohlthaten, Sie mit den Titeln feiern dürfen, die Ihrer so würdig sind." (Der dreimalige Ruf des ganzen Senates: „Es lebe Peter der Große, Kaiser aller Reußen, der Vater des Vaterlandes!" war die Losung eines allgemeinen Jauchzens, in welches hell die Musik und der Donner des Geschützes rönte. Der Hochgefeierte dankte nun seinen Unterthanen für ihren Eifer und ihre Erkenntlichkeit.) „Gott hat es gethan! (so schloß Kaiser Peter der Große seine Antwort auf jene Rede des Kanzlers), Gott hat es gethan! Ihn zu preisen ist unsre Pflicht und der schönste Dank, den wir ihm bringen können, ist redliche Benutzung des Guten, welches durch ihn uns ward. Wir haben Frieden; ihn zu erhalten, müssen wir gerüstet bleiben und nicht in Weichlichkeit und Ruhe versinken, damit das Schicksal der griechischen Monarchie nicht auch Rußland treffe. Die begonnenen guten Anstalten müssen wir gemeinschaftlich zur Vollkommenheit bringen und die Vortheile, welche die Oeffnung des Handels mit dem Auslande dem Staate gewährt, so nützen, daß mein Wunsch, die Erleichterung des Volkes, in Erfüllung gehe!"

Stockholm und St. Petersburg; eine Taube über einer schwimmenden Arche schwebend, brachte der Newa-Stadt den Oelzweig und die freundliche Begrüßung: „Verbunden sind wir durch Eintracht des Friedens!“ Wie leicht konnte aber Peters große Schöpfung nicht in sich selbst wieder zerfallen, wenn sie nach ihm in die Hände schwacher oder unaufgeklärter Regenten gerieth. „Den Würdigsten, schrieb er am Pruth einst dem Senate, sollt ihr zu meinem Nachfolger ernennen!“ und in diesem Geiste gab er das Gesetz wegen der Thronfolge (vom 5ten Febr. 1722): „daß es dem Herrscher Rußlands frei stehen solle, nicht nur denjenigen, welchen er wolle, zur Thronfolge zu rufen, sondern auch die Ernennung wieder zu ändern, wenn er den schon bestimmten in der Folge für untüchtig erachten sollte.“ Alle seine Unterthanen mußten schwören, diese Verordnung zu halten, bei Strafe des Kirchenbannes und des Todes. Eine mit der Vereidung hierauf verbundene Prüfung des Adels, seines Ursprungs und seiner Würdigkeit hatte großen Einfluß auf die von ihm nun vorgenommene neue Organisation der Tribunale, nach welcher zu Vermeidung alles Nepotismus und vielfacher Begünstigungen, die zu Ungerechtigkeiten führten, künftig kein wirklicher Senator einen Sitz in den verschiednen Dikasterien haben, kein Präsident irgend eines Tribunales im Senate seyn konnte. Zum Controleur seiner Geschäftsführung erhielt jeder Senat einen Generalprocurator, neben welchem noch ein Oberprocurator angestellt wurde. In Verbindung hiermit brachte er eine neue Rangordnung. Kaum hatte der Kaiser Peter diese innern Angelegenheiten geordnet, als er den längst beschlossenen Zug nach Persien begann (15. Mai 1722). Die innern Unruhen in diesem Reiche hatten den längst bestandenen Handel der Russen nach Persien gestört; ja es hatten sogar viele russische Kaufleute schon 1712 in der Stadt Schamakhi Gut und Leben verloren. Dies zu rächen und den russischen Handel auf dem caspischen Meere zu sichern (um so mehr, da das schwarze Meer ihm verschlossen worden war), der, kamen die Türken ihm zuvor, fast ganz zu Grunde gerichtet worden wäre, zog Peter jetzt aus, nachdem er bereits in den Jahren 1715, 1716 und 1719 das caspische Meer und seine Küsten von erfahrnen Seeoffizieren hatte untersuchen und die nöthigen Fahrzeuge bereit halten lassen. Der Feldzug begann; schon war Derbent genommen und auf Baku wollte man losgehen, als man im russischen Kriegsrathe es besser fand, für dieses Jahr den Feldzug zu beschließen und bloß mit Hinterlassung einer Besatzung in Derbent nach Astrachan sich zurückzuziehen. Zuvor aber befahl Peter die Erbauung einer Festung am Meere, die bald stand, und welcher mehrere neu hergestellte befestigte und mit donischen Kosackenfamilien bevölkerte Dörfer am Flusse Astrachan beigefügt wurden. Er nannte die Festung Swiätoi-Krest (zum heiligen Kreuze). Das endliche Resultat dieser Unternehmung gegen Persien war, daß in der Convention vom 12. Sept. 1723 die Städte Derbent und Baku mit ihren Bezirken und die Provinzen Ghilan, Mazanderan und Astarabad an Rußland abgetreten wurden, welcher Uebereinkunft die Pforte (am 8ten Juli 1724) beitrat, wodurch ein abermals drohender Türkenkrieg abgewendet wurde. Jedoch hatte Peter seinen großen Plan, in Georgien, welches hiernach nun der Pforte verblieb, das Christenthum zu erneuern und an der Mündung des Flusses Kur eine Handelsstadt anzulegen, wo der Handel von Georgien, Persien und Armenien sich concentriren und von dort nach Astrachan fortgesetzt werden sollte, wenigstens vor der Hand aufgeben müssen. Als der Kaiser aus dem Feldzuge zurückgekommen war (schon

am 26sten Dec. 1722), fand er neue Veranlassung zu Untersuchungen gegen untreue Staatsbeamte. Der Vicekanzler Schaffirow, einer seiner Lieblinge, wurde zum Tode verurtheilt, doch auf dem Schaffot mit Verbannung begnadigt; Menschikow mußte 200,000 Rubel in den Fiscus zahlen, verlor viele Revenüen und empfand an seinem Leibe den strafenden Arm seines Herrn *); der Oberprocurator des Senates wurde zum gemeinen Soldaten degradirt, und viele andere wurden an Geld und ihrem Leibe bestraft. Ehe Peter Moskau verließ, gab er noch ein großes Fest, das er mit einem sonderbaren Feuerwerke beschloß, indem er sein ehemaliges Wohnhaus zu Preobraschenskoe mit eigner Hand in Brand steckte. „Sehen Sie da ein Bild des Krieges (sagte er zum Herzog von Holstein); auf glänzende Thaten folgt die Zerstörung; in diesem Hause beschloß ich den Krieg wider Schweden; mit ihm aber gehe jeder Gedanke unter, gegen diese Krone je die Waffen wieder zu ergreifen; sie sey künftig die festeste Freundin Rußlands!" Und doch führte er noch einmal (12ten Juli 1724) seine Kriegsflotte bis 12 Meilen nahe an Stockholm, um seiner Verwendung für diesen Herzog von Holstein bei Schweden und Dänemark gehörigen Nachdruck zu geben, und als dieser einen Jahrgehalt von 25,000 Thaler und die Versicherung der Thronfolge im Erledigungsfalle erhalten hatte, fuhr Peter vier Wochen darauf nach Kronstadt zurück; 41 Kriegsschiffe mit 2106 Kanonen und 14,960 Matrosen besetzt, waren damals in dienstbarem Stande, und durch ein großes Fest feierte in gerechtem Selbstgefühle Peter die Schöpfung seiner Flotte, wozu er das kleine Boot, das der Czar Iwan Wasiliewitsch einst vom Könige von England zum Geschenk erhalten und das Petern die erste Idee zur Schifffahrt gegeben hatte, aus Moskau holen und „diesem kleinen Großvater vieler großen Enkel," wie er selbst es deshalb nannte, den Ehrenplatz dabei anweisen, es dann aber als Staatsreliquie in die Festung zur Aufbewahrung bringen ließ. So wurde auch das kleine hölzerne Haus, was er vor 32 Jahren auf Liust-Elant bei der ersten Gründung seiner Newa-Stadt bewohnt hatte, mit einer Mauer umgeben. Die Anstalten zur Verhütung alles Schadens durch die Ueberschwemmungen, welche Petersburg im Herbste oft erleiden mußte, die Fortsetzung des Ladoga-Canals, dessen Vollendung er nicht erleben sollte, seine Sorge für die Arbeiten der Gesetzcommission, die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften (Stiftungsacte vom 1sten Febr. 1725) zur Gründung und Verbreitung wahrer Wissenschaft unter seinem Volke, an welcher Leibnitzens weise Rathschläge so großen Antheil hatten, hiernächst die fortgesetzte strengste Untersuchung und Bestrafung entdeckter Staatsverbrechen, die Stiftung des Alexander-Newskyordens, seine Verfügungen zu Verbesserung des Mönchswesens, bei welcher Gelegenheit die dem Kaiser mißfällig gewordenen Capuziner aus Rußland verbannt wurden, ein neuer Handelsvertrag mit Schweden; dies waren die Denkmäler einer gränzenlosen Thätigkeit in den letzten zwei Jahren seines glorreichen Lebens, die Peter hinterließ. Während derselben verlobte er auch seine geliebte Tochter Anna dem Herzoge von Holstein (24sten Nov. 1724), nachdem er früher schon (18ten Mai desselben Jahres) im Gefühle der Erkenntlichkeit für treuen Beirath und aus Achtung vor dem klaren Verstande seiner Gemahlin Catharina, dieser in der Kathedralkirche zu

*) Nicht selten strafte Peter selbst auf der Stelle mit seiner Dubina, welchen Namen sein Handstock führte, der aus einem dicken spanischen Rohre mit einem elfenbeinernen Knopfe bestand.

Digitized by Google

Moskau die Krone aufs Haupt gesetzt hatte, indem es vielleicht in seiner Absicht lag, daß diese vereint mit Anna nach ihm Rußland beherrschen sollte, während er zugleich dem hinterbliebenen Sohne des unglücklichen Alexis eine Erziehung geben ließ, wie sie einem künftigen Kaiser Rußlands gebührte. Es war bei jener Krönungsfeierlichkeit das letzte Mal, wo er Moskau, seine Geburtsstadt sah, die er verließ, um in St. Petersburg sein Leben zu beschließen. Schon längst fühlte er die Abnahme seiner Kräfte, und dies Gefühl, vereint mit den Schmerzen, die seit 1723 ein örtliches Uebel (Strangurie), das durch seine Vernachlässigung bösartig geworden war, ihm verursachte, versetzte ihn in einen Trübsinn, der ihm auch seine schönsten Freuden raubte. Auf Rechnung dieses Unmuths, der oft fürchterlich ausbrach, ist wohl zum Theil seine letzte Strafhandlung, die Hinrichtung des Mons, ersten Kammerherrn und Lieblings der Kaiserin Catharina *), zu schreiben, als deren Ursache er selbstentdeckte Dienstvergehen, Bestechungen u. s. w. angab. Seinen Tod beförderte eine That seiner Menschenliebe. Im Gefühle einiger Besserung seines Uebels war er im Spätherbste 1724 nach Schlüsselburg gereis't, um dort das jährliche Fest zum Andenken an die Eroberung dieses Platzes zu feiern. Von da begab er sich nach dem jetzt rasch fortschreitenden Ladoga-Canal, nach Staraja-Russa, um die dortigen Arbeiten an den Salzwerken zu besehen und war, als er bei Petersburg sich wieder befand, eben im Begriffe, seitwärts über Lachta nach Systerbeck, zur Besichtigung der daselbst angelegten Eisenhämmer und Gewehrfabrik, sich zu begeben, als er in der Abenddämmerung bei Lachta ein Boot, mit Soldaten und Matrosen besetzt, auf eine nicht ferne Untiefe stranden sah. Als eine gesendete Schaluppe das Boot nicht zu lösen vermochte, ließ er sich selbst hinbringen, und da sein Fahrzeug nicht ganz hinankommen konnte, sprang er, seines Uebels nicht gedenkend, voll Ungeduld in das Wasser, wadete bis an das Boot, half es lösen und die Menschen retten. Doch kehrte er nun auf der Stelle nach Petersburg zurück. „Die Arbeiten meines Münnich" (am Ladoga-Canal), sagte er zur Kaiserin, haben mich geheilt; „ich hoffe, es noch zu erleben, daß ich mich mit ihm zu Petersburg einschiffe und wir zu Moskau in Gholowkins Garten an's Land treten." Um dies zu befördern, mußten nun unaufhörlich 25,000 Mann arbeiten; doch Peter erreichte seinen Zweck nicht. Die Erkältung, die er sich bei Lachta zugezogen hatte, machte seinen Zustand bald gefährlich; aber seine starke Seele schien Schmerz und Tod bezwingen zu wollen. Auf alte Weise feierte er das Neujahr 1725, ließ einen neuen Afterpapst wählen und verordnete noch die Wegreißung überflüssiger Capellen und Wegschaffung der Bilder. Dies war seine letzte Verfügung. Sein Zustand verschlimmerte sich immer mehr; eine chirurgische Operation blieb ohne die erwarteten Folgen. Der Schmerz raubte ihm oft auf lange Zeit die Besinnung; in hellen Augenblicken gab er seine ganze Aufmerksamkeit dem Zuspruch der herbeigerufenen Geistlichen (Erzbischofs Theophanes von Pleskow und Archimandriten des Klosters Tschudow) hin, und als diese einmal auf Christus, als den starken Stützpfeiler für Leidende, ihn hinwiesen, da erhob er sich und mit heiterm Gesichte, doch

*) Man vgl. d. Art. Catharina I., dem wir hier noch die Bemerkung beifügen, daß man durchaus nicht mit historischer Gewißheit die unanständige Vertraulichkeit behaupten kann, in welcher Mons mit der Kaiserin gelebt haben soll. (Man s. Halems Geschichte Peters des Großen III. 103—105.)

ſchon mit gebrochner Stimme, ſprach er: „Ja, dies iſt das Einzige, was meinen Durſt ſtillt — das Einzige, was mich erquickt!“ und in dieſem Augenblicke gewährte er auf Catharinens Bitten Menſchikow ſeine volle Verzeihung. Er wollte ſchreiben; doch nur unleſerliche Zeichen, keine Buchſtaben vermochte ſeine Hand hinzuwerfen; er wollte ſeine geliebte Tochter Anna ſprechen; ſie kam, doch der Kaiſer war ſchon ſprachlos. Sein Todeskampf begann, und am andern Morgen (28ſten Januar 1725) zwiſchen 4 und 5 Uhr verſchied der große Mann in den Armen ſeiner Gemahlin, die ſeit drei Nächten ihn nicht verlaſſen hatte. Da warf ſich Catharina neben die entſeelte Hülle nieder und betete: „Herr! öffne dein Paradies und nimm dieſe ſchöne Seele zu dir!“ 53 Jahre hatte Peter gelebt; „noch 40 Jahre hätte er leben können (ſagten ſeine Aerzte), hätte er nicht ſo lange ſein Uebel verſchwiegen und wäre er nicht ausgefahren; mit 5 Kopeken wäre er zu retten geweſen!“ Ungern legen wir die Feder nieder, denn vieles könnten wir noch von und über dieſe erhabene Erſcheinung im Menſchengeſchlechte ſagen, doch unſere Gränzen ſind zu eng und längſt ſchon überſchritten. Daher ſchließen wir mit einigen Worten, die Herder in ſeiner Adraſtea über ihn niedergelegt hat. „Wenn Ein Monarch den Namen des Großen verdient: ſo iſt's Peter Alexiewitſch; und doch wie wenig ſagt der Name! er deutet nichts als ein Verhältniß an, das man nur höher oder tiefer nehmen darf, um zuletzt ihm in unermeßlich großen oder kleinen Größen ganz zu entkommen; eine charakteriſtiſche Eigenſchaft des Mannes bezeichnet der Name nicht. Selbſthalter nennen ſich Rußlands Monarchen. Er war dies nicht allein, ſondern Selbſteinrichter und Haushalter ſeines Reichs, ein allenthalben umherwirkender Genius, der hier anordnete, dort ſchuf und lenkte, dort anregte, lohnte, ſtrafte, überall aus unermüdlichem Triebe. Er ſelbſt, nie durch ihn ein Anderer. Dieſer Trieb, dieſe Geniuskraft zeigt ſich in ſeiner kleinſten und größten Unternehmung, verbunden mit Klugheit, Entſchloſſenheit und auch im wilden Zorne mit einer bald rückkehrenden Billigkeit und Menſchengüte. Was jener Wilde von einem Engel Rafaels ſagte: „er iſt meines Geſchlechtes!“ könnte von dieſem erhabenen Wilden gelten.“ — „Geiſter, wie Peter, ſind aus ihren Lebensjahren nicht zu berechnen. Für Jahrtauſende geſchaffen, müſſen ſie Jahrtauſende fortwirken, ehe man reine Erfolge ihres Beſtrebens ſieht. Billig beurtheilt man ſie alſo nach ihrem Beſtreben und nach deſſen Maximen; die Grundſätze Peters waren in allem treu ſeinem Vaterlande, groß und practiſch. Aber gewiß unter allen Sterblichen ſtarb in dieſen Jahren niemand unwilliger, als Er, Er, der Schöpfer, Vater, Künſtler und leidenſchaftliche Liebhaber ſeines — unvollendeten Reiches.“ Am 7. Auguſt 1782, am Säcularfeſte der Thronbeſteigung Peters, ward ſein Denkmal mit der einfachen Inſchrift: „Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII.,“ welches dieſe große Nachfolgerin des erhabenen Kaiſers ihm ſetzen ließ, aufgedeckt und mit gerechtem Stolze blickt jetzt das glückliche Rußland von dem metallenen Bilde des unſterblichen Großen auf ſeinen Alexander, der mit edler Zuverſicht dem Vorgänger zurufen kann: „Schaue, großer Ahnherr, ſchaue her auf mein Thun!“ I.

Peter II., Kaiſer von Rußland. Catharina die erſte, des großen Peters Witwe und Nachfolgerin, war am 17ten Mai 1727 geſtorben. Da beſtieg ihres erhabenen Gemahles Enkel, des unglücklichen Alexeis hinterlaſſener Sohn, deſſen oben in ſeines Großvaters Biographie ſchon gedacht worden iſt, im 13ten Jahre ſeines Alters Rußlands

Thron. Der unter Catharina allmächtig gewordene Menschikow (oder Menzikof, man vergl. d. Art.) hatte es von dieser erlangt, daß sie seine Tochter zur Gemahlin Peters II. bestimmte. Doch der neue Kaiser hatte, so jung er auch war, schon seinen Günstling, den unternehmenden Dolgorucki, Menschikows bittersten Feind. Dolgorucki triumphirte schon, als Peter, die Tochter Menschikows verschmähend, die Schwester seines Günstlings zur Braut erwählte und sich feierlichst mit ihr verlobte. Doch dieser unterlag den Ausschweifungen, denen er sich hingab, noch ehe er die Vermählung mit seiner Braut vollziehen und sie also zu seiner Nachfolgerin bestätigen konnte. Die Pocken, welchen er bei einem ganz geschwächten Körper nicht zu widerstehen vermochte, machten am 29sten Januar 1730 seinem Leben und seinem so kurzen Besitze des Thrones ein Ende. — „Qui nihil fecit" sagt die Geschichte vom letzten Carolinger auf Frankreichs Thron, Ludwig V., dem Faulen; mit gleichem Rechte kann man von Peters des Großen erstem männlichen Nachfolger sagen: „Nihil fuit!" I.

Peter III. (Fedeorowitsch) Kaiser von Rußland. Mit Peter II. war der romanow'sche Mannsstamm ausgestorben. Da ernannte die Kaiserin Elisabeth (hinterlassene Tochter Peters I. mit Catharina I. man vergl. d. Art.), kraft der Thronfolge-Ordnung ihres Vaters, dessen Enkel, den Herzog Carl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, entsprossen aus der Ehe ihrer Schwester Anna Petrowna mit dem Herzoge Carl Friedrich von Holstein, zum Großfürsten und Thronfolger von Rußland (18ten November 1742), indem sie ihn zugleich mit der Prinzessin Sophia Augusta von Anhalt Zerbst verlobte, mit welcher er sich auch am 1sten September 1745 vermählte; schon 1742 war er zur griechischen Kirche übergegangen, worin ihm seine Braut am 9ten Juli 1744 unter Annehmung der Namen Catharina Alexiewna gefolgt war. Als Elisabeth zwanzig Jahre darauf (5ten Januar 1762) starb, bestieg er mit dem Namen Peter III. den Thron seines erhabenen Großvaters, jedoch um ihn nur sechs Monate lang zu besitzen. Peters erster Schritt war gänzliche Aussöhnung mit Friedrich II. von Preußen, gegen welchen Elisabeth im Bunde mit Oesterreich und Frankreich mit vielem Nachdrucke bisher gekriegt hatte. Ihrem Nachfolger war dieser Krieg längst schon sehr schmerzlich, denn er bewunderte den großen König und war wirklich sein Freund. Im Augenblicke seiner Thronbesteigung ließ er daher die Armee zurückrufen, und schloß mit dem König Friede und Bündniß, indem er zugleich die unter Elisabeth nach Sibirien verbannten beiden Minister Lestocq und Münnich aus dem Exil zurückrief. Jetzt schien es ihm auch Zeit, eine langgenährte Lieblingsidee auszuführen, nämlich den von seinem Vater (1713) verlornen Antheil an Schleswig der Krone Dänemark wieder abzunehmen, und an dieser so manche seinem Hause zugefügte Beleidigung zu rächen. Schon war deßhalb die in Pommern befindliche russische Armee ins Meklenburgische vorgerückt, schon waren die Dänen im Begriff, dieser unter dem General Grafen St. Germain entgegenzugehen, schon wollte Peter in Person sich an die Spitze seiner Truppen stellen; der furchtbarste Krieg drohte loszubrechen, als plötzlich eine längst vorbereitete Verschwörung vollführt wurde, die ihm Thron und Leben kostete, Dänemark aber rettete. Außerdem daß er durch seine entschiedene Vorliebe für die Holsteiner, weßhalb er diesen Krieg beginnen wollte, während er auch seine holsteinische Leibwache der alten Garde vorzog, durch seine Versuche, die preußische Kriegszucht bei den Russen einzuführen, seine Verordnungen wider die Bärte der Geistlichen und die Bilder und durch die Be-

schränkungen, denen er den Einfluß der Großen unterwerfen wollte, alle Stände seiner Unterthanen wider sich aufgereizt hatte: war seine eigene Gemahlin seine größte Feindin. Zwar wußte dies Peter, denn schon seit langer Zeit hatte die größte Spannung zwischen beiden geherrscht, so daß die Kaiserin Elisabeth nur mit Mühe eine förmliche Trennung hatte verhüten können, und er soll auch wirklich den Plan gehabt haben, seine Gemahlin in ein Kloster zu verbannen und den von ihr gebornen Prinzen Paul nicht für seinen Sohn anzuerkennen. Da brach die Revolution in der Nacht vom 8ten auf den 9ten Juli (1762), welche von dem Grafen Panin, dem Gardeoffizier Gregor Orloff (Catharinens Günstling) und der Fürstin Daschkow geleitet wurde. Die Garden waren eben so wie das Volk von Petersburg schon vorbereitet und obgleich Peter, von der Gefahr unterrichtet, einen der Verschwornen, welcher ihm bekannt worden war, hatte festnehmen lassen, so gelang doch alles so vollkommen, daß noch in derselben Nacht Peter des Throns verlustig erklärt und Catharina, die schnell auf einem Bauerwagen von Peterhof in die Residenz geeilt war, von den Garden, der Geistlichkeit und den Großen zur Kaiserin ausgerufen wurde. Peter befand sich, während dies in Petersburg vorging, zu Oranienbaum. Als die Nachricht von der Revolution dorthin gelangte, rieth ihm sein getreuer Münnich, an der Spitze der treu gebliebenen Regimenter nach Petersburg zu marschiren und der Empörer sich zu bemächtigen. Doch zitternd und unentschlossen zog Peter diesem mannhaften Schritte die Flucht vor und endlich die Unterwerfung. Am folgenden Tage (10ten Juli) entsagte er feierlich der Krone, doch sein Leben rettete er damit nicht. Catharina war zu klug, um nicht zu wissen, daß man nichts halb thun dürfe und stark genug, um in der Wahl der Mittel nicht zu schwanken, zugleich von Rathgebern umringt, die des abgesetzten Kaisers Tod, um ihrer eigenen gänzlichen Sicherheit willen, wünschen mußten. Rasch wurde das Beschlossene ausgeführt. Von den Händen der Orloff's ward der unglückliche Peter (14ten Juli 1763) in seinem Gefängnisse auf eine fürchterliche Weise erdrosselt und Catharinens Herrschaft stand nun fest. (Man vergl. d. Art. Catharina II.) Peter III. hatte 34 Jahre gelebt. I.

Peter der Grausame, König von Portugal s. Ines de Castro und Portugal.

Petersburg (St.), die kaiserlich russische Residenz- und zweite Hauptstadt des Reichs an der Newa und mehrern Canälen, mit einer gegenwärtig durch die unausgesetzte Erweiterung der Stadt (welche bekanntlich Peter I. anlegte) fast in die Mitte derselben gerathnen Festung und einem Hafen, eine der größten und prächtigsten Städte in Europa. Sie ist über eine starke deutsche Meile lang und eben so breit, hat ein einziges, aber colossalisches Stadtthor, aber keine Mauern, und liegt theils auf Inseln, theils auf dem festen Lande. Die Stadt wird in folgende zehn Haupttheile getheilt: die 1. 2. und 3. Admiralitätsseite, die Stückhofsmoskowische, Jamskoi und weogner Seite, die wasiliostrowsche, st. petersburgische und wiburgische Seite. Der vorzüglichste Theil von Petersburg (welches, wie alle großen Städte von einem solchen Umfange, mehrere oft einander ganz entgegengesetzte Parteien bildet) ist die Admiralitätsseite; eine prächtige Insel, die von der Newa und Fontanka, einem Arme von jener, umgeben wird. Den Namen führt sie von dem daselbst sich befindenden Admiralitätsgebäude, an welchem die Vergoldung der Thurmspitze 60,000 Ducaten kostet. Nahe bei dem letztern ist 1. der berühmte Win-

terpalast; ein überaus großes und prächtiges Gebäude, wo Catharina II. den größten Theil des Jahres residirte. Im Brillantenzimmer bewahrt man bei einem großen Schatz von Diamanten die Reichsinsignien; am Scepter ist der berühmte große Stein von 779 Gran. In der Eremitage befinden sich eine Menge Kunstwerke, die Handbibliothek und mehrere Sehenswürdigkeiten. 2. Der kaiserliche Sommerpalast; ein einfaches Gebäude mit vortrefflichen Gärten, von denen der eine für jedermann offen ist und zu öffentlichen Spaziergängen dient. 3. Der große Platz; der schönste in Petersburg, mit der berühmten Statue Peters des Großen, deren Fußgestell, ein ungeheures Felsenstück, drei Millionen Pfund wiegt, und von Ceyhalim sechs Werste weit zu Lande bis an die Newa und auf derselben 20 Werste weit nach Petersburg gebracht wurde (vergl. d. Art. Falconet). 4. Die russischen Buden; ein überaus weitläuftiges Gebäude, eine der schönsten Einrichtungen der Stadt. Sie fassen die beiden Vierecke des großen Marktes ein, und sind größtentheils auf Kosten der Krone, die sie dann vermiethet, von Steinen erbaut; ein Augenzeuge vergleicht sie mit dem Palais-Royal in Paris. In dem petersburger Theile liegt die Festung, die Peter im J. 1703 anlegte, und die 1740 vollendet wurde; da sie aber jetzt fast mitten in der Stadt liegt, so dient sie theils zum Glanze derselben, theils zu einem sichern Gefängniß. Mitten in der Festung steht die St. Peter- und St. Paulkirche, worin man die Grabmäler Peters I. und der Kaiserinnen Catharina, Anna und Elisabeth findet. Hinter dem Sarge Peters I. sind verschiedene Sachen aufgestellt, welche dieser Kaiser selbst schnitzte *). In dem wasili-ostrowschen Theile befinden sich: die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, die hohen kaiserlichen Collegia, das Land- und See-Cadettencorps, die Börse u. s. f. Die kaiserlichen Kunst- und Naturaliensammlungen sind sehr bedeutend, und es ist kraft eines ausdrücklichen Decrets jedem Aufseher über eine davon verboten, eine Erkenntlichkeit anzunehmen. Die Akademie der Wissenschaften, deren jährliche Einkünfte 70- bis 80,000 Rubel betragen, ist sehr ermuntert worden, deßgleichen die Akademie der Künste; mit welcher eine Lehranstalt für 300 junge Leute verbunden ist, und die ein sehr schönes Gebäude und 60,000 Rubel jährliches Einkommen hat. Es gibt überhaupt viele gemeinnützige Anstalten in Petersburg; und Catharina II. verdient den Namen einer zweiten Schöpferin dieser Stadt. Petersburg hatte übrigens im J. 1787 3431 Häuser, von denen 1291 von Stein erbaut sind, und im J. 1789, ohne Hofstaat, Akademie und drei abwechselnde Feldregimenter, 217,948 Einwohner, unter denen man ein Achttheil Deutsche rechnet. Die dasigen Fabriken sind noch lange nicht das, was sie seyn könnten. Das Blühen des Handels fördert die am 27ten Juli 1816 eröffnete Börse. Es dauert die für den Ausländer äußerst empfindliche Winterkälte daselbst gewöhnlich fünf Monate, November bis Anfang Aprils **). So kalt indeß der Winter ist, so heiß ist wieder der Sommer. Eine wahre Wohlthat für Petersburg ist das Newa-Wasser, das ganz vortreflich und rein wie Crystall ist. Von

*) Auch ist auf der petersburger Insel noch die erste Wohnung vorhanden, die Peter im J. 1703 für sich erbauen ließ; ein kleines hölzernes Häuschen, das man, um es zu erhalten, mit einer Mauer eingefaßt und einem Dach bedeckt hat.

**) Es werden auf den Strassen, öffentlichen Plätzen und vor dem kaiserlichen Palais auf öffentliche Kosten große Feuer angemacht, woran sich die vorbei Gehenden und Fahrenden wärmen.

den kaiserlichen Lustschlössern nennen wir bloß: Czarskoe-Selo, nach dem Urtheile der Kenner eins der prächtigsten Lustschlösser in der Welt (es war der vorzüglichste Sommeraufenthalt der verstorbnen Kaiserin, welche den trefflichen Garten nach ihren Ideen auf das reizendste verschönert und in einen wahren Zaubergarten verwandelt hat); ferner Petershof, ebenfalls sehenswerth, wohin ein trefflicher Weg führt, wo sich aber die Kaiserin den Sommer nur einige Wochen aufhielt; Oranienbaum, wo sie ein Haus bauen ließ, das die Eremitage genannt wird.

Petersgroschen oder Peterspfennig wurde eine Abgabe genannt, die England vom achten Jahrhunderte an bis zur Epoche der Reformation an den Papst entrichtete. Der angelsächsische König Ina soll sie 725 dem Papste zuerst in der Absicht zugestanden haben, daß davon eine Pflanzschule englischer Cleriker zu Rom und die daselbst befindlichen Grabmäler Petri und Pauli unterhalten wurden. Sie wurde durch Einsammlung eines Penny von jedem Hause alljährlich am Peterstage aufgebracht und überstieg im 13ten Jahrhunderte das Einkommen der Könige von England um ein Bedeutendes. K.

Petion (J. de Villeneuve), geb. zu Chartres im J. 1759, wo er die Rechte studirte und Advocat wurde. Die Stadt wählte ihn zum Deputirten des dritten Standes bei der Zusammenberufung der Reichsstände. Er bekannte sich zu den revolutionären Grundsätzen. Gut gebildet, in blühender Jugendkraft, 30 Jahr alt, einnehmend und freundlich, dabei geachtet als ein rechtlich denkender Mann, und ausgezeichnet durch das Talent der Beredsamkeit, erlangte er bald einen gewissen Ruf. Dies und sein unternehmender Charakter, der sich aber in Gefahren nicht bewährte, zog ihn tief in den Strom der Revolution. Bei Gelegenheit der königlichen Sitzung am 23sten Juni 1789 erklärte er sich gegen den vom König versuchten Machtgebrauch, und foderte die Versammlung auf, bei ihren ersten Beschlüssen zu beharren. Hierauf gab er sich ganz der Partei Orleans hin, und ward im October Mitglied des ersten Sicherheitsausschusses. Sein republicanischer Eifer ward immer stürmischer. Er bestritt die Meinungen der Gegner mit einer Art von Wuth, und blieb öfters, wenn er sich des Rednerstuhls bemächtigt hatte, einer der letzten im Saale. Im J. 1791 schloß er sich an Condorcet, Guadet und Brissot an, und stimmte für des Letztern System einer Republik so eifrig, daß er selbst eine Sendung nach England übernahm, um mit einigen brittischen Revolutionsmännern zu überlegen, wie die Patrioten beider Länder ihre Plane am besten ausführen könnten. Nach Bailly ward er zum Maire von Paris im J. 1791, (den 14ten November) gewählt. Der Posten war so gefahrvoll als wichtig. Als das Volk am 20sten Juni 1792 gegen die Tuilerien anstürmte mit dem Geschrei: fort mit dem Veto! mußte er als Maire dem Auflauf Einhalt thun; allein er selbst war gegen das Veto. Als Präsidenten des pariser Criminalgerichts hatte ihn schon früher die Nationalversammlung zu einem der drei Commissäre ernannt, welche den entflohenen Ludwig XVI. von Varennes zurückführen mußten, (den 23sten Juni 1791). Hier betrug er sich nicht gegen den unglücklichen Monarchen mit der schuldigen Achtung und Schonung, welche Barnave und Latour-Maubourg, die beiden andern Commissäre, beobachteten. Er blieb den heftigen Jacobinern treu, als mehrere seiner Freunde diesen Club verließen. Nun ward sein Verhalten als Maire gegen den König immer gesetzwidriger. Er verleitete den Pöbel zu groben Beleidigungen des königlichen Ansehens, oder ließ wenigstens den Unfug zu, ja seine Anschlagszettel

veranlaßten, wie man ihm nicht ohne Grund Schuld gab, den Aufstand der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau am 20sten Juni. Die Unterredung, welche der König deßhalb mit ihm hatte, ließ er drucken, um das Volk zu reizen. Die Departementsverwaltung von Paris entsetzte ihn daher den 6ten Juli auf kurze Zeit seines Amtes als Maire. Aber die Nationalversammlung hob diesen vom König genehmigten Beschluß schon den 13ten Juli wieder auf, nachdem Petion, von den Sectionen unterstützt, vor den Schranken in einer langen Rede sich nicht sowohl vertheidigt, als eine Menge Schmähungen gegen den Hof und dessen Anhänger ausgestoßen hatte. Den Tag darauf war das Bundesfest. Der König war mit seiner Familie zugegen und wurde beschimpft; aber auf den Hüten des Volks las man mit Kreide geschrieben: es lebe Petion! Am folgenden 3ten August erschien er vor der Nationalversammlung, und verlangte förmlich im Namen der Sectionen von Paris die Entthronung des Königs; doch widersprachen einige Sectionen diesem Gesuche. Jetzt wirkte er im geheim. Als der Aufstand am 9ten und 10ten August den königlichen Thron umstürzte, hatte er, um alle Verantwortlichkeit von sich abzulehnen, die Vorsicht gebraucht, sich im königlichen Palaste, wohin er vom König als Maire berufen worden war, zum Scheine einzufinden, und nachher in seinem eigenen Hause von Aufrührern, die unter seinem Befehle standen, sich bewachen zu lassen. Gleichwohl erklärte er im November öffentlich durch die Journale, daß er als ein geheimer Oberer nicht wenig dazu beigetragen habe, den 10ten August herbeizuführen. Der Convent trat jetzt zusammen. Petion war der erste Präsident desselben. Nach Merciers Behauptung waren einige Mitglieder anfangs der Meinung, Petion zum Dictator vorzuschlagen. Doch hatte er, obgleich Prüdhomme dies behauptet, keinen Antheil an den Mordscenen im September. Er mißbilligte sie vielmehr, that aber, wozu ihn sein Amt verpflichtete, keinen wirksamen Schritt, um sie aufzuhalten. Hierauf decretirte er als Präsident des Convents den 21sten September 1792 die Aufhebung des Königthums, und bildete den 11ten October mit Brissot, Danton, Barrere, Sieyes, Thomas Payne, Virginaud und Gensonné den constituirenden Ausschuß, welcher die Verfassungsform der Republik entwerfen sollte; auch ward er den 18ten October wieder zum Maire von Paris gewählt. Sein Einfluß war also groß. Mit leidenschaftlicher Erbitterung sprach er jetzt fast täglich auf der Tribune gegen den König, dessen Prozeß er dadurch beschleunigte. Nun brach auch sein Haß gegen Robespierre öffentlich aus. Er ließ den 10ten November eine Rede und einen Brief erscheinen, der viel Geschichtliches über das J. 1792, insbesondre über Robespierre, Marat, Brissot und ihn selbst enthält. Im Januar 1793 stimmte er für den Tod Ludwigs XVI., jedoch zugleich für dessen Recht an das Volk zu appelliren, was ihm in der Folge zum Verbrechen gemacht wurde. Seine Thätigkeit zeigte sich bald darauf in dem am 25sten März 1793 errichteten allgemeinen Wohlfahrts- und Vertheidigungsausschuß, unter dessen 25 Mitgliedern er sich nebst Sieyes, Cambaceres, Robespierre und andern befand. Hier ward sein Kampf mit Robespierre, vorzüglich seit dem 10ten April, ein Kampf auf Tod und Leben. Er wollte die entscheidende Stimme im Ausschuß führen und das Schreckenssystem mildern. Aber Robespierre und Danton siegten. Sie benutzten die Erklärungen des Generals Miaczinski, der Petion als Mitwisser von Dumouriez Planen angab, um eine Untersuchungscommission gegen ihn niederzusetzen. Man decretirte hierauf seine Anklage den 2. Juni und den 28. Juli 1793 ward Petion, vor Kurzem noch der Abgott des pariser Volks, nebst

Buzot, Lanjuinais und 14 andern, die wie er der Aufsicht der Gensdarmen, sich entzogen hatten, für einen Landesverräther erklärt. Der Convent sprach aber erst den 3ten October gegen ihn und 52 Deputirte den Haftbefehl aus. Er irrte auf seiner Flucht lange in der Bretagne und an den Ufern der Gironde herum. Endlich fand man ihn und Büzot im Juli 1794 Hungers gestorben oder ermordet, halb von Thieren aufgefressen, in den Ebenen des Departements der Gironde bei St. Emilion. Englische Schriftsteller nennen ihn den talentvollen, den tugendhaften, den unbestechlichen Petion. Verschieden urtheilen über ihn Mercier, Mad. Roland, Frau von Genlis und Bertrand de Moleville. Unstreitig war er ein von Leidenschaft und Stolz verblendeter Republikaner, dem sein Einfluß aufs Volk den eiteln Wahn einflößte, die Revolution in ihrem Gange aufhalten, und die Republik auf einem von Verbrechen und Leidenschaften durchwühlten Boden ohne Religion und Sitten befestigen zu können. Der Franzose, der Talent und warmes Blut hat, glaubt, ihm müsse alles gelingen. So dachte auch Petion!

Petitmaitre. Zu den Zeiten der Fronde, der mächtigen Gegenpartei des Hofes, die sich in Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. bildete, hatte ihr Haupt, der geistvolle und tapfere Condé, eine große Menge junger Leute unter seine Fahnen versammelt. Eine Menge derselben, die die Kunst, sich zu putzen besser, als die zu regieren verstanden, bildeten sich darum nicht minder ein, die Herren des Staats zu seyn. Die Pariser legten ihnen daher spottweise den Titel der kleinen Herren bei (Petitmaitres), der daher bis auf den heutigen Tag allen denen geblieben ist, die das Uebergewicht des Aeußern über das Innere ihrer Personen geltend zu machen suchen.

Petitum, die Bitte, das Gesuch. Dasselbe bedeutet auch Petition. Petitio principii ist in der Philosophie derjenige Fehler im Schließen, wenn man etwas aus Gründen oder Principien beweis't, die selbst noch erst bewiesen werden müssen. — Petitorienklage ist eine gerichtliche Klage, durch welche man in den Besitz eines Eigenthums gesetzt zu werden verlangt. Sie ist der Possessorienklage entgegengesetzt, wo man verlangt, in dem bisherigen Besitze einer Sache erhalten und geschützt zu werden.

Petrarca (Francesco), ein ruhmwürdiger italienischer Gelehrter, die Zierde des 14ten Jahrhunderts, verewigt durch seinen Geist und durch sein Herz, und werth einer gedrängten Darstellung seines Lebens und seiner Verdienste. Er war von verbannten florentinischen Aeltern zu Arezzo in Toscana 1304, den 4ten Juli geboren, und erwuchs zu Ancisa im Val d'Arno, Pisa, Carpentras und Avignon, welches damals die päpstliche Residenz war. Er studirte die Rechte zu Montpellier 1318 und zu Bologna 1322; doch nicht aus eigner Wahl, sondern nur seinem Vater zu gefallen; denn er glaubte, die juristische Praxis mit seiner Gewissenhaftigkeit nicht vereinigen zu können. Vielmehr liebte er das Studium der alten Classiker, obwohl ihm sein Vater manchen ins Feuer warf. 1326 kehrte er nach Avignon zurück, und trat in den geistlichen Stand, da er nun nach dem Tode seiner Aeltern nicht mehr gebunden war. Sein Genie, sein Fleiß, seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit verschafften ihm bald einen Namen, und ansehnliche Aemter konnten ihm nicht entgehen, wenn er solche hätte annehmen wollen. Zwar nahm er ein Paar Pfründen an, namentlich ein Archidiaconat zu Parma, so wie ein Priorat und Canonicat. Doch durch diese Pfründen nicht sehr gebunden, folgte er seinem Genius, der ihn zu einem freien Leben antrieb, das er ganz den Wissenschaften widmete; doch nicht,

um allein für sich zu studieren, sondern durch Wort und That kräftig zur Aufklärung mitzuwirken, nachdem er selbst durch die geistreichen Schriften des Alterthums, durch Platon, Cicero, Seneca und Augustinus vor andern erleuchtet worden war. Solch ein Wirken machte er sich zur Aufgabe seines Lebens, und ernster Fleiß war sein Tagewerk; besonders in seinen höhern Jahren, als seine flammende Liebe zu Laura, von der hernach die Rede seyn wird, abgekühlt war. Sein Aufenthalt war sehr abwechselnd, zu Avignon, Carpi, Parma, Selva piana, Mantua, Mailand, Padua, Verona, Venedig, Rom, Vaucluse und Linterno, einem Landgute bei Mailand. Außerdem machte er auch viele Reisen (er hatte selbst Equipage, seinem Testamente zufolge), in seinen frühern Jahren aus Wißbegierde und um sich zu zerstreuen, später in öffentlichen Geschäften. 1333 bereis'te er als Jüngling die Rheingegenden, und besuchte französische, flandrische und deutsche Städte. Wir lesen seine interessante Reisebeschreibung, besonders von Cöln, in seinen freundschaftlichen Briefen (an Joh. Colonna, 1 — 3 f. vergl. Morgenblatt, 1811, 102 f.) Dann ist er auch Spanien umfahren und hat England gesehn. Seine spätern Reisen waren Geschäftsreisen und Botschaften in Staatsgeschäften, nach Neapel, Venedig, Avignon (in Begleitung des bekannten Cola di Rienzi), Paris und Prag. So konnte es ihm an Freunden und Gönnern in und außer Italien nicht fehlen. Geistliche und weltliche Große, die ihn kannten, schätzten ihn ungemein, und überhäuften ihn mit Beweisen ihres Wohlwollens; besonders auch der deutsche Kaiser Carl IV., der ihm den Titel eines Pfalzgrafen verlieh, und mit ihm correspondirte, und an welchen Petrarca Briefe voll patriotischer Wünsche schrieb; denn er liebte sein Vaterland gar sehr. Noch mehr Gunst würde er erlangt haben, wenn er hätte schmeicheln können, und wenn er nicht manche hohe Würde abgelehnt hätte. Da er also frei von bindenden Aemtern blieb, konnte er sich desto ausgebreitetere Verdienste erwerben. Er machte durch seine Schriften seine eigene Gelehrsamkeit gemeinnützig, und eröffnete Andern die Quellen derselben, die Schriften der Classiker. So zog er Cicero's Briefe an seine Freunde aus dem Staube, legte mit großem Sammlerfleiße eine Manuscriptensammlung an, (nachmals auf der St. Marcusbibliothek in Venedig), und beförderte in Italien mit Boccaccio das Studium der griechischen Sprache, die er selbst erst spät lernen konnte. Darum gebührt ihm unter den Erweckern der alten Literatur eine der ersten Stellen. Die alten Philosophen, Historiker und Dichter hatte er (obwohl es damals viel schwerer war als jetzt) studiert; darum besaß er bessere philosophische Einsichten, ausgebreitetere Geschichtskenntnisse und einen feinern Geschmack, als alle seine Zeitgenossen. Es war besonders die practische Philosophie, die diesen Denker anzog. Darum suchte er wahre Lebensweisheit durch seine Schriften zu verbreiten, die er in einer sehr lebendigen Schreibart, in Dialogen, abfaßte, wie z. B. die Schrift; de remediis utriusque fortunae, worin er von dem, was in glücklichen Lagen gefahrvoll, und von dem, was in traurigen Umständen doch tröstlich ist, ganz practisch und individuell, sehr lehrreich und anziehend spricht. Nicht minder erforschte er die alte Geschichte, deren Quellen fast vergraben lagen. Deßhalb war er sehr aufmerksam auf die alten Denkmäler zu Rom, für deren Erhaltung er kräftig sprach; deßhalb begann er eine Sammlung von Kaisermünzen, und verdient deßhalb auch einen Platz in der Geschichte der Münzkunde. Seine historischen Schriften zeugen von großer Belesenheit. Auch gab er ein geographisches Werk heraus, eine Anleitung zu einer Reise ins

gelobte Land. Zwar trägt sein Latein Spuren seiner Zeit; aber wer wollte ihm das nicht verzeihen? Nicht minder als Philosophie und Historie, liebte er die Poesie, und gewann dadurch unvergänglichen Ruhm. Talent und Studium bildeten ihn zum Dichter. Als Vorbilder hatte er die Alten und Neuern: Virgil, Dante und die Provenzaldichter. So ward er, selbst reich an Phantasie und gern in der Einsamkeit schwärmend, Dichter. Seine lateinischen Gedichte sind zwar nicht musterhaft, wie die Alten, aber für seine Zeit vortrefflich und großes Aufsehen erregend. Es sind Eclogen, poetische Briefe und ein Heldengedicht, Afrika, über seinen Lieblingshelden Scipio. Zwar ward es nicht vollendet; doch brachte es ihm den poetischen Lorbeerkranz, den er zu Rom auf dem Capitol am ersten Ostertage 1341 empfing, unter großen Feierlichkeiten. Doch nicht allein die Gebildeten ehrten ihn, sondern auch der gemeine Mann (der überhaupt damals in Italien den Gelehrtenstand schätzte) ehrte ihn mit Enthusiasmus voll Hochachtung und Liebe. Ja, man pflegte ihn immer nur den göttlichen Petrarca zu nennen. So durchdrang sein Ruf ganz Italien und die benachbarten Länder, und ihn priesen die Gelehrten der folgenden Jahrhunderte. Indeß dankte er diese allgemeine Schätzung besonders seinen schönen italienischen Gedichten (besonders von 1327–54), durch die er seine Vorgänger, die Troubadours, bei weitem übertraf. Und was den Gelehrten dahin brachte, in seiner Muttersprache zu dichten, war — ein schönes Weib, Laura, der wir mithin so herrliche Gedichte, die noch nach 500 Jahren mit Entzücken gelesen werden, verdanken, und der die italienische Sprache viel schuldig ist. Diese Erwähnung der Laura (über welche ihr eigner Artikel zu vergleichen ist), führt uns nun darauf, den geistreichen Gelehrten auch als Menschen zu betrachten, und sein berühmtes Verhältniß mit dieser liebenswürdigen Laura, wodurch er den Meisten allein bekannt ist, darzustellen. Man kannte es nicht recht, bis einer aus ihrer Familie, der Abt von Sade, der Familienarchive benutzen konnte, in seinen Mémoires pour la vie de Franc. Petrarque, Amst. 1764–67, 3 Voll. (übers. Lemgo, 1774 ff.) bestimmtere Auskunft gewährte. Bis dahin glaubte man einer unhistorischen Erzählung des Velutello, eines Auslegers des Petrarca, die auch in den neuesten Zeiten in Journalen von Unkundigen wieder als Wahrheit aufgetischt worden ist. Die Sache verhielt sich so. Der feurige Jüngling, Petrarca, war eben von der Universität Bologna nach Avignon zurückgekommen. Einst am frühen Morgen, es war in der Charwoche 1327, ging er, seiner Gewohnheit nach, in die Kirche der heiligen Clara, zu beten. Da erschien auch voll jugendlicher Anmuth und voll Würde ein Weib, um zu beten, Madonna Laura von Noves, seit zwei Jahren die Gattin des Hugo von Sade. Ihr herrliches idealisches Wesen entzückte, der Werth ihres Geistes fesselte ihn. So war sein ganzes Wesen ergriffen von der glühendsten Liebe; und er vermochte weder durch Zerstreuung auf Reisen, noch durch das Fliehn zur Einsamkeit von dieser Leidenschaft sich loszuwinden, vielmehr wuchs seine schwärmerische Liebe, die freilich nicht allein an Lauras Gestalt hing, denn ihre Schönheit verblühte zeitig; aber ihr geistiger Werth stieg immer in seinen Augen. Die Seine konnte sie, als Vermählte, nicht werden; aber er durfte sie, nach dem Geiste der damaligen Zeit, öffentlich lieben und feiern. Laura war auch ihm gewogen, weil sie seinen Werth, seine Treue und seine Huldigungen zu schätzen wußte. Aber nie vergab sie ihrer Würde und Keuschheit etwas. Sie hielt ihn stets in seinen Schranken; nur dann, wenn das Mitleid mit seiner Sehnsucht sie ergriff,

konnte sie ihm ein freundliches Lächeln oder ein holdes Wort nicht versagen. So betete er sie 21 Jahre lang an, bis die Pest zu Avignon 1340 auch die Herrliche hinraffte. Aber auch noch lange nach ihrem Tode feierte er sie mit neuer Kunst. Die Früchte seiner zarten, glühenden Liebe waren die schönen Sonette, in denen er seine Bewunderung, seine Sehnsucht, seine Freuden und Klagen lieblich aussprach; herrliche Gedanken und Empfindungen in der zartesten Form. Das war sein Trost. So liebte er, in der Phantasie zu leben, in der Einsamkeit zu schwärmen. Zwar wollte er oft mit Gewalt sich losreißen, weil er wohl einsah, wie sehr diese Schwärmerei seine geistige Thätigkeit hindre. Aber er fühlte auch, wie diese Leidenschaft seinem Wesen vortheilhaft sey; wie sie ihn befeuert habe, immer höher zu streben, um ihrer Huld würdiger zu werden, und, ihr zu gefallen, ihn abgehalten habe von andern Verirrungen; wie sie ihn himmlischer gesinnt mache (s. die Canzone: Gentil mia Donna). Umsonst waren alle psychologischen Mittel, durch die er sich heilen wollte. Er hatte sich auf Reisen ins Gewühl der Welt begeben, aber vergeblich; denn nie verließ ihn das Bild der Geliebten (S. Carm. lat. I. 7 und die meisterhafte Canzone: Di pensier in pensier). Er versuchte in der Einsamkeit seine Glut zu kühlen, aber da, sagt er selbst, da ward meine Herzensflamme größer und strömte aus in Thränen und Seufzern, welche die Haine und Hügel des Thals (Vaucluse oder Valchiusa, wo er viel wohnte), wiederhallten (s. Epist. 116 und die Sonette und Canzonen). Hier in Vaucluse, unweit Avignon (in welcher Stadt Laura wohnte), kämpfte er mit seiner Leidenschaft, zugleich ernstlich studirend. Nur im Alter äußerte er, daß er seiner Jugendschwärmerei sich schäme, und daß er jene Gedichte, die freilich Gleichgestimmten gefielen, entweder nicht geschrieben, oder doch besser gemacht haben möchte. Da tadelte er nicht seine Liebe, sondern nur ihre zu große Heftigkeit. Die meiste eigne Auskunft über seine Schwärmerei finden wir gerade in den Schriften von ihm, die am wenigsten bekannt sind, in seinen lateinischen Briefen, in seinem Aufsatze, den er: mein Geheimniß oder von der Geringschätzung des Irdischen, überschrieben hat (ein psychologisches Meisterstück, dialogisch) und in seinem Gedichte: Triumph des Todes. In jenen entschuldigt er seine Leidenschaft mit der himmlischen Vortrefflichkeit der Laura, der Reinheit seiner Liebe, und den Wirkungen derselben zur Veredlung seines Gemüths. In diesem dichtet er, daß ihm die schon verewigte Laura erscheint und ihm zu seinem Entzücken freundlich die Hand reicht. Endlich gesteht sie: mein Herz war nie von dir geschieden; und wie sie durch Zurückhaltung seine Flamme gemäßigt, um Beider Ehre zu retten, aber auch durch freundliches Anschaun seinen Schmerz gelindert habe (vergl. auch das Sonett: Dolci durezze e placide ripulse). — Wir, nach einem halben Jahrtausend, freuen uns dieser Liebe; denn sie ist die Quelle jener bewunderten 310 Sonette, Canzonen und Sestinen, die eine feurige Phantasie, eine glühende Liebe, eine innige Zärtlichkeit und die süßeste Schwermuth athmen und alles zart vergeistigen, geschmückt durch die anmuthigste Darstellung und die reinste Sprache voll süßen Wohllauts, die keineswegs in ihm veraltet erscheint. Er ist der Meister aller erotischen Dichter. Zwar könnte man an seinen Gedichten Einförmigkeit und manche Spuren ihres Zeitalters, mitunter frostige Gedanken und Anspielungen, falschen Witz, sonderbare Beiwörter und geschmackwidrige Wortspiele tadeln. Aber eine Anzahl unter ihnen werden immer als vollendete Meisterstücke bewundert und geliebt werden (z. B. Nel dolce tempo; Benedetto sia'l giorno; Laura

serena; Due rose fresche; Erano i capei; Chiare fresche; Di pensier in pensier; Spirto felice): und desto mehr anziehn, je mehr die jedesmalige Stimmung der Lectüre solcher lyrischen Stücke günstig ist. Seine Triumphe der Liebe, der Keuschheit, der Zeit u. s. w. sind Darstellungen von Erscheinungen allegorischer Wesen, auch italienisch geschrieben. In Uebersetzungen kann man freilich die Reize des liebenswürdigen Dichters bei weitem nicht ganz kennen lernen. Doch besitzen wir manche meisterhafte Uebersetzungen von Gries und A. W. Schlegel. Die Originale (die freilich viele schwer verständliche Stellen enthalten, aber auch ungemein viele Erklärer gefunden haben, z. B. Gesualdo, Castelvetro, Velutello, Tassoni u. A.) sind an 200 Mal herausgegeben worden. Die besten und neusten Ausgaben erschienen zu Paris 1760, Venedig 1785, und besonders von Fernow, Jena 1806 (2 Thlr. 12 Gr.) Seine lateinischen Werke sind gedruckt zu Basel 1496 und 1581 und sonst einzeln oft. — So wie wir seiner Liebe so schöne Früchte zu verdanken haben, so auch seiner Freundschaft; denn ihr sind wir die vielen Briefe schuldig, die wir noch heute von ihm lesen, und die außer ihrem eigenthümlichen Interesse auch historischen Werth haben, und daher alle (wie Becker zu Dresden beginnen wollte) gedruckt zu werden verdienten. Wirklich war Petrarca, wie in der Liebe, auch in der Freundschaft Virtuose. Das zeigen uns seine Aeußerungen über die Freundschaft, z. B. „Dies einzige tröstet mich nach dieser Verwaisung" (nach dem Tode seines Freundes Franciscus), „daß wir beide wetteifernd jene kurze Zeit mannichfaltig durch Liebe verlängert, daß wir alles, was in der Freundschaft süß und heilig ist, in der Kürze entwickelt haben; so daß zwar unsre Freude länger, aber gewiß keine Freundschaft aufrichtiger, keine Vertraulichkeit inniger seyn konnte." — Machen jene gefühlvolle Liebe und diese treue Freundschaft uns den großen Mann als Menschen werth, so muß die Kenntniß seiner Religiosität diese Achtung noch vermehren. Er war in der That ein frommer Mann, ein Freund der heiligen Schriften (deren Werth er jedoch erst im reifern Alter recht erkannte) und der öffentlichen Gottesverehrung; ein Mann von gewissenhaftem Wandel. Man ersieht dies aus seinen Schriften, z. B. aus seinem Testamente. Auch ehrte sein Herz, was sein Zeitalter für heilig hielt. Darum fastete er gewissenhaft, vermachte einen Theil seines Vermögens den Kirchen, ehrte sehr die Heiligen, insonderheit die heilige Jungfrau (auf die er auch eine schöne Canzone voll Demuth und Andacht gedichtet hat, und von der er ein vorzüglich schönes Gemählde besaß, seinem Testamente zufolge) und die Reliquien. Hier war er freilich noch in manchen Vorurtheilen befangen. — Rechnen wir zu den Beweisen seines gebildeten Gefühls noch seine Dankbarkeit gegen seine Lehrer, seine Anhänglichkeit an seine Gönner, und seine Gefälligkeit gegen jeden, dem er dienen konnte; so werden wir uns die hohe Achtung, die er genoß, erklären können, zumal, wenn wir bedenken, daß gleich sein Aeußeres ihn empfahl. Er war wohlgebildet, sehr gewandt, in seiner Jugend auch höchst elegant in der Kleidung (s. var. epist. IX.) und spielte die Laute. In der That, bewundern müssen wir den großen Mann, der mit so vielumfassenden Talenten so viel Fleiß und Gemeinnützigkeit verband; zumal wenn wir bedenken, wie groß bei seinen literarischen Arbeiten sein subjectives Verdienst (nämlich in jenem Zeitalter, da noch so wenig vorgearbeitet war), und wie groß sein Fleiß gewesen sey, da er bei so vielem Lesen, so vielen Reisen und so viel Zeitverlust durch seine Schwärmerei doch so viel geschrieben hat. — Er starb 1374, vermuthlich in der Nacht zum 18ten Juli, auf dem

Dorfe Arqua bei Padua, wo er zuletzt wohnte. Man fand ihn früh entschlafen, in seiner Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch gestützt. Sein Leichnam wurde bei einer vornehmen Begleitung zu Arqua feierlich beigesetzt, obwohl er alle Feierlichkeit verbeten hatte. — Uebrigens sind die Quellen seiner Lebensbeschreibung meist seine eignen Schriften; seine Briefe, sein sogenanntes Geheimniß, und seine eigenthümliche Zuschrift an die Nachwelt über sein Leben und seinen Charakter. Er hat unter den Italienern viele Biographen gefunden, unter den Deutschen besonders Fernow. F.

Petrefacten, s. Versteinerungen.

Petronius. Dieser wegen seiner Obscönität berüchtigte römische Schriftsteller, mit seinem vollen Namen Titus Petronius Arbiter, ein geborner Marseiller, lebte zu Nero's Zeit und an dessen Hofe. Eine Zeit lang war er der Begünstigte des Cäsar, und er soll vorzüglich von ihm als Anordner seiner üppigen Feste und Lustbarkeiten gebraucht worden seyn. Allein auch er, wie so viele Andre, fiel zuletzt als ein Opfer der argwöhnischen Grausamkeit des Tyrannen, auf dessen Befehl er sich selbst den Tod geben mußte. Wer es für einen Gewinn achtet, die ausschweifenden Sitten und die Verdorbenheit der damaligen Römer kennen zu lernen, der kann dies allerdings aus Petronius, der selbst dazu die beste Gelegenheit hatte. Wir haben noch von ihm Bruchstücke einer Schrift, Satyricon betitelt, worin er in Prosa und Versen jene Schändlichkeiten schildert. Einigen Werth für die Sittengeschichte hat also diese Schrift allerdings; aber auch nur in dieser Hinsicht mag sie gelesen werden, und es ist tadelhaft, wenn man durch Uebertragung in das Deutsche sie dem großen Haufen der Leser zugänglich zu machen versucht hat. Eine gelehrte Ausgabe hat Peter Burmann geliefert; eine neuere von Anton, nach der burmannischen Recension, erschien zu Leipzig 1782. Die angeblich in der neuern Zeit aufgefundnen Supplemente hält man für unecht. S.

Petrus, der Apostel, hieß eigentlich Simon und war ein galiläischer Fischer aus Bethsaida. Durch seinen Bruder Andreas, den Jesus gleich beim Antritt seines Lehramts unter seine Jünger aufgenommen hatte, wurde Simon mit diesem göttlichen Lehrer bekannt und merkwürdig ist der schnelle Entschluß, der ihn bewog, Jesu, auf dessen Wort er eben den reichsten Fischzug gethan hatte, mit Zurücklassung aller seiner Habe auf der Stelle zu folgen. Seitdem erschien er immer im Gefolge und als einer der innigsten Vertrauten Jesu, der ihn wegen der Festigkeit seines Glaubens Kephas (griechisch Petros, Fels) nannte, und durch besondere Zuneigung auszeichnete, ohne, wie die Papisten behaupten, ihm eine Obergewalt über die Apostel verliehen zu haben, welche auch Petrus selbst sich niemals anmaßte. Vielmehr gab ihm Jesus in ihrer Gegenwart Erinnerungen wegen der Fehler und Uebereilungen, zu denen sein heftiges Temperament ihn hinriß und noch in der letzten Schreckensnacht vor der Kreuzigung traf ihn der strafende Blick des Herrn, den er aus Liebe von fern in das Haus des Hohenpriesters begleitet, und daselbst aus Furcht verläugnet hatte. Die Reue über diesen Fehltritt läuterte und befestigte sein an sich edles und von Liebe zu Jesu glühendes Herz, sein Eifer und seine Geistesgaben machten ihn in wichtigen Angelegenheiten zum Wortführer seiner Mitapostel. Dies war der Fall am Pfingstfeste nach der Himmelfahrt Jesu, wo Petrus den Muth hatte, das Evangelium zuerst öffentlich zu verkündigen, und durch seine kraftvolle Rede mehrere Tausende gewann, und bei den Rechtfertigungen vor dem hohen Rathe. Ueberhaupt hatte sein Wort

und Gutachten bei der Christengemeinde Gewicht, und auf seine Vorhaltung faßten die Apostel und Aeltesten auf der ersten Synode zu Jerusalem den Beschluß, daß das mosaische Gesetz für Christen aus dem Heidenthume entbehrlich sey. Wahrscheinlich durchreis'te Petrus mehrere Gegenden des mittlern und westlichen Asiens als Lehrer des Christenthums, daß er aber auch nach Rom gekommen und dort im Jahre 67 gekreuzigt worden sey, berichtet nur die in der römischen Kirche geltende Tradition, auf welche der Papst seine Würde als Nachfolger dieses Apostels gründet. Die im Canon des neuen Testaments enthaltenen zwei Lehrschreiben Petri sind in griechischer Sprache abgefaßt, und an christliche Gemeinden in Klein-Asien gerichtet. In Schreibart und Darstellung der Lehre tragen sie ganz den Charakter seines feurigen, von Gedanken zu Gedanken eilenden, im Ausdrucke wenig sorgfältigen, aber energischen und phantasiereichen Geistes. E.

Peutinger (Conrad), ein berühmter Gelehrter, war 1465 zu Augsburg geboren, studirte auf den vorzüglichsten Universitäten Italiens, und kehrte als Doctor beider Rechte in seine Vaterstadt zurück, wo ihm 1493 das Syndicat übertragen wurde. Er wohnte als Abgeordneter von Augsburg den häufigen Reichstagen bei, die unter Maximilian gehalten wurden. Nach dem Tode dieses Kaisers im J. 1519 begab er sich nach Brügge, um Carl V. zu bewillkommen. Alle seine Thätigkeit wandte er an, seiner Vaterstadt nützlich zu seyn; unter andern wirkte er ihr das Recht aus, Münzen zu prägen. Er starb im Jahr 1547, in einem Alter von 82 Jahren, geistig und körperlich entkräftet. Seine ansehnliche Bibliothek blieb eine Zeitlang bei seiner Familie, und kam endlich an die Jesuiten von Augsburg. Peutingers Andenken hat sich erhalten durch die nach ihm benannte Karte. Diese von unbekannter Hand unter Theodosius dem Großen gezeichnete Karte gibt die Militärstraßen durch den größten Theil des weströmischen Reichs an. Conrad Celtes hatte sie in einem Kloster Deutschlands aufgefunden und Peutinger gegeben, der damit umging, sie herauszugeben. Nach seinem Tode aber verschwand sie auf viele Jahre; endlich machte Marx Welser 1591 zu Venedig Bruchstücke derselben bekannt, unter dem Titel: Fragmenta tabulae antiquae ex Peutingerarum bibliotheca. Erst im achtzehnten Jahrhundert entdeckte man sie ganz unter Peutingers Handschriften, und nun gab sie 1753 Franz Christoph von Scheyb mit Anmerkungen und Erläuterungen zu Wien schön gedruckt in Folio heraus, wo die Handschrift gegenwärtig in der kaiserlichen Bibliothek ist. Aus den Schriftzügen und den Figuren sieht man, daß sie nicht das Original ist, sondern in das 13te Jahrhundert gehört. Peutinger selbst hat mehrere schätzbare Werke, z. B. über alte Inschriften, über den Verfall des römischen Reichs u. s. w., herausgegeben, die zum Theil mehrmals gedruckt worden sind.

Pezay oder vielmehr Pesay (Masson, Marquis de), geboren zu Blois, beschäftigte sich anfänglich mit der Literatur, und trat alsdann in die Armee. Seine Schwester, Madame Cassini, die durch Schönheit und Verstand mächtige Freunde erworben hatte, trug viel zu seinem Glücke bei. Pezay's einzige Beschäftigung waren poetische Tändeleien; auf den Antrieb seiner Schwester faßte er den Entschluß, an den Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen. Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, nahm Pezay sich die Freiheit, dem Könige in einem Schreiben Rathschläge über die Abgaben und über die Mittel, das Volk zu erleichtern, zu geben. Ludwig antwortete ihm nicht; aber Pezay ließ nicht ab, und schrieb dem Könige, daß er über sein Stillschweigen beunru-

Digitized by Google

higt ſey. Der gütige Monarch antwortete ihm jetzt, und nun entſtand ein Briefwechſel, der zum Sturze des Abbé Terray und zur Anſtellung Pezay's beitrug. Dieſer erhielt jetzt bei Maurepas und Sartine Zutritt, und wurde von beiden zu Rathe gezogen. Auch Necker ſchloß ſich an ihn an, und trat auf Maurepas und Pezay's Empfehlung bald an Turgots Stelle. Pezay hatte dem Könige Unterricht in der Tactik ertheilt, wofür er zum Oberaufſeher der Küſten mit 60,000 Livres Gehalt ernannt wurde. Er begab ſich ſogleich in die Seeplätze, und zeigte viel Thätigkeit; zugleich aber veranlaßte ſein ſtolzes, anmaßendes Betragen ſo dringende Beſchwerden, daß der König ſich bewogen fand, ihn auf ſeine Güter zu verweiſen, wo er bald darauf im J. 1777 vor Kummer ſtarb. Pezay's Poeſien ſind in Dorats Manier. Sein Gedicht Zélis au bain (erſt in vier, ſpäter in ſechs Geſängen) iſt in der erotiſchen Gattung und gefällt durch Anmuth und Leichtigkeit. Viele andre Gedichte von ihm ſind in den Muſenalmanachen zerſtreut. Außer ſeinen poetiſchen Werken, wohin Les Soirées Helvétiennes, Alsaciennes et Franc-Comtoises; Les Soirées provençales; La Rosière de Salency, ein Schäferſpiel (beide Letztere nicht gedruckt) u. ſ. w. gehören, hat er herausgegeben: Les Campagnes de Maillebois en 1745 et 1746, 3 Vol. 4. und ein Band Karten, welches Werk trotz vieler Fehler geſchätzt wird. Seine poetiſchen und moraliſchen Schriften ſind 1792 in 2 Bändchen erſchienen.

Pfahlbauer, ein ſchutzverwandter Bauer, der bloß als innerhalb der Gerichtspfähle des Dorfes wohnhaft angeſehen wird. Pfahlbürger, in alten Zeiten diejenigen, welche, um ſich dem Gehorſam ihres rechtmäßigen Grundherrn zu entziehn, ſich in den Schutz irgend einer wichtigen Reichs- oder Freiſtadt begaben und das Bürgerrecht daſelbſt annahmen, obgleich ſie deßhalb ihren Wohnort nicht veränderten. Da hieraus viele Streitigkeiten und Fehden entſtanden, ſo kamen theils die Städte ſelbſt unter einander überein, dergleichen nicht mehr zu ihren Bürgern aufzunehmen, theils wurde es auch durch die goldne Bulle (ſ. d. Art.) und andre Reichsgeſetze verboten. Woher die Benennung rühre, darüber iſt man ſehr ſtreitig. Die wahrſcheinlichſte Meinung iſt, daß, weil ſolche Bürger nicht wirklich in den Städten wohnten, deren Bürgerrecht ſie erlangt hatten, ſie als Vorſtädter, die hinter den Pfählen der Städte wohnen, angeſehen wurden; daher man ſie oft auch für bloße Hinterſaſſen gehalten hat. Pfahlgericht heißt in manchen Orten bei den Deutſchen diejenige Gerichtsbarkeit, welche bloß auf den Bezirk oder den Hof eines gewiſſen Orts, oder auch nur auf gewiſſe Perſonen eingeſchränkt iſt. — Pfahlhecke (Pfahlgraben, Teufelsmauer), ein intereſſantes Denkmal der ehemaligen Herrſchaft der Römer in Deutſchland, das ſich durch einen großen Theil des deutſchen Südens in Trümmern hinſtreckt, die bald mehr, bald weniger kennbar und unterbrochen ſind. Hier erſcheint es als eine Mauer, dort als eine Kunſtſtraſſe, und zur Seite ſtößt man auf Ruinen von Thürmen, Schanzen und Gebäuden. Das ungeheure Werk beginnt auf dem linken Ufer der Donau, unweit Regensburg, durchſchneidet die obere Pfalz, das Eichſtädtiſche, Pappenheimiſche und Anſpachiſche, und zieht ſich von da durch Oettingen, Ellwangen, Limburg und Hohenlohe gegen den Neckar und Rhein. Wir ſehen in ihm eines der ſchönſten Monumente des ehemaligen Aufenthalts der Römer in dem großen Germanien, ob wohl keiner ihrer Geſchichtſchreiber uns den Namen ihres Erbauers aufbewahrt hat. Denn es ſind nur Conjecturen ſpäterer Schriftſteller, wenn die einen dieß Werk dem Kaiſer Hadrian, die

andern seinem entferntern Nachfolger Probus zuschreiben. Der römische Ursprung selbst ist aber keinem Zweifel unterworfen, und durch eine Menge Münzen, Waffen, Inschriften, Säulen und anderer aus der Erde hervor gegrabenen Alterthümer hinreichend erhärtet. Das Gebäude erregt nach Jahrhunderten und in seiner Zerstörung, durch seine Größe und Kühnheit, noch immer Erstaunen und Bewunderung. Es geht in einer geraden Richtung, ungehemmt durch die Schwierigkeiten des Bodens, über Berge und Thäler, und selbst durch Flüsse fort, und beschreibt eine wenigstens achtzig Stunden lange Linie. Die frühern historischen Forscher haben sie für eine Landwehr erklärt, welche von den Römern erbaut worden, um den von ihnen eroberten auf dem linken Ufer der Donau liegenden Theil von Germanien künstlich zu begränzen, und gegen die Einfälle der deutschen Völkerschaften zu verwahren. Aus spätern Untersuchungen hat es sich aber ergeben, daß die Teufelsmauer eine Landwehr und eine Heerstraße in sich vereinige, die eine aber von der andern unterschieden sey.

Pfalz. Diesen Namen führten vormals zwei von einander getrennte Provinzen Deutschlands, wovon man die eine die Oberpfalz, die andre die Unterpfalz nannte. Die Oberpfalz war von Bayreuth, Böhmen, Neuburg, Bayern und dem nürnbergischen Gebiet begränzt und enthielt 130 Quadratmeilen mit etwa 200,000 Einwohnern. Amberg war die Hauptstadt und der Sitz der Regierung. Bis 1620 gehörten die Ober- und Unterpfalz zusammen; nachdem aber in dem genannten Jahre der unglückliche Churfürst Friedrich V. nach der Schlacht bei Prag in die Acht erklärt worden, kam die Oberpfalz an Bayern, und verblieb demselben auch im westphälischen Frieden, jedoch mit der Bedingung, daß sie nach Abgang der männlichen bayerischen Churlinie an Pfalz heimfallen solle. Im J. 1808 wurde aus der Oberpfalz mit Sulzbach der bayersche Nabkreis gebildet; nach der Eintheilung von 1810 aber wurde ein Theil der Oberpfalz zum Regen-, der andre zum Maynkreise geschlagen. — Die Unterpfalz oder Pfalz am Rheine lag auf beiden Seiten des Rheins und war begränzt von Mainz, Katzenellenbogen, Würtemberg, Baden, dem Elsaß, Lothringen und Trier und bestand aus fünf Theilen: 1. dem Fürstenthum Simmern, 2. dem Fürstenthum Zweibrücken, 3. der Grafschaft Spanheim, 4. dem Fürstenthum Veldenz und Lautern und 5. der eigentlichen sogenannten Pfalz. Dieses Land, welches dem Churfürsten von der Pfalz gehörte, enthielt auf 75 Quadratmeilen über 300,000 Einwohner und gehörte trotz der wiederholten Mißhandlungen und Verwüstungen, denen es zu verschiednen Zeiten ausgesetzt war, zu den fruchtbarsten und einträglichsten Ländern Deutschlands. — Folgendes ist ein kurzer Abriß der Landesgeschichte. Die Pfalzgrafen am Rhein hatten schon im elften Jahrhundert die Pfalzgrafschaft und die damit verbundnen Länder erblich erhalten und gehörten zu den vornehmsten Reichsfürsten. Nachdem Pfalzgraf Hermann II. in ein Kloster gegangen und ohne Erben verstorben war, gab Kaiser Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder im J. 1156 seinem Bruder Conrad, welcher unter allen Pfalzgrafen zuerst zu Heidelberg, jedoch öfters zu Staleck im Distrikt von Bacharach residirte. Heinrich von Braunschweig vermählte sich mit dessen Tochter Agnes und bekam vom Kaiser Heinrich VI. die Anwartschaft auf die Länder seines Schwiegervaters, nach dessen Tode er auch zum Besitz gelangte. Weil er es aber mit seinem Bruder, dem Kaiser Otto IV., gegen Kaiser Friedrich II. hielt, so erklärte ihn dieser 1215 in die Acht und belehnte mit der Pfalz den Herzog Ludwig von Bayern, welcher

Digitized by Google

jedoch nicht zum völligen Besitz derselben gelangen konnte. Sein Sohn Otto heirathete des geächteten Pfalzgrafen Tochter Agnes, und auf diese Weise kam die ganze Pfalz an das bayerische Haus. Otto's Söhne, Ludwig der Strenge und Heinrich, regierten anfänglich gemeinschaftlich. Im J. 1256 aber theilten sie sich so, daß Ludwig die Rheinpfalz und Oberbayern, Heinrich aber Niederbayern bekam. Jener hinterließ zwei Prinzen, Rudolph und Ludwig, von denen erstrer die Churwürde und die Pfalz erhielt. Der letztere erhielt Oberbayern, wurde Kaiser und erbte hernach auch Niederbayern. Weil sein Bruder Rudolph es mit seinem Gegner, Friedrich dem Schönen, Herzog von Oesterreich, hielt, verjagte er ihn von Land und Leuten, verglich sich aber nachher mit dessen Söhnen und ließ ihnen die pfälzischen Lande nebst einem Stück von Bayern, welches nachher die Oberpfalz genannt worden ist. Rudolphs drei Söhne, Adolph, Rudolph II. und Rupert I., folgten einander; Letzterm folgte Rupert II., Adolphs Sohn. Rupert III., sein Sohn und Nachfolger, wurde im J. 1400 Kaiser und hinterließ vier Prinzen, welche sich in die väterlichen Lande also theilten, daß der älteste, Ludwig, mit dem Beinamen der Bärtige, die Chur- und Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern, und Otto Mosbach erhielt. Die zweite und vierte Linie starben bald wieder aus. Ludwigs des Bärtigen Nachkommenschaft starb 1559 mit Otto Heinrich aus, welcher sich zur evangelischen Religion bekannt und die treffliche Bibliothek zu Heidelberg angelegt hatte. Seine Lande und die Chur fielen an Friedrich III. von der simmerischen Linie, welche obgedachten Stephan, Ruperts III. dritten Sohn, zum Stifter hatte. Churfürst Friedrich nahm die reformirte Religion an. Ihm folgten Ludwig VI., Friedrich IV. und Friedrich V., welcher sich verleiten ließ, die von den unruhigen Böhmen ihm angebotne Krone anzunehmen und darüber seine Lande und die Churwürde verlor, welche von Kaiser Ferdinand II. seinem Vetter, dem Herzog Maximilian von Bayern, übertragen wurde. Sein Sohn, Carl Ludwig, bekam zwar durch den westphälischen Frieden die Unterpfalz wieder; auch gab man ihm eine neue, und zwar die achte Churstelle, nebst dem Erzschatzmeisteramte; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals Pfalz im churfürstlichen Collegio gehabt, und das Erztruchsessenamt blieben bei Bayern. Doch wurde festgesetzt, daß im Fall des Erlöschens des bayerischen Mannsstammes Pfalz wieder in den Besitz dieses Landes und dieser Rechte kommen sollte. Sein Sohn Carl beschloß 1685 die simmerische Linie. Die Chur und die dazu gehörigen Lande fielen nun an seinen Vetter, den Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm. Es stammt das neuburgische Haus ab von des obgedachten Stephans, Pfalzgrafen in Simmern zweitem Sohne, Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen in Zweibrücken, dessen Sohn Alexander zwei Prinzen hatte, Ludwig und Rupert. Der Letztere ist der Stammvater der veldenzischen Linie. Des ältern Ludwigs Sohn, Wolfgang, ist der Stammvater aller, seit Erlöschung der veldenzischen Linie 1694, lebenden Pfalzgrafen; und von seinen drei Söhnen, Philipp Ludwig, Johann und Carl, stiftete der jüngste die birkenfeldische Linie, der mittlere die neuzweibrückische, der älteste aber hatte zwei Prinzen, Wolfgang Wilhelm und August. Der erste wurde der Stammvater des neuburgischen, der andre des sulzbachischen Hauses; der dritte Sohn, Johann Friedrich, der zu Hilpolstein seinen Sitz bekam, überlebte alle seine Kinder. Auf Philipp Wilhelm, welcher den letzten Churfürsten simmerischer Linie, Carl, obgleich mit großem Widerspruch des Hauses Veldenz, beerbte, folgte sein Sohn, Johann

Wilhelm, welcher nach Ableben des letzten Pfalzgrafen von Veldenz, Leopold Ludwigs, 1694 dessen Land bekam; auch im spanischen Successionskrieg, da der Churfürst Maximilian Emanuel von Bayern geächtet war, die Oberpfalz und die alten Churrechte des pfälzischen Hauses wieder erhielt. Allein dies dauerte nur von 1706 bis 1714, da durch den zwischen Carl VI. und Ludwig XIV. geschlossenen Frieden der Churfürst von Bayern alles, was er verloren hatte, wieder erlangte. Als Churfürst Johann Wilhelm im J. 1716 ohne Nachkommen starb, folgte ihm sein Bruder Carl Philipp, welcher 1742 auch ohne männliche Erben starb, worauf die Chur an die sulzbachische Linie kam, indem auf Carl Philipp Theodor, welcher als Pfalzgraf zu Sulzbach seinem Vater Johann Christian Joseph 1733 gefolgt war und der schon 1728 von seiner Mutter das Marquisat Bergen op Zoom geerbt hatte, nun alle churpfälzischen wie auch die jülichschen und bergischen Lande übergingen. Als zu Ende des J. 1777 der bayerische Mannsstamm mit Churfürst Maximilian III. sich endigte, so wurden auch die bayerischen Lande mit den pfälzischen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Oesterreich kam. Churpfalz trat, wie im westphälischen Frieden bestimmt worden, wieder in seine alte Churstelle, die fünfte im churfürstlichen Collegio, und in sein altes Erztruchsessenamt, wofür es das Erzschatzmeisteramt an Churbraunschweig abtrat. Nach Carl Theodors unbeerbtem Tode folgte im J. 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph. Die fernere Geschichte sehe man unter dem Art. Bayern, dem wir noch beyfügen, daß durch den Münchner Vertrag vom 14. April 1816 ein Theil der überrheinischen Pfalz, die durch den Lüneviller Frieden für immer verloren gegangen schien, wieder an das Haus Wittelsbach zurückgekommen ist, und daß sich unter dieser Erwerbung selbst Zweybrücken, die Heimath der jetzt in Bayern regierenden Linie, befindet. Ueberdieß bemerken wir, daß zu den besondern Gerechtsamen des Churfürsten von der Pfalz gehörten: das Reichsvicariat, das Recht, Grafen, Freiherrn und Edelleute zu ernennen, das Pfandschaftsrecht und mehrere andre.

Pfalzgraf, s. Comes palatinus.

Pfand heißt jede Sache, auf welche ein Gläubiger von seinem Schuldner zur Sicherheit seiner rechtsgültigen Foderung ein dingliches Recht erhält, und Pfandrecht ist dasjenige Realrecht, welches der Gläubiger an der Sache seines Schuldners zur Sicherheit seiner Foderung unter der Bedingung erhält, daß er sie nach Abtragung der Schuld wieder zurückgibt, oder zur Tilgung derselben gebrauchen kann, wenn sie nicht auf andre Art realisirt wird. Wird der Pfandberechtigte in den Besitz der verpfändeten Sache gesetzt, so nennt man sie, wenn sie beweglich ist, ein Pfand im engern Sinne des Worts, oder ein Faustpfand; wird sie ihm aber nicht übergeben, so erhält sie den Namen der Hypothek. In der Regel können alle Sachen und Güter, bewegliche und unbewegliche, erworbene und noch zu erwerbende, körperliche und unkörperliche (z. B. Eigenthums- und andere Arten von Rechten) zum Unterpfande dienen, wenn sie nur dem Verpfänder eigenthümlich zugehören, Sicherheit wegen einer Foderung gewähren, der Veräußerung fähig sind, und auf eine rechtsgültige Weise verpfändet werden können. Aber Gegenstände, die gesetzlich dem Verkehr entzogen sind, sich im Prozesse befinden, und solche, deren Verkauf durch das Gesetz oder ein Testament untersagt ist, desgleichen fremde Sachen, z. B. das zur Mitgabe erhaltene Grundstück der Frau u. s. w., dürfen nicht verpfändet werden. Doch kann die Verpfändung fremder Sachen Gültig-

keit erhalten, wenn sie mit Wissen und Willen des Eigenthümers geschah, oder seine Genehmigung hinzukam, und wenn der Verpfänder in der Folge durch Erbgangsrecht oder auf andre Art Eigenthümer derselben wurde u. s. w. Da der Pfandgeber sein Eigenthum an der verpfändeten Sache mit allen Pertinenzien und Nutzungen behält, so muß er alle Lasten, Abgaben und Unglücksfälle allein tragen, und hat auch das Recht, ein generelles Pfand, jedoch ohne Nachtheil des Pfandrechts, und in den durchs Gesetz erlaubten Fällen, zu verkaufen oder sonst zu veräußern. Das Pfandrecht bekommt in Hinsicht auf seinen Entstehungsgrund, Umfang, seine Wirkung und Glaubwürdigkeit verschiedne Namen. Erstreckt es sich auf das sämmtliche Vermögen des Schuldners, wobei sogar das zukünftige präsumirt wird, so heißt es eine Generalhypothek; ist es aber auf ausdrücklich bestimmte und benannte Theile desselben eingeschränkt, eine Specialhypothek. Im erstern Falle kann sich der Gläubiger an alle Theile des Vermögens halten, im letztern aber nur an die einzelne verpfändete Sache. Doch hat in manchen Ländern, z. B. in Sachsen, die Verpfändung des sämmtlichen Vermögens ohne namentliche Angabe gewisser Sachen, auf welchen das Pfandrecht haften soll, und ohne richterliche Bestätigung, keine rechtliche Wirkung. Das Pfandrecht heißt ein freiwilliges, wenn es vom Schuldner durch eine rechtsgültige Willenserklärung, z. B. durch einen Vertrag, Testament, Codicill, ertheilt wird, und ein nothwendiges, wenn die Ertheilung durch eine gesetzliche Verfügung, oder von der Obrigkeit ohne Zuthun des Schuldners geschieht. Ein unter öffentlicher Autorität, d. h. vor dem Richter, oder einem Notarius und zwei männlichen Zeugen bestelltes, und mit einer öffentlichen Urkunde beglaubigtes Pfandrecht ist ein öffentliches (gerichtliches), und, wenn ihm die öffentliche Beglaubigung fehlt, ein Privatpfandrecht (außergerichtliches), welches aber stets dem öffentlichen nachsteht. Zu dem nothwendigen gehört das gesetzliche oder stillschweigende, welches durch unmittelbare Vorschrift der Gesetze unter gewissen Voraussetzungen dem Gläubiger an den Gütern des Schuldners ertheilt wird, ohne daß er sich dasselbe ausdrücklich ausbedungen hat. Es ist in der Regel eine Generalhypothek. Ein allgemeines gesetzliches Pfandrecht hat z. B. der landesherrliche Fiscus auf das Vermögen derjenigen, welche zur Erhebung oder Verwaltung der Staatseinkünfte bestellt worden sind, auch wenn sie Caution geleistet haben, als: Cassierer, Rentmeister, Verwalter, Kriegszahlmeister u. s. w., und die mit ihm Contracte abgeschlossen haben, und dadurch dessen Schuldner geworden sind, so wie auch an den Gütern der Unterthanen wegen rückständiger Abgaben. Ein gesetzliches Pfandrecht hat ferner die Ehefrau auf das Vermögen ihres Mannes wegen des Brautschatzes, und des übrigen der Verwaltung desselben überlassenen Eingebrachten; Unmündige, Minderjährige, Wahnsinnige und alle, welchen Vormünder oder Curatoren bestellt werden, auf das Vermögen derselben; Kinder auf das ihres Vaters zur Sicherheit ihres von der Mutter, oder auf andre Art erworbenen Vermögens; Gemeinden, Kirchen, Schulen, Universitäten und milde Stiftungen auf das Vermögen ihrer Vorsteher und Schuldner u. s. w. Ein specielles gesetzliches Pfandrecht haben z. B. Pupillen und Minderjährige an die von ihrem Gelde erkauften Sachen. Doch erstreckt sich das gesetzliche Pfandrecht in der Regel nur auf das Allodialvermögen der Schuldner. Wenn die Verpfändung in Rücksicht ihrer Form gültig seyn soll, so müssen die verpfändeten beweglichen Sachen, und sind es Schuldforderungen, die Obligationen dem Pfandgläubiger zum Besitz übergeben

werden. Was aber die Verpfändung unbeweglicher Güter betrifft, so ist die Uebergabe derselben keineswegs erfoderlich, wenn sie nur von dem Richter, unter dessen Gerichtsbarkeit sie liegen, bestätigt wird, und sind es Lehngüter, der Lehnsherr seine Einwilligung dazu gegeben hat. Die Wirkungen des Pfandrechts bestehen darin, daß der Gläubiger das Recht hat, die verpfändete Sache mit allen Pertinenzien so lange zu besitzen, bis er wegen seiner Foderung befriedigt ist, und, wenn diese Befriedigung nach einer dazu festgesetzten Frist nicht erfolgt, sie nach Befinden der Umstände gerichtlich oder außergerichtlich, und, sind es mehrere Pfandstücke, nach eigner Wahl zu verkaufen, und sich nicht nur wegen des dargeliehenen Capitals, sondern auch wegen der Zinsen und Unkosten von dem daraus gelösten Gelde bezahlt zu machen. Um gegen künftige Ansprüche gesichert zu seyn, ist das beste Mittel, sie öffentlich versteigern zu lassen. Es darf aber die Verkaufung, da das Pfandrecht, wie die meisten dinglichen Rechte, untheilbar ist, nicht theilweise und unter dem Werthe geschehen, und besteht das Pfand in mehrern Stücken, so dürfen nur so viele, als zur Befriedigung des Gläubigers hinreichen, verkauft werden. Findet sich ein Ueberschuß über die Schuldsumme, so muß er ihn herausgeben; beträgt das Verkaufsgeld aber weniger, so kann er sich wegen des Restes an den Schuldner oder Bürgen halten. Wenn sich aber zur verpfändeten Sache kein Käufer findet, kann er sie an Zahlungs-Statt annehmen, oder sich, im Fall er sie nicht besitzt, durch Anstellung der hypothekarischen Klage in den Besitz derselben setzen lassen. Der Gläubiger hat auch gewisse Verbindlichkeiten in Rücksicht der verpfändeten Sache; denn er muß sie sorgfältig, wie sein Eigenthum, aufbewahren, und nach Abtragung der Schuld mit allen gezogenen Nutzungen zurückgeben, auch den mit Vorsatz oder durch Nachlässigkeit verursachten Schaden ersetzen. Hat er seine Verbindlichkeiten nicht erfüllt, so kann der Schuldner die Pfandklage gegen ihn anstellen. Da das Pfandrecht nur ein subsidiarisches Recht auf eine Sache zur Sicherheit einer Foderung gibt, so wird es aufgehoben: 1. wenn diese Foderung durch Zahlung, Compensation, freiwillige Begebung des Pfandrechts, und durch ausdrückliche oder stillschweigende Erlassung der Schuld, z. B. durch Zurückgabe des Pfandes, getilgt wird, in welchen Fällen der Schuldner sein voriges Recht an der Sache wieder erlangt; 2. wenn der Gläubiger aus einer in den Gesetzen gebilligten Ursache das Pfand veräußert hat; 3. wenn die zum Pfand dienende Sache zu Grunde geht, oder eine solche Veränderung leidet, daß es nicht wieder in seine vorige Form gebracht werden kann; 4. wenn das Grundstück wegen Schulden versteigert wird, da in diesem Fall der Gläubiger aus der Verkaufssumme seine Befriedigung erhält; 5. wenn die Zeit verflossen ist, auf welche das Pfandrecht dauern sollte, wohin auch gehört, wenn sich der Gläubiger seines Rechts bis zur Verjährungszeit nicht bedient hat, die nach den Umständen verschieden ist; 6. wenn derjenige, welcher das Pfand gegeben hat, nur ein widerrufliches Eigenthum an derselben hatte; tritt daher die Zeit des Widerrufs ein, so geht das Eigenthum des Pfandstellers, und mithin auch das Pfandrecht des Gläubigers verloren. — Da die Schuld die Hauptsache ist, so kann sie fortdauern, wenn auch das Pfandrecht wegfällt, aber nicht umgekehrt. Bei der Einräumung des Pfandrechts werden bisweilen dem Gläubiger durch einen Nebenvertrag die Nutzungen des Pfandstücks anstatt der Zinsen, die er von dem dargeliehenen Capital zu fodern hat, überlassen (antichretischer Vertrag); oder die Interessenten treffen die Uebereinkunft, daß der Gläubiger, im Fall die Schuld nicht zur bestimmten Zeit getilgt

würde, das Pfand für seine Foderung eigenthümlich behalten, und der Schuldner das Wiedereinlösungsrecht verlieren solle (commissorischer Vertrag). Bei Entstehung eines Concurses werden die hypothekarischen Gläubiger nach Bezahlung derjenigen, welche in die erste Classe kommen, vor allen andern, die kein dingliches Recht haben, befriedigt. Bei Collisionen mehrerer Pfandrechte an derselben Sache entscheidet die Ordnung der Zeit, wenn sie ihren Anfang genommen haben, den Vorzug; doch gehen solche, deren Alter aus einer öffentlichen und beglaubigten Urkunde bewiesen wird, den Privathypotheken vor. Es gibt aber besondre, von den Gesetzen privilegirte Hypotheken, die den unprivilegirten obgleich frühern, vorgehn. Dergleichen Pfandrecht haben z. B. 1. diejenigen, welche schon vorher, ehe der Schuldner Eigenthümer der Sache wurde, ein Pfandrecht an derselben hatten; 2. der Fiscus an dem Vermögen derer, die mit ihm Contracte abgeschlossen haben, so weit es nach Abschluß derselben erworben ist; 3. die Ehefrau in Ansehung ihres eingebrachten Heirathsgutes; 4. die Pupillen wegen der von ihrem Gelde erkauften Sachen; 5. diejenigen, welche zur Erkaufung einer Sache Geld vorschossen, und sich daran ein Pfandrecht vorbehielten; 6. die zur Erhaltung einer verpfändeten Sache Geld borgten, und deshalb an derselben ein Pfandrecht erhielten u. s. w. — Uebrigens war dieses von den Römern entlehnte Recht denselben in den ältesten Zeiten bekannt, da schon die Gesetze der 12 Tafeln dunkel davon reden. Das Hypothekenwesen, einer der wichtigsten Gegenstände der Civilgesetzgebung, hat vorzüglich in den preußischen Staaten durch das allgemeine Landrecht eine treffliche Einrichtung erhalten. Bemerkenswerth ist das in mehreren preußischen Provinzen, in Schlesien seit 1770, und später in den Marken, Pommern und Preußen eingeführte System der in Circulation gesetzten Pfandbriefe, wodurch der Credit der Grundbesitzer eine überaus feste Stütze erhalten hat. Nach demselben haften die Rittergutsbesitzer, alle sämmtlich für einen, für ihre hypothekarischen Schulden. (S. Creditsystem des Adels.)

Mr.

Pfändung ist die eigenmächtige Ergreifung fremder Sachen, in der Absicht, sich dadurch sein Eigenthum, seinen Besitzstand, und andre Gerechtsame, die man verlieren könnte, zu erhalten, oder einen schnellen und sichern Ersatz des auf irgend eine Art uns zugefügten Schadens zu verschaffen. Obgleich die Selbsthülfe durch Errichtung des Landfriedens und Reichskammergerichts im J. 1495 verboten wurde, so haben sie doch die Gesetze in einigen Fällen verstattet, wenn sie anders hier nicht als eine Art von Ahndung oder Strafe anzusehn ist. Da das Pfändungsrecht die Sicherheit des Eigenthums und Besitzstandes gegen eigenmächtige, gesetzwidrige Störungen zum Grunde hat, so ist es erlaubt, die Sachen derjenigen zu pfänden, welche uns in unserm Besitze, und in den auf ihrem Grund und Boden uns zustehenden Servituten stören, unser Eigenthum auf irgend eine Art beschädigen und berauben, oder eine gegen uns angefangne Verjährung unterbrechen wollen; man darf aber auch des Andern Vieh pfänden, welches unserm Grundstücke, oder den darauf befindlichen Früchten Schaden zugefügt hat. Eben so hat diese Selbsthülfe gegen Fuhrleute Statt, welche den Zoll umfahren, um sich der zu entrichtenden Abgabe zu entziehen. Soll aber die Pfändung erlaubt seyn, so muß sie auf frischer That, und zwar auf dem beschädigten Grundstücke des Eigenthümers, ohne Verfolgung auf fremdes Gebiet, mit Vermeidung aller Excesse, und ohne Beschädigung der zu pfändenden Sachen vollzogen

werden. Man darf aber nur so viel an Werth pfänden, als ungefähr der verursachte Schaden beträgt. Die Pfändung findet nicht Statt, wenn die Sache schon streitig und vor Gericht anhängig ist; auch ist es verboten, sich dieses Rechts gegen Posten und Stafetten, wenn sie uns Schaden zugefügt haben, zu bedienen; man muß sie gehörigen Orts verklagen. Der Pfänder hat das Recht, die Sache, deren er sich bemächtigt hat, in Verwahrung zu nehmen, muß aber die geschehene Pfändung dem Eigenthümer derselben mit Bestimmung der Größe des Schadenersatzes unverzüglich anzeigen, und kann sich durch eine Privatvergütung mit ihm abfinden. Weigert er sich aber, ihm den Schaden zu ersetzen, so ist er verbunden, dem ordentlichen Richter, unter dessen Gerichtsbarkeit die Pfändung vorgefallen ist, von dem Vorgange Anzeige zu machen, und, wenn es besondre Statuten verlangen, die gepfändete Sache zu übergeben, worauf sie derselbe verkauft, und nach Abzug des für den verursachten Schaden zu bezahlenden taxirten Pfandschillings, der Gerichtsgebühren, und der auf die Sache verwendeten Unterhaltungskosten, das Uebrige dem Eigenthümer zustellt. Im Fall das Pfand zu diesen Zahlungen nicht hinreicht, muß der Gepfändete das Fehlende aus seinen Mitteln noch nachzahlen. Wenn man bloß die Erhaltung des Besitzes durch die Pfändung beabsichtigt, so bedarf es keiner Anzeige derselben, und führt der Gepfändete keine Klage, so ist es erlaubt, die Sache zu verkaufen oder auch zu behalten. Eine Gegenpfändung oder Schutzpfändung, wenn man sich des Viehes des Pfänders bemächtigt, um ihn zu vermögen, das Gepfändete wieder herauszugeben, ist bei Voraussetzung einer an sich gerechten Pfändung eine unerlaubte Selbsthülfe. Mr.

Pfeffel (Gottlieb Conrad), geboren zu Kolmar im Elsaß am 28. Jun. 1736, wurde nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von seiner Mutter erzogen, und besuchte bis 1750 das evangelische Gymnasium seiner Vaterstadt. Damals nahm ihn ein Anverwandter, der nachherige Kirchenrath und Superintendent Sander in Künderingen, zu sich, um ihn für die Akademie vorzubereiten. In seinem funfzehnten Jahre ging Pfeffel nach Halle, um daselbst die Rechte, besonders aber das Staatsrecht zu studiren. Aber die veränderte Luft und Lebensordnung hatten einen so nachtheiligen Einfluß auf seine von Natur schwachen Augen, daß er nach einer langwierigen Ophthalmie Halle verließ und zu seinem Bruder nach Dresden ging. Hier schienen seine Augen sich zu bessern, als er aber 1754 in sein Vaterland zurückgekehrt war, kamen neue Rückfälle, welche 1757 mit dem gänzlichen Verlust des Gesichts endigten. Eine glückliche Ehe, die er 1759 schloß, und seine angeborne Heiterkeit und Geistesthätigkeit hielten ihn in dieser an sich so traurigen Lage nicht nur aufrecht, sondern gaben ihm auch Muth und Kraft, sich einen ausgebreiteten Wirkungskreis zu schaffen. Schon in früher Jugend hatte er sich in der Poesie versucht; jetzt kehrte er in den Stunden der Einsamkeit zu dieser Beschäftigung zurück, und dichtete Lieder, Fabeln und Epigramme. Da mehrere derselben ohne sein Wissen im J. 1759 in der straßburger Wochenschrift, der Sammler, abgedruckt worden, so entschloß er sich, selbst im J. 1760 eine Ausgabe seiner Gedichte zu besorgen. So unvollkommen auch diese Jugendversuche waren, so erregten sie in damaliger Zeit doch Aufmerksamkeit, und Pfeffel fand sich aufgemuntert, auf der betretnen Laufbahn weiter zu gehn. Im J. 1773 errichtete er mit Genehmigung des Königs von Frankreich unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungshaus für die protestantische Jugend in Kolmar.

Dieſer Anſtalt, in der er unter Mitwirkung ſeines Freundes Lerſe viele treffliche Zöglinge bildete, widmete er ſeine ganze Kraft, bis die Revolution in Frankreich ihr ein Ende machte. Seitdem verwendete er ſeine Muße zu literariſchen Beſchäftigungen. Im J. 1803 wurde er Präſident des neuerrichteten evangeliſchen Conſiſtoriums in Kolmar, und ſtarb 1809. Zu den Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, gehört, daß er ſchon 1763 heſſendarmſtädtiſcher Hofrath, 1777 Mitglied der helvetiſchen Geſellſchaft, 1782 Bürger von Biel, und 1783 Mitglied des großen Raths dieſer Stadt, und 1788 Ehrenmitglied der Akademie der Künſte zu Berlin wurde. — Die Dichtungsgattungen, welche Pfeffel bearbeitet hat, ſind die Fabel und Erzählung, die Epiſtel, die Romanze, das Epigramm, das lyriſche Gedicht und das Drama. Im Allgemeinen zeichnen ſich ſeine Poeſien durch wahre Empfindung, naiven Witz, heitere Laune, echte Lebensweisheit und leichte Verſification aus. Am glücklichſten war er in der Fabel und Erzählung, dagegen ſind ſeine dramatiſchen Werke, größtentheils nach franzöſiſchen Muſtern bearbeitet, meiſt vergeſſen. Als Menſch war er durch ſein wohlwollendes Herz, ſeinen biedern Charakter, ſeine tief gefühlte Religioſität, und ſeinen Gleichmuth bei allen Wechſeln des Schickſals höchſt achtungswerth.

Pfeffers, eine reiche Benedictinerabtei in der Schweiz, in der Landvogtei Sargans nahe an Graubünden. Der Abt, der ſonſt reichsfürſtliche Würde hatte, gehört jetzt mit ſeinen Beſitzungen zum Canton St. Gallen. Berühmt iſt das hieſige warme Bad, welches eine Stunde von Pfeffers in einem tiefen Thale liegt und die Eigenthümlichkeit hat, daß das Waſſer nur vom Mai bis October quillt.

Pfeifergericht hieß die alte Feierlichkeit, mit welcher die Städte Worms, Nürnberg und Bamberg zu Frankfurt am Main jährlich und zwar in der Herbſtmeſſe die Beſtätigung ihrer Zoll- und andrer Freiheiten holen mußten. Es geſchah dies allemal unter Begleitung der beſten nürnberger Kunſtpfeifer (daher der Name), indem die Deputirten jener Städte nach einander vor ſitzendem Gericht erſchienen und des heiligen römiſchen Reichs und Stadtgerichts Schultheiß einen weißen hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, einen weißen Biberhut, zwei weiße Handſchuh und ein weißes Stäbchen übergaben und dabei ihre Zollfreiheit abfoderten. (Eine kurze Beſchreibung ſ. in Göthe, Aus meinem Leben, B. I. S. 39 ff.)

Pferd. Dieſes edle und nützliche Thier wurde ſchon früh von dem Menſchen gezähmt und in ein Hausthier umgeſchaffen. Ob es jetzt noch urſprünglich wilde Pferde gebe, iſt zweifelhaft. Nach Pennant finden ſich dergleichen um den Aralſee, am Tanfluſſe, im ſüdlichen Sibirien, in den großen mongoliſchen Wüſten und in der Kalkas-Mongolei, nordweſtlich von China. Sie ſind kleiner als die zahmen, mäuſefahl, dickbehaart, beſonders im Winter, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogene Stirn. Daraus erhellt, daß ſie das zahme Roß an Schönheit nicht erreichen. Sie leben in Heerden bei einander, und ſcheuen den Menſchen ungemein. Sie ſtellen daher allemal Wächter aus, auf deren Gewieher ſie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wiſſen die Kalmücken ihnen beizukommen. Außerdem mag es auch in Ceylon und im Innern von Afrika wilde Pferde geben. Zu unterſcheiden von dieſen ſind die verwilderten, welche man in menſchenleeren Ländern in Menge findet, z. B. am Don, in Polen, in Süd-Amerika u. ſ. w. Durch die Pflege des Menſchen hat das urſprünglich eſelähnliche, mäuſefahle und langhaarige Pferd der Wüſte ſich zu einem der ſchönſten und edelſten Thiere ausgebildet. Das von

Natur einem gemäßigten Erdstriche angehörige Pferd ist jetzt fast über den ganzen Erdboden verbreitet, und kommt sowohl unter der Linie als innerhalb der Wendekreise fort; aber Clima, Boden und Nahrung zeigen den sichtbarsten Einfluß. Man theilt hiernach die Pferde in gewisse Hauptracen. Vor allen verdient den Vorzug die arabische Race; die Beschaffenheit des Landes und die Sorgfalt der Menschen verschaffen ihr den ersten Rang. Das arabische Pferd ist mittler Statur, mehr mager als fett, leicht, geschmeidig, stolz, feurig und dauerhaft. Die Araber führen über ihre schönsten Pferde eigne Stammregister. Nächst den arabischen werden die tatarischen Pferde (aus den afrikanischen Küstenländern am mittelländischen Meere) am meisten geachtet. Sie zeichnen sich durch den kleinen, wohlproportionirten Kopf, durch den langen, aber schön gebognen Hals, durch die dünne Mähne und den schlanken Körper aus, und sind von mittler Größe. Auf diese folgen die spanischen Pferde. Sie haben einen großen Kopf, etwas lange Ohren, breite Brust, rundes Kreuz, einen stolzen und kühnen Gang, und sind mehrentheils schwarz und an der Stirn weiß. Hiernächst folgt die englische Race, die in neuern Zeiten durch arabische und barbarische Hengste sehr veredelt worden ist. Das englische Pferd ist von mittler Größe, hat einen kleinen Kopf, kleine steife Ohren, einen langgestreckten Leib, dünne Beine, und ist von sehr verschiednen Farben. Durch Sicherheit und Schnelligkeit ist es vor andern ausgezeichnet. Die englischen Renner übertreffen die barbarischen um das Doppelte. Nach den englischen Pferden pflegt man die neapolitanischen und venetianischen zu setzen. Die erstern zeichnen sich besonders durch starken vollkommnen Wuchs, durch einen großen und dicken Kopf, und durch stolzen Anstand aus, weßhalb sie sich gut zu Parade- und Kutschenpferden eignen. Dabei aber sind sie unbändig, ungelehrig und boshaft. Von den übrigen europäischen Pferden sind insonderheit die aus der Ukraine, die Polacken, die dänischen, holsteinischen, friesländischen und mecklenburgischen merkwürdig; doch stehen sie in der Regel den angeführten Racen nach. — In Hinsicht der Gebrauchs theilt man die Pferde in Reit-, Kutsch- und Arbeitspferde ein. Zum erstern nimmt man die vorzüglichsten; bei den letztern sind Gesundheit und Stärke die Haupteigenschaften. Besondre Berücksichtigung erfodert das Alter eines Pferdes, welches man am sichersten aus der Beschaffenheit der Zähne erkennt; doch reicht dieses Mittel nicht über das zehnte Jahr hinaus. Brauchbar bleibt das Pferd ungefähr bis zu seinem zwanzigsten Jahre, wobei jedoch auf die Behandlungsart viel ankommt. Sein natürliches Alter ist auf das doppelte anzuschlagen. Von dem Nutzen, der Pflege und Zucht, von den Krankheiten der Pferde u. s. w. zu sprechen, ist hier der Ort nicht.

Pfingsten, das auf den fünfzigsten Tag nach Ostern fallende und daher bewegliche Fest der Ausgießung des heiligen Geistes über die Jünger Jesu, welches zu den hohen christlichen Festen gehört. Der Name Pfingsten ist aus dem griechischen Worte Pentecoste, der funfzigste, entstanden.

Pflanzen. Wir bezeichnen gegenwärtig mit dem Namen Pflanzen alle Gewächse von dem höchsten Baume bis zum geringsten Schimmel, und nennen den Inbegriff derselben das Pflanzenreich, die Wissenschaft aber, welche sich mit dem Pflanzenreiche beschäftigt, Botanik (s. d. Art.). Gewöhnlich definirt man die Pflanzen als organisirte Körper ohne willkürliche Bewegung. Sie bestehen, wie alle organisirten Körper, aus festen und flüssigen Theilen. Zu jenen rechnet man

Digitized by Google

das Zellgewebe, die verschiednen Gefäße, die Fibern, und das Mark, zu diesen die in dem Pflanzenkörper befindlichen Flüssigkeiten und die Luft. Von den Fibern, dem Mark und dem Zellgewebe ist in eignen Artikeln die Rede, so daß von den festen Theilen uns hier nur die Gefäße übrig bleiben. Sie sind Saft- oder Luftgefäße. Die Luftgefäße enthalten Luft, die Saftgefäße aber die Flüssigkeiten, durch deren Bearbeitung das Wachsthum der Pflanzen bewirkt wird. Ihre Bestimmung ist verschieden. Einige führen den aufgenommnen und auf eine gewisse Art bearbeiteten Saft den äußern Theilen zu, und werden zuführende, andre schaffen unnütze Säfte aus dem Pflanzenkörper heraus, und werden abführende Gefäße genannt. Die zuführenden Gefäße sind entweder Spiral- oder Nahrungsgefäße, die abführenden sind theils die Markgefäße, theils die Wassergefäße der Oberhaut. Außerdem gibt es noch gewisse Nebengefäße, wahrscheinlich von ähnlicher Bestimmung. Die zuführenden Gefäße liegen dicht unter der Haut, bald etwas tiefer unter dem Zellgewebe, und laufen zuweilen in das Mark. Die abführenden hingegen laufen fast nur innerhalb des Zellgewebes und des Marks fort, und nehmen ihren Ausgang an der Oberhaut. Die flüssigen Bestandtheile der Pflanzen sind diejenigen, welche sich in den genannten Gefäßen bewegen. Sie sind doppelter Art, tropfbarflüssige und elastischflüssige. Die tropfbaren Flüssigkeiten scheinen bei den Pflanzen die Stelle des Bluts vertreten und in ihren Verrichtungen mit demselben verglichen werden zu können. Sie sind wahrscheinlich wie das Blut der Thiere mit organischen Theilen geschwängert, woraus sich die festen Theile bilden. In physiologischer Rücksicht findet sich zwischen den Pflanzen und Thieren große Aehnlichkeit. Zusammenziehende Kraft, Reizbarkeit, Bildungskraft, Reproductions- und andre Kräfte haben die Pflanzen mit den Thieren gemein, nur in einem geringern Grade. Man mag nun diese und ähnliche Kräfte für wesentlich verschieden oder für Aeußerungen einer Lebenskraft ansehn, so muß doch immer den Gewächsen eine Art von Leben zugestanden werden. Wie dieselbe zu erklären sey, das läßt sich noch eben so wenig bestimmt angeben, wie bei den Thieren. Wir werden zwar an den organischen Fibern sowohl der Thiere als der Pflanzen gewisse Veränderungen und Bewegungen gewahr, welche sich durchaus von den Veränderungen und Bewegungen in der unorganischen Natur unterscheiden; allein die wirkende Ursache davon, die Lebenskraft, erkennen wir nicht. Diese Lebenskraft erhält in den Pflanzen eben sowohl wie in den thierischen Körpern bei allen den Abwechslungen und Veränderungen, denen sie unterworfen sind, immer die eigenthümliche Form des Individuums, und sie ist es, durch welche die chemische Verwandtschaft der Grundstoffe, woraus die organisirten Körper bestehn, bei diesen anders, als bei den unorganischen modificirt wird. Hört sie auf, so stirbt der organische Körper, und seine Bestandtheile unterwerfen sich ungehindert den allgemeinen Verwandtschaftsgesetzen der leblosen Natur. Ob man den Pflanzen auch Empfindung zuschreiben dürfe, ist zweifelhaft, denn bis jetzt haben wir noch keine Nerven bei den Pflanzen entdeckt, und die Erscheinungen an gewissen Pflanzen, welche Empfindung zu verrathen scheinen, lassen sich vielleicht auf bloße Reizbarkeit zurückführen. Auch Bewegung, als Folge der Lebenskraft, ist den Pflanzen nicht abzusprechen. Mehrere äußern unter gewissen Umständen eine Bewegung gewisser einzelnen Theile, die der thierischen Bewegung ähnelt. Die Bewegung der Säfte in den Pflanzen kannte man lange, bevor man die Ursache davon einsah. Malpighi scheint geglaubt zu haben, daß der Grund davon in einer

Bewegung der Gefäße liege. Hales suchte ihn in der Wärme der äussern Luft; spätere Naturforscher nahmen mechanische Gründe an, indem sie die Pflanzengefäße als Haarröhrchen betrachteten. Allein die Unstatthaftigkeit aller dieser Erklärungsarten ist leicht zu entdecken, und es scheint richtiger zu seyn, die Reizbarkeit der Gefäße für die Ursach des Steigens ihres Saftes anzunehmen. Diese Meinung wird dadurch bestätigt, daß der Saft zu steigen aufhört, wenn man durch starke elektrische Schläge die Reizbarkeit der Gefäße abgestumpft hat. Worin aber diese Reizbarkeit bestehe, und was sie verursache, ist bis jetzt noch nicht dargethan worden; nur ihr Daseyn kennt man, und hat durch Versuche gefunden, daß sie sich durch gewisse künstliche Mittel eben sowohl erhöhen als schwächen, ja ganz aufheben läßt. Außerdem scheint aber auch die Wärme auf die Bewegung der Säfte Einfluß zu haben; denn warum bewegt die Reizbarkeit die Pflanzensäfte im Winter nicht? Erst bei einem gewissen Wärmegrad steigen die Säfte und beginnt das Wachsthum; kalte Tage aber bringen sogleich einen Stillstand oder eine Hemmung hervor. Die Sommerhitze schwächt, wie es scheint, allmählig die Reizbarkeit, und stumpft sie so ab, daß die Säfte sich nach und nach immer langsamer bewegen und im Herbste still zu stehn anfangen. — Mit der Reizbarkeit der Pflanzen hängt der Schlaf derselben und ihr Drehen nach dem Lichte genau zusammen. Ersterer scheint zu erfolgen, wenn sie anhaltend und heftig in Thätigkeit gewesen. Man bemerkt ihn besonders an den Blumenkronen, aber auch an den Blättern, nur in verschiednen Graden. Die Neigung der Pflanzen, sich nach dem Lichte zu drehen, wird bei solchen leicht sichtbar, die das Licht nur von einer Seite haben, indem alle Stengel, Zweige, Blätter und Blüthen sich nach dieser Seite hinwenden. — Ein andrer wichtiger Gegenstand in der Physiologie der Pflanzen ist das Athmen derselben. Es besteht in einem Einsaugen und Aushauchen, welches man besonders an den Blättern wahrnimmt. Legt man ein frisches Blatt in ein Glas mit Brunnenwasser, und setzt es den Sonnenstrahlen aus, so erscheint es bald mit Luftbläschen bedeckt, die allmählig nach der Oberfläche aufsteigen und dort zerplatzen. Fängt man sie auf, so zeigt sich, daß sie aus Sauerstoffgas bestehn. Nur unter Mitwirkung des Sonnenlichts zeigt sich diese Erscheinung; bloße Wärme reicht nicht dazu hin. Die über das Athmen der Pflanzen angestellten vielfältigen Versuche haben zu sehr verschiednen Meinungen geführt. Ingenhouß glaubt, daß die Pflanzen nur im Sonnenlichte Sauerstoff, des Nachts hingegen Stickgas und kohlengesäuertes Gas aushauchen. Nach Senebier geben gesunde Pflanzen und ihre Blätter bei Nacht gar keine Luft von sich; dasselbe fand Spallanzani. Ackermann dagegen behauptet, daß die Pflanzen eben so gut wie die Thiere den Grundstoff der Lebensluft (Sauerstoff) einsaugen, und Kohlensäure von sich geben müssen. Aber nicht allein luftförmige Stoffe hauchen die Pflanzen aus, sondern es steigen auch aus ihnen Feuchtigkeiten in Dünsten auf, deren Masse im Ganzen sehr beträchtlich ist. Man gibt an, daß ein Baum von mittlerer Größe täglich 30 Pfund Feuchtigkeiten ausdünstet. — Wir gehen jetzt auf den Geruch, Geschmack und die Farbe der Pflanzen über. Was den Geruch der Pflanzen betrifft, so zeigen die neuern Fortschritte der Chemie, daß das Princip desselben nicht, wie man von einer so flüchtigen, ausdehnbaren, fast unwägbaren, völlig unsichtbaren und nur auf die Geruchsnerven wirkenden Substanz hätte glauben sollen, gasartig sey und folglich nicht als einer von den nähern Bestandtheilen der Pflanzen angesehn werden dürfe.

Fourcroy zeigt in einer Reihe von Sätzen, welche die ältern und neuern Erfahrungen und Betrachtungen darüber enthalten, die Nichtexistenz eines eignen Riechstoffs. Riechbarkeit ist den Körpern eben so wesentlich wie die Schwere, richtet sich aber nach der Flüchtigkeit; daher die flüchtigsten Körper am stärksten riechen. Der Geschmack der Pflanzen scheint auf dem Verhältnisse der Grundstoffe und auf dem Grad der Wärme zu beruhen, dem eine Pflanze ausgesetzt ist, wobei jedoch auch das Sonnenlicht von großer Wirkung ist. Von der Farbe der Pflanzen gilt dasselbe, was von ihrem Geruch gesagt worden. Schon Aristoteles bemerkte, daß die Pflanzen durch das Sonnenlicht gefärbt würden. Ray, Bonnet, Senebier und Andre stellten mehrere Versuche in dieser Hinsicht an. Senebier fand, daß grüne Blätter, die man mit der ganzen Pflanze an einen dunkeln Ort stellte, erst auf der Oberfläche gelb und dann weiß wurden, dagegen junge im Dunkeln erzogne Pflanzen, die er nach und nach ans Licht brachte, aus dem Weißen ins Gelbe übergingen, immer dunkelgelber wurden und dann nach und nach grüne Punkte zeigten, welche sich vermehrten und so ausbreiteten, daß nach einiger Zeit die vorher weißen Theile eine völlig grüne Farbe annahmen. An den im Dunkeln erzognen Blüthen ist die Veränderung in der Farbe nur gering. Daß die Wärme dabei keinen Einfluß hat, hat Bonnet durch Versuche gezeigt; aber nach van Mons und Vasalli wirkt Lampen- und Mondlicht auf gleiche Weise. Die Ursach dieses merkwürdigen Phänomens ist jetzt bekannt. Man weiß, daß die übersaure Kochsalzsäure die Farbe der Pflanzen verändert. Der Sauerstoff verbindet sich mit der Substanz der Pflanzen, und die übersaure Kochsalzsäure verändert sich in Salzsäure. Hierdurch wird die grüne Farbe zerstört, und die Pflanze zeigt sich bald gelb, bald weiß. Die Pflanzen werden durch den Sauerstoff, den sie einathmen, heller; dunkler aber, wenn sie ihn verlieren. Das verschiedne Verhältniß des Sauerstoffs zu ihren übrigen Bestandtheilen gibt die verschiednen Abstufungen und Schattirungen. Die Sättigung mit Sauerstoff gibt die gelbe und weiße Farbe. Wird eine mit Sauerstoff gesättigte Pflanze aber dem Sonnenlichte ausgesetzt, so verbindet sich der Lichtstoff mit dem Sauerstoffe; dieser entweicht und die Pflanze erhält ihre grüne Farbe wieder. Uebrigens scheint der Farbestoff im Zellgewebe seinen Sitz zu haben; die Oberhaut hingegen ist ohne Farbe. Ob zu diesen Eigenschaften noch die Wärme komme, ist zweifelhaft. Wir gehen, ohne bei den Gründen dafür und dawider zu verweilen, auf die eigentlich chemische Analyse der Pflanzen über. Alle vegetabilischen Substanzen haben drei primitive Grundstoffe: Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff. Ihr verschiednes Verhältniß begründet die Verschiedenheit der vegetabilischen Substanzen unter einander. Von diesen aus den drei genannten Grundstoffen zusammengesetzten Substanzen hat die Chemie bis jetzt folgende von einander unterschieden: 1. den Extractivstoff oder ausziehbaren Theil; 2. den Schleim oder das Gummi; 3. den Zuckerstoff oder Zucker; 4. das wesentliche Salz oder die Säure; 5. das fette oder fixe Oel; 6. das flüchtige oder wesentliche Oel; 7. den Campher; 8. das Harz; 9. den Balsam; 10. das Gummiharz; 11. das elästische Gummi oder Harz; 12. die Stärke oder das Stärkemehl; 13. den Gluten oder Kleber; 14. das Holz oder den fibrösen Theil; 15. das gerbende Princip oder Tannin. Mehrere dieser Substanzen sind der Umbildung in einander fähig. So geht der unschmackhafte Schleim in Zucker oder Säure über. Diese Umwandlungen geschehen durch Feuer, Wasser, Luft, Säuern, Alkalien, welche mehr oder weniger

das Gleichgewicht der Grundſtoffe ändern. Auf dieſe Art we
nähern Beſtandtheile der Vegetabilien ohne Unterlaß ihren G
ihre Farbe, Conſiſtenz und Geruch mittelſt unaufhörlicher Ve
gen in dem Gleichgewichte und Verhältniß ihrer Grundſtoffe.
dung der verſchiednen Subſtanzen in den Gewächſen iſt alſo
wahrer chemiſchen Operationen, welche man vom Keimen bis
der Frucht verfolgen kann. Zu beſtimmen, wie die genannte
ven Grundſtoffe durch Licht und Wärme abſorbirt und unt
durch den vegetabiliſchen Organismus ſo verbunden werden, d
verſchiednen Materien erzeugen, aus welchen die Pflanzen zuſ
ſetzt ſind, und welche ſich bei ihrer letzten Analyſe wieder in je
ſtoffe auflöſen: das iſt das Problem der Vegetation, deſſen L
Mittelpunkt ausmacht, in welchem die Unterſuchungen der
zuſammentreffen müſſen. Die Art und Weiſe, wie die Pflan
ſen, d. h. wie die ſie nährenden Theile in das Weſen der Pfla
gehn, wird ſo angegeben: Das Waſſer und der Kohlenſtoff
in ihre Beſtandtheile auf, gehen neue Verbindungen ein und
die feſten Theile der Pflanzen. Der Waſſerſtoff verläßt d
Sauerſtoff, um ſich mit dem Kohlenſtoffe zu verbinden, wor
Harz und dergleichen entſtehen. Zugleich entwickelt ſich der
aus dem Waſſer und der Kohlenſäure, und geht in Verbin
dem Licht= und Wärmeſtoffe als Sauerſtöffgas weg. Durch d
geſchieht nun auch die Vermehrung der Pflanzenfibern oder d
liche Wachsthum ſelbſt, obgleich wir die Art und Weiſe n
einſehn. — Von der Befruchtung und damit verbundenen
zung der Gewächſe, ſo wie von den Befruchtungswerkzeugen
unter dem Artikel **Befruchtung** das Allgemeine geſag
Bei den mehrſten Pflanzen ſind beide Geſchlechter in Einer V
einigt, bei wenigen ſind ſie getrennt. Jene nennt man, wie
uneigentlich, Zwitterblumen, dieſe männliche oder weibliche.
den letztern ſtehen entweder auf Einem oder auf zwei ve
Stämmen. Bei den ſogenannten Zwitterblüthen geht die B
am leichteſten von Statten, auch da, wo Ein Stamm män
weibliche Blüthen trägt, hat ſie keine ſonderliche Schwierigkeit
wo beiderlei Blüthen völlig getrennt ſind, und der eine St
männliche, der andre nur weibliche Blüthen trägt, kann ſie
gen, wenn beide Geſchlechter nahe genug ſtehn, daß der Sam
männlichen Blüthen den weiblichen vom Winde oder durc
zugeführt werden kann. Außerdem fällt der Fruchtkeim ent
oder er bildet ſich zwar zu einer Frucht, die aber des Keimen
hig iſt. Auf den Zeugungstheilen der Gewächſe beruht die
gemachte Eintheilung derſelben oder das Sexualſyſtem, das
ſeiner Mängel unter allen je entworfnen Pflanzenſyſtemen do
lichſte Ueberſicht gewährt und daher vor allen den Vorzu
Auch ſind die damit, namentlich von Thunberg, vorgenomm
änderungen nicht immer beifallswürdig. Linné theilte alle G
24 Claſſen. Davon ſind die 13 erſten griechiſch, nach der
Staubgefäße oder männlichen Befruchtungswerkzeuge, be
heißen: 1. Monandria mit 1 Staubgefäß; 2. Diandria
Triandria mit 3; 4. Tetrandria mit 4; 5. Pentandria mit
xandria mit 6; 7. Heptandria mit 7; 8. Octandria mit
neandria mit 9; 10 Decandria mit 10; 11. Dodecandria
19; 12. Isocandria mit 20; 13. Polyandria, mit mehr
Staubgefäßen. — In allen dieſen 13 Claſſen werden die

Digitized by Google

(Unterabtheilungen) nach der Zahl der weiblichen Geschlechtstheile, d. h. der Staubwege bestimmt, z. B. Monogynia, mit einem Staubwege, Digynia, mit zwei Staubwegen, Trigynia, Tetragynia u. s. w. — Die 14te und 15te Classe werden nicht bloß nach der Zahl, sondern mehr nach der verschiednen Lage der Staubfäden bestimmt. Sie heißen: 14. Didynamia, zweimächtige, in deren Blüthen allemal vier Staubgefäße, von denen zwei längere (gleichsam mächtigere) Staubfäden haben; 15. Tetradynamia, viermächtige, in deren Blüthen allemal sechs Staubgefäße befindlich, deren vier mit längern Staubfäden versehen sind. — Jede dieser beiden Classen enthält nur zwei Ordnungen, welche in der 14ten danach bestimmt werden, ob der Samen in der Samenkapsel offen daliegt (gymnospermia), oder ob er bedeckt ist (angiospermia); in der 15ten Classe aber nach der Form der Samenbehältnisse, welche entweder Schötchen (siliculosa) oder Schoten (siliquosa) sind. Bei der 16ten, 17ten und 18ten Classe liegen die Staubgefäße der Zahl der Haufen nach, in welchen sie vereinigt sind, zum Grunde; 16. Monadelphia, einbrüdrige, wenn die Staubgefäße in Einem Haufen; 17. Diadelphia, zweibrüdrige, wenn sie in zwei Haufen beisammenstehn; 18. Polyadelphia, vielbrüdrige. — Die Ordnungen werden in diesen Classen nach der Zahl der einzelnen Staubgefäße bestimmt, monandria, diandria, triandria u. s. w. — 19. Syngenesia, zusammengewachsene. Fast alle hieher gehörigen Blumen sind aus einer Menge Blümchen auf einem gemeinschaftlichen Blumenboden zusammengesetzt. Diese Classe hat sechs Ordnungen: a. Polygamia aequalis, wenn die zusammengesetzte Blume aus lauter Zwitterblümchen besteht; b. Polygamia superflua, wenn in einer zusammengesetzten Blume sowohl fruchtbare weibliche als Zwitterblümchen sind; c. Polygamia frustranea, wenn in einer zusammengesetzten Blume sich zwar Zwitter- und weiblicher Blümchen beisammen finden, erstere aber nur fruchtbar und samenbringend sind; d. Polygamia necessaria, wo der umgekehrte Fall Statt findet, indem die Zwitterblümchen keine wahren Narben haben, und folglich die weiblichen Blümchen allein, nachdem sie durch die Staubbeutel in den Zwitterblümchen befruchtet worden, Saamen tragen; e. Polygamia segregata, wenn die Blümchen, woraus die zusammengesetzte Blume besteht, von einander durch besondre Kelche abgesondert sind; f. Monogamia, einehige, die keine zusammengesetzten, sondern einfache Blumen haben, in welchen die Staubbeutel verwachsen sind. 20. Gynandria, weibermännige oder eifersüchtige, in deren Blüthen die männlichen und weiblichen Befruchtungswerkzeuge in einander verwachsen sind. Die Ordnungen werden nach der Zahl der Staubgefäße bestimmt, Monandria, Diandria u. s. w.; 21. Monoecia, einhäusige, wo die Geschlechter getrennt, doch auf einem Stamme befindlich sind. Die Ordnungen werden nicht nur nach der Zahl der Staubgefäße bestimmt, sondern es gibt auch Monadelphia, Syngenesia und Gynandria unter den Einhäusigen. Bei letztern ist ein unvollkommner Stempel in den männlichen Blüthen vorhanden, worauf die Staubgefäße stehn; 22. Dioecia, zweihäusige oder Gewächse mit ganz getrennten Geschlechtern, d. h. auf einem Stamme blos männliche, auf einem andern bloß weibliche Blüthen. Die Ordnungen sind wie bei der 21sten Classe; 23. Polygamia, Gewächse mit vermengten Geschlechtern, d. h. es sind Zwitterblumen nicht nur mit weiblichen oder männlichen, sondern auch mit beiden zugleich bei einer Pflanzengattung verbunden. Die drei Ordnungen dieser Classe heißen: Monoecia, Dioecia und Trioecia, je nachdem die Vermengung auf Einem, zwei oder drei Stämmen Statt findet; 24.

Cryptogamia. In dieſe Claſſe ſetzte Linné alle Gewächſe, bej
keine Befruchtungswerkzeuge fand, die zum Theil ſpäter entd
den ſind, die aber auch da, wo man ſie nicht kennt, gewiß v
ſind. Sie enthält vier Ordnungen, nämlich Farnkräuter,
Flechten und Schwämme. Die Palmen, deren Geſchlechtsthe
nicht zu beſtimmen vermochte, und die er deßhalb in einem A
ſchrieb, ſind jetzt in die Claſſen, wohin ſie gehören, vertheilt n
Wir ſchließen dieſen Artikel mit einer kurzen Erwähnung der
krankheiten. Dieſe entſtehen entweder aus vermehrter oder ver
Lebenskraft. Zu erſtern gehört die Saftfülle, die für eine
geltende Gefülltheit der Blumen (indem die Staubfäden ſich i
verwandeln) und die Entzündung; zu letztern die Auszehrung,
der Brand und der Keimtod.

Pflanzenthiere, ſ. Zoophyten.

Pflicht, Pflichten. Von der Pflicht des Menſchen r
und Pflicht *erkennen* wir nur *da*, wo die ſinnliche und b
Natur des Einzelnen etwas anders fodert, als die *Vernunf*
Geiſte der Menſchheit ſpricht, und das Geſetz der *einen* Men
ſich enthält. Darum ſchreiben wir ferner auch den Thieren kei
ten zu, denn ſie ſind der äußern Nothwendigkeit in der Befriedig
ſinnlichen Triebe und Begierden unterworfen. Ein Weſen abe
nicht bloß ein ſinnliches iſt, ſondern die Fähigkeit hat, ſeine N
die umgebende Welt zu erkennen, trägt darin ſeine Würde,
und ſeine Handlungen nach einem *freierkannten* Geſetze
men (Autonomie); dieſes Geſetz geht daher nicht, wie das
äußern Natur, auf ein *Müſſen*, dem nicht auszuweichen i
auf ein *Sollen*, auf eine innre Nothwendigkeit, welche nur
nünftigen, als ſolchem, einleuchtet, auf Handlungen, welche
oder gethan werden können, und die wir *in ſo fern* willkür
nen. Was die Vernunft als Geiſt der Menſchheit fodert, iſt da
in dem Auflehnen der willkürlichen Triebe und Neigungen
Geſetz beruht der Same alles *Böſen*. Nun iſt aber der M
dann ſeiner eigenthümlichen Natur getreu, wo die Triebe un
den durch Vernunft beherrſcht werden, und er wird *erſt*
wahrhaft ſittlich frei, und immer unabhängiger von dem
Jene innre oder ſittliche Nothwendigkeit daher, das Vernunft
thun, dann auch das Thun und Laſſen ſelbſt, wozu das freie
weſen keine äußere Nothwendigkeit, ſondern eine innre treib
wir *Pflicht*. Alle Pflicht beruht alſo darauf, daß das Ver
ſich innerlich widerſprechen würde, wenn es ſich als ſich ſelbſtbeſ
Vernunftweſen und die Vernunft als ſeine Würde erkennte, in de
ken auf die umgebende Welt aber dieſe Würde dadurch verläugn
einem andern Geſetze huldigte, und ſich den Antrieben der ſinnlic
überließe. Je mehr aber die Tugend oder die Vernunftmäßigk
licher Handlungen ſich der Vollkommenheit nähert, je mehr
Vernunft die Triebe der ſinnlichen Natur ſich unterworfen
geringer wird der Streit zwiſchen *Pflicht* und *Neigun*
iſt ebenfalls auch bei dem *höchſten* Grade ſittlicher Vollko
welchen Menſchen erreichen, von *Pflicht* und *Geſetz* nicht
Denn das Gute wird hier zu einem freien Triebe der ſittlic
erhoben, die ſich nicht *nöthigt*, das Vernunftwidrige zu
und das *Vernunftmäßige* gilt nicht als eine Foderung
als das, was ihre edelſte Neigung befriedigt. Hieraus wird
daß der Menſch im ſtrengen Sinne die Pflicht nicht üben ſol

Digitized by Google

Pflicht willen, wie sich viele ausgedrückt haben, sondern vielmehr um der höhern Vollkommenheit willen, welche der im Streit mit seinen Neigungen begriffene Mensch durch Pflichtübung erlangt, und die in der Uebereinstimmung des Menschen mit der Idee der Menschheit, somit auch in der höchsten Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst besteht. Der beharrliche Zustand der Pflichtübung oder der Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit aber ist Tugend; und der Wille, der die Pflicht will, ist ein guter Wille. Die Pflichten, d. h. die Handlungen, zu welchen wir uns innerlich (d. i. durch Vernunft) genöthigt fühlen, lassen sich mannigfaltig eintheilen. Die gewöhnlichste Eintheilung ist die in Tugendpflichten und Rechtspflichten (nach Andern: innere Pflichten oder Gewissenspflichten, und äußere, oder Zwangspflichten). Sieht man nämlich bei den Handlungen der Menschen auf das äußere Verhältniß derselben zu einander, so giebt es Pflichten, in deren Hinsicht jeder nur von sich selbst abhängt, bei denen nur sein Gewissen gilt und auf seine Gesinnung gesehen wird, und Pflichten, deren Erfüllung von Andern auch mit äußerm Zwang gefodert werden kann, weil einige Handlungen Bedingungen der naturgemäßen Existenz des Menschen in geselligen Verhältnissen sind, andre entgegengesetzte dieselben aufheben. Ersteres sind die Tugendpflichten, von denen die Tugendlehre oder Pflichtenlehre im engern Sinne, letzteres die Rechtspflichten oder Verbindlichkeiten (s. d. Art.), von welchen vorzugsweise die Rechtslehre oder das Naturrecht handelt. Bei letztern wird nur die Legalität der Handlungen betrachtet. Sonst theilt man die Pflichten auch ein in unbedingte, welche keine Einschränkung gestatten, und bedingte, welche eine solche zulassen. Da aber das Sittengesetz unbedingt gebietet, so kann es in diesem Sinne keine bedingten Pflichten geben. Eine alte Eintheilung derselben war die in vollkommne und unvollkommne; aber die Bedeutung dieser Worte wird verschieden genommen. Gewöhnlich nannte man vollkommne solche, bei denen der äußere Zwang zu ihrer Erfüllung hinzutreten kann. Ferner nennt man die Pflichten allgemeine, die für alle Menschen und besondre, die nur für bestimmte Verhältnisse gelten. Die sehr gewöhnliche Eintheilung endlich, welche auf der Verschiedenheit der Gegenstände des Handelns beruht, nämlich in Pflichten gegen sich selbst, gegen andre Menschen und gegen Gott, ist neuerlich sehr bestritten worden. Vornehmlich dürfte dabei bemerkt werden, daß diese Eintheilung die Pflichten gegen die Natur, z. B. gegen die Thiere, ausschließt.

T.

Pflichttheil. In der Regel kann jeder, wo Vererbung durch Testamente Sitte ist, zu seinem Erben wählen, wen er will. Doch hat man fast überall in der Gesetzgebung auf nahe Verwandte Rücksicht genommen, und durch ihr Verhältniß zu dem Erblasser jenes Recht zum Wohl der Familien beschränkt. Das römische Recht, welches die Norm aller neuern Rechte geworden ist, setzt ebenfalls eine solche Beschränkung fest, und verordnet, daß der Erblasser einen gewissen Theil seines Vermögens gewissen Personen nothwendig hinterlassen muß, und daß auch ohne seine Erklärung dieser Theil an sie fallen soll. Dieser Theil wird der Pflichttheil (lateinisch die legitima, nämlich portio hereditatis) genannt, weil man es mit Recht für eine Pflicht und Nothwendigkeit hält, zuerst für seine Anverwandten zu sorgen. Die nächsten Anverwandten sind nämlich diejenigen Personen, welche den Pflichttheil fodern können, sie heißen daher auch nothwendige Erben, zuweilen auch Notherben. Das römische Gesetz bestimmt genauer,

wer dazu gehöre, nämlich: 1. alle Deſcendenten (oder V
niederſteigender Linie), ohne Unterſchied des Grades und Ge
auch noch ungeboren. Jedoch hat der Grad der Deſcendenten i
Einfluß, daß man nur diejenigen Deſcendenten zur Fode
Pflichttheils zuläßt, die den Erblaſſer auch ohne Teſtament bee
nen, und dem Grade nach die nächſten ſind. In Ermanglung
die Adſcendenten (oder Verwandte aufſteigender Linie),
terſchied, ob ſie von väterlicher oder mütterlicher Seite, mitte
unmittelbar ſind. Nur iſt auch hier wieder die Vererbungs
Teſtament der Maßſtab: 3. die Geſchwiſter des Teſtators, w
hier den letztern nachſtehn, und nur dann auf den Pflichttheil
machen können, wenn ihnen eine ehrloſe Perſon im Teſtamente
gen worden iſt, und wenn ſie vollbürtig ſind, oder wenigſtens
Teſtator Einen Vater haben. Der Pflichttheil beſteht nach
Rechte, wenn vier oder weniger, die ihn fodern können, vorhan
im dritten Theile, ſind mehr als vier vorhanden, in der
deſſen, was ohne Teſtament auf jeden dieſer Verwandten komm
(der Inteſtatportion); ſind die, welche den Pflichttheil zu fode
zugleich auch die alleinigen nächſten Inteſtaterben (dieſes iſt de
Deſcendenten), ſo kommt es auf eins hinaus, ob man den P
als Theil der Inteſtatportion oder des ganzen Ver
betrachtet. Wenn Kinder und Enkel concurriren, ſo trete
kel an die Stelle ihrer Aeltern, ſo daß diejenigen, welche von
Sohne oder derſelben Tochter abſtammen, zuſammen nur
Perſon gerechnet werden. Wenn lauter Enkel und keine Ki
handen ſind, ſo kommt es darauf an, ob ſie alle von einem
verſchiednen Stämmen herrühren; im erſtern Falle wird ih
nach Köpfen beſtimmt, im zweiten werden ſie allemal nur als
treter ihres eignen Adſcendenten behandelt, und dann entſ
Zahl der Adſcendenten über die Größe des Pflichttheils. Bei
lung des Pflichttheils iſt ferner auf den Vermögenszuſtand zu
Todes des Teſtators zu ſehn. Auch muß vom ganzen Ver
Betrag der Schulden abgezogen werden, der Pflichttheil d
durch nichts beſchwert oder vermindert werden, und jede Be
wird als nichtig angeſehn. Zu den Beſchwerungen wird es a
net, wenn ein Teſtator einen Zweck, oder eine Bedingung fe
und unter welchem der Pflichttheil gegeben werden ſoll. D
theil fällt endlich weg, wenn Perſonen rechtmäßiger Weiſe,
den im Geſetz vorgeſchriebnen Bedingungen und gültigen Urſa
erbt oder übergangen werden. Denn iſt keine rech
Urſache vorhanden, ſo kann auch das Teſtament von denen
Pflichttheil zu fodern haben, umgeſtoßen werden. In Hin
Urſachen, ſo wie in Rückſicht der Größe des Pflichttheils fin
beſondern Geſetzgebungen viele Abweichungen von dieſen allge
ſtimmungen Statt, welche hier anzuführen, zu weitläuftig ſey

Pforr (Johann Georg), ein berühmter Thiermahler,
zu Upſen in Niederſachſen geboren, und trat als Zögling in
bauakademie zu Reichelsdorf. Schon als Knabe zeichnete er
tre Anleitung Pferde, und erregte dadurch ſo viel Aufmerkſa
er von dem Miniſter von Weitz als Mahler in der Porzella
geſtellt wurde. Dieſe Art Arbeit gefiel ihm jedoch ſo weni
nach einigen Jahren zu ſeinen Aeltern zurückkehrte. Als
die Mahlerakademie zu Caſſel eröffnet wurde, wanderte er, ei
dreißigjähriger Mann, wieder als Schüler dahin, erhielt be

stellung 1778 den ersten Preis und wurde bei der folgenden als Mitglied aufgenommen. In dem dortigen Galerieinspector Tischbein hatte er einen Freund, und in dessen Schwester eine Geliebte gefunden, welcher er 1784 die Hand bot. Er ließ sich nun häuslich zu Frankfurt nieder, und lebte dort in allgemeiner Achtung; aber schon 1789 starb er an einer Brustkrankheit, die er sich früher als Bergmann zugezogen hatte. Pforr war ein Mann der Natur und Wahrheit, menschenfreundlich, dienstfertig, höchst gefühlvoll und unverbrüchlich rechtschaffen. Seine Bilder tragen das Gepräge seines Charakters; Wahrheit und schöne Natur. Er ist der deutsche Wouwermanns, ausgezeichnet als Thiermahler, und zumal unübertroffen in der Darstellung des Pferdes. Seine Bilder, die er nur leicht untermahlte, und dann gleich ausführte, sind in warmer lieblicher Färbung und mit einem kräftigen Pinsel gemahlt. Sein Vorbild war allenthalben die Wirklichkeit; er gab die Gegenstände, wie er sie sah, nicht wie er sie von andern Meistern behandelt fand. Mit äußerstem Fleiß und Reinlichkeit vollendete er seine Handzeichnungen, führte diese gern in bunten Tuschen aus, und hatte die Kunst ganz studirt, solche Blätter mit einem anmuthigen Colorit zu überhauchen. In der Ausführung ging er bis in die kleinsten Details, wobei aber Weichheit und Wärme nicht vergessen wurden. Von ihm sind die meisterhaften Blätter zu Hünersdorfs Anleitung, Campagnepferde abzurichten. Zu einem Hefte der vorzüglichsten Pferderacen hatte er bei seinem Tode eilf Platten vollendet. Es ist jetzt erschienen. Außerdem gibt es noch einige einzelne Blätter von ihm.

Pforte, s. Fürstenschulen.

Pforzheim, Oberamt, Stadt und Schloß im Pfinz- und Enzkreis des Großherzogthums Baden, am Einfluß der Würm und Nagold in die Enz. Die Stadt besteht aus der eigentlichen Stadt, der Altstadt, der Aue und der brözinger Vorstadt, und zählt 5000 Einwohner. Sie ist wichtig wegen ihres Holzhandels mit Holland, ihres Getraide- und Weinhandels, ihrer Tuch-, Zeug- und Strumpffabriken, ihrer Bijouterie- und Uhrenfabrik, Leinwandbleiche, Stahlarbeiten, Eisen- und Schmelzhütten.

Pforzheim (die 400 Bürger von). — In jenem furchtbaren Kriege, welcher, in Prag begonnen, auch in Prag nach dreißig Jahren endete, während deren Deutschland zu einer Wüste geworden war, glänzt die That der 400 Bürger von Pforzheim in strahlendem Ruhme empor. Was in grauer Zeit bei Thermopylä jene 300 Spartaner unter Leonidas Anführung — was nachmals, das hehre Beispiel im Auge, 400 Römer, nach dem Aufrufe des kalt entschlossenen Quintus Cäcidius, in Sicilien herrlich vollbrachten, beide Heldenschaaren fürs Vaterland: das thaten jene 400 Pforzheimer, die, begeistert durch die hell erkannte Pflicht und den einzig höchsten Ruhm in entscheidender Stunde, sich zum Opfer hingaben für das Vaterland und ihren Fürsten. — Im vierten Jahre des schrecklichen Krieges, 1621, in einem Augenblicke, wo sein Urheber, Kaiser Ferdinand II., so glücklich war, daß er daran denken durfte, dem Lutherthum in Deutschland überhaupt ganz ein Ende zu machen und sich selbst zum unumschränkten Herrn, da entstand wider diesen ein neuer Verband zwischen vier entschlossenen Männern: dem Markgrafen zu Baden-Durlach, Georg Friedrich, dem Herzog Christian von Braunschweig, dem Herzog von Jägerndorf, Johann Georg von Brandenburg und dem berühmten Grafen Ernst von Mannsfeld. Während ihrer vereinten Anstrengung gegen Ferdinands gewaltige Uebermacht traf es sich, daß am 6. May 1622 an den Ufern des Neckars

bei Wimpfen das schon müde gekämpfte kleine Heer des Markgrafen Georg Friedrich von Baden, etwa 20,000 Mann stark, mit dem überzähligen und sich wohl erholten österreich-spanischen Heere zusammenstieß. Ein entsetzlicher Kampf beginnt, der von des Tages Anbruch bis zu der Sonne Niedergang dauerte; viel kostbares Blut ist geflossen, ein deutscher Fürst, Magnus von Würtemberg, im Handgemenge gefallen, schon ist der Sieg durch Georg Friedrichs und des heldenmüthigen Bernhards von Weimar unerschütterliche Kraft errungen, als ein schrecklicher Unfall ihn ihren Händen wieder entreißt. Die Pulverwagen in des Markgrafen Heere haben Feuer gefangen und mit furchtbarer Zerschmetterung seiner Schlachtlinie fliegen sie in die Luft. Wer von seinem Heere es noch vermochte, rettete sich durch die Flucht, die Georg Friedrich nun nicht mehr aufzuhalten vermochte; mit zerrissenem Herzen rettete er sich endlich selbst erst dann, als das Flehen der Seinigen ihn fortriß. Doch der frohlockende, vor einem Augenblicke noch so gedemüthigte Feind folgte dem unglücklichen Markgrafen auf der Ferse; fast hatten seine Arme ihn schon erreicht; da warf seine schwache Leibwache, bestehend aus vierhundert Bürgern von Pforzheim, das weiße Regiment genannt, dem ganzen nachdrängenden Heere des Kaisers sich entgegen, an ihrer Spitze den edeln Bürgermeister Deimling, und seine hochherzigen Mitbürger Gerwig, Schober, Mayer, Geiger und Wilderfinn; mit unerschütterlicher Verläugnung stehen sie da, kämpfen, fallen, im eigenen Falle noch dem Feinde furchtbar, unbestechlich gegen alle Anerbietungen von Gnade und Ehre, die zwei Mal der erstaunende kaiserliche Feldherr Tilly ihnen thut; Alle, Mann für Mann fallen für die Rettung ihres Fürsten, und der ihm noch gebliebenen Schaar, für das Vaterland! — „Nimmer hätten wir in Deutschland so weit festen Fuß gefaßt, wenn wir anfangs unserer Ankunft solchen Widerstand gefunden!“ — sprachen die spanischen Feldobersten, erzählt das Theatrum Europaeum, das noch dazu meint: „daß das weiße Regiment wohl noch die Victory erlangt haben würde, hätten die Reiter noch Stand gehalten.“ — Also war die That der tapfern 400 Männer von Pforzheim ein vorleuchtendes Beispiel für Alle, die ihr Vaterland wahrhaft lieben und in Zeiten des Dranges und der Gefahr da stehen, wo sie durch gleiches Opfer nützlich werden und sich unvergänglichen Ruhm erwerben können. I.

Pfropfen (Impfen) heißt in der Gärtnerei, das abgeschnittne Reis eines Baums dem Stamme eines andern so einfügen, daß es mit demselben zusammenwächst. Es gibt dabei ein doppeltes Verfahren. Entweder spaltet man den Stamm, dem man das Pfropfreis einsetzen will, in der Mitte mit einem Messer und steckt das gehörig zugeschnittene Pfropfreis so ein, daß Rinde auf Rinde paßt, oder man lös't auf der einen Seite des Stammes die Rinde etwas ab, und steckt das Pfropfreis dahinter ein. Die Pfropfreiser werden im November oder, bevor die Knospen anschwellen, im Frühling abgeschnitten; im ersten Fall muß man sie im Keller aufbewahren, damit sie nicht trocknen, auch vor dem Schimmel in Acht nehmen. Man wählt zum Pfropfen allemal vorjährige, glatte, gerade und gesunde Zweige von lebhaftem Wuchse. Man kann dem Reise drei bis fünf Augen lassen. Das Pfropfen geschieht gewöhnlich von der Mitte des Märzes bis in die Mitte des Aprils, wobei jedoch die Witterung sowohl als die Art der Bäume zu berücksichtigen ist. Die zu pfropfenden Stämme können 1 bis 2 Zoll im Durchmesser haben; ob man sie höher oder tiefer pfropft, ist gleichgültig, doch soll es sicherer seyn, die Stämme einige Zoll über der Erde

abzuschneiden. Den Spalt macht man nicht in der Mitte, denn das Mark des Stammes darf nicht verletzt werden. Die Rinde auf beiden Seiten des Spaltes muß glatt durchschnitten und nicht gefasert seyn, weil dies das Verwachsen hindert; die äußere Rinde des Keils aber am Pfropfreis genau mit der Rinde des Stammes zu beiden Seiten des Spalts anschließen, außerdem kann es nicht wachsen. Ist der Stamm einigermaßen stark, so hält er das Pfropfreis von selbst fest und man braucht den Spalt nur mit Baumwachs oder einer andern guten Baumsalbe, die nicht aufspringt, zu bedecken, damit keine Luft eindringen kann. Das Pfropfreis schießt noch in demselben Jahre ansehnlich. Bei schwachen Stämmen genügt ein Pfropfreis, bei starken kann man zwei bis vier einsetzen. Ueber das Copuliren, welches auch eine Art des Pfropfens ist, s. den eignen Art.

Pfund, ein Gewicht, dessen Schwere nicht überall und in allen Fällen gleich ist. Das gewöhnliche Pfund (Kramerpfund) hält meistens 16 Unzen oder 32 Loth. Ein Pfund Fleischergewicht ist schwerer. So haben auch die Tuchmacher schwerere Pfunde. Im Apothekergewicht hält das Pfund nur 12 Unzen oder 24 Loth, und ehemals war bei dem Gold- und Silbergewicht ein Pfund nur acht Unzen oder 16 Loth, eine Mark, daher man an einigen Orten Mark und Pfund noch gleichbedeutend gebraucht. Das schwere Pfund, wonach die Frachten zu Lande und Wasser, in diesem Falle besonders Schiffpfund, berechnet werden, hält ungefähr 3 Centner. In Zelle hält ein schweres Pfund, oder ein Pfund schwer, 320, in Hannover 336, in Bremen 306, in Osnabrück und Hildesheim 300, und an andern Orten nur 280 gewöhnliche Pfund. Außerdem gebraucht man das Wort Pfund, um eine gewisse bestimmte Anzahl von allerlei Dingen zu bestimmen und zu berechnen, wo häufig auf das Gewicht gar keine Rücksicht genommen wird, die aber von der ursprünglichen Bestimmung und Berechnung nach dem Gewichte auf andre Dinge, wobei daran nicht gedacht wird, ausgedehnt worden ist. So gebraucht man Pfund besonders von einer gewissen Menge gemünzten Goldes und Silbers, da eine gewisse Anzahl Münzen ein bestimmtes Gewicht haben müssen, und da man die Münzsorten, besonders die kleinern, häufig zu wägen pflegte. Ein Pfund Schillinge, Pfennige, Heller, so viel Schillinge u. s. w. als auf ein Pfund oder eine Mark, das heißt 16 Loth, gehen. Da die Schwere der Schillinge u. s. w. nicht immer gleich war, so ging auch nicht immer eine gleiche Anzahl Schillinge u. s. w. auf ein Pfund. Gewöhnlich rechnete man 20 Schillinge, jeden zu 12 Pfennigen, also 240 Pfennige auf ein Pfd. In dieser Bedeutung ist das Pfund noch in mehreren Ländern eine eingebildete Rechnungsmünze. Ein Pfund Flämisch hält in Hamburg 20 Schillinge flämisch oder 120 Schillinge Lübisch, d. h. 2 1/2 Thaler. Im Würtembergischen ist ein Pfund 20 Schillinge oder 120 Pfennige. Ein Pfund schwarzer Münze, wonach in Bayern die Grundzinsen und gerichtlichen Geldstrafen berechnet werden, hält 41 Schillinge oder 5 6/7 Gulden weißer Münze. Ein Pfd. Pfennige eben dieser schwarzen Münze hat 8 Schillinge, 32 Groschen oder 1 1/7 Gulden weißer Münze. In Bern gilt ein Pfund 7 1/2 Batzen, in Unterwalden 5 Batzen. Die Bank zu Berlin rechnet nach Bankpfunden (Pfund Banco), jedes zu 30 Groschen. Die französischen Pfunde, Livres, halten ungefähr 6 Groschen; die italienischen Pfunde, Lire, nur 2 1/4 Groschen, die englischen Pfunde, Pfd. Sterling, sind die schwersten, und gelten, je nachdem der Cours ist, 5 bis 6 Thaler. In weiterer Bedeutung ist Pfund auch eine Menge von 240 Stücken.

Pfyfer (Ludwig), Ritter und Generallieutenant in französischem Dienste, Erfinder der in erhabner Arbeit verfertigten Karte der Schweiz, geboren zu Luzern 1715. Er trat früh in französische Kriegsdienste, wurde 1738 Hauptmann und Ritter des St. Ludwig-Ordens und zehn Jahre darauf Maréchal de camp. Er wohnte den Feldzügen von 1734 bis 1747 bei und befand sich 1744 bei den Belagerungen von Menin, Spren und Freiburg und in den Gefechten bei Raucour und Lauseld. Seine Vaterstadt ernannte ihn zum Mitglied des großen Raths und 1752 zum Mitglied des innern Raths. Im Jahr 1763 ward er Chef eines Regiments, legte zwar 1768 das Commando desselben nieder, blieb jedoch in französischen Diensten und starb im Jahr 1802. Als Militär zeichnete er sich durch Kenntnisse und persönliche Tapferkeit aus; in der Künstlerwelt aber hat er sich ein bleibendes Andenken erworben als Erfinder der in erhabner Arbeit in Wachs modellirten topographischen Abbildung eines Theils der innern Schweiz, welche unstreitig die vollkommenste Landkarte von diesem Lande ist. Ihre geometrische Genauigkeit in allen Gestalten der Felsen und Berge, die Treue selbst bei den geringsten Fußsteigen, Hütten und Kreuzen, und die außerordentliche Wahrheit in der Nachbildung der Natur verdienen Bewundrung. Reisende, die von Luzern aus, wo dieses Kunstproduct noch jetzt gesehen werden kann, die Alpengebirge und das Innere der Schweiz bereisen wollen, können zuvor an diesem Werke jeden Fußpfad, jede Naturmerkwürdigkeit, die sie zu beachten haben, kennen lernen. Schon der flüchtige Anblick desselben gewährt einen eignen Genuß. Pfyfer gebührt nicht nur der Ruhm des ersten Gedankens einer solchen Naturnachbildung, sondern auch eines unglaublichen Fleißes bei richtiger Ausführung desselben.

Phädra, Tochter des cretensischen Königs Minos, und der Pasiphae, und Schwester der Ariadne. Theseus, der bekannte athenienſische König, heirathete sie, und als sie einst zufällig an einem dritten Orte ihren Stiefsohn, Hippolytos, den sie noch nicht gesehen hatte, und den sie nicht als Theseus Sohn erkannte, traf, verliebte sie sich auf das heftigste in den schönen Jüngling. Dieser erwiederte ihre Leidenschaft nicht und die Folge war, daß sie in rasender Verzweiflung sich selbst tödtete, und auch den Geliebten unglücklich machte, den sie aus Rache eines frevelhaften Angriffs auf ihre Ehre bei ihrem Gatten beschuldigte. Dieser aber sprach den Fluch über den Sohn aus, und Poseidon ließ ihn durch einen baldigen gewaltsamen Tod des Hippolytos in Erfüllung gehn. Nach Andern wurde Phädra von Theseus ermordet. Zwei der berühmtesten tragischen Dichter der Alten, Sophokles und Euripides, wählten die Phädra zur Hauptperson verloren gegangener Tragödien. Dasselbe hat ein neuerer Dichter gethan, der Franzos Racine, dessen Phädra von Schiller übersetzt worden ist, und über welche wir auch eine Schrift von dem scharfsinnigen Kunstrichter A. W. Schlegel besitzen. Unter den ovidischen Heroiden befindet sich auch ein Brief dieser Phädra an Hippolytus. S.

Phädrus, ein lateinischer Fabeldichter, gebürtig aus Thrazien. Wahrscheinlich wurde er in einem zarten Alter als Sclav nach Rom gebracht und hier kam er in die Dienste des Kaisers Augustus, der ihn freiließ. Von seinem Leben ist nichts weiter bekannt, als daß er unter der Regierung des Tiberius durch die Ungerechtigkeit und Tyrannei des Sejanus litt, den er überlebte. Nach seiner eignen Erklärung war er nicht darauf bedacht, Reichthümer zu erwerben. Er lebte demnach wahrscheinlich in mäßigen Umständen und starb in einem hohen Alter.

Er verfaßte fünf Bücher Fabeln in jambischen Versen, die sich durch Reinheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, so wie durch Einfachheit vortheilhaft auszeichnen. Den Stoff entlehnte er zum Theil aus dem Aesop, mischte jedoch auch eigne Geschichten und Erzählungen ein. Das Werk des Phädrus scheint im Alterthum nicht sehr bekannt geworden zu seyn, da es nirgend erwähnt wird, und Seneca sogar sagt, die Römer besäßen keine äsopischen Fabeln. Dieser Umstand könnte Zweifel an der Echtheit der vorhandnen Fabeln erregen, wenn ihre Schreibart sie nicht in das beste Zeitalter der römischen Literatur versetzte. Den Neuern blieben sie bis 1595 unbekannt. Damals entdeckte Franz Pithou eine Abschrift in der Bibliothek von St. Remi zu Rheims und schickte sie seinem Bruder Peter, welcher sie bekannt machte. Die schätzbarsten Ausgaben sind von Burmann, Amst. 1698 8. und Leyden 1727, 4.; die vollständigste von Schwabe.

Phäëton, ein Sohn des Helios und der Klymene und Bruder der Heliaden. Auf Antrieb seiner Mutter (so erzählt die Fabel) bat er den Helios, der ihm die unbedingte Erfüllung eines Wunsches zugesagt hatte, ihm einmal seinen Sonnenwagen zu leihn. Kaum aber hatte er ihn bestiegen, als die Sonnenrosse, den Lenker verachtend, von der Bahn abschweiften und alles entzündeten. Die Aethiopier zur Linken wurden von der nahen Sonne geschwärzt, und als der Wagen sogar rechtshin über die Erde hinauffuhr, schmetterte Zeus mit seinem Donner den Phaëton in den Eridanus. Dort fanden ihn seine Schwestern entseelt, und betrauerten ihn. (S. Heliaden).

Phaläna, Nachtschmetterlinge, Nachtvögel (s. Schmetterlinge).

Phalanx, bei den Griechen ein Truppencorps von 4, 8 und 16,000 Mann, das mit langen Spießen bewaffnet und in ein Viereck gestellt durch die Heftigkeit seines Angriffs gewöhnlich in der Schlacht den Ausschlag gab. Es bestand anfangs aus 4000 Mann, wurde aber nachher verdoppelt und vervierfacht. Der Befehlshaber eines aus 16,000 Mann bestehenden Phalanx war zugleich der Oberbefehlshaber. Die Verdoppelung des Phalanx geschah durch Philipp von Macedonien, daher man ihn auch den macedonischen nennt. Gewöhnlich standen die Phalangiten 16 Mann hoch; die hintern Reihen, welche mit ihren Spießen den Feind nicht mehr erreichen konnten, legten dieselben auf die Schultern ihrer Vordermänner und bildeten dadurch eine Mauer gegen die fliegenden Geschosse der Gegner. Immer ist der Phalanx in der alten Kriegsgeschichte wegen seiner Unüberwindlichkeit berühmt gewesen.

Phälaris, Tyrann von Agrigent in Sicilien, machte seinen Namen im Alterthum berühmt durch seine Grausamkeiten. Er war aus Astypalea auf Creta gebürtig, wurde von dort wegen seiner politischen Intriguen verbannt, kam nach Sicilien und wußte sich hier um das J. 571 vor Chr. Geb. der Herrschaft von Agrigent zu bemächtigen. Gleich den meisten Usurpatoren suchte er durch Härte und Strenge die erworbene Gewalt zu behaupten. Das unerhörteste Beispiel seiner Grausamkeit war die Strafe des ehernen Stiers. Dieser Stier, welchen der Athenienser Perillus verfertigt hatte, war hohl und konnte den Verbrecher in seinen Bauch aufnehmen. Alsdann wurde er glühend gemacht, und so der Eingeschloßne langsam zu Tode gepeinigt. Das Angstgeschrei des Unglücklichen ahmte durch einen künstlichen Mechanismus das Gebrüll des Stiers nach. Phalaris soll durch eine Art tyrannischer Gerechtigkeit den Erfinder dieses Stiers zuerst darin haben hinrichten lassen. Nach einer ungefähr sechzehnjährigen Regierung kam er in ei-

nem Volksaufſtand um. Die unter dem Namen des Phalaris vorhandenen Briefe ſind unecht, wie Bentley gegen Boyle unläugbar bewieſen hat. Die neuſte Ausgabe derſelben iſt von Valkenär, Gröningen, 1777, 4.

Phänomen nennen wir jedes Ereigniß, welches wir mittelſt unſrer Sinnenwerkzeuge in der uns umgebenden Körperwelt wahrnehmen. Alle Phänomene ſind ein Gegenſtand der Naturlehre, welche ſie zu erklären ſucht. Dazu iſt erforderlich, daß ſie ſorgfältig aufgeſucht, beobachtet, Täuſchung von Wirklichkeit geſondert und Vergleichungen angeſtellt werden. Erſt dann wird es möglich, Folgerungen daraus herzuleiten, die auf die Urſachen der Phänomene und durch dieſe auf die allgemeinen Geſetze führen, nach welchen die Natur wirkt. Wo dies nicht möglich iſt, ſucht man ſich durch Vermuthungen oder Erklärungen zu helfen, welche Hypotheſen heißen. Bei dieſen Bemühungen, die erſten Urſachen der Phänomene aufzufinden, wird freilich endlich der Forſcher auf gewiſſe letzte Erſcheinungen treffen, die außer den Gränzen des Gebiets der Naturlehre liegen, und Gegenſtand einer höhern Wiſſenſchaft, der Metaphyſik, ſind, welche daher dem Naturforſcher nicht fremd ſeyn darf, da beide Wiſſenſchaften, Phyſik und Metaphyſik, vielſeitig in einander greifen und ſich gegenſeitig aufklären.

Phantaſie, Phantaſtiſch. Sonſt pflegte man in der Seelenlehre die Ausdrücke Phantaſie und Einbildungskraft faſt gleichbedeutend zu gebrauchen, wie man ſie im gemeinen Leben noch täglich verwechſelt. Mit den Fortſchritten der Pſychologie in der neuern Zeit hat man angefangen, die verſchiednen Geſtalten oder Beziehungen, in welchen die Einbildungskraft erſcheint, genauer zu unterſcheiden (ſ. d. Art. Einbildungskraft). Man nennt nämlich die Einbildungskraft, in ſo fern ſie das Gegebne, Gegenwärtige oder Abweſende vorſtellt, Einbildungskraft (imaginatio) im engern Sinne, im letztern Falle insbeſondre reproductive (nachbildende) Einbildungskraft. Die productive aber (hervorbringende, ſchöpferiſche) nennen wir Phantaſie. Das Schaffen der Phantaſie aber iſt kein urſprüngliches in dem Sinne, als ob die Phantaſie einen in der Natur gar nicht vorhandenen Stoff vorſtellen, oder in ihren Bildungen die ſinnlichen Grundformen der Natur und die Grundverhältniſſe des Lebens überſpringen und verändern könnte. Es hängt die Phantaſie daher auch von der Wirkſamkeit des äußern und innern Sinnes ab; denn immer ſtellt ſie das Sichtbare, Hörbare u. ſ. w., und die Veränderungen des innern Lebens vor. Der geborne Blinde kann daher durch ſeine Phantaſie nicht farbige Geſtalten, der geborne Taube keine Tonbildungen hervorbringen. Bilden wir uns eine Phantaſiewelt noch ſo ſchön und mannichfaltig aus, wie ſie nimmer in der Wirklichkeit gefunden werden mag, ſo wird das Sinnliche an ihr ſich doch auf Farben, Töne, das Geiſtige auf die innern Veränderungen unſerer Seele und unſre Verhältniſſe zur Welt beziehen. Sehr richtig ſagt daher Kant in ſeiner Anthropologie: „wir können uns für ein vernünftiges Weſen keine andere Geſtalt als ſchicklich denken, als die Geſtalt eines Menſchen. Daher macht der Bildhauer oder Mahler, wenn er einen Engel oder Gott darſtellen will, jederzeit einen Menſchen. Jede andere Figur ſcheint ihm Theile zu enthalten, die ſich ſeiner Idee nach mit dem Bau eines vernünftigen Weſens nicht vereinigen laſſen (als Flügel, Krallen, Hufe u. ſ. w.); die Größe dagegen kann er dichten, wie er will. Eben ſo bleiben wir auch bei dem allgemeinen Typus unſrer Pflanzen- und Thierwelt ſtehen, wenn wir die ſelbſtgeſchaffne Welt der Dichtung beleben und bevölkern wollen. Die

Stoffe und Grundformen der körperlichen und geistigen Natur werden mithin der Phantasie von der Natur gegeben; sie regt die Phantasie in ihrem Wirken an. Allein die nachbildende Einbildungskraft hält sich näher an die Erfahrung; die Phantasie erhebt sich auch über die Erfahrung. Sie äußert sich nämlich: 1. als Combinationsvermögen, indem es gegebene Formen mehr oder weniger willkürlich oder originell zu neuen Bildern, denen kein Erfahrungsgegenstand durchaus gleicht, verbindet. Unwillkürlich nämlich wirkt sie, wo man den Gedanken mehr leidend überlassen ist, und die Vorstellungen sich nach dem Naturgesetze der Vergesellschaftung gleichsam von selbst zusammenfinden. Der Traum (wo jedoch die Einbildungskraft sich auch reproductiv äußert), und der durch geistige Getränke bewirkte Rausch, das sogenannte Phantasiren des Fieberkranken, die Träumerei des Wachenden, welcher der Phantasie sich so unumschränkt überläßt, daß er nur seinen Einbildungen nachhängt und sie auf wirkliche Erfahrungen überträgt, sind solche Zustände. In den letztern Fällen wird jedoch nicht alle Willkür und alles Selbstbewußtseyn aufgehoben, welches bei den Geisteskrankheiten von höheren Graden, oder im starken Rausche, bei welchen eine unumschränkte Herrschaft der Einbildungskraft und Verwechselung der eingebildeten mit der wirklichen Welt eintritt, der Fall ist. Mit Willkür und Bewußtseyn äußert sich die Phantasie, wie sie entweder zu einem bestimmten Zwecke Vorstellungen zu neuen Bildungen verbindet (wie bei der Erfindung solcher Gegenstände, welche den sogenannten nützlichen Künsten angehören, z. B. gewisser Maschinen), oder ohne einen solchen Zweck zu haben, sich gleichsam den Eingebungen eines höhern Geistes überläßt und nach diesen ein anschauliches Ganzes bildet. Dort wird sie noch durch den Verstand (dem Vermögen der Zwecke) beherrscht; hier wirkt sie herrschend in dem Chore der Geisteskräfte und wird in vorzüglicher Beziehung auf Poesie das Dichtungsvermögen genannt (s. d. Art.). Sie ist aber auch 2. das Vermögen der Grundanschauungen (des Raumes und der Zeit (s. d. Art.), der Gestalt, Dauer, des Grades, der Zahl u. s. w.), welche Vorstellungen uns nicht durch Erfahrung gegeben werden; daher sie auch reine Anschauungen heißen und die Einbildungskraft, in so fern sie Quelle derselben ist, transscendental genannt wird. Ohne diese Anschauungen wären die Combinationen der Phantasie unmöglich, daher sie im eigentlichen Sinne productiv ist. Wir bleiben jedoch bei der Phantasie, die diesen Namen vorzugsweise führt, noch einen Augenblick stehen, um ihr Wirken genauer kennen zu lernen. Die Phantasie schließt sich noch an die gegebnen Gegenstände näher an, wenn sie dieselben in der Vorstellung vergrößert, verkleinert oder wiederholt vorstellt. Hieraus erklärt sich wohl der Hang vieler Menschen von großer Einbildungskraft zu übertreibenden Lügen, welche oft unwillkürlich sind; doch eben so wie die Phantasie durch Neigungen und Abneigungen (z. B. Neid) angeregt, auch absichtlich und unabsichtlich gewisse Gegenstände verkleinert. Zu dem unabsichtlichen Spiele der productiven Einbildungskraft, sagt daher Kant, in erster Beziehung kann man auch den Hang zum arglosen Lügen rechnen, der bei Kindern allemal, bei Erwachsenen, aber sonst gutmüthigen, dann und wann, bisweilen fast als anerbende Krankheit angetroffen wird, wo beim Erzählen die Begebenheiten und vorgeblichen Abenteuer, wie eine herabrollende Schneelavine wachsend, aus der Einbildungskraft hervorgehn, ohne irgend einen Vortheil zu haben, als bloß sich interessant zu machen; wie der Ritter John Fallstaf beim Shak-

speare, der aus zwei Männern in Frauenskleidern fünf Personen macht, ehe er seine Erzählung endigt. Mehr entfernt sich die Phantasie von den Sinnesanschauungen, wenn sie die Gegenstände selbst, oder ihre Theile in andrer Ordnung zusammenstellt, oder wenn sie Theile verschiedner Gegenstände in einem Bilde faßt, und ihre Eigenschaften und Verhältnisse vertauscht. Dieses Wirken wird a) bloß durch die Gesetze der Gedankenassoziation bestimmt, (durch das Gesetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit, Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Vorstellungen, so wie deren Beziehungen auf das individuelle Subject), und so wirkt die Phantasie meistens im Traume des Schlafenden, wie des Wachenden. Die Seele spielt mit den durch die Sinnenwelt veranlaßten Anschauungen, unbekümmert um deren Gegenstände — daher nennt man eben das Wirken der Phantasie ein Spiel mit Bildern — aber je lebhafter die Phantasie ihre Bilder entwirft und je mehr das Bewußtseyn der wirklichen Welt und seiner Selbst mangelt, wie im Traume und bei dem in seine Gedanken ganz vertieften Menschen, desto leichter vertreten sie die Stelle der wirklichen Gegenstände, und man glaubt, das Eingebildete auch äußerlich zu schauen. Im Traume ist jeder dieser Täuschung unterworfen, weil dieser Zustand die Vergleichung der angeschauten Bilder mit den Gegenständen nicht zuläßt; wer aber ohne Rausch im Wachen also träumt, daß er die Bilder seiner Seele für wirkliche Dinge hält und diese nach seinen Einbildungen behandelt, zeigt dadurch eine den Verstand überwiegende Phantasie, und wird darum Phantast genannt. Der wahre Dichter ist dies nicht, denn er behält bei allem Glauben an die poetische Realität seiner Phantasieprodukte immer das Bewußtseyn ihrer Verschiedenheit von den wirklichen Gegenständen. Indessen setzt auch dieses schon einen sehr hohen Grad überwiegender Phantasie voraus, und man pflegt im täglichen Leben gewöhnlich nur den einen Phantasten zu nennen, der seine Einbildungen in die wirklichen Gegenstände hineinträgt, das heißt, sie im Geiste vergrößert, ausschmückt, in beliebige Verhältnisse stellt, und nach diesem Eingebildeten Vorstellungen behandelt, kurz ein Mensch von vorzüglich reizbarer Phantasie. So ist mancher Mensch, oft nur in Beziehung einiger, ihn auf irgend eine Weise interessirender Gegenstände, Phantast oder phantastisch, und der Dichter hat in seinem Leben größtentheils eine Neigung dazu, es zu seyn. Aber Eins unterscheidet hauptsächlich den Dichter als solchen von dem Träumenden, Phantasten und Geistesverrückten: nämlich die ideale Bedeutsamkeit, Klarheit, Einheit und Originalität seiner Bildungen, welche b) nicht aus dem bloßen Gesetze der Gedankenassociation zu erklären ist. Der in reicher Anschauung gebildete Geist ist es, welcher, ergriffen von der Idee, die er in sich gefunden, diese selbstthätig zum Principe oder Mittelpunkte seiner Bildungen macht, welchem sich das Einzelne leicht und organisch anschließt. Wie kommt es aber, daß man einige Kunstwerke, vorzüglich Dichtungen, dennoch phantastisch nennt? Im Allgemeinen heißt phantastisch überhaupt, was der Phantasie angehört, eine vorherrschende Phantasie beurkundet, einer Phantasiewelt angemessener ist, als der Wirklichkeit (z. B. eine phantastische Kleidung, welche in die gewöhnliche Welt nicht passen will). Aber ist dies der Sinn, wenn man von phantastischen Dichtungen, Erzählungen u. s. w. redet? Spielt nicht jede Poesie im Reiche der Phantasie, und ist vermittelst ihrer hervorgebracht? Allerdings. Allein die Phantasie sticht in Stoff und Behandlung mehr oder weniger hervor; daher hört man so oft von einem phantastischen Stoffe, einer phantasti-

schen Behandlung reden, und nennt ein solches Product selbst vorzügsweise phantastisch. Das Antike z. B. ist weniger phantastisch als das Romantische; zu dem Begriffe des Romantischen selbst ist das Merkmal des Phantastischen wesentlich; Dante's, Ariosto's und Tasso's Gedichte sind es im hohen Grade. Ferner die Poesien einer Nation, z. B. der spanischen, sind es mehr als die einer andern, z. B. der englischen, weil in einigen Nationen die Phantasie glühender und daher vorherrschend ist. Gewisse Dichtungsarten und Kunstwerke sind ihrem Wesen nach phantastisch, z. B. Mährchen, die Arabeske. Ja es gibt Dichtungen und Tonstücke, welche man wegen des freiern, ungebundenen Gangs, den in ihnen die Phantasie nimmt, selbst Phantasien nennt, z. B. Jean Pauls Phantasie in der Neujahrsnacht; denn das umfassende Reich der Kunst gestattet jeder Kraft, die von dem poetischen Geiste ausgeht, ihre freie Aeußerung und ihr Gebiet, auch die Laune des Genius darf sich in ihr aber nur als Laune des Genius zeigen, welche selbst in dem freisten und kühnsten Schwunge das Gesetz der Schwere und aller Form ungezwungen und aus eignem Trieb beobachtet. Ein solches Werk hat daher vorzüglich die Eigenschaft, daß es tief in die Individualität des musikalischen Künstlers blicken läßt. Ein sinnreicher Kritiker sagt daher von der musikalischen Phantasie: wenn die Phantasie der eigentliche Culminationspunct des aus sich schaffenden Genius ist, der hier sein eignes Seelengemählde zeichnet, und die Form der Kunst zum bloßen Reflectirspiegel seines Innern macht, aus dem die Fülle in Klarheit hervortritt: so muß dem Kunstfreunde ein solches Werk um so schätzbarer seyn, je reiner sich in ihm der Genius des Schöpfers selbst, und ohne fremde Beihülfe, ohne Zwang irgend einer aufgegebnen Form darstellen kann. Die Phantasie ist der Monolog des Künstlers, in dem er das Eigne, Selbstempfundene rein ausspricht, während er sich zu den gegebnen Formen, zum Oratorium, zur Oper u. s. w. nur dialogisirend verhalten, das heißt, nur das geben kann, wozu ihn die gegebnen Formen veranlassen. Wenn er begränzt durch aufgestellte Kunstformen, nur immer nach diesen zu sprechen, sich auf diese Art mit Fremdem zu vermischen, und Fremdes in seine Schöpfung aufzunehmen mehr oder minder genöthigt wird; so sind im Gegentheil in der freien Phantasie alle jene Fesseln zerbrochen und der Genius des Künstlers ist in sein Urrecht — älter als die Formen — wieder eingesetzt, als Schöpfer, als Herrscher im Reiche der Klänge. Benutzte jeder Künstler diesen Wink, oder richtiger, gewöhnte sich der Genius der meisten Künstler minder an die Formen und verstände sich auf seine eigne Geistesemancipation im Reiche der Freiheit: so würde jede Phantasie, vorausgesetzt, der Künstler sey wirklich der Selbstschaffenden und nicht der Nachahmenden Einer, eine wahre Selbstschilderung, und der hellste Blick in sein schaffendes Innere seyn, aus dem man sein Walten und Wirken beschauen, sich gleichsam in seine Gedankenwerkstätte schleichen könnte. Eine solche Phantasie ist die berühmte von Beethoven mit Begleitung des ganzen Orchesters und mit schließendem Chor; in ihrer Ausführung eben so gewaltig, als in der Erfindung neu und originell. — So wirkt nun die Phantasie mit ihrer zauberischen Macht eben sowohl in dem regellosen Traume als in den kunstreichen Labyrinthen des Genius, sie schmückt und verschönert das Leben des Geistesgesunden durch Kunst und hohe Ideale, so wie sie es zu einer Quelle mannichfachen Elends für den Geisteskranken macht, indem sie überspannte Wünsche und unerreichbare Foderungen an das Leben erweckt. Sie erhebt in den Himmel, sie erniedrigt in den Abgrund des

Lasters, wo sie der niedern Sinnlichkeit dient; sie ist die Brücke von der Erde zum Himmel, der farbige Regenbogen, auf welchem die Götter in das Leben des Menschen schreiten, und schön singt Arndt (in seinen Gedichten S. 86) von ihr:

Vom Himmel komm' ich,
Zur Erde flieg' ich,
Bringe der Erde die Sterne,
Dem Himmel die Blumen;
Bin die Gemeinschaft
Des hohen Olympus
Und des grünen Gefilds ꝛc.

Es ist zu verwundern, daß wir die Phantasie nicht in der Reihe mythischer Personificationen der Griechen und Römer antreffen, denn der Phantasus ist nach Ovids Verwandlungen nur ein Sohn des Somnus oder des Schlafgottes, und zwar nur derjenige, welcher leblose Dinge zeigt oder darstellt. Wie weit diese Vorstellung von der aufgestellten Idee der Phantasie entfernt sey, wird jeder leicht einsehen. T.

Phantasmen, Erscheinungen (aus dem Griechischen von phaino, ich erscheine), sind Bilder, welche der Seele ohne einen äußern Gegenstand, bloß durch die Imagination, so lebhaft vorgestellt werden, daß sie dieselben außer sich zu sehn glaubt. Die Seele erhält die Vorstellungen von der Außenwelt durch die äußern Sinne. Da die Seele in dem irdischen Leben mit dem Nervensystem und vorzüglich dem Centralpunkt desselben, dem Gehirn, auf das innigste verbunden, und dieses der eigentliche Leib unsrer Seele ist, so folgt auch, daß die organischen Veränderungen und Verrichtungen des Gehirns auf die Seele, so wie die geistigen Thätigkeiten dieser auf die organische Thätigkeit oder Function des Gehirns, Einfluß haben. Eine der Thätigkeiten der Seele ist: Vorstellungen von Gegenständen der Außenwelt aufzunehmen und zu bilden, die den äußern Gegenständen entsprechen, zu vereinigen. Den Stoff zu dieser Thätigkeit erhält sie in den Anschauungen durch den Theil des Nervensystems, welcher der Außenwelt zugekehrt ist, um die Eindrücke der äußern Gegenstände aufzunehmen, nämlich durch die Sinne. (S. d. Art.) Durch die Sinne müssen demnach gewisse bestimmte Thätigkeiten in dem Gehirn erregt werden, welche der Seele Vorstellungen von den äußern Gegenständen geben, die sie zu einem Bilde derselben vereinigt, das dem äußern Gegenstande angemessen ist. Dies nennt man Anschauungen. Die Seele kann aber auch Vorstellungen erhalten, die zunächst von keinem äußern Gegenstande herrühren, indem sie entweder eigenmächtig schon gehabte Vorstellungen wieder zurückruft, und sie zu Bildern vereinigt, oder indem durch erregte Nerventhätigkeit im Gehirn Thätigkeiten und Bewegungen entstehn, welche gewisse Vorstellungen und Bilder in der Seele erregen. Dies ist die innern Bildung von Vorstellungen, daher Einbildung. Hierbei Imagination oder Einbildungskraft der Seele, das Vermögen der wird auch die organische Thätigkeit im Gehirn erregt, aber nicht so stark, als von den Sinneseindrücken, daher im Normalzustande die Bilder der Imagination allezeit schwächer sind, als die Anschauungen, daher auch der innre Sinn der Seele, welcher das Bewußtseyn vermittelt, der Seele die Bilder der Phantasie stets nur als innerlich erzeugte Bilder ohne äußeres Object vorstellt. So wie also die Anschauungen von den äußern Sinnen abhängig sind, so ist die Imagination an gewisse Gesetze der innern Thätigkeit des Gehirns gebunden, und je nach dem diese (willkürlich von der Seele, oder unwillkürlich durch Erregung

der Nerventhätigkeit) aufgeregt werden, entstehen innre Bilder ohne äußeres Object. Hiervon rührt auch die Reihefolge der Bilder her, indem nach gewissen Gesetzen eine Hirnthätigkeit die andre, und demnach ein Bild immer ein verwandtes hervorruft, welches die Gesetze der Ideenverbindung bestimmen. Bei gesundem Zustande des Körpers und regelmäßiger Thätigkeit des Geistes erlangen nun zwar die Bilder der Phantasie nicht den Grad von Stärke und Deutlichkeit, daß die Seele sie mit Anschauungen verwechseln könnte, sondern sie ist sich immer des Unterschiedes von denselben bewußt. Nur im Schlafe, wo die Einwirkung der äußern Sinne aufhört, nehmen die Bilder der Phantasie an Stärke und Deutlichkeit so zu, daß sie auch im gesunden Zustande wirklich von Gegenständen außer uns herzukommen scheinen, und alsdann Träume genannt werden. Allein durch krankhaften Zustand des Körpers oder durch ungeregelte Thätigkeit des Geistes können auch im wachenden Zustande Bilder der Phantasie so lebhaft werden, daß sie die Stärke der Anschauungen erlangen, und einen wirklichen Gegenstand vorzustellen scheinen, so daß sie durch das Bewußtseyn schwer, oder, wenn dieses gestört ist, gar nicht von jenen unterschieden werden. Dieses sind alsdann die Phantasmen oder Erscheinungen. Sie sind theils willkürlich erregt, theils erfolgen sie ohne Willen der Seele. Die Seele kann durch ungeregelte Thätigkeit, durch Hinwendung aller Kraft auf die Imagination, diese so sehr erhöhen, daß sie einen Gegenstand wirklich außer sich zu sehen glaubt, der doch nicht da ist. Auch Leidenschaften, Affecten, angestrengte Thätigkeit der Seele, können sie in einen solchen aufgeregten Zustand versetzen. So hat man Beispiele, daß nach einem sehr unruhvollen Tage ein exaltirter Mensch Abends nach dem Schlafengehn das Gesicht eines Menschen auf seinem Kopfkissen neben sich liegen sah, das zuweilen Aehnlichkeit mit einem Bekannten, zuweilen auch nicht hatte, das er mit vollem Bewußtseyn und deutlich sah, und welches nur allmählig immer blässer ward und endlich verschwand. Man hat die glaubwürdige Erzählung von einem alten Anatomen, welcher, nachdem er sich den ganzen Tag mit anhaltender Anstrengung bis in die Nacht mit dem Seciren eines todten Körpers beschäftigt hatte, eine wirkliche Gestalt auf seinem Stuhle sitzen sah. Personen, welche an einen abwesenden Freund und Geliebten mit großer Sehnsucht und Anstrengung ihrer Phantasie dachten, haben diesen plötzlich in wirklicher Gestalt vor sich gesehn. Haller erzählt in seiner Physiologie, daß Cardanus im wachenden Zustande alles gesehn hätte, was er zu sehen wünschte, doch wären die Bilder vor seinen Augen auf und nieder gestiegen. Plenk erzählt (von den Krankheiten der Augen), daß Valsalva einen Mann gekannt habe, der öfters schön ausgeschmückte Paläste vor sich gesehn hätte. Jemand, der unter den Ruinen eines alten Klosters herumging, und mit großem Eifer einmal eine Nonne zu sehn wünschte, sah auf einmal eine in vollem Ornate vor sich stehen (Reil über die Fieber). Durch öftere Gewohnheit entsteht bei manchen Personen eine Fertigkeit, solche Phantasmen theils willkürlich hervorzurufen, theils geräth die Phantasie in eine so krankhaft erhöhte Stimmung, daß sie öfters, auch ohne willkürlich erregt zu seyn, erscheinen, so, daß solche Personen geneigt werden, sie für wirklich bestehend, für Erscheinungen Abwesender, Gestorbener, für Geister, oder für wirkliche, schon geschehene oder noch zukünftige Begebenheiten, oder doch für Anzeigen derselben zu halten. So glaubte Tasso in den letzten Jahren seines Lebens, daß eine Gestalt, die ihm öfters erschien, ein Geist sey. Ein Freund von ihm, der Ritter Manso suchte ihn zu überreden, daß diese Erscheinung eine

Täuschung seiner Phantasie wäre; allein Tasso bat ihn, einer solchen Zusammenkunft beizuwohnen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Manso kam, und mitten in der Unterredung mit Tasso heftete dieser auf einmal seinen Blick auf ein Fenster, blieb unbeweglich, und nannte den vermeinten Geist bei seinem Namen. Hier ist der freundschaftliche Geist, sagte er zu Manso, der sich mit mir unterhalten will; gib Acht, und überzeuge dich, daß alles Wahrheit sey, was ich gesagt habe. Manso sah und hörte nichts, Tasso aber sprach mit großem Ernste mit dem Geiste, legte ihm Fragen vor, und antwortete ihm. Endlich nahm der Geist Abschied, und endigte dadurch die Unterredung (Reils Fieberlehre, 4r Bd.). Es können aber auch bloß von körperlichen Ursachen, ohne Exaltation des Gemüths und der Phantasie, solche Phantasmen entstehn, wobei der Mensch die völlige Besonnenheit und das Bewußtseyn hat, daß die Bilder ohne wirkliches Object sind. So erzählt Bonnet (analytische Versuche über die Seelenkräfte, Bremen 1770) von seinem Großvater, einem Mann von übrigens vollkommner Gesundheit, Aufrichtigkeit und guter Beurtheilungskraft, daß er mitten im Wachen, ohne den geringsten äußern Eindruck zu haben, von Zeit zu Zeit Figuren von Manns- und Frauenspersonen, von Vögeln, Wagen, Gebäuden u. a. m. vor sich gesehn habe. Er habe diese Figuren verschiedene Bewegungen machen, sich nähern, entfernen, größer und kleiner werden, verschwinden und wieder erscheinen gesehn. Gebäude hätten sich vor seinen Augen erhoben, und er hätte alle Theile erblickt, die zu ihrer äußerlichen Anlage gehörten. Bisweilen veränderten sich, dem Scheine nach, alle Tapeten in seinen Zimmern, und es kam ihm vor, als wären sie mit Gemählden von unterschiednen Landschaften bedeckt und noch vielerlei Gestalten und Gemählde erschienen ihm in der größten Vollkommenheit, und sie machten einen eben so lebhaften Eindruck auf ihn, als wenn die Gegenstände wirklich selbst gegenwärtig wären, nur daß die Personen, welche dabei vorkamen, nicht sprachen. Er wußte übrigens recht gut, daß diese Gestalten ohne äußere Gegenstände waren, und unterschied sie richtig von der Wirklichkeit. Aehnliche Beobachtungen machte Nicolai (s. d. Art.) an sich selbst. Er war schon etwas kränklich, durch mancherlei unangenehme Begegnisse mißmuthig gestimmt, und hatte noch dazu einen gewohnten Aderlaß und das Ansetzen von Blutigeln übergangen. Als ihn im Februar 1791 mehrere Vorfälle in unangenehme Gemüthsbewegung versetzt hatten, stand plötzlich die Gestalt eines Verstorbenen vor ihm. Noch denselben Tag erschienen verschiedne andre wandelnde Gestalten. In den folgenden Tagen sah er die Gestalt des Verstorbenen nicht mehr; hingegen kamen viele andre bekannte und unbekannte, aber größtentheils unbekannte Personen zum Vorschein. Die bekannten waren meistens lebende, aber entfernt wohnende Personen. Diese Erscheinungen kamen ohne den Willen Nicolai's, und er war durch die größte Anstrengung nicht im Stande, nach Willkür das Bild dieser oder jener Person hervorzubringen; sie erschienen bei Tage und bei Nacht, in fremden Häusern weniger, auf der offenen Straße selten. Zuweilen verschwanden sie durch das Verschließen der Augen, und waren in der nämlichen Gestalt wieder da, wenn er die Augen wieder öffnete; zuweilen verschwanden sie auch nicht bei geschlossenen Augen. Meistens waren es menschliche Gestalten beiderlei Geschlechts, die zuweilen Geschäfte mit einander zu haben schienen, meistens aber ohne Verkehr durch und unter einander gingen. Einmal sah er auch eine Person zu Pferde, auch Hunde und Vögel. Die Gestalten erschienen in Lebensgröße, mit den verschiednen Färbungen der unbe-

deckten Theile und in Kleidung von allerhand Farben, die jedoch bläſſer als an wirklichen Objecten waren. Mit der Zeit kamen die Erſcheinungen häufiger und öfter. Nach vier Wochen fingen ſie auch an zu reden, theils unter ſich, theils redeten ſie den Kranken an. Am 20. April wurden ihm Blutigel angelegt. Das Zimmer wimmelte von menſchlichen Geſtalten aller Art, die ſich unter einander drängten. Dies dauerte ununterbrochen fort bis gegen Abend, da die Geſtalten anfingen, ſich langſamer zu bewegen. Kurz darauf begannen ihre Farben allmählig bläſſer zu werden, ohne daß die beſtimmte Figur der Geſtalten wäre verändert worden. Späterhin waren ſie alle ganz weiß und bewegten ſich wenig; allmählig wurden auch die Umriſſe der Geſtalten unbeſtimmter, und ſie zerfloſſen endlich gleichſam in der Luft. Von einigen waren eine Zeit lang noch einzelne Stücke zu ſehen, die nach und nach auch vergingen. Eine Täuſchung des Gehörſinns begegnete auch Mendelsſohn, da er im J. 1772 durch anhaltende Geiſtesanſtrengungen in eine Nervenkrankheit verfiel, in welcher er das laute Reden nicht vertragen konnte. War ihm dies am Tage doch vorgekommen, ſo fiel er am Abend in einen unvollkommnen kataleptiſchen Zuſtand, indem eine laute und kräftige Stimme ihm die einzelnen mit einem hohen Accent ausgeſprochnen oder ſonſt laut geredeten Worte und Sylben, die er am Tage gehört hatte, ſo heftig wieder zurief, daß ihm davon die Ohren gellten. Bei Kranken, deren Bewußtſeyn geſtört oder ganz unterdrückt iſt, in Fiebern, oder in manchen Arten des Wahnſinns, kommen auch ſolche Phantasmen vor, welche alsdann Delirien, Fieberphantaſien, oder fixe Ideen heißen, und wegen ihrer Lebhaftigkeit von den Kranken für wirklich gehalten werden. Sie ſehen ihre abweſenden und erſehnten Geliebten bei ſich, und unterreden ſich mit ihnen, oder ſie ſind an fremden Orten, im Gefängniß, in einem finſtern Walde, von Räubern und Mördern umgeben, von böſen Geiſtern verfolgt, denen ſie zu entfliehen ſuchen. Alle dieſe Geſtalten ſind ſo lebhaft vor ihren Augen, daß die Sinneseindrücke viel ſchwächer, oder verkehrt auf ſie wirken. Ein ſchwarzer, etwa in der Nähe hängender Mantel wird in der Phantaſie zu einem Teufel, ein weißes Tuch zum Engel, das Kopfkiſſen zu einem Berge, u. ſ. w. Das Bewußtſeyn iſt ſo zerrüttet, daß ſolche Kranke dieſe Erſcheinungen für wirklich halten, die wirklichen Umgebungen im Gegentheil nicht erkennen. Die Lebhaftigkeit der Phantasmen wirkt auf ihr Begehrungsvermögen; nicht die Wirklichkeit, ſondern dieſe Erſcheinungen erregen jetzt ihren Willen, und beſtimmen ihre Handlungen. Legt ſich der Fieberſturm im Kranken, ſo kommen dieſe Phantasmen nur noch als ſehr lebhafte Träume im Schlafe vor, deren ſich der Kranke nach dem Erwachen zwar noch erinnert, welche er aber doch bald bei wiedergekehrtem Bewußtſeyn von der Wirklichkeit zu unterſcheiden vermag. H.

Phäntaſus, der Gott der Phantaſien, nach Ovid ein Sohn des Gottes des Schlafs, der in Träumen nur lebloſe Dinge darſtellte, (Vergl. Morpheus.).

Phantom, eine Erſcheinung, die unſre Einbildungskraft erzeugt, ein Trugbild. (Vergl. Phantasmen.)

Pharao. Sonſt hatten die vier Kartenkönige ſämmtlich bibliſche Königsnamen, von welchen nur dem Piquekönig der Name Davids geblieben iſt. Pharao (der trotzige Aegypter) wurde wegen ſeines unternehmenden Muths in Hazardſpielen am liebſten und ſtärkſten beſetzt, daher der Name des berühmten Pharaoſpiels, welches dem Pointeur um ſo gewiſſer verderblich wird, als es durchaus unmöglich iſt, den Betrü-

gereien der Spieler von Profession dabei zu entgehn. (Man vergl. Hazardspiele.)

Pharisäer nannten sich die Glieder einer Secte oder theologischen Schule unter den Juden, die zur Zeit der Maccabäer entstanden zu seyn scheint, und neben den Gesetzbüchern Mosis auch noch eine Menge für mündliche Traditionen von Moses her ausgegebner Lehren und Satzungen mit den Glossen späterer Ausleger nach dem Exil als Erkenntnißquelle der jüdischen Religion und ihrer Uebung betrachteten und mit nicht geringerer Pünktlichkeit als das mosaische Gesetz selbst beobachten zu müssen glaubten. Von den Sadducäern unterschieden sie sich durch den Eifer für diese Traditionen und durch den Glauben an die Auferstehung der Todten. Der Kleinigkeitsgeist ihrer Religionsansicht und ihr Ehrgeiz machte sie zu Heuchlern, die bei einer schlaffen Moral das höchste Wesen durch äußere Werkheiligkeit und mönchische Büßungen zu gewinnen meinten, und sich durch das Ansehn vorzüglicher Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit, das sie sich mit vielem Gepränge gaben, in der Gunst des Volks zu befestigen wußten. Sie zählten die bedeutendsten Gesetzlehrer (Schriftgelehrten) und Staatsmänner in Judäa unter ihre Glieder, und da Menschen aus allen Ständen, ja selbst Weiber zu ihrer, einem Ordensverbande ähnlichen Vereinigung Zutritt erhielten, gewannen sie durch ihren Anhang und ihre Verbindungen einen politischen Einfluß, der unter den Maccabäern und Hasmonäern mehrere Male über das Schicksal des jüdischen Staats entschied und den Ueberrest von Macht, den die Römer dem hohen Rathe zu den Zeiten Jesu ließen, in ihre Hände brachte. Der pharisäische Lehrbegriff hat in dem neuern Judenthume die Oberhand behauptet und den Talmud sanctionirt. Der Ausdruck Pharisäer wird aber nur noch bildlich von Scheinheiligen gebraucht, deren Charakter an die im neuen Testamente auftretenden Pharisäer erinnert. E.

Pharmacie ist die Kenntniß der Arzneimittel, ihrer Bereitung und Mischung. Bei den Griechen hieß pharmakon Arznei und auch Gift, ein Beweis, entweder daß sie jedes Arzneimittel, zu stark oder unrichtig angewendet, für eben so schädlich als Gift hielten, oder daß ihre Mittel meistens aus derjenigen Classe waren, welche ihrer heftigen Wirkung wegen unter die Gifte gerechnet wurden. Das letztere war auch wirklich der Fall. Diejenigen Mittel, welche sie eigentlich unter die Arzneimittel rechneten, waren meistens heftig wirkende, vor denen sie selbst eine gewisse Scheu hatten. So lange als möglich suchten sie mit diätetischen Vorschriften und Mitteln auszulangen, nur chronischen und hartnäckigen Krankheiten setzten sie jene pharmaca entgegen. Wie die Aerzte zuerst selbst ihre Arzneimittel bereiteten, wie nach und nach, je mehr dies Geschäft durch Vervielfältigung der Arzneimittel, durch immer mehr Mühe, Zeit und eigne Kunstfertigkeit fodernde Zubereitungen, durch Zutritt der Chemie, an Umfang zunahm, sich theils Aerzte selbst, theils andre Personen bloß diesem Geschäfte unterzogen, und daher eine besondre Kunst entstand, ist in dem Artikel: Apothekerkunst, weiter nachzusehn. Pharmacie ist nur ein Theil der Apothekerkunst; sie beschäftigt sich bloß mit der Kenntniß der einfachen Naturproducte, in so fern sie durch besondre Bearbeitung zu Arzneimitteln geschickt gemacht werden sollen, und mit der Chemie nur in so fern, als verschiedne Operationen derselben zu jener Bearbeitung der Producte zu Arzneimitteln nöthig sind. Apothekerkunst schließt also zwar die Pharmacie in sich, aber diese allein macht noch nicht die ganze Apothekerkunst aus. — Pharmakopöe heißt eine Vorschrift zur Zubereitung und Ver-

fertigung der einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel. Man hat deren zu allen Zeiten und in allen Ländern sehr viele und sehr verschiedne gehabt, je nach dem der Stand der Cultur und Aufklärung der Arzneikunst und derjenigen einzelnen Wissenschaften war, aus denen die Pharmacie zusammengesetzt ist. Noch jetzt hat jedes einzelne Land, und in Deutschland beinahe jeder einzelen Theile desselben eine andre Pharmakopöe, ja in manchen kleinern Ländern ist die Medicinalverfassung noch so elend, daß nicht einmal eine Pharmakopöe gesetzlich bestimmt ist, nach welcher alle Apotheker des Landes arbeiten müssen. Hieraus entstehn bedeutende Nachtheile. Ein Apotheker arbeitet willkürlich nach dieser, ein andrer nach einer andern Vorschrift. Der Eine hat eine alte, der Andre eine neue Pharmakopöe. Da nun viele zusammengesetzte oder künstlich zubereitete Mittel in den Apotheken vorräthig gehalten werden, die nach verschiednen Pharmakopöen auch verschieden bearbeitet werden, so können die Aerzte niemals wissen, von welchem Gehalt und welcher Stärke die Mittel sind, die sie verordnen, und ein Recept, das in drei oder vier verschiednen Apotheken verfertigt wird, kann auch eben so oft in seiner Wirkung verschieden ausfallen. H.

Pharsalus, jetzt Farsa, eine Stadt in Thessalien in Griechenland, berühmt durch die Schlacht, in welcher Cäsar den Pompejus überwand. (S. Cäsar und Pompejus.) — Pharsalia s. Lucan.

Pharus (Leuchtthurm), ist ein an den Seeküsten oder bei einem Hafen aufgeführter hoher Thurm, auf dessen oberm und offenem Theile des Nachts Feuer unterhalten werden, oder auch eine große Laterne aufgehängt ist, worin ein starkes Licht von Fackeln oder dergleichen angezündet wird, damit es die Schiffe in der Ferne wahrnehmen, und ihren Lauf darnach einrichten können. (Vergl. die Art. Baake, Fanal.) Der Name rührt von der Insel Pharos her, welche vor Alexandrien lag und den Hafen dieser Stadt deckte. Auf dem östlichen Vorgebirge dieser Insel ließ Ptolemäus Philadelphus einen Leuchtthurm aus weißem Marmor aufbauen, welcher aus acht gewölbten Stockwerken bestand, und auf dessen Gipfel des Nachts ein beständiges Feuer unterhalten wurde, dessen Schein man 300 Stadien weit wahrnehmen konnte, ja, der selbst auch am Tage wegen der blendenden Weiße des Marmors sehr weit sichtbar war, und eben wegen seiner großen Pracht mit zu den sieben Wunderwerken der Welt gezählt wurde.

Phasen heißen die veränderlichen Gestalten, welche die Planeten von ihrer verschiednen Beleuchtung durch die Sonne annehmen, und in welchen sie uns bald rund, bald oval, bald sichelförmig, bald wie ein dunkler Fleck erscheinen. Ueber die Mondphasen sehe man den eignen Artikel. — Uebrigens zeigen die Phasen der Planeten, daß sie dunkle Körper sind, welche eben so wie die Erde von der Sonne beleuchtet werden.

Phelloplastik, s. Fellopiastik.

Phidias, der große Meister in der Plastik, der in Griechenlands glücklicher Zeit, als Perikles, sein mächtiger Gönner, Athen regierte und verschönerte, die hohen Ideale einer Minerva und eines Jupiter zu Olympia verkörperte. Phidias bildete nach Böttiger drei Pallasstatuen, welche sich alle zu Pausanias Zeit noch auf der Burg der Minervenstadt befanden. Die eine colossale Bildsäule der Pallas goß er in Bronze aus dem Zehnten der marathonischen Beute für den Tempel der Polias (der Stadtbeschützerin), und sie war als schirmende Vorstreiterin gebildet. Auf ihrem Schilde hatte Mys nach Parrhasius Zeichnungen den Centaurenstreit in Relief gearbeitet. Neben der Sta-

tue stand die uralte Burgbewohnerin, die Nachteule. Von dieser Statue wird erzählt, daß die Seeleute, wenn sie um das Vorgebirge Sunnium herumschifften, noch ihren Helmbusch und die Spitze ihrer Lanze schauten. Die zweite berühmteste bildete er aus Elfenbein und Gold, sie wurde die Statue des Parthenon, oder Parthenos (die Jungfrau) genannt, welche mit der Basis ungefähr 39 pariser Fuß maß. Er nahm statt Marmor das glänzendere und zartere Elfenbein dazu, und legte der Statue ein aus Gold getriebnes oder gegossenes Gewand so kunstreich an, daß es auch an und ausgezogen, ganz abgenommen, und dem jedesmaligen Tempelschatzmeister zugewogen werden konnte. Es wog 44 Talente. Unter Demetrius Poliorcetes wurde dieses geraubt. Die Augen waren von Marmor eingesetzt, und nach der damals noch herrschenden alten Sitte wahrscheinlich bemahlt. Sie trug den Schuppenpanzer (die Aegis) umgürtet, den Speer in die Höhe, den Schild herabhaltend. Auf ihrer rechten Hand stand die zur Göttin gekehrte Victoria, gleichfalls von Elfenbein mit goldnem Gewand 4 Cubitos hoch. Die einzelnen Theile der Statue, so wie die Basis, waren noch durch Reliefs künstlich ausgearbeitet. (So z. B. hatte er sich selbst und den Perikles auf dem Schilde angebracht.) Die ausführliche Beschreibung, aus welcher wir hier das Nöthigste entlehnt haben, lese man in Böttigers Andeutungen über die Archäologie, S. 86 u. ff. (Vergl. Parthenon.) Die dritte kleinere, welche vorzugsweise die schöne wegen ihrer zarten Proportionen genannt wurde, in Bronze gearbeitet, wurde von den Lemniern gekauft, und auf die Burg von Athen geschenkt. — Der olympische Jupiter des Phidias stellte die ruhige Majestät des Himmelskönigs höchst vollendet dar, und wurde daher sonst zu den Wundern der alten Welt gerechnet. Jupiter war hier sitzend, auf einem Throne, den goldnen Olivenkranz auf dem Haupte, in vollkommen colossaler Größe vorgestellt; der Oberleib war nackt, die Hüften bedeckte ein weiter Mantel, der in reichen Falten bis auf die Füße herabfloß, die auf dem Fußschemel des kunstreich verzierten Thrones ruhten. Die nackten Theile des Bildes waren von Elfenbein, die Bekleidung von getriebenem Golde mit einer Nachahmung von Stickerei durch Farben, wobei ihm Panänus geholfen haben soll. Auf der rechten vorwärts gekrümmten Hand stand die dem Gott zugekehrte Siegsgöttin, die auch aus Elfenbein und Gold eine Binde emporhielt, womit sie den Oelkranz umwinden zu wollen schien. In der linken hielt der Gott das aus allen Metallen kunstreich zusammengelöthete vielfarbige Scepter, auf welchem der Adler ruhte. Der Ausdruck der Macht, Weisheit und Güte waren in seinem Haupte vereinigt, und er saß als der Gott, der den Vorsitz über die Hellanodiken führt, und den Siegern in den feierlichen Spielen zu Olympia den Siegerkranz und die Palme darreicht, thronend in ruhiger Würde da; das Ideal des griechischen Anthropomorphismus. Cicero erzählt (de Oratore. II. Cap.), wie der Künstler durch eine Stelle des Homer zur Entwerfung seines Ideals angeregt worden sey, und nach ihm Wieland (über die Ideale.) Höchst imposant war der Anblick des Gottes, noch mehr wurde der Eindruck dadurch verstärkt, daß die Statue mit einem großen Teppich verhangen war, welcher erst dann weggezogen wurde, wenn der Gott sichtbar werden sollte. Pracht und Größe warfen staunend den Beschauer zu Boden. (Vergl. Völkels und Siebenkees Schriften über den Tempel und die Statue des Jupiter zu Olympia.) Neuere haben dem Künstler wegen der vielen Verzierungen seiner Werke Ueberladung vorgeworfen, namentlich in Beziehung auf die Pallas- und Jupitersstatue. Glücklich und einsichts-

voll scheint ihn Böttiger dagegen zu vertheidigen, wenn er sagt: Phidias ging bei allen seinen colossalen Schöpfungen von dem Grundsatze aus, daß, was aus gehöriger Ferne gesehen, durch gewaltige Masse und erhabne Umrisse imponire, dennoch auch bei der sorgfältigern Beschauung in fortschreitender Annährung (denn jedes Relief hatte verschiedne Dimensionen und Augenpunkte) durch das kunstreichste Detail interessiren, und zu immer neuer Bewunderung fortreißen müsse. So war der Künstler bis ins Kleinste groß, ja er setzte wetteifernd mit der Natur seinen Stolz darein, auch eine Cikade und Biene in Erz in höchster Vollkommenheit zu bilden, und jede seiner Statuen war eine Welt von Kunst. Daher setzt auch Böttiger des Phidias eigenthümlichsten Charakter darein, mit dem ausführlichsten Detail die imposanteste Erhabenheit des Colossalen zu paaren, und auf verschiedne Annäherungspunkte noch immer ein Relief oder eine Verzierung in Bereitschaft zu haben, — wie dies vorzüglich beym olympischen Jupiter mit den mannichfaltigen Verzierungen durch Reliefs und Mahlerei (welche letztere ebenfalls Phidias Bruder Panänus besorgt hatte) der Fall war. — Auch der Statue der Nemesis zu Rhamnus, welche man seinem Liebling Agoracritus fälschlich zuschrieb, die er aus einem parischen Marmorblock, welchen die Perser zum Denkmahl ihrer Siege bestimmt hatten, fertigte, wird eine hohe Würde von dem Alterthum beigelegt. Auch datirt man gewöhnlich von ihm an den hohen oder erhabenen Styl. (S. d. Art. Bildhauer der Griechen, und Bildnerei.) Aber Phidias war nicht allein Bildhauer, sondern auch Architekt. Perikles erhob Athen zur herrlichsten und kunstreichsten Stadt in Griechenland, während seiner 20jährigen Leitung erhielt Athen köstlichere Tempel, Säulengänge und Kunstwerke, als Rom in sieben Jahrhunderten, obgleich Weltbeherrscherin, sich verschaffen konnte. Alles regte sich wetteifernd die Lieblingsstadt der Pallas zu verschönern. Die ausgesuchtesten Stoffe und zu diesen die fertigsten Arbeiter waren in Menge vorhanden. Durch sie wurden hauptsächlich das Parthenon (der große Tempel der Pallas auf der Burg zu Athen), in welchem Phidias berühmteste Pallasstatue stand, und die herrlichen Propyläen erbaut, Musterwerke der Architektur für alle Zeiten. Die Aufsicht und Anordnung bei allen diesen Werken erhielt Phidias, und die Bildwerke, welche dieselben (z. B. des Parthenon) verzierten, wurden theils von ihm selbst, theils im Geiste und nach den Ideen des großen Meisters gearbeitet. So sehr Phidias von den kunstsinnigen Athenern, für deren Ruhm er gearbeitet hatte, unter Perikles verehret wurde (er blühte um die 84ste Olympiade, ungefähr 444 J. vor Chr. Geb.) so sehr mußte er die Launen seiner Mitbürger erfahren, als dessen Ansehn sank. Er starb im Kerker; über die nähere Ursache dieses Todes herrscht noch Dunkel.

Philadelphia, die Hauptstadt in Pensylvanien, liegt nicht weit von dem Zusammenfluß des Delaware und Schuylkill, ist sehr gerade und breit gebaut, und hat einen Hafen. Man findet hier gute Fabriken, vorzüglich Zuckerraffinerien, Strumpfwirkereien, auch Schiffswerfte, in denen man dauerhafte Schiffe baut; auch wohnen viele Kaufleute hier. Merkwürdig ist ferner in Philadelphia die Akademie, die medicinische Schule, welche im Jahr 1780 zu einer Universität erhoben wurde, die Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, die deutsche Gesellschaft, die 1791 errichtete Staatsbank, die pensylvanische Bank. Philadelphia, welches sich drei engl. Meilen längs des Flusses ausdehnt, hatte im Jahr 1805 schon 80,000 Einwohner. Uebrigens ist es auch der Hauptsitz der Quäcker, welche durch Penn (s. d. Art.),

den Stifter dieser Stadt, besondre Vorrechte erhalten haben; die Sitzungen des Congresses aber sind seit 1801 in die Bundesstadt Washington verlegt worden. Noch gehören zu den Merkwürdigkeiten von Philadelphia, wo auch schon mehrere Buchhändlermessen gehalten worden sind, die Bibliothek, das Arsenal, das Hospital; das Arbeitshaus ernährte und beschäftigte schon mehr als 6000 Arme. Die zur Abschaffung der Negersclaven vereinigte Gesellschaft setzt ihre Bemühungen unermüdet fort.

Philanthropinismus wird das pädagogische System genannt, welches Basedow und seine Freunde aus den liberalen Erziehungsmaximen Locke's und Rousseau's in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts anzubauen und mit den schon von Amos Comenius empfohlnen didactischen Mitteln in Anwendung zu bringen suchten. Basedow fand den Hauptgrund der körperlichen und geistigen Entartung seiner Zeitgenossen in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend. Die Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht, der Wortkram, die Gedächtnißqual und Ruthentyrannei in den Schulen waren die Dämonen, gegen die er, Wolke, Iselin, Campe, Trapp und Salzmann mit den Waffen des gesunden Menschenverstandes und mit der Begeisterung und Zuversicht pädagogischer Reformatoren zu Felde zogen und dadurch eine neue Epoche in der Erziehungskunst begründeten, unter deren Einflusse ein großer Theil der jetzt lebenden Deutschen aufgewachsen ist. Die Grundsätze dieser Männer, die sich am liebsten Philanthropen (Menschenfreunde) nennen ließen, gehen auf Folgendes hinaus. Die Natur muß dem Widerspruche der conventionellen Unsitte zum Trotz die Regel, und Philanthropie (Menschenliebe), die Tendenz aller Erziehung seyn; darum laß die Kraft des Kindes, das von Natur gut ist, sich frei entwickeln und an Gegenständen der sinnlichen Anschauung (Naturkunde, Technologie) üben, bis es reich genug an Vorstellungen ist, um die Symbolik der Worte (classische Autoren, Religionslehren) zu verstehen und leite seine Erziehung so, daß es zum körperlich und geistig gesunden, im Gebrauche seiner Kräfte gewandten, wo möglich in allen Zweigen des Wissens orientirten, nüchternen, für die Welt brauchbaren, lebensfrohen und wohlwollenden Menschen heranreife. Um der Menschheit auf diesem Wege zu helfen, hatte Basedow (s. d. Art. Basedow) die Errichtung einer Pflanz- und Musterschule für Lehrer, welche sein Evangelium in allen Ländern verbreiten und nach seinen Grundsätzen Weltbürger erziehen sollten, projectirt und es unter dem Titel Philanthropin als eine Werkstätte der Menschenfreundschaft angekündigt; die von empfänglichen Zeitgenossen dazu gesammelten Fonds reichten jedoch nur zur Stiftung eines Erziehungsinstituts hin, das 1774 unter dem wohlthätigen Schutze des Herzogs Franz zu Dessau zu Stande kam, und die Ehre erhielt, Philanthropin zu heißen. Nach dem Vorbilde dieser Musteranstalt, welche ihre Zöglinge körperlich stärkte und geistig zerstreute und sich wegen Mangel an Ausdauer ihres Stifters und ihrer in schnellem Wechsel zu- und abtretenden Directoren schon 1793 wieder auflöste, entstanden mehrere Philanthropine (s. d. Art. Institut), von denen nur die salzmannische Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal das 19te Jahrhundert erlebt und sich bis jetzt erhalten hat. Daß das Unternehmen der Philanthropen nicht größere Fortschritte machte, ist weniger dem heftigen Widerspruche der Humanisten, die sich als Angeklagte behandelt sahen (s. d. Art. Human), als den Schwächen der philanthropischen Grundsätze und

Methoden selbst und dem Mißverhältnisse ihrer pomphaften Ankündigungen mit ihren geringen Früchten zuzuschreiben. Denn wie sehr sich auch das Zeitalter Friedrichs II., von dem die practische, ja fast nur ökonomisch-merkantilische Tendenz der Weltleute und die unter dem Namen der berlinischen oder nicolaischen bekannte Verstandescultur und Aufklärung in der Theologie ausging, in dem Drange der Philanthropen nach Natürlichkeit, Nüchternheit und frohem Gebrauch des irdischen Lebens gefallen mochte; so wurden doch die erfahrnen Pädagogen und ernsthaften Freunde der Wissenschaft bald darüber einig, daß der Philanthropinismus, nach dem der Jugend alles leicht und angenehm werden sollte, seichte Vielwisserei und zerstreuende Tändelei befördern und bei einiger Consequenz zur Gemeinheit im Denken und Handeln führen würde. Ausgezeichnete Gelehrte haben die Philanthropine auch in der That nicht herangezogen, im Studium des classischen Alterthums und besonders im Sprachunterrichte sind sie weit hinter den Schulen des alten Styls zurückgeblieben, und die Menge jetzt lebender Beamten, Geschäftsleute, Lehrer, Hausväter und Mütter, die aus der philanthropinistischen Familien- und Institutserziehung hervorgingen, würden bei schärferer Prüfung ihres geistigen und sittlichen Gehaltes wohl eher gegen als für den Philanthropinismus beweisen. Wenigstens fällt ihm ein guter Theil Schuld an der Naseweisheit, Polymathie und Gedankenscheu der jungen Leute, an dem heimlichen Egoismus unsrer cosmopolitischen Wortführer und an dem irdischen, irreligiöser Sinne unzähliger Individuen in den mittleren und höhern Ständen zur Last; Wirkungen, die bei der ausschließenden Richtung seiner Zöglinge auf das sinnlich Anschauliche, bei der Mannichfaltigkeit von Sachen, die er ihnen oberflächlich beizubringen wußte, bei der kalten Verständigkeit und Aufklärerei, mit der er die Religion behandelte, und bei seinen disciplinarischen Tändeleien (s. d. Art. Institut) nicht ausbleiben konnten. Allein ungeachtet dieser Verirrungen, die der Philanthropinismus durch die weit verbreiteten Schriften seiner Tonangeber, z. B. Basedow's Elementarwerk, Campe's Fragmente über Aufklärung und das Revisionswerk, Trapps Pädagogik, Salzmanns menschliches Elend und Himmel auf Erden und die Anzahl von Kinder- und Volksbüchern, in denen die ernsten Wissenschaften oft mehr verpöbelt und zum Kindischen herabgezogen, als populär gemacht sind, und durch seine als Hofmeister und Schullehrer allenthalben reformirenden Apostel in den drei letzten Decennien des 18ten Jahrhunderts, wo er in der Mode war, und außer den Gelehrtenschulen ziemlich frei schalten durfte, veranlaßt und genährt hat, ist ihm doch auch manches Rühmliche nachzusagen, das seine Erscheinung in der pädagogischen Welt rechtfertigen und durch die wohlthätigsten Folgen auszeichnen mußten. Hieher gehört der Sonnenstrahl der Erbarmung und Hülfe, den er in die Nacht und Barbarei der Landschulen warf, (vergl. d. Art. Landschulen und Rochow), die Einführung besserer Lehr- und Lesebücher in dem Volksunterricht und vor Allem seine rastlose Sorgfalt für das in hohem Grade vernachlässigte leibliche Wohl der Jugend. Das Verdienst durch Wiedererweckung der Gymnastik, welche Gutsmuths in Schnepfenthal und Vieth in Dessau betrieben, der Jugend das zweckmäßigste Mittel der Kraftübung verschafft und der jahnschen Turnkunst trefflich vorgearbeitet, die Kinderstuben aus Marterkammern durch seine endlich doch durchdringenden Philippiken gegen Windeln, Kinderbrei, Ammenunwesen und tausend andre Mißbräuche der frühesten Erziehung in heitre Wohnsitze der Gesundheit, Freude und Liebe verwandelt, die Kleidung der Kinder gelüf-

tet, und natürlicher eingerichtet, den heimlichen Sünden der Jugend gewehrt, das weibliche Geschlecht von der Schnürbrust *), und die Köpfe der Kleinen und Großen von dem Perücken-, Zopf- und Puderstand befreit zu haben, wird man dem Philanthropinismus nicht streitig machen können. Ihm verdankt die jetzige Generation eine Körperkraft, Abhärtung, Gewandtheit und Munterkeit, die in den letzten Jahren manchen Jüngling und Mann aus der Studier- und Arbeitsstube in die Reihen der Helden führte, und tausend Vorurtheile, die das Leben verflatterten, die Geschäfte erschwerten und die Geselligkeit in steife Formen einzwängten, sind vor seinem freundlichen Lichte verschwunden. Daher wird die erkenntliche Nachwelt, wenn die üblen Folgen der Mißgriffe des Philanthropinismus längst verschwunden seyn werden, immer noch eingestehn müssen, daß er es gut mit der Menschheit gemeint, und ihr reelle Dienste geleistet hat. E.

Philēmon und Baucis, ein wegen seiner zärtlichen Liebe im griechischen Alterthum berühmt gewordnes Ehepaar, das auch in der Fabellehre einen Platz einnimmt. Als einst Jupiter und Mercur in Menschengestalt Phrygien durchwanderten, wollte niemand die Fremdlinge beherbergen; bloß jene schon sehr betagten Ehegatten nahmen sie gastfreundlich auf, wuschen ihnen die Füße, setzten ihnen ein ländliches Mahl vor und beherbergten sie. Hierauf nahmen die reisenden Götter ihre Wirthe mit auf einen benachbarten Berg, und als diese hinter sich blickten, sahen sie ihr Dorf überschwemmt, ihre Hütte aber in einen prächtigen Tempel verwandelt. Jupiter erlaubte ihnen nun, jede Bitte zu thun; allein die bescheidenen und zufriedenen Eheleute baten bloß um die Vergünstigung, daß sie Diener seines Tempels seyn, und dann, daß keins von ihnen vor dem andern sterben möchte. So wurden sie denn auch endlich, in einem außerordentlich hohen Alter, als sie eben vor des Tempels Thüre saßen — Philemon in eine Eiche, und seine Gattin Baucis in eine Linde verwandelt. Sie bemerkten allmählig ihre Verwandlung und nahmen, so lange sie sich noch sehen und sprechen konnten, den zärtlichsten Abschied von einander. Lange standen sie noch als höchst verehrte Bäume vor jenem Tempel.

Philidor (André Danican), geb. zu Dreux 1726, vor der Revolution Pensionair des Königs von Frankreich, und des italiänischen Theaters zu Paris, ist als einer der größten Schachspieler und zugleich als Compositeur berühmt. Als Capellknabe hatte er den Capellmeister Campra zum Lehrer; und schon im elften Jahre ließ er seine erste Motette vor dem Hofe aufführen. In der Folge bewogen ihn seine in der Musik gemachten Fortschritte, besonders seine Geschicklichkeit im Schachspielen, eine Reise anzutreten. Er ging daher 1745 nach Holland, England, auch nach einem Theile von Deutschland. In Berlin spielte er 1750 drei Spiele Schach zugleich gegen drei Meister mit verbundenen Augen, und gewann sie in kurzer Zeit. Zugleich studirte er aber auch die Musik in vorzüglichem Grade, und widmete sich dieser seit seiner Zurückkunft nach Frankreich (1754) ganz, ob er gleich daselbst anfangs wenig Glück machte. Als er aber nach und nach immer mehr bekannt wurde, nahm man seine Compositionen für die Opern mit dem größten Beifall auf. Auch auf deutschen Theatern hatte man mehrere davon, z. B. den Hufschmid, den Soldat als Zauberer, Tom Jones ꝛc., lange mit Beifall gehört. Dadurch, daß er seine Arien

*) Salzmann, Faust, Oest, Sömmerring in seiner durch eine Preisaufgabe der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal veranlaßten Schrift über die Schädlichkeit der Schnürbrüste.

in einer freien Manier, und nicht nach dem gewöhnlichen italiänischen Leisten bearbeitete, hat er sich den Ruf erworben, den Geschmack seiner Nation verbessert, ohne ihm sein Eigenthümliches genommen zu haben. Reichthum an Einfällen, Feuer in Gemählden, so wie angenehme Melodie zeichnen seine Compositionen vorzüglich aus, dagegen man oft das allzuspielende in seinen Gemählden tadelt. Als Schachspieler hat er einen entschiednen Ruf; er reis'te jährlich nach London auf Kosten des dasigen Schachclubs, dessen Mitglied er 30 Jahre lang war. Auch war London seit mehrern Jahren der eigentliche Ort seines Aufenthalts. Er starb daselbst den 31sten August 1795. Er behielt sein außerordentliches Gedächtniß bis ans Ende seines Lebens. Noch zwei Monate vor seinem Tode spielte er mit verbundenen Augen zwei Partien Schach zugleich, und gewann sie beide.

Philipp, König von Macedonien, Vater Alexanders des Großen, lebte in der Mitte des 4ten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Da er in seinen jüngern Jahren als Geißel nach Theben gekommen war, hatte er das Glück, in dem Hause des berühmten Epaminondas eine vorzügliche Bildung zu erhalten. In einem Alter von 22 Jahren (361 vor Chr. Geb.) bestieg er den macedonischen Thron, den er in seiner Grundfeste erschüttert, und von zahlreichen Feinden umgeben fand. Seinem Genie gelang es bald, denselben zu befestigen, und zu einem noch nie gehabten Ansehn zu erheben, indem er sich von einem Theil seiner Feinde durch einige Aufopferungen, von dem andern durch Gewalt der Waffen befreite. Nicht zufrieden damit, bekriegte er ruhige Völkerschaften; und nachdem er in Thessalien und Thrazien beträchtliche Fortschritte gemacht hatte, suchte er allmählig seine Herrschaft über ganz Griechenland zu verbreiten. Hierzu war auch nie ein günstigerer Zeitpunkt als jetzt. Die einzelnen griechischen Staaten, anstatt sich gegen einen so furchtbaren Nachbar zu vereinigen, waren selbst, von verderblicher Eifersucht getrieben, unter einander uneins; und Philipps List verstand es trefflich, diese Uneinigkeit zu vermehren. Als er daher von den Thebanern gegen die Phocenser, welche den Schatz des delphischen Tempels geplündert hatten, zu Hülfe gerufen wurde, säumte er nicht, diese schöne Gelegenheit zur Befriedigung seiner Herrschsucht zu ergreifen. Die Unterjochung der Phocenser war bald vollendet; aber nun öffnete das treulose Betragen Philipps gegen seine eignen Bundesgenossen, die gleich Feinden von ihm behandelt wurden, den Griechen die Augen. Mehrere Staaten vereinigten sich mit den Athenäern, fest entschlossen, sich den ehrgeizigen Absichten des macedonischen Königs zu widersetzen; andre hingegen erniedrigten sich zur schimpflichsten Schmeichelei gegen diesen schlauen Eroberer. Noch verzögerte eine tödtliche Wunde, die er bei der Rückkehr von seinem Zuge gegen die Scythen empfangen hatte, den Schlag, welcher die Freiheit Griechenlands vernichten sollte, bis endlich der große Sieg bei Chäronea (338 vor Chr. Geb.) das Schicksal derselben entschied. Philipp versammelte die Abgesandten der griechischen Staaten zu Corinth, und dictirte nach Willkür den Frieden, der ihnen die Freiheit raubte. Doch eben, als er im Begriff war, sich zum Oberbefehlshaber gegen die Perser erwählen zu lassen, wurde er in seinem 47sten Jahre vom Pausanias, einem jungen Macedonier, ermordet. — Dieser Fürst, der Schöpfer des unüberwindlichen macedonischen Phalanx, zeigte übrigens zuweilen eine Mäßigung und Großmuth, die ihm selbst die Achtung seiner Feinde erwarb. Als ihm bei der Belagerung von Methona das rechte Auge ausgeschossen worden war, war er weit entfernt, sich dafür an den Ueberwunde-

nen zu rächen, vielmehr befahl er, sie auf das gelindeste zu behandeln. Mit den größten Feldherrntalenten verband er die Unerschrockenheit des tapfersten Soldaten in seinem Heere. Aber freilich waren Ehrgeiz und Herrschsucht die Grundzüge seines Charakters, die ihn oft zu den ungerechtesten Handlungen verleiteten. „Seine Regierung, sagt Heeren, ist eine der lehrreichsten und interessantesten in der ganzen Weltgeschichte, durch das Plannässige seiner Verfahrungsart. So wenig auch seine Moralität den Zögling des Epaminondas verräth, so ist es doch unmöglich, die glänzende Laufbahn des Mannes ohne Bewunderung zu übersehen, den bei einem fast hoffnungslosen Anfang so wenig sein Muth, als im höchsten Glück seine Besonnenheit verließ. Wäre schlaue Vergrößerung die höchste Aufgabe der Politik, so möchte Philipp unter den Fürsten bis jetzt noch schwerlich seinen Meister gefunden haben."

Philipp, II. König von Spanien und beiden Indien, Sohn Carls V. und Isabellens, Tochter Emanuels des Großen, Königs von Portugal; geb. zu Valladolid den 21sten Mai 1527, starb den 13ten September 1598 im Escorial. Vermählt 1. 1543 mit Maria von Portugal, Mutter des unglücklichen Don Carlos, starb 1545; 2. 1554 mit Maria von England, starb 1558; 3. 1560 mit Elisabeth, Tochter Königs Heinrichs II. von Frankreich, starb 1568; 4. 1570 mit Anna, Tochter Kaisers Maximilian II., Mutter Königs Philipp III. — Carl V. hatte seine Entwürfe, sein Glück und seinen Stolz überlebt, da beschloß er seinem Sohne Philipp, der bereits Neapel, Sicilien und Mailand regierte, die Herrschaft über die spanische Monarchie zu übergeben, und ins Kloster zu gehn. In Gegenwart der Stände der niederländischen Provinzen vollzog er im October des J. 1555 die Abtretung der Niederlande, und empfahl seinem Sohne die Grundsätze und Pflichten, nach denen er regieren sollte. Im Januar des folgenden Jahres übergab er ihm den Scepter von Spanien. Gern hätte er ihm auch die Krone des deutschen Reichs zugewandt, aber Ferdinand, der römische König, weigerte sich, den Wunsch seines Bruders zu erfüllen. So trennte sich Oesterreich von Spanien. Ferdinand I. vereinigte mit den deutschen Erbstaaten des Hauses Habsburg das Recht auf Böhmen und Ungarn. Deutschland ging einem 53jährigen Frieden entgegen, und Europa war befreit von der Furcht vor einer Universalmonarchie. Philipp war 29 Jahre alt, und sein Charakter schon entwickelt, als er den Zügel des mächtigsten Reichs in Europa ergriff. Er hielt ihn straff 42 Jahre lang, zerriß aber den Nerven der innern Staatskraft, und verwirrte mit finstrer Herrschsucht die friedlichen Verhältnisse der benachbarten Staaten. Die Zeitgenossen nannten ihn den Dämon des Südens. Einige verglichen ihn ohne Grund mit Tiber. Dieser war Feldherr, Philipp war es nicht; jener war ohne Aberglauben und Gleisnerei, dieser gebot nicht selten, das Crucifix in der Hand, den Meuchelmord. Tiber verstellte sich, Philipp schwieg und war undurchdringlich. Beide glichen sich nur in kalter, überlegter Grausamkeit. Ein Glück aber für Europa, daß Philipp kein Feldherr war. Von fanatischen Priestern in Spanien erzogen, hatte sein ernst und tief in sich gekehrtes Gemüth zugleich mit dem Stolz der Kirche die Finsterniß des Aberglaubens in sich aufgenommen. Scharfsinnig und klug gewöhnte er sich schon als Knabe an Anstrengung, Arbeit, Entsagung und verborgenen Genuß; aber schwarzblütig wie er war, behagte ihm nicht der heitre Glanz und die muntre Lust niederländischen Lebens, noch des Brabanters kühner Freimuth, sondern kalt und verschlossen, von der Freude entfernt wie von den Menschen, gefiel er

sich in spanischer Hoheit, in dunkeln Gelüsten, in tiefbrütenden Entwürfen und stolzer Abgeschiedenheit von allem Menschlichen. Er war seiner Natur nach ganz Spanier, aber im Uebermaße stolz erhob er sich nicht zur innern Seelengröße, sondern erfüllte sein Herz mit hochmüthiger Selbstsucht, und von Leidenschaften durchglüht, beherrschte er nur ihr sichtbares Hervorbrechen, nicht ihre Begier, noch das Vollbringen. Undurchdringlich barg er tief in seiner Brust jedes Gefühl; freundliche Blicke, ein Lächeln hielt er weit unter seiner Würde. Eifrig in seiner Religion, trieb er ihr Formenwerk bis ins Kleinliche, und den Glauben bis zum Fanatismus. So von sich hart, herrisch und grausam, ward er furchtbar beharrlich im Verfolgen des fremden Glaubens, und dieser nie rastende Verfolgungsgeist machte sein Gemüth noch härter, herrischer und grausamer. Er wollte, daß alle Menschen nur einen Gedanken hätten, und zwar den seinigen, gleichviel ob aus Ueberzeugung oder aus Gehorsam. Die Menschen kannte und verachtete er; aber er verehrte die Priester; vor Gott zitterte er, mehr noch vor der Hölle. Sein thätiger und durchdringender Verstand verwickelte sich aus Mangel an Klarheit und Wahrheitssinn in weitläuftige Zergliederungen, aber unwiderruflich wie das Schicksal war sein Wille. Nichts konnte ihn bewegen, einen Entwurf aufzugeben; oft scheiterte sein Vorhaben an seinem Starrsinn, mit welchem er gegen die Natur selbst ankämpfte. Geschäfte waren seinem arbeitsamen Kopfe eine Lust; er kannte zuletzt keinen andern Genuß; aber seine Herrschsucht kannte nie das Maaß seiner Kraft, so groß auch diese war. Unversöhnlich in Haß und Rache, gleichmüthig im Glück und Unglück, streng, stumm und ohne Ausdruck irgend eines Wohlwollens, war in ihm der Mensch furchtbarer als der Monarch. So brütete er einsam im Innern seines Palastes, vierzig Jahre, unsichtbar, überall gefürchtet und gehaßt, über Entwürfen der Zwietracht und der Zerrüttung von Europa. Aber in dem Untergange Aller bereitete er sich den eigenen. Der reichste Monarch starb wie ein böser Schuldner. Er hatte nie verziehen und nie ein Jahr im Frieden regiert. An solch einen Fürsten konnten aber auch nur Furcht, Stolz und Eigennutz seine Unterthanen gewöhnen, nicht die Liebe noch die Treue der Völker. Seine Minister, Generale und Lieblinge näherten sich ihm nicht anders als zitternd, redeten ihn nur knieend an, und sprachen ernsthaft mit Vorsicht. Die edlern und die kräftigern Menschen mußten ihn hassen. So bewog die Niederländer, welchen Philipp im J. 1548, als sie auf die freudigste und glänzendste Art ihn empfingen, spanische Würde und unfreundlichen Ernst zeigte, nur die Ehrfurcht für den Kaiser, für den höflichen und leutseligen, in den Niederlanden gebornen und erzognen Carl, seinem Sohne, der außer der spanischen Sprache und Sitte jede andere verachtete, zu huldigen. Auch in Deutschland machte sich Philipp verhaßt. Fürsten vom höchsten Range ließ er mit entblößtem Haupte vor sich stehn, und während sein Vater ihn an Ferdinands Stelle, der seiner Ernennung entsagen sollte, zum römischen König gewählt zu sehen wünschte, stieß der Sohn die Herzen der Deutschen durch sein steifes, frostiges Betragen zurück. Er ging hierauf wieder nach Spanien, dessen Regierung er verwaltete. Im Jahr 1554 entschloß er sich, selbst 26 Jahr alt, der Gemahl der 37jährigen Königin von England, der an Gemüthsart und Sitten gleich unangenehmen Maria, zu werden. Doch erhielt er bloß den Namen eines Königs von England, ohne Erbrecht, wenn die Königin ohne Leibeserben stürbe. Maria selbst liebte ihn mit eifersüchtiger Zärtlichkeit, noch ehe er ankam, er aber war so kaltsin-

nig, daß er ihr nicht einmal schrieb. Sein Vater sandte ihm als Hochzeitgeschenk den Belehnsbrief von Neapel, Sicilien und Mailand. So viel Mühe er sich auch gab, durch Pracht und Freigebigkeit die Liebe der Engländer zu gewinnen, so wenig gelang ihm dieß, da er die spanische Hofsitte beibehielt. In der Folge war es eine der größten Kurzweilen an Elisabeths Hofe, Philippen und seine Spanier darzustellen. Selbst der Schutz, den Philipp damals der Prinzessin Elisabeth gewährte, konnte den Widerwillen der Nation und des Parlaments nicht besiegen. Man sah darin und in ähnlichen großmüthigen Handlungen nur Staatsklugheit und Verstellung. Denn die Verfolgungen der Protestanten in England wurden mit blindem Eifer fortgesetzt. Die Ungefälligkeit des Parlaments und die verdrießliche Eifersucht seiner häßlichen Gemahlin verleideten endlich Philipp den Aufenthalt in England so, daß er nach 14 Monaten in die Niederlande zurückging, nachdem er von seinem Vater die unbedingte Abtretung der italienischen Staaten ertrotzt hatte. Doch blieb er im Besitz der blindesten Ergebenheit seiner Gemahlin, auf die er in allen seinen Planen rechnen konnte. Als Philipp die Regierung seiner väterlichen Staaten antrat, war die Monarchie in einem blühenden Zustande. Geübte Truppen, berühmte Feldherren, geschickte Staatsmänner, 30 Millionen Ducaten jährliche Einkünfte, reiche Colonien und gewerbfleißige Provinzen hatten ihre Macht in der öffentlichen Meinung um das Doppelte erhöht. Der Herzog von Alba war Philipps würdiger Diener. Stolz gegen seines Gleichen, herrisch, hart, unerbittlich gegen Untergebene, war er fügsam, demüthig und unterwürfig gegen seinen Herrn. Galt es Philipps Willen, so trat Alba alles mit Füßen, Recht und Menschlichkeit. Je grausamer und blutiger der Auftrag seines Herrn war, desto mehr schmeichelte ihm das Vertrauen, welches ihm das Ungeheure und Gräßliche übertrug. Ablehnen, Zögern, Prüfen-Wollen wäre Ungehorsam und Majestätsverbrechen gewesen. Alba glaubte, der echte Diener dürfe kein andres Gewisses haben, als die Befehle seines Herrn. Unter den übrigen Feldherren ragte hervor der brave Egmont, ein flandrischer Graf, groß im Kriege, seinem Vaterlande inniger ergeben als Philippen, und mehr Staatsbürger als Unterthan, aber eben deßhalb verhaßt dem allgewaltigen Philipp, der in seinen Dienern nicht Menschen, sondern nur Werkzeuge seiner Hände sehen wollte. Noch standen in dem Lorbeer des Sieges geschmückt um Philipps Thron Wilhelm der große Oranier, der kühne Philibert von Savoyen und der junge Don Juan, Carls V. natürlicher Sohn. An der Spitze der Staatsgeschäfte befand sich der feine, unterwürfige Cardinal Granvella, der Philippen leitete, indem dieser jenen zu führen glaubte. Damals öffnete schon Amerika seine Schätze dem spanischen Alleinhandel. Aber entsetzlich war die Gier nach Gold. Mit Cortez und Pizarro schienen die wildesten Ungeheuer aus Spanien gegen die armen Indianer losgelassen zu seyn. Und ist es auch übertrieben, wenn Bartholomeo de las Casas, dieser fromme Schutzredner und Anwald der gemißhandelten Menschheit, die Zahl der Schlachtopfer der spanischen Habsucht seit 1519 in 40 Jahren auf 10 Millionen berechnet, so erregt doch dieser Theil der Regierungsgeschichte Carls und Philipps Entsetzen und Abscheu. Philipp glaubte, Reichthum bestehe nur im Golde, nicht im Erwerbe, noch im Handel; darum erschöpfte er Amerika, und Spanien ward nicht reich. Der Gewerbfleiß nahm ab, und alle Preise stiegen. Mit diesem Golde erschütterte Philipps ränkevolle Politik die Sicherheit der Thronen und die Ruhe der Völ-

ker; aber zuletzt blieb dem Verschwender nichts als der leere Schlund. Im J. 1556 war Spanien in Frieden mit allen Mächten; denn Carl V. hatte mit Heinrich II. von Frankreich den Waffenstillstand von Vaucelles abgeschlossen. Aber des Papstes Pauls IV. Politik reizte Frankreich aufs neue zum Kriege gegen Spanien. Alba ging auf Rom los, zwang den Papst zum Waffenstillstande, und hemmte den Fortschritt der französischen Waffen in Italien. Darauf drangen Philibert von Savoyen und Egmont aus Flandern in die Picardie ein. Zugleich landeten 8000 Engländer, die Maria ihrem Gemahl zu Hülfe schickte. Sie belagerten St. Quentin und schlugen die zum Entsatz heraneilende französische Armee unter Montmorency gänzlich im J. 1557, 10ten August, am Tage des heiligen Laurentius. Philipp, von Natur nicht kriegerisch, hielt sich fern vom Schlachtfelde und betete. Seinem Gelübde war das prächtige San Lorenzo-Kloster zu Escorial, ein finstres, stolzes Prachtgebäude, ganz in der Form von Philipps Charakter, mit einem Aufwande von 8 Millionen Ducaten auf einem wüsten Gebirge aufgeführt. Schon jetzt konnte Philipp mit den Waffen in der Hand den Frieden vorschreiben. Aber eifersüchtig auf seine Feldherren, wollte er alles allein im Cabinette thun. Er hielt dadurch den Fortschritt seines siegreichen Heeres auf, und Frankreich gewann Zeit, neue Streitkräfte zu sammeln. Endlich mußte es, nach Egmonts Sieg bei Gravelingen, den 13ten Juli 1558, den Frieden von Chateau-Cambresis unterzeichnen, im J. 1559. Heinrich II. gab an Savoyen das Eroberte, und überhaupt an Philipp und dessen Bundesgenossen 185 Plätze zurück. Doch Alba bat knieend den Papst um Vergebung, daß er das Schwert gegen ihn gezogen, und Frankreich behielt vorläufig Calais, welches der Herzog von Guise den Engländern genommen hatte. Philipp kehrte jetzt nach Spanien zurück, um es nie wieder zu verlassen. Jener Friede ist das Zenith von Spaniens politischer Macht. Hundert Jahre später, im pyrenäischen Frieden, mußte es seine Schwäche unterzeichnen. Bald nach dem Frieden von Chateau-Cambresis starb Heinrich II. Die innern Unruhen Frankreichs boten Philippen die Gelegenheit dar, diesen Nachbarstaat ganz zu unterdrücken oder zu zerstückeln. Unterdessen war auch Maria von England im J. 1558 gestorben; Philipp suchte vergebens die Hand ihrer Nachfolgerin, der staatsklugen Elisabeth, zu erhalten. Ursache genug für ihn, um auch dieses Königreich in innere Händel zu verwickeln, von allem Einflusse nach außen abzuhalten und seinen Handel zu beschränken. Zu gleicher Zeit arbeitete er im Innern seiner Staaten mit Gewalt und List an der Herstellung eines gleichförmigen Glaubens, einer Verfassung und einer Gesetzgebung. Unumschränkt in Spanien, wähnte er auch in den Niederlanden Gehorsam zu erzwingen. Aber drei große Namen schützten Europa vor seinen Entwürfen: Heinrich IV., König von Navarra und Frankreich, Elisabeth von England, und Wilhelm von Nassau-Oranien. Philipp vereinigte sich mit dem Papste und mit der Ligue, um dem protestantischen Heinrich von Navarra die Krone Frankreichs zu entreißen. Er verschwendete Menschen und Gold; er strengte seinen ganzen Scharfsinn an, um die Plane der auf Mord sinnenden Catharina von Medicis zu unterstützen, um von den ligistischen Unruhen Nutzen zu ziehen, um sich zum Protector Frankreichs zu machen, und um die Infantin, seine Tochter, auf den französischen Thron zu erheben; nichts gelang ihm. Selbst der tapfre Alexander von Parma, der auf Philipps Befehl mit einer furchtbaren Armee in Frankreich eindrang, vermochte ka Heinrichen zu nöthigen, die Belagerung von Paris aufzuheben.

Als aber dieser zur catholischen Kirche übergetreten war, so unterwarf sich ihm Paris, und bald ganz Frankreich. Philipp sah mit Besorgniß allen Partheizwist erstickt, und das zerrüttete Frankreich unter seinem tapfern König sich aufs neue erheben. Er setzte erbittert allein den Kampf fort; aber mit dem unglücklichen Tage von Fontaine Française (1598) verlor er alle Hoffnung, den Nachbarstaat zu demüthigen. Da entschloß er sich endlich nach 28 Jahren voll Kämpfe, Ränke, Verbrechen und Elend, die er über Frankreich gebracht, im Frieden von Vervins (2ten Mai 1598) Heinrich IV. als König von Frankreich anzuerkennen. Ihm ward kein andrer Vortheil als der zugestandene Besitz der Grafschaft Charolois. Während dieses bis in das letzte Jahr seiner Regierung fortwährenden Krieges hatte ihn seine eiserne, unvernünftige Herrschsucht mit seinen treuesten Provinzen entzweit. Mailand und Neapel weigerten sich, die von ihm neuorganisirte Inquisition anzunehmen; Philipp mußte nachgeben. Auch in den Niederlanden gelang es ihm nicht, sie einzuführen. Hier war sein Stolz schon vorher durch bedingte Steuerverwilligungen gekränkt worden, und er beschloß, die Verfassungsrechte des Landes gänzlich aufzuheben. Es war ihm daher erwünscht, als die schon gereizten Niederländer sich mit Gewalt den strengen Befehlen widersetzten, durch welche er ihnen sämmtliche Decrete der im J. 1563 geschlossenen trienter Kirchenversammlung anzunehmen befahl. Selbst eifrige Catholiken weigerten sich, ihnen Folge zu leisten, und Philipp schickte nun spanische Soldaten in die Niederlande, um gänzliche Unterwerfung zu erzwingen. So entspann sich der 70jährige Kampf der Niederländer um ihre Freiheit, dessen Ausgang Philipp wohl sah, aber nicht erlebte. Er verlor durch seine Unterdrückungspolitik den Ertrag seiner reichsten Provinzen, den Kern seiner Truppen, und machte einen ihm sehr verderblichen Aufwand von 564 Millionen, welche er größtentheils in Italien verzinsen mußte. Dieser tyrannische Kampf mit treuen Unterthanen hinderte ihn, seine ganze Macht auf die Seekriege gegen die Türken und ihre Corsaren zu wenden, wodurch seine Küstenländer, die Inseln und der Handel von Spanien unglaublich litten. Auch hier verlor er aus niedriger, engherziger Eifersucht, was die Waffen ihm gaben. Statt nach dem großen Siege bei Lepanto im J. 1571 durch kräftige Maßregeln, die ganze türkische Seemacht zu vernichten, zögerte er aus finsterem Argwohn gegen den Sieger, seinen eignen Admiral und natürlichen Bruder Don Juan d'Austria. Dadurch verlor er mehrere von seinen Besitzungen an der afrikanischen Küste. Auf den bloßen Verdacht, daß Don Juan seinem Secretär und Vertrauten Escobedo große Plane auszuführen übertragen habe, ließ er durch seinen eignen Secretär Antonio Perez (s. d.), den er zu schlechten Diensten oft brauchte, jenen meuchelmörderisch aus dem Wege schaffen. Antonio Perez aber zog sich den Haß des Königs zu, weil er als Philipps Unterhändler bei der Prinzessin von Eboli dieser seine eigne Liebe zu gestehn gewagt, und von ihr, wie Philipp von Escobedo erfahren, Beweise der Gegenliebe erhalten hatte. Die Freunde und Kinder des Ermordeten klagten gegen Perez, der König aber ließ die Untersuchung und Entscheidung so lange hinhalten, bis die Zeugen, welche von seinem Befehle wußten, gestorben, und alle Papiere, die Perez darüber vom König in Händen hatte, bei Seite gebracht worden waren. Nun erst fing die strengste Untersuchung an. Perez wurde gefoltert und sein Vermögen vom Fiscus in Anspruch genommen; doch flüchtete er selbst sich glücklich nach Aragonien, wo er als Eingeborner auf das Vorrecht, vor dem Richter

dieser Provinz verhört zu werden, Anspruch machte. Jetzt sollte sich die Inquisition seiner Person bemächtigen, er entrann aber mit Hülfe des aufgestandnen Volks, welches Perez Sache als seine Sache ansah, weil es die Erhaltung der Nationalrechte galt. Als nun der König Truppen nach Saragossa schickte, um die Provinz zu züchtigen, ließ der Justitia, der unabhängige Oberrichter von Aragonien, die Waffen ergreifen, weil fremde Völker in Aragonien nicht gebraucht werden sollten. Aber die Castilianer besetzten Saragossa, der Justitia und mehrere Große büßten mit dem Leben. Perez selbst war nach Frankreich entflohen. So ward 13 Jahre, nachdem Philipp einen Meuchelmord befohlen, im J. 1591 das durch diesen Handel aufgeregte Rechtsgefühl des Aragoniers endlich zum Schweigen gebracht; doch ließ Philipp die Verfassung dieser Provinz bestehn. Diese Händel waren indeß unbedeutend gegen den Aufstand der Moriskoes in Granada. Bei den häufigen Landungsversuchen der türkischen Corsaren argwohnte die Regierung, daß die von ihr seit 1491 in Granada und Valencia hart behandelten und verfolgten Mohren jenen Einfällen die Hand bieten möchten. Philipp ließ sie daher entwaffnen, und in der Ueberzeugung, daß sie nur durch das Christenthum zu treuen Unterthanen gemacht werden würden, ließ er im J. 1568 bei Todesstrafe verbieten, maurische Kleidung zu tragen, maurische Gebräuche zu beobachten und arabisch zu sprechen oder ihre Kinder in dieser Sprache zu unterrichten. Denn sie hatten bisher sich nur äußerlich zum Christenthume bekannt, die maurischen Gewohnheiten aber beibehalten. Alle Bitten und Vorstellungen waren vergeblich. Sie griffen daher zu den Waffen, und suchten Hülfe in Fez, Marocco und Algier. Nach einem hartnäckigen Kriege, den Don Juan mit ihnen führte, wurden die übrig gebliebenen aus Grenada weggeführt und in die innern Provinzen des Reichs versetzt. Doch war Philipp II. nie zur Vertreibung der Mauren aus Spanien zu bewegen. In diese Zeit fällt der gewaltsame Tod des Don Carlos. Dieser Prinz, „alti animi juvenis, probri atque injuriae impatiens," nennt ihn ein Schriftsteller, hatte von Jugend auf eine heftige Gemüthsart gezeigt, und ob er gleich keine Beweise von ausgezeichneter Fähigkeit gegeben, dennoch von seinem Vater Zutritt zu den Regierungsgeschäften verlangt. Da nun Philipp sein Betragen argwöhnisch beobachten ließ, so handelte der Prinz mit blindem Hasse gegen die Vertrauten des Königs, den Herzog von Alba, den Ruy Gomez de Sylva und den Präsidenten Spinosa, in welchen er seine persönlichen Feinde sah. Auch tadelte er mit leidenschaftlicher Unbesonnenheit das Verfahren seines Vaters gegen die Niederländer, und schien sogar die Absicht zu haben, sich selbst an die Spitze derselben zu stellen. Wenigstens ward Philipp von des Infanten Feinden in diesem Verdachte bestärkt. Nach langen vielfachen Entzweiungen beschloß endlich Philipp, auf den Rath der Inquisitoren, den Infanten zu verhaften. Er trat um Mitternacht in Begleitung seiner geheimen Räthe und der Leibwache in des Prinzen Zimmer, und kündigte ihm seine Einsperrung an. Der stolze Prinz gerieth darüber in heftigen Zorn und verlangte den Tod statt so unwürdiger Behandlung. Er warf sich der Länge nach ins Kaminfeuer, und würde sich umgebracht haben, wenn ihn die Wache nicht daran verhindert hätte. Während seiner engen Haft stieg seine Verzweiflung bis zum Wahnsinn. Er pflegte ganze Tage zu fasten, dann heißhungrig zu essen, und die Speise ungekaut zu verschlingen, um sich zu ersticken. Keine Fürbitte vermochte, den Vater zu milderen Maaßregeln zu bewegen. Nach sechsmonatlichem Hafte ließ Philipp durch die In-

quisition zu Madrit ihm das Todesurtheil sprechen, und ihn im Gefängniß enthaupten. Andere sagen, der Prinz habe Gift bekommen. Nach Morosini tödtete sich Don Carlos durch Hunger und Ueberladung. Die Acten seines Prozesses sind nicht bekannt geworden. Aber ein Augenzeuge erzählt, wie der Sarg des Prinzen auf Verlangen der Prinzessin von Asturien, der Gemahlin Carls IV., eröffnet worden, habe man den Kopf vom Körper getrennt gesehen. Zwei Monate nachher, den 24sten Juli 1568, starb auch die schwangere Königin, die schöne tugendhafte Elisabeth, Tochter Heinrichs II. von Frankreich, sehr schnell. Sie war früher dem Prinzen Carlos versprochen gewesen, durch den Frieden von Vervins aber Philipps Gemahlin geworden. Der Prinz, ward behauptet, liebte seine Stiefmutter, und der argwöhnische Philipp glaubte, er habe Gegenliebe gefunden. Beide starben in einem Alter von 24 Jahren. Alba war jetzt der erste Vertraute des Königs, fiel aber späterhin in Ungnade, und ward im Jahr 1578 vom Hofe verwiesen. Verlor Philipp durch dessen blutige Härte, mit der er die Niederländer behandelte, den Besitz eines wichtigen Theils seiner Staaten, so eroberte ihm dafür Alba ein Königreich, Portugal, blühend durch den Welthandel, durch den Besitz von Brasilien und durch die Colonien in Ostindien. Von allen auswärtigen Unternehmungen Philipps gelang ihm diese einzige. Der Urenkel des großen Emanuel, Don Sebastian, König von Portugal, hatte in Afrika, in einer Schlacht gegen den Beherrscher Marocco's, den 4ten Aug. 1578, die Krone und wahrscheinlich auch das Leben verloren. Ihm folgte sein 67jähriger Großoheim, der Cardinal Don Heinrich, der im J. 1580 starb. Jetzt machte Philipp, als Sohn der ältesten Schwester Heinrichs, mit 20,000 Mann sein Erbrecht geltend durch Alba, den er aus der Verbannung zurückberufen, gegen Anton, den Prior von Crato, welcher in zwei Treffen geschlagen und von Philipp geächtet wurde. Nun verließ der spanische Monarch auf kurze Zeit seinen Palast und ließ sich in Lissabon krönen. Das Volk haßte ihn, aber Adel und Geistlichkeit hatten ihn begünstigt. Vergebens suchten England und Frankreich, durch geheime Unterstützung des landflüchtigen Anton von Crato dem mächtigen Philipp Portugal zu entreißen. Die erste Seeschlacht auf dem atlantischen Meere im J. 1583 entschied für Philipp. Seitdem blieb Portugal bis 1640 eine spanische Provinz, und verlor in dieser Abhängigkeit seine wichtigsten Colonien, seinen Wohlstand und seinen Ruhm. Philipp, im Besitz der wichtigsten Häfen und der größten Seemacht, suchte jetzt England, das ihm Sixtus V. geschenkt hatte, zu erobern. Elisabeth hatte seinen Planen durch Unterstützung der Niederländer und der Hugenotten in Frankreich mit Erfolg entgegengewirkt; Philipp aber seinerseits die Unruhen in dem catholischen Irland begünstigt. Er wollte nun mit Einem Schlage das ketzerische England vernichten, und sandte den 29sten Mai 1588 die mit Peru's Golde ausgerüstete große Armada, welche er die unüberwindliche nannte, aus dem Hafen von Lissabon aus; eine Flotte von 150 großen Kriegsschiffen mit 20,000 Soldaten, 7000 Matrosen, einem Großinquisitor, 150 Dominicanern, und 3000 Kanonen. Zugleich sollte der Herzog von Parma in Flandern mit einem Heere von 30,000 Mann nach England überschiffen. Aber Elisabeth hatte, durch den Gemeingeist der Nation mächtig unterstützt, 190 zum Theil bewaffnete Kauffahrteischiffe zusammengebracht, mit denen ihre Seehelden Howard, Drake, Hawkins und Forbisher die feindlichen Flotten beobachteten, während die Holländer mit 44 Schiffen unter dem Admiral Justin von Nassau des Herzogs von Parma Transportflotte im

Hafen von Nieuport einschlossen. Als nun die große spanische Armada unter dem Herzog von Medina Sidonia, der an die Stelle der plötzlich gestorbenen berühmten Admirale, des Marquis de Santa Cruz und des Herzogs von Paliano, ohne den Glanz ihrer Verdienste für sich zu haben, getreten war, auf der Höhe von Dünkirchen erschienen war, griffen sie die Engländer in der Nacht v. 7. zum 8. Aug. mit Brandern an, und zerstreuten sie, worauf sie die getrennten Abtheilungen in fünf einzelnen Gefechten schlugen, weil die schwerfälligen spanischen Schiffe in den untiefern Gewässern sich nur ungeschickt und langsam bewegen konnten. Medina konnte sich aus demselben Grunde mit dem Herzog von Parma nicht vereinigen. Schon wollte er nach Spanien zurücksegeln, als ein schrecklicher Sturm seine Flotte gänzlich zerstreute, oder vernichtete; mehr als 20 Schiffe scheiterten an den Küsten Englands, Schottlands und Irlands; funfzig an den französischen, holländischen und dänischen Küsten. Ungefähr 50 kamen nach Spanien zurück; überhaupt nicht mehr als 6000 Mann. Diese Niederlage war der Todesstoß für die spanische Monarchie; allein er beugte Philipps Stolz nicht. Als Medina vor ihm erschien, dankte er ihm, daß er nicht an dem Vaterlande verzweifelt habe, und setzte kalt hinzu: „des Herrn Wille geschehe! Ich hatte meine Flotte gesandt, England zu bekämpfen, nicht die Elemente.“ Aber noch größern Schaden als der Sturm fügten in dem sechzehnjährigen Kriege mit Elisabeth die englischen Landungen dem spanischen Handel in Cadix und Corunna zu. Beide Städte wurden geplündert, überdies eine Menge Kauffahrteischiffe gekapert und die Schätze, welche aus Amerika kamen, weggenommen. Philipp rächte sich durch Aufreizung der Catholiken in Irland. Unter so trostlos verderblichen Händeln fühlte Philipp immer mehr, wie sehr er sich durch seine Politik gegen die Niederländer geschadet habe. Sein Starrsinn hatte die Kraft dieser Provinzen in dem Kampfe mit England und Frankreich ihm entzogen, er hatte sich den eigenen Arm gegen seine Feinde gelähmt, und überdies einen neuen Feind erweckt. Nur Philipps eiserner Wille trieb die Niederländer aufs Aeußerste. Sie wollten sich nicht von ihm trennen, nur Schutz ihrer Verfassung verlangten sie von seiner Gerechtigkeit. Diese uralten Rechte waren der Grund ihres Wohlstandes und ihres durch Gewerbfleiß und Handel erworbenen Reichthums. In der alten Urkunde Brabants hieß es ausdrücklich: will der Souverän mit Gewalt oder List die Privilegien verletzen, so sind die Stände vom Eid der Treue gegen ihn entbunden, und können verfahren, wie sie es für rathsam halten. Graf Egmond ging daher selbst nach Spanien, im J. 1565, dem König Vorstellung zu machen, und eifrige Catholiken verlangten die Aufrechthaltung der Landesconstitution. Aber der Zwist unter den Niederländern selbst, von denen ein Theil dem Protestantismus ergeben war, was Religionsunruhen und Bilderstürmereien veranlaßte, ein andrer nur politische Sicherheit verlangte, und jeder religiösen Neuerung entgegen war, erleichterte dem Despotismus der Regierung jedes willkürliche Verfahren. Schon hatte sich alles unter der Generalstatthalterin zum neuen Gehorsam gefügt, als Philipp den Herzog von Alba mit militärischer Macht in die Niederlande schickte (im Aug. 1567). Nun flohen die angesehensten Männer nach Deutschland. Ein Criminalgericht, unter dem Vorsitze eines zornmüthigen Spaniers Vargas, verfuhr mit beispielloser Willkür und Härte. Die Grafen Egmond und Horn wurden hingerichtet den 5ten Juni 1568; nach sechsjähriger Tyrannei schien endlich Alles beruhigt zu seyn, als ein neues Steuersystem, das Alba in allen niederländischen Provinzen einführen

wollte, sämmtliche Einwohner ohne Unterschied empörte. Da es nun zugleich den Wassergeusen, so hießen die Ausgewanderten, welche Caperei trieben (1sten April 1572) gelang, sich des Seehafens Briel zu bemeistern, so erhielt der Aufstand einen festen Stützpunkt; doch gelang es Alba, ihn in den südlichen Provinzen zu unterdrücken. Aber seine barbarische Strenge verdarb Alles. Er selbst soll sich, als er die Niederlande verließ, gerühmt haben, während seiner sechsjährigen Verwaltung seyen 18,000 Menschen durch die Hände des Scharfrichters umgekommen. Amnestiezusicherungen wurden nicht erfüllt, und das Volk traute, als Alba's Nachfolger im J. 1573, Requesens, milder verfuhr, der Regierung um so weniger, da die nicht richtig bezahlten Soldaten eine Menge Ausschweifungen begingen und dem Generalgouverneur selbst Gesetze vorschrieben. Der Uebermuth dieser fremden Soldaten, welche besonders Antwerpen abscheulich verheerten, würde die gesammten Niederlande zum Abfall von Spanien bewogen haben, wenn nicht der Religionsunterschied zwischen den südlichen und nördlichen Provinzen beide getrennt gehalten hätte. Zwar hatte die gentische Pacification alle Staaten im November 1576 vereinigt, um auf Abstellung der Beschwerden zu dringen, aber Prinz Wilhelm von Oranien benutzte das Ansehen, dessen er in den nördlichen Provinzen genoß, um diese zum Abschluß der bekannten utrechter Union (23sten Januar 1579), zu bewegen. (S. den Art. Wilhelm von Oranien.) Der König Philipp erklärte zwar den Prinzen hierauf im April 1580 für vogelfrei und setzte 25,000 Thaler auf seinen Kopf; allein nun kündigten die vereinigten Staaten dem Könige von Spanien förmlich den Gehorsam auf. Der Krieg ward mit großer Anstrengung und Kunst von beiden Theilen zu Wasser und zu Lande geführt. Die spanischen Waffen siegten; doch konnten sie den Geist der Freiheit, die Macht der Idee nicht überwinden. Von dieser moralischen Kraft eines Volks hatte Philipp, wie alle Despoten, keinen Begriff. Auch der Meuchelmord, den der Fanatismus an dem klugen und wackern Anführer der Niederländer, an dem großen Oranien im J. 1584 verübte, änderte nichts in der Lage der Dinge. Doch führte der Statthalter Alessandro Farnese, Herzog von Parma, die belgischen Provinzen zum Gehorsam unter Spanien zurück, die batavischen fanden an Wilhelms Sohn Moritz, und an dem staatsklugen, trefflichen Oldenbarneveld, zwei mächtige Stützen. Aber erst nach dem Tode des tapfern Herzogs von Parma (2ten Dec. 1592) erhielt der neue Freistaat politische Festigkeit, und Philipp II. hatte zuletzt im J. 1598, nach so blutigen und erschöpfenden Anstrengungen, nichts als die Hoffnung behalten, die vereinigten Niederländer vielleicht dadurch zu gewinnen, daß er ganz Belgien zu einer Separat-Regierung für seine Tochter Isabella Clara Eugenia und deren Gemahl, den Erzherzog Albrecht, aussetzte. Aber auch diese schlug fehl, obgleich nach dem Frieden von Vervins Frankreich an dem Kampfe mit Spanien nicht mehr Theil nahm; und Philipp hinterließ seinem Sohne die Monarchie in einem so erschöpften Zustande, daß dieser in dem zwölfjährigen Waffenstillstande, den er mit der jungen Republik 1609 abschloß, stillschweigend die Unabhängigkeit derselben anerkennen mußte. Mit solchen Opfern erkaufte Philipp II. den Ruhm, daß Dominikaner ihn die Stütze des Catholicismus nannten. Es gelang ihm durch die Schrecken der Inquisition, die neue Lehre gänzlich von Spanien abzuhalten. Vor einem Crucifix schwor er, die kleine Zahl von Protestanten, die es in Spanien gab, auszurotten, und er hielt Wort. Er wußte, daß es in einem kleinem Thale an Piemonts Gränze einige

Ketzer gab; sogleich befahl er dem Statthalter von Mailand, Truppen dahin zu schicken, und schrieb ihm die zwei Worte: alle an den Galgen! Er hörte, daß in Calabrien die neue Lehre eingedrungen sey, und befahl, die Neuerer sämmtlich niederzuhauen, bis auf 60, von denen 30 hängen und 30 verbrannt werden sollten. Es geschah, wie er befohlen. Aber zugleich bewirkte er im Innern seines Reichs einen Stillstand aller geistigen Thätigkeit, ein Erschlaffen, das bald zu einem verderblichen Rückschreiten werden mußte. So trafen Spanien und Portugal die unausbleiblichen Folgen einer despotischen Regierung. Aber Philipp II., der seine grausame Willkür durch alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, zum einzigen Gesetz erheben wollte, zitterte selbst vor dem Großinquisitor, dem Cardinal Espinosa. So zittert ein Verbrecher vor der Hölle. Und Philipp II. war vielfacher Verbrecher. Er wagte nicht, dem Manifeste, das Wilhelm von Oranien an alle Höfe sandte, zu widersprechen. Wilhelm klagte ihn an vor dem Angesichte Europa's, einer geheimen Ehe mit Donna Isabella Osorio, als er mit Maria von Portugal sich vermählte; er klagte ihn an der Ermordung seines Sohnes Don Carlos, der Vergiftung seiner Gemahlin Elisabeth von Frankreich. Man gab ihm Schuld, den Prinzen Ascoli zur Heirath mit einer Frau gezwungen zu haben, die von ihm, dem Könige, schwanger war, und jedermann kannte Philipps unerlaubten Umgang mit der Frau seines Günstlings, Ruj Gomez, jedermann nannte ihn den Mörder des Escovedo, und den Verfolger des Antonio Perez, welcher jenen auf seinen Befehl gemordet hatte. Und doch hielt Philipp streng auf äußres Recht, er ließ seine spanischen Unterthanen vor sich und hörte sie an; er arbeitete unermüdet in seinem Cabinette, beobachtete sorgsam jeden seiner Minister, wollte Alles mit eignen Augen sehen, und wandte unverrückt seinen unter allen Ereignissen und Leidenschaften gleich festen und kalten Blick auf jeden Theil seines großen Reichs, von Mexico bis in das Innere von Sicilien. Auch blieb, so lange er lebte, die spanische Monarchie in der öffentlichen Meinung die erste in Europa. Spanische Sprache, Literatur und Sitten waren geachtet in Paris, Wien, Mailand und Turin. Aber mit seinem Tode stürzte die gefürchtete Hoheit seines Thrones zusammen. Spanien, mit dessen Schätzen Philipps Bestechungssystem die meisten Länder Europa's bereichert hatte, war verarmt. So fand sich z. B. im J. 1596 in Spanien selbst keine Spur mehr von 35 Millionen Gold und Silber, die binnen acht Monaten im J. 1595 aus Amerika dahin gekommen waren. Die Schulden beliefen sich zwar nur auf 140 Millionen Ducaten, aber die Interessen waren drückend, flossen meistens ins Ausland, und Philipp verlor zuletzt allen Credit, so daß er in Spanien durch Geistliche Haus für Haus Beisteuer für sich einsammeln ließ. Die sichersten Einkünfte waren verpfändet, und das elende Steuersystem in Castilien, welches die ersten Lebensbedürfnisse mit Abgaben belastete, drückte den Landbau gänzlich nieder. Das Handelsverhältniß zwischen Spanien und seinen Colonien aber hatte der argwöhnische Philipp so unglücklich eingerichtet, daß nothwendig aller Vortheil den Engländern und Holländern zufiel. Kurz das mächtige Spanien war bei Philipps Tode der kraftlose Körper eines Riesen, den alle Ausschweifungen der Ehrsucht entnervt hatten, und ihm glich Philipp selbst. Er starb langsam, an einer unmerklich um sich greifenden, sehr schmerzlichen Krankheit; Gicht, Wassersucht und ein auszehrendes Fieber marterten ihn zwei Jahre, ehe er starb. Doch behielt er seine Geisteskraft und Thätigkeit bis zum letzten Augenblick. Sein Wille schien mit der Natur selbst zu kämpfen.

Als er sein Ende nahe glaubte, befahl er, ihn von Madrid nach dem Escurial zu bringen, denn, antwortete er den Aerzten, die dies bedenklich fanden, ich will mein Leichenbegängniß zu meinem Grabe begleiten. Hier, im Escurial, ward die Krankheit furchtbar schmerzhaft. Geschwüre an den Knieen und der Brust quälten ihn Tag und Nacht. Als man sie öffnete, entstanden aus ihrem giftigen Eiter Scharen von Läusen, die kein Mittel tilgen konnte. So lag er länger als 50 Tage auf dem Rücken, und blieb auch hier sich gleich, unerschütterlich standhaft, gelassen, starkmüthig. Er verrichtete mit eifriger Pünktlichkeit alle Gebräuche der Kirche, und ließ sich in ein Bußhemde gekleidet vor dem Hochaltare des Escurials auf die Stufen legen. Auch befahl er, einige Gefangene loszulassen, und ihnen ihre Güter wieder zu geben. Unter diesen befand sich die schuldlose Frau des Antonio Perez. Zwei Tage vor seinem Tode ließ er seinen Sohn und seine Tochter Isabella vor sich kommen, redete mit ihnen von der Eitelkeit der menschlichen Größe, gab ihnen einige gute Lehren über die Verwaltung ihrer Staaten, und ermahnte sie zum Eifer im catholischen Glauben. Hierauf ordnete er sein Leichenbegängniß an, ließ seinen Sarg vor seine Augen hinsetzen, verlor die Sprache und verschied im 72sten Jahre seines Alters. Einer seiner Großen schrieb nach dem Tode Philipps folgendes Epigramm über ihn an den Kamin seines Zimmers:

Siendo mozo — luxurioso;
Siendo hombre — fue cruèl;
Siendo viejo — codicioso;
Que se puede esperar del?
Als Jüngling fröhnt' er geiler Lust;
Als Mann war er erbarmungslos;
Als Greis voll Habgier seine Brust;
Was wartet seiner für ein Loos?

Philipp war von mittler Größe und gut gewachsen. Seine Stirn war breit, seine Augen blau; der Blick ernst, kalt, und jede Mine unveränderlich. Durch Pracht, Freigebigkeit und rechtliche Führung des innern Regiments, wo es nicht seinen Willen galt, machte er Eindruck auf die Gemüther; allein vor ihm floh die Freude, und das Element seines Daseyns war Schrecken. Seine Lobredner nannten ihn el discreto, auch el prudente, z. B. der Verfasser der Schrift: Los dichos y hechos (Worte und Thaten) del Rey Philipe II. Bruxelas 1666. Außer Sepulveda, Herrera, Cordova, Campana und Leti's Werken über Philipps Regierung und Leben, ist Watsons history of the Reign of Philipp II. London 1777, 2 Vol. 4. zu vergleichen; doch ist Watson, was Spaniens innere Geschichte betrifft, weder vollständig, noch zuverlässig. K.

Philipp II., mit dem Beinamen August, König von Frankreich, ein Sohn Ludwigs VII., geboren 1165. Er bestieg den Thron nach seines Vaters Tode 1180, und ergriff, ungeachtet er erst funfzehn Jahre alt war und dem Namen nach unter der Vormundschaft des Grafen von Flandern stand, die Zügel der Regierung mit eben so viel Kraft als Klugheit. Eine seiner ersten Maßregeln war, die ausgelassenen Possenreißer und Komödianten von seinem Hofe zu verbannen, deren Unsittlichkeit nachtheilige Wirkungen äußerte. Dieser folgte ein Gewaltschritt von zweideutiger Art, die Vertreibung der Juden aus dem Königreiche, die durch ihre Industrie und ihre Kunstgriffe im Besitz großer Reichthümer waren. Um diese Strenge zu beschönigen, wurden sie der Gottlosigkeit und verschiedner Gräuelthaten beschuldigt; man zog

ihre Güter ein und erklärte ihre Foderungen für nichtig. Nachher aber fand es der König rathsam, sie zurückzurufen und ihrem Wucher gewisse Gränzen zu setzen. Die Räubereien der Großen unterdrückte er durch zweckmäßige Verordnungen und durch Waffengewalt. Die Uneinigkeiten, welche in den ersten Regierungsjahren zwischen der Königin Mutter und dem Grafen von Flandern (dessen Nichte Isabelle der König heirathete) Statt fanden, und die Jugend Philipp Augusts ließen Heinrich II. Vortheile hoffen, wenn er sich in die Angelegenheiten Frankreichs mischte; aber an Philipps Festigkeit und Thätigkeit scheiterten diese Plane. Nach dem Tode der Gräfin von Flandern verband er die Grafschaft Vermandois mit dem Reiche, trotz des Widerspruchs des Grafen. Die Einnahme von Jerusalem durch Saladin im Jahr 1187 machte in den christlichen Staaten tiefen Eindruck, und der Papst verordnete einen neuen Kreuzzug. Dem zufolge nahmen die Könige von Frankreich und England das Kreuz und versprachen, ihre Streitigkeiten ruhen zu lassen. Nachdem aber der englische Prinz Richard einen gewaltsamen Einfall in das Gebiet des Grafen von Toulouse gemacht hatte, griff Philipp die französischen Länder Heinrichs an, und Heinrich eilte ihnen zu Hülfe. Der päpstliche Legat wollte Philipp durch Drohungen eines Interdicts von den Feindseligkeiten zurückhalten, der junge König aber weigerte sich, dem Papste das Recht zuzugestehen, sich in einen Streit zwischen ihm und seinem Vasallen zu mischen. Richard versöhnte sich darauf mit Philipp, leistete der Vasalleneid und nahm Partei gegen seinen eignen Vater. Ein kurzer Krieg erfolgte zum Nachtheil Heinrichs, welcher sich zu einem demüthigenden Vergleich gezwungen sah und bald darauf starb. Richard, der die englische Krone empfing, verband sich mit Philipp zu einem gemeinschaftlichen Zuge nach dem gelobten Lande, wohin beide der ritterliche Geist trieb, der sie beseelte; Philipp schiffte sich mit seinen Truppen in Genua ein, und segelte nach Sicilien, wo er mit Richard zusammentraf. Schon hier geriethen beide in ernsthafte Streitigkeiten, nach deren Beilegung Philipp zur Belagerung von Acre schritt, welches im J. 1190 durch die gemeinschaftlichen Anstrengungen der Kreuzfahrer erobert wurde. Aber Eifersucht und Rangstreit entzweiten auf's neue die beiden Könige, und Philipp, der von beiden der Staatsklügere war, kehrte 1191 nach Europa zurück, ließ jedoch zu Richards Unterstützung ein Truppencorps in Palästina, wo dieser in einem fruchtlosen Kampfe seinen Heldenmuth bewährte. Bald nach seiner Rückkehr wurde Philipp Witwer; er vermählte sich zum zweiten Mal mit Ingelburga, der Schwester des Königs von Dänemark. Darauf trat er mit Johann, Richards Bruder, in ein Bündniß, welcher dafür, daß er in seinen Usurpationsplanen von Seiten Frankreichs begünstigt wurde, sich dem Versuche Philipps, einen Theil der Normandie zu erobern, nicht widersetzte. Dieses Unternehmen war durchaus dem feierlichen Eide zuwider, den sich beide Könige geschworen hatten, während der Dauer des heiligen Krieges einander nicht zu beunruhigen. Philipp war eben mit Ausführung seines Plans beschäftigt, als Richard, befreit aus der Gefangenschaft, in welcher ihn der Herzog von Oesterreich gehalten, mit einem Heere in Frankreich erschien. Ein blutiger Krieg, der von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde, erfolgte und wurde, mit einer kurzen Unterbrechung, bis zu Richards Tode 1199 fortgesetzt. Um diese Zeit versetzte ihn sein Betragen gegen die Königin Ingelburga, gegen die er seit der Brautnacht einen solchen Widerwillen gefaßt hatte, daß er sich sogleich von ihr trennte, in Unruhen. Sie hatte sich in ein Kloster zurückgezogen;

Philipp aber bewirkte unter dem Vorwand einer entfernten Verwandtschaft eine Scheidungssentenz von seinen Bischöfen, und vermählte sich mit Agnes, der Tochter des Herzogs von Meranien. Auf des Königs von Dänemark Beschwerden erklärte Papst Cölestin diese Ehe für nichtig, und da Philipp sich nicht fügen wollte, that sein Nachfolger Innocenz III. ihn in den Bann. Der König fand es der Klugheit angemessen, einigermaßen nachzugeben. Er erlaubte Ingelburga als seine Gemahlin mit dem königlichen Titel auf einem fern gelegnen Schlosse zu leben. Philipp entzweite sich jetzt mit seinem frühern Bundesgenossen, dem nunmehrigen König von England, Johann, und fiel in die Normandie ein. Zwar wurde der Streit beigelegt, indem man zwischen Philipps Sohn Ludwig und Johann's Nichte, Blanca von Castilien, eine Heirath vorschlug; bald aber zog sich Johann durch die Ermordung Arthurs einen solchen Haß zu, daß Philipp ihn benutzen zu müssen glaubte. Er ließ ihn daher vorladen, als sein Vasall vor der Pairskammer zu erscheinen, und bewirkte, da jener sich weigerte, einen Spruch, der ihn aller seiner Länder in Frankreich für verlustig erklärte. Mit möglichster Schnelligkeit eilte Philipp zur Ausführung, und wirklich gelang es ihm bei Johanns Unthätigkeit, die ganze Normandie nach einer dreihundertjährigen Trennung wieder mit seiner Krone zu vereinigen. Auch Touraine, Anjou und Maine unterwarf er, so daß von allen Besitzungen in Frankreich den Engländern allein Guienne blieb. Papst Innocenz, der sich Johanns kräftig annahm, konnte ihm nur einen Waffenstillstand auf zwei Jahre auswirken. An dem Kreuzzuge gegen die Albigenser nahm Philipp nur in der Absicht Theil, um sein Ansehn bei der Schwäche seiner Nachbarn und Vasallen auszudehnen. Als im J. 1213 Innocenz in seinen mit Johann wegen des Erzbisthums von Canterbury ausgebrochnen Streitigkeiten den engl. Thron für erledigt erklärt und Philipp die Besitznahme desselben angetragen hatte, rüstete sich dieser, der Einladung zu folgen. Johann versöhnte sich inzwischen mit dem Papst, indem er sich ihm als einem Lehnsherrn unterwarf, und der Papst schickte jetzt an Philipp den Befehl, von seinen Absichten auf ein Königreich abzustehn, das dem heiligen Stuhl angehöre. Philipp achtete jedoch nicht darauf; Johann aber bildete einen furchtbaren Bund gegen Frankreich, an dessen Spitze der Kaiser Otto stand. Die englische Flotte erfocht den vollständigsten Sieg, nahm 300 Schiffe, versenkte 100 und nöthigte die Franzosen, deren mehr als 1000 zu verbrennen. Zu Lande aber siegte Philipp 1214 bei Bouviers in Flandern über die weit überlegne verbündete Armee; dennoch schloß er einen Waffenstillstand auf fünf Jahre. Als in der Zwischenzeit die Engländer selbst ihren König verließen und eine Partei den französischen Prinzen Ludwig herbeirief, mißbilligte Philipp zwar dem Anschein nach dieses Anerbieten, unterstützte jedoch seinen Sohn insgeheim mit einem Heere und einer Flotte. Dennoch mußte die Unternehmung aufgegeben werden. Nach Ablauf des Waffenstillstandes fingen die Feindseligkeiten mit England zwar auf's neue an, wurden aber bald durch einen abermaligen Waffenstillstand beendigt. Bald darauf starb Philipp im J. 1223, nachdem er 43 Jahre regiert hatte, in einem 59jährigen Alter. Mit Recht wird Philipp August für einen der ausgezeichnetsten Fürsten seines Geschlechts gehalten. Er war groß als Feldherr und Regent, und vermehrte das Gebiet und die Macht Frankreichs mehr als irgend ein andrer König, weßhalb er auch den Beinamen der Eroberer erhielt. Er war der erste, der selbst im Frieden stehende Heere hielt. Er vervollkommnete das Militärsystem, beschützte und begünstigte die Gelehrsamkeit, legte nützliche Gebäude, Landstraßen, Befestigungen

an, und verwandte die großen Summen, die er durch Sparsamkeit erübrigte, zum Nutzen des Landes. In seinem Betragen war er gefällig und einnehmend, und nicht ohne Billigkeit und Edelmuth, wiewohl nicht gar zu gewissenhaft in seiner Politik. In den letzten Jahren seiner Regierung lebte er in Eintracht mit seiner Gemahlin Ingelburga.

Philippi, eine der vornehmsten Städte Macedoniens, jetzt ein Dorf Feliba. Hier wurde die berühmte Schlacht geliefert, in welcher Antonius und Octavius die Republikaner unter Cassius und Brutus besiegten (s. d. Art.). Der Wahlplatz heißt jetzt la Cavalla; darüber stehen die Ruinen der Stadt.

Philippiken, orationes philippicae, die Reden des Demosthenes gegen Philipp von Macedonien (s. Demosthenes). Sie zeichnen sich durch die höchste Kunst und die äußerste Heftigkeit aus, indem alles darin aufgeboten wird, die Athenienser gegen Philipp einzunehmen und aufzureizen. Nach ihnen nennt man noch jetzt eine heftige donnernde Rede eine Philippica.

Philippinen. Die philippinischen oder manilischen Inseln (von den Einwohnern die lussonischen genannt) liegen vom 9ten bis 19ten Grad nördlicher Breite und vom 134sten bis zum 142sten Grad Länge. Ihre äußerste Nordspitze ist nur 75 Meilen vom festen Lande Asiens entfernt. Sie bestehen aus einem unförmlich zerstreuten, über einander aufgethürmten Haufen hoher Gebirge, deren Gipfel in die Wolken reichen. Man schlägt ihre Anzahl auf 1500 an, die Zahl der Einwohner aber auf 800,000 von verschiednen Nationen, als Malayen, Neger, Tagalen und viele Colonisten aus China, Siam, Sumatra, Borneo, Macassar, Malacca u. s. w. Davon haben 70,000 das Christenthum angenommen. Unter den Inseln sind die wichtigsten Manila, Samor, Leith, Mindanao, Mindoro, Panai, Zabu, Bohol. Sie liefern Tabak, Ebenholz, weißen Hanf, Schiffbauholz, Perlen, Zucker, Indigo, rothes und weißes Kupfer, Eisen, Seide, Wachs, Honig, Ingwer, Reiß, Sago, Kokosnüsse, und vieles Obst, Gemüse und andre Lebensmittel. Der König von Spanien, der sie sich zugeeignet hat, läßt sie durch einen dem Vicekönige von Mexiko untergeordneten Statthalter regieren. In den ältesten Zeiten waren die Philippinen den Chinesen unterthan, die sie verließen. Vor 1521 besetzten die Malayen Mindanao und wohnten daselbst unter arabischen Fürsten, welche auch Sultane von Salangan hießen; diese errichteten auch zu Suluh eine besondre Herrschaft. Die Spanier entdeckten die Inseln im J. 1521 durch Magelhaens und landeten zuerst auf Zebu, wurden aber zurückgetrieben, landeten 1564 auf's neue, eroberten Zebu, Manla (1575), Suluh, Mindanao und (1589) Masbate. In der Folge dehnten sie diese Eroberungen noch mehr aus, verloren sie aber auch zum Theil wieder. Im J. 1571 fingen sie an, auf der Südostseite der Insel Manila oder Luçon die Stadt Manilla zu erbauen, welche mit den Vorstädten, unter denen die von 10,000 Chinesen bewohnte Vorstadt Pariana zu bemerken ist, 40,000 Einwohner zählt. Darunter sind 3000 Spanier, welche die Regierung und den besten Theil des Handels in Händen haben; die Handwerker und Künstler sind Chinesen; den Feldbau besorgen vornehmlich die Eingebornen. Außer dem Statthalter hat zu Manilla ein Erzbischof seinen Sitz, unter welchem die drei Bischöffe zu Neu-Segovia, Caceres und Jesusstadt stehen. Die Stadt ist schön, aber wegen der häufigen Erdbeben meist nur aus Holz erbaut, stark befestigt und hat einen guten Hafen. Von hier aus werden die Producte und Waaren Asiens nach dem spanischen Amerika gebracht. Jährlich segelt im Julius eine Galione von Ma-

nilla nach Acapulco in Mexiko, woselbst sie die Gewürze, Nesseltücher, gemahlte Leinwand, Seidenzeuge und Goldarbeiten Asiens gegen europäische Waaren, amerikanische Cochenille und baares Geld verhandelt. Der größere Theil dieser Ladung gehört chinesischen, armenischen, holländischen, französischen und englischen Kaufleuten, die unter malayischer Flagge handeln, denn von fremden Nationen dürfen nur Malayen, Armenier und die Portugiesen aus Goa nach Manilla handeln. Jetzt handelt eine Gesellschaft von Kaufleuten auch unmittelbar von den Manillen nach Spanien. — Die Revenüen der Krone betragen 800,000 Piaster, aber die Verwaltung ist so eingerichtet, daß für die Bedürfnisse der Regierung noch jährlich anderthalb Millionen Piaster aus Mexiko hieher geschickt werden müssen. Im J. 1762 eroberten die Engländer Manilla und nahmen die nach Acapulco bestimmte Galione; im Frieden aber kamen die Inseln an Spanien zurück. In den letztern Zeiten haben sich die Engländer auf Bonwut niedergelassen. In Spanien besteht seit 1785 eine eigne manilische Handelsgesellschaft.

Philipponen sind eine von den Raskolniken abstammende Secte der griechischen Kirche, deren Gemeinden sich in Neuostpreußen und Polen angesiedelt haben. (Vergl. d. Art. Raskolniken.)

Philippsburg, eine kleine Stadt am Einfluß der Salza in den Rhein, im Pfinz- und Enzkreise des Großherzogthums Baden, mit ungefähr 800 Einwohnern. Zu Anfang des dreißigjährigen Kriegs wurde sie befestigt. Im westphälischen Frieden kam sie an Frankreich, im nimweger und ryßwiker Frieden aber wieder an Kaiser und Reich. Theils durch Kunst, theils durch den morastigen Boden umher war sie überaus fest. Die Stadt gehörte zwar dem Stifte Speier, die Festung aber dem Reiche, und demnach hatte das Besatzungsrecht der Kaiser. In den letztern Kriegen litt Philippsburg viel, besonders im J. 1799, wo die Franzosen es bombardirten. Seit 1802 gehört es Baden, und ist jetzt ein offener Ort, da die Franzosen die Festungswerke vor ihrem Abzug zerstörten.

Philippsthal (Hessen-), eine von Philipp, dem jüngern Sohne des Landgrafen Wilhelm VI. zu Cassel (dessen Bruder Carl die regierende Linie zu Cassel fortsetzte, worüber Hessen nachzusehn) gestiftete Nebenlinie, welche noch in dem Aste von Hessen-Philippsthal und in dem Nebenaste von Hessen-Philippsthal zu Barchfeld fortblüht.

Philo, ein gelehrter jüdischer Schriftsteller, welcher im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt unter der Regierung des Kaisers Caligula blühte, und zu Alexandria geboren war. Hier erhielt er Erziehung und Unterricht und zeichnete sich bald durch seine Fortschritte in der Beredsamkeit, Philosophie und Kenntniß der heiligen Schriften aus. Mit den Schriften Plato's, dessen Philosophie damals in Alexandria im höchsten Ansehn stand, machte er sich auf das innigste vertraut, und eignete sich seine Lehre und Sprache so vollkommen an, daß man allgemein zu sagen pflegte, „Plato philonisire, oder Philo platonisire." Wenn wir auf die Natur der jüdischen Gelehrsamkeit in Aegypten in diesem Zeitraum Acht haben und sie mit dem Geist der alexandrinischen Schulen vergleichen, so werden wir die Art begreifen, wie Philo Philosophie studirte. Seit der Zeit der Ptolemäer hatten die Juden den Gebrauch der Allegorien von ihren ägyptischen Nachbarn entlehnt, und mit Hülfe derselben waren platonische und pythagoräische Dogmen als der verborgne und symbolische Sinn ihres eignen Gesetzes zu ihnen gekommen. So konnten sie, ohne den Schein zu haben, als verdankten sie heidnischen Philosophen etwas, einen willkür-

lichen Gebrauch von ihren Systemen machen. Diese Systeme wurden ebenfalls durch mancherlei Dogmen aus der morgenländischen Philosophie, besonders in Rücksicht auf die göttliche Natur, verfälscht. Philo studirte diese in Alexandria wohl aufgenommene Philosophie mit Eifer und mischte, entweder weil er die jüdische Lehre nicht genau kannte, oder weil er den buchstäblichen Sinn des mosaischen Gesetzes zu unschmackhaft fand, platonische Dogmen in die heiligen Lehren, und schrieb sie Moses zu. Wahrscheinlich folgte er darin dem Beispiele der Essener und Therapeuten, von denen er stets mit großer Achtung spricht, wiewohl er ihre Lebensweise nicht annahm. Dabei vervollkommnete sich Philo in der Beredsamkeit und erwarb sich Kenntnisse von den öffentlichen Angelegenheiten. Wie groß sein Ruf darin gewesen seyn müsse, läßt sich daraus erkennen, daß er von seinen Landsleuten im J. 42 an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom geschickt wurde, um die Juden gegen Apions und Andrer verleumderische Beschuldigungen zu vertheidigen. Caligula ließ aber die Gesandtschaft nicht vor sich, und Philo war sogar in nicht geringer Lebensgefahr. Er faßte eine von großer Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit, und Rechtschaffenheit zeugende Apologie der Juden schriftlich ab, welche nach Caligula's Tode im Senate vorgelesen wurde. Ungewiß und unglaubwürdig sind die Angaben, daß Philo unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort mit Petrus Freund geworden und den christlichen Glauben angenommen, diesem aber gewisser Kränkungen wegen nachher wieder entsagt habe. Die auf uns gekommenen Schriften Philo's sind mehrmals, zuletzt und am vollständigsten von Mangey, London 1742, 2 Foliobände, herausgegeben worden. Sie beweisen, daß Philo ein Mann von großer Gelehrsamkeit und vielem Geiste war, der die griechische Philosophie und Literatur genau kannte, und wiewohl man nicht selten auf Dunkelheiten stößt, so sind sie doch empfehlenswerth wegen der darin enthaltenen trefflichen Lehren und Grundsätze, die mit des Verfassers tugendhaftem Charakter ganz übereinstimmten, und sehr wichtig für den, der den damaligen Zustand der Philosophie in Alexandrien kennen lernen will. — Außer diesem Philo kennen wir noch mehrere Schriftsteller gleiches Namens. Dahin gehört Philo aus Biblos, ein Grammatiker, der unter Nero bis Hadrian lebte, und Sanchoniatons phönicische Geschichte ins Griechische übersetzte, wovon wir noch einige Fragmente besitzen; ferner Philo von Byzanz, der im zweiten und dritten Jahrhunderte lebte, und als der Verfasser eines Werks über die Kriegsmaschinen, über die sieben Wunderwerke der Welt, u. s. w. genannt wird.

Philoctet, des Pöas und der Demonassa Sohn, berühmt als kundiger Bogenschütze. Er führte die Einwohner von Methone, Thaumacia, Meliböa und Olizon nach Troja. Bei dem Opfer aber, welches Palamedes im Namen der versammelten Griechen dem sminthischen Apoll darbrachte, ward er von einer Schlange in den Fuß gebissen. Zwar setzte er die Reise dennoch fort. Da aber die Wunde immer bösartiger und wegen ihres bösen Geruchs allen unleidlich wurde, brachte man ihn auf Ulysses Rath nach Lemnos zurück, wo er neun Jahre in hülfloser Einsamkeit zubrachte, mühselig sein Leben fristend. Aber nach der Weissagung des Helenus konnte Troja nicht erobert werden, ohne die Pfeile des Hercules, welche dieser dem Philoctet für die Anzündung des Scheiterhaufens, auf dem er sich verbrannte, geschenkt hatte, daher sah man sich endlich genöthigt, wieder zu ihm zurückzukehren. Ulysses und Neoptolemus übernahmen die Sendung, und der offenen Redlichkeit des Letztern gelang es endlich, nach langer Weigerung den gekränk-

ten Helden zur Rückkehr nach Troja zu bewegen, allwo er ihm Genesung verhieß. Wirklich heilte Machaon seine Wunde; Paris aber ward von des Philoctetes Pfeilen getödtet und bald darauf Troja erobert. Nachher finden wir ihn in Italien, wo er in einem Kampfe mit den Urbewohnern getödtet wurde. Die tragische Geschichte des Philoctet hat Sophocles in seinem nach dem Helden benannten und noch vorhandnen Trauerspiele dramatisch bearbeitet.

Philologie. I. Geschichtlicher Ursprung und Entwickelung derselben. Dieses griechische Wort, ähnlich der Benennung Philosophie gebildet, bedeutete ursprünglich die Liebe oder das Streben nach Bildung, und die allgemeine ästhetische und philosophische Bildung selbst, (φιλόλογος daher, wer nach dieser Bildung strebt oder sie besitzt), insbesondre aber in so fern sich dieses Streben auf Sprache und Literatur gründet, Sprachbildung und Studium der Literatur. Philolog hieß daher ein Literaturfreund, Literator, ein Mann von gelehrter Bildung. So wissen wir durch Sueton, daß Eratosthenes (270—190 vor Christi Geburt) zuerst so genannt wird, der als Astronom und Geograph berühmt, und zugleich Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek war; nach ihm führen mehrere durch vielseitige Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer diesen Namen. Weil nun die gelehrte Bildung objectiv eine Literatur, subjectiv eine gründliche Sprachkenntniß erfordert, so ist es begreiflich, warum erst nach Erschöpfung des hervorbringenden Geistes in Griechenland, als Nachahmung und Betrachtung der Denkmale dieses Geistes eintrat, die eigentliche Buch- und Schulgelehrsamkeit sich bildete, und warum diese vorzüglich von der Grammatik ausging, deren so wie der Lexikographie, Kritik und Hermeneutik Ursprung hier zu suchen ist (s. alexandrinisches Zeitalter), ja die Philologie wurde später bald auf jene beschränkt. Früher wurde der Sinn und Geist des Alterthums, später nur der Buchstabe verehrt. Die Philologie der frühern Alexandriner, welche also zuerst diesen Namen einführten, war eine Art Polymathie und Polyhistorie, und umfaßte Alterthumskunde im weitern Sinne, namentlich die Mythologie, ferner Grammatik, Hermeneutik, die grammatische und ästhetische Kritik, Rhetorik, Metrik und andere Wissenschaften. Sie waren die Mittelspersonen, durch welche uns namentlich die wichtigsten Denkmale der griechischen Literatur aufbehalten und zugänglich gemacht worden sind, indem sie den Bau und Wortvorrath der griechischen Sprache, die Echtheit einzelner Werke und Stellen der griechischen Literatur sorgfältig zu untersuchen begannen, größere Sammlungen und Auszüge griechischer Schriften veranstalteten, die mannichfaltigsten Kenntnisse, welche zum Verständniß des Alterthums nothwendig waren, aufhäuften und mittheilten, und manches, was uns heute ein unauflösliches Räthsel bleiben würde, durch Erläuterungen, Commentare und Compilationen aller Art über jene Schriften der Nachwelt aufklärten. Vorbereitungen und gleichsam den Ursprung der Philologie findet Creuzer in seiner geistreichen und gelehrten Schrift über das akademische Studium des Alterthums, u. s. w. (Heidelberg 1807) schon in dem Zeitalter der Pisistratiden, deren Verdienste um die Sammlung der homerischen Gedichte bekannt sind, in der Anlegung von Büchersammlungen seit Pisistratus, in dem Forschungsgeiste der Sophisten, und Aristoteles vielseitiger Gelehrsamkeit und literarischer Bildung; aber Alexandria nennt er mit Recht den ersten Mittelpunkt des gelehrten Lebens und Wirkens (seit 332 vor Christi Geburt), den Sammelplatz der Literaturschätze, und den Vereinigungspunkt derer, die sie brauchten. Auch in Klein-Asien, wo

sich Pergamus auszeichnete, dessen Könige (namentlich Attalus II., starb 158 vor Christi Geburt), Liebhaber der Literatur und Gönner der Gelehrten waren, im eigentlichen Griechenland, vorzüglich in Athen und Rhodus und in Großgriechenland, besonders zu Syrakus, bildeten sich Literatoren und Philologen im engern Sinne. Scholiasten und Lexikographen finden sich unter den Griechen noch bis in das 15te Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung so wie sich nie im oströmischen Reiche das Ansehn der griechischen Literatur ganz verlor. Mit der gelehrten Bearbeitung der Sprache wurden die Römer durch den Griechen Krates von Mallus bekannt (169 vor Christi Geburt.) Das philologische oder grammatische Studium umfaßte nach Cicero's Erklärung auch die Behandlung der Dichter, Kenntniß der Geschichte, Worterklärung und die richtige Aussprache. Doch nicht bloß die griechische, sondern auch die römische Sprache und das römische Alterthum wurden durch M. Terentius Varro, einen berühmten Polyhistor und Polygraphen (116 bis 27 vor Christi Geburt), M. Verrius Flaccus (unter August), Asinius Pollio und Andere ein Gegenstand gelehrter Untersuchungen, und die Grundsätze der griechischen Grammatik wurden auf die lateinische angewendet. Lucius Plotius lehrte lateinische Sprachlehre zu Cicero's Zeit. M. Fab. Quinctilian und Aul. Gellius waren im umfassendern Sinne Philologen. Die ansehnlichsten Bibliotheken wurden als Beute nach Rom geführt. Die römische Literatur strebte der griechischen nach. Erklärer der römischen Schriftsteller (wie Asconius Pedianus über Cicero's Reden, Aed. Donatus über Terenz u. A.) traten dann (seit 50 nach Christi Geburt) auf, von denen viele Vorlesungen über die römischen Classiker hielten. Donatus (354 nach Christi Geburt) und Priscianus (524 nach Christi Geburt) wurden die Hauptlehrer der lateinischen Grammatik. Wie das Christenthum mit siegreicher Gewalt das Heidenthum verdrängte, so wurde auch das Studium des griechischen und römischen Alterthums und seiner Literatur vorzüglich durch den Fanatismus der frühern christlichen Lehrer unterdrückt, welche alles, was mit dem Heidenthum in Verbindung stand, für verderblich und schädlich hielten, und dadurch zum Verfall der Wissenschaften ungemein beitrugen. Hiezu kam das Eindringen der noch rohen Germanier in die Länder des römischen Reichs, durch welche viele literarische Institute und Denkmale, namentlich die von den Kaisern des römischen Reichs zur Erziehung und Bildung der höhern Stände gestifteten Schulen, in welchen die zu dem encyclopädischen Unterricht seit den Alexandrinern gerechneten Kenntnisse gelehrt worden waren, zu Grunde gingen. Allein die Geistlichkeit bedurfte zur Vorbereitung für ihre Aemter nothwendig der gelehrten Bildung, namentlich der Kenntniß der alten Sprachen, und dies brachte die Cultur der weltlichen Wissenschaften in die Hände der Geistlichkeit, welche dieselben auch bis zu einer bessern und günstigern Zeit aufbewahrte, und mit den Abteien, Stiftern und Klöstern Schulen verband, in welchen die sogenannte Encyclopädie gelehrt wurde, die in den sieben freien Künsten, d. i. Musik, Arithmetik, Geometrie, Grammatik, Dialectik, Rhetorik und Astronomie, bestand. Zu diesem Unterrichte bediente man sich hauptsächlich der Lehrbücher des Martianus Capella (461 nach Christi Geburt), des Cassiodorus (starb 563), die ebenfalls schon in den kaiserlichen Schulen im Gebrauch gewesen waren. Doch findet man erst im 6ten Jahrhundert solche geistliche Schulen, in welche die Reste gelehrter Bildung sich flüchteten, zuerst in Frankreich, später in Irland, Schottland, England. Freilich wurde jener Unterricht nur auf die

Zwecke der Theologie beschränkt. Die lateinische Sprache nahm daher auch, besonders da sie fast nur geschrieben wurde, ein neues Colorit an, in welchem der Mangel an classischer Bildung, so wie der Einfluß kirchlicher und religiöser Vorstellungen und das Aufstreben der neuern europäischen Sprachen sich zeigte. So erzeugte sich das Mönchslatein. Sehr vortheilhaft für die gelehrte Bildung wird die Stiftung des Benedictinerordens durch Benedict von Nursia (starb 544), in dessen Regel befohlen wird, in jedem Kloster dieses Ordens Unterricht zu ertheilen, Bücher abzuschreiben und Büchersammlungen anzulegen. Die Schulanstalten, welche Carl der Große und seine gelehrten Freunde stifteten, führten auf das Studium der lateinischen Sprachlehre zurück. Aber erst seit dem 10ten Jahrhunderte wurde durch häufigeres Lesen und Abschreiben der alten Classiker Geschmack, gelehrte Bildung und eine reinere Latinität herbeigeführt. Hierin besteht besonders das Verdienst der Congregation von Clugny, und späterhin des Ordens der Cisterzienser und Carthäuser (seit dem 12ten Jahrhunderte). Die arabische Literatur und Sprache gewann seit dem 7ten Jahrhundert viel Verbreitung und Ansehn. Durch die Araber wurde auch die Philologie erhalten und befördert, namentlich aber die griechische Literatur wieder aufgefrischt. Ihre eigne Sprache aber erhielt schon seit dem 7ten Jahrhundert eine gelehrte Behandlung. Im 11ten und 12ten Jahrhundert thaten sich viele große Männer durch tieferes Studium der classischen Literatur, namentlich in Italien, wo seit dem 12ten Jahrhundert mehrere Universitäten gestiftet wurden, in Frankreich und England hervor. Hieher gehört Lanfranc aus Pavia und dessen Schüler Anselm aus Aosta; der gelehrte Gerbert (Papst Sylvester II., starb 1003), Bischof Abbo von Fleury (starb 1004) und Bruno von Cöln (starb 1101). Die gelehrte Theologie führte zur Philosophie, diese auf Plato und Aristoteles zurück. Männer, wie Abälard (starb 1142), Bernhard von Clairvaux, Johann von Salisbury, der große Bacon und Andere verstanden griechisch, und schrieben ein besseres Latein. Aber sie hatten mit der unwissenden und intoleranten Geistlichkeit einen harten Kampf zu kämpfen, nach welchem im 13ten Jahrhunderte das Studium der römischen Classiker und die bessere Latinität wieder fast ganz verschwanden. Im 13ten und 14ten Jahrhunderte finden wir einige Anstalten, durch welche die, hauptsächlich wegen des Bekehrungsgeschäfts nothwendige Kenntniß der orientalischen, namentlich der hebräischen und arabischen Sprache unterstützt wurde; auch beförderte der Umgang der Christen mit den Mahomedanern im Orient und Occident während der Kreuzzüge diese Kenntniß; aber die gelehrte Behandlung dieser Sprachen blieb noch weit zurück. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts aber erwachte wieder der Genius des classischen Alterthums zuerst in Italien, von wo aus ein gründlicheres Studium der classischen Sprachen und ihrer Literatur, und eine geschmackvollere Erklärung sich fast über alle Theile Europa's verbreitete. Italien wurde der erste Sammelplatz wahrer Philologen. Seine größten Nationalschriftsteller, Petrarca und Boccaccio, voll Enthusiasmus für die Werke des classischen Alterthums, wirkten kräftig zur Verbreitung der römischen und griechischen Literatur. Besonders war es Cicero und Virgil, welche des erstern Aufmerksamkeit an sich zogen; doch bewog er Boccaccio, von flüchtig gewordnen Griechen die Sprache des Homer und Plato zu lernen, was ihm selbst bei seinem Alter nicht mehr gelingen wollte. Boccaccio brachte es in seiner Vaterstadt Florenz dahin, daß Johann von Ravenna, ein Zögling Petrarca's, für die römische, und für die griechische Literatur zuerst Leontius Pilatus, darauf Manuel Chrysoloras (1397) als Lehrer

angestellt wurden. Durch letzteren so wie durch Argyropylus und immer mehrere ausgewanderte Griechen, die sich, als sie der Fall des oströmischen Reichs vertrieb, dem blühenden Italien zuwendeten, wurde in Schriften und mündlichen Vorträgen eine gründlichere griechische Sprachlehre in Umlauf gebracht und dadurch ein tieferes Verständniß der griechischen Literatur eröffnet. In allen größern Städten Italiens, selbst in denen, welche keine Universität hatten, eröffneten Lehrer der alten Literatur ihre Hörsäle; ihr Enthusiasmus, sagt Eichhorn, theilte sich ihren Zuhörern mit, und durch diese wurde es (von 1400—1450) Ton der Republiken und fürstlichen Häuser in Italien, die classische Literatur in Schutz zu nehmen, und durch ihr Studium einen reinen Geschmack wieder herzustellen. Ja das Studium derselben wurde in dieser Zeit zur Nationalangelegenheit erhoben, und der lebhafteste Eifer für dieselbe herrschte im 15ten Jahrhundert unter allen Ständen Italiens, und gründete überall philologische Vereine. Auch wurden seit Petrarca und Boccaccio, welche selbst Werke der griechischen und römischen Literatur sammelten und durch Abschriften verbreiteten, viele Privat- und öffentliche Bibliotheken angelegt, und die literarischen Klosterschätze gemeinnütziger gemacht. In Florenz stiftete Cosmus von Medicis (1429) die platonische Akademie, und sein Enkel Lorenzo sammelte die reichsten Schätze der Literatur und Kunst und zog die größten Gelehrten in jene Musenstadt; eben so war Nicolaus V. für Rom thätig, in Mailand ein Visconti, in Verona die della Scala, in Sicilien König Robert; in Venedig bildete Aldus Manutius einen für classische Literatur enthusiastisch wirksamen Kreis, und die eingeführte Buchdruckerkunst wirkte hier vorzüglich im Dienste der classischen Literatur. Schnell vervielfältigten sich die Werke der classischen Autoren, Sammlungen und Commentare erschienen, und die Philologie hatte durch jene Erfindung ihre eigentliche gelehrte Gestalt angenommen. Denn das gemeinsame Zusammenwirken der Sprachkenner wurde durch sie erst möglich gemacht, oder wenigstens erleichtert, und die Musterwerke des Geistes waren, so wie die Untersuchungen über dieselben, dem Zufalle und Untergange weniger ausgesetzt, als bei der mangelhaften schriftlichen Verbreitung. Die schönste Frucht dieser Cultur offenbarte sich aber darin, daß die Lectüre der Classiker des Alterthums und die Kenntniß der alten Sprachen nicht mehr allein dem Zwecke der Kirche und Theologie diente, sondern die Bildung des Geistes überhaupt zum Zwecke hatte. Glückliche Nachbildungen der Alten, und eine reinere römische Schreibart, worauf man nur vielleicht zu hohen Werth legte, bezeugen, wie sehr man diesen Zweck erreichte. Wir nennen noch als ausgezeichnete Philologen dieser Periode einen Leonardo Bruni (geb. 1370, starb 1444), Poggius Bracciolini (geb. 1380, starb 1459), Lorenzo Valla (1407—1457), Nic. Perottus, Franc. Philelphus, Pompon Lätus Marsilius Ficinus (geb. 1433 starb 1499) und Angelo Poliziano (1454—1492). Von Italien aus wurde das erwachte Studium der classischen Literatur zunächst nach Frankreich verbreitet; wir finden im 15ten Jahrhunderte Griechen und Italiener als Lehrer der Philologie in Paris, und viele Uebersetzungen römischer Classiker ins Französische. In England verbreitete sich eine gründlichere Philologie erst seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts durch einige in Italien gebildete Gelehrte. In Deutschland wurde dieselbe hauptsächlich von den Niederlanden aus verbreitet, und durch eine wohlthätige Reform des Schulunterrichts in Niederdeutschland vorbereitet. Die ersten Philologen des spät berühmten Deutschlands bildeten sich in Italien aus, z. B. Rud. Agricola (1442—

1485), C. Celtes (1459—1508) und Joh. Reuchlin (1454—1521); der erstere ein Schüler des Thomas von Kempen, der zweite vorzüglich durch die Stiftung gelehrter Gesellschaften in Deutschland, der letztere durch die Wiedererweckung der hebräischen Philologie berühmt. Das im 16ten Jahrhundert in dem civilisirten Europa überall verbreitete philologische Studium zeigte den günstigen Einfluß nicht nur auf allgemeine Cultur, so wie auf die Philosophie, sondern auch auf alle speciellen und positiven Wissenschaften. Ohne diesen Einfluß würde auch die kirchliche Reform, welche Luther und seine Freunde unternahmen, nicht zu Stande gekommen seyn. Und eben dieser Einfluß war es wieder, welcher den Eifer für Philologie und das Ansehn der classischen Literatur unterstützte und erhielt. Ja dieses Studium wurde die Grundlage der neuern europäischen Cultur. In diesem Jahrhundert finden wir noch einen der ersten Humanisten, (denn Humaniora wurden seit dem Mittelalter die Wissenschaften, die in das classische Alterthum einführen, und Humanisten ihre Priester, wenn auch nicht mit Recht, ausschließend genannt), der auf Deutschland namentlich den größten Einfluß äußerte, und das Studium der griechischen Literatur vorzüglich förderte, Desiderius Erasmus, (1467—1536, s. d. Art.), in voller Thätigkeit. Seit Ende des 16ten Jahrhunderts aber, wo in Italien das Studium der alten Literatur wieder vermindert ward (in den neuern Zeiten wurde dieselbe fast ausschließlich in Beziehung auf Kunstgeschichte und Antiquitäten bearbeitet), wurde Holland die Schule der größten Philologen, die sich namentlich um die Etymologie der alten Sprachen, um die Grammatik, niedere Kritik und grammatische Erklärung großes Verdienst erwarben, und späterhin die Philologie vorzüglich auf das Studium der Jurisprudenz anwandten. Hier nennen wir den weltberühmten Hugo de Groot (Grotius) (1583—1645), der als Exeget Muster war, und die Philologie mit Theologie enger verband; ferner einen Justus Lipsius, Adr. Jonghe (Junius), Gruter, Dan. und Nic. Heinsius, die Gronove, Burmanne, einen Perizonius, Lamb. Bos, Siegebert Havercamb, Drakenborch, Tib. Hemsterhuis, Wesselin, Lennep, Hoogeven, Valkenaer, Dav. Ruhnken, Daniel Wittenbach und Andere. Auch die orientalische Philologie wurde hier emporgebracht, z. B. durch die berühmten Orientalisten Erpen (1584—1624), Leuden, Hadr. Reland und den in dieser Wissenschaft Epoche machenden Albert Schultens (1686—1750) u. A. Die Verdienste der Engländer um die classische Philologie besonders seit dem 17ten Jahrhundert bezeugen die Namen eines Th. Creech, Barnes, Joh. Hudson, Baxter, Clarke, Thom. Gattacker, Thom. Gale, Johann Taylor, Rich. Daves, Wakefield, Rob. Wood, Zach. Pearce, Middleton, Polter, Heath, Warton, Musgrave, Thyrwhitt, Joh. Toup, und vor allen der geniale Kritiker Rich. Bentley. Aber auch die orientalische Philologie, wie die Namen eines Selden, Lightfoot, Walton, Sam. Clarke, Pearson, Castell, Lowth, Kennicot, beweisen, und die empirische Sprachkunde überhaupt, namentlich das Studium der neuern Sprachen, wurde von den überall verbreiteten Engländern zu einem bisher unerreichten Gipfel erhoben, auf welchem es noch gegenwärtig steht, während das Studium der classischen Philologie etwas gesunken ist. In Frankreich fand die Philologie besonders vom Anfange des 16ten bis zum 17ten Jahrhundert viele Gönner und Freunde; hier wurde sie bald auf Theologie und Jurisprudenz angewendet, seltner selbstständig bearbeitet. Beispiele sind Wilh. Budäus (1467—1540) und nach ihm Jac. Cujacius, Brissonius, später Dionys. Gothofredus u. A. Zu den um die classische Philologie verdientesten Franzosen aber gehören ein Lambin, Muretus, die gelehr-

ten Buchdrucker Rob. und Hein. Stephanus (Etienne) die großen Polyhistoren Jul. Cäs. Scaliger, (della Scala eigentlich aus Verona), dessen Sohn Joseph Justus Scaliger, welcher mit bewundernswürdiger Belesenheit und philologischer Kenntniß ausgezeichneten Scharfsinn verband, ferner Hadr. Turnebus (Tournebeuf) und ein Claudius Salmasius (Claude de Saumaise), Vigerius (Vigier), du Fresne, le Fevre (Faber), der Archäolog Montfaucon u. A. Auch wirkte das Studium der classischen Literatur bei den Franzosen sehr auf ihre Nationalliteratur, in welcher sie (z. B. in der Tragödie) die Alten nachzuahmen strebten, ohne ihren Nationalcharakter verläugnen zu können. In neuern Zeiten sind die philologischen Studien sehr vernachlässigt worden, und nur einige bedeutende Namen, wie Coray la Rochette, Brissonade anzuführen. Dagegen ist es eine nur mit der ungemeinen Eitelkeit dieser Nation zusammenhängende Erfahrung, wenn wir bei ihnen auch Gegner der alten Literatur (z. B. Perrault, Hardouin, de la Motte) auftreten sehen. Im 17ten Jahrhundert fand die orientalische Philologie bei den Franzosen Freunde, Bochart, d'Herbelot, le Jay, la Croze, Houbigant u. A.; besonders aber die zu unserer Zeit berühmten Silvestre de Sacy und Louis Matthieu Langlès. Die Kenntniß neuerer Sprachen ist den Franzosen bei der großen Ausbreitung der ihrigen und der damit begründeten Nationaleitelkeit weniger Bedürfniß gewesen. Spanier und Portugiesen haben nur wenige ausgezeichnete Philologen zu nennen. Um so größer dagegen ist die Zahl der Deutschen, die mit deutscher Gründlichkeit und Vielseitigkeit das Gebiet gelehrter Sprachkunde und Alterthumswissenschaft ausgemessen haben. Wir nennen aus dem 16ten Jahrhunderte nur noch einen Joach. Camerarius, den Verbreiter der griechischen Literatur, den Lexicographen Bas. Faber, und den gelehrten Forscher des Alterthums Joh. Geor. Grävius (Gräve); aus dem 17ten Jahrhundert, in welchem die Philologie weniger begünstigt wurde, den gelehrten Casp. Barth, Joh. Freinsheim, Weller, Chph. Cellar; aus dem 18ten einen Ludolph Küster, Franz Budäus, J. A. Fabricius, Lange, Frisch, Hederich; darauf seit der Mitte dieses Jahrhunderts Joh. Matth. Gesner, Urheber einer gründlichen und geschmackvollern philologischen Schule, mit der die Blüthe der selbstständigen Philologie unter den Deutschen beginnt, welche durch die geistreichen Ansichten eines Winkelmann, Lessing und Herder über das Alterthum und dessen neu entdeckte Schätze in Italien zu einer Höhe getrieben wurde, die gegenwärtig ihren Gipfel erreicht zu haben scheint, ferner seine Nachfolger Ernesti, Reiske, Heusinger, Duker, Wesseling, Trendelenburg, Fischer, Reiz, Brunck, und die im 19ten Jahrhundert noch blühenden Philologen Heyne (s. d. Art.), Wolf, Beck, Schneider, Harles, Matthiä, Buttmann, Schütz, Schweighäuser, Herrmann, Heindorf, Jacob Böckh, Creuzer, Schleiermacher, Voß und viele Andre. Die orientalische Philologie, namentlich die hebräische Literatur und Sprache wurde im 16ten Jahrhundert von Buxtorf, im 17ten von Glaß, Pfeifer, im 18ten und 19ten von Danz, Cocceji, Michaelis, Dathe, Hezel, Schnurrer, Tychsen, Eichhorn, Paulus, von Hammer, Gesenius, und mehrern Andern gründlich bearbeitet. Der Einfluß dieser philologischen Cultur zeigt sich besonders deutlich in der Theologie; denn wir finden die größten Exegeten unter den Deutschen seit dem Zeitalter der Reformation. Melanchthon, Beza leuchteten vor. Ihnen folgten im 17ten Jahrhundert Jablonski, Hermann von der Hardt, Reineccius, Simon; im 18ten Jahrhundert Semler, Ernesti, Morus, Koppe, Ilgen, Griesbach, Matthäi, Storr, Rösselt, Knapp, Paulus,

die Rosenmüller, de Wette u. s. w. Die Jurisprudenz wurde durch Philologie aus ihren Quellen entwickelt und als gelehrte Wissenschaft ausgebildet, welchen Charakter sie noch jetzt bei den Deutschen trägt. Die Geschichtsforschung und Erdbeschreibung wurde durch sie auf die mannichfaltigste Weise befördert und erweitert, und kein Fach der Wissenschaften und Künste blieb ohne ihre Unterstützung, so wie man umgekehrt das Studium der classischen Literatur durch antiquarische und archäologische Kenntniß förderte (man denke an Heyne, Böttiger, Beckmann, Voß). Wir fügen diesem kurzen Abriß der Geschichte der Philologie die geordnete Uebersicht des oben genannten trefflichen Creuzers bei, welche von dem Wiederaufleben der classischen Literatur im 14ten und 15ten Jahrhundert ausgeht. Zwar sagt dieser, gab es keine Zeit, wo eine bestimmte Richtung Aller nach einer Seite hin sichtbar wäre, jedoch lassen sich verschiedne Perioden unterscheiden, nach dem in jeder herrschenden Grundtrieb des philologischen Strebens. Und da zeigt sich zuerst der noch unbestimmte Trieb der Nachahmung. Die ideale Ganzheit und Schönheit des classischen Alterthums erschien dem geraden und natürlichen Sinne, und ward getreulich aufgefaßt von unbefangnen, edeln Gemüthern. Beides, die Erzeugnisse alter bildenden Kunst, wie die der Rede, verehrte man mit einer und derselben Andacht, wie denn überhaupt in der Gesinnung und Stimmung die Humanisten dieser Zeit von den bildenden Künstlern sich noch nicht so sehr trennten, als oftmals nachher geschah. Beide, gleich begeistert durch den Anblick jener großen Productionen, suchten das gleiche hervorzubringen, und in allen Elementen des Lebens und Wissens regte sich der unbestimmte, unschuldige Trieb der Reproduction. Aber eben jene Bewußtlosigkeit der Nachahmung gestattete noch keine gesetzmäßige Unterscheidung mancher zufälligen Form, worunter das Antike erscheint, von dem Nothwendigen und Bleibenden seines Wesens. Diese Periode kann demnach die des Sinnes heißen. Exempel in jeder Rücksicht sind hier Poggius, Angelus Politianus und Marsilius Ficinus; Letzterer als Wiederhersteller alter Philosophie. Es folgt die Periode des Realismus, bei vorherrschendem Princip der Polyhistorie. Sie ward veranlaßt durch die gegründete Ueberzeugung von der Nothwendigkeit umfassender realer Gelehrtheit bei jedem Versuche, Werke des Alterthums gründlich herzustellen und zu erklären. Sie ward Verirrung, als der Stoff die Form zu überwältigen begann, als die Sorge des materialen Anhäufens die organische Einheit verdrängte, als es Triumph des Philologen ward, in reichem Vorrathe des Wissens zu schwelgen, als der dienende Geist sich selbstgefällig in dem Spiegel seiner Gelehrsamkeit beschaute. Repräsentanten für diese Periode und mehr oder weniger ihrer Verirrung hingegeben sind die Scaliger, Claude Saumaise, Gerh. Johannes Vossius, Casp. Barth u. A. Was diese großen Polyhistoren gewirkt hatten, ward erst recht einleuchtend, aber auch erst recht brauchbar durch die kritischen Bemühungen der folgenden Periode, die wir die des Verstandes nennen können. Das jetzt herrschende Princip einer heilsam sondernden und sichtenden Kritik trat ins Mittel, und schied den ungeheuern, durch die Allbelesenheit jener Männer gewonnenen Stoff. (Daher auch die encyclopädistischen Bestrebungen in der Philologie.) Es prüfte schärfer den formalen Werth der Werke des Alterthums, unterschied genauer das Unechte von dem Echten. Eine tiefere Sprachkunde, und ein steterer Blick auf den Context gab größere Sicherheit in Kritik und Auslegung. Formelle Ordnung der materiellen Kenntniß, Feinheit der Wahl, Schärfe des Denkens, Richtigkeit

des Geschmacks waren jetzt mehr noch, als die Messe des Wissens Foderung an den Philologen. In dieser Richtung der Wissenschaft zeichnen sich aus der kühne und geniale Rich. Bentley, der gründliche und besonnene Tib. Hemsterhuis, und mit dem besten Erfolge gingen auf diesem Wege fort David Ruhnken, der die Schnelligkeit des Erfindens mit der Ruhe des Begründens glücklich vereinigte, der umfassende und productive Kritiker Ludw. Casp. Valkenär und unter den jetzt Lebenden mehrere Philologen auch unsers deutschen Vaterlandes (z. B. der um die tiefere Begründung der griechischen Sprachlehre und Metrik so verdiente, scharfsinnige Philolog und Kritiker G. Herrmann). Die fortdauernde Herrschaft des kritischen Princips zeigt allenthalben ihre gedeihlichen Folgen, wiewohl nun wieder in dem Bestreben der Einzelnen manche Verschiedenheit der Richtung sichtbar wird, z. B. der in der Conjekturalcritik so rasche Sinn eines Reiske und Brunk einerseits (der in einigen Schulen in Frechheit ausartet) und die steifsinnige Anhänglichkeit ans Urkundliche in Joh. Fr. Fischer. Eine Periode der herrschenden Vernunft würde diejenige heißen können, in der Realismus und Idealismus (oder vielmehr Materialismus und Formalismus) der Philologie, geläutert durch Kritik und verbunden mit hoher Würdigkeit der Gesinnung, als der bleibende Charakter aller ihrer Pflege erschien. In unserer Zeit ist diese Periode durch Wolf, Schleiermacher, Voß und Creuzer selbst eingeleitet worden. Mit der hier mitgetheilten Uebersicht stimmt auch eine andere ziemlich überein, welche Ast in seinem Grundriß der Philologie (Landshut 1808, 8.) mittheilt. Er unterscheidet nämlich in der neuern Behandlung der Philologie drei Perioden: 1. die der echten (lebendigen) Philologie, wo man das Alterthum in seinem gesammten Leben auffaßte und vorzüglich durch die Musterwerke der classischen Schriftsteller sich im Geiste des Alterthums zu bilden suchte. Sie umfaßt das 14te, 15te und 16te Jahrhundert: 2. die des materialistischen Studiums der alten Welt, vom Anfange des 17ten Jahrhunderts: 3. die des formellen Studiums, im 18ten Jahrhundert. Aber dieser Schriftsteller ist ungerecht, wenn er die Fortschritte der Philologie am Ende des 18ten und in dem gegenwärtigen ersten Viertel des 19ten Jahrhunderts durch den Namen des formellen Studiums zu charakterisiren gedenkt. Wir haben mit Absicht einen Abriß der Geschichte der Philologie vorausgeschickt, weil die Idee der Philologie sich ganz allmählig, und erst in unserm wissenschaftlichen Zeitalter zu einem umfassendern und bestimmtern Begriffe entwickelt und ausgebildet hat. II. Genauerer Begriff der Philologie. Es ist bemerkt worden, daß die Sprache der Griechen und Römer zuerst eine gelehrte Ausbildung und Bearbeitung erhielt; damit hängt zusammen, daß bei ihnen zuerst von einer Literatur im eigentlichen Sinne, als einem organischen Ganzen von Schriften, in welchem sich die allseitige Bildung eines Volks auf wahrhaft menschliche Weise offenbart, die Rede seyn kann. Dies ist der Grund, warum selbst späterhin, als auch die orientalischen und alle neuern Sprachen grammatische Behandlung empfangen hatten, und man, die Etymologie des Worts beachtend, die Sprachwissenschaften überhaupt oder die Linguistik philologische Wissenschaften oder Philologie nannte, und daher von orientalischer Philologie sprach, dennoch das Studium und die Wissenschaften der griechischen und römischen Sprache und Literatur vorzugsweise Philologie nannte, so wie das griechische und römische Alterthum im vorzüglichen Sinne das Alterthum. Man geht aber vielleicht zu weit und entfernt sich zu sehr von dem Ausdrucke, wenn man die Philologie geradezu Alterthums-

wissenschaft nennt, wie Wolf in seiner meisterhaften Darstellung der Alterthumswissenschaft „in dem Museum der Alterthumswissenschaft (herausgegeben von Fried. Aug. Wolf und Phil. Buttmann 1. Band 1. St. Berl. Realschulb. 1807) thut, welcher jedoch zugleich bemerkt, daß die Alterthumswissenschaft zu denjenigen Theilen unsers Wissens gehöre, welche in ihren reichen Materialien, verschiedenen Behandlungsarten, und wechselnden Namen, schwankende Gränzen und unbestimmten Umfang verrathen. Denn man verwechselt dabei dasjenige, worin die Philologie wesentlich besteht, mit dem, was mit ihr in genauer Verbindung steht, oder als Hülfswissenschaft zum Verständniß der alten Literatur und der Classiker dient. Die gelehrte Kenntniß der Sprache und Literatur des classischen Alterthums ist ein Theil der Alterthumswissenschaft, aber auch zugleich der Schlüssel und das Organ derselben. Jene Sprachen nämlich sind selbst eine Art von Denkmälern, die aufs sorgfältigste durchforscht werden müssen, um an ihnen die organisch fortgehende Bildung eines von der Natur wohlausgestatteten Volks wahrzunehmen. Die alte Literatur aber, als das in Schriften ausgesprochene Leben jener Völker, macht den geistigsten und interessantesten Theil des Alterthums aus, mithin auch die Philologie den wichtigsten Theil der Alterthumswissenschaft. Sie ist ein Schlüssel und und Organ derselben, in so fern die gelehrte Kenntniß jener Sprachen, welche einen Haupttheil der Philologie ausmacht, in dieses Leben einführt und auch die Werke der Kunst des Alterthums zum nähern Verständniß bringt, so wie umgekehrt die Wissenschaft von den Kunstdenkmälern des Alterthums, und die Kenntniß der Ueberreste alter Kunst (oder die Archäologie im eigentlichen Sinne) das Verständniß der classischen Literatur vielfach befördert. Es findet also unter den Theilen der Alterthumswissenschaft eine durchgehende Wechselwirkung Statt. Die Philologie (gelehrte Kenntniß der Sprache und Literatur des Alterthums) umfaßt aber: 1. die Grammatik dieser Sprachen, in welcher nach Wolfs idealischer Schilderung zuerst, nach einer philosophischen Erklärung der allgemeinen Grundsätze der Sprache aus den Gesetzen des Denkens, die Theorie der griechischen und lateinischen Sprache nach dem von Zeit zu Zeit veränderten Sprachgebrauche abgehandelt wird. Diese Untersuchungen also sind von der einen Seite philosophischer, von der andern historischer Art. So wird aus der Grammatik eine Geschichte der Sprache und sie selbst eine sichere Grundlegung der Auslegungskunst und Kritik. 2. Hermeneutik (Auslegungskunst und Wissenschaft), die Kunst, die Gedanken eines Schriftstellers im Einzelnen und Ganzen mit nothwendiger Einsicht aufzufinden und darzulegen, wozu die Gesetze der grammatischen, rhetorischen und historischen Interpretation anleiten. Was aber nicht durch Anleitung gewonnen werden kann und nur aus dem Genie des Auslegungskünstlers hervorgeht, ist die Gewandtheit des Geistes, in die Eigenthümlichkeit der Sprache, Denkart, Redegattung und in die Individualität seines Autors einzudringen, und nicht nur mit ihm übereinstimmend zu denken, sondern auch beurtheilend über ihn zu denken, welches Wolf das Verstehen in höherer Bedeutung nennt. Dies setzt aber 3. die philologische Kritik und Verbesserungskunst voraus, mit welcher eine mannichfaltige doctrinale Kritik (welche die Wahrheit des Geschriebnen zu beurtheilen hat) und bei Schriften, die auf Schönheit des Vortrags Anspruch machen, die rhetorische oder ästhetische (die den ästhetischen Werth bestimmt) zu verbinden ist; die philologische Kritik erforscht das Alter, die Echtheit und Authentie der schriftlichen Werke, und beurtheilt ihre

originale Richtigkeit, oder bald zufälligen, bald vorsätzlichen Verderbnisse. Da sie sich entweder auf handschriftliche Urkunden stützt, oder aus innern Beweggründen etwas aufklärt, so entsteht daraus eine niedere oder beurkundende, und eine höhere oder divinatorische Kritik. Die aus beiden Gattungen zusammengesetzte Kritik leitet den Forschenden oftmals zu einer Wahrheit, die nicht minder überzeugend ist, als deren andere Wissenschaften sich rühmen. 4. Grundsätze der prosaischen und metrischen Composition oder Theorie der Schreibart und der Metrik. Die Fertigkeit des Philologen, in den alten Sprachen, wenigstens in der lateinischen zu schreiben, ist nicht bloß eine subsidiarische, sondern zugleich auch ein Mittel, wodurch hermeneutische und kritische Gewandtheit verlangt wird, und was nur mit der charakteristischen Denkweise der Alten am innigsten vertraut macht. Denn nur der Schreibende bemächtigt sich der fremden Sprache ganz; auch ist ein Wolf der Meinung, daß man nicht nur von Gegenständen, welche die Alten behandelt, sondern auch über neuere lateinisch schreiben könne. „Verstände," sagt er, „sich jemand darauf mit seinem Gefühle das zu unterscheiden, was in einer Sprache allgemeine Analogie ist, und was Zeitgeschmack oder persönliche Eigenheit gewisser Schriftsteller war, so möchte es ihm wohl gelingen, auch über manche moderne Gegenstände für einen von unsern Sitten unterrichteten Römer mehr als deutlich zu schreiben, vielleicht gar aus den verschiedensten Schriften eines längern Zeitraums sich einen Vortrag zu bilden, der zugleich antik und von eigenthümlicher Neuheit wäre, wie es dem heutigen Bildner gelingen kann, die Ideale der antiken Kunst, nach ihren ursprünglichen Mustern, oft in derselbigen Steinart mit neuem Geiste darzustellen." Als Wissenschaft der alten Literatur gehört zu ihr die Geschichte der Cultur und Literatur der Griechen und Römer, welche sich aus der Völkergeschichte herausheben muß. Diese betrifft sowohl die wissenschaftliche und poetische Cultur überhaupt, als insbesondre die Schriftsteller und ihre Werke, und zwar die vorhandene Literatur nach ihrem ganzen Umfang. Hierzu müssen noch mehrere Fragmente vieler verlornen Schriftsteller gesammelt werden. Doch sind durch die Auswahl der besten griechischen Schriftsteller, welche alexandrinische und pergamenische Philologen machten, vornehmlich auserkohrene Meisterwerke auf die Nachwelt gekommen. Den Vorrath der vollständigen und in Bruchstücken erhaltenen Schriften der Griechen und Römer, mit Ausschluß der nicht hieher gehörenden Kirchenväter, berechnet Wolf auf 1600, wovon die Gesammtzahl der lateinischen wenig über ein Viertel beträgt, und worunter viele Hauptschriften sind, welche der alten Cultur und nachher der unsrigen die bestimmtesten Richtungen gegeben haben. Alle diese beschriebnen Wissenschaften und Kenntnisse nun bilden die Philologie, die daher keine einzelne Wissenschaft und zwar im strengen Sinne des Worts, sondern ein Inbegriff mehrerer Wissenschaften und Kenntnisse ist, durch welche das classische Alterthum in seinen schriftlichen Geisteswerken lebendig aufgefaßt und erkannt werden soll. Da sich nun in diesen Werken der Geist des Alterthums am reinsten abspiegelt, so haben die neuern Bearbeiter dieser Wissenschaft und die welche (wie Wolf, Ast, Creuzer) ihre Schilderung entworfen haben, die Philologie selbst überhaupt das Studium oder die Wissenschaft des classischen Alterthums, in seinem gesammten wissenschaftlichen und künstlerischen, öffentlichen und bürgerlichen Leben genannt. Hülfswissenschaften der Philologie werden aus obigem Grunde, nämlich wegen der Wechselwirkung aller Theile der Alterthumswissenschaft, alle übrigen Theile der letztern

seyn, mithin a. alte Erdkunde, welche Wolf in mythische Geographie (auch Uranographie) und historische Geographie nebst Chorographie und Topographie eintheilt; b. die allgemeine Geschichte der Völkerschaften des Alterthums selbst, nebst Chronologie und historischer Kritik als deren Hülfsmitteln; c. die sich hier anschließenden griechischen und römischen Antiquitäten, (s. d. Art.) oder Geschichte der einzelnen Zustände, Verfassung und Sitten der vornehmsten Völker Griechenlands, so wie der Römer; d. Mythologie oder religiöse Sagenkunde der Griechen und Römer; e. Geschichte der Philosophie und der übrigen Wissenschaften bei Griechen und Römern; f. Geschichte der Kunst des Alterthums und der einzelnen Künste insbesondere, mit Einschluß der Poesie; g. Archäologie oder Wissenschaft der noch vorhandenen Kunstwerke und Denkmäler der Alten, wozu auch die Epigraphik oder Inschriftenkunde beider Völker und die Numismatik oder Münzkunde in Beziehung auf dieselben gehört; h. Geschichte der Alterthumswissenschaft; und endlich i. Aesthetik (insbesondere Poetik) und philosophische Kritik zur Würdigung der alten Schriftsteller. Allein nicht durch den Umfang der Wissenschaften, welche die Philologie unter sich enthält, sondern durch die Verbindung derselben zu einem nothwendigen und wahrhaft humanen Zwecke, und durch diesen Zweck selbst wird der Begriff der Philologie und deren Würde erst vollständig bestimmt. Der Zweck der Philologie geht aber in dem Zwecke der Alterthumswissenschaft überhaupt auf. Diese ist nach Wolf der Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustand der Griechen und Römer, mit ihrer Cultur, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religionen, Nationalcharakteren und Denkmalen so bekannt machen, daß wir geschickt werden, die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verstehen, und mit Einsicht in ihren Inhalt und Geist, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des spätern und des heutigen zu genießen. Niedere und untergeordnete Zwecke sind daher, äußere Vortheile zu erlangen, oder durch alte Sprachkenntniß sich den Titel des Gelehrten zu erwerben, welches man oft durch die Phrase ausdrückt: „ein guter Grieche oder Lateiner werden," gewisse andere Wissenschaften in Beziehung auf Stoff und Form dadurch zu erweitern und zu verbessern, welchen Nutzen die Philologie insbesondere der Theologie und Jurisprudenz leistet. Ein höherer Zweck findet Statt, wenn das Studium der alten Sprachen und Schriften für sich betrachtet wird, welche als die schönsten Monumente des Geistes auch auf unsere Bildung einwirken. Uebungen des Denkens, sagt Wolf sehr schön, an Sprachen, die das Höchste und Tiefste, was im Menschen liegt, zusammenfassen, vornehmlich fremden Sprachen, eröffnen das Feld aller abstracten Untersuchungen, und reizen zum Nachdenken über die Intellectualität. Die zweckmäßige Behandlung der schriftlichen Werke des Alterthums wirkt als Vorbereitung zu kräftiger Ausbildung. Alle Seelenkräfte werden durch die Erklärung und Berichtigung der Werke des Alterthums beschäftigt und wissenschaftlich und künstlerisch angestrengt. Und welche Fülle wichtiger Lehren und Erfahrungen eröffnet nicht dieses Studium, indem es unter allen Theilen der Alterthumswissenschaft vorzugsweise die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit in einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung verschafft? Und diese Kenntniß ist um so wichtiger, weil nur im alten Griechenlande sich findet, was wir anderswo fast über-

all vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von so allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen unversucht gelassen wurde, wozu sie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die diesen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgesinnten Barbaren und weit länger fortsetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umständen möglich gewesen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergessen, daß die bürgerlichen Einrichtungen selbst zum Nachtheil Vieler und unter sehr allgemeinen Aufopferungen die freie Entwickelung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten: die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künsten nach und nach einen so großen Umfang und so viel Tiefe in wissenschaftlichen Untersuchungen verbanden, daß sie unter ihren Ueberresten neben dem lebendigen Abdrucke jener seltnen Eigenschaft zugleich die ersten bewundernswürdigsten Muster von idealen Speculationen aufgestellt haben. Dieses also ist der höchste Zweck humanistischer Studien; die Beförderung letzterer durch bloß untergeordnete Zwecke dagegen, so wie vornehmlich das endlose Bestreben, in allem Geschichtlichen des Alterthums, besonders in den Sprachen, Einzelnes als Einzelnes zusammenzutragen, ohne sich fester allgemeiner Grundsätze zu bemächtigen, ohne von dem Geiste, der alles Einzelne zu einem harmonischen Ganzen bildet, nur eine Ahnung zu fassen, der gründlichen und profunden Bearbeitung desselben höchst nachtheilig. Letzteres bildet nur Buchstabengelehrsamkeit. Aber, sagt Ast in seinem trefflichen Grundriß der Philologie, nicht um der todten Gelehrsamkeit und des mechanischen Wissens willen, noch wegen der Sprachkenntnisse studirt der Philolog die Werke der classischen Schriftsteller, sondern um eine wahre und lebendige Anschauung und Erkenntniß des classischen Alterthums zu erlangen, welches uns in so Vielem Muster bleiben wird. Der Philolog soll nicht bloß Sprachmeister oder Antiquar seyn, sondern auch Philosoph und Aesthetiker; er soll ja den ihm gegebnen Buchstaben nicht bloß in seine Bestandtheile zerlegen können, sondern auch den Geist erforschen, welcher den Buchstaben bildete, um die höhere Bedeutung des Buchstaben zu ergründen, und die Form zu würdigen, in welcher der Buchstabe zur Offenbarung des Geistes sich dargestellt hat. Ohne dieses höhere wissenschaftliche Leben ist die Philologie entweder bloßer Formalismus, oder bloßer Materialismus; jenes als einseitiges Sprachstudium betrachtet, dieses als bloße antiquarische Gelehrsamkeit. Die Form vom Inhalte oder Stoffe getrennt, ist ein leeres gehalt- und bedeutungsloses Wesen, der Stoff aber ohne Form ein regelloses, chaotisches Unding. Das bloße Sprachstudium, welches die Sprache nicht als Organ des Geistes erkennt und deutet, sondern sie in ihrer atomistischen Einzelnheit als ein nicht höher Beziehbares betrachtet und behandelt, ist daher eben so, wie die einseitige antiquarische Gelehrsamkeit, nichtig und gehaltlos. Erst beide in ihrer Verbindung zu einem Zweck erzeugen ein Wesenhaftes, gleichwie nur die Harmonie des Stoffes und der Form ein Ding zu bilden fähig ist. Was ist aber das Letzte oder Höchste, das den Stoff und die Form zur lebendigen Einheit verbindet, über beiden schwebend, beide beherrschend? Der Geist, das ewige Bildungsprincip alles Lebens. Auf dieses letzte und höchste Princip der Wissenschaft, auf ihren Geist und ihre Idee muß also, wer die Wissenschaft nicht handwerksmäßig und

bloß technisch, wie eine Profession, sondern wissenschaftlich treiben will, die Fülle des Stoffes, als die materielle Seite der Wissenschaft, zugleich mit ihren mannichfaltigen Formen der Darstellung und Behandlung beziehen. Philologie, fügen wir mit Creuzer hinzu, verdient alsdann diesen Namen, wenn in ihr der Fleiß der Forschung, die Fülle des Wissens, die Schärfe und Consequenz des kritischen Urtheils nur dem Vorsatze dienen, das Bild einer göttlichen Menschheit in allen Beziehungen des Thuns und Denkens, im Leben, im wissenschaftlichen Streben, in Schrift und Rede nach allen Kräften wieder herzustellen und der Betrachtung aller Zeiten zu ihrer Belehrung, Stärkung und Aufrichtung vorzuhalten. So wichtig nun der Einfluß der wahren Philologie auf eine höhere Bildung ist, in so fern Sprache und Literatur des classischen Alterthums, so wie dieses selbst, nicht bloß historisch gefaßt, sondern zugleich, um mit Creuzer zu reden, als exemplarisch angesehen wird, in so fern die Schriften der Alten, in Form und Inhalt, in Gedanken und Vortrag Muster alles Denkens und aller Rede seyn können und eben deßwegen classisch heißen, so große Ansprüche daher auch die Philologie in dem Kreise der höhern Erziehung und des gelehrten Unterrichts auf höhern Schulen machen darf; so werden doch auch oft die Ansprüche der Philologie durch Pedantismus übertrieben, und die Ueberschätzung des Alterthums und seiner Werke zeigt uns einen befangenen Sinn und einseitig beschränkten Geschmack. Ja dieser Pedantismus ist unter den Philologen von Profession bis auf unsre Zeit so einheimisch gewesen, daß man den Titel eines Philologen und eines Pedanten ziemlich gleichbedeutend gebraucht hat. Ein Grund des letztern liegt freilich hauptsächlich in der geistlosen Absonderung der alten Sprachkenntniß von dem Kreise und Zwecke der Alterthumswissenschaft; ein anderer aber, nicht minder verbreiteter in dem falschen Begriff von Classicität, in der beengten Richtung auf das Alterthümliche, und in der daher entspringenden Ueberschätzung desselben, verbunden mit Herabsetzung der modernen Bildung und Literatur. Viele verstehen unter dem Classischen nur die Correctheit und Klarheit des Styls, welche sie freilich in einer todten, das heißt, nicht mehr fortschreitenden Sprache, deren Regeln sie nach den Schriftstellern selbst, die sie classisch nennen, geformt und von ihnen abstrahirt haben, leichter als in einer noch lebenden antreffen müssen. Auch sind uns die Alten nicht Muster in jeder Beziehung, die wir blind und unfrei nachahmen müßten; denn herrschte auch bei ihren Darstellungen die Tendenz zur äußern Schönheit, oder zur vollkommnen Gestaltung, so blüht doch jedem Lande und Volke seine eigenthümliche Schönheit. Wir werden daher unsere Bildung nur dadurch erhöhen und vollenden, wenn wir den Geist des Alterthums, nicht bloß den Buchstaben, mit Freiheit auffassen, und die classische Bildung als eine edle Form der Menschheit zu würdigen wissen. Eine solche erhöhte und vollendete Bildung zeigen diejenigen auch wirklich, welche durch das classische Alterthum, wie der bildende Künstler durch die Herrlichkeit der sichtbaren Natur, zu selbstthätigem Bilden und Hervorbringen angeregt sind; sie haben, um mit Creuzer zu reden, durch das Studium des Alterthums einen Ton empfangen, der durch das ganze Leben geht, da hingegen dem eigentlichen Gelehrten ohne diese Bildung immer etwas fehlt, was er, um seine Wissenschaft zu vollenden, empfindlich vermissen wird. Aber man geht zu weit, wenn man behaupten wollte, daß ohne philologische Studien überhaupt keine edle Bildung möglich wäre, welche Behauptung durch die Bildung edler Frauen eben sowohl, als durch die philosophische, poetische und gesellige

Bildung derer widerlegt wird, gegen welche der gewöhnliche Philolog, wo es auf Selbstthätigkeit, Geist und Leben ankommt, die ja das endliche Ziel aller Bildung sind, im großen Nachtheil steht. Nur der, sagt Wolf, verdient Tadel, welcher das Einzelne über seinen Werth erhebt, in Hinsicht auf Literatur, Kunst oder Geschichte. Auch die Ueberreste der alten Literatur sind nicht von gleichem Gehalte. Sie fodern und leiden eine zwiefache Ansicht und Behandlung: als Monumente und Zeugnisse vergangener Zustände, in welcher Rücksicht auch die unbedeutendsten Stücke einen geschichtlichen Werth haben, und als ästhetisch-schöne Werke, und es würde den Umfang des Studiums nachtheilig verengen, wenn man nur das Classische und Schöne ausheben wollte, welche Denkart mehr selbstsüchtig und vornehm, als wahr und liberal ist. Die intolerantesten und engbrüstigsten der Philologen sind daher diejenigen, die sich aus der classischen Literatur einen Lieblingsautor aussuchen, auf dessen Behandlung sie sich beschränken, oder nach welchem sie alles Antike und Moderne messen (z. B. den Cicero, wegen seines eleganten Lateins, der oft geschwätzigen Weitschweifigkeit nicht zu gedenken; den Horaz, wegen der sogenannten Lebensphilosophie, oder um einige Weidsprüche desselben gelegentlich in Stammbücher zu schreiben). Daher auch Wolf richtig bemerkt, „der Gesichtspunkt von Seiten der Classicität einzelner Schriftsteller und Werke ihrer Gattung dürfe bei dem Alterthumskenner viel weniger vorwalten, als der rein historische, der die Erscheinungen in ihrer organischen Entwickelung aufnimmt, wodurch man allein sich vor Vergleichungen der ungelehrten Liebhaberei und andern schiefen Urtheilen sichert.“ Dem philologischen Pedantismus steht gegenwärtig *) entgegen die Oberflächlichkeit der sogenannten Schöngeister (was man sonst so nannte, bezeichnet unsere Ansicht sehr gut), welche entweder durch Uebersetzungen, welche nach Wolfs Ausdruck halbe Bekanntschaften machen, den Geist des Alterthums ergreifen zu können glauben, oder die neueste Literatur unbedingt und keck über die alte erheben, ferner die Ignoranz derer, welche als Gelehrte besonderer Facultätswissenschaften sich der philologischen Studien entschlagen zu können glauben. Wir erinnern aber an das, was früher über die Vortheile des Schreibens, Sprechens und Behandelns der classischen Sprachen gesagt worden ist, und fragen einen jeden ob nicht eben die gründlichsten Gelehrten aller Facultäten durch philologische Studien gebildet, und von dem Geiste des Alterthums ergriffen waren? Weil jedoch Viele aus den Alten nichts mehr zu lernen finden, so haben sie auch vergessen, wie viel sich aus ihnen (in Rücksicht ihrer wissenschaftlichen Methoden, der idealen Richtung, welche unser Geist aus dem Studium der Alten bei richtiger Leitung annehmen kann u. s. w.) noch lernen ließe. Indessen wird trotz ihrer Verachtung der philologischen Studien, so lange Männern von tiefer Einsicht und hoher Bildung die Leitung gelehrter Schulen und des akademischen Unterrichts unterworfen ist, und die gelehrte Cultur nicht in ihrer Wurzel erstickt werden soll, die Philologie stets den ersten Gegenstand der gelehrten Erziehung ausmachen.

Philomēle, des Pandion Tochter, welche in eine Nachtigall verwandelt wurde. Nach der gemeinen Sage lautet die Geschichte so: Procne, des attischen Königs Pandion Tochter, heirathete den thrazi-

*) Ueber den ehemaligen Streit des Humanismus oder der sogenannten Humanisten mit dem Philanthropinismus oder mit den Philanthropisten s. d. Art. Humaniora.

schen Fürsten Tereus. Als ihr Sohn Itys heranwuchs, reis'te Tereus nach Athen und Procne bewog ihn, ihre Schwester Philomela mitzubringen. Auf dem Wege entehrte er sie, und schnitt ihr, damit es geheim bliebe, die Zunge aus. Philomele aber that es der Schwester durch ein Gewebe kund; worauf beide aus Rache den Itys schlachteten, und dem Vater auftischten. Indem dieser, die Ueberbleibsel erkennend, sie verfolgte, riefen sie die Götter um Erbarmen an, und alle wurden verwandelt. Procne entflog als Nachtigall in die Wälder, Itys wehklagend, Philomele als häusliche Schwalbe mit abgestoßnem Gezirp, wegen der verstümmelten Zunge, winselte Tereu; und Tereus rief noch als Wiedehopf ein suchendes Pu oder Wo. Die Nachtigall ward mit beständiger, die Schwalbe mit halber Schlaflosigkeit gestraft. — Eine spätere Verwechselung machte die Philomele zur Nachtigall, und die Procne zur Schwalbe.

Philopömēn, der letzte große Feldherr der Griechen, geboren zu Megalopolis in Arkadien im J. 253 vor Chr. Geb. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters erzog ihn mit Sorgfalt Cassander, ein edler Mantinäer. Zwei akademische Philosophen wurden seine Lehrer, und flößten ihm die hohen Grundsätze der Ehre und Vaterlandsliebe ein. Aber nicht die Stille der Studien, sondern die Thätigkeit des Lebens zog ihn an; kriegerischer Ruhm war seine Leidenschaft, und alle seine Jugendübungen waren schon darauf gerichtet. Kaum war er erwachsen, und konnte die Waffen tragen, als er zu denen von seinen Landsleuten sich gesellte, welche Einfälle in das spartanische Gebiet machten; bei diesen Unternehmungen war er stets unter den Angreifenden der Erste, unter den Zurückkehrenden der Letzte. In den Zwischenzeiten der Ruhe beschäftigte ihn die Jagd und die Bestellung eines kleinen Grundeigenthums. Er war dreißig Jahre alt, als Kleomenes, König von Sparta, Megalopolis bei Nacht überfiel. Philopömen, der vergeblich ihn wieder zu vertreiben versucht hatte, deckte den Rückzug der Einwohner nach Messene mit der äußersten Lebensgefahr. Als Antigonus, König von Macedonien, den Achäern gegen Kleomenes zu Hülfe kam, stieß Philopömen mit der Reiterei seines Vaterlandes zu ihm, und that sich rühmlich hervor in der Schlacht von Sellasia, in welcher die Spartaner gänzlich geschlagen wurden. Antigonus lobte öffentlich Philopömens Betragen, und trug ihm seine Dienste an; dieser aber lehnte aus Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit das Anerbieten ab, und trat nur als Freiwilliger auf einige Jahre in jene treffliche Kriegsschule, um an einem innern Kriege auf Creta Theil zu nehmen. Mit hohem Ruhme kehrte er zurück, und erhielt von den Achäern den Befehl über die Reiterei. Dieses Corps wurde unter seiner Führung furchtbar durch ganz Griechenland. In einer Schlacht mit den Aetoliern und Eleaten erlegte er mit eigner Hand den Anführer der eleatischen Reiterei, und gewann dadurch den Sieg. Dies alles war nur das Vorspiel der großen Erfolge, die er als Oberfeldherr des achäischen Bundes, wozu er im J. vor Chr. Geb. 210, in einem Alter von 44 Jahren ernannt wurde, erringen sollte. Nachdem er das Kriegswesen der Achäer umgeschaffen, führte er sie ins Feld gegen Machanidas, Tyrannen von Sparta, der mit einem furchtbaren Heere gegen Achaia ausgezogen war. Bei Mantinea trafen die Heere auf einander; nach großem und hartem Kampfe, dessen Ausgang oft schwankte, tödtete Philopömen in persönlichem Gefecht den Machanidas und gewann einen vollständigen Sieg. Diese That verewigten die Achäer durch eine eherne Statue in dem delphischen Tempel, welche den Philopömen darstellte, wie er seinen Speer

dem Tyrannen entgegenstreckte. Als die Achäer dem Nabis, einem spätern Tyrannen von Sparta, den Krieg erklärt hatten, und dieser Gythium belagerte, wollte Philopömen ihn zur See angreifen, mußte aber seine Verwegenheit mit einer Niederlage bezahlen, aus der er sich selbst kaum rettete. Er rächte sich durch einen Ueberfall des feindlichen Lagers. Bald darauf marschirte er gegen Lacedämon, stieß auf die Truppen des Nabis und brachte ihnen einen großen Verlust bei. Er zeigte hier jenes große Feldherrntalent, das augenblicklich die zweckmäßigsten Maßregeln auffindet, und das er unaufhörlich dadurch übte, daß er auf den Märschen sich stets mit seinen Gefährten über die Art und Weise besprach, wie in diesem oder jenem Falle eine Anhöhe, ein Hohlweg, eine Ebne anzugreifen oder zu vertheidigen sey. Bald nachher wurde Nabis ermordet, und Sparta von den Aetoliern eingenommen und geplündert. Die Einwohner hatten eben zu den Waffen gegriffen, als Philopömen mit einer geringen Macht dazu kam. Er benutzte den Vortheil des Augenblicks, die Lacedämonier zur Vereinigung mit dem achäischen Bunde zu bewegen. Dieses höchst glorreiche Ereigniß fand im J. 191 vor Chr. Geb. Statt. Das Volk wollte dem Wiederhersteller der Ruhe seine Dankbarkeit durch ein Geschenk von 120 Talenten beweisen, welche aus dem Vermögen des Nabis gelös't worden waren; aber Philopömens Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit war zu bekannt, als daß jemand wagen wollte, ihm das Geschenk anzubieten. Endlich that es ein alter Freund von ihm, aber Philopömen schlug das Geld mit der Aeußerung aus, daß man es lieber anwenden solle, die schlechten Bürger zu gewinnen, als gutgesinnte Männer zu verführen, die unentgeldlich dem gemeinen Besten zu dienen bereit wären. Die Eintracht mit Sparta war indeß nur von kurzer Dauer. Mißvergnügte sprachen gegen die Achäer und reizten besonders den Unwillen der Spartaner gegen die ehemals von den Tyrannen verbannten, unter dem Schutz der Achäer aber zurückgekehrten Bürger. Man behandelte sie feindlich, hob das Bündniß mit den Achäern auf, und bat die Römer um Beistand. Philopömen, der wieder Feldherr der Achäer war, kündigte Sparta den Krieg an. Der römische Consul Fulvius suchte umsonst den Frieden zu vermitteln; die von beiden Theilen nach Rom geschickten Gesandten kamen mit unbestimmten Antworten zurück. Philopömen ging indeß auf Sparta los, und foderte die Auslieferung der Unruhestifter. Wirklich begaben sich diese in Begleitung der vornehmsten Spartaner in's achäische Lager; aber als hier die Klagen gegen sie untersucht werden sollten, kam es unvermuthet zwischen den Spartanern und Verbannten zu einem Handgemenge, an welchem auch bald die Achäer Theil nahmen. 73 Lacedämonier wurden dabei zu Gefangenen gemacht, und von Philopömen nach einer kurzen, offenbar parteiischen Untersuchung hingerichtet. Dadurch geschreckt, übergaben die Spartaner die Stadt, welche Philopömen mit derselben Strenge behandelte, als wäre sie mit Sturm genommen worden. Er befahl, ihre Mauern niederzureißen, ihre Miethvölker zu entlassen, die Vertriebnen wieder aufzunehmen, die von den Tyrannen in Freiheit gesetzten Sclaven zu verjagen, und statt der Gesetze Lykurgs die Gesetze Achaja's anzunehmen. Die Römer, an welche sich die Lacedämonier wandten, erklärten diese Bedingungen zwar für unbillig und grausam, fügten jedoch hinzu, daß sie kein Recht hätten, sie umzustoßen. Als aber bald nachher der römische Staat das mächtige Achaja demüthigen wollte, schickte er eine Gesandtschaft an die Achäer, um sie zur Milderung der Bedingungen zu bewegen; aber Philopömen bewirkte die Zurückweisung des Gesuchs.

Dennoch wußte das mächtige Rom es endlich dahin zu bringen, daß die Versammlung jene Bedingungen zurücknahm und Sparta als unabhängigen Staat wieder in den Bund aufnahm. Kaum war diese Angelegenheit geordnet, als Messene sich gegen den Bund empörte. Philopömen, obgleich von Alter und Krankheit gebeugt, marschirte gegen die Aufrührer, schlug sie anfangs zurück, sah sich aber bald mit solcher Ueberlegenheit angegriffen, daß er nicht länger widerstehn konnte. Von den Seinigen getrennt, und von seinem Pferde abgeworfen, fiel er, gefährlich am Kopfe verwundet, den Feinden in die Hände, die ihn für todt hielten, bis er unvermuthet die Augen aufschlug. Er wurde gebunden nach Messene gebracht, wo sein Anblick die meisten Einwohner, die unter ihm gefochten, und denen er wohlgethan hatte, zu Thränen rührte. Diesen Eindruck zu vernichten, ließ die Obrigkeit ihn in einen unterirdischen Kerker bringen, und ihm am folgenden Morgen den Giftbecher reichen. Als er vernommen, daß seine Truppen sich gerettet hätten, leerte er ihn freudig mit den Worten: „Das ist mir genug, ich sterbe zufrieden!“ — So starb einer der größten Helden Griechenlands, den die Alten dem Hannibal und Scipio an die Seite setzen. Er lebte und starb seinem Vaterlande. Seinen Tod rächte der neue achäische Feldherr Lycortas. Philopömens Asche wurde feierlich in seiner Vaterstadt Megalopolis bestattet. Die meisten Städte Griechenlands aber errichteten dem Helden Bildsäulen mit Inschriften und Megalopolis brachte an seinem Grabe jährlich ein Opfer.

Philosophie. I. Begriff und Zweck derselben. So verschieden auch am meisten unter den Philosophen selbst der Begriff der Philosophie bestimmt zu werden pflegt, da die Philosophie etwas ist, was durch das Philosophiren hervorgebracht werden soll, das Philosophiren aber in einem selbstthätigen Denken besteht, wodurch die Menschen so sehr von einander abweichen, daß sie in die entgegengesetzten Ansichten und Meinungen aus einander gehn (daher die Definitionen der Philosophen von der Philosophie sich nach ihren Systemen derselben richten); so lassen sich doch alle vernünftige Ansichten über die Philosophie dahin vereinigen, daß sie eine Wissenschaft ist, welche nicht nur die höchsten und wichtigsten Gegenstände hat (Gott, Welt, Mensch und deren wahres Verhältniß), sondern auch die höchste für die Menschen erreichbare Erkenntniß dieser Gegenstände bezweckt. In ersterer Hinsicht nannte sie schon Cicero eine Wissenschaft des Göttlichen und Menschlichen; viele Neuere bald Wissenschaft von den Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß, bald Wissenschaft von dem Wesen der Dinge, Andre Wissenschaft der Ideen, in so fern man glaubt, durch diese das Wesen der Dinge zu erkennen, und weil sich alle Ideen in der Idee des Absoluten schließen und von ihr auslaufen, die Wissenschaft des Absoluten (wie in der schellingischen Schule); in letzterer Hinsicht, wo man mehr auf die Thätigkeit, durch welche diese erhabensten Gegenstände erkannt werden mögen, und auf diese Möglichkeit selbst reflectirt: Vernunftwissenschaft; nach Kant: Vernunftwissenschaft aus Begriffen; nach Fichte: Wissenschaftslehre, oder Wissenschaft des Wissens; nach Andern: Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in seiner gesammten Thätigkeit. Philosophiren heißt daher, über die höchsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß vernünftig nachdenken, und die gefundenen Vernunftideen in Begriffen klar und zusammenhängend darstellen. Letzteres fodert der Begriff der Wissenschaft, die ihrer Form nach nur durch System voll-

endet wird. Es sind aber, wenn hier von höchsten Gegenständen die Rede ist, keineswegs einzelne, in der Erfahrung gegebne oder erst hervorzubringende Dinge gemeint, welche diesem oder jenem Menschen die höchsten scheinen, sondern das, was unbedingt, als das alles Wissen und Seyn (die Welt) bedingende, von der Menschenvernunft erkannt wird, oder mit Glauben vorausgesetzt werden muß. Hierdurch unterscheidet sich die Philosophie eben sowohl von den empirischen Wissenschaften, welche es mit gewissen Erfahrungsgegenständen, als von der Mathematik, welche es mit den Grundformen der Erfahrungswelt oder des Anschaulichen, ja auch von der Logik, welche letzterer verwandt, von den Grundformen des Denkbaren, oder der Bearbeitung des Gedankenstoffes in Begriffen handelt, und von vielen nur als die Vorbereitungswissenschaft der eigentlichen Philosophie, in welcher diese Gesetze der Gedankenverbindung als Mittel der Darstellung und Mittheilung der Ideen schon in ihrer Anwendung erscheinen, angesehn wird. Philosophie ist in so fern keine Wissenschaft aus Begriffen, sondern Wissenschaft der in Begriffen systematisch entwickelten Ideen, Vernunftwissenschaft durch oder mittelst der Begriffe, und Philosophiren ist sonach Ideen in Begriffen (discursiv) entwickeln. Sie wird ferner als höchste Wissenschaft, welche jeder andern Wissenschaft ihre Principien gibt, indem das Höchste jeder besondern Wissenschaft durch das Höchste, welches die Philosophie erkennt und durch den Zusammenhang, welchen der Philosoph durch das Absolute unter den Gegenständen der Welt erblickt, bedingt ist, ja auch in so fern, als sie die Gesetze aller wissenschaftlichen Form in ihrem Ursprunge faßt und aufstellt, Wissenschaft schlechthin, oder Wissenschaft aller Wissenschaften genannt, und kein Bedürfniß als das rein humane, durch selbstthätige Erkenntniß Wahrheit zu finden, ist ihr wahrer Quell. Darum ist sie auch Vorbild jeder andern Wissenschaft, und wir nennen oft im weitern Sinne philosophisch, und philosophische Betrachtung, Behandlung das, was sich über die Erfahrung erhebt, und durch Ideen bestimmt wird, darum wird auch das philosophische Studium dem Studium der besondern Wissenschaften vorausgeschickt. Die große Aufgabe aber, welche in jenem Begriffe liegt, und an deren Realisirung die ganze philosophirende Menschheit arbeitet, hat jener Wissenschaft und dem, welcher sich mit ihr beschäftigt, in Griechenland einen sehr bescheidnen Namen gegeben, indem nämlich das Wort Philosophie der etymologischen Bedeutung nach die Liebe oder das Streben zur Weisheit bedeutet, und somit der Philosoph derjenige ist, der die Wahrheit liebt und die Weisheit sucht; kein Allwissender, aber auch kein solcher, der sich weniger bescheiden als egoistisch oder ideenscheu auf die oft zu sehr gerühmte Selbsterkenntniß beschränkt, und der Philosophie die übersinnliche Welt abschneidet. Das Mittelalter nannte diese Wissenschaft Weltweisheit (sapientia secularis), im Gegensatze der Theologie, oder vielmehr der Offenbarung selbst, d. h. der christlichen Religion, deren unmittelbarer Ursprung der Gottheit beigelegt wurde. — Der jene Weisheit Suchende nun strebt, jene höchsten Gegenstände in Verbindung zu erkennen, um dadurch zugleich von seiner eignen Bestimmung überzeugt zu werden; er sucht also vornehmlich das Absolute in seiner Offenbarung, das Verhältniß des Absoluten zu dem Endlichen, des Unbedingten zu dem Bedingten, und umgekehrt der endlichen Dinge zu dem letzten Grund alles Seyns; ferner das Verhältniß des Geistes zur Natur, der Freiheit zur Nothwendigkeit, und des Subjectiven und Objectiven zu erforschen und zu erklären; — dieses sind die Gegen-

sätze, welche die Philosophie von jeher in einem Höhern aufzuheben und zu erklären versucht hat. Diese nach dem Talente, und der verschiednen Ausbildung der Philosophirenden verschiedne Lösungen bilden die verschiednen philosophischen Ansichten und Systeme, deren Folge und Zusammenhang die Geschichte der Philosophie zeigt. In diesen Versuchen, die Idee der Philosophie zu realisiren, so wie überhaupt durch die Beschäftigung mit Philosophie bildet sich zugleich der erkennende Geist des Menschen zur höchsten ihm erreichbaren Vollendung aus, und nimmt eine Richtung auf das Uebersinnliche, die seinem ganzen Leben eine höhere Gestalt geben muß. Freilich findet dies nur Statt bei demjenigen Philosophen, der mit Wahrheitsliebe, Geist und hohem Eifer nach einem sich selbst begreifenden und begründenden Wissen, d. i. dem philosophischen Wissen, auf dem durch die Vernunft selbst angedeuteten Wege strebt; denn die lebendige, mit Ernst und Eifer für das Höchste erworbene Erkenntniß kann nicht ohne Einfluß auf das Leben des Menschen und seine Gesinnung seyn. Die Weisheit, als die höchste Frucht der Philosophie, ist daher nicht auf das Wissen beschränkt; sie umfaßt Wissen und Handeln, in ihr sehen wir das Handeln durch das höhere Wissen bestimmt und fest begründet, und das Wissen in das Handeln übergehn. Wo dies nicht ist, da ist die Philosophie nur Formalismus und Schulweisheit, die in dem System, der Form der Wissenschaft das Wesen sucht, und an diese gefesselt, die Freiheit verliert. Aber alle Philosophie zerfällt ohne System, und die Freiheit des Denkenden kann sich leicht in ungebundner Willkür, wo sie dem Gefühle allein huldigt, in Mysticismus verlieren. Dem Bestreben, die Philosophie als Wissenschaft im Systeme aufzustellen, stellt sich immer das polemisirende Streben entgegen, die Fesseln des Systems zu vernichten, welches, wenn es aus dem Triebe entspringt, das Feld der Forschung sich offen zu erhalten, der wahre Skepticismus ist (s. d. Art. Dogmatismus, Skepticismus und Kritik). II. Eintheilung der Philosophie. Die Philosophie im weitern Sinne theilt man in reinphilosophische Wissenschaften (die Philosophie im engern und eigentlichen Sinne), und in die angewandte Philosophie. Jene ist Entwickelung der reinen Vernunfterkenntnisse (der Ideen) durch Begriffe, diese wendet sie und die gefundenen Gesetze des Geistes auf Gegenstände, die in der Erfahrung gegeben sind, an. (Zu den letztern gehört z. B. die Erfahrungsseelenlehre, die Pädagogik, Politik ꝛc.). Die Philosophie im eigentlichen Sinne wurde von den Alten gewöhnlich in Logik oder Dialectik (als Lehre von der Möglichkeit, Form und Methode der Philosophie), Physik, späterhin Metaphysik, die Wissenschaft von den letzten Gründen alles Seyns, und Ethik, die Wissenschaft von der moralischen Natur und Bestimmung des Menschen eingetheilt. In den neuern Zeiten ist die Eintheilung der Philosophie in theoretische und practische die allgemeinste gewesen. Die theoretische oder speculative Philosophie, so wurde der Begriff ehemals bestimmt, solle die höchsten Wahrheiten über Gott und Welt, Natur und Geist überhaupt vortragen; die practische die Anwendung lehren. Man sah aber bald, wie wenig der letztere Begriff den unter der practischen Philosophie verstandnen Disciplinen angemessen sey, und bestimmte die practische Philosophie als die Wissenschaft von dem Handeln oder von der moralischen Natur des Menschen insbesondre. Einige nennen daher die theoretische Philosophie die erklärende Philosophie, in so fern sie das zum Gegenstande hat, was ohne unser Zuthun ist, und was wir durch das Erkennen finden; die practische die befehlende

oder rathende, in so fern sie Vorschriften ertheilt für das, was durch Freiheit bewirkt werden soll. Die später entstandne Aesthetik (s. d. Art.) hat man bald zu der theoretischen, bald zu der practischen Philosophie gerechnet. Wo die Philosophie sich bloß auf die Erkenntniß der menschlichen Geistesthätigkeit beschränkt, da ist die theoretische Wissenschaft von den Gesetzen des Vorstellens und Erkennens, welche man die theoretische Thätigkeit nennt (die Aesthetik hat man dann als Geschmackslehre, oder vielmehr als Wissenschaft der Regeln der Beurtheilung des Schönen hieher gezogen); die practische Wissenschaft von den Gesetzen des Handelns, oder von dem gesetzlichen Handeln. Diese Ansicht aber verliert sich oft in Formalismus, indem man die Gegenstände der Erkenntniß leicht aus den Augen verliert, wo über die Gesetze der Erkenntniß reflectirt wird. Wenigstens ist die Wissenschaft über die Gesetze und Kriterien der Erkenntniß, richtig vorgestellt, das, was Kant als Kritik wollte, mehr Propädeutik oder Einleitung in die theoretische Philosophie, als diese selbst. Diejenigen nun, welche letztere auf die zuletzt angegebne Weise bestimmen, rechnen die Logik und Metaphysik zur theoretischen, die Moral oder Sittenlehre und das Naturrecht oder die philosophische Rechtslehre, wovon Staats- und Völkerrecht, so wie die Politik nur angewandte Wissenschaften sind, zur practischen Philosophie. (Von diesen Wissenschaften siehe die besondern Artikel.) Endlich kann man auch die Philosophie nach der Dreizahl der höchsten Ideen der Humanität, den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, in theoretische, practische und ästhetische Philosophie eintheilen. Eine wissenschaftliche Uebersicht der philosophischen Wissenschaften in ihrem innern Zusammenhange stellt die Encyclopädie der Philosophie auf. Die neuesten Lehrbücher derselben sind von Pölitz (Leipzig 1813) und Gottl. Ernst Schulze (Göttingen 1814). III. Geschichte der Philosophie ist die pragmatische Erzählung von den mannichfaltigen Versuchen, die Idee der Philosophie zu realisiren, oder, nach Tennemann, die pragmatische Darstellung der allmählig fortschreitenden Bildung der Philosophie als Wissenschaft. Sie hat nicht nur als einer der wichtigsten Theile der Culturgeschichte des Menschen, sondern auch insbesondre in Hinsicht ihres Einflusses auf die Ausbildung und Leitung des philosophischen Talents großen Werth. Letzteres darum, weil durch sie die wichtigsten Aufgaben der Philosophie nach ihrer Bedeutung, so wie nach ihrem Umfange und Zusammenhange hervortreten, die wichtigsten Begriffe der Philosophie und die Voraussetzungen der philosophischen Systeme von mehrern Seiten beleuchtet erscheinen, und weil die Uebersicht der Bahnen so wie der Irrwege, welche der philosophirende Geist durchlaufen, das Ziel so wie den Weg dazu warnend andeutet. Gewöhnlich theilt man die Geschichte der Philosophie in die alte, mittlere und neuere. Die erstere Periode beginnt man mit den Griechen. Denn obschon die Anlage zum Philosophiren an kein besondres Volk gebunden, sondern eine ursprünglich menschliche ist, weßhalb auch jedes Volk, dessen religiöse Anschauung in Reflexion, dessen Gefühl in Zweifel übergeht, der den Forschungsgeist erweckt, sich Philosopheme bildet, so wurde doch die Philosophie als Wissenschaft zuerst bei den Griechen mit Bewußtseyn bestrebt, und originell ausgebildet; die Philosopheme der Orientalen aber können in einer solchen Geschichte nur als Einleitung, und weil sich viele orientalische Philosopheme in die griechische Philosophie verpflanzten, mit Rücksicht auf diesen Zusammenhang angeführt werden. Tennemann charakteri-

sirt die erste Periode (die der griechischen und römischen Philosophie) als die Periode des freien Strebens der Vernunft nach Erkenntniß der letzten Gründe der Natur und Freiheit aus Principien. Sie bildet ein in sich vollendetes Ganzes, welches die Keime aller spätern Philosophien gewissermaßen in sich trägt. Der griechische Geist erhob sich durch Poesie zur Philosophie. Die Theogonien, Kosmogonien und Gnomen leiteten die Philosophie ein, und knüpften sie an die Religion an. In dem ersten Abschnitte, gleichsam dem Jugendalter der Philosophie, in welchem die Speculation noch unsystematisch und von der Poesie noch wenig getrennt, suchte sie den Ursprung der Natur, und den Grundstoff der Welt, in der ionischen Schule, die mit Thales (610 v. Chr. Geb.) beginnt, durch Reflexion über die Erfahrung, dann durch die Formen der Anschauung, wie Pythagoras und seine Schule (die italische), ferner durch dialectische Entgegensetzung von Verstand und Erfahrung, in der eleatischen Schule, und durch Vereinigung beider in der atomistischen zu lösen. Der Sophistik, welche die sittliche Ueberzeugung zu zerstören drohte, stellte sich Sokrates (um 422) entgegen, und leitete das Interesse der Untersuchung zunächst auf die sittliche Natur und Bestimmung des Menschen, worin ihm viele seiner Schüler folgten. Die Philosophie erhielt dadurch eine neue Richtung, welche erst durch seine Schüler, besonders Plato und Aristoteles, in systematischer Gestalt sichtbar wurde. Der zweite Abschnitt dieser Periode beginnt mit Plato (seine Schule die akademische) und Aristoteles (seine Schule die peripathetische) und charakterisirt sich durch ein systematisches Streben, alle Gegenstände der Philosophie zu umfassen. Plato legte den Grund zu einer systematischen Philosophie, Aristoteles bildete das System einer Philosophie aus, jener folgte mehr der lebendigen Vernunftanschauung, dieser der verständigen Reflexion. Neben die akademische und peripathetische Schule stellte sich die stoische (von Zeno gestiftet), und die epicurische im Gegensatze auf. Alle diese Systeme bekämpfte die (von Pyrrho gestiftete) skeptische Schule. Die übrigen sokratischen Schulen, die cyrenaische, die megarische, cynische, elische und eretrische, folgten der einseitigen practischen Tendenz ihres Meisters mit mehr oder minder Abweichungen und Eigenthümlichkeit. Schön sagt Schulze von diesem Abschnitte: wir sehen hier den philosophischen Geist mit männlicher Bedachtsamkeit die Auflösung der philosophischen Probleme und die philosophische Ergründung aller für die Menschheit wichtigen Angelegenheiten unternehmen. Daher hatten auch in diesem Abschnitte die Nachforschungen nach der Realität der menschlichen Erkenntniß eine so große Wichtigkeit. In dem dritten Abschnitte endlich zeigt sich der philosophirende Geist, wie er, mit den Schwächen des Alters behaftet, nur noch in der Erinnerung ehemaliger Thaten lebt, vom langen Kampfe ermüdet, auf Vereinigung der streitenden Partheien sinnt (bei den Eklektikern), oder sich zuletzt, dem Skepticismus zu entgehen, in die Arme des Mysticismus wirft. (Bei den Alexandrinern und Neuplatonikern, deren Stifter Ammonius Saccas 193 vor Chr. Geb. war.) Die Römer verbreiteten und pflegten nur die empfangene Philosophie. (Vergl. über diese Periode den Artikel griechische Literatur, und die Artikel über einzelne Philosophen.) — Die Geschichte der Philosophie des Mittelalters (800–1500 nach Chr. Geb.), oder der Scholastik, zeigt das Streben der Vernunft nach philosophischer Erkenntniß unter dem Einflusse eines über die Vernunft erhabenen durch die

christliche Offenbarung gegebnen Princips, oder im Dienste der Kirche. Von ihr und ihren Perioden s. den Art. scholastische Philosophie. Die Araber, deren literarische Blüthe in das Mittelalter fällt, verbreiteten nur griechische Philosophie und einzelne religiöse Philosopheme. Die dritte Periode, welche vom 15ten Jahrhundert beginnt, charakterisirt Tennemann durch ein freieres, selbstständiges, immer tiefer eindringendes Forschen nach den Gründen, und Streben nach systematischer Einheit der Erkenntnisse. Man bekämpfte zuerst die Scholastik durch Erinnerung an die alte griechische Philosophie in ihrer ursprünglichen Reinheit; nach diesem Kampfe, den die usurpirte Auctorität besiegte, traten neue Ansichten auf, welche sich systematisch zu begründen strebten. Einige bauten auf die Erfahrung, wie Baco und Locke. Ihnen entgegengesetzt, suchte Descartes, mit welchem Einige die neuere Philosophie anfangen, sie auf ihrem eigenthümlichen Boden durch dialectisches Raisonnement zu begründen; indem er vom Zweifel zum Dogmatismus überging, und das subjective Bewußtseyn und Denken als das Princip der Philosophie aufstellte, wodurch die idealistische Richtung der neuern Philosophie begründet wurde. Spinoza und Leibnitz verfolgten auf entgegengesetzten Seiten, jener materialistisch, dieser idealistisch, den betretenen Weg der Reflexion. Der Geist des letztern erlöschte in dem Formalismus der wolfischen Schule, und in einer eklektischen Popularphilosophie. Die humesche Skeptik bahnte der kantischen Kritik des Erkenntnißvermögens den Weg. Durch beide wurde der Schein der gemeinen Erkenntniß aufgedeckt. Mit dieser Kritik aber beginnt man den dritten Abschnitt der neuern Philosophie, weil Kant vornehmlich in Deutschland, wo seit Ende des 18ten Jahrhunderts die Philosophie blühte, durch seine Kritik eine ungemeine Revolution bewirkte (s. d. Art. Kant, Kritik). Unbefriedigt durch diese Kritik traten bald nach ihrem Erscheinen die neuern Systeme der Wissenschaftslehre von Fichte und der Idealitätslehre oder die Philosophie des Absoluten von Schelling auf. Gegen sie kämpfte vorzüglich die Mystik Jacobi's und seiner Schüler. Die Aufgabe mehrerer neuerer Bearbeiter der Philosophie ist, mit weiter fortgesetzter Kritik die Wissenschaft mit Religion und Leben inniger zu verbinden (s. d. Art. deutsche Philosophie), die einzelnen Theile der Philosophie mit Klarheit und Tiefe auszubilden, und in einen organischen Zusammenhang zu bringen. T.

Phiole, ein gläsernes Gefäß mit langem engen Hals und Mundloch, aber weitem runden Bauche, das von den Chemikern zu den verschiednen Verrichtungen besonders zur Digestion und Solution gebraucht wird. Man nennt es auch Scheideflasche. In der Befestigungskunst gibt es eine Gattung Sturmtöpfe oder Sturmphiolen, welches Gefäße mit Handgranaten oder mit andern feuerfangenden Sachen sind, die bei Bestürmungen und dergleichen gebraucht werden.

Phlegethon, einer von den Flüssen der Unterwelt, welcher Feuerströme fortwälzte, und glühende Felsenstücke forttrieb. An seinen Ufern wuchs weder Baum noch Pflanze.

Phlegma (aus dem Griechischen), heißt überhaupt wässerige Feuchtigkeit, besonders im Geblüte; daher bekanntlich eins von den vier Haupttemperamenten, welches als kalt, träge angegeben wird, auch jenen Namen führt. In der Chemie heißt Phlegma diejenige wässerige Feuchtigkeit ohne Geruch und Geschmack, welche durch die Kunst aus den Körpern gezogen und dem geistigen Wesen derselben entgegengesetzt wird.

Phlegyas, König der Lapithen, Sohn des Mars und Vater

des Irion und der Coronis, mit welcher, nach Einigen, Apollo den Aesculap zeugte. Darüber erzürnt, steckte Phlegyas des Apollo Tempel zu Delphi in Brand, wofür er als Götterverächter in der Unterwelt büßen mußte.

Phlogiston, s. Brennstoff und Chemie.

Phöbe, in der spätern Zeit ein Beiname der Diana als Mondgöttin.

Phöbus, rein, ein Beiname Apolls, und als dieser mit dem Sonnengotte vermischt wurde, ein Name des Helios.

Phocäa, eine äolische Colonie in Klein-Asien, zwischen Kuma und Smyrna, gestiftet von den Athenienſern unter Philogenes. Sie trieb ausgebreiteten Seehandel, auch gleich den andern Joniern Seeräuberei. Als Cyrus die Stadt erobert hatte, wanderten die freiheitliebenden Einwohner aus, um neue Wohnplätze zu suchen. Sie gingen auf den Befehl eines Orakels nach Ephesus, wo Diana ihnen die Aristarcha zur Führerin gab, und unter ihrer Leitung nach Corsica, wo sie schon früher die Stadt Aleria gegründet hatten. Bald aber sahen sie sich von den Carthagern und Etruskern bekriegt, und obgleich sie in einer Seeschlacht den doppelt so starken Feind schlugen, so waren sie doch zu schwach, sich zu behaupten. Ein Theil von ihnen ging nach Massilia, ein andrer kehrte nach Phocäa zurück, und lebte hier unter der Herrschaft der Perser oder eigner Tyrannen.

Phocion, ein athenienſiſcher Feldherr, einer der tugendhafteſten Charactere des Alterthums, war von niedriger Abkunft, empfing aber eine liberale Erziehung, und sog unter Plato und andern Philosophen jene erhabnen Grundsätze ein, die sein ganzes Leben leiteten. Ernst und streng in seinem Aeußern, war er von Gesinnung sanft und wohlwollend. Seine Beredsamkeit zeichnete sich durch Klarheit und Kürze aus. Seine Meinung äußerte er in den Volksversammlungen frei und rücksichtlos. Die ersten Kriegsdienste that er unter Chabrias, einem Feldherrn von Verdienst, aber heftig und ungleich von Charakter. Phocion gewann seine Achtung und mäßigte seinen Ungestüm. Er trug zu dem Siege zur See bei Naxos im J. 377 vor Chr. Geb. bei, und trieb nachher mit vieler Klugheit und Geschicklichkeit die Contributionen von den Inseln ein. In dem Kriege mit Philipp von Macedonien sandten die Athenienſer auf Plutarchs von Eretria Ansuchen Phocion mit einiger Mannschaft nach Euböa, in der Hoffnung, daß die Euböer sämmtlich sich ihm anschließen würden. Philipps Bestechungen aber verhinderten dies, und Phocion war genöthigt, seine Truppen auf einer Anhöhe in Sicherheit zu bringen. Der Feind schloß ihn ein, und machte sich zum Sturme bereit. Plutarch machte gegen Befehl einen Ausfall, und wurde zurückgeschlagen. In einem Augenblick der Verwirrung brach Phocion los und gewann einen vollständigen Sieg. Vor der Schlacht hatte er Allen, die nicht Lust zu fechten hätten, freigestellt, sich zu entfernen; nach dem Siege gab er die Gefangnen los, um sie der Wuth des athenienſiſchen Volks zu entziehn. So hatte er sich gleich einsichtsvoll, tapfer und menschlich gezeigt. Den Plutarch, der sich zum Tyrannen gemacht hatte, vertrieb er aus Eretria und verließ mit Ruhm die Insel, nachdem er sie vor künftigen Angriffen der Macedonier gesichert hatte. Als einige Zeit nachher die Athenienſer beschlossen hatten, den von Philipp bedrohten Städten des Hellesponts Hülfe zu leisten, diese aber sich weigerten, den Chares wegen seines räuberiſchen Charakters mit der Flotte zuzulaſſen, wurde Phocion mit einer neuen Seemacht abgeschickt. Die Einwohner von Byzanz nahmen ihn auf, und er rettete nicht nur

ihre Stadt, sondern nöthigte endlich Philipp, sich von dem Hellespont ganz zurückzuziehn. Aber dieser glücklichen Erfolge ungeachtet rieth Phocion immer zum Frieden, da er zu wohl einsah, daß ein langwieriger Krieg für Athen verderblich werden müsse. Diese Gesinnung machte ihn zum Gegner des Demosthenes und der Mehrzahl im Volk, ohne ihm jedoch in der allgemeinen Meinung zu schaden. Seine Rechtschaffenheit war vielmehr so allgemein anerkannt, daß er fünfundvierzig Mal zum Anführer ernannt wurde, ohne je darum angehalten zu haben. Phocions Vaterlandsliebe und Redlichkeit waren auf der einzigfesten Grundlage begründet, der Zufriedenheit mit wenigem. Nie entsagte er der einfachsten Lebensweise; mit eigner Hand bestellte er sein kleines Landgut. Als man ihn einst bat, ein Geschenk nicht für sich, sondern für seine Kinder, anzunehmen, wies er es mit der Aeußerung zurück, „daß, wenn sie sich ihrem Vater gleich bezeigten, dasselbe kleine Besitzthum für sie hinreichen werde, das für ihn hingereicht habe, im entgegengesetzten Fall aber es nicht heißen solle, daß er ihre Ueppigkeit auf Kosten seiner Rechtschaffenheit genährt habe." Als die Einwohner von Megara sich mit den Athenienſern zu verbinden wünschten, unterstützte Phocion eifrigst diese Maßregel, begab sich mit vielen Freiwilligen dahin, wurde mit Freuden empfangen, stellte die Mauern der Stadt her, und verließ Megara nicht eher, bis er es hinlänglich gesichert und dadurch zugleich der Macht Athens einen bedeutenden Zuwachs verschafft hatte. Bald darauf erschien Philipp in Phocis, um Attika anzugreifen. Phocion rieth vergebens zu friedlichem Vergleich; die Schlacht bei Cheronäa bewies die Richtigkeit seines Urtheils. Eben so wenig achteten die Athenienſer seines Raths, an der von Philipp berufenen Versammlung der griechischen Staaten nicht eher Antheil zu nehmen, bis sie die Absicht des Königs wüßten. Die Athenienſer fanden sich dadurch genöthigt, Philipp eine Anzahl von Reitern und Schiffen zu stellen. Als sie damit zögerten, drang Phocion darauf, sich der Nothwendigkeit der Umstände mit Geduld zu unterwerfen. Der Tod Philipps wurde zu Athen von Demosthenes und dessen Anhängern mit Jubel vernommen, aber Phocion erinnerte sie daran, daß die Sieger bei Cheronäa nur um Einen Mann vermindert worden seyen. In demselben Sinne widerrieth er, sich neuen Zufällen Preis zu geben, und verwarf ein Bündniß gegen den jungen Alexander. Der Erfolg rechtfertigte diese Meinung, die außerdem kleinmüthig erscheinen konnte. Als nach der Zerstörung von Theben Alexander von Athen die Auslieferung der Redner foderte, die dort so heftig gegen ihn sprachen, und Aller Augen auf Phocion gerichtet waren, zeigte er ihnen, daß in der Lage, in welche sie sich durch Unbesonnenheit versetzt hätten, nichts übrig sey, als durch Fürsprache den Zorn des Königs zu besänftigen. Er selbst übernahm die Sendung, welche den erwünschtesten Erfolg hatte. Alexander hatte ihn so liebgewonnen, daß er ihm ein Geschenk von hundert Talenten überschickte. Die Abgeordneten fanden Phocion mit Wassertragen beschäftigt, während seine Gattin Brot buck. Als sie vorstellten, daß dem Freunde eines Fürsten eine so niedrige Lebensweise nicht anstehe, zeigte Phocion auf einen vorübergehenden armen Mann, und fragte sie, ob sie von ihm eine schlechtere Meinung hätten als von jenem. Auf ihre Verneinung sagte er: „Und dieser Mann lebt mit viel wenigerm als ich und ist vergnügt." Um indeß Alexanders Gunst nicht von sich zu weisen, bat er um die Freilassung einiger seiner Freunde, die verhaftet waren. Nach Alexanders Tode faßten die Athenienſer abermals den Plan, Griechenland von dem macedonischen Joche zu befreien. Phocion, unerschütter-

lich in seinen Ansichten, mißbilligte ihre Maßregeln, übernahm jedoch, da er sie nicht abwenden konnte, selbst ein Commando. Ungeachtet der anfänglichen Vortheile der Athenienser, gewann Antipater bald die Oberhand und bedrohte Athen, aus welchem die Redner, welche den Krieg gerathen, eiligst entflohn. In dieser dringenden Gefahr wurde Phocion an Antipater abgesandt, welcher sein Läger in dem Gebiet von Theben hatte. Er erlangte die Zusage, daß man einen Vertrag schließen wolle, ohne Attika zu betreten. Die Bedingungen freilich waren hart. Demosthenes und Hyperides sollten ausgeliefert, eine aristokratische Regierung eingeführt und eine macedonische Besatzung in Munychia gelegt werden. Lange sträubte sich Phocion gegen die letzte Bedingung, aber Antipater war unbeweglich. Unter diesen schwierigen Umständen ging das Bestreben Phocions, der nebst andern ausgezeichneten Männern an die Spitze der Regierung trat, hauptsächlich nur dahin, den schwerlastenden Druck zu mildern und sein ganzes Ansehn bei den Macedoniern zum Vortheile seines unglücklichen Vaterlandes anzuwenden. Antipater starb, nachdem er mit Uebergehung seines Sohnes Cassander den Polysperchon zum Vormunde der Könige eingesetzt hatte. Dadurch entstanden zwei Parteien in Macedonien. Cassander, der sich in den Besitz der Regierung gesetzt hatte, schickte den Nicanor nach Munychia, um den bisherigen Befehlshaber Menyll abzulösen, ehe Antipaters Tod den Antenienſern bekannt geworden. Diese Absicht begünstigt zu haben, wurde Phocion in der Folge beschuldigt; ob mit Recht oder Unrecht, ist ungewiß. Phocion achtete dessen nicht. Bald darauf aber schrieb Polysperchon, in der Absicht, den Phocion zu stürzen und sich alsdann selbst Athens zu bemächtigen, an die Athenienser, daß die Könige ihnen erlaubten, zur demokratischen Verfassung zurückzukehren und einen freien unabhängigen Staat zu bilden. Athen gerieth bei dieser Botschaft in allgemeine Gährung, und Nicanor wäre dem Volke in die Hände gefallen, wenn ihm nicht Phocion die Mittel geliehen hätte, sich des Hafens Piräus zu bemeistern. Hierin handelte Phocion dem ausdrücklichen Volksbeschlusse entgegen, wodurch ihm befohlen worden, diesen wichtigen Platz durch eine Besatzung zu sichern, und sein Betragen kann nur dadurch gerechtfertigt werden, daß er so seinem Vaterlande größere Uebel zu ersparen hoffte. Diese Absicht wäre erreicht worden, wenn Cassander schnell genug mit der Flotte erschienen wäre. Aber ehe dieser ankam, rückte Polysperchons Sohn, Alexander, unter dem Vorwand, die Stadt gegen Nicanor zu vertheidigen, in Athen ein. Unruhen und Anklagen erfolgten, welche Phocion zur Flucht nöthigten. Er begab sich, aus Gründen, die nicht wohl einzusehen sind, zu Polysperchon, welcher in Phocis stand. Hier erschien bald darauf eine Gesandtschaft der Athenienser, Phocions und der andern Flüchtlinge Auslieferung zu begehren. Polysperchon bewilligte dies Gesuch, und so wurden die Angeklagten als Gefangne nach Athen geführt, wo man zugleich einen Brief im Namen des Königs ablas, der sie der Verrätherei für schuldig erkannte, und sie den Athenienſern zur Bestrafung übergab. Das Gericht wurde vor der Volksversammlung gehalten und verurtheilte Phocion und mehrere seiner Freunde zum Giftbecher. Ihre Vertheidigungen hatte man nicht gehört; unter Beschimpfungen des Pöbels brachte man sie in's Gefängniß zurück. Phocions Ruhe und Gelassenheit blieb unerschüttert. „Sage meinem Sohne," antwortete er einem Freunde, der ihn fragte, ob er ihm Aufträge zu geben habe, „daß er das von den Athenienſern mir angethane Unrecht vergessen solle." — Schon hatten die meisten den Trank getrunken, als man bemerkte, daß er nicht zureiche. Der Henker

aber weigerte sich, unentgeldlich mehr herbeizuschaffen. Phocion bat einen Freund, ihn zu bezahlen, und sagte scherzend: „So kann man in Athen nicht einmal umsonst sterben.“ Sein Leichnam wurde unbeerdigt über die Gränze geworfen; Freunde aber ließen ihn nach Eleusis bringen, und dort im Hause einer Megarenserin verbrennen. Als bald nachher die Athenienser ihr Unrecht einsahen, errichteten sie Phocion Ehrensäulen, begruben seine Gebeine auf öffentliche Kosten und bestraften seine Ankläger. Nicht leicht hat ein Mann in seinem öffentlichen und Privatleben den Beinamen des Guten mit größerem Rechte verdient als Phocion. Er war ein Socrates in dem Charakter eines Staatsmanns und Kriegers; und nicht minder ein Philosoph als dieser Weise, bestand er die Prüfung der schwierigsten Umstände. Sein Patriotismus hätte sich in günstigern Zeiten vielleicht glänzender zeigen können, nicht seine Tugend und Uneigennützigkeit.

Phocis, s. Griechenland.

Phönix, ein ägyptischer Wundervogel, an Größe dem Adler gleich, mit theils goldnem, theils rothem Gefieder, von dem erzählt wurde, daß er nur alle 500 Jahre, je beim Tode seines Vaters, aus Arabien nach Aegypten komme, seinen Vater, in ein Ei von Myrrhen gehüllt, in den Tempel der Sonne bringe und daselbst begrabe. Nach Andern bereitet er sich selbst, wenn sein Tod herannaht, ein Nest von Myrrhen und köstlichem Kraut, und verbrennt sich in demselben, geht aber alsbald verjüngt aus seiner Asche wieder hervor. — Phönix, des Amintor und der Cleobule Sohn, war der Erzieher des Achilles, dem er vor Troja folgte. Er starb auf der Heimfahrt.

Phönizien, welches oft als ein Theil von Syrien betrachtet wird, war ein schmales Küstenland am Mittelmeere von Aradus am Eleutherus bis Tyrus am Leontes; doch mögen auch noch südlicher im Gebiete von Palästina einige Küstenstädte dazu gehört haben, weßhalb Ptolemäus die Südgränze bis zum Chorseus ausdehnte. Dieses nicht viel über 200 Quadratmeilen große Ländchen war sandig und von den Gebirgsketten des Libanon und Anti-Libanon durchschnitten, hatte aber in seiner blühendsten Periode eine Menge wichtiger und berühmter Städte. Die älteste, schon von Homer genannte, hieß Sidon, berühmt wegen ihrer künstlichen Arbeiten. Eine Tochter derselben war Tyrus, am berühmtesten durch ihre Purpurfärbereien. Diese Stadt bekam den Namen Alt-Tyrus, als auf einer davor gelegnen Insel das später bekannte Tyrus entstand, das Alexander bei seiner Belagerung zur Halbinsel machte. Diese und andre Städte waren anfangs als Colonien von der Mutterstadt abhängig, wurden später unabhängig, und bildeten in ihrer blühendsten Periode (von 1000 bis 600 vor Chr. Geb.) einen Städtebund, an dessen Spitze jedoch Tyrus stand. — Das Urvolk der Phönizier lebte wahrscheinlich anfangs nomadisch am arabischen und persischen Meerbusen, begab sich von da nach Palästina und zog von dort schon lange vor der Ankunft der Israeliten, gewiß von einer mächtigern Horde gedrängt, in seine nachherigen Wohnsitze, deren Küstenlage auf Fischfang und Schiffbau führte. Durch Zufälle begünstigt, wurden nach und nach die Phönizier ein seefahrendes Volk, das bald auf Raub, bald auf Handel ausschiffte. Daß dies schon sehr früh geschehen sey, darauf leiten die vorhandnen dunkeln Nachrichten. Sidon heißt bei Moses der erstgeborne Sohn Canaans. Die schon um 1500 unter Agenor nach Klein-Asien, Creta, Libyen und Griechenland ausgewanderten Colonien verbreiteten mancherlei Kenntnisse; Cadmus wenigstens brachte Ideen von bürgerlicher Verfassung und Buchstabenschrift nach Hellas.

Bei der Niederlassung der Juden in Palästina (um 1440) heißt Sidon die große Stadt; bei Homer ist es vor allen Städten der Erde berühmt wegen seiner künstlichen Arbeiten. Schon im zwölften Jahrhundert vor Christo legten sie Colonien in Afrika an; Utica ward um 1170 gestiftet, und um Salomons Zeit war die Fahrt nach Tarschisch, der Südwestküste Spaniens, schon ganz gewöhnlich, wodurch wir zugleich einen Begriff von der Ausdehnung des phönizischen Handels und Verkehrs erhalten. Mehrere sichere, nah gelegne Häfen mußten daher den Sidoniern sehr willkommen seyn. Deßwegen bauten sie, bei einem durch die Natur gebildeten Hafen, einige Häuser, und auf einem nahen Felsen eine Burg, Zor. Nach und nach siedelten sich hier mehrere an, und glauben wir mit Josephus und Trogus Pompejus, daß Tyrus um 1184 gestiftet sey, so muß man annehmen, es sey um diese Zeit eine große Colonie dahin gekommen, welche die Feste erst zur Stadt erhoben habe. In kurzem aber stieg die kleine Stadt so, daß sie um das Jahr 1000 das Haupt der einzelnen phönizischen Städte wurde, wie es bisher Sidon gewesen. Zu Angriffskriegen fehlte die Macht, zu Vertheidigungskriegen die Nothwendigkeit; man suchte sich durch friedliche Bevölkerung unbewohnter Gegenden und durch Bündnisse zu sichern. Erst bei Annäherung der asiatischen Eroberer hören wir von Kriegen der Tyrier, und diese führten sie mit Miethstruppen. Um das J. 1000 schloß Hiram, des Abibal Sohn, mit David und Salomo Freundschafts- und Handelsbündnisse. Itobal, um das J. 900 König von Tyrus und Sidon, war Vater der Isebel. Er erbaute mehrere Städte in Phönize, und bevölkerte Auza in Afrika. Seinem Sohne Badozor folgte Mutgo (Mutgenus, Muttinus), der Vater des Pygmalion und Barka, der Dido und Anna. Dido gerieth (838) mit Pygmalion in Streit, wanderte mit Barka und Anna aus, und gründete Carthago. (S. Dido und Carthago.) Die nahe Insel Cypern mußte damals schon den Tyriern unterworfen seyn, denn Pygmalion erbaute hier Carvasia. In der nächsten Zeit muß Tyrus seine Herrschaft über die Städte Phöniziens behauptet und vielleicht gemißbraucht haben; denn unter Anführung des Eluläus fielen (um 700) die Kittäer auf Cypern ab, und riefen die Assyrer zu Hülfe. Doch unterwarf sich Eluläus wieder und Salmanassar schloß Frieden. Gleich darauf empörten sich Sidon und viele andre Städte der Tyrier, unterwarfen sich dem Salmanassar, und gaben ihm ihre Schiffe. Aber zwölf tyrische Schiffe zerstreuten die sechzig feindlichen, und nach fünf Jahren mußten die Assyrer die Belagerung von Tyrus aufheben. So erhielt sich Tyrus noch an hundert Jahre, den Israeliten überlegen. Indeß scheint Sidon sich jetzt wieder erhoben zu haben und von Tyrus unabhängig gewesen zu seyn. Verderblich war ihnen das Bündniß mit Zedekias gegen Nebukadnezar. Dieser zerstörte Sidon und eroberte Tyrus nach dreizehnjähriger Belagerung. Die meisten Einwohner hatten sich mit ihren Schätzen nach der Inselstadt Tyrus geflüchtet, welche jetzt die Hauptstadt des Welthandels wurde. Auf Itobal, der bei dieser Belagerung blieb, folgte Baal, wahrscheinlich als babylonischer Vasall. Nach dessen Tode regierten sieben Jahre lang vom Volk erwählte Suffeten. Dann traten wieder Könige von Tyrus unter babylonischer Hoheit auf. Zu Cyrus Zeit kam Tyrus (555) und wahrscheinlich ganz Phönizien unter persische Herrschaft. Die Könige von Tyrus und Sidon, Mapen und Tetramnestus, werden als des Xerxes erfahrenste Seemänner in der Schlacht von Salamis genannt. Sidon war um diese Zeit die reichste Stadt Phöniziens, und stand an der Spitze der Empörung gegen Artaxerxes Mem-

non und Artaxerxes Ochus. Tennes, König von Sidon, schlug (361), unterstützt von Griechen unter Mentor, das persische Heer. Ochus aber erschien selbst mit einer furchtbaren Macht, und als Verrätherei ihm die stark befestigte Stadt überliefert hatte, verbrannten die Sidonier in Verzweiflung sich selbst und alle ihre Güter. Aber gerade abwesend gewesene Sidonier bauten bei ihrer Heimkehr die Stadt wieder auf. Dem Alexander, welcher (333) nach der Schlacht bei Issus nach Phönizien kam, unterwarf sich Sidon ohne Belagerung und empfing von ihm statt des Strato den Abdolonimus aus königlichem Geschlecht, damals aber Gartenarbeiter, zum König; Tyrus aber wurde erst nach siebenmonatlicher Belagerung, da die Hülfe der Carthagenienser ausblieb, durch Verrätherei eingenommen und verbrannt, und die Einwohner theils getödtet, theils als Sclaven verkauft. Zwar baute Alexander die Stadt wieder auf; sie erlangte aber ihr voriges Ansehn nie wieder, und kam unter die Herrschaft der Seleuciden, wie Sidon unter die Macedonier, bis 65 vor Chr. Geb. die Römer davon Besitz nahmen. Seitdem theilte Phönizien das Schicksal Syriens. Den Kreuzfahrern war (1099) Tyrus ein wichtiger Waffenplatz. Der Sultan von Aegypten, der es 1223 einnahm, wurde von den Franken bald wieder vertrieben; so auch die Tataren 1263, die es unter Hulaku mit dem Rest von Syrien an sich gerissen hatten. Zum letzten Male wurde das Land 1292 von dem ägyptischen Sultan bezwungen. Seitdem hatte es mit dem Hauptlande gleiches Schicksal. — Wichtiger als in ihren innern Begebenheiten sind uns die Phönizier durch ihren Handel, ihre Schifffahrten und ihren Gewerbfleiß. Durch die Unfruchtbarkeit des Bodens gezwungen, vertrauten sie sich anfangs als Seeräuber dem Meere. Nach und nach dehnten sie ihre Fahrten bis zu weit entlegnen Küsten und Inseln aus. Die Producte des einen Landes vertauschten sie mit Vortheil in dem andern; überdies erfanden sie die Bereitung der Wolle, der Purpurfarben, des Glases, und verfertigten allerlei kunstreiche Arbeit. Ihrer Lage nach mußten die Phönizier besonders auf dem mittelländischen Meere handeln. Cypern war ihr nächster Landungsplatz. Von da kamen sie nach Griechenland und den griechischen Inseln; Rhodus und Creta wurden von ihnen bevölkert. Als aber die Griechen selbst ein seefahrendes und mächtiges Volk wurden, wendete sich der phönizische Handel nach der nordafrikanischen Küste. Hier, wie auf Sicilien und Sardinien, legten sie Colonien an, mit deren Hülfe sie bis ins Innere von Afrika handelten, und mit denen sie immer in gutem Vernehmen blieben. Aber am wichtigsten war ihr Handel nach Spanien. Hier fanden sie Gold, Silber, auch Eisen, Zinn und Blei; die eingemachten Südfrüchte waren ein berühmter Handelszweig. Unter den auf Tartessis angelegten Colonien ward am berühmtesten die Hafenstadt Gades, das Ziel der Fahrten im Mittelmeer und der Anfangspunkt der weitern Fahrten im atlantischen Ocean. Sie schifften nördlich nach den Cassiteriden, Zinninseln (den sorlingischen und britannischen) und in dem nördlichen, schon sumpfenden Ocean bis zur Mündung des Rhodanus. Auch an der Westküste von Lybien sollen sie Inseln, Madera, Insulae fortunatae (die canarischen) besucht und bevölkert haben. Unbedeutender und von kurzer Dauer war ihr Seehandel auf dem arabischen Meerbusen nach Ophir und auf dem persischen, vielleicht bis Ceylon. Ihre Umschiffung Afrika's ist ungewiß. Sie handelten aber nicht bloß mit selbst verfertigten, sondern auch mit den ihnen durch Caravanen aus dem Innern von Asien und Afrika zugeführten Waaren. Lange war ihr Handel Tauschhandel, denn die ersten

Münzen sollen die Numidier, nicht die Phönizier geprägt haben. Erfinder des Schiffbaues waren sie gewiß. Sie hatten Ruder und Segel, und folgten bei Nacht der Leitung der Gestirne. Außerdem ist ihnen die Erfindung der Buchstabenschrift und der Rechenkunst zuzuschreiben, wie man überhaupt mehr astronomische und mechanische Kenntnisse bei ihnen vermuthen muß, als von denen wir lesen. Dagegen scheint ihnen Dichtkunst und höhere geistige Bildung fremd geblieben zu seyn. Von ihren eignen Schriften ist uns nichts aufbehalten. Ihre Religion war Vielgötterei mit Bilderdienst und Menschenopfern.

Phorometrie, die Wissenschaft, welche das Maß der Bewegungen zu bestimmen lehrt, ein Theil der höhern Mechanik.

Phosphorus, s. Lucifer.

Photius, Patriarch von Constantinopel im neunten Jahrhundert und Urheber des Schisma's zwischen der griechischen und römischen Kirche. Er verband mit einer vornehmen Geburt und großem Reichthum den Ruf des gelehrtesten und gebildetsten Mannes seiner Zeit, und stieg daher schnell zu den höchsten Würden des Staats. Als er Hauptmann der Garden war, wurde er als Gesandter an den Califen von Bagdad geschickt; die Muße, welche diese Sendung ihm verschaffte, benutzte er, um ein bleibendes Denkmal seiner umfassenden Gelehrsamkeit zu Stande zu bringen. Nachher wurde er unter Kaiser Michael III. Staatssecretär. Als solcher trat er in vertraute Freundschaft mit dem Cäsar Bardas, Michaels Oheim, welcher, nachdem er die Verbannung des Patriarchen Ignatius bewirkt hatte, den Kaiser bewog, Photius zu dieser Würde zu erheben. Dieser war noch ein Laie; aber in dem Zeitraum von sechs Tagen ging er durch die ganze für priesterliche Orden erfoderliche Stufenfolge hindurch und am Tage der Salbung 858 wurde er von Bischof Gregor von Syracus, den der römische Bischof kürzlich entsetzt hatte, zum Patriarchen geweiht. Die Metropolitane seines Patriarchats erkannten ihn an, und schritten zur förmlichen Absetzung des Ignatius. Um eine vollkommne Bestätigung seiner Würde zu erlangen, schickte Photius Gesandte an den Papst Nicolaus I., und ließ ihn ersuchen, durch seine Legaten zur Wiederherstellung des Friedens in der Kirche mitzuwirken. Dem gemäß wohnten zwei päpstliche Legaten der im Jahr 861 zu Constantinopel gehaltnen Kirchenversammlung bei, in welcher die Absetzung des Ignatius bestätigt wurde. Auf die Vorstellungen von Ignatius Freunden aber verwarf der Papst, dem das durch diese Appellationen an den römischen Sitz zugestandne Uebergewicht schmeichelte, die Beschlüsse seiner Legaten, und sprach in einem 862 zu Rom gehaltnen Concilium die Absetzung des Photius und seine Berufung aller geistlichen Orden zugleich mit der Wiedereinsetzung des Ignatius aus. Photius hielt, um sich zu rächen, eine Kirchenversammlung zu Constantinopel, welche den Papst absetzte und excommunicirte; zugleich machte er eine heftige Beschuldigung der Ketzerei gegen die römische Kirche bekannt. Als aber im J. 867 der Kaiser Michael von Basilius ermordet worden, und dieser den Thron bestiegen hatte, wurde Ignatius wieder eingesetzt, und Photius in ein Kloster verwiesen. Im J. 869 bestätigte ein Concilium diese Verfügung und sprach die Absetzung und das Anathema gegen Photius aus. Zu derselben Zeit waren Streitigkeiten wegen der Gerichtsbarkeit über die neu bekehrten Bulgaren zwischen beiden Kirchen entstanden. Ignatius, der die Rechte seines Sitzes aufrecht erhielt, war mit dem römischen Hofe zerfallen. Photius, diesen Umstand benutzend, kehrte nach Constantinopel zurück, wußte sich in die Gunst des Kaisers zu setzen, und ging damit um, sich das Patriarchat

wieder zu verschaffen. Der Tod des Ignatius begünstigte diesen Plan und im J. 878 nahm Photius seine Würde mit kraftvoller Hand zurück. Papst Johannes VIII. gab seine Genehmigung, und ein im J. 879 im Beisein päpstlicher Legaten gehaltenes Concilium bestätigte diese Ernennung. Der Papst hatte gehofft, Bulgarien werde jetzt ohne Widerspruch dem römischen Sitz überlassen werden; da er sich hierin getäuscht sah, widerrief er die Handlungen seiner Legaten und bestätigte den früher gegen Photius ausgesprochenen Bann. Ein Gleiches that Johannes Nachfolger, und als Basil's Sohn Leo im J. 886 den Thron bestiegen hatte, wurde Photius abgesetzt und nach Armenien in ein Kloster verbannt, wo er im J. 891 starb. Hätten sich jetzt die Päpste mit mehr Mäßigung benommen, so würde die Trennung beider Kirchen durch Photius Tod beendigt gewesen seyn. Da sie aber darauf bestanden, die von Jenem ordinirten Priester und Bischöfe nicht anzuerkennen, so stieg die Erbitterung immer höher und die einmal begonnene Spaltung wurde bleibend. Wenn auch Photius in seinem öffentlichen Betragen Tadel verdient, so hat ihm doch die Gelehrsamkeit große Verbindlichkeiten zu verdanken. Sein Werk, Miriobiblon, das er während seiner Gesandtschaft nach Bagdad, wahrscheinlich zum Theil aus dem Gedächtniß, verfaßte, verbreitet sich über 280 Schriftsteller im Fach der Geschichte, Rhetorik, Grammatik, Philosophie, Theologie u. s. w., von denen uns viele außerdem ganz verloren seyn würden. Die Art der Behandlung ist ohne Ordnung und sehr ungleich. Einige sind regelmäßig abgekürzt, andre bloß ausgeschrieben. Das Ganze aber ist ein kostbarer Schatz für das Alterthum. Sein Nomocanon, eine Sammlung von Canons, canonischen Briefen und kaiserlichen Gesetzen über kirchliche Gegenstände, ist von großer Wichtigkeit und empfiehlt sich durch seine Methode. Außerdem besitzen wir Briefe, zwei Homilien und verschiedne andre Werke von ihm, die zum Theil noch ungedruckt sind.

Photometer, Lichtmesser, ein Werkzeug, die Stärke des Lichts leuchtender Körper zu bestimmen. Schon Huygens versuchte dies, aber weder er noch Bouguer kamen damit zu Stande. Erst dem Grafen Rumford ist es gelungen, einen Apparat zu Stande zu bringen, der genaue und richtige Bestimmungen liefert. Dadurch ist eine eigne Wissenschaft begründet, die Photometrie, welche einen Zweig der optischen Wissenschaften ausmacht. Sie lehrt die Stärke und die Wirkungen des Lichtes vergleichsweise bestimmen und messen.

Phraseologie, derjenige Theil der Grammatik, welcher von den Redensarten einer Sprache handelt. Wie eine jede Sprache einen eigenthümlichen Geist, eine eigenthümliche Wortfügung u. s. w., so hat sie auch Redensarten, d. h. Arten des Ausdrucks, die ihr allein angehören und aus einer allgemeinen Kenntniß der Sprache nicht erkannt werden. Diese lehrt die Phraseologie kennen. Wir finden sie theils mit unsern gewöhnlichen Wörterbüchern verbunden, theils in besondern phraseologischen Wörterbüchern enthalten.

Phrixus, s. Athamas und Helle.

Phrygien. Den Namen Phrygier scheinen die ältesten Bewohner Klein-Asiens geführt zu haben. Das Gebiet von Troas hieß später Klein-Phrygien, und nicht bloß die Trojaner, sondern auch die Mysier und Lydier werden Phrygier genannt. Im persischen Zeitalter war Phrygien, als die mittelste, von allen übrigen Provinzen Klein-Asiens umgränzt und auch jetzt noch die größte unter ihnen. Später ward Phrygien eingetheilt in Groß-Phrygien, Klein-Phrygien und Phrygia epiktetos, das hinzuerworbene, der nordwestliche Theil des eigentlichen Phry-

giens um den Hermus und Doryläum am Bathys. Die Bewohner des von Natur fruchtbaren und reichen Landes wurden früh cultivirt; Ackerbau und Viehzucht blühten bei ihnen. Die Geschichte Phrygiens ist ganz mythisch; unter dem Namen Midas und Gordius werden mehrere Könige genannt, unter denen der mit Eselsohren begabte Midas (s. d. Art.) der bekannteste ist. Mit Adrastus starb um das J. 560 vor Chr. Geb. die königliche Familie aus, und Phrygien wurde eine Provinz des lydischen Reichs: mit diesem kam es an Persien, machte hier eine eigne Satrapie aus, und kam zuletzt mit Lydien unter die römische Herrschaft. — In der Musik der Alten war die phrygische Tonart eine Tonart von heftigem kriegerischen Charakter. Jetzt versteht man darunter mehr eine weiche, etwas klägliche Tonart.

Phryne, eine der berühmtesten Hetären Griechenlands, aus Thespiä in Böotien gebürtig. Eigentlich soll sie Mnesarete geheißen und den Namen Phryne (Kröte!) wegen ihrer blassen Gesichtsfarbe erhalten haben. Arm kam sie nach Athen, wo sie anfangs mit Kapern handelte, als aber ihre Reize sich entfalteten, diese zu einem bequemern und einträglichern Erwerb benutzte. Sie ward die Freundin eines Praxiteles und Hyperides, von denen jener ihre Schönheit durch seine Kunst verewigte, dieser durch die Enthüllung ihrer Reize den grauen Richtern der Heliäa, vor denen der verschmähte Euthias sie des Atheismus angeklagt hatte, ein günstiges Urtheil abgewann. Diese Begebenheit war entscheidend für ihren Ruhm; sie enthüllte ihre Schönheit und verlieh ihre Gunstbezeigungen fortan nur um einen hohen Preis, und wenn sie einst zu Eleusis vor den Augen des ganzen Volks entkleidet in das Meer stieg, so geschah dies vielleicht nur, um den Eindruck ihrer Reize zu erneuern. (Vergl. Anadyomene.) Als ein Wunder wird angeführt, daß Xenokrates ihr widerstanden. Phryne hatte gewettet, diesen wegen seiner Enthaltsamkeit und Strenge berühmten Philosophen zu besiegen; aber alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und sie kehrte mit der Aeußerung von ihm zurück, sie komme nicht von einem Manne, sondern von einer Bildsäule. Selbst im Alter fehlte es der Phryne nicht an Anbetern, da man eine Ehre darein setzte, sich ihrer Gunst rühmen zu können.

Physik, s. Naturlehre.

Physikotheologie wird sonst durch natürliche Theologie übersetzt, und der geoffenbarten gegenübergestellt. Nun ist zwar die Theologie an sich weder eine natürliche, von der Natur selbst angeborne, noch eine geoffenbarte, oder auf übernatürliche Weise im Menschen gewirkte, sondern durch Glauben, Forschen, Studium, durch Fleiß und Eifer zu erwerben. Es beziehen sich aber jene Ausdrücke mehr auf den Inhalt der Theologie selbst und auf die Grundsätze, nach welchen man denselben ableiten und behandeln zu müssen glaubt; sie gründen sich in den Ausdrücken natürliche und geoffenbarte Religion. Wie nun der Mensch, in dem nur menschliches, geistiges Leben entwickelt ist, durch sein innerstes Bewußtseyn, durch sein Gefühl und seine Vernunft, auch zum Bewußtseyn Gottes, zu religiösen Empfindungen und zur Erkenntniß ewiger Wahrheiten, die an Gott sich anschließen, unläugbar gelangen kann; wie es in dieser Hinsicht allerdings eine Religion gibt, die man eine natürliche nennen mag, weil sie in den natürlichen Anlagen und Vermögen des Menschen sich entwickelt, ohne eine übernatürliche Unterstützung zu erhalten: so kann es auch eine Theologie geben, und diese die natürliche oder Physikotheologie genannt werden, in wie fern sie wesentlich die Erforschung, Begründung, Entwicklung und übereinstimmende Anordnung jener religiö-

sen Wahrheiten beabsichtigt. So haben auch wohl fromme und gelehrte Christen sie gedacht und behandelt, ohne dabei den Glauben an die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Offenbarung aufzugeben, und die Physikotheologie als Gegensatz der geistlichen oder geoffenbarten Theologie aufstellen zu wollen. Denn es war demüthigen und bescheidenen Forschern einleuchtend genug, wie der Mensch bei den herrlichsten, von Gott ihm verliehenen Kräften und der Fähigkeit, zu den erhabensten Anschauungen von Gott, als dem Urquell und Erhalter aller Dinge, zu gelangen, doch aus eigner Kraft nie zu einer Religion gelangen konnte, die alle Ansprüche seines Geistes und Herzens vollkommen befriedigte, und unter allen Lebensverhältnissen mit einem Trost, einer Zuversicht, einem Muth und einer Freudigkeit (wie keine der mannichfachen Philosophien je gewährt hat), erfüllte. Das Bedürfniß einer außerordentlichen Erleuchtung und Leitung der Menschheit, das Bedürfniß einer Offenbarung und die geschichtlich und im Glauben gegründete Gewißheit derselben, konnte demnach durch eine echte Physikotheologie keineswegs wankend gemacht oder umgestoßen werden, und diese demnach auch nicht über die Theologie des Christenthums sich erheben wollen, so wenig als die Eine mit der Andern je wahrhaft in Widerstreit kommen kann, außer wenn man einem Widerstreit des Menschlichen gegen das Göttliche Raum gibt. Doch hat in jenen Zeiten, da ein sogenannter Naturalismus sich übermüthig dem Christenthum, der Offenbarung gegenüberstellte, und dem Indifferentismus den Weg bahnte, die Physikotheologie sich selbst als ein Gegensatz gegen die christliche Theologie geltend machen wollen, und so eine böse Nebenbedeutung gewonnen. Es wird dann jene Theologie damit bezeichnet, die, ohne jene unverkennbare, seit Jahrhunderten fortdauernde, Entwicklung der Offenbarung auf alle menschliche Erkenntniß und unsre früheste Bildung zu berücksichtigen, sich aller Offenbarung überhebt, und mit der Ueberzeugung, der Mensch könne und müsse alles, was von Gott und göttlichen Dingen zu erkennen nothwendig und nützlich ist, auch ohne das göttliche Licht aus eigner Kraft und Vernunft sich aneignen, — eben sowohl alle ihre Lehren und Erkenntnisse eben nur als Früchte der eignen Kraft und Vernunft, als sogenannte Vernunftwahrheiten, ausgibt; als auch alles, was die Offenbarung als Geheimniß, zwar als sicher und beglaubigt, aber keineswegs mit menschlicher Kurzsichtigkeit völlig zu durchschauende Wahrheit enthüllt, völlig verwirft. Gleichwohl bleibt dieser natürlichen Theologie die Natur selber ein großes Geheimniß, während sie das Werden und Erhalten derselben vollkommen erklären zu können glaubt, und der Mensch selber, das Verhältniß seines eignen geistigen und bürgerlichen Lebens zu einander, bleibt ihr in vielem ein Räthsel, während sie die genügendsten Aufschlüsse über Gott und göttliche Dinge, und des Menschen höchste Bedürfnisse, mittheilen zu können sich eitel überredet. — In der kantischen Philosophie bezeichnet Physikotheologie diejenige Religionswissenschaft, welche von der Welt zur höchsten Intelligenz, als dem Princip aller natürlichen Ordnung und Vollkommenheit, aufsteigen will, oder den Versuch der Vernunft, aus den Zwecken der Natur auf die oberste Ursache der Natur und ihre Eigenschaften, von der Schöpfung auf den Schöpfer zu schließen.

Physiognomie, Physiognomik. Physiognomie nennt man das Ansehn eines Menschen, oder das ganze Aeußere, besonders das Gesicht, in so fern es eine natürliche und bleibende Beschaffenheit (φυσις) des Geistes ausdrückt, und Physiognomik die Kunst, in dem Ansehn der Menschen, besonders aus dem Gesicht und aus gewissen gleichför-

migen Aeußerungen desselben eine habituelle Geistesbeschaffenheit zu erkennen. Daß das Innere sich durch das Aeußere nach Naturgesetzen, unter welchen das Innere mit dem Aeußern verbunden ist, ausdrücke, ist kein Zweifel. In dem ganzen Reiche der Natur, das unsern Blicken eröffnet ist, findet Wechselwirkung zwischen dem Innern und Aeußern, zwischen Geist und Materie Statt, und das Band zwischen beiden ist die Form (Bildung.) Die vollkommenste Wechselwirkung aber zeigt sich in den höchsten Erscheinungen der Natur, d. i. im Thierreiche. Die Formen des Thierreichs tragen verschiedne dem lebendigen Naturforscher verständliche Charaktere. Die Kopfbildung des Wolfs, des Fuchses oder des Löwen z. B. drückt jede einen eigenthümlichen Charakter aus; dem Wolf legt man räuberische Tücke, dem Fuchs List und Verschlagenheit, dem Löwen Stärke und Großmuth bei, ja man stellt diese Thiere sogar als Symbole der angezeigten Eigenschaften auf, und diese Thiersymbolik ist nicht willkührlich, sondern reicht bis in die ältesten Zeiten, und ist überall verbreitet, wie der Glaube an die ursprüngliche Einheit des Geistigen und Natürlichen. Da nun insbesondre das Gesicht, als der vordere Theil des Kopfs, an welchem die edelsten Organe der Weltauffassung und Natureinwirkung sich vereinigen, diesen Ausdruck zeigt, so legt man auch den Thieren eine Physiognomie im weitern Sinne, als einen Ausdruck des Gesammtcharakters einer Thierclasse, bei. Hierauf beruhten schon Bapt. della Porta's Untersuchungen, welcher Thierköpfe, mit gewissen Menschengesichtern verglichen, darstellen ließ. Am ausdrucksvollsten und ausdrucksfähigsten aber ist das menschliche Gesicht, weshalb man es allein ein Antlitz, einen Spiegel der Seele nennt. Ausdrucksvoll, da der Geist, mit Freiheit und Bewußtseyn ausgerüstet, sich in mannichfaltige Charaktere gestaltet, und in seiner erkennbaren, allseitigen Beziehung auf die Welt mittelst des Körpers einen Reichthum bedeutungsvoller Zustände und Aeußerungen offenbaren muß; ausdrucksfähig, weil die Haut des Gesichts frei von allen Bedekungen, welche wir bei den Thieren finden, ferner sehr zart und beweglich, das Innere auch mannichfaltig auszuprägen vermag. In dem Begriffe der Physiognomie liegt aber zugleich, daß das Aeußere eine natürliche und bleibende Beschaffenheit des Geistes ausdrücke, d. h. eine solche, welche entweder auf der körperlich bedingten Anlage beruht, oder welche zwar auch von Freiheit abhängig seyn kann, aber durch Gewohnheit unwillkührlich und fest, oder wie man sich ausdrückt, zur andern Natur geworden. Denn durch Uebung des Denk-, Gefühls- und Begehrungsvermögens entsteht eine bestimmte Denk-, Gefühls- und Begehrungsweise. Wie der Körper die Geisteswirksamkeit bedinge, und wie diese Denk- und Sinnesweisen auf das Aeußere einwirken, ist eben so unerklärlich, als die Wechselwirkung der Seele und des Körpers überhaupt; daß letztere aber, Einschränkungen und Ausnahmen abgerechnet, welche in der Natur überall vorkommen, sich einprägen und ihren bestimmten Ausdruck haben, ist nicht zu bezweifeln, und man kann sich wohl im einzelnen Falle irren, wenn man jemand ein kluges oder dummes Gesicht beilegt, nicht aber darin, daß es kluge und dumme Gesichter gibt, daß die Herzensgüte und die Schlechtigkeit ihren eignen stehenden Ausdruck haben u. s. w. Darauf beruht die Nothwendigkeit und Sicherheit der plastischen und mimischen Kunst, so wie der allgemeinen Beurtheilung von Seiten der Beschauer in Unterscheidung von Würde und Gemeinheit u. s. w. Ferner schließt der Begriff der Physiognomie die zufälligen oder ganz physischen Veränderungen und Bewegungen

aus, und fodert bloß bleibende Beschaffenheiten, oder gleichförmig wiederkehrende Veränderungen und Wirkungen des Körpers, welche jenen natürlichen und bleibenden Beschaffenheiten der Seele so entsprechen, daß sie als deren Zeichen angesehen werden können. Hieher rechnet Kant in seiner Anthropologie in Hinsicht des Gesichts mit Recht 1. die Gesichtsbildung, in deren Profil hauptsächlich das Charakteristische sich zeigt. Die Gesichtsbildung scheint aber mehr die durch körperliche Anlage bedingte Geistesart zu bezeichnen. Der Mensch kann dieser Anlage zwar entwachsen, aber ihrem Einflusse nie ganz entgehen. Dies bezeugen Blumenbachs Untersuchungen über die Physiognomien der verschiednen Völker der Erde. Auch können namentlich in Beziehung auf die Stirn, welche mit der Gehirnbildung in Verbindung steht und das „Menschlichste am menschlichen Haupte ist," viele Beobachtungen Galls hieher bezogen werden, so wie die Bemerkungen der Kunstkenner über die Werke der Bildhauerkunst und Mahlerei, z. B. Böttigers über den Jupiter des Phidias; 2. die Gesichtszüge; 3. Mienen oder in Bewegung gesetzte Gesichtszüge, in so fern sie habituelle (gleichförmig wiederkehrende) Gesichtsgeberdungen sind. Uebrigens sind auch andere Aeußerungen des Menschen charakteristisch, jedoch in verschiedenen Graden, z. B. der Gang, die Sprache, welche mehr als alles den Geist verstehen läßt, — Schrift u. s. w. — Auf diese charakteristischen Aeußerungen gründet sich nun die Physiognomik, von welcher Kant und mehrere behaupten, daß sie nicht zur Wissenschaft werden könne, „weil die Eigenthümer einer menschlichen Gestalt, die auf gewisse Neigungen oder Vermögen des angeschauten Subjects hindeutet, nicht durch Beschreibung nach Begriffen, sondern durch Abbildung und Darstellung in der Anschauung oder ihrer Nachahmung verstanden werden kann: wo die Menschengestalt im Allgemeinen, nach ihren Varietäten, deren jede auf eine besondere, innere Eigenschaft des Menschen im Innern hindeuten soll, der Beurtheilung ausgesetzt wird. Indessen kann man doch den Inbegriff der (jetzt noch zerstreuten) Regeln so nennen, nach welchen man die Geistesart der Menschen oder gewisse Classen der Geistesbeschaffenheit in äußerlichen Zeichen erkennen kann, wobei freilich sichtbare Abbildungen unterstützen müssen. Die Anwendung dieser Gesetze derselben aber wird durch die mannichfaltigen Ausnahmen sehr beschränkt, und kann bei voreiligen Schlüssen leicht gehässig werden." Letzteres ist der Grund, warum die Physiognomik Lavaters so bald vergessen worden ist, obgleich sie einen Schatz von Erfahrungen und herrlichen Beiträgen zu einer Theorie der Physiognomik enthält. Verstellung der Menschen, Krankheiten und andre Umstände verändern die äußere Gestalt, und lassen die verschiedenen Erfahrungen oft vermischen. Darum aber müssen auch diese Einschränkungen in einer solchen Theorie aufgeführt, und in ihr die Frage beantwortet werden, welche Geistesbeschaffenheit am leichtesten sich im Aeußern offenbart und erkennen lasse. Dies sind nämlich Eigenschaften des Temperaments und die Gefühlsweise eines Menschen; weniger leicht kann auf Gesinnung und intellectuelle Beschaffenheit geschlossen werden. Sehr scharfsinnige Grundzüge einer Theorie der Physiognomik hat J. Jac. Wagner in seinem Buche über die Natur der Dinge, Leipz. 1803 (von S. 551 an) aufgestellt.

Physiokratisches oder ökonomisches System ist ein System der Staatswirthschaft oder der Erhebung der Abgaben, nach welchem das Wohl eines Staats auf einer allgemeinen Freiheit und einer einzigen auf den reinen Ertrag der Grundstücke gelegten Abgabe besteht.

Es bildete sich in Frankreich zu den Zeiten Ludwigs XV. unter den französischen Philosophen, nachdem die Mängel des Taxenwesens durch verschiedne fruchtlose Vorschläge zur Verbesserung sichtbarer geworden waren. Die Grundsätze dieses Systems entwickelte zuerst Franz Quesnoy, erster Leibarzt des Königs von Frankreich, um das J. 1757. Die Hauptpunkte, worauf es beruht, sind: 1. uneingeschränkte Freiheit des Bürgers (so weit solche mit der Idee eines Staats vereinbar ist), alle seine Fähigkeiten, Kräfte und Güter nach Gefallen zu gebrauchen. Dem zu Folge müssen alle Hindernisse der freien Ein- und Ausfuhr, alle Einschränkungen des Handels, Fruchtsperren, Polizeitaxen, Consumtionsauflagen, Accise, Kopfsteuern, Schatzungen von Häusern und Mobilien, alle Zölle, Frohnen, Innungen und Zünfte, Monopolien, Leibrenten u. s. w. aufgehoben werden; 2. Unverletzlichkeit der zur Fortsetzung der Benutzung der Grundstücke erfoderlichen Auslagen, welche dreifacher Art sind, nämlich a) Grundauslagen, zum Ankauf der Gründe und Güter, zur Urbarmachung des Bodens, Düngung u. s. w. b) Bestandsauslagen, bestehend in dem Aufwande für Vieh, Ackergeräth, Gesinde bis zur ersten Ernte; c) Jahresauslagen, die von einer Ernte zur andern erfoderlichen Summen; 3. Einheit der Auflage aus dem reinen Grundertrag, welche Auflage dennoch alle Landeseinwohner treffen muß, da die nicht Feldbauenden jenen die erbauten Früchte abkaufen und verzehren. — Dieses System gewann anfangs, besonders des Reizes der Einfachheit wegen, viele Anhänger und Vertheidiger. Indeß haben mehrere scharfsinnige Männer nach unparteiischer und kalter Prüfung es durchaus unausführbar gefunden. Unter diesen hat vorzüglich der hellsehende Büsch in dem 2ten Theile seines Werks vom Geldumlauf mit der ihm eignen Gründlichkeit seine Unstatthaftigkeit gezeigt. Er führt unter andern folgendes an: 1. Es ist ungerecht, bei einem Volke, bei welchem alles in demselben statthabende Geldauskommen als eine Quelle der Abgaben betrachtet wird, eine einzige Classe mit den Abgaben zu belasten; ungerecht, nur einen einzigen Gegenstand der Abgaben vorzuschlagen, und aus den mannichfaltigen Erwerbmitteln, welche einen Geldgewinn geben, nur ein einziges anzurathen; 2. ist diese einzige Abgabe auf den reinen Gewinn des Landmanns durchaus unsicher, und würde folglich Verwirrung in das ganze Finanzwesen bringen, da nicht nur der Werth (folglich auch der mögliche Ertrag) der Veränderung ausgesetzt ist, sondern auch der Staat nicht selten bei dieser Einrichtung, und oft in den pressantesten Zeiten, im Stiche gelassen wird, z. B. bei Mißwachs, Krieg u. s. w.; 3. würde sich der Bauer unter allen seinen Mitbürgern als den einzigen Lastträger des Staats ansehen müssen, und dadurch Lust und Kraft verlieren, mehr Fleiß auf die Cultur seiner Grundstücke zu wenden, als eben zu seinen dringenden Bedürfnissen nöthig wäre; wobei der Staat wieder zu kurz kommen würde. Auch die Versuche, die man durch wirkliche Anwendung des physiokratischen Systems gemacht hat, haben dessen Unstatthaftigkeit erwiesen.

Physiologie heißt eigentlich nach der Bedeutung des Worts die Lehre von der Natur; wir verstehn darunter insbesondre die Lehre von der Natur des Menschen, obgleich die Schuldefinitionen dieses Worts nach dem jedesmaligen Standpunkte der Philosophie und der medicinischen Wissenschaft verschieden waren. So erklärten z. B. Fernelius und Plattner sie für die Lehre von der Natur, oder den Inbegriff gewisser Kräfte und Ursachen, durch welche das Leben und seine Aeußerungen in dem Menschen bewirkt werden; Boerhaave für die Lehre von dem

Nutzen der Theile; Haller für die belebte Anatomie; Meckel für die Lehre von den Verrichtungen des Menschen und seiner Theile im gesunden Zustande; die naturphilosophischen Aerzte für die Wissenschaft von dem Offenbarwerden des Lebens an dem menschlichen Organismus, und da der vollkommenste Zustand des Lebens im Organismus zugleich den Begriff der Gesundheit in sich schließt, so ist auch in dieser Erklärung der Zustand der Gesundheit schon mit eingeschlossen. Schon aus diesen verschiednen Erklärungen der Physiologie ist zu schließen, daß sie seit der Begründung der Medicin verschiedne Stufen durchlaufen haben müsse, ehe sie zu dem jetzigen Standpunkt gelangte. Sie ist der Grund aller wissenschaftlichen Medicin, ihre Geschichte ist folglich auch eins mit der Geschichte der Medicin, und an ihr ist der Einfluß, welchen die Philosophie eines jeden Zeitalters auf die Medicin ausübte, sichtlich nachzuweisen. Indem wir uns hier auf die Geschichte der Arzneikunst berufen, berühren wir nur flüchtig einige Wendepunkte in der Geschichte der Physiologie. Wenn gleich dem Nachdenken derer, welche sich mit der Heilung der Krankheiten befaßten, in den ältesten Zeiten sich Betrachtungen und Beobachtungen über die Natur des Menschen, den Bau und die Verrichtungen seiner Organe, und das sich allenthalben äußernde Leben aufdringen mußten, so waren doch die Kenntnisse der ersten Zeit nur mangelhafte Bruchstücke, einzelne Materialien und Hypothesen. Hippokrates selbst hatte nur unvollkommne Kenntnisse von der Organisation des menschlichen Körpers, und einseitige Begriffe von dem Ursprung des Lebens. Plato macht schon deßwegen Epoche, weil er umfassende Ideen von den Verhältnissen des Universums, von dem Ausdruck der gesammten Natur in dem Körper und Leben des Menschen, von dem Ursprung des Lebens aus der Gottheit, als dem ewigen Leben selbst, in die Physiologie verwebte, welche nach so mancherlei Abweichungen in der neuesten Bearbeitung der Physiologie durch die Naturphilosophie, wenn gleich in manchen Stücken modificirt, doch in den Hauptideen übereinstimmend, wieder aufgenommen wurden. Galen war schon mit umfassendern Kenntnissen in der Anatomie, und dabei mit denen der ältern Aerzte und Philosophen versehen, und setzte darnach ein für damalige Zeiten schon reichlich versehenes Gebäude der Physiologie zusammen. Von ihm rührt die Eintheilung der Functionen in Lebens-, thierische und natürliche Verrichtungen her, die bis auf unsre Zeiten sich in Ansehn erhalten hat. Nach den Zeiten des Mittelalters bereitete die bessere Bearbeitung der Anatomie (s. d. Art.) ein geläutertes Studium der Physiologie wieder vor, doch blieb diese auch lange bloß feinere Anatomie. Die Berichtigung der Theorie des Blutumlaufs von Harvey verbreitete zwar vieles Licht in den Verrichtungen des menschlichen Organismus, allein sie hatte auch zur Folge, daß lange Zeit danach die Physiologen alle Thätigkeiten in demselben und das Leben selbst nach Grundsätzen der Mechanik und Hydraulik aus dem Umlauf des Blutes erklären und berechnen wollten. Nur Stahl lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf eine geistige Ursache des Lebens und seiner Aeußerungen, indem er die Seele als das Princip derselben annahm; Haller aber gründete eine ganz neue Epoche in der Physiologie, indem er mit großer Gelehrsamkeit alles bisher bekannte Richtige in ein Ganzes sammelte, alles Unerwiesene und Unrichtige daraus verwies, und an die Stelle leerer Hypothesen und unerwiesener Meinungen Thatsachen, Beobachtungen und Erfahrungen setzte. Er begründete die Theorie von der Reizbarkeit der thierischen Faser, welche von andern Physiologen nach ihm unter verschiednen Modificationen zur Lehre von der Lebens-

kraft ungearbeitet wurde, und in welcher endlich selbst Browns Lehre ihre Wurzel hatte, indem diese das Leben und seine Erscheinungen aus der Reizbarkeit des gesammten Organismus (die er Erregbarkeit nannte), und den erregenden Einwirkungen der Außenwelt, herleitete. Unterdessen hatten allmählig die Fortschritte der neuern Chemie und die Philosophie Kants eine andere Gestaltung der Physiologie vorbereitet; die erstern, indem sie die einfachen Stoffe des Organismus durch kunstvolle Versuche darstellen und näher kennen lehrten, daher auch mehr Licht über den Einfluß der von außen in ihn aufgenommenen, und auf ihn wirkenden Stoffe der Nahrungsmittel, der Atmosphäre, u. s. w. verbreiteten; die letztere, indem sie durch gründliche Kritik dessen, was die Vernunft zu leisten oder nicht zu leisten vermag, alle leere und nicht zu erweisende Hypothesen verbannte, eine bessere Art der Naturforschung überhaupt einführte, gewisse aus der Grundeinrichtung des Geistes entspringende Maximen als die Richtschnur für alle Untersuchungen der Natur aufstellte. Hieraus entstanden richtigere Begriffe über Organisation und Organismus. Wenigern Einfluß hatte die nur vorübergehend glänzende fichtische Philosophie des Idealismus, welche die Welt, so auch die Natur und die menschliche Organisation und alle Erfodernisse des Lebens, als Bedingungen des Bewußtseyns rein a priori ableitete; dagegen Schelling von dem Leben selbst, als dem Urquell alles Seyns, nicht nur die ganze Natur, sondern den Geist, die Vernunft selbst ableitete, demnach alles, was ist, Geist, Mensch, Natur, Organisation, das Universum selbst, nur die Offenbarung dieses höchsten und ewigen Lebens in einer unermeßlichen Reihe von Modificationen, die reale Darstellung desselben ist. Diese letztere Ansicht, verbunden mit den immer vollkommnern Untersuchungen der feinern Anatomie des menschlichen Organismus, und der vergleichenden Anatomie der Thiere, mit den neuern Bereicherungen aus der Physik durch Auffindung der Electricität, des Galvanismus und des animalischen Magnetismus, hat die Physiologie auf einen höhern Standpunkt gebracht, als sie je stand, obgleich unter den einzelnen Bearbeitern derselben noch keine vollkommene Uebereinstimmung in allen einzelnen Stücken besteht, und es gerade eine Eigenthümlichkeit und ein Vorzug dieses jetzigen Standes der Physiologie ist, daß bei einer großen Menge gut bearbeiteter Materialien doch immer volle Freiheit des Geistes, sie nach modificirten Ansichten zu einem gut construirten Ganzen zu benutzen, geblieben ist. Dieser Freiheit bedienen wir uns, um den Lesern in möglichster Kürze einen Abriß von dem wesentlichen Inhalt der Physiologie zu geben. Wenn wir von jenen beiden, als höchsten Principien aufgestellten, in gerade entgegengesetzter Richtung einander begegnenden Sätzen für jetzt abgehn, so finden wir doch durch die Reflexion, daß der Mensch in zwiefacher Rücksicht zu betrachten ist: als Naturwesen, zur Erde gehörig, und als ein höheres, der Geisterwelt angehöriges Wesen. Als Naturwesen gehört der Mensch der Erde an, unterliegt den allgemeinen Naturgesetzen, die das große Weltall regieren, und sich in allen Theilen desselben, so auch im Erdorganismus in unzähligen Abstufungen wiederholen. Nach diesen Naturgesetzen sehen wir alle organische Wesen von ihres Gleichen entstehn, alsdann sich selbst erhalten, wachsen, blühen, dann wieder zurückgehn, welken und absterben. Der Mensch steht zwar als organisches Wesen auf der höchsten Stufe, die Naturgesetze aber regiren und bestimmen unabänderlich seine irdische Existenz; er entsteht, und wächst, blüht, welkt und stirbt ab, ohne Willkür, ohne Freiheit. Die allgemeine Kraft, die nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen das Weltall, die Er-

de, die organischen Wesen der Erde hervorbringt, regiert und bewegt, ist das ursprüngliche, ewige und unendliche Leben, das als Weltleben, Erdleben, als das Leben der der Erde angehörigen organischen Wesen, in unzähligen Abstufungen sich darstellt. Es ist dasselbe Leben, das auf der untersten Stufe der Erdwesen sich als Crystallisirung im Wachsthum des Minerals und Metalls offenbart, das schon in höherer, aber noch stiller Thätigkeit im Wachsthum der Pflanzen seinen Kreis durchläuft; dasselbe Leben, das auf noch höhern Stufen in der Thierwelt einen freiern und weitern Kreis durchgeht, sich in viel mannichfaltigern Abstufungen offenbart, das endlich im Menschen sich auf der höchsten Stufe in den mannichfaltigsten Modificationen darstellt. Indem also das an sich ewige und unendliche Leben in zeitliche und endliche Beschränkungen von verschiednen Graden sich darstellt, erscheint es als eben so verschiedne körperliche Formen in den Erdorganismen, durchläuft in denselben einen gewissen Kreis, in welchem es seine an sich ewige und unendliche freie Thätigkeit auf beschränkte, d. h. zeitliche und endliche Weise, offenbar werden läßt, und dadurch die verschiednen Perioden der organischen Wesen in Entstehung, Wachsthum, Blüthe, als dem Culminationspunkt der Lebensäußerung, entwickelt. Diese Offenbarung, Verkörperung der Ideen des Lebens, und die Entwicklung ihrer Perioden nennen wir Natur, und die ihnen einwohnende Lebensidee Naturkraft. Es ist folglich dieselbe Naturkraft, die sich im großen Erdorganismus wie im kleinen äußert, nur auf verschiednen Graden der Stärke, je nachdem die Idee des Lebens auf einer niedern oder höhern Stufe sich offenbart. Daher sehen wir im Menschenleben alle Erscheinungen des gesammten Erdlebens wie im Spiegel wiederholt; wir finden die niedern Stufen des Lebens, die Crystallisation des Mineralreichs, die Vegetation des Pflanzenreichs, die Animalisation des Thierreichs in seinen verschiednen Stufen im menschlichen Organismus wiederholt, so wie wir die Erscheinungen der Natur verähnlicht in demselben wiederfinden, z. B. die Bewegungen der Erde um ihre Sonne in den Perioden des Menschenlebens; die tägliche Bewegung der Erde um sich selbst, die Wechsel ihres Lebens im Licht und in der Nacht, im Wachen und Schlaf; die Atmosphäre mit ihrem ätherischen Princip in dem Bau der Lungen; den Erdelectricismus in der animalischen Electricitätsspannung; den Charakter der Erdoberfläche und des Climas in dem physischen Charakter der Menschen u. s. w. In so fern nun die Idee des Lebens auf der Erde sich auf der höchsten Stufe offenbaren sollte, mußten auch die Aeußerungen der allgemeinen Naturkraft in den mannichfaltigsten Modificationen, und der ihr sich gleich bildende Organismus am zusammengesetztesten erscheinen, um einen organischen Körper darzustellen, der in seiner Formbildung und in Behauptung seiner Individualität die Stufenhöhe der Idee des Lebens, in dem Umlauf von Entstehung und Bildung, in den Entwicklungen des Wachsthums und der Lebensperioden, die stets in ununterbrochener Thätigkeit begriffene Durchführung der Lebensidee, in der Fortpflanzung und Erhaltung des Menschengeschlechts selbst die Ewigkeit und Unendlichkeit der Lebensidee, als Ausfluß des ursprünglichen, absoluten und ewigen Lebens, offenbarte. Daher stellt sich der menschliche Körper in einer Form dar, welche der höhern Foderung der Vernunft, den Regeln der Schönheit, Symmetrie und Zweckmäßigkeit entspricht, ist mit einer Reihe von Organen versehn, welche zur Ausbildung, zur Erhaltung seiner Individualität und seiner Gattung dienen, mit Organen, welche zur Bewegung, zum Wechselverkehr mit der Außenwelt, ferner mit Organen, welche zur

Wahrnehmung der Gegenstände außer ihm, so wie seines eigenen Körpers dienen. (S. d. Art. Organisation.) Da aber der Mensch nur einer Seits der Erde als Naturwesen, andrer Seits aber der Geisterwelt angehört, so ist der menschliche Geist als Menschenseele durch Vernunft und Freiheit von der Naturwelt getrennt, und dieser völlige Gegensatz durch das Bewußtseyn bewirkt, wodurch er die in ihm sich spiegelnden Bilder der Außenwelt als außer ihm und ihm fremd erkennt und unterscheidet. Jene Reihe von Organen, welche den menschlichen Organismus in den Gegensatz zur Außenwelt bringen, sind daher auch zum Theil die Vermittlungsorgane zwischen Körper und Seele, und ihr Mittelpunkt, wo alle aus- und einwirkenden Strahlen zusammentreffen, ist als der Sitz der Seele, oder vielmehr als das Organ derselben anzusehn, von wo die freie und willkürliche Thätigkeit über den Organismus, in so weit er derselben unterworfen ist, und zum Wechselverkehr mit der Außenwelt und mit andern menschlichen Geistern gehört, ausgeht. Denn unbeschadet der ursprünglichen Klarheit der Vernunft und Freiheit des Geistes ist derselbe doch durch seine innige Verbindung mit dem organischen Körper und gleichsam Versenkung in denselben, einer Beschränkung während des irdischen Lebens unterworfen, so daß er die unwandelbaren Gesetze der Naturkraft und deren Aeußerungen nicht ändern kann, und die Willkür seiner Einwirkungen nicht bis auf diejenigen Organe erstreckt, welche bloß dem Naturleben unterworfen, und zur Erhaltung des ganzen menschlichen Organismus bestimmt sind, indem diese Organe ununterbrochen, wie es die Lebensidee, oder die ihnen einwohnende Naturkraft erfodert, ohne Willkür der Seele, thätig sind. — Nach diesen Foderungen des menschlichen Organismus besteht dieser demnach in einer Verbindung von Organen, die in einer sich unaufhörlich umschlingenden und wiederholenden Kette von Thätigkeiten einander unter- und nebengeordnet, einander erregend und wieder beschränkend wirken, in denen man jedoch gewisse zusammengehörige Reihen und Ordnungen bemerkt, die man Systeme nennt. Dasjenige System, welches ausschließlich zur Erhaltung des Organismus bestimmt ist, nennt man das Reproductionssystem, zugleich die Wurzel und der Boden des Ganzen, aus dem alle verschiednen Systeme construirt werden, in so fern nämlich alle organische Masse hierhin gehört. Diejenige Reihe von Organen, welche gebildet sind, um zur Bewegung im Raume, sowohl im Organismus selbst, als in Betreff der Außenwelt, nämlich der Ortsbewegung zu dienen, benennt man das System der Irritabilität; die Reihe von Organen, welche das eigentlich höhere, animalische Leben ausdrücken und realisiren, daher auch die Naturkraft auf ihrer höchsten Stufe enthalten, die Wahrnehmung der Außenwelt und die Wechselwirkung mit ihr bewirken, ist das System der Sensibilität, das sich in zwei Regionen absondert, die niedere, welche zur Mittheilung der höhern Naturkraft sich in das Reproductionssystem versenkt, und dessen Thätigkeit der Idee des Lebens angemessen beherrscht; die höhere, welche der Willkür des Geistes unterworfen ist, und die Thätigkeiten desselben vermittelt. Die Verrichtung des reproductiven Systems ist, den Organismus in seiner Form und Bildung zu erhalten, die Entwicklung desselben nach den Perioden seines Lebensalters zu bewirken. In der großen Natur spricht sich die ununterbrochene Thätigkeit der Idee des Lebens in stetem Wechsel und in unaufhörlicher Veränderung der Masse aus, was nichts anders ist, als ein stetes Vereinigen und Trennen, oder der kurze Lebenscirkel der verschiedenen nichtorganischen Dinge, die alsdann wieder in den Stand der todten Masse zurückfallen. In der

Weltnatur wird dieser stete Gegensatz, dieser ununterbrochene Wechsel von Verbindung und Auflösung, vom Erheben zum Leben und Zurückfallen zum Tode, durch das die Idee des Lebens auf höherer Stufe durch rastlose Thätigkeit offenbarende Oxygen, — die irdische Nachbildung des himmlischen Aethers — vermittelt. Alles, was von der untersten Stufe der todten Masse zur höhern Lebensform der ersten Naturkörper steigen und einen kurzen Lebenscirkel durchlaufen soll, muß von diesem Oxygen durchdrungen, und sein voriges Seyn dadurch in ein andres verwandelt werden. So ist auch im lebenden Organismus kein Stillstand, sondern eine stete rastlose Thätigkeit, beständiger Wechsel von Stoff, das ganze Leben des Organismus besteht aus unzähligen kleinen Lebenscirkeln der einfachen Stoffe, der zusammengesetzten ersten organischen Formen, der einzelnen Organe und Systeme in immer höhern Stufen, und daher in immer weitern Lebenscirkeln. Dieser stete Wechsel des Stoffs im Organismus bedingt die Nothwendigkeit einer steten Aufnahme von neuem, dem organischen Leben zu übergebenden Stoff, und von Ab- und Ausscheidung des verbrauchten Stoffs, der seine kurze Lebensperiode im Organismus durchlaufen hat, und, als demselben fremd, von ihm entfernt wird. Diese aufgenommenen Stoffe müssen eine Reihe von Veränderungen durchgehn, bis sie zu der Stufe des animalischen Lebens geschickt sind, um in das lebende organische Verhältniß einzugehn. Zu diesen Verrichtungen sind eine Reihe von Organen bestimmt, welche dazu geschickte Form, innern Bau und eigenthümliches Leben haben. Dies sind die Organe der Ingestion und Digestion: Mund, Schlund, Magen und Darmcanal, die einsaugenden Adern vom Darmcanal aus, Drüsen, zusammenlaufende Canäle, die sich endlich in einen einzigen verbinden. (S. weiter hierüber die Artikel: Verdauung, Assimilation, Ernährung.) Bis hieher wurde der aufgenommene Stoff immer geläuterter, dem organischen Leben immer verwandter, alle Qualitäten des Organismus, alle verschiednen des organischen Lebens fähigen Stoffe, aus denen der Organismus besteht, aber in völliger Indifferenz (gleichsam schlafend, zum Leben noch nicht durch den höhern Gegensatz geweckt) enthaltend. Jetzt wird diese Masse durch Verbindung mit dem ätherischen Leben zum höhern organischen Leben geweiht, und wird zum Blut. Dies geschieht in den Lungen (s. d. Art.), von welchen das Blut in dem linken Herzen (der linken Herzkammer) als dem Mittelpunkt des organischen Kreislaufs, sich sammelt. Jetzt ist das Blut eine mit Leben begabte Flüssigkeit, alle Qualitäten desselben treten aus einander, mit dem ätherischen Princip, als dem Ausdruck höhern Lebens zu reger Thätigkeit bestimmt, fließt es vom Mittelpunkt sich verbreitend in den ganzen Organismus, in unzähligen Strömungen neubelebten Stoff allenthalben austheilend. Dadurch wird das Arteriensystem in seinen Verzweigungen bis zum feinsten Aederchen gebildet. Jetzt ist dieser belebte Stoff im ganzen Organismus verbreitet, jedes einzelne Organ ist davon durchdrungen, jedes theilt ihm nun den specifischen Lebenscharakter mit, den es besitzt, und so durchläuft nun jeder einzelne Stoff seinen Lebenscirkel, in dem entweder ein Theil, mittelst der innigen Verbindung mit dem ätherischen Oxygen, als gerinnbare Faser sich in die erste organische Form, das Zellgewebe (eine Art organischer Crystallisation) verwandelt, und an die Stelle des Gleichen ansetzt, sich mit ihm zu dem nämlichen Organ verbindet, um entweder, wenn es noch in der Entwicklung und Ausbildung begriffen ist, diese zu befördern, oder das Verbrauchte, Untaugliche zu ersetzen, wodurch denn die verschiednen Gestalten und Zusammensetzungen der Bestandtheile des Körpers gebildet und erhalten

werden, die theils in der Zellform, in der Gefäßform, in der Bündelform und Hautform vorkommen, woher denn verschiedne eigenthümliche Gewebe oder organische Systeme, aus denen alle festen Theile des menschlichen Organismus bestehen, ihren Ursprung haben, als: das eigentliche Zell- oder Fasergewebe, die verschiednen Häute, Drüsen, Haare, Knochen, Knorpel, Muskeln, Gefäßmuskel, Adern, das Haargefäßsystem, die Nerven mit dem Gehirn, welche einzelne Bestandtheile durch mannichfache Verbindungen die zusammengesetzten Organe bilden, deren eigenthümlicher Bau der Ausdruck des ihnen einwohnenden eigenthümlichen Lebens ist, und in deren beider Verbindung ihre specifike Thätigkeit oder Funktion gegründet ist. Ein andrer Theil des Blutes ist bestimmt zur Verwandlung in besondere Flüssigkeiten, dies ist die Function der Absonderungen, denen gewisse Organe gewidmet sind. Hieher gehört denn die Absonderung der Speichelsäfte in den Speicheldrüsen, der Magensäfte in den Magenhäuten, der Galle in der Leber, der Milch in den Brüsten, des Saamens in den Hoden, des wässerigen Dunstes in den serösen Häuten, des Schleimes in den Schleimhäuten. Wenn die organischen Stoffe ihren Lebenscirkel durchlaufen haben, so erlischt die Lebensidee in ihnen, sie sterben ab, und werden als fremdartige, todte Theile im lebenden Organismus nicht ferner geduldet, daher werden sie, der organischen besondern Form beraubt, aufgelöst, in Canäle aufgenommen und fortgeschafft. Dies geschieht durch die einsaugenden lymphatischen Adern, und durch Ab- und Ausscheidungsorgane, den untern Theil des Darmcanals, die Nieren und Urinwege, die äußere Haut u. a. m. Das Nähere über den innern Bau und die Verrichtung aller dieser Organe ist bei den einzelnen sie betreffenden Artikeln nachzusehn. Das System der Irritabilität wird gebildet von der zu einer höhern organischen Lebensform gebildeten Faser aus dem Blute, und besteht aus der Muskelfaser, welche das Vermögen besitzt, durch Zusammenziehung sich zu verkürzen. Ganze Bündel dieser Fasern bilden die Muskeln. Sie sind theils hohle Muskeln, zur Aufnahme und Fortbewegung von Flüssigkeiten bestimmt, wie das Herz und die Arterien; selbst die Venen und Lymphadern sind mit Muskelfasern, obwohl in der untersten Stufe der Irritabilität, versehn; theils breite Muskeln, welche an das Knochensystem sich anschließen, und zur willkürlichen Bewegung dienen. (S. d. Art. Muskel.) Das System der Sensibilität wird von der zur höchsten organischen Lebensform gebildeten Masse als Mark dargestellt, und bildet das gesammte Nervensystem, dessen organische Form und Bildung, so wie seine verschiednen Functionen in dem Artikel: Nerven, dargestellt sind. — Diese verschiednen Systeme sind sowohl in Rücksicht ihrer realen Erscheinungen als in Rücksicht ihrer Thätigkeiten und Functionen auf mannichfaltige Weise in größern und kleinern Cirkeln mit einander verbunden, und finden sich in jedem der einzelnen Theilganzen oder Organe wiederholt. So sehen wir z. B. allenthalben die einfache organische Faser als Zellgewebe, Haut, u. s. w. Gefäße, die Blut zu- und abführen, Nerven, welche die höhere Lebensthätigkeit über die niedern Organe verbreiten, und ihre specifike Function reguliren. Alle Verrichtungen der einzelnen Theile des gesammten Organismus werden durch die in dem Nervensystem real dargestellte, gleichsam verkörperte Lebensidee, der Idee des menschlichen Organismus gemäß, geleitet und in Harmonie zu dem allgemeinen Zwecke desselben gesetzt, so daß keines mehr, länger, oder zu andrer Zeit, als diese Idee erfodert, thätig ist. Diese Harmonie ist also die ungestörte Durchführung der Lebensidee, und in ihr besteht demnach auch der normale Zu-

ſtand, welchen wir Geſundheit nennen. In die Reihe dieſer Harmonie der Functionen des Organismus gehören auch die Thätigkeiten der Seele, in ſo weit dieſe von dem Organismus beſtimmt wird, und in ſo weit ſie auf dieſen beſtimmend zurückwirken. Denn obgleich das Leben der Seele höher ſteht als das organiſche Leben, indem das letztere nach den unwandelbaren Geſetzen des Naturlebens ſeinen Cyclus durchläuft, das erſtere aber durch Vernunft und Freiheit ſich ſelbſt beſtimmt, ſo ſtehen doch auch beide durch die innige Verbindung in einer gegenſeitigen Wechſelwirkung mit einander. Der Organismus wirkt nämlich auf die Seele einmal durch das ihr zunächſt angehörige Cerebralſyſtem, indem durch die Sinnesanſchauungen die Seele erſt den Stoff zu Vorſtellungen erhält, den ſie durch ihre Thätigkeit weiter verarbeitet; dann aber iſt auch das dem organiſchen Leben zunächſt angehörige Ganglienſyſtem, obgleich die Vorgänge im Organismus wegen der Hemmungspunkte im Nervenſyſtem (Nervenknoten, Ganglien) zu keinem klaren Bewußtſeyn kommen, doch nicht ſo gänzlich von dem höhern Cerebralſyſtem getrennt, daß nicht einige Verbindung zwiſchen beiden Statt finden ſollte. Denn eine dunkle Vorſtellung von den Vorgängen des organiſchen Lebens erhält die Seele durch dieſes Syſtem der Nerven, durch das Gemeingefühl, und in ſo fern dieſes auf den Willen erregend wirkt, um gewiſſe Bedürfniſſe des Organismus zu befriedigen, entſtehn die Triebe und Inſtincte; endlich ſcheint eine fortwährende ſtille Einwirkung des organiſchen Lebens auf das höhere Nervenſyſtem, auf das Gehirn und das Organ der Seele zu wirken, welche ſchon durch die ſtete Reproducirung des organiſchen Subſtrats des Cerebralſyſtems aus dem Blutſyſtem, dann auch durch die Nervenverbindung von beſondern Organen vermittelt wird. Durch beide Umſtände ſcheint das Temperament und die Abwechſelung in der Stimmung des Gemüths gegründet zu werden. Die Seele dagegen wirkt auf den Organismus ſchon durch viele willkürliche Handlungen, die auf das organiſche Leben Einfluß haben, durch Willkür in der Befriedigung der Triebe, ferner durch die mit der Thätigkeit der Seele nothwendig verbundne Erregung der Thätigkeit ihres Organs, welches, indem es unter den Geſetzen des organiſchen Lebens ſteht, nach dieſen auch eine Hinleitung der Naturkraft zu ſich, und Ableitung derſelben von andern Organen, zur Folge hat; endlich durch die directe Einwirkung beſtimmter Thätigkeiten und Erregungen der Seele auf beſtimmte Organe, nämlich der Phantaſie, der Leidenſchaften und der Affecten. (S. unter andern die Artikel: Pathognomik, Mimik, u. ſ. w.) Alle dieſe, hier nur berührten Gegenſtände werden in der Phyſiologie bis zum Einzelnen durchgeführt, durch Belege aus der höhern Phyſik, der Anatomie des Menſchen, und aus der vergleichenden Anatomie der Thiere näher erörtert, durch die Erfahrungen aus den krankhaften Abweichungen, wodurch manches im geſunden Zuſtande ſchlummernde Verhältniß erſt offenbar wird, z. B. die innigere Wechſelwirkung zwiſchen Organismus und der Außenwelt, zwiſchen Körper und Seele, noch deutlicher wird, ſo wie gegentheils die Auffindung der Störungen der ungetrübten Durchführung der Idee des Lebens im menſchlichen Organismus in allen ſeinen Verhältniſſen den Stoff für die Pathologie gibt. H.

Phytologie, die Pflanzenkunde, Botanik, ſ. d. Art.

Pianiſten, ſ. geiſtliche Orden.

Piano heißt in der Muſik ſchwach, mit ſchwachem Ton. Gewöhnlich wird damit derjenige Grad der Schwäche des Tons bezeichnet, der noch einen größern Grad von Schwäche für das Pianiſſi-

mo übrig läßt. Demnach sollte eigentlich bei dem Vortrage der Tonstücke, insbesondre aber bei dem Vortrage der Ripienstimmen, die Regel ohne Ausnahme befolgt werden, daß jeder Ausführer das Piano vermittelst desjenigen Grades der Schwäche des Tones vortrage, welcher noch einen merklich schwächern Grad für das Pianissimo übrig läßt. In Tonstücken, in welchen keine Solostimme zu begleiten ist, wie z. B. in der Sinfonie, im Chore oder auch in den Ritornellen der Arien und Concerte pflegt man in gut eingespielten Orchestern diese Regel auch zu befolgen. Allein bei der Begleitung einer Solostimme, sie bestehe nun in einer Sing- oder Instrumentalstimme, macht es theils die Schwäche des Tones des Sängers, theils der schwache Ton dieses oder jenes Instruments nothwendig, von dieser Regel abzuweichen, und das Piano schwächer oder gar dem Pianissimo gleich vorzutragen, damit die Hauptstimme durch die Begleitung nicht zu sehr bedeckt werde. Es gibt aber auch Fälle, wo das Piano stärker als gewöhnlich vorgetragen werden muß; dahin gehört z. B. der Fall, wenn bei einem Pianosatze die Baßstimme schweigt und die Grundstimme in die Viole verlegt ist. In diesem Fall müssen die Ausführer der Viole den Ton merklich stärker nehmen, als wenn sie in dem Beiseyn der Bäße bloß Mittelstimme spielen. Bei dem Wechsel des Piano und Forte ist die größte Uebereinstimmung aller Instrumentisten erfoderlich, wenn die Wirkung nicht verloren gehen soll.

Pianoforte, s. Fortepiano.

Piasten, s. Polen.

Piaster, eigentlich eine spanische Silbermünze, welche acht Silberrealen (daher er auch Stück von achten, Pezzo da otto, heißt) oder etwas mehr als einen deutschen Conventionsthaler gilt. Zuerst wurden sie bloß in Spanien, jetzt aber auch in verschiednen andern Ländern Europa's geschlagen.

Piazzi, Astronom zu Palermo, der Entdecker der Ceres Ferdinandea, s. Planeten.

Pic, s. Teneriffa.

Picard, (Louis Bénoit), französischer Lustspieldichter. Er ward im Jahre 1769 zu Paris geboren. Dort lebt er noch als Mitglied des Instituts und fruchtbarer Theaterdichter. Er war früherhin Schauspieler und Directeur des Theaters der Kaiserin, rue de Louvoir, wo man bloß Lustspiele aufführte. Späterhin wurde er Directeur des Théâtre de l'Odeon, wo abwechselnd Lustspiele und italienische Opern aufgeführt werden. Die besten seiner Werke sind in der Ausgabe gesammelt, welche 1812 in 6 Bänden zu Paris bei Mame erschien. In ihr finden wir 33 Lustspiele, deren frühstes 1791, also im 22sten Jahre des Dichters, das späteste 1811 erschien. Er hat außer diesen Lustspielen noch einige gedichtet, welche er aber durch diese Sammlung der Vergessenheit übergibt. Picard hat besonders das Verdienst, die Sitten und Gebräuche seiner Zeit glücklich aufzufassen, Schwachheiten zu enthüllen, Laster und Verbrechen zu bestrafen. Besonders gab ihm die frühere Zeit, in welcher er seine erstern Stücke schrieb, reichlichen Stoff dazu. Und in der That könnte man bei einer Schilderung des bürgerlichen Zustandes in Frankreich während der Zeiten der Revolution, und wohl selbst späterhin die richtigsten und nicht selten wichtigen Züge des Volksgeistes, welche in diesen Lustspielen sich entwickeln, sehr benutzen. Auch der Dialog ist meist den Sittenschilderungen sehr angemessen, im Ganzen fließend und leicht, nur oft vielleicht zu abgebrochen. Weniger sind Picards Lustspiele von Seiten der Verwicklung zu loben, hierin

ſt er nur in einigen glücklich geweſen, ſtatt daß in ſehr vielen der Stoff, beſonders für die letzten Acte, nicht mehr ausreichen will, oder die Expoſitionen zu weit in das Stück hineingreifen, oder die Zuflucht zu einer doppelten Handlung genommen werden mußte. Jedenfalls iſt aber Picard der beſte der neuern Luſtſpieldichter Frankreichs, und es wäre bloß zu wünſchen geweſen, daß ſein heitrer Satyr die Geißel in den Jahren der napoleoniſchen Tyrannei freier und über höhere Häupter hätte ſchwingen können, um ſeine Stücke noch intereſſanter zu machen, und ihn ſelbſt auf einen höhern Standpunkt zu erheben. Mehrere ſeiner Stücke ſind überſetzt, andre verdienten es noch in Ueberſetzungen oder Bearbeitungen auf dem deutſchen Theater heimiſch gemacht zu werden. Es wird ſich lohnen, die Sammlung ſeiner Luſtſpiele nach dieſem Geſichtspunkte durchzugehn. 1. Encore des ménechmes, 3 Acte, hat Schiller unter dem Titel: der Neffe als Oheim überſetzt, es ſcheint aber, als ob kein Theater, mit Ausnahme des königl. Theaters in Dresden und des weimariſchen, noch einen Verſuch der Aufführung gemacht habe. Die Nothwendigkeit, zwei Schauſpieler zu haben, die ſich ganz ähnlich ſehn, iſt wohl die Urſache davon. Bei der Aufführung zu Dresden ward dies durch eine glückliche Umarbeitung eines Freundes des verewigten Schillers vermieden; 2. Les Visitandines, komiſche Oper in 2 Acten. Devienne's Muſik hat das meiſte zu ihrer guten Aufnahme beigetragen. Der Verf. geſteht ſelbſt, daß er zum Theil nach Greſſet gearbeitet habe; 3. Le conteur ou les deux postes, Luſtſpiel in 3 Acten. Intereſſant ſind die Vorreden, die Picard jedem ſeiner Stücke gab. In allen weht hohe Ehrfurcht für die Heroen der franzöſiſchen Bühne, namentlich für Molière, von dem er ſelbſt geſteht, daß er ihm vergebens nachringe. Dies Stück verdiente eine Uebertragung ins Deutſche; 4. Le cousin de tout le monde, Nachſpiel. Eine Anekdote liegt zum Grunde. Die Verwicklung iſt ganz local; 5. Les conjectures, Luſtſpiel in 3 Acten, in Verſen. Die Verſe ſind fließend, bringen aber nicht ſelten etwas Gedehntes in das Stück. Es ſpielt in das Sentimentale. Picard entſchuldigt dies ſelbſt damit, daß es damals Mode geweſen ſey, verführte Mädchen aufs Theater zu bringen. Was würde Picard ſagen, wenn er den Schatz unſrer Schauſpiele kennte, wo dieſer Stoff hundertmal verarbeitet iſt? Er hat dies Stück, das erſt 5 Acte hatte, in 3 verkürzt, und zwei ganze Rollen weggeſtrichen. Ein nachahmenswerthes Vorbild. Für die Bearbeitung eignet ſich dies Stück wenig; 6. Les amis de collège, Luſtſpiel in 5 Acten und Verſen. Eins der gelungenſten picardſchen Stücke. Wer verſetzt ſich durch daſſelbe nicht gern in die Zeiten ſeiner Schuljahre; wer hat nicht auch Schulkameraden gehabt, welche, einſt ihm angehörend, ſpäterhin durch Geſinnung oder Raum von ihm getrennt wurden. Ein alter Profeſſor der Rhetorik darin iſt ein wahres Meiſterſtück; 7. Médiocre et rampant, Luſtſpiel in 5 Acten in Verſen. Es erſchien 1797, und iſt ganz aus der damaligen Zeit der Aufkömmlinge gegriffen, wahr und treffend. Aber die Sitten änderten ſich, und das Stück konnte keine Wirkung mehr thun. Freimüthig geſteht hier der Dichter in der Vorrede: „Ich glaube, meine Proſa iſt beſſer als mein Vers. Vorzüglich in den Scenen, die kein höheres Intereſſe haben, kommen mir meine Verſe verzweifelt ſchwach vor. Dann vermag ichs nicht, die Leere der Scene durch den Glanz des Styls zu beleben;“ 8. Le voyage interrompu, Luſtſpiel in 3 Acten. Picard weicht mit Verſtand von dem betretenen Wege ab, die Bedienten zur Schürzung des Knotens und als Lenker des Stücks zu gebrauchen. Oft hat er ſich zweyer

Freunde dazu bedient; 9. Les comédiens ambulants, komische Oper in 2 Acten. Glücklich hat Fioravanti diese Oper componirt, doch glücklicher seine ländlichen Sängerinnen, zu denen sie der Pendant ist; 10. L'entrée dans le monde, Lustspiel in 5 Acten. Picard schrieb es 1799, und schilderte den Ton der damaligen Zeit trefflich. Eine Zumischung von Sentimentalität in einigen Scenen bringt keine üble Wirkung hervor; 11. Les voisins, in 1 Act. Picard gesteht, daß er einige Charaktere entlehnt habe, doch ist es ein Nachspiel voll Lebendigkeit und Wahrheit; 12. Le collateral, Lustspiel in 5 Acten. Die meisten Bühnen haben bereits eine Uebersetzung dieses Stücks von K. Reinhold, unter dem Titel: die Postkutsche von Bocksdorf aufgeführt; 13. Les trois maris, in 5 Acten. Der Verfasser gesteht selbst, daß es dem Stücke an Handlung und Interesse fehlt, freilich sey der Anstand dem Detail für Betrügereien der Weiber auf der Scene nachtheilig. Wichman hat dies Stück übersetzt; Celle 1803; 14. La petite ville, in 4 Acten. Das bekannteste Stück Picards. Es gab gewiß auch Kotzebue die erste Idee zu seinen Kleinstädtern, welche jedoch weit vorzüglicher sind. Auf der deutschen Bühne hat bei der Localität des ganzen Sujets eine Uebertragung desselben kein Glück gemacht; 15. Duhautcours, in 5 Acten. Er dichtete es gemeinsam mit Franz Chéron. Das Falliment eines luxuriösen Kaufmanns ist der Stoff dazu. Wohl zu ernst für ein Lustspiel; 16. Les provinciaux à Paris, in 4 Acten. Dies Lustspiel schilderte die Sitten der großen Städte, und ward nur nach heftigen Stürmen auf dem Theater geduldet. Es hatte 5 Acte, der Verfasser kürzte es zu 4, wodurch es sehr gewann; 17. Le mari ambitieux, in 5 Acten, in Versen. Auch hier ist der Gang der Handlung nicht rasch genug, wie man wohl Picard nicht selten vorzuwerfen hat; 18. Le vieux comédien, in 1 Act. Ein allerliebstes Nachspiel. In den neuen Schauspielen von Th. Hell findet sich eine Uebersetzung davon; 19. Monsieur Musard, in 1 Act. Iffland übersetzte es unter dem Titel: Herr Müßling, und ward unübertrefflich in der Darstellung dieses nicht ganz leichten Charakters; 20. Les tracasseries, in 4 Acten. Wäre dies Stück in einen Act zusammengezogen, und wären die Personen nicht zu gehäuft, so würde es noch größeres Glück machen; 21. L'acte de naissance, in 1 Act. Mehr Sprüchwort als Lustspiel. Eine Dame verlor lieber einen Prozeß als daß sie ihren Taufschein producirte. Dies gab Anlaß zu dieser Kleinigkeit; 22. Le susceptible, in 1 Act. Das Stück fand nur geringen Beifall. Der Empfindliche ist auch mehr bedauernswerth als lächerlich; 23. La noce sans mariage, in 5 Acten. Ein gutes Intriguenstück. Es ward in Paris kälter aufgenommen als es verdient hätte; 24. Les filles à marier, in 3 Acten. Fast zu viele Mädchen! Die Verwicklung wiederholt sich dadurch zu sehr. Das Stück könnte leichtern Dialog haben; 25. Les marionettes, in 5 Acten. Eins der berühmtern Stücke Picards, und mit Recht. Wir besitzen eine deutsche Uebersetzung von Th. Hell in seinen Lustspielen; 26. La manie de briller, in 3 Acten. Kotzebue's Sucht zu glänzen ist gelungner. Nur zu sehr bieten sich Gegenstände zu diesem Lustspiele überall dar! 27. Les ricochets, in 1 Act von Iffland übersetzt, unter dem Namen Rückwirkung; 28. Les capitulations de conscience, in 5 Acten in Versen. Dies Lustspiel ward bei der Vorstellung ausgepfiffen. Dieses Schicksal verdient es keineswegs. Es ist moralischen Inhalts, und wohl mochte der Stoff zu viele Gemüther verwunden, als daß man es für ein Lustspiel hinnehmen konnte; 29. Les oisifs, in 1 Act. Voll Leben, und aus der Natur gegriffen; 30. L'alcalde de

Molorldo, in 5 Acten. Ein größeres, gut durchgeführtes Intriguenstück. Die Scene spielt in Spanien, scheint aber hie und da nicht localisirt genug zu seyn; 31. Un lendemain de fortune, in 1 Act. Jeder Stand hat seine Beschwerden, auch das Glück hat seine Last. Dies ist das Sujet dieses Nachspiels, das zu den gelungenern gehört; 32. La vieille tante, in 5 Acten. Recht gut gewählt ist der Stoff, obschon in Gotters Erbschleichern mit mehr Salz durchgeführt. Ein Herr Lambrecht hat eine schlechte Uebersetzung davon herausgegeben; 35. Le café du printemps, nicht ohne Leben, mit einigen besonders belustigenden Episoden.

Picarden, s. Secten.

Picart (Bernard), ein ausgezeichneter Kupferstecher, geboren zu Paris im J. 1673, war der Sohn des unter dem Beinamen des römischen berühmten Zeichners und Kupferstechers Stephan Picart. Er empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, und hatte schon in einem Alter von zwölf Jahren eine große Geschicklichkeit erlangt. Dann studirte er die Zeichenkunst auf der Akademie, und Perspective und Architektur unter Sebastian le Clerc. In der Composition bildete er sich nach den Vorschriften Van Schuppen's, mit welchem er anatomische Figuren nach der Natur zeichnete. Er hatte einen bedeutenden Ruf erworben, als seine Anhänglichkeit an der protestantischen Lehre ihn bewog, sich in Holland niederzulassen, wo er den Ueberrest seiner Tage verlebte. Picarts Hauptbeschäftigung bestand in Bücherverzierungen für die Buchhändler, worin Wenige ihm gleich gekommen sind. Die Sammler bezahlen seine Arbeiten mit hohen Preisen. Ein andrer Erwerbszweig für ihn waren, was er unschuldige Betrügereien nannte, radirte Blätter, die er den berühmtesten Meistern so künstlich nachstach, daß sie selbst von Kennern für die Originale gehalten wurden. Seine großen Arbeiten sind: Pierres Antiques gravées, fol. Amst. 1724; Ceremonies religieuses de tous les peuples du monde, Amst. 1723 u. ff. 11 Bände in fol. (von welchem Werk 1741 eine Ausgabe zu Paris in 9 Bänden erschien, deren Kupferplatten minder schön sind). Im Allgemeinen sind Picart's Figuren sauber und elegant, oft mit Geist gezeichnet; aber dem Ausdruck der Köpfe schadete er oft durch zu viel Punkte. Die Falten der Gewänder machte er zu lang und steif. In allegorischen Zeichnungen waren seine Gedanken sinnreich, aber oft zu weit hergeholt. Picart starb zu Amsterdam im J. 1733, in einem Alter von 60 Jahren, allgemein geliebt und geachtet.

Piccini (Nicolò), geboren im J. 1728 zu Bari im Königreich Neapel, wurde von seinem Vater, einem Musiker, dem geistlichen Stande bestimmt. Die Musik sollte ihm ganz fremd bleiben, und doch war die ganze Seele des Knaben einzig darauf gerichtet. Der Bischof von Bari, bei dem er einst zum Besuche war, behorchte ihn, als er, in der Meinung allein zu seyn, auf dem Claviere verschiedne Arien spielte, die er gehört hatte; die Richtigkeit des Gesangs sowohl als der Begleitung überraschten ihn, er ahnete ein seltnes Talent und bewog den Vater, seinen Sohn das Conservatorio di Santo-Onofrio besuchen zu lassen, an dessen Spitze damals der berühmte Leo stand. Im J. 1742 trat er hier ein, und wurde einem untergeordneten Lehrer übergeben, dessen trockner und geistloser Unterricht ihn zu dem Entschluß brachte, für sich allein und nach eigner Einsicht zu arbeiten. So componirte er ohne Regel und Anweisung Psalmen, Motetten, Opernarien, und endlich eine ganze Messe. Davon hörte Leo, ließ sich die Partitur bringen, blätterte sie durch, und gab Befehl, sie zu probiren. Umsonst

bat Piccini, ihm diese Beschämung zu ersparen, er mußte selbst die Aufführung dirigiren. Alle Zuhörer brachen in Lobeserhebungen aus, nur Leo schwieg. „Ich vergebe Ihnen diesmal," sprach dieser endlich mit Ernst, „aber wenn dergleichen je wieder geschieht, werde ich Sie bestrafen, daß Sie ihr Lebelang daran denken sollen. Wie? Sie haben von der Natur ein so schönes Geschenk erhalten, und machen einen solchen Mißbrauch davon! Statt die Grundsätze der Kunst zu studiren, überlassen Sie sich allen Launen Ihrer Phantasie, und wenn Sie mittelst unordentlicher und unregelmäßiger Gedanken etwas zusammengebracht haben, das Sie eine Partitur nennen, so glauben Sie ein Meisterwerk vollendet zu haben." — Piccini schob die Schuld auf seinen Lehrer; Leo aber wurde sanfter, schloß ihn in seine Arme, und befahl ihm, alle Morgen zu ihm zu kommen, um von ihm selbst unterrichtet zu werden. Wenige Monate darauf starb Leo, und der berühmte Durante nahm nach seiner Rückkehr aus Sachsen den Platz wieder ein, auf den ihm Leo gefolgt war. Durante gewann Piccini bald vor allen lieb, und eröffnete ihm alle Geheimnisse der Kunst. „Die andern" pflegte er zu sagen, „sind meine Schüler, dieser ist mein Sohn." Endlich nach zwölfjährigen Studien trat Piccini im J. 1754 aus dem Conservatorio, ausgestattet mit allen Kenntnissen in der Musik, und voll Feuer, voll Gluth der Phantasie, die ungeduldig eine Gelegenheit erwarteten, sich zu äussern. Der Prinz von Vintimille brachte Piccini bei dem Vorsteher des Theaters der Florentiner in Vorschlag. Der Künstler setzte die Oper Le donne dispettose. Aber die Anhänger Nicolo Logroscino's, der als Componist in der komischen Gattung in verdientem Ansehn stand, wirkten Piccini so thätig entgegen, daß seine Oper nicht wäre gegeben worden, hätte nicht der Prinz dem Theatervorsteher die Summe von 8000 Franken vorausbezahlt, die ihn auf den Fall entschädigen sollte, daß die Oper mißfiele. Sie ward mit Beifall aufgenommen und Piccini, dadurch aufgemuntert, componirte im nächsten Jahre Le gelosie und dann Il curioso del proprio danno. Letztere wurde, was kaum je geschehen, vier Jahre hinter einander mit Beifall auf die Bühne gebracht. Immer mehr entwickelte sich Piccini's Genie, und erhob sich zur ernsthaften Gattung in der Zenobia, die er 1756 für das Theater von San Carlo componirte. Sein Name verbreitete sich bis nach Rom; er wurde im Jahre 1758 dahin berufen, um den Alessandro nell' Indie, zu componiren. Man bewunderte neben mehrern Arien besonders die herrliche Ouverture dieser Oper. Im J. 1760 erschien Piccini's berühmte Oper Cecchina oder die gute Tochter, die vollkommenste von allen komischen Opern, die in Rom und nach und nach auf allen Theatern Italiens eine bis zum Fanatismus gehende Bewunderung erregte. Eine eigne Erwähnung verdienen die beiden Finale, die von einer ganz neuen Erfindung waren. Im darauf folgenden Jahre erlangte er in der ernsthaften Gattung durch seine Olimpiade den glänzendsten Beifall. Drei große Meister waren ihm in dieser Oper vorangegangen: Pergolesi, Galuppi und Jomelli. Er übertraf sie. Das Duett erscheint hier zuerst frei von einem Ueberrest von Pedantismus und Scholastik, in einer neuen musikalischen Form, der man seitdem allgemein gefolgt ist. Piccini war jetzt der gepriesenste und bewundertste Componist Italiens. Alle Städte, alle Bühnen machten ihn einander streitig; und im Jahr 1761 lieferte er sechs Opern, drei ernsthafte und drei komische, womit er gewissermaßen ganz Italien erfüllte, und zu gleicher Zeit in Turin, Reggio di Modena, Bologna, Venedig, Rom und Neapel Entzücken erregte. Funfzehn Jahre fuhr so Piccini fort, mit besondrer Vorliebe

für Neapel und Rom zu arbeiten, und war in beiden Städten unveränderlich der Liebling des Publicums. Die sonst so wankelmüthigen Einwohner Roms erstaunten selbst über ihre Beständigkeit. Endlich aber trat ihm in Anfossi ein Nebenbuhler entgegen, der bald einen so mächtigen Anhang gewann, daß er Piccini verdrängte. Eine Oper des Letztern fiel durch. Ein so neuer Unfall, verbunden mit dem Gedanken an den ihm erwiesenen Undank, wirkte so heftig auf seine Seele, daß er, der sogleich nach Neapel abgereis't war, krank daselbst ankam. Seine Krankheit war langwierig und schwer. Als er genesen war, beschloß er, nie wieder für Rom zu arbeiten, sondern sich fortan ganz den Theatern von Neapel zu widmen. Die erste Frucht dieses Entschlusses war seine komische Oper, die Reisenden, welche im Jahr 1775 mit immer neuem Enthusiasmus gehört wurde. Um diese Zeit ließ der französische Hof ihm Anerbietungen machen, die durch Ludwigs XV. Tod zwar unterbrochen, bald aber von Seiten Ludwigs XVI. erneuert wurden. Piccini, der damals in seiner Vaterstadt des höchsten Ansehens genoß, und bereits außer unzähligen einzelnen Musikstücken, Oratorien, Cantaten, Kirchenmusiken, hundert und dreiunddreißig Opern componirt hatte, folgte unter sehr vortheilhaften Bedingungen dem Rufe nach Paris, und kam 1776 mit seiner Gattin (er hatte sich 1756 mit der trefflichen Sängerin Vincenza Sibilla verheirathet), seinem ältesten damals achtzehnjährigen Sohne und einem jungen Engländer, den er unterrichtete, daselbst an. Die nächste Schwierigkeit, welche sich ihm entgegenstellte, war seine völlige Unbekanntschaft mit der französischen Sprache. Marmontel übernahm es, ihn darin zu unterrichten. Unter Anleitung desselben gelang es ihm, in Jahresfrist die Composition des Roland von Quinault zu Stande zu bringen. Aber neue und größere Widerwärtigkeiten drohten ihm jetzt. Gluck und dessen zahlreiche Anhänger hatten sich wider ihn erklärt; der Roland war von ihnen im voraus verurtheilt; sein Fall schien unvermeidlich. Piccini selbst war darauf gefaßt. Um so mehr überraschte ihn der glückliche Erfolg. Er ward gleichsam im Triumph nach Hause begleitet, und bei jeder neuen Vorstellung war der Beifall lebhafter, allgemeiner, entschiedner. Neben dem Roland hatte Piccini zugleich an dem Phaon von Watelet gearbeitet, welchen er für das italienische Theater bestimmte. Diese Oper wurde noch in demselben Jahre vor dem Hofe auf einer Reise nach Choisy gegeben, und mit Beifall aufgenommen. Dennoch ist sie nie zu Paris aufgeführt worden. Piccini stand damals bei Hofe in einer Art von Gunst. Er gab der Königin wöchentlich zweimal Musikunterricht, ohne jedoch einen andern Lohn dafür zu erhalten, als daß sie ihn mit Artigkeit behandelte. Mit Gluck söhnte er sich aus; aber wenn gleich Beide vollkommen aufrichtig dabei verfuhren, so dauerte darum der Krieg zwischen ihren Anhängern nicht minder fort. Piccini, der in Frankreich unaufhörliche Unannehmlichkeiten von Seiten der musikalischen Behörden erfuhr, wurde um diese Zeit das Opfer einer großen Treulosigkeit, welche die Operndirection ausübte. Man beschloß ihn mit Gluck in Parallele zu stellen, und übertrug in dieser Absicht Beiden, nicht dasselbe Gedicht, sondern denselben Gegenstand. Gluck gab man die Iphigenie in Tauris von Guillard, einem der besten französischen Dichter; Piccini die Iphigenie von Dubreuil, einem der elendesten Versemacher zu componiren; und um Letztern in eine noch ungünstigere Lage zu versetzen, gab man seine Oper nach der Gluckschen. Dennoch erreichte man seinen Zweck nicht vollkommen; Piccini's Oper fand auch Beifall, wurde aber nicht weiter aufgeführt. Bald nachher verließ Gluck Frankreich,

und Sacchini erschien. Es entstanden dadurch neue Rivalitäten. Piccini fuhr inzwischen in seinen Compositionen fort. Auf seinen Atys folgte (1783) Dido, die man allgemein für sein Meisterwerk hielt; ferner Le dormeur éveillé und Le faux Lord, 1784 Diane et Endymion und 1785 Pénélope. Dabei stand er der Singschule vor, deren Direktion ihm 1782 anvertraut worden. Als er aber in Folge der Revolution, welche 1789 ausbrach, seinen Gehalt verlor, beschloß er, Frankreich zu verlassen und nach Italien zurückzukehren. Im Sept. 1791 kam er in Neapel an, wo der König ihn auf das schmeichelhafteste empfing, ihm ein Jahrgeld bewilligte, und sogleich mehrere Werke übertrug. Man gab den Alessandro wieder auf dem großen Theater von San Carlo mit demselben Beifall, den er bei seiner ersten Erscheinung erhalten hatte. Für die Fasten 1792 setzte Piccini das Oratorium Jonathas in drei Acten, und für das Theater die komische Oper La serva onorata; beide Compositionen hatten den vollständigsten Erfolg. Bald aber änderte sich Piccini's günstige Lage. Er war unvorsichtig genug, revolutionäre Gesinnungen zu äußern, und zog sich dadurch alle Arten von Verfolgungen und Unfällen zu. Vier Jahre verlebte er proscribirt oder bewacht in einer höchst gedrückten Lage, verlassen und nothleidend, jedoch mit muthiger Fassung. Er setzte in dieser Zeit viele Psalmen für die Klöster und Kirchen, denen die Originalpartituren verblieben sind, da ihm die Mittel fehlten, sie abschreiben zu lassen. Zugleich traf ihn das Unglück, alle seine Partituren und Sachen, die er in Frankreich gelassen hatte, zu verlieren. Diese traurige Lage dauerte bis 1798, wo der berühmte Sänger David ihm ein Engagement in Venedig verschaffte. Er erhielt Pässe dahin, und benutzte diese Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Er war von allen äußern Hülfsmitteln entblößt. Seine Freunde wirkten ihm für seine Einrichtung die Summe von 5000 Franken und einen Jahrgehalt von 2400 Franken aus. Von den 3000 Franken, die er sonst von der Oper gezogen, wurden ihm aus Uebelwollen nur 1000 bewilligt. Man hatte ihm eine Inspectorstelle am Conservatorium versprochen. Endlich wurde eine sechste solche Stelle für ihn creirt. Aber Piccini sollte ihrer nicht mehr genießen. Die überstandnen Unruhen und Kümmernisse hatten seine Kräfte erschöpft; er litt an wiederholten Schlagflüssen. In der Hoffnung, sich auf dem Lande zu erholen, war er nach Passy gegangen, wo statt der so nöthigen Ruhe ihn neue häusliche Sorgen trafen, die seinen Tod beschleunigten. Er starb den 7ten May 1800, und ward zu Passy auf den Kirchhof der Gemeinde begraben. Seine Ruhestätte bezeichnet ein schwarzer Marmor mit einer einfachen Inschrift. Er hinterließ eine Witwe und sechs Kinder; am Conservatorium war Monsigny sein Nachfolger, der den mit dieser Stelle verbundnen Gehalt mit Piccini's Familie zu theilen übernahm.

Piccolomini. Dies Geschlecht, welches ursprünglich aus Rom stammte, aber nachher in Siena sich niederließ, gehört unter die berühmtesten und ältesten Geschlechter Italiens. Schon im J. 1325 war es im Stande, auf seine Kosten ein Regiment Cavallerie zur Unterstützung der Florentiner auszurüsten. Am berühmtesten wurde es aber durch die Männer, die es hervorbrachte. Die vorzüglichsten unter ihnen waren: 1. Aeneas Sylvius, Bartholomäus Piccolomini, der unter dem Namen Pius II. 1458 den päpstlichen Thron bestieg. Er war einer der gelehrtesten Päpste und für sein Zeitalter ein sehr wichtiger Mann, der anfangs die Rechte der Kirche und besonders der Kirchenversammlungen gegen die Päpste vertheidigte, bis er selbst Papst wurde,

worauf er alle seine, vorher zur Schmälerung des päpstlichen Ansehens gethanen Aeußerungen widerrief. Sein wichtigster Plan, eine allgemeine Verbindung der europäischen Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen, den er so sehr verfolgte, daß er sogar über einige selbst zusammengebrachte Truppen das Commando übernehmen wollte, wurde durch seinen am 12ten August 1464 erfolgten Tod vernichtet. Nächst ihm verdient 2. Octavio Piccolomini bemerkt zu werden, der sich durch seine Verdienste die Würde eines deutschen Reichsfürsten erwarb. Er war 1599 geboren, und trat sehr jung in Kriegsdienste. Nachdem er anfangs in Mailand unter den spanischen Truppen gewesen, kam er mit einem Regiment, das der Großherzog von Florenz dem Kaiser Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe sendete, als Rittmeister nach Deutschland, und focht mit vieler Tapferkeit gegen Gustav Adolph. In der Schlacht bei Lützen soll er das Corps, gegen welches Gustav Adolph persönlich focht und fiel, commandirt haben. Als die Schweden durch die Schlacht bei Nördlingen einige Zeit sehr geschwächt worden waren, kämpfte er gegen die Franzosen und Holländer. Seine fernern glücklichen Unternehmungen gegen die Schweden, besonders die Eroberung von Höxter 1640, die Gefangennehmung des schwedischen Obersten Schlang bei Neuburg in der Oberpfalz 1641, der Entsatz der Stadt Freiberg in Sachsen, welche die Schweden einige Monate belagert hatten, 1643, bewogen den König von Spanien, sich ihn vom Kaiser zum Feldherrn zu erbitten. Er war auch nun als spanischer General gegen die Franzosen und Holländer glücklich, hingegen vermißte ihn der Kaiser, als 1648 die Schweden von neuem sehr siegreich fochten. Piccolomini wurde daher wieder zurückberufen, und zum Feldmarschall ernannt. Er suchte nun des Kaisers Zutrauen zu verdienen, allein der noch in demselben Jahre abgeschlossene westphälische Friede hinderte ihn, dies als Feldherr zu thun. Dagegen wurde er (nicht bloß als Krieger, sondern auch als Staatsmann bekannt) im J. 1649 als kaiserl. Principalbevollmächtigter auf den Convent nach Nürnberg gesendet, um für die Vollstreckung des Friedens sorgen zu helfen, und darauf zur Belohnung seiner Thaten in den Reichsfürstenstand erhoben, so wie ihm auch schon vorher der König von Spanien das von seinen Vorfahren besessene Herzogthum Amalfi wieder ertheilt hatte. Piccolomini starb jedoch schon am 10ten August 1656 zu Wien, mit dem Ruhme, unter den Feldherrn der deutschen Kaiser auf eine ehrenvolle Stelle Anspruch machen zu dürfen.

Pichegru (Charles), französischer General, Volksrepräsentant und Verbannter, geb. im Jahr 1761 zu Arbois in der Franche Comté, Departement des Jura, erdrosselt im Gefängnisse zu Paris den 6. April 1804. — Die französische Revolution sollte sich selbst zerstören; auch das Trefflichste, was sie geboren und groß gezogen, Männer, wie Pichegru und Moreau, würdig des alten Roms, des freien Griechenlands und des Zeitalters Washingtons, mußten in den Wirbeln dieser Charybdis zu Grunde gehn. Solcher Fluch traf eine Nation, die eitel und selbstsüchtig, mit Verstand, Leidenschaft und Willenskraft allein das Werk der Freiheit zu gründen vermeinte, ohne Sinn noch Achtung für das Heilige, für Wahrheit, Recht und Vernunft. Die edeln, großen Naturen, welche in der Mitte dieser finstern, verbrecherischen Umwälzung aller Begriffe und Formen einer sittlichen Gesellschaft einsam aufglänzten, eine Zeitlang jene Nacht überstrahlten, endlich in ihrem giftigen Nebel erloschen, diese Naturen gehören nicht der französischen Nation an, sondern der Menschheit. Die Weltgeschichte bewahrt ihre Na-

men auf, als Ankläger und Richter ihrer Nation. Denn das Beispiel sittlicher Größe ward den Franzosen durch einzelne Mitbürger gegeben, aber sie erkannten es nicht; nur den Schimmer des Ruhms, mit welchem die Gunst des Schicksals das äußre Leben dieser Männer eine Zeitlang umgab, bewunderten sie, wie Kinder in die Hände klatschend. Hätte das französische Volk, hätten die Pariser in ihrer Gesammtheit die innre Größe derselben würdigen können, nie würden sie, die Europa zu erleuchten glaubten, das Gesetz der Ordnung und dies Geschenk einer freien Verfassung von Fremden erhalten, sie würden um jene Männer, wie um einen festen Mittelpunkt, sich gesammelt, ihren Staat selbst gebildet, und den Ruhm großer Thaten unbefleckt sich erhalten haben. Doch sie ließen die Unschuld auf dem Blutgerüste sterben; ihre edelsten Mitbürger, die Gründer ihres Thatenstolzes, als Verbrecher verurtheilen, und staunten an als den Größten, welcher der listigste, der gewaltsamste, der glücklichste war. Unter solchem Volke konnte Pichegru, konnte Moreau nicht leben; und doch hatten sie nur für ihr Vaterland gelebt, und ihre Mitbürger mehr geliebt als sich selbst! — Wie Pichegru als Knabe und Jüngling empfänglich wurde für sittlichen Ruhm, wissen wir nicht. Er wuchs auf, 77 Stunden weit von Paris, in einem Gebirgsthale, nahe der Schweiz, in einem Städtchen, das etwa 6000 Einwohner hatte, eine Menschenmasse, zu klein für die Verderbnisse des Luxus, groß genug für die geistig gesellschaftliche Entwickelung. Seine Familie war arm und unbekannt, aber geachtet in ihrer Dunkelheit. In dem Collegium zu Arbois schon und in der philosophischen Lehrclasse des Minimenklosters zeigte er so viel Talent und höhern wissenschaftlichen Sinn, der allemal ein edles und kräftiges Gemüth erkennen läßt, daß seine Lehrer ihm riethen, Philosophie und Mathematik in ihrem Collegium zu Brienne zu studiren. Er that dies, und lehrte selbst mit Erfolg, wodurch er seine Erkenntniß noch mehr befestigte. Als Lehrer, glaubte man, müsse er selbst zum Minimenorden gehört haben; allein er hat nie das Mönchsgelübde abgelegt. Sein Beruf war der Waffendienst. Die Natur hatte ihm einen starken Körperbau, eine athletische Gestalt und eine Kraft gegeben, die allen Beschwerden des Kriegs trotzte. Nachdem er, 22 Jahre alt, seine Studien geendigt, trat er im J. 1783 in das erste Artillerieregiment. Seine Offiziere nahmen bald das gute Verhalten, die gründlichen Kenntnisse und die vorzüglichen Eigenschaften des jungen Soldaten wahr, und ernannten ihn zum Sergeanten; die höchste Stufe, welche damals ein Bürgerlicher in der Armee ersteigen konnte. Er ward zu einer Expedition nach Amerika, wo jedoch der Freiheitskrieg mit England schon seinem Ende nahte, mit eingeschifft, bei welcher Gelegenheit er alles, was auf den Seekrieg Bezug hatte, mit Eifer erlernte und Sergeant-Major wurde. Beim Ausbruche der Revolution war Pichegru Adjutant. Sein durch ernste Studien gereifter Verstand und männlichfester Charakter faßte lebhaft die Idee derselben auf, welche sich so rein und groß ankündigte. Er kannte die Menschen nicht, unter welchen das Ideal der Freiheit ein Unding werden mußte. Als Vorsteher einer Volksgesellschaft zu Besançon und von dieser empfohlen, ward er Commandant eines Bataillons Freiwilliger, das in kurzer Zeit im Waffendienste durch Manszucht sich auszeichnete. Mit seiner wissenschaftlicher Bildung verband Pichegru einen eben so scharfen als ruhigen Blick, festen Willen, Muth und Vaterlandsliebe; die Begeisterung der Revolution trug auch ihn auf ihren Schwingen fort, so wurde er im Feldlager bald als einer der ersten Krieger erkannt, und vor ihm

öffnete sich die Laufbahn des militärischen Ruhms. In kurzer Zeit stieg er bei der Rheinarmee, wo er seit 1792 zum Generalstabe gehörte, durch persönliche Auszeichnung bis zum Divisionsgeneral. Als sie nach dem Verluste der weißenburger Linien der Auflösung nahe war, schlugen die Conventscommissäre St. Just und Lebas den General Pichegru als den Mann vor, der das gänzlich zerrüttete Heer wieder herzustellen fähig sey. Man gab ihm den Oberbefehl, und in kurzem herrschten bei demselben Mannszucht und Vertrauen. Pichegru's Truppen waren ungeübt, aber reizbar und beweglich; der zahlreichere, im Kampfe ausharrende, aber langsam und ruhig sich bewegende Feind hatte viel Reiterei; dies veranlaßte den französischen Oberfeldherrn, das Pürschen (Tirailliren) in die Kriegskunst einzuführen, und mit reitender Artillerie durch stets wiederholte Angriffe die deutsche Tactik zu lähmen, die feindliche Reiterei unnütz zu machen, und die Eigenliebe des französischen Soldaten für den Krieg zu gewinnen. Diesem auf den Charakter der Nation so glücklich berechneten System Pichegru's verdankt Frankreich die glänzendsten Erfolge. Er gab den unthätigen Belagerungs- und Beobachtungskrieg auf, und wie er zuerst im Elsaß, dann in West-Flandern die neue französische Taktik ausbildete, so ward sie bald von allen französischen Feldherren angenommen. Indeß hatten die Conventsdeputirten den kühnen, feurigen Hoche zum Oberbefehlshaber der Moselarmee ernannt, und Pichegru'n, der mit seiner Armee im Elsaß zu ihm stieß, unter dessen Befehl gestellt. Ohne Widerrede, mit edlem Gleichmuth vollzog er jetzt als zweiter Befehlshaber seine eignen Entwürfe, deren Ruhm seinem Nebenbuhler zu Theil werden sollte. An der Spitze des Heers eroberte er die Linien von Hagenau den 23sten December 1793, und trieb in täglich wiederholten Angriffen die Oesterreicher mit beträchtlichem Verlust aus ihren Verschanzungen. Hier war es, wo Pichegru in der ersten Linie, mitten unter einem heftigen Kugelregen, mit der Hand winkte und ausrief: „Kein Rückzug heute, meine Kinder, kein Rückzug!" Der Feind mußte hierauf die enge Einschließung Landau's, welche vier Monate gedauert hatte, aufgeben; die vereinigte Mosel- und Rheinarmee erstürmte nun die weißenburger Linien, nahm Lauterburg und rückte in das befreite Landau ein, den 29sten December 1793. Pichegru meldete dies dem Kriegsminister in drei Zeilen. Ueberhaupt waren alle seine Kriegsberichte kurz, fast laconisch, und durchaus bescheiden; er schien nur der Zeuge der Bewegungen zu seyn, die er geleitet hätte. Der Minister drückte sich darüber in seinem Schreiben an den Wohlfahrtsausschuß so aus: „Pichegru war der erste in Landau. Es ist meine Schuldigkeit, Sie auf Pichegru's Verdienst und Patriotismus aufmerksam zu machen, da dieser so wenig von sich spricht, und doch so viel thut. Man darf nicht vergessen, in welchem Zustande er das Heer übernommen, an Zahl schwach, großen Theils zerrüttet, ohne Selbstvertrauen und Gemeingeist. Pichegru hat durch Beharrlichkeit und Muth alle Schwierigkeiten besiegt, die Päße von von Saverne (Zabern) behauptet, und den Feind durch tausend kleine Gefechte ermüdet, bis die Moselarmee heranrückte." Beide Heere nahmen hierauf Speier, erstürmten den 5ten Jan. 1794 die Linien von Kaiserslautern, so daß der Feind das Fort Vauban und das französische Gebiet verlassen mußte. Der König von Preußen schien die neue, furchtbare Taktik Pichegru's wohl zu würdigen, wie ein Schreiben desselben an den Kaiser Franz II. andeutet: „Es ist unmöglich, Ihr Gebiet gegen einen feindlichen Einfall zu schützen; die Franzosen stellen immer neue Heere auf, und ihre Generale befolgen eine gute Tactik, welche

die deutsche aus der Fassung bringt und immer in Nachtheil setzt." — Die Eifersucht eines anmaßenden Nebenbuhlers, wie Hoche war, störte jedoch den Gang der gemeinschaftlichen Unternehmung. Der Wohlfahrtsausschuß berief den General Pichegru nach Paris; bald aber beleidigte Hoche durch seine Heftigkeit und seinen Eigenwillen den Decemvirstolz des St. Just. Er wurde verabschiedet, und Pichegru erhielt im J. 1794 den Oberbefehl über die Nord- und die Sambre- und Maasarmee. Ehe er Paris verließ, nahm er, dem demokratischen Hofstyle, welcher damals galt, gemäß, wie Dumouriez und andre gethan, von dem Regenten des Tages, dem Jacobinerklub, Abschied. „Ich schwöre," sagte er in seinem Schreiben, „den Waffen der Republik den Sieg zu erkämpfen, die Tyrannen zu vernichten, oder kämpfend zu fallen; mein letztes Wort wird stets seyn: es lebe die Republik, es lebe der Berg!" Eben so klang sein Aufruf an das Heer, an dessen Spitze er jetzt mit selbstständiger Gewalt in eigenem Namen als Feldherr auftrat. Die bisher fast immer geschlagne Nordarmee stand von Givet bis Dünkirchen, ohne Zusammenhang, und befand sich in gänzlicher Auflösung, woran die Einmischung der Conventscommissäre Schuld war, welche jeden Schritt der Generale mißtrauisch bewachten, die vornehmsten Offiziere auf den geringsten Verdacht verhafteten, und nichts als Unruth und Zwiespalt hervorbrachten. Der Feind hatte daher die Nordgränze durchbrochen, Condé und Quesnoy erobert, Maubeuge und Landrecis eingeschlossen, und stand im Begriff, ins Innre von Frankreich einzudringen. Pichegru stellte schnell die Ordnung wieder her, feuerte den Muth der Soldaten an, und zog sie aus dem Zustande der Zuchtlosigkeit, wo sie alle Hoffnung des Siegs schon verloren hatten. Man gab ihm in Paris den Befehl, das feindliche Centrum anzugreifen und zu schlagen. Dieser fehlerhafte Plan hatte bisher nur Niederlagen zur Folge gehabt; allein Pichegru mußte gehorchen; und so geschickt auch sein Angriff geleitet war, was er vorausgesehn, geschah: er ward auf der ganzen Linie zurückgeschlagen. Er beschloß also, gegen den Willen des Pariser Ausschusses den Feind in den Flanken anzugreifen, indem er eine große Heerabtheilung auf seinem linken Flügel gegen West-Flandern schnell vorrücken ließ. Das Rasche und Zusammenhängende dieser Bewegung, eine der glänzendsten Unternehmungen in diesem Kriege, entschied gewissermaßen den Feldzug. Carnot hat seitdem die Ehre dieses Kriegsplans in Anspruch genommen. Indem nun Souham rechts von Menin auf Courtray losging, zog Moreau an der Lys gegen Menin. Der überraschte Feind eilte heran, diesen Platz zu vertheidigen; da war Courtray schon genommen; und Clerfait, der eine Schlacht liefern wollte, ward zuerst den 26—29sten April von Pichegru angegriffen, durch die Siege bei Courtray, Montcassel und Menin zurückgetrieben, und aus fünf Engwegen heraus nach Tournay gedrängt, während Menin in Pichegru's Gewalt fiel. Zwar hatten die Oesterreicher unterdessen Landrecis genommen; aber Pichegru beharrte auf seinem kräftigen Flügelangriffsplane. Er ließ im Centrum nur ein schwaches Corps zur Deckung der festen Plätze zurück, und rückte auf dem rechten Flügel an der Maas hinauf, um zur Ardennenarmee zu stoßen. Nun fanden am 10ten und 11ten Mai mehrere Gefechte zwischen ihm und Clerfait vor Tournay Statt; der österreichische Feldherr nahm eine vortreffliche Stellung, wurde aber durch den Ungestüm und die Einheit der Bewegungen des französischen Heeres aus derselben geworfen. Jetzt vereinigten sich der Fürst Coburg und der Herzog von York; doch Pichegru stellte den General Moreau dem General Clerfait entgegen, und griff selbst

den 18ten zwischen Menin und Courtray die vereinigten Heere an, welchen der Kaiser Franz II. durch seine Gegenwart doppelten Muth einflößte. Nach hartnäckigem Widerstande erfocht Pichegru einen blutigen Sieg; er nahm 65 Kanonen, mehrere Fahnen und einen großen Theil des Gepäcks; eine Heerabtheilung schlug auch den Feind bei Moucron, und Yorks Niederlage nöthigte den General Clerfait sich auf Thielt zurückzuziehn. Um ihn aus dieser vortheilhaften Stellung zu locken, unternahm Pichegru die Belagerung von Ypern. Clerfait zog nun gegen Hooglede heran, und erwartete noch Verstärkungen, um Pichegru'n anzugreifen, allein dieser kam ihm zuvor, und schlug ihn in einer zweitägigen Schlacht den 12ten und 13ten Juni, so daß Clerfait Ypern und ganz West-Flandern dem Sieger überlassen, sich aber auf Gent zurückziehen mußte. Dies geschah auf dem linken Flügel des Heers; der rechte war anfangs zwar weniger glücklich; als ihn aber Jourdan mit einem Theile der Moselarmee verstärkt hatte und Charleroi belagerte, warf der Sieg, den Jourdan bei Fleurus erfocht, auch hier den Feind zurück, so daß er Condé, Valenciennes, le Quesnoy und Landrecis ohne Unterstützung ihrer eignen Vertheidigung überließ. Nun trennte Pichegru, indem er bei Oudenarde über die Schelde ging, den General Clerfait von der englischen Armee, schnitt ihm den Rückweg auf Brüssel ab, schlug ihn in einzelnen Angriffen, und war schon im Begriff, den Truppen, die Jourdan gegenüber standen, in den Rücken zu fallen, als ihm der Wohlfahrtsausschuß einen andern Plan vorschrieb, der ihn von dem Verfolgen des Feindes abzog. Er bemächtigte sich jetzt der Städte Brügge, Ostende, Gent, Oudenarde, ließ Nieuport und Sluys belagern, und die vom Feinde eroberten Plätze Condé, Landrecis, Valenciennes und le Quesnoy einschließen, welche auch bald wieder genommen wurden. Pichegru selbst rückte auf Mecheln vor, schlug den 16ten und 17ten Juli die Engländer und Holländer aus ihren Verschanzungen an der Nethe und dem Canal von Löwen, nahm Nieuport und das von den Engländern geräumte Antwerpen. Während jetzt die Armee zehn Tage lang bei Antwerpen stehen blieb, damit die Verwaltung der Lebensmittel und der Zufuhr, die beim weitern Vordringen nöthig war, in Ordnung gebracht wurde, machte Pichegru den Entwurf, in Verbindung mit der Rheinarmee, die in der Pfalz vorrückte, und mit der Sambre- und Maasarmee einen allgemeinen Kriegsplan zu verfolgen. Er schlug die Engländer den 16ten September bei Boxtel, warf sie über die Maas, nahm Creve-Coeur, und nach dreiwöchentlicher Belagerung das für unbezwingbar gehaltene Herzogenbusch, welches einst dem Prinzen von Oranien ein ganzes Jahr Widerstand geleistet hatte. Hierauf schlug er die Engländer nochmals den 19ten October bei Pufflech, schloß Grave ein, besetzte den 26sten Hulst, Axel und Sas van Gent, nahm den 29sten nach einer thätigen Belagerung Vanloo, und den 8ten November Nimwegen. Aber mitten unter diesen blutigen Anstrengungen achtete Pichegru die Gesetze der Menschlichkeit. Der Schrecken herrschte damals in Frankreich, und drohte Alles zu zerschmettern. Der Convent befahl den französischen Generalen, keinem Engländer mehr Pardon zu geben, und die Besatzungen von Condé, Valenciennes, Landrecis und le Quesnoy, wenn sie 24 Stunden nach der Auffoderung sich nicht ergäben, über die Klinge springen zu lassen. Pichegru, edel und klug wie Catinat, wich diesem grausamen Befehle aus, indem er den Besatzungen jenen Befehl von dem General, der die Einschließung und Belagerung unter seiner Oberleitung vollführte, nicht eher bekannt machen ließ, als bis alle Belagerungsarbeiten jeden weitern Widerstand

vergeblich gemacht hatten. In Herzogenbusch aber befanden sich 600 Engländer; da nun die Besatzung auf ihr Ehrenwort kriegsgefangen wurde, so verabredete Pichegru, um dem grausamen Conventsbefehle jene Opfer zu entreissen, mit dem Commandanten der Festung, daß er capitulationsmäßig eine bestimmte Anzahl bedeckter Wagen mit sich führen und dadurch die Engländer retten konnte. Dieser Zug erwarb ihm allgemeine Hochachtung; sein ganzes Heer verabscheute die Wildheit der Pariser Demagogen. Um den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses jedoch nicht verdächtig zu werden, befolgte Pichegru den Grundsatz, sie mit dem Gange der Ereignisse nicht genau bekannt werden zu lassen. Nie schickte er ihnen lange Berichte über seine Siege, sondern begnügte sich, sie von den Erfolgen überhaupt zu unterrichten. Nur die Gewalt der Umstände und das Beispiel Andrer konnten ihn bewegen, jenen Schreckensmännern in den Ausschüssen bisweilen seine Ergebenheit zu versichern. Als Robespierre gestürzt war, wünschte er dem Convente Glück zu seinem Siege über die Häuptlinge des Schreckens, welche er die Feinde des Volks und der Armee nannte. Indeß mußte er seiner Gesundheit wegen, da er bei einem so thätigen Feldzuge stets angekleidet geschlafen und dadurch eine Hautkrankheit sich zugezogen hatte, die Armee vor Nimwegen verlassen und sich nach Brüssel begeben. Von hier aus unterhielt er schriftlich die Verbindung mit Moreau, der einstweilen die Nordarmee commandirte, und mit Jourdan, um ihre Bewegungen übereinstimmend zu leiten. Schon wollte er sich wieder zur Armee begeben, als ihm ein Commissär des Convents öffentlich bei der Mittagstafel zu Brüssel den trotzigen Vorwurf machte, daß sein Ruhm die obern Behörden gegen ihn einnähme. Pichegru antwortete ihm trocken: „ich sehe, Bürger Repräsentant, die Aristokratie hat nur den Platz gewechselt.“ Ohne seine Genesung vollig abzuwarten, ging er zur Armee, um den Feldzug im Winter fortzusetzen. Nur bei heftiger Kälte war es möglich, in Holland einzudringen. Gegen das Ende des Decembers froren die Maas und die Waal zu; das Thermometer fiel bis auf 17 Grad unter dem Eispunkte, und Pichegru gab seiner Armee, der es an Allem, selbst an Kleidung fehlte, den Befehl zum Aufbruch. Den 27sten und 29sten December wurde das meisterhaft befestigte Grave genommen, Breda eingeschlossen, über die zugefrorne Waal gegangen, und die Bommelinsel und das Fort St. Andreas mit Sturm genommen. Der Feind zog sich bestürzt auf Gorcum zurück, wo der Prinz von Oranien sein Hauptquartier hatte; 20,000 Oesterreicher in brittischem Solde standen von Arnheim bis Wesel, und zwischen diesen und Oranien stand der Herzog von York. Jetzt trat plötzlich Thauwetter ein; das Heer, welches bereits über die Waal gegangen war, konnte von dem jenseit stehenden abgeschnitten werden, und alles war verloren. Aber die Kälte kehrte zurück, und die Franzosen waren Meister des Landes zwischen der Waal und dem Lech. Der Feind leistete jetzt nur theilweise Widerstand; die holländische Armee ging nach und nach aus einander, und der Herzog von York gab, nachdem die Linien der Greb und 80 Kanonen von den Franzosen erobert waren, die Vertheidigung von Holland auf. Der Erbstatthalter floh nach England; und mitten durch Eisfelder, auf unter Wasser stehenden Straßen hin, glich der Marsch des Siegers einem Triumphzuge. Amersford und Utrecht öffneten ihre Thore den 17ten Januar, den 18ten capitulirte Gertruidenberg, den 21sten Gorcum; Pichegru zog in Dordrecht und Amsterdam ein, ohne einen Feind anzutreffen. Die Vorhut des Heers drang über die zugefrorne Zuder-See nach Nordholland vor, so daß eine Abtheilung Reiterei und leich-

er Artillerie sich einiger Kriegsschiffe im Eise bemächtigte. Die Deputirten der Stadt Amsterdam waren dem General Pichegru nach Utrecht entgegengegangen, wo sie in ihrer Anrede seiner Menschlichkeit und Großmuth ihre Achtung bezeugten. Seine Aufnahme in Amsterdam war glänzend. Ein allgemeiner Zuruf empfing ihn, und die Frauen brachten ihm Kränze und ähnliche Gaben des Vertrauens und der Bewunderung, die ihn nicht fürchtete, sondern liebte. Pichegru erhielt hierauf im März den Befehl, die Bewegungen der Rhein- und Moselarmee zu leiten; zugleich behielt er den Oberbefehl über die Nordarmee unter Moreau, und die Sambre- und Maasarmee unter Jourdan. Bald nachher begab er sich nach Paris, wo viel Verwirrung herrschte. Ein Pöbelschwarm aus den Vorstädten St. Antoine und Marceau brach in die Nationalversammlung ein, und foderte stürmisch die Constitution von 1793 und Brot. Der Convent zitterte, und nahm seine Zuflucht zu dem Sieger Belgiens und Hollands. Er ernannte ihn den 1sten April zum Befehlshaber der Pariser Nationalgarde gegen die Terroristen und Sansculotten. Alle Sectionen, alle guten Bürger schlossen sich an Pichegru an, welcher die Section Gravilliers, den Sammelplatz der Unzufriednen entwaffnete, und die verborgenen Unruhestifter, die alten Mitglieder der Revolutionsausschüsse in Verhaft nehmen ließ, aber nicht ohne eigne Lebensgefahr. Ein Anarchist hätte ihn beinahe mitten unter seinem Generalstabe, auf dem Platze Ludwigs XV. mit einer Pike erstochen. Als Alles beruhigt war, erschien er den 4ten April vor den Schranken des Nationalconvents, um für das Zutrauen, welches ihm die Stellvertreter der Nation schenkten, zu danken, und seine Wünsche für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe durch Gerechtigkeit und Freiheit auszudrücken. Der Präsident antwortete ihm, indem er laut die Verdienste des Generals um die Republik anerkannte. Bald darauf ging Pichegru zur Armee ab. Bis jetzt hatte er mit redlicher Treue der republikanischen und revolutionären Partei gedient; aber schon längst bewiesen ihm die blutdürstigen Beschlüsse des Convents, daß die Wohlfahrt und die Ehre des Vaterlandes nicht in Paris, sondern in den Feldlagern der Heere zu finden sey. Er zweifelte, je länger, desto mehr, daß jene Volkshäuptlinge Frankreich gesetzmäßig regieren könnten, und wandte seine Blicke auf die alte Dynastie. Der Aufenthalt in Paris, wo er die Umtriebe aller Parteien in ihrer Verworfenheit durchschaute, mußte ihm den Glauben an die Republik nehmen. Sein richtiger Blick und sein gerader Sinn konnten sich nicht täuschen lassen durch Schaufeste und hohle Tiraden. Er sah die Fehler der Constitution von 1795 ein, welche wohl die Stürme der Revolution beschwichtigen, nicht aber die Freiheit und die Republik befestigen konnte. Wahrscheinlich verbarg Pichegru seine Ansichten nur wenig; denn von der Zeit an, glaubten die Prinzen des Hauses Bourbon in ihm einen zweiten General Monk zu sehn; und man zweifelte bei der Armee des Prinzen von Condé keineswegs, daß wenn nur von ihrer Seite Pichegru'n Eröffnungen geschähen, er gern auf sie eingehn würde. Pichegru's Hauptquartier bei der Rheinarmee befand sich im April 1795 zu Altkirch; der Prinz von Condé stand im Breisgau, um mit der österreichischen Armee gemeinschaftlich zu handeln. Er bediente sich, um Pichegru's Gesinnung zu erforschen, eines Herrn von Montgaillard, der in der Folge durch seine Angaben die Sache der Prinzen verrieth, um den Verrath des Eroberers von Holland dadurch zu beweisen. Pichegru war in Altkirch von vier Conventscommissären umgeben, und Hr. v. Montgaillard wagte nicht, persönlich sich ihm zu nähern. Er gewann daher den Buchdrucker Fauche-Borel und einen Hrn. Courant, beide aus Neufchatel, die

den 13ten August nach Altkirch reis'ten, aber keinen günstigen Augenblick fanden, um den General zu sprechen. Doch bemerkte Pichegru, daß Fauche ihm immer folgte. Er sagte daher ganz laut, indem er bei ihm vorüberging: „Fort, ich reise nach Hüningen." Fauche faßt den Sinn auf, eilt nach Hüningen, und stellt sich auf einem Corridor dem General in den Weg. Pichegru betrachtet ihn aufmerksam und sagt laut: „Ich speise diesen Mittag bei Madam Salomon." Fauche begibt sich sogleich nach dem Schlosse dieser Dame, drei Stunden von Hüningen, und läßt sich beim General Pichegru anmelden. Er wird vorgelassen, und bittet ihn, um ein Gespräch anzuknüpfen, um die Erlaubniß, ihm ein Manuscript von J. J. Rousseau, das er herausgeben wolle, widmen zu dürfen. „Recht gern, antwortet Pichegru, aber ich will es vorher lesen; denn dieser Rousseau hat Freiheitsgrundsätze, zu denen ich mich nicht bekenne, und zu denen ich nicht gern meinen Namen hergeben möchte." Durch diese Bemerkung ermuthigt, hält Fauche nicht länger zurück. „General," sagt er, „ich hätte Ihnen noch etwas mitzutheilen." — „Und was denn, und von wem?" — „Von Sr. K. H. dem Prinzen von Condé." — „Still! folgen Sie mir!" — Pichegru führt ihn hierauf in ein entferntes Cabinet, schließt sich mit ihm ein, und sagt ihm: „Erklären Sie sich näher, was will S. K. H. von mir?" Fauche ist verlegen; aber Pichegru beruhigt ihn: „Ich denke wie der Prinz, was will er von mir?" — „Der Prinz, antwortet Fauche, sieht in Ihnen den Mann, der durch seine Tapferkeit und sein Ansehn endlich dem Unglücke Frankreichs und Europa's ein Ende machen kann. Er zählt auf Sie, mein General, und will sich mit Ihnen vereinigen." — „Das ist sehr unbestimmt," versetzt darauf Pichegru, „und führt zu nichts; reisen Sie zurück; verlangen Sie schriftliche Instructionen, und kommen Sie in drei Tagen in mein Hauptquartier, wo Sie mich Abends um 6 Uhr allein sprechen können." — Jetzt schrieb von Montgaillard, der Hauptagent des Prinzen, im Namen desselben an Pichegru, versprach ihm angemessene Belohnungen für die Dienste, die man von ihm erwarte, und bot ihm für die Armee, im Namen des Königs, die Bestätigung aller Offiziere in ihrem Grade, Beförderung der von ihm Empfohlenen, und Gnadengeschenke für jeden Festungscommandanten an, der die Thore öffnen würde. Pichegru hielt aber diese Botschaft für nicht beglaubigt genug. „Ehe ich mich erkläre, verlange ich, daß der Prinz von Condé, dessen Handschrift ich kenne, alles bekräftige, was mir von Montgaillard in seinem Namen geschrieben hat." — Jetzt schrieb der Prinz an den General einen Brief von etwa acht Zeilen. Als Pichegru die Hand des Prinzen und seine Unterschrift gesehen hatte, gab er Fauche'n das Schreiben zurück. „Dies genügt mir. Ich erkenne die Unterschrift. Das Wort des Prinzen ist für jeden Franzosen ein sichres Unterpfand. Stellen Sie dem Prinzen seinen Brief wieder zu." — Nun erklärte Fauche das Verlangen des Prinzen, Pichegru solle Ludwig XVIII. in seiner Armee als König ausrufen, die weiße Fahne aufpflanzen und Hüningen übergeben. Pichegru weigerte sich. „Ich will nichts halb thun. Ich mag nicht der dritte Theil von Lafayette und Dumouriez seyn. Ich kenne meine Hülfsmittel; sie sind eben so groß als sicher; sie haben ihre Wurzeln, nicht bloß in meiner Armee, sondern selbst in Paris, in der Nationalversammlung, in den Departementen, in den Heeren der übrigen Generale, die so wie ich denken. Ich sehe deutlich ein, Frankreich kann nicht als Republick bestehn. Es muß einen König haben; aber man darf die Gegenrevolution nicht anfangen, wenn man nicht ihres sichern Ausgangs gewiß ist. Der Plan des Prinzen führt zu nichts.

Er würde in vier Tagen aus Hüningen vertrieben, und ich in vierzehn Tagen verloren seyn. Meine Armee besteht aus braven Männern und aus Schurken; diese muß man trennen, und jene durch einen großen Schritt so weit führen, daß sie nicht wieder zurücktreten können, sondern ihr Heil nur in dem glücklichen Ausgange sehen. Ich will da, wo man es verlangt, zur angegebnen Zeit mit so viel Soldaten, als man wünscht, über den Rhein gehn: vorher aber in den festen Plätzen sichere Offiziere anstellen, die wie ich denken. Jene Schurken aber will ich so vertheilen, daß sie nicht schaden können, noch sich vereinigen. Dann rufe ich, so wie ich auf dem andern Rheinufer bin, den König aus, und pflanze die weiße Fahne auf. Das Corps des Prinzen Condé und die Armee des Kaisers stoßen zu mir; ich gehe über den Rhein zurück, dringe in Frankreich ein; die festen Plätze werden übergeben und von kaiserlichen Truppen im Namen des Königs besetzt. Hierauf rückt das condésche Heer mit mir auf Paris los, wo meine Verbindungen das übrige machen werden. Aber Sie müssen wissen, daß bei dem französischen Soldaten das Königthum in der Kehle steckt. Soll er, es lebe der König! rufen, so muß man ihm Wein geben, und einen Thaler in die Hand. Nichts darf ihm im ersten Augenblick fehlen, und meine Armee muß vier, fünf Märsche weit im französischen Gebiete richtig besoldet werden. Melden Sie dies alles, von meiner Hand geschrieben, dem Prinzen, und bringen Sie mir seine Antwort." — Man sieht, daß Condé und Pichegru über einen Hauptpunkt ganz verschiedne Ansicht hatten. Der Prinz wollte aus guten Gründen des Beistandes der Oesterreicher ganz entübrigt seyn; Pichegru aber, der die Stimmung seiner Truppen kannte, hielt es für äußerst bedenklich und schwierig, sie sogleich zum Aufpflanzen der weißen Fahne zu bewegen. So verlor man viel Zeit in unnützen Verhandlungen; und der Briefwechsel Pichegru's mit dem Prinzen gelangte endlich zur Kenntniß des Generals Wurmser und des Erzherzogs Carl, die aber wenig den Vortheil ihres Hofes dabei berücksichtigten, ja selbst dem Erfolge im Wege standen. Denn das wiener Cabinet (dies behauptet wenigstens Alfons de Beauchamp, der dies in Paris 1814 unter den Augen Ludwigs XVIII. schrieb) erfuhr kaum jene Unterhandlung, als es den König, der sich an den Rhein begeben, nöthigte, sich von da zu entfernen. Pichegru ging jetzt, nach dem Befehle des Nationalconvents über den Rhein, und ließ sogar die Oesterreicher einige Vortheile über sich gewinnen; alles in der Hoffnung, die Sache des Königs dadurch zu befördern. Da trat, vermöge der neuen Constitution, das Vollziehungsdirectorium in Wirksamkeit. Es erfuhr bald durch Angeber, daß ein geheimer Briefwechsel mit dem Feinde Statt habe; aber zu schwach, ohne offenkundigen Beweis gegen einen allgemein verehrten und von den Soldaten bewunderten Feldherrn Gewalt zu brauchen, begnügte es sich, Pichegru'n zurückzurufen, und bot ihm gleichsam als ehrenvolle Verbannung, die Bothschafterstelle am schwedischen Hofe an, welche aber Pichegru nicht annahm. Er wollte lieber in der Dunkelheit bleiben, und begab sich in die Abtei Bellevaux, nahe bei seiner Vaterstadt Arbois, wohin ihm die Achtung seiner Waffengefährten folgte. Seine Siege hatten ihn so wenig bereichert, daß er aus Mangel sich genöthigt sah, seine Pferde und sein Feldgeräth zu verkaufen, um leben zu können. Hier blieb er mehrere Monate im Kreise seiner Familie, friedlich mit den Künsten und Wissenschaften beschäftigt. — Die Frage, ob Pichegru sein Vaterland verrieth, gehört zu den schwer zu entscheidenden. War Frankreich im Zustande der Anarchie, so durfte jeder Mann von Kraft und Ansehn, sobald er (wor-

auf hier Alles ankommt) nach reifer Ueberlegung und genauer Umsicht aller Verhältnisse aus reinen Beweggründen der Vaterlandsliebe und Bürgerpflicht handelte, sein Leben dem Gemeinwohl hingeben, um eine feste Staatsverfassung zu begründen. Ist ein Oberfeldherr nach der gemeinen Ansicht nichts als ein Soldat, oder die Spitze des Instruments, das man Armee nennt, so leidet es keinen Zweifel, daß auch er, und sey er der vortrefflichste Staatsbürger, aus dieser Sphäre nicht heraustreten darf; er muß blindes Werkzeug jeder Staatsgewalt bleiben, die augenblicklich zu befehlen hat; er muß jeden Befehl und sey er der ungerechteste, wie das Decret gegen die gefangnen Engländer, willenlos vollziehn u. s. w. Er ist also, wenn der Staat in Anarchie sich auflöst, nichts als ein Dolch, oder eine Brandfackel in der Hand des jedesmaligen Rottenführers, es stehe nun ein Dion und Timoleon, oder ein Catilina und Marat an der Spitze der Volksgewalt. Wer wird aber einen commandirenden Feldherrn (wenn man auch von jedem gehorchenden Soldaten und Offizier diese Willenlosigkeit gelten läßt), einen Mann, in dessen Umsicht und Willen das Schicksal seines Vaterlandes ohnehin ruht, zu einem todten Werkzeuge in der Klaue eines Despoten oder anarchischer Volkstyrannen herabwürdigen? Ist es nun klar, daß Anarchie so wenig als Despotismus eine rechtliche Staatsform begründen; und es kann ja wohl überhaupt keine andre Staatsform, als eine rechtliche gedacht werden, so sieht auch der Feldherr, wenn sein Vaterland aufhört, eine rechtliche Staatsform zu haben, kein Gesetz über sich, als das Urgesetz: salus publica suprema lex esto! Es ist wahr, Pichegru hatte der Republik geschworen; aber wo war jetzt die Republik? In den pariser Factionen, im Jacobinerclub und in den Ausschüssen gewiß nicht. Als er schwor, glaubte er an eine Republik. Wer hatte ihm diesen Glauben genommen? Der anarchische Zustand von Paris. Also in dem Falle selbst, daß Frankreich auf eine gerechte Art zur Republik sich gestaltet hätte, konnte ein Mann, der zu keiner Partei, sondern nur dem Vaterlande angehörte, die Zügel des Schicksals seines Vaterlandes ergreifen, die er ohnedies an der Spitze des Heeres schon führte, wenn er und die öffentliche Meinung den Untergang des freien Vaterlandes in den Gräueln der Anarchie vor Augen sahen. Oder sollte etwa kein Curtius in diesen Schlund sich stürzen dürfen, um ihn zu schließen? Und war Paris nicht damals der Feuerheerd der Anarchie? Aber nur das eigene Gewissen, das Bewußtseyn redlicher und uneigennütziger Ueberzeugung, oder des Gegentheils, kann den Mann freisprechen oder verdammen, welcher in solcher Gefahr retten will, weil er retten kann. Oder soll, wer dies kann und will, abtreten vom Schauplatz, das gemeinschaftliche Vaterhaus dem Brande Preis geben, der in demselben auflodert, und ruhig zusehen? Nun war aber Frankreich durch den empörendsten Frevel des Pöbels und rasender Jacobiner eine Republik geworden. Eine kleine Partei hatte das beschworne Königthum umgestürzt und die Nation mit dem Blute des unschuldigen Ludwigs befleckt. Konnte diese Republik einen Rechtstitel für ihren Ursprung, für ihre Unverletzlichkeit anführen? Sie war rechtlich nicht vorhanden. Ein Timoleon durfte also die unrechtmäßige Gewalt seines Bruders in Corinth, ein Pichegru, ein Moreau durften die unrechtmäßige Gewalt einiger Demagogenhäuptlinge durch die Mittel, welche ihnen zu Gebote standen, unterdrücken und vernichten. Eine andre Frage war die, sollten sie die Bourbons wieder auf den Thron heben? Als Sühnopfer für Ludwigs Mord war dies eine Handlung der Gerechtigkeit; als Bindungsmittel aller Umtriebe des Ehrgeizes und der

Selbstsucht war dies eine Handlung der Klugheit. So dachte sich Pichegru die große Angelegenheit. Er war nicht Verräther; allein er wäre es geworden, wenn er die Gegenrevolution ohne die Freiheit seines Vaterlandes, wie sie in der umgestoßenen Verfassung von 1791 schon vorgezeichnet war, zu befestigen, mit persönlicher Eitelkeit oder eigennützig (wie Monk) ausgeführt hätte. Die Rechtmäßigkeit seines Schrittes und dessen Rechtfertigung lag also zunächst in seiner Brust, in der Reinheit seines Willens. Und die Stimme aller Guten in Frankreich war für ihn. Ein Reubell, ein Barras, die das Factionenspiel zu Directoren, also zu Stellvertretern der Staatsgewalt, gemacht hatte, können darum, weil sie dies wurden, nicht geheiligt, noch kann Pichegru, weil er sie nicht als von Gott eingesetzte Obrigkeit betrachten konnte, darum ein Verräther seyn. In demselben Geiste handelte Pichegru später gegen Napoleon; doch hatte sich das Verhältniß geändert. Er war nicht mehr Frankreichs Bürger; er war ausgestoßen, und führte seinen Krieg mit Napoleon, für die Bourbons und für Frankreich, wie er konnte und wußte. Hatte nicht auch Napoleon die Verfassung umgestoßen, hatte er nicht die Freiheit vernichtet? Der glückliche Usurpator aber, der für sich dies that, soll kein Verräther seyn; sondern der allein, der nicht für sich, sondern für das Ganze die Freiheit retten wollte, nur dieser ist der Verräther, weil er unglücklich war! — Wir kehren jetzt, nach dieser Apostrophe an einige Sophisten in und außerhalb Frankreich, zu Pichegru zurück. In den ersten Tagen des März 1797 ward Pichegru in den Primärversammlungen des Departements der obern Saône als Volksrepräsentant für das neue Drittel des gesetzgebenden Corps erwählt. Als er zum ersten Male in der Versammlung seinen Sitz einnahm, erhob sich der ganze Rath der Fünfhundert, und erwählte ihn, einmüthig in der ersten Sitzung zu seinem Präsidenten. Er antwortete bescheiden und einfach: „Bürger-Repräsentanten, ich bin durchdrungen von der lebhaftesten Erkenntlichkeit für diesen ehrenvollen Beweis Ihres Wohlwollens. Je mehr ich den hohen Beruf, zu dem Sie mich erheben, würdige, desto mehr fühle ich meine Schwäche. Ich kenne das Verfahren berathschlagender Versammlungen nur wenig; ich bedarf der Nachsicht, und ich bitte Sie, mir die Ihrige zu schenken." Die Partei, welche der Directorialregierung gegenüber stand, und von ihrem Versammlungsorte zu Clichy die Partei Clichy hieß, wandte sich sogleich mit ihren Hoffnungen an Pichegru; einige darunter wollten allerdings die Wiederherstellung der Bourbons, aber der größere Theil war bloß für die Befestigung der Ordnung und die Vernichtung der Volksanarchie. Man glaubt, Pichegru selbst hatte den Plan, den Thron der Bourbons wieder aufzurichten. Ludwig XVIII. übertrug ihm, in einem aus Riegel, den 24sten Mai 1796, an ihn gerichteten Schreiben, und in einem andern auf Gaze geschriebenen Briefe, Mühlheim den 9ten Juni 1796 mit dem unbeschränktesten Vertrauen die ganze Ausführung des Plans. „Je dépose," heißt es in dem letztern, entre vos mains, Monsieur, toute la plénitude de ma puissance et de mes droits." Ich lege in Ihre Hände den vollen Gebrauch meiner Gewalt und meiner Rechte." Beide Briefe sind bekannt, daher wir sie hier nicht wiederholen. Sie sind der positive Rechtstitel von Pichegru's Handlungen. Den 20sten Juli erstattete Pichegru dem gesetzgebenden Rathe einen langen Bericht über die Nothwendigkeit, die Nationalgarden neu zu bilden. Seine Absicht war offenbar, sie den Truppen des Directoriums entgegenzustellen, und so die Wiederherstellung der Monarchie herbeizuführen. Aber das Directorium und die Revolutionsmänner waren auf ih-

rer Hut; da sie der öffentlichen Meinung nicht trauten, beschlossen sie Gewalt zu brauchen, und legten dadurch den ersten Grund zu der Militärtyrannei, die so lange auf Frankreich gelastet hat. Die Triumvirn ließen daher einen Theil der Sambre- und Maasarmee von der Gränze ab gegen Paris sich ziehn. Der gesetzgebende Rath, hierüber unruhig, verlangte vom Directorium Auskunft über die Ursache des constitutionswidrigen Marsches der Truppen. Dieses antwortete zweideutig. Nun hielt Pichegru eine Rede im gesetzgebenden Corps: „Das Directorium gibt ausweichende Erklärungen; es stellt sich, als ob es von nichts wüßte; wer ist denn also der neue Machthaber, welcher von einem Ende der Republik zum andern nach Willkür zahlreiche Heere mit großen Zügen Geschütz marschiren läßt?" Er prüfte hierauf die vorgeblichen Gründe des Directoriums in Ansehung des Truppenmarsches, zeigte das Gesetzwidrige dieser beunruhigenden Maßregel, ließ die Absichten des Directoriums errathen, und redete zuletzt die Armee so an: „Soldaten der Freiheit, ihr seyd ein Theil der Nation; ihr dürft nichts unternehmen, was zur Vernichtung oder Abänderung dessen, was ihr Wunsch aufgerichtet, abzweckt. Als Soldaten seyd ihr Gehorsam den Oberhäuptern der vollziehenden Gewalt schuldig; als Bürger müßt ihr die gesellschaftlichen Einrichtungen beschützen und die Unverletztheit der vom Volke unmittelbar ausgeflossenen Gewalten behaupten. Die Nation allein, von der ihr ein so geachteter Bestandtheil seyd, wird euch gerechte Belohnungen zusichern, und ein ehrenvolles Asyl eröffnen; für ihre Rechte also dürft allein ihr kämpfen." Er schlug hierauf vor, das gesetzgebende Corps mit constitutionellen Schranken zu ummarken. Sein Entwurf ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und den 19ten August übergaben ihn seine Collegen, nebst dem des vom Directorium ebenfalls entlassenen General Willot, der Commission der Saal-Inspectoren. Aber schon hatten die Truppen jene Abmarkung, die man vor ihnen ziehen wollte, überschritten. Man mußte daher entweder auf die gesetzliche Anklage gegen die Mehrzahl der Glieder des Directoriums antragen, oder, da dies Gesetz nicht Kraft genug hatte, der Gewalt Gewalt entgegensetzen. Letzteres schlugen Pichegru und Willot im Ausschusse vor, mit zweihundert Mann auserlesener Truppen wollte Pichegrü in den Palast Luxemburg eindringen und die Triumvirn in Fesseln vor die Schranken des gesetzgebenden Corps führen; aber er hatte es mit unentschlossenen, furchtsamen Männern zu thun, die an zwanzig verschiedenen Orten versammelt, ohne Einheit und Kraft im Handeln, nur zu sprechen den Muth hatten. Alle Anstrengungen Pichegru's, die Bedenklichkeit des Einen, die Furcht des Andern und die Zweifel aller Uebrigen zu widerlegen, waren vergebens. Seine Collegen konnten sich nicht entschließen, den ersten Streich gegen die Faction zu führen, die sie bedrohte. So gelang dem Triumvirate des Directoriums der Gewaltstreich des 4ten Septembers 1797, oder die Revolution des 18ten Fructidor des J. 5. Seine Truppen nahmen Pichegru und seine Collegen, die Saalinspectoren, in dem Palaste des gesetzgebenden Corps in Verhaft; man brachte sie in den Tempel, und verurtheilte sie, ohne Verhör und Vertheidigung den folgenden Tag mit 50 andern zur Deportation nach Guyana. Die triumphirenden Directoren machten bald darauf den Briefwechsel des Generals Pichegru mit den österreichischen Generalen und dem Prinzen Condé bekannt. Die Armee des Generals Moreau hatte nämlich unter dem Gepäcke des feindlichen Generals Klinglin im Monat Mai eine Kiste mit jenen Briefschaften erbeutet, und Moreau dieselben nebst einem Schrei-

ben an den Director Barthelemy überschickt. (S. Moreau's Leben). Wenige Personen aber glaubten damals an die Echtheit der Thatsachen, die man Pichegru'n zur Last legte, sondern man hielt sie für ersonnen, um die von den Directoren begangene Verletzung der Constitution zu bemänteln. Nur auf vieles Bitten ließ man die Thüren des Tempels den Frauen der Verurtheilten öffnen. Pichegrü ging den Gattinnen seiner Unglücksgefährten entgegen, und nahm das weinende Kind des Deputirten Delarue in seine Arme. „Warum weinst du, mein Kind?" fragte Pichegru, indem er unter Thränen es küßte. „Warum," sagte das Kind, „böse Soldaten haben meinen guten Vater fortgeführt." — „Du hast wohl Recht," versetzte Pichegru, indem er einen Blick voll Verachtung auf die Soldaten warf, „das sind böse Soldaten; die guten würden nie Henkersknechte seyn." — Als er nach Guyana abging, weinte er über das Schicksal seiner Schwester und seines Bruders, eines achtungswerthen Geistlichen, für deren Unterhalt er allein sorgte. Sie blieben jetzt ohne Unterstützung. Pichegru war nie reich gewesen. Er ging nach Guyana, ohne eine Schuld von 600 Franken bezahlen zu können. Der Gläubiger wandte sich an die beiden Verlassenen, die mit ihrem geächteten Bruder das Liebste verloren, was sie auf der Welt hatten. Sie besaßen nichts, um die Schuld ihres Bruders zu bezahlen, als theure Gegenstände seines Andenkens. Sie verkauften den Hut, die Uniform, den Degen sogar des Siegers über Belgien und Holland! — dies war die letzte Habe seiner ehrenvollen Armuth. In vier mit eisernen Stäben verschlossenen Artillerierüstwagen, an welchen die Gefangenen bei jedem Stoße des Fuhrwerks sich stießen, führte man unter starker Bedeckung Pichegru und seine Unglücksgefährten aus dem Tempel nach Rochefort. Ueberall unterweges, vorzüglich zu Orleans und Blois, erhielten sie rührende Beweise der Achtung und Zuneigung. In Blois wußte man Pichegru'n folgende Zeilen zuzustellen. „General, wenn Sie nur wollen, so sind Sie frei, besteigen ein Pferd und retten sich unter einem andern Namen und Passe. Wollen Sie, so nähern Sie sich zum Zeichen der Einwilligung, Ihrer Wache mit dem Hute auf dem Kopfe. Dann halten Sie sich um zwei Uhr nach Mitternacht wach und angekleidet." Pichegru nähert sich der Garde, aber mit bloßem Kopfe. Der ihn retten wollte, sieht ihn voll Bewunderung an, und entfernt sich. In Rochefort wurden sie von dem aufgereizten Pöbel mit Schimpfworten überhäuft. Man schiffte sie auf der Corvette, la Vaillante, ein, die Capitain Julien führte. Pichegru und drei seiner Gefährten wurden in das Hell, oder die sogenannte Löwengrube (ein Behältniß unter dem Verdecke, am Vordertheile, wo Taue, Segelwerk und andre zur Ausrüstung eines Schiffes gehörige Bedürfnisse bewahrt werden) gewiesen. „Hier, m. H.," hieß es, „ist die für Sie bestimmte Wohnung." So behandelte man einen der edelsten Feldherren der Republik, dessen Siege den Staat retteten, und die Größe Frankreichs gründeten. Verdiente diese Nation Belgien zu behalten? Und warum mußten die kühnen Unternehmungen der größten und trefflichsten Bürger, die nur das Beste des Vaterlandes ohne Eigennutz wollten, sämmtlich scheitern, während die Gewaltschritte der listigen Selbstsucht mit Glück und Beifall gekrönt wurden? Nur der Hang des großen Haufens zum Schlechten hin konnte der Schlechtigkeit solche Triumphe bereiten, und das Vortreffliche hohnlachend zu Boden treten. Und diese Nation will den Ruhm Pichegrü's und Moreau's noch jetzt für sich in Anspruch nehmen? Pichegru erlitt auf der Ueberfahrt die härteste Behandlung. Man landete auf der Rhede von Cayenne. Der

Agent des Directoriums, Jeannet, ließ die Deportirten sogleich in die mit Pestluft geschwängerten Einöden von Sinamari schaffen, wo man sie in verschiedene Hütten einer Art von Festung vertheilte. Hier zeigte Pichegru, der immer unerschüttert geblieben, jenes Vertrauen und Vorgefühl einer bessern Zukunft, das auch die meisten seiner Gefährten aufrichtete. Er lernte englisch; übrigens behielt er in seinen Zerstreuungen die Sitten und den Ton eines Kriegers bei. Er sang oft, um sich zu erheitern, mit einer Art von Heftigkeit Kriegslieder und Stanzen, die auf seinen Zustand paßten. Aber nicht alle seine Gefährten hatten dieselbe Seelenstärke. Viele erlagen schon nach einigen Monaten dem verderblichen Einflusse des Clima's. Als die Andern nach achtmonatlicher Verbannung kein Ziel ihrer Leiden sahen, faßten Pichegru und sieben seiner Unglücksgenossen den Entschluß zu entfliehen. Sie versammelten sich vor Sonnenaufgang bei dem Festungsthore von Sinamari, dessen Zugbrücke noch nicht aufgezogen war. Die Soldaten schliefen. Pichegru, Aubry und Ramel erstiegen die Bastei des Wachthauses. Ramel ging gerade auf die Schildwache los, und fragte nach der Stunde. Der Soldat sah zu den Sternen auf, da faßte ihn Ramel bei der Kehle und Pichegru entwaffnete ihn; man führte ihn fort, ohne daß er schreien konnte. Die drei Deportirten begaben sich hierauf zu den übrigen, die unten am Walle stehen geblieben waren; da sie niemand im Wachthause fanden, so nahmen sie Waffen und Patronen, verließen das Fort und flohen zu der Pirogue, die schon bereit lag. Mit diesem aus einem Baumstamme gezimmerten Nachen erreichten sie endlich nach einer lebensgefährlichen Fahrt von neun Tagen das Fort Mont Krick, wo der Commandant sich stellte, als ob er sie für Kaufleute hielte, und sie mit Menschlichkeit behandelte. Einige Tage darauf landeten sie bei Paramaribo, der Hauptstadt der holländischen Colonie Surinam, wo man ihnen mit der größten Achtung begegnete, und für sie ein kleines Fahrzeug miethete, auf welchem sie bis zur Mündung des Demerari schifften. Nach einer mühsamen Fahrt landeten sie den 23sten September 1798 auf der Rhede von Deal. Hier schifften sie sich nach London ein. Man führte sie zu dem Minister, der sie mit großer Güte empfing. Einige Tage nach seiner Ankunft in London erhielt Pichegru Besuche von den ausgezeichnetsten Parlamentsgliedern. Auch führte ihn einst der Zufall bei einer Versammlung des Oberhauses so, daß er zwischen den Herzog von York und den Erbstatthalter zu sitzen kam. Man erkannte ihn bald; die beiden Prinzen betrachteten ihn mit vieler Aufmerksamkeit und mehrere Lords näherten sich, um ihn zu grüßen. Bei einem Mahle, das ein Parlamentsglied Pichegru'n und den Deportirten gab, brachte Pichegru in Gegenwart des Ministers Wickham, Sidney Smiths und mehrerer Lords den Toast aus: „Zum Heil der Völker! Mögen sich die Freunde der Menschheit vereinigen, um den Frieden zu gründen und die Unterdrücker zu stürzen!" — Jetzt trat Pichegru, als offner Gegner der französischen Machthaber auf, ohne jedoch am Kriege gegen Frankreich unmittelbar Theil zu nehmen. Er begab sich nach Deutschland im J. 1799, als der Feldzug für Frankreich in Italien so unglücklich war, und von da in die Schweiz zur russischen Armee des Generals Korsakow, dem er mehrere gute Winke, obwohl vergebens, am Tage vor seiner Niederlage bei Zürich gegeben haben soll. Nach dem Rückzuge der russischen Heere lebte Pichegru verborgen in Deutschland; doch wäre er fast in Bayreuth von Bonaparte's Agenten, nebst Imbert-Colomes und Precy, verhaftet worden. Denn Bonaparte haßte persönlich den General Pichegru. Nun flüchtete sich der Verfolgte

nach England, wo er bis 1804 blieb. Er faßte jetzt nebst Georges Cadoudal und einer großen Anzahl Royalisten den Plan, sich ins geheim nach Paris zu begeben, und einen Versuch zu machen, Bonaparten zu stürzen. Am 16ten Jan. landete er am Fuße des steilen Gestades von Beville, wo ihn ein englischer Cutter ans Land setzte. Georges Cadoudal, Montgaillard und Joyaut, die schon früher den 21sten August an Frankreichs Küste gelandet waren, gingen Pichegru'n entgegen, und alle begaben sich ins geheim nach Paris. Hier hatte Pichegru, nach mehrern vorbereitenden Schritten, zwei Unterredungen mit Moreau, um ihn zur Theilnahme an einer Unternehmung gegen den ersten Consul zu bewegen. Allein Moreau wies seine Anträge ab. Indeß war die Verschwörung durch Querelle's und andrer Mitschuldigen Aussage entdeckt worden, und die Polizei verfolgte Pichegru'n mit der größten Thätigkeit. Ein Senatsdecret befahl bei Todesstrafe, keinem Verschwornen Aufnahme zu gewähren. Pichegru irrte mehrere Tage von Haus zu Haus. Von einem Mäkler, Namens Treille, in der Straße Visitenne, flüchtete er sich zu dessen Handelsfreunde Leblanc, in der Straße Chabannais, der ihm ein Asyl anbot, um ihn zu verrathen, indem er selbst davon bei der Polizei die Anzeige machte. Um ein Uhr nach Mitternacht drang der Polizeicommissär Comminges mit 24 Gensd'armen und Polizeiagenten in das Haus, erbrach Pichegru's Thüre und wirft sich auf den Unglücklichen, der nicht einmal die Zeit fand, nach seinen Pistolen und seinem Dolche zu greifen. Doch versuchte er Widerstand, und rang eine Viertelstunde lang mit den Gensd'armen, die ihn überwältigten und knebelten. Er ward vor den Staatsrath Real geführt, den er auf die vorgelegten Fragen sehr laconisch antwortete, und Alles abläugnete, vorzüglich was Moreau betraf. Man brachte ihn darauf in den Tempel, wo er in mehrmaligen Verhören stets eben so kaltblütig als zurückhaltend antwortete. Männlich und frei, wie es dem Eroberer Hollands ziemte, war sein Betragen vor seinen Richtern. „Er sei ein Feind Bonapartes, dessen ungemessener Ehrgeiz sein Vaterland noch ins Verderben stürzen werde, deshalb sey er von ihm gehaßt; seiner unendlichen Sehnsucht nicht mehr mächtig, und der vielfältigen Verleumdungen seines guten Namens müde, sey er nach Frankreich zurückgekommen." — Entschlossen weigerte er sich, das Protocoll des Verhörs zu unterschreiben, „da die mehresten Fragen auf eine hinterlistige und ehrenrührige Weise abgefaßt seyen." — Ein Mann von diesem festen und entschlossenen Charakter war ein unübersteigliches Hinderniß für den arglistigen Entwurf, Moreau strafbar zu zeigen und in die Untersuchung zu verwickeln. Pichegru, behauptet man, blieb fest bei der bestimmten Aussage, welche den General Moreau rechtfertigte. Da kündigte unerwartet, mitten in der Einleitung eines so großen Prozeßes, die Regierung dem Volke an, daß Pichegru, „da er zwischen seinem Verbrechen und dem Blutgerüste keinen Ausweg gesehen" sich in seinem Gefängniß erdrosselt habe, er sey nach der Aussage mehrerer Aerzte todt in seinem Bette gefunden worden, erdrosselt mit einem schwarzseidenen Halstuche, das er mittelst eines Gitterstabes von einem Stuhle, wie mit einem Drehstocke zusammengezogen habe. Man schaffte seinen Leichnam in die Conciergerie, und stellte ihn aus, damit jeder die Gewißheit seiner Person haben konnte. Dieser sonderbare Tod schien aber Allen verdächtig. Die öffentliche Meinung stieß die Vorstellung eines Selbstmordes von sich, bei einem Manne, wie Pichegru, der fest und ruhig stets in sein Schicksal sich gefügt und nie den Muth verloren oder den Ausgang gefürchtet habe. Man glaubte allgemein, der unglückliche Pichegru sey im Ge-

Digitized by Google

fängnisse gefoltert und da man seine laute Anklage vor dem Tribunale gefürchtet, von vier Mamelucken auf Befehl Bonaparte's erwürgt worden. Pichegru habe nämlich die Unvorsichtigkeit gehabt zu sagen, daß er furchtbare Thatsachen gegen seinen Verfolger aufdecken könne; überdies hätten alle seine Aussagen offenbar Moreau'n gerechtfertigt, den man einmal zu verderben beschlossen hatte. Pichegru, der in so vielen Schlachten den Tod nicht gefürchtet, konnte bei diesem Kampfe auf Tod und Leben nichts Härteres erwarten als den Tod, und seit dem Augenblicke seiner Verhaftung hatte er ihm mit Festigkeit entgegengesehen. Was konnte ihn also bewegen, durch Selbstmord dem Tyrannen das Gehässige der öffentlichen Hinrichtung eines berühmten Feldherrn zu ersparen. Doch dem sey, wie ihm wolle. Niemand konnte die Möglichkeit begreifen, wie ein Mensch in seinem Bette, in einer horizontalen Lage, sich selbst mit einem Halstuche erdrosseln könne. So starb den Tod eines Verbrechers der Sieger von Hagenau, Courtray, Monteassel, Menin und Baxtel, der Eroberer Belgiens und Hollands, mitten in dem kühnen Entwurfe, Frankreich von einem Ungeheuer zu befreien, gegen das endlich ganz Europa sich erheben mußte. Auch Moreau, mit Pichegru's fester und kalter Entschlossenheit begabt, würde in diesem Beginnen, wie Mallet, untergegangen seyn: denn im Laufe der Revolution sollte nur der Genius des Bösen triumphiren. Pichegru's Rechtfertigung ist die Geschichte, und die Achtung, mit der Ludwig XVIII., der vor der Catastrophe im März 1815 dessen Bildsäule in Marmor aufzurichten befahl, von ihm bekannte, er habe den Muth des Marschalls von Sachsen vereinigt mit Turennes Uneigennützigkeit und mit der Bescheidenheit Catinats. Solche Männer konnte die französische Nation aus ihrer Mitte stoßen! K.

Pichler, Pickler (Giovanni), ein berühmter Steinschneider, geboren zu Neapel den 17ten Januar 1734, wo sein Vater, Antonio Pichler aus Tyrol, ebenfalls ein geschickter Steinschneider, sich verschiedene Jahre lang aufgehalten hatte, aber 1743 wegzog, um sich mit seinem Sohne in Rom niederzulassen. Hier studirte dieser die Kunst in allen ihren Zweigen, brachte es besonders in der Oelmahlerei weit, machte jedoch die Steinschneidekunst zu seinem Hauptstudium, und erlangte in dieser den Ruhm des größten neuern Künstlers nach Natter. Er schnitt Cameen und tiefe Steine, und arbeitete, wie dieser und alle großen Meister, am Rande (au touret) mit Demantpulver statt des Schmergels. Eines seiner berühmsten Werke ist der tiefgearbeitete Centaur, den er für den Siegelring des Dichters Metastasio arbeitete. — Er starb zu Rom um das Jahr 1790.

Pickelhäring, s. Hanswurst.

Pickenick (französisch Piquenique), ein gesellschaftliches Mahl, ein freundschaftlicher Schmaus, wozu jeder Theilnehmer das Seinige beitragen oder eine Schüssel liefern muß.

Pico, s. Teneriffa.

Pico della Mirandola, s. Mirandola.

Piedestal, s. Postament.

Piemont, ein ehemaliges Fürstenthum in Ober-Italien, das nördlich von Savoyen und dem Walliserlande, westlich von Frankreich, südlich vom Mittelmeere und dem Genuesischen und östlich von Montferrat und Mailand begränzt wird. Es bringt Getreide, Reiß, Obst und Wein in Fülle hervor, und hat schöne Waiden. Das wichtigste Product aber ist die Seide, die für die beste in Europa gehalten wird. Es liefert davon jährlich 560,000 Pfund, die zum Theil im Lande selbst verarbeitet werden. Das eigentliche Piemont enthielt 310 Qua-

dratmeilen, mit 1,400,000 Einwohner. Dieses Land macht einen Hauptbestandtheil des Königreichs Sardinien aus, wo das weitere nachzusehen ist.

Pierinnen, Pierides, s. Musen.

Pierrot, eine komische Person auf dem französischen Theater, die aus dem Harlekin und Polichinel zusammengesetzt, und wie dieser gekleidet, wie jener launig und witzig ist.

Pietisten, Frömmler, war ein Spottname, den die Freunde der alten Manier im akademischen Vortrage der Theologie und im täglichen Leben 1689 einigen jungen Docenten zu Leipzig beilegten, welche angefangen hatten, ascetische Vorlesungen über das neue Testament (collegia philobiblica oder collegia pietatis) für Studierende und Bürger zu halten, und sich einer besonders andächtigen und eingezogenen Lebensweise befleißigten. Die Idee einer solchen Behandlung der Theologie kam von ihrem Freunde und Lehrer Spener, dem deutschen Fenelon, der schon als Prediger in Frankfurt am Mayn besondre Andachtsversammlungen zur erbaulichern Anwendung der Bibel und der christlichen Religionslehre, bei denen er den Laien erlaubte, mitzusprechen, seit 1670 in seinem Hause gehalten und durch seine Schriften das Bedürfniß einer Reform der lutherischen Kirche und Theologie zur Sprache gebracht hatte. Dies Bedürfniß mußte damals jeder Hellerdenkende empfinden. Die Theologie der Lutherischen war in Folge der Bemühungen, den Lehrbegriff festzustellen, unter den hitzigen Streitigkeiten der Gottesgelehrten seit der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in den Formen eines steifen Dogmatismus erstarrt und für die Gemeinden fast ungenießbar geworden; nur in der Polemik zeigte sich noch Leben, in Predigten und Schriften für das größere Publicum hörte man fast nichts als strenge Anmahnungen zur reinen Lehre und heftige Verketzerungen der Andersdenkenden; die Kirchengeschichte wurde wenig, die Moral fast gar nicht bebaut; um das Gewicht des Glaubens zu heben, behauptete man geradezu, daß ein frommes Leben nichts zur Seligkeit helfen könne, die Geistlichen strebten nach Vergrößerung ihrer Macht, und alles schien darauf angelegt, ein Pfaffenthum in der Kirche, die gegen allen Papismus protestirte, geltend zu machen. Gegen diese Verirrungen trat Spener in seinen frommen Wünschen 1675 und in seinen Schriften über das geistliche Priesterthum 1677 und über die Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen 1680 mit Behauptungen auf, die der herrschenden theologischen Denkart geradezu widersprachen. Er meinte, nur ein wiedergeborner, selbst wirklich gebesserter Theolog könne zum Predigtamt fähig seyn, die heilige Schrift müsse den symbolischen Büchern nicht nachgesetzt und sorgfältiger zur Erbauung gebraucht werden, den Laien, die er vom geistlichen Priesterthume keineswegs ausschloß, müsse verstattet seyn, einander aus der heiligen Schrift zu belehren und zu erwecken, man solle die Religion mehr praktisch üben, als systematisch anbauen, die Mystiker fleißig lesen und die Hoffnung beßrer Zeiten, in denen eine allgemeiner verbreitete Frömmigkeit und die völlige Bekehrung der Juden bevorstünde, lebhaft unterhalten. Diese Gedanken fanden Beifall, und Speners eigne Bemühungen in Frankfurt, wo er seine Privatversammlungen 1682 aus seinem Hause in die Kirche verlegte, und in Dresden, wo er seit 1686 als Oberhofprediger in gleichem Geiste zu wirken fortfuhr, und besonders den religiösen Volks- und Jugendunterricht in Aufnahme brachte, richteten mehr Gutes ins Werk, als man erwartet hatte. Dabei zeigte sich freilich auch an manchen für die-

se neue gottselige Stimmung gewonnenen Seelen geistlicher Hochmuth, Abneigung gegen den öffentlichen Gottesdienst und ein Geist des Separatismus, der die Kirche mit Unordnungen bedrohte. Die Besorgniß dieser Mißbräuche, und noch mehr der durch Speners Geringschätzung der bisher in der Dogmatik und Polemik üblichen Methode aufgeregte Parteigeist reizte daher die Theologen des alten Styls zur Gegenwirkung. Die theologische Facultät zu Leipzig nöthigte jene jungen Docenten, bald ihre Vorlesungen einzustellen, und da Spener 1691 von Dresden nach Berlin als Propst und Oberconsistorialrath abging, Leipzig zu verlassen. Die Andachtsversammlungen oder Collegia pietatis wurden als ordnungswidrige Conventikeln zur Beilegung der zu Gießen, Hamburg und Leipzig entstandenen Händel von den Regierungen förmlich untersagt, August Herrmann Franke, der vorzüglichste jener vertriebenen leipziger Docenten (s. d. Art.), mußte Erfurt, wo er sein Unternehmen fortgesetzt hatte, schnell wieder verlassen, und Spener selbst sah sich von den churfächsischen Theologen durch ihre Wortführer Carpzov und Löscher mit allen Waffen der Verketzerungssucht öffentlich angegriffen. In dieser Bedrängniß fanden die Pietisten durch die Vermittelung des Philosophen Thomasius, der sie schon in Leipzig vertheidigt hatte, und unter Speners Einfluß eine Zuflucht auf der 1695 gestifteten Universität Halle, wo Franke eine theologische Professur erhielt. Seitdem galten die Ausdrücke: Hallenser und Pietisten ziemlich gleich, denn die theologische Schule, die Speners Ansichten verarbeitete und den Pietismus ausbildete, hatte vorzüglich in Halle ihren Sitz und Franke's Stiftungen wurden ihre Propaganda. Das Charakteristische des damals bis in das zweite Decennium des 18ten Jahrhunderts eben so glücklich gedeihenden, als heftig bestrittenen Pietismus beruhte auf dem practischen Hauptgedanken, daß es dem Christen mehr gezieme, fromm als gelehrt zu seyn, und daß man zur Beförderung der Frömmigkeit unter allen Ständen wirksamere Anstalten treffen müsse, als der öffentliche Gottesdienst, das Beichtwesen und die Kirchenzucht bei der üblichen herz- und kraftlosen Verwaltung darbiete. Eine strenge, beinahe düstere Moral, die Tanz-, Spiel- und andre herkömmliche Vergnügungen als Werkstätten des Teufels verwarf, der Glaube, die Wiedergeburt zum heiligen Leben geschehe durch einen plötzlichen Durchbruch der Gnade, hohe Meinung von der Nutzbarkeit jener Andachtsübungen, zu welchen sich die Eingeweihten, meist gemeine Leute, in Privathäusern versammelten, und das Mißtrauen gegen Andersdenkende waren die wesentlichen Eigenheiten, welche die Pietisten als Ausbeute ihrer mehr als zwanzigjährigen Kämpfe mit den Orthodoxen beibehielten. Uebereilte Schritte ihrer Anhänger, welche zum Separatismus führen konnten, bewirkten vorübergehende Unordnungen in einzelnen Gemeinden, eine besondre Secte haben die Pietisten aber nie gebildet, ungeachtet ihre Gegner sie mit den gehässigsten Ketzern und Sectirern vermengten, und nur wegen des Unfriedens und Aergernisses, wozu die öffentlichen Befehdungen der erbitterten Parteien Anlaß gaben, erließen die protestantischen Regierungen im Anfange des 18ten Jahrhunderts Edicte gegen den Mißbrauch des Ausdrucks Pietisten und der daran erinnernden Streitpunkte in Predigten und Schriften, und erneuerten das Verbot der religiosen Privatversammlungen. Waren nun aber auch hierdurch die pietistischen Händel gedämpft, so wurde doch der von Spenern ausgestreute Same einer erbaulichern Behandlung der Theologie von Buddeus, Dryling, Rambach und Mosheim trefflich benutzt und weiter ausgebildet und den Verirrungen der pietistischen Denk-

art, welche eine mystische Terminologie aufgebracht, manchem Schwachen den Kopf verrückt und eine Menge Bethrüder, Heuchler und Kopfhänger herangezogen hatten, durch die wolfische Philosophie und noch mehr durch das neue Licht, das Baumgarten und Semmler in Halle selbst über die Theologie verbreiteten, ein Damm entgegengesetzt, der sie allmählig verdrängte. Denn wie die Empfindung derselben Bedürfnisse in Frankreich den Jansenismus und Quietismus und in Deutschland den Pietismus hervorgerufen hatte, so verschwanden diese Erscheinungen auch fast gleichzeitig vor dem Geiste des Skepticismus und der Kritik, der sich der Philosophie und Theologie seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bemächtigte. Noch jetzt aber erinnern die Religionsgesellschaften der Herrnhuter und Methodisten durch ihre Lehrmeinungen und Anstalten lebhaft an den Pietismus, der ihre gemeinschaftliche Quelle war, und sowohl das heimliche Treiben und Zusammenhalten der sogenannten Stillen im Lande, als auch das gemüthliche und nur geschmackvoller modificirte Christenthum der Anhänger neuerer Glaubenshelden (Lavaters, Jungs u. s. w.) athmet denselben Geist der Frömmelei, des Schwelgens in religiösen Gefühlen und der kirchlichen Absonderung, in dem sich redliche, aber schwachsinnige Freunde einer mystischen Herzensreligion zu allen Zeiten gefallen haben. Ueber die Reform der theologischen Denkart und Verwaltung des Predigtamts unter den Protestanten, die mehr von Spenern selbst als von seinem mißrathenen Kinde dem nun längst verschollenen Pietismus ausging, vergl. man die Art. Spener, Predigtamt und Theologie.

E.

Pifferino, die Querpfeife (s. d. Art.).

Pigalle (Jean Baptiste) ein ausgezeichneter französischer Bildhauer, geboren zu Paris im J. 1714, war der Sohn eines in den königlichen Gebäuden angestellten Zimmermanns. Er zeigte früh Neigung zum Modelliren; dennoch waren seine Fortschritte höchst mühsam und langsam. Nachdem er lange der Zögling von Le Lorrain und Lemayne gewesen, wurde er von einigen Freunden, besonders dem ältern Coustou, in den Stand gesetzt, Italien zu besuchen. Hier arbeitete er zu Rom drei Jahre lang nach der Antike; bei seiner Rückkehr fand er zu Lyon Arbeit, welche ihn anderthalb Jahre beschäftigte. Hier vollendete er das Modell zu der Statue des Mercurs, das er nach Paris mitbrachte und das allgemein bewundert wurde. Es verging indeß noch lange Zeit, bis er die Aufmerksamkeit des Ministers und, was noch wichtiger war, der Madame Pompadour auf sich zog und verschiedene Aufträge erhielt. Im J. 1744 trat er in die Mahler- und Bildhaueracademie, und nachdem er seinen Mercur in Marmor ausgeführt hatte, verfertigte er als Gegenstück eine Venus, die gleichen Beifall erhielt. Beide Statuen wurden 1748 von Ludwig XV. dem Könige von Preußen geschenkt. Pigalles Ruf stieg immer höher und im Jahr 1756 erhielt er den Auftrag, das Mausoleum des Marschalls von Sachsen auszuführen. Dieses Werk stellt ihn unter die ersten Meister Frankreichs; ein französischer Schriftsteller nennt es das größte Bildhauerwerk, das es gibt. Es ward die Ursach, daß ihm auch das Denkmal übertragen wurde, welches 1765 Ludwig XV. die Stadt Rheims errichten ließ. Der König ernannte den Künstler, um ihm seine Zufriedenheit dafür zu bezeugen, zum königlichen Bildhauer und verlieh ihm den St. Michaelsorden. Besonders schmeichelhaft war es ihm, daß Bouchardon ihm die Vollendung seiner berühmten Reiterstatue auf dem Platz Ludwigs XV. übergab. Pigalle besuchte Voltaire zu Ferney, um

seine Büste zu modelliren. Sie war von charakteristischer Aehnlichkeit, stellte aber den hagern Nacken so treu in seiner natürlichen Häßlichkeit dar, daß sie dadurch mißfiel. Das Denkmal des Marschalls von Sachsen wurde erst 1776 in Straßburg aufgestellt. Bei dieser Gelegenheit besuchte Pigalle Berlin, um den großen Friedrich und zugleich noch einmal seine Statuen zu sehn. Er begab sich mit einem Freunde auf das Schloß, als der König eben in großer Gesellschaft speis'te. Dieser sah im Gedränge den Fremden und erkundigte sich nach ihm. Pigalle's Freund antwortete auf französisch, es sey der Autor des Mercurs. Friedrich dachte an das französische Journal dieses Titels, in welchem er vor kurzem unartig behandelt worden war und nahm keine weitere Notiz von ihm. Pigalle war darüber sehr gekränkt, eilte nach Potsdam, wo er bei dem Anblick seiner Statuen äußerte, daß es ihm sehr leid seyn würde, wenn er seitdem nichts Besseres geliefert hätte, und erhielt erst später auf Friedrichs Veranlassung Aufklärung über jenes Mißverständniß. Im J. 1780 arbeitete er an dem großen Denkmal für den Grafen Harcourt. Seine letzte Arbeit war ein Mädchen, das sich einen Dorn aus dem Fuß zieht. Diese Statue wurde sehr bewundert wegen ihrer Schönheit und Zartheit. Pigalle starb 1785 als Rektor und Kanzler der Akademie. Er war von Charakter edelmüthig, freigebig, seinen Freunden und seiner Familie mit Zärtlichkeit zugethan. Er heirathete in einem schon vorgerückten Alter seine eigne Nichte, mit der er keine Kinder hatte. Als Künstler verdankte er alles den Studien und dem Fleiß; der eigentliche Genius fehlte ihm.

Pike, ein Spieß, wie ehemals die Fußsoldaten führten; bei der Reiterei führen sie noch jetzt die Uhlanen oder Lanciers.

Piket heißt eine Anzahl Soldaten, welche in Bereitschaft stehen, um den Feind zu beobachten oder bei einem Ueberfall sogleich auszurücken und den Feind aufzuhalten, bis die übrigen sich in Bereitschaft gesetzt haben: eine Feld- oder Lagerwache.

Pilaster heißt in der Baukunst ein viereckiger Pfeiler, welcher nach der Ordnung, zu welcher er gehört, Verhältnisse und Verzierungen erhält: darin eben unterscheidet er sich von dem gemeinen Pfeiler.

Pilatre de Roziers, s. Aërostat.

Pilgerfahrt, s. Wallfahrt.

Pillnitz und pillnitzer Convention. Pillnitz, ein königlich sächsisches Lustschloß und Kammergut, liegt am rechten Elbufer drei kleine Stunden oberhalb Dresden, man fährt am linken Elbufer hin, wo eine königliche Fähre bei Pillnitz den Wagen auf das rechte Ufer bringt; der schönere Weg ist die pillnitzer Bergstraße. Die Landschaft hat etwas Sanftes, Idyllenartiges. Bei Loschwitz zieht sich der Kranz der Weingebirge vom rechten Elbufer zurück, und freundliche Dörfer, die sich auf ihrem Abhange lagern, führen den Wanderer bei dem Wachwitzer und Helfenberger Grunde und der mahlerischen Ruine des Schlosses Rothenfels vorüber. Das Weingebirge links, die Elbe rechts, jenseit die mit Dörfern und Fruchthügeln bedeckte Ebene des Schlachtfeldes von Dresden, und die reizenden Elbdörfer Tolkwitz und Laubegast, umfassen einen Reichthum von Landschaftsbildern, wie er kaum irgendwo so anspruchlos und freundlich gefunden wird. Da, wo der pillnitzer Fußsteig bei Klein- und Großhosterwitz an den Fahrweg sich anschließt, sind die Anlagen und der Landsitz des verstorbenen Grafen Marcolini sehenswerth. Hier führt ein schöner Grund zu der romantischen Klippmühle, von wo ein Bergrücken und der Felsen des Zuckerhuts reizende

Aussichten darbietet. In der Ebene liegt das Dorf Pillnitz; und man tritt aus einer prächtigen vierfachen Kastanien- und Lindenallee, welche eine Maillebahn einschließt, in die schöne, stille Wohnung eines geliebten Fürsten. Die alte Burg Pillnitz, oder Billenitz, wie sie in Urkunden heißt, gehörte im Anfang des 15ten Jahrhunderts der von karlowitzischen, und später der von zieglerschen Familie. Am Ende des 16ten Jahrhunderts kam das Gut an die von Loß. 1616 baute der Reichspfennigmeister und Hofmarschall, Christian von Loß, das alte Schloß, wovon jetzt nur noch ein Theil übrig ist. Später kam Pillnitz an die bünauische Familie. 1693 kaufte es Johann Georg IV. von Heinrich von Bünau und schenkte es seiner Maitresse, Gräfin von Rochlitz (Fräulein von Neidschütz). Nach deren Tode fiel es an die Kammer. Friedrich August, oder als König von Polen August II., belehnte 1705 die Gräfin Kosel damit. Später wurde es der Sommeraufenthalt des Feldmarschalls Rutowsky. Bald aber bezog es August II. selbst, und baute hier, außer dem alten loßischen Schlosse noch zwei große Paläste, welche nach seinem bekannten Prunkgeschmack eingerichtet, und in der Folge von der landesherrlichen Familie im Sommer bewohnt wurden. Seit 1788 erhielt das Ganze eine neuere und schönere Gestalt. Doch giebt der verschiedenartige Styl der Gebäude, die Vermischung chinesischer, javanischer und italienischer Bauart, demselben ein auffallendes Ansehn. Vier einzeln stehende Pavillons von pirnaischem Sandstein bilden die Flügel eines großen Quadrats, welches nach Abend zu der königliche Garten, nach Morgen zu die alten Schloßgebäude einschließen. Zwischen den südlichen Pavillons steht das Wasserpalais, zwischen den nördlichen das Bergpalais. Die Pavillons sind nicht hoch, haben chinesische Kupferdächer und Säulengänge nach toscanischer Ordnung. Drei standen schon zur Zeit der pillnitzer Convention; der vierte ist erst seit 1800 vollendet. Im Bergpalais wohnt der König, die Königin und die Prinzessin Augusta, in dem ersten Pavillon rechts, oder im sogenannten Kaiserflügel, die Prinzen Friedrich und Clemens; der zweite Pavillon enthält die Zimmer der Obersthofmeisterin, und Absteigezimmer für Minister und fremde Gesandte. Den dritten, neben dem Wasserpalais gegen Morgen, bewohnt die Prinzessin Amalie, den 4ten die Prinzessin Mariane. Im Wasserpalais, zu welchem von der Elbe eine große Freitreppe führt, wohnen die Prinzen Anton und Maximilian. Die mehresten Zimmer sind vom Hofmahler Klingner gemahlt. Im alten Schlosse wohnen Hofbeamte und Geistliche, die Hofdienerschaft aber im sogenannten französischen Dörfchen hinter dem Schlosse. In den Seitenflügeln des alten Schlosses befinden sich die Hofküche, das Theater, der Venustempel und die Capelle. Letztere ist von Müller gemahlt, und hat sechs Altäre, die einst im Freiberger Dom standen. Hier wird täglich Messe gelesen und an Feiertagen vom Hofcaplan gepredigt. Zum Sonntagsgottesdienst fährt der Hof nach Dresden. Der ehemalige Venustempel, mit einem schönen Deckenstück, ist jetzt der tägliche Speisesaal für die königliche Familie, unter den Augusten war er mit manchen Gemählden der Ueppigkeit, besonders mit den Portraits aller Favoritinnen jener Könige verziert, die aber seit 1791 theils in die Gallerie des brühlschen Gartens, theils in Vorrathskammern verwiesen sind. Nur in einem Seitenflügel hängen noch weibliche Portraits, unter welchen die Gräfinnen Kosel und Königsmark, die unglückliche Maria von Schottland, und noch fünf englische Damen, mehr geschichtlich als künstlerisch sich auszeichnen. Der Erbauer des Venustempels, August II., gab hier

seit 1720 die prunkvollsten Feste. Das Theater faßt höchstens 500 Menschen; es werden nur italienische Opern gegeben; der Einlaß ist frei, und steht auch den Landleuten der Gegend offen. Hinter dem alten Schlosse sind Plätze zum Ballon- und Paßspiel eingerichtet, die aber eben so, wie die 2000 Schritt lange Maillebahn selten benutzt werden. Der Garten des Königs, nördlich hinter dem Bergpalais, welcher 1804 noch erweitert wurde, ist in einem einfachen und reinen Geschmack angelegt; eine liebliche Pappelinsel, eine Vestale aus carrarischem Marmor von dem berühmten Bildhauer Trippel in Rom, eine Menagerie, ein Vogelhaus und zwei geschmackvolle Pavillons sind die wenigen Hauptpartien, um welche der übrige Schmuck des Gartens zufällig und ungesucht erst aufzublühen scheint. Vorzüglich reich an seltenen Gewächsen ist der botanische Theil des Gartens. Zu diesem gehört auch ein Pavillon, welcher ein lehrreiches Saamencabinet, nebst einer kostbaren Sammlung schön gemahlter Pflanzen und Schmetterlinge enthält. Ausserdem sind hier vier Gewächshäuser und ein Orangeriehaus. Der König ist Kenner der Botanik, und der Naturforscher freut sich der Sorgfalt, mit welcher hier die kryptogamischen Gewächse gezogen werden; man untersucht sie aufs genaueste, und ein geschickter Künstler zeichnet das, was man beobachtet hat. Die Umgebungen von Pillnitz sind an sich schon reizend, aber der Sinn des jetzigen Königs für die stillen und reinen Freuden der Natur hat sie noch unendlich verschönert. Dicht hinter dem Dorfe öffnet sich der pillnitzer Grund, in welchem der romantische Friedrichsweg nach dem berühmten Borsberg führt, welcher sich 458 Ellen über die Elbe erhebt. Am Eingange zum Grunde ist eine Eisgrube im gothischen Geschmack; von hier führt ein Waldpfad auf den Schloßberg, wo das 1788 angelegte Raubschloß, oder künstliche Burgruinen mit geschmackvollen Zimmern sich befinden; ihre Lage auf dem freien Bergvorsprunge gibt eine vortreffliche Aussicht auf beide Elbufer. Von hier gelangt man zu einer, zwischen Laub- und Nadelholz versteckten Brücke, und an den 1778 angelegten 500 Fuß hohen Wasserfall, der aus einem Teich, der Mairmühle und mehreren Quellen sein Wasser empfängt, das in drei ausgemauerten Teichen sich sammelt. Auf der höchsten Spitze des Borsbergs, wohin man auf diesem reizenden, schattigen Wege in einer Stunde gelangt, liegt die sogenannte Eremitage; eine in künstlichen Felsen versteckte Grotte mit einem Zimmer und französischen und italienischen Inschriften, umgeben von bretternen Zelten. Ueber dieser Grotte steht auf einem Felsen ein Altan, von welchem man das Elbthal von Meißen bis Königstein, umgränzt von den Gebirgen des meißner Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges, übersehen kann. Sonst wurde der Borsberg von dem König fast täglich am frühen Morgen besucht. Unter den königlichen Gondeln in Pillnitz zeichnen sich besonders zwei durch Bildhauerarbeit, und von innen durch enkaustische oder eingebrannte Wachsmahlerei aus. In der einen sieht man die schönsten Elbgegenden: Königstein, Meißen, Hirschstein u. s. w. von Veith, Günther und Wizani gemahlt; als Nebenverzierungen sind alle kleinere Arten der Elbfische nebst Bibern, Fischottern u. s. w. in Arabesken angebracht. Die Decke enthält eine Karte des Elbstroms von der böhmischen Gränze bis ins Dessauische, um sie her winden sich, allegorisch gestaltet, die vier Hauptflüsse Sachsens: die Elbe, Mulde, Saale und Unstrut; die größern Elbfische, Lachs, Störr, Karpfen, Wels u. s. w., füllen in Arabeskenform die leeren Felder. Zwei Elbmesser bezeichnen, einer den gegenwärtigen, der andere den ehemaligen Wasserstand der denkwürdigsten Ueberschwemmungsjahre. In

der zweiten Gondel sind Schiffe, Fahrzeuge und Fischergeräthe verschiedener Nationen, Corallen, Seegewächse, Conchylien u. s. w. und an der Decke eine Windrose, enkaustisch gemahlt. Mitten auf der Elbe ist ein Heeger, auf welchem mehrmals große Feuerwerke abgebrannt wurden. Das an sich dem Naturfreunde so interessante und in der sächsischen Hofgeschichte so merkwürdige Pillnitz erhielt eine universalhistorische Bedeutung durch die große Fürstenversammlung welche vom 25. bis 27. August 1791 zunächst wegen der polnischen Angelegenheiten hier gehalten wurde. Kaiser Leopold II., der König von Preußen Friedrich Wilhelm II. und der Graf von Artois, außer welchen noch der jetzt regierende Kaiser Franz I., der jetzige König von Preußen und mehrere andere Fürsten zugegen waren, unterredeten sich hier über die gegen die französische Revolution zu ergreifenden Maßregeln. Es war zwar kein Offensivbündniß gegen Frankreich in der bekannten pillnitzer Convention enthalten; aber man beschloß doch gemeinschaftlich jedem Angriff von Seiten Frankreichs entgegenzuwirken und der Revolution Einhalt zu thun. Das nachher zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossene Schutzbündniß ward hier vorbereitet. Die Brüder des Königs von Frankreich erhielten nämlich von Preußen und Oesterreich eine Erklärung, welche auf einen nahe bevorstehenden Ausbruch des Krieges zu deuten schien. „Daß sie die jetzige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des gemeinsamen Interesse aller Souveraine in Europa betrachten, daß sie hoffen, daß dieses Interesse von den Mächten werde erkannt werden, deren Hülfe reclamirt worden, und daß sie dem zufolge sich nicht weigern werden, gemeinschaftlich mit Ihren Majestäten und nach Verhältniß ihrer Kräfte die wirksamsten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, in der vollkommensten Freiheit die Grundlagen einer den Rechten der Souveraine und dem Besten der französischen Nation gleichmäßig zuträglichen monarchischen Regierungsform zu befestigen. Dann und in dem Falle sind der Kaiser und der König von Preußen entschlossen, schleunig in gemeinsamem Einverständnisse mit der nöthigen Macht zu handeln, um gemeinschaftlich den vorgesetzten Zweck zu erreichen. — Inzwischen wollen sie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit sie im Stande seyen, sich in Activität zu setzen.“ — Dies war der Hauptinhalt jener folgenreichen Erklärung, die man in Frankreich als den Grund der ersten Coalition gegen dasselbe betrachtete. Als Tausende damals den festlichen Prunk jener Tage bewunderten, als man den Tempel auf dem Elbheger mit der Aufschrift: Concordia Augustorum, brennen, und den Strom in ein Feuermeer verwandelt sah, das seine flammenden Blitze über Feld und Thal zu dem hohen Waldgebirge hinüberwarf: da ahnete niemand die großen Erschütterungen des europäischen Staatenbundes, noch die blutigen Kriege und die traurigen Umwälzungen, welche Deutschland und Sachsen bevorstanden. Jene pillnitzer Convention, die zuerst alle Leidenschaften in Frankreich gegen das Ausland entfesselte, macht in der neuern Geschichte Epoche; eine auf sie geprägte Silbermünze wird jetzt mit 20 Thalern und darüber bezahlt. Als Napoleon im J. 1812 in Pillnitz war, soll er, auf jene Convention hindeutend, gesagt haben; „Hier bin ich geboren worden.“ Im J. 1813 litt Pillnitz viel, mit Ausnahme der Pavillons und des Gartens, von den französischen Truppen. Im J. 1814 wählte hier der russische Fürst Repnin seinen Landsitz. Solch ein Wechsel der Dinge verknüpft das schöne Pillnitz mit der Weltgeschichte.

Pilory, der Pranger der Engländer. Kopf und Hände des Ver-

urtheilten werden dergestalt eingezwängt, daß alle freie Bewegung unmöglich ist. Aber eine jeder vernünftigen Criminalgesetzgebung widersprechende Eigenthümlichkeit dieser Strafe ist die unbeschränkte Freiheit, mit welcher der Pöbel dabei seine Gesinnung äußern darf. Ist der zur Schau Ausgestellte dem Pöbel verhaßt, so ist er nicht nur in Gefahr, seine Gesundheit, sondern selbst sein Leben einzubüßen. Er wird mit Unrath, faulen Eiern, todten Thieren, auch wohl Steinen unaufhörlich geworfen, ohne im geringsten ausweichen oder sich schirmen zu können. Ist ihm dagegen das Volk gewogen oder ist derselbe wohl gar als Märtyrer seiner Popularität und Freimüthigkeit zur Pilory verurtheilt worden, wie dies in neuerer Zeit besonders mit den Druckern freimüthiger politischen Schriften geschah; so wird diese Strafe zu einem Triumph für ihn. Man streut ihm Blumen, labt ihn mit Erfrischungen, jauchzt ihm zu und angesehene Freunde stellen sich ihm zur Seite, um ihm Gesellschaft zu leisten. Der Verurtheilte selbst hat die Freiheit, von der Pilory herab Reden zu halten, sich zu vertheidigen und seine Feinde mit den gehässigsten Farben zu schildern.

Pilot, s. Lootse.

Pindarus, einer der am wenigsten gelesenen und am wenigsten gekannten griechischen Sänger (wiewohl sein Name einer der berühmtesten und gefeiertesten ist), aber gewiß einer der erhabensten und würdigsten. Unter den neun berühmten Lyrikern, die gewöhnlich zusammen genannt werden — Alkaios, Stesichoros, Simonides, Ibykos, Anakreon, Alkman, Bakchylides, Sappho sind die Namen der acht übrigen — galt Pindarus immer für den ersten. In einem Epigramm der griechischen Anthologie von Antipater heißt es von ihm:

Wie die knöcherne Pfeife der schmetternde Ruf der Drommete,
Also besiegte dein Lied jeglicher Laute Getön.

Er besang nämlich die Sieger in den öffentlichen Wettkämpfen der Griechen, und in so fern sind seine Oden wahre Gelegenheitsgedichte; aber freilich in einem weit höhern Sinne, als man Lieder dieser Gattung gewöhnlich nimmt. Jene Wettkämpfe waren öffentliche Volksfeste, an welchen die angesehnsten Männer, selbst Fürsten, Theil nahmen, und um die Ehre des Sieges buhlten. Solche Triumphe zu besingen, durfte demnach der größte Dichter seiner nicht für unwürdig achten; denn nicht um feilen Lohn sang er; er verherrlichte das Fest und den Sieger durch seinen Gesang, und nahm so selbst an dem Glanze des Triumphes und an der öffentlichen Ehre Theil. Und eben durch die Art, wie Pindarus dies that, offenbart sich der große Dichter. Er ergießt sich nicht in einen breiten Strom schmeichelnder Lobeserhebungen seines Helden (worin sich mancher Andre würde gefallen haben), sondern auf den Flügeln seiner Phantasie trägt er den Sieger mit sich wie ein Adler empor, und greift begeistert in die Saiten, die in mannichfachen Melodien lauter und leiser ertönen, wie es der Genius ihm eingiebt. Nicht nur die Sieger und ihre Mitbürger fühlten sich geehrt und verherrlicht durch die erhabnen Hymnen des Dichters, das ganze versammelte Griechenland nahm daran Theil, und so verbreiteten sich diese Gesänge bald durch ganz Hellas und allenthalben hin, wo die hellenische Sprache geredet wurde, und sind mit ihr auch bis zu uns gekommen. Zwar ist jene Zeit uns fremd; aber eben weil es nicht gewöhnliche, nicht auf den flüchtigen Augenblick berechnete Lieder sind, weil in ihnen ein hoher schöpferischer Geist lebt, der mit der Gegenwart zugleich die Zukunft, mit dem Besondren zugleich das Allgemeine umfaßte — sind die pindarischen Gesänge für alle Jahrhunderte, freilich nicht zur flüchtigen

Unterhaltung, gleich Anakreons leicht beweglichen Liederchen; aber wohl ein herrlicher Genuß für jeden, der die Sprache und den Geist des alten Hellas sich genugsam zu eigen gemacht hat, und Phantasie genug besitzt, um dem oft kühnen und doch sichern Fluge des Dichters mit unverwandtem Blicke folgen zu können. Aber eben daher, daß, um das Schöne und Herrliche der pindarischen Oden ganz zu empfinden, eine nicht gemeine Bekanntschaft mit dem Griechischen, und eigner Dichtergeist erfodert wird, kommt es unstreitig, daß Viele entweder eine sehr geringe Kenntniß, oder auch eine ganz verkehrte Ansicht von unserm Dichter haben, woran wohl jene unberufnen und ungeschickten Dolmetscher mit Schuld sind, die mit ungeweihten Lippen sich an dieses schwere Geschäft wagten. Nicht in kühnen Sprüngen und hochtrabenden Phrasen offenbart sich der pindarische Hymnus; er gleicht oft einem klaren und tiefen Strome, der in ruhiger Majestät dahinströmt, und in dessen Fluthen sich der Himmel mit seinen Sternen und die Erde mit ihren Blumen spiegelt; — die Ode wird zum Epos, und wir sehen die Heroen der alten Welt in ihrer Kraft einherschreiten und vernehmen ihre Rede. Von dieser Art ist die 4te der pythischen Oden auf den kyreneischen Fürsten Arkesilas, der im Wagenrennen den Preis davon getragen hatte — die längste von allen (sie besteht aus mehr als 500 Versen) und zugleich eine der schönsten und merkwürdigsten. Der Dichter gedenkt gleich zu Anfange der berühmten Ahnen des Arkesilas, des Euphemos, eines der Argonauten, und des Battos, des Gründers von Kyrene, und der sich darauf beziehenden Prophezeiung Medeens. An diese Erinnerung knüpft er dann die Geschichte Jasons und seines Zuges nach dem goldnen Vließ vom 124sten bis 438sten Vers, und fügt zum Schluß noch einige kräftige Worte der Ermahnung an den Fürsten hinzu. Das ganze Gedicht wird übrigens, so wie gewöhnlich die andern, in mehr Strophen, Gegenstrophen und Epoden abgetheilt, von denen die beiden erstern in der Zahl der Verse und in Hinsicht des Sylbenmaßes einander entsprechen. Weder hierin, noch in Ansehung der Sprache und des Geistes, der in ihnen herrscht, lassen sich die pindarischen Oden mit den horazischen vergleichen. Der oft leichte scherzhafte Ton und die schalkhafte Laune des römischen Dichters ist dem ernsten Geiste des Thebaners fremd. Er schwebte mehr in höhern Regionen. Wohl fühlte dies auch Horaz selbst, wenn er in der bekannten 2ten Ode des 4ten Buches sagt: Wer dem Pindaros nachzufliegen strebe, der sey in Gefahr, wie Ikarus, von zu schwachem Fittig getragen, ins Meer herabzustürzen; hoch in die Lüfte steige der dircäische Schwan, er schwebe, der Biene gleich, auf blumigen Wiesen umher. Zu den schönsten pindarischen Oden gehört auch die erste der nemeischen, wo des kleinen Heraklos Kampf mit den von der Here gesendeten Drachen, und der Sieg des Heldenkindes vortrefflich geschildert wird. Ferner die 2te der olympischen Oden, wo der erhabne Sänger herrliche Worte spricht über den Wechsel von Glück und Unglück im menschlichen Leben, und über die Seligkeit der Edlern in den elysischen Gefilden. „Des Lebens Gränze (so singt der Dichter) ist ungewiß dem Sterblichen, und ob ihm ruhig der Tag, des Helios Sohn, im ungestörten Glück enden wird. Wechselnd strömt der Freuden und der Leiden Fluth den Menschen. Reichthum mit Tugenden geschmückt beut jeglichen Vortheil — dem Mann ein heller Stern, ein wahrer Glanz. Aber wer ihn besitzt, gedenkt der Zukunft, daß die Seelen der Gestorbenen sofort für ihre Schulden büßen, und die Sünder in der Unterwelt Einer richtet, dessen furchtbarer Ausspruch unabänderlich fest steht. Aber die Guten

leben ein müheloses Leben, ohne Thränen, in den Inseln der Seligen, sie, die ihre Seele frei erhielten von jedem Unrecht. Sanfte Lüfte wehen dort, und mit goldnen Blüthen bekränzen sich die Seligen." Obwohl die Zeit auch von den pindarischen Gesängen viele vernichtet hat, so ist uns doch noch eine bedeutende Anzahl Oden, oder Siegeshymnen, übrig geblieben, nämlich 45; und zwar, da der öffentlichen feierlichen Wettkämpfe bei den Hellenen vier waren — die olympischen, pythischen, nemeischen, isthmischen — und der Dichter bei allen seine Lyra ertönen ließ, 14 auf olympische Sieger, 12 auf pythische, 11 auf nemeische und 8 auf isthmische. Sie sind sämmtlich im dorischen Dialect gesungen. Von den sämmtlichen Oden und Fragmenten hat Heyne eine schätzbare Ausgabe geliefert mit Varianten und Anmerkungen in 3 Bänden Pindari Carmina c. lect. var. et annot. iter. cur. Heyne. Gött. 1797 — 99. Wovon man auch eine wohlfeile kleinere Ausgabe hat, die den bloßen Text enthält. Eine andre Ausgabe mit sämmtlichen Scholien, Varianten und Anmerkungen hat Beck geliefert in 2 Bänden Leipzig 1810, und eine kleinere Ausgabe des Textes in 12. ist in demselben Jahre bei Tauchnitz erschienen, von Schäfer besorgt. Noch nicht vollendet ist folgendes Werk: Pindari opera quae supersunt. Textum in genuina metra restit. et ex fide Codd. Miscr. doctorumque conject. recens. annot. crit. scholia integra interpret. lat. comment. perpet. et ind. adj. A. Boekhius. T. I. Lips. 1811 — 14. In dieser neusten großen kritischen Ausgabe hat der gelehrte Herausgeber in Hinsicht der Versabtheilung ein von dem gewöhnlich angenommenen abweichendes System befolgt. Von einzelnen oder mehrern pindarischen Oden hat man ebenfalls brauchbare Ausgaben, z. B. eine Auswahl olympischer Oden mit alten Scholien und eignen Anmerkungen von Gedike. Von demselben die olympischen und pythischen Oden verdeutscht; auch die olympischen deutsch übers. mit Anmerk. von Gurlitt und von Gothe. Sämmtliche Oden hat Fähse übersetzt, mit einem brauchbaren Commentar; auch steht von der oben angeführten 4ten pythischen Ode eine gelungene Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen von Wilhelm von Humboldt im November-Stück der neuen deutschen Monatsschrift 1795, herausgegeben von Gentz. Wir fügen noch etwas hinzu von der Poesie und dem Leben unsers Dichters. Pindaros wurde in Böotien geboren, in, oder doch nahe bei Theben, und zwar in der 65sten Olympiade, ungefähr 520 Jahr vor Christi Geburt, gerade während der Feier der pythischen Spiele, woraus man auf seinen Beruf zum Dichter schließen wollte. Noch mehr bestätigte diesen eine Sage, nach welcher ihm die Bienen als Kind Honig in den Mund getragen haben sollten. Sein Vater war ein Flötenspieler, und er selbst soll die Lyra meisterhaft gespielt haben. Ueberhaupt wurde er frühzeitig zur Musik und Poesie gebildet, und die Ausbildung seines Dichtergeistes verdankte er vorzüglich der schönen und geistreichen Korinna, die selbst eine ausgezeichnete Dichterin war, und sogar mehr als einmal im poetischen Wettkampf mit ihrem Freunde den Preis davon getragen haben soll. Aus seinem Leben weiß man übrigens wenig mit Gewißheit anzugeben, selbst sein Todesjahr ist unbestimmt; nach Einigen starb er im 66sten Jahr, nach Andern wurde er 80 oder gar 90 Jahr alt. Sein Ruhm war so groß, daß Alexander, ungeachtet seiner Erbitterung gegen die Thebaner, bei der Zerstörung ihrer Stadt das Haus, wo der Dichter einst gewohnt hatte, ehrfurchtsvoll verschonte. Dasselbe hatten die Spartaner gethan, als sie siegend in Theben eindrangen. Ja schon bei seinem Leben sollen ihm

seine Mitbürger eine Bildsäule errichtet haben. Was er als Mensch war, wie er fühlte und dachte, darüber sagt uns die Geschichte fast gar nichts; aber aus seinen Gesängen läßt sich schließen, daß sich sein Geist mehr zu dem Ernsten, Erhabnen, Heiligen, Feierlichen hinneigte. Diesen Ton erfoderten allerdings Hymnen, wie Pindaros sang; aber er war auch ganz eigentlich dazu geschaffen, nicht zum leichten lustigen Liede. Nicht alles indeß, was wir noch von diesem großen Dichter haben, ist gleich vortrefflich und gleich anziehend. Manche machen ihm den Vorwurf, daß seine Methaphern bisweilen zu gesucht, zu frostig seyen, und finden den Gang seiner Gedanken hie und da allzuregellos und ausschweifend. Daß auf uns nicht alles denselben Eindruck machen kann, wie auf die Zeitgenossen, ist wohl gewiß. Genug, daß nach dem Urtheil der größten Männer die pindarischen Gesänge zu dem Schönsten und Herrlichsten gehören, was uns aus dem Alterthume übrig geblieben ist. Zum Schluß möge noch das Urtheil Quintilians, dieses so besonnenen und feinen Kunstrichters hier stehen: Pindaros, sagt er unter andern im 10ten Buch seiner Unterweisung in der Redekunst, ist unter den neun Lyrikern bei weitem der vorzüglichste, an hohem Dichtergeiste, an Wort- und Gedankenfülle, und an ausdrucksvoller Beredsamkeit, die sich wie ein Strom ergießt. S.

Pindus, ein Berg in Griechenland, zwischen Thessalien und Macedonien auf der einen, und Epirus und Aetolien auf der andern Seite. Er war, wie der Helicon und Parnaß, ein Sitz des Apollo und der Musen. Jetzt heißt er Mezzovo.

Pinke, eine Art schneller Lastschiffe, hinten und vorn gleich rund, mit flachem Boden und dickem Bauche. Sie führen ungefähr 300 Tonnen und werden vorzüglich zum Stockfischfang gebraucht. — Pinnasse, ein kleines Fahrzeug mit viereckigem Hintertheile, welches zwei auch drei Masten führt und sehr geschwind segelt, da man sich neben den Segeln auch noch der Ruder bedient.

Pinnen, eine Art kleiner Nägel mit flachen Köpfen; in der Meßkunst die kleinen, ungefähr einen Fuß langen Stäbchen, welche beim Messen in gewissen Entfernungen allemal da in die Erde gesteckt werden, wo die Meßkette aufhört, um nachher zu wissen, wie oft die Meßkette von einem Orte zum andern hat übergeschlagen und fortgetragen werden müssen.

Piombino, ein kleines italienisches Fürstenthum von zehn Quadratmeilen zwischen dem Pisanischen und Sieneſischen, wozu auch die Insel Elba mit Ausnahme von Porto Longone, welches dem Könige von Sicilien, und von Porto Ferrajo, welches dem Großherzoge von Florenz zustand, gehörte. Es hatte seine eignen Fürsten aus dem Hause Buoncompagni-Ludovisi. Als Napoleon 1801 in den Besitz von Elba kam, verdrang er dies Haus aus seinem Eigenthum; am 18. März 1805 aber übergab er das Fürstenthum Piombino seiner an Felix Bacchiocci vermählten Schwester Elise, zu welcher Ausstattung bald nachher auch noch Lucca kam. Nach dem 100ten Artikel des Wiener Congreßinstruments gelangte die Oberherrlichkeit und Souverainetät über das Fürstenthum Piombino und seine Zugehörden an den Großherzog von Toscana, jedoch mit dem Vorbehalt, daß der Fürst Ludovisi alles Eigenthum, welches seine Familie vor Besetzung dieser Länder durch die Franzosen 1799 inne gehabt, behalten, das Recht des Fischfangs ausüben, besondere Befreyung von Abgaben in Hinsicht auf Ausfuhr und Einfuhr genieſſen, und für die eher genoſſenen Regalien

entschädigt werden soll. Indessen will sich der Fürst bei diesen Bestimmungen nicht beruhigen.

Piombo (Sebastiano del), ein berühmter Mahler, geboren zu Venedig 1485. Sein eigentlicher Familienname war Luciani. Der Musik, welche er sehr liebte, entsagte er, um sich der Mahlerei unter Johann Bellini zu widmen. Dann war Giorgone sein Lehrer, von dem er das schöne Colorit lernte. Als er für sich selbst zu mahlen anfing, war Portraitmahlerei der Zweig, den er vorzüglich ausbildete, und worin er eine seltne Vollkommenheit erreichte. Der Ruf, den er sich bald dadurch erwarb, veranlaßte einen reichen Kaufmann von Siena, Agostino Chigi, ihn nach Rom zu nehmen und ihm die Verzierung seines Hauses daselbst zu übertragen. Die Zartheit seiner Mahlerei wurde hier sehr bewundert und Michael Angelo, der auf den werdenden Ruhm Rafaels einigermaßen eifersüchtig gewesen zu seyn scheint, munterte Sebastiano auf, mit ihm einen Wettstreit einzugehn. Dieser versah ihn sogar mit Zeichnungen, deren Details Piombo oft sehr glücklich ausführte, obgleich sein Geist für hohe Erfindung und große Ideen nicht eben empfänglich war. Als Rafael sein berühmtes Gemählde der Himmelfahrt gemahlt hatte, wurde Sebastiano von Michael Angelo bewogen, durch eine Auferstehung des Lazarus ihn wo möglich zu überbieten. Dieses Werk wird für sein größtes angesehn und erhielt großen Beifall. Der Märtyrertod der heiligen Agatha wurde ebenfalls sehr bewundert und zu den Werken der ersten Meister gezählt. Wie dem aber auch sey, so bestand sein Hauptverdienst doch in einzelnen Figuren und Portraits. Sein Pietro Aretino und Papst Clemens VII. waren von bewundernswürdiger Aehnlichkeit und dem vollendetsten Colorit. Vornehmlich wurde er von dem genannten Papste begünstigt, der ihm das Amt eines päpstlichen Siegelbewahrers übertrug. Sein Beiname del Piombo spielt darauf an. Dieses Amt nöthigte ihn, das geistliche Gewand zu nehmen, und seit dem entsagte er der Mahlerkunst fast ganz. Er schrieb Verse, zog gelehrte Männer an seine Tafel, lebte mit Gemächlichkeit und mahlte nur hin und wieder ein Portrait, wenn er besondere Veranlassung dazu hatte, z. B. die Julia Gonzaga für den Cardinal Hippolyt von Medici, den Papst Paul III. im Verscheiden, und einige andre. Er starb im J. 1547. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er eine eigne Art in Oel auf Stein zu mahlen erfunden hatte, in welcher man noch eine Geißelung in St. Peter in Montorio sieht.

Pionniers heißen die bei einigen Heeren ein eigenes Corps bildenden Mannschaften, welche die bei Anordnung der Marschrouten vorfallenden Arbeiten ohne Verzug zu verrichten, z. B. über Bäche Brücken zu verfertigen, Gräben niederzustechen, durch Hecken und Zäune Oeffnungen zu machen haben; zu welchen Arbeiten auch wohl die Sappeurs gebraucht werden.

Pipe, ein ursprünglich spanisches Wein- oder Oelgefäß, das gewöhnlich 5 Eimer oder 300 Maaß hält. In Danzig hält eine Pipe spanischen Weins 2 1/2 Ohm, eine Pipe Sect aber 3 Ohm oder 12 Anker oder 60 Viertel.

Piper (Carl, Graf von), schwedischer Reichsrath und Oberhofmarschall, fing unter Carl XI. dem Vaterlande zu dienen an, und war ein Liebling Carls XII., der ihm sein ganzes Vertrauen schenkte und als Premierminister die Führung der wichtigsten Geschäfte überließ. Er war ein einsichtsvoller Politiker und der unzertrennliche Gefährte seines Königs während dessen ganzer kriegerischen Laufbahn, bis

u der unglücklichen Schlacht von Pultawa 1709, wo er in russische Gefangenschaft gerieth. Er wurde nach Schlüsselburg gebracht, wo er 1716 starb. Sein Sohn, Carl Friedrich, geboren 1700, war Oberhofmeister, und Präsident des Reichskammercollegiums, und stand bei dem König Friedrich Adolph in besondrer Gunst. Als aber 1756 sein Tochtermann, Erich Brahe, enthauptet wurde, legte er seine Aemter nieder und zog sich auf seine Güter zurück, wo er 1775 starb.

Pipin, der Name zweier großen Beherrscher des alten Frankreichs zu den Zeiten der letzten Regenten desselben aus dem merovingischen Regentenstamme. 1. Pipin von Herstall, den die Austrasier oder östlichen Franken nach ihres Königs Dagobert II. Tode, an dessen Hofe Pipin Major Domus war (eine Würde, die ursprünglich bloß den angesehensten Hofbeamten bedeutete, aber in der Folge königsmäßige Macht erlangte), eines Kriegs wegen zu ihrem Herzoge wählten, und welcher zwar einige Scheinkönige einsetzte, selbst aber unter dem Titel eines Major Domus unumschränkt herrschte. Er starb nach vielen glücklich geführten Kriegen 714 und hinterließ seinem natürlichen Sohne, dem tapfern Carl Martell, die nämliche furchtbare Würde, welcher sie noch mehr erweiterte und das ganze große Reich der Franken bei seinem Tode (741) mit Genehmigung der Stände unter seine beiden Söhne theilte. Ersterer, Carlmann, überließ seine Länder seinem Bruder; 2. Pipin dem Kurzen, welcher nun unter dem Namen eines Königs ganz Frankreich besaß und bloß auf einige Jahre (bis 752) einen neuen Scheinkönig, Childerich III., den letzten Merovinger, aufstellte. Dieser Pipin, Carls des Großen Vater, ist außerdem in vielen Rücksichten merkwürdig. Er besiegte nicht nur die Bayern und gab ihnen einen Herzog, sondern unterwarf sich auch in der Lombardei den größten Theil des Exarchats, oder den nachmaligen Kirchenstaat, den er dem Papste mit Vorbehalt der Oberherrschaft schenkte, machte sich mehrere Völker zinsbar und vergrößerte sein Reich ausserordentlich. Da aber seine Macht sich bloß auf gutes Vernehmen mit den Ständen gründete, so konnte er noch keine Reform im Innern des Staats machen, sondern mußte diese seinem Sohne überlassen, der nach ihm den Thron bestieg.

Piquet, s. Piket.

Piquetspiel. Dieses bekannte Kartenspiel, welches unter Zweien mit 32 Karten gespielt wird, (nach welchen Regeln, kann hier nicht aus einander gesetzt werden), erfanden die Franzosen vor Ende des vierzehnten Jahrhunderts unter der Regierung des blödsinnigen Königs Carl VI.

Piranesi Gebrüder, geb. in Rom, wo sie ehemals eine bedeutende Kunsthandlung hatten; nach der Revolution haben sie sich nach Paris gewendet und dort ein ähnliches Etablissement errichtet. Der alte Piranesi, ihr Vater, zeichnete sich als Kupferstecher sehr aus, sowohl durch einen ganz ungemeinen Fleiß, als auch dadurch, daß er eine eigne Manier erfand, mit ganz geraden Strichen zu stechen, welche besonders für sein Fach der architektonischen Zeichnungen und Zierrathen aller Art sehr passend war. Er bearbeitete auf diese Weise mehrere tausend Platten, und gab alle merkwürdigen Denkmale alter Baukunst, alle schönen Ruinen, an denen Italien so reich ist, in so gestochnen Blättern heraus. Seine Söhne arbeiten in demselben Fach, doch geht ihre Betriebsamkeit mehr auf einen ausgebreiteten Kunsthandel als auf die eigne Kunstübung. — Der bekannte Ritter Piranesi war bei dem Ausbruche der französischen Revolution schwedischer

Minister am päpstlichen Hofe, wo er sich durch seine Anhänglichkeit an republikanische Ideen auszeichnete. Er entsagte zuletzt seinem Ministergehalte, und trat auf die Seite der Volkspartei. Als die Franzosen unter Berthier bis nach Rom vorgedrungen waren, lud er die Adeligen ein, auf dem Capitol die Sinnbilder des Adels zu verbrennen. Im J. 1799 ward er zum Minister der römischen Republik in Paris ernannt, wo er nach Wiederherstellung des päpstlichen Thrones sich niederließ.

Pirithous, ein Sohn des Jupiter und der Dia, der Gemahlin des Ixion, König der Lapithen, und vertrauter Freund des Theseus. Er vermählte sich mit Hippodamia, der Tochter des Atrax, eines andern Lapithenfürsten, mit welcher er den Polipötes zeugte. Sein Hochzeitfest ist berühmt durch den Kampf der Lapithen mit den Centauren, welcher entstand, als der trunkene Centaur Eurytion die Braut mißhandelte, und welcher mit der Vertreibung der Centauren vom Pelion endigte. Nach dem Tode seiner Gemahlin Hippodamia begab sich Pirithous zum Theseus nach Athen, und vereinigte sich, da auch dessen Gemahlin gestorben war, mit ihm zum Raube der spartanischen Helena. Als sie sie nach Athen gebracht hatten, loosten sie um ihren Besitz und setzten fest, daß derjenige, dem sie zufallen würde, dem andern auch zu einer Gemahlin helfen solle. Sie wurde dem Theseus zu Theil, und Pirithous verlangte jetzt von ihm, daß derselbe ihm des Pluto Gemahlin Proserpina entführen helfe. In dieser Absicht stiegen beide in die Unterwelt hinab; als sie sich aber niedergesetzt hatten, um auszuruhen, vermochten sie nicht aufzustehn. Theseus wurde nachher vom Hercules befreit; Pirithous aber, der mit dreihundert Ketten belastet worden, mußte in der Unterwelt zurückbleiben. (Vergl. Theseus).

Pirkheimer (Bilibald), ein berühmter nürnbergischer Rathsherr. Er stammte aus einem edeln und reichen Geschlechte der Reichsstadt Nürnberg und war 1470 zu Eichstädt geboren worden. Der Vater, ein Staatsmann und Freund der Musen, wandte alles an, die trefflichen Anlagen des Knaben zu entwickeln, und nahm ihn allenthalben mit sich, wohin er in den Geschäften der Fürsten, denen er diente, gesandt wurde. Dadurch war der Jüngling bereits mit der Welt und den Lebensgeschäften bekannt und vertraut geworden, als er, den Ritterdienst zu erlernen, in die Dienste des Bischofs von Eichstädt trat, der als einer der Aufseher des schwäbischen Bundes unaufhörlich von räuberischen Nachbarn befehdet wurde. Zwei Jahre verlebte der kraftvolle feurige Bilibald in stetem Kriegsdienste und wäre dieser Beschäftigung gern auf einem größern Schauplatz gefolgt, wenn nicht der Vater, der ihn zum Staatsmanne bilden wollte, ihn dem Kriegsgetümmel entzogen hätte, um ihn seine wissenschaftliche Bildung in Italien vollenden zu lassen. Sieben Jahre studirte er zu Padua und zu Pisa. Zwar waren die Rechtswissenschaften der Hauptgegenstand seiner Studien; aber auch alle übrigen Gegenstände der Kunst und Wissenschaften, die sich ihm darboten, wurden mit Begierde von ihm ergriffen und durchdrungen, besonders die alten Sprachen, Theologie, Medicin, Mathematik, Astronomie, auch Musik. Nach seiner Rückkunft verheirathete er sich und nahm die Anwartschaft auf eine Senatorstelle in Nürnberg an. Bald lernte man seine besondre Brauchbarkeit kennen, denn mit einer gründlichen Kenntniß der Rechte verband er seine Sitte und siegende Beredsamkeit. Er wurde daher zu verschiednen Gesandtschaften auf Reichstage und an Fürsten gebraucht; im J. 1499 aber vertraute der Senat ihm die Anführung der nürnbergischen Truppen in dem

unglücklichen Kriege gegen die Schweizer. Sowohl Maximilian I. als auch Carl V. erkannten seinen Werth und ernannten ihn zu ihrem Rathe. Nachdem er in öffentlichen Geschäften noch mehrere Jahre gewirkt und genützt hatte, zog er sich von denselben zurück und widmete fortan seine Muße den Wissenschaften und seinen Freunden, zu welchen die trefflichsten Männer seiner Zeit gehörten, unter andern Celtes und Albrecht Dürer. Nur zuweilen kehrte er zu den Staatsangelegenheiten zurück, da er es für die erste Pflicht hielt, sich dem Vaterlande, wenn es seiner bedürfe, nicht zu entziehn. Er beförderte mit Eifer die Reformation. Unter seinen Schriften, welche hauptsächlich in historischen und politischen Aufsätzen bestehen, und 1610 von Goldast gesammelt und herausgegeben worden, sind besonders seine Briefe an die Gelehrtesten seiner Zeitgenossen bemerkenswerth und lehrreich. Er starb im J. 1530.

Piron (Alexis), geboren zu Dijon den 9ten Juli 1689, war der Sohn von Aimé Piron, der sich als Dichter im burgundischen Dialect bekannt gemacht hat. Er verlebte dreißig Jahre in seiner Vaterstadt unter Ausschweifungen und Vergnügungen. Ein obscönes Gedicht, wodurch er sich in sehr übeln Ruf gesetzt hatte, wurde die Ursache, daß er seine Vaterstadt verließ und nach Paris ging. Da seine Familie ihn nur schwach unterstützen konnte, so machte er zunächst die Feder zu seinem Erwerbszweig, denn er schrieb mit einer Schönheit und Sauberkeit wie in Kupfer gestochen. Er trat als Secretär in die Dienste des Herrn von Bellisle, und nachher eines Finanzpachters. Verschiedne Stücke, in denen man sonderbare, originelle Details und eine anziehende Erfindung erblickt, und die er für das Spectacle de la foire schrieb, gründeten zuerst seinen Ruf; die Metromanie aber, eins der besten französischen Lustspiele, setzte ihn in den Rang der vorzüglichsten Lustspieldichter seiner Nation. Dieses an neuen Zügen, Witz und Laune reiche Stück wurde zuerst 1738 auf das Théatre Français gebracht und steht noch jetzt in verdientem Ansehn. — Eine Menge von witzigen und lustigen Einfällen und Antworten werden von Piron erzählt, die jedoch zum Theil zu bekannt sind, zum Theil zu sehr auf Oertlichkeiten und Nebenumstände Beziehung haben, als daß es der Mühe lohnte, sie hier zu wiederholen. Eben so bekannt ist seine unaufhörliche Rivalität mit Voltaire, dem er sich wenigstens gleich dünkte, und der vielleicht unter allen seinen Gegnern Piron allein seiner höchst sarcastischen und treffenden Einfälle wegen fürchtete. Aber diese Eigenschaft war es auch hauptsächlich, die ihm den Eintritt in die Akademie versperrte. Er rächte sich dadurch, daß er diese Gesellschaft les Invalides du bel esprit nannte, und sie in der bekannten sich selbst verfaßten Grabschrift:

Ci git Piron, qui ne fut rien,
Pas même Académicien,

verspottete; dennoch war er mehr als einmal bemüht gewesen, eine Stelle in derselben zu erhalten. Er starb den 21sten Januar 1773. — In der von Rigoley de Juvigny besorgten Ausgabe der Werke Pirons (1776, 7 Bde. 8, und 9 Bde. 12.) findet man auch das Mittelmäßige und Schlechte. Was des Aufbehaltens werth ist, ließe sich bequem in zwei Bände bringen. Dahin rechnen wir La Métromanie, Gustave, Les Courses de Tempé, und einige Oden, Epigramme, Erzählungen und Briefe. Alles übrige ist mehr oder weniger mittelmäßig.

Pisa, eine Stadt in Toscana, zwei Poststationen von Livorno und sechs von Florenz, am schiffbaren Arno, mit 20,000 Einwohnern.

Aus Italien sowohl als aus entferntern Gegenden wallfahrten unzählige Leidende nach Pisa, um durch die dortigen berühmten Bäder zu genesen. Das Wasser dieser dem heiligen Julianus geweihten Heilquellen, 1 1/2 italienische Meile von der Stadt entfernt, hat 22 bis 38 Grad Wärme. Es ist besonders heilsam für gichtische Uebel und Leberkrankheiten. Die Bäder sind schön und bequem; man kann wohl sagen, daß hier das klarste Wasser in dem reinsten Marmor fließt, und daß die Gesundheit selbst den Kranken in diesen lieblichen Wellen umströmt. Die Preise für Wohnungen und Kost sind billig und von der Regierung festgesetzt. In Pisa selbst bewundert man in der Kathedralkirche drei schöne Thüren von Bronze, von denen man behauptet, sie wären aus Jerusalem; dieses Erz scheint wirklich zu athmen. Zwei Säulen von Verde antico schmücken den Hochaltar; sie wurden aus dem Tempel der Diana zu Ephesus genommen. Hier befindet sich auch das Grab Kaisers Heinrich VII, eine antike Todtenurne auf einer einzeln stehenden Säule, ein antikes Marmorgrab, und an der Kanzel eine Säule von dem schönsten orientalischen Marmor, die Kanzel selbst ist von einem fast durchsichtigen Marmor. Man bemerkt hier auch das Grabmal des Grafen Algarotti, welches auf Kosten Friedrichs des Einzigen errichtet wurde. Der Glockenthurm dieser Kirche ist der berühmte schiefe Thurm, von 142 Fuß Höhe. Wenn man oben ein Senkblei herabwirft, so fällt es unten 12 bis 13 Fuß weit von dem Thurme ab. Man behauptet, nicht die Absicht des Baumeisters, sondern das Senken des Erdreiches habe diese schräge Richtung bewirkt. Von der obersten Platteform genießt man die herrlichste Aussicht; bei Nacht unterscheidet man sogar den Leuchtthurm von Livorno. Ferner bemerkt der Reisende in Pisa die schöne kolossale Statue Ferdinands II., das Collegium des Bartolo, in dem Hause, welches einst dieser große Rechtsgelehrte bewohnte, das Hospital, die Franciskanerkirche, wo mehrere schöne Gemählde sind, die Matthäuskirche mit ihrem schönen Plafond, die Börse, die Quais und Brücken des Arno, besonders den Ponte Marmo, und die Trümmer des Thurmes, worin Ugolino und seine Kinder den Hungertod starben, jetzt ein verfallnes Gemäuer mit Eisenstäben in dem kleinen Garten neben dem Stephanskloster. Zwei große Volksfeste zeigen noch einige Spuren des alten Nationalgeistes der Pisaner: das Gefecht der Cispontiner und Transpontiner, welches alle drei Jahr auf der Marmorbrücke gehalten wird, und die Erleuchtung der ganzen Stadt, welche alle drei Jahre, am Tage ihres Schutzpatrones, des heiligen Remigius, Statt findet. Die Universität, das Seminarium, das Observatorium, der botanische Garten und ein Naturaliencabinet sind die wichtigsten wissenschaftlichen Anstalten in Pisa. Das dortige Oel wird sehr geschätzt und in dem Matthäuskloster werden schöne künstliche Blumen gefertigt. Auch liefert Pisa viel schöne Tischlerarbeit. — Doch die größte Denkwürdigkeit ist die Geschichte von Pisa. Diese erlauchte Republik blühte auf im Mittelalter durch den kräftigen Freiheitssinn und den thätigen Handelsgeist ihrer wackern Bürger. Im Kampfe mit den Saracenen eroberte sie Sardinien, Corsica, die Balearen und hieß die Königin des Meeres. Die Stadt hatte damals, im 12ten und 13ten Jahrhundert, über 150,000 Einwohner. Ihr Gebiet am tyrrhener Ufer umfaßte die damals angebaute und daher sehr fruchtbare Maremma von Lerici bis nach Piombino, in einer Breite von zehn bis zwanzig Miglien. Zur See die Nebenbuhlerin Venedigs und Genua's, gründete sie Colonien in der Levante und sandte 40 Schiffe dem Könige von Jerusalem zu Hülfe. Aber auf dem festen

Digitized by Google

Lande, als eifrige Gibellinin dem Kaiser treu, in blutigen Zwist verwickelt mit der Guelfin Florenz, mit Lucca und Siena, die dem Papste anhingen, von allen Nachbarn beneidet, von Genua in blutiger Seeschlacht besiegt, und durch innere Parteiung mächtiger Geschlechter zerrissen, unterlag sie endlich der Eifersucht und dem Hasse von Florenz. Ugolino herrschte jedoch nur kurze Zeit über das seiner Festen beraubte Pisa. Der Muth, mit welchem eilftausend Pisaner lieber sechzehn Jahre harte Gefangenschaft litten, als eine vaterländische Feste in Feindes Hand übergaben, hielt eine Zeitlang noch das kriegerische Pisa empor. Die Republik schlug mit eigenen Waffen das Heer der Guelfen von ganz Italien. Aber erschöpft trat sie endlich unter Mailands Schutz, ward darauf von Appiano dem Herzog Galeaz Visconti verkauft, von dessen Nachfolger Florenz sie einhandelte; das freie Florenz erkaufte von einem Tyrannen als Sclavin die freigeborne Schwester (1406). Durch Hunger ward die Uebergabe erzwungen, und mit Gewalt die widerstrebnde im Gehorsam erhalten. Absichtlich ließ Florenz die reiche Maremma wieder zum Sumpfe werden und Pisa's Handel absterben. Die größte Hälfte der Bürger wanderte aus. Aber nach 88jähriger Unterdrückung, als Carl VIII. von Frankreich Italien überzog, erhob sich der alte Stolz von Pisa, und kämpfte funfzehn Jahre glorreich um seine Freiheit. Simon Orlandi rief seine Mitbürger auf, und das Volk erhielt von Carl VIII., der nach einem Vertrage mit Florenz Pisa besetzte, dessen Beifall, so daß es sich eine eigene Verfassung gab, und den florentinischen Löwen zu Boden warf. Jetzt begann ein hartnäckiger kleiner Krieg zwischen Florenz und Pisa. Die Bürger der letztern Stadt gewannen den Beistand der französischen Besatzung, eroberten ihr altes Gebiet wieder und schlugen die Miethtruppen der Florentiner. Ihr kriegerischer Muth erwachte. Alle Anstrengungen ihrer ehemaligen Oberherren wurden vereitelt. Die französische Besatzung zog endlich ab, und übergab ihnen die Burg, welche sie schleiften, indem sie dem Könige von Frankreich als ihrem Schutzherrn schworen. Pisa wurde jetzt ein wichtiger Punkt in der Politik jener Zeit. Fürsten und Republiken unterhandelten bald für, bald gegen die Fortdauer des wieder aufgestandenen Freistaats. Endlich von allem Beistand verlassen, schworen die Pisaner, eher unterzugehen, als sich ihrem Erbfeinde zu unterwerfen. Schon hatte Florenz sich des Gebiets von Pisa wieder bemächtigt; am letzten Juli 1499 belagerte sie die trotzige Nebenbuhlerin mit so großen Zurüstungen, daß sie in 14 Tagen derselben sich zu bemeistern hoffte. Aber Pisa's Widerstand ist ein schönes Blatt in der Geschichte dieser Republik. Die Frauen schanzten Tag und Nacht, um die eingeschlossenen Mauern herzustellen; und als der Feind ein Castell mit Sturm genommen, da warfen sie sich den zagenden Männern entgegen, sie möchten lieber sterben, als der Florentiner Knechte werden. So ward die Stadt gerettet, und der Feind hob mit großem Verluste den 4ten September die Belagerung auf. Die Pisaner verwandelten jetzt ihre Stadt in eine furchtbare Festung. Nun zog ein von Ludwig XII., König von Frankreich, der nicht Herr von Pisa seyn, sondern sie den Florentinern unterwerfen wollte, abgeschicktes Heer vor die Stadt, hob aber ebenfalls die Belagerung bald wieder auf. Im J. 1504 unternahmen die Florentiner aufs neue Pisa's Belagerung. Sie wollten den Arno oberhalb Pisa abdämmen, mußten aber nach großen vergeblichen Kosten davon ablassen. Eine dritte Belagerung im J. 1505 war eben so vergeblich. Aber endlich den 8ten Juni im J. 1509 bezwang der Hunger die aufs äußerste gebrachte

Stadt. Pisa unterwarf sich durch einen Vertrag den Florentinern, und alles Geschehene sollte vergessen und straflos seyn. So fiel Pisa, nachdem es viermaligen Angriff vereitelt und funfzehn Jahre hindurch die Freiheit behauptet, durch Hungersnoth in florentinische Gewalt, und hörte für immer auf, selbstständig zu seyn. Auf seinem Ruin erhob sich die Macht von Toscana. Man vergl. über diesen höchst interessanten Kampf eine aus den gleichzeitigen Schriftstellern gezogene, treffliche Darstellung desselben: Geschichte der 15jährigen Freiheit von Pisa. Von Carl Treitschke. Leipzig 1814. 8.

Pisistratus, ein ausgezeichneter athenensischer Bürger, der sich zum Tyrannen, d. h. zum ungesetzlichen Oberherrn seines Vaterlandes machte. Er war von edler Abkunft, die er selbst von Codrus, dem letzten Könige von Athen, ableitete, und erbte von seinem Vater Hippokrates ein großes Vermögen. Von Natur besaß er die Vorzüge, welche dem Einzelnen ein Uebergewicht geben: eine gewandte Sprache und eine ungemeine Fassungskraft; durch alle Kenntnisse der damaligen Zeit hatte er sie noch erhöht. Sein erster Schritt, als er in das öffentliche Leben trat, war, daß er durch seine Beredsamkeit die Bemühungen des Solon (eines mütterlichen Verwandten von ihm), die Athenienser zur Wiedereroberung von Salamis zu bewegen, unterstützte und sodann diesen Gesetzgeber auf der glücklichen Unternehmung gegen diese Insel begleitete. Von Natur ehrgeizig, verfolgte er den Plan der Politik, der unter einer Volksregierung so oft gelungen ist; er gewann die niedere Classe der Bürger durch einnehmende Leutseligkeit und ungemeine Freigebigkeit. Er verschaffte ihnen Erleichterungen, öffnete seine Gärten ihren Vergnügungen, tröstete die Kranken und ließ die Todten beerdigen; in allen seinen Reden war er der Anwald der bürgerlichen Gleichheit und der demokratischen Verfassung. Solon durchschaute die Kunstgriffe seines Betragens, und äußerte seine Besorgnisse sowohl gegen ihn als gegen andere. Nur zu bald gingen sie in Erfüllung. Eines Tages erschien Pisistratus mit mehreren leichten Wunden, die er sich selbst zugefügt hatte, auf dem Markte, und rief seine Mitbürger laut um Beistand und Schutz gegen vorgebliche Feinde an, die ihm, wie er sagte, wegen seiner Anhänglichkeit an der Demokratie nach dem Leben trachteten. Es wurde sogleich eine Volksversammlung berufen, in welcher einer seiner Freunde vorschlug, daß ihm eine Wache zur Sicherheit seiner Person gegeben werden sollte. Dieser Vorschlag wurde, so sehr sich auch Solon widersetzte, genehmigt. Man gab ihm eine Leibwache, mit deren Hülfe er sich in Besitz der Burg von Athen setzte. Er entwaffnete die Menge und war nunmehr Herr der Stadt, während Solon aus seinem dienstbar gewordenen Vaterlande auswanderte. Dies geschah im J. 560 vor Christi Geburt. Aber wenn Pisistratus gleich die Beschuldigung der Tyrannei durch die Art, wie er sich in Besitz der Herrschaft setzte, auf sich zog, so gebrauchte er doch diese Gewalt keineswegs als ein Tyrann. Im Gegentheil hätte kein gesetzmäßiger Fürst sich mit mehr Mäßigung oder mit mehr Achtung für das Interesse seiner Landsleute betragen können. Er machte keinen Versuch, die weisen Gesetze Solons abzuschaffen, sondern bestätigte und erhöhte ihr Ansehn; immer zeigte er die größte Verehrung gegen den Gesetzgeber; aber seine Bemühungen, ihn zur Rückkehr nach Athen zu bewegen, waren vergeblich. Indeß war seine Obergewalt noch nicht gesichert. Megakles, der an der Spitze einer Opposition stand, verließ mit seiner Familie das athenensische Gebiet und knüpfte mit einer dritten Partei einen Briefwechsel an, in der Absicht, die Macht

des Pisistratus zu stürzen. Ihre Machinationen gelangen und Pisistratus war genöthigt, auszuwandern, während seine Effecten öffentlich verkauft wurden. Megakles aber, der bald mit der Partei, mit welcher er sich verbunden hatte, unzufrieden wurde, machte Pisistratus Eröffnungen, daß er ihn zurückführen wolle, wenn er eine Tochter zur Gemahlin nehmen würde. Diesen Vorschlag gieng jener sogleich ein, und seine Rückkehr wurde durch eine List bewerkstelligt, die ein auffallendes Beispiel von der Leichtgläubigkeit des Volks abgibt. Man wählte ein Frauenzimmer von hohem Wuchs und majestätischer Gestalt, kleidete sie in die Rüstung der Minerva und kündigte an, daß die Göttin selbst den Pisistratus zurückführen werde. Auf einem prächtigen Wagen zog er mit ihr feierlich in die Stadt ein und wurde sogleich ohne Widerstand wieder eingesetzt. Diese Thatsache wird von Herodot verbürgt, der sie jedoch lächerlich nennt. Pisistratus heirathete, wie er versprochen hatte, die Tochter des Megakles, lebte aber, da er schon eine Familie hatte, nicht mit ihr als seiner Gattin. Um diese Kränkung zu rächen, bildete Megakles aufs neue eine Gegenpartei, welche dem Pisistratus so furchtbar schien, daß er dem Ausbruch zuvorkommend sich freiwillig nach Eretria begab. Hier beschäftigte er sich mit der Erziehung seiner Söhne und mit den Mitteln, sein Ansehn durch Gewalt wieder zu erlangen; endlich im elften Jahre dieses zweiten Exils betrat er Attika an der Spitze eines Heeres. Viele Athenienser, die mit der Demokratie unzufrieden waren und seiner frühern Wohlthaten gedachten, stießen zu ihm; und nachdem er die ihm entgegengesandten Truppen durch einen Ueberfall zerstreut hatte, zog er in die Stadt ein und bemächtigte sich zum drittenmal der obersten Gewalt. Kein Blut wurde in Folge seiner Rückkehr vergossen. Er fuhr fort, mit derselben Milde, wie zuvor, zu herrschen; aber um die Volkspartei zu schwächen, ergriff er eine Maßregel, die für den Staat sehr nützlich war. Er zwang viele der müßigen Einwohner, die Stadt zu verlassen und die umliegenden Gegenden anzubauen, welche dadurch mit Kornfeldern und Olivenpflanzungen bedeckt wurden. Dadurch, daß er von jedem den zehnten Theil seines Einkommens und Erwerbs foderte, vermehrte er die Staatseinkünfte, welche er auf prachtvolle öffentliche Gebäude verwendete. Auch suchte er die Bildung der Athenienser durch Aufmunterung der Literatur zu befördern. Er legte eine öffentliche Bibliothek an; die Gesänge Homers wurden auf seine Veranstaltung gesammelt. Da er wohl wußte, wie verhaßt die Tyrannei sey, verbarg er sorgfältig seine Macht unter dem Aeußern eines gewöhnlichen Bürgers. Er unterwarf sich wie jeder andre dem Ausspruch des Areopagus, vor dem er eines Mordes angeklagt worden. Als einst einige junge Leute, von Wein erhitzt, seine Gemahlin auf öffentlicher Straße beleidigt hatten, den Tag darauf aber, über den Vorfall beunruhigt, zu ihm kamen, um ihn um Verzeihung zu bitten, entließ er sie mit freundlicher Ermahnung, zugleich aber mit der Versicherung, daß sie sich in der Person geirrt hätten, denn seine Gemahlin sey gestern gar nicht aus dem Hause gegangen. Mit gleicher Klugheit betrug er sich, als einst ein Jüngling, der seine Tochter liebte, diese bei einer öffentlichen Prozession geküßt hatte und alle in ihn drangen, diesen Schimpf zu rächen. „Wenn wir so streng gegen die wären, sagte er, die uns lieben, was sollten wir mit denen thun, die uns hassen.“ Der Jüngling, dadurch kühn gemacht, entführte bald darauf das Mädchen und wollte mit ihr nach Aegina fliehn; unterwegs aber fiel er ihrem Bruder Hippias in die Hände, der gegen die Seeräuber kreuzte, und wurde von diesem zurückgeführt. Pisistratus, statt ihn zu strafen,

gab ihm seine Tochter zur Ehe. Auf diese Weise übte Pisistratus die Oberherrschaft, nicht als der Unterdrücker, sondern als der Vater seines Vaterlandes, welches kaum je einer längern Ruhe und Wohlfahrt genoß. Er starb im J. 527 vor Christi Geburt und hinterließ als Erben seiner Gewalt seine Söhne Hippias und Hipparchus, welche sich jedoch nicht darin zu erhalten wußten.

Pissevache, ein merkwürdiger Wasserfall im Walliserlande, südlich von St. Maurice und nahe an der Rhone. Der beträchtliche Bach Salanche fällt aus einer Höhe von 270 Fuß in ansehnlicher Breite, aber nicht senkrecht herab, und lös't sich auf diesem Wege zum Theil in große Dunstwolken auf, die, wenn sie von der Sonne angestrahlt werden, die prächtigsten Regenbogen bilden. Die Gegend umher ist nackt, und die große Landstraße führt daran vorbei.

Pistocchi (Francesco Antonio), ein berühmter Singlehrer. Er war um das J. 1660 zu Bologna geboren und zeichnete sich in seiner Jugend durch eine treffliche Sopranstimme aus, die ihm allgemeine Bewunderung erwarb. Aber seine ausschweifende Lebensart raubte sie ihm. Er gerieth in die äußerste Noth und war gezwungen, bei einem Componisten als Notenschreiber in Dienste zu gehn. Hier fand er Gelegenheit, sich mit den Regeln der Composition bekannt zu machen. Nach einigen Jahren fand sich seine Stimme allmählig wieder, die jetzt in einen angenehmen Conteralt überging. Durch Erfahrung belehrt, wußte er sie jetzt besser in Acht zu nehmen. Er durchreis'te Europa, hörte und bemerkte alles Gute in jedem Geschmack, und bildete sich daraus eine eigne vermischte Manier, die er zuerst als markgräflich anspachischer Capellmeister, wozu er ernannt wurde, zu Anfang des 18ten Jahrhunderts aber in seiner Vaterstadt, wohin er zurückkehrte, in Ausübung brachte. Er errichtete hier eine eigne Singschule, aus welcher die berühmten Sänger Bernacchi, Pasi u. s. w. hervorgingen. Mit Recht ist er wegen seiner ganz neuen Gesangmethode, welche nachher von Faustina und Farinelli noch vervollkommnet wurde, als der Vater des heutigen guten Gesangs anzusehen; wobei man ihm jedoch auch Schuld gibt, durch die häufigen kunstreichen Passagen, die er lehrte, den natürlichen Gesang verunstaltet zu haben.

Pistole, ein bekanntes Feuergewehr, dessen Namen Einige von dem Worte Pistollo ableiten, weil die Pistolen am Ende des Griffs große Knöpfe haben; Andere von der Stadt Pistoja in Italien, wo die Pistolen erfunden seyn sollen. — Die electrische oder die Knallluftpistole ist eine Vorrichtung, in welcher die Explosion der durch den electrischen Funken entzündeten Knallluft einen Pfropf mit Gewalt aus einem Rohre treibt. Der Versuch dient zum Beweise der Entzündung brennbarer Stoffe durch den electrischen Funken, und der explodirenden Kraft der Knallluft.

Pitho, bei den Römern Suada, die Göttin der Beredsamkeit, der Ueberredung, eine der Charitinnen oder doch in deren Gefolge.

Pitt (William), zweiter Sohn des Grafen (Earl of) Chatam, geb. den 28sten Mai 1759 zu Angers auf einer Reise seiner Aeltern, starb zu London in seinem 47sten Jahre an den Folgen einer zurückgetretenen Gicht den 23sten Januar 1806. Er war brittischer Staatsminister; und was er war, das war er ganz. In dieser scharf begränzten, rein vollendeten Individualität des berühmten Mannes liegt sein Verdienst und seine Größe. Er war der Mann seiner Nation, und stand durch Geist und Charakter an ihrer Spitze. Man darf ihn nicht als Weltbürger beurtheilen. Freie Genialität, die seine großen Zeitgenossen,

Burke und Fox, hervorhob, wenn man anders die Fülle einer mit Seherkraft begabten Phantasie, oder eines überströmenden Gefühls so nennen will, war nicht Pitts Diadem. Klarheit und Schärfe des Verstandes, mehr als hinreichte, um den „good sense" seiner Nation zu überzeugen und zu bestimmen; so viel Gemüth, als sein altbrittisches Herz erwärmen und begeistern konnte; eine Umsicht, die noch heller und umfassender war, als die Höhe seines Standorts im Staate sie einem North, der vor ihm oder einem Perceval, der nach ihm dem großen Nationalinteresse vorstand, an sich schon gewährte, eine Erfahrung und Geschäftsübung, wie wenig Staatsmänner von gleichen Talenten zu seiner Zeit besaßen; eine Thätigkeit, die Alles in nothwendige Einheit zusammendrängend umfaßte; eine Sachkenntniß, zumal in den Hauptelementen des brittischen Staatswohls und der brittischen Staatskunst, in der Nationalökonomie und im Finanzwesen, wie keiner vor ihm hatte, und mit der er bewunderungswürdig folgerecht und genau das Einzelne mit dem Allgemeinen verknüpfte; ein Wille, dessen Kraft und Festigkeit den Grundzug des brittischen Nationalcharakters, Beharrlichkeit in großen, schwierigen Unternehmungen, in ihm vollendet darstellte; ein Edelmuth endlich und eine Rechtlichkeit, die seine ministerielle Gewalt von jedem Vorwurfe des Eigennutzes, der Selbstsucht und der engherzigen Willkür rein erhielt; dieser seltene Verein hervorragender Kräfte in einen Brennpunkt planmäßiger Thätigkeit versetzt, zu einer großen gefahrvollen Zeit zugleich von dem Schicksal Großbritanniens und dem Schicksal Europa's in vollen Anspruch genommen, und durch unglückliche Erfolge mit tragischer Würde umgeben, diese Kraft und diese Wirksamkeit machen Pitt unsterblich. Nach seinem Tode hat er gesiegt; er starb zu früh für sein Glück und seinen Triumph, aber nicht zu früh für sein Werk. Dieses hatte er so weit geführt, daß selbst Fox, auch bei längerm Leben, die Idee desselben aufzugeben nicht vermocht haben würde, und daß seine Nachfolger nur in dem folgerechten Fortgehn nach Pitts Planen einen glücklichen Ausgang, oder ein ruhmvolles Unterliegen, in jeder Entfernung von denselben aber nichts als dunkle Ungewißheit, Vorwurf und Schmach vor Augen sahen. Pitt, sagen die Franzosen, hat Napoleons Größe herbeigeführt. Nein, antwortet die Geschichte. Dadurch, daß Napoleon nur Cabinette zu überlisten und Soldheere zu schlagen, keine Nation aber auf dem festen Lande gegen sich gerüstet fand, dadurch allein wurde er Herr des Continents. Als Spanien, als Oesterreich, als Rußland, als endlich Preußen und die Deutschen gegen ihn als Nationen sich erhoben: da ging sein Stern unter. Pitt wollte und that nichts, als was seine Nation wollte und that; er gab dem Willen und der That seines Volks nur Ueberzeugung und folgerechte Beharrlichkeit. An der Spitze jedes andern Cabinets würde Pitt so unglücklich gewesen seyn, wie Thugut, Cobenzl und Stadion. Hätte der brittische Minister die deutsche Nation so bewaffnen können, wie das Cabinet von Wien, er würde schon 1805 gesiegt haben. Andre klagen Pitt an, er habe nichts als brittischen Staatsvortheil vor Augen gehabt, und diesen dem Heile Europa's und der Menschheit selbst vorgezogen; allein liegt nicht das Heil der civilisirten Welt in der Kraft und der Selbstständigkeit der Nationen? Wo diese zu einer bloßen Zahlengröße in der politischen Arithmetik sich herabwürdigen ließen, sollte da Pitt sie mit mehr Achtung behandeln, als sie bei ihren eigenen Regierungen fanden; oder sollte er das Daseyn der ersten Nation, die eine Zeitlang die einzige in Europa war, aus Großmuth für andre Völker, die sich nur als Maschinen im Cabinette und Felde be-

handelt sahen, aufs Spiel setzen? Pitt kaufte also Soldaten, weil es käufliche Soldaten gab. Nun aber ist es endlich wohl klar, daß England für Europa's Völkerheil noch immer nicht mächtig genug ist, denn sonst würde Polen kein vierfach gespaltenes Daseyn, und Rußland kein solches Uebergewicht in Europa's Wagschale haben. In England selbst gab die Whigpartei Pitt Schuld, er habe der Freiheit seiner Nation Schlingen gelegt, der Parlamentsreform sich widersetzt, das Grundgesetz der persönlichen Freiheit umgestoßen u. s. w.; aber für wen ist die öffentliche Meinung in England dieselbe Stimme der Achtung und Bewunderung so unverändert geblieben als für Pitt? Noch besteht der Pittclub; Pitts Geburtstag ist noch jetzt ein Bürgerfest; und die Freiheit der Britten äußert sich, wie immer, männlich und stark. Pitt hat die Parlamentsreform aufgeschoben, für die er selbst einst stimmte, weil jeder besonnene Mann schwer sich entschließt, etwas neues an die Stelle des unvollkommenen Guten zu setzen, und weil man nicht eine richtigere Eintheilung der Zimmer vornimmt, wenn die Grundfesten des Gebäudes durch äußre Gefahr erschüttert werden. Ist aber eine gleiche Repräsentation an sich allein schon das Palladium der Freiheit? Wir haben in Frankreich und mehrern andern Staaten gesehn, welche Bürgschaft die Ständeversammlungen, wenn keine Verantwortlichkeit der Minister, keine Preßfreiheit und kein Ansehn der öffentlichen Meinung vorhanden ist, dem Gemeinwohle gewähren. Daß endlich Pitt die Habeascorpusacte auf bestimmte Zeit außer Kraft setzen ließ, geschah gesetzlich; sahen auch einzelne Schwärmer oder Tadler, die größtentheils im Geiste der französischen Revolutionsmänner an dem Umsturze der englischen Verfassung arbeiteten, um glänzende Luftbilder an die Stelle der erprobten, obgleich unvollkommenen, doch von allen, die Menschenwerk zu würdigen wissen, bewunderten altbrittischen Constitution zu setzen, in jener Verfügung ministeriellen Despotismus, so sahen dagegen eben so viel Tausende darin die Sicherheit ihres Daseyns. Pitt war Minister im vollen Sinne dieses Worts, der Diener des Staats, nicht der Diener des Königs; er übte im Geiste der brittischen Constitution die volle Gewalt seiner Stelle aus; denn er war verantwortlich, der König aber in den letzten Jahren seiner Verwaltung von einem stillen Wahnsinn befallen. Ein Minister, der verantwortlich ist und die öffentliche Meinung über sich sieht, wird nur dann, wenn er im vollen Umfange der Gesetzlichkeit, frei und kräftig, ohne Selbstsucht, seiner besten Ueberzeugung redlich folgt, auch wenn er irrt, auch wenn er unglücklich ist, die Achtung der Nation behalten, selbst dann, wenn sie seinem Verwaltungssystem ihre Billigung entzieht. Pitt hat beides, die Achtung und die Dankbarkeit der Nachwelt, sich gerettet. Er war nicht Weltbürger, so wenig als die großen Männer des Alterthums in Griechenland und Rom, er war Britte, aber schon als solcher gehörte er zu einer Nation, in der man mehr practischen Weltbürgersinn anerkennt, als in allen Philosophen des Continents. Darum war Pitt als Minister der Abschaffung des Sclavenhandels seit 1787, wo zuerst Wilberforce diese Angelegenheit im Parlamente zur Sprache brachte, stets förderlich; und die französische Freiheit achtete auch er, so lange sie achtungswerth war. Die pillnitzer Convention blieb ihm fremd. Er griff das Recht der Neutralen zur See an, weil Krieg, er selbst aber ein Britte und überdies brittischer Minister war. Sein Plan, Frankreichs Häfen sämmtlich zu blokiren, war eine Gegenmaßregel, nachdem Frankreich, damals ein großes Heerlager, ein einziger Waffenplatz, durch ähnliche Beschlüsse, denen es nur keinen Nachdruck geben konnte, jenes Sperrsystem gegen

sich selbst zuerst herausgefodert hatte. Mehrere militärische Entwürfe Pitts mißlangen, weil er kein Feldherr war; er führte den Krieg bloß als Staatsmann, u. der Staatsmann steht der Natur der Sache nach über dem Feldherrn. In Ostindien endlich fallen große Vergehungen den Britten zur Last; aber noch bestand dort die Regierungsgewalt der Compagnie, und Pitt konnte nichts thun, als Männer hinsenden, wie Cornwallis an Wellesley's Stelle, welche die öffentliche Achtung verdienten und dem brittischen Namen Ehre machten. Die Catholiken erlangten unter Pitts Verwaltung so wenig ihre Emancipation, als nachher: aber diese Foderung griff tief in die Verfassung ein; der Eid des Königs stand ihr entgegen; und was die allgemeine Duldung als ein Recht in Anspruch nimmt, verpflichtet nicht den Minister, die Verfassung abzuändern, sondern die öffentliche Meinung; und dieser hat Pitt so wenig entgegengewirkt, als sie selbst im Parlamente obzusiegen stark genug war. Nach dieser allgemeinen Würdigung seines öffentlichen Lebens, wonach Pitt nichts ohne die Nation, die Nation aber Alles durch ihn vermochte, läßt sich das, was Pitt that, und wie er es that, kurz zusammenfassen. Die vollständigste Belehrung über ihn und sein Zeitalter findet der Geschichtsfreund in J. Giffords Werk: a History of the political Life of the Right Honourable William Pitt etc. London 1809, 6 Bände, 8., welches wir bei unsrer Darstellung außer andern Schriften verglichen haben. Man kann dagegen nichts Flacheres und Einseitigeres lesen, als was Gallet in seiner Galerie Politique II. 109 (Paris 1805) über Pitt sagt. Auch Trotter in seinen Memoirs of the latter years of the R. H. Charles James Fox (3. Ed. Lond. 1811) erhebt den genialen Fox mit auffallender Vorliebe über Pitt, in dem er nichts sieht als den unglücklichen financial dictator of Downingstreet!! — William Pitt wurde bis in sein 14tes Jahr im väterlichen Hause erzogen. Sein Führer war Dr. Wilson, nachmals Canon von Windsor; doch leitete der Vater mit wachsamem Auge und zärtlicher Sorgfalt die Erziehung und den Unterricht, weil er früh schon die herrlichen Anlagen seines Sohnes und die schnelle Entwickelungsfähigkeit desselben wahrnahm. Der junge Pitt war 14 Jahr alt, als er zur Universität hinreichend vorbereitet, nach Cambridge, unter die Leitung des Dr. Pretyman, nachmals Bischof von Lincoln, kam. Er studirte mit eben so viel Anstrengung als Erfolg; dabei waren seine Sitten untadelhaft, und seine Lebensweise streng, der ernsten akademischen Zucht durchaus entsprechend. Seine Bestimmung war der Beruf eines Sachwalters oder Richters. Er machte sich daher mit der Geschichte und dem bürgerlichen Zustande seines Vaterlandes genau bekannt, und verband damit eine vollständige Kenntniß von dem Ursprunge und den Schicksalen der alten, so wie von den Gesetzen und Einrichtungen der neuern Staaten. Bei der lebendigen und geistigen Theilnahme, die Pitt an allen Gegenständen des Staatenlebens zeigte, faßte er eben so schnell als tief das Wesentliche auf. Zugleich studirte er Philosophie, besonders Logik und Beredsamkeit; sein Vater war für ihn Lehrer und Beispiel in der Kunst richtiger Vernunftschlüsse und einer eben so kräftigen als reinen und gefälligen Darstellung. Nach vollendeten Universitätsstudien hielt Pitt eine kurze Zeit zu Rheims in Champagne sich auf, dann trat er mit Beifall als Sachwalter auf, und ward, noch ehe er sein 22stes Jahr vollendet, den 23sten Januar 1781, vom Flecken Appleby zum Parlamentsgliede erwählt. Mit Aufmerksamkeit hörte das Haus den jungen Redner an, als er das erste Mal, den 26sten Februar, bei Gelegenheit der von Burke vorgeschlagenen Ersparnisse in der Civilliste öffentlich

sprach. Die Unbefangenheit, mit der er sich eben so lichtvoll und verständig, als schön und geistreich für die Meinung der Opposition aus Gründen erklärte, ohne zu dieser Partei zu gehören, erregte allgemeine Bewunderung. Auch sprach und stimmte er, wie sein Vater, im Geiste der Opposition, gegen die Grundsätze und die Führung des amerikanischen Kriegs. Als im J. 1782 das Ministerium unter Lord Rockingham aus sehr widersprechenden Bestandtheilen zusammengesetzt wurde, schlug Pitt die ihm darin angebotne Stelle aus, weil er den kurzen Bestand desselben voraussah. Nach vier Monaten schon wurde es neu gebildet; und jetzt nahm Pitt den 10ten Juli die Stelle eines Kanzlers der Schatzkammer an, eine der höhern Stellen, weil er in keiner untern seine Kraft und seinen Willen durch beschränkende Verhältnisse gebunden wissen wollte. Lord Shelburne wurde erster Lord; Fox, Burke und Cavendish u. A. traten aus dem Ministerium. Pitt benahm sich in seinem Amte ohne Anmaßung, mit dem Ernste eines gereiften Charakters, ohne andre Rücksicht als auf seine Pflicht und auf das Wohl des Ganzen. Die Lage des Reichs und die öffentliche Stimme verlangten damals den Frieden mit Amerika und Frankreich. Auch versprach dies der König bei Eröffnung der Sitzungen, und zugleich jede nöthige Finanzverbesserung. Gleichwohl widersetzte sich ein alter, oft bewunderter Redner, Mr. Burke, in einer meisterhaften Rede der Dankadresse; allein seiner Schlußfolge fehlte Grund und Bündigkeit, und Pitt widerlegte ihn mit männlichem Ernste und siegender Beredsamkeit. Der feste ruhige Ton der vollen Ueberzeugung, der herzliche Ausdruck der Aufrichtigkeit eines redlichen Mannes, welcher Pitts Rede auszeichnete, machte auf das Haus einen tiefen Eindruck; und dieser Eindruck erneuerte sich, so oft auch späterhin Pitt sich erhob, um die Angriffe der Opposition durch die Klarheit, Bündigkeit und Aufrichtigkeit seiner Darstellung zurückzuweisen. Er sprach, nach Giffords Ausdruck, wie ein Mann, welcher fühlt: mens conscia recti. Den 20sten Januar 1783 ward der Friede mit Frankreich unterzeichnet. Daß Lord North die Amerika zugestandne Unabhängigkeit den Ministern zum Vorwurf machte, war zu erwarten; aber nicht, daß Fox dies thun würde. Pitt machte auf dessen sich widersprechende Ansichten aufmerksam, und nannte seine Verbindung mit North (s. den Art. North) unnatürlich; „eine politische Apostasie, welche nicht bloß einen jungen Mann, wie er sey, in Erstaunen setze, sondern selbst die ältesten Beobachter des menschlichen Herzens überrasche." Was Pitt außerdem noch über den Charakter politischer Freundschaft sagte, war vortrefflich, und ganz im Geiste Cicero's de amicitia. Er selbst erklärte bei diesen stürmischen Debatten laut, daß es ihm nicht um die Macht zu thun sey, er diene der Nation aus reiner Absicht, und ziehe sich ohne Reue zurück, wenn das Haus seine Grundsätze verwerfe. Als nun die Opposition eine Mehrheit von 17 Stimmen gewann, schien die Bildung eines neuen Ministeriums nothwendig. Der Herzog von Portland wurde erster Lord der Schatzkammer. Lord North, Fox, Burke und ihre Freunde traten in das Ministerium. Pitt war wieder bloßes Parlamentsglied. Er erneuerte jetzt seine Vorschläge einer bessern Repräsentation des Unterhauses, sie wurden zwar verworfen, allein seine Ansichten waren nichts weniger als unvereinbar mit dem Geiste der Constitution, gegen welche spätere Vorschläge einer Parlamentsreform eben so kühn als leichtsinnig unmittelbar gerichtet wurden. So war es z. B. nicht Pitts Meinung, das Wahlrecht der rotten boroughs abzuschaffen, weil es zu tief in die Fugen des Staatsgebäudes eingreife. Er änderte in der Folge bloß seine Ansicht

von der Unzulänglichkeit der Zahl der Volksvertreter, und behauptete, was sich auch Scheinbares für ein nach der Volksmenge ausgedehnteres Repräsentationssystem theoretisch anführen lasse, so sey es doch nicht wahrscheinlich, daß das Parlament eine größere Zahl ausgezeichneter Männer, was Talent, Rechtschaffenheit und Landeskunde beträfe, in sich vereinigen würde, als gegenwärtig. Die lebhaftesten Debatten fanden bald darauf über die indischen Angelegenheiten Statt. Pitt widersetzte sich den kühnen von Fox vorgeschlagenen India-Bills, weil sie der Regierung eine tyrannische Gewalt in den indischen Besitzungen einräumten, das Privateigenthum in Gefahr setzten, und die der ostindischen Handelsgesellschaft rechtlich zugestandnen Befugnisse geradezu aufhöben; übrigens war er mit der Abstellung der in Ostindien eingerissenen Mißbräuche völlig einverstanden, und drang vorzüglich darauf, daß man dem verderblichen Einflusse, welchen die Directoren der ostindischen Compagnie in beiden Parlamentshäusern bisher ausgeübt hätten, Einhalt thun müsse. Nach der Verfassung und den bestehenden Gesetzen waren jene berühmten Gesetzvorschläge nicht zu billigen; aber als eine durchgreifende Maßregel waren sie politisch weise, und in wie fern sie die vorgefallenen Gräuel durch Entziehung der gemißbrauchten Gewalt bestraften, auch gerecht. Darum gingen beide Vorschläge auch im Unterhause durch; allein im Oberhause, wo die öffentliche Stimme, die unterdessen sich immer lauter für die Compagnie erklärt hatte, mehr Eingang fand, und wo der König selbst gegen die Bills, besonders durch Lord Temple's Einfluß, eingenommen worden war, wurden sie verworfen, und einige londoner Kaufleute blieben nach wie vor die souveränen Eigenthümer und Regenten von 40 Millionen Menschen in Ostindien. Als die Minister diesen Ausgang voraussahen, suchten sie das Unterhaus zu einem constitutionswidrigen Beschlusse zu bewegen, durch welchen das Recht der Pairs, dem Könige in wichtigen Fällen auch unbefragt ihren Rath zu ertheilen, beschränkt werden sollte; gegen diesen Vorschlag erhob sich Pitt, und entwickelte die gefährlichen Folgen desselben so scharfsinnig, daß er gänzlich durchfiel. Die Minister erhielten hierauf ihre Entlassung. Jetzt wurde Pitt im J. 1783, noch nicht volle 25 Jahr alt, erster Staatsminister oder erster Lord und Kanzler der Schatzkammer. Die Aufgabe, welche seine Verwaltung lösen sollte, war groß; kaum wird die neuere Geschichte eine ähnliche in einem andern Staate zeigen. Pitt hatte eine kraftvolle Majorität im Unterhause gegen sich; die Opposition bestand aus erfahrnen, talentvollen und kenntnißreichen Männern, aus den ersten Rednern und Staatsmännern der Nation. Vereinigt boten sie alle Kräfte auf, um das Ministerium zu stürzen. Pitt und Fox führten den Kampf. Aber gegen den Minister wandte Burke alle Waffen seiner classischen Beredsamkeit, Sheridan jeden Stachel seines Witzes, und North alle Spitzen des schärfsten Tadels. Kein großer Redner stand auf Pitts Seite. Fox war im theoretischen Wissen und in andern Hinsichten ihm gleich, aber im Practischen war Pitt ohne allen Zweifel ihm überlegen, und in so fern ein größerer Staatsmann. Wichtige Streitfragen sollten jetzt entschieden werden, und noch waren die dringend nothwendigen Subsidien nicht bewilligt. Indeß hatte der Minister für sich die Mehrheit des Oberhauses, das volle Vertrauen des Königs und die Gunst der Nation. Alle Kaufleute und Capitalisten waren seine Freunde, weil er ihr Eigenthum und ihre urkundlichen Rechte (chartered rights) so männlich vertheidigt hatte. Der übrige Theil der Nation aber zweifelte nicht an der Reinheit seiner Absichten und an der Unabhängigkeit

mit welcher er seiner besten Ueberzeugung rücksichtlos folgen würde. Da das Unterhaus seine Auflösung fürchtete, so wandte es sich mit einer nachdrücklichen, von Erskine vorgeschlagenen, Vorstellung an den König. Es galt nichts Geringeres, als einen Sieg der Gemeinen über die Lords, die Minister und den König. Aber das Unterhaus griff die Vorrechte der Krone und dadurch die Constitution selbst an. Es bestritt die Befugniß des Königs, sein Parlament während der Sitzung, wo öffentliche Angelegenheiten noch unentschieden schwebten, aufzuheben. Dieser Kampf wurde von beiden Theilen mit der größten Heftigkeit, und nicht ohne persönliche Vorwürfe, geführt; vorzüglich gieng die Opposition über die Schranken des Anstandes hinaus, und verlor dadurch in der öffentlichen Meinung, weil man hinter ihren zum Theil sehr liberalen Vorschlägen Leidenschaftlichkeit und persönliche Zwecke zu erkennen glaubte. Pitt trat nun selbst mit einer Indiabill auf, welche die Verantwortlichkeit der Compagnie genau bestimmte, und sie einer Staatsaufsicht, India Board of controul, unterwarf, ohne ihre Handelsfreiheit anzugreifen, noch ihre Verwaltungsbefugnisse aufzuheben. Fox griff sie aber mit so großer Heftigkeit an, daß er durch eine Mehrheit von acht Stimmen den Sieg davon trug (23 Jan. 1784). Nun wandte er sich drohend gegen den Minister: wie er noch auf seiner Stelle zu bleiben den Muth haben könne, da er das Vertrauen des Volks verloren. Durch geheimen Einfluß und Ränke habe er sich in seinen Posten gestohlen. Ob er denn hier dem öffentlichen Vertrauen gegenüber das Banner des geheimen Einflusses aufpflanzen, ob er gegen die Stimme des Parlaments eine Puppe der Privatgunst, ein constitutionswidriger Minister der Krone seyn wolle? — Mit ruhiger Fassung antwortete Pitt: „je länger man ihn prüfe, desto mehr sehe er das Vertrauen des Hauses und des Volks zu sich zunehmen; er wisse nicht, worin er von der Constitution abgewichen; der König habe ihn zum Minister ernannt, weil er das Recht dazu habe; das Bollwerk der Constitution sey Freiheit im Handeln und im Sprechen; das Parlament könne nicht das Recht antasten, nach freien Ansichten sich und sein Verfahren zu bestimmen; er handle aus reinem Patriotismus; Thatsachen, nicht Beschuldigungen solle man gegen ihn vorbringen; kein Geschrei werde ihn in seinem Entschlusse, Minister zu bleiben, je wankend machen; gäbe er seine Stelle auf, so würde er sie Männern einräumen, die kürzlich erst entlassen, das Vertrauen des Königs und der Nation verloren hätten; doch sey er einer Vereinigung der Parteien nicht abgeneigt, nur müsse sie fest seyn.“ Jetzt bestand ein Theil des Unterhauses, vorzüglich vom Landadel, auf dieser Vereinigung; aber Pitt weigerte sich, was man als vorläufige Bedingung jeder Ausgleichung verlangte, seine Stelle niederzulegen. Fox stellte nun die Behauptung auf, das Unterhaus habe die wirkliche Negative bei Ernennung der Minister. Indeß erklärte sich die Stimme des Volks immer lauter für das Ministerium; gleichwohl behielt die Opposition die Mehrheit der Stimmen im Unterhause für sich, und schob dadurch die Bewilligung der Subsidien auf. Als aber endlich das Oberhaus eintrat, und daß die Gemeinen den Grundsätzen der Constitution entgegenhandelten, öffentlich aussprach, so gab das Unterhaus nach, und entschloß sich zu der Bewilligung. Neue Kämpfe entstanden hierauf über zwei Adressen an den König, welchen Pitt vergebens sich widersetzte. Das Unterhaus behauptete nämlich fortwährend, das Recht zu haben, die Entfernung der Minister zu fodern, ohne eine Thatsache ihnen zur Last zu legen, indem nach Fox Meinung die Stimme des Volks allein im Hause der Gemeinen sich ausspräche. Da der

König nicht genügend antwortete, so ward durch die Mehrheit von einer einzigen Stimme eine nachdrückliche Vorstellung (remonstrance) an den König beschlossen, welche jenen Grundsatz geltend machte, und den König warnte, nicht durch eine Günstlingsregierung die Liebe des Volks zu verscherzen. Da jedoch die wichtigsten Angelegenheiten abgethan waren, so vertagte der König sein Parlament den 24sten März, wobei er in der Rede vom Throne erklärte, daß er der Constitution und dem Lande es schuldig sey, sobald als möglich die Gesinnung seines Volks zu vernehmen, und deßhalb ein neues Parlament zusammenzuberufen, damit die Trennung ein Ende nähme und die Staatsgeschäfte glücklicher betrieben würden. So ward also nach dem merkwürdigsten Kampfe, der je über die ersten und wichtigsten Punkte des brittischen Staatsrechts im Unterhause Statt gefunden hatte, das Parlament (den 25sten März) aufgelöst, weil Pitt auf keine andre Weise die Mehrheit der Stimmen in demselben erlangen, noch die mächtige Whigpartei besiegen konnte. Das monarchische Princip der Verfassung hatte über das demokratische den Sieg davon getragen, wobei Pitt eine Seelenstärke und eine Festigkeit zeigte, welche gerade unter den Britten die höchste Bewunderung für diesen jungen Helden hervorbringen mußten. Man wußte, daß er aus Grundsatz ein Freund der Volksrechte war; das Widersprechende seiner Vertheidigung der Vorrechte der Krone warf aber kein falsches Licht auf seinen Charakter, weil er als Minister verpflichtet war, streng in dem Gleise der Constitution zu bleiben; man fand sogar dies achtungswerth in seinem öffentlichen Charakter, den ihm sein Staatsamt zur Pflicht machte; „verläßt mein Bruder," sagte Graf Chatam, „in dieser hochwichtigen Sache den König, so könnte ich nimmer ihn als Staatsbeamten achten. I should never more respect him as a public character." — Dabei zeigte es sich immer klarer, daß er aus Ueberzeugung die Pflichten seines hohen Postens erfüllte, und sein Vaterland über Alles liebte; seine Gegner hingegen schienen nur um den Ministerposten zu kämpfen, indem sie die Vorrechte des Volks auszudehnen versuchten. Indem der König ein neues Parlament berief, überließ er im eigentlichen Sinne dem Volke die letzte Entscheidung jenes staatsrechtlichen Kampfes; und dieses entschied durch die Wahl der Gemeinen für den Minister. Fast ein Drittel der alten Parlamentsglieder, das zur Opposition gehört hatte, ward nicht wieder erwählt. Das neue Parlament versammelte sich den 18ten Mai. Burke erneuerte den alten Kampf; allein der Minister hatte die Mehrheit in allem, was er vorschlug, für sich; selbst neue Steuern wurden ihm bewilligt. Sein Vorschlag einer verbesserten Volksrepräsentation aber ging nicht durch. Die auswärtigen Verhältnisse beschäftigten damals die brittische Regierung nur wenig. Josephs II. Aufhebung des Barriere-Tractats ward in England laut gemißbilligt; man legte indeß dem Tractate von Fontainebleau, welchen Oesterreich und Holland unter Frankreichs Vermittelung schlossen, kein Hinderniß in den Weg. Dagegen wandte Pitt seine ganze Thätigkeit auf das Innere. Die Vermehrung des brittischen Nationalreichthums und die Sicherstellung der Finanzen waren die Hauptgegenstände derselben. Er besaß in beiden Fächern mehr Kenntniß als irgend einer seiner Gegner; und die Opposition mußte endlich selbst seine Verdienste anerkennen. Der Wohlstand nahm mit jedem Jahre zu, indem der Ertrag der gewöhnlichen Taxen stieg, wie das Budget vom J. 1787 und die folgenden bewiesen. Im J. 1783 betrug nämlich das gewöhnliche Staatseinkommen 10—11 Millionen Pf. St., im J. 1793 war es auf 16 Mill., im J. 1800 auf 26 Mill., und so

ist es jährlich bis auf 62 Mill. im J. 1810 gestiegen. Die Kriegstaxen aber beliefen sich schon am Ende der pittischen Verwaltung auf 20 Millionen. Pitts Finanzplan ist die Grundlage des neuern brittischen Finanzsystems geblieben; und der gegenwärtige Kanzler der Schatzkammer, Hr. Vansittart, ein vortrefflicher Finanzier aus Pitts Schule, hat die Grundsätze seines Meisters, durch die Erfahrung geleitet, in der Anwendung nur noch mehr vervollkommnet. Man kann Pitt in dieser Hinsicht mit vollem Rechte, wie Colquhoun gezeigt hat, Englands Retter nennen. Er stellte durch trefflich berechnete, gesetzliche Anordnungen den Credit des Staats wieder her, welcher unter Norths Verwaltung während des amerikanischen Kriegs sehr erschüttert worden war, und errichtete Fonds zur Verminderung der Nationalschuld. Seine Maßregeln wirkten so kräftig, daß die consolidirten Annuitäten von 3 Procent, welche im August 1784 auf 54 herabgesunken waren, bereits im December 1786 auf 76, und im März 1792 auf 96, also binnen 8 Jahren 42 Procent stiegen. Im J. 1786 den 26sten Mai gründete er nach der Berechnung von Price, den in sich wachsenden Schuldentilgungsfonds (sinking Fund) mit einer Million Pf. St. jährlich, und durch die Bill vom 17ten Febr. 1792 einen eignen Sinkingfonds von 1 Procent für jede neue Anleihe. Jener Fonds hat sich in 28 Jahren, vom 1sten August 1786 bis zum 5ten Januar 1814 im Ganzen für Großbritannien und Irland auf mehr als 268 Mill. Pf. St. gehoben, so daß durch die Anlegung desselben in Stocks die ganze Schuldenlast, die sich seit Wilhelm III. bis zu Ende des amerikanischen Kriegs auf 257 Millionen angehäuft, und außerdem noch 12 Millionen von der seit dem Anfange des Revolutionskriegs entstandenen Nationalschuld abgetragen worden sind. — Zu gleicher Zeit, als Pitt die Schuldentilgungsanstalt gründete, brachte er den wichtigen Handelsvertrag zwischen Großbritannien und Frankreich zu Stande; ein schwieriges Unternehmen, das bei der natürlichen Feindschaft beider Staaten, deren Handelsinteresse sich gegenseitig von einander abstieß, nur ein Mann von Pitts Einsicht und Festigkeit ausführen konnte. Er zog mit der größten Sorgfalt die genaueste Kunde der gegenseitigen Verhältnisse ein, wobei ihn Lord Hawkesbury (jetzt Graf von Livervool) und Hr. Eden (nachher Lord Auckland) unterstützten, und ließ hierauf durch letzteren den Handels- und Schifffahrtsvertrag den 29sten Sept. 1786 zu Versailles mit dem französischen Minister abschließen. Fox, der seit seinem Eintritt in das öffentliche Leben stets der entschiedenste Gegner Frankreichs gewesen war, und sein antigallicanisches System laut bekannt hatte, erklärte auch jetzt, daß die Feindschaft beider Staaten etwas Unvermeidliches sey, dem man durch keine politische Maßregel entgegenwirken könne; ja selbst wenn dies möglich wäre, so sey es in keinem Falle dem Besten Englands zuträglich. Uebrigens werde jeder, auch der weiseste Versuch dieser Art mißlingen. So veränderlich das französische Volk an sich sey, eben so gleichförmig bleibe die Politik des französischen Cabinets seit Jahrhunderten schon eine und dieselbe. Sie strebe unverrückt nach gränzenloser Macht. Sich mit Frankreich verbinden, heiße die gesunkne Größe Englands noch tiefer herabsetzen. Pitt bestritt diese leidenschaftliche Ansicht als Weltbürger: „Krieg sey das größte Uebel, Handel der größte Segen eines Landes. Werde jener unvermeidlich, so bereite letzterer die Mittel vor, ihn mit Nachdruck zu führen. Nur zu lange schon habe der Haß dieser beiden großen und achtungswerthen Nationen die Ruhe der Welt gestört!“ — Unstreitig beur-

theilte Fox als Staatsmann das Verhältniß Frankreichs zu England richtiger; Pitt änderte daher in der Folge seine Ansicht, dann aber folgte er derselben um so standhafter. Der Handelsvertrag mißfiel den Franzosen zum Theil eben so sehr als den Britten; indeß breitete sich der brittische Handel immer weiter aus, und mit ihm erhob sich der Wohlstand und die Kraft der Nation. Jener Vertrag begünstigte nämlich das Naturverhältniß beider Staaten, nach welchem Frankreich seinen Ueberfluß an Naturproducten gegen brittische Kunsterzeugnisse umsetzte. Und Pitt nannte mit Recht in seiner Rede, welche drei Stunden dauerte, den Nationalhaß lächerlich, welcher sich selbst die Vortheile eines Vertrags entziehn wolle, weil auch Frankreich daraus Vortheile zöge. Englands Vortheil aber sey der größere; denn der Vertrag eröffne für Frankreich einen Marktplatz von 8 (?) Millionen Menschen; für England hingegen ein Land von 24 Millionen u. s. f. In der That war dieser Tractat ganz zum Vortheil der brittischen, zum Nachtheil der französischen Fabriken. Diese Debatten sind noch jetzt für jeden, der die Staatswissenschaft studirt, höchst lehrreich; wir verweisen daher auf Giffords Werk (I. c. 8. p. 337 folg.) und auf Flassans Hist. de la diplomatie franç. (2 Edit. VII. 421), welcher diesen Tractat in Hinsicht Frankreichs für überwiegend vortheilhaft hält. Allein die Opposition rief Pitt entgegen, er solle der Grundsätze seines Vaters, Lord Chathams, gedenken; der erhabenste Zug in dem politischen Charakter dieses erlauchten Staatsmannes sey „antigallican" und sein größter Ruhm, der vereinigten Macht des Hauses Bourbon widerstanden zu haben. — Fox stand an der Spitze der antigallicanischen Whigpartei, zu der auch Grey gehörte, welcher damals seine erste Rede hielt (his maiden speech). Wir erwähnen dies, weil in der Folge diese Redner unter weit auffallendern Umständen zu den entgegengesetzten Grundsätzen sich bekannten. Jener Tractat erhielt endlich die Billigung beider Häuser. Pitt legte hierauf einen großen Plan vor, die Erhebung der Zoll- und Accisegefälle zu vereinfachen. Er fand allgemeinen Beifall, und Burke dankte dem Minister dafür im Namen des Vaterlandes. Dieser Plan hatte einen so großen Umfang, daß dreitausend Beschlüsse erfoderlich waren, um ihn in Ausübung zu bringen. Unter den wichtigern Gegenständen, welche vor dem französischen Revolutionskriege das Parlament beschäftigten, und Pitts Grundsätze als Staatsmann in ihr wahres Licht stellen, muß hier des Vorschlags im J. 1787 gedacht werden, die Corporation- und Testacte aufzuheben, welchen Fox unterstützte, Pitt aber siegreich bestritt, indem er zeigte, daß die Dissenters einer so vollkommnen Duldung sich erfreuten, als die Sicherheit der Staatsverfassung es zulasse. Beide Gesetze wurden auch von Lord North vertheidigt, der vor Kurzem sein Gesicht verloren hatte, und jetzt ausdrücklich ins Parlament kam, um seine Ansichten dem Hause über einen so wichtigen Gegenstand mitzutheilen. Seine Rede ist wichtig zur Beurtheilung der brittischen Staatsverfassung. Er nannte die Testacte (vom J. 1672) den Eckstein (the corner stone) der Constitution. Pitt unterschied zwischen Gewissensfreiheit und der Zulassung zu Staatsämtern. Letztere könne der Staat auf die Mitglieder der Staatskirche beschränken, weil jeder protestantische Staat das Recht habe, die äußre Form, mithin auch die bürgerlichen Rechte der kirchlichen Gesellschaft festzustellen, sobald er nur nicht den Cultus andrer Religionsparteien verbiete. Diese Frage, oder die sogenannte Emancipation der Catholiken, wurde noch lebhafter angeregt, seit Irland mit Großbritannien zu einem Staate unter einem Parlamente verbunden war. Pitt blieb

auch hier, obgleich den Catholiken persönlich nicht entgegen, als Minister seiner ersten Verpflichtung treu, nichts gegen die Constitution zu unternehmen, diese vielmehr gegen Angriffe zu vertheidigen. Nur so konnte ihn keine Verantwortlichkeit treffen. In dem Prozesse des Hrn. Hastings trat er aus Ueberzeugung auf die Seite derer, welche diesen allgewaltigen Statthalter in Indien schuldig fanden, um ein Impeachement gegen ihn zu verlangen. Pitt durfte hier als Richter die große Strafbarkeit in dem Verhalten dieses Staatsbeamten nicht leicht nehmen; indeß ward er von der andern Partei deßwegen hart angegriffen: „er habe seinen Charakter als Minister verläugnet, und sein Benehmen in dieser Sache sey so auffallend, daß man in Versailles lange nicht habe daran glauben können." — Hastings wurde zwar freigesprochen; wir glauben aber dennoch, daß der Tadel, den Pitt in Versailles fand, gerade seine Rechtfertigung ist. Er verläugnete nie das ihm natürliche Gefühl für Recht und Menschlichkeit; er konnte in der Sache fehlen, aber nie in seinen Grundsätzen. — Jetzt dämmerte am Horizonte die französische Revolution auf. Als Hollands Angelegenheit die Mächte des festen Landes beschäftigte, und Frankreich die antioranische Partei zu unterstützen schien, nahmen die brittischen Minister Maßregeln, um es daran zu hindern. Beide Häuser billigten ihr Verfahren, und Fox erklärte bei dieser Gelegenheit, daß Englands Interesse mit den Angelegenheiten des festen Landes im engsten Zusammenhang stehe; es müsse selbst, nöthigen Falls, thätig und kräftig mitwirken, um das Gleichgewicht der Macht in Europa aufrecht zu erhalten. Auch im Oberhause galt diese Ansicht; wenn Frankreich sich Hollands bemächtige, so sey es um England geschehn. Nach diesem System, zu dem sich Fox im J. 1787 bekannte, handelte Pitt stets mit strenger Consequenz; und doch wurde er eben deßhalb in der Folge von der Opposition am heftigsten angegriffen. Fox warnte übrigens schon damals das Haus vor der Treulosigkeit und Arglist des französischen Cabinets. Auch billigte er die Subsidienverträge mit den Mächten des festen Landes bei Gelegenheit eines solchen mit Hessen-Cassel abgeschlossenen Tractats. Nur setzte er sich kräftig gegen die Einführung fremder Truppen in das Königreich, wogegen Pitt bewies, daß sie zur Verstärkung der Besatzung in den Colonien nöthig wären. Die Schutzbündnisse, welche Großbritannien in derselben Absicht, um das brittische und zugleich das Continentalinteresse sicher zu stellen, den 25sten April 1788 im Haag mit Holland, und den 13ten August zu Berlin mit Preußen schloß, unter gegenseitiger Gewährleistung des gegenwärtigen Besitzstandes, erhielten den Beifall beider Häuser. Doch während jetzt in Frankreich Alles eine tiefe Erschütterung des Staats ankündigte, kam auch England in Gefahr, ein Schauplatz des Parteienkampfs zu werden. Der König ward im November 1788 von einer Krankheit des Gehirns befallen, die ihn zur Regierung unfähig machte. Pitt zeigte dies dem Parlamente an. Nun trat Fox mit der Behauptung auf, daß dem Thronerben die volle Ausübung der königl. Gewalt zu übertragen sey; allein Pitt widersprach, und entwickelte aus der Reichsverfassung, daß der Prinz von Wales kein Recht auf die Regentschaft habe, sondern daß das Parlament darüber bestimmen müsse. Der Streit regte alle Interessen auf; sah man aber zu irgend einer Zeit, daß die brittischen Staatsmänner in politischen Verhandlungen nicht so leicht von der Leidenschaft zu raschen und unüberlegten Beschlüssen hingerissen werden können, sondern daß reife, umsichtige Prüfung den Vorsitz bei ihren Parlamentskämpfen führe, so war es bei dieser Gelegenheit der Fall. Vergebens warf Burke zürnend dem Staats-

Digitized by Google

niſter vor, er ſtrebe ſelbſt nach der Regentſchaft; Pitt ſtellte darum nicht minder ruhig die Gründe auf, warum das Parlament das Recht habe, den Regenten zu ernennen und ſeine Gewalt zu beſtimmen. Sein Regentſchaftsplan, welcher die Gewalt des Regenten beſchränkte, ward von beiden Häuſern angenommen, und von ihm dem Prinzen vorgelegt; doch blieb er ohne Folgen, weil des Königs Zuſtand ſich beſſerte. Pitts Charakter als brittiſcher Miniſter zeigte ſich bei dieſer wichtigen Verhandlung in ſeinem vollen Lichte. So feſt und beharrlich er einſt für die geſetzlichen Vorrechte der Krone gekämpft hatte, ſo entſchieden behauptete er jetzt die Rechte des Volks, während Fox im entgegengeſetzten Sinne handelte. Doch iſt dieſer Widerſpruch nur ſcheinbar. Fox verlangte gleichſam einen neuen Souverain, während der rechtmäßige König noch lebte. In ſo fern hatte Fox Unrecht. Dagegen hatte Pitt die richtige Anſicht, dem Könige ſeine Gewalt zu ſichern, auf den Fall ſeiner Wiederherſtellung, und darauf zu denken, daß durch die Unterbrechung ſeines Regierungsſyſtems der Fortgang der Staatsangelegenheiten ſo wenig als möglich litte. Er ließ ſich durch keine Anſchuldigung eigennütziger oder ehrſüchtiger Abſichten in ſeinem geraden Gange irre machen, ſo wenig als das Volk, welches ſein Verfahren billigte, auf die Sophismen der Oppoſition achtete. Pitt handelte um ſo männlicher und edler, da er ſeine Entlaſſung vom Regenten erwarten konnte, zu einer Zeit, wo er ſelbſt dem öffentlichen Berufe ganz hingegeben, ſeine eignen Angelegenheiten vernachläſſigt hatte, und ſein Vermögen zerrüttet ſah. Der König ward zwar nicht vollkommen wiederhergeſtellt, doch blieb ſein Zuſtand mehrere Jahre (bis 1810) ſo erträglich, daß der Gang der Regierung unter Pitts Leitung ungeſtört fortdauerte. Jetzt beſchäftigten den brittiſchen Senat die Ereigniſſe in Frankreich. Abweichend in ſeiner Beurtheilung derſelben von Sheridan und Fox, hielt Burke ſeine berühmte Rede über den Geiſt und die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution. Pitt äußerte ſich, mit ſchicklichem Ernſt zurückhaltend, würdevoll und klug, wie es dem brittiſchen Miniſter ziemte; doch drückte er gegen Burke ſeinen wärmſten Dank aus für die Kraft, mit welcher er den Geiſt und die Vortrefflichkeit der brittiſchen Conſtitution in ſeiner Rede dargeſtellt habe; und im J. 1790 erklärte er bei Gelegenheit der Canada-Bill, welche Fox nicht rein republikaniſch genug fand, daß jene republikaniſchen Grundſätze, welche nach Fox Meinung das Reſultat höherer Aufklärung wären und den Verfaſſungen in Frankreich und Amerika ſolchen Glanz verliehen, die brittiſche Staatsform auf keine Weiſe beſſer machen würden. Ein ariſtokratiſches Prinzip ſey in einer gemiſchten Staatsform nothwendig. Von dieſer Zeit an hatte Pitt einen doppelten Kampf zu beſtehn: den mit der franzöſiſchen revolutionären Politik, und den mit dem Neuerungsſtolze der brittiſchen Republikaner. In jenem war er unglücklich, weil er nicht als Feldherr und Staatsmann zugleich handelte, das Intereſſe Englands oft einſeitig berückſichtigte, und in diplomatiſcher Gewandheit oder Liſt dem Franzoſen Talleyrand nachſtand; doch der Hauptgrund lag in den politiſchen und militäriſchen Fehlern der Mächte des Continents, welche nach dem treffenden Urtheile des Hrn. de la Maiſonfort der Macht der Idee, welche Frankreichs Gewalthaber anfangs für ſich erſchlichen, nichts als die kalten Berechnungen der Cabinetsklugheit entgegenſtellten. In dem Kampfe mit den brittiſchen Republikanern aber verlor Pitt ſeine Popularität. Seine Gegner legten ihm allein jene unglücklichen Erfolge zur Laſt; er ſetzte ihnen nichts entgegen, als ſein reines Bewußtſeyn, dem er ſtolz und kalt mit eiſernem Willen folgte. Indeß würde keiner, der ſolche

Digitized by Google

Zwecke ernstlich wollte, sich so wie er behauptet haben. Ihm blieb in jedem Fall das unläugbar große Verdienst, in dem gefährlichsten Zeitpunkte sein Volk vor den Gräueln der Anarchie bewahrt zu haben. Freilich bediente er sich dazu nicht allemal der sanftesten Mittel. Würde er aber mit diesen viel erreicht haben? Auch er mußte, da ihm gegenüber alle Macht immer mehr in einen Brennpunkt zusammenschmolz, die brittische Staatsgewalt mit immer strafferem Zügel leiten. Selbst seine Gegner erkannten in den Zeiten der Gefahr, daß nur er den Muth mit der Kraft verband, um solchen Stürmen, wie die Revolutionspolitik über England brachte, dreist entgegenzugehn. Er war the pilot, who weathered the storm, der dem Orkane gebietende Steuermann. Da dünkte es ihn freilich nicht Zeit und Stunde, die Parlamentsreform zu bewirken, wie er einst selbst gewollt; und er bekannte (im J. 1792) ohne Scheu, daß er jetzt für das sicherste halte, Volk und Unterhaus gingen einmüthig und eng verbunden in dem sichern Gleise der bestehenden erprobten Verfassung fort, um abzuwehren jede Gefahr von außen; Vorsichtsmaßregeln seyen unerlaßlich, und er setzte dem Einflusse französischer Jacobiner die Alien-Bill entgegen. Trotz alles Widerspruchs der Opposition ging sie durch im December 1792. Zwar nannte sie der französische Minister völkerrechtswidrig, allein er vergaß, daß schon im Mai desselben Jahrs die Nationalversammlung ein noch strengeres Gesetz gegen die Fremden erlassen habe. Englands Politik gegen Frankreich blieb seit der pillnitzer Zusammenkunft bis zur Kriegserklärung des Convents gegen Georg III. (1sten Febr. 1793) in den Schranken einer strengen Neutralität; und wenn man in dieser Hinsicht Pitts diplomatische Rechtfertigung von Herbert Marsh (Leipzig 1799) nicht genügend fände, so gestand dies ein heftiger Feind der Britten, der französische Deputirte Kersaint selbst zu, als er den 18. September in der Nationalversammlung über die feindselige Behandlung der Britten in Frankreich klagte, da doch „England die einzige Nation in Europa sey, welche in Ansehung der französischen Angelegenheit eine entschiedne Neutralität beobachtet habe." Auch Maret, der mit Pitt in London im J. 1792 eine Unterredung gehabt, und Talleyrand schrieben dem französischen Minister: „Pitt sey durchaus friedlich gegen Frankreich gesinnt; er fürchte den Krieg mehr als den Sieg der Opposition, und werde die strengste Neutralität beobachten." Erst nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. sprach Pitt öffentlich im Parlamente, indem er seinen ganzen Abscheu über diesen Mord ausdrückte, über das von Seiten Frankreichs verletzte System der Neutralität gegen England. Er legte dem Hause die Beweise davon vor, und rechtfertigte dadurch, warum der Gesandte des unglücklichen Ludwigs nach diesem Ereigniß von der brittischen Regierung aufgefodert worden, binnen acht Tagen das Königreich zu verlassen. „Wir wollen keinen Krieg mit Frankreich, aber Frankreich trete zurück in die Schranken der Mäßigung, die es sich selbst durch die von ihm gegebnen Erklärungen gesetzt; beharrt es aber bei seinen Vergrößerungsentwürfen und bei seinem Meinungskriege mit allen monarchischen Verfassungen, so laßt uns gegen solche Angriffe auf unsre Sicherheit denken." Indeß erklärte Frankreich den Krieg an den Erbstatthalter und den König von Großbritannien. Der Minister konnte sich dagegen (den 12ten Februar) leicht rechtfertigen, daß die brittische Regierung diese Herausfoderung nicht verschuldet. Als hierauf Fox den 17ten Juni im Parlament vorschlug, mit Frankreich Frieden zu schließen, so widersetzten sich Windham, Burke und Pitt, unterstützt von einer großen Stimmenmehrheit. Seitdem beharrte der Minister fest auf dem

Satze: mit den jacobinischen Machthabern Frankreichs sey an keinen Frieden zu denken. Der französische Convent erklärte hierauf feierlich, nach Garniers Vorschlag, Pitt sey der Feind des menschlichen Geschlechts. Im brittischen Senate wurde jetzt mit großem Scharfsinn die Frage erörtert: in wie weit eine Regierung sich in die innern Angelegenheiten eines Nachbarstaates mischen dürfe. Pitt stellte den früher schon bei Hollands innern Spaltungen von Fox anerkannten Satz auf: wenn ein feindlicher Staat nach einem System regiert wird, das die Fortdauer des Kriegs unvermeidlich macht, so ist es Recht, dieses Regierungssystem zu vernichten, und ist der feindliche Staat in zwei Parteien getheilt, so ist es erlaubt, diese Spaltung zu unterhalten, um durch beide über beide obzusiegen. Alle seine Anstrengungen waren daher auf die Zerstörung des Jacobinismus gerichtet. Er erwartete nur von einer monarchischen Regierung in Frankreich das Heil des Friedens; daher er auch nach Robespierre's Sturz an keine Aussöhnung Englands mit Frankreich glauben wollte, sondern sich des furchtsamen Wilberforce's u. A. Friedensmotion widersetzte. Frankreich beschuldigt ihn, daß er sich gegen die französische Regierung völkerrechtswidriger Mittel bedient habe; allein Pitt that nichts, als daß er Kundschafter bezahlte, und Mißvergnügte oder die Royalisten unterstützte, ohne um ihre Intriguen zu wissen, noch die Plane dazu mit ihnen zu verabreden. Nur militärische Maßregeln wurden mit ihnen gemeinschaftlich von ihm entworfen oder unmittelbar und wissentlich befördert. Seine ganze Thätigkeit war jetzt auf den entschlossensten Kampf berechnet. Darum schloß er mit allen Mächten des festen Landes, welche dazu geneigt waren, Subsidienverträge; darum bewaffnete er in England Schaaren von Freiwilligen; darum vermehrte er die Land- und Seemacht; darum erweiterte er zugleich die brittischen Hülfsquellen durch seine Handels- und Colonialpolitik; darum endlich vermehrte er mit den Kriegsjahren zugleich die Nationalschuld bis zu der ungeheuern Größe von 500 Mill. Pf. St. (im Jahr 1806). Ein Triumph seiner Ministergewalt war die Einführung der Einkommentaxe; allein der steigende Wohlstand im Innern und der stets wachsende Umfang des Handels und der Macht in Indien rechtfertigten nicht nur seine Verwaltungsgrundsätze im Innern, sondern unterstützten auch seine kühnste Steigerung der brittischen Streitkraft. Er mußte dabei Schritt vor Schritt die Opposition bekämpfen, in welcher jetzt auch Whitbread im J. 1794 gegen ihn auftrat; Grey trug sogar auf ein Impeachment gegen die Minister an, und Fox verlangte förmlich die Verurtheilung derselben als Feinde des Friedens. Indeß erklärte Pitt öffentlich, daß er die Wiederherstellung der alten Monarchie in Frankreich mit ihren Mißbräuchen auf keine Art beabsichtige, noch begünstige. Am schwersten war sein Stand, wenn man ihn mit Vorwürfen wegen mißlungener kostbarer und unglücklicher Unternehmungen, wie die Landung der französischen Emigranten bei Quiberon war, überschüttete. Doch siegte stets sein unerschütterlich fester Gleichmuth, zumal nachdem ihm gelungen war, die revolutionären Clubs, welche sich in London und im Reiche gebildet hatten, durch strenge Gesetze zu zerstören. Er bewirkte die Suspension der Habeas-Corpusacte, obgleich die, welche diese Maßregel traf, laut schrien: ein solcher Beschluß, der den Minister mit Lettres de Cachet bewaffne, werde das Zeichen des allgemeinen Aufstandes seyn. Pitts Sieg bei dieser Gelegenheit und bei ähnlichen läßt sich nur aus der besonnenen Urtheils- und Handelsweise des größern Theils der Nation erklären, aus der Mehrzahl bedachtsamer und rechtlicher Männer, wel-

che die gesellschaftliche Ordnung in ihrem Vaterlande höher schätzten als das gefährliche Spiel mit neuen und glänzenden Theorien bei ungewissem Laufe des in hoher Fluth steuernden Staatsschiffs. Doch auch Pitt war seit dem J. 1796 den Friedensunterhandlungen mit Frankreich nicht abgeneigt; allein seine deßhalb durch den dänischen Minister in Paris gemachten Anträge wurden zurückgewiesen. Unterdessen hatte der Ausfluß des baaren Geldes ins Ausland die Bank von England außer Stand gesetzt, ihre Schuldzettel baar einzulösen. Ein königl. Rathsbeschluß (Order of Council) vom 26sten Febr. 1797 setzte daher ihre Zahlungsverbindlichkeit in Metall aus. Ein geheimer Ausschuß untersuchte den Zustand der Bank, und man fand, daß die von ihr in Umlauf gesetzten Noten seit 1783, wo sie 6 Millionen betrugen, bis 1797 den Betrag von 9—10 Mill. erreicht hatten. Bei diesem Anlaß wurde die Wichtigkeit dieses Circulationsmittels für den Handel und den Credit von England genau geprüft und allgemein anerkannt. Bald darauf erregte im J. 1797 ein ernsthafter Aufstand der Seeleute auf den Flotten von Portsmouth, Plymouth und in der Nore viel Unruhe. Man stillte ihn jedoch durch Solderhöhung und Bestrafung der Schuldigen, namentlich durch des Anstifters Parker Hinrichtung. Pitt klagte bei diesem Anlaß laut, daß man absichtlich und planmäßig allgemeine Unzufriedenheit aufrege, wodurch nichts gebessert, der Stand der auswärtigen Angelegenheiten aber verschlimmert würde. Aber auch hier sollte er an Allem Schuld seyn; ja Fox beschuldigte ihn, daß er Sinecurestellen für sich nehme, wovon er das Gegentheil leicht darthun konnte. Denn nie hatte wohl ein Minister so wie Pitt verschmäht, selbst erlaubter und üblicher Mittel zu seiner Bereicherung sich zu bedienen. Die bald darauf erneuerten Friedensunterhandlungen mit Frankreich zu Lille waren ebenfalls fruchtlos, da die französischen Bevollmächtigten eben so stolz als anmaßend übertriebene Foderungen machten, und zu gleicher Zeit mit den Rebellen in Irland in geheime Verbindung traten. Der Krieg mußte also fortgesetzt werden; die Nation fühlte die Nothwendigkeit: daher ward die harte Einkommentaxe, eine der kühnsten und glücklichsten Finanzunternehmungen Pitts, mit einer Mehrheit von 196 Stimmen gegen 71, im J. 1798 genehmigt, und zugleich Alles veranstaltet, um der vom Feinde gedrohten Landung in England den kräftigsten Widerstand entgegenzusetzen. Aber auch gegen innere Feinde, die aus falschem Freiheitseifer den Staat in Gefahr setzten, gegen Arthur und Roger O'Connor, Theobald Tone, Horne Tooke, M'Nevin, Lewins u. A., die an der Spitze der vereinigten Irländer mit dem französischen Directorium in einen Bund traten, der Hoche's Landung in Irland und einen Krieg mit den irländischen Rebellen zur Folge hatte, mußten kräftige Maßregeln genommen werden. Sie hatten Verbindungen und Freunde in London. Trat doch selbst Tierney als Arthur O'Connors Lobredner im Parlamente auf. Derselbe Redner widersetzte sich auch der von Pitt zur stärkern Bemannung der Kriegsschiffe vorgeschlagenen strengen Matrosenwerbung, nach welcher, wie schon im J. 1779 geschehen war, mehrere persönliche Befreiungen wegfallen sollten. In der Hitze der Debatten fragte Pitt seinen Gegner, wenn jene Maßregel an sich nothwendig sey, die verlangte Mittheilung ihrer Ausführung aber dem Erfolge derselben im Wege stehe, ob dann sein Widerspruch einen andern Beweggrund haben könne, als die Absicht, die Vertheidigung des Vaterlandes zu hindern? Hr. Tierney widersprach den Vordersätzen nicht, beschwerte sich aber über den persönlichen Angriff, der in dem Schlußsatze lag, und verlangte, daß der Sprecher Pitt zur Ordnung

Digitized by Google

verweisen sollte. Dieser aber wich der Erklärung, ob Pitts Ausdruck dem im Parlamente zu beobachtenden Anstand entgegen sey oder nicht, dadurch aus, daß er das Haus ersuchte, erst Pitts Erläuterung über den Sinn seines Wortes zu hören. Pitt wiederholte, was er gesagt, und gestand ein, daß es parlamentswidrig sey, die Beweggründe der Meinung eines Mitgliedes aufzustellen; allein er könne, was er behauptet, weder zurücknehmen, noch mildern. Hierin fehlte Pitt, wie schon der Sprecher aus Unentschlossenheit gefehlt hatte. Die Folge war eine Ausfoderung, die Tierney an Pitt sandte, und ein Zweikampf. Ganz London bemerkte mit Mißfallen, daß vier Glieder des Hauses der Gemeinen, welche ganz vorzüglich das Beispiel einer strengen Beobachtung der Gesetze geben sollten, am nächstfolgenden 27sten Mai 1798, an einem Sonntage, den Tag des Herrn auf die gröbste Weise verletzten, indem sie um 3 Uhr during the time of divine service, während des Gottesdienstes, eine Handlung vornahmen, die eben so sehr gegen das göttliche als gegen das Landesgesetz war. Pitt von seinem Secundanten Dudley Rider, und Tierney vom General Walpole begleitet, schossen sich auf einer Wiese bei Wimbledon auf Pistolen, Tierney zuerst. Er fehlte seinen Gegner, worauf dieser sein Pistol in die Luft abschoß. Die Secundanten erklärten die gegebne Genugthuung für hinreichend. Pitts Freunde aber und A. Wilberforce bedauerten mit Recht, daß der große Mann nicht mit mehr Standhaftigkeit dem Vorurtheil sich widersetzt, und ein seiner würdiges Beispiel von Seelenstärke gegeben habe; man tadelte zugleich das Unterhaus, wo die Opposition schon seit längerer Zeit sich nicht gescheut, die hämischsten und bittersten persönlichen Angriffe auf die Gesinnungen der Minister sich zu erlauben. Wie konnte also einer von ihnen im ähnlichen Falle sich für beleidigt halten? — Pitt, der durch seine Siege selbst seine Feinde immer mehr gegen sich erbitterte, schlug jetzt im Januar 1799, um die Quelle des Bürgerkriegs mit Irland und dessen gefährliche Plane, sich unter Frankreichs Schutz von England zu trennen, zu zerstören, dem Parlamente vor, Irland mit Großbritannien zu Einem Staate zu verbinden. Sheridan widersprach dem Unionsplane am nachdrücklichsten; allein Pitt setzte ihn durch mit einer Stimmenmehrheit von 140 gegen 15. In Irland war Grattan der heftigste Gegner desselben. Mit wilder Beredsamkeit donnerte er gegen den Urheber: „er weihe den brittischen Minister der Unsterblichkeit ewiger Schande," und sprach diesen sonderbaren Fluch auch über das irländische Parlament aus, im Fall es nachgäbe. Als nun dasselbe die Union annahm, jedoch gewisse Bedingungen in Ansehung des Handels hinzufügte, so vertheidigte Pitt diese Punkte gegen Grey und andre Mitglieder der brittischen Opposition, „weil sie auf den liberalen Grundsätzen gegenseitiger Annäherung und Vortheile beruhten." Die erste Versammlung des imperial Parliament of the United Kingdom of Great-Britain and Ireland (wie der Staat nunmehr hieß) ward mit dem neuen Jahrhunderte im J. 1801, den 2. Februar eröffnet. So ward das große Werk der Union durch Pitts Klugheit, Beharrlichkeit und Mäßigung den 2ten Juli 1799 vollendet, und Lord Bacons Wort erfüllt: „England, Schottland und Irland zu einem Staate verbunden, würden ein Kleeblatt seyn, wie es kein König in seiner Krone trage." Jetzt erwartete den Minister ein neuer Angriff im Parlamente. Bonaparte hatte am Ende des J. 1799 u. 1800 friedliche Eröffnungen an England gemacht, die von des Königs Ministern zurückgewiesen worden waren. Die Opposition, besonders Erskine, klagte sie daher an als die Urheber und Beförderer des Kriegs.

Nun erfolgte eine wichtige staatsrechtliche Untersuchung über die Gründe des Kriegs, in wie fern England oder Frankreich ihn verschuldet, und warum ersteres die Vorschläge der letztern Macht verwerfen müsse. Die strengste Neutralität Englands vor dem Kriege ward als erwiesen anerkannt; Frankreich trage allein die Schuld desselben, und jetzt wolle es Alles, was die Republik im Kriege erobert, als unzertrennlich ansehn, so daß davon bei den Unterhandlungen gar nicht die Rede seyn könne. Pitt setzte mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, und mit der größten Klarheit die Grundsätze der französischen Revolutionspolitik auseinander. „Die Unsicherheit der französischen Regierung sey eine Ursache mehr gewesen, warum das brittische Cabinet die Anträge des ersten Consuls abgewiesen." Er bezog sich dabei auf Boulay de la Meurthe's merkwürdige Rede, der selbst die Verbrechen und die Treulosigkeit der bisherigen Gewalthaber in Frankreich geschildert, wie sie keinen Vertrag erfüllt, und wie das Directorium eigenmächtig, ohne den gesetzgebenden Rath, Alles entschieden und Alles verwirrt habe; und der dessen ungeachtet behaupte, „die Revolution vom 18ten Brumaire sey durch moralische und constitutionelle Mittel längst vorbereitet worden!" — Ueberhaupt konnte die geschminkte Logik der französischen Staatsredner wohl nirgends mehr in ihrer frechen Blöße erkannt und verachtet werden, als in England, wo gründliches Denken Charakterzug der Nation ist. Pitt entwarf damals in treuen Zügen den innern Zustand der französischen Republik; auch zergliederte er die Diplomatik des ersten Consuls. „Wie wenig es ihm Ernst seyn könne um einen allgemeinen Frieden, den England zugleich mit seinen Verbündeten abzuschließen sich geneigt erklärt, da er nun ein zweites Mal auf einen Separatfrieden mit Großbritannien angetragen. Wisse das Haus nicht, daß Napoleon Bonaparte nur darum den Separatvertrag mit Oesterreich zu Campo Formio abzuschließen geeilt, um sich an die Spitze der Armee von England zu stellen, und an den Ufern der Themse das Gesetz des Friedens vorzuschreiben; und doch habe man jenen Tractat dem Hause als einen Beweis der friedlichen Gesinnungen des feindlichen Generals vorzustellen gewagt. Ob sie denn Berthiers und Monge's Wort, das sie vor dem Directorium ausgesprochen, vergessen hätten, jenes Wort: das Königreich Großbritannien und die französische Republik können nicht neben einander bestehn." Pitt ging hierauf das politische Betragen des ersten Consuls seit seinem Erscheinen auf der Bühne der Politik und des Kriegs bis jetzt durch. „Habe er nicht der Constitution vom dritten Jahre, welche er unter Barras durch sein Schwert gegründet, zwei Mal wenigstens Treue geschworen, und sie dennoch jetzt selbst umgestoßen?" Er schloß endlich, daß der Mann, der so als Bürger gegen sein Vaterland, so als Feldherr und Staatsmann in Italien, Deutschland, Holland und in der Schweiz gehandelt, keine Sicherheit für die Beobachtung der Tractaten darbiete. Indeß wurde auch Englands Zustand immer beunruhigender. Die Getraidetheurung veranlaßte tumultuarische Auftritte. Für den Minister, der anfangs Frankreich hatte aushungern wollen, wahrlich ein bittrer Vorwurf! Doch Pitt schlug Prämien auf die Korneinfuhr vor, und dieses Uebel wurde bald entfernt. Er suchte hierauf die Emancipation der irländischen Catholiken, ob er gleich diese gewöhnliche Bezeichnung der großen Streitfrage nicht billigte, durch Aufhebung der alten Testacte und die Einführung eines neuen Testgesetzes zu befördern, ob er selbst gleich der anglicanischen Kirche aufrichtig und eifrig ergeben war; allein der König beharrte dabei, daß sein Gewissen ihm nicht erlaube, von der be-

schwornen Verfassung der englischen Kirche abzuweichen, und verwarf die Vorschläge seiner Minister. Diese glaubten, unter diesen Umständen ihren Stellen schicklich entsagen zu müssen; doch erklärte sich Pitt bis zur Zusammensetzung des neuen Ministeriums auf seinem Posten zu bleiben, und für die Wege und Mittel zu den Ausgaben des laufenden Jahrs Sorge zu tragen. Auch hatte er gegen die Absicht der nordischen bewaffneten Neutralität erklärt, daß England seinen Seerechten um so weniger entsagen könne, da jene Convention der nordischen Mächte ihren mit England bestehenden Verträgen nicht angemessen wäre. Bei der Stellung Frankreichs gegen England war es natürlich, daß letzteres sein Gegengewicht auf dem Meere nicht aufgeben wollte. Jetzt legte Pitt am Schlusse seines fast achtzehnjährigen Ministeriums das Budget vom J. 1801 vor. Er gestand, daß der Ertrag der Einkommentaxe seiner Erwartung nicht entsprochen, indem sie statt auf 10 Millionen nur zu 6 Millionen zu berechnen sey; doch schlug er ihre Beibehaltung vor. Sie ist seitdem jährlich im Ertrage gestiegen, und wurde ein Jahr nach Pitts Tode auf mehr als 11 Mill. Pf. St. berechnet. So ward auch hierin Pitts Plan gerechtfertigt. Uebrigens ergab sich aus den Angaben der Staatseinkünfte, daß die Hülfsquellen des Staats sich vermehrt hatten, und daß die gewöhnlichen Einkünfte gestiegen waren. Im Besitze der Stimmenmehrheit des Hauses bis zum letzten Augenblicke seiner Verwaltung legte er sie den 14ten März 1801 nieder, wo Addington als erster Lord und Kanzler der Schatzkammer an seine Stelle trat. Das neue Ministerium war, zum großen Verdrusse der Opposition, von Freunden des pittischen Systems und zum Theil von Männern, die sich in Pitts Schule gebildet hatten, zusammengesetzt. Pitt versprach Addingtons Verwaltung zu unterstützen. Grey trat indeß, um die Volksgunst desselben zu erschüttern, mit dem schon mehrmals von ihm vergebens gemachten Antrage auf, den Zustand der Nation zu untersuchen. Er fand in Pitts bisheriger Verwaltung Alles verdammungswürdig, und klagte Pitt und seine Collegen als die Ursache des Unglücks von Europa an. Ihn unterstützte Whitbread. Dundas stellte ihren Beschuldigungen die Siege der brittischen Waffen entgegen, von der Eroberung Tabago's im J. 1793 an bis zur Einnahme von Malta im J. 1800; „483 Kriegsschiffe seyen von den Britten in diesem Zeitraume genommen worden, darunter 78 von der Linie und 181 Fregatten, ohne 743 französische Kauffahrtei- und Caperschiffe; überhaupt 834, also mehr, als in jedem frühern Kriege, selbst unter der berühmten, aber mit weniger Schwierigkeit und Gefahr verbundenen Administration des Grafen Chatam." — Pitt selbst rechtfertigte seinen freiwilligen Austritt aus dem Ministerium durch die unübersteiglichen Hindernisse, welche seiner Ueberzeugung in Ansehung der Entscheidung der Streitfrage wegen der Catholiken im Wege gestanden hätten. Indeß darf man wohl annehmen, daß ein Hauptgrund seines Entschlusses die Verschiedenheit seiner Ansicht von den Friedensbedingungen mit Frankreich war, worüber seine Collegen anders als er dachten. In jedem Falle that er jenen Schritt nur deßhalb, weil er seine Ueberzeugung in mehrern zu fassenden wichtigen Staatsbeschlüssen weder aufgeben, noch geltend machen konnte. Er vertheidigte den Präliminarfrieden mit Frankreich vom 1. October 1801, in seiner Rede am 8. November „ob er wohl geglaubt, daß auf bessere Bedingungen hätte bestanden werden sollen, so habe er doch dieselben der Fortsetzung eines so verhängnißvollen Kriegs vorgezogen, weil die französische Regierung Festigkeit, England aber seinen Zweck, Si-

cherheit gegen Revolutionsgeist und Jacobinismus, erlangt habe." — Doch bekannte er, wie sehr es ihn schmerze, die alte Monarchie in Frankreich nicht wieder hergestellt zu sehn, weil die Anstrengungen der übrigen Mächte Europa's den brittischen nicht gleich gekommen wären. Fox billigte den Frieden aus ganz andern Gründen. Er hielt den Krieg auf Frankreichs Seite für gerecht, heilig und unvermeidlich; daher scheute er sich auch nicht in einer Versammlung seiner Freunde unumwunden zu erklären: „er billige den Frieden, weil er für Frankreich ehrenvoll und glorreich sey." Pitts Freund, Windham, nannte ihn dagegen einen drohenden Waffenstillstand, der ohne Noth eingegangen und unweise abgeschlossen, dem Vaterlande nur Verderben bringe. — Pitt behauptete auch jetzt im Parlamente den Charakter des unabhängigen Mannes, welcher seinem Gewissen und seiner besten Ueberzeugung allein folgt. Er stand weder auf der Seite der Minister, noch auf der Seite der Opposition. Ueberall galt ihm Alles nur die Sache, das Beste des Vaterlandes, nicht der Vortheil, noch das Ansehn der Personen. Er fragte nicht, wer einen Vorschlag mache, sondern was er bezwecke. Dessen ungeachtet dauerten die Angriffe der Opposition auf sein System mit gleicher Heftigkeit fort. Im April 1802 klagte Whitbread Pitts Finanzverwaltung der Untauglichkeit an, und Sir Francis Burdett schlug in einer langen Philippica, welche alle bisher so oft vergebens wiederholten Vorwürfe, die man seit zwölf Jahren Pitt gemacht, erneuerte, einen Untersuchungsausschuß gegen den gewesenen Minister vor. Lord Temple und Mr. Archdal übernahmen seine Vertheidigung, ohne daß Pitt selbst für sich sprechen durfte, und der Antrag wurde von 246 Stimmen gegen 39 verworfen. Gleichwohl wagte Mr. John Nicholls einen ähnlichen Versuch den 7ten Mai. Er foderte das Haus auf, dem Könige zu danken, daß er Pitt aus seinem Staatsrathe entfernt habe. Diese Behauptung war nicht einmal richtig, da Pitt freiwillig zurückgetreten war; der ganze Vorschlag bewirkte also nur das Gegentheil. Das Haus beschloß auf Lord Belgrave's Antrag, so heftig auch Grey, Erskine und Fox in langen Reden widersprachen, Sr. Maj. zu bezeugen, daß das Haus dafürhalte: „durch die Weisheit, Kraft und Festigkeit, welche Sr. Maj. Staatsrath in dem letzten gefahrvollen Kampfe bewiesen, unterstützt durch die außerordentliche Tapferkeit der Flotten und Heere, wie durch den hochherzigen, kraftvollen Geist der Nation, sey die Ehre des Vaterlandes aufrecht erhalten, seine Macht enger verbunden und befestigt, sein Credit und Handel behauptet und erweitert, und die unschätzbare Verfassung desselben gerettet worden gegen alle Angriffe von äußern und innern Feinden." Nichts kann für das Urtheil der Nachwelt lehrreicher seyn, als solch ein Kampf der öffentlichen Meinung in einem freien Volke, ob das Verdienst eines vom Schauplatze seiner Macht abgetretenen großen Mannes die Bürgerkrone verdiene oder nicht? Die Annalen der brittischen Nation erhalten dadurch eine historische Würde und eine große Bedeutung für jeden, der die sittlich erhabenen Züge des bürgerlichen Lebens aus einem idealen Standpunkte zu betrachten in der Geschichte der alten Welt gelernt hat. Wir müßten diese Züge ausheben aus dem für gewöhnliche Zuhörer so langweiligen Wortkampfe der brittischen Staatsredner, um den Geist, der den brittischen Staat belebt, kenntlich zu machen, und die wahre Physiognomie der Parlamentsverhandlungen zu bezeichnen, in denen mancher Continentale, der im Staate nur ein todtes Uhrwerk sieht, nichts als Parteienzank zu vernehmen glaubt. Unter den Rednern, die für des jungen Belgrave's Vorschlag sprachen,

waren Mildmay, Wilberforce, Thornthon und Sir Robert Peel als Männer bekannt, denen die Wahrheit über Alles ging. Der letztere insbesondere, ein einsichtsvoller reicher und unabhängiger Kaufmann, legte ein lautes Zeugniß ab für die — unrivalled — überlegene Kenntniß, welche Pitt in den Handelsangelegenheiten des Landes gezeigt habe. „Seine Uneigennützigkeit," setzte er hinzu, „ist eben so offenkundig, als seine Einsicht; er ist der Wohlthäter unseres Vaterlandes gewesen, er hat keines Mitbürgers Interesse vernachlässigt, außer sein eigenes." „Man sagt zwar, wenn er sich nicht selbst bereicherte, so habe er doch seinen Einfluß durch Vertheilung von Jahrgeldern und Aemtern an Andere, sich gesichert; allein er bedurfte solcher Künste nicht; rechtliche Mittel standen ihm zu Gebote; drei Theile dieses Hauses, unfähig der Bestechung, waren seine Freunde." Der Redner hielt dafür: „das Haus solle Herrn Pitt ein vollgültigeres Zeichen seiner Dankbarkeit bestimmen; und es würde der Nation ein bleibender Vorwurf seyn, wenn sie zugäbe, daß ein solcher Mann in drückende Armuth sich zurückzöge. Er, seines Theils, schätze sich glücklich, wenn er dagegen mitwirken könne, nicht aus persönlichen Beweggründen, denn er habe nicht die Ehre mit dem hochgeehrten Manne bekannt zu seyn, sondern um der großen Dienste willen, die er dem Vaterlande erzeigt." — Lord Belgrave's Vorschlag ward also von drei Viertheilen des Hauses angenommen; und Mildmay's Antrag dem Herrn Pitt ausdrücklich und besonders den Dank des Hauses zu bezeugen, von 211 Stimmen gegen 52 genehmigt. Die Angriffe seiner Feinde wurden für ihn jetzt eben so viele Triumphe. Eine zahlreiche Versammlung seiner Freunde und vieler ausgezeichneten Männer feierte Pitts Geburtstag den 28sten May in Merchant-Taylors Hall mit echt brittischer Volksfreude. Diese Vorliebe altengländischer Herzen für Pitt, und die Vergleichung, welche man zwischen ihm und Addington anzustellen oft Veranlassung fand, bestimmten ihn aufs neue die Leitung des Staats zu übernehmen, als ein Jahr nach dem Frieden von Amiens, Frankreichs und des ersten Consuls Anmaßungen den Ausbruch eines zweiten Krieges unvermeidlich machten. Pitt selbst sprach für die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit desselben im Parlamente den 20. Mai 1803, und schlug die kräftigsten Maßregeln zur Führung desselben vor. Seine Rathschläge wurden von den Ministern nicht beachtet; gleichwohl widersetzte er sich dem Antrage, den öffentlichen Tadel der Minister auszusprechen, ob er gleich das Verfahren derselben nicht ganz billigen mochte. Beide Theile waren deßhalb mit ihm unzufrieden; allein Pitt folgte seiner Ueberzeugung, und widersprach nur aus Gründen den Ministern, ohne darum ihrem Ansehn entgegenzuarbeiten, vielmehr unterstützte er sie öffentlich und im Vertrauen mit seinem Rathe, aus Eifer für das gemeine Wohl, ohne Rücksicht auf seine Persönlichkeit. Mit gleicher Unbefangenheit sprach er für Fox Vorschläge, wenn sie ihm zweckdienlich schienen; besonders machte er die Minister auf einen zweckmäßigern Gebrauch der freiwilligen Bewaffnung aufmerksam. Indeß ward eine Veränderung des Ministeriums immer dringender gefühlt. Pitt stimmte für Spencers, Grenville's und Windhams Aufnahme, womit Addington aber nicht einverstanden war. Nun trug ihm der König auf, das neue Ministerium zu bilden. Vergebens suchte er den König zu bewegen, daß er Fox Eintritt in dasselbe genehmige. Dieser war dem König persönlich zuwider. Pitt setzte daher nach des Königs Verlangen am 12ten Mai 1804 das Ministerium so zusammen, daß er weder Fox noch Grenville's Freunde darin aufnahm. Pitt selbst trat jetzt zum zweiten Male als erster Lord und Kanzler der

Schatzkammer an die Spitze der Verwaltung. Die Lage des Ganzen konnte ihm nicht viel Muth einflößen. Die Armee und besonders die Marine befand sich nicht in dem Zustand von Macht, welchen die Hülfsquellen des Reichs gestatteten, und die Größe des Kampfes erfoderte. Sein Vorschlag aber, ein Ergänzungsheer auszuheben, zu welchem jede Gemeinde eine verhältnißmäßige Mannschaft stellen sollte, ging nur mit einer geringen Stimmenmehrheit durch, da die addingtonische wie die grenville'sche Partei auf der Seite der Opposition waren. Sheridan machte es daher dem Minister zur Pflicht, seine Gewalt, wie Addington im ähnlichen Falle gethan, niederzulegen, was aber Pitt sehr bestimmt von sich wies. „Fände diese Maßregel zur Vertheidigung des Vaterlandes den Beifall des Hauses nicht, so würde er eine andere, dann eine dritte und so fort vorschlagen, bis er alle verworfen, sich selbst aber außer Stand sähe, seinem Vaterlande zu dienen.“ — Er gründete jetzt die neue Verbindung mit dem petersburger Cabinet, nöthigte hierauf Spanien, das durch den ildefonser Vertrag von Frankreich sich abhängig gemacht hatte, zu einer bestimmten Erklärung, indem er die mit den amerikanischen Schätzen beladenen spanischen Schiffe in Beschlag zu nehmen befahl; eine Maßregel, die nur durch die vorhergegangene feindselige Stellung Spaniens sich rechtfertigen ließ. Das blutige Gefecht am 5ten October 1804 zog von Seiten Spaniens die Kriegserklärung gegen England nach sich (d. 24sten Januar 1805). Pitt mußte dieses entschlossene und gewaltsame Verfahren gegen Spanien, das freilich von dem gutmüthig schwankenden Verhalten Addingtons sich sehr unterschied, gegen Grey's Angriff im Parlamente vertheidigen; eine in der Geschichte des practischen Völkerrechts merkwürdige Erörterung. Man darf hinzufügen, daß Frankreichs gewaltsam rasches Vordringen in Europa den brittischen Ministern nicht Zeit ließ zu langmüthigen Unterhandlungen mit Frankreichs Bundesgenossen. Auch hatte Pitt beim Abstimmen hierüber eine Mehrheit von 313 gegen 106 Stimmen für sich. Eine lebhafte und tief eindringende Parlamentsverhandlung ward jetzt durch eine Bittschrift der irländischen Catholiken herbeigeführt. Bei dem Charakter des Königs war keine günstige Entscheidung der Emancipationsfrage zu erwarten; Pitt widersetzte sich daher diesem ganz unzeitigen Gesuche, das nur den Gang der Administration stören und aufhalten konnte. Seine Gründe machten um so tiefern Eindruck auf das Haus, da er anzeigte, daß die römischen Priester ihren Einfluß anwendeten, um einen Aufruhr in Irland zu erregen, und daß überhaupt die öffentliche Stimme der Nation den Foderungen der Catholiken entgegen sey. Sir George Hill nannte die ganze Petition einen bloßen Parteirank, a mere party trick. Sie ward endlich von 336 Stimmen gegen 124 verworfen. Indeß gelang es der Opposition, Pitt auf der empfindlichsten Seite sehr wehe zu thun, indem sie seinen vertrauten Freund, Lord Melville, den ersten Lord der Admiralität, in ein Impeachment verwickelte. Er hatte die Whigpartei gegen sich aufgebracht, als er die strafbare Unthätigkeit in der Verwaltung des Seewesens unter des Grafen St. Vincent Leitung nachwies. Graf Darnley verlangte deßhalb im Oberhause eine förmliche Untersuchung jenes Verwaltungszweiges, indem er den Grafen St. Vincent zu rechtfertigen suchte, sein bisher einziges, auch von keinem seiner Nachfolger nachgeahmtes Verfahren gut hieß, und alle demselben gemachten Beschuldigungen auf Lord Melville zurückwälzte. Zugleich machte die aus Freunden des Lords St. Vincent zusammengesetzte Commission des Seewesens in ihrem Berichte über das Schatzamt der Marine eine Anzeige, welche

eine Untersuchung gegen Lord Melville im Unterhause und darauf ein Impeachment, weil er als Schatzmeister der Marine Veruntreuungen sich habe zu Schulden kommen lassen, gegen ihn zur Folge hatte. Es war auffallend, wie weit die Leidenschaftlichkeit das Haus der Gemeinen führte. Es fand nämlich auf Whitbreads Antrag nach der Mehrheit einer einzigen Stimme den Lord Melville großer Fehlgriffe in seiner Amtsführung schuldig, und doch ward dieser nachher von dem höchsten Gerichtshofe des Staats von jeder Beschuldigung frei gesprochen! Der Angeklagte sollte nämlich Summen, die er als Marineschatzmeister aus der Bank von England bezog, in derselben für seine Privatrechnung angelegt haben. Eine einzige Stimme entschied die Begründung einer schweren Staatsanklage gegen einen Minister, und doch war Lord Melville nicht einmal mit seiner Vertheidigung im Unterhause gehört worden! War dies hart, und ging das Parlament zu weit; so war es doch ein großer Beweis von der Strenge der Aufsicht, welche in England die öffentliche Meinung über die höchsten Staatsbeamten ausübt. Man kann hieraus auf das unantastbare Betragen Pitts schließen, da seine Gegner nicht einmal den Schein eines Verdachts auf ihn bringen konnten. Pitt betrug sich auch bei dieser Gelegenheit männlich und fest. Hätte das Haus seinen Rath befolgt, und einem geheimen Ausschuß die Untersuchung jener Anzeige, die den Grund von Melville's Anklage enthielt, übertragen, so würde der Beschuldigte sich haben vertheidigen können; allein die Abstimmung über Pitts Antrag war für und wider gleich, und des Sprechers Stimme entschied in solchem Falle, nach einem merkwürdigen Herkommen, gegen den Minister *). Pitt achtete die auf solche Art erklärte Gesinnung des Hauses so sehr, daß er selbst dem König rieth, den Lord Melville, welcher bereits sein Amt als erster Lord der Schatzkammer niedergelegt hatte, aus der Liste seiner geheimen Räthe auszustreichen. Dies war schicklich und recht; ein des Impeachment von der Nation schuldig befundener Staatsmann konnte nicht im geheimen Rathe des Monarchen sitzen. Pitt selbst bestand jetzt auf der Form eines Impeachment, um die Sache zu untersuchen. Dies war die letzte Debatte, an der er Theil nahm, (d. 25sten Juni 1805). Leider erlebte er die völlige Freisprechung seines Freundes nicht; sonst würde er eben so männlich für seine ehrenvolle Wiederherstellung gewirkt haben. Bei dieser Gelegenheit stimmte die addingtonsche Partei gegen Pitt, und das Persönliche, was dabei im Spiele war, zeigt Pitts Charakter in seinem reineren Lichte, so daß wir es anführen müssen. Addington, oder Viscount Sidmouth war Lord-Präsident des Staatsraths, an des Herzogs von Portland Stelle, geworden. Da nun Lord Melville seine Stelle als erster Lord der Admiralität aufgegeben hatte, so empfahl Lord Sidmouth seinen Freund Lord Buckinghamshire, dem Minister Pitt zu jenem Posten; allein Pitt antwortete, daß er bereits einen Mann von Erfahrung und Kenntniß (wie sie der von Sidmouth empfohlene Lord nicht im erfoderlichen Grade besaß) für diese Stelle bestimmt habe. Dies nahm S. Herrlichkeit, Lord Sidmouth, übel, und sandte sogleich sein und Lord Buckinghamshire's Entlassungsgesuch

*) Gifford macht bei dieser Gelegenheit die gegründete Bemerkung, daß so achtungswerth dieses Herkommen sey, es doch nicht in einer Criminal- oder Justizsache auf die Stimme des Sprechers Einfluß haben solle. Wer übrigens noch zweifeln kann, daß in England wahre Freiheit zu finden sey, der wird selbst in diesem Acte der Ungerechtigkeit die Schutzwehr der allgemeinen Freiheit erkennen.

ein, mit der Bitte, es Sr. Majestät vorzulegen. Doch bald besann sich Lord Sidmouth eines Andern, und in sehr bescheidnen Ausdrücken bat er den Minister um die Bewilligung, daß er die überreichten Gesuche zurücknehmen dürfe, und daß der Minister den Vorfall vergessen möchte. Pitt war gutmüthig genug, dies sogleich zuzugestehen; denn Feindschaft oder Rache waren seinem Herzen gleich fremd. Er konnte nicht voraussetzen, daß Lord Sidmouth nach einem solchen Vorfalle aufrichtig mit ihm zusammenwirken werde. Auch suchte dieser nur einen populären Vorwand, um seine Entlassung schicklich zu fodern. Und diesen Vorwand bot ihm der melville'sche Prozeß dar, wo er gegen Pitt stimmte, und bald darauf, am 10ten Juli, den Ministern selbst ganz unerwartet, um seine und Lord Buckinghamshire's Entlassung anhielt. Von dieser Zeit an konnte Pitt wegen Kränklichkeit an den Parlamentsverhandlungen keinen Theil nehmen. Der Gang der auswärtigen Angelegenheiten bekümmerte sein so vielfach bewegtes Gemüth immer mehr und mehr. Die Triple- und Quadrupleallianz mit Rußland den 11ten April 1805 und hierauf mit Oesterreich und Schweden war ein Meisterwerk seiner Politik. Es lag nicht an Pitt, daß Mack sich täuschen ließ, daß die Russen zu spät kamen, und daß Franz II. aus Unmuth den Separatfrieden so zeitig abschloß. Pitt hatte den Plan entworfen, das Gleichgewicht von Europa aufs neue festzustellen; und es ist eben so merkwürdig, als wenig bekannt, daß die Hauptbeschlüsse des wiener Congresses im J. 1815 nur die Ausführung der Ideen sind, welche Pitt im J. 1805 in einer Note an den kaiserlich russischen Botschafter vom 19ten Januar 1805 entwickelte, und auf welche Lord Castlereagh im Parlamente am 25sten Mai 1815 zur Rechtfertigung der Congreßbeschlüsse sich bezog. Pitt wollte nämlich die Franzosen aus Hannover und dem nördlichen Deutschland vertreiben, die Unabhängigkeit der Schweiz und Hollands wiederherstellen, den König von Sardinien auf seinen Thron und in sein Land wieder einsetzen, und die Franzosen aus Neapel und ganz Italien entfernen. In Ansehung Hannovers hatte er jedoch schon 1786 den Satz aufgestellt, daß die brittische Regierung so unabhängig als möglich von der Politik des hannöverischen Cabinets sich erhalten müsse. Fox war indeß der entgegengesetzten Meinung. Jetzt schlug der schimpfliche preßburger Friede Pitts letzte Hoffnungen nieder. Kurz zuvor hatte er Lord Harrowby nach Berlin gesandt, um den König von Preußen zum Beitritt zu dem allgemeinen Bunde gegen den französischen Kaiser zu bewegen. Nur zur See gelang es brittischen Waffen, überall obzusiegen. Nelson besiegelte den Sieg von Trafalgar mit seinem Leben; die spanische und die französische Seemacht waren vernichtet. In Ostindien hatte Lord Wellesley das brittische Reich durch eine kühne und weise, mit Siegen gekrönte Politik binnen siebenjähriger Verwaltung dauerhaft befestigt und erweitert. Doch diese Triumphe vermochten nicht Pitts Lebensflamme anzufachen. Er litt schon seit vier Jahren an Magenschwäche, und an Mangel an Verdauung; hieraus entstand ein fortwährendes Uebelbefinden und eine Aengstlichkeit, welche das Uebel nur vermehrte. Man rieth ihm daher, im Herbst 1805 nach Bath zu gehn, dessen Heilquellen ihm früher schon gute Dienste geleistet hatten. Er ging im December nach Bath, wo er aber bei gänzlichem Mangel an Eßlust Anfälle von Gicht bekam. Er verließ daher Bath, und ging nach London zurück. Die Aerzte fanden nur Schwäche in seiner Krankheit, und glaubten, er könne durch Ruhe in wenig Wochen wieder hergestellt werden. Diese ward ihm aber nicht zu Theil. Lord Castlereagh und Lord Hawkesbury erhielten von

en Aerzten die Erlaubniß, ihn zu sprechen. Man unterhielt sich von Staatssachen, und wahrscheinlich von der Auflösung der Allianz in olge des Friedens von Preßburg. Diese Unterredung griff Pitt sehr n, und von dem Tage an, den 13ten Januar, schwanden seine Kräf- immer mehr. Der Bischof von Lincoln, sein ehemaliger Lehrer zu ambridge, verließ ihn nicht, und besorgte alle Geschäfte; endlich er- lärten die Aerzte den 20sten Januar seine Umstände für bedenklich, achdem sie bis dahin schlechterdings verboten hatten, gegen Pitt on Gefahr zu sprechen. Nun wandte sich der Bischof zu Pitt, sagte hm die Meinung der Aerzte, und fragte ihn, ob er mit ihm beten und hm die Sacramente reichen sollte. Pitt sah ihn einige Augenblicke sehr rnsthaft an, wandte sich darauf, vollkommen gefaßt, zum Arzte und prach langsam: wie lange glauben Sie, daß ich noch leben kann? Der Arzt äußerte einige Hoffnung; aber ein unmerkliches Lächeln in Pitts Gesichtszügen verrieth, wie wenig er selbst daran glaube. Er andte sich darauf zum Bischof: „Ich fürchte, daß ich, wie nur zu iel andre Menschen, das Gebet zu sehr vernachlässigt habe, als daß ch hoffen dürfte, daß es auf dem Sterbebette von Wirkung seyn solle; doch —. und mit diesen Worten erhob er sich, seine Hände mit roßer Inbrunst faltend: „ich begebe mich g a n z — das letztere Wort prach er mit großem Nachdruck aus — in die Barmherzigkeit Gottes urch das Verdienst Christi!" Der Bischof las ihm hierauf Gebete or, an welchen Pitt mit frommer Demuth Theil nahm. Er wieder- olte ausdrücklich, daß er fühle, wie unwürdig er sey, vor Gott zu rscheinen; er lehnte jedes Verdienst von sich ab, doch sprach er mit inem ruhigen, vorwurfsfreien Bewußtseyn. Er bezeugte vor dem Bi- chof die Festigkeit seiner religiösen Grundsätze, und bekannte, daß es ets sein Wunsch und sein Bestreben gewesen, rechtlich zu handeln, nd seine Pflicht gegen Gott und die Welt zu erfüllen; doch fühle er wohl eine Irrthümer und Gebrechen. Er erklärte seine Ergebung in den Willen Gottes; er sterbe im Frieden mit allen Menschen!" — Dies lles sprach er in Gegenwart seiner Bedienten. In Ansehung seiner Familienangelegenheiten wünschte er, daß seinen Nichten ein Jahrgeld on 1000 bis 1500 Pfund Sterlinge gegeben werde, wenn die Nation laube, daß man seiner langen Dienstzeit dies bewilligen könne. Auch ür Lady Hester und Mr. Stanhope zeigte er viel Sorgfalt, doch be- uhigte ihn die Vorstellung, daß sie einen Vater hätten. Da er nicht elbst leserlich schreiben konnte, so dictirte er dem Bischof, wie er es mit seinen Papieren gehalten wissen wollte, und unterzeichnete die Schrift. Dies alles erschöpfte ihn sehr; er litt den folgenden Tag an Brustbe- klemmung; behielt jedoch sein Bewußtseyn bis an seinen Tod, der am 23sten Januar des Morgens nach 4 Uhr, an demselben Tage, wo er vor 25 Jahren Mitglied des brittischen Senats geworden war, ohne Schmerz und Kampf erfolgte. Daß sein letztes Wort: o mein Vater- land, mein Vaterland! gewesen, wird von Gifford nicht bestätigt. Am 27sten Januar beschloß das Haus der Gemeinen, den König zu ersu- chen, die Veranstaltung zu treffen, daß William Pitt auf öffentliche Kosten beerdigt und daß diesem vortrefflichen Staatsmann auf Kosten des Hauses ein Denkmal in der Westminsterabtei errichtet werde, mit einer Inschrift, welche das Gefühl der Nation bei einem so großen und unersetzlichen Verlust bezeuge. Dieses feierliche Begräbniß erfolgte am 22. Februar. Pitt liegt in der Westminsterabtei begraben. Auch beschloß das Haus am folgenden 3ten Februar, den König zu bitten, die Summe von 40,000 Pfund Sterlinge auf Rechnung des Hauses vorzuschießen,

um davon die Schulden, welche William Pitt hinterlassen, und für welche sein Eigenthum nicht zureiche, zu bezahlen, indem das Haus wünsche, jeden Beweis von Achtung und Ehrfurcht dem Andenken Wilhelm Pitts zu weihen. Pitt hatte ein Vermögen von 13,000 Pfund Sterlinge gehabt. Ehe er in das öffentliche Leben eintrat, überstiegen seine Ausgaben seine Einnahme nicht. Aber die unverhältnißmäßig geringe Besoldung bei den großen mit seiner Lage verbundenen Ausgaben, und der Mangel an Aufmerksamkeit auf seine Privatangelegenheiten, was bei der Verwaltung eines großen Reichs sehr natürlich war, hatte ihn immer tiefer in Schulden gestürzt. Die einzige außerordentliche Ausgabe in seinem Haushalte betraf die Einrichtungen zu Walmer und Holwood, wo er allem Erholung fand, wenn er auf Stunden von seinen Amtsarbeiten ausruhen wollte. Dieses Vergnügen war eben so schicklich als edel für einen großen und tugendhaften Mann, der nie zerstreuenden Gewohnheiten sich hingab, noch in unerlaubten Genüssen ausschweifte. Sein Umgang beschränkte sich auf wenige Freunde. Er liebte die Gesellschaft nicht; doch war er in vertrauten Cirkeln sehr liebenswürdig, lebhaft und munter. Oeffentlich erschien er kalt und feierlich. Stets gleichmüthig, gab er sich weder der Freude, noch dem Schmerze hin. Er mußte sich zu beherrschen; aber sein feuriges Auge sprach aus, was sein Inneres bewegte. So lebte Pitt, höchst einfach in seinem Hause, wo sich nichts über ihn sagen läßt, ganz seinem Berufe und dem Staate treu. Bewiese auch nichts anderes seine Größe als Staatsmann, so wäre schon dies ein gültiger Beweis, daß die Bewunderung seiner Nation, so lange er wirkte, zwischen ihm und Fox sich theilte, und daß sein großer Nebenbuhler, dem er auch seiner Seits Gerechtigkeit wiederfahren ließ, zuletzt Pitts außerordentliche Eigenschaften und Verdienste selbst anerkannte. Klarheit und strenges Denken, ein fester und gerader Wille, eine nie wankende Treue gegen sein Vaterland, und die unabhängige Richtung einer rastlosen Thätigkeit auf ein großes, umfassendes, heilbringendes Ziel bezeichnen Pitts öffentlichen Charakter. Sein Verdienst ist um so größer, je mehr sich ihm innere und äußere Feinde entgegenstellten, und je furchtbarer, größer und zahlreicher diese Feinde waren. In dieser Lage war es natürlich, daß, wenn Pitt nicht unterliegen sollte, die Krone ein stets steigendes Uebergewicht im Parlamente behaupten mußte. Pitt war nach Walpole (von 1721 bis 1742) der zweite Minister, der sich so lange, fast 20 Jahre, auf seinem Posten durch Behauptung der Majorität erhielt. Unvergeßlich bleibt, was er bewirkte, und was er vorbereitete. Daß er in den Zeiten der Gefahr einer Parlamentsreform sich widersetzte, war weise. Gesetzt, sie gelang ohne Umsturz des Ganzen; war man sicher, daß die Wahl auf Würdige fiel? In der Geschichte des brittischen Handels und der brittischen Seemacht ist sein Leben der wichtigste Zeitabschnitt. Er ersetzte den Verlust der amerikanischen Colonien durch vielfache Erweiterung aller Handelswege. Er knüpfte die Verfassung immer fester an den National- und Staatscredit. Das Ankaufssystem ward durch ihn der Cement der Verfassung, und zugleich der nothwendige Grund des Fortschreitens des Nationalwohlstandes. Nichts ist einfacher, als seine Finanzverwaltung; er brachte zuerst Klarheit in das Budget, so daß jeder das Ganze übersehen und beurtheilen konnte, wodurch er eben so viel Zutrauen erweckte, und den Credit des Staats auf eine ungewöhnliche Höhe erhob. Darum gelangen seine Entwürfe mit den Handels-Schatzkammerscheinen, mit dem Tilgungsfonds, mit der Unterbrechung der Geldzahlungen bei der Bank, und mit dem Ei-

tem der Kriegstaxen. Selbst seine Feinde, die ihm jedes andre Talent bsprachen, gestanden ihm den Ruhm zu, Englands größter Finanzmiister zu seyn, und zugleich erkannten sie mit Hochachtung die uneigenützige Redlichkeit an, und die unwandelbare Unbestechlichkeit, mit der r das Vermögen des Staats verwaltet habe. Die Schuldenlast, welhe der Krieg auf die Nation wälzte, kann ihm kein Vorwurf seyn; enn er hatte durch weise Beförderung der Nationalökonomie den allgemeinen Wohlstand so sehr gehoben, daß die Nation die größten Lasten u ertragen vermögend war, indem er alle Anleihen von dem Handelsüberflusse seiner Mitbürger verlangte. Aber nicht weniger groß war sein Verdienst um den Staat durch die von ihm eingeleitete Controlle für die ostindischen Angelegenheiten und durch die Union Irlands mit Großbrittannien. Als Redner wurde er allgemein bewundert. Er sprach leicht, gut und so gewählt, daß jedes andre Wort die Harmonie oder die Kraft des Ganzen würde geschwächt haben; klar und gedrängt, doch erschöpfend, wenn er etwas beweisen wollte; heftig und rasch, mit glühendem Feuer, wenn er zürnend sich erhob, um Unrecht zu bekämpfen. Er sprach dann gewöhnlich aus dem Stegreife, und hier wirkte er durch den Glanz seiner Rede eben so sehr auf die Einbildungskraft, als er das Urtheil fesselte durch die Kraft und Stärke seiner Beweise. Wie ein Strom riß seine Rede die Ueberzeugung mit sich fort. Einige seiner Parlamentsreden sind von seinen Freunden herausgegeben worden, und davon einige unter seiner eignen Aufsicht; diese letztern haben aber sämmtlich durch die von ihm gemachten Verbesserungen an Kraft und Geist verloren, was sie an Genauigkeit und Schärfe gewannen. Im Umgang mit Andern war dieser große Mann bescheiden und einnehmend; er hörte jedes Meinung aufmerksam an. Niemand war aber auch mehr von seinen Freunden geliebt, als er. Sein Leben war streng sittlich; und so wie er größere Tugenden besaß, so waren auch seine Fehler kleiner, als es das gewöhnliche Loos der Menschheit ist. Die Nachwelt hat seinen Namen empfangen von den dankbaren Zeitgenossen. Das Denkmal, welches die Nation dem großen Sohne des großen Chatams in der Westminsterabtei errichtet hat, ward aufgedeckt im August 1815. Wenn die Gemeinde aus dem Chor zurückkommt, so hat sie den vollen Anblick desselben. Die Statue ist von weißem Marmor und bekleidet mit dem Gewande des Canzlers der Schatzkammer; sein rechter Arm ist ausgestreckt, als wenn Pitt in dem Hause der Gemeinen redete. Zur Rechten steht die Geschichte mit einem Buche in der Hand, in welches sie seine Verdienste aufzeichnet und zugleich auf Pitt hinsieht. An dem Fußgestelle steht folgende Inschrift: Dieses Monument ist errichtet vom Parlament zu Ehren William Pitts, Sohnes von William, Grafen von Chatam, zum Zeugnisse der Dankbarkeit für die großen Dienste, die er dem Staate geleistet, und des Schmerzes über den unersetzlichen Verlust dieses großen Ministers. Er starb 1806 im 47sten Jahre seines Alters. K.

Pittoresk, mahlerisch, ist in Hinsicht des Stoffs alles dasjenige, was sich für mahlerische Behandlung eignet. Dies sind die sichtbaren Gegenstände überhaupt, oder eine Menge derselben, in so fern sie von einer Seite (als Fläche angesehen) eine Mannichfaltigkeit von Farbentönen für einen Ueberblick entfalten, und durch diesen Farbenreiz einen Schein von Bewegung und Freiheit empfangen (nicht das Starre, Unbewegliche, Todte für sich), oder sich erst durch Licht und Farbe in höherer Bedeutung zeigen. Leicht ist dieser Begriff auf die mahlerische Darstellung selbst übergetragen. Erfindung und Anord-

nung sind mahlerisch, wenn sie diesen Bedingungen entsprechen, und man nennt ein Gedicht oder gewisse Beschreibungen pittoresk, welche die Einbildungskraft zur vollkommen lebendigen Vorstellung mahlerischer Gegenden und Ansichten, gleichsam zur innern Vergegenwärtigung der farbigen Welt, leicht und angenehm aufregt. Auch Reisen werden pittoresk genannt, in welchen Beschreibungen dieser Art, vorzüglich mit bildlichen Darstellungen begleitet, enthalten sind. Das Pittoreske oder vielmehr das Mahlerische wird dem Poetischen und Plastischen entgegengesetzt. Man unterscheidet nämlich die poetische Erfindung und Anordnung, welche sich auf Bedeutung, Charakter und die darstellende Grundidee eines Gemähldes bezieht, von der mahlerischen, welche auf obigen Bedingungen beruht. Du Bos nennt eine mahlerische Composition diejenige Anordnung der zu einem Gemählde nothwendigen Gegenstände, welche mit dem Totaleindrucke desselben in Beziehung stehen. Eine gute mahlerische Composition ist eine solche, deren Anblick einen der Absicht des Mahlers (und dem Geiste seiner Kunst) entsprechenden Eindruck hervorbringt. Das Gemählde muß daher nicht mit Figuren überladen seyn, die Gegenstände müssen leicht aus der Fläche heraustreten, die Figuren dürfen einander nicht entstellen, indem sie sich wechselseitig zur Hälfte oder gewisse Theile des Körpers decken, welche der Mahler zufolge seines Sujets sehen lassen sollte. Die Gruppen müssen gut zusammengestellt, das Licht unter ihnen geschickt vertheilt seyn, die Localfarben endlich müssen, statt sich einander zu vernichten, so angeordnet seyn, daß aus Allem eine dem Auge erfreuliche Harmonie hervorgeht. Gewöhnlicher aber noch wird das Pittoreske dem Plastischen entgegengesetzt, weil die Plastik das Bleibende und Ruhende der Gestalt, die Mahlerei das Freie, und Veränderliche derselben, was durch Farbe sich äußert, vorzugsweise zum Gegenstand hat. Daher nennt man tadelnd Bildwerke (Werke der Plastik) pittoresk, wenn sie z. B. Gegenstände darstellen, welche nur durch Farbe einen ästhetischen Eindruck machen, oder eine freie Bewegung, ein leichtes Schweben der Gegenstände abzubilden versuchen, welches mit der Masse im Widerspruch steht, in welcher der Bildner arbeitet, kurz wenn sie aus ihren Gränzen in das Gebiet der Mahlerei hinüberschweifen. (S. d. Art. Mahlerei.) T.

Pius VI. (Giovanni Angelo), aus der gräflichen Familie Braschi, ward zu Cesena (einer Stadt am Fluß Savio in der päpstlichen Provinz Romagna) am 27sten December 1717 geboren. Man glaubte, früh ungemeine Anlagen an ihm zu bemerken, die sein Vater selbst durch Erziehung und Unterricht zu entwickeln und auszubilden bemüht war. Sein stiller Ernst, seine Sanftmuth und Freundlichkeit nahmen eben so sehr, wie seine durch reges Ehrgefühl erhöhte Wißbegier, für ihn ein, und schienen, bei einem zwar lebhaften, doch so verständigen Knaben strenge Leitung unnöthig zu machen. Aber die Auszeichnung, die ihm zu Theil wurde, mochte vielleicht schon in früher Jugend den Keim der Eitelkeit in ihm entfalten, und das Wohlgefallen, das man ihm bewies, einige Selbstgefälligkeit in ihm nähren. Doch ward er dadurch nur zu größerm Eifer für seine Bildung angefeuert. Dreizehn Jahre war er alt geworden, als sein Geist schon eine solche Reife erlangt hatte, daß er, nach zweckmäßigen Vorbereitungen, zu den strengern Wissenschaften übergehen, und sich insbesondre der Rechtskunde widmen konnte. Obwohl zum geistlichen Stand bestimmt, beschäftigte er sich sechs Jahre lang mit jener, die eine sichre Führerin zu höhern Würden in der römischen Kirche war. Schon in seinem neunzehnten Jahre

ward er Doctor der Rechte, und konnte nun als ein Meister des canonischen Rechts gelten. Aber mit der Theologie hatte der künftige Geistliche sich noch wenig beschäftigt, und was zum Wesen seines eigentlichen kirchlichen Berufs gehörte, war bis dahin, nach der Gewohnheit einer Kirche, nur noch Nebensache gewesen. Nun sollte er seine öffentliche Laufbahn, den reizenden Weg zu Ehren, Würden und Auszeichnungen antreten. Rom, noch der glanzvolle Mittelpunkt der catholischen Kirche, war der Ort, wo ein aufstrebender, dem Kirchendienst bestimmter Jüngling seine Bildung vollenden, und am raschesten zum Ziel kommen konnte. Dorthin eilte Braschi, wendete sich aber vorher noch zu seinem Oheim, Carl Bandi in Ferrara. Dieser, der eine gleiche Laufbahn erwählt hatte, und damals Advocat und Auditor des berühmten Cardinalbischoffs Ruffo war, konnte dem Jünglinge in seinem Plane vor allen förderlich seyn, und ihm die besten Vorschriften für sein Verhalten ertheilen. Bandi, selbst ein Mann von Einsicht, Erfahrung, Gewandtheit und Lebensklugheit, mochte fürchten, ein Neffe könne in so frühen Jahren in dem vielgestaltigen und verführerischen Rom leicht irre geleitet, besonders aber übersehen werden, wenn er nicht gleich beim ersten öffentlichen Auftreten mit noch glänzendern Vorzügen und höhern Ansprüchen ausgerüstet erschiene. Es mochte auch Noth thun, der aufstrebenden Seele des Jünglings, bevor er auf den größern Schauplatz sich wagte, mehr Sicherheit und Gewandtheit, und die unverwandte Richtung auf Ein Ziel mitzutheilen, die in jener vielgestaltigen römischen Welt, dem Zusammenfluß der mannichfachsten Beschäftigungen und Genüsse, und so vieler weltfremder Geister, nicht so leicht zu bewahren ist. Des Jünglings Eintritt aus der Schule ins öffentlichste Leben, zumal mit großen Ansprüchen an dasselbe, mußte von einer gediegneren Weltkenntniß erst mehr vorbereitet werden, damit der jugendliche Geist gleich in Verhältnisse eintrete, die ihm nicht mehr durchaus neu, die ihm schon befreundeter wären, und weder die Wünsche und Neigungen des Herzens, noch vorgefaßte Meinungen, weder Staunen und Bewunderung, noch rascher Unmuth und Selbsttäuschung ihn seiner Laufbahn entfremde. Zu solcher Vorbereitung konnte Braschi keine günstigere Gelegenheit finden, als im Hause seines Oheims Bandi, in der Nähe des feinen Cardinals Ruffo, der mit seinen Umgebungen selbst einen kleinen geistlichen Hof, ein verjüngtes Bild des päpstlichen, darstellte, und ein lebendiges Beispiel gab, wie man zu geistlichen Ehren und Würden gelangen könnte. Darum gefiel es Bandi, seinen Neffen bei sich zu behalten, und eben sowohl seine gelehrten Studien zu leiten, als die doppelte Bildung zum Geistlichen und Staatsmann zu befördern. Dabei konnte zugleich in dem vermögenden Cardinal ihm früh ein Beschützer und Gönner gewonnen, und so der schutzbedürftige Lebensplan am sichersten eingeleitet werden. Aber nicht eine gewöhnliche Hofbildung, und nicht bloß die oberflächliche Einübung zum künftigen Staatsmann sollte Braschi in Ferrara erhalten; ein Reichthum mannichfacher und vielseitiger Kenntnisse, ein Schatz auszeichnender Gelehrsamkeit, die auch am römischen Hofe nicht verschmäht, sondern begünstigt ward, und mehr als irgendwo glänzende Aussichten eröffnete, sollte ihn auszeichnen, und es ward von seiner und des Oheims Seite nichts versäumt, eine gründliche Bildung zu vollenden. So zweckmäßig verwendete er fünf Jahre im Hause seines um ihn sehr verdienten Oheims zu Ferrara. Was dieser beabsichtigt, war erreicht. Braschi, nun ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, leuchtete schon durch seine Gelehrsamkeit und vielseitige Bildung her-

vor, und rechtfertigte dadurch auch bei näherer Bekanntschaft die Gunst, die sein gefälliges und einnehmendes Aeußere, der Anstand mit Anmuth, die schon früh ihn auszeichnende Würde seiner ganzen Erscheinung, ihm gewann. Auch Ruffo hatte seine Neigung ihm zugewendet und ihn seines Schutzes um so williger versichert, als der Jüngling mit seinen liebenswürdigen Eigenschaften auch eine Frömmigkeit verband, die durch andächtige Uebungen und durch einen unbescholtenen Wandel sich bethätigte, und eine Bescheidenheit, die keine seiner, wie es schien, nicht gemeinen Anlagen, und keinen seiner glänzenden Vorzüge, wohl aber seine Selbstgefälligkeit und seine größern Ansprüche verbarg. Damit war er denn seinem Ziel um Vieles näher gekommen; der Aufenthalt in Ferrara hatte seine Kenntnisse und Erfahrungen bereichert, ihn noch mehr zu einem feinen und angenehmen Hof- und Weltmann gemacht, die Gunst eines mächtigen Beschützers ihm wirklich gewonnen, und die geistliche Laufbahn, für die er so ganz geeignet schien, eingeleitet. Aber noch immer war die Beschäftigung mit der eigentlichen Theologie ihm nur Nebensache gewesen, und ehe er in stiller Muße sich derselben widmen konnte, trat er schon in das öffentlich zerstreuende Leben ein. — Im Februar des Jahrs 1740 war der Papst Clemens XII. gestorben, und im August Prosper Lambertini unter dem Namen Benedict XIV. auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden. Bald darauf ging Ruffo als Dechant des Cardinalcollegiums nach Rom, und Bandi, den seine Amtsverhältnisse auch dahin führten, brachte nun selbst seinen Neffen auf den größern Schauplatz. Braschi wohnte auch in Rom im Hause seines Oheims, der für seine Bildung und Beförderung fortwährend mit der größten Freundlichkeit sorgte, und nichts versäumte, was ihm zur Empfehlung dienen könnte. Benedict XIV., ein gebildeter und gelehrter Mann, zeichnete nur kenntnißreiche Männer aus, und nur solche durften Begünstigung von ihm hoffen. Nun erst widmete sich Braschi den theologischen Wissenschaften, mit schon reiferem Geist, mit Fleiß und Eifer, und darum nicht ohne Erfolg, aber doch unter Verhältnissen und Zerstreuungen, die ein tieferes Eindringen und gründliches Forschen kaum gestatteten. Günstiger mußte die Nähe des päpstlichen Hofes auf ihn einwirken, da eine ungeheuchelte Frömmigkeit, Sittenstrenge, und überhaupt ein guter Geist zu dieser Zeit dort herrschten. — Bandi's Ernennung zum Suffragan von Velletri, und sein bald darauf (1745) erfolgter Abgang von Rom änderten auch Braschi's Verhältniß und Lage. Jener aber hatte noch scheidend ihn seinem Beschützer Ruffo dringend empfohlen, und dessen Gunst versetzte ihn nun in einen größern Wirkungskreis, der ihn zugleich fester an den päpstlichen Hof anschloß. Er ward Auditor der päpstlichen Kanzlei, und hatte nun die günstige Gelegenheit, unter den Augen einflußreicher Obern den Schatz seiner Kenntnisse und Erfahrungen zu entfalten, und durch Thätigkeit und Berufseifer sich bemerkbar zu machen. Aber auch bei den glänzendsten Vorzügen war es in Rom, wo so viele ausgezeichnete Männer sich zusammenfanden und eifrig nach Rang und Würden strebten, nicht so leicht, das ersehnte Ziel zu erreichen, wenn nicht besondre äußere Begünstigungen und Empfehlungen dazu kamen. Auch Braschi blieb acht Jahre lang Auditor, und hatte es nur der vorsorgenden Liebe seines Oheims, der indeß Bischof von Imola geworden, und der Gunst Ruffo's zu danken, daß er endlich durch eine ausgezeichnete Begünstigung und ehrenvolle Beförderung seinem Ziel schnell näher kam. Zwar starb Ruffo 1753, hatte aber vorher noch seinen Schützling selbst dem Papste vorgestellt, und so große Hoffnungen

von ihm erregt, daß Benedict ihn bald nachher zu seinem Geheimschreiber ernannte. Dies war an sich schon ein sehr ehrenvoller Posten, zugleich aber der sichere Weg zu noch höhern Beförderungen, und er blieb deßhalb auch nicht unbeneidet. Manches geschah, den Papst gegen ihn einzunehmen; dieser aber glaubte zu sehr, was Ruffo von ihm gerühmt, selbst bestätigt zu finden, und war in seinem Vertrauen zu beständig, als daß Braschi, der Alles aufbot, dasselbe zu rechtfertigen, seine Gunst verlieren konnte. Benedict war nicht bloß durch sein einnehmendes Aeußere und gefälliges Betragen für ihn gewonnen, sondern achtete auch seine vielfältigen Kenntnisse, seinen großen Berufseifer, seine aufrichtige Frömmigkeit, und überzeugte sich von seiner Brauchbarkeit, die, in seinem damaligen Amte, auch durch eine fertige und reinliche Handschrift erhöht ward. Konnte es auch dem übergegnern Geist Benedicts nicht entgehn, daß Braschi nur mittelmäßige Geistesanlagen hatte, so empfahlen ihn doch andre achtbare Verdienste, die Benedict auch mit einem Canonicat an der Peterskirche belohnte. Aber die Aussicht auf weitere Beförderung schien durch Benedicts langgefürchteten Tod (am 3 n Mai 1758) fast vernichtet. Clemens XIII., der die Tiare empfing, schien auf Braschi nicht zu achten, und dieser hatte indeß auch manche Freunde und Gönner verloren. Doch gelang es ihm, die Gunst des Cardinalkämmerlings zu gewinnen, mit dem er, als Auditor, mehrjährig in enger Verbindung lebte, und der auch die Aufmerksamkeit des Papstes auf ihn lenkte. Auch dieser faßte bald Vertrauen zu dem einsichtsvollen, thätigen, frommen und unbescholtenen Mann, und ertheilte ihm die ehrenvollste und wichtigste Auszeichnung, da er ihn (1766) zum Generalschatzmeister ernannte. Nicht leicht konnten irgendwo die Verhältnisse eines solchen Amts verwickelter seyn, als in Rom, und kaum zu einer andern Zeit schwieriger, als eben damals. Ein großer Theil jener Geldquellen, die vormals in den päpstlichen Schatz strömten, war versiegt; das vordem so reiche Rom hatte schon eine drückende Staatsschuld; bei den mannichfachen Streitigkeiten, in welche Clemens XIII. sich mit den meisten europäischen Fürsten verwickelte, ward der Mangel an Einkünften immer fühlbarer; Scharen von Jesuiten, aus Portugal, Spanien, Frankreich und selbst aus italiänischen Staaten vertrieben, strömten in den Kirchenstaat, und des Papstes lebhafte Theilnahme an ihren Schicksalen, seine Milde und Güte wendete auf ihren Unterhalt fast unerschwingliche Summen: das Volk barg nicht die Unzufriedenheit mit den öffentlichen Angelegenheiten, und zeigte laut seinen Unmuth über drückende Abgaben, unerträgliche Theurung der ersten Lebensbedürfnisse und die allzusichtbaren Mängel der Verwaltung. Aber viele dieser Mängel waren nicht so leicht abzustellen, manche tief eingewurzelte Uebel gar nicht zu heben; der Aufwand des Hofes, die Staatsausgaben schienen zum Theil noch auf jene Zeit berechnet, wo der päpstliche Schatz aus allen Ländern Europa's Einkünfte bezog, die jetzt nur kärglich, oder gar nicht eingingen. Neue Hülfsquellen wollten nirgends sich aufthun; in größerer Betriebsamkeit und fleißigerm Anbau des Landes sich solche zu eröffnen, war wenigstens nicht das Werk weniger Jahre, und die Ansprüche waren dringend. Mancher Unterschleif und Betrügereien, welche die Staatseinkünfte verminderten, schienen mit manchen Verhältnissen so verwachsen, daß der Schatzmeister sie nicht zu heben vermochte. — So war es keine geringe Aufgabe, ein Amt zu verwalten, das Vieles leisten sollte, und die Mittel dazu nicht in seiner Gewalt hatte, von dem man Erleichterung der Lasten zu ei-

ner Zeit erwartete, wo es fast unabwendbar neue auflegen mußte, um die nächsten Anfoderungen zu befriedigen. Unter solchen Umständen ist es immer ein Beweis von Klugheit, Gewandtheit und Berufstreue, wenn Braschi, obwohl er so vielen Uebeln nicht zu steuern, den Nothstand nicht zu heben, und keine wesentliche Verbesserung herbeizuführen vermochte, wenigstens Vertrauen sich erwarb, und die Ueberzeugung, daß er es ehrlich und redlich meine, ziemlich allgemein verbreitete. Damals ward seine Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit so wenig bezweifelt und sein guter Wille so allgemein anerkannt, daß nicht nur der Papst mit seiner Verwaltung zufrieden war, sondern auch das Mißvergnügen und die ungünstige Stimmung des Volks einigermaßen sich verminderte. Aber die Nachwehen einer mehrjährigen Hungersnoth, die kurz vorher geherrscht hatte, und nicht so leicht verwunden war, brachten bald wieder das Schatzmeisteramt in denselben bösen Ruf, in dem es schon lange beim Volke stand. — Braschi erwarb sich in diesem Amte viele Freunde, und ward in demselben schon ein so bedeutender Mann, daß er zu größern Aussichten und Hoffnungen sich berechtigt glauben durfte, und wirklich dem Ziel immer näher rückte. Aber die engere Verbindung mit Clemens XIII. und dessen Hofe, die tiefere Einsicht in die damalige Politik desselben, hatte auf seine Grundsätze und sein nachmaliges Verfahren sehr wichtigen Einfluß. Clemens XIII. wußte durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit und einen unbescholtenen Wandel sich persönlich Achtung, durch Entschlossenheit und Beharrlichkeit, unter den ungünstigsten Verhältnissen, seinem Amt neues Ansehn zu gewinnen, und durch die Unerschrockenheit und unüberwindliche Standhaftigkeit, mit der er die Rechte des römischen Stuhls vertheidigte und geltend machte, zu einer Zeit, wo fast Niemand mehr sie in ihrem alten Umfange anerkennen wollte, auch manche zerstörende Eingriffe abzuwehren. Als sey er ein unmittelbarer Nachfolger jener frühern Päpste, die sich als die unbeschränkten Herren der ganzen Christenheit betrachten durften, schien er nicht zu wissen, wie viel die Nachgiebigkeit seiner nächsten Vorgänger schon verloren gegeben hatte; vergönnte er dem Fortschritt der Zeit und ihres neuen Geistes kaum eine Rücksicht, und furchtlos begann er den Kampf mit den mächtigsten Fürsten, fest entschlossen, keine Gefahr zu scheuen, und selbst sein Leben daran zu setzen, um das Papstthum aufrecht zu erhalten, und, selbst wenn es vergebens sey, die Unabhängigkeit von weltlicher Gewalt für die römische Kirche, unbeweglich zu behaupten. Nichts konnte ihn vermögen, in die Maßregeln zu willigen, die man fast allenthalben zur Vernichtung des Jesuitenordens ergriff; während man die Ordensbrüder aus der Nähe der Thronen entfernte, aus mehrern Staaten sie vertrieb, versammelte er sie öffentlich um sich, und behandelte sie als die Stützen des Papstthums, obwohl sie dies eigentlich schon längst nicht mehr gewesen waren. Die Erhaltung der päpstlichen Macht galt ihm als gleichbedeutend mit der Erhaltung der Kirche, und die Sache der Kirche nannte er laut die Sache Gottes. In diesem Sinn wirkte er, brauchte er die Waffen, selbst die längst veralteten, der geistlichen Herrschaft, Bann und Interdikt, auch gegen Fürsten, und versuchte so durch Erneuung der alten folgerechten päpstlichen Grundsätze das zu bewahren, was eine, wie es schien, zeitgemäße Nachgiebigkeit nicht erhalten konnte. Das war der Mann, unter dessen Hoheit Braschi seine Staatskunst fester begründete, unter dessen Leitung er ein so wichtiges Amt verwaltete, dessen Schule er treulich benutzte, dessen Gedächtniß und Vorbild er sorgsam bewahrte. Und erlangte auch Clemens nicht sein Ziel, was

unmöglich war, blieb auch seine ganze Regierungszeit eine fast ununterbrochne Reihe von Kränkungen, bittern Erfahrungen, und Mißverhältnissen, so konnte es doch löblich scheinen, etwas Großes so standhaft gewollt, das Angefochtene so muthig vertheidigt, und größern Verlust noch abgewendet zu haben; und die allgemeine Trauer der Römer nach dem Tode dieses Papstes, die laute Anerkennung eines musterhaften Verhaltens des Verstorbenen, mochte einem Manne, wie Braschi, der an sich schon zu gleichen Grundsätzen sich hinneigte, dieselben noch mehr empfehlen. — Aber ein andrer Geist schien mit Ganganelli, der als Clemens XIV. den päpstlichen Thron bestieg (19ten Mai 1769) in Rom herrschend zu werden. Dieser glaubte wieder, eine weise Nachgiebigkeit, ein kluges Bequemen nach den Zeitverhältnissen, der schon früher von ihm gemißbilligten Strenge und Beharrlichkeit Clemens XIII. vorziehen zu müssen, und setzte alle Künste einer geschmeidigen und feinen Politik in Bewegung, um aus dem Sturme der Zeit doch Einiges von dem zu retten, was ganz nicht mehr behauptet werden konnte. Seine ungemeine Einsicht und vielseitigen Kenntnisse, die Einfalt und Reinheit seiner Sitten hatten auch ihm schon als Cardinal allgemeine Achtung gesichert, und seine Freimüthigkeit und Mäßigung ihn denen, die einen aufgeklärtern Papst wünschten, empfohlen. Er wand sich mit ziemlichem Glück durch die mißlichen Verhältnisse und mancherlei Anfechtungen hindurch, konnte aber nicht vermeiden, manches Opfer zu bringen, zu dem sein Vorgänger sich nie verstanden hätte. Schweigend ließ er vieles geschehen, was der päpstlichen Macht freilich nicht zuträglich, aber doch nicht zu hindern war, und ganz dem Grundsatz Clemens XIII. entgegen wollte er lieber Einiges, was die Mächtigen thaten, gar nicht bemerken und übersehen, als durch vielleicht muthvollen, aber doch ohnmächtigen Widerspruch zu noch gewaltsamern Maßregeln und verderblichern Eingriffen von Seiten der Fürsten in die allenthalben angefochtene und gefährdete Kirchengewalt reizen. Ihm selber mochte auch Manches von dem, was als Gerechtsame des Papstthums seit Jahrhunderten geltend gemacht, und noch von seinem Vorgänger, zwar mit Entschlossenheit, Standhaftigkeit und gleichmäßiger Kraft, aber ohne Glück vertheidigt worden war, als Vorurtheil und Anmaßung, wenigstens als zeitwidrig, erscheinen, und so gab er, nicht aus Charakterschwäche und Schlaffheit, sondern recht aus Grundsatz, den, wie es schien, unabweisbaren Foderungen der weltlichen Gewalt und einer übermächtigen Nothwendigkeit vorsichtig nach. — Von großem Einfluß mußte auch diese Regierung auf Braschi seyn. Clemens XIV. bezeugte ihm Vertrauen und Wohlwollen, indem er ihn noch vier Jahre in seinem Amt als Schatzmeister ließ (was, zumal bei dem sonst gewöhnlichen raschen Wechsel der Aemter am päpstlichen Hof, immer eine seltne Auszeichnung war), und am 26sten April 1773 ihn zum Cardinal erhob. Zur Bestreitung des nöthigen Aufwandes erhielt er die Abtey Rubiaco, eine Pfründe von nicht zu reichem Ertrag. — So gelangte nun Braschi, schon im höhern Alter, zu dem lang ersehnten Ziel, an dessen Erringung er den größten Theil seines Lebens gesetzt, auf das er sich unablässig vorbereitet hatte. Jetzt aber stand er auch auf einer so hohen Stufe, daß nur noch Ein Schritt zur höchsten übrig war, und nicht bloß genoß er der Achtung eines Papstes, der Verdienste zu würdigen wußte, sondern auch der angesehensten und mächtigsten Herren am Hofe, mit denen er aufs innigste verbunden, und durch die er sowohl, als durch sich selbst schon einer der ersten und bedeutendsten Männer in Rom war. — Seine kirchlichen und politischen Grundsätze

waren schon unter Clemens XIII. so entschieden, daß die Regierung Clemens XIV. sie nur noch mehr bestätigen und in ihm befestigen konnte. Von Natur war er mehr jenem als diesem verwandt, eben so wie jener mehr für eine starre Unbiegsamkeit mit einiger Beschränktheit gestimmt, als zu kluger und feiner Nachgiebigkeit mit freierer Ansicht geneigt; eben so streng, und aus Ueberzeugung unerschütterlich in seiner Meinung von geistlicher Gewalt und Herrschaft, und von der Heiligkeit der Pflicht, auch nicht im Kleinsten von dem alten Recht zu weichen. Wäre er auch nicht schon zu alt gewesen, um unter Clemens XIV. nach dessen Vorbild ganz neue Ansichten und Grundsätze sich zu bilden, so würde selbst dessen Schicksal ihn davor gewarnt haben. Denn der gefällige, nachgebende Papst erntete von den größten Opfern, die er, meist nicht ohne großen Kampf, brachte, fast nie die gehofften Früchte, und auch sein Leben ward, bei manchen scheinbaren Begünstigungen, doch fast noch mehr als das seines Vorgängers, eine Kette von Unannehmlichkeiten und Kränkungen, die um so fühlbarer vermehrt wurden, als er, zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt zu vermitteln bemüht, und von den Grundsätzen abweichend, durch deren folgerechte Behauptung allein das Papstthum bestehen konnte, sich in endlose Kämpfe verwickelte, und mit den kirchlichen Verhältnissen und ihren Dienern selbst in Zwiespalt gerieth. Er hatte lange schwer gekämpft und sich gesträubt, ehe er zu dem Entschluß kam, den lauten und nachdrücklichen Foderungen der mächtigsten Fürsten, den Jesuiterorden aufzuheben, wirklich nachzugeben, und als er am 21sten Juli 1773 endlich durch ein Breve die völlige Auflösung des Ordens gebot, geschah es recht eigentlich gegen seinen Willen und seine Ueberzeugung und nur im Drang einer bittern, nicht länger abzuwehrenden Nothwendigkeit. Aber wie dieser Schritt gegen seine Ueberzeugung gethan war, folgte die bitterste Reue, quälender Unmuth, Verdruß und Sorge aller Art ihm nach; er schien im Kampf gegen kleinere Widerwärtigkeiten und Uebel Schild und Waffen geopfert zu haben, und nun allen größern ohne Mittel zur Vertheidigung Preis gegeben zu seyn. — Braschi hatte sowohl aus Neigung gegen die Jesuiten, als nach seinen Grundsätzen, die Aufhebung des Ordens gemißbilligt, und mit tiefem Schmerz, unverhohlenem Unwillen und großer Besorgniß, den entscheidenden Schlag, der ihm noch viel schlimmeres weissagte, gesehen. Die Leiden, welche seitdem des Papstes Leben verbitterten, überzeugten ihn nur noch mehr, daß allein durch strenges Bewahren seiner Ansichten und durch folgerechte Beharrlichkeit ein solches Mißgeschick zu vermeiden sey. Auch noch auf andre Weise hatte Clemens XIV. Regierung seine Grundsätze befestigt, zugleich aber auch mit der feinen Gewandtheit und klugen Politik desselben ihn einigermaßen befreundet, und einige freiere Ansichten ihm näher geführt, so viel die Strenge seiner früher gefaßten Meinungen solchen zugänglich war. Besonders ward durch Clemens XIV. seine Aufmerksamkeit auf bessere Verwaltung des Staatsschatzes, und auf die Mittel, demselben aufzuhelfen, namentlich auf Beförderung eines bessern Anbau's des Landes, und größerer Betriebsamkeit, worin der Kirchenstaat andern Ländern so weit nachstand, hingeleitet. Die große Thätigkeit und Ordnungsliebe, welche Braschi darin als Schatzmeister bewies, hatte nicht nur wesentliche Vortheile dem Staat gebracht, sondern auch seinen eignen Einfluß fast über den des Cardinalkämmerlings erhoben, und, weil noch immer viele Verbesserungen, deren Nothwendigkeit von den einsichtsvollsten Männern am Hofe anerkannt ward, in der Verwaltung zu bewirken waren, und man von

ihm diese mit größter Zuversicht hoffte, war ihm auch dadurch der Weg zu einer Würde gebahnt, die, so reizend sie ihm war, er selbst doch kaum zu suchen schien. — Nur kurze Zeit überlebte Clemens XIV. den Jesuitenorden. Sein Tod (am 22sten September 1774) setzte alle Parteien in Bewegung, die irgend auf die neue Papstwahl einigen Einfluß haben, oder aus irgend einem Grunde dabei nicht gleichgültig bleiben konnten. Der sichtbare Widerstreit und die ganz entgegengesetzten Absichten der geistlichen und weltlichen Gewalt hatten auf das Conclave, das bei aller Wahlfreiheit, doch von dem Drang der Verhältnisse und dem Willen der Fürsten nicht unabhängig seyn konnte, in eine so bedenkliche und schwierige Lage versetzt, daß lange fruchtlose Berathungen kaum einen einmüthigen Entschluß zuließen. Wenn die weltlichen Mächte, einverstanden in dem Verlangen: daß der neue Papst auf dem von Clemens XIV. betretenen Pfade fortwandle, und darum durch gleiche Mäßigung, Geneigtheit und Willfährigkeit, durch gleiche Unbefangenheit der Meinung und Bescheidenheit seiner Ansprüche im voraus bewährt sey, unablässig nur die Wahl eines solchen als die Bedingung ihrer Anerkennung aufstellten; so war gerade jetzt, wie fast die gesammte katholische Geistlichkeit, so auch die überwiegende Mehrheit der Cardinäle am wenigsten geneigt, nach den Wünschen und Foderungen jener Mächte sich zu bequemen. Man suchte einen Papst, wie Clemens XIII. gewesen, war aber doch genöthigt, diese Absicht möglichst zu verbergen, und eine Wahl zu treffen, die, ohne die Sache der Kirche zu gefährden, nicht zu starken und gefährlichen Widerspruch bewirken möchte. In dieser Verlegenheit richteten sich endlich aller Blicke auf den Cardinal Braschi, zu dessen Gunsten seine persönliche Würde, die Strenge seiner Grundsätze, die Unbescholtenheit seines Wandels, die Thätigkeit und der Eifer, die er in seinen frühern Aemtern erwiesen, die Meinung, die man von seiner Gelehrsamkeit, Einsicht und Geschäftskenntniß hegte, endlich auch viele günstige Freunde und Gönner sehr nachdrücklich sprachen. Die Vertrauten wußten, welch ein Mann er sey, wie in so vielem dem zurückgesehnten Clemens XIII. ähnlich, darum ganz der Papst, dessen die Kirche zu bedürfen schien, und den besonders die zwar aufgelösten, aber noch immer einflußreichen und unsichtbar engverbundenen Jesuiten wünschen mußten. Weniger wußte die Welt, was von ihm zu erwarten sey; aber er hatte seine wahre Meinung und Gesinnung so fein versteckt, daß seine Wahl den catholischen Fürsten um so weniger bedenklich oder anstößig seyn konnte, als das Vertrauen, das selbst der verehrte Clemens XIV. ihm bezeugt, ein vortheilhaftes Zeugniß für ihn war, und man voraussetzen durfte, er sey bis dahin mit dessen Maaßregeln einverstanden gewesen, und werde fortwirken in solchem Geist. — Am 15ten Februar 1775 vereinigten sich endlich alle Parteien, und machten die Wahl Braschi's bekannt. Mit dem Namen: Pius VI. trat dieser nun im Glanz seiner neuen Würde auf, die er, nach seiner frommen Denkungsart, wohl als ein unverdientes Geschenk Gottes betrachtete, während zugleich sein lebhaftes Selbstgefühl ihm das Bewußtseyn gab, daß er derselben nicht unwürdig sey, und daß er eben sowohl ihr, wie sie ihm zur Zierde gereiche. — Es konnte zweifelhaft scheinen, ob es Demuth oder Eitelkeit sey, daß er gleich am Tage seiner Wahl einen Eilboten mit Briefen an seine Verwandten und an den Magistrat nach seiner Vaterstadt sandte, und mit der Nachricht von seiner Erhebung die freundliche Ermahnung verband, daß man keine zu kostbaren und lauten Freudenfeste deßhalb veranstalten möge; zugleich empfingen die Armen von Cesena

einige Beweise seiner Wohlthätigkeit und Milde. Gewiß ist, daß er in Rom selbst, wo er die üblichen Festlichkeiten bei seinem Regierungsantritt nicht ablehnen konnte, sich mit aller prunkenden Herrlichkeit seines erhabenen Amts nicht ungern umgab, und unter den Sorgen für die wichtigen Angelegenheiten seiner neuen Herrschaft die Sorgfalt für seinen Körper und für den Eindruck, den sein öffentliches Erscheinen machen sollte, nicht vergaß. Die Römer, die zwar nicht ohne gute Erwartungen den erwählten Papst begrüßten, aber doch noch ungewiß waren, wie er dieselben rechtfertigen möchte, freuten sich zunächst des unverkennbaren Adels, der natürlichen Hoheit, des feierlichen und doch gefälligen Anstandes seines äußern Wesens, und die Römerinnen waren entzückt von dem noch im höhern Alter schönen Papst. Er verstand es, diese äußern Vorzüge geltend zu machen, und in das günstigste Licht zu stellen, und hatte Gewandtheit und Feinheit genug, die Vorbereitung und Einübung zu verbergen, die bei ihm jedem Auftreten unter den Menschen vorangiengen. — Die Frommen aber erbauten sich noch mehr an der ungeheuchelten Gottesfurcht und herzinnigen Andacht, die das gerechteste Vertrauen einflößte, und ihm Vieler Herzen gewann. Man erinnerte sich kaum, mit so vieler heiligen Salbung, mit einem solchen Ausdruck der frömmsten Theilnahme, mit so vieler wahrhaft geistlichen Würde die kirchlichen Gebräuche verwalten gesehn zu haben, als von Pius VI. Wenn er in den Kirchen oder Capellen betete, schien sich sein ganzes Wesen in Andacht zu ergießen, und mit Ehrfurcht erkannte man dann in ihm den echten Priester der Kirche und würdigen Oberhirten der Gläubigen. Man fand ihn bald nach seinem Regierungsantritt und auch später oft in der Peterskirche lange Zeit auf den Knieen liegen, und besonders vor dem bronzenen Standbild des heiligen Petrus, wie in frommen Entzückungen, oder in gottselige Beschauungen, oder in tiefe Trauer über die Bedrängniß der Kirche versenkt. Dann legte er wohl erschöpft sein Haupt auf die Füße der Bildsäule, und benetzte sie mit seinen Thränen. Und dies war so wenig bloßes Schauspiel, daß selbst seine Feinde und die Spötter die Aufrichtigkeit seiner Religiosität nicht bezweifelten, und ihn zwar abergläubiger Schwärmerei, nie aber der Heuchelei zeihen mochten. — Seine Seele war auch, seit er Papst geworden, von mannichfachen Sorgen bewegt. Kaum waren die Feierlichkeiten seiner (am 22sten Februar erfolgten) Krönung vorüber, kaum hatte er in dem ersten geheimen Consistorium den Cardinälen seinen Dank, die hohe Würdigung seines Berufs, den Ernst seiner Vorsätze bezeugt, und den feierlichen Eid auf die canonischen Satzungen abgelegt, als er sich lange in die Einsamkeit seiner abgelegensten Zimmer im Quirinal zurückzog, um ruhig die Bedürfnisse des Augenblicks, und die zwiefache Noth seiner geistlichen und weltlichen Herrschaft zu erwägen. — In der That konnte kaum eine schwierigere und bedenklichere Lage gedacht werden, als die seinige war. Zwei Päpste waren ihm vorangegangen, die beide nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen handelnd, der eine bei der unbeugsamsten Beharrlichkeit, der andre bei der gewandtesten Nachgiebigkeit, doch von Unruhe und Mißgeschick bis an ihr Ende begleitet wurden. So gewiß nun Pius Sinnesart sich mehr dem erstern als dem letzten zuneigte, so durfte er es sich doch nicht bergen, daß die jetzigen Verhältnisse noch viel weniger als damals einen Clemens XIII. begünstigen würden, daß ein hartnäckiges Festhalten an jenen Grundsätzen nur noch größeres Ungemach beschleunigend herbeiführen werde, und daß Clemens XIV., obwohl nicht mit Glück, doch mit Kenntniß des Zeit-

leistes und nicht ganz ohne Erfolg gemäßigtere Ansichten befolgt habe. Dem Nachfolger schien nun kaum ein besserer Rath übrig, als mit Vermeidung dessen, worin beide zu weit gegangen, einen Mittelweg einzuschlagen, der von unzeitiger Strenge und allzugroßer Nachgiebigkeit sich gleichweit entfernte, kein Recht Preis zu geben, aber auch keins ungebührlich auszudehnen schiene, und gleiche Weisheit im Strafen wie im Verzeihen bewiese. Aber dieser Mittelweg konnte um so weniger ersprießlich werden, als Pius bald mehr seiner Neigung als jener Weisheit folgte, und bei den hohen Begriffen, die er von seiner Würde, als Statthalter Christi und Oberhaupt der Christenheit, und von seinen Gerechtsamen und Pflichten hegte, nothwendig mit der Zeit und ihrem Geiste und mit den weltlichen Mächten in Zwiespalt kommen mußte. — Zwar in der ersten Zeit seiner Regierung schien die Klugheit seines nächsten Vorgängers ihn noch zu leiten. Bei der ersten Ernennung neuer Cardinäle wußte er sehr verschiedenartigen Ansprüchen zu genügen, und Alles zu vermeiden, was seine nächsten Umgebungen oder die mächtigern catholischen Höfe hätte verletzen oder reizen können. Aber er fühlte wohl selbst, daß doch ein Kampf unvermeidlich sey, und daß er denselben gegen einen bösen Zeitgeist beginnen müsse. — Seiner Frömmigkeit und Einsicht blieb es nicht verborgen, daß ein großer Theil der Verwirrung und Erniedrigung der Kirche und geistlichen Gewalt seinen Grund in den Geistlichen selbst, in ihrer Abweichung von früherer besserer Ordnung habe. Treuherzig überredete er sich, es werde Alles wieder besser werden, und die geistliche Macht neu aufleben, wenn die Geistlichen nur zu reinerer Sittlichkeit und größerer Strenge in ihrem Beruf zurückgeführt wären. Seine Bekanntschaft mit den Sitten der römischen Geistlichen stellte ihm diese um so abschreckender dar, als er selbst die Tugend ehrte. Es war daher auch eine seiner ersten amtlichen Handlungen, die Bekanntmachung eines Breve's (vom 19ten Mai 1775), in welchem er den Clerus nicht nur zu einem ehrbaren und anständigen äußern Wandel, sondern auch zu wahrhafter Sittenreinheit und Lebensheiligkeit ermahnte und erinnerte, wie nichts so sehr den rechten Gottesdienst und die Gottseligkeit der Laien befördre, als ein erbaulicher Lebenswandel der Geistlichen, in deren Leben Jedermann als in seinem Spiegel, sich beschaue. — Ein frommer und redlicher Wille war in Pius unverkennbar; gleichwohl zeigte sich's bald, wie wenig er zum Reformator seiner Kirche sich eignete. Nicht bloß erkannte er den Grund ihres Verfalls und die Quelle so vieler Uebel viel zu wenig, sondern sein Geist war auch selbst von vorgefaßten Meinungen und Vorurtheilen gefesselt, und mit zu großer Beschränktheit des eigenen Geistes vermochte er den Zeitgeist nicht klar aufzufassen, noch weniger sich über ihn zu erheben. Religion und Kirchenthum, Kirche und Papstthum flossen auch in seiner Vorstellung, wie es in Rom hergebracht schien, in Eins zusammen, und so ernstlich er darauf bedacht seyn mußte, daß man sie nicht noch schärfer trenne als schon geschehen war, so ließ er doch die veralteten, und darum für seine Zeit leblosen Ansichten, welche jene Begriffe fast gar nicht unterschieden, zu sehr durchblicken, als daß sein Wirken von wohlthätigem Erfolg hätte seyn können. Ja er selbst verwirrte sich und seine Angelegenheiten immer mehr, da er eigentlich stets zwei Zwecke vor Augen hatte, beide erreichen wollte, und bei seinen meisten Maaßregeln den höhern dem niedern unterordnete. Sein frommes Herz jammerte des Zustandes der Christenheit und der Kirche, und er wünschte aufrichtig, den Uebeln zu steuern, welche aus der immer herrschender werdenden

Ungläubigkeit erwuchsen; aber zugleich war das starke Bewußtseyn der Hoheit und Würde der römischen Bischofsgewalt, und sein persönliches Selbstgefühl gekränkt durch den Verfall der päpstlichen Macht und des geistlichen Ansehns überhaupt, und weil er auch darin eine vorzügliche Ursache der meisten Uebel der Kirche zu sehen wähnte, war ihm die Wiederherstellung des alten Papstthums eigentlich das höchste Ziel und die wichtigste Angelegenheit seiner Regierung. Darum brachte er der Kirche noch größern Nachtheil, weil er ihre Sache mit der des Papstthums zusammenwarf, und stürzte das Papstthum in noch schwerere Anfechtung, weil er für dieses Menschenwerk mit einer Hartnäckigkeit kämpfte, die ihm nur Standhaftigkeit in der Sache Gottes schien. — Wenn es aber offenbar ist, daß er dem Kampf mit dem Zeitgeist und mit den Mißverhältnissen seiner Lage nicht gewachsen war, so ist auch gewiß, daß dazu überhaupt mehr als Eines Menschen Kraft in Anspruch genommen ward. Unglaube und Geringachtung des Heiligen hatten schon furchtbar überhand genommen, und nicht bloß die Kirche, sondern auch das Christenthum selbst vielfältig angefochten. Von dem catholischen Frankreich aus hatte sich ein Geist der Ungebundenheit, des schnöden Muthwillens, der thörichten Klügelei und so vieler Unheiligkeit verbreitet, dessen Raserei nichts verschonte und wie eine ansteckende Seuche immer weiter wirkte. Der frömmste Muth mußte fast verzweifeln, durch menschliche Maaßregeln dem Unwesen zu steuern. Welch eine Lage für den Oberhirten der Kirche! — Des Papstes und alle geistliche Gewalt beruht wesentlich auf der öffentlichen Meinung, jene ist ohnmächtig, sobald diese sie nicht mehr anerkennt. Sobald diese Anerkennung aufgehört hat, sind auch die Mittel unkräftig, die allein ihr zu Gebote stehen, sich aufrecht zu erhalten und gegen Anfechtungen zu vertheidigen. Die öffentliche Meinung aber dahin zu leiten, daß sie auch die gemäßigtsten Ansprüche eines geistlichen Oberhaupts anerkenne, und Gott, was Gottes ist, dem Papst, was des Papstes ist, gäbe, war in jener Zeit nicht mehr möglich. Darum war ein Papst damals so gestellt, daß er entweder gar nicht als solcher auftreten durfte, oder wenn Neigung, Pflichtgefühl, ja selbst der kühnste Muth ihn dazu bestimmten, im ungleichen Kampf mit der Gewalt der Meinung und dem herrschenden Geist sich unvermeidlich erschöpfen mußte. — Den weltlichen Mächten war nichts so theuer, als ihre sogenannte Souveränität, und diese schien sich nicht länger mit dem Einfluß zu vertragen, den die Päpste auf die Länder und Staaten ausgeübt hatten. Der protestantische Grundsatz von den Rechten der Fürsten in Glaubenssachen hatte selbst in seiner ungebührlichsten Erweiterung auch in den catholischen Staaten immer mehr Beifall und Eingang gefunden, und Alles schien darauf hinzuarbeiten, den der zum sichtbaren Haupt der ganzen catholischen Kirche erwählt war, auf den Rang und Wirkungskreis eines römischen Bischofs herabzusetzen. Als Pius die Tiare empfieng, waren fast alle Reiche und Staaten Europa's schon völlig aus ihrem frühern Verhältniß zum Papstthum herausgetreten, und er erbte von seinen Vorgängern so viele Streitigkeiten und Kämpfe, daß, da die Zeit dazu immer neue gebar, die vordem scharfen römischen Waffen aber immer mehr abstumpfte, viel Weisheit und Kraft dazu gehörte, nur nicht völlig zu unterliegen und ein Spott der zahlreichen Gegner zu werden. — Die Schwierigkeit dieser Lage ward noch dadurch unglaublich vermehrt, daß viele von den getreuen Mitkämpfern jetzt selbst Gegner geworden, daß der Geist der Selbstsucht, Eigenmacht, des Widerspruchs und der Widersetzlichkeit auch den Clerus

durchdrungen, und der Papst außerhalb Rom fast gar keinen getreuen Vertheidiger hatte, da in allen Staaten die hohe Geistlichkeit, im Einverständniß mit den Fürsten, schon sichtbarer die völlige Unabhängigkeit von Rom erstrebte, und selbst in den vordem getreuesten und allerkatholischsten Landen gefährliche Versuche der Art gemacht wurden. — Pius empfand nun auch schon besonders schmerzlich den Verlust jener einst so kräftigen Stützen der geistlichen Herrschaft, die Auflösung des Jesuiterordens, der sogar nach seiner Vernichtung die Sorgen und Bekümmernisse des Papstes noch um vieles vermehrte. Seiner Neigung nach hätte er gern den Orden wieder hergestellt; dieser freute sich seiner Wahl, und hatte sie begünstigt, weil man dies von ihm hoffte. Unsichtbar war der Jesuitenbund noch immer mächtig und gewaltig, ja furchtbar; er schien Rom und den päpstlichen Stuhl gleichsam zu umlagern, und daß es gefährlich sey, diese vielarmige und ihren Zweck kräftig verfolgende Einheit zu reizen, das hatte Clemens XIV. empfindlich erfahren. Pius selbst umgab sich gern und vertrauend mit auserwählten Gliedern des Ordens, die nicht abließen, ihre Foderungen zu erneuen, und wo er ihres Raths bedurfte, immer neue Veranlassung fanden, ihn zu überzeugen, daß nur in der Wiederanerkennung ihrer Gesellschaft für ihn Sicherheit, und Erlösung aus aller Noth zu finden sey. Gleichwohl war nichts gefährlicher, nichts so sehr geeignet, alle catholischen Mächte zu entschiednem Aufstand gegen alle päpstliche Gewalt zu vereinigen, und so diese durch dasselbe Mittel, das ihr aufhelfen sollte, völlig zu untergraben, als eine Zurücknahme jener Bulle: Dominus atque Redemtor noster, die dem Orden den Todesstreich versetzt hatte, aber auch ihrem Urheber tödlich gewesen war. Das war vom Anfang Pius VI. größte Sorge und die Quelle endloser Kummers; den Jesuiten, die er liebte, mußte er ihren größten Wunsch, wie sich selber versagen, und ihren Gegnern freundlich thun. Noch saßen gefangne Ordensbrüder auf der Engelsburg; er durfte es nicht einmal wagen, sie öffentlich frei zu sprechen und zu entlassen, sondern mußte sich begnügen, ihre Lage zu erleichtern, und sie durch weitere Untersuchungen nicht zu stören oder zu gefährden. Zu einem festen Entschluß in Betreff des Ordens kam er nie, außer daß er nur auf günstige Gelegenheit zu warten schien, seine Wiederherstellung zu erklären. Aber dieses Schwanken machte ihn sowohl den Höfen, denen seine Neigung nicht verborgen blieb, verdächtig, als auch vielen Jesuiten (solche ausgenommen, die in seiner Nähe, geduldig wie er, die Zeit der Wiedergeburt erharrten), und den eifernden Papisten verhaßt. — Diese Sorgen des Oberhaupts der Kirche wurden noch bitrer durch die seiner weltlichen Herrschaft; und gleich nach dem Antritt seiner Regierung schienen die letztern fast überwiegend. Pius hatte als Schatzmeister das ungünstige Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe des Staats hinlänglich kennen gelernt. Schon verzehrten die Zinsen für die Staatsschuld fast die Hälfte der jährlichen Einkünfte; diese waren unter den letzten Regierungen fast mit jedem Jahr vermindert worden, weil die Fürsten es immer billiger fanden, jene Summen, die aus Ordenscongregationen, Klöstern und Stiftern, besonders aber für Dispensationen und unter andern Titeln, nach Rom flossen, im eignen Lande zu behalten, und es stand zu fürchten, daß auf solche Weise der päpstliche Schatz wie die päpstliche Macht immer mehr geschmälert werden möchte. Was man versucht hatte, dem fühlbaren Mangel abzuhelfen, hatte, weil es zu sehr halbe Maaßregel gewesen, und den Hauptgesichtspunkt, neue sichre Hülfsquellen zu eröffnen, allzuunbeachtet

gelassen, theils nicht nachhaltend Hülfe gebracht, theils sogar im Fortgang der Zeit die Noth noch vermehrt. Ackerbau und Gewerbe, deren Beförderung in Anregung gekommen, aber auch wieder vernachläßsigt worden, lagen noch immer in unergiebiger Schlaffheit. Manche Versuche, die man gewagt, z. B. eine Kattunfabrik, die Pius selbst, da er noch Schatzmeister war, unter Clemens XIV. angelegt, waren so unzweckmäßig betrieben worden, daß sie leicht mehr Verlust als Gewinn gebracht, und von ähnlichen Planen abgeschreckt hatten. Die Mängel der Verwaltung waren noch die alten; die verkehrtesten Grundsätze und seltsamsten Mißgriffe waren durch Verjährung wie geheiligt; Handelsmonopole, deren größtes und verderblichstes die päpstliche Kammer selbst ausübte, namentlich der Alleinhandel mit den ersten Lebensbedürfnissen, hielten allen freien Verkehr darnieder, und lähmten den Landbau und alle Betriebsamkeit. Eine übergroße Masse von Papiergeld, eine Fluth von größern und kleinern Zetteln (Banknoten), die nur im Kirchenstaat statt baaren Geldes gelten konnten, deren Gesammtwerth niemand genau kannte, deren Tilgung auf nichts angewiesen und begründet war, und die daher außer Landes gar keinen Werth hatten, war nur eine traurige Aushülfe. Dazu gingen alljährig, weil es im Innern an Betriebsamkeit fehlte, noch große Summen ins Ausland, und die Einfuhr überstieg um mehr als eine Million die Ausfuhr. Unbezweifelt war die Staatswirthschaft des Kirchenstaats die schlechteste in Europa, da die Mittel, die Kammer zu bereichern, immer mehr zur Verarmung führten, und, indem sie mit der Zeit die Noth mehrten, nur einige Wenige, in deren Händen die Verwaltung war, mit Schätzen überhäuften, jene Quellen aber, die in andern Staaten, ohne Nachtheil für die Unterthanen, der Regierung sehr ergiebig sind, z. B. die Münzgerechtigkeit in Rom stets neuen Aufwand und Zuschuß bedurften. Pius VI. sann seit seinem Regierungsantritt ernstlich darauf, den traurigen Zustand des Staatsvermögens zu verbessern. Aber er scheint weder Einsicht und Unbefangenheit genug gehabt zu haben, um die Uebel alle gehörig zu würdigen und ihren Grund zu erkennen, noch die nöthige Kraft, durchgreifende Maßregeln und eine gründliche Verbesserung nicht zu scheuen. So ließ er denn fast Alles seinen alten verderblichen Gang fortgehen, und was er etwa that, bessere Hülfe zu schaffen, war theils nicht immer zweckmäßig, theils auch nicht löblich. Es blieb das für die Kammer zwar einträgliche, für das Volk aber verderbliche, und zumal einem geistlichen Fürsten höchst unanständige Lotto, und eine merkwürdige Verordnung des Schatzmeisters aus den ersten Regierungsjahren des Papstes Pius schien sogar darauf berechnet, durch dieses verführerische Mittel auch der Armuth ihre letzte Habe zu entlocken. Es blieb die böse Verkäuflichkeit der Aemter, wodurch freilich dem päpstl. Schatz alljährig mehrere Millionen zuflossen, aber auch ein unwürdiger Handel, der in diesem geistlichen Staat von der abscheulichen Simonie sich wenig unterschied, fast so schlimm, wie unter den schlechtesten Päpsten, unterhalten ward. Dieser Aemterhandel wirkte um so verderblicher, als jeder, der eine Stelle, oft zu hohem Preis, erkauft hatte, so schnell als möglich den Kaufschilling wieder zu gewinnen suchte, und so verleitet ward, durch Unterschleif, Bestechungen, Druck der Untergebenen, und andre unrechtmäßige Mittel sich zu entschädigen. Pius, der in seinen frühern Verhältnissen Erfahrungen der Art genug gemacht haben mußte, scheint als Papst derselben ganz uneingedenk geworden zu seyn, wenigstens that er nichts kräftiges, dem Unfug zu steuern. — Welche Gesichtspunkte aber bei dem, was er als eine Verbesserung versuchte

der begann, in ihm vorherrschend waren, konnte nicht verborgen blei-
en. Es war einer der ersten Schritte seiner Regierung, daß er die
örmlichen Anwartschaften auf Aemter vernichtete, und eine freie Be-
verbung um dieselben zuließ. Aber wenn dieses in mancher Hinsicht
ünschenswerth seyn mochte, so konnte man sich doch des Verdachts
icht erwehren, daß der schöne Zuschuß, den dadurch die päpstliche Casse
lljährlich gewann, besonders diese Maßregel eingegeben habe, und es
lieb auch sehr zweifelhaft, ob es eine Handlung der Gerechtigkeit sey,
olche von der vorigen Regierung ertheilte, zum Theil verkaufte Anwart-
chaften zu vernichten. Nicht minder zweideutig ward die vorgenom-
ene Abänderung in dem Zollwesen, das allerdings auch einer Ver-
esserung bedurfte. Eine Anzahl von Zöllen belastete das Land, und
erursachte viel Mißvergnügen. Pius griff hier entschlossener und kräf-
iger ein als seine Vorgänger, die schon denselben Gedanken gehegt, aber
eil fast unübersteigliche Hindernisse sich fanden, ihn wieder aufgege-
en hatten. Plötzlich erklärte er die völlige Aufhebung aller Durchgangs-
ölle, es mochten dieselben nun Eigenthum der päpstlichen Kammer,
der der Privatpersonen seyn, die eine solche Gerechtsame unter irgend
inem Rechtstitel erlangt hatten. Dadurch ward nun zwar das Land
on einer drückenden Last befreit; den Privateigenthümern der Zölle war
uch freigelassen, ihre Erwerbsgründe und Rechtsansprüche geltend zu
achen und Entschädigung zu fodern; endlich schien dieser Beschluß über
lle Mißdeutung erhaben, da der Papst selbst dabei das größte Opfer
rachte, und die päpstliche Kammer auch ihre Zolleinnahmen verlor.
Aber auch hier waltete theils nicht die strengste Gerechtigkeit; denn viele
Zollgerechtigkeiten waren von Privatpersonen ganz gesetzmäßig erworben,
nd zu ihrer Entschädigung war noch nichts ausgemittelt, ja diese blieb
anz der Willkür der Kammer vorbehalten; theils war die päpstliche
Uneigennützigkeit nur scheinbar, denn es ward zugleich bestimmt erklärt,
aß die Ausgaben, welche die Kammer bis dahin aus jenen Zollein-
ünften bestritten, auf andre Weise von den Staatsbürgern gedeckt wer-
en müßten. Als nun gleich nachher der Papst seinen an sich sehr löb-
ichen Plan, eine allgemeine Grundsteuer auf alle geistliche und weltliche
Güter anzuordnen, bekannt werden ließ, und durch eine besondre Con-
regation die vorbereitenden Einrichtungen traf, eine Ausmessung der
Grundstücke und Schatzung derselben veranstaltete, konnte das nur Miß-
rauen erregen, das zum Theil in lautes Mißvergnügen übergieng. Pius
nußte endlich von seinem Vorsatz abstehen; das Land war ohne Erfolg
nit dem kostspieligen Versuch belastet, und ein bedeutender Aufwand
mſonst gemacht worden. So unglücklich war er, wenn er Verbesse-
ungen beabsichtigte! — Ueberhaupt hatte er das Mißgeschick, daß ge-
ade die Plane, die er mit besondrer Vorliebe ergriff, in der Ausfüh-
ung meist mißlangen, und besonders die, welche neue Hülfsquellen er-
öffnen sollten, und an sich löblich schienen, nur neuen fruchtlosen Auf-
wand und ziemlich lauten Tadel seiner Haushaltung veranlaßten. Un-
läugbar leitete ihn da am meisten seine Eitelkeit und Selbstgefälligkeit
irre, die sich theils in großen, weitaussehenden Unternehmungen gefiel,
heils auch ihn überredete, er selbst habe hinlängliche Einsicht in Alles,
nd vermöge Alles selbst anzuordnen und zu leiten. Es war unstreitig
in eben so kühnes, als, wenn es gelang, außerordentliches Unterneh-
men, die Austrocknung der pontinischen Sümpfe ernstlich zu ver-
uchen. Wenn man auch nicht ganz mit Unrecht sagen möchte, es sey
weckmäßiger, den, wie vorauszusehen war, nicht geringen Aufwand,
den dieser Versuch erfoderte, auf bessern Anbau des schon vorhandenen

baren, und sehr ergiebigen Bodens des Kirchenstaats zu verwenden, und so den sichern Gewinn einem sehr unsichern vorzuziehn; so war es doch sehr der Mühe und einiger Aufopferung werth, durch Ableitung jener Sümpfe und Herstellung eines festen Bodens für eine weite Landschaft eine reinere Luft zu gewinnen, und die Gesundheit eines nicht unbedeutenden Theils des Kirchenstaats dadurch zu befördern. Von Astura erstrecken sie sich, an der Meeresküste hin, bis nach Terracina, und tief ins Land hinein bis an die Waldungen von Cisterna und Sermonetta. Nur diese Waldungen hemmen die weitere Verbreitung ihrer giftigen Dünste. Schon frühere Päpste hatten darauf gedacht, diese Moräste unschädlich und bewohnbar zu machen, aber durch die großen Schwierigkeiten und die großen Kosten, deren Erfolg ungewiß schien, sich abschrecken lassen. Pius wünschte auch hier seinen Namen zu verewigen; nahm rasch den Plan auf, lud seine Unterthanen zu Actien ein, empfing nicht unbeträchtliche Beiträge, und ließ im J. 1777 die Arbeit beginnen. Sie ward anfänglich mit großem Eifer und vieler Thätigkeit betrieben; im folgenden Jahr konnte obschon nur ein sehr kleiner Theil, bebaut werden; aber Verständige überzeugten sich bald, daß die Ausbeute mit dem Aufwand in keinem Verhältniß stand, und daß die Schwierigkeiten im Fortschritt der Arbeit sich mehrten. Nur Pius, der einen Theil seines Ruhms an dieses Unternehmen gesetzt, ließ nicht ab, und ermunterte sich selbst durch wiederholte Reisen dahin zur bedenklichen Fortsetzung der Arbeit. Bei seiner ersten Reise, die einem Triumphzug glich, und auf dem Wege nach Terracina durch viele Denkmäler verewigt ward, faßte er sogar den großen Gedanken, wenn die Sümpfe erst bezwungen wären, eine neue Stadt dort zu gründen, und diese nach seinem Namen zu nennen. Risse dazu wurden schon in Menge verfertigt, die Arbeiten um so eifriger fortgesetzt. Erst nach zwölfjähriger Mühe und einem ungeheuern Aufwand schien er endlich sich selbst überzeugen zu müssen, daß es rathsam sey, davon abzustehn; aber auch dann nahm er mit der ihm eignen Hartnäckigkeit den Plan wieder auf, der seiner Eitelkeit schmeichelte, und verschwendete neue Summen, bis das Unglück der nachfolgenden Zeiten das Werk unterbrach. — Ersprießlicher konnte für den Handel und für den ganzen Kirchenstaat ein Hafen in der Mark Ancona werden, auf welchen, weil er den wichtigen levantischen Handel begünstigte, schon unter den vorigen Päpsten viel gewendet worden war. Pius ließ sogleich die begonnenen Arbeiten am Hafen fortsetzen, und nicht ohne Gepränge den Grundstein zu einem Leuchtthurm legen; that aber für den Handel selbst, den er zu wenig würdigte, nicht so viel, daß die großen Hoffnungen in Erfüllung gehen konnten. — Von allen ähnlichen Unternehmungen aber betrieb er (nächst der kostspieligen aber nicht unverdienstlichen Erbauung einer neuen Kirche im Flecken Subiaco) keins mit solchem Eifer, wie die Errichtung einer neuen Sakristei an der Peterskirche. Schon im zweiten Regierungsjahre, wo ganz andre Sorgen ihn beschäftigen mußten, und bei fühlbarem Mangel jeder unnütze Aufwand zu vermeiden war, ließ er den Grundstein dazu legen, und mit mehr Pracht als gebildetem Geschmack, mit einer Verschwendung, die leicht eine Million kostete, die Arbeit fortsetzen. Und doch war das Ganze ein thörichtes und undankbares Beginnen, sichtbar nur eine Befriedigung seiner Eitelkeit, ein nur zu gerechter Grund lauten Tadels, den die Römer um so weniger zurückhielten, als das herrliche Werk der Baukunst, die Peterskirche, nichts dadurch gewann, ja sogar entstellt ward. Aber glänzende Inschriften meldeten, daß Pius VI. diese Sakristei gegründet

habe, die man mit Recht nur ein Denkmal seines Stolzes nannte, und eine große, doch nicht sehr kunstreiche (von Penna gearbeitete) Statue des Papstes krönte das Werk. — In der That stellte seine Eitelkeit nicht selten seinen Verstand und seine Gesinnung in Schatten, und verrieth sich auch bei dem Guten, was er förderte. Ohne vorzügliche Kunstkenntniß, auch wie es schien, ohne große Neigung zur Kunst, und tiefen Sinn für ihre Werke, wollte er doch auch den Ruhm eines Kenners und Beförderers derselben haben. Er scheute keine Kosten, den Schatz alter Denkmäler, deren Rom sich freute, zu vermehren, und durch Nachgrabungen und Ankauf die Ueberreste alter Bildhauerei zusammenzubringen. Wenn er auf diese Weise mit mehrern schönen Kunstdenkmälern des Alterthums das päpstliche Museum (Pio-Clementinum) bereicherte, und dadurch sich unläugbar großes Verdienst erwarb, so vergaß er auch nicht, mit einer ins Kleinliche gehenden Sorgfalt, an jedem einzelnen, auch dem unbedeutendsten Kunstwerk, die Inschrift eingraben zu lassen, daß es durch die Munificenz Pius VI. da stehe. — Auch neuere Künstler unterstützte er, nicht ohne gleiche Eitelkeit, und ohne tiefere Würdigung ihrer Verdienste. Sein Kunstgeschmack äußerte sich besonders in grosser Vorliebe für Mosaikarbeiten, die er am meisten in Aufnahme brachte. Eine zu St Peter errichtete Fabrik lieferte in der That große und schöne Werke, nach deren Muster auch aus Privatwerkstätten manche kunstreiche und erfreuliche Arbeit hervorging. — Wenn man den Aufwand erwägt, den Pius seit seinem Regierungsantritt machte, und dazu die Geldverlegenheit, in der er sich von Anfang an befand, die Hülflosigkeit seines Schatzes und die Noth seiner Unterthanen, so begreift man nicht nur, daß die letztern mit seiner Herrschaft bald unzufrieden werden mußten, sondern man muß auch um so lauter die Eitelkeit anklagen, die stärker war als sein Wohlwollen, und ihn zu einer Handlungsweise verleitete, die eben so sehr seine eigne Verlegenheit als die Lasten seiner Unterthanen vermehren mußte. In seinem Hofstaat herrschte Pracht und Verschwendung; die weise, und so zeitgemäße Sparsamkeit Clemens XIV. ward so völlig aufgegeben, daß, was diesem für einen Monat genügt hatte, ihm kaum für eine Woche genug war. Darum mehrte sich denn auch unter seiner Regierung die Staatsschuld mit jedem Jahre, während die Einkünfte aus fremden Ländern sich so verminderten, daß nur die Sorglosigkeit und leichtgläubige Unbedachtsamkeit der Römer sich zu immer neuen Anleihen willig finden lassen konnte. — Aber nichts hat Pius VI. so gerechten und allgemeinen Tadel zugezogen, und ihn mit dem bittersten Unwillen seiner Unterthanen so schwer belastet, als der gräuliche Nepotismus, der ihn unempfindlich machte gegen die gegründetsten Klagen und das sichtbarste Elend seines Volkes, und seine guten Eigenschaften fast vergessen ließ. Von dieser Sünde hatten seine nächsten Vorgänger sich unbefleckt erhalten, aber ihr Beispiel leitete ihn nicht, vielmehr riß auch hier, schon in den ersten Regierungsjahren, die Eitelkeit ihn hin, seine Familie auf Unkosten seines Landes gegen Pflicht und Gerechtigkeit zu erheben und zu bereichern. Durch heilige Eide leistet jeder Papst auf alle dem Staat nachtheilige Begünstigungen seiner Familie Verzicht; weise, auf alle Fälle berechnete Gesetze verhüten, daß ein Grundbesitz oder irgend ein Eigenthum des päpstlichen Stuhls verschenkt oder auf irgend eine Weise an Privatleute übertragen werde; alle Cardinäle sind zu Wächtern des Staatsvermögens verordnet und feierlich verpflichtet; selbst für den Fall, daß gleichwohl ein Papst die Gesetze umginge, und Staatsgüter verschenkte, ist (besonders durch die Verordnung Innocenz XII. zu Ende

des 17ten Jahrhunderts) dem nachfolgenden Papst und dem Cardinalscollegium die Pflicht, die Rückerstattung zu fodern, so dringend eingeschärft, daß kein auf eine päpstliche Schenkung gegründeter Besitz eine bleibende Sicherheit gewähren könnte; auch die Verwendung der Staatseinkünfte und die Verwaltung der Kammergüter ist bei allen Mängeln der Verfassung doch so gestellt, daß ein Papst wenigstens kein übergroßes Privatvermögen auf rechtmäßigem Wege sammeln oder die Seinigen bereichern kann. Gleichwohl bleiben noch Wege dazu offen, und Pius wußte diese zu verfolgen. Bald nach seiner Erhebung ließ er seinen Schwestersohn Onesti aus Cesena kommen, und übertrug ihm das, nach der Verfassung des römischen Hofes, sehr wichtige, und überaus einträgliche Amt eines Oberhofmeisters (Maggiordomo.) Nachdem er neun Jahre lang dasselbe als eine gute Pfründe mit großem eignen Vortheil verwaltet hatte, erhob ihn sein Oheim zum Cardinal, und stattete ihn so reichlich mit andern Pfründen und einem Malteserpriorat aus, daß er bald einer der reichsten Prälaten ward. Doch viel unrühmlicher war die Begünstigung eines andern Neffen, Luigi Braschi, der im weltlichen Stande blieb, aber zu den höchsten Ehren und Reichthümern erhoben ward. Der junge unbedeutende Mann stieg aus Niedrigkeit und Dürftigkeit schnell empor, und empfing aus einer angesehenen Familie eine Tochter zur Gattin, die ihm schon zu einigem Wohlstand verhalf. Aber der päpstliche Oheim schämte sich auch nicht, zu verstehn zu geben, daß Hochzeitgeschenke angenommen würden, und da er sogar sich herabließ, im eigenen Palast ein Zimmer zum Empfang zu öffnen und täglich mit Wohlgefallen jede Gabe und ihren Werth zu bemerken, so strömten von Cardinälen, Prälaten, römischen Großen, und von Allen, die den Papst zu gewinnen wünschten, so reiche Spenden herbei, daß der Beschenkte schnell ein reicher Mann ward. Dazu erkaufte ihm Pius das Schloß Nemi mit einem Dorf (im römischen Gebiet), ernannte später ihn zum Herzog, und wußte es beim spanischen Hof so einzuleiten, daß er auch Grand von Spanien ward. Doch wahrhaft empörend und eine schreiende Ungerechtigkeit, bei der sogar wiederholte Rechtssprüche ungültig gemacht werden mußten, war die Erwerbung der lepriſchen Güter für denselben Neffen. Die Schwachheit eines kindischen Greises ward bewogen, eine nahe Verwandte, die rechtmäßige Erbin, zu übergehn, und den päpstlichen Neffen zum Erben einzusetzen. Und doch war auch damit das Maß der Ungerechtigkeit und des schimpflichen Nepotismus noch nicht erschöpft. Der Herr von Nemi und nachmalige Herzog wucherte mit dem ungerechten Gut; kaufte alles Oel im Lande auf, und nicht nur ward, trotz aller dagegen vorhandenen Gesetze, diesem Unfug kein Einhalt gethan, sondern der Preis des Oels durfte auch ungebührlich gesteigert werden, zu großem Kummer des armen Volks, und selbst der Präsident der Lebensmittel (Grascia) mußte bei dem päpstlichen Neffen kaufen. Eben so bemächtigte sich dieser nicht minder gesetzwidrig des Kornhandels; er kaufte von dem ohnehin gedrückten Landmann zu den geringsten Preisen große Vorräthe, brachte die Erlaubnißscheine zur Ausfuhr an sich, und ließ mit großem Gewinn das Getreide ins Ausland führen. Auch andre Erwerbsmittel wurden nicht verschmäht, und Pius hatte die Freude, seine arme Familie schnell als eine der reichsten zu sehen. — Auf solche Weise konnte Pius freilich weder Liebe noch Vertrauen gewinnen, und bereitete sich selbst Kränkungen mancherlei Art. Schon im J. 1777 verbreitete sich die Sage von einer versuchten Ermordung des heiligen Vaters. Drei Männer, als Pilgrimme gekleidet, waren bis ins Innre des Vaticans vor-

gedrungen, und Einer von ihnen hatte die abwehrende Schweizerschildwache mit einem verborgenen Dolch verwundet. Während indeß die beiden andern dem eintretenden Papst eine Bittschrift überreichten, entfloh der Thäter. Zwar wurden alle drei verhaftet, aber bald nachher großmüthig entlassen und verwiesen, und man ließ von dem ganzen Ereigniß nichts weiter verlauten. Als im J. 1778 Pius in eine schwere und langwierige Krankheit verfiel, die im folgenden Jahr sein Ende herbeizuführen schien, konnte es nicht verborgen bleiben, daß die Römer seinen Tod mehr hofften als fürchteten, und daß die Freude über seine endliche Genesung eben nicht aufrichtig war. Es gehörte viel Selbstgefälligkeit dazu, wenn er sich überredete, die Liebe seines Volks, das unter hartem Drucke seufzte, zu besitzen. — Aber Leiden andrer Art waren ihm vorbehalten, und seine Sorgen mehrten sich mit den Jahren. Seit dem Jahre 1777 trat auch Neapel, das seit Jahrhunderten als ein päpstliches Lehn behandelt worden, und für den päpstlichen Schatz besonders ergiebig gewesen, aus seinem Verhältniß zum Papst immer mehr heraus, beschränkte den Einfluß desselben und die Einkünfte, die er sonst von dorther gezogen hatte. Zwar ward die Lehnspflichtigkeit nicht gänzlich vernichtet, aber der Lehnszins sehr bedeutend herabgesetzt, und selbst die Gerechtsame, die man noch zugestand, blieb der Willkühr des Königs so sehr anheimgegeben, daß dieser nur nach eignem Gutbefinden, und bloß als eine freiwillige fromme Gabe eine jährliche Steuer bewilligte, in welche auch die Entschädigung für den sonst üblichen Zelter, dessen Ablieferung nicht länger beliebt ward, eingeschlossen war. Dieser Lehnsstreit dauerte durch die ganze Regierungszeit Pius VI., der das Ende nicht erlebte, und in Hinsicht auf andre päpstliche Ansprüche konnte der König nicht einmal zu einem Concordat bewogen werden, das als ein verpflichtender Vertrag wenigstens das gesichert hätte, was dem römischen Stuhl noch zugestanden bleiben sollte. — Noch weiter ging der Großherzog von Toscana, der nicht nur Abgaben von Stiftern, frommen Anstalten und Geistlichen nach Rom zu zahlen verbot, sondern auch darauf auszugehen schien, seine Landeskirche vom päpstlichen Stuhl ganz unabhängig zu machen. Auch von Frankreich her drohte ein Sturm, der eine gewaltsame Erschütterung der päpstl. Macht im voraus fürchten ließ. Am meisten aber erfüllte Deutschland das Herz des Papstes mit Sorge und Kummer, hier war ein Geist zu bekämpfen, der aller geistlichen Herrschaft widerstrebte, selbst unter den ersten Prälaten mächtige und zahlreiche Freunde, und in dem Reichsoberhaupt einen kühnen Vertreter und beharrlichen Verfechter hatte. Kaiser Joseph II., mächtig durch mehr als eine Krone, furchtbar durch seinen eisernen Willen und seine weitaussehenden Verbesserungsplane, erkannte in seinen Staaten keine andre gebietende Macht neben sich noch weniger eine über sich an, und wußte auf jedem Schritt seiner Herrscherbahn der päpstlichen Gewalt in den Weg zu treten. Pius hatte nicht Klugheit genug, gleich anfangs den überlegnen Geist des Kaisers für sich zu gewinnen, und blieb von ihr auch dann verlassen, als er sie der starren Hartnäckigkeit vorzog. Er begriff nicht die Triebfedern, die Josephs Maßregeln bestimmten, und traf dann mit seinen Gegenstrebungen auf eine unerwartete, unbesiegbare Festigkeit. Mit unzeitigem eitlen Trotz reizte er nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia (1780) den jungen Fürsten durch die mit nichtigen Gründen beschönigte Weigerung für die verewigte Herrscherin das gewöhnliche feierliche Hochamt zu Rom zu halten. So wenig nun auch diese Versagung die Plane und Unternehmungen des Kaisers bestimmte, so entband sie

ihn doch gewiß von Rücksichten, die er sonst wohl gegen das Oberhaupt der Kirche beobachtet hätte; und obwohl überhaupt kein päpstliches Ansehn den Kaiser von seinen Absichten abgeleitet hätte, so konnte doch am wenigsten ein unzeitiges Behaupten desselben ihn irre machen. — Noch bei Lebzeiten der Kaiserin Mutter hatte Joseph seine Absichten in Beziehung auf die kirchlichen Verhältnisse auszuführen begonnen. Eine Verordnung vom 5ten October 1776, die allen Geistlichen verbot, gegen landesherrliche Gesetze in Kirchenangelegenheiten ungebührlich zu reden, war die beziehungsreiche Vorläuferin anderer. In demselben Monat erschien das Verbot, irgend etwas, was von auswärtigen geistlichen Obern den Geistlichen zugesendet werde, ohne Zustimmung der Landesstelle, den Gemeinden bekannt zu machen; im folgenden Jahr (2ten Sept.) ein strenges Gesetz, daß Niemand persönlich nach Rom gehen solle, um dort Dispensationen einzuholen, was im folgenden Jahr noch weiter (auch auf die sogenannten Impedimenta occulta) ausgedehnt ward. Am 2ten Februar 1779 ward sogar allen Pfarrern sehr gemessen untersagt, ohne Vorwissen und Mitwirkung der Landesstelle äußerliche Kirchenstrafen und Bußen zu verfügen. Im J. 1781 ging Joseph (nun Alleinherr) noch weiter. Am 10ten März erklärte er, daß keine Meßgelder mehr aus den Erbländern versendet werden sollten. Am 24sten März ward alle bedenkliche Verbindung der Stifter, Klöster und Ordenshäuser in den kaiserlichen Staaten mit auswärtigen Obern und Ordenshäusern, alle Abhängigkeit von fremden Ordensgeneralen völlig aufgehoben, die Errichtung inländischer Congregationen und Provincialcapitel verordnet, und den Ordensgliedern untersagt, selbst nach Rom zu reisen, ihre Breviarien, Chorbücher und ähnliche Werke aus dem Ausland zu holen, und einen Ausländer zum Ordensoberen zu wählen. Am 26sten März ward allen Erzbischöfen und Bischöfen in den Erblanden aufgegeben, jede vom päpstlichen Stuhl erlassene Bulle, jedes Breve, jede Anordnung, in welcher Form sie erscheinen möge, in beglaubigter Abschrift der höchsten Landesstelle vorzulegen, und die landesherrliche Bestätigung (das Placitum regium) einzuholen, ehe man zur Bekanntmachung schreite. Am 13ten Mai ward die Einlieferung aller Exemplare der Bulle In coena Domini, uud aller Ritualien, in denen sie sich finde, gefodert; am 1sten September die Verordnung vom 26sten März auch auf die sogenannte Litteras apostolicas (päpstliche Hirtenbriefe) ausgedehnt, und geboten, daß alle Erzbischöfe und Bischöfe, ehe sie die päpstliche Weihe erhielten und den dabei gewöhnlichen Eid an den apostolischen Stuhl ablegten, nach einer vorgeschriebenen Form einen Eid der Treue dem Landesherrn leisten sollten. Am 4ten September ward verboten, ferner eine Dispensation von Ehehindernissen in Rom einzuholen, und den Bischöfen das Recht ertheilt, in allen kirchlichen Hindernissen selbst zu verfügen. Darauf folgte am 13ten October das berühmte Toleranzedict, das allen Nichtcatholischen freie, jedoch nicht öffentliche Religionsübung und Privatgottesdienst, Bethäuser und Pfarrer zugestand, und durch mehrere nachfolgende Verordnungen noch genauer und fester bestimmt ward. Am 27sten November ward auch die Bulle Unigenitus, die ohnedies nie förmlich in den kaiserlichen Staaten anerkannt gewesen, dergestalt verworfen, daß sie als nicht vorhanden betrachtet werden solle. Zu diesen und andern Beschlüssen, welche in den österreichischen Staaten die kirchlichen Verhältnisse völlig umwandelten, kam noch am 12ten Januar 1782 jene merkwürdige Verordnung, welche die langgefürchtete Aufhebung mehrerer geistlichen Orden und Klöster umständlich verfügte, und das dabei zu beobachtende Verfahren so

:nau bestimmte, daß der feste Wille des Kaisers nicht verkannt wer-
:n konnte, und schon am 20sten Januar begann durch die Beauftrag-
n das Werk der Vernichtung. — Mit tiefem Schmerz empfing Pius
ie Kunde von allen diesen Verfügungen und Maßregeln, und schwankte
inge rathlos, wie er sich zu verhalten habe. Zu kluger Nachgiebigkeit
nd Mäßigung riethen die Weisesten unter seinen Umgebungen, damit
enigstens der Schein einer gefälligen Einwilligung in des Kaisers Re-
rmationsplane, und Einiges, was Hartnäckigkeit völlig verscherzen
öchte, gerettet werde. Aber eifernde Papisten riethen gerade zu ent-
hlossenem Widerstand, damit der rasche Schritt des Kaisers doch et-
as gehemmt, das Ansehn des römischen Stuhls aufrecht erhalten,
nd ob auch nicht wiedergewonnen, doch auch kein Recht freiwillig
reis gegeben, vielmehr durch eine fortdauernde Protestation verwahrt
:rde. Der Papst selbst stimmte aus natürlicher Neigung den letztern
:i; sein Stolz, seine Eitelkeit ertrugen den Gedanken nicht, daß Er,
as Oberhaupt der Kirche, einer weltlichen Macht weichen, die alten
:nsprüche seines Stuhls aufgeben sollte. Gleichwohl hatte er nicht
Muth noch Kraft genug, um gefaßt und entschlossen, wie vordem Cle-
ens XIII., dem Gegner zu begegnen, und einen beharrlichen Wider-
and zu leisten, und so machte seine natürliche Schwäche ihn weicher
nd nachgebender, als er seinen Grundsätzen nach seyn wollte. Durch
Gerardi, seinen Nuntius in Wien, nachher durch wiederholte Send-
hreiben, ermahnte er den Kaiser, von seinen Neuerungen abzustehn,
nd erklärte seine Bereitwilligkeit, zur Abstellung wirklicher Mißbräuche
i der Kirche die Hand zu bieten. Aber sowohl der kaiserliche Minister
Kaunitz) als des Kaisers eigne Antworten überzeugten ihn, wie man
:eder Rath noch Beistand von ihm verlange, Rechte, die er ansprach,
ar nicht anerkenne, von allen Kirchensachen bloß die reingeistlichen sei-
er Entscheidung unterwerfe, und bei den begonnenen Verbesserungs-
lanen nicht einmal ein Stimmrecht ihm zugestehe. Er mußte sich über-
:ugen, daß viele deutsche Prälaten die Maßregeln des Kaisers billig-
:n, und daß die Stimme derer, die zu Gunsten der päpstlichen Gerecht-
ame sprachen (wie des Erzbischofs von Wien, Cardinals Migazza, der
ogar gewagt hatte, gegen die Verordnung vom 24sten März 1781 be-
eits am 20sten März, also vor Erscheinung derselben, auf ein bloßes
Gerücht hin zu protestiren), gar nicht gehört ward. In dieser Noth er-
riff Pius ein Mittel, das seine Eitelkeit ihm als das wirksamste vor-
piegelte, dessen Erfolg seine Selbstgefälligkeit allein auf den Eindruck
einer Persönlichkeit berechnete. Er selbst wollte versuchen, des Kaisers
nd seiner Räthe Standhaftigkeit zu besiegen, die bis dahin allen Be-
nühungen unzugänglich gewesen war. Auf jeden Fall würde, hoffte er,
ein persönliches Erscheinen in Deutschland das fast vergessene Ansehn
er päpstlichen Heiligkeit wieder herstellen, und so seine Reise dahin eine
Art von Triumphzug werden. Wirklich beschloß er diese Reise nach
Wien, und war von diesem Vorsatz nicht abzubringen, so dringend
nan ihm auch davon abrieth. Schon im December 1781 meldete er dem
Kaiser seinen Entschluß. Dieser war erstaunt, zweifelnd, wie des Pap-
tes Antrag aufzunehmen sey; aber obwohl seine Räthe sprachen, daß
nan den päpstlichen Besuch nicht annehmen solle, weil durch denselben
gegen des Kaisers Plane bei dem Volk größere Abgeneigtheit bewirkt
verden könne, so war Joseph doch so fest überzeugt, daß nichts seine
Unternehmungen hemmen solle, und fand des Papstes Erscheinen an sei-
nem Hofe selbst in mehr als Einer Hinsicht so günstig, daß er sehr
freundlich und mit Achtung dem Papste meldete, wie willkommen er

persönlich in Wien seyn werde, obwohl er nicht bergen mochte, daß dadurch in seinen kirchlichen Reformen nichts geändert werden könne. Ein neues Schreiben lehnte aber des Papst's Wunsch, nicht als Papst, sondern nur als ein Bischof, in halbem Incognito, nach Wien kommen, und in dem Nuntiaturgebäude sich aufhalten zu dürfen, mit vieler Feinheit ab, und bat Pius, in seiner ganzen Würde aufzutreten, und in der Hofburg seine Wohnung zu nehmen. Er scheint auch selbst zu dieser feierlichern und glänzendern Rolle mehr geneigt gewesen zu seyn, und nahm des Kaisers Einladung um so lieber an, als er dabei sich diesem näher befand, und besser ihn bearbeiten konnte. Die Römer hatten an dieser Reise kein Gefallen, sie schien ihnen eine Erniedrigung des Oberhauptes der Kirche; auch mochten sie den unnützen, ihnen aber gewiß drückenden Aufwand, der dabei unvermeidlich war, in Anschlag bringen. Indeß wurden in allen römischen Kirchen feierliche Gebete und Umzüge angeordnet. Pius verfügte über die Regierungsangelegenheiten während seiner Abwesenheit, und über Alles, was geschehen sollte, auch für den Fall, daß er vor der Rückkehr stürbe, weßhalb auch die Bulle: ubi Papa, ibi Roma aufgehoben ward. Sein Testament übergab er seinem Neffen. Darauf am Abend vor seiner Abreise stieg er allein in die unterirdische Capelle der Peterskirche hinab, betete lange am größten Altar, unter dem die Gebeine der Apostel Petrus und Paulus ruhen, und las dann eine stille Messe. Am 27sten Februar 1782 begab er sich, nachdem er vorher in der vaticanischen Capelle andächtig gebetet, noch einmal in die Peterskirche, hörte noch eine Messe, ertheilte dann vor der großen Pforte dem zahlreich versammelten Volk den Segen, trennte sich von dem eben anwesenden Großfürsten von Rußland, und verließ darauf unter glänzender Begleitung Rom. Die dreifache Krone und Alles, was zu den päpstlichen Prachtaufzügen gehörte, dazu vier Cardinalshüte, die vielleicht deutschen Prälaten zu Theil werden sollten, und eine Menge goldener Medaillen zu Geschenken, wurden mitgenommen. Die Andacht des überall herbeiströmenden, um seinen Segen flehenden Volks, die Feierlichkeiten und Freudenbezeugungen, mit denen man ihn allenthalben auf seinem Wege empfing, mußten ihm eine Entschädigung seyn für die Beschwerden der Reise. Er sah seine Vaterstadt wieder, und freute sich, daß sein Glanz auch sie um seinetwillen überstralte, wiewohl eine Fluth von Bitt- und Klagschriften seine Freude störte; selbst die Republik Venedig, so lange eine Feindin Roms, empfing ihn mit festlichem Gepränge; in Görz, der österreichischen Gränzstadt, erwartete ihn der kaiserliche Vicekanzler mit dem päpstlichen Nuncius und glänzendem Gefolge. Der Kaiser mit dem Erzherzog Maximilian ging ihm bis Neukirchen (6 Meilen von Wien) entgegen, nahm ihn nach ehrenvoller und freundlichster Bewillkommnung in seinen Wagen auf, und führte so (am 22sten März), begleitet von zahlloser Menschenmenge, ihn in Wien ein, wo er in der Hofburg die Zimmer der verstorbenen Kaiserin bezog. Die eintretende Charwoche verging unter kirchlichen Festen. Am Ostertag (31sten März) hielt der Papst selbst das feierliche Hochamt in der Stephanskirche. Aber bei dieser bedeutendsten öffentlichen Handlung, die viele Tausende von nah und fern herbeigezogen hatte, fehlte der Kaiser, man sagte, weil der päpstliche Ceremonienmeister im Geist früherer Zeiten ihm einen niedrigern Sessel als dem heiligen Vater zugedacht hatte. Mancherlei Feste verherrlichten des Papstes Aufenthalt; täglich ertheilte er dem versammelten Volk den Segen; die angesehensten Männer des Staats wurden zum Fußkuß zugelassen, der päpstliche Pantoffel war in einem Zimmer ausgestellt, und

Tausende kamen, ihn zu küssen; Vornehmern ward er ins Haus gesendet; unzählige Rosenkränze brachte man herbei, daß der Papst sie weihe. Aber schwieriger und unerfreulicher waren seine Bemühungen für das, was seine Reise veranlaßt hatte. Der Kaiser ließ sich selten zu einem traulichen Gespräch, das die wichtigsten Angelegenheiten berührte, geneigt finden; noch unzugänglicher war der Staatsminister, kaum konnten vornehme Prälaten zu freiem Zutritt und geheimen Gesprächen mit dem Papst gelangen, weil jeder, der ihm nahte, sorgfältig beobachtet ward. Unter dem Volk wurden Schriften verbreitet, die darauf berechnet schienen, den Eindruck, welchen des Papstes Erscheinen gemacht, zu schwächen. Alles mußte ihn und seine Freunde überzeugen, daß der Zweck dieses Besuchs im Wesentlichen verfehlt, und dem Kaiser keine Aenderung seiner Maßregeln abzugewinnen sey. Mit dieser trostlosen Ueberzeugung und wenig gestärkt durch Josephs Versicherungen seiner treuesten Anhänglichkeit an den Glauben der römischen Kirche, rüstete Pius sich zur Abreise. Am 22sten April verließ er, begleitet vom Kaiser, Wien. In Mariabrunn trennten sie sich mit sichtbarer Rührung und allen Zeichen persönlicher Achtung und gegenseitigen Wohlwollens. An der bayerschen Gränze ward der Papst auf's feierlichste empfangen, und in München, wo er einige Tage verweilte, mit der größten Ehrfurcht behandelt. Auf der Rückreise, wie auf der Hinreise, durfte sich Pius ausgezeichneter Ehrenbezeugungen erfreuen, und gab selbst überall Beweise seiner Frömmigkeit und Andacht. Am 13ten Junius traf er wieder in Rom ein. — Begierig harrte nun das Cardinalscollegium, wie alle Römer, seiner Erklärung über den Erfolg der bedenklichen Reise. Pius aber gab nur allgemeine Versicherungen von des Kaisers frommem Eifer, und sah, wie wenig dies befriedigte, wie das Mißvergnügen sich mehrte. Er zog sich still in den Quirinal zurück, und schien immer in tiefe Betrachtungen versenkt, woraus man schlimme Folgerungen zog. Endlich am 23sten September erklärte sich Pius in einem feierlichen Consistorium über seine Reise, gedachte aber fast nur der Festlichkeiten, die ihm zu Ehren veranstaltet worden und der Versprechungen, welche der Kaiser ihm ertheilt habe. Da ward die Unzufriedenheit allgemein, und der Witz und Unmuth der Römer entlud sich in Pasquillen und Schmähungen. Zwar ganz vergebens war die Reise nach Wien nicht gewesen. Joseph hatte mehr Geneigtheit gewonnen, den Papst nicht ohne Schonung zu behandeln; das Toleranzedict war etwas beschränkt, die Aufhebung einiger Klöster eingestellt oder doch aufgeschoben, die Büchercensur andern strengern Regeln unterworfen, ja sogar den Klöstern einige Verbindung mit den Obern in Rom, doch unter Aufsicht der weltlichen Behörden, wieder eingeräumt worden. Bald aber zeigte der Kaiser nur zu sehr, wie wenig er sich durch den Papst gebunden oder beschränkt glaubte. Man kann als das öffentlichste Zeugniß, und als die offenkundigste Wirkung der gegenseitigen Verhandlungen in Wien, das merkwürdige Fundamentalreligionsedict vom 30sten Mai 1782 ansehen, das mit Beziehung auf jene Verhandlungen des Kaisers festen Willen erklärte, alle frühere Verordnungen in Betreff der Kirchenangelegenheiten aufrecht zu erhalten, und nur jene vorigen, und sehr beschränkten Milderungen zugestand. Schriftlich wurden nachher die Verhandlungen fortgesetzt, und lösten nun fast das freundschaftliche Verhältniß, das sich gebildet hatte, wieder auf. Pius versuchte einen gebietenden und drohenden Ton, als der Kaiser in seinen italienischen Staaten selbst das Recht der Pfründenverleihung ihm entzog, und Joseph faßte endlich immer fester den Entschluß, die

Kirche seiner Erbstaaten völlig von Rom zu trennen. Um aber Alles zu versuchen, den Papst zur Einwilligung in seine Maßregeln zu bewegen, faßte er schnell den Gedanken auf, selbst nach Rom zu reisen, und überraschte wirklich am 23sten Dec. 1783 Pius mit seiner unerwarteten Ankunft. Dieser Besuch ward diesem viel vortheilhafter als sein eigner in Wien. Denn zwei wichtige Männer, der Cardinal Bernis und der Ritter Azara (spanischer Gesandter in Rom), mäßigten des Kaisers unternehmenden Muth, und vermochten ihn, gütlich sich mit dem Oberhaupt der Kirche zu vergleichen. Joseph selbst, so sehr er seine Geistesüberlegenheit und Pius Beschränktheit empfand, faßte doch neues Vertrauen und Wohlwollen zu diesem. Von nun an verfuhr er schonender; minder stürmisch wurden die Reformen fortgesetzt, und Pius hatte die Freude, Manches wieder in das alte Verhältniß zurückkehren, und das Aeußerste, was von dorther drohte, abgewendet zu sehn. — Indeß erhob sich aus Deutschland ein neues Unwetter in den Nunciaturstreitigkeiten. Schon früher hatten besonders die geistlichen Churfürsten wiederholte Beschwerden gegen den römischen Stuhl erhoben; die Ankunft eines neuen Nuncius in Cöln bestimmte sie endlich, demselben alle Anmaßungen in ihren Sprengeln zu verweigern, und als darauf die Nunciatur von Cöln nach München verlegt ward, vereinigten sie sich mit dem Erzbischof von Salzburg bei dem Congreß im emser Bade (1786), zu jenen berühmten Punktationen, welche die Herstellung der alten bischöflichen Rechte und die Beschränkung der päpstlichen Gewalt über die deutsche Kirche, wo nicht eine gänzliche Unabhängigkeit derselben bezweckten. Des Kaisers Unternehmungen hatten sie kühn gemacht; seiner bekannten Denkungsart vertrauend, theilten sie ihm ihre Beschlüsse zur Bestätigung mit, und setzten sich selbst in Besitz der angesprochenen Rechte. Doch diese neue Gefahr sah Pius minder durch eignes Verdienst, als durch die Feinheit und Festigkeit seiner Rathgeber und günstige Zeitverhältnisse abgewendet. Der neue Nuncius verfuhr mit Nachdruck gegen die Prälaten; die Eifersucht andrer Bischöfe ward gegen dieselben gereizt, der bayersche Hof zum Werkzeug des päpstlichen gestimmt und klüglich benutzt, und als die Sache nun an den Reichstag zu Regensburg kam, Alles so eingeleitet, daß selbst protestantische Stände ihren geistlichen Mitständen entgegenwirkten. Allmählig suchten diese einzeln selbst eine Aussöhnung mit dem römischen Stuhl, und gaben ihr wichtiges Unternehmen auf. — Gleichzeitig ward ein schwerer Kampf mit dem Großherzog und den Bischöfen von Toscana bestanden. Leopold, Josephs Bruder, der mit gleichem Eifer auf eine Reformation der Kirche hinarbeitete, fand unter seinen Bischöfen mehrere, die mit ihm und in seinem Geist wirkten. Der Bischof von Pistoja wagte darauf im J. 1786 eine Synode in Pistoja zu halten, auf der eine zahlreiche Versammlung von Bischöfen sogar die berühmten vier Grundsätze der gallicanischen Kirchenfreiheit für ihren Theil bestätigte. Zwar widersprachen andere Bischöfe, aber im folgenden Jahr veranstaltete Leopold selbst eine Nationalsynode zu Florenz, welche zu einer durchgreifenden Kirchenverbesserung ernstliche Anstalten traf. Nur durch Aufwiegelung einiger Bischöfe, und eines Theils des Volks gelang es dem römischen Hofe, diese Maßregeln zu hemmen, bis Leopolds Scheiden aus Toscana und der Eintritt neuer Zeitverhältnisse das ganze Reformationswerk dort unterbrachen. — In einem günstigern Lichte erscheint Pius bei den Unruhen in den Niederlanden. Diese waren durch Josephs Neuerungen in den kirchlichen Angelegenheiten angefacht worden, und boten dem Papst Gelegenheit

dar, als Friedensvermittler aufzutreten, wiewohl seine Vermittelung nicht von bedeutenden Folgen war. Aber ein guter Geist verkündigte sich in seinen Hirtenbriefen und Breven, die er an die niederländischen Bischöfe sendete, und die ihn wahrhaft als einen Boten des Friedens darstellten. So erkannte er auch dankbar die Gunst, welche ein protestantischer Fürst, Friedrich II., seinen catholischen Unterthanen in Schlesien und den Klöstern bewies. Was alle seine Vorgänger verweigert, gestand er endlich unaufgefodert zu, indem er die preußische Königswürde förmlich anerkannte. Unter solchen Kämpfen und Mühen war Pius in das höhere Alter übergegangen. Seine ältern Freunde, besonders Alexander Albani und Manefoschi, waren schon längst von ihm geschieden; auch sein vieljähriger Vertrauter, der Exjesuit Zacaria, stand ihm nicht mehr zur Seite. Ihn umgab eine neue Welt, und sein für Liebe empfängliches Herz machte ihn schwach gegen seine Verwandten, weßhalb er bittern, freilich nicht ungerechten, Tadel erfuhr. Im J. 1782 hatte er die Freude erlebt, im russischen Reich den ihm so werthen Jesuiterorden wieder aufleben zu sehen, worauf er, nicht ohne Besorgniß, wie andre Mächte seinen Schritt aufnehmen möchten, nach einigem Zögern (1783) denselben für jenes Reich wieder herstellte. Aber vergebens hoffte er auf eine günstige Gelegenheit, den Orden wieder zur vollständigen Anerkennung zu bringen. Schon früher (1778) war ihm die Genugthuung geworden, daß der berühmte Weihbischof Hontheim sein unter dem Namen Justinus Febronius (1763) herausgegebenes Werk, welches mit der größten Freimüthigkeit und eindringendsten Gelehrsamkeit geschichtlich die Anmaßungen und Ansprüche des Papstthums bekämpfte, förmlich widerrief, und diesen Widerruf sogar als freiwillig erklärte. Aber eine spätere, ausführliche Erklärung Hontheims bestätigte eigentlich doch die Hauptsätze seines Werks, und der Geist, der durch dasselbe überall angeregt oder genährt, und gegen den römischen Stuhl immer feindseliger geworden, war durch keinen Widerruf niedergeschlagen. Pius aber bewies sich sehr aufmerksam auf Alles, was die Lehre oder Verfassung der römischen Kirche anfechten mochte, ohne gerade allen Verbesserungen abgeneigt zu seyn. So bot er unaufgefodert die Hand, als der Churfürst von Trier das Schulwesen seines Landes verbessern wollte, und die reichen Abteyen zu freiwilligen Beiträgen für diesen heilsamen Zweck aufforderte. Die Mönche weigerten sich, und wußten die Sache an den Papst zu bringen, der nun sogleich durch ein Breve den Churfürsten ermächtigte (1784), eine Vermögensuntersuchung bei den Saumseligen vorzunehmen, und nach billiger Abschätzung ihren Ueberschuß zu dem löblichen Endzweck zu verwenden. So gab er auch den Veranstaltungen deutscher Prälaten, die Geistlichen zur Berufstreue anzuhalten, und den traurigen Zustand der Kirchenzucht zu verbessern, selbst dem merkwürdigen, schönen Hirtenbriefe (von 1782) des Fürstbischofs von Salzburg, der auf Einschränkung unnützen Kirchenprunks drang, und fleißiges Bibellesen empfahl, seinen Beifall. Irenden zeigte er zwar großen Eifer für catholische Rechtgläubigkeit, aber doch christliche Milde, und fand an bösartiger Verketzerung kein Gefallen. Wenn er (schon 1777) eine Untersuchung über die bekannten Gasnerischen Wundercuren verhängte, so erfüllte er seine Pflicht in einer Sache, die vielen ärgerlich war, und neuen Aberglauben zu erwecken schien; doch wurde Gasners Kunst nicht bloß als abergläubig, sondern auch als ketzerisch verworfen. — Seit dem Anfang seiner Regierung hatte er es bitter empfunden, wie keine Zeit dem Oberhirten der Kirche und dem geistlich-weltlichen Herrscher ungünstiger seyn könne

als die seinige, wie Alles nach Neuerungen begierig, dahin strebe, das Alte zu vernichten, und nichts, was durch die Väter geheiligt ward, anzuerkennen. Aber die schwerste Prüfung und allertraurigste Erfahrung war seinen letzten Lebensjahren aufgespart. — Die französische Revolution begann, und fügte schnell dem Papstthum den größten Verlust zu. Die gallicanische Kirchenfreiheit hatte zu allen Zeiten dem römischen Stuhl viel Sorge und Kummer verursacht; Pius war von dorther früher weniger angefochten worden, und nur das Toleranzedict Ludwigs XVI., vom J. 1782, das besonders auch die Proselytenmacherei der Catholischen rügte, hatte ihn etwas verletzt. Als aber Frankreich alle Bande gesellschaftlicher Ordnung zerriß, und für das Trugbild seiner Freiheit und Gleichheit wüthete, ward auch alles Heilige völlig in den Staub getreten, und das kirchliche Verhältniß mit Verachtung, Spott und Hohn niedergeworfen. Schon 1789 wurden durch die Nationalversammlung alle geistliche Güter für Nationalgüter erklärt, und 1790 Avignon und Venaissin mit Frankreich verbunden. Immer wilder ward der Sturm. Die Freiheitsschwärmer weihten die Kirche der heiligen Genoveva zu Paris zu einem Pantheon ein, verbannten alles Geistliche, ja alles Religiöse, und huldigten allein ihrer kindischen Vernunftgöttin. Laut sprach man allen Geistlichen und dem Papste Hohn; die Pariser verbrannten 1791 vor dem königlichen Palast und vor den Augen des Nuncius eine Strohfigur, die Pius VI. vorstellte. Dieser erließ Hirtenbriefe, Breven, Bullen an die Bischöfe und Geistlichen und an das Volk, und ermahnte mit väterlicher Stimme zur Rückkehr in die Schranken der Ordnung, in den Schooß der Kirche. Mit außerordentlicher Thätigkeit, aber ohne Nachdruck griff er in das gewaltige Unternehmen ein; die schon 1796 in 2 Bänden erschienene Sammlung seiner Breven und Hirtenbriefe, aus dieser Revolutionszeit, bezeugen seinen Eifer, seinen tiefen Schmerz. An die Fürsten, an die Völker wendete er sich warnend, ermahnend, und verdammte laut und feierlich die Grundsätze, welche in Frankreich Wurzel gefaßt hatten. Als die Nachricht von Ludwigs XVI. Ermordung nach Rom kam, bezeugte er im Consistorio und öffentlich seine Trauer, hielt ihm ein feierliches Todtenamt, und verordnete Messen zum Heil seiner Seele. Der Unwille der Franzosen ward noch mehr genährt, als der Papst 1792 sich bei dem beginnenden Kriege ebenfalls rüstete, wiewohl er neutral bleiben wollte. Dem furchtbaren Drang der Zeit war sein Geist, sein Alter nicht gewachsen; seine politischen Maßregeln waren unsicher, schwankend. Aber sein Glaube, seine Frömmigkeit hielt ihn selber noch aufrecht, und leitete seine Gesinnung. Damals versöhnten sich die Römer mit dem ehrwürdigen Greise, der sich selbst in dieser Prüfung zu läutern und von frühern Schwächen zu entbinden schien; sie priesen ihn als den Vater des Vaterlands; viele Stimmen nannten ihn den besten der Fürsten, und der Senat vereinigte sich mit den Bürgern, ihm ein Denkmal mit der Inschrift: dem Beschützer der öffentlichen Sicherheit, zu errichten. Pius selbst aber gab dazu unter jenen Umständen seine Einwilligung nicht, und ließ nur zu, daß eine in Marmor gegrabene Inschrift im Capitol aufgestellt wurde, welche die Ehrfurcht und Dankbarkeit der Römer aussprach. — Indeß bewegte der siegreiche Fortschritt der französischen Waffen ganz Italien. Bonaparte drang nach seinen ersten glücklichen Schlachten gegen Oesterreich in den Kirchenstaat vor, und schon am 19. Jun. 1796 hatte er sich Bologna's, Urbino's und Ferrara's bemächtigt. Für Pius war nirgend Hülfe; sein kleines Heer konnte dem kühnen Sieger nicht widerstehn. Er suchte

inen Waffenstillstand, der am 23sten Juni zu Bologna ihm bewilligt ward, aber zu ungeheuern Aufopferungen ihn nöthigte. Nicht nur 20 Millionen Livres, sondern auch eine Auswahl der herrlichsten Kunstdenkmäler und kostbarsten Manuscripte des Vatican mußte den Franzosen überliefert werden; diese behielten auch die drei Legationen besetzt, und nöthigten die Regierung, den Feinden der Republik ihre Häfen zu verschließen. Und doch war um so theuern Preis nur eine kurze Ruhe und wenig Sicherheit erkauft. Kaum war Mantua gefallen, als Bonaparte, unter dem Vorgeben, daß der Papst sich gegen Frankreich gerüstet habe, am 1sten Febr. 1797 den Waffenstillstand aufkündigte, und wieder in den Kirchenstaat einrückte. Nur eine kleine päpstliche Schaar konnte ihm entgegengestellt werden, die schon am 2ten Februar unterlag. Nun bemächtigte das französische Heer unaufhaltsam sich der päpstlichen Provinzen, und Pius erkaufte mit neuen großen Opfern den Frieden zu Tolentino am 19ten Februar 1797. Der übermüthige Sieger barg es sogar nicht, daß auch dieser Gewinn dem Papst nur auf kurze Zeit gegönnt seyn solle; kaum bedurfte er, um auch im Frieden seine Besatzungen im päpstlichen Gebiet behalten zu dürfen, des Vorwandes, daß die Römer zu Aufruhr geneigt seyen. Furchtbar peinlich war die Lage des greisigen Pius. Nicht nur den Verlust schöner Provinzen, Bologna's, Ferrara's, Romagna's betrauerte er; er war im eigenen Gebiet nicht mehr Herr. Mit studirter Grausamkeit und muthwilligem Uebermuth quälten die Franzosen den alten Mann. Und der Schwindel des Republikanismus hatte auch viele seiner Unterthanen ergriffen; der Druck der Gegenwart erregte allgemeinen Unwillen; mit Heftigkeit ward die Schlaffheit und Schwäche der Regierung getadelt, und sie wegen aller Leiden angeklagt. Im Innern glomm verderblicher Aufruhr, und von außen zeigte sich nur ein schonungsloser Feind. Pius ermannte sich immer wieder unter andächtigen Gebeten, und blickte nicht ohne Sorge und Kummer, doch mit Gottvertrauen, in die Zukunft. Als Fürst vermochte er nicht sein Volk zu erretten, und mit Kraft und Festigkeit die Zügel der Regierung zu führen; als Oberhaupt der Kirche vergaß er weder seine Pflicht noch seine Würde, doch achtete man seiner nicht; aber als Mensch, gegründet auf die höchste Kraft, welche den Menschen erhebt, unbeweglich fest in seinem Glauben, in seinem getrosten Aufsehen auf Gott, ward er nun ein würdiges Vorbild seiner Heerde, daß man früherer Gebrechen wohl vergessen mochte. Die Lage des Kirchenstaats ward mit jedem Tage bedenklicher, trauriger; Pius fügte sich mit Ergebung in sein Schicksal, mit dem Bewußtseyn, daß er nicht die Macht habe, dasselbe zu ändern. Die Franzosen schienen indeß nur seinen Tod, oder irgend ein veranlassendes Ereigniß abzuwarten, um auch den Schatten von päpstlicher Regierung auszutilgen, und ihren Republikanismus an deren Stelle zu setzen. Damals war Joseph Bonaparte französischer Gesandter in Rom, bemüht, die Unzufriedenheit mit der päpstlichen Regierung immer mehr anzufachen, und mit seinen Gehülfen die römischen Angelegenheiten so zu verwirren, daß eine Revolution erfolgen mußte. Ein Theil der Römer ward von ihm verführt, und bei diesem ein Aufstand zur Reife gebracht; ein andrer Theil haßte mit italienischer Tiefe die Franzosen, und hätte gern durch einen allgemeinen Aufstand sich von denselben befreit. Gegen Ende des Jahrs 1797, als Pius eben an einer langen und schweren Krankheit darnieder lag, brach endlich das Ungewitter los. Am Abend des 27sten Decembers rottete sich der Pöbel Roms zusammen, und tobte mit dem Geschrei: Es lebe die Republik,

durch die Straßen. Päpstliche Soldaten bemühten sich, die Aufrührer zu zerstreuen, und verfolgten dieselben, da sie sich, wie unter sichrer Hut, in den Hof des damaligen französischen Gesandtschaftspalastes, zurückzogen, auch dorthin. Von beiden Seiten fielen Schüsse, und nun eilten Joseph Bonaparte und der General Duphot unter die römischen Soldaten, und geboten ihnen drohend, das Gesandtschaftshaus zu verlassen. Die Soldaten gehorchten; da aber die Empörer indeß wieder hervordrangen, ward der Kampf erneut, und ein Schuß tödtete den General Duphot, der mit gezogenem Degen auf die Päpstlichen eindrang. Dieser Schuß schien das Zeichen zu Roms Verderben zu seyn. — Pius raffte seine matten Kräfte zusammen, sendete Eilboten an die mächtigsten Höfe, schilderte seine schreckliche Lage, bat um schleunige Hülfe. Die Franzosen suchte er von seiner Unschuld an dem ganzen Ereigniß zu überzeugen, und sie zu versöhnen. Eilends aber verließ Joseph Bonaparte mit seinen Genossen Rom, und bang und ungewiß harrte man der drohenden Zukunft. Nach so vielen ausgesuchten Mißhandlungen, die man sich gegen den ehrwürdigen Greis Pius erlaubt hatte, war nun das Aeußerste zu fürchten. — Mit Anfang des Jahrs 1798 näherte sich eine französische Heerabtheilung unter dem Obergeneral Berthier dem römischen Gebiete. Der König von Neapel, der sich des Papstes annahm, sendete Abgeordnete an Berthier. Feierlich versicherte dieser den päpstlichen und neapolitanischen Unterhändlern, daß die französische Regierung keine Veränderung der päpstlichen Regierung beabsichtige, und daß er nur erscheine, um Duphots Ermordung (für die der Papst jede billige Genugthuung versprach) zu rächen, und der Ehre der französischen Republik genug zu thun. Pius mußte den freien Einzug der Franzosen in Rom bewilligen. Am 16ten Febr. zogen sie ein. Alsbald ward die Treulosigkeit offenbar. Ein Aufruf Berthiers klagte sogleich heftig die päpstliche Regierung an. Das Capitol und die Engelsburg wurden besetzt. Vergebens veranlaßte man den Papst, von Rom sich zu entfernen; er erklärte mit Muth und Standhaftigkeit, daß er als Fürst und Bischof sein Volk nicht verlassen werde. Da ward am 18ten Februar die neue römische Republik erklärt, als eben in der sixtinischen Capelle die Cardinäle den Jahrestag der Papstwahl Pius VI. feierten. Freiheitsbäume, Bilder der Freiheit in schamloser Gestalt wurden aufgestellt; das Freiheitsgeschrei drang bis in des Papstes Zimmer, vor denen Wache stand. Ihm selbst raubte man alle Kostbarkeiten, seine Vertrautesten, die meisten Cardinäle wurden verwiesen und gemißhandelt. Pius, der durch nichts zu bewegen war, die Regierung niederzulegen, ward nun Staatsgefangner, gegen welchen frecher Uebermuth sich die gröbsten Mißhandlungen erlaubte, und am 20sten Februar, zwei Stunden vor Tages Anbruch, nachdem er vorher noch die Erlaubniß, eine Messe hören zu dürfen, mit Mühe erhalten, führte man ihn eilends aus Rom, von wenigen Dienern begleitet. Am 25. führte man ihn nach Siena, wo er im Augustinerkloster als Gefangner blieb. Still, seiner Auflösung nahe, brachte hier Pius seine Tage zu, nur von dem Wunsche beseelt, sie hier in Ruhe beschließen zu können. Aber der Argwohn elender Republikaner gönnte ihm diese Ruhe nicht. Am 26. Mai brachte man den kranken, schwachen Greis weiter fort, und sperrte ihn in die Carthause zu Florenz. Hier empfing er den Besuch des Großherzogs von Toscana, und des Königs von Sardinien. Aber solche Auszeichnungen, und die Ehrfurcht des Volks gegen den heiligen Vater mehrten nur die Wuth und Grausamkeit der Franzosen. Am 27sten

März 1799 mußte er aufs neue zur Reise sich anschicken. Die Fortschritte der österreichischen Waffen beunruhigten seine Wächter. Man führte ihn über Bologna nach Parma, der französischen Grenze zu. Von allem entblößt, arm und hülflos, dem Muthwillen einer Schaar verwilderter Soldaten Preis gegeben, in jeder Stunde seines Endes harrend, setzte er die Reise fort, auf der man selten ihm ein bequemes Nachtlager gönnte, und mit recht ausgesuchter Grausamkeit ihn mißhandelte. Er flehte dringend, daß man wenigstens an der Gränze Savoyens ihn sterben lasse. Aber da er zu schwach geworden, um die beschwerliche Fahrt über die Alpen noch aushalten zu können, lud man ihn auf einen Tragsessel, in dem er, kümmerlich bekleidet, über den rauhen Mont-Cenis getragen und nach Briançon geführt ward. Mehr, als man hoffen durfte, bewies ein Theil des französischen Volks dem leidenden Papst Mitleid und Ehrfurcht; das Directorium aber schien dadurch beunruhigt zu werden. Am 14ten Julius traf er endlich in Valence, dem Ziel seiner Leiden ein. Eifersüchtig ward er auch hier bewacht, und als Staatsgefangner in der Citadelle verwahrt; kaum durfte Jemand, außer seinem Arzt, ihm nahen. Am 18ten August mehrten sich die Leiden seines Körpers. Seine Seele war freudig zum Tode. Seine irdischen Angelegenheiten waren abgeschlossen; schon vor seiner Abreise aus Rom hatte er sein Testament übergeben. Am 27sten August empfing er das heilige Abendmahl, am folgenden Tag die letzte Oelung. Am 29sten Aug., nach Mitternacht entschlief er, nachdem er vorher noch die Festigkeit und Innigkeit seines Glaubens bezeugt hatte. In Valence ward er begraben. Die Verehrung vieler folgte ihm nach.

Ke.

Pius VII. Nach dem Tode Pius VI. im feindlichen Lande, wähnten Viele, mit ihm sey die Reihe der Päpste, wenigstens in der alten Bedeutung, geschlossen, wiewohl offenbar war, daß die catholische Kirche, ohne völlige Vernichtung ihrer Eigenthümlichkeit und ihrer alten Verhältnisse, nicht ohne ein sichtbares Oberhaupt bleiben könne. Aber das Cardinalscollegium war zerstreut, von Rom entfernt, und keine Macht Europa's schien zu seiner Wiedervereinigung und einer neuen Papstwahl die Hand zu bieten. Die neue römische Republik, die als Pius VI. starb, noch bestand, fristete zwar nur ein kümmerliches Daseyn; doch war für die Zurückgabe der weltlichen Herrschaft in die Hände eines neuen geistlichen Herrn noch wenig Hoffnung vorhanden; Italien schien zwar seiner völligen Befreiung von französischer Botmäßigkeit entgegenzugehn, auch Rom ward (am 30. September 1799) den neapolitanischen und russischen Heeren übergeben, und der ganze Kirchenstaat von den Franzosen geräumt; doch verbürgte nichts die völlige Wiederherstellung der alten Verfassung. Bald ward auch Italiens Schicksal von neuem bedenklich, als Bonaparte's unerwartete Rückkehr aus Aegypten das Consulat, mit dem er sich bekleidete (10ten November), die fast ungemessene Gewalt, deren er sich bemächtigte, die kräftigen Anstalten, die er sogleich traf, den Krieg in Italien wie in Deutschland wieder mit Nachdruck und Erfolg zu führen, allenthalben Furcht und Besorgnisse erregten. Er, der früher so gewaltthätig gegen den unglücklichen Greis Pius verfahren, der als ein hartnäckiger Feind aller geistlichen Herrschaft, und als ein enthusiastischer Freund des Republikanismus bekannt war, schien am wenigsten geeignet, das Wiederaufleben des Papstthums zu begünstigen. — Aber so wenig die weltliche Macht dafür thun mochte, so war doch in der catholischen Kirche selbst kein Zweifel, daß man eilends zu einer neuen Papstwahl schreiten, und

wo möglich selbst den zu fürchtenden Eingriffen von außen zuvorkommen müsse. Die angesehensten Cardinäle machten auch dazu alle nöthigen Einleitungen, die freilich diesmal unsicherer als je waren, und deßhalb auch länger dauerten, als man wünschen mochte. Die zerstreuten Cardinäle mußten erst, was nicht so leicht war, wieder versammelt, es mußte ein Ort ausfündig gemacht werden, wo sie, ohne Gefährde, unter Obhut einer schützenden Macht, und in ungekränkter Wahlfreiheit das Werk vollenden könnten. Die ersten Vorbereitungen waren schon getroffen, ehe Rom den Franzosen wieder entrissen ward; deßhalb hatte man eine andre italienische Stadt gewählt, und vom österreichischen Hofe die Einwilligung zur Versammlung in Venedig erhalten. Bald nach den neuen großen Ereignissen in Frankreich am 26. Nov. 1799 ward das Conclave in der Benedictiner Abtei des heiligen Georg eröffnet. Zahlreicher als je waren die Cardinäle versammelt, aber nicht bloß diese Vielheit der widerstreitenden Stimmen, sondern auch die vielfach verworrene Lage der Kirche, die ungleichen Ansichten und Hoffnungen, welche die Zeitverhältnisse veranlaßten, die Parteiungen selbst, welche durch eben dieselben, auch unter den Wählenden bewirkt worden, machten diesmal die Wahl besonders schwierig, und die Unterhandlungen sehr weitaussehend, so sehr man auch mit jedem Tage sich überzeugen mußte, daß der neue Sturm, der von Frankreich her heranzog, raschen und kräftigen Entschluß erfodere. Unter den fünfunddreißig stimmgebenden Cardinälen waren mehrere, welche die nächste Anwartschaft auf die Tiare zu haben schienen, aber keiner der am meisten Begünstigten blieb ohne lebhaften Widerspruch, keiner konnte die Stimmenmehrheit gewinnen. Endlich, wie es wohl sonst schon geschehen, kam ein Mann in Vorschlag, dessen Name bis dahin unter den nächsten Wahlcandidaten noch gar nicht genannt worden, und am 14ten März 1800 entschieden sich von jenen fünfunddreißig nicht weniger als zweiunddreißig für den Cardinalbischof Chiaramonti, der nun als Pius VII. den päpstlichen Stuhl bestieg. — Gregor Barnabas, aus der gräflichen Familie Chiaramonti (die zwar als ein Zweig des Hauses Clermont-Tonnere aus Frankreich stammte, aber schon längst in Italien ihre Besitzungen hatte), ward am 14ten August 1742 zu Cesena (der Vaterstadt Pius VI.) geboren. Waren es auch nicht außerordentliche Geistesanlagen oder frühe Neigung, was bei seiner Familie über seinen Beruf entschied, bestimmte man auch nur deßhalb ihn schon in seiner Kindheit zum geistlichen Stande, weil er als ein jüngerer Sohn des Hauses auf dieser Laufbahn die sichersten Aussichten zu einer anständigen und ehrenvollen Versorgung fand, so schien doch die Natur mit freigebiger Hand ihn für denselben ausgestattet und den Willen des Schicksals begünstigt zu haben. Schon der Knabe zeichnete sich vortheilhaft aus, und der Jüngling zeigte bei einem regsamen Geist und tiefem Ernst, eine ursprüngliche Anlage zu gelehrter Bildung, die mit immer stärkerer Liebe sich vielversprechend in ihm entfaltete. Frühe Neigung führte ihn zu den Benedictinern, in deren Orden er bereits in seinem 16ten Jahre aufgenommen ward. Hier fand er eine gründliche Schule, unter seinen Ordensgenossen treffliche Männer, die seine jugendliche Neigung zu den Wissenschaften nährten, seinen Eifer stärkten, seine Bestrebungen leiteten; in seinem Kloster eine Büchersammlung, deren Schätze seiner Wißbegier entsprachen. In noch jugendlichem Alter gewann er durch seine Gelehrsamkeit sowohl als durch seinen christlichen Wandel ungemeine Achtung, und seine Obern übertrugen ihm bald ein Lehramt in seiner Abtey und nachher in einigen andern. Mehr-

jährig trug er in Parma die Philosophie vor, und ward nachher Lehrer der Theologie zu Rom, wo sich ihm günstigere Aussichten eröffneten, zumal damal da sein Landsmann Pius VI. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. Wenn aber auch seine Abstammung aus Cesena ihn zunächst dem Papst empfahl, so gereicht es diesem doch zur Ehre, daß er dem talentvollen und gelehrten Chiaramonti, der als Lehrer wohlverdienten Beifall gefunden, und sich in jeder Hinsicht sehr vortheilhaft auszeichnete, besonderes Wohlwollen zuwendete, und ihm dies durch das Vertrauen bezeugte, mit dem er immer wichtigere Aemter ihm übertrug. Pius VI. ernannte ihn zuerst zum Abt eines Benedictinerklosters, und nicht lange danach zum Bischof von Tivoli. Er war einer der würdigsten Prälaten, den man nicht unverdient begünstigt sah, als er im J. 1785 zum Cardinal-Priester erhoben ward. In demselben Jahre ertheilte ihm der Papst auch das durch des Cardinals Bandi Tod erledigte Bisthum von Imola, — wohl die größte Auszeichnung. Chiaramonti aber wußte dieselbe zu verdienen, und verwaltete sein Amt mit vorzüglicher Berufstreue, die auch von der ihm anvertrauten Gemeinde dankbar erkannt ward. In friedlichen Zeiten trat er überall mit Würde auf; er wußte dieselbe auch zu bewahren, als unter den stürmischen Bewegungen, in denen eine neue Welt sich zu gestalten begann, verwickeltere und verfänglichere Verhältnisse eintraten. Seit dem ersten gewaltthätigen Einfall Bonaparte's in den Kirchenstaat (Junius 1796) litt auch Romagna unter endlos sich erneuendem Druck. Ungeheure, fast unerschwingliche Lieferungen und Brandschatzungen wurden durch die französischen Heerführer gefodert und mit unerbittlicher Strenge eingetrieben. Als nun in den ersten Leidenstagen auch Imola dem schonungslosen Sieger eine so große Zahlung leisten sollte, daß die nicht reichen Einwohner kaum den kleinsten Theil aufzubringen vermochten, trat ihr Bischof als ein treuer Hirte ins Mittel, und befreite seine Gemeinde von der augenblicklichen Gefahr, da er freiwillig den größten Theil der Brandschatzung vorschoß. Und in vielen Fällen ward er der Retter der Stadt, Fürsprecher und Vertheidiger gegen einen Feind, der mit seinem ungläubigen Muthwillen und Trotz, wie alles Kirchliche, besonders auch die Geistlichen höhnte und verspottete. Es war nur die persönliche Würde des Bischofs von Imola, seine ungemeine Klugheit, Gewandtheit und seine Bequemung, was ihm einen sichtbaren Einfluß auf die feindlichen Feldherrn zu Gunsten seiner Gemeinde erwarb. Der unglückliche Friede von Tolentino (19. Febr. 1797), der Pius VI. zu so unersetzlichen Opfern nöthigte, und mit Bologna und Ferrara auch Romagna ihm entriß, ward den Bischöfen der abgetretenen Provinzen recht zum Unfrieden. Gerade in ihren wichtigsten Verhältnissen mußten sie sich nach wie vor mit dem römischen Stuhl innigst verbunden denken und ihre Anhänglichkeit bezeugen; aber die weltliche Gewalt, der sie nun unterworfen waren, die keine andern, als die bloß weltlichen Verhältnisse anerkannte, sah in allem, was einen Schmerz über die unglückliche Trennung von der römischen Hoheit, eine Zuneigung gegen dieselbe ausdrückte, ein Verbrechen, das sie nur zu gern rügte und strafte. Chiaramonti, nun ein Bürger der cisalpinischen Republik, der die Romagna einverleibt worden, kam in Gefahr, über den republikanischen Bürger den Bischof zu vergessen, und auf einer Seite wenigstens gefährlich anzustoßen. Geschmeidig und fein behandelte er seine bedenkliche Stellung, eben so sehr darauf bedacht, seine Würde als Bischof zu bewahren, als alles zu vermeiden, was diese in den Augen der Franzosen leicht lächerlich machen konnte. Vielleicht

bequemte er da sich allzusehr nach den Zeitverhältnissen; wenigstens war es eine zweideutige Handlung, wenn er am ersten Weihnachtstag unter der neuen Herrschaft in einer Predigt zu beweisen bemüht war, wie die christl. Religion auf die Demokratie einen sehr günstigen Einfluß äußere. So aufrichtig dabei sein Lob des Christenthums und der Tugenden, auf welchen das Wohl der Staaten beruht, seyn konnte, so mochten sich doch viele fromme Gemüther ärgern, daß der Bischof jenes nicht bloß mit Stellen aus heidnischen Schriftstellern, römischen Classikern, endlich gar aus Rousseau's Emil bestätigen wollte, sondern auch in christlicher Predigt jene Freiheit und Gleichheit verkündete, die sich bis dahin nur zu unchristlich gezeigt und endlose Leiden über Italien gebracht hatte. Wohl gab er in diesem Vortrag auch den Franzosen manche gute Lehre, und es mochte auch kaum eine andre Weise möglich seyn, das Kirchliche bei diesen noch in einigem Ansehn zu erhalten, aber die Absicht, die republikanischen Behörden sich geneigt zu machen, und, wenn er ihnen als ein guter Demokrat erschienen, seiner Gemeinde manche Erleichterung und Begünstigung schaffen zu können, mochte wohl am meisten ihn leiten, und seine wahre Ueberzeugung zurückdrängen. Seiner Natur und seinem Charakter nach, konnte er der Volksherrschaft keineswegs hold seyn, und da er eigentlich mehr zu strengmonarchischen Formen, wenigstens in den kirchlichen Angelegenheiten, sich hinneigte, so geräth man in Versuchung, zu glauben, er habe die Beschränkung der weltlichen Alleinherrschaft wirklich nicht so ungern gesehen, und darum den Republikanismus begünstigt, weil er schon damals die Hoffnung genährt, daß die kirchliche, durch die weltlichen Mächte so vielfach beschränkte, Freiheit auch wieder aufleben, und das Ansehn der Kirche, wenn nur der erste Sturm des Freiheitstaumels vorübergegangen sey, sich beim Volke wohl von neuem fest begründen lasse. — Vielleicht hatte nachher das gute Vernehmen, in dem er mit den Franzosen stand, die Geschicklichkeit, mit der er dieselben zu behandeln und sich geneigt zu erhalten wußte, selbst auf den Entschluß der Cardinäle, ihn mit Uebergehung aller, die nähere Anwartschaft zu haben schienen, zum Papst zu wählen, einen entscheidenden Einfluß. Denn das fühlte man wohl, daß die Kirche nicht bloß eines standhaften, sondern auch eines klugen und gewandten Papstes bedürfe, und daß dieser besonders geeignet seyn müsse, das damals vor allen mächtige Frankreich dem römischen Stuhl wieder zuzuwenden. Auch dem gefürchteten Bonaparte, der nun als erster Consul eine noch gefährlichere Macht in Händen hatte, war Chiaramonti wohl bekannt, und so ließ gerade seine Wahl noch am meisten eine Aussöhnung des Papstthums mit Frankreich hoffen. — So trat nun der Cardinalbischof von Imola, zwar in schwerer Zeit und unter den ungünstigsten Verhältnissen, doch mit großen Erwartungen, die man von ihm hegte, zwar fern von dem alten Sitze des Oberhaupts der Kirche, doch nicht ohne alle Hoffnung einer künftigen Rückkehr dahin, als Pius VII. auf. Die damaligen Verhältnisse der Kirche schienen es zu entschuldigen, daß er freilich, gegen die alten Gesetze derselben, gegen die Verordnungen der Concilien und Decretalen der Päpste, die einmüthig verboten, daß Einer zwei Bisthümer zu gleicher Zeit verwalte, das Bisthum von Imola neben dem römischen beibehielt; daß er aber auch später sich nicht bewegen ließ, dasselbe einem andern zu ertheilen, gereicht ihm zu gerechtem Vorwurf, da er, welche Absichten ihn auch dazu bestimmt haben mögen, als Oberhaupt der Kirche nicht so offenbar die canonischen Regeln verletzen durfte. — Er fand die römische Kirche, die eigentlich schon lange vor

Pius VI. Tode, besonders seit dessen Abführung aus Rom, ohne Haupt gewesen war, in großer Verwirrung und sichtbarer Auflösung; eine fast übermenschliche Kraft gehörte dazu, nur einige Ordnung, einen gesetzlichen Zustand wieder herzustellen. War der Papst jetzt von den Sorgen für seine weltliche Herrschaft, weil von dieser selbst, so entbunden, daß sich nun alle seine Thätigkeit auf die reinkirchlichen Angelegenheiten richten konnte, so fehlte bei diesen doch wieder jede Begünstigung von außen, die durchgreifende Maßregeln möglich gemacht hätte. Ja es war das Papstthum so sehr an Rom gebunden, daß es von dort verbannt, aller Gewalt zu entbehren schien, und so mußte dann doch die weltliche Sorge, den alten Sitz wieder zu gewinnen, zunächst das neue Oberhaupt der Kirche beschäftigen. Pius VI. hatte zum Glück so wenig auf irgend einen Besitz, ein Recht, eine Gewalt völlig Verzicht geleistet, so wenig zu freiwilligen Opfern sich verstanden, daß sein Nachfolger rechtskräftig alles zurückfodern durfte, was die Uebermacht, der Drang der Zeit, geraubt hatte. Pius VII. verstand es, so klug als ernstlich die alten Rechte, die alten Ansprüche zu erneuen, anfänglich der Zeit etwas nachzugeben, ohne etwas aufzugeben, und allmählig immer sichrer in die alten Papstverhältnisse zurückzutreten, fest entschlossen, dieselben gegen jede Gewalt zu verfechten. Seinem unglücklichen Vorgänger an Geist überlegen, war er doch in seinen Ansichten von der geistlichen Gewalt und Herrschaft, in seiner Neigung, dieselbe, dem Zeitgeist zum Trotz, unbeschränkt zu erhalten, und was jemals dieselbe begünstigt, zu benutzen, was ihr zur Stütze gedient, wieder aufzurichten, und in freier Wirksamkeit wieder herzustellen, ihm sehr verwandt. — Mit großer Thätigkeit begann er sein Amt. Vierzehn Tage nach seiner Wahl, am 28sten März 1800, hielt er im geheimen Consistorium eine Rede an die Cardinäle, in der er klar genug die Grundsätze aussprach, die ihn bei seiner Regierung leiten sollten, und die am wenigsten eine schwache Nachgiebigkeit gegen die Zeit fürchten ließen. Diese Rede, welche die Cardinäle ermuthigte, ward sogleich in Venedig gedruckt, und so weit als möglich verbreitet. Fast noch merkwürdiger war eine andere am 18ten Mai bei der Weihe des von ihm zum Bischof von Salaria (Stein am Anger) in Ungarn ernannten Cardinals, Hergan von Harras, gehaltene, und bald darauf ebenfalls in Venedig gedruckte Rede, in der er das Unglück der Zeit von der Philosophie herleitet, deren Darstellung nicht verkennen läßt, daß es die französische ist, die er meint, aus der, wie Viele behaupteten, die furchtbare Revolution hervorgegangen seyn sollte. Doch sind die Anklagen dieser Philosophie größtentheils so im Allgemeinen schwebend, daß man von seiner eignen philosophischen Bildung eben nicht günstig urtheilen dürfte, wenn man nicht annehmen wollte, daß er besondere Beziehungen und eindringendere Entwickelungen absichtlich vermieden habe. Recht fein zeigt er denn auch die Nothwendigkeit, daß mit vereinten Kräften des Priesterthums und der weltlichen Macht über dies Ungeheuer hergefallen, und nicht abgelassen werde, bis es völlig besiegt ist — „nämlich mit geistlichen Waffen." Zu diesen Waffen rechnet er doch auch eine strenge und sorgfältige Wahl der Kirchendiener, gute Schulen für dieselben und Reinigkeit der Sitten. Die Pflichten eines guten Hirten stellt er nicht ohne Innigkeit und Beredsamkeit dar. Ein merkwürdiges Denkmal aus seiner ersten Regierungszeit ist auch der an alle catholischen Bischöfe am 13ten Mai erlassene Hirtenbrief, der einen frommen Eifer und eine unverkennbare Lebensklugheit bewährt, und des Oberhaupts der Kirche nicht unwürdig war. Noch weniger verläugnete

Digitized by Google

ſich der Papſt in der Bulle vom 24ſten Mai, welche ein allgemeines Jubeljahr, ganz im Ton früherer Ausſchreiben der Art, ankündigte. — Während indeß Italien von neuem der Kriegsſchauplatz, und durch die Schlacht bei Marengo (14ten Junius) ſein Schickſal ſo entſchieden ward, daß der nördliche Theil in die Gewalt der Sieger fiel, war die Rückkehr des Papſtes in das noch von Neapolitanern bewachte Rom eingeleitet worden. Am 3ten Juli zog Pius VII. dort ein unter dem Jubel des Volks, das nun von den Fremden ſich befreit glaubte. Aber es fehlte viel, daß der Papſt, wenn er auch den beſten Willen gehabt hätte, die Noth der Zeit erleichtern, und ſich als freien Herrn fühlen konnte. Die drei Legationen Bologna, Ferrara und Romagna blieben von öſterreichiſchen Soldaten beſetzt, die nicht einmal eine Schutzwehr für den übrigen Kirchenſtaat bilden konnten, wenn etwa die überlegne franzöſiſche Macht, wie zu fürchten war, auf das mittlere und untere Italien eine Abſicht ausführen wollte. Wohin Pius ſah, fand er die Spuren der vorangegangenen fremden Verwaltung und Erinnerungen an ſeine eigne bedrängte Lage. Die alten Formen waren faſt völlig vertilgt, das Volk unmuthig, zwieträchtig, alle Hülfsquellen erſchöpft, der Staat völlig verarmt, jeder Tag ſchien neue Noth, aber kein Rath Hülfe zu bringen. Mit löblicher Entſagung und Sparſamkeit beſchränkte Pius die Hofhaltung, und ward ſelbſt allen ſeinen Umgebungen ein Muſter patriarchaliſcher Einfalt. Die prunkloſe, allen unnützen Aufwand verſchmähende, und doch würdige Feierlichkeit, mit der er am 22ſten November von ſeiner Herrſchaft Beſitz nahm, war ein Bild und Ausdruck der Grundſätze, die ihn in Beziehung auf die äußern Auszeichnungen ſeiner Würde leiteten. Mochte auch einem Theil des römiſchen Volks dieſer geräuſchloſe und haushälteriſche Hof nicht gefallen, mochten auch manche verabſchiedete Hofleute, die entbehrlich wären, deren Entlaſſung freilich eine Härte gegen ſie, aber eine nothwendige Erſparniß für die Caſſen war, eine ungünſtige Meinung von dem Papſt verbreiten, die Verſtändigern erkannten es dankbar an, daß er der Noth der Zeit nicht vergaß, und das Anſehn des päpſtlichen Stuhls nicht durch eitles Gepränge, ſondern durch die Rückkehr zur frühern Anſpruchsloſigkeit und Lebensſtrenge chriſtlicher Biſchöfe wieder herzuſtellen ſuchte. Gewiß war es mehr zu loben als zu tadeln, daß er auch einen Theil der päpſtlichen Soldaten entließ, und der Grund, den er dafür anführte: „daß er als ein Diener des Gottes des Friedens keiner großen Kriegsmacht bedürfe," war wenigſtens eben ſo viel werth, als die Erſparung des Soldes für ein ſtehendes Heer, das gegen einen mächtigen äußern Feind doch immer zu ſchwach, zur Erhaltung der innern Ordnung aber auch bei großer Verminderung hinreichend war, wenn man die kleine Zahl nur recht zu gebrauchen verſtand. Doch bei den möglichſten Einſchränkungen im Aufwand blieb immer noch ein drückender Mangel in den Staatscaſſen und in allen Verhältniſſen, weil alle Einnahmen unglaublich vermindert waren, und die zügelloſen Franzoſen mit ihrer Raubſucht nicht bloß alle Schätze erſchöpft, ſondern auch ſo gründlich das innerſte Mark ausgeſogen, und ſelbſt künftige Ausbeute ſo verſchleudert hatten, daß die weiſeſte Haushaltung im Staat die tiefen Wunden nicht ſo bald zu heilen vermochte, und um das, was die Gewalt zertrümmert hatte, nur einigermaßen wieder herzuſtellen, kaum ſelbſt Gewaltthätigkeiten vermeiden konnte. Eine gewaltſame Maßregel war es denn auch allerdings, daß die von den Franzoſen als Nationalgüter verkauften Kammer- und Staatsgüter von den Käufern mit unerbittlicher Strenge zurück-

Digitized by Google

gefodert wurden, daß man nur den vierten Theil des Kaufpreises zu erstatten versprach, und daß auch dieser als eine Staatsanleihe sechs Jahre lang stehen bleiben, und indeß verzinset werden sollte. Es blieb aber kein anderes Mittel übrig, die unrechtmäßig vergeudeten, und von den neuen Besitzern nach strengem Recht auch nicht so ganz rechtmäßig erworbenen Güter, auf welche der größte Theil des nothwendigen Aufwandes der Kammer angewiesen war, zurückzubringen. Auch konnte es als eine Handlung der Gerechtigkeit geltend gemacht werden, wenn denen, die am Staatseigenthum unter fremder Gewalt in der größten Noth des Vaterlandes sich zu bereichern gewagt hatten, der ehrlose Gewinn ohne alle Entschädigung entrissen ward, weil es immer eine Art von Verrath am Vaterland ist, sich unter irgend einem Rechtsschein des öffentlichen Eigenthums zu bemächtigen und von plündernden Eroberern um leichten Preis Grundbesitz des Staats oder der Regierung einzuhandeln. Dabei war Pius für zweckmäßige Neuerungen und die Grundsätze einer bessern Staatswirthschaft nicht unempfänglich, mußte sich aber auch überzeugen, wie viele fast unübersteigliche Hindernisse, selbst nach den, wie es schien, alle alten Formen vernichtenden Zeitereignissen sich im Kirchenstaat jeder Reform entgegenstellten. Niemals waren Verbesserungen in der Verwaltung dringender nothwendig als bei Pius Rückkehr nach Rom; eine günstigere Zeit schien kaum denkbar, und doch mehrten Neuerungen der Art, wie vortheilhaft sie seyn mochten, die Unzufriedenheit, und selbst die Cardinäle sprachen hartnäckig dagegen, obwohl einer aus ihrer Mitte, der wohlbekannte Cardinal Ruffo, Urheber des Planes war. Pius aber, einmal dafür gewonnen, beschloß, diesen Plan durchzusetzen, und bald nach seinem Regierungsantritt erklärte er, daß am 1sten April 1801 die neuen Anordnungen in Wirksamkeit treten sollten. Die unerträglichen Zölle, die schon Pius VI. vermindert, wurden nun für Einfuhr und Ausfuhr so herabgesetzt, daß ein freier Verkehr sehr vermehrt, und dadurch der augenblickliche Verlust der Kammer reichlich ersetzt werden mußte. Eine desto größere Auflage ward für die Ausfuhr aller rohen Producte bestimmt, damit auch auf diese Weise die innere Betriebsamkeit befördert werde. Auch der Unfug der Monopole, der den Landbau und Erwerbsfleiß niederdrückende Alleinhandel der päpstlichen Kammer und weniger Privatpersonen ward aufgehoben, und dem ganzen Kirchenstaat die Gunst eines freien Handels und Absatzes des Landertrags gewährt. Damit war denn allerdings ein wichtiger Schritt geschehn, wiewohl noch vieles zu thun übrig blieb, und selbst jene Maßregeln noch kräftiger Unterstützung bedurften. Man mag es tadeln, daß nicht noch mehr geschah, daß man die Grundeigenthümer nicht noch mehr ermunterte, den Landbau nicht noch kräftiger begünstigte, den Handel nicht noch lebhafter beförderte; aber dies stand größtentheils nicht in der Macht der Regierung, und durfte am wenigsten von dem Papste gefodert werden, der von so vielen Seiten in Anspruch genommen ward, daß er nicht Allen Alles seyn konnte. Was irgend neuen Aufwand erfoderte, mußte oft selbst dann, wann es noch so vortheilhaft schien, nach einer gebieterischen Nothwendigkeit unterlassen werden; viele alte Uebel, öffentliche Unsicherheit, die Schlaffheit des Gerichtsgangs, die Menge der Verbrechen, die unerträgliche Bettelei hatten sich in Erfolg der Zeitbegebenheiten so unglaublich gemehrt, daß in dieser Hinsicht die neue Regierung freilich kaum mehr leisten konnte als die frühern. Wenn es denn hier fast gar nicht besser ward, so ist weniger Pius als sein Verhältniß anzuklagen, und man darf am wenigsten vergessen, daß die Kirchenangelegenheiten,

Digitized by Google

denen er billig die meiste Aufmerksamkeit und Thätigkeit widmete, ihm eine Menge von Sorgen und Beschäftigungen aufbürdeten, die ihm oft die Angelegenheiten seiner weltlichen Herrschaft aus den Augen rücken mußten. Dabei verschaffte er seinen Unterthanen gern jede mögliche Erleichterung, und war als Fürst in Wahrheit besserer Zeiten werth. Gern beförderte er auch, freilich mit sehr beschränkten Mitteln, heilsame Anstalten, bemühte sich, die zerstörten Collegien und aufgelöst'en Seminarien wiederherzustellen, und Wissenschaft und Kunst wieder zu neuem Leben zu erheben. So groß denn auch die Verlegenheit der Kammer und die Noth des Volks war, so konnte man es doch nicht für unzeitig halten, wenn er bald die Nachgrabungen nach alten Kunstwerken wieder anfangen, und die größten vorhandenen Denkmale der alten Welt aus Schutt und Trümmern befreien, die versunkenen wieder aufrichten ließ. Denn nicht nur erhielten dabei die Dürftigsten Arbeit und Erwerb, sondern es ward auch einigermaßen der Verlust der zahlreichen, von den Franzosen geraubten Kunstwerke, die vormals Roms Zierde gewesen, erstattet, und manches wieder aufgestellt, was wohl Fremde aus allen Theilen Europa's in friedlichern Zeiten wieder herbeiziehen und so den Römern einige Nahrung verschaffen konnte. — Nichts mußte dem Papst so am Herzen liegen, als die Herstellung des Friedens in Europa, durch den allein er als Fürst gesichert, als Oberhaupt der Kirche beruhigt werden konnte. Er selbst zeigte eine so gemäßigte und friedliche Gesinnung, daß von seiner Seite der Aussöhnung der Völker unter einander, so wie der Aussöhnung mit der Kirche und dem römischen Stuhl kein Hinderniß im Wege stand. Aber seit seinem Regierungsantritt wüthete mit kurzen Unterbrechungen der Krieg in Italien und Deutschland fort, und es war keine grundlose Besorgniß, daß das über Toscana sich heranwälzende Unwetter auch die Gränzen des Kirchenstaats wieder überschreiten möchte. Selbst der Friede zu Lüneville (am 9ten Febr. 1801) gab Italien noch nicht die Ruhe. Denn noch stand Neapel im Kampf mit Frankreich, und die päpstliche Macht lag zwischen beiden in drangvoller Mitte. Der Waffenstillstand von Foligno (18ten Februar) nöthigte zwar das neapolitanische Heer, den Kirchenstaat zu räumen, dafür aber ward der größere Theil aufs neue von Franzosen überschwemmt, die das Land bis an die Tiber besetzten. Kaum vermochte die päpstliche Kammer den großen Aufwand für die Unterhaltung der französischen Besatzungen zu bestreiten, und die republikanischen Generale und Beamte erlaubten sich auch jetzt wieder Bedrückungen, Gewaltthätigkeiten und Neckereien aller Art. Alles hing nun davon ab, daß die kirchlichen Verhältnisse endlich wieder geordnet, und die darüber obwaltenden Mißhelligkeiten mit Frankreich ausgeglichen wurden, weil nur dann der Papst auch für seine weltliche Herrschaft Ruhe und Sicherheit hoffen durfte. Der Sturm, der sich von Frankreich aus gegen die Kirche erhoben hatte, mußte dort beschworen werden; aber eben da war die kirchliche Verwirrung so groß, der ungeneigte Wille so sichtbar, daß nur mit großer Klugheit und kaum ohne neue Aufopferungen die schwere Aufgabe sich lösen ließ. Indeß zeigte sich von Seiten des ersten Consuls doch einige Annäherung, besonders nach dem Frieden von Lüneville. Andre Plane, die seitdem ihn beschäftigten, machten dem Gewalthaber selbst eine Aussöhnung mit dem langverachteten Papst wünschenswerth. Pius VII. versäumte nichts, was er mit Anstand thun durfte, um den stolzen Gegner zu gewinnen, und durch freundliches Entgegenkommen, da Alles auf dem Spiel stand, wenigstens etwas zu retten. Er mußte ver-

schmerzen alle Kränkungen, vergessen alle Verluste, welche Frankreich dem Papstthum zugefügt, unerwähnt lassen alle Mißhandlungen, allen Frevel, alle Schändlichkeiten, die man sich gegen seinen unglücklichen Vorgänger erlaubt hatte. Es wäre fruchtlos und verderblich gewesen, die jetzige französische Regierung, obwohl sie selbst schon früher an aller Unbill gegen den römischen Stuhl großen Antheil gehabt, empfinden zu lassen, wie strafbar Frankreich in den Augen des Kirchenoberhaupts sey, wie es nur als ein demüthig Bittender und Verzeihung Suchender in Rom erscheinen dürfe. Väterlich schien der heilige Vater der Verirrungen seiner Kinder nicht gedenken zu wollen, und selbst die öffentliche Reue und Buße ihnen zu erlassen, wenn sie nur mit neuem, selbst so wenig als möglich lästigem Gehorsam, in den Schooß der Kirche zurückkehren würden. So nahm er es denn willig als ein Zeichen gebesserter Gesinnung und Ergebenheit auf, daß Bonaparte das aus Loretto geraubte und seines Schmucks entkleidete Marienbild aus Paris zurücksendete, wiewohl der beste Theil der zugleich geplünderten Schätze nicht mit heimkehrte. Päpstliche Abgeordnete erschienen endlich wieder in der Hauptstadt Frankreichs, und es ward ernstlich über ein Concordat verhandelt, das am 15ten Julius 1801 unterzeichnet, am 15ten August (dem angeblichen Geburtsfest des ersten Consuls, doch auch einem Hauptfest der altfranzösischen Kirche — Mariä Himmelfahrt) vom Papst bestätigt, und durch eine Bulle vom 9ten September feierlich kund gemacht ward. Diese Bulle ließ die „außerordentlichen Zeitumstände," unter welchen der Papst den „vorgelegten" Vertrag, „auf welche Weise er konnte" zum Heil der Kirche angenommen habe, nicht unerwähnt, vermied aber Alles, was etwa „dem in Christo geliebten Sohn" Napoleon Bonaparte anstößig seyn konnte. Mit Erstaunen sah Frankreich, sah Europa ein Concordat geschlossen, das wenigstens scheinbar und für den Augenblick dem römischen Stuhle Rechte sicherte, an deren Rückkehr man nicht geglaubt hatte, die zum Theil mehr zuzugestehn schienen, als die gallicanische Kirchenfreiheit früher dem Papst eingeräumt hatte. Die Rechte der französischen Bischöfe waren bedeutend beschränkt, und diese schrien laut darüber. Auf der andern Seite war der weltlichen Gewalt der französischen Regierung vom Papst so viel zugestanden, daß strenge eifernde Papisten mit dem klugen Papst, der nach ihrer Meinung zu viel nachgegeben habe, nicht zufrieden waren, und den Cardinal Consalvi, den Erzbischof Spina und Pater Caselli, welche die Unterhändler in Paris gewesen waren, laut anklagten. Denn es schien mit den alten Vorstellungen von Kirchen- und Papstgewalt unverträglich, daß der weltlichen Behörde nicht nur eine polizeiliche Aufsicht über den öffentlichen Gottesdienst eingeräumt ward, sondern auch das Recht, alle Erzbischöfe und Bischöfe zu ernennen, und den Eid der Treue und des Gehorsams von diesen und von allen Kirchendienern ablegen zu lassen; alle päpstlichen Verordnungen und alle Synodalschlüsse vor der Bekanntmachung und Vollziehung zu prüfen, und zu bestätigen oder zu verwerfen; die Aufhebung aller Privilegien der bischöflichen Gerichtsbarkeit und geistlichen Stiftungen, die Beschränkung der geistlichen Einkünfte auf eine sehr verminderte Besoldung durch die weltliche Behörde, die Bewilligung freier Religionsübung für die Nichtcatholischen: — das Alles, und jedes Einzelne schien die Rechte der Kirche aufs bitterste zu kränken. Dem Papst ward zwar dafür das Recht der canonischen Investitur der Erzbischöfe und Bischöfe eingeräumt, und das Cölibat von neuem bestätigt; die Eiferer aber mein-

Digitized by Google

ten, daß sich dies ohnedem von selbst verstehe. Pius aber hatte durch dieses Concordat allein eine völlige Trennung der französischen Kirche von der römischen verhütet, und den bedenklichen Plan Bonaparte's, ein französisches Kirchenpatriarchat zu gründen, durch seine Willfährigkeit beseitigt. Wenn zugleich durch dasselbe Concordat alle Bischöfe und Geistlichen in Frankreich ihrer Aemter und Pfründen zu entsagen genöthigt wurden, so schien dies allein den Streit über die beeidigten und nicht beeidigten Priester aufzuheben, und auch dabei das Ansehen des Papstes gerettet zu seyn. Am meisten aber widerstrebte diesem Vertrag die französische Geistlichkeit. Schon am 29sten Junius 1801 hatte eine bedeutende Anzahl von beeidigten Prälaten ein Nationalconcilium in der Metropolitankirche zu Paris eröffnet, um die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs wiederherzustellen, wozu auch der Papst ehrerbietigst aufgefodert ward. Dieser aber hielt sich für berechtigt, jenes Concilium, das ohne seine Einwilligung zusammengetreten, nicht anzuerkennen, und da dasselbe auch dem ersten Consul mißfiel, durch das Concordat aber der Zweck erreicht schien, mußte es sich am 16ten August wieder auflösen. Desto stärker aber erklärte sich nun ein großer Theil des französischen Clerus gegen das Concordat, das noch vor der eingegangenen Bestätigung des Papstes von Bonaparte angekündigt worden war, aber doch nicht sobald öffentlich bekannt gemacht werden konnte. Erst am 5ten April 1802 ward es dem gesetzgebenden Körper und dem Tribunat vorgelegt, von diesem am 8ten April als ein Gesetz des Staats erklärt, und somit gegen allen Widerspruch verwahrt, in volle Wirksamkeit gesetzt. Am folgenden Tage ließ der päpstliche Legat a latere, Cardinal Caprara, zwei Indulte ergehn, deren erstes die kirchlichen Feiertage für Frankreich in sehr verminderter Anzahl bestimmte, das andre, in Form eines Jubiläums für alle französischen Länder der letzten Zeit einen dreißigtägigen Ablaß ertheilte. Damit sollte denn die große Versöhnung Frankreichs mit der Kirche vollbracht seyn. — Unter schwerer Bedrängniß hatte Pius VII. einen Vergleich sich gefallen lassen, der wenigstens eine Wiederherstellung der kirchlichen Verhältnisse möglich zu machen schien. Mit einem furchtbaren Feinde hatte er verhandelt, und es war immer ein Gewinn, daß der, der vorher die Kirche und das Papstthum nur gemißhandelt hatte, wenigstens zur Anerkennung einiger Wichtigkeit desselben gebracht worden. Es war auch damals schon kaum zu verkennen, daß der mächtige erste Consul es keineswegs gut meinte mit der Kirche und dem Papst; doch konnte dieser damals kaum ahnden, mit welch einem ungroßmüthigen, wortbrüchigen und unredlichen Gegner er zu thun habe. Auch glaubte Pius sich nun keineswegs von seinen Sorgen entbunden, vielmehr lagen ihm diese noch schwer auf der Seele und heischten alle seine rastlose Thätigkeit. — Die kirchlichen Verhältnisse Italiens, besonders der neugestifteten Republiken, blieben noch immer schwankend, der einzige König von Etrurien (Infant von Spanien) stellte in seinem kleinen neuen Königreich das päpstliche Ansehn und des Papstes Gewalt wieder her (15. April 1802) und vernichtete damit alle frühern Reformationsversuche. Anderwärts schritt indeß sogar jene Zerstörung weiter fort, die nicht bloß das Papstthum, sondern die Kirche selbst aufzulösen drohte. Nicht bloß erklärt ein französisches Consulardecret (vom 9ten Junius) alle geistlichen Stiftungen auf dem linken Rheinufer für aufgehoben; auch in Deutschland entwickelten sich die Folgen des luneviller Friedens auf eine Weise, die der Kirche immer neue Opfer abrang, und mit ihren Gütern für alle Verluste zu entschädigen suchte. Das Oberhaupt der Kirche,

in so wichtigen kirchlichen Angelegenheiten kaum befragt, erhielt fast nur gelegentlich Kunde von den folgereichsten Verfügungen über die deutschen Bisthümer, Stifter und Kirchengüter. Ja die angesehensten alten Rheinbisthümer, Mainz, Trier und Cöln, wurden völlig vernichtet; die geistlichen Churfürstenthümer hörten, bis auf eines, auf, und der von der außerordentlichen Reichsdeputation am 25sten Febr. 1803 bekannt gemachte letzte Entschädigungsplan sprach entscheidend die Säcularisirung der Erzbisthümer und Bisthümer, Trident und Brixen, Salzburg, Passau, Eichstädt, Wirzburg, Bamberg, Freisingen und Münster, und fast aller geistlichen Stifter, Abteien und Ordensgüter aus. Die Landesfürsten erhielten die unbeschränkteste Gewalt über alle Kirchengüter, und wurden recht eigentlich darauf angewiesen, sich an diesen nach Gefallen zu erholen. So ward den Prälaten, Aebten und übrigen Geistlichen fast Alles genommen, was sonst eine unabhängige Lage ihnen gesichert hatte; sie wurden nun Staatsbeamte, in jeder Hinsicht der weltlichen Gewalt untergeordnet, die vordem reiche deutsche Kirche verarmte, und es blieb ihr nicht einmal die tröstende Hoffnung besserer Zeiten, da ihre Güter eilends verschleudert und vergeudet wurden. Die Aufhebung der Klöster, die Unterdrückung der geistlichen Orden, raubte dem römischen Stuhl sehr wichtige Stützen, entriß ihm den größten Theil seines Einflusses auf das catholische Deutschland, und entband von Gelübden, welche der Papst allein zu lösen sich berechtigt halten konnte. Hatte auch die Revolution in Frankreich das Klosterwesen und Mönchthum ebenfalls zerstört, Kirchen und Klostergüter verschleudert, so verwirrten sich doch nun die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland noch ärger, und wurden dergestalt von Laune und Willkür abhängig, daß bald selbst die wenigen noch übrigen Bisthümer größtentheils verwaist waren. Immer neue Unterhandlungen mußten von Rom aus mit den einzelnen deutschen Fürsten angeknüpft und oft vergeblich versucht werden. Es gehörte in Wahrheit eine bewundernswürdige Geduld dazu, in diesem Kampf nicht zu ermüden, in dem Bemühen, einige Ordnung zurückzubringen, nicht zu erkalten; eine große Entsagung und Selbstüberwindung nach immer erneuten Kränkungen keinen Versuch zu scheuen, um von der Willkür weltlicher Macht einen gesetzlichen Zustand für die Kirche zu erhandeln. Und doch ward dieser nicht erreicht. Pius VII. ermüdete und ermattete nicht, und übte Geduld und Selbstüberwindung, um die Kirche zu erhalten, ihren völligen Verfall abzuwehren. Wo es vergönnt war, versäumte er nicht, sich als Oberhaupt der Kirche zu zeigen, und es kund werden zu lassen, daß das Pabstthum nicht völlig untergegangen sey, ja auch seine alten Grundsätze keineswegs aufgegeben habe. — Schon im Jahr 1801 hatte er die von Pius VI. bewilligte Fortdauer des Jesuiterordens für Rußland auf Antrag des Kaisers Paul feierlichst bestätigt. Im Jahr 1804 ward auch der König von Sicilien bestimmt, den Papst um dieselbe Gunst zu ersuchen. Dieser erließ am 30sten Julius ein Breve, welches für Neapel und Sicilien den Orden ebenfalls herstellte, und den russischen Ordensgeneral beauftragte, Jesuiten und Exjesuiten die Erlaubniß, sich in diesen Ländern wieder anzusiedeln, bekannt zu machen. Am 2ten August erklärte ein andres Breve die Zurückgabe aller dem Orden früher zugehörigen Güter in Sicilien, worauf neue Collegien in Neapel und Palermo eilends eröffnet wurden. Zur Schadloshaltung, daß diese Wiederherstellung nicht durchaus allgemein seyn, und bei der wohlbekannten Gesinnung des französischen Gewalthabers nicht einmal im Kir-

chenstaat dieselbe gewagt werden durfte, ward am 31sten Jul. das Fest des heiligen Ignatius in der alten Jesuiterkirche in Rom mit glänzender Pracht gefeiert. Vorher war sogar, wohl nicht ohne Mitwirkung der Jesuiten, unter Leitung des bekannten Vaccanari, und besonders begünstigt von der Erzherzogin Mariane von Oesterreich, ein neuer Orden gestiftet, und unter dem Namen „Väter vom Glauben Jesu" vom Papst bestätigt worden, worauf am 18ten April 1804 in Rom selbst im Palast Salviati das erste Collegium dieses Ordens eröffnet ward. Dagegen erließ der französische Polizeiminister Fouché am 11ten October eine sehr gemessene Erklärung gegen die Zulassung der Jesuiten in den französischen Landen, und lähmte auch dadurch wenigstens die öffentlichen Bemühungen für die Wiedergeburt des Ordens. — Nicht viel glücklicher war Pius in seinen Bemühungen für den Maltheserritterorden. Er ernannte zwar, da der Prinz Ruspoli sich hartnäckig weigerte, die Würde eines Großmeisters anzunehmen, den Bailli von Thomasi zum Ordensmeister (8ten Februar 1803), diesem aber gelang es nicht, zum Wiederbesitz der von den Engländern besetzten Insel Malta zu gelangen, und die Lage dieses wie andrer Ritterorden, deren Güter in Deutschland und Frankreich von der weltlichen Macht in Beschlag genommen worden, blieb schwankend und fast hoffnungslos. — Der Papst aber fuhr fort, Alles aufzubieten, um die weltlichen Mächte sich geneigt zu machen, und durch sie die Sicherstellung der kirchlichen Angelegenheiten zu gewinnen. Am treuesten und ergebensten zeigten sich die bourbonischen Höfe und mußte auch selbst dem spanischen unter drängenden Verhältnissen der Verkauf geistlicher Güter zugestanden werden, so ward doch wenigstens die päpstliche Bewilligung dazu eingeholt, und Pius durfte in seinem darüber ausgefertigten Breve (vom 14ten Juni 1804) diese als eine besondere Gunst ertheilen, auch die Summe bestimmen, über welche hinaus der Verkauf nicht gestattet seyn solle. Eine Zeit lang schien es ihm sogar gelungen zu seyn, Gunst und Schutz der französischen Regierung zu erhalten, der er jede nützliche Aufmerksamkeit bewies. Am 17ten Januar 1803 hatte er elf neue Cardinäle, und unter diesen auch vier beeidigte französische Bischöfe, — den Oheim des ersten Consuls, Fesch, Erzbischof von Lyon und französischen Gesandten am päpstlichen Hofe, Cambacerès, Erzbischof von Rouen (den Günstling der Revolution), Boisgelin, Erzbischof von Tours, und einen vierten, dessen Namen noch geheim gehalten ward, ernannt. Zwar erfolgte bald darauf (am 12ten Juni), nachdem der englisch-französische Krieg wieder begonnen hatte, die Besetzung der päpstlichen Häfen, Ancona und Civitavecchia, mit französischen Truppen, zwar mußten diese vom Papst unterhalten, auch Fahrzeuge zur Deckung der Küsten gegen die Engländer ausgerüstet werden, wodurch die Geldnoth des Papstes aufs höchste stieg, und er genöthigt ward, neue Steuern dem Volk aufzulegen, und so die Unzufriedenheit desselben und seine Drangsale sehr zu vermehren. Aber das konnte für unabweisbare Kriegsmaßregel gelten, und in andern Verhältnissen schien der erste Consul doch freundlich dem Papst die Hand zu bieten, und seine Wünsche zu befördern. Nicht nur verwendete er sich (am 26sten Januar 1804) bei der Reichsversammlung zu Regensburg für das päpstliche Ansehn in Hinsicht der neuen kirchlichen Einrichtungen in Deutschland; in den von ihm abhängigen italiänischen Republiken beförderte er auch die neue Gestaltung des Kirchenbanns. Ein organisches Gesetz der neuen ligurischen Republik erklärte förmlich (26sten Junius 1803) den Glauben der römischen

Kirche zur Staatsreligion, und erkannte wenigstens in allen geistlichen Angelegenheiten die Gewalt des bischöflichen Stuhls Petri an. Mit der sogenannten italiänischen Republik ward (am 16ten September 1803) durch den Cardinallegaten Caprara und den Minister der Republik, Mareschalchi zu Paris ein Concordat abgeschlossen, das im Wesentlichen dem französischen nachgebildet, aber in mancher Hinsicht günstiger für den Papst war, der die darin enthaltenen strengen Verfügungen gegen jede Aeußerung von Religionsverachtung mannichfach zu Gunsten der Kirche deuten, und gelegentlich benutzen konnte. Auch hier ward der Catholicismus zur Staatsreligion erklärt; zwar der weltlichen Gewalt auch die Ernennung der Erzbischöfe und Bischöfe, und dem Papst nur die canonische Investitur zugestanden, auch den Bischöfen der Eid der Treue in die Hände des Präsidenten zur Bedingung gemacht; sie erhielten aber doch größern Einfluß auf Seminarien und geistliche Stiftungen, und es ward ihr altes Verhältniß zum Papst in allen geistlichen Angelegenheiten völlig anerkannt. — Durch kluge Nachgiebigkeit schien nun Pius, obwohl mit großen Opfern, doch viel mehr erreicht zu haben, als beim Antritt seiner Regierung wahrscheinlich war. Aber eine neue Anfoderung des französischen Regierungshauptes setzte bald seine Willfährigkeit auf eine harte Probe. Bonaparte, der das Consulat mit der Kaiserwürde vertauscht hatte, glaubte seiner Krönung eine größere Feierlichkeit zu geben, wenn der Papst zugegen wäre, und ersuchte ihn deshalb, nach Paris zu kommen, damit aus seinen Händen der Kaiser die heilige Salbung und die Krone empfange. Lange schwankte unentschieden Pius, das Andenken an die von seinem Vorgänger in Frankreich erlittenen Kränkungen und Mißhandlungen erwachte lebhaft, und nahm ihm alles Vertrauen zu den Franzosen; auch der neue Kaiser, dessen Gesinnung immer weniger sich verläugnen konnte, erregte gerechte Besorgniß, und eine Reise, die den heiligen Vater ganz in seine Gewalt gab, war nur zu bedenklich. Laut und fast einmüthig erklärten auch die Cardinäle sich gegen den Wunsch des Kaisers: das römische Volk mißbilligte, sobald es davon Kunde erhielt, nach seiner Weise das gefährliche Ansinnen. Der Papst zögerte in heimlicher Verlegenheit (wohl länger als dem Gewaltigen gefiel). Aber am 29sten Oktober 1804 versammelte er das Cardinalscollegium, schilderte mit Klarheit, mit Berücksichtigung aller Bedenklichkeiten die Beweggründe für die Reise, und erklärte seinen festen Entschluß, dieselbe wirklich anzutreten. Am 31sten Oktober schied er von Rom, und langsam, als solle die Zeit bessern Rath noch bringen, nahte er der französischen Gränze. So ehrenvoll und prächtig er hier empfangen ward, so war er doch nicht eitel genug, um darüber seine Sorge zu vergessen, und nicht zu fühlen, wie der Kaiser durch solchen Pomp mehr sich selber als ihn zu ehren gedenke. Aber der Papst war entwöhnt, von den Fürsten Auszeichnungen zu empfangen; zuvorkommende Aufmerksamkeit, die er in Frankreich für den Augenblick fand, scheint ihn wirklich gerührt und zutraulicher gestimmt zu haben; nach dem persönlichen Zusammentreffen mit dem gefürchteten Herrscher mochte es ihm wie andern geschehn, daß dessen persönliche Ueberlegenheit, augenblickliche Milde und Theilname, seinen Geist gefangen nahm (ein Mensch, den man nur zu fürchten oder anzustaunen gewohnt, ja zu scheuen geneigt ist, kann durch Zeichen von Wohlwollen nicht bloß ein weiches, sondern auch ein starkes Gemüth im ersten Begegnen leicht überwältigen). Bei Fontainebleau, wohin der Kaiser, — es konnte zweifelhaft bleiben, ob zur Jagd oder zum Empfang des Papstes, gekommen, und von

wo aus jener seinem Gast noch etwas entgegenfuhr, trafen beide (am 25sten November) zusammen, und begrüßten sich, wie es schien, mit Achtung und Innigkeit, Pius gewiß mit großer Bewegung und aufrichtiger Demuth. Im kaiserlichen Wagen fuhren sie nach dem Schloß und zogen am 28sten November in einem Prunkaufzug in Paris ein. Der Papst schien an Artigkeit und Aufmerksamkeit mit den Franzosen zu wetteifern, und ohne Verläugnung seiner Würde um so demüthiger und bescheidner zu werden, als man mit Ehrenbezeugungen ihn zu überhäufen anfing. Doch mußte er sich bald überzeugen, daß es damit nicht so ernstlich gemeint, und sein Erscheinen nur ein Schauspiel für die Pariser sey. Denn schon die Vorschriften über die Krönungsfeierlichkeiten bewiesen ihm, daß er zwar zur Krönung geladen sey, aber nicht um sie zu vollziehen. Am 2. December, dem festlichen Tage, mußte er sich eine Stunde früher als der Kaiser mit seinem Gefolge eintraf, in die Kathedralkirche begeben. Bei seinem Hinzuge schien seine Besorgniß, daß das entartete Volk in seinem frevelhaften, allem Heiligen entfremdeten Muthwillen wohl ihn selbst beleidigen möchte, in Erfüllung zu gehn. Wenigstens war der Kreuzträger, der nach der alten Sitte auf einem Esel vor dem Zuge des Papstes herritt, ein Gegenstand fast allgemeinen Gespöttes, und das Thier eine Zielscheibe kindischer und grober Mißhandlungen. Als der heilige Vater länger als eine Stunde geduldig in der Kathedrale geharrt hatte, und endlich der kaiserliche Hofstaat eingetreten war, verrichtete jener die Salbung an Haupt und Händen des Kaisers und der Kaiserin, weihte darauf die Zeichen der Würde, und hatte damit an seinem Theil die Haupthandlung beschlossen. Denn der Kaiser setzte sich und dann seiner Gattin selbst die Krone auf; Pius geleitete beide auf den Thron, und sprach Gebet und Segen. Und er fühlte die Demüthigung, die ihm widerfahren war, für die alle glänzenden Feste, die ihm zu Ehren nachher veranstaltet wurden, ihn nicht entschädigen konnten. Der Kaiser schien auch zu bemerken, daß des Papstes Gegenwart sein Fest nicht in dem Grade, wie er erwartet, verherrlicht, und nicht so großen Eindruck auf das Volk gemacht habe. In der Länge konnte er auch seine wahre Gesinnung nicht verbergen. Zwar zeigte sich Pius ihm noch immer möglichst gefällig. Er ertheilte aufs neue französischen Prälaten die Cardinalswürde; erhob zu Gunsten des vom Kaiser begünstigten Fürsten Primas das Bisthum Regensburg zu einem Erzbisthum, und taufte selbst einen Sohn der Schwägerin des Kaisers. Aber in der Hauptsache blieb sein langes Weilen am kaiserlichen Hofe fruchtlos. In dem Einladungsschreiben hatte Bonaparte ihn mit der Aeußerung gelockt, daß die große Angelegenheit der Religion in ihren persönlichen Zusammenkünften umständlich abgehandelt werden solle; aber recht geflissentlich vermied der Kaiser, wie seine Räthe, jede Erörterung, jede Mittheilung darüber, und was dem Papst am meisten am Herzen liegen mußte, ward fast so behandelt, als sey es kaum der Rede werth. Die Geringschätzung, ja Verachtung alles Kirchlichen hielt der Kaiser gar nicht zurück, und gewährte dem Oberhaupt der Kirche nicht einmal die Genugthuung, seine in der Revolution bloß bürgerlich geschlossene Ehe kirchlich einsegnen zu lassen. Nöthigte er auch die Bischöfe, welche der Republik den Eid geleistet hatten, diesen zurückzunehmen, so war sichtbar genug, daß er darauf weniger aus Achtung gegen die Kirche und den Papst, als aus Haß gegen alles Revolutionäre drang. So verlor Pius in unfreiwilliger Muße Wochen und Monate in Paris, und fand sogar wenig Aufforderung, auch nur geistliche Amtshandlungen zu verrichten, obwohl er alle Kir-

Digitized by Google

chen fleißig besuchte, und stets bereit war, in seinem Beruf zu wirken. Immer mehr drang sich ihm die Ueberzeugung auf, wie gleichgültig die Franzosen gegen alles Kirchliche geworden, und je mehr des Papstes Gegenwart für sie den Reiz der Neuheit verlor, fand er überall die rücksichtsloseste Kälte, ja absichtliche Geringschätzigkeit. Er wagte es nicht, wie es sonst Sitte war, aus offnem Fenster den apostolischen Segen zu ertheilen; kaum sichtbar hinter den verschlossenen Glasflügeln machte er für die etwanigen Frommen das heilige Zeichen. Und wie zu einem lustigen Schauspiel lief mit unehrerbietigem Geräusch das Volk herbei, und trieb unwürdigen Muthwillen vor den Augen des gekränkten Papstes. Dies und der unerfreuliche Aufenthalt am Hofe verstimmte immer sichtbarer den Mann, der mit so vieler Genügtheit, mit so frommen Hoffnungen sich zu der erniedrigenden Reise entschlossen hatte; je mehr der Kaiser ihn merken ließ, wie er zu nichts, was Pius erwarten durfte, willig und günstig sey, desto stärker schien das Bewußtseyn der schon erlittenen Kränkungen in ihm zu erwachen, und mit Entsetzen erkannte er, daß er fast als ein Gefangener, dem die Abreise nicht einmal freigestellt sey, in Paris verweile. Da bemächtigte sich bitterer Unmuth seiner Seele; sein gerechtes Selbstgefühl sprach lauter und lauter, und weil alle freundliche Nachgiebigkeit und zuvorkommende Huld vergebens gewesen, kehrte alle Entschlossenheit und Festigkeit seines Charakters zurück, daß die gegenseitige Verstimmung immer größer und offenkundiger werden mußte. Der Kaiser, der bei seiner nahen Königskrönung in Mailand gern auch seine Italiener durch die feierliche Gegenwart des Papstes erfreut und gewonnen hätte, fand nun, als er den Papst dazu einlud, einen unerwarteten Widerspruch und beharrlichen Widerstand, und faßte seitdem einen unversöhnlichen Haß gegen den Priester, der es wagte, ihm die Gewährung eines Wunsches zu versagen. Von nun an schien auch dieser seine Würde um so mehr behaupten und seine Rechte vertheidigen zu wollen, als er früher nicht ohne inneres Widerstreben sich selbst verläugnet hatte. Am 31sten März 1805 reis'te Napoleon nach Italien ab. Der Papst aber blieb in Paris zurück, und erhielt erst am 4ten April die Erlaubniß zur Heimkehr. In Turin begegnete er noch einmal dem Kaiser, setzte aber nach gegenseitiger kalter Begrüßung seine Reise nach Florenz fort. Seinen kurzen Aufenthalt daselbst wollte der ehrwürdige Scipio Ricci, Bischof von Pistoja, der seit der Synode von Pistoja (1786) mit Rom verfeindet war, und unter vielfachen Kränkungen sein Amt verwaltete, benutzen, sich mit dem römischen Stuhl zu versöhnen. Für ihn verwendete sich die Königin von Etrurien. Des Papstes Begleiter drangen in den alten Mann, einen förmlichen Widerruf aller seiner Reformationsplane und aller Schlüsse jener Synode abzulegen, und als er beharrlich sich dessen weigerte, überredeten sie ihn, es sey nur eine pflichtmäßige Verwerfung möglicher Irrthümer, in die er etwa aus menschlicher Schwäche verfallen, gemeint, und die Vertheidigung seiner Ansichten und seines Verfahrens bliebe ihm unbenommen. Da unterschrieb der Bischof jene Verwerfung. Pius aber, der ihn nun erst vor sich ließ, gestattete ihm nicht nur keine Vertheidigung, sondern behandelte auch jene sehr bedingte Verwerfung als einen förmlichen und allgemeinen Widerruf, und ließ schonungslos zu bittrer Kränkung des ehrwürdigen Greises die Nachricht davon geflissentlich verbreiten. Man möchte gern annehmen, daß weniger Pius als seine Umgebungen, die vielleicht ihre Verhandlungen mit dem Bischof, die Bedingungen, unter welchen er seine Unterschrift bewilligt, einseitig und trügerisch mit-

Digitized by Google

getheilt, und die zugesagte Vertheidigung unerwähnt gelassen, diese Treulosigkeit verschuldet habe. Am 16ten Mai traf Pius in Rom wieder ein, mehr gedemüthigt als einst sein Vorgänger bei der Rückkehr aus Wien, und fast noch stärker bezeugten ihm jetzt die Römer ihre Unzufriedenheit, die fast in Verachtung überging, und in unverhohlenem Murren und Spott sich entlud. Erst am 26sten Juli stattete er in einem geheimen Consistorium dem Cardinalscollegium Bericht von seiner Reise ab, und mußte es auch dabei bewenden lassen, die gute Aufnahme, die er gefunden, und im Allgemeinen auch den von ihm Gesalbten, und was er etwa für die Kirche gethan, zu rühmen. Bald nachher ward er in Rom selbst aufs neue beunruhigt. Das französische Heer in Neapel verließ beim Anfang des österreichischen Kriegs das Königreich, und zog durch die päpstlichen Provinzen (im September 1805) nach Ober-Italien. Dadurch ward der Mangel, die Noth der Kammer und des Volkes fühlbar gemehrt, und letzteres durch den französischen Uebermuth noch mehr gereizt. Damals schien Bonaparte's Glücks zu wanken; man hoffte in Italien seinen Untergang. Da äußerten auch die Römer laut ihre Hoffnung, ihren Haß. Auch in Ober-Italien entstanden Unruhen, die man den Aufwiegelungen des Volks durch die Geistlichen Schuld gab. Neapel nahm russische und englische Soldaten auf, verband sein eignes Heer mit denselben, und machte nicht versteckte Anschläge auf Ober-Italien. Aber Napoleons Siege und der Friede von Preßburg (December 1805) zeigte den Römern ihre bedenkliche Lage, und der Papst mußte neuen Besorgnissen Raum geben, da ein wiederholter Sturm auf Neapel vorauszusehn, und der Zorn des Mächtigen nur zu sehr zu fürchten war, zumal Pius selbst immer offner seine Unzufriedenheit mit Frankreich und seinem Beherrscher gezeigt hatte. Im Januar 1806 rückten auch schon französische Soldaten, auf ihrem Zuge nach Neapel, im Kirchenstaat ein, und man begann zu fürchten, daß dieser und jenes gleiches Schicksal haben möchten. Wirklich schien Alles wenigstens darauf berechnet zu seyn, die päpstliche Regierung aufs äußerste zu treiben. Der ununterbrochene französische Heerzug erschöpftel die letzten Kräfte des Landes, und nöthigte den Papst, seinen Unterthanen so unerträgliche Lasten aufzubürden, so viel neue, unerschwingliche Steuern und Abgaben einzutreiben, daß das Elend seine äußerste Höhe erreichte. Pius hielt öffentliche Gebete, feierliche Messen, vertheilte Trost- und Erbauungsblätter, und stieg oft selbst zu stillen Messen in die unterirdische Capelle der Peterskirche hinab. Recht wie ein treuer Hirt seiner Gemeinde, suchte er, unfähig der Noth zu steuern, kraft seines heiligen Amtes, wenigstens die Verzweiflung abzuwenden, die Herzen zu ermuthigen. Im März 1806 ward zwar Neapel erobert, und des Kaisers Bruder zum König ernannt. Aber damit endeten die Drangsale des Kirchenstaats noch nicht. Schon hatte Napoleon feierlich erklärt, daß die ganze Halbinsel Italien einen Theil des großen Kaiserreichs ausmache; schon verbreitete sich allgemein die Sage, daß des Papstes weltliche Herrschaft von Frankreich vernichtet werden solle, und ob wohl das französische Amtsblatt dem noch widersprach, fand jene Sage doch größern Glauben, besonders als unerwartet plötzlich der Abgeordnete des Kaisers (Cardinal Fesch) im Mai Rom verließ. Wirklich blieb auch eine französische Besatzung im Kirchenstaat, und die neuen Kriege Napoleons schienen das drohende Verhängniß nur zu verzögern. Vielfach fühlte sich indeß immer von neuem Pius gekränkt. In Frankreich ward ein neuer Reichscatechismus eingeführt, den er

nicht billigen konnte; in Deutschland durch den einzigen noch übri-
gen geistlichen Fürsten, den Erzkanzler, der Cardinal Fesch zum Coad-
jutor ernannt, ohne des Papstes Zustimmung einzuholen; aus Nea-
pel wurden die Jesuiten wieder vertrieben (am 4ten Juli) und die
neuen Collegien aufgelöst. Desto größer war die Freude, die Pius
empfand, als im posner Frieden (12ten December) den Catholischen
in Sachsen (dem Lande, von dem der furchtbarste Sturm gegen das
Papstthum einst ausgegangen) völlig gleiche Rechte mit den Protestan-
ten zugestanden wurden. Mit seltsamer Uebertreibung pries er deßhalb
den Kaiser, und hätte gern zu neuer Versöhnung die Hand geboten,
wenn nicht das, was in seiner Nähe geschah, Vertrauen und Hoffnung
ihm völlig geraubt hätte. Der Friede mit Rußland und Preußen
(7ten und 9ten Juli 1807) gab dem Furchtbaren neue Macht in die
Hände. Mit eigensinniger Heftigkeit verfolgte er nun seine Plane gegen
England, und schonte nichts, was ihm im Wege stand. Die päpstliche
Regierung unterstützte seine Absichten mit zu wenigem Nachdruck; heim-
lich wurden noch immer viele englische Waaren eingeführt, auch Ver-
bindungen mit Sicilien sollten Statt finden, und der geflüchtete
Cardinal Ruffo das Werkzeug der Feinde Frankreichs seyn. Dro-
hende Aeußerungen des erzürnten Kaisers ließen Alles fürchten. Der
päpstliche Hof war in peinlicher Spannung. — Pius aber vergaß un-
ter keiner Gefahr, daß er Papst sey. Er konnte es freilich nicht hin-
dern, daß der neue König von Neapel auch den Benedictiner- und
Bernhardinerorden aufhob (12ten Februar 1807); aber dem Rath des
Schweizercantons Lucern, der ehrerbietig um die Erlaubniß ansuchte,
einige Klöster zu Errichtung eines Priesterseminariums und andern wohl-
thätigen Zwecken aufheben zu dürfen, ward auf wiederholte Bitten späte
Antwort, die keine Entscheidung gab, und der päpstliche Nuncius Te-
staferrata verwickelte den Canton in die verdrießlichsten Händel. Und
so mißlich die Lage des päpstlichen Stuhls in Rom selbst war, so ward
doch das Ausland mit Aufmerksamkeit betrachtet. Ein Nuncius, Della
Genga, erschien in Deutschland, um die kirchlichen Angelegenheiten zu
ordnen, und die Fürsten zu günstigem Vergleich zu bewegen. Aber er
trat mit so bestimmten Foderungen hervor, und verließ München, als
man dort dieselben nicht sogleich zugestand, so trotzig und eilig, als sey
das Papstthum noch völlig unangefochten. Noch beleidigender schied er
aus Würtemberg, als der König nach der ersten Vorstellung eben
einen Verein zu den Verhandlungen über die kirchlichen Angelegenhei-
ten seiner catholischen Unterthanen angeordnet hatte. Die wichtigern
Mißverhältnisse mit Frankreich riefen den Nuncius dorthin, und rück-
sichtslos gab er für jetzt die Angelegenheiten der deutschen Kirche auf.
Pius selbst hatte schon früher den unter bayersche Hoheit versetzten Bi-
schöfen von Chur, Trident und Brixen, als die neue Regierung
die Verzichtleistung auf mehrere bischöfliche Rechte foderte, und die Prä-
laten deßhalb in Rom anfragten, durch eine Breve geboten, in jene
Foderungen nicht zu willigen, was, da diese dabei beharrten, die trau-
rige Folge hatte, daß Bewaffnete sie aus dem Königreich entfernten.
Auch dem Einfluß neuer Meinungen und einer Philosophie, von der
man alle Uebel ableitete, sollte auf päpstlichen Befehl dadurch begegnet
werden, daß 1808 das Verzeichniß der verbotenen Bücher erneuert und
ansehnlich erweitert ward. Während so viele andre Rechte des römi-
schen Stuhls nicht ausgeübt werden konnten, entschädigte der Papst sich
dafür, und die Römer für andre Feste, durch prunkende Heiligspre-
chungen. Im J. 1806 war ein berühmter Jesuit, Francesco de Hiero-

nymo, zum Heiligen gemacht worden. Fünf andre, zum Theil unbekannte Männer, wurden 1807 dieser Ehre theilhaft. Und noch unter schwerern Verhältnissen ward die ehemalige Königin von Sardinien, Maria Clotilde Xaveria (am 27sten April 1808) feierlichst canonisirt. — Indeß ward der Papst im eignen Gebiet durch die französischen Besatzungen geängstet und beleidigt, und der Kaiser sprach, seine Absichten immer weniger verbergend, seine jetzigen Foderungen entschiedner und drohender aus. Vergebens versuchten zwei Legaten in Paris günstigere Verhandlungen einzuleiten; die französische Regierung ging auf dieselben nicht ein, achtete Verträge und Rechte nicht, nur ihr eiserner, gewaltthätiger Wille, nur ihr Gebot sollte erfüllt werden. Von nun an setzte aber auch Pius der Gewalt einen entschlossenen Willen und kräftige Maßregeln entgegen, die, so wenig sie von der Hoffnung, dadurch den Sieg zu gewinnen, ihm eingegeben waren, doch standhaft die Würde und Rechte seines Stuhls verfochten. Er selbst ertheilte dem Cardinal Caprara, seinem Legaten in Paris, alle Vollmachten und Verhaltungsregeln, und noch immer die Hand zum Frieden bietend, lehnte er doch bestimmt alle Foderungen ab, die mit seinen Pflichten als Oberhaupt der Kirche unvereinbar schienen. Die letzten Monate des Jahrs 1807 vergingen unter vielfachem Schriftenwechsel beider Regierungen. Aber am 9ten Januar 1808 empfing Caprara in Paris die drohende kaiserliche Erklärung, daß wenn die sechs Hauptfoderungen Frankreichs nicht binnen fünf Tagen vom Papst unbedingt bewilligt würden, der größte Theil des Kirchenstaats seiner Herrschaft für immer entzogen, und Rom selbst von französischen Soldaten besetzt werden solle. Zu jener Bewilligung war der Legat nicht bevollmächtigt, nicht geneigt; des Kaisers entschiedner Wille ward nach Rom gemeldet. Gleich darauf rückten kaiserliche Heerzüge Rom näher, und verbreiteten Angst und allgemeine Besorgniß. Am 29sten Januar übergab der französische Gesandte am päpstlichen Hofe, Alquier, dem Cardinal-Staatssecretär Casoni die Anzeige von dem bevorstehenden Durchzug zweier, aus 6000 Mann bestehender französischen Truppenabtheilungen durch den römischen Staat. Ihre Bestimmung ward nicht erwähnt, aber eine Marschordnung beigelegt, die sie bis nach Terracina (wo vom König von Neapel neue Befehle erwartet werden sollten) „ohne sich aufzuhalten" befolgen würden, auch im Namen des anführenden Generals Miollis die bestmöglichste Ordnung auf dem Durchzuge zugesagt. An demselben Tage protestirte der Papst persönlich und kräftig in einer Unterredung mit dem französischen Botschafter gegen das Einrücken jener Truppen, und ließ am 31sten Januar den General Miollis selbst zu einer bestimmten Erklärung der Absicht seiner Maßregel auffodern, worauf dieser in flüchtiger Antwort sich bloß auf die mitgetheilte Marschordnung bezog. Am 1sten Februar meldete Casoni an Alquier, daß wenn die französischen Truppen wirklich keine andre Absicht hätten, als einen Auftrag in Neapel zu erfüllen, sie an den Mauern Roms vorübergeführt und außerhalb der Stadt in Casernen verpflegt werden möchten, wozu von Seiten der päpstlichen Regierung die freundlichsten Veranstaltungen getroffen werden sollten, wie es auch dem General mit seinem Stabe unverwehrt bleibe, sich in die Stadt zu begeben. Das Einrücken der Soldaten in seinen Wohnsitz werde der heilige Vater für eine feindliche Maßregel halten, die alle weitre Verhandlungen aufhebe, weil diese nicht durch Gewalt, sondern nur durch gegenseitige Freiheit, Offenheit und verständliche Mittheilung zum Ziel führen könnten. Alquier wiederholte darauf bloß die Versicherung, daß

keine feindliche Absicht bei dem Durchzuge obwalte, und da dieß den Papst nicht befriedigen konnte, ließ er am 2ten Februar eine von Casoni unterzeichnete Kundmachung in der Stadt anschlagen, daß, da seine Pflicht ihm nicht erlaube, in alle Foderungen der französischen Regierung zu willigen, und deßhalb die gedrohte Besetzung seiner Hauptstadt zu fürchten sey, er zwar ergeben dem Willen des Höchsten sich unterwerfe, aber jeder Verletzung seines Besitzes und Landes widerspreche, seine Unterthanen aber zur Ruhe und Ordnung ermahne. Indeß rückten die französischen Truppen an demselben Tage Morgens halb 8 Uhr schon in die Stadt ein, entwaffneten die päpstliche Wache am Thor del Popolo, bemächtigten sich des Castells, besetzten die Stadtthore und den quirinalischen Palast, den der Papst bewohnte, und richteten acht Kanonen gegen die Eingänge desselben. Sogleich übergab Casoni eine neue Erklärung an Alquier, und eine andre mit einfacher Berichterstattung von dem Vorgefallenen an die fremden Gesandten. Der Papst hatte die fünftägige Frist, welche zur Enderklärung ihm gesetzt war, nicht verstreichen lassen, ohne diese, freilich nicht, wie der Kaiser wollte, zu ertheilen. Die Besetzung Roms konnte also beschönigt werden; dabei ließ man immer noch die Möglichkeit eines Vergleichs hoffen. Miollis und Alquier, deren Besuch Pius annahm, schienen die Ehrfurcht gegen ihn nicht verläugnen zu wollen, doch erlaubte jener sich jede Willkür, und erfüllte zögernd sein Versprechen, die drohende Stellung der Artillerie vor dem päpstlichen Palast zu verändern, und dieser bezeigte dem Staatssecretär seinen Unwillen über den Ausdruck: französische Regierung, dessen sich die päpstliche Kundmachung bedient hatte. Am 5ten Februar erließ Pius ein Umlaufsschreiben an alle Cardinäle mit einer klaren und kräftigen Darstellung seines Verhältnisses zu Frankreich, und umständlicher Mittheilung der Foderungen der französischen Regierung, so wie seiner Gründe, dieselben abzulehnen. Man fodre die Anerkennung eines unabhängigen französischen Patriarchen; der Papst erkläre diesen für eingedrungen, und für immer aus dem Schooß der catholisch-apostolisch-römischen Kirche ausgestoßen. Man verlange die Einführung des französischen Gesetzbuchs in den päpstlichen Staaten; der Papst verweigre dies als seiner höchsten Gewalt und den canonischen Schlüssen zuwider. Man wolle allgemeine Freiheit des öffentlichen Gottesdienstes; der Papst verwerfe das, weil es gegen die Kirchengesetze und Concilienschlüsse, gegen die Ruhe des Lebens und die Wohlfahrt der Staaten, und von traurigen Folgen sey. Man erwarte eine Reform der bischöflichen Verfassung und die Unabhängigkeit der Bischöfe; der Papst protestire dagegen, weil es gegen die Absichten des Heilands sey, welcher gewollt, daß Petrus, der Grundstein seiner Kirche, die Einheit mit den Brüdern erhalten solle, und weil das Primat des römischen Stuhls sammt der Abhängigkeit der Bischöfe von demselben bewahrt werden müsse. Man bestehe auf der Aufhebung der geistlichen Orden und des Cölibats; der Papst sehe zu jener keinen Beweggrund, und fühle sich vielmehr verpflichtet, sie beizubehalten; das andre streite gegen die Heiligkeit und Reinigkeit der Religion, und widerspreche den Verheißungen, welche Gott den Geistlichen ertheilt habe. Endlich begehre man die Krönung und Salbung des Joseph Bonaparte zum König von Neapel. Der Papst könne dies nicht ohne ein Verbrechen thun, weil der rechtmäßige König Ferdinand noch lebe, auf seine Staaten nicht verzichte, und gerechte Ansprüche habe. — In Paris erklärte indeß der Minister Champagny an Caprara die Besetzung Roms für eine Folge der päpstlichen Antwort auf des Kaisers Fode-

Digitized by Google

rungen, während in Rom Miollis und Alquier bald den Schutz, den man neapolitanischen Aufrührern (Brigands) gewährt habe, bald Complotte, die der Papst durch fremde Unterhändler angezettelt habe, und andres höflich und unwahr vorschützten. Täglich empörender wurden die Mißhandlungen, welche die Franzosen sich gegen die päpstliche Regierung erlaubten, und ein fruchtloser Schriftenwechsel führte endlich nur dahin, daß der päpstliche Staatssecretär alle Unterhandlungen bis zur Befreiung Roms für aufgehoben erklärte. Miollis gebot allen neapolitanischen Cardinälen, Rom zu verlassen; da Pius ihnen zu bleiben befahl, wurden sie gewaltsam abgeführt. Der spanische Gesandte ward in seinem Palast beleidigt; Pius konnte ihm nur seine aufrichtige Theilnahme bezeugen. Die Briefpost ward mit französischen Soldaten besetzt, der päpstliche Director entfernt, und ein französischer angestellt; alle Druckereien wurden mit Wache belegt, damit keine öffentliche Kundmachung weiter erfolgen könne; die päpstlichen Soldaten den französischen Truppen einverleibt, und einer ihrer Obersten, der seinen Eid nicht brechen wollte, gefangen genommen. Vergebens protestirte der Papst gegen alle diese Gewaltthätigkeiten. Eine neue Cocarde, die er seinen Soldaten gegeben, ließ Miollis wieder abnehmen; alle, die dem französischen Kaiser nicht den Eid leisteten, wurden in die Festungen gebracht, die übrigen nach Ancona geführt, nachdem Miollis in einem Tagsbefehl vom 27sten März ihnen erklärt hatte: „sie würden künftig nicht mehr von Priestern oder Weibern befehligt werden, und nie mehr unter die Fahnen der Priester zurückkehren.“ Pius verlor seine Geistesgegenwart nicht; den Cardinälen, welche Miollis zu Festen geladen, hatte er verboten, daran Theil zu nehmen, und denen, die aufs neue Befehl erhielten, Rom zu verlassen, auch dies untersagt. Darauf wurden abermals vierzehn von ihnen abgeführt, auch Casoni unter ihnen. Pius ersetzte sie durch Stellvertreter. Am 27sten März erließ er ein starkes und drohendes Breve an Napoleon selbst, der nun schon an die nothwendig werdenden geistlichen Waffen erinnert ward, und am 30sten März foderte Caprara seine Reisepässe in Paris, worauf Champagny erwiederte, der Kaiser sähe dies für eine Kriegserklärung an; doch könne noch jetzt durch Bewilligung der kaiserlichen Foderungen der Verlust Roms abgewendet werden. Der Erfolg zeigte, wie keine Einwilligung des Papstes berücksichtigt worden wäre. Am 2ten April erschienen die beiden Decrete des französischen Kaisers, von denen das erste unter dem Vorgeben, daß Ober- und Unter-Italien nicht durch eine feindliche Macht getrennt werden dürfe; daß Carl der Große („unser erlauchter Vorfahr“) die Schenkung der den päpstlichen Staat ausmachenden Länder zum Nutzen der Christenheit und nicht zum Vortheil der Feinde „unsrer heiligen Religion“ gemacht; und endlich weil der Gesandte des römischen Hofs seine Reisepässe verlangt habe, die Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino unwiderruflich und für immer mit dem Königreich Italien vereinigt, und sogleich die deßhalb nothwendigen Anordnungen verfügt wurden. Das zweite Edict befahl allen Prälaten und allen beim römischen Hofe Angestellten, die aus dem Königreich Italien gebürtig, bei Strafe des Verlustes ihrer Güter, sich dahin zu begeben. Noch ehe der dazu angesetzte Zeitpunkt verstrichen war, wurden die Cardinäle Saluzzo und Pignatelli eilends abgeführt, in so hülflosem Zustand, daß der Papst ihnen eine Unterstützung, so viel die päpstlichen Cassen vermochten, zustellen ließ. Von nun an schienen die französischen Behörden keine Rücksicht mehr gegen den Papst und seine Beamten zu kennen; jede freche Ge-

Digitized by Google

galtthat, jeden zügellosen Uebermuth und den bittersten Hohn erlaubten sie sich. Am frühen Morgen des 7ten Aprils drang ein französischer Officier mit mehreren Soldaten durch List und Gewalt in den päpstlichen Palast ein, sprengte die Thür der Schweizerwache, raubte die Gewehre, entwaffnete die Nobelgarde, erklärte, daß sie alle von nun an unter dem französischen General ständen, und ließ die, welche sich weigerten, den Eid zu leisten, gefangen setzen. Dasselbe geschah dem Befehlshaber der Garde bei der Schatzkammer. Der Papst konnte auch jetzt nichts anders thun, als durch den Cardinal Gabrielli, der an Casoni's Stelle getreten, allen diesen Gewaltthaten widersprechen, und alle Maßregeln ergreifen, die in seiner Lage möglich waren. Am 19ten April ließ er die Antwort auf Champagny's Erklärung dem neuen französischen Botschafter Lefevre übergeben, mit ausführlicher Rechtfertigung gegen Alles, womit man den an Rom begangnen Frevel beschönigen wollte. Am 19ten Mai ward dieselbe Erklärung dem Botschafter des Königreichs Italien, Alberti, zugefertigt, und eben sowohl den Gesandten der andern Höfe als den Cardinälen mitgetheilt. Am 2ten Mai war auch ein Sendschreiben an die Bischöfe des Königreichs Italien erlassen worden, welches ihnen ernst und streng untersagte, Befehle von den französischen Behörden anzunehmen, der französischen Regierung einen Eid zu leisten, oder im äußersten Fall einen andern abzulegen als den, daß man in keine Verschwörungen sich einlassen, und übrigens Alles erfüllen wolle, was nicht gegen die Gesetze der Kirche streite. Das Verfahren der französischen Regierung, ihre Gleichgültigkeit gegen die Religion, ihre Heuchelei und ihre Plane zum Umsturz der Kirche wurden hart gerügt. Auch die Bischöfe im Kirchenstaat erhielten sehr bestimmte Vorschriften, und wurden zugleich mit einem Vicariat auf so lange als die drückenden Zeitumstände fortdauern würden, beauftragt. So vergaß Pius nichts, was sein Beruf erfoderte, und bewahrte eine Geistesgegenwart und Entschlossenheit, die von allen, nur nicht von den Franzosen, bewundert und geachtet ward. Standhaft erklärte er sich gegen jeden neuen Gewaltstreich der Gegner, gegen die Gefangensetzung und Abführung des Gouverneurs von Rom, gegen die Errichtung sogenannter Bürgergarden, und die Ertheilung der italienischen Cocarde an dieselben. Am 11ten Juni ließ Miollis gewaltsam die Papiere Gabrielli's in Beschlag nehmen, und ihn aus Rom verweisen. Pius rügte mit großem Muth dies als eine Verletzung des Völkerrechts, und einen abscheulichen Frevel gegen das Oberhaupt der Kirche, gebot dem Cardinal, Rom nicht zu verlassen, brachte auch dies an die fremden Minister, und ernannte, als nun Gabrielli und zugleich der Secretär der heiligen Consulta mit mehrern andern auf die Engelsburg gesetzt ward, sogleich ihre Stellvertreter, für jenen den Cardinal Pacca, für diesen den Pedicini. Es folgte die Absetzung mehrerer päpstlicher Beamten; Pius ward nicht müde, ihre Wiedereinsetzung und die Freilassung der Gefangenen nachdrücklich zu fodern, und gegen die von den Franzosen herausgegebene „römische Regierungszeitung," die falsche Anwendungen von dem letzten Concordate machte, und sich sogar Schmähungen der päpstlichen Regierung erlaubte, sich wiederholt und scharf zu erklären. Als am 17ten Juni Pacca und Riganti (Secretär der heiligen Consulta) aus Rom abgeführt wurden, und als am 13ten August die Franzosen abermals gewaltsam in den Quirinalpalast eindrangen, und dem Cardinal Pacca alle Archive und Schriften entrissen, erhob er bei dem französischen Anführer und bei den fremden Gesandten die stärksten Klagen. Am 24sten August erklärte er, durch einen im ganzen Kirchenstaat möglichst verbreiteten Anschlag, die Bür-

gergarden für Aufrührer und Empörer, und verbot bei Strafe des Bannes, sich in dieselben aufnehmen zu lassen. Diese Bürgergarden, meist aus dem niedrigsten Pöbel bestehend, erlaubten sich unter französischem Schutze alle Ausschweifungen, Gewaltthätigkeiten, und verübten im ganzen Kirchenstaat, selbst in Rom, wo alles Gesindel sich mit ihnen verband, Gräuel und Frevel ohne Ende. Des Papstes Standhaftigkeit erbitterte indeß immer mehr die Franzosen, besonders den gewaltthätigen Miollis, und dieser schien immer mehr auf Alles zu sinnen, was jenen kränken konnte. Kein Recht, kein Gesetz, keine Rücksicht galt noch etwas. Am 6ten September, in erster Frühe, ward Pacca in seinem Schlafgemach von den Franzosen überfallen, und sollte abgeführt werden; Pius, der die Nachricht erhielt, eilte hinzu, und führte nach entschloßner Erklärung den Cardinal in seine eignen Zimmer. Die Abführung anderer Cardinäle, ja selbst die grausame Hinrichtung päpstlicher Diener und Unterthanen, denen man ihre Treue zum Verbrechen machte, vermochte er nicht zu hindern. Oeffentlich aber belebte er die Bischöfe des Kirchenstaats, die, seinen Vorschriften treu, sich den Forderungen der Franzosen widersetzt hatten. Seiner Würde eingedenk, verweigerte er, einen höhnischen Glückwünschungsbesuch des Miollis mit seinem Generalstabe am 1sten Januar 1809 anzunehmen. Das Carneval verbot er für dieses Jahr, und hatte die Freude zu sehen, daß, als Miollis es erlaubte und veranstaltete, die römischen Bürger nicht dazu zu bewegen waren. Desto glänzender und feierlicher begingen die Römer gleich darauf das Fest der Thronbesteigung des Papstes. Den französischen Bischöfen gestattete er zwar, im zweiten Grade der Blutsverwandtschaft zu dispensiren, doch solle diese Vollmacht nur Ein Jahr gültig seyn, und der Ertrag an die Seminarien abgegeben werden. Die fortdauernden Frevel und Schandthaten, die Gefangensetzung des durch das Völkerrecht unverletzlichen Gesandten von Spanien, mehrerer Spanier und noch anwesender Cardinäle, nöthigten endlich den Papst am 3ten April aufs neue, den Napoleon mit dem Bann zu bedrohen. Desto frecher übte der neue französische Befehlshaber Lemarrois, nachdem Pius die Abberufung des elenden Miollis fälschlich für ein besseres Zeichen gehalten, seine schändliche Vollmacht aus, und bereitete durch die Entlassung aller päpstlichen Beamten das Aeußerste vor. Dies erfolgte bald nachher. Am 17ten Mai 1809 erschien das kaiserliche Decret aus dem Hoflager zu Wien, durch welches die vermeinte Schenkung Carls des Großen zurückgenommen, der Kirchenstaat dem französischen Reich einverleibt, Rom zu einer kaiserlichen freien Stadt erklärt, die Besitznahme auf den ersten Juni bestimmt, und zu des Papstes Unterhalt eine Einnahme von 2 Millionen ausgesetzt ward. Ein gleichzeitiges zweites Decret verordnete eine außerordentliche Consulta, und beauftragte sie mit der Besitznahme und ersten Verwaltung des römischen Gebiets. — Nun, da Pius nichts mehr fürchtete, da alle Langmuth vergebens gewesen, ließ er es nicht bloß bei einer förmlichen Protestation gegen die Besitznahme seiner Staaten (vom 10ten Juni 1809) bewenden, sondern unterzeichnete auch an demselben Tage die Bulle: Quum memoranda, durch welche nach ausführlichen Erörterungen aller Frevel, welche Frankreich sich gegen den heiligen Stuhl erlaubt, alle, die nach der gewaltsamen Besetzung Roms etwas gegen die kirchliche Immunität, gegen die Kirche und die Rechte des heiligen Stuhls „unternommen hätten, so wie ihre Befehlshaber, Begünstiger, Rathgeber, Anhänger und alle, die ihnen beigestanden" in den großen Bann, und andern gesetzlichen Kirchenstrafen verfallen, erklärt wurden. Am 11ten

Juni ward eine zweite kürzere Excommunicationsbulle an Napoleon selbst gerichtet, die ihm und allen seinen Rathgebern und Gehülfen das ausgesprochene Urtheil ankündigte; und am 12ten Juni erfolgte noch eine öffentliche Bekanntmachung „an alle Gläubige" den über Napoleon (dessen Name hier nicht verschwiegen ward) und alle seine Anhänger verhängten Bann kund zu thun. Von Seiten des päpstlichen Hofes sorgte man nach Möglichkeit für die Verbreitung dieser Bullen, während die französischen Behörden Alles aufboten, sie zu unterdrücken. Weil aber manche Verdrießlichkeiten für die Geistlichen, die etwa nach den strengern Kirchengesetzen gegen die Excommunicirten verfahren möchten, entstehen konnten, gab nachher der Papst die mildernde Erklärung seiner großen Bulle, daß, da in derselben Niemand genannt sey, die Strenge der Kirche auch nur gegen die namentlich aufgeführten (also insbesondre gegen Napoleon) eintreten solle. Am 6ten Juli unterzeichnete Pius noch einen frommen Hirtenbrief an seine getreuen Unterthanen. Aber in der ersten Stunde dieses Tages (Nachts 1 Uhr) ward der Quirinalpalast unter Anführung eines Generals Radet von den französischen Truppen umgeben. Der Papst hatte schon früher sich in das Innere des Palastes zurückgezogen, und die Pforten desselben vermauern lassen. Hier harrte er, nachdem er seine Pflicht als Oberhaupt der Kirche erfüllt hatte, ohne offenbaren Widerstand zu versuchen, oder andre Maßregeln zu seiner Vertheidigung zu ergreifen, was weiter geschehen möchte. In jener Nacht drang Radet mit seinen Gehülfen durch ein eingeschlagenes Fenster (während andre über die Gartenmauer stiegen) in den Palast ein, bahnte sich durch die vermauerten Thüren den Weg, eilte zu der Schweizerwache, die, achtunddreißig Mann stark, leicht entwaffnet ward, und trat in das Zimmer des Papstes, der noch schreibend am Tische saß, und unerschrocken mit Würde (welche selbst die rohen Soldaten mit Ehrfurcht erfüllte, daß sie, als er zu reden begann, wie unwillkürlich, alle ihre Helme abnahmen) fragte, was er so spät wolle? Radet antwortete, er sey befehligt, von ihm die Verzichtleistung auf seine weltliche Herrschaft zu fodern, und als mit wenig kräftigen Worten Pius dies verweigerte, erklärte jener ihm, daß er Auftrag habe, ihn aus Rom abzuführen. Da ergriff der ehrwürdige Dulder sein Brevier, gab dem Cardinal Pacca, der in großem Ornat indeß eingetreten war, seine Hand, und stieg mit ihm zu dem eingeschlagnen Fenster hinab. Durch dieses ward er, an einen Lehnstuhl gebunden, hinuntergelassen, und zu einem bereitstehenden Wagen geführt. Anwohnende Römer, durch das Geräusch erweckt, wollten nachsehn, was geschehe, wurden aber von der Wache zurückgewiesen. Scheidend sprach Pius über Rom den Segen, und mit Pacca in den Wagen verschlossen, ward er durch entlegne Gassen, von Bewaffneten umgeben, aus Rom geführt, durch das äußere Thor, del Popolo. Dort wurden andre Pferde vorgelegt, und mit reißender Schnelligkeit setzte man die Reise fort. Beim ersten Postenwechsel warfen sich die römischen Postillione dem heiligen Vater weinend zu Füßen; dieser sprach: „Muth und Gebet!" und segnete sie. Je mehr Eindruck dies auf die Anwesenden machte, desto mehr eilte Radet mit der Abfahrt. Im dichtverschlossenen Wagen, der selbst in der drückendsten Hitze nicht geöffnet ward, befand sich Pius im peinlichsten Zustand. In Rom hatte die Nachricht von des Papstes Entführung allgemeine Bestürzung und Trauer verbreitet. Unterwegs empfing er überall Zeichen herzlicher Theilnahme, die seine Wächter beunruhigte. Im ersten Nachtquartier (einem abgelegenen Dorf innerhalb der toscanischen Gränze) erkrankte

Pius, wodurch seine Reise bis zum nächsten Tage verzögert ward. Viele Menschen nahten dem Hause, aber die Wache, die es umgab, wies alle zurück. Kaum erhielten einige getreue Beamte und Diener, die ihn hier einholten, Erlaubniß, ihm zu folgen. Am 9ten Juli gönnte man ihm eine kurze Rast und Erholung in Poggi Bonsi. Hinter diesem Ort warf der Wagen um und zerbrach; Pius mußte sogleich den andern besteigen. In der Carthause bei Florenz, wo er einige Stunden verweilte, durfte keiner der anwesenden Mönche ihn sprechen; selbst Pacca ward hier von ihm getrennt und nach Bologna abgeführt. Ueber Pisa, an der Meeresküste hin, leitete nun ein andrer General, der an Radets Stelle getreten, die Reise des Papstes. An der genuesischen Gränze setzte man ihn in einer Barke über den Golfo della Specia, und nach dem, was er schon gelitten, war die Frage natürlich: Ob die französische Regierung Befehl gegeben habe, ihn zu ersäufen? Um den beschwerlichern Weg nach Frankreich an der genuesischen Küste hin zu vermeiden, nahm der ihm begegnende General Montchasy es auf sich, ihn über den Mont Cenis zu führen. In Alessandria durfte er zwei Tage ruhen. Zwischen Rivoli und Puza fiel er in eine Ohnmacht, und auf die Frage an den Obersten der Gensd'armerie Boiffard, der ihn nun geleitete, ob er Befehl habe, todt oder lebendig ihn fortzubringen, und auf die Foderung, einige Ruhe zu genießen, ward ihm diese gestattet. Auf dem Mont Cenis (wo er zwei Tage rasten durfte, und dem zahlreich versammelten Volk den Segen ertheilte) traf er mit Pacca, der ihm von Alessandria aus in einem besondern Wagen nachgefolgt war, wieder zusammen, und hinter Montmeillan durfte dieser wieder seinen Platz im Wagen des Papstes einnehmen. Am 7. Juli, Abends 6 Uhr trafen sie in Grenoble ein. Hier blieb Pius im Präfecturhause elf Tage, (Pacca hatte sich zu Fuß in eine andre Wohnung begeben müssen). Das Volk versammelte sich zahlreich unter den Fenstern des Papstes, der täglich den Segen ertheilte, auch einige zum Fußkuß zuließ. Nur Geistliche durften ihn nicht besuchen; selbst dem Generalvikar von Lyon, den Fesch abgesendet, ward es nicht gestattet. Aber wer den Papst sah, bewunderte seine Heiterkeit und Geistesgegenwart. Hier sah er auch das vom Kaiser am 13ten Juli an die französischen Bischöfe erlassene Circularschreiben, das sie, mit Hindeutungen auf die fürstliche Macht über die Kirche, befehligte, feierliche Dankgebete für seine Siege zu veranstalten. In der Nacht vom 1sten auf den 2ten August ward Pius gen Valence, Pacca aber nach Fenestrelles abgeführt. Wenige Minuten brachte Pius in Avignon zu. Als man in Aix, wo er am 4ten August eintraf, ihn fragte: ob er hier bleiben wolle? antwortete er ruhig, „wie man will!" In seiner Wohnung las er Me[illegible] dem Volk ertheilte er vom Altan den Segen, und sprach zu den Umstehenden: „betet und fürchtet nicht!" In Nizza warf an der Brücke, über die er gehen wollte, die Königin von Etrurien mit ihrem Prinzen sich stumm und trauernd zu seinen Füßen. Der Jubel des Volks empfing ihn in der Stadt. Er wohnte im Präfecturpalast nach der Meeresseite zu. Mehrmals an jedem Tage erschien er auf dem Balkon und ertheilte den Tausenden, die in Barken umherruderten, den Segen. Freiwillig erleuchteten die Einwohner drei Mal die Stadt. Am Abend des 9ten August waren auch die Barken erleuchtet, und die Freude über des Papstes Gegenwart zeigte sich so laut, daß die Gensd'armen Mühe hatten, einige Ruhe zu bewirken. Psalmen ertönten fast die ganze Nacht hindurch, und Jesus Christus und sein Stellvertreter auf Erden, der Glaube und

Digitized by Google

ie christliche Religion empfingen vielfaches Lebehoch. Am Mor-
en des 10ten August, nachdem er vorher, wie er täglich gethan, eine
Messe gelesen, mußte er die Reise fortsetzen. Der Wagen fuhr durch
ie dichten Menschenhaufen; Glocken, die man an Bäumen aufgehängt
atte, ertönten allenthalben; wetteifernd bot man ihm Erfrischungen,
nd flehte um seinen Seegen. Savona nahm ihn endlich auf. Er er-
ielt erst beim Maire, dann im bischöflichen Palast, endlich im Prä-
ecturpalast seine Wohnung. Gegen Ende des Septembers erschien ein
Abgeordneter der Regierung, um eine bessere Wohnung einzurichten,
tellte dem Papst eine prächtig gekleidete Dienerschaft vor, und bot ihm
ine monatliche Zahlung von 100,000 Franken an. Pius lehnte alles
estimmt ab. Acht Tage später erschien Cäsar Berthier als Marschall
es päpstlichen Palasts, stellte die prächtigste Wohnung her, ließ ein
eiches silbernes Tischgeräth verfertigen, und lud seitdem täglich den
Papst mit den Seinigen zu einem üppigen Mahl ein, das an jedem
Tage bereitet, doch nicht einmal angenommen ward. Aber unter sol-
hem Glanz bewachte man doch ängstlich den Gefangenen. Papier und
Dinte ward ihm oft verweigert. Er durfte Niemand anders als unter
Aufsicht sprechen, und keinen Geistlichen vor sich lassen. Pius aber
lieb sich selbst treu; so geduldig und ergeben, als muthig und stand-
aft trug er sein Schicksal, und keine persönliche Qual konnte ihn
er Treue gegen seinen heiligen Beruf entfremden. So meldete er am
6sten August 1809 dem Erzbischof von Mailand, Cardinal Caprara,
uf dessen Mittheilung der kaiserlichen Foderung, daß er den vom Kai-
er ernannten französischen Bischöfen die canonische Einsetzung ertheilen
möchte, er werde nur dann, wenn Napoleon alles ihm Entrissene zu-
ückgebe, dieses bewilligen, und unter keiner andern Bedingung auf
ein oder seiner Räthe Verlangen eingehen. Und ungebeugt durch
ängere Gefangenschaft erklärte er am 5ten November 1810 dem vom
Kaiser zum Erzbischof von Paris ernannten Cardinal Maury, der ihm
on dieser Ernennung Nachricht gegeben, die Unrechtmäßigkeit derfel-
en, und die Ungebührlichkeit der Einwilligung des Cardinals. Auch
em Capitel von Paris bezeugte er am 4ten December seine Unzufrie-
enheit über die Vernachlässigung der Pflicht, bei jenem Vorfall die
lten Gesetze der Kirche zu berücksichtigen. Eine ähnliche Mittheilung
rhielt um dieselbe Zeit das Capitel von Florenz, und Alles bezeugte
es Papstes unveränderlichen Willen, kein Recht des römischen Stuhls
Preis zu geben. — Die Geschichte seines Aufenthalts in Savona ist
größtentheils noch unbekannt. Er lebte in dunkler Verborgenheit, und
ur zwei Mal ward man lebhafter an sein Daseyn erinnert. Der Kai-
er begann allmählig, da er überall siegreich war, die unbezwingliche
Macht der Meinung und der religiösen Verhältnisse zu fühlen, selbst
er über ihn ausgesprochene Bann war weder so unbekannt, noch so un-
virksam geblieben, als er hoffte. Die vom Papst verweigerte canoni-
che Einsetzung der durch den Kaiser ernannten französischen Bischöfe
ot die nächste Veranlassung dar, im Jahr 1811 das seltsame Schau-
piel eines Nationalconciliums in Paris zu eröffnen. Am 23sten April
vurden alle Bischöfe dazu eingeladen; im Juni waren 104 versammelt.
Schon vorher hatten 18 versammelte Bischöfe vier aus ihrer Mitte
n Pius nach Savona abgeordnet, um mit ihm zu unterhandeln.
Erst in der achten Versammlung ward eine Erklärung des Papstes,
elche jenen Abgeordneten übergeben seyn sollte, und die Einwilligung
ur canonischen Einsetzung der Bischöfe enthielt, mitgetheilt. Aber diese
Erklärung war nicht einmal mit der Unterschrift des Papstes versehen.

Digitized by Google

Die versammelten Prälaten aber fügten sich doch so wenig in den Willen Napoleons, daß schon am 10ten Juli das Concilium wieder aufgehoben ward. Am 5ten August durften sich die Bischöfe noch einmal versammeln; abermals ernannte man Abgeordnete an den Papst, ihm den abgeänderten Entwurf zu einer Entscheidung über die Bisthümer vorzulegen. Die Bischöfe gingen darauf auseinander; man hörte nichts von einer Entscheidung oder Nachgiebigkeit des Papstes. In der Mitte des Jahrs 1812 war Pius von Savona nach Fontainebleau geführt worden. Hier bemühte man sich, ihn zu einer Einwilligung in des Kaisers Foderungen zu bewegen, und seine Standhaftigkeit zu brechen. Da alles vergebens war, und Pius selbst laut erklärte, daß alles, was man, ehe er völlig in Freiheit gesetzt sey, in seinem Namen bekannt machen möchte, ungültig bleibe, erschien Napoleon selbst in Fontainebleau, und Gewalt und Verstellung brachten es dahin, daß Pius (am 25sten Januar 1813) eine vorläufige, aber sehr bedingte Einwilligung zu einem Concordat gab, das den Papst verbindlich machte, binnen sechs Monaten die vom Kaiser ernannten Bischöfe einzusetzen, widrigenfalls der Erzbischof oder der älteste Bischof der Provinz dies bewirken solle. Der Papst dagegen sollte zehn Bischöfe in Frankreich und Italien ernennen dürfen, und in ein anständiges Verhältniß versetzt werden. Pius aber hatte zur Bedingung gemacht, daß das Concordat nicht eher gültig sey, bis er in einem Cardinalconsistorium darüber berathschlagt habe. Gleichwohl machte Napoleon am 13. Februar dasselbe wortbrüchig als völlig abgeschlossen bekannt, und erklärte es zum Reichsgesetz. Erzürnt verwarf nun Pius das ganze Concordat, und versicherte, daß er sich nie wieder zu einem andern verstehn werde, wenn dasselbe nicht alle Streitigkeiten des römischen Stuhls mit der französischen Regierung vollkommen beseitige. Darauf empfand er die letzten Aeußerungen der Wuth und Tyrannei des Geächteten. — Aber auch dem leidenden Pius wurden im Jahr 1814 die Siege der Verbündeten zur Errettung. In jenem furchtbaren Gedränge, als Napoleon in Frankreich selbst sich immer mehr bedroht sah, hatte er in seinem Feldlager ein Decret erlassen (vom 13ten März), welches dem Papst die beiden Departements von Rom und Trasimene zurückzugeben beschloß. Nach Napoleons Abdankung, als der pariser Friede zahllose Schlachtopfer der Tyrannei aus ihren Kerkern befreite, durfte auch Pius Frankreich verlassen, und nach dem Willen der Sieger seine weltliche Regierung wieder antreten. Am 24sten Mai 1814 kehrte er nach Rom zurück. Englische und österreichische Soldaten geleiteten ihn dahin. — Er traf den Kirchenstaat in der größten Erschöpfung und alle bürgerlichen Formen und Verhältnisse äusserst zerrüttet an, und da es ihm unmöglich war, so grossen Uebeln schnell und durchgreifend zu steuern, und im Streben die neue Ordnung der Dinge herzustellen, mancher Mißgriff geschah, so blieben viele gerechte Wünsche unerfüllt, und der gehemmte, unterbrochene und mühsame Gang der Verwaltung erregte allenthalben großes Mißvergnügen. Noch mehr Tadel zog sich aber der Papst durch den Charakter zu, den er von nun an, als Haupt der Kirche, entwickelte. Das aufgeklärtere und billige Publicum hatte erwartet, daß seine Erfahrungen und die unverkennbare Macht des Zeitgeistes ihn bestimmt haben würden, die Ansprüche seiner geistlichen Herrschaft nach den veränderten Ansichten und Bedürfnissen zu modificiren und herabzustimmen; aber indem er mit unbeugsamer Beharrlichkeit auf allen frühern Behauptungen der römischen Curie beharrte, alles wieder auf den alten Fuß zurückzuführen strebte, durch eine Menge Er-

Digitized by Google

klärungen und Verfügungen den Geist der Hierarchie, der Obscurität und des Mönchthums herzustellen trachtete, und gegen jede Anordnung der Mächte protestirte, die er für eine Beschränkung seiner geistlichen oder weltlichen Gewalt hielt, — zog er das Mißfallen vieler auf sich, die ihn eher, um des Betragens willen, das er in seinem Unglück behauptete, tief verehrt und bewundert hatten. Indessen wird die Geschichte erst künftig seine Handlungen treu berichten und richten; aber ohne Zweifel wird sie auch in Beziehung auf ihn bezeugen, daß der Geist des Papstthums und der Hierarchie unter allen Umständen derselbe bleibe. Ke.

Pizarro (Francisco), der Entdecker und Eroberer von Peru, war der natürliche Sohn eines spanischen Edelmanns mit einer Frauensperson vom niedrigsten Stande. Völlig vernachlässigt und ohne Erziehung gelassen, mußte er als Knabe die Schweine hüten. Dieser Behandlung müde, lief er davon und nahm als gemeiner Soldat Dienste. Nachdem er einige Zeit in Italien gewesen, schiffte er sich mit andern Glücksrittern zu Sevilla ein, die nach den Schätzen der neuen Welt dursteten. Er machte alle Kriege auf Cuba und Hispaniola mit, und begleitete Ojeda auf seiner Expedition nach dem Meerbusen von Darien, und Balboa auf seinem Marsch durch den Isthmus der Südsee. Bei allen diesen Gelegenheiten übertraf er Alle an Muth, Ausdauer, Unternehmungsgeist und Betragen; und ob er gleich so ununterrichtet war, daß er nicht lesen konnte, so wurde er doch fähig befunden, zu commandiren. Energie des Körpers und Geistes und eine reiche Erfahrung ersetzten ihm gelehrte Kenntnisse. Er war bereits ein gereifter Mann, und hatte einiges Eigenthum erworben, als im J. 1524 Habsucht und Ehrgeiz ihn anspornten, mit Diego von Almagro und Hernando Luque sich zur Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südseeküste zu vereinigen. Sie setzten ihr ganzes Vermögen an die Unternehmung, und Pizarro, als der unbegütertste, übernahm das Wagestück des ersten Versuchs. Im November 1524 segelte er von Panama in einem einzigen Schiffe mit 112 Mann ab, um mit dieser schwachen Macht ein großes Reich umzustürzen. Er steuerte südöstlich, machte aber nur langsame und mühselige Fortschritte, da Mangel und Krankheiten seine kleine Schaar hinrafften. Er war in der übelsten Lage, als Almagro zu ihm stieß, der Panama mit 70 Mann verlassen hatte. Letzterer kehrte sogleich nach Panama zurück, um neue Verstärkungen zu holen, und kam mit diesen im J. 1526 zu Pizarro. Sie drangen nunmehr gegen die Küste von Quito vor, wo sie die Anzeichen eines reichern Landes und gebildeterer Einwohner fanden. Zugleich aber überzeugten sie sich, daß ihre Streitkräfte zu unzulänglich seyen, um ein so volkreiches Land anzugreifen. Sie kehrten daher nach einer benachbarten Insel zurück, wo Pizarro blieb, während Almagro abermals nach Panama ging, um neue Mannschaften herbeizuführen. Der Befehlshaber dieses Platzes aber, der die Unternehmung für ein tollkühnes Abentheuer ansah, das nie gelingen könne, widersetzte sich nicht nur der neuen Werbung, sondern schickte auch an Pizarro den Befehl mit seinen Mannschaften zurückzukehren. Dieser war entschlossen, ungeachtet aller Hindernisse, in seinem Vorhaben zu beharren. Er hielt an seine Soldaten eine Rede, um sie zu gleichen Gesinnungen zu entflammen, und schloß damit, daß er mit seinem Degen einen Strich auf dem Boden zog, und diejenigen, die ihn zu verlassen wünschten, aufforderte, auf die andere Seite zu treten. Zu seinem Kummer sah er sich von allen bis auf dreizehn verlassen. Mit diesen begab er sich auf

Digitized by Google

die entferntere Insel Gorgona, um abzuwarten, welchen Erfolg die Bemühungen seiner beiden Gefährten haben würden. Diese waren endlich durchgedrungen, hatten einige Mannschaften zusammengebracht, und kamen damit nach einer Zwischenzeit von fünf Monaten auf einem kleinen Fahrzeuge bei Pizarro an. Sie schifften sich sämmtlich ein und waren so glücklich, die Küste von Peru zu entdecken. Sie stiegen bei der durch einen Palast der Inca's ausgezeichneten Stadt Tumbez aus. Hier sahen die Spanier genug, was ihre Hoffnungen sowohl als ihre Habsucht erhöhte. Indeß mußten sie sich für jetzt begnügen, friedlich mit den Einwohnern zu verkehren. Pizarro fuhr fort, die Küste zu untersuchen, und kehrte gegen das Ende des J. 1527 mit einigen Proben von den Erzeugnissen und Reichthümern jener Länder nach Panama zurück. Da der Gouverneur sich auch noch jetzt nicht geneigt zeigte, ihre Eroberungsplane zu begünstigen, so ward beschlossen, daß Pizarro nach Europa reisen sollte, um den Hof für ihren Plan zu gewinnen, und sich die erfoderlichen Würden und Vortheile in den zu erobernden Ländern zusichern zu lassen. Wirklich gelang es ihm, durch seine glänzenden Beschreibungen von dem Reichthum der neu entdeckten Länder die Aufmerksamkeit Carls V. und seiner Minister zu erregen. Ohne an das Interesse seiner beiden Theilnehmer zu denken, ließ er sich die Würde eines Statthalters und Generalcapitains in den zu erobernden Ländern und die Erlaubniß ertheilen, für diese zu machenden Eroberungen eine bestimmte Kriegsmacht, iedoch ganz auf eigne Kosten, auszurüsten. Aber seine Mittel waren, obgleich ihn Cortez, der eben nach Spanien zurückgekehrt war, unterstützte, kaum hinreichend, die Hälfte der festgesetzten Mannschaften aufzustellen. Begleitet von seinen drei Brüdern, kehrte er 1529 nach Panama zurück. Almagro gerieth über seine Treulosigkeit in die äußerste Wuth; Pizarro wußte ihn jedoch zu versöhnen, und alle drei Theilnehmer verbanden sich aufs neue unter der Bedingung gleicher Vortheile aus der Unternehmung. Im Februar 1531 segelte Pizarro mit drei kleinen Schiffen, worauf sich 180 Mann und unter diesen 36 Berittene befanden, wieder nach Peru ab. Er landete hundert Stunden nördlich von Tumbez, dem Ziele seiner Absichten, und marschirte an der Seeküste hinauf. Die Feindseligkeiten, welche er sich bei seinem Vorrücken an den Einwohnern auszuüben erlaubte, erbitterten diese; und bald sahen die Spanier sich dem drückendsten Mangel Preis gegeben. Endlich kamen sie in eine Provinz, welche so große Beute darbot, daß Pizarro bedeutende Schätze nach Panama und Nicaragua schicken konnte, um neue Abentheurer anzuwerben. Nachdem er die Insel Puna in dem Meerbusen von Guayquil in seine Gewalt gebracht hatte, erreichte er Tumbez, wo er Verstärkung erhielt. Weiter südlich legte er die erste spanische Colonie in Peru an, welcher er den Namen St. Michael gab. Zu seinem Glück war das peruanische Reich damals durch einen Bürgerkrieg zwischen den beiden Söhnen des letzten Inca's, Huascar und Atahualpa, getheilt. Er konnte deßhalb nicht nur fast ohne allen Widerstand vordringen, sondern wurde auch von beiden Theilen um Beistand gebeten. So wagte er es, mit 62 Mann zu Pferde und 102 Mann zu Fuß landeinwärts auf Caxamalca zu marschiren, wo Atahualpa mit einem ansehnlichen Heere lagerte. Da er sich für einen Freund ausgab, ward er von Niemand auf seinem Marsch beunruhigt und konnte eine feste Stellung in der Stadt Caxamalca nehmen. Von da sandte er zwei Offiziere in des Inca's Lager, welcher sie mit vieler Gastfreiheit aufnahm, und Pizarro am folgenden Tag zu besuchen versprach. Dieser aber entwarf

Digitized by Google

den treulosen Plan, sich der Person des Inca's zu bemächtigen, und führte ihn unter großem Blutvergießen aus. Als aber das Volk seinen König in der Gefangenschaft sah, gerieth es in so große Bestürzung, daß es nicht den geringsten Versuch wagte, ihn wieder zu befreien; und während seine Abgesandten beschäftigt waren, das ungeheure Lösegeld zusammenzutreiben, das er für seine Freiheit geboten hatte, durchzogen die Spanier in kleinen Parteien das Reich bis in die entferntesten Provinzen. Endlich langte Almagro mit einer ansehnlichen Verstärkung an. Man theilte die Beute unter die Anführer und Gemeinen; die Hoffnungen auch des Habsüchtigsten wurden weit übertroffen, aber nichts konnte sie jetzt sättigen. Obgleich der Inca das versprochne Lösegeld entrichtet hatte, so beschloß Pizarro doch, ihn nicht frei zu geben, um noch mehr zu erpressen. Almagro aber, der dadurch eifersüchtig gemacht wurde, indem er glaubte, Pizarro könne ein solches Unterpfand zu seinem und seiner Soldaten besondern Vortheil benutzen, drang darauf, den unglücklichen Gefangnen zu tödten. Kein Gefühl der Ehre oder Menschlichkeit widersprach in Pizarro's Brust dieser schändlichen Maaßregel; vielmehr beschleunigte ein Zufall ihre Vollziehung. Atahualpa bewunderte besonders die Schreibekunst der Europäer, von deren Natur er keine Vorstellung hatte. Einst ließ er sich von einem Spanier den Namen Gottes auf den Nagel seines Daumen schreiben, um zu sehen, ob jeder Spanier diese Zeichen auf eine und dieselbe Weise verstehn würde. Er hielt ihn auch dem Pizarro vor; dieser aber mußte beschämt gestehn, daß er nicht lesen könne. Diese Unwissenheit schien dem Inca so schimpflich, daß er ihm seine Verachtung nicht verbergen konnte. Der engherzige Pizarro beschloß, sich dafür blutig zu rächen. Auf die falschesten und abgeschmacktesten Beschuldigungen wurde der unglückliche Fürst verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, und als er sich aus Furcht vor einem so gräßlichen Tode dem Gebrauche der Taufe unterwarf, milderte man seine Strafe dahin, daß er öffentlich erdrosselt wurde. Die Regierung von Peru war jetzt so weit aufgelöst, daß kein kräftiger Widerstand den spanischen Eroberern mehr geleistet werden konnte. Pizarro, durch eine neue Schaar von Abenteurern verstärkt, marschirte jetzt unter unbedeutenden Gefechten mit den Eingebornen auf Cusco, und bemächtigte sich dieser Hauptstadt, in welcher er große Massen von Gold und Silber fand. Benelcazor, einer seiner vornehmsten Offiziere, eroberte zu derselben Zeit Quito. Alvarado, der Gouverneur von Guatimala, von Plünderungssucht angetrieben, marschirte mit großen Anstrengungen über die Andes, und drang in Quito ein; aber Almagro zwang ihn zur Rückkehr, und sah seine Streitkräfte durch viele Ueberläufer vermehrt. Als die Nachricht von diesen glücklichen Unternehmungen durch Ferdinand Pizarro nach Spanien kam, erweiterte der König Pizarro's Statthalterschaft noch um siebzig Stunden längs der Küste südwärts; Almagro aber wurde zum Statthalter eines weiten Districts südlich von dieser Gränze ernannt. Diese neuen Bestimmungen gaben zu Uneinigkeit Anlaß, welche jedoch für jetzt noch beigelegt wurde. Almagro unternahm die schwierige Eroberung von Chili. Pizarro beschäftigte sich mit der innern Einrichtung seiner Statthalterschaft, wobei er viel Scharfblick und Klugheit zeigte. Zugleich beschloß er, eine neue Hauptstadt in einer bequemern Lage als Cusco zu erbauen, und bestimmte dazu einen Platz in dem Thale Rimac, nicht weit von dem Hafen Callao, und hier stach er im J. 1534 eine Stadt ab, die er Ciudad de los Reyes nannte, und die jetzt Lima heißt. Indeß erregten die Eingebornen un-

ter ihrem rechtmäßigen Fürsten, dem Inca Manco Capac, der aus der Gefangenschaft entkommen war, einen sehr ernsthaften Aufstand. Dieser benutzte die Vereinzelung der spanischen Truppen in den fernen Provinzen, und Almagro's Abwesenheit in Chili, versammelte alle waffenfähigen Peruaner, hob mehrere Abtheilungen der Spanier auf, und belagerte in Person Cusco, während ein andres Heer gegen Lima rückte. Cusco wurde von Pizarro's drei Brüdern, von denen einer dabei umkam, mit einer Handvoll Spanier auf das hartnäckigste vertheidigt. Schon hatten die Peruaner die halbe Stadt in Besitz, als Almagro, der schnell aus Chili zurückgekehrt war, in der Nähe erschien. Er war in der Meinung gekommen, daß Cusco zu seiner Statthalterschaft gehöre; daher schlug er die Peruaner zurück, überfiel Cusco selbst, machte die beiden Pizarro's zu Gefangnen, und nahm förmlich von der Stadt Besitz. Franzisco Pizarro hatte sich indeß mit großer Anstrengung in Lima behauptet, und war bereits aufs äußerste gebracht, als eine plötzliche Ueberschwemmung des Flusses die Belagerer zum Abzug nöthigte. Sobald Pizarro Verstärkung an sich gezogen hatte, schickte er Alvarado an der Spitze von 500 Mann zur Befreiung Cusco's ab, von dem er noch glaubte, daß die Peruaner es belagerten. Almagro zog ihm entgegen, besiegte seine Truppen, und nahm ihn selbst gefangen. Dieser Unfall, zugleich mit der Gefangenschaft seiner Brüder, erschütterte fast Pizarro's Festigkeit; er mußte jetzt die ganze Hinterlist seines Charakters aufbieten, um die glücklichen Fortschritte seines Nebenbuhlers zu hemmen. Zu dem Ende trat er mit ihm in Unterhandlung, während welcher seine Brüder Gonzalo und Alvarado Gelegenheit fanden, zu entkommen, und noch sechzig Mann mitzunehmen. Darauf schlug er einen Waffenstillstand vor, um ihre Streitigkeiten dem Ausspruch des spanischen Hofs zu unterwerfen. Der gutmüthige Almagro ließ sich bereden, auch Pizarro's andern Bruder, Fernandez, freizugeben. Kaum aber sah Pizarro seine Brüder in Sicherheit, als er die Maske abnahm, und sie an der Spitze von 700 Mann gegen Cusco schickte. Im April 1538 rückten beide Theile, jede die königliche Fahne führend, gegen einander, und lieferten sich im Angesicht der im Stillen über diese Zwistigkeiten erfreuten Indianer ein äusserst blutiges Gefecht. Almagro erlitt eine vollständige Niederlage, fiel in Gefangenschaft, und ward von Pizarro zum Tode verurtheilt und hingerichtet. So wurde Pizarro alleiniger Herr dieser weitschichtigen Reiche. Er vertheilte wie ein Eroberer Ländereien und Reichthümer unter seine Brüder und Anhänger. Almagro's Freunde dagegen, die dabei leer ausgingen, nährten den alten Haß gegen ihn; sie versammelten sich zu Lima um den Sohn ihres ehemaligen Anführers, und verschworen sich endlich förmlich gegen Pizarro's Leben. Am 26. Junius 1541 führten sie ihr Vorhaben aus. Herrada, einer der vornehmsten Offiziere Almagro's, begab sich an der Spitze von achtzehn entschlossenen Mitverschwornen zur Mittagszeit, wo in diesen heißen Himmelsstrichen alles zu schlafen pflegt, in den Palast des Statthalters. Sie kamen unbemerkt durch die Vorhöfe bis an die Treppe. Pizarro, der eben vom Essen aufgestanden war, befand sich mit einigen Freunden in einem großen Saale. Einer derselben, der auf das Geräusch an der Treppe herausgetreten war, wurde sogleich niedergestossen; andre sprangen schnell zu den Fenstern hinaus. Pizarro aber, sein Halbbruder Alcantara und zwei seiner treusten Freunde, stellten sich, den Degen in der Faust, den eindringenden Verschwornen mit großer Entschlossenheit entgegen. Sie fielen sämmtlich, Pizarro zuletzt,

erschöpft von langer Gegenwehr. Er hatte sein 63stes Jahr zurückgelegt, war aber noch in ungeschwächter Manneskraft. Sein Andenken lebt bei der Nachwelt als das Andenken eines großen Eroberers, der die Macht seines Vaterlandes ansehnlich erweitert hat; aber zugleich durch die schändlichste Grausamkeit und Treulosigkeit befleckt.

Pizzicato, mit den Fingern gerissen, bedeutet in den Stimmen für Bogeninstrumente, daß die Noten, bei welchen es steht, nicht mit dem Bogen gestrichen, sondern mit dem Daumen oder mit einem Finger gerissen werden sollen; gewöhnlich folgt der Ausdruck all' arco, welcher anzeigt, daß jetzt wieder auf die gewöhnliche Weise der Bogen zu gebrauchen ist.

Plafond, s. Deckengemählde.

Planeten, schon durch ihren Namen als Irr- oder Wandelsterne bezeichnet, um sie von den unbeweglichen Fest- oder Fixsternen zu unterscheiden, waren zum Theil schon im grauen Alterthum bekannt. Homer und Hesiodus nennen zwar nur die Venus als zwei verschiedne Sterne, als Abend- und Morgenstern; aber Democrit vermuthete schon mehrere Planeten; Pythagoras erkannte Abend- und Morgenstern als einen einzigen an, und Eudorus brachte im 4ten J. vor Chr. Geb. die Kenntniß der Bewegungen der fünf alten Planeten von den Aegyptiern zu den Griechen. Zu diesen fünf alten Planeten, dem Mercur, der Venus, dem Mars, Jupiter und Saturn, sind in den neuesten Zeiten noch fünf neue, Uranus, Ceres, Pallas, Juno und Vesta entdeckt worden, so daß, Erde und Mond mit eingerechnet, jetzt eilf Hauptplaneten nebst achtzehn Nebenplaneten oder Monden bekannt sind. Alle haben sie mit der Erde ihre gemeinschaftliche Bewegung um die Sonne gemein, um welche sie in elliptischen, größtentheils unter kleinen Winkeln gegen die Ekliptik geneigten Bahnen, von Westen gegen Osten in verschiednen, von ihrer Entfernung von der Sonne abhängigen, Zeiten ihren Umlauf vollenden. Doch über ihre scheinbaren Bewegungen, so wie über die daraus hergeleiteten wahren, und die Mittel, ihre Größe und Bahnen kennen zu lernen, ist der Art. Astronomie nachzusehn. Hier kann nur von ihren einzelnen Eigenschaften die Rede seyn. Der nächste Planet bei der Sonne ist Mercur, gleichwohl mehr als 8 Millionen Meilen von ihr entfernt. Er durchläuft seine Bahn um die Sonne in 88 Tagen, indem er in einer Secunde 6 7/10 Meilen fortrollt. Er ist der kleinste unter den fünf alten Planeten, und dem körperlichen Inhalte nach 18 Mal kleiner als die Erde. Seine Umdrehungszeit um seine eigne Axe ist von Schröter auf 24 Stunden bestimmt worden. Dem Mercur folgt in einem Abstande von 15 Mill. Meilen die Venus, die sich in 224 Tagen um die Sonne wälzt, und in jeder Secunde 4 9/10 Meilen in ihrer Bahn zurücklegt. Sie dreht sich in 23 Stunden 21 Minuten um ihre Axe, wie man aus Flecken auf ihrer Oberfläche erkannt hat. Auch sind Berge auf ihr beobachtet worden, deren Höhe zum Theil über 4 deutsche Meilen beträgt. Auch erleidet sie, von der Erde aus gesehn, einen ähnlichen Lichtwechsel wie der Mond, welches auch Mercur mit ihr gemein hat; doch sind wegen seiner geringen Größe diese Lichtphasen schwer zu bemerken. An Größe ist die Venus der Erde ungefähr gleich, und nähert sich ihr in ihrer Erdnähe bis auf 6 Mill. Meilen, kann aber auch bis auf 36 Millionen sich von ihr entfernen. Von einem Monde der Venus wissen wir bis jetzt nichts Sicheres; denn die vermeintliche Entdeckung eines solchen scheint auf Täuschung zu beruhen. Mercur und Venus erscheinen von Zeit zu Zeit als schwarze Punkte

vor der Sonnenscheibe, indem sie bei der Bewegung in ihrer Bahn, eben so wie der Mond in den Sonnenfinsternissen, in die Ebne der Ekliptik eintreten, während sie in Coniunction oder Zusammenkunft mit der Sonne sind. Von diesen beiden der Sonne näher als die Erde stehenden, und daher sogenannten untern Planeten unterscheidet man die weiter entfernten als die obern. Der Erde nebst ihrem Monde (s. d. b. Art.) folgt nun zunächst der Mars in einem Abstande von 32 Millionen Meilen von der Sonne. In seiner Bahn, die er in einem Jahre und 322 Tagen durchläuft, legt er in einer Secunde 3 4/10 Meilen zurück. Seine Kugel, die unter den Polen um 1/16 ihres Durchmessers abgeplattet ist, dreht sich in 24 Stunden 39 Minuten einmal um ihre Axe, deren Neigung gegen die Ebne der Bahn 61 Grad beträgt. Der Mars ist beinahe 5 Mal kleiner als die Erde, und enthält, bei einer weit geringern Dichtigkeit nur den zehnten Theil an Masse. Auch werden öfters Flecken und Streifen auf dem Mars bemerkt, aus denen man auf eine starke Atmosphäre desselben schließen kann. — Zwischen Mars und Jupiter befand sich nun eine den Astronomen längst schon aufgefallene Lücke, welche erst im Anfange dieses Jahrhunderts durch die Entdeckung von vier neuen Planeten ausgefüllt wurde. — Gerade am ersten Tage dieses Jahrhunderts, am 1sten Januar 1801, entdeckte Piazzi zu Palermo die Ceres, die 58 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, in 4 Jahren und 7 Monaten ihren Umlauf vollendet, und in jeder Secunde 2 1/2 Meilen zurücklegt. Sie ist wegen ihrer geringen Größe nicht mit bloßen Augen sichtbar, und erscheint nur als ein Stern siebenter Größe. Dieser ersten Entdeckung folgte schon am 28sten März 1802 die zweite durch Olbers in Bremen, die Pallas, die ungefähr in derselben Entfernung von der Sonne und in der nämlichen Zeit wie die Ceres ihren Umlauf vollendet. Sie erscheint noch kleiner als diese, von 8ter bis zur 10ten Größe. Die Juno, die in 4 Jahren und 4 Monaten um die Sonne läuft, zeigt sich gewöhnlich als Stern achter Größe, und wurde am 1sten Sept. 1804 von Harding in Lilienthal entdeckt. Endlich entdeckte abermals Olbers am 29sten März 1807 die Vesta, die von der 5ten bis zur 7ten Größe erscheint, und der Sonne etwas näher als Ceres, Pallas und Juno, ihren Umlauf um die Sonne in 3 Jahren und 8 Monaten vollendet. — Jupiter, der größte unter den uns bekannten Planeten, in einem Abstande von 108 Millionen Meilen, durchläuft seine Bahn, in der er 1 9/10 Meilen in der Secunde zurücklegt, in 11 Jahren und 314 Tagen, begleitet von 4 Monden (entdeckt von Galilei zu Florenz den 7ten Jan. 1610), von denen der größte im Durchmesser fast halb so gros als unsre Erde ist. Jupiter selbst ist 11 1/3 Mal im Durchmesser größer als die Erde, seine Oberfläche ist aber 130 Mal und sein Inhalt 1474 Mal größer als der der Erde. Er drehet sich in 9 Stunden 56 Minuten um seine um 87 Grad gegen seine Laufbahn geneigte Axe, und ist an den Polen um 1/14 seines Durchmessers abgeplattet. Seine Oberfläche zeichnet sich stets durch mehrere, dem Aequator parallele Streifen aus. — In einer fast doppelten Entfernung wie Jupiter, in einem Abstande von 199 Millionen Meilen durchläuft Saturn seine 1280 Mill. Meilen lange Bahn in 29 Jahren und 169 Tagen, begleitet von 7 Monden (deren 5 schon im 17ten Jahrhundert von Huyghens und Cassini und 2 im J. 1789 von Herschel entdeckt worden) und einem sehr merkwürdigen doppelten Ringe, der in einer Entfernung von 5800 Meilen von der Oberfläche des Saturns als ein freies Gewölbe von 6000 Meilen Breite schwebt; denn der äußere Rand des Ringes ist über 11,600 Meilen

vom Saturn entfernt. Dieser Ring dreht sich nach Herschel in 10 Stunden 30 Minuten zugleich mit dem Saturn herum, der sich in 10 Stunden 18 Minuten um seine Axe dreht. — Endlich wurde am 13. März 1781 durch die Entdeckung des Uranus durch Herschel zu Bath in England die Kenntniß unsers Sonnensystems um das Doppelte erweitert; denn dieser Planet ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und durchläuft seine Bahn, von 6 Trabanten begleitet, in 83 Jahren, während er in jeder Secunde 9/10 Meilen zurücklegt. Seine Kugel ist 83 Mal größer als die Erde und hat 19 Mal mehr Masse als diese. — Um die großen Entfernungen der Planeten von der Sonne durch eine sinnliche Vorstellung begreiflicher zu machen, bedient man sich häufig der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel, die in einer Minute 1 1/2 Meilen zurücklegt. Mit dieser Geschwindigkeit würde die Kanonenkugel von der Sonne aus zum Merkur in 9 1/2, zur Venus in 18, zur Erde in 25, zum Mars in 38, zur Vesta in 60, zur Juno in 66, zur Ceres und Pallas in 69, zum Jupiter in 130, zum Saturn in 238 und zum Uranus in 479 Jahren gelangen, während sie den Weg von der Erde zum Monde schon in 23 Tagen zurücklegen würde.

Planimetrie, der Theil der Geometrie, welcher sich mit Ausmessung von Flächen beschäftigt. (S. Geometrie.)

Planisphärium, ein astronomisches Instrument, welches gebraucht wird, die Bewegungen der Himmelskörper, ihren Durchgang durch den Meridian, ihren Auf- und Untergang u. s. w. zu beobachten. Es besteht in einer Abbildung der Himmelssphäre auf einer Fläche, welche die Sterne, die Constellationen u. s. w. in der ihnen eignen Ordnung darstellt. Die Projection ist entweder die orthographische oder die stereographische. Bei jener wird angenommen, das Auge sey unendlich entfernt, bei dieser, es stehe in der Fläche der Kugel und betrachte die gegenüberliegende hohle Halbkugel, wie sie sich auf einer durch den Mittelpunkt gelegten Tafel darstellt. Gewöhnlich wird die stereographische Projection gewählt. Sie heißt Polarprojection, wenn das Auge im Pole, Aequatorealprojection, wenn es im Aequator steht. — Die Franzosen verstehn unter dem Planisphärium das Astrolabium. (s. d. Art.)

Planiten, versteinerte Seeohren, d. h. Schnecken, welche die Gestalt eines Menschenohrs haben.

Plantagenet, s. England.

Plastik oder Bildhauerei nennt man die Kunst, aus harten oder weichen Massen Formen und Gestalten zu bilden. Diese mögen nun aus Thon, Holz, Stein oder Metall verfertigt, runde oder halb erhabene Arbeit seyn: alle gehören zur Plastik. Man unterscheidet drei Gattungen derselben: 1. die Formkunst, oder die Kunst, Figuren aus Thon zu bilden, Artem plasticam; 2. die Bildhauerei, oder die Kunst, Bildsäulen aus härtern Massen zu bearbeiten, Artem statuariam; 3. die Kunst, aus Holz zu schnitzen, Sculpturam. Die Materialien, welche die Künstler der alten Zeit hauptsächlich zu ihren Bildwerken brauchten, waren: 1. Thon. Der Sicyonier Dibutades erfand zuerst unter den Griechen Bilder aus Thon zu fertigen: man bearbeitete ihn mit dem Griffel und den Fingern, vornehmlich den Nägeln. Man hat noch uralte ägyptische und griechische Kunstwerke aus Thon und gebrannter Erde; sie wurden gewöhnlich bemahlt; 2. Gyps. Man bediente sich des Gypses zu Stuckaturarbeiten, dergleichen man noch in antiken Gebäuden findet, z. B. in einigen Zimmern der Villa Hadriani zu Tivoli, in den Bädern des Titus, in verschiednen alten Gräbern,

Digitized by Google

in den Gebäuden zu Pompeii ꝛc. Die Kunst, Bildnisse in Gyps abzugießen, lernten die Griechen spät kennen. Lysistratus, des Lysippus Bruder, ein Zeitgenosse Alexanders, erfand sie. Kein Künstler neuerer Zeit hat größere Sorgfalt darauf verwendet, als der für schöne Form so feinsinnige Mengs; er ließ unter seinen Augen die ausgesucht schönen Gypsabgüsse verfertigen, welche in Dresden eine sehenswürdige Sammlung bilden, die unter der Bildergallerie geschmackvoll geordnet, aufgestellt ist. Eine ähnliche Sammlung von ihm, doch weniger zahlreich, befindet sich in Madrid; 3. Wachs. Der oben genannte Lysistratus erfand die Kunst, Bilder aus Wachs zu gießen. Die Römer formten ihre Imagines aus diesem Stoffe; 4. Holz. Von den ältesten Zeiten an, bis zur Periode der schönen Kunst, arbeiteten die Griechen viel in Holz. Den Siegern in den olympischen Spielen wurden Statuen aus Holz gesetzt. Die geschätztesten Holzarten zu Bildwerken waren Ebenholz, Feigenbaum, Cypresse, Ceder, Eiche, Taxus, Buchsbaum, Ahorn, Buche, Linde, Weinstock und Sycomorus, dessen sich besonders die Aegypter bedienten. Manche Götterbilder wurden aus den ihnen geweihten Holzarten gefertigt; Jupiters Bildniß aus Eichenholz, Apollo aus Lorbeer, Pluto aus Ebenholz ꝛc.; 5. Elfenbein. Die Bearbeitung des Elfenbeins zu Kunstsachen ist sehr alt. Schon zu den Zeiten des trojanischen Kriegs waren Waffen und Geräthe mit Elfenbein geziert. Zur schönsten Zeit der Kunst arbeiteten die Griechen viel in Elfenbein, sogar die berühmtesten Colossen wurden daraus gefertigt. Die nackten Theile des olympischen Jupiters und der Minerva im Parthenon zu Athen waren aus Elfenbein. Der Kern der Figur wurde erst inwendig aus trocknem festen Holz, was jedoch einige Archäologen nicht zugeben, gebildet, und dann mit Elfenbein überkleidet; wenn das Bild vollendet war, so wurde ihm durch einen Firniß aus Oel der höchste Glanz gegeben; 6. Stein; a) Marmor. Die vorzüglichsten Arten des griechischen Marmors sind der penthelische und der parische. Beide Arten waren weiß; der farbigen Marmorarten bediente man sich nicht gern zu Menschenfiguren, wohl aber zu Thiergestalten und Gewändern. Zu Vespasians Zeiten entdeckte man in Italien bei dem heutigen Genua die lunensischen Marmorgruben; der dasige Marmor, der jetzt unter dem Namen des carrarischen bekannt ist, übertrifft den griechischen an Weiße; b) Alabaster. Darin arbeiteten die Hetrurier häufig. Der beliebteste war der indische. Häufig wurde er auch in Syrien und Cappadocien gefunden. Der farbige Alabaster wurde zu Gewändern, Vasen und Säulen gebraucht; derjenige, dessen Farbe der Honigfarbe nahe kam, wurde am meisten geschätzt; c) Basalt. Die Griechen und Aegypter bearbeiteten diesen harten Stein mit vieler Kunst. Die Werke darin sind selten; d) Granit. Nur die Aegypter arbeiteten darin. Ihre Statuen und Obelisken sind meist alle aus Granit und Syenit. Es gibt zweierlei Arten von Granit: einer fällt ins Rothe, der andre ins Blaue. Man findet ihn vorzüglich in Aegypten; die Römer nahmen ihn von der Insel Elba; e) Porphyr. Von diesem gibt es zwei Sorten, den rothen, und einen grünlichten mit goldnen Punkten. Kaum vermag es der schärfste Stahl, diesen härtesten aller Steine zu bearbeiten. Doch haben wir noch viele Meisterstücke, sowohl Statuen als Vasen aus Porphyr; f) ägyptischer Kalkstein, welcher weich, und theils weiß, theils dunkelgrün war; 7) Glas. Die Erfindung des Glases ist uralt. Die Alten verfertigten aus Glas nicht allein viel Hausgeräthe, sondern auch Todtenurnen und große Trinkbecher, welche mit erhabner Arbeit oder mit Gravieren geziert wurden.

Hierbei muß man auch des obsidianischen Steins erwähnen, aus welchem Gemmen und Büsten verfertigt wurden. Es war eine Art Bergcrystall, welches ein gewisser Obsidius zuerst in Aethiopien fand; 8. Murrhinum. Eine Materie, welche vorzüglich zu künstlichen Vasen gebraucht und ungemein geschätzt wurde. Nach vielseitiger Untersuchung, was Murrhinum gewesen, ist es am wahrscheinlichsten, daß er eine Art chinesischer Speckstein war; 9. Metall. Schon in den ältesten Zeiten kannte man Metalle; theils fand man sie in Flüssen, theils lagen die Metallminen oft auf der Oberfläche der Erde, theils konnte oft ein Zufall ihre Entdeckung veranlassen, so wie im vorigen Jahrhunderte in Peru eine reiche Goldmine entdeckt wurde, weil der Blitz ein Stück Felsen abgeschlagen hatte, und die glänzenden Metalladern dadurch sichtbar wurden. Die Kunst, Metalle zu schmelzen, wurde wahrscheinlich den Menschen theils durch Vulkane, deren Ausflüsse sie beobachteten, theils durch Entzündung solcher Wälder gelehrt, welche auf einem metallreichen Boden standen. So war der erste Schritt zur Bearbeitung gethan. Zu Bildwerken gebrauchte man hauptsächlich: a) Gold. Schon in den urältesten Zeiten wurde im Orient in Gold gearbeitet. Die Griechen benutzten es theils zu ganzen Statuen, theils zur Bekleidung bei ihren elfenbeinernen Gebilden; b) Silber; c) Bronze. Darin wurde von den meisten Völkern sehr viel gearbeitet. Das beste Erz zu Bronze holten die Griechen aus den Inseln Delos und Aegina. Später wurde das corinthische das beliebteste. Die gewöhnlichste Temperatur der Bronze war bei den Alten 12 1/2 Pfund Zinn auf 100 Pfund Kupfer. Die älteste Art, die Metalle zu bearbeiten, war die mit dem Hämmer. Vulkan hämmerte seine belebten Figuren und den Schild des Achilles. Nach vielen Versuchen wurde später die Kunst zu gießen erfunden. Den ersten Guß in Erz legen die Griechen dem Rhöcus und Theodor aus Samos bei, welche zur Zeit des Crösus und Cyrus lebten. Man goß zuerst die einzelnen Theile der Bilder, und fügte sie mit einer Art von Klammern, welche die Italiener wegen ihrer Gestalt [⋈] Schwalbenschwänze nennen, zusammen. So bestehen die berühmten Pferde zu Venedig aus zwei Stücken. Endlich lernte man ganze Figuren gießen. Das Verfahren der Alten bei der Kunstgießerei kam aber nach und nach außer Gebrauch, und erst im sechzehnten Jahrhundert fingen die Italiener wieder an, große Bronzen zu gießen. Die erste große Statue, welche in Italien gegossen wurde, ist Papst Paul III. von Guglielmo della Porta. 1699 wurde zu Paris der erste große Guß gemacht; d) Eisen. Dieses Metall kam zuletzt in Gebrauch. Das Eisen wird höchst selten gediegen gefunden und seine Bearbeitung erfodert viele Mühe. Statuen aus einer Mischung von Eisen und Erz zu gießen, verstanden die Alten auch. Glaucus erfand die Kunst, in Eisen zu gießen; zu Delphos waren Weihgeschenke von ihm. In unsern Zeiten brachte man es sehr weit in dieser Kunst; namentlich in den königlich preußischen Eisengießereien und auf dem Lauchhammer bei Muckenberg, welchem der verdienstvolle königlich sächsische Conferenzminister Graf von Einsiedel, der im J. 1810 starb, einen seltnen technisch-künstlerischen Ruf gegeben hat. Die Größe der plastischen Werke ist sehr verschieden. Die Statuen, welche die natürliche Lebensgröße weit übersteigen, heißen Colossen. So wurden in den ältesten Zeiten die Götter gebildet; die alte Dichtersprache gab dazu Veranlassung. Die Bildnerwerke sind entweder einzelne Statuen oder Gruppen. Von den letztern sind Laokoon und Niobe die berühmtesten. Die erstern theilt man ein in stehende (pedestres), zu Pferd sitzende

(equestres), und auf Wagen fahrende (bigae, quadrigae). Jede Gottheit hatte bei den Alten ihre eigne Art von Wagen und Gespann, am meisten finden wir diese Darstellungen auf Reliefen, Gemmen und Münzen. Portraitstatuen oder iconische Statuen waren Zeichen einer außerordentlichen Achtung. Nur derjenige, welcher in den olympischen Spielen drei Mal gesiegt hatte, erhielt zu Olympia eine Statuam iconicam. Die ersten Portraitstatuen wurden zu Athen dem Harmodius und Aristogiton, den Mördern der Söhne des Pisistratus, gesetzt. Die römischen Portraitstatuen sind fast immer bekleidet, die griechischen niemals. Statuen mit Schriften heißen Statuae literatae. Die Schrift befindet sich entweder an der Basis oder im Saum des Gewandes. Phidias schnitt seinen Namen in einen Daumen des Jupiters. Wenn wir auf die Geschichte der Plastik bei den Griechen noch einen Blick werfen, so müssen wir sie in vier Epochen eintheilen. Der erste Anfang verliert sich in das Zeitalter der Mythen. Auf die pyramidalförmigen Klötze von Holz oder Stein, die in den Urzeiten Götterbilder waren, setzte man unförmliche Köpfe. Diese Hermen waren die ersten Versuche in der Plastik. Dädalus, welcher drei Menschenalter vor dem trojanischen Kriege gelebt haben soll, war der erste, welcher der Bildnerei einen neuen Schwung gab. Er trennte an den Bildsäulen die Arme von dem Leib, machte die Füße fortschreitend, und bildete die Augen offen. Viele behaupten, Dädalus sey keine wirkliche, sondern bloß eine mythische Person gewesen, und man habe diesen Namen in jenen Zeiten allen großen Bildnern beigelegt. Beim Homer findet man schon Andeutungen wichtiger Fortschritte in der Kunst. Die zweite Periode geht vom Anfang der Olympiaden an bis zum Einfall des Xerxes in Griechenland, vom J. 776 bis 480 vor Chr. Geb. Die berühmtesten Kunstwerke aus dieser Epoche waren der Kasten des Cypselus, und der Thron des Apollo zu Amyklä. Jener Kasten, worin der Stammvater der Cypseliden erhalten worden war, bestand aus Cedernholz, und war theils mit Figuren aus Gold und Elfenbein eingelegt, theils mit erhabner Arbeit aus Cedernholz selbst geziert. Der Thron des Apollo war das Fußgestelle, worauf die ungeheure Bildsäule des Gottes stand; es war von Stein, auf allen Seiten mit halberhabner Arbeit geziert, und auf 50 Ellen hoch. Ueberall in Griechenland erwachten Künstler, aber ihre Werke waren in dieser Epoche noch sehr steif, ohne Anmuth und Schönheit. Die dritte Periode war die Zeit des höchsten Flors der Bildnerei, von der 75sten bis zur 114ten Olympiade, 323 Jahr vor Chr. Geb. Nach den persischen Kriegen beschützte Athen zuerst die Kunst; alles geschah hier für die Verschönerung des Vaterlandes. Phidias war der Schöpfer des hohen Styls in der Kunst. Polykletus und Myron wetteiferten mit ihm; Polyklet brachte zuerst die Verhältnisse in bestimmte Regeln. Sein Kanon, ein nach den strengsten Gesetzen der Proportion gearbeitetes Musterbild, ist berühmt. Schöpfer des schönen Kunststyls wurde Praxiteles. Scopas und Lysippus eiferten ihm nach. Aus dieser an Künstlern ungemein reichen Epoche stammen alle die herrlichsten und berühmtesten alten Kunstwerke her. Die vierte und letzte Periode ist die Zeit des Verfalls der Kunst, vom Tode Alexanders des Großen bis zum Ende des achäischen Bundes, von der 114ten bis 158sten Olympiade, 146 Jahr vor Chr. Geb. Da blühten die Künste am meisten in Sicilien und auf der Insel Rhodus. Chares, Apollonius und Glykon sind die vorzüglichsten Künstler dieser Epoche. Später blühte die griechische Kunst in Rom, besonders unter Augustus, Titus, Vespasia-

Digitized by Google

nus und Hadrian; am tiefsten sank sie zu Constantin I. Zeiten. Nun schlummerte die Plastik Jahrhunderte durch gänzlich, und erwachte erst zu Michael Angelo Buonarotti's Zeiten in Italien wieder, doch nur, um bald wieder auf Abwege zu gerathen. In den jetzigen Zeiten scheint ein reinerer Geist sie zu beseelen, und neben manchem andern würdigen und ausgezeichneten Bildhauer ist unser Zeitalter in diesem Fache besonders stolz auf den Italiener Canova, den Dänen Thorwaldson, und den Deutschen Dannecker. Der berühmte schwedische Bildhauer, Ritter von Sergel, starb im J. 1814.

Plastisch. Man pflegt die schönen Künste nach zwei Hauptsinnen, Gesicht und Gehör, zu classificiren; für das Plastische möchte man mit dem deutlichsten der Sinne, dem Gesicht, auch den gründlichsten, das Gefühl, vereinen. Das Gesicht ist nur eine verkürzte Formel des Gefühls. Im Gesicht ist Traum, im Gefühl Wahrheit. Der Sinn des Gesichts wirkt flach, er spielt und gleitet auf der Oberfläche mit Bild und Farbe umher, er borgt von andern und baut auf andre Sinne, ihre Hülfsbegriffe müssen ihm Grundlage werden, die er mit Licht umglänzt. Wenn auf dem Gemählde die Figuren anfangen, sich zu beleben, wenn es ist, als ob sie hervorgingen und Gestalten würden, greift man nach ihnen, der Traum wird Wahrheit! Dies ist der Triumph des Mahlers; durch seinen Zauber sollte Gesicht Gefühl werden, so wie bei ihm das Gefühl Gesicht ward. Anders ist es im Plastischen, hier lernen wir schöne Form kennen, die nicht Farbe, nicht kunstvolles Spiel der Proportion, des Lichts und Schattens, sondern dargestellte, tastbare Wahrheit ist. Die schöne Linie, die hier immer ihre Bahn verändert, die wir gewaltsam unterbrechen, nimmer ruhend, immer fortschwebend, in dem dargestellten Körper, den Guß, die Fülle, das sanft verblasene Leibhafte bildet, das nie von Fläche, von Ecke oder Winkel weiß; diese Linie kann so wenig flache Tafel und Kupferstich werden, daß gerade mit diesem Alles an ihr hin ist. Das Gesicht zerstört die schöne Bildsäule, statt sie zu schaffen, unmöglich kann es also Mutter dieser Kunst seyn. Seht jenen Kunstfreund, der tiefgesenkt um die Bildsäule wandelt! er thut alles, um zu schauen, als ob er tastete. Er gleitet umher, er hat nicht einen Gesichtspunkt wie beim Gemählde, weil tausende ihm nicht genug sind, weil, so bald es eingewurzelter Gesichtspunkt ist, das lebendige Tafel wird, und die schöne runde Gestalt sich in ein kaltes Vieleck zerstückt! Sein Auge wird Hand, der Lichtstrahl Finger, oder vielmehr seine Seele hat einen noch viel feinern Tact, um das Bild begreifend in sich zu fassen. Einen Sinn haben wir, welcher Theile außer sich neben einander, einen andern, der sie nach einander, einen dritten, der sie in einander erfasset: Gesicht, Gehör und Gefühl. Theile neben einander geben eine Fläche, nach einander am reinsten und einfachsten sind Töne, Theile zugleich in und neben einander sind Körper oder Formen. Alle 3 Gattungen, aus denen die unsterblich blühenden Töchter, die Künste, emporwuchsen, verhalten sich als Fläche, Ton und Körper, wie Raum, Zeit und Kraft zu einander, diese drei größten Medien der Schöpfung, mit denen sie alles faßt, alles umschränkt. Die Mahlerei soll mit ihrem Zauber die volle große Tafel der Natur, mit allen ihren Erscheinungen, in ihrer schönen Sichtbarkeit schildern. Bei der Bildnerei ist Eins Alles, und Alles nur Eines. Wo Seele einen edeln Körper durchhaucht und die Kunst wetteifern kann, Seele im Körper darzustellen, Götter, Menschen und edle Thiere, das bilde sie, hier ist das Gebiet der Plastik. Die Bildnerei ist Wahrheit, die Mahlerei Traum, aber zugleich Offenbarung des Himmels, so

Digitized by Google

wie jene mehr Offenbarung der Erde ist; Bildnerei ist ganz Darstellung, die Mahlerei ist erzählender Zauber, wie ein körperloser Engel, der in Licht gekleidet uns erscheint, zieht sie uns mit sich fort nach himmlischen Höhen, statt daß bei der Plastik Götter, in die reinsten Idealformen menschlicher Gestaltung gekleidet, mitten unter uns zu treten scheinen. Darum ist diese die Kunst des sinnlichern Alterthums, jene konnte ihre höchste Blüthe erst in der christlichen Zeit entfalten. Im eigentlichen Sinn kann die Plastik nicht bekleiden, denn ihr Gebilde wird dann so leicht ein in Falten gehüllter Block. Ein Gewand von Stein, Erz oder Holz erscheint im höchsten Grade drückend, es ist kein Schleier mehr, es ist ein Fels voll Erhöhung und Vertiefung; wer die Augen schließt und tastet, der wird das Unding fühlen. Daher konnte in keinem Lande, wo solche Steinklumpen nothwendig waren, die Bildnerei gedeihen. Im Morgenlande, wo man den Körper als Geheimniß betrachtete, von dem nur das Antlitz und seine Boten, Hände und Füße, sichtbar waren, eben so wenig als in unserm durch Sitte, Clima und Gesetz an dichte Körperhüllen gewöhnten Abendland. Nur bei den Griechen konnte echte schöne Plastik einheimisch werden; sie richteten sich nicht nach dem Ueblichen, sondern nur nach dem, was höherer Sinn foderte, und überdies war durch Sitte und Religion vieles bei ihnen geheiligt, was andern profan erschien. Bei dem siegenden Apollo mußte die Last des Gewandes zurückgeworfen seyn; Laokoon war in der Wirklichkeit gewiß in Priestergewande gehüllt, sollte aber im unsterblichen Gebilde diese arbeitende Brust, sollten diese giftgeschwollnen Adern und ringenden Muskeln mit todten, starren Felsen überkleidet werden? — Philosophen konnten dicht verhüllt da stehen, diese sollen ja immer nur Kopf- und Brustbild seyn; so auch die ehrfurchtgebietenden Matronen und Götterköniginnen; eine unbekleidete Juno oder Niobe würde uns empören; wo hingegen nichts religiöses oder charakteristisches im Wege stand, wo Schönheit, Liebe, Reiz und Jugend dargestellt werden sollte, da bekleidete der Grieche nie, oder wo er es mußte, da wendete er feinsinnig die nassen Gewänder an, welche die schöne Körperform durchschimmern ließen. Die Bildsäule steht als Muster der schönen Form da, und in diesem Betracht ist Polyklets Regel das bleibendste Gesetz für die Plastik des Menschen. So wie es einen Strich auf der Erde gibt, in dem die schönste regelmäßige Bildung Natur ist, so gab Gott Einem Volke dieses Erdstrichs Raum und Zeit und Muße, in Jugend und Lebensfreude das Werk, das aus seiner Hand kam, ganz und rein und schön sich zu ertasten, und es in dauernden Denkmahlen für alle Zeiten und Völker zu bilden. Diese Denkmahle sind die classischen Werke ihrer fühlenden Hand, wie ihre Schriften des feinfühlenden menschlichen Geistes, im stürmischen Meer der Zeiten stehen sie als Leuchtthürme da, und der Schiffer, der nach ihnen steuert, wird nie von den Wellen verschlungen. Am meisten zu bewundern ist ihre hohe Einfachheit, sie stehen still, in sich geschlossen und vollendet, wie Gedanken Gottes vor uns. Kleinlich zerknickt, zerfaltet, und von ängstlichen Erdensorgen zerarbeitet, erscheint uns das lebende Geschlecht, wenn wir aus jener idealischen Götter- und Heldenwelt unter dasselbe treten; jeder Einzelne scheint jetzt mit so viel Kraftaufwand nach einem mühevollen Daseyn zu ringen, statt daß jene still, klar und ruhig das Leben beherrschen. Umriß, Gestalt und Charakter ist bestimmt und in wenig Zügen in ihnen angedeutet; sie bilden einen geschloßnen Sternkreis von Idealen, den die schreitende Sonne Jahr aus Jahr ein durchwandert; etwas an ihnen verbessern oder ändern

Digitized by Google

wollen, wäre ein thöricht fruchtloses Streben. Dagegen wäre es traurig, wenn die Mahlerei den einförmigen Charakter hätte; sie ist die reiche Zauberwelt Gottes auf einer Lichttafel. Nichts als das Licht macht ihre Einheit, aber diese ist groß und wundervoll bei allem Reiz der Mannigfaltigkeit. Von Einem Lichtpunkte der flachen Tafel ergießt sich ein Strahlenmeer, dessen Lichtdunkel jeden Gegenstand, wie in neuer, eigner Schöpfung bindet und vereint. Diese Zauberwelt der Haltung, dies geistige Lichtmeer des göttlichen Princips, ist einzig der Mahlerei eigen, die Bildsäule hat kein Licht, es bleibt unserm Sinn überlassen, es auf sie zu richten. Die wechselnden Strahlen des Tags, der scharfbezeichnende Fackelschein bei Nacht spielen mit ewig neuem Reize um die ruhigen Gestalten, wie der bunte Wechsel irdischer Umgebungen um ein klares, stilles, hohes Gemüth. Die rein plastische Kunst wird auf jeden empfänglichen Geist ungemein erhebend und beruhigend wirken; auf das vollendetste Ebenmaß, die harmonischsten Verhältnisse gegründet, die sich nirgend schöner aussprechen, als in Gottes Lieblingswerk, der Menschengestalt und Menschenschönheit, bewirkt sie reine Harmonie, ruhiges Gleichgewicht in der Seele, die sich ihrem Eindruck hinzugeben vermag. Sinnenzauber ist bei ihr weniger thätig als bei andern Künsten, weil sie die beiden lebhaftesten Reize, Farbe und Ton, entbehrt, aber still und bleibend ist ihr Eindruck, ernst und beruhigend. — Diese Analyse des Plastischen und Mahlerischen erklärt zugleich, worin das Verdienst des Historikers und des Dichters, vorzüglich des epischen und dramatischen, bestehe, wenn man ihre Darstellungen als plastisch rühmt und denselben Objectivität beilegt.

Plata, Rio de la Plata, ein spanisches Vicekönigreich in Süd-Amerika, welches gegen Süden an die Terra Magellanica, gegen Norden an Brasilien, gegen Osten an das atlantische Meer, und gegen Westen an Peru und Chili gränzt. Es ist reich an Getraide, Gold, Kupfer und besonders durch die Viehzucht. Außer dem ehemaligen Paraguay und der Provinz Rio de la Plata gehören dazu noch die westlichen Provinzen Tucuman, Potosi, Santa Cruz, Charcas und das östliche Chili, welche ehemals zu Peru gehörten. Die Hauptstadt ist Buenos Ayres. — Die Stadt La Plata liegt in der Provinz Potosi. — Der Platastrom (Rio de la Plata, Silberstrom) entsteht aus den Flüssen Paraguay und Parana, und stürzt sich unterhalb Buenos Ayres in ansehnlicher Breite ins Meer.

Platform (Plateforme), heißt in der Baukunst eine Reihe von Balken, welche das Zimmerwerk eines Dachs tragen, und auf dem Rande der Mauer aufliegen, von wo das Gebälk aufgerichtet wird. Auch wird dieser Ausdruck für eine Art von Terrasse oder flachem offenen Platz über einem Gebäude, von wo aus man eine freie Aussicht auf die Umgegenden hat, gebraucht. Man sagt daher von einem Gebäude, daß es mit einer Platform bedeckt sey, wenn es oben platt ist und keinen Forst hat. Die Häuser der Alten waren von dieser Art, und noch jetzt die Häuser der Morgenländer. In der Kriegssprache heißt Platform eine Erhöhung, worauf ein Geschütz gestellt wird, um auf den Feind zu feuern; dergleichen sind die sogenannten Katzen auf der Mitte der Curtinen. Auf dem Wall ist immer eine Platform, welche gebildet wird, indem man entweder Erde auf den Wall aufhäuft, oder Bohlen so zusammenfügt, daß sie allmählig aufwärts gehn, um das Geschütz heraufrollen zu können. Die Erfahrung lehrt, daß nur dann eine Kanone einen sichern Schuß thun kann, wenn sie auf einer festen Unterlage steht.

Digitized by Google

Platina, ein im J. 1736 von den Spaniern in Süd-Amerika entdecktes Metall, welches sie Platina (von Plata, Silber), einige Chemisten aber weißes Gold benannten. Gefunden wird sie besonders in den Goldgruben von Santa Fe und in der Nähe des Pintoflusses im Königreiche Peru. Man hat sie bis jetzt nur gediegen angetroffen. Unter allen Metallen und folglich unter allen bekannten Körpern unsrer Erde ist die Platina am schwersten. Vollkommen gereinigter Platina-König, dessen Farbe blendend silberweiß ist, wird an specifischem Gewichte = 23,286 gesetzt. In der Gestalt, wie man die Platina findet, ist sie in kleinen Körnern oder Stückchen und mit verschiednen andern Metallen, als Iridium, Osmium, Rhodium und Palladium, vermischt und folglich nur ein Platinaerz. Dies zu reinigen, hat man verschiedne Methoden gefunden. Die Platina hat übrigens noch folgende Eigenschaften. Sie ist von weißer Farbe, wie das Silber, verkalkt sich nicht, und läßt sich, wie das Eisen, zusammenschweißen. Unter allen Metallen fließt sie am schwersten, wenn sie rein ist; leichter schmilzt sie, wenn man ihr andre Metalle zusetzt, besonders wenn man sie mit Kohlenstaub und Arsenik behandelt. Mit dem Golde läßt sich die Platina nur mittelst des heftigen Feuers zusammenschmelzen. Das Gold verliert dadurch an Weichheit und Dehnbarkeit und wird blässer. Geschieht indeß die Beimischung in verhältnißmäßig geringerer Quantität, so ist sie nicht so leicht wahrzunehmen, und wahrscheinlich verhindert die spanische Regierung die Ausfuhr der Platina, um jeder Verfälschung des Goldes durch dieselbe vorzubeugen. Von Säuren lösen nur die übersaure und die salpetersaure Kochsalzsäure sie auf. Die etwas ätzende Auflösung ist dunkelbraun und läßt sich crystallisiren. Schmelzt man diese Crystalle im Feuer, so trennt sich die Säure wieder davon und die Platina bleibt als ein dunkelgraues Pulver zurück. Die aufgelöst'e Platina wird durch Salze wieder in metallischer Gestalt niedergeschlagen. Die Laugensalze greifen die Platina nicht an; auch der Schwefel wirkt nicht auf dieselbe; die Schwefelleber dagegen einigermaßen. Die Härte der Platina ist etwas geringer als die des Schmiedeeisens, beträchtlicher aber als die vom Kupfer. In der Zähigkeit steht sie nur dem Eisen und Kupfer nach. Sie ist im reinen Zustand so dehnbar, daß sie sich zu Drähten von 1/7 Linie im Durchmesser ziehen und auf der Platmaschine plätten läßt. Mit Recht hat man die Platina unter die edeln Metalle gesetzt, und ihre Bearbeitung versucht. Letzteres ist mit gutem Erfolge geschehn. Die bequemste Methode dazu hat Richard Knight in London angegeben. Es wird nämlich zu einer beliebigen Menge roher Platina in einer gläsernen Tubulatretorte, woran eine tubulirte Vorlage schließt, das funfzehnfache Gewicht salpetersaurer Salzsäure gesetzt. Diese Mischung kocht man vermittelst einer argandischen Lampe so lange, bis sich die Säure dunkelsafrangelb färbt. Dann wird sie abgegossen, und wenn noch unaufgelöst'e Platina zurückgeblieben ist, wieder Säure darüber gegossen, und mehrmals gekocht, bis alles aufgelöst ist. Die flüssige Masse bleibt darauf so lange ruhig stehn, bis sie völlig klar geworden ist; dann wird sie abgegossen und so lange Salmiakauflösung in kleinen Portionen zugesetzt, bis sie sich nicht mehr trübt. Dadurch wird die Platina als ein citrongelbes Pulver niedergeschlagen. Um dieses Pulver in eine consistente Masse zu verwandeln, bringt es Knight in einen kegelförmigen Tiegel mit dazu passendem konischen Stöpsel. Während dieser, einstweilig mit einem Deckel leicht bedeckt, in einem Windofen bis zum stärksten Weißglühen erhitzt wird, glüht man den an einer schicklichen Zange befestigten Stöpsel

ebenfalls, nimmt dann den Dekel ab, und drückt mit wiederholten Stößen den Stöpsel so lange auf die zu einem Teig gewordne Platina, bis sie keinen Eindruck mehr anzunehmen scheint. Dann wird der Tiegel aus dem Ofen genommen. Durch einen gelinden Schlag fällt die Platina als ein metallisches Korn heraus, welches durch wiederholtes Hämmern und Erhitzen so geschmeidig gemacht werden kann, daß es sich hämmern und zu Draht ziehn und plätten läßt. Ihrer Politur und ihres Glanzes wegen wird sie zu den schönsten teleskopischen Spiegeln angewendet. Auch verarbeitet man sie zu allerlei Kunstsachen, die im Preise um etwas wohlfeiler als Gold sind.

Platiren ist die Kunst, geringere Metalle mit einer dünnen Silberplatte entweder zum Nutzen oder zum Zierrath zu bedecken. Sie soll von einem Sporer, nicht zum Putz, sondern der Nützlichkeit wegen erfunden worden seyn. Die zierlichern Sporen wurden damals aus massivem Silber gemacht; aber bei der Weichheit dieses Metalls verbogen sie sich bei der geringsten Gelegenheit. Dem abzuhelfen, kam ein Arbeiter zu Birmingham darauf, die Spitzen an einem Paar Sporen hohl zu machen und mit einem schmalen Eisen- oder Stahlstifte auszufüllen. Da er dieses Verfahren sehr nützlich fand und zugleich Wohlfeilheit damit verbinden wollte, so fuhr er fort, die Höhlung immer weiter und das Eisen immer stärker zu machen, bis er endlich die Mittel entdeckte, einen eisernen Sporn auf solche Weise mit Silber zu bekleiden, daß er einem ganz silbernen an Eleganz völlig gleich kam. Die Erfindung wurde sogleich auf andre Geräthschaften angewendet, die man sonst aus Messing oder Eisen verfertigte, und denen man jetzt mit einem geringen Aufwand, unbeschadet ihrer vorigen Dauerhaftigkeit, das elegante Ansehn des Silbers gab. Ehemals wurde die Silberplatte auf dem geringern Metall festgelöthet; es gab dabei zwei Arten, die weiche und die harte, oder die Zinn- und die Silberlöthung. Gegenwärtig platirt man auf die Weise, daß man eine Silberplatte auf eine zwölfmal stärkere Kupferplatte befestigt, sie beide zusammen ausdehnt und dann diesen Platten mit einer Prägmaschine die Gestalt von Schildern, Knöpfen, Löffeln oder was man sonst verfertigen will, gibt.

Platner (Ernst), der Medicin Doctor, der Physiologie wie auch seit 1811 der Philosophie ordentlicher Professor zu Leipzig, königlich sächsischer Hofrath, wurde geboren den 11ten Juni 1744 zu Leipzig, wo sein Vater, der durch mehrere gehaltreiche und in schönem Latein geschriebene medicinische Werke berühmte, Joh. Zachar. Platner (geb. zu Chemnitz 1694, gest. zu Leipzig 1747), Hofrath und Dechant der medicinischen Facultät war. Nachdem der Sohn in Altenburg bei Ranisch, in Leipzig bei Ernesti und endlich bei Hauptmann in Gera seine Schulstudien vollendet hatte, bezog er 1762 die Universität zu Leipzig, wurde 1766 Magister, erwarb sich das Recht, Vorlesungen zu halten, und promovirte 1767 zum Doctor der Medicin. Im folgenden Jahre ging er nach Straßburg und Paris, und nahm den Rückweg durch Brabant und Holland. Im J. 1770 erhielt er eine außerordentliche Professur der Medicin, 1780 die ordentliche der Physiologie, 1801 die außerordentliche der Philosophie, denn seit beinahe 30 Jahren hatte er auch durch seine philosophischen Vorlesungen, durch innern Gehalt und schönen Vortrag gleich anziehend, sich Ruhm erworben. Wer könnte läugnen, daß Platner einer der geistvollsten und gelehrtesten neuern Philosophen sey? Wir haben von ihm unter mehrern drei in ihrer Art classische Werke erhalten, seine philosophischen Aphorismen, die als ein systematisches Lehrbuch der Philosophie überhaupt

Digitized by Google

zu betrachten sind, seine neue Anthropologie für Aerzte und Weltweise, und seine Quaestiones physiologicae, die mehrere in die Psychologie und Anthropologie einschlagende lehrreiche und interessante Abhandlungen enthalten. Er hat das Verdienst, anatomische, physiologische und medicinische Kenntnisse auf die Psychologie und Anthropologie angewandt, und dadurch zur Vervollkommnung dieser Disciplinen beträchtlich beigetragen zu haben, wie er denn überhaupt zu den feinsten und scharfsinnigsten Menschenkennern gehört, und in Schilderung von Charakteren vielleicht von Keinem übertroffen wird. Es muß, was ein Geist seiner Art gedacht hat, immer interessant bleiben, und so kann man sagen, daß durch jene Eigenschaften und durch eine tiefe Kenntniß der Geschichte der Philosophie, die er überall beurkundet, seine Schriften stets wichtig bleiben werden. Die einzelnen Vorstellungsarten und Behauptungen anzugeben, durch welche Platner sich von andern unterscheidet, ist hier nicht der Ort. Sein deutscher Styl hat das Eigne, daß er die Worte so stellt, wie sie der logischen Potenz der Ideen nach einander folgen und regieren, nicht wie sie der gemeine Sprachgebrauch folgen läßt.

Platon, später wegen breiter Brust oder Stirn so genannt, früher Aristokles, ein Sohn des Ariston und der Periktione, geb. Ol. 87, 4, oder Ol. 88, 1., um 438 vor Christi Geburt. Daß er unter seinen Ahnen den edeln großherzig sich für sein Land opfernden letzten athenischen König Codros und den Gesetzgeber Solon zählte, als freundliche Vorbedeutung und Gewähr seiner Größe aufzufassen, könnte mindestens die Ansicht seines Lebens nicht verkehren, noch verunzieren. Auch über seine frühere Bildung scheint bereits ein freundliches Geschick zu walten, und Geist und Körper gleichmäßig entwickeln zu wollen. In der Gymnastik, die er bis zum Wettkampf in den isthmischen und pythischen Volksspielen treibt, ward Ariston sein Lehrer, in der Grammatik Dionysios, in Mahlerei und Tonkunst Drakon und Metellus, in der Philosophie zuvörderst Kratylos. Bis in sein zwanzigstes Jahr bewegt sich der reichbegabte hochherzige Jüngling in den heitern Gärten der Dichtkunst, und prüft seine Schöpferkraft im Epischen, Lyrischen und Dramatischen mit einem Eifer, dem nichts genügt, ja mit großartiger Selbstverläugnung. Nun sehen wir ihn auf einmal an seines Vaters Hand vor den weisen Sokrates treten, der eben — mit so wunderbarer Bedeutsamkeit kündet sich ein großes Leben, oder auch die Sage dies an! — seinen Schülern erzählt, wie im Traum ein junger Schwan vom Altar des Eros in der Akademie in seinen Schoos und von dannen mit entzückendem Gesang sich in die Luft geschwungen. „Seht da den akademischen Schwan," ruft er aus, als er Platon erblickt. Und acht Jahr von nun an pflegt er des edlen Jünglings, dessen Scharfblick und Tiefsinn ihn eben so oft verwirrt und befängt, als in Bewunderung und Liebe hinreißt. Aber die vorige Welt weicht auch nun einer neuen von ernsterem Bau und Ansehn, in welche der Lehrer seinen Pflegling einführt. Nachdem das Schicksal dem würdigen, als Gottesläugner angeklagten Sokrates den Schierlingsbecher gereicht, hält den wißbegierigen, des Besten und Höchsten seiner Zeit sich zu ermächtigen Strebenden nichts in Athenä zurück. Er bereis't zuerst Megara, wo er mit Euklides, dem Haupt der megarischen Schule, früher auch Sokrates Schüler, in Erinnerung an den gemeinschaftlichen Lehrer und Austausch von Ansichten eine Zeit lang zubringt: dann Großgriechenland, wo er sich mit den Pythagoräern befreundet, Kyrene, eine griechische Pflanzstadt in Afrika, wo er Theodorus kennen lernt. Auch nach

dem ernsten Land geheimer Priesterkunst und Weisheit, Aegypten, zieht ihn sein reger Wissenstrieb, und nur ein eben ausbrechender Krieg hält ihn von Syrien und Persien ab. So voll des Besten und Trefflichsten, dem er bis an den Quell nachgegangen, kommt er, ein rüstiger Vierziger, in Syrakusä an, welches der Tyrann Dionysios beherrscht. Leicht gewinnt er die Bewundrung und Liebe Dions, der mit Dionysios zwar verwandt, aber ein unverdorbner, der schlaffen Ueppigkeit seiner Landsleute abholder Jüngling, mit dem schönen Glauben an Menschheit auch die reinsten Wünsche für sein Land verband. Er führt Platon bei dem Tyrannen ein, ob vielleicht sein Umgang ihn vortheilhafter für Freiheit stimmen möchte. Aber Platons tiefer Ernst und stolzer Freimuth, die ganze Geistesüberlegenheit des Mannes, drückt auf den engherzigen Tyrannen, erregt ihm Argwohn und, als Platon auf Dions und Aristomenes Rath mit des lakedämonischen Gesandten oder auch Kaufmanns Polis Schiff abgeht, besticht er diesen, ihn umzubringen oder zu verkaufen. Das letztere geschieht zu Aigina, aber der edle Annikeris kauft ihn los. Nun geht er endlich nach Athenä, wo er um 99. Ol. in der Akademie, und einem Garten am Kolonos, seinem väterlichen Erbe, Philosophie lehrt. Aber noch einmal lockt ihn, der die Zeit tief unter seinem in freier Muße und Zurückgezogenheit des Geistes erzeugten Weltbilde fand, das Schicksal. Als Ol. 103, 2. Dionysios I. gestorben und der zweite dieses Namens den Herrscherstab ergriffen, erwacht aufs neue in Dion Hoffnung und Freundschaft, und des Herrschers Eitelkeit, der auch Gelehrte zum Prunk seines Hoflagers rechnet, ladet ihn unter ehrenvollen Bedingungen und allerlei schönen Vorspiegelungen zu sich ein. Platon entgeht, nachdem er schon einmal die Erfahrung gemacht, das Schlüpfrige und Mißliche des Verhältnisses nicht; aber seine Liebe und Begeisterung für das Höhere treibt ihn dennoch wieder hinaus auf das verrätherische Meer der Fürstengunst und des Hoflebens. Alles beseitigt, nachdem er dem Herakleides Akademie und Lehramt übertragen, reis't er mit Speusippos ab. Alles beginnt gut. Jubel und feierlicher Empfang! Der schwache sinnliche Fürst wird von der neuen Erscheinung bald überwältigt; mathematische Studien unter Platons Leitung scheinen seinem Geist mehr Halt zu geben. Aber Platon wird nun Gegenstand der Eifersucht und Hofränke. Den angeblich schwankenden Thron zu stützen, wird der unter der vorigen Regierung verbannte Geschichtschreiber, Philistios, zurückberufen. Dieser spielt in den Argwohn des Tyrannen gegen Dion gewandt und mächtig ein, und kaum drei Monate ist Platon am Hofe, so wird sein Freund hinterlistig an Italiens Küste ausgesetzt. Dions und Platons Anhang ist noch zu mächtig, als daß die Klugheit nicht riethe, säuberlich mit ihm zu verfahren. Daher begleiten Bitten und höfliche Zudringlichkeit den fast unmittelbaren Zwang in einer unter Aufsicht stehenden Schloßwohnung, die Platon angewiesen wird. Sein Gesuch um Entlassung wäre mithin wahrscheinlich nicht sogleich genehmigt worden, hätte nicht ein hereinbrechender Krieg die Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen. Seine und Dions Rückkehr nach geschloßnem Frieden waren wechselseitige Bedingungen. Froh kehrt er nach Athenä zurück, wo er den ernsten, trüben Dion mit milder Liebe fortbildet und ihm Aussöhnung zu bewirken strebt. Es wird Friede und Platon wird nun wieder an sein Versprechen erinnert; Dion aber bleibt zuvörderst noch auf Ein Jahr verbannt. Platon ist lange taub und unerbittlich gegen alle lockende Einladungen. Sein Sträuben reizt des Tyrannen Ehrkitzel nur mehr, und als endlich ein Dreiruderer mit vielversprechenden Briefen und

überredungsreichen Freunden ihn abzuholen erscheint, weicht er der Bestürmung, in Hoffnung, mindestens für seinen Freund zu wirken. Der Erfolg rechtfertigt seine hartsinnige Weigerung, und schlimmer ergeht alles, als vorher. Dionysios Vormundschaft über Dions Sohn gibt leicht den Vorwand, dem Vater die Zinsen zurückzuhalten. Da dringt Platon trotzig auf seine Entlassung. Sie zu verhüten, wird Dions Verweilen im Peloponnesos bewilligt, nur daß er sich aller Feindseligkeiten enthalte; seine Zinsen sollen dort, oder zu Athenä in die Hände eines vorzuschlagenden Mannes niedergelegt, und nach einem Jahre ihm durch Platon eingehändigt werden. Platon willigt endlich; aber Wortbrüchigkeit, Zurückhaltung der Zinsenhälfte unter nichtigem Vorwand schärft Platons Unwillen und Verachtung, indeß die Gewalt immer weiter geht und Dions Güter verkauft. Indeß entsteht ein Aufruhr unter dem Miethheere, der Dionysios zu starken Verwilligungen zwingt. Dions Freund, Herakleides, wird als Meuter angesehen; keine Fürbitte bewirkt mehr, als lügenhafte Versprechungen. Selbst Platon wird beargwohnt, anfangs zu Archedemos, endlich gar unter die Miethsoldaten gelegt, von welchen er sein Leben bedroht sieht. Nur Archytas Freundschaft täuscht den Tyrannen mit dem Vorwand einer Staatsangelegenheit, die Platons Rückkehr fordere, und erlistet Entlassung und Reisekosten. So landet der Weise in Elis, erzählt dort Dion, was sich zugetragen. Dieser beschließt, den treubrüchigen Tyrannen in seinem und Platons Namen zu züchtigen. Aber Platon, der alten Freundschaft eingedenk, geht darauf nicht ein. Es darf nicht befremden, daß Beschränktheit und Neid, wie sie überall das Edle und Reine herabzuziehn und zu beschmitzen verdammt sind, auch Platon verlästert, seine liebende Mittheilsamkeit gegen die Jugend Knabenliebe gescholten, ihn der Unmäßigkeit, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Habsucht und des Ränkegeistes bezüchtigt haben. Beschuldigungen, welche aus unreinen Quellen flossen, die That, Leben und Achtung widerlegen! Von seiner wissenschaftlichen Polemik unten! Er starb Ol. 108, 1., am 82sten Geburtstag bei unverlorner Rüstigkeit und Munterkeit des Geistes, mitten unter den Freuden eines Hochzeitgelages sanft entschlummernd. Im Kerameikos, wo er begraben lag, sprach eine Inschrift sein Verdienst und seiner Zeitgenossen Liebe aus. — So viel von den äußern Lebensumständen dieses Göttlichen, über welchen wir als Einleitung in das Folgende die herrlichen Worte unsers Dichters voraussenden. „Platon verhält sich zu der Welt, wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Gutes, Ganzes, Wahres, Schönes, dessen Foderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag.“ (Göthes Farbenl. 2.) — Indem wir nun aber zu einer kurzen Darlegung des innern Lebens, so weit es Zweck und Anlage dieses Werks fodern und gestatten, übergehen, begegnen wir sogleich der unangenehmen Nothwendigkeit, mancherlei Störendes und Ungehöriges, was die Zeit etwa hier abgesetzt, sondern zu müssen, um nur zuvörderst Platz für einen neuen Anbau zu gewinnen. Denn in der That ist mindestens nicht alles sogleich lose, daß es zur

Beseitigung desselben mehr, als der Anführung bedürfte, wie wenn z. B. Platon als ein zu kenntnißreicher, diesem seinen Kenntnißreichthum aber keineswegs gewachsener und dabei durch zu frühes Schriftstellen Verbildeter angesehen wird. Dergleichen ist nun wohl freilich nicht viel gründlicher, als die eingewurzelte Meinung von seiner Schwärmerei und Systemlosigkeit, lediglich, weil es bei ihm nicht so kühl und nüchtern hergeht, als bei gelehrten Theegesellschaften, oder auch seine Erzeugnisse nicht zum Nachtisch herumgegeben werden können. Es steht aber nicht zu läugnen, daß überhaupt unsere Zeit wegen der Masse von Stoff sich wirklich zu hoch anschlägt; und wer möchte mehr, als lächeln, wenn er versichern hört, man müsse doch dem Trefflichen um mancher guten Gedanken, mancher scharfsinnigen Forschungen und bedeutsamer Winke willen Manches zu Gute halten, indem er seiner Phantasie gar zu sehr den Zügel schießen gelassen? Wollte man nun auf dergleichen Ansichten, um des lieben Friedens willen, dennoch eingehen, so müßte man wohl daran erinnern, daß Wärme nicht gerade unumgänglich das Licht ausschließe, da ja beide an sich schon nicht verschieden seyen; daß schon der antike Styl und die Mittheilungsart der Erkenntniß von der neuern und heutigen himmelweit verschieden sey, ja daß sie, nach Maßgabe eigenthümlicher Combination und Gliederung der Erkenntniß, selbst schon verschieden seyn müsse. Es mag wohl seyn, daß das täglich wachsende und fast überschüttende Haufwerk von Erfahrungen, die oft ein mißverstandener Darstellungstrieb nicht einmal zu würdigen weiß, Aufspeicherung und Einordnung nöthig macht; und diesem Bedarf, wie der immer mächtiger gewordnen Reflexion verdanken wir die sogenannten Systeme von Wissenschaften und Disciplinen mit Haupt- und Unterabschnitten, Kapiteln, Paragraphen, Noten, Excursen, Beilagen, Namen- und Sachregistern, deren Vorbild man fast versucht wäre im Zwiebelblau zu finden. Gleichwohl, wie geregelt und wohnlich Manchen in diesen Systemen Alles dünkte, hat sich doch von jeher das Dringen auf ein Organon, eine Topik, eine Architektonik der Idee, nicht abweisen lassen bis auf unsere neuesten Zeiten herauf. Zum Erweis, wenn wir nicht irren, daß es mit jener logischen Sublimation und Verallgemeinerung, mit der Einhegung gegebener Einzelheiten, mit dem Abstecken eines Gebietes und der Anreihung und Einverleibung mehrerer doch noch nicht gethan seyn möchte! Und gewiß, so wenig durch Zergliederung eines todten Körpers sein lebendiges Getriebe und sein innerster Lebensgeist begriffen und erschaut werden mag, eben so wenig kann eine Vereinzelung der Glieder des Leibes einer Wissenschaft sie selbst und ihr inneres harmonisches Leben darstellen. Ein solches Unternehmen läßt freilich allerlei Entschuldigungen Raum — denn wir alle entrichten mehr oder weniger der Zeit, in welcher wir wurzeln, ihren Zoll, und menschlich, ja verzeihlich dürfte es in einer Zeit, wo des Sonderns und Trennens durch Reflexionen gar kein Ziel und Ende war, gefunden werden, diese Trennungs- und Zerreißungsversuche auch an einem Geiste anzustellen, in welchem Form und Gehalt so innig verschwistert und verschmolzen sind, in welchem sich so viele Richtungen und Ausstrahlungen des Menschengeistes sammeln. Nur ob auch der gewollte Zweck damit erreicht werde, oder ob es nicht ein andres, wenn auch etwa eben das entgegengesetzte, Mittel dazu geben möchte, an jenem zu zweifeln, oder dies zu glauben und zu versuchen, sollte billig auch jedem vergönnt werden, wenn einmal die Idee der Einheit mächtig aufgeregt worden ist. Wie aber möchte das wohl anders geschehen, als durch sorgfältige Vergleichung und Abmessung der Elemente und

Verhältnisse des Baues nicht mit andern eines andern Baues, sondern mit und unter einander und an sich selbst, durch An- und Einfügung eines jeden an dem ihm eigenbehörigen Orte, so daß in diesem Wohlverhältniß das Leben und die Fülle des Ganzen erkennbar würde? — Aus dieser Unkenntniß, oder Unaufmerksamkeit auf das lebendige Fortwachsen und naturgesetzliche Gedeihen eines schauenden Geistes, mithin auf die Einheit der Form und des Gehalts, rührt unstreitig ebenfalls die flache Klage her, daß Platon gar oft seine eigne und wahrhafte Ansicht der Sache zurückhalte, den wißbegierigen Leser ungewiß und im Stich lasse, ja daß seine Schriften im Grunde gar nicht seine tiefste Weisheit enthalten, als welche anderwärts, etwa in den schwer oder gar nicht zu sammelnden Brosamen mündlichen Vortrags zu suchen sey. Dieser Klage that auch eine Ueberlieferung des Alterthums Vorschub, welche so hier, wie in den Priesterschulen, diesen frühesten Bewahrern und Pflegern der Wissenschaft und, welches damals mindestens Eins war, der Religion, ein Esoterisches oder eine Geheimlehre der Geweihten, vom Exoterischen oder der Lehre für Ungeweihte unterschied (s. d. Art. Esoterisch). Aber, um nur zuvörderst im Allgemeinen dessen zu erwähnen, was sich hier so leicht bietet, so haben wir wohl nicht selten erlebt, daß Unverstandenes und Unverständliches mit einander verwechselt worden, daß man mithin auf den Lehrer und seine Sache schob, was im Grunde nur Schuld des Schülers und seiner Unbeholfenheit war, daß eine solche Aeußerung in ihrem Grunde aufgefaßt, nur ein mehr oder weniger umwundenes Geständniß des Nichtverstehens ist. Und so müßten wir in diesem Falle, ob auch ungern, uns jenes Worts erinnern, daß Viele berufen, aber wenig auserwählet sind, und dem gemäß ausrufen: sie haben Mosen und die Propheten, laßt sie dieselben hören! Ist nicht so über das Dunkel in der Geschichte geklagt worden, lediglich, weil man aus Unverstand oder Mißverstand etwas darin suchte, oder dafür hielt, was ihr ganz fremd war, und, was man vorfand, eben darum für albernes Mährchen hielt? ja wer möchte, nach genauerer Einsicht, sich nicht gezwungen fühlen, dies auf manche vermeintliche Entdeckung von Aberglauben auszudehnen? da ja Irrthum überhaupt nur in der Reflexion ist. Nun erwäge man ferner Folgendes. Es ist Gesetz und Wesen aller sittlichen Bildung, und so auch der von der Willkür einzelner Individuen unabhängigen Selbstbildung der Wissenschaft, daß das Innere ein Aeußeres, das Allgemeine ein Besonderes werde und umgekehrt. Wir erblicken also hier ein Spiel von Involution und Evolution, und das in diesem Spiel Begriffene, vor, in und nach dem Spiele trotz aller Wandelungen immer dasselbe Eine, der einzig würdige Gegenstand alles Schauens, wird nur in dem Maße mehr oder weniger geschaut, in welchem höhere oder niedere Geisteskraft an Einer dieser Seiten, an einem oder dem andern Momente des Spiels haftet, ohne die übrigen mit einzurechnen und in ihrer Gesammtheit erst das Ganze zu erblicken. Weiter hat auch schon vor uns der geistreiche deutsche Uebersetzer des Platon die verschiedene Bedeutung der Ideen des Esoterischen und Exoterischen nachgewiesen, und gezeigt, daß dieser Unterschied bei den ersten Pythagoräern auf den Inhalt ging und Gegenstände bezeichnete, über welche sie sich außerhalb der Gränzen ihrer innigsten Verbindung nicht mittheilen wollten, besonders politische, später aber nur auf die populäre Art des Vortrags, wofür sich Manches nicht eignete; daß aber beides bei dem in der Mitte stehenden Platon nicht Statt habe und weder im Einzelnen, noch aus echt geschichtlichen Spuren ausfindbar seyn möchte, oder höchstens auf die Beschaffenheit des Lesers gehen könne, je

nach dem er durch Platons Methode hindurch sich zu einem Hörer des Innern erhebe, oder nicht. Denn jene aus dem Gespräch Phädros für die behauptete absichtliche Verheimlichung angezogene Stelle wird schon dem ganz Unbefangenen, aber noch mehr dem mit Platons Denkart Vertrauten als ganz unstatthaft und unanwendbar sich zeigen. — Noch immer sind wir hiemit wie in einem Vorhof der Heiden, noch ist die innere Tempelhalle nicht zu betreten, und wir müssen, auf die Gefahr, daß man diese im Bezug auf jenen vielleicht gar zu einfach und unter der Erwartung finde, oder auch in unserer Darstellung des Ganzen Unverhältnißmäßigkeit der Theile uns zum Vorwurf mache, das Geschäft des Sonderns noch weiter fortsetzen. Denn, indem wir fortwallen, begegnen uns Schriftgelehrte, welche Platons Philosophie als ein aus den früheren Schulen zusammengetragenes Haufwerk ansehen und so allerdings auch jenen, welche eine unkünstlerische Systemlosigkeit behaupten, in die Hände zu arbeiten scheinen. Diese Ansicht nun überhaupt verdientermaßen atomistisch und mechanisch zu nennen, und dabei zu bedenken zu geben, ob der Gebrauch derselben Worte auch Ideengleichheit voraussetze oder begründe, oder überhaupt mehreres dieser Art, was an sich wahr ist, im voraus anzuführen, möchte nicht leicht genügen. Wir müssen also vielmehr, mit Bezug auf den Art. Griechische Literatur, freilich auch nur in gedrängter Uebersicht von der Pflege der Philosophie, namentlich in Griechenland, bis auf Platon reden. Natur und Geist und ihre Einheit, ihr Eins- und Ineinanderseyn sind die höchste Aufgabe der Philosophie, die sich demnach am einfachsten und natürlichsten als Physik und Ethik darstellt und nach diesen beiden Seiten, in jeder aber vollständig, entwickelt. In die Bearbeitung dieser Gebiete theilten sich also von je die Philosophen und so werden ihre Systeme und Schulen nicht anders, denn als Glieder und Functionen eines Gesamtlebens begriffen werden können. Nun ist aber, so gewiß man jene Einheit Religion nennen und sie als Angel der Welt, mithin als gemeinsames Erbe der Menschheit anerkennen muß, eine Urwelt, oder ein Urzustand, den wir uralte Priester- und Naturweisheit nennen mögen, in welcher Zeit und Raum, als Wurzeln der Zahl und Figur, in simultaner Entwickelung und gleichsam Ineinanderspielung, mithin symbolisch, angeschaut wurden. Es ist ein Zustand, oder besser eine Welt begeisterten klaren Schauens und Seyns, die man auch Orientalismus nennen kann, in wie fern sie sich in den urältesten orientalischen Religionen ausspricht, in welchen mittelst Ueberlieferung und Symbols, also Mythus, und ihrer Dolmetscherin, der Sprache, bereits die höchsten Aufgaben des Menschengeistes als reine Gotteslehre erörtert und gelöst sich vorfinden. Wir beziehen uns hierüber auf die zweite Vorlesung der Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft von Schubert, wie auf die asiatischen Forschungen der Engländer und die neuesten deutschen durch Herder, Kanne, Görres, Frank, J. J. Wagner u. A. Hier ist also wie in einem Keime vorgebildet, was erst später sich trennte und sonderte, durch Reflexion und ihre Ausbildung und Entwickelung. Denn Andacht oder Reflexion war von nun an das Vorwaltende. Dem gemäß nun erscheint auch in Griechenland die Philosophie in drei Hauptschulen, der ionischen, der italischen oder pythagoräischen und der attischen. Die erstere hatte die Natur, die zweite den Geist, die dritte das Aufgehen beider in einander zum Gegenstand und Zweck. Nicht so zwar, daß einer dieser Factoren in den beiden erstern völlig und durchgängig ausgeschlossen, oder in der letztern die Lösung durchaus gelungen wäre,

sondern nur, daß einer von beiden Factoren der herrschende und vorschlagende war. Die frühesten Strebungen scheinen, auch abgesehen von der bruchstücklichen Gestalt, in welcher sie auf uns gekommen sind, nur Ueberbleibsel und Nachhall jener uralten Weisheit. Die ionische Schule nun (von 600 — 450 vor Christi Geburt) nahm ein Element mit inwendig bildender Kraft als Urquell an, namentlich ihr Stifter Thales von Miletos das Wasser, Anaximenes die Luft, Anaximander Wasser und Luft, Herakleitos das Feuer in stätem Flusse der Verdichtung und Verdünnung, ab- und aufwärts, im Auseinandergehen und Gespanntwerden nach irgend einer Seite, wie im Zurücktreten in den vorigen Stand und Nachgelassenwerden, gleich Lyra und Bogen (s. d. Art. Herakleitos und Schleiermachers Herakleitos der dunkle von Ephesos in Wolfs und Buttmanns Museum der Alterthumswissenschaft 1, 3. S. 313 — 533), Empedokles aus Agrigent die chaotische Mischung aller Elemente. Atomisten (s. Atomen) waren Leukippos und Demokritos aus Abdera (s. beide Art.). Die italische, weil zu Crotona gestiftete, oder pythagoräische Schule (von 540 — 328 vor Christi Geburt) achtete Gott und Materie als ewig, aus ihrem Ineinanderwirken entstehe die Welt in Harmonie, deren Ausdruck die Zahl sey. Ein Zweig von ihr ist die eleatische (von 536 — 456 vor Christi Geburt) welche Xenophanes aus Kolophon stiftete, der dadurch, daß er alles auf Verstand durch Construction baute, sich mehr nach der idealen speculativen Seite neigte. Parmenides setzte ein Werden und eine Welt des Scheins getrennt vom Seyn. Denn, wie Schleiermacher sehr treffend sagt, bewegten die Joniker auch das Unbewegliche und die Eleatiker brachten das Unaufhaltsame in Ruhe. Nichtseyendes und Seyendes waren also ihre Gegenstände. So war die eleatische Schule Mutter der Reflexion und Sinn und Geist in ihr getrennt und aus einander gehalten. Hiemit war den Sophisten die Bahn gebrochen, wie Protagoras dem Abderiten, Gorgias dem Leontiner, Hippias dem Eliden, Prodikos dem Ceer, Kritias, Kallikles und andern, in welchen sich der frevle Uebermuth und alles Unbill der Speculation aussprach. Denn sie bildeten die Beweis- und Disputirkunst aus, um damit das Ja und Nein jeder Idee nach Belieben zu behaupten, in welche Doppelei sie den Triumph ihrer Kunst setzten. Durch ihre Vielwisserei, Prahlerei und ihre Eingriffe in das Staatswesen sind sie allerdings den französischen Encyclopädisten zu vergleichen. Gegen diese zunächst, aber auch zugleich als Mittelglied der vorhergegangenen erhob sich die attische Schule durch Sokrates, aus welcher durch Aristippos die (eudämonistische) kyrenäische, durch Eukleides, Phädon und Menedemos die (dialektische, eristische) megarische, elische und eretrische, durch Antisthenes die kynische, als mehr oder minder polare, oder relative Seiten, endlich durch Platon die akademische hervorgingen. Uebersieht man nun diese gesammten Schulen, so bietet sich in ihnen das Bild einer mehr oder minder entschiedenen Neigung nach dem Physischen oder Ethischen, und innerhalb dieser Neigung wieder selbst ein Schwanken zwischen Andacht und Reflexion. Nur allmählig und mehr oder minder gedämpft dämmerte durch beide das Ewige hindurch. Ueberall, indem ein Einzelnes einseitig bearbeitet und nur im Verhältniß zu einem andern Einzelnen, aber noch nicht zum Ganzen geschaut wurde, waren nur Ahndungen und Vorbereitungen. War schon in der ionischen Schule in Herakleitos Weltansicht das Geistige als Bewegung nach oben und unten durchgebrochen, so trat es in den pythagorischen, zuerst in der ursprünglich orientalischen Elementar-

Digitized by Google

zahlenphilosophie, dann in der eleatischen durch das xenophonische All und das parmenidische unkörperliche Seyn entschiedener auf, in beiden letztern schon sehr speculativ und von den Sophisten ganz unfromm vollends ausgebildet. Sokrates hob mit heiligerem Sinne die Seite des Darstellens im engern Sinne, das Praktische, hervor, ließ aber dagegen das Erkennen wieder mehr fallen. Erst in Platon sammelten sich wie in einem Brennpunkt diese Strahlen; denn dies waren sie im Bezug auf seine Denkart, und dies zeigt auch schon seine Behandlung dessen, was er den Worten nach von ihnen aufnahm, indem er es kritisch und polemisch sich selbst bewegen und aussprechen ließ, hiemit aber seine Nähe und Ferne von andern, wie vom Centrum der Idee, bestimmen. So trat also bei ihm manches frühere, manche alte Formel wieder auf, aber in einer Umdeutung und Umbildung, ja in einer Umgebung und Ideenreihe, worin es früher nicht heimisch war. Kenner dürfen nur an seine Polemik gegen Herakleitos, Protagoras, Aristippos, Antisthenes, ja selbst den von ihm so sehr geachteten Parmenides erinnert werden. So daß demnach jene hier widerlegte Ansicht nur auf der Ohnmacht beruht, ein Ganzes, wie der Geist eines gebildeten Menschen ist, in seinem Leben und Organismus aufzufassen und anzuschauen. Denn Platon ist der Gipfel und „gleichsam aus dem Zusammenschauen und Durchdringen aller früheren hellenischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Philosophie erwachsen.“ Fügt man zu diesen Worten Schleiermachers noch dies, daß jene Begeisterung und Gluth für das Seyende, welche ihn und seine Darstellung beseelt, noch ein Ueberbleibsel mindestens des Orientalismus ist, so ist hiemit seine Berührung auch über Griechenland hinaus im Allgemeinen angedeutet und zugleich der Maßstab für die Bezüchtigung der Schwärmerei und der zügellosen Einbildungskraft gegeben. — Vorurtheile und Meinungen, wie die hier von uns beseitigten, gegenüber einem mit Platon genährten und durchdrungenen Geiste waren es, die den schon mehrmahls genannten Schleiermacher, in welchem wir auch die Perle deutscher Theologen ehren, bestimmten, endlich Platon selbst in teutschem Gewande auftreten zu lassen und zwar „in dem natürlichen Zusammenhange, wie seine Schriften als immer vollständigere Darstellungen seiner Ideen sich nach und nach entwickelt, um hiemit durch unmittelbare, genauere Kenntniß der Werke Platons jedem eine eigene, sey es nun ganz neue, oder wenigstens vollständigere Ansicht von des Mannes Geist und Lehre möglich zu machen.“ Fünf Bände sind seit 1804 erschienen, aber noch ist das Ganze leider nicht vollendet. Er ordnete also zuerst die unter einander geworfenen Gespräche nach ihrem innern Zusammenhange und mittelte so drei Arten derselben aus: 1. die elementarischen, in welchen sich die ersten Ahnungen entwickeln von dem, was allem Folgenden zum Grunde liegt, von der Dialektik, als Technik der Philosophie, von den Ideen als ihrem eigentlichen Gegenstande, also von der Möglichkeit und den Bedingungen des Wissens, in welchen noch Theoretisches und Practisches gesondert ist. Dahin rechnet er Phädros, Lysis, Protagoras, Laches, Charmides, Eutyphron, Parmenides, nebst der Zugabe von Sokrates Vertheidigung, Kriton, Jon, dem kleinen Hippias, Hipparchos, Minos, Alkibiades II. 2. Die indirecten, welche von der Anwendbarkeit jener Principien, von dem Unterschied zwischen philosophischer und gemeiner Erkenntniß in vereinter Anwendung auf beide aufgegebene reale Wissenschaften, die Ethik nämlich und die Physik, fortschreitend reden. Dies sind Gorgias, Theätetos, Menon, Euthydemos, Kratylos, der Sophist, der Staatsmann, das Gastmal, Phä-

don, Philebos u. s. w. 3. Die eigentlich constructiven darstellenden, oder die objectiv wissenschaftlichen Darstellungen, in welchen Practisches und Theoretisches Eins sind. Diese sind Timäos, Kritias, der Staat, die Gesetze, Epinomis. Daß es nun eine solche Folge, einen solchen innern Zusammenhang und Organismus platonischen Wissens geben müsse, diesen Erweis gibt, gegen allen unverständigen Unglauben und seichte Gegenbehauptung, eben das so viel möglich in seinem natürlichen Zusammenhange vorgelegte Wissen selbst. Kurz, daß es ist und daß es seyn müsse, sind zwei untrennbare, sich gegenseitig voraussetzende und einander bewährende Folgerungen. — Endlich beschreiten wir die Schwelle des Heiligthums. Die Weihe echter und göttlicher Liebe muß uns — so tönt Platons Wort — ertheilt seyn. Sie, die Liebe, ist der Trieb, der, auf ursprünglicher Einheit des Denkens und Seyns gegründet, diese in den Ideen zu schauen, so die Ideen zu erzeugen, und sich philosophisch mitzutheilen, d. h. durch lebendige Darlegung eigenen Sinnes auch den Anderer lebendig aufzuregen und zur Ideenerzeugung zu erheben strebt. Schriftliche und mündliche Mittheilung sind nur Eine. Die Kunst der Anregung zur Ideenerzeugung, durch Täuschung und Enttäuschung, Zusammenfassen gleicher Begriffe unter höhere, und Kenntniß der Verschiedenheit der Begriffe, diese Seelenleitung — ψυχαγωγια — ist Dialektik, und somit Technik der Philosophie, welche das Höchste und die Grundlage alles Würdigen und Schönen ist. Dieser Trieb wird in einem Mythos, dem Grundmythos aller übrigen platonischen Mythen, wie in seinem noch unentwickelten Keime, vorgebildet, aus welchem er sich immer mehr und mehr entwickelt. Es ist der Mythos von der unsterblichen Seele, gleichend der zusammengewachsenen Kraft eines beflügelten Gespannes und seines Führers. Der Götter Rosse sind gut und edel, bei uns aber gemischt, daher das Wagenlenken bei uns schwerer, als bei den Göttern. Alle Seele nun waltet über das Unbeseelte und durchzieht vielgestaltig den Himmel; die befiederte, vollkommene die höhern Gegenden, die entfiederte aber schwebt umher, bis sie auf ein Starres trifft, wo sie nun wohnhaft wird und einen erdigen Leib annimmt, der durch ihre Kraft sich selbst zu bewegen scheint. Die Kraft des Gefieders besteht darin, das Schwere emporhebend hinaufzuführen, wo das Geschlecht der Götter wohnt und hat vorzüglich Antheil am Göttlichen, d. i. dem Schönen, Wahren, Guten. Hieran wächst es, wie es dagegen durch das Böse abzehrt. Zuerst nun zieht Zeus aus, seinen geflügelten Wagen lenkend, alles anzuordnen und zu versorgen, und ihm folgt die Götter- und Geisterschar in elf Zügen geordnet; denn Hestia bleibt daheim. Alle Götter gehen als Anführer voran in der angewiesenen Ordnung. Viel Herrliches gibt es zu schauen und zu begehen innerhalb des Himmels. Es folgt, wer will und kann. Auf diesem Zuge zum Fest und Mahl gehen die Götterwagen leicht, die andern aber mit Mühe. So sehen die Unsterblichen, was außerhalb des Himmels ist. Das farblose, gestaltlose, stofflose, wahrhaft seyende Wesen hat nur der Seele Führer, die Vernunft zum Beschauer, um welches her das Geschlecht der wahrhaften Wissenschaft jenen Ort einnimmt. So freuen sich die Seelen, das Wahre, Seyende wieder einmal zu erblicken, die Gerechtigkeit, Besonnenheit und Wissenschaft, und tauchen erquickt wieder in das Innere des Himmels und kehren heim. So die Götter. Die andern Seelen nun vollendeten entweder den Umschwung mit, obwohl von den Rossen geängstet und kaum das Seyende erblickend, oder sie sahen einiges, anderes nicht, im gewaltigen Sträuben der Rosse, oder sie blieben drunten zurück, nur sich tretend und stoßend in ängstigem, verle-

Digitized by Google

zenden Getümmel und kehren untheilhaft der Anschauung des Seyenden zurück, sich mit dem Schein zur Nahrung begnügend. Daher so großer Eifer, die Wahrheit zu schauen. Welche Seele nun etwas erblickt hat von dem Wahrhaften, die bleibt unverletzt bis zum nächsten Zuge; sah sie nichts, das Gefieder verlierend, so wird sie verschiedenen Keimen von Menschen eingepflanzt und erhält als gerechte ein besseres, als ungerechte ein schlechteres Theil. Dahin aber, woher jede Seele kommt, kehrt sie unter zehntausend Jahren nicht zurück, die Seele dessen ausgenommen, der ohne Falsch philosophirt, oder nicht unphilosophisch die Knaben geliebt hat; diese kann in dreitausend Jahren heimkehren. Die andern werden gerichtet und kommen in unterirdische Zuchtörter, oder straflos in einen gewissen Ort des Himmels. Im tausendsten Jahre gelangen beiderlei Seelen zur Ertheilung und Wahl des zweiten Lebens, welches jede wählt, wie sie will. Dann kann auch eine menschliche Seele in ein Thier übergehen und umgekehrt. Der Mensch muß das auf die Gattungen sich Beziehende begreifen, welches als Eins hervorgeht aus vielen durch den Verstand zusammengefaßten Wahrnehmungen. Und dieses ist Erinnerung von jenem, was einst unsere Seelen gesehen, Gott nachwandelnd und das übersehend, was wir jetzt für das wirkliche halten, und zu dem wahrhaft Seyenden das Haupt empor gerichtet. Des Philosophen Seele ist mit der Erinnerung so viel möglich bei jenen Dingen, bei denen Gott sich befindend eben deßhalb göttlich ist. Solcher Erinnerungen also sich recht gebrauchend, mit vollkommener Weihung immer geweiht, kann ein Mann allein wahrhaft vollkommen werden. Dann gilt seine Begeisterung den Leuten als Verrückung und Seelenkrankheit. Denn, wiewohl alle Seelen das Seyende geschaut haben, ist es doch nicht jeder leicht, bei dem Hiesigen sich an Jenes zu erinnern; ja wenige bleiben übrig, denen die Erinnerung stark genug beiwohnt. Diese nun, wenn sie ein Ebenbild des dortigen sehen, werden entzückt und sind nicht mehr ihrer selbst mächtig. Die hiesigen Abbilder haben keinen Glanz; damals aber war die Schönheit glänzend zu schauen, als mit dem seligen Chor wir den Göttern folgend das herrlichste Schauspiel genossen und in das allerseligste Geheimniß geweiht waren, welches wir feierten untadelig, zu seligen Gesichten vorbereitet und geweiht, unbezeichnet mit diesem unsern Leibe. Wer nun noch frische Weihung hat und das Damalige vielfältig geschaut, wenn der ein gottähnliches Angesicht erblickt, oder eine Gestalt des Körpers, welche die Schönheit vollkommen darstellen: so schaudert er zuerst und es wandelt ihn eine Furcht an von damals, hernach aber betet er sie anschauend an, wie einen Gott, und fürchtete er nicht den Ruf eines allzuheftigen Wahnsinnes, so opferte er auch, wie einem heiligen Bilde oder Gott, dem Liebling. Und hat er ihn gesehen, so überfällt ihn, wie nach dem Schauder, plötzlicher Schweiß und ungewohnte Hitze; das, was die Keime des Gefieders verhärtet, verschloß und hervorzutreiben hinderte, schmilzt um sie weg. Mit zufließender Nahrung schwillt und treibt der Kiel, es gährt in ihr, sie empfindet Schmerz, bis sie die Schönheit sieht; dagegen bei entzogenem Anblick der Trieb des Gefieders steht und die Seele umherras't und Angst leidet, bis sie wieder Erinnerung des Schönen bekommend frohlocket. Dieser Zustand heißt bei den Menschen Liebe. Jeder nun erwählt sich nach Art des Gottes, dem er gefolgt und nach seiner Gemüthsart eine Liebe zu einem Schönen und bildet ihn aus und leitet ihn zu desselben Gottes Lebensweise und Gemüthsart, indem er selbst ihn nachahmt. Also ist jede Seele dreifach zertheilt, in zwei roßgestaltige Theile und drittens in den dem

Führer ähnlichen. Das eine Roß ist gut und schön, das andre rauh und wild; das erste hält sich in der Liebe schamhaft zurück, das zweite sprengt mit Gewalt vorwärts an den Liebling. Der durch den Anblick zum Wesen der Schönheit durch Erinnerung hingetragene Führer, sie mit der Besonnenheit auf heiligem Boden erblickend, fürchtet sich und zieht gewaltig die Zügel rückwärts. Das gute Roß schwitzt, das böse schmäht Führer und Spanngenoß der Feigheit, bis es, endlich auch gebändigt, des Führers Ueberlegung folgt und beim Anblick des Schönen von Furcht übermannt wird. Daher des Liebhabers Seele endlich verschämt und schüchtern dem Liebling nachgeht, dessen Liebreitz sich allmählig ergießt und in der Seele die dem Gefieder bestimmten Ausgänge befruchtet. Daß er nun wie in einem Spiegel in dem Liebenden sich selbst beschaut, weiß er nicht. Aber er wünscht ihn zu sehen, zu berühren, zu umarmen, bei ihm zu liegen. Da nun fodert das unbändige Roß für die vielen Mühseligkeiten einen kleinen Genuß; das des Lieblings wäre wohl geneigt. Aber der Spanngenoß und sein Führer sträuben sich mit Scham und Vernunft. Wenn nun die bessern Theile der Seele, welche zu einem wohlgeordneten Leben und zur Liebe der Weisheit hinleiten, den Sieg erlangen, so führen sie schon hier ein seliges und einträchtiges Leben, sich selbst beherrschend und sittsam dasjenige besiegt habend in ihrer Seele, dem Schlechtes, und befreit, dem Vortreffliches einwohnt. Sterben sie aber, so haben sie, fast schon befiedert und leicht geworden, von den drei wahrhaft olympischen Kampfgängen schon in Einem gesiegt, über welches Gut ein noch größeres weder menschliche Besonnenheit dem Menschen verschaffen kann, noch göttlicher Wahnsinn. Die Vertraulichkeit aber mit dem Nichtliebenden, welche durch sterbliche Besonnenheit verdünnt auch nur Sterbliches und Sparsames austheilt, erzeugt in der geliebten Seele jene von der Menge als Tugend gelobte Gemeinheit und wird ihr Ursach, 9000 Jahre theils auf der Erde sich umherzutreiben, theils vernunftlos unter der Erde. — Wie nun dieser Mythos, als Form der Mittheilung betrachtet, über Platons Technik, die Hauptuntersuchung zu verdecken und zu überkleiden, um dadurch zu eigner Ideenerzeugung und Auffindung des Räthselworts zu leiten, Aufschluß gibt, auch ferner hiemit den aufmerksamen Hörer gleichsam in die Urzeit des Gottmenschen, oder des gottmenschlichen Geistes zurückspielend, das Wesen der Idee, als Ungetrenntheit des Seyns und Denkens, Darstellens und Erkennens, und zugleich die Entwickelung und Sonderung aus einem dunklen Grunde, aus dem heiligstillen Abgrunde der noch gebundenen Einheit, vorbildet: also umfaßt sein Inhalt die Grundlehre Platons: die ursprüngliche Anschauung und Rückerinnerung. „Diese Anschauung geht auf das wahrhaft Seyende, Ewige, Unveränderliche, welchem gegenübersteht die allgemeine und für das gemeine Denken und Seyn auch ursprüngliche des Werdenden, ewig Fließenden und Veränderlichen. Jenes Seyende nun in diesem Werdenden ergriffen, als das Wahre und Gute darzustellen und so den scheinbaren Gegensatz jenen Anschauungen durch Vorrufen vor das Bewußtseyn aufzulösen, ist ihm höchste Aufgabe der Wissenschaft. Diese Vereinigung aber zerfällt immer in zwei Momente, auf deren verschiedener Beziehung auf einander die Verschiedenheit der Methode beruht. Von der Anschauung des Seyenden ausgehend in der Darstellung bis zum Aufzeigen des Scheins fortzuschreiten und so erst mit der Lösung des Gegensatzes zugleich dessen Bewußtseyn aufzuregen und zu erklären, das ist die in Beziehung auf die Wissenschaft unmittelbare Verfahrungsart. Von dem Bewußtseyn aber des Gegensatzes, als einem Gegebe-

Digitized by Google

nen, ausgehend zu jener Anschauung als dem Auflösungsmittel desselben fortzuschreiten und eben durch die Nothwendigkeit eines solchen Mittels auf sie hinzuleiten, das ist die Weise, welche wir die mittelbare nennen und welche von Platon in die Mitte ist gestellt worden als das wahre Bindungs- und Bildungsmittel von der ursprünglichen Anschauung, mit welcher er elementarisch anhebt, zu der constructiven Darstellung, mit welcher er systematisch endigt. Wie sich nun in diesem Gegensatz für die Physik das Wahre und der Schein oder die Wahrnehmung gegen einander verhalten, so für die Ethik das Gute und die Lust, oder die Empfindung. (Schleiermachers Plat. II., 1. 7. f.)" Diese Gegensätze nun als lediglich beziehbare und in der intellectuellen Einheit der Idee, welche die Form aller Begriffe ist, tilgbare, verfolgt Platon nach beiden Seiten hin, auf dem Gebiete des Physischen, wie des Ethischen, besonders aber auf letzterem, wie es dem Sokratiker gebührte, unter den vielfachen Formen, in welchen sie darauf vorkommen, je nach dem seine Vorgänger sie begriffen als Seyn und Werden, Seyendes und Nichtseyendes, als Fließendes und Beharrliches, Vieles und Eines, Bewegung und Ruhe, Sterbliches und Unsterbliches, Wahres und Wahrnehmbares, Gutes und Böses, Lust und Unlust u. s. w. Indem er aber dies mit der gewandtesten scharfsinnigsten Dialektik und allen Waffen der urbansten Polemik und feinsten Ironie, als Hinführung auf das Bekenntniß des Nichtwissens und als Anreiz zur Erkenntniß thut, gewinnt er durch Gleichung der Form und des Inhalts jene große Dreiheit im Leben dargestellter Ideen: den Dialektiker, den Staatsmann, und die Einheit beider, den Philosophen. Den ersten nämlich, indem er die empirischen Kunstgriffe der sophistischen Volksredner und Volksführer um niedriger Zwecke willen vielmehr als Anregungskunst zum Wahren, Guten und Schönen hinaufläutert; den zweiten, indem er das Reich des Wahren und Guten als auch wirklich im gemeinsamen Leben ausgeprägt und waltend darstellt; den dritten, in wie fern er aufstellt „das Leben und die Erscheinung der Weisheit im sterblichen Leben des erscheinenden Menschen, in welchem sie selbst das Sterbliche angezogen hat, und der Zeit unterworfen als ein Werdendes und sich Verbreitendes sich offenbart, so daß auch das Leben des Philosophen nicht ein Ruhen in der Weisheit, sondern ein Streben ist, sie festzuhalten und an jedem erregbaren Punkte anknüpfend der ganzen Zeit und dem ganzen Raume einzubilden, auf daß eine Unsterblichkeit werde im Sterblichen. Dies Bestreben ist Liebe, das lebendige Bilden und Erregen Erzeugung, beide aber Eins, das geistige Erzeugen nur höhere Stufe Einer Thätigkeit, so wie auch natürliche Geburt ihm nur ein Wiedererzeugen derselben ewigen Form und Idee ist, und also die Unsterblichkeit derselben im Sterblichen (Schleiermachers Plat. II., 2. 359 S.)" So endet er also da, wo er anfing. Offenbar wurzeln die beiden ersten Ideen in seiner Zeit und des großen öffentlichen Lebens mannichfaltigen Verzweigungen; nur daß es hier jenes trüglichen lügenhaften Scheines, den es in seiner forteilenden Gestaltentwickelung gewonnen, entkleidet und in die Einheit und Lauterkeit der Idee emporgehoben wurde. Mit der dritten schließt er sich dagegen mehr an das Christenthum an, so daß er nicht nur der Vorläufer desselben genannt worden, sondern auch, als nun das Christenthum aufgetreten war, mannichfache Umdeutungen und Umbeugungen erfahren hat. Allen aber liegt ein Seyendes, Unsterbliches, Ewiges zum Grunde, auf welches sie gleichsam aufgetragen sind, ein unabweisbarer Trieb und ein ewig Reines. Nun liegen zwar diese Aufgaben und ihre

Lösungen hier vielfach in einander verflochten und gleichsam eingewachsen, und mit überlegener Meisterschaft des besonnenen Künstlers beschwört er sie hierauf und bannt sie wieder, wovon nachher noch die Rede seyn wird; aber, was in dem Gespräch Phädros von jeder Rede gefodert wird, daß sie wie ein lebendes Wesen gebaut sey, und ihren eigenthümlichen Körper habe; so daß sie weder ohne Kopf sey, noch ohne Füße, sondern eine Mitte habe und Enden, die gegen einander und gegen das Ganze in einem schicklichen Verhältniß gearbeitet seyen, das ist an Platons Lehre aufmerksamem Blicke gewiß durch alle mäandrische anmuthige Windungen seiner Rede hindurch unverkennbar. Schwer aber, wenn nicht überhaupt diesem Orte unangemessen, möchte wohl seyn anders, als hier geschehen, Platons Lehre im Einzelnen zu verfolgen und nach allen Seiten hin auf irgend eine etwa für schulgerecht geltende Form zurückführend in sie zu übersetzen und mit ihr auszugleichen. Denn einmal setzte dies eine Feststellung seiner nicht immer in steter unverrückbarer Gleichmäßigkeit seiner Denkart zu und an sie herangebildeten philosophischen Terminologie voraus und eine Ausgleichung derselben mit der seiner Vorgänger, wie Nachfolger; andrerseits ist zumal in neuerer Zeit die Form der Wissenschaften und wissenschaftlicher Mittheilung nach dem Vorbilde der Scholastik und durch die Einhegung in die finstern Hörsäle so sehr verändert worden, daß man gar oft den Wald vor Bäumen nicht sieht. Endlich ist dies auch schon besonders durch Tiedemanns lateinische erklärende Inhaltsanzeigen (Zweibr. 1786. 8.) und Tennemanns System der platonischen Philosophie, Leipzig 1792 — 95 VI. 8. mit vieler Mühe und gelehrtem Fleiße geschehen. Einiges Einzelne jedoch soll hier nach obiger Ideentrias, gleichsam als Probe, nicht vorenthalten werden. Was also die Dialektik in dem angegebenen platonischen Sinne anlangt, so schließt sie zwar das, was von unsern Philosophen als Theorie des Vorstellens, Denkens und Erkennens u. s. w. behandelt wird, nebst allem darunter Befaßten, der äußern und innern Anschauung, des Gefühls, Begriffs u. s. w. in sich, aber bei der von Platon festgehaltenen Einheit dieser in das Gewebe des Wissens zusammenlaufenden Fäden mit dem Darstellen, Bilden, oder Seyn übt sie sich, gleichsam sich selbst prüfend an den Gegenständen dieses Gebiets, als ihrem Stoff und Erzeugniß, und indem sie das Wesen sittlicher Weisheit als Harmonie der Seele und Uebereinstimmung des Wissens und Lebens setzt, berührt und erörtert sie zugleich Fragen und Aufgaben, welche, nach unserer Abmarkung der Wissenschaften und Disciplinen, diesem Gebiet zu meist nicht eigenbehörig erachtet werden. Denn nicht nur, daß sie besondere, gemeine und höhere reinere Erkenntniß, Gefühle oder Affectionen und Ueberlegungen oder Schlüsse, Anschauungen und Begriffe, Empfinden und Denken u. s. w. scheidet, sie unter Lernen und Finden und der oben angegebenen Idee der Erinnerung auffaßt; nicht genug, daß sie das Bewußtseyn des philosophischen Triebs, als echter Liebe, ausbildet zur Kunst der Ideenerzeugung: so erörtert sie zugleich, oder berührt die ewigen, zeitlosen unkörperlichen Ideen, das Seyende, unter der Gestalt des Einen, Untheilbaren, der Tugend, welche in der hellenischen Quadruplicität als Besonnenheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Beharrlichkeit (σωφροσυνη, φρονησις, δικαιοσυνη, ἀνδρεια) nur das Gute ganz unter verschiedenen Formen darstellt, so daß in jeder derselben die übrigen alle mit enthalten sind. Eben so setzt sie Tugend als Kenntniß, Untugend als Unkenntniß, und, da Tugend auf Erkenntniß beruht, auch ihre Lehrbarkeit in

dem Sinne, in welchem dies überhaupt gesagt werden kann von dem Erinnern, Aufregen und Beleben der Ideen. Mithin, wie auch mehr oder weniger Theoretisches und Practisches zum Behuf des Forschens aus einander gehalten werden, so ist doch ihre Einheit und Selbigkeit immer der Träger von Allem, was auf beiden Gebieten unter scheinbar wechselnden Gestalten vorkommt und unter diesen ein ewiger gegenseitiger Tausch und stetes Uebergehen ihres Wesens in einander. Und so ist in der Sphäre des Dialektikers die Sittlichkeit, als Wesen der Menschheit von Einem bestimmten Punkte aus, dem Erkennen, nach ihrer Berührbarkeit mit den sämmtlichen übrigen und ihrer Durchdrungenheit und Sättigung mit allen bis zum Eins seyn in dem Seyenden entwikkelt. Der Dialektiker geht durch das Erkennen in das Seyn über. Sprache, sein Kunstwerkzeug, ist nur Erzeugniß der Erkenntniß und ihr Verhältniß zu den Dingen das des Bildes zum Urbilde. Wie nun der Dialektiker im Wissen und in der Weisheit verkehrt, ohne jedoch des Handelns und Bildens entbehren zu können, so ist Handeln das Gebiet des Staatsmanns und seine mit besonnenem Künstlergeiste geübte Kunst, da Kunst überhaupt Darstellung sittlichen Gefühls ist, die königliche oder Staatskunst. „Ihm liegt ob, die verschiedenen und aus einanderstrebenden Naturen zusammen zu verketten (Schleiermacher II., 2. 247), die Menschen durch Umgang unter einander und mit der Natur zur Erkenntniß zu führen, so daß ihnen in sich und in der Natur nichts mehr verborgen seyn darf (das. 249). Denn das Leben der Welt ist ein in entgegengesetzten Bewegungen Wechselndes und sich Wiedererzeugendes (das. 251.)" Alle Staatskunst mithin ist eine Nachahmung des schönsten und besten Lebens, Darstellung des höchsten Gutes, oder des Zugleichwerdens aller sittlichen Sphären. Wo sie aber nicht auf das Gute, sondern auf die Lust und das Angenehme geht, ist sie falsch und Schmeichelei. Dem gemäß setzt also das Handeln wieder Erkenntniß voraus und Kunst, oder erkenntnißgemäße Behandlung. Wie sich aber in der Ausführung Menschheit überhaupt und griechische Natur durchkreuzen, wie in dieser Hinsicht folgerecht die Dichter vom Staate ausgeschlossen werden und auch die Musik sich Beschränkungen gefallen lassen muß, Gemeinschaft der Weiber Sitte werden, oder was sonst von der gemeinen Staatsansicht abweichende Ideen seyn mögen, dies kann hier nicht aus einander gesetzt werden. Ganz folgerecht aber war der oft bekrittelte Satz: „wofern nicht Philosophen regieren in den Staaten, oder die jetzt sogenannten Könige und Machthaber echt und gehörig philosophiren, und so Staatsmacht und Philosophie in Eins zusammenfallen, die vielen Naturen aber der jetzt getrennt nach einem von beiden Hingehenden nothwendig abgesondert werden, so ist kein Nachlaß der Uebel für die Staaten, ja ich glaube, auch nicht für das Menschengeschlecht." Dies folgt aus der zum Grunde liegenden Einheit des Denkens und Seyns. Denn in dem Philosophen, als der dritten Idee, durchdringen sich Dialektiker und Staatsmann, und er ist in zwei Gesprächen unter dem Bilde des Sokrates dargestellt „in dem unermüdlichen Eifer der Betrachtung und in der freudigen Mittheilung, in der Verachtung der Gefahr und in der Herrschaft über die äußern Dinge, in der Reinheit aller seiner Verbindungen und in seiner innern Göttlichkeit unter dem leichten und fröhlichen Schein, kurz in der vollendeten Tüchtigkeit des Leibes und der Seele und also des ganzen Lebens (Schleiermacher II., 2. 358.)" — Nimmt man nun dies Alles, wie es hier, mit Ausscheidung des Negativen, mehr oder minder Störenden, dargelegt ist, zusammen, so wird es nicht

Digitized by Google

befremden, die platonische Philosophie, wie jede echte und wahre, eine pantheistische nennen zu hören, in dem Sinne nämlich, daß sie das Eine im Einzelnen und Vielen, also Gott in Allem und Alles in Gott erkenne. Denn allerdings löscht sie alle Gegensätze, als das eigentlich Verneinende der Idee aus in der Idee des Alls selbst, und wie in der Dichtkunst Himmel und Erde, Göttliches und Menschliches, Vergängliches und Unvergängliches sich in einander spiegeln, obwohl bewußtlos und in sicherm, unabweisbaren Triebe, also auch hier, nur hier mit Bewußtseyn und Freiheit. Darum läßt sich auch die oft aufgeworfene und mühselig erörterte Frage nach der Verselbstung, oder Hypostasirung der Ideen dahin beantworten, daß nicht dies die Meinung sey, als ob irgend eine Idee in einem Einzelnen und als ein unbedürftiges Einzelnes gleichsam sinnlich wahrnembar angeschaut werden solle, noch auch, ob sie jenseit der Erscheinung als ein hohles Gedankenbild liege, sondern vielmehr daß, da jedes Einzelne nicht bloß in Beziehung und Gegensatz steht zu einem andern Einzelnen, sondern stets zum Ganzen, auch ihre Elemente in dem Ganzen nach- und abgebildet seyen, anschaubar durch die Kraft und Tüchtigkeit göttlichen Geistes, welcher im Werden das Seyn, und im Seyn das Werden durch Erinnerung zu ergreifen durch höhere Eingeistung geeignet, daß also von einer Immanenz und gegenseitigen Umgreifung und Ineinanderversenkung die Rede sey. Denn jene Einheit ist Beginn und Ende aller Philosophie und war auch bei Platon in der genannten Drei gewissermaßen hypostasirt, obwohl in jedem einzelnen Gliede derselben anders und der Ergänzung durch die übrigen bedürftig. — Ließen wir aber bis hieher das Negative immer fallen, so müssen wir es hier als den Ausdruck des Vielen und den Widerspruch gegen die Idee um so mehr wieder aufnehmen, da es auch für Platons wissenschaftliche Mittheilung, oder seinen philosophischen Styl äußerst wichtig und wesentlich ist, so wie es zugleich seine Geistesgewalt herrlich offenbart. In dem Wesen der Idee nämlich, als eines in allem Wechsel und Wandel unwandelbaren Seyns, eines gegenseitigen Foderns von Vergeistigung und Verleiblichung (ihrer Geschichte), liegt, wenn dies im Verstande und von seiner sondernden, trennenden Kraft aufgefaßt wird, allerdings gleich ursprünglich ein Widerspruch, aber ein göttlicher, in welchem allein das Leben ewig jugendlich kreiset. Aller Geist strebt schauend, sein selbst zu genießen und so sich zu ergreifen in seiner Einheit — er erzeugt sich und setzt sich selbst entgegen, er ist Erzeuger und Erzeugtes. Aber das Erzeugte ist wieder nicht nur ein von ihm Abhängiges, sondern auch zugleich etwas für sich, somit aber ein Einzelnes, Bestimmtes, Begränztes, nicht der ewige, unendliche Geist, als dessen Verneinung vielmehr es auftritt. Darum nun eilt der nie rastende Trieb, der Unangemessenheit und des unerreichten Urbildes wegen, von Bildung zu Bildung fort, in jeder mit göttlicher Selbstvernichtungslust untertauchend und sie alle in freier Bewegung spielen lassend. Dies nun ist das Viele, der ewige Fluß der Dinge, welcher nichts anderes ist, als das hohe Spiel des auf- und untergehenden Geistes, sein großartiger Hohn und Spott über sich selbst, den er, seiner Ewigkeit und Göttlichkeit sicher, wohl mit sich treiben darf, denn was kann das Ende seyn als Rückkehr in den Anfang, Auf- oder Zurücknahme des Einzelnen, Vergänglichen in das Ganze, Unvergängliche, dem es sich mit keckem Jugendtrotz gleichzustellen vermaß? welcher Uebermuth und Trotz aber nun gebüßt und zur wahren Demuth gesänftigt und geläutert wird. Dies ist das Irren der Reflexion und der Speculation, als ihrer höchsten Spitze. So nun sehen wir auch

Platon die Wissenschaft und die Trug- und Scheinbilder, welche jene selbst zu seyn sich anmaßen, behandeln in dem göttlichen Triebe der Liebe, der Beseeltheit von dem Einen, Einzigen, allein Wahren, Guten und Schönen; welche zu schauen, zu erzeugen, aufzuregen und zu nähren einzig würdiges Geschäft ist. Daher greift er, wie spielend und bewußtlos, das Einzelne auf, spannt seine Elemente, zerfällt es immer mehr und mehr, setzt die Einzelnheiten nach allen Seiten in einen Widerspruch mit sich selbst, der, gehäuft, sie auseinander sprengen und auflösen muß, und indem er schalkhaft das lösende Wort zurückhält, führt er nicht nur zu völliger Verzweifelung an dem Einzelnen und Endlichen, sofern es wettkämpfen will mit dem Ewigen, zum Geständniß des Nichtwissens, das sich ja nun als ein solches an sich selbst bewährt und erfahren hat, sondern auch, in hohem, unerschütterlichem Vertrauen auf des Geistes Ewigkeit, regt er ihn auf zum Nachbilden, Erzeugen, oder vielmehr, da er in ihm lebt und ist, zum Wiedererzeugen des Ewigen, zum Erinnern an das schon und ursprünglich Geschaute. So ist seine Methode ein Nachbilden des geistigen Lebens, worin der Geist sich selbst aufgreift als ein aus der Nacht des Alls, zum Behuf der Selbstschauung, sich selbst Erzeugendes unter manichfachen Bildern, an dieser Bildererzeugung seine Bewegung und Kraft Prüfendes und Erfahrendes, und, indem er die verfehlten mit göttlichem Zorn, oder auch mit erhabener Gleichgültigkeit zerschlägt, in seine d. i. des Alls Seligkeit Zurückkehrendes. In dieser Art und Wesen liegt, wie in einem Keime, jene noch unerreichte Trefflichkeit und Meisterschaft, welche den göttlichen Platon auszeichnet — jenes leichte und schnelle Anknüpfen der Rede an den scheinbar unbedeutendsten Punkt, jenes Anschwellen, Aufbrechen und Ausbilden desselben zu einer zauberisch-verlockenden Gestalt, dann aber wieder das schälkische Vernichten derselben, das geringschätzige oft mit jugendlich übermüthigem Schaustellungsdrang vollzogene Abspringen davon gegenüber von andern neu aufgenommenen und ausgebildeten, welche wieder fallen gelassen werden, um, über sie hineilend, den früher weggeworfenen wieder aufzunehmen und zu erhöhen, jenes kindliche gemüthliche Verweilen auf dem minder Wesentlichen, und das scheue, leise Anrühren des Wesentlichen, das schon aus jenem in Lichtfunken aufglühte und aufglänzte. Wer nun aber bedenkt, wie stets und überall das Geistige und Leibliche so in einander spielen und leuchten, der wird auch die tiefe, der ewigen Natur des Geistes treue und gemäße, Bildung des Platon und die Einheit der Form und des Inhalts in seines Geistes Ausstrahlungen innig liebend bewundern. Eben so beurkundet überall den selbst das Kleinste beseelenden Meister sein großes mimisches Talent, kraft dessen er jeder Person und jedem Umstande ein individuelles Gepräge aufzudrücken versteht, und auch hierin das tiefere Drama des Menschengeistes sich wiederholen läßt. Daß ihm hier seine frühere Beschäftigung mit dramatischer Dichtkunst wohl als Vorübung gedient haben mag, wer wollte das bei dem so augenscheinlichen Organismus seines Geistes bezweifeln? aber daß er darum, gleichsam aus bequemer Verwöhnung, seine Werke dialogisch abgefaßt, dies ist, da obige tiefere und wesentlichere Gründe vorhanden sind, eine nicht besonders würdige Meinung, indem sie den tief absichtlich schaffenden und besonnen waltenden Künstler zum beschränkten und in bleibendem Naturzwange befangenen Handwerker herabsetzt. — Es ist im Verlauf dieses Artikels mehrmals der Physik Erwähnung geschehen, und wer etwa mit dem gemein gangbaren Begriffe davon uns gefolgt wäre, dabei aber anders wie von Platons Weltseele, von einer

platonischen Cosmologie, oder des etwas gehört hätte, würde sich wohl wundern, hier noch nichts dieser Art vernommen zu haben. Hierüber also Folgendes: Eine Naturwissenschaft, in wie fern sie experimentirend in der Breite der Welt verkehrt, in Platon zu suchen, möchte vergebliche Mühe seyn. Nachdem jenes mythische und magische Einverständniß des Menschen mit der Natur, wovon oben die Rede war, verschwunden, nur noch in schwachen Anklängen durch Geister, wie die der ionischen Schule, und Pythagoras hinzog, nachdem die Elemente der Erkenntniß immer mehr getrennt waren und einerseits innere Anschauung zu Reflexion und Speculation sich verengte und verkümmerte, andrerseits äußere gesunde und tüchtige Anschauung zu ideenloser Versuchlust und nicht vielmehr als Flächenanschauung geworden war, so konnte erst die Idee einer Physik im uralten Sinne wieder allmählig emporkommen. Platon schloß sich durch die Kraft und Gewandtheit der Speculation an die durch die eleatische Schule bezeichnete Stufe der Bildung an, und übertraf hierin seine Vorgänger; durch die andächtige Begeisterung, und um es kurz zu sagen, durch jene nie in ihm, wie in der ionischen Schule, noch ab- und nachklingende Magie gewann er die Idee der Welt als eines beseelten vernünftigen Thiers, geschaffen nach einem intellectuellen Muster in den harmonischsten Verhältnissen, welche als musikalische Zahlen (nach orientalisch pythagorischer Zahlenlehre) ausgesprochen werden, bewegt von der inwohnenden Weltseele, welche also die für sich klare, ewige Ordnung der Natur nach Gesetzen der Mathesis ist, gemischt aus Nothwendigkeit und Geist. Ihre in der Bewegung der Himmelskörper anschaubare Bewegung ist sphärisch von der linken zur rechten, in dem äußersten, fortschreitend von Abend gegen Morgen in dem innern, wieder in sieben ungleiche getheilten, Kreise, aus welchen sie besteht. Allerdings kamen hier auch physiologische Aufgaben vor, welche zu lösen versucht ward. Daß aber die Idee, der individuellen Anschauung mehr enthoben und in den Geist zurückgedrängt ward, wo sie nun ethisch sich entwickelte und nur als der Richtung, nicht dem Wesen nach verschiedenes sich darstellte, läßt sich schon aus Platons Gange, wie wir ihn bis hieher verfolgt, abnehmen, Naturwissenschaft also in dem Sinne, in welchem sie besonders auf Experimenten gründet, konnte Platon nicht haben. Natur war ihm der Leib Gottes und des Geistes und Geist und Leib wurden symbolisch gefaßt. — Aus der Gediegenheit und Durchbildung der zwei angegebenen Elemente des platonischen Geistes läßt sich leicht begreifen, wie groß und dauerhaft seine Wirkung und Anziehung seyn mußte. Stets, wo die höchsten Interessen des Geistes wieder angeregt wurden, ging man auf ihn zurück. Seine Schule heißt die Akademie und wird in die ältere, mittlere und neue getheilt. (s. Akademie) Cicero Qu. Acad. 1, 43. f. nimmt nur die alte und neue an und meint, die Namen beider sollten eigentlich vertauscht werden, indem die neue sich mehr Platons ursprünglichem Geiste nähere. Da sich in der Schule mit dem gemeinschaftlichen Charakter auch persönliche Individualitäten entwickeln, so sollte man auch hier die letztern suchen. Aber es zeigen sich hier in der That keine, wenn man nicht die unsteten Schwankungen, Abweichungen und Verunreinigungen der Urlehre dafür halten will, bis auf seinen vieljährigen Zuhörer, den Stifter der peripatetischen Schule, den Stagiriten Aristoteles, einen baumeisterlichen Mann, der nun einmal hier ist und wirken und schaffen soll, der sich nach dem Boden erkundigt, aber nicht weiter, als bis er Grund findet, der einen ungeheuern Grundkreis für sein Gebäude umzieht, Materialien von allen Seiten her schafft, ordnet, auf-

Digitized by Google

schichtet und so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe steigt, wenn Platon einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht," wie Göthe ihn treffend charakterisirt. Er verwarf die platonischen Ideen, indem er sie, wie alles, der Reflexion unterwarf und ein vollkommener Mann des Verstandes war, der die sinnliche Welt festen Blickes durchforschend zergliederte, aber ganz jener höhern Begeisterung entbehrte, welche sich in Platon noch aus dem Orientalismus herüber gerettet hatte. Vergleicht man seine Ethik mit der platonischen und erwägt, wie auch in der Folgezeit die Anhänger beider sich gewaltig befehdeten und um den Vorzug rangen: so muß man wohl beide für rein entgegengesetzt halten; so von viel gröberem Korn ist Alles in Aristoteles! Denn in der Ethik namentlich alles auf ein beschränktes bürgerliches Handeln hindrängend ordnet er sie der Politik unter. Dies aber, wie des Mannes sonstiges großes Verdienst, bleibt hier, wo nur vom Platonismus die Rede ist, billig bei Seite gestellt. — Philosophie und Religion sind in ihrem tiefsten Grunde so ganz Eins, daß zu allen Zeiten die letztere eine Umdeutung oder Einkleidung von der erstern erfahren mußte. Durch die Hinweisung auf das Uebersinnliche und den der griechischen Natur zumal fremden Abfall von der Natur und der Breite der Welt, durch die glühende Begeisterung, womit Platon diese aussprach, konnte er allerdings schon als ein Vorläufer, als ein Wetterleuchten gleichsam des Christenthums gelten, welches nur nach dem Reiche Gottes zu trachten befahl, und so eine Rückkehr und Wiedergeburt des Geistes in sich selbst war. Aber wie andrerseits in Platon auch das heidnische Wissen culminirte und alle Strahlen desselben in ihm convergirten: so wurde er auch, als nun das Christenthum immer mehr sich ausbreitete, theils als die festeste Stütze des schwankenden Heidenthums angesehen, theils bemühte man sich, das Christenthum ihm zu nähern und beide in ihren Hauptlehren ausgleichend zu versöhnen. Das erstere geschah durch die Neuplatoniker, die auch alexandrinische Philosophen, und Eklektiker genannt wurden. Von ihnen ist bereits unter diesem Artikel gehandelt worden. Hier möchte wohl zu warnen seyn, daß man Plotinos (geb. 205 nach Christi Geburt, gest. 270) und Jamblichos nicht so unbedingt als bodenlose Schwärmer und Mystiker verschreie; denn es herrscht eine erhabene Begeisterung, ein seltener Schwung der Andacht, eine große Charakterkraft und Würde in ihnen, die um so auffallender wird, je mehr sie von der Zeit, in welcher sie lebten, absticht. Wohl drückte auch Plotinos System das Gebrechen aller Speculation, das Wirkliche seelenlos zu machen, und zu verachten und dennoch von ihm eine Wesenheit für das Ewige zu borgen; aber das Gemüth waltet hier doch vor. Da ihm Raum und Materie nichts ist als Schein des Wirklichen, Schatten der Geister, so fodert er Gemeinschaft mit Gott und Anschauung des Unendlichen. Denn die Intelligenz durchdringt als Lichtwesen alle Dinge, sie sucht das Eine, das Gute als Urgrund von Allem. Dies geschieht nicht durch das Wissen, sondern durch unmittelbares Ergreifen und Schauen und Genießen als einer Gegenwart. Das Eine athmen und durch das leben wir. So fällt Anschauendes und Angeschautes zusammen, die anschauende Seele wird was sie anschauet, wird das Eine, wie sie es war; denn sie, die Intelligenz ist Bild des Einen, der das Eine umleuchtende, aus ihm herausleuchtende Lichtkreis. Die Natur des Geistes und des Seyenden ist die erste und wahre Welt, nicht verschieden von sich, nicht kraftlos durch Theilung, noch mangelhaft, noch durch Theile geworden, da ja jedes (Einzelne) nicht dem Ganzen entzogen ist, sondern das ganze Le-

ben desselben und aller Geist in Einem lebend und Ein zumal ist. Die Geisterwelt ist also ein Weltthier. Alles ist nur Anschauen. Die Zeit ist ein Bild der Ewigkeit und von ihr ausgeflossen. Das Böse ist entweder scheinbar, oder nothwendig; als nothwendig aber hört es auf, böse zu seyn. Mit Plotinos ging Porphyrius auf gleichem Wege fort, aber nur mit weniger Gemüth. Jamblichos versenkte alles in Theurgie. Mit diesen und einigen andern Männern war denn die platonische Philosophie wieder erweckt worden und in wie fern in ihr das Orientalische überhaupt vorherrschte, als Zurückziehung in den Mittelpunkt der Seele, war der spätere christliche Mysticismus als ohnmächtigere Subjectivität durch sie vorbereitet. Auch in der Geschichte ganzer Zeiträume, wie in einzelnen Menschen, dauert der Flug und Schwung der Andacht und Begeisterung nicht immer, so lang er ein bloßer Anklang, und ein nicht zum Sittlichen hinaufgeläutertes Gefühl ist. Daher denn sehen wir später hin bis zum 14ten Jahrhundert den kalt sondernden Verstand in der wiedererweckten aristotelischen oder peripatetischen Philosophie auftreten. Die Scholastiker bearbeiten sie mit vielem Scharfsinn; aber auch viel Mißwachs treibt zugleich, wie natürlich war, wo es der Gelehrsamkeit an einem eigentlichen Object fehlte und sie sich in den dürren Steppen des Verstandes herumdrehte. Als aber in Italien wieder der Sinn für classische Literatur erwachte, bekam auch der Platonismus seine Verehrer wieder, und sie treten mit trefflicher Geisteskraft in die Schranken mit den Aristotelikern. Gemisthius Pletho begeisterte den Herzog von Florenz, Cosmo von Medici, für Platon, und dieser stiftete eine platonische Akademie, nahm den Sohn seines Leibarztes, den Uebersetzer von Platon und Plotinos, Marsilius Ficinus, als zweiten Vater der platonischen Philosophie, in sein Haus auf, ja er schenkte ihm eine Besitzung in der Nähe der seinigen von Carregi. Die Erbitterung der Streiter war heftig und die Platoniker zählten nach und nach die geistreichsten und tiefsten Männer zu den Ihrigen. Unter diesen nennen wir besonders Giordano Bruno, der überall umherirrend, in lateinischen und italischen Schriften theils Platons Lehre gegen die Aristoteliker vertrat, theils Raimundus Lullius Kunst der Topik, d. h. den Versuch, die Elemente der Reflexion zu classificiren, und so eine allgemeine Methodik, oder ein Organon zu erfinden, zu vervollkommnen strebte und endlich verbrannt ward. Er ist auch unter uns wieder bekannt geworden durch den geistreichen Auszug aus seinem Buche von der Ursache, dem Urgrund und dem Einen, welchen F. H. Jacobi in seinem Werke über die Lehre des Spinoza gegeben hat. Nicht minder trefflich aber und gleichsam eine Fortsetzung dieses Werks ist ein anderes ebenfalls dialogisches über das Unendliche All und die Welten, worin die aristotelische Lehre Punkt für Punkt mit Feuer und Tiefsinn widerlegt wird. — Sollten wir nun noch auf unsere Zeiten zurückkommen, so würden wir auch hier nachweisen können, wie man Platons Weg wieder betrat und auf ihn die Philosophie zu führen suchte. Hier jedoch überlassen wir den Wißbegierigen sich selbst und der Kraft, dem großen Schwung unseres Zeitalters zu folgen, oder nicht. Gewiß aber ist, daß keinem wahren Philosophen Platons ethische Begeisterung fehlen dürfe, wie daß noch keiner den großartigen und reingebildeten Styl desselben bis jetzt sich anzueignen fähig gewesen. W.

Platów oder Platóff, Graf und Attamann (was bei den Polen Hetmann ist) der Kosacken; sein eigenes Regiment heißt daher das attamannische. Er hat den Ruf eines der ausgezeichnetsten Anführer im russischen Heere, und ist jetzt (1817) ein Mann von 62

Jahren. Als Befehlshaber der donischen, und später der sämmtlichen Kosacken der russischen Kriegsmacht hat er alle Kriege, welche Rußland in den letzten Jahrzehnten geführt, mitgemacht. Er hat das Kriegshandwerk im Kriege selbst gelernt, und sich durch Uebung jenen sichern Blick erworben, der ihn nur das unternehmen läßt, was er auch auszuführen weiß. Die Kosacken sind ein folgsames Werkzeug in seiner Hand. Besonders hat er in den Jahren 1812 und 13 mit dieser leichten Reiterei sich furchtbar gemacht. Der Kaiser Alexander hat ihn zum Grafen erhoben, zum General der Cavallerie ernannt, und ihm mehrere Orden ertheilt.

Plattdeutsch, Niederdeutsch, Niedersächsisch (seit dem 16ten Jahrhundert auch Sassisch), gleichbedeutende Beinamen derjenigen weichern deutschen Mundart, welche ehedem über einen großen Theil von Deutschland herrschte, und jetzt noch in den Ländern Norddeutschlands im Munde des Volks gehört wird. Es stehet derselben die härtere oberdeutsche in der südlichen Hälfte unsers Vaterlandes übliche Mundart entgegen. Welche von beiden die ältere sey, möchte schwer zu entscheiden seyn. Wahrscheinlich ist es, daß sich schon in den ältesten Zeiten, bald nach Einwanderung der ersten asiatischen Völkerschaften in Deutschland, zwei Hauptmundarten bildeten, eine weichere und eine härtere, indem der eine jener eingewanderten asiatischen Nomadenstämme nördlich, der andre südlich längs der Donau sich hinzog. Bald mochte sich auch hier der mächtige Einfluß des Clima's, des Bodens und der Lebensart zeigen. Die rauheren und waldigen Gebirge Süd-Deutschlands und die kriegerische Geschäftigkeit längs der Donau erschufen eine feierlich-ernste und gebieterische Sprache, während das flachere Land des Nordens mildere Sitten und mit ihnen eine mildere, weichere Sprache hervorbrachte. Zu einer scharfbegränzten, bleibenden Absonderung beider Mundarten konnte es aber nicht kommen, so lange die Völker unstät von Wohnsitz zu Wohnsitz herumirrten, und auch lange nachher noch mußte der freundliche oder feindselige Verkehr der Völkerschaften unter einander eine theilweise Mischung der Mundarten erzeugen. Daher wir in den ältesten Ueberbleibseln unsrer Sprache beide Hauptmundarten fortwährend in einander verschmolzen erblicken. Mit Gewißheit läßt sich die Zeit ihrer Trennung nicht ausmitteln. Nach Einigen fing man schon zu Ottfrieds Zeiten, also im 9ten Jahrhundert an, die lingua theodisca oder oberdeutsche Sprache von der teutisca, teutonica, belgica oder niederdeutschen zu unterscheiden; nach Andern aber trat diese Scheidung erst im 13ten Jahrhundert ein. So viel bleibt indessen gewiß: beide Mundarten waren lange mit einander vermischt und herrschten auch nach erfolgter Absonderung lange gemeinschaftlich neben einander fort, die härtere in dem südlichen Theile Deutschlands, in Oesterreich, Bayern, Franken, Schwaben, am Oberrhein, auch zum Theil in Obersachsen; die weichere im nördlichen Deutschland, im Niedersächsischen, in Westphalen, am Niederrhein und in ganz Belgien, so daß die Grenzlinie zwischen beiden, wenn geographische Bestimmungen hier möglich sind, vom Rhein durch Hessen und Halberstadt längs des Mains und der Saale bis zur Elbe und Havel sich hinzog. — Für die lange und ausgebreitete Herrschaft der niederdeutschen Mundart zeugt die Menge der abgeleiteten Sprachen, von denen folgende die vornehmsten sind: 1. die angelsächsische, 2. die normännische, 3. die flämische oder niederländische, seit dem 13ten Jahrhundert die holländische genannt, 4. die isländische, 5. die norwegische, 6. die schwedische, und 7. die heutige niedersächsische. Daß

aber dennoch die oberdeutsche Mundart schon früh zu einem größern Ansehn gelangte, hatte seinen Grund theils in der Nähe Italiens und Frankreichs, mit denen das südliche Deutschland zuerst in eine wohlthätige geistige Berührung kam, theils in dem Umstande, daß gerade mit den schwäbischen Kaisern und von ihnen begünstigt ein regeres Geistesleben in Deutschland erwachte. Jetzt als die niedersächsische Sprache in der letzten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, zur Zeit der holländischen Ansiedelungen in Deutschland, durch die mit den verwandten Ansiedlern eingezogene belgische Mundart sich bereichert hatte, erhob sich dieselbe im nördlichen Deutschland auch eine Zeit lang zur Schriftsprache, bis im 16ten Jahrhundert durch Luthers Bibelübersetzung das Hochdeutsche herrschend ward und seine Schwester nicht nur aus Schriften, sondern allmählig auch aus den Gerichtshöfen, Kirchen, Schulen und aus den Kreisen der Gebildeten verdrängte. Nur in einigen Gegenden, z. B. in Pommern, Westphalen, Meklenburg ꝛc. erhielt sich die letztere bis zum Anfang des 17ten Jahrhunderts in Schriften geistlichen und weltlichen Inhalts. Als Volkssprache dagegen finden wir sie noch jetzt, obwohl in verschiednen Mundarten, durch ganz Niederdeutschland verbreitet. Sie hat in neuerer Zeit viele Freunde gefunden, die sich ihrer, der Verbannten, gegen die stolze hochdeutsche Sprechart angenommen haben. Schon Leibnitz drang darauf, sie zu Erklärung, Bereicherung und Verbesserung des Hochdeutschen zu benutzen, und J. H. Voß versuchte es, sie, „die neben der Hochdeutschen, als sanftere Schwester, fortzublühen verdient hätte," durch mehrere treffliche plattdeutsche Gedichte zur Schriftsprache wieder zu erheben. Und in der That, wenn wir auch die Behauptung eines geachteten Sprachforschers (s. Gedike über deutsche Dialecte in der 1sten Samml. der Beitr. d. k. pr. Akad. d. Wiss. zur deutsch. Sprachk. Berl. 1794, S. 310) „daß sie es mehr verdient habe, allgemeine Schriftsprache zu werden, als die obersächsische Mundart," nicht unbedingt unterschreiben können, so verdient sie doch gewiß auch nicht die Verachtung, mit der der Hochdeutsche auf sie herabzublicken und sie als eine ausgeartete Schwester seiner Sprache zu betrachten pflegt. Wenn auch nicht schon ihr Alter sie der Beachtung werth machte, so würde sie sich uns doch schon dadurch empfehlen, daß sie in vielen Stücken wohlklingender, reiner und reicher ist, als unsre gepriesene hochdeutsche Mundart, ein Vorzug, der die Aufmerksamkeit der Sprachforscher um so mehr auf sie hinlenken muß, je mehr und öfter man in unsrer Zeit das Bedürfniß einer Reinigung und Bereicherung unsrer Schriftsprache gefühlt hat. Dankbar erkennen wir daher die Bemühungen derjenigen an, die durch mundartliche Wörterbücher (Idiotica) nur mit den Eigenthümlichkeiten dieser Sprache bekannt zu machen versucht haben, und sehen darin um so mehr Verdienst, je näher, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Zeitpunkt ist, wo von der niederdeutschen Sprache als von einer ausgestorbenen die Rede seyn wird. — Um das, was wir oben über den Wohlklang und den sanftern, vielleicht nur zu weichen Charakter der niederdeutschen gesagt haben, deutlicher zu machen, fügen wir Einiges über die Aussprache desselben bei. Der Plattdeutsche vermeidet in der Regel (einige gröbere Mundarten machen eine Ausnahme) die breiten Doppellauter, statt Maul sagt er Muul, statt Haus, Huus, statt Leute Lüde, statt reiten ryden. Das ch ist ihm fast ganz unbekannt; statt desselben läßt er ein k hören, wie in maken, Saken, ik statt machen, Sachen, ich ꝛc. Das ch vor s, wie in Flachs, Fuchs fällt ganz weg, daher: Flaß, Voß, so auch Sassen für Sach-

Digitized by Google

sen. Das scharfe ſſ in der Mitte wird gern zu einem t, also: Water für Wasser ꝛc. Mit gleicher Abneigung gegen den harten Zischlaut verwandelt die niederdeutsche Sprache schlagen in slagen, schmecken in smecken, Holz in Holt, Zinn in Tinn. T wird oft zu D z. B. Dag, Disch; B zu W, z. B. blywen; pf immer zu p, z. B. Perd, Kuppet ꝛc.; selbst der d muß sich es oft gefallen lassen, einer mildern Aussprache zu Liebe ausgelassen zu werden, z. B. laen für laden, Boen für Boden ꝛc. Wir schließen mit den Worten Gedike's (s. a. a. O. S. 332): „Thorheit wäre es, jetzt noch wünschen zu wollen, daß das Plattdeutsche das Hochdeutsche verdrängen möchte, aber Thorheit auch, zu wünschen, daß das Plattdeutsche ganz ausgerottet werden möchte. Auf die Vorzüge dieses Dialects aufmerksam zu machen, und ihn als eine Fundgrube zur Bereicherung, ja selbst zur Berichtigung des Hochdeutschen zu bearbeiten, ist Pflicht für jeden Freund der deutschen Sprache."

Plauen, die Hauptstadt des vogtländischen Kreises des Königreichs Sachsen, mit ungefähr 6000 Einwohnern. Sie gehört zu den gewerbsamsten Städten Sachsens, und hat sehr wichtige Baumwollenfabriken und Kattundruckereien, außerdem eine Superintendur und ein Gymnasium.

Plauischer Grund ist eine der reizendsten und merkwürdigsten Naturgegenden in der Nähe von Dresden, eine halbe Stunde vor den äußern Thoren der Stadt am Wege nach Tharand und Freyberg. In diesem herrlichen, fast drei Stunden langen Felsenthal, das die Weißeritz, bald als ein reißender Wald- und Gebirgstrom, bald als ein klarer Forellenbach durchrauscht, wechseln die mannigfaltigsten Scenen, bis es sich bei den Ruinen von Tharand in enge wilde Schluchten zusammenzieht. Hier starren nackte, steife Felsen wild empor, und drängen sich eng zusammen; dort breiten sich schön bewachsene, mit Laub- und Schwarzholz geschmückte Berge in sanften Abhängen aus; hier rauschen Mühlen, dort blicken freundliche Dörfer zwischen Birkenwäldchen und Weinpflanzungen hervor; hier ist der Charakter der Gegend romantisch kühn; dort ländlich mild und sanft. Nicht leicht wird man eine Gegend von ähnlichem Umfang finden, deren mineralogische Beschaffenheit so merkwürdig ist, als die Beschaffenheit dieses Thals, wenn es von seinem reizenden Gewande entkleidet sich zeigt. Mit Recht nennt es der Geolog ein Archiv der Natur, worin die wichtigsten Urkunden der gewaltsamen Revolutionen aufbewahrt sind, welche die Gewässer der Erde verursacht haben. Der tiefe Grund, den wir jetzt bewundern, hat seine Gestaltung mit allen phantastischen Krümmungen jener fürchterlichen Gewalt zu verdanken, wie die Uebereinstimmung des in Massen auf beiden Seiten aufgeschichteten Urgebirges mit unwidersprechlicher Gewißheit beweisen. Eine weite Strecke hindurch, vom Eingang bis zur Pulvermühle, haben gewaltige Fluthen vor Jahrtausenden sich dieses tiefe Bette in ein Sienitgebirge gewühlt; dasselbe spaltend, häuften sie zertrümmerte Massen von Urgebirgen, Wäldern, Landthieren und Seegeschöpfen von beiden Seiten auf einander. Ueberall wechseln Steinkohlenflötze mit Porphyrgebirgen und Gneis ab. Das Urgebirge des Thales ist auf beiden Seiten Sienit; es erstreckt sich bis zum Eisenhammer. Sonst begriff man diese Felsenart mit unter dem Namen Granit, da der Sienit aber Hornblende enthält, und auf Granit, Porphyr und Gneis gelagert vorkommt, so hat ihm der berühmte Mineralog Werner seinen alten Namen Sienites wiedergegeben, weil er sonst bei der ägyptischen Stadt Siene, jetzt Esne, gebrochen, und

Digitized by Google

zu Kunstwerken verbraucht wurde. Bei seiner erstaunlichen Festigkeit würde die Gewalt des Wassers ihn nicht zu sprengen vermögen, wenn die Feuchtigkeit nicht zwischen seine innersten Schichten eindringen könnte. Geschieht es nun, daß diese gefriert und das Eis sich ausdehnt, so sprengt dasselbe die obersten Schichten los. Beim Eingang zur Rechten der Weisseritz, und hie und da auf den Höhen sieht man noch solche losgerissene Felsenstücke. Die tiefe Entblößung dieses Gebirges und die mancherlei merkwürdigen Gänge, welche dasselbe durcherzen, können jedem, der auch gar nichts von der Bergkunde versteht, eine deutliche Vorstellung von dem innern Bau der Gebirge geben, und ihn belehren, was eigentlich Gänge sind. In diesem Sienit kommen kleine Crystalle von der Größe einer Viertellinie bis zu einem Viertelzoll vor. Dies sind verschobene vier- und gleichseitige Säulen, die an beiden Enden sehr zugeschärft sind. Die Zuschärfungsflächen sind auf die stumpfen Seitenkanten aufgesetzt, und die äußern Flächen sind glatt und glänzend wie Glas. Klaproth untersuchte sie chemisch, und fand in ihnen ein ganz neues, bisher noch unbekanntes Metall enthalten, welches er Titanium, die Crystalle selbst aber Titanit nannte. Außerdem enthält dieser Sienit auch kleinere Granatcrystalle. — Ueber diesem Sienitgebirge sieht man drei sehr merkwürdige Lagen von Flötzgebirgsarten. Die erste dieser Lagen ist ein hohes Sandsteinflötz, welches bei Koschütz und Dölzschen horizontal geschichtet, gegen vierzig Ellen aufsteigt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es von Meergewässern hier abgesetzt worden, weil es auf beiden Seiten eine unzählige Menge versteinerter Muscheln enthält, von verschiedenen Gattungen. Die schöne Brücke am Eingang des Thales ist aus diesem sehr festen Sandstein erbaut. Ueber diesem Sandsteinflötze liegt ein zwei bis vier Ellen hohes Sienitgeschiebe; es besteht aus lauter zertrümmerten Sienitstücken, deren Verwitterung und abgerundete Form beweis't, wie lange sie vom Wasser herumgetrieben worden. Sie sind mit vielem sandigen Thon verbunden. Auf diesem Conglomerate liegt nun ein Steinmergelflötz, in der Gegend selbst Pläner genannt. Es zieht sich aus der Tiefe des Elbthals zu beiden Seiten des Grundes hinauf in horizontalen Schichten, deren jede zwei Ellen dick, und wieder in drei bis vier Bänke abgelös't ist. Seine Festigkeit und seine natürliche Ablösung machen ihn zu einem sehr bequemen Baustein; auch er ist mit einer Menge versteinerter Muscheln aus dem Grunde des Meers vermischt. Diese merkwürdigen Flötze und die zahllosen Seemuscheln darin, beweisen sowohl als die genaue Uebereinstimmung der Gebirgsarten beider Seiten, daß die Felsen einst eine einzige ungetheilte Fläche waren, die erst durch die Gewalt des Meers, welches ganz darüber hinwegging, gesprengt und ausgehöhlt wurde. Erwägt man dabei die ungemeine Härte dieses Urgebirges, so erstaunt man noch mehr über das furchtbare Ereigniß, dessen Zeitpunkt in der dunkeln Vorwelt ganz verschwindet; — nach diesem ersten Blick auf die Bildung des plauischen Grundes, wollen wir den Freund der schönen Natur auch durch das schöne Thal selbst führen. Die Straße von Dresden geht bis zum Dorfe Plauen in der Ebne fort. Durch den Krieg im Jahr 1813 wurde diese blühende Gegend sehr verwüstet; viele Alleen sind umgehauen, freundliche Landhäuser und Fabrikgebäude wurden völlig eingeschossen und verbrannt. Doch fängt der fleißige Sachse schon wieder an, sich hier als Landwirth oder Künstler anzusiedeln. Vor dem Eingange des Grundes liegt ein Vorwerk mit einem Garten an der Weisseritz und einem Sommerpalais, Reisewitzens Garten genannt. Seine

schönen Gartenpartien machen ihn zu einem besuchten Vergnügungsorte. Am Ende desselben, dicht am Fuße der Höhe, die sich zur Linken erhebt, liegt das Dorf Plauen. Es ist eins der ältesten Dörfer dieser Gegend, und erhielt wahrscheinlich von dem wendischen Worte Plawa, eine Schwemme, den Namen, so wie das Wort Dresden in der wendischen Sprache eine Ueberfahrt hieß. Vermuthlich hatte die Weißeritz den Eingang des damals mit Steinen und Waldung bedeckten Grundes ganz überschwemmt. Andere Spuren von dem hohen Alter dieses Dorfes verrathen zwei nahe dabei befindliche Plätze, welche wahrscheinlich geheiligte Oerter der Sorben waren, wo sie die Asche ihrer Todten begruben und ihre Opfer verrichteten. Einer derselben ist der Hahneberg zwischen der Stadt und dem Dorfe, ein Hügel, auf welchem einst ein geheiligter Hain stand. Das Pfarrfeld befindet sich auf diesem Berge, der wahrscheinlich bei der Einführung des Christenthums der Kirche eingeräumt wurde, um alle Spuren des Götzendienstes zu vertilgen. Der andre heilige Platz soll die sogenannte Felsenkuppe gewesen seyn, die sich unweit der vordern Spitze befindet, unter welcher die Wohnung des Hegereiters liegt. Sonst war sie mit Waldung bedeckt, wovon sich noch der Name: Tännicht erhalten. Jetzt nennt man sie den großen Stein; sie bekam im siebenjährigen Krieg durch eine Schanze eine ganz veränderte Gestalt. Die beträchtlichen, vorher geordnet über einander gelegten Felsenstücke hatten sonst ganz die Gestalt und Beschaffenheit der Hünen- oder Heiden-Hügel. Nicht weit von dieser zerstörten Opferstätte grub man in der Gegend des Koschützer Weinbergs mehrere Urnen von Thon aus. In spätrer Zeit hat diese Felsenkuppe wahrscheinlich zu einem Calvariberge gedient, denn an der Straße, welche diese Anhöhe hinaufführt, waren um die Zeit des siebenjährigen Kriegs noch steinerne Säulen und Kreuze zu sehen, welche vermuthlich die Stationen bezeichneten. Gleich hinter dem Dorfe Plauen zur Rechten ist der Eingang in den herrlichen Grund. Hier vereint sich das Heitre mit dem Ernst des Erhabenen; und jedes fühlende Herz wird die Sprache verstehen, mit der eine freundliche Natur den Wanderer in die Geheimnisse ihrer Idyllenwelt lockt, oder jene Bilder der Schwermuth, welche dem Mitgefühle und der Sehnsucht aus dem düstern Haine und den Grotten des Waldbachs entgegenwinken. Man wählte den etwas erhöhten Fußsteig linker Hand längs des Mühlgrabens, wo rechts die forellenreiche Weißeritz zwischen dem Fahrwege und dem buschigen Abhange jenseits über einige Wehre hinabrauscht. Die schönste Aussicht gewahrt man auf der hohen Felsenklippe vor Dölzschen. Unter sich erblickt man das sonnige Elbthal und die Stadt, am Fuße einer schön gewundenen Hügelreihe von Weinbergen und Landhäusern; hinter ihr dehnt sich dunkelschattend ein Tannen- und Kiefernwald aus, über welchem sich die höhern Gebirge der Lausitz in blauer Ferne erheben. Die Elbe strömt vom Morgenhorizonte zwischen dem Königstein und Lilienstein in die Aue von Pirna herab und verliert sich im Abend unter den meißner Gebirgen. Da wo sie dem Auge sich entzieht, verrathen ihren Lauf die ausgespannten Segel der Schiffe, welche der Stadt zueilen. Inmitten der fruchtbaren, von großen Heerstraßen durchschnittenen Fluren liegen freundliche Dörfer verstreut. Aber welch ein Wechsel, wenn man jetzt sich wendet! Statt der lachenden Landschaft erblickt man tief unter sich eine schmale jähe Schlucht, deren Felsenwände sich kühn und majestätisch hier nackt, dort mit Gebüschen bekränzt, emporheben. An ihrem Fuße rauscht eilig die Weißeritz hin und stürzt sich über ein Wehr. Drei nicht weit von einander gelegne

Mühlen beleben den Grund und mildern die düstre Ansicht desselben. Weiter gen Westen, wohin die Schlucht mahlerisch sich krümmt, wird man ein breiteres, von hohen Gebirgen umschloßnes Thal gewahr, aus dessen Mitte sich der Kirchthurm von Döhlen erhebt. Folgt man aber dem Thalweg in der Tiefe, so wird man gleich beim Eingange in den Grund sehr überrascht durch die romantische Ansicht der schönen steinernen Brücke in der Nähe der Buschmühle. Im Sommer scheint diese Brücke überflüssig, bei Eisgängen schwillt der sanfte Bach aber oft zum reißenden Waldstrom an. Neben der Brücke bildet ein breites Wehr einen künstlichen Wasserfall. Die Weißeritz versorgt Dresdens Bewohner mit Brennholz; uns unterhält von oben das Spiel der sich jagenden Scheite, die immer schneller über das hängende Wehr einander verfolgen. Schroffe unwirthliche Felsen ragen von der einen Seite steil aus dem Wasser himmelan, die gegenüberstehenden sind mit Birken und Büschen reich geschmückt. Nicht weit von der Mühle liegt im lieblichsten Waldesdunkel die reizende italienische Villa des kunstreichen Mahlers, Professors Grassi. Ehe die Straße nach Tharand durch diesen Grund geführt war, glich er hier einer furchtbaren Wildniß; viele Felsen mußten gesprengt werden, um die Straße zu ebnen. Unter diesen hervorragenden, jetzt meist weggebrochnen Klippen war das sogenannte Schweizerbette eine der merkwürdigsten. Die zweite, oder Königsmühle steht auf dem nämlichen Platze, wo zum Jahr 1719 bei Gelegenheit der Feste zur Vermählungsfeier des Churprinzen mit der kaiserlichen Prinzessin Maria Josepha, der Tempel des Saturnus stand, nebst zwei künstlichen feuerspeienden Bergen. Man nahm nämlich an, Saturnus wolle selbst die Saturnalien begehen, um das hohe Brautpaar zu erfreuen. In dieser Absicht hatte er seine Bergleute aus allen Klüften des Erzgebirges herausgepocht, um von den innern Schätzen desselben Geschenke zu bringen. Cupido war dabei Münzmeister, und die von ihm in Gold und Silber geprägten Münzen sind noch vorhanden. Das Fest wurde Abends mit Beleuchtung gefeiert, der Aufzug der Bergleute, die mit ihren Grubenlichtern und allen möglichen Bergwerksgeräthschaften, Stufen und Steinarten ausgerüstet waren, bestand aus 1600 Personen. Da dieser Felsengrund den Anfang des Erzgebirges ausmacht, so war er um so passender zu dieser Feier. Unter abwechselnden Ansichten kommt man zur dritten oder sogenannten neuen Mühle. Diese drei landesherrlichen Mühlen tragen jährlich ein so beträchtliches Pachtgeld ein, daß dieses enge Felsenthal sicherere und größre Einkünfte gewährt, als manche Herrschaft. Weiterhin, wo der tiefe Grund sich allmählig erweitert, liegt noch sehr romantisch eine Pulvermühle; sonst war ein Kupferhammer hier. — Hierauf wird die Gegend freier und heiterer bei dem Dorfe Potschappel. Diesem gegenüber liegt der hohe Burgwartsberg. Er hat den Namen von einer Burg, die König Heinrich der Erste hier in der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts erbaute, um die Wenden im Gehorsam zu erhalten. Man nannte sie Burgwardium Buistritzi, weil in noch grauerer Vorzeit der wendische Gott Püstritz hier abgebildet stand, wovon das benachbarte Dorf Pesterwitz seinen Namen bekam. Auf der Ostseite findet man die deutliche Spur eines Waldes, und vorn auf der Felsenkuppe unterscheidet man noch eine kesselförmige Vertiefung, welche der Burgbrunnen war. — Das Dorf Potschappel hat ein niederländisches Ansehn, sein Werth stieg durch den erst seit ungefähr dreißig Jahren ernstlich betriebenen Steinkohlenbau wohl um das Zehnfache. Die Steinkohlenflötze ziehen sich von Burg am Windberg herab

bis nach Zamkerode, und über Kleinhermsdorf hinauf, und es liegen oft mehrere über einander. In Burg ist die Art des Abbaues der Steinkohlen sehr merkwürdig. Gegen 160 Ellen unter der Erde, nach dem Windberge zu, ist in einem Bezirke von ungefähr 800 Ellen das Flötz, welches daselbst 14 Ellen hoch ist, abgebauet; hier glaubt man sich in einem unterirdischen Labyrinthe zu befinden, denn man hat Pfeiler von drei bis vier Ellen in der Stärke stehen lassen müssen, damit die Decke nicht einstürze. Hinter Potschappel scheint der eigentliche Grund geendet, lachende Ebnen breiten sich aus, und die Ansicht von Döhlen bildet ein heiteres Gemählde. Am Wege selbst befindet sich die döhlener Wasserkunst. Das Gebäude an der Weißeritz enthält das Kunstrad. Von diesem laufen schräg über die Wiesen hin die auf Säulen und Rollen liegenden Kunstgestänge nach dem am Hügel befindlichen Kunstschaft, in welchem zwei Röhren hinab gehen, wovon jede sechzig Ellen hoch und aus mehrern Röhren zusammengesetzt ist. Durch diese wird das häufige im Kohlenschachte sich sammelnde Wasser herausgepumpt. Die Pumpenstangen hängen an den Kunstgestängen, die, durch das Kunstrad in Bewegung gesetzt, die Pumpen ziehen. Durch diese Maschine ist es möglich, die Kohlen aus der Tiefe zu gewinnen, und ungeachtet des Wassers fortzuarbeiten. Der Windberg ist der höchste und schönste Berg dieser Gegend; sein Fuß ist von Büschen und Bäumen umlagert, gegen die Mitte scheint sich eine von der Natur geformte Terrasse quer über ihn zu ziehen, auf welcher sein Haupt sich kühn erhebt. An seinem Fuß vorbei kommt man durch das seiner Obstbaumzucht wegen bekannte Deuben; hier beginnt das Thal wieder sich enger zu schließen, das mahlerische Dörfchen Hainsbach liegt vor uns, und rechts kommen wir dicht bei dem Riesenbette, einer in einem schroffen Felsen sich wölbenden Höhle vorbei. Nicht weit davon entsteht die Weißeritz aus dem Zusammenflusse der wilden und der rothen Weißeritz. Das Thal, wo die wilde Weißeritz herausströmt, ist tief und düster. Es ist so eng, daß die Breite des Wassers und Fahrwegs zusammen kaum 24 Ellen beträgt. Zu beiden Seiten erheben sich Tannen über einander, steile und nackte Klippen ragen dazwischen hervor, und brausend schäumt der Waldbach durch dies einsame Thal, wo man nur das Rauschen des Wassers und das Krächzen der Raben hört, selten sieht man in der finstern Schlucht etwas Lebendiges als etwa einen hochschwebenden Geier. Ganz verschieden ist der Charakter des letzten Drittheils unsers plauischen Grundes; reich an romantischen Abwechslungen, leitet er durch das liebliche Heilsberger Thal vollends bis zu dem Anblick der Ruinen von Tharand. Für den Botaniker ist der plauische Grund sehr merkwürdig, weil er die allermannigfaltigsten Kräuter, Pflanzen und Flechten enthält; auch der Entomologe wird sich hier sehr befriedigt finden. Sonst fabelte man von unermeßlichen Schätzen an Gold und Silber, die in diesen Gebirgen zu finden wären; sie rührten hauptsächlich von venetianischen Hechelträgern her, welche hier glänzende Steine aufsuchten, die sie zu schleifen verstanden. Man nannte diese Leute Wahlen, vermuthlich von dem Worte Wallenses, Thalbewohner, und erzählte sich von ihnen wundersame Mährchen. Doch fand man in diesen Bergen nie eine Spur von edlen Metallen. In einer so romantischen Gegend kann es nicht an alten Sagen fehlen; am bekanntesten ist das Mährchen von dem Zauberschlosse im Innern des Windberges; man erzählt sich, daß es noch im letzten Jahrhunderte einem armen Musikanten glückte, diese Geisterburg zu betreten. Rothkopfs Görge, so hieß der lustige Fiedler, aus Burg am Windberg, war in der ganzen Gegend beliebt; nach seiner Geige tanzte es sich am besten,

Digitized by Google

und sie erhielt die Ungeschicktesten im Tact. Eines Sonntags, als er um Mitternacht einsam von Deuben nach Hause ging, überrechnete er seine Einnahme und gedachte des Zauberschlosses, von welchem er von Kindheit an so viel hörte. „Du bist doch nun," sagte er zu sich selbst, „schon manches liebe Jahr zu jeder Stunde der Nacht am Windberg vorübergegangen, und hast nichts davon gemerkt; wer weiß, ob es wahr ist. Mir sollte niemand erscheinen und mir gebieten zu folgen, ich faßte mir ein Herz, und füllte meine Taschen mit Gold, ja, wer nur den Eingang wüßte." — „Den will ich dir zeigen," erwiederte ein Mann, der plötzlich gerade vor ihm stand. Der arme Görge erschrack gewaltig, und so freundlich ihn auch der Unbekannte angeredet hatte, so sah es doch um seinen Muth ganz jämmerlich aus. „Komm, folge mir getrost," sagte der Berggeist, „eine hohe Gesellschaft erwartet dich im Schlosse, du sollst zum Tanze spielen, sie wird dich reich belohnen, nur hüte dich, im Schlosse zu reden, und fodere ja nicht, wenn man dich fragt, was du für deine Musik begehrst." Rothkopfs Görge war versteinert vor Schreck, und sein: Alle gute Geister ꝛc. leise vor sich hinmurmelnd, wankte er zitternd dem Berggeist nach, durch schaurige, völlig unbekannte Wege. Sie gelangten an ein großes leuchtendes Thor, welches sich plötzlich hinter ihnen wieder schloß. Mit Furcht und Staunen schritt Görge durch den mit Fackeln erleuchteten Vorhof, und erblickte prachtvoll hohe Gebäude und Thürme, alles schimmernd hell. Sein Führer ging stets vor ihm hin, und brachte ihn in einen großen, mit vielen tausend Kerzen erleuchteten Saal, wo eine glänzende Gesellschaft von Herrn und Damen, in schwarzer altdeutscher Tracht, mit köstlichen Perlen und Juwelen geschmückt, ihn scharf betrachtend umringte. Freundlich winkte ihm sein Führer zu einem Kamin, und gebot ihm zu spielen. Es begann eine Art von Tanz, die er nie zuvor gesahe, und er spielte mit größter Fertigkeit eine Musik, die er nie gehört hatte, und deren wunderliche Melodien er nie zu wiederholen vermochte. Eine Stunde lang wirbelte alles im lustigen Taumel, dann trat jedes Paar ernst und schweigend vor Görgen, ihn mit scharfen Blicken betrachtend. Man fragte ihn: „was foderst du für eine Belohnung?" Der Mahnung gedenkend, zog er ängstlich und stumm seinen zwischen die Knie geklemmten Hut hervor, und hielt ihn demüthig bittend hin. Der Fragende ergriff eine Kohlenschaufel, fuhr damit in das Camin, und schüttete dem zitternden Görgen einen Haufen glühender Kohlen in den Hut. Sein erster Führer winkte freundlich und geleitete ihn zum Thor hinaus; plötzlich verschwand alles, und in dichte Finsterniß gehüllt, stand Görge auf dem nämlichen Platz, wo ihm der Geist in den Weg trat. Er erholte sich von seiner Betäubung, und eilte dann nach der Heimath zu, sich nicht wenig ärgernd über den glimmenden Höllenlohn, den man ihm statt des gehofften blanken Goldes gereicht hatte. Gern hätte er die Kohlen gleich weggeworfen, wenn er nicht den Zorn der Geister gefürchtet hätte; indeß wurde der Hut immer schwerer, und er vermochte kaum, ihn fortzuschleppen. So wie er seine Hütte erreichte, warf er die schweren Kohlen auf die Seite und zog die Thüre geschwind hinter sich zu. Eilig kroch er in sein Bette, und versank erst spät in einen tiefen Schlaf. Sobald er erwachte, stand der ganze Spuk lebendig vor ihm; er lief zu sehen, ob sein Hut nicht verbrannt sey. Zu seinem Erstaunen fand er ihn unversehrt, und als er ihn herumdrehte, fiel aus dem Futter ein wunderliches altes Goldstück heraus. Nun rannte er nach den ausgeschütteten Kohlen, fand aber statt des gehofften Goldes nur ein Häufchen todte Steinkohlen; er

Digitized by Google

raffte sie alle zusammen, aber jeder Versuch damit mißlang. Da stand nun Rothkopfs Görge und ärgerte sich, sein Glück so verscherzt zu haben. Das gefundne Goldstück machte ihn ärmer als er zuvor war, weil es ihn stets an seinen Verlust erinnerte. Doch als ein lustiger Spielmann ergab er sich endlich drein, und dankte später Gott, daß er kein reicher Mann geworden war. „Machte mir das eine Goldstück schon so viel Sorge," rief er oft, „wie sehr würde mich der ganze Hut voll gepeinigt haben!" — Der schief gegenüber liegende Burgwartsberg macht dem Zauberschloß die Größe des Reichthums noch streitig, denn von ihm erzählt die Sage, daß eine ganze Braupfanne voll Gold darin verzaubert liege, und daß bisweilen nächtlich blaue Flammen um seinen Gipfel tanzten. — So verknüpft rege Phantasie so gern das Geheimnißvolle mit dem Tiefen, geahnete Schätze, einen innern deutungsvollen Kern, mit den sichtbaren Naturschönheiten. Reiner Glaube und höherer Sinn wird geistig leicht hier das finden, was kindischer Aberglaube im Golde allein zu fassen wähnt, die liebende allmächtige Weltseele, die aus dem Wunderbau der Erde sowohl als aus den Bahnen der Sonnen uns ihre tröstende Nähe verkündet. Wl.

Plautus (Marcus Accius), gebürtig aus Sarsina in Umbrien, lebte um das Jahr 200 vor Chr., und ist einer der ältesten römischen Dichter. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt; doch weiß man aus Gellius so viel, daß er sich eine Zeitlang wenigstens in einer sehr dürftigen Lage befand, die ihn nöthigte, sich seinen Unterhalt mit einer Handmühle zu verdienen. Dabei scheint er jedoch eine unverwüstlich frohe Laune gehabt zu haben; denn selbst in jener eben nicht zur Poesie einladenden Lage soll er einige Lustspiele verfertigt haben. Noch sind uns zwanzig seiner Komödien übrig, die folgende Ueberschriften haben: Amphitruo, Asinaria, Aulularia, Curculio, Casina, Captivi, Cistellaria, Epidicus, Bacchides, Mostellaria, Menaechmi, Miles gloriosus, Mercator, Pseudolus, Poenulus, Persa, Rudens, Stichus, Trinummus, Truculentus. Einige sind nicht vollständig vorhanden, wie Aulularia, Truculentus, Casina; die meisten aber vollständig. Die Namen sind theils von Personen entlehnt, die in dem Stück eine Rolle spielen, wie Amphitruo (der bekannte Gemahl der Alkmene, Mutter des Herkules), Curculio (d. h. Kornwurm, Name eines Schmarotzers), Epidicus, Pseudolus, Stichus (Namen von Sclaven), Bacchides (Name zweier Buhlerinnen), Menaechmi (Name eines Zwillingsbrüderpaars), Mil. gloriosus (der großsprecherische Soldat), Captivi (die beiden Gefangnen), Mercator (der Kaufmann), Poenulus (der Punier oder Carthaginienser), Persa (der Perser), Truculentus (der Trotzige oder Wilde); theils von gewissen Dingen, die in dem Stücke vorkommen und dem Ganzen zur Grundlage oder Entwicklung dienen, wie Aulularia, Cistellaria, Mortellaria, sc. Fabula (der Topf, oder der Schatz, das Kästchen, die Gespenster). Plautus entlehnte größtentheils seine Komödien von den Griechen, wie schon die Namen der auftretenden Personen lehren; von Diphilos, Demophilos, Philemon und Andren. Auf Originalität kann also dieser Dichter keinen Anspruch machen, so wenig wie die meisten römischen Dichter. Sein Verdienst ist, daß er die griechischen Komödien, theils übersetzend, theils nachbildend, in die lateinische Sprache übertrug, und dadurch diese selbst mit ausbilden und bereichern half. Die Alten selbst können seine Sprache nicht genug rühmen, und nach Varro meinte Jemand, die Musen, hätten sie lateinisch reden wollen, würden sich der plautinischen Sprache bedient haben. Nicht weniger rühmte man den schalkhaften Witz und den Sen-

Digitized by Google

tenzenreichthum des alten Komikers. Allerdings läßt sich für die Sprache des Umgangs und des gewöhnlichen Lebens viel aus Plautus lernen, ob sich wohl vieles Alterthümliche und Veraltete bei ihm findet, was wir, wenn wir lateinisch schreiben, nicht nachahmen dürfen, da, und mit Recht, Cicero als Muster und Regel angenommen ist. Auch an Witz und Laune gebricht es den plautinischen Komödien nicht, noch an trefflichen Denksprüchen; aber die Sprache ist oft gemein, der Witz und Scherz oft unedel, ja schmutzig. Nicht selten ist der Gegenstand seiner Stücke eine höchst obscöne Geschichte, die gleichwohl, ungeachtet der groben Unsittlichkeit, die ihr zum Grunde liegt, ganz spashaft behandelt wird. Es geht daraus hervor, wie wenig man im Allgemeinen diesen Dichter empfehlen darf, besonders jüngern Lesern. Doch sind einige seiner Komödien weniger anstößig und in einem anständigern Tone geschrieben, z. B. die beiden Gefangnen und der Trinummus, von welchem letztern Stücke wir auch eine einzelne vorzügliche kritische Ausgabe von Hermann in Leipzig haben. Dieses Stück hat übrigens seinen Namen von tres nummi (drei kleine Geldstücke, drei Kreuzer), wofür ein gewisser Mensch gedungen wird, unter einer Verkleidung die Rolle eines Fremden zu spielen. An vortrefflichen Sentenzen ist diese Komödie besonders reich. Eine vorzügliche Ausgabe sämmtlicher plautinischen Komödien nebst den Fragmenten ist folgende: M. Accii Plauti quae supersunt Comoediae cum commentario ex var. notis et observat. ex recens. Joh. Frid. Gronovii c. praefat. J. A. Ernesti, Vol II. Lips. 1760. Eine neuere Ausgabe mit einem fortlaufenden Commentar erschien von Schmieder, Göttingen 1804—1805; und die neueste, in usum elegant. hominum, von Bothe, Berlin 1810, in 4 Bänden. Lateinisch und deutsch gab die plautinischen Lustspiele heraus Danz, Leipzig 1806—1807, und metrische Uebersetzungen lieferten außerdem Küffner (Wien 1806—1807) und Köpke (Berlin, 1809, den ersten Band), beide mit Anmerkungen. S.

Plebejer, Plebs, hieß bei den Römern diejenige Volksclasse, welche nicht zu den Senatoren und Rittern gehörte; in den letzten Zeiten der Republik auch alle diejenigen, welche keine öffentlichen Staatsämter bekleideten, sondern als Privatleute von ihrem Vermögen lebten. Außer den letztern sind alle zum Plebs zu rechnen, deren Vermögen nicht wenigstens 400,000 Sestertien betrug; sie mochten übrigens Handwerker, Kaufleute, Unterbeamten, Soldaten, Bettler u. s. w. seyn. Vornehmlich aber nennt man Plebejer die ärmere Volksclasse, die meist von den Spenden, welche ihnen der Staat oder die Reichen und ihre Patrone machten, und von dem (gesetzlich verbotnen) Verkauf ihrer Stimmen lebten. Man unterscheidet Plebs rustica und Plebs urbana, und rechnet zu dieser alle in der Stadt lebenden Handwerker, Krämer, Bettler, Müßiggänger u. s. w., zu jener, die auf dem Lande lebenden, den Ackerbau treibenden Bürger, welche überhaupt der angesehenste und beste Theil der römischen Bürgerschaft waren. In der blühendsten Zeit der Republik, nach dem Tode Sylla's, zählte man ungefähr 450 000 römische Bürger; davon lebte ungefähr die Hälfte in Rom und der umliegenden Gegend, und bildete, nach Abzug der Senatoren und Ritter, daselbst den dritten Stand. Alle Plebejer, sie mochten reich oder arm, vornehm oder noch ganz unbekannt seyn, genossen gleiche Rechte mit dem Mann von Stande. Jeder von ihnen konnte sich unter günstigen Umständen zu den höchsten Ehrenstellen emporschwingen und durfte von dem Vornehmsten Achtung und Aufmerksamkeit erwarten, da auf seine Gunst immer viel ankam.

Digitized by Google

Plectrum hieß das Instrument, womit die Alten die Lyra gewöhnlich spielten. Wahrscheinlich war es ein dünnes Stäbchen von Holz oder Elfenbein. Erst später wurde es Sitte, die Saiten mit den Fingern anzuschlagen. Die Lacedämonier hielten dies für so unziemlich, daß sie einst einen Lyristen deßhalb zu einer Geldstrafe verurtheilten.

Plejaden, die Töchter des Atlas, sieben an der Zahl. Die Fabel erzählt, Orion habe sie erblickt und liebend verfolgt, sie aber die Götter um Rettung angefleht, worauf Jupiter, sich ihrer erbarmend, sie in Tauben verwandelt habe. Ueber das Sternbild der Plejaden s. den Art. Sternbilder.

Pleonasmus (Ueberfluß), heißt in der Redekunst derjenige Fehler, wenn ein und derselbe Begriff oder Gedanke wiederholt ausgedrückt wird. So ist es pleonastisch, zu sagen: der großmüthige Fürst, welcher gern die Großmuth übt. In diesem Falle ist freilich der Pleonasmus sehr sichtbar; es gibt aber eine verborgnere Art desselben, gegen die selbst gute Schriftsteller nicht immer auf ihrer Hut sind.

Pleyel (Ignaz), geboren im Oesterreichischen im J. 1757, studirte die Composition unter Anleitung des großen Haydn bis 1786, wo er eine Reise nach Italien machte. Er wurde hier aller Orten auf das schmeichelhafteste aufgenommen. Von Italien begab er sich nach Paris, wo er gleichfalls den außerordentlichsten Beifall fand. Nach einem kurzen Aufenthalt in dieser Hauptstadt reis'te er nach Straßburg, wo er im J. 1787 zum Capellmeister am Münster mit einem Jahrgehalt von 4000 Franken ernannt wurde. Als aber während der Revolution die Kirchen geschlossen und alle Kirchendiener verabschiedet wurden, flüchtete sich Pleyel, der zwar, den Umständen nachgebend, eine Hymne auf die Freiheit componirt, damit aber nicht die Aufmerksamkeit der mit andern Sorgen beschäftigten Regierung für sich gewonnen hatte, im J. 1793 nach London, gerade zu der Zeit, als auch Haydn sich dort befand. Er gab eine Anzahl Concerte und wandte sich darauf wieder nach Paris, wo im Jahr 1796 sein Name unter den Componisten des zweiten Rangs, welche durch ihre Talente seit der Eroberung der Freiheit zur Verschönerung der Nationalfeste zu Paris beigetragen hatten, öffentlich und feierlich mit ausgerufen wurde. Seitdem hat er in Gemeinschaft mit einigen Compagnons eine Musikalienhandlung angelegt, welche sich in kurzer Zeit zu einer der ansehnlichsten in Europa erhoben hat. Zu besondrer Ehre gereicht ihm seine seit 1801 unternommene Ausgabe einer Bibliothèque musicale, in welcher er nach und nach die vornehmsten Werke der ersten italienischen, deutschen und französischen Meister, eines Händel, Haydn, Jomelli, Leo, Durante, Hasse, Graun, Bach u. s. w. zu liefern versprochen hat. Als Componist hat Pleyel eine große Anzahl von Werken geliefert, die größtentheils in Offenbach und dann in seiner eignen Officin erschienen sind. Sie zeichnen sich aus durch Anmuth und Gefälligkeit, doch sind die spätern nicht mit gleichem Beifall aufgenommen worden. Meistens sind sie für Instrumentalmusik: Sinfonien, Sonaten, Duetten, Trio's, Quartetten, Quintetten u. s. w. Für den Gesang führen wir nur seine Oper Ifigenia an.

Plinius (Caj. Secundus), der ältere dieses Namens, römischer Ritter, geb. zu Verona im J. 23 nach Chr. Geb., einer der größten Gelehrten und fleißigsten Männer, die Rom jemals gehabt hat. Er widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, machte aber auch als Unterbefehlshaber einen Feldzug in Deutschland mit, und bekleidete späterhin mehrere öffentliche Stellen, unter andern das Amt eines Procurators in Spanien. Er ist vorzüglich merkwürdig durch seinen ungemeinen For-

Digitized by Google

schungsgeist und seinen unermüdlichen eisernen Fleiß. Jeden Augenblick, den ihm seine Amtsgeschäfte frei ließen, benutzte er zum Studiren, und war im eigentlichen Sinn karg mit der Zeit. Ueberdies stand er sehr früh auf, selbst im Winter, legte sich oft gar nicht zu Bett, und las selbst während des Essens und Badens, oder ließ sich vorlesen. Und dabei zeichnete er sich emsig alles, was ihm merkwürdig schien, sogleich auf, und äußerte öfters, kein Buch sey so schlecht, daß man nicht doch etwas daraus lernen könnte. Konnte er selbst nicht schreiben, so hatte er immer einen Geschwindschreiber in der Nähe, dem er in die Feder dictirte. So konnte Plinius, ungeachtet seiner zeitraubenden öffentlichen Geschäfte, mehrere nicht kleine Werke liefern, die eben so von seinem Fleiße, wie von seiner vielumfassenden Gelehrsamkeit zeugten. Er wurde endlich in seinem hohen Alter selbst noch ein Opfer seiner eifrigen Wißbegier, wie uns der jüngere Plinius im 16ten Briefe des sechsten Buchs erzählt. Er befand sich nämlich im J. Chr. 80 eben in der Nachbarschaft des Vesuv, als sich ein furchtbarer Ausbruch dieses Vulkans ereignete, und er konnte sich, ungeachtet der drohenden Gefahr, nicht enthalten, diese merkwürdige Erscheinung ganz in der Nähe zu beobachten. Schon fiel glühende Asche mit Bimssteinen vermischt auf sein Schiff; aber er ließ sich nicht bewegen, umzukehren, und fuhr sogar fort, alles, was er wahrnahm, aufzuzeichnen. Er übernachtete unweit des brennenden Berges, während die Erde um ihn furchtbar bebte, ruhig bei einem Freunde, und fand am andern Morgen, als er sich am Meeresstrande niedergelassen hatte, seinen Tod in dem erstickenden Dampfe, der sich über die ganze Gegend verbreitet hatte. So endigte dieser merkwürdige, rastlos thätige Mann, dessen Schriften leider zum unersetzlichen Verlust für die Wissenschaft größtentheils verloren gegangen sind; unter andern Bellorum Germaniae lib. XX. und Historiarum lib. XXXVII. Ein Werk aber haben wir von ihm noch, das die Ueberschrift führt: Historia naturalis, oder Historia mundi, in 37 Büchern; eine sehr reiche Sammlung von Merkwürdigkeiten aller Art aus dem ganzen Gebiet der Schöpfung und des Wissens, um so schätzbarer, da Plinius aus einer Menge verloren gegangner Bücher schöpfte, wie man aus dem 1sten Buch jenes Werkes sieht. Nicht bloß über Mineralien, Pflanzen und Thiere finden wir hier sehr viel Wissenswerthes gesammelt, sondern auch vieles Andre, was in die Astronomie, die mathematische, physische und politische Geographie, in die Medicin und Astronomie gehört, ja selbst manches aus der Geschichte der Kunst, z. B. über Gemählde und alte berühmte Gebäude. Unter den ältern kritischen Ausgaben ist die von Hardouin (Paris 1723) die vorzüglichste; unter den neuern die von Franz, mit Hardouins u. A. Noten (Leipzig 1778—91 in 10 B.) deutsch übersetzt von Große (Frankfurt a. M. 781—88). S.

Plinius (C. Plin. Cäcilius Secundus) der jüngere, des vorigen Neffe, geb. nach Chr. Geb. 62 zu Comum. Von seinem Oheim an Kindes Statt angenommen, lernte er von diesem jene weise Benutzung der Zeit, wodurch sich der ältere Plinius so sehr auszeichnete; und ihn selbst beseelte ein lebhafter Trieb nach Wissenschaft und eine nicht gemeine Ruhmbegierde. Darum legte er sich frühzeitig mit dem größten Eifer auf das Studium der Beredsamkeit und der Philosophie, und machte schon als ein 13jähriger Knabe den Versuch, eine Tragödie in griechischer Sprache zu dichten. In Syrien, wo er eine Zeitlang als Oberster bei einer Legion stand, benutzte er den Umgang mit dem Philosophen Euphrates, einem sehr gebildeten Manne, und trat dann

in Rom als Sachwalter mit Glück auf, bekleidete auch einige öffentliche Aemter, und wurde schon im 39sten Jahre Consul, indem er der vorzüglichen Gunst des Kaisers Trajan genoß, der ihn dann zum Augur und zum Statthalter von Pontus in Bithynien ernannte, welchen ehrenvollen Posten er zu allgemeiner Zufriedenheit zwei Jahr lang verwaltete. Er war in jeder Hinsicht unstreitig einer der ausgezeichnetsten und besten, und man kann hinzusetzen, auch einer der glücklichsten Männer seiner Zeit. Es fehlte ihm nichts zum frohen Lebensgenuß, und sein gebildeter Geist, sein edles Herz, Freundschaft und Liebe, mit einem Wort, das Schönste und Beste schmückte und verherrlichte sein Leben. Als Schriftsteller arbeitete er mit eben so viel Liebe als Fleiß. Er versuchte sich in mehreren Gattungen, in Prosa und Poesie. Uns ist von seinen Schriften nichts mehr übrig, als eine Sammlung Briefe in 10 Büchern, und eine Lobrede auf den Trajan. Die Briefe sind an verschiedne Freunde gerichtet und sehr mannichfachen Inhalts; das 10te Buch aber enthält bloß Briefe und Berichte an den Kaiser, nebst dessen Antworten, unter andern auch einen Bericht, worin er die Christen gegen die Beschuldigungen ihrer Feinde vertheidigt. Plinius schreibt nicht so einfach schön wie Cicero; aber der Inhalt und der geistreiche Ton machen seine Briefe anziehend und vielfach belehrend. In der Lobrede auf Trajan, ist Plinius nach Einiger Meinung mit seinem Lobe sowohl als mit dem rednerischen Schmuck etwas zu verschwenderisch; doch ist sie auch in dieser Hinsicht nicht als Muster zu empfehlen, so bleibt sie doch immer ein wichtiges Werk für die Geschichte des wirklich edeln und lobenswerthen Kaisers und seiner Zeit. — Die Briefe und den Panegyrikus zusammen edirte Gesner mit Anmerkungen (Leipzig 1739) und zum zweiten Mal A. W. Ernesti (Leipz. 1770). Eine neuere kritische Ausgabe der Briefe mit Anmerkungen erschien von Gierig (Leipz. 1800—2) und sämmtlicher Schriften von demselben (Leipz. 1806); ferner von G. H. Schäfer mit den Anmerkungen älterer und neuerer Gelehrten (Leipz. 1805). Die Lobrede besonders edirte Gierig mit Anmerkungen Leipz. 1796. Von demselben erschien eine Schrift über das Leben, den moralischen Charakter und den schriftstellerischen Werth des jüngern Plinius (Dortmund 1798). Eine deutsche Uebersetzung sämmtlicher Briefe nebst dem Leben des Plinius gab mit Anmerkungen Schmid heraus (Frankf. a. M. 1789). Vorzügliche Uebersetzungen der Briefe (2 Bde. 8. Erlangen 1801—1802) und des Panegyrikus (8. Ansp. 1784) hat J. A. Schäfer und von dem letztern auch Wigand (Leipzig 1796) geliefert. S.

Plombières, ein Flecken in Lothringen, in dem Departement der Meurthe, berühmt wegen seiner warmen Bäder.

Plus, mehr, die Bezeichnung der Addition in der Algebra; das Zeichen dafür ist ein +. A + B heißt also so viel als A zu B addirt. Entgegengesetzt ist das Minus oder weniger, welches die Subtraction bedeutet und mit einem — bezeichnet wird. A — B heißt so viel als B abgezogen von A.

Plutarchus, Plutarch, ein gelehrter und fruchtbarer griechischer Schriftsteller, aus Chäronea in Böotien (um 49 nach Chr. Geb. geb.), der unter Trajan mehrere bürgerliche Ehrenstellen bekleidete, und die Philosophie in Rom vortrug. Er soll gegen 300 Schriften verfaßt haben, wovon wir noch 125 besitzen; aber mehrere führen mit Unrecht seinen Namen. Seine Werke sind theils philosophische, theils histori-

sche. Die erstern, die man gewöhnlich unter dem Namen Ethica oder Moralia begreift (in der letzten Ausgabe von Dan Wyttenbach, Oxf. 1795—1801. 5 Voll. 4. und 8., deutsch von Kaltwasser, Frankfurt 1783—1800. 9 Bände 8.), in welchen er sich besonders über mehrere practische Gegenstände auf eine populäre Weise verbreitet, zeigen einen lebendigen Denker (z. B. die Schriften de educandis liberis, de audiendis poetis, de musica etc.), der seine Belesenheit glücklich anwendet, seinen Gegenstand interessant zu machen: seine historischen Schriften sind noch ausgezeichneter, und für die Geschichte des Alterthums sehr wichtig, vorzüglich seine berühmten und musterhaften (44) Biographien und Parallelen berühmter Griechen und Römer (Ed. Bryanus, Lond. 1729, 4 Quartbände, und mehrere einzeln, z. B. Theseus et Romulus, Lips. 1789, 8.; Marius Sulla etc. Lips. 1795, beide von Leopold, Alexander et Caesar von Schmieder, Halle 1804, 8.; alle deutsch von Schirach, Leipz. 1776—1779, 7 Bde., 8., und von Kaltwasser, Magdeb. 1799—1806, 10 Bde. 8.), ferner römische und griechische Untersuchungen, Isis und Osiris oder über ägyptische Alterthümer und Apophtegmen. Er webt in diesen Schriften seiner leichten Darstellung glücklich erklärende Bemerkungen ein. Doch wird sein Styl oft getadelt und man wirft demselben eine zu große Ausschmückung durch Sentenzen der ältern Philosophen und Dichter, mithin Mangel an Einfachheit, als allgemeine Fehler seiner Zeit vor. Unter den Ausgaben aller seiner Werke sind nach den von Henr. Stephanus (Genev. 1572, 13 Octbde.) und mechelianischen (Frankfurt 1605, 2 Voll. fol.) die von Reiske (Leipz. 1774—82 in 12 Octavbänden) und von Hutten (Tübingen 1791—1805, in 14 Octbden.) die besten. — v.

Pluto (bei den Griechen Hades, Aïs, Aïdes), des Kronos (Uranus) und der Rhea dritter Sohn, ein Bruder des Jupiter und Neptun, welchem bei der Theilung die nebelvolle Welt des Dunkels zufiel. Dort, unter der Oberfläche der Erde, thront er als Herrscher über die Verstorbenen. So weit unter seiner Wohnung, als der Himmel über der Erde erhaben ist, liegt der Tartarus, und zu dieser Wohnung, zu welcher eine von dem Herrscher der Unterwelt selbst bewachte Pforte führt, müssen nach ihrem Tode alle Menschen hinabsteigen. Mächtig, schrecklich, durch Bitten und Schmeicheln nicht zu erreichen, ist dieser dunkelgelockte Gott. Dennoch entführt Hercules ihm seinen Hund, den furchtbaren Cerberus, und verwundet ihn selbst in der Schulter. Berühmt ist sein Rossegespann. Sein Helm macht unsichtbar. So viel erzählt von ihm die Ilias. Die Odyssee hat schon manches anders; hier erscheint auch Proserpina wichtiger. Seine Wohnung ist in der Odyssee nicht ganz bestimmt unter der Erdoberfläche angegeben. Ulysses segelt von Aeäa mit dem Boreaswinde einen ganzen Tag, schifft durch den Okeanos und landet bei den hohen Felsen und dem Hain der Persephone, wo im ewigen Dunkel die Cimmerier wohnen. Bei diesen angelangt, geht er den Okeanos entlang und kommt so zu dem nächtlichen Dunkel, des Aïs Behausung, wo die Todten wohnen. Bei Hesiod führt am ewig unnachteten Westrande der nördlichen Erdhälfte eine Kluft in die Höhlung innerhalb der Erdscheibe zu den Todten hinab, eine andre in den Tartarus. Doch kommen bei ihm unter letzterm Namen auch beide unterirdische Abgründe vor. Manche Veränderung ward hier gemacht. Homer und die ihm nächsten fabelten innerhalb der Erdscheibe des Aïdes Reich, worin die Todten, gute und böse, wie hier die Lebenden, durch einander schweben, und nur wenige Götterfeinde Qualen

Digitized by Google

erdulden; verschieden war der Tartarus. Als hierauf die Philosophie durch kühnere Vermuthungen von der Erdscheibe und endlich durch Behauptung einer schwebenden Erdkugel den uralten Tartarus verdrängte, und der Glaube an Vergeltung nach dem Tode sich ausbreitete, ward das Todtenreich, zuerst allein innerhalb der Scheibe, dann auch von Einigen um die Mitte der Kugel, in Elysium und Tartarus gesondert. Solche Veränderungen hatten auch auf die Vorstellung von dem Herrscher der Unterwelt Einfluß. Er gewann nicht nur an äußerer Macht und Herrlichkeit, auch die Idee von ihm ward anders modificirt; er ward der Wohlthätige, der die Schlüssel der Erde in seiner Hand hatte, und das Jahr mit Früchten segnete; denn aus der nächtlichen Tiefe kommt aller Reichthum, alle Fülle. Kein Wunder daher, wenn die Spätern den Hades, ihn mit Plutus vermischend, Pluto nannten, und ihn über die in den Eingeweiden der Erde verborgenen Schätze gebieten lassen. Das Mythische von ihm besteht in Folgendem: Auch ihn hatte Kronos verschlungen und wieder von sich gegeben. Er kämpfte mit seinen Brüdern gegen die Titanen, und erhielt von den Cyklopen, die er befreit hatte, den unsichtbar machenden Helm, den er im Gigantenkriege dem Hermes, dem Perseus gegen die Gorgonen lieh, und der nachher auf Meriones kam. Zur Gemahlin raubte er sich die Proserpina (s. d. Art.). Bacchus, Hercules und Orpheus durften lebend sein Reich betreten; den Theseus und Pirithous aber, die seine Gemahlin entführen wollten, ließ er darin fesseln. Heilig waren ihm Cypressen, Buchsbaum, Narzissen, Adiantum; geopfert wurden ihm Stiere und Ziegen. Abgebildet wird Pluto in düstrer Majestät, die Stirne von dem Haupthaar beschattet. Auf dem Haupte trägt er das Maß als Symbol, daß er ohne Unterschied richtet. Zuweilen ist auch sein Haupt verschleiert.

Plutus, des Jasion und der Ceres Sohn, der Gott des Reichthums. Diese Abstammung gibt den Sinn der ganzen Allegorie, welcher kein andrer ist, als Ackerbau gibt Reichthum. Anfangs was Plutus sehend; da er aber mit seinen Gaben nur die Guten beglückte, so machte ihn Jupiter blind, damit er ohne Unterschied an Gute und Böse seinen Reichthum austheile. Sein Wohnsitz war tief unter der Erde. Er war schwach, unvermögend und hinkend, wenn er zu Jemanden kommen wollte, aber schnellfüßig oder auch leichtbeschwingt eilte er von dannen. Mit welchen Attributen er abgebildet wurde, ist unbekannt.

Pluviale, bei den Römern ein Regenmantel. Jetzt versteht man darunter ein großes Meßgewand der catholischen Geistlichen, welches um den ganzen Leib geht, und vorn mit zwei Haken befestigt wird.

Pluvius, der Regengeber, griechisch Ombrios, ein Beiname des Jupiter.

Plymouth, in Devonshire, einer der wichtigsten Seeplätze Englands. Die Stadt liegt zwischen den Flüssen Plym und Tamar, wo beide sich in den englischen Canal ergießen. Plymouth, Stonehouse und Dock können gewissermaßen eine Stadt genannt werden. Die Einwohnerzahl mag 60,000 Seelen betragen. Dock steht gegenwärtig an Bevölkerung und Nahrung, wie an Zierlichkeit der Häuser und Straßen weit über Plymouth. Diese Blüthe verdankt es dem berühmten Dock-Yard (Schiffswerft) und den Arsenalen. Dieser Dock-Yard, obgleich er noch nicht vollendet ist, kann nebst dem in Portsmouth mit Recht der schönste und vollkommenste in der Welt genannt werden. Er wird durch starke Festungswerke vertheidigt und ist keinem Unbefugten zugänglich. In dem Hafen von Plymouth liegt zu

Friedenszeiten ein Theil der Kriegsflotte, in Kriegszeiten ist er gemeiniglich ein Sammelplatz sowohl der Canalflotte als auch den auswärts gehenden Convoyen. Als Handels- und Fabrikort ist Plymouth in Vergleich mit andern Plätzen Englands nicht bedeutend.

Pneumatik ist derjenige Theil der Aërometrie, welcher von dem Gewicht, dem Druck und der Elasticität der Luft und den daraus hervorgehenden Wirkungen handelt. Pneumatisch-chemischer Apparat ist eine Geräthschaft, in welcher man luftförmige Stoffe erzeugen oder auffangen, und ihre Eigenschaften untersuchen kann. Man theilt ihn in den gemeinen Wasserapparat und in den Quecksilberapparat, je nach dem das Behältniß, worin die Luft sich befindet, mit Wasser oder Quecksilber, um die atmosphärische Luft abzuhalten, gesperrt ist. Letzteres wird bei denjenigen Luftarten angewendet, die sich mit dem Wasser vermischen würden.

Pneumatomachen, s. Heiliger Geist.

Po, der größte Fluß in Italien, welcher im Berge Viso entspringt, seinen Lauf von Abend gegen Morgen nimmt, und sich in vier Mündungen in den venetianischen Meerbusen ergießt. Diese heißen Il Po grande, il Po di Ariano, il Po di Volano und il Po di Argenta oder di Primato. Er nimmt in seinem Laufe viele Flüsse auf, als Doria, Baltea, Sesia, Dora, Tanaro, Stura, Tessin, Oglio, Adda, Gogna, Mincio, Crostolo, Panaro, Sami, u. s. w. und muß durch kostbare Dämme gehindert werden, das Land zu überschwemmen, wenn ihn die Alpengewässer im Sommer anschwellen.

Pochwerke sind Maschinen, durch welche das Pochen des Scheide- oder Stufenerzes in kleinere Stücke, oder gar zu einem Pulver bewirkt wird. Zu Stücken wird es bloß mittelst eiserner Hämmer mit der Hand gepocht. Zu Pulver aber wird es mittelst Stampfen, welche eine Daumenwelle hebt, in dem Pochtroge gestampft. Das Pochen geschieht entweder trocken oder naß; letzteres findet bei armen, mit vielen tauben Gesteinen, vermischten Erzen Statt, oder wenn man durch das Zerstäuben nicht viel verlieren will. Bei dem nassen Pochen werden nicht nur aufmerksame Arbeiter, sondern auch verständige Beamte erfodert, weil beinahe eine jede Erzart und eine jede Gangart eigens behandelt werden muß.

Pocken, s. Blattern.

Pockels (Carl Friedrich), ward 1758 geboren. Seine Bildungszeit fällt in das Zeitalter der Erweckung des deutschen Sprachstudiums und der Entstehung der philanthropischen Schule. Das Erstere hatte Einfluß auf seine geistige Entwickelung; das Andre auf seine Lebensbestimmung. Als er nach Halle kam, war dort der Bund der Gelehrsamkeit mit dem Leben in der schönsten Thätigkeit; man lernte, sammelte und forschte, nicht bloß um zu wissen, sondern um das Wissen aufs Leben anzuwenden. Der lebhafte Jüngling folgte dieser Richtung, und die alte und neue Literatur wurden seine Führerinnen zu philosophischen Untersuchungen, worin er sich theils Eberhard'n, theils Meyer'n näherte. Aber sein starkes Gefühl begnügte sich nicht mit kalter Forschung, sondern erhob ihn auch zur Dichtung, die bei ihm, wie bei Schiller, das Gewand seiner Philosophie ward. Kaum war er 25 Jahre alt, so empfahl ihn der bekannte Rochow dem verewigten Herzog von Braunschweig zum Erzieher seiner beiden Prinzen. Den ältesten von ihnen, den Herzog August, begleitete Pockels als Gesellschafter bei seinem Eintritt in hannoversche Kriegsdienste. Nun war er der großen Welt nahe genug, um sie kennen zu lernen, und von ihr entfernt genug, um den Wis-

Digitized by Google

enschaften zu leben. Dieser glücklichen Muße und Unabhängigkeit verdanken wir sein psychologisches Werk: „der Mann und das Weib," worin er einen Schatz der feinsten Bemerkungen niedergelegt hat; zugleich diente seine Feder auf vielfache Weise der deutschen Sprache. Eine Anstellung, welche Johann von Müller ihm unter westphälischer Herrschaft anbot, schlug er aus; der edelmüthige Herzog August entfernte sich aber nicht von ihm, als der Donnerschlag bei Jena örtliche Trennung veranlaßt hatte. In dieser Zeit schrieb Pockels das Leben des verewigten Herzogs von Braunschweig, so freimüthig, als es damals geschehen konnte. Nachdem die herzogliche Familie nach Braunschweig zurückgekehrt war, übergab Herzog August ihm wieder sein Haus; der regierende Herr die Censur. Neben diesen Geschäften wurden die schriftstellerischen Arbeiten fortgesetzt. Bei dieser Thätigkeit fehlte die Sorge für die Gesundheit. Ein Schlagfluß endigte Pockels Leben am 29sten October 1814. Pockels Schriften haben einen bleibenden Werth; theils wegen der schönen Darstellung, theils wegen der feinen und wahren psychologischen Beobachtungen, die er in ihnen niedergelegt hat. Kl.

Podagra, aus den griechischen Wörtern agra, der Schmerz, und podos, des Fußes, zusammengesetzt, bezeichnet diejenige Art der Gicht, welche durch einen, nach gewissen Zeitabschnitten, regelmäßig eintretenden Anfall mit Schmerz in den Gelenken des Fußes, besonders in der großen Fußzehe sich auszeichnet. Die Schmerzen sind so empfindlich, als wenn eine glühende Kohle auf der großen Fußzehe läge, oder als wenn das Gelenk derselben mit einem glühenden Eisen auseinander getrieben würde. Dabei ist der ganze Fuß so äußerst empfindlich, daß der geringste Druck, die leiseste Berührung, selbst die Erschütterung von einer starken Bewegung der Luft, die Schmerzen auf eine unerträgliche Weise vermehrt. Die erste Periode ist besonders sehr schmerzhaft, indem die Entzündung der Gelenkflächen in derselben vorherrscht, wodurch die Nerven heftig afficirt und so schmerzliche Gefühle erregt werden. Nach acht, zuweilen erst nach vierzehn Tagen läßt der Schmerz nach, indem die Entzündung allmählig verschwindet, und Geschwulst sich bildet. Diese enthält das Product der arthritischen Entzündung, Ausschwitzung von lymphatischer, zäher Feuchtigkeit mit erdigen Theilen vermischt, sie setzt sich allmählig, allein es bleiben doch hie und da knotige Anschwellungen auf dem Fuße zurück. Die Anfälle kommen gewöhnlich des Jahrs ein Mal, im Frühling oder im Herbst, bei manchen auch zwei Mal, selten öfter. So lange der Anfall regelmäßig erscheint, ist er von keiner Gefahr, weil er zugleich den Beweis gibt, daß die Naturkraft noch so viel Energie hat, den Gichtstoff gleichsam an die entfernteste Gränze des Organismus zu treiben, und ihn daselbst auszuscheiden. Die Meinung, daß gegen Podagra nichts anzuwenden sey, und Jeder, der einmal einen Anfall davon habe, nicht wieder frei davon werden könne, ist ungegründet und schädlich. Durch Abkürzung der Periode der Entzündung kann der kritische Absatz des arthritischen Stoffs befördert, und der Schmerz in kürzerer Zeit gelindert werden. In der Zwischenzeit der einzelnen Anfälle kann die Gichtkrankheit selbst durch Verbesserung der Lebensweise und Diät, durch den Gebrauch einfacher Mittel und durch Vermeidung der veranlassenden Ursachen allmählig vermindert und gehoben werden; durch Vernachlässigung dieser Maßregeln hingegen nimmt die Krankheit zu, und veranlaßt endlich, wenn die Kraft schwächer wird, unregelmäßige Gichtanfälle; das Podagra schlägt zurück, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, und der Kranke kommt immer in Lebensgefahr (s. d. Art. Gicht und arthritisch). H.

Digitized by Google

Podestà, heißt in mehreren Städten Italiens derjenige Beamte, der über das Justiz- und Polizeiwesen gesetzt ist.

Poelenburg (Cornelius), ein berühmter Mahler, geboren zu Utrecht im J. 1586. Er war anfangs ein Schüler von Abraham Bloemaert, und ging sodann nach Rom, wo er Adam Elzheimers Manier annahm. Auch studirte er die Werke Rafaels; da er es aber nicht zur Correctheit in der Zeichnung bringen konnte, beschränkte er sich darauf, die Natur im Kleinen darzustellen, und dies gelang ihm sehr wohl. Alles, was er gemahlt hat, ist wenig sorgfältig. Er wählte anmuthige Fernen, mit Gebäuden verziert, aus den Gegenden Roms. Trefflich ist sein Helldunkel; seine meistens nackten Figuren sind gut colorirt, besonders die Frauen. Sein Pinsel verräth Geist. Ungeachtet seiner Incorrectheit wurden seine Gemählde zu Rom und Florenz von Liebhabern und Fürsten gesucht. Aus Liebe zu seinem Vaterlande kehrte er dahin zurück, und genoß der allgemeinen Achtung und der Hochschätzung von Rubens, der seine Zimmer mit Poelenburgs Gemählden schmückte. Carl I. berief ihn nach England; Poelenburg aber kehrte bald wieder in seine Heimath zurück, und starb daselbst in einem Alter von 74 Jahren. Er hat auch geätzt, und seine Blätter sind seltner als seine Gemählde.

Poesie (ποίησις von ποιεῖν, schaffen, hervorbringen). I. Begriff und Wesen derselben. Das Vollendetste, was der Geist schafft und in die äußere Welt überträgt, muß ideale Bedeutung mit sinnlicher Vollendung vereinen, und so den Menschen in seiner Doppelnatur ansprechen und befriedigen. Wir werden daher ein Werk, welches das Resultat einer solchen Thätigkeit ist, vorzugsweise eine Schöpfung (des Geistes) nennen. Zu diesem Schaffen aber wird erfodert eine Thätigkeit, welche die gegebenen Formen der Sinnenwelt oder die Verhältnisse des Menschenlebens in der Vorstellung zu einem durchaus übereinstimmenden, lebendigen Ganzen auf mannichfaltige Weise und mit idealer Bedeutung zu fügen weiß. Diese Thätigkeit ist die Phantasie, in welcher die Vernunft als das Vermögen des Idealen wirkt und die Bildung mit einem alle Theile durchdringenden Geiste beseelt. Wir nennen sie in so fern auch Dichtungsvermögen, und dichten heißt, die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft (Thätigkeit der Phantasie), in so fern sie eine Reihe von Bildern oder Vorstellungen, die sich auf das Individuelle der Sinnenwelt und des Menschenlebens beziehen, zu einem Ganzen verbindet und darstellt. (Siehe die Artikel Dichtungsvermögen, Einbildungskraft und Phantasie.) Weil nun zur Hervorbringung jedes schönen Kunstwerks erfodert wird, daß der Künstler es im Geiste entwerfe, und die mannichfaltigen Bestandtheile desselben in der Vorstellung zu einem idealen und harmonischen Ganzen verbinde, mithin dichte, bevor er es den Formen der Sinnenwelt einprägt, und mithin darstellt, so muß auch jeder echte Künstler in diesem Sinne Dichter seyn, und die Poesie oder dieses lebendige Bilden der innern Schöpfungskraft allen besondern Künsten als gemeinschaftlicher Ursprung zum Grunde liegen. Das ganze Gebiet der Kunst mit ihren unendlich mannichfaltigen Erscheinungen wird daher oft Poesie im Gegensatz der Wirklichkeit genannt, und poetisch sind Gegenstände und Verhältnisse, die in ihrer geistigsinnlichen Vollendung den Schein der Kunstwerke tragen, oder in die vollkommnere Welt der Dichtung zu gehören scheinen, poetisch nennen wir Menschen, welche für den Genuß der idealen Kunstwelt empfänglich sind, oder jene innere Bildungskraft selbst in sich tragen, durch

Digitized by Google

welche in der äußern Welt ein in sich vollendetes anschauliches Werk hervorgebracht wird, — oder endlich überhaupt die Wirklichkeit poetisch, d. h. in den Verhältnissen, in welchen es an das Ideale rührt, auffassen, und ihr Leben und Seyn zu einem schönen Ganzen nach außen gestalten. Das innere Bilden aber ist gerichtet auf die Verbindung des Hörbaren oder Sichtbaren (der Töne und Gestalten) zu einem neuen und harmonischen Ganzen, und hieraus entspringt die bildende Kunst und Musik (s. den Art. Kunst, schöne Kunst) oder unmittelbar auf die Verknüpfung der Gedanken zu einem für die Einbildungskraft anschaulichen Producte. Um aber durch Gedanken anschaulich darzustellen und somit auch das innerlich Gebildete zur anschaulichen Betrachtung Anderer zu bringen, wodurch erst Kunst im eigentlichen Sinne entsteht, müssen 1. die Gedanken selbst und ihre Verbindung keineswegs nach den Gesetzen der logischen Gedankenverbindungen als Mittel zu einem bestimmten außer ihnen liegenden Zwecke geregelt seyn, noch in dem Gebiete des bloß Allgemeinen und Abstracten verweilen, sondern durch gefühlvolle Anschauung des Idealen in ihrer Wahl und Folge bestimmt, ein individuelles, lebendiges Ganzes bilden; 2. die Gedanken, welche an sich etwas inneres sind, durch äußere von den Darstellungsmitteln der bildenden Kunst und Musik verschiedene Zeichen festgehalten und veräußert werden. Da nun die natürlichen Zeichen der Gedanken in der Sprache enthalten sind, so muß 3. die Sprache zu einem individuellen und anschaulichen Darstellungsmittel des Innern gebildet und benutzt werden. Durch Ersteres unterscheidet sich das Werk der Phantasie von dem des Verstandes, so wie das Werk der Kunst von dem der Wissenschaft, in welcher der Verstand vorherrscht, der die Ideen in Begriffen entwickelt; durch das Zweite die Poesie als eine besondre Kunst, — Dichtkunst im eigentlichen oder engern Sinne, von den übrigen schönen Künsten; durch das letztere in Verbindung mit dem Erstern die Sprache der Poesie von der Prosa (poetischer und prosaischer Styl). Sonach ist die Poesie oder Dichtkunst im eigentlichen Sinne, die Kunst, welche das Schöne durch eine in sich geschlossene Reihe anschaulicher Gedanken in der Sprache individuell darstellt, der Dichter (Poet), derjenige, welcher ein originelles, anschauliches Gedankengebilde der Menschheit würdig in der Sprache aufzustellen vermag, oder aufgestellt hat, und ein Gedicht (oder eine Poesie im objectiven Sinne) ist eine das Schöne eigenthümlich darstellende in entsprechenden Worten ausgedrückte Gedankenreihe. Das Schöne zeigt sich in der Poesie, wenn eine Idee die mannichfaltigen Gedanken gleichsam als gemeinschaftliches Lebensprincip verbindet und durchdringt, und diese in der Sprache so veranschaulicht und verkörpert erscheinen, daß dadurch in der Einbildungskraft des Hörenden oder Lesenden ein lebendiges Bild entsteht, welches von dem Gemüthe mit Lust betrachtet wird. Sonach ist auch die Poesie durch ihr Darstellungsmittel, den Gedanken und ihr unmittelbares Organ, die Phantasie, die umfassendste und geistigste Kunst. Daher der Dichter singt: „mein unermeßlich Reich ist der Gedanke, und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.“ Der Gedanke aber, und sein Zeichen, das Wort, ist an die Form der Zeit gebunden, und kann nur vorübergehend wahrgenommen werden, die Poesie also, die sich dieser Darstellungsmittel und Zeichen bedient, stellt das Leben dar, in so fern es in einem anschaulichen Bilde unter der Form der Zeit (d. i. vorübergehend), der Einbildungskraft erscheinen kann, und es ist mithin gegen das Wesen derselben, das Coexistirende und Ruhende, als solches theilweise zu schildern, weil durch mechanische

Zusammensetzung oder Herzählung der Theile eines sichtbaren Gegenstandes nie ein lebendiges Bild entsteht, dahingegen oft ein einziges Merkmal eines solchen Gegenstandes an denselben erinnert und ihn treffend bezeichnen kann. Aus dem Gesagten leuchtet zugleich die Unstatthaftigkeit einer besondern Gattung von Poesie ein, die man gewöhnlich beschreibende oder mahlende zu nennen beliebt, und welche dem Wesen der Poesie widerspricht. Beschreibungen oder Schilderungen sichtbarer Gegenstände und ihrer gleichzeitigen Theile können nur dann Bestandtheile eines Gedichts ausmachen, wenn jene in Bewegung und Handlung gesetzt werden, so daß die Schilderung den Gegenstand gleichsam vor unsern Augen entstehn läßt, oder ihn durch Thätigkeit charakterisirt, und so dem fortschreitenden Gange eines Gedichts angemessen ist. Die Gedanken aber, welche der Dichter zu einem Ganzen verbindet, können kein lebendiges Bild in der Einbildungskraft erwecken, wenn sie bloß Begriffe und Sentenzen sind, sondern sie müssen als Erguß des durch das Schöne begeisterten Gemüths, sich unmittelbar auf individuelle Erscheinungen und Veränderungen beziehn, welche als äußere oder innere wahrgenommen oder dargestellt werden (sie mögen übrigens erdichtet oder in der Wirklichkeit begründet seyn), und in ihrer Verbindung den Erscheinungen selbst, so wie den Gesetzen folgen, nach welchen die Einbildungskraft, von dem Gefühle begleitet, äußere oder innere Erscheinungen als Ganzes auffaßt und leicht zu überschauen vermag. Dasselbe gilt von den Worten, wie wir oben andeuteten; denn ihre Folge und Verbindung muß ebenfalls geeignet seyn, eines Theils individuelle Vorstellungen und durch sie das Bild des Ganzen zu erwecken, andern Theils das den Gegenständen und dem Gemüthszustande, in welchem der Dichter sie schaute, entsprechende Gefühl sowohl im Ganzen als im Einzelnen auszudrücken und bei dem Hörer oder Leser anzuregen. In den letztern Beziehungen nennt man den poetischen Styl den Styl der Anschauung (bildlichen Styl) und der Empfindung (oder des Gefühls), und hierin liegt auch die Foderung eines entsprechenden Rhythmus in der Folge der Worte und ihrer Harmonie articulirter Laute (woraus auch der Reim zu erklären ist) — denn bis in die äußerste Form soll das Kunstwerk mit seiner Idee übereinstimmen und Schönheit verkündigen. II. Eintheilung der Poesie. Die Werke der Dichtkunst sind unendlich mannichfaltig, und es lassen sich nach verschiedenen Beziehungen Classen derselben annehmen — so z. B. in Beziehung auf die Art der Bildung, welche das Gedicht voraussetzt, Natur- und Kunstpoesie, — letztere von einigen auch Idealpoesie genannt. (Vergl. den Art. Naturpoesie.) Am wichtigsten und gebräuchlichsten ist die Eintheilung, welche sich auf die im Allgemeinen nothwendige Verschiedenheit der Erscheinungen und Veränderungen bezieht, unter welchen die in Worten ausgesprochene Gedankenreihe ein Bild des Lebens darstellt (Dichtungsarten im eigentlichen Sinne). Diese Erscheinungen nämlich sind innere oder äußere; daher könnte man eine subjective und objective Poesie unterscheiden. Die innern lebendigen Erscheinungen, welche die Poesie ausspricht, sind die harmonischen Gefühle, von welchen das poetische Gemüth bewegt und begeistert ist, daher man auch die subjective Poesie Gefühlspoesie vorzugsweise nennen kann. Da aber Gefühle Gegenstände (Ursachen) voraussetzen, durch welche sie erweckt werden, und welche sowohl in dem ganzen individuellen Zustande des Dichters, als in gewissen von demselben aber im Gefühle ergriffenen Gegenständen beruhen können, so können entweder die Gefühle, welche sich an diesen Gegenständen äußern, oder die Gegen-

Digitized by Google

stände, als im Gefühle ergriffen und durch das Gefühl bestimmt, hervortreten. Dieses unterscheidet die Arten der Gefühlspoesie oder Lyrik, zu welcher auch diejenigen sogenannten didactischen Gedichte zu rechnen sind, welche überhaupt den Namen Gedichte verdienen und dem Wesen der Poesie nicht widersprechen (s. die Art. Lyrik und Lehrgedicht). Die äußern Erscheinungen aber, welche die Poesie darstellt, werden als vergangen oder gegenwärtig dargestellt, und sind Begebenheiten oder Handlungen, welche gleichsam vor der Anschauung vorgehen, daher man die objective Poesie auch vorzugsweise Anschauungspoesie oder darstellende Poesie nennen kann (s. d. Art. Darstellung). Die Begebenheiten aber, die der Dichter als vergangen schildert und erzählt, geben der epischen oder erzählenden Dichtungsart, die Handlungen, welche als gegenwärtig dargestellt werden, der dramatischen den Stoff. Und so erscheinen uns als Dichtungsarten die lyrische, epische und dramatische (s. d. Art.). III. Geschichte der Poesie. Sie ist die Darstellung der allmähligen Entwickelung und Ausbildung der poetischen Anlage zur Verwirklichung der Idee der Poesie unter den verschiedenen Völkern der Erde. Der Ursprung der Poesie fällt mit dem Ursprunge der Sprache zusammen, ja die Sprache ist als gemeinschaftliches Product des Aeußern und Innern, als Verbindung des Geistigen mit dem körperlichen Laut in ihrem Ursprunge poetisch. Denn der lebendige Mensch, welcher noch in innigster Verbindung mit der Natur steht, und sie in seinem Innern treu abspiegelt, drückt durch die Sprache das lebendig Angeschaute und Empfundene aus. Er empfängt den frischen Eindruck der Dinge, und belebt selbst das Todte, darum sind seine Schilderungen anschaulich, seine Worte sinnlich und bezeichnend, und das Gefühl drückt sich durch den gesangähnlichen Vortrag und durch die entsprechende Bewegung der Töne (Rhythmus) aus. Hierher gehören die allgemeinen Bemerkungen, daß überall die Poesie der Prosa vorangeht, und das Sprechen der Völker frühet dem Singen glich, ja daß daher auch lange Zeit die öffentlichen Vorträge, welche Gesetze und Verfassung betreffen, wie bei den Griechen und Römern in Versen enthalten waren und gesungen wurden; endlich, daß die Poesie in ihrer frühsten Entwickelung bei allen Völkern mit Musik und lebendiger Mimik so verbunden und belebt ist, daß sie gleichsam nur die Elemente einer lebendigen Mittheilungskunst zu seyn scheinen, die sich erst späterhin trennen, wenn Abstraction die Einbildungskraft unterstützt, und sich in verschiedne Künste aus einander legen. Die musikalische Ausbildung der Sprache aber wurde auch dadurch befördert, daß in Ermangelung der Schreibkunst der Sprechende noch auf den lebendigen Laut beschränkt, und selbst um dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, bei längern oder vorzüglich wichtigen Vorträgen und Mittheilungen aufgefodert war, sie in ihren einzelnen Theilen durch entsprechenden Rhythmus und durch Accente zu bezeichnen. Für Letzteres möchte auch das frühe Alter der gnomischen Poesie bei den meisten Völkern zeugen. Was ferner den Grundstoff betrifft, welchen die Poesie in ihrer ersten Erscheinung bearbeitet, so kann, da die Religion die Quelle aller Bildung, und das religiöse Gefühl das ursprüngliche Selbstgefühl der Seele ist, die sich ganz und in ihrem Verhältnisse zu einem Höhern fühlt, auch der Poesie ursprünglicher Inhalt nur Religion seyn. Die Geschichte bewährt uns, daß die Urpoesien oder Nationalpoesien der Völker religiöse Sagen (Mythen) sind, an welche sich die Geschichte des Stammes und der Staatengründung unvermerkt anschließen, daher auch der nothwendige Antheil der Götter und des Wunderbaren in ei-

Digitized by Google

nem Nationalepos. Die Urpoesie der Völker aber ist in jedem Sinne wahr und frisch, denn es ist in ihr Bild und Begriff noch ungetrennt, da sie späterhin der poetische Sinn dem prosaischen entgegenstellt, das Bild dem Begriff, und die Poesie der Wahrheit; ihr Stoff ist wahrhaft empfunden und erlebt; der Ausdruck natürlicher und bewußtloser Erguß des unausgebildeten Gemüths — Naturpoesie. Die spätere Poesie (Dichtkunst) drückt öfter das Erdachte, Erdichtete, so wie die nachgeahmte Empfindung in künstlichen durch Reflexion ausgebildete Weisen aus. Die künstlichere Bearbeitung der poetischen Urstoffe, oder die Poesie als Kunst setzt die Ausbildung der Schreibekunst voraus, durch welche es möglich ist, den von sich selbst getrennten und äußerlich festgehaltenen Gedanken und Worten die möglichste Symmetrie und Abrundung zu geben. In den ersten uns schriftlich aufbewahrten Werken der Poesie vernehmen wir noch die Nachklänge jener kunstlosen Urpoesie; aber es ist jener vertrauliche Umgang der Götter und Menschen schon verschwunden, von welchem die Sagen reden, und was sich durch mündliche Ueberlieferung erhalten hat, erscheint groß und wundervoll gegen die Thaten der Nachwelt. So verschieden aber die Religion, als der Mittelpunkt des Lebens und der Urquell der Bildung unter den Völkern erscheint und ihre Verhältnisse bestimmt, so verschieden ist auch die Poesie eines Volkes von der des andern von ihrem Ursprung an. Doch ist in verschiednen Zeiten der Einfluß der Religion auf die Poesie größer als in andern. Der Gebrauch einer fremden Mythologie aber ist der Naturpoesie fremd. Man kann die Hauptperiode in der Geschichte der Poesie eintheilen in die Poesie der alten (vorchristlichen), und der neuen (christlichen) Zeit. Die erstere Periode zeigt uns die Hebräer als das erste Volk, von dem poetische Erzeugnisse auf die Nachwelt gekommen sind. Von einer frühern Poesie der Indier, Perser, Syrer und Araber zeigen sich nur dunkle Spuren. Die religiösen Sagen der Hebräer haben ein hohes Alter, und ihre Poesie trägt einen von der Poesie der übrigen Völker des Alterthums ganz verschiedenen feierlich ernsten Charakter. Sie beginnt mit Kosmogonie, wird später kriegerische Nationalpoesie, dann seit David Tempelpoesie, erreicht unter Salomo (1044 — 975) ihr goldnes Zeitalter, und wird dann prophetische Poesie, welche der Gegenwart zürnt und weissagend in die Zukunft blickt. (Siehe das Weitere in dem Artikel Hebräer.) Von da führt uns die Geschichte in das vorzugsweise sogenannte classische Alterthum, und wir erblicken die Poesie in Kleinasien und Griechenland unter dem Einflusse des herrschenden Paganismus, welchen die blühende Phantasie reich und mannichfaltig gestaltet in ihrem plastischen und durchaus objectiven Charakter (vergl. hierüber den Art. Antik). Die griechische Poesie läßt sich in drei Perioden eintheilen, von welcher die erste von den ältesten Zeiten Griechenlands bis auf die persischen Kriege läuft. In Thracien und Kleinasien beginnt die griechische Poesie, und das große Nationalepos des Homer oder der Homeriden, die Rhapsoden und cyklischen Dichter deuten auf einen ausgebreiteten Verkehr der Poesie der damaligen Zeit. Bald bildet sich auch die Lyrik in eigenthümlicher Vortrefflichkeit aus. Die zweite Periode geht von den persischen Kriegen bis auf Alexander den Großen. Sie zeigt die Blüthe der dramatischen Dichtkunst und der ausgebildeten Poesie überhaupt. Die dritte Periode zeigt den Verfall der griechischen Poesie unter Alexanders Nachfolgern und die Nachblüthe derselben in Alexandrien (s. d. Art. griechische Literatur). Von den Griechen wandern wir zu ihren Nachahmern, den Römern, deren Sprache sich spät

für Poesie ausbildete, und die bis auf den zweiten punischen Krieg, oder bis auf die Zeit, wo sie die nähere Bekanntschaft mit den Griechen machten, nur rohe Versuche in der Poesie machten. Das goldne Zeitalter ihrer Poesie fällt erst unter Augusts und Tibers Regierung, und verfiel von da bis auf die Einführung der christlichen Religion und die Einbrüche der Barbaren immer mehr. Origineller und von eigenthümlicher Zartheit sind die Bruchstücke, welche uns die Blüthe der indischen Poesie verkünden (einige Jahrhunderte vor Chr. Geb.). Die zweite Hauptperiode der neuen christlichen Zeit, in welcher die musikalische und subjective Seite der Poesie vorzüglich hervortritt (vergl. d. Art. Modern und Romantisch), zeigt uns zuerst die lateinische Sprache beim christlichen Gottesdienst zu einer mystisch-religiösen Poesie angewendet und umgewandelt, später (9ten und 10ten Jahrhundert u. ff.) von den Gelehrten zu Nachbildungen der altrömischen Poesie benutzt, darauf die Blüthe der arabischen Poesie (s. d. Art.). Eine originale Poesie in den neuern Sprachen aber erblicken wir bei den Franzosen seit den Provenzalen oder Troubadours vom 11ten Jahrhundert an. In ihr sprach sich der Geist der edeln Chevalerie durch Andacht, Tapferkeit und Liebe aus. Diese romantische Poesie der Franzosen verfiel in künstliche Reimerei seit dem Ende des 10ten Jahrhunderts. Von der Regierung Franz I. an hob sich auch die Poesie wieder etwas; unter Ludwigs XIV. Regierung aber wird das goldne Zeitalter der französischen Poesie gesetzt, obgleich sie oft, nur auf die ihr eigne Art, die Alten nachahmte und antike Stoffe modernisirte, und die Eleganz zu ihrer Hauptendenz machte (s. d. Art. französische Literatur). Die neuere italienische Poesie pflanzte die Provenzalpoesie fort; eine originelle Nationalpoesie aber begann seit dem 13ten Jahrhundert in Sicilien, blühte von Dante und Petrarca bis auf Ariost und Tasso (im 13ten und 14ten Jahrhundert) in eigenthümlicher Grazie, und verfiel von da in Schwulst und Nachahmung (s. d. Art. italienische Poesie und Literatur). Die spanische Dichtkunst erscheint ursprünglich als Schwester der provenzalischen vermischt mit orientalischem Charakter. Die ersten Versuche der originellen castilianischen Poesie gehen vom 13ten Jahrhundert an; ihre Blüthe aber fängt mit Carls V. Regierung an, und verfällt von Philipp IV. an wieder gleichzeitig mit ihr, und verwandt blühte die portugiesische (s. spanische Literatur). Die deutsche Poesie, welche mit der nordischen Poesie sehr verwachsen ist, und ihren originellen epischen Cyklus hat, hat mehrmals unter den verschiedensten Tendenzen geblüht, am schönsten aber dann, wo sie von der Nachahmung der Fremden frei gewesen ist. Auch hat sie die poetischen Formen aller Völker in sich aufgenommen (s. d. besondern Art. deutsche Poesie). Der Ursprung der englischen und schottischen Poesie verliert sich wie der der deutschen in die ferne Bardenzeit; sie wurde verfeinert durch die nordfranzösische Poesie. Die Blüthe der neuen englischen Poesie aber, welche sich durch gedankenvollen kühnen Ernst und Humor auszeichnet, fällt in die glänzende Zeit der Königin Elisabeth (s. d. Art. englische Literatur und Poesie), obgleich Chaucer der Vater der neuern englischen Poesie genannt wird. Die scandinavische Poesie (vorzugsweise nordische genannt) zeigt das Ritterthum in eigenthümlicher durch den nordischen Charakter gefärbten Gestalt seit dem 13ten Jahrhundert, wo das deutsche Heldenbuch in Norwegen eingeführt wurde, und fremde Sagen mit einheimischen verschmolzen wurden; im 14ten Jahrhundert trat auch hier die Meistersängerei an die Stelle dieser Sagenpoesie (von hier an s. d. Art. scandinavische Poesie, und im besondern die Art.

dänische und schwedische Sprache und Literatur). Dieses sind die wichtigsten Völker, welche in dem Gebiete der Poesie uns bekannt sind. Die Geschichte der Poesie wird iedoch immer vollständiger und klarer werden, wenn sie auch die Spuren der Poesie bei den nichteuropäischen, z. B. amerikanischen Völkerschaften aufnimmt, die reichen Entdeckungen über die indische, persische, arabische und türkische Poesie benutzt und verarbeitet, so wie auch die Poesie derjenigen Völker, deren Dichtkunst nur flüchtig oder nicht originell geblüht hat, (die russische, polnische, ungarische und böhmische Poesie) an ihren Stamm anschließt. Eine besondre Geschichte der Poesie überhaupt und in dem angegebnen Sinne und Umfange ist noch nicht vorhanden. Selbst Hartmanns Versuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie, von den ältesten Zeiten an (Leipz. 1797, 1798 in 2 Bänden) ist unvollendet geblieben. T.

Poetik, die Theorie der Poesie, ist eines Theils ein Zweig der angewandten Aesthetik, andern Theils ein Zweig der practischen Sprachwissenschaften. Ersteres in so fern das Princip der schönen Kunst auf Poesie angewendet, und die Dichtkunst sowohl nach ihrem Wesen und Begriff, Materie und Form, als nach ihrem Umfange, oder nach den allgemeinen Classen, welche wir Dichtungsarten nennen, ästhetisch betrachtet wird; letzteres in so fern sie Theorie des poetischen Styls und eigentliche Technik der Poesie ist, wozu auch die Metrik und die Theorie des Reimes gehört. Sie ist eine der am frühsten ausgebildeten Theorien, ja die Aesthetik hat sich aus ihr erst allmählig entwickelt, indem die Betrachtung des Schönen von einem besondern Kunstschönen (dem Poetischen), der menschlichen Entwickelung gemäß, zur wissenschaftlichen Entwickelung der reinen Idee des Schönen aufsteigen mußte (s. d. Art. Aesthetik), und keine Kunst dem Menschen näher lag und gleichsam angeboren war, als die, welche Gedanken durch die Sprache in anschaulicher Vollendung darstellt. Letzteres ist auch der Grund, warum sie in den Lehrbüchern der Aesthetik ausführlicher entwickelt und zu größerer Vollendung gebracht worden ist, als bisher noch die ästhetischen Theorien der übrigen Künste. Unter den Griechen behandelte sie schon Aristoteles in seinem Buche περὶ ποιητικῆς, welches wir nur im Fragmente besitzen (die beste Ausgabe von Gottfr. Hermann) abgesondert; Horaz in seiner sogenannten ars poetica, oder vielmehr in seinem Briefe an die Pisonen, zeigt sich als dessen Schüler. In der neuern Zeit behandelte sie abgesondert Marc. Hier. Vida, Tasso und viele andre Italiener, Nic. Boileau Despreaux, Jul. Cäs. Scaliger, Gerh. Jo. Voß, Racine, D'Alembert, Marmontel, Aler. Gottlieb Baumgarten, der Stifter der Aesthetik, Joh. Adolph Schlegel, Gottsched, Breitinger, Sulzer (in s. Theorie der Dichtkunst), Engel (in seinen Anfangsgründen einer Theorie der Dichtungsarten), Jean Paul Friedr. Richter in seiner Vorschule der Aesthetik (neue Auflage 1814) und Clodius (in seinem Entwurfe einer systematischen Poetik, Leipzig 1804). Außerdem ist die ästhetische Theorie der Dichtkunst ausführlicher oder kürzer in den allgemeinen Werken der Aesthetik und in den Theorien der schönen Künste, z. B. in den Werken von Batteux, Domairon, Sulzer (allgem. Theorie der schönen Künste), Schubart, J. A. Eberhard, Eschenburg, Heydenreich, Bouterweck, Pölitz, Schreiber, Ast, Luden, Bechmann, Seckendorf abgehandelt, und durch Betrachtungen über einzelne Gegenstände derselben, besonders von Sturz, Lessing, Klopstock, Moritz, Delbrück, W. von Humbold, Herder, Schiller, Göthe, den Gebrüdern Schlegel, Falk, so wie durch Kritiken in den Literaturzeitungen, ausgebildet. Ueber Verskunst und Prosodie s. d. Art. T.

Digitized by Google

Poinsinet (Antoine-Alexandre-Henri), geboren zu Fontainebleau im J. 1735, widmete sich frühzeitig der Literatur, und trat zuerst 1753 als Schriftsteller mit einer schlechten Parodie der Oper Titon et l'Aurore auf. Seitdem schrieb er für die Bühne, besonders für die Opéra comique, wo seine Stücke mit Hülfe der Musik meistentheils gefielen. Den meisten Beifall fanden: Gilles garçon peintre; Sancho Pansa; Le Sorcier; Tom Jones; Ernalinde ou Sardomir. Der Dialog hat viel Natürlichkeit und die Verse eignen sich für den Gesang. Seine übrigen Werke sind nicht erwähnenswerth, etwa ausgenommen Le cercle ou la Soirée à la mode, eine Comédie à tiroirs, voll anziehender Details, die sich auf dem französischen Theater erhalten hat. Poinsinet verband mit einigem Talent eine ungemeine Unwissenheit in den gewöhnlichsten Dingen und eine gränzenlose Leichtgläubigkeit. Da seine Unwissenheit mit vieler Eitelkeit gepaart war, so konnte man ihm, wenn man diese in Anspruch nahm, die abgeschmacktesten Dinge aufbesten. Ihn auf diese Weise lächerlich zu machen, trat eine eigne Gesellschaft von Spottvögeln zusammen, die unaufhörlich seine Leichtgläubigkeit benutzte, um ihn anzuführen, oder zu mystificiren, welches Wort eigens für ihn in Gebrauch kam. Man spiegelte ihm vor, daß ausgezeichnete Frauen in ihn verliebt seyen, und gab ihm falsche Rendez-vous, ohne daß ihm die Augen aufgingen. Man schlug ihm vor, sich das Amt des Ofenschirms beim Könige zu kaufen, und bewog ihn, vierzehn Tage lang eine Schenkel zu rösten, um sich an die Hitze eines Kamins zu gewöhnen. Einst kündigte man ihm an, daß er in die petersburger Akademie aufgenommen werden solle, um an der Freigebigkeit der Kaiserin Theil zu nehmen, daß er aber dazu russisch lernen müsse. Er glaubte diese Sprache zu studiren und fand endlich nach sechs Monaten, daß er sich mit dem Niederbretagnischen beschäftigt habe. Monnet hat von seinen Memoiren den ganzen zweiten Band den Streichen gewidmet, die dem armen Poinsinet von der Société des persifleurs gespielt worden. Poinsinet war ein Freund vom Reisen; er hatte Italien besucht und wollte Spanien bereisen, als er 1769 im Guadalquivir ertrank. (Man vergleiche über ihn: Rameau's Neffe von Diderot.) — Sein Bruder, Louis de Poinsinet de Sivri, geb. 1733 und gest. 1804 hat eine Menge von Werken hinterlassen, worunter mehrere Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen sind.

Poissarden, die Fischweiber in Paris, die in der neuern Zeit durch den lebhaften Antheil, den sie an einzelnen Ereignissen der französischen Revolution genommen, eine gewisse Celebrität erhalten haben.

Poitiers, am Clain, die Hauptstadt im ehemaligen Poitou, jetzt die Hauptstadt im Departement der Vienne. Sie ist in Ansehung des Umfangs eine der größten Städte Frankreichs, aber schlecht gebaut und bewohnt. Die Einwohnerzahl schlägt man auf 18,000 an. Der Bischof von Poitiers steht unter dem Erzbischof von Bordeaux. Sehenswerth sind der Dom und die Collegiatkirche St. Hilarii. Die von Karl VII. 1431 gestiftete Universität ging während der Revolution ein; im J. 1803 wurde sie durch ein Lyceum und 1805 durch eine Schule der Jurisprudenz ersetzt. Man sieht hier verschiedne Ueberreste römischer Alterthümer.

Poitiers (Diane de), Herzogin von Valentinois, geboren im J. 1500, war die Tochter von Jean de Poitiers, Grafen de Saint-Valier, aus einer alten und angesehenen Familie der Dauphiné. Von der Natur war sie mit allen Reizen der Gestalt und des Geistes ausgestattet. Sie war anfangs fille d'honneur der Königin Claudia, und benutzte

ihr Ansehn zum Vortheil ihrer Familie. Als ihr Vater, weil er die Flucht des Connetable von Bourbon sollte begünstigt haben, zum Tode verurtheilt worden war, wirkten vornehmlich ihre Bitten ihm Gnade aus. Sie hatte sich bereits 1514 mit Louis de Brezé, Großsenechal der Normandie, vermählt und gebar demselben zwei Töchter, deren eine sich mit dem Herzog von Bouillon, die andre mit dem Herzog von Aumale verheirathete. Diane war seit dem am Hofe unter dem Namen der Grande Sénéchale bekannt. Im J. 1531 starb ihr Gemahl, und geraume Zeit danach, als Diane bereits wenigstens vierzig Jahre alt war, faßte der achtzehnjährige König Heinrich II. die heftigste Liebe für sie. Sie aber wußte ihre Herrschaft fast zwanzig Jahre lang bis zu des Königs Tode zu behaupten. Heinrich verlor in Dianens Umgang die Rohheit und Wildheit des Charakters, die ihm von Natur eigen waren, und nahm jene Leutseligkeit und Sanftmuth an, die er fortan bei keiner Gelegenheit verläugnete; zugleich aber gewöhnte er sich unter ihrer Leitung an äußern Prunk und Zerstreuung und an eine Verschwendung, welche die nachtheiligsten Wirkungen hatten. Diane von Poitiers gehörte zu den seltenen Frauen, deren körperliche Reize nie zu welken scheinen. „Ich sah sie," sagt Brantome, sechs Monate vor ihrem Tode noch so schön, daß ich kein noch so steinernes Herz kenne, das nicht davon gerührt worden wäre. . . Schade, daß einen so schönen Körper die Erde deckt; sie war sehr gutmüthig, mitleidig und wohlthätig. Das Volk mag Gott bitten, daß nie eine schlimmere Geliebte des Königs kommen möge." — Nach Heinrichs Tode zog sich Diane auf das prächtige Schloß Anet zurück, und starb daselbst 1566.

Pol heißt derjenige Punkt, in welcher die Erdachse die Oberfläche der Erdkugel schneidet. Es gibt zwei solche Punkte, welche Nordpol und Südpol heißen. Die verlängerte Erdachse schneidet aber auch das Himmelsgewölbe in zwei Punkten, welche Weltpole genannt werden. Jene heißen auch Pole des Aequators, weil die Erdachse auf der Ebne desselben senkrecht steht, um sie von den Polen der Ekliptik zu unterscheiden, welche durch eine Linie bestimmt werden, die im Mittelpunkt der Erde auf der Ebne der Ekliptik senkrecht ist. Polhöhe eines Orts heißt die Höhe, in welcher der Pol über dem Horizont erscheint, oder ist der Winkel, welcher die Gesichtslinie zum Pol mit der Horizontalebne, oder derselbe auch, den der Erdradius dieses Orts mit der Ebne des Aequators bildet. Daher ist die Polhöhe der geographischen Breite eines Orts gleich. Sie beträgt für Leipzig B. 51 Grad und 19 Minuten. Polardistanz heißt die Entfernung des Pols vom Scheitelpunkt oder Zenith eines Orts und ist daher der Winkel, welcher die Polhöhe zu einem rechten Winkel oder zu 90 Graden ergänzt.

Polarkreis ist derjenige Parallelkreis, der 66 1/2° vom Aequator absteht, und der auf der Erde diejenige Zone abschneidet, in welcher die Sonne zur Zeit der Sommersonnenwende, während eines Tags wenigstens nicht mehr untergeht.

Polarität heißt in der Physik die Kraft gewisser Körper, die sich nur in einzelnen einander entgegengesetzten Punkten vorzüglich stark äußert, wie z. B. die Polarität des Magnets, der Electricität, der galvanischen Säule.

Polder heißen in Niederdeutschland eingedeichte Länder, die mit Dämmen gegen Ueberschwemmung verwahrt und dem Meere abgewonnen sind.

Polemik bezeichnet nach der Ableitung von dem griechischen Wort πολεμος (d. i. Krieg, Kampf, Streit), eigentlich die Kampffertigkeit

Digitized by Google

oder Streitkunst. Man hat den Ausdruck aber besonders von einem sonst sehr fleißig und eifrig behandelten, später vernachlässigten, aber gewiß sehr wichtigen Theil der theologischen Wissenschaften gebraucht, und Polemik dann auch durch Streittheologie übersetzt. Die Theologie ist an sich zwar keine streitende, sondern geht nur darauf aus, die religiöse Wahrheit zur Erkenntniß und Ueberzeugung zu bringen. Weil aber dieselbe vielfach angefochten, und mit mehr oder minder scheinbaren, auch wichtigen Gründen bestritten worden ist, mußte die Theologie selbst eine streitende werden, und die Kirche besonders bedurfte ihrer, um sich gegen die Feinde und Gegner des Christenthums, der Kirchenlehre und einzelner Lehrsätze, gegen Zweifler und Irrlehrer zu vertheidigen und zu verwahren. Indeß treten manche Bedenklichkeiten, wo nicht gegen diesen Theil der Theologie selbst, doch gegen den etwas unfreundlichen Namen Polemik ein, der, zumal durch Streittheologie übersetzt, nicht nur den Streit und die Theologie etwas mißtönend zu paaren, sondern auch fast einen innern Widerspruch zu enthalten schien, weil es eigentlich nur eine Friedenstheologie geben kann. Da indeß der Friede auf Erden, selbst nach religiöser Ansicht, nicht ohne Streit zu gewinnen ist, so wäre selbst der Name Streittheologie wohl zu rechtfertigen. Ein milderndere Ausdruck aber, den man dafür erfand, Elenchtik oder elenchtische Theologie, ließ sich zwar aus einer bibli-schen Stelle ableiten (z. B. Tit. I, 9) wo das Wort ἐλέγχειν (von Luther durch Strafen übersetzt) auch widerlegen heißen kann, änderte aber, zumal das Wort auch den strengern Sinn des Widerstreitens nach dem Zusammenhang enthält, in der wesentlichen Bedeutung eigentlich nichts. In neuer Zeit hat man noch allgemeiner den Namen Apologetik dafür beliebt, und damit im engern Sinn, die wissenschaftliche Vertheidigung des Christenthums, seiner Wahrheit und Göttlichkeit bezeichnet, während das Wort Polemik sich immer mehr nur auf die Vertheidigung der eigentlich sogenannten Kirchenlehre irgend einer der christlichen Parteien zu beschränken schien. Der Name Apologetik hat die Autorität der frühesten Kirchenväter in so fern für sich, als diese ihre gegen Juden und Heiden gerichteten Vertheidigungsschriften, die ihren Glauben und ihre Lehre gegen mancherlei Einwürfe und Vorwürfe, gegen Beschuldigungen und Zweifel rechtfertigen sollten, Apologien nannten. Da aber die in der Kirchenlehre ausgesprochene Wahrheit sich in den Augen der Kirchenglieder von der Wahrheit des Christenthums selbst nicht entfernt, und die Kirchenlehre eigentlich noch mehr, als das Christenthum, dasjenige ist, dem widersprochen wird, so gilt die Apologetik auch nicht minder von der Vertheidigung der Kirchenlehre, wofür sonst der Ausdruck Polemik allgemein war. Es ward dieselbe auch bis zur zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts so sehr als ein Haupttheil der theologischen Wissenschaften behandelt, daß nicht bloß zahlreiche gelehrte Werke über die Polemik erschienen, sondern auch auf deutschen Universitäten dieselbe ganz vorzüglich in Vorträgen abgehandelt ward. Die neuere Zeit, die nur zu sehr das, was man kirchliche Dogmatik oder Kirchenlehre nennt, hat fallen lassen, gab denn auch die Polemik mehr als gut ist, auf — wird aber zu derselben zurückkehren. Denn es ziemt dem Theologen wohl, daß er mit strenger, logischer und wissenschaftlicher Methode die Feste seiner Ueberzeugung und der Lehre, auf deren Bekenntniß er sich verpflichtet, zu vertheidigen, und wenn es Noth thut, neben diesem defensiven, auch einen offensiven Kampf zu führen wisse, einen solchen nämlich, der nicht ohne Liebe, aber mit Wahrheitseifer auch die Gründe be-

streitet, auf die eine andre, als die allein wahre Wahrheit sich geltendmachende, Lehre sich stützt. Es begreift sich, daß iede kirchliche Partei eine eigne Polemik haben muß, obwohl allen wesentliche Grundsätze derselben allgemein sind. Die protestantische Polemik richtete sich insbesondre gegen Atheisten, Naturalisten, Indifferentisten und Fanatiker, gegen Juden, Papisten, Calvinisten, Socinianer und die mancherlei Schismatiker. — Uebrigens ist der Ausdruck Polemik und polemisch, während er in der Theologie sich immer mehr verlor, häufig von dieser aufs tägliche Leben übergegangen, wo man sie denn auf jeden anwendet, der nicht bloß unbefangen etwas behauptet, sondern zugleich die Meinung Andrer bestreitet. Ke.

Polen, ein Land, ein Volk und ein Staat, seit tausend Jahren fast nur durch Unglück denkwürdig. Das Land, die größte Ebne in Europa, hatte, Litthauen eingeschlossen, vor 1772, einen Flächenraum von mehr als 13,000 Quadratmeilen, auf welchem höchstens 11 1/2 Millionen Menschen unter 100,000 kleinen Herren der Freiheit ihrer Republik so wenig theilhaft waren, als der Fruchtbarkeit ihres Bodens. Korn und Waizen, Holz, Honig und Wachs, treffliche Pferde, große Heerden stattlichen Rindviehs, ein unermeßlicher Salzstock machten den natürlichen und den Handelsreichthum des Landes aus, den fischreiche Ströme der Oder, dem baltischen Meere und dem Pontus Euxinus zuführten: aber das Gewerbe lag, außer in Warschau, Bromberg, Posen und einigen Städten der schlesischen Gränze, danieder; die Peitsche des Edelmanns war die Seele der Nationalökonomie, und iede Thätigkeit des Erfindungsgeistes ersäufte der Jude in Branntwein; denn der leibeigne Pole sagt: „nur was ich vertrinke, ist mein.“ — Polen war das Land ungeheurer Widersprüche; das kleinste seiner Uebel waren Scharen von Wölfen und andern Raubthieren. — Das Volk, ein Zweig der Sarmaten, die von Mithridates gegen Rom besoldet, aus Asien an den Borysthenes zogen, erlangte in dem großen Völkergedränge der Gothen und Hunnen, noch mehr in dem zweihundertjährigen Kampfe mit den Germanen, eine wunderbar elastische Gediegenheit, zusammengesetzt aus Nachgeben und Widerstand, aus Unterwerfung und Trotz, aus Knechtsinn und Vaterlandsstolz. Den ersten slawischen Stämmen, die schon im 6ten Jahrhundert die Finnen vor sich hertreibend, den Dnepr hinauf- und die Weichsel hinabzogen, und dort als Litthauer, hier, an den baltischen Ufern, als Preußen und Letten sich verzweigend, Hütten bauten, folgten im 7ten Jahrhundert die Lechen, ein andrer slawischer Stamm. Der Cultur empfänglicher als iene wildern Horden, nahmen sie zugleich mit der Schreibkunst um 960 das Christenthum an, und hießen am Ende des 10ten Jahrhunderts Polen, d. i. die Slawen der Ebne. Kampf mit den Nachbarn war das Schicksal dieses neugebildeten, unter einem Piast seit 840 zwischen der Weichsel und Wartha vereinigten, dann aber unter den männlichen Erben Piasts in kleinere Fürstenthümer vertheilten Volks; daher stete Unsicherheit der Gränzen, sie mochten die Angreifenden oder die Angegriffenen seyn; daher endlich kein andrer Verband im Innern, als Stammgenossenschaft, ein Piastengeschlecht, und ein gemeinschaftlicher Name. Diese Einheit bestand, wirkte aber mächtig auf die Einbildungskraft des Polen, und die mehr in der Meinung und im Gefühl, als in einer gesetzlichen Form begeisterte ihn zu der heldenmüthigsten Vaterlandsliebe. Gleichwohl überließ er sich, wie es allen Menschen begegnet, die einer gesetzlichen Ordnung und Freiheit entbehren, und von ihren Gefühlen sich beherrschen lassen, ieder politischen Ausschweifung mit eben so viel Leichtsinn als

Leidenschaft, so daß in dem Mehrtheile der polnischen Staatsbürger, d. i. in dem Adel, ein republikanischer Charakter nie reifen konnte. In so fern kann man die Masse des Volks veränderlich oder charakterlos nennen. Darum fehlt es aber nicht in ihr an einzelnen ausgezeichneten Männern, welche die Zierde jedes Freistaats zu jeder Zeit gewesen seyn würden. Mit jugendlicher Schwärmerei verbanden sie männliche Kraft und republikanischen Edelmuth. So haben sich in Polens Geschichte unsterblich gemacht die Tarnowski, Zamoyski, Zolkiewki, ohne die Helden und Staatsmänner in der neuesten Zeit zu erwähnen. Andre hingegen wurden durch die innern Spaltungen nach außen hin getrieben, und verriethen aus blinder Partheiwuth an den Feind ihr Vaterland. So hat Polen als Staat so lange mit den Grundübeln seiner Verfassung gekämpft, bis es in denselben untergegangen ist. In dieser Republik herrschte nämlich stets das Princip der Gesellschaftlichkeit, nicht das der Einheit, ob sie gleich schon unter Boleslav Chrobi, im Jahr 1025, ein Königreich hieß. Der Baum der Freiheit stand ohne Wurzeln, bis ihn der Sturm umwarf. Unstreitig war das Wahlrecht die Losung des Parteientummels. Gesetzliche Ordnung und bürgerliche Freiheit konnten nicht emporkommen, weil die politische Unform in dem Satze bestand: der Edelmann allein ist Staatsbürger. Dieser rohen, tausendköpfigen Souveränetät wurde ihr Staatszweck nie ganz klar. Daher verlor die Nation eine Bedingung ihrer Unabhängigkeit nach der andern; zuerst Schlesien und die Oder, dann die Ostsee, hierauf den Dnepr, endlich die Karpathen. Ein Staat aber, der keine festen Gränzen hat, der vom Meere abgeschnitten ist, und der nie zur Stärke der Einheit in seinem Innern gelangt, wird nimmer seine Unabhängigkeit behaupten, sondern der Kampfpreis der Politik seiner Nachbarn seyn. Das Unglück fing an, als die Piasten das Land unter ihre Söhne theilten. Boleslaus III. übertrug zwar im J. 1138, dem ältesten, als dem Besitzer von Cracau, eine Art von Obergewalt über die andern Fürsten; allein dies vermehrte nur die Unruhen. Auch das Christenthum, welches am Ende des 10ten Jahrhunderts in Polen aufkam, konnte bei den Ansprüchen der Hierarchie, und bei dem durch zweihundertjährigen Krieg tief gewurzelten Hasse zwischen den Deutschen und Polen, auf die Cultur der letztern nicht wohlthätig einwirken. Als hierauf Conrad von Masovien die Deutschherrn gegen die Preußen zu Hülfe rief, und diese seit 1230 bis 1404 das baltische Küstenland von der Oder bis zum finnischen Busen sich unterwarfen, verlor Polen seine nördliche Vertheidigungslinie und den Seehandel. Zwar hatte Wladislav Lokietek, der sich 1305 als König zu Cracau krönen ließ, den ersten Kern der lockern Ländermasse, Großpolen an der Warte, mit Kleinpolen an der obern Weichsel zu einem Ganzen verbunden, aber zu spät. Die Deutschen hatten den polnischen Staat schon überflügelt; daher mußte sein Sohn Casimir, der als Gesetzgeber und Bildner des Innern den Beinamen des Großen erhielt, der Oder und der untern Weichsel im kalischer Frieden 1343 förmlich entsagen. Indeß arbeitete dieser kluge Fürst desto glücklicher an der Aufrichtung einer guten gesellschaftlichen Ordnung. Er befestigte die Städte, und befreite sie vom Drucke des Adels, begünstigte aber aus Liebe zu einer Jüdin zu sehr dieses fremde Volk, welches späterhin das Gewerbe und den Geldhandel an sich zog, und den Nationalwohlstand erstickte. Mit Casimir erlosch 1370 der piastische Mannsstamm. Nun fing der Adel an, seine Stimme den Thronfolgern gegen persönliche Vorrechte, die ihnen zum Nachtheil des Ganzen bewilligt werden mußten, zu verkaufen. Die Vereinigung Po-

lens mit Ungarn war daher nutzlos für die Befestigung der Monarchie. Natürlicher und daher dauerhafter war die Verbindung Polens mit Litthauen seit 1386, indem der litthauische Großherzog Jagello durch Heirath und Wahl des Adels die polnische Krone erhielt. Aber Sprache und Sitten trennten fortwährend den Litthauer von dem Polen; das Christenthum, zu welchem jener sich erst jetzt bekannte, war kein politisches Band, das die beiden Halbbrüder zu Einem Volke vereinigen konnte. Doch waren sie jetzt mächtiger zum Schutz wie zum Angriff gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, den deutschen Orden. Polen schien sogar die verlornen Naturgränzen wieder zu gewinnen, als die Ritter durch den Vergleich von Thorn 1466 Culm und die Weichsel bis Elbingen an Polen abtreten und die Schutzhoheit der Republik über das Ordensland anerkennen mußten; auch Liefland fiel 1558 an Litthauen, und Curland wurde 1561 ein polnisches Lehn. So wurde Polen, zumal da der litthauische Adel seit dem J. 1569 mit dem von Groß- und von Kleinpolen eine Versammlung bildete, der mächtigste Staat im Norden. Aber zugleich erlangte der Adel durch den Handel, den er mit der Thronfolge trieb, deren Erblichkeit er den Jagellonen oft streitig machte, das Recht, die Nation, mit Ausschluß des Bürgerstandes, allein zu vertreten. Er erschien auf den Reichstagen durch Landboten, ohne deren Einwilligung seit 1505 nichts über die Reichsverfassung beschlossen werden durfte. Auch konnte der König nur Eingeborne von Adel zu Erzbischöfen, Bischöfen, Woiwoden, Castellanen und Ministern ernennen, welche zusammen den ersten Reichsstand, oder den Senat auf dem Reichstage bildeten. Aber gerade damals bedurfte der Staat einer festen Hand, die das Ganze zusammenhielt. Smolensk, das Bollwerk Polens am Dnepr, ward (1514) von den Russen erobert, und im Innern entbrannte wilder Religionshaß; doch erlangten die Dissidenten, d. i. die Protestanten nebst den Socinianern und den nicht unirten Griechen auf dem Reichstage zu Wilna 1563 gleiche Rechte mit den Catholiken. Damit aber auch dieser Religionsfriede den Polen keinen Segen brächte, mußte das Haus der Jagellonen 1572 aussterben. Seitdem ward Polen förmlich ein Wahlreich, und blieb es bis zur Constitution vom 3ten Mai 1791. Heinrich von Anjou beschwor als Wahlkönig die ersten pacta conventa, gleichsam das Nationalgesetz der Adelsfreiheit. Von der Zeit an entzweite Parteisucht die Stimmführer unter dem Adel, und der Familienhaß rief fremde Waffen in das Land. So legte die zamoiskische Partei, indem sie durch die Wahl des schwedischen Prinzen Sigismund die beiden ersten nordischen Kronen zu vereinigen glaubte, nicht nur den Grund zur innern Spaltung, die durch das Adelsvorrecht der Generalconföderation und Insurrection seit 1607 sogar gesetzmäßig seyn konnte, sondern auch zu dem blutigen Kriege mit Schweden, das endlich im Frieden zu Oliva 1660 über Polen sich erhob. Die Republik verlor an Schweden Liefland, und an den großen Churfürsten von Brandenburg (1657) die Souverainetät über Preußen. Im Innern aber löste sich der lockere Zusammenhang der politischen Masse in Anarchie auf, als unter Johann Casimir (1648–1669) das liberum veto gesetzlich wurde, nach welchem der Widerspruch eines einzigen Landboten den Beschluß aller übrigen umstoßen konnte. Von der Conföderation war nur ein Schritt noch bis zum Staatsverrath. Parteisüchtige begünstigten den Abfall der Kosacken, die 1654 unter Rußlands Schutz sich begaben, worauf auch Smolensk ein zweites Mal, nebst Kiow, dem Dnepr und der jenseitigen Ukraine 1667 an Rußland abge-

reten wurden. Damals sagte der König Johann Casimir in seiner Rede an die Reichsversammlung, den 4ten Juli 1661, richtig voraus, warum, von wem und wie einst Polen getheilt werden würde. Nach des tapfern Königs Sobieski's Tode (1696) schien der Thron dem Meistbietenden zuzufallen. (s. Flassan Hist. de la Diplom. Franc. IV. und den Art. Polignac). Als der sächsische Churfürst (s. August II.) sich gegen die französische Parthei behauptete, und an Peter I. von Rußland sich anschloß, ward die Republik, die sich selbst nicht schützen konnte, und dennoch das sächsische Heer seiner Freiheit für gefährlich hielt, wider ihren Willen durch den Wankelmuth und den Ehrgeiz des Cardinals Radziecowski, in den nordischen Krieg verwickelt, der Rußland zur ersten Macht im Norden erhob. Dadurch ward Polens Schicksal entschieden. Schwedische Waffen bewirkten 1704, was später 1733 bis 1795 die russischen thaten. Sie verfügten über den polnischen Thron. Bestechlichkeit und Luxus machten jetzt gleiche Fortschritte unter dem polnischen Adel, um die Gesammtkraft des Ganzen zu lähmen und zu vernichten, und damit das Maß der Verwirrung voll würde, beschränkte man die constitutionellen anderthalbhundertjährigen Rechte der Dissidenten seit 1717. Die Jesuiten schürten das Feuer, und ihr ungerechtes Blutgericht zu Thorn (1724) wurde die Losung zu tödtlichem Hasse. Endlich schloß man auf den Reichstagen 1733 und 1736 die Dissidenten von den Stellen der Landboten, dem Eintritte in die Gerichtshöfe und überhaupt von allen öffentlichen Aemtern aus; man wollte sie nur wie Schutzjuden behandelt wissen. Polen that nicht nur hierin, sondern auch in seiner politischen und moralischen Cultur, die französischen Witz und Leichtsinn mit Schwelgerei und Rohheit paarte, auffallende Rückschritte in die Zeiten des Faustrechts. So entbrannten alle Leidenschaften in verderblicher Gährung, als Catharina II. ihren Liebling, den Grafen Poniatowski, 1764 auf den polnischen Thron setzte. Er verdiente ihn, aber zu schwach, den anarchischen Stolz des Adels zu bändigen, schwankte er zwischen Rußlands Schutzmacht und der selbstständigen Würde der Republik, bald zu jener, bald zu dieser sich hinneigend, wodurch er endlich die Achtung aller verlor. Indeß war der Fanatismus der Bischöfe Solityk von Cracau, und Massalski von Wilna, mit welchem sie der Wiederherstellung der Religionsfreiheit sich widersetzten, die Hauptursache des Bürgerkriegs, der Polen in die wildeste Unordnung stieß, und dies endliche Schicksal des Staats herbeiführte. Rußland nahm sich der Sache der Dissidenten an; eine Generalconföderation entstand, aber der Reichstag sah sich ganz unter russischem Einfluß. Dagegen erhob sich die Conföderation zu Bar, von Frankreich unterstützt, und der Krieg mit Rußland brach aus. Die fremden Truppen verwüsteten das Land, und das wilde, sinnlose Verfahren einiger polnischen Parteihäupter erregte bei den drei großen Nachbarmächten eine solche Nichtachtung der natürlichen Rechte des polnischen Volks, daß sie, wie Catharina sich ausdrückte, Polen für ein Land hielten, in dem man sich nur bücken dürfte, um etwas aufzuheben. Bei dieser innern Zerrüttung schien es dem österreichischen Hofe zeitgemäß zu seyn, die zipser Städte, welche im J. 1402 von Ungarn an Polen verpfändet worden waren, in Besitz zu nehmen, und die schlaue Politik des österreichischen Staatsministers Kaunitz leitete endlich das petersburger und durch dieses das preußische Cabinet auf den Gedanken einer Theilung Polens. Wie dies zuerst von Kaunitz ausgegangen, hat von Dohm in seinen Denkwürdigkeiten (I. 433 folg.) gezeigt. Der russische Minister machte den 2ten September 1772 den

Digitized by Google

Beschluß der drei Mächte bekannt, und die Republik Polen genehmigte endlich den 18ten September 1773 diesen schon vollzogenen Theilungstractat, nach welchem Polen von 13,000, 10,000 Quadratmeilen behielt. Das preußische Polen und der Netzdistrict fielen an das Königreich Preußen, wodurch Polens Ostseehandel von Preußen abhängig wurde. Rußland bestimmte nun die innre Verfassung der unglücklichen Republik. Nun erst ward es den Polen klar, worin ihr Staatszweck eigentlich bestehe, und wodurch sie demselben bisher mit thörichter Verblendung entgegengehandelt. Um ihre Unabhängigkeit festzustellen, arbeiteten sie, indem Friedrich Wilhelm II. von Preussen, der durch engere Vereinigung mit der Republik sich gegen Rußland verstärken wollte, sie ermuthigte und seines Schutzes versicherte, an einer neuen Verfassung. Das Wahlreich sollte aufgehoben, und der dritte Stand in die Nationalrepräsentation aufgenommen werden. Dies waren die Grundlagen der Constitution vom 3ten Mai 1791. Aber Rußland verwarf sie, und erklärte sich für die mißvergnügten Polen, die zu Targowicz eine Conföderation gegen die bereits vom Reichstage angenommene Constitution geschlossen hatten. Preussen, dessen Politik ihre Richtung bereits gegen Frankreich genommen hatte, und das sich vor der Macht von Rußland scheute, verließ, ohne Rücksicht auf sein so feyerlich gegebenes Wort, die Sache der Republik, und willigte in eine zweyte Theilung 1793, in der Rußland in der Ukraine und Litthauen 5614 Quadratmeilen, mit 4,148,000 Einwohnern und Preussen den größten Theil von Groß-Polen, nebst Danzig und Thorn, mit 1061 Quadratmeilen und 1,136,000 Einwohnern, hinwegnahm. Russische Bayonette nöthigten die durch solche Behandlung empörten Glieder des Reichstags, die Zerstückelung ihres Vaterlandes zu genehmigen. Der Rest von Polen — nur noch 4016 Quadratmeilen, mit 3,512,000 Einwohnern stand jetzt ganz unter russischer Vormundschaft. Da erhob sich Kosciusko an der Spitze der Conföderation von Cracau im März 1794. Im heiligen Kampfe für Vaterland und Freiheit wurden Warschau und Wilna befreit. Der Tag von Raclawice (4ten April 1794) und der Entsatz des von dem preußischen Heere belagerten Warschau's im Anfange des Septembers sind die schönsten Tage in dem Leben der polnischen Nation. Aber sie kamen zu spät. Ohne Festungen, ohne Tactik, ohne Bundesgenossen, ja ohne Waffen, mußte die Verzweiflung der Nation, da Russen, Preußen und Oesterreicher sie umzingelten, unterliegen; auch wenn die Polen mit mehr Eintracht gehandelt, und mehr große und edle Männer, wie Kosciuszko war, gehabt hätten (s. Kosciuszko). Das Land ward im October 1795 gänzlich unter Rußland, Preußen und Oesterreich vertheilt. Der letzte König lebte in Petersburg von einem Gnadengehalte, und starb daselbst 1798. Den Polen blieb nichts als ein schmerzlich verwundetes Nationalgefühl, ein bittrer Haß gegen Russen und Deutsche, ein vergebliches Harren auf französische Hülfe, und die Theilnahme — der öffentlichen Meinung. Rußland hatte über 7500 Quadratmeilen und 4,600,000 Einwohner. Oesterreich 2510 Quadratmeilen mit 5 Millionen Einwohnern; Preußen über 2900 Quadratmeilen mit 2,550,000 Einwohnern von Polen erhalten. So blieb der Zustand des zerrissenen Landes, das nun erst durch fremdes Gesetz innere Ordnung und Polizeianstalten empfing, bis in den November 1806, wo Napoleons Siege die ausgewanderten Polen unter Dombrowski nach Posen und Warschau führten. Der Friede zu Tilsit (8ten Juli 1807) bildete hierauf aus dem größten Theile der von Preußen erworbenen polnischen Provinzen

das Herzogthum Warschau, welches einen deutschen Regenten in dem Könige von Sachsen, und zugleich mit dem französischen Gesetzbuche eine der französischen ähnliche Verfassung erhielt, nach welcher die Leibeigenschaft für aufgehoben erklärt wurde. Danzig sollte eine von Preußen und Sachsen beschützte Republik werden, blieb aber ein französischer Waffenplatz. Die Dotationen französischer Offiziere verringerten das Staatseinkommen; doch mehr that dies das Continentalsystem, welches allen Handel aufhob, so daß die Polen mitten in dem natürlichen Reichthum ihres Landes das Schicksal des Tantalus hatten; auch die Truppenstellung für den französischen Kriegsdienst zerrütteten den Wohlstand des neugeschaffenen Staates, und vernichteten, was Preußen mit großer Aufopferung geschaffen hatte. Doch erhielten sich die in den Departements Posen und Bromberg entstandenen Tuch- und Leinenmanufacturen. Die Regierung des Herzogthums that alles, was unter so ungünstigen Umständen sich thun ließ. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich im J. 1809 vermehrte zwar die Landesnoth, entwickelte aber die Streitkraft des Volks auf eine außerordentliche Art. Die polnische Armee wetteiferte, unter französischem und Poniatowski's Oberbefehl, an Kriegsmuth mit den besten Truppen Frankreichs. Sie drang bis Cracau vor, und der wiener Friede (14ten October 1809) fügte zu dem Herzogthume Warschau, das bisher 1850 Q. Meilen mit 2 Millionen und 200,000 Einwohnern enthalten hatte, Westgalizien hinzu, so daß es nunmehr gegen 2800 Q. Meilen groß, 3,780000 Einwohner zählte, und ein wohlgerüstetes Heer von 60,000 Mann aufstellte, das in Spanien mit großer Tapferkeit focht. Unter diesen Umständen erhob sich der alte Nationalstolz wieder. Die alten Gränzen, ein eingeborner König und die Wiederherstellung des Namens Polen war der einmüthige Wunsch der Nation. Auf diesen, von ihm absichtlich begünstigten Wunsch, baute Napoleon seinen Angriffsplan gegen Rußland im Jahr 1812, den er den zweiten polnischen Krieg nannte. Er wußte es so einzuleiten, daß den 28sten Juni 1812 eine polnische Generalconföderation in Warschau die Wiederherstellung Polens feierlich ausrief; allein der Enthusiasmus war nicht allgemein. Die Anstrengungen des Herzogthums, das über 80,000 Mann ausrüstete, wurden durch Napoleons Art, den Krieg zu führen, größtentheils vergeblich gemacht. Die Litthauer hielt Tormassow in Ordnung, und „statt 16 Millionen Polen," die Napoleon durch sein Machtwort beritten machen wollte, sammelten sich kaum einige Bataillone Freiwilliger. Was Polen in diesem Restaurationskriege litt, und wie Napoleon selbst seinen Erfolgen entgegenarbeitete, erzählt der Erzbischof von Mecheln, de Pradt, sein Botschafter in Warschau (s. Histoire de l'Ambassade dans le Grand Duché de Varsovie en 1812, Paris, 3te Aufl. 1815) ein Augenzeuge und Theilnehmer, den er aber in der Folge als die Ursache seiner Unfälle der Geschichte aufdringen wollte. Grausamer ist nie eine Nation getäuscht worden, als die polnische in diesem Kriege. Die polnischen Schaaren folgten dem geschlagenen Kaiser bis Frankreich; ein Theil sogar bis Elba; und der aufgeregte Enthusiasmus des Polen hing an Frankreich bis zu dem letzten Augenblick. Indeß nahm Rußland das ganze Herzogthum in seine Verwaltung. Danzig mit seinem Gebiet trat unter die preußische Herrschaft zurück, und der Congreß der europäischen Mächte in Wien entschied im Mai 1815 das endliche Schicksal des Landes dahin, daß 1. die Stadt Cracau mit ihrem Gebiete von ungefähr 200 Quadratmeilen als freie und unabhängige Republik sich selbst nach eigenen Gesetzen regieren sollte; 2. daß

der auf dem rechten Weichselufer liegende Bezirk an Oesterreich zurück-
fiel, welches auch den im wiener Frieden an Rußland abgetretenen tar-
nopoler Kreis wieder erhielt; 3. daß der culmsche und michelau'sche
Kreis, die Stadt Thorn mit ihrem Gebiete, das Departement Posen,
mit Ausnahme eines Theils des powitzschen und des peysernschen Krei-
ses, und der Theil des Departements Kalisch bis an die Prozna, mit
Ausschluß der Stadt und des Kreises dieses Namens, zusammen
1,223,000 Einwohner auf ungefähr 700 Quadratmeilen an den König
von Preußen abgetreten wurden, welcher einige dieser Theile mit West-
preußen vereinigt, aus dem übrigen aber das Großherzogthum Posen
errichtet, und den Fürsten Ant. Radziwill zum königlichen Statthalter
ernannt hat; 4. daß alles übrige, ungefähr 1700 Quadratmeilen mit
dem russischen Reiche unter dem Namen des Königreichs Polen
vereinigt wurde, aber eine abgesonderte Verwaltung und diejenige innere
Territorialausdehnung erhalten sollte, die ihm der russische Kaiser zu
geben für gut findet. So ist also Polen vierfach gespalten, hat aber
seinen Namen und seine Sprache gerettet; denn die wiener Verträge
haben zugleich allen Polen, die Unterthanen einer der drei Mächte wer-
den, Einrichtungen zugesichert, welche ihre Nationalität erhalten sollen.
Natürlich sind sie damit nicht zufrieden gestellt; allein sie haben mehr
erlangt, als sie nach ihrer feindlichen Stellung, innern Zwietracht und
engen Verbindung mit Frankreich und Napoleon je erwarten konnten.
Sie selbst arbeiteten seit 1572 an ihrem Untergange; Napoleon hat ihre
letzte Nationalkraft eigennützig verschwendet, und der wiener Congreß
hat ihr Schicksal nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen von
Gleichgewicht und Kräftevertheilung entschieden. Daß die Polen end-
lich einer gesetzmäßigen Ordnung und eines freien Handels sich erfreuen
werden, darf der Weltbürger hoffen, ob er gleich gewünscht hätte, daß
so wie Ungarn als eigner Staat zur österreichischen Monarchie gehört,
auch Polen als eigner Staat mit der preußischen Monarchie verbunden
worden wäre, da die natürliche Abdachung des Landes die Weichselländer
dem Besitzer der Ostseeküste anweist. Litthauen kann nur dem Dnepr
und der Düna folgen. Das Wichtigste, was die Polen gerettet sehen,
ist ihre Sprache, die nächst der böhmischen die gebildetste unter den
slavischen Sprachen ist. Ihre Ausbildung liegt in ihrer Literatur,
deren Sprachschatz aus mehr als 700 Büchern und Schriftchen das
nun vollendete Wörterbuch der polnischen Sprache in 6 Quartbänden
(Warschau 1814) aufgestellt hat; ein Nationalwerk, das der Verfasser,
ein Landsmann des Copernicus, der Oberschulrath Linde, Rector am
Lyceum zu Warschau, nur durch den Enthusiasmus der Nation und
ihrer Edeln, wie Fürst Lubecki und von Wawrzecki, unterstützt, zu
Stande bringen konnte. Vor Linde hatte Piowe Kopeczynski sich um
die Grammatik der polnischen Sprache sehr verdient gemacht. Insbe-
sondre hat die königliche Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu
Warschau viele Verdienste um die polnische Literatur. Mit dem Jahr
1815 erschienen drei literarische Journale in polnischer Sprache in War-
schau, Willna und Cracau. Um die Cultur des Volks wird die unter
dem Fürsten Czartorynski dem jüngern vereinigte Bibelgesellschaft in
Polen, so wie der zum dritten Male in Warschau gestiftete Wohlthätig-
keitsverein sich verdient machen; vorzüglich erwartet man dies von der
an die Stelle der Oberschul- und Erziehungsdirection getretenen Com-
mission der Aufklärung, welche auch die geistlichen Angelegen-
heiten und die Büchercensur umfaßt. Sie besteht aus trefflichen Män-
nern, den Grafen Potocki, Grafen Zamoiski, dem Prälaten Prazmoski,

Niemcewicz, Cajet, Kozmian, And. Horodyski, dem Paſtor Diehl, Rector Linde u. A. Unter den polniſchen Schriftſtellern ſind ausgezeichnet Kraſicki, Kinazim, Albertrandi, Skrzetuski, Czacki, Naruszewicz, welcher die Univerſalgeſchichte von Polen anfing, an deren Fortſetzung der als Staatsmann, Krieger und Dichter gleich achtungswerthe Niemcewicz, in Verbindung mit andern Gelehrten ſeit 1812 arbeitet, und wozu mehrere polniſche Damen Scenen aus der polniſchen Geſchichte gezeichnet haben; ferner der um die chineſiſche Geſchichte und Literatur verdiente Graf Potocki, die Idyllendichter Karpinski und Reklewski; die Dichter Simonowicz, der polniſche Theokrit Slowacki, Trebecki, der noch lebende Gorecki, und Tomarzewski, Polens Delille; der gelehrte Sniadecki, der Verf. von Kollatay's Leben; Bandtke, Verf. einer Geſchichte der cracauer Buchdruckereien; Graf Sebaſtian Sierakowski, Verf. eines Prachtwerks über die Baukunſt; der um die Austrocknung der Sümpfe im Pinskiſchen verdiente, und durch ſeinen Entwurf, die ſchiffbaren Flüſſe in Polen zu vereinigen, bekannte Bratymowicz, Verf. eines Werks über die Landwirthſchaft; der Aſtronom Poczobut in Wilna; der Exjeſuit Ignaz Nagurczewski, Ueberſetzer der Iliade, der Eklogen Virgils und andrer Schriften des Alterthums, und der beliebte Dichter Franz von Demochowski, Nachahmer des Boileau, auch bekannt durch eine metriſche Ueberſetzung der Iliade. Im Allgemeinen ſind die alten polniſchen Schriftſteller, beſonders die aus den Zeiten der beiden erſten Sigismunde, noch jetzt die claſſiſchen Muſter des polniſchen Styls, obgleich mit der polniſchen Sprache im 18ten Jahrhundert große Veränderungen vorgegangen ſind. So werden noch als Claſſiker geachtet, Joh. Kochanowski, Skarga, Wuieck, Biatobrzeski, Gorincki, der Dichter Stanisl. Grochowski, und die beiden ältern polniſchen Geſchichtſchreiber Slugosz und Kromer. — Ein Hauptwerk, obgleich mit ſichtbarem Haſſe gegen Catharina und Poniatowski geſchrieben, iſt Rulhiere's Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette Republique, 4 Vol. Paris 1807; über die erſte Theilung Polens ſ. man von Dohms Denkwürdigkeiten I. und Lettres du Baron de Vlomenil, Paris 1808; auch iſt zu vergleichen Malte-Brun's, etwas einſeitig und eilfertig entworfenes, aber in Ermangelung eines beſſeren, noch jetzt ſehr brauchbares Werk: Tableau de la Pologne ancienne et moderne, Paris 1807. Damit verbinde man Jekels hiſtoriſch ſtatiſt. Werke über Polen und Galizien, Wien 1804 — 9, und Flatts Topographie des Herzogthums Warſchau, Leipzig 1810, und v. Holſche Geogr. und Statiſt. von Weſt-, Süd- und Neu-Oſtpreußen, Berlin 1807.

Polen (das jetzige Königreich). Das Herzogthum Warſchau war durch die glückliche Wendung, die der Feldzug von 1812 genommen, eine Eroberung der Ruſſen geworden, und bis zum Frieden in ihrem Beſitze geblieben. Der Wiener Congreß gab die Entſcheidung über ſein Schickſal, indem er Cracau mit ihrem Gebiet für frei erklärte, bedeutende Theile Oeſterreich und Preußen zuerkannte, den Reſt aber von 17 — 1800 Quadratmeilen mit 2,500,000 Menſchen bei Rußland beließ. Am 20. Jun. 1815 verkündigte der Donner der Kanonen in Warſchau die Herſtellung des Königreichs Polen, welche der Kaiſer Alexander in dem Manifeſt vom 25ſten Mai ausgeſprochen hatte, und ſämmtliche Behörden, ſo wie die Einwohner, leiſteten den Huldigungseid. Am 15ten Nov. unterzeichnete dann der Monarch die Conſtitutionsurkunde des Königreichs. Vermöge derſelben iſt Polen auf ewig dem ruſſiſchen Reiche einverleibt. Die Krone iſt erblich nach der ruſſiſchen Erbfolge-

Digitized by Google

ordnung. Der König ernennt einen Statthalter, der im Königreiche reſidirt, und, wenn er kein kaiſerlicher Prinz iſt nur ein Eingebohrner oder geſetzlich Naturaliſirter ſeyn kann. Alle Religionen ſind frei. Die Preßfreiheit iſt zugeſichert. Es findet keine willkürliche Verhaftung ſtatt. Alle Geſchäfte werden in polniſcher Sprache verhandelt, alle Aemter nur von Polen verwaltet. Die Nation wird durch eine Repräſentation vertreten, die in einem Landtage beſteht, der aus dem Könige und zwei Kammern zuſammengeſetzt iſt. Der König übt alle Verrichtungen der vollziehenden Macht aus, wird in der Hauptſtadt gekrönt, und leiſtet der Nation den Eid. An der Spitze der Verwaltung ſteht ein Staatsrath. Ein Miniſter-Staatsſecretair iſt beſtändig um die Perſon des Königs. Der Landtag verſammelt ſich ordentlich alle zwei Jahre, und berathſchlagt ſich über Geſetzentwürfe und das Steuerweſen; ohne königliche Beſtätigung ſind ihre Vorſchläge ungültig. Der Stand der Richter iſt unabhängig. Alle Streitſachen müſſen erſt den Friedensrichtern vorgelegt werden. In Warſchau iſt ein oberſter Gerichtshof für das ganze Königreich. Die Armee behält ihre Uniform, ihre beſondre Tracht und alles, was mit der Nationalität in Verbindung ſteht. Die Confiscationsſtrafe iſt aufgehoben. — Das Königreich iſt in 8 Woiwodſchaften eingetheilt, nämlich: Krakau (Hauptſtadt Miechow), Sandomir (Kadom), Kaliſh (Kaliſh), Lublin (Lublin), Plozk (Plozk), Maſſovien (Warſchau), Podlachien (Siedlce) und Auguſtow (Suwalki). Dieſe Woiwodſchaften zerfallen in 39 Bezirke und 77 Diſtrikte. Statthalter iſt der General Zaionczek, Miniſter-Staatsſecretair der Graf Sabolewsky. — Das Land iſt meiſtens eben, und ſehr fruchtbar an Getraide, aber noch eines weit verbeſſertern Anbaues fähig. Der größte Fluß, der es durchſtrömt, iſt die Weichſel. Auch Künſte, Wiſſenſchaften und Gewerbe bedürfen noch ſehr der nachhelfenden Hand der Regierung. Die Innwohner ſind meiſtens der katholiſchen Religion zugethan; es gibt aber unter ihnen auch eine Menge Juden.

Policinell (Policinello), iſt in der italieniſchen Komödie der Spaßmacher, der ſich in der Maske durch eine krumme herabhängende Naſe unterſcheidet; er iſt ganz weiß gekleidet und hat hinten und vorn einen Buckel. Der bekannte Dominicho ſetzte aus der Kleidung des Policinells und dem Charakter des Harlekins den grotesken Pierrot zuſammen. Manches Intereſſante über die Maske des Policinell theilt Göthe in ſeinem römiſchen Carneval mit.

Polignac (Melchior von), aus Puy en Velai, geb. 1661, geſt. 1741, aus einem der angeſehenſten Häuſer in Languedoc, bekannt in der Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie, wurde mehrmals in wichtigen Geſandtſchaften gebraucht, zuerſt von Ludwig XIV., der den Abbé von Polignac 1693 als außerordentlichen Botſchafter nach Polen ſchickte, um den König Johann Sobieski zu bewegen, Oeſterreichs Bündniß in dem Kriege mit der Pforte zu verlaſſen, und ſich mit Frankreich gegen Oeſterreich zu verbinden; hierauf aber, nach Sobieski's Tode im Jahr 1696, um die polniſche Königswahl auf den Prinzen von Conti zu leiten. Der Abbé hatte ſich ſchon früher 1689 in den Unterhandlungen mit dem Papſte Alexander VIII. in Anſehung der Artikel, welche die franzöſiſche Geiſtlichkeit im J. 1682 für die galliciniſche Kirche angenommen hatte, durch Geiſt und Gewandtheit bemerkbar gemacht, daher jener Papſt in einer der letzten Audienzen zu ihm ſagte: „Sie ſcheinen immer meiner Meinung zu ſeyn, und doch ſiegt immer zuletzt die Ihrige.“ Auch Ludwig XIV., der dem Abbé bei deſſen Rückkehr von

Rom eine Audienz ertheilte, sagte nachher von ihm: „Ich habe eben mit einem jungen Menschen eine Unterredung gehabt, der mir beständig widersprach, ohne daß ich auch nur einen Augenblick ungehalten werden konnte.“ — Ludwig XIV. gab dem Abbé in Polen Vollmacht, jedem, der zur Königswahl des französischen Prinzen beigetragen haben würde, nach erfolgter Wahl eine französische Pension von 100,000 Livres zu versprechen. Flassan (IV, p. 141 folg.) hat uns die Rede aufbewahrt, welche Polignac damals an die polnische Wahlversammlung in lateinischer Sprache hielt. Er fand aber erst Beifall, als ihm 560 000 Livres zur Vertheilung unter die polnischen Großen zu Gebote standen. Dies war jedoch nicht hinreichend, ob er gleich noch andre 500 000 Livres versprach; und der Bischof von Cujavien gewann eine starke Partei für den Churfürsten von Sachsen. Der Abbé Polignac vermochte bloß, die Partei zu trennen, welche sich für den Prinzen Jacob, den Sohn der Königin von Polen, erklärt hatte. Die Königin, darüber aufgebracht, verlangte vom Minister die Zurückgabe ihres Porträts; da der Abbé aus Hochachtung für die Königin dies nicht thun wollte, begab sie sich, als er abwesend war, von ihren Garden begleitet, in sein Zimmer, und nahm es weg. Dies machte viel Aufsehen, und zog dem Abbé in Frankreich Tadel zu. Er bat daher um die Sendung eines zweiten Gesandten nach Polen. Man schickte den Abbé von Châteauneuf; beide Minister handelten nun gemeinschaftlich; aber die von Frankreich auf Danzig gezogenen Wechselbriefe wurden nicht acceptirt, und der Abbé Polignac sah sich außer Stand, seine Zusagen, die sich auf 3 Millionen Livres beliefen, zu erfüllen. Die polnischen Großen verlangten nämlich die Summen baar vor der Wahl, nicht in Wechseln, die vier Monate nach der Wahl zahlbar wären; denn sie fürchteten von Frankreich wieder betrogen zu werden, wie von Carl IX. nach der Wahl seines Bruders, des Prinzen Heinrich von Anjou. Der Prinz Sapieha, Großfeldherr von Litthauen, trat daher von der französischen Partei ab, ob er gleich schon 80,000 Thaler erhalten; doch gewann ihn zuletzt der Abbé wieder, mittelst einer Summe von 400,000 Livres. Alles schien sich jetzt für ihn zu erklären, zumal da er als Geisel bleiben wollte, bis zur gänzlichen Zahlung der versprochenen Summen. Der Primas rief daher den 26sten Juni den Prinzen von Conti zum König von Polen aus; aber mitten unter dem Tedeum des Primas erschien der Bischof von Cujavien auf dem Wahlfelde, und rief den Churfürsten von Sachsen zum König aus, der bald darauf in Cracau seinen Einzug hielt. Auch der Prinz von Conti langte mit 500,000 Livres und vielen Juwelen im Hafen vor Danzig an; aber die Stadt erlaubte ihm nicht, ans Land zu treten, und der Prinz segelte nach Frankreich zurück. Die Danziger erklärten zugleich, daß sie den Abbé Polignac nicht als Gesandten, sondern als Feind ansähen, und bemächtigten sich seines Eigenthums. Der Abbé ging hierauf nach Stettin, und ward im Jahr 1698 zur Strafe für seine verunglückte diplomatische Mission in seine Abtei Bonport verwiesen. Ein ähnliches Schicksal hatte Napoleons Gesandter in Warschau, der Erzbischof von Mecheln, de Pradt, im J. 1812. In der Folge wurde der Abbé von Polignac im J. 1710 als französischer Minister zu den Verhandlungen von Gertruydenburg gesandt. Hier war es, wo er gegen die holländischen Minister, als sie die bekannten demüthigenden Foderungen an Frankreich machten, mit Bitterkeit bemerkte: „Meine Herren, Sie sprechen wie Leute, die nicht gewohnt sind zu siegen.“ — Der König rief endlich seine Minister zurück, die vorher noch ein starkes Schreiben an den Großpensionär Hein-

fius erließen. Diesmal empfing Ludwig den Abbé von Polignac gnädig. Er ernannte ihn hierauf im J. 1712 nebst dem Marschall d'Huxelles und Menager, zu seinem Bevollmächtigten bei dem Congresse zu Utrecht. Er nahm an allen Verhandlungen Theil, unterzeichnete aber den Friedenstractat nicht, sondern zog sich im Februar 1713 zurück, weil er die Ausschließung Jacobs III. vom englischen Throne nicht unterschreiben mochte, da er diesem Prinzen den Cardinalshut verdankte. Ludwig schickte ihn hierauf als Botschafter nach Rom, wo er sich durch Geist, Geschmack und Kenntnisse allgemeine Achtung erwarb. Dieser gewandte Staatsmann ist auch als Schriftsteller bekannt durch seinen Antilucrez, ein Lehrgedicht von mehr als 10,000 Hexametern, welches in 8 Büchern das epikuräische System widerlegt. Anti-Lucretius. s. de deo et natura. Paris 1747. Es ist ins Italienische, Englische, Französische und ins Deutsche übersetzt. — S. l'Histoire du Cardinal de Polignac. K.

Polignac (Gabriele Jolande Martine, geborne de Polastron, Herzogin von Polignac), geb. 1750, starb zu Wien 1793. Der Name Polignac kommt in den Annalen der französischen Revolution oft vor. Als Vertraute der unglücklichen Königin Marie Antoinette theilte die Frau von Polignac den Haß und die Verläumdungswuth, mit welcher der Revolutionspöbel die Familie Ludwigs XVI. verfolgte. Als eine der schönsten Frauen in Frankreich, in deren Physiognomie zugleich die Bildung und die Anmuth ihres Geistes sich verklärte, und die damit das feinste und gefälligste Betragen verband, war sie die Zierde des französischen Hofes. Der König hatte sie zur Gouvernante der französischen Prinzessinnen ernannt. Sie benutzte die Freundschaft der Königin, um Beweise der königlichen Gnade für ihren Gemahl und ihre Familie zu erhalten. Man weiß, daß die Monarchin mit ihren Vertrauten auf die natürlichste Weise umging. In Gesellschaft mit der Frau von Polignac rief sie oft aus: „Ich bin nicht mehr Königin, ich bin ich selbst." — Die Königin kannte in ihrer Gnade und Freigebigkeit keine Gränzen; die Schwägerin der Frau von Polignac aber, Diane von Polignac, welche ausgezeichnet klug und geistreich, und dabei eben so ehrsüchtig als schlau war, umstrickte ihre Schwägerin, und überredete sie, sich des Vertrauens, in welchem sie bei der Königin stand, zum Vortheil ihrer Familie zu bedienen. Für sich allein hatte Frau von Polignac wenig Ehrsucht, und würde auch wohl ohne die Leitung ihrer Schwägerin den großen Einfluß auf die Königin nicht erlangt haben. Doch fehlte es ihr keineswegs an richtiger Beurtheilung der Verhältnisse, und sie soll der Königin bei mehrern Gelegenheiten gut gerathen haben. Indeß konnte sie, überhäuft von den Gnadenbezeugungen der Königin, dem Neide und der Verläumdung nicht entgehn. Sie schien der Vereinigungspunkt Aller vom Adel und der hohen Geistlichkeit zu seyn, die beim Hofe ihr Glück machen wollten. Der Haß des Volks bezeichnete die Polignacs als Theilnehmerinnen und Rathgeberinnen bei den Verschwendungen der Königin. Sie mußten daher sich flüchten, und verließen unter den größten Gefahren Frankreich. Seitdem lebte sie mit ihrem Gemahl zu Wien, wo dieser bei dem kaiserlichen Hofe, wie später bei dem petersburger, als Geschäftsführer der königlichen Prinzen von Frankreich angestellt war. Sie war dem Hause Bourbon von ganzem Herzen ergeben. Ihr Schmerz war daher gränzenlos, als der unglückliche Feldzug des preußischen Heers in der Champagne die Hoffnung einer Wiederherstellung der alten Ordnung in Frankreich vernichtete. Sie kränkelte seitdem sichtbar, und starb in

Digitized by Google

Wien, wie eine englische Nachricht sagt: of a broken heart, an einem gebrochenen Herzen. Ihr Gemahl ging in der Folge nach England, begab sich dann in die Ukraine auf ein Gut, das ihm Catharine II. geschenkt hatte, und ist daselbst gestorben. Zwei Söhne aus dieser Ehe leben noch, und haben ebenfalls merkwürdige Schicksale gehabt. K.

Polignac (Armand Franz Heraclius und Julius Armand August). Der ältere, Armand, geb. zu Paris, war 16 Jahr alt, als seine Aeltern Frankreich verließen. Er ließ sich anfangs in Rußland nieder; aus treuer Anhänglichkeit an den Grafen von Artois aber folgte er nebst seinem jüngern Bruder, Jules de Polignac, dem Taufpathen der Königin Maria Antoinette, dem Prinzen nach England. Hier nahm er an Georges Cadoudals oder an Pichegru's Entwürfen Theil, und landete im Anfang des Decembers 1803 auf dem Strande bei Beville in Frankreich. Den 16ten Jan. 1804 landete daselbst auch sein Bruder Jules, nebst Pichegru, Lajolais und A. Sie wurden aber bald in Verhaft genommen, in den Tempel gesetzt, und als Theilnehmer an der Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls vor Gericht gestellt. Sie hatten nämlich, wie so viele andre französische Royalisten in England, und Pichegru selbst, geglaubt, die Unzufriedenheit gegen Bonaparte sey in Frankreich auf das Höchste gestiegen, und Moreau selbst werde zu der Revolution beitragen, welche die Bourbons auf den Thron setzen sollte. Dies sagte Armand vor seinen Richtern aus. (Man s. Procès célèbres de la Révolution, par M. G. avocat. T. II. Paris et Londres 1814.) Allein sie hatten weder an Georges persönlichem Plane gegen den ersten Consul Theil genommen, noch, da sie Moreau's Abneigung, sich an Pichegru anzuschließen, erfuhren, etwas weiter gethan, sondern vielmehr Frankreich wieder verlassen wollen. Gleichwohl wurden den 10ten Juni 1804 Armand nebst Georges und achtzehn andern zum Tode, Jules aber nebst Moreau und drei andern Mitangeklagten zu zweijähriger Haft verurtheilt. Jules Polignac bot den Richtern sein Leben für das seines Bruders an, der Gatte und Vater war. Hierauf warf sich, von der Gemahlin Bonaparte's, seiner Schwester und Stieftochter dazu begünstigt, Armands Gemahlin dem Kaiser Napoleon zu Füßen, und erlangte seine Begnadigung mit der Einschränkung, daß er vier Jahre in dem Schlosse von Ham verhaftet bleiben und alsdann deportirt werden sollte. Im J. 1805 aber wurde er nach Vincennes zurückgebracht. Beide Brüder blieben Staatsgefangne, bis sie der Einzug der Verbündeten in Paris am 31sten März 1814 befreite. Sie sind seitdem von Ludwig XVIII. angestellt worden. K.

Politik, die Wissenschaft des gesellschaftlichen Lebens, insbesondere Staatslehre, d. h. Wissenschaft und Kunst, den Zweck des Staats (Selbstständigkeit durch Sicherheit und Cultur) so vollkommen als möglich zu erreichen. Die politischen Wissenschaften betrachten das Leben der Menschen im Staate 1. wie es seyn kann und soll: Staatswissenschaft, oder wie es sich entwickelt und fortgebildet hat: politische und Staatengeschichte, oder wie es gegenwärtig ist: Staatenbeschreibung und Statistik. Die Politik betrachtet den Staat von Seiten des Rechts (allgemeines Staatsrecht) und von Seiten der Klugheit. In letzterer Hinsicht ist sie eine Erfahrungswissenschaft, aber gegründet auf die Idee der menschlichen Bestimmung, daher ihre Aufgabe unendlich ist. In so fern ist sie, wie das allgemeine Staatsrecht, ein Theil der allgemeinen practischen Philosophie. Die Theorie vom Ideale des Staats (Metapolitik) ist daher die allgemein nothwendige Gesetzgebung in Beziehung

auf das Leben im Staate. Die angewandte Politik oder die Staatskunst begreift I. die Politik der Staatsverfassung, oder wie die Gewalten im Staate zu ordnen und zu vereinigen sind; II. die Politik der Staatsverwaltung, sowohl die innern als äußern Verhältnisse in Hinsicht auf die gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Die Staatsverwaltungslehre betrifft 1. die Sicherstellung des Ganzen durch die Wohlfahrt der Einzelnen, und heißt Polizeiwissenschaft, welche a) die Sicherheits- und b) die Wohlfahrtspolizei begreift. Zu jener gehören: die Kriegs- und Friedenspolitik, die hohe und die Landes- (nebst der Stadt- Dorf- und Straßen-) Polizei, welche letztere die Criminalpolitik und die Anstalten gegen Landesnoth in sich faßt. Zu dieser gehören: die medicinische, Armen-, Landwirthschafts-, Industrie-, Handels- und Sittenpolizei, sämmtlich Gegenstände der Bevölkerungspolitik. — 2. Die Feststellung und Vollziehung der einzelnen Mittel zur Erreichung des Staatszwecks; gesetzliche Ordnung, bürgerlichen Wohlstand, und geistige Cultur; in so fern unterscheidet man a) die Gesetzgebungskunst, welche theils die Abfassung der Criminal-, Civil- und Polizeigesetze, theils die Form ihrer Vollziehung (durch Beamte, Richter) in der Kanzleipraxis und Prozeßordnung betrifft; b) die Staatsökonomie oder Staatshaushaltungskunst, welche die Nationalökonomie und die Staatswirthschaftslehre begreift. Letztere enthält: aa) die Finanzwissenschaft (Hebung und Verwaltung der Staatseinkünfte), bb) die Cameralistik (Verwaltung und Vervollkommnung der Quellen des Staatsvermögens). Die cameralistische Geschäftsführung lehrt die Cameralpraxis. — c) Die Culturpolitik, oder Staatserziehungslehre, welche alle sittlich geistigen Bildungsanstalten, Kirchen, Schulen, Literatur und Kunst, d. i. die Sache der Menschheit im Staate unmittelbar umfaßt. S. Krug der Staat und die Schule, Leipz. 1810. — In der Ausübung ist die Staatskunst allemal von der Wirklichkeit bedingt, von der physischen und geistigen Eigenthümlichkeit des Volks. Doch wird das Genie des Gesetzgebers über seinem Zeitalter schweben und dasselbe zu sich emporheben, sobald es selbst sittlich veredelt ist. Dadurch haben ältere Gesetzgeber im Orient und Griechenland so Großes gewirkt. Der Klugheitsmensch der neuern Zeit hingegen wollte Alles berechnen, und den Staat in eine Maschine verwandeln. Freilich ist es schwer, den Mechanismus der physischen Kräfte eines Staats der sittlichen Freiheit und Würde des Ganzen unterzuordnen; am schwersten ist es zur Zeit politischer Stürme. So reich unser Zeitalter an papiernen Constitutionen und scharfsinnigen Theorien ist, so wenig hat die Idee des Staats hie und da gewirkt zur Befestigung der bürgerlichen Freiheit, wohl aber zur planmäßigern Begründung eines feinern Despotismus. Doch haben auch die Völker meistens zu viel von dem Staate erwartet, und um so höhere Foderungen an denselben gemacht, je mehr sie demselben leisten mußten; daraus ist Spannung, getäuschte Erwartung und Unzufriedenheit auf beiden Seiten entstanden. Nur da, wo die Staatsform so viel möglich dem Volksleben angemessen ist und mit demselben in ihrer Entwickelung fortschreitet, findet man die mehrste Zufriedenheit. Ist jenes nicht der Fall, so entsteht Trennung und Parteienkampf, der entweder mit der Vernichtung des Bürgerthums und Volkslebens, oder mit einer Revolution endigt. Die Politik muß also in der Ausübung ihren sittlich erhabenen Charakter stets behaupten. Daher machte der Orient die Religion zur Seele der Staatsform, allein er preßte beide in die Kasteneordnung, und sie

Krumpfen zu einer Mumie zusammen. In Rom diente die Religion er Politik als Magd, und die Staatsform zerfiel mit dem Gerüste des lberglaubens. In Griechenland durchdrangen sich gegenseitig Religionsdienst und Staatsform, beide von Ideen beseelt, und aus diesem Bunde entkeimte die solonisch-sokratische Cultur. Als die Gesetzgeber es französischen Convents die Religion aus der politischen Ordnung usschließen wollten, verletzten sie die Einheit der menschlichen Natur, ach welcher die sittliche Freiheit mit dem bürgerlichen Gehorsam nur urch religiöse Bildung verschmolzen werden kann. Der Verstand der Gewalthaber wollte allein den Mechanismus des Ganzen in Bewegung tzen; allein seine Springfedern waren Klugheit und Eigennutz. In einem Stolze wagte er sogar, Moral und Politik zu trennen, oder die genannte große Moral von der kleinen zu unterscheiden; daher dies Gewebe von List und Gewalt in der politischen Geschichte der letzten rei Jahrhunderte, seit der Theilung Neapels durch Ludwig XII. und Ferdinand den Catholischen bis zu der Politik des Continentalsystems nd der Theilung Polens. Mit Unrecht glaubte Peter der Große von Richelieu die wahre Politik zu lernen, von Richelieu, der geistig kräftig enug, aber sittlich verächtlich und dadurch die Quelle des glänzenden Elends von Frankreich war. Wie ganz anders steht Sully gegen ihn a. — Ueber das Verhältniß der Moral zur Politik s. man die Schrifen von Garve, von Berg und Ferguson. Ueber Politik sind Hauptschriftsteller Plato und Aristoteles, Kant, Spinoza, Macchiavelli, Montesquieu, Beccaria, Adam Smith, Schlözer u. A. Ueber die Politik in der Geschichte, der trefflichsten Lehrerin der Staatskunst, besitzt Deutschland zwei classische Werke in Heerens Ideen über die Politik der vornehmsten Völker der alten Welt, und in seinem Handbuche der Geschichte des europäischen Staatensystems. Auch Gibbon, Robertson, Joh. v. Müller und von Spittler gehn dem Denker mit der Fackel voran. Als historisch-politische Vorrathskammer ist Flassans Hist. de la Diplomatie française etc. brauchbar, oft ein naives Sündenbekenntniß. Neuere Handbücher über die Staatswissenschaften besitzen wir von Voß nach Schlözer, von Behr, Bensen u. A. Das Neueste ist: Craigs Grundzüge der Politik, aus dem Engl. Lpz. 1815. 3 Bde. K.

Polize, ein in der Handlung häufig vorkommendes Wort von mancherlei Bedeutung. Bald heißt es einen Zettel, bald eine Instruction, welche Jemanden gegeben wird, bald einen Wechselcourszettel u. s. w. Hauptsächlich aber bezeichnet es bei Assecuranzen die Versicherungsurkunde dessen, der die Assecuranz übernimmt.

Polizei, Polizeiwissenschaft. Nicht leicht kann man über etwas so verschiedener und schwankender Meinung gewesen seyn, als über die Frage: was ist das eigentliche Wesen der Polizei, welche Functionen des Staates gehören streng unter diesen Namen, welches sind die eigenthümlichen Gränzen dieser Functionen? — Und wir concentrieren selbst in diesem Augenblicke noch nicht die mancherlei aufgestellten Begriffe davon in der Definition, daß die Polizei alle die Mittel in sich vereinige, wodurch der Staat für die Beförderung aller gemeinsamen, durch das Recht bestimmten Zwecke sorgt und insonderheit dahin wirkt, daß die Uebertretung der Pflichten gegen den Staat fast unmöglich und dagegen die Erfüllung derselben erleichtert werde. — Es folgt hieraus, daß die Polizei in alle Zweige der Staatsverwaltung eingreife und während sie auf der einen Seite als die Dienerin der Justiz und Gesetzgebung erscheint, auf der andern Seite sie sich beiden

Staatsfunctionen als unentbehrliche Beratherin anschließe. — Wenn wir jenen Hauptbegriff in seine einzelnen Zweige, die er umfaßt, zerfällen; so finden wir, daß es Sache der Polizei sey: 1. das Ansehn der Regierung und ihrer Gesetze zu erhalten, wohin die Aufsicht über alle öffentlichen Handlungen, über die Aeußerungen der öffentlichen und Privatmeinung über die Regierung, und die obrigkeitlichen Personen und des persönlichen Betragens der Individuen gegen die Behörden gehört; 2. dahin mitzuwirken, daß die Kräfte der Regierung durch alle nur möglichen Mittel erhalten und vermehrt werden, indem sie vorzüglich den Schaden abzuwehren hat, welcher der Nationalökonomie und Bevölkerung drohen könnte; dahin gehört die Sorge, daß Müßiggang, Armuth, Seuchen, Epidemie, Auswanderungen, Ehelosigkeit vermieden, und dagegen alles, was diesen Uebeln wohlthätig entgegenwirkt, wenn sie einmal da sind, befördert werde, als Gewerbfleiß, leichte Gewinnung der Nahrungsmittel, Bestimmung der Preise derselben u. s. w. — Dies sind die Gränzen der Zwecke, welche die Regierung unmittelbar für sich selbst, als Verwalterin des Staats, im Allgemeinen durch die Polizeigewalt muß erreichen wollen. Allein es gibt nächstdem auch Zwecke des Volks, welche nicht immer und ganz durch Privatkräfte und Privatverbindung erreicht werden können, und wo in solchen Fällen dem Staate das Recht und die Pflicht gebührt, hinzuzutreten, und die Erfordernisse herzustellen und zu sichern. Diese besondern Zwecke des Volks beziehn sich 1. auf die Sorge für Leben und Gesundheit (man vergl. hierüber den Art. Polizei, medicinische, weiter unten); 2. auf die Freiheit der einzelnen Staatsglieder, damit die Staatsbeamten selbst ihre Gewalt nicht mißbrauchen, oder auch derjenige Mißbrauch vermieden werde, der von der Privatgewalt der Herren über ihre Diener und Unterthanen gemacht werden könnte; hierhin gehört auch die Gewerbsfreiheit; 3. auf den öffentlichen Schutz der Ehre, dadurch, daß kein Vorurtheil wegen gewisser Handwerke, oder sonstiger Beschäftigungen, oder wegen Geburt, keine öffentliche Beschimpfung durch laute Worte, Schriften, Bilder ꝛc. geduldet werde; 4. auf die Fürsorge für Gottesverehrung und Sittlichkeit; daher muß öffentliche Völlerei, unsittlicher Gebrauch oder Mißbrauch des Geschlechtstriebes, Spiel aus Profession, Dienstlosigkeit des Gesindes, Bettelei und Gaunerei überhaupt (man vergl. Armenwesen und Gauner) verpönt und verhütet werden; 5. auf öffentliche Erziehung und Volksbildung und Verhütung des Mißbrauchs der Mittel zu diesem Zwecke, also durch die Censur; 6. auf die Sorge für öffentliche Bequemlichkeit und Vergnügungen, durch Herstellung guter Landstraßen und Wege, Canäle u. s. w., des Postwesens (man vergl. d. Art.), des Pflasters und der Beleuchtung in den Städten, Reinlichkeit der Straßen, der Brunnen, Wasserleitungen, Uhren, Gasthöfe, Wächter, Markttaxen, Schauspiele, Meß- und Jahrmarktsbelustigungen, Caffeehäuser u. s. w.; 7. auf die Sorge für die Sicherheit und Erhaltung des Eigenthums, auch gegen die Einflüsse schädlicher Erscheinungen in der Natur (durch Wasser, Feuer, Insekten, Viehseuchen ꝛc.); 8. so auch für die Gewerbe überhaupt, wohin alles Zunftwesen, Industriewesen, Monopole, Prämien, äußere und innere Einrichtungen für den Vertrieb der Producte (Handel), auch die Sorge für die Gewinnung der rohen Producte durch Jagd, Fischerei, Forstwesen, Bergbau und Oekonomie an und für sich, so wie für deren Verarbeitung in Manufacturen und Fabriken, öffentlichen Arbeitshäusern, Zölle, Aus- und Einfuhrverbote der Waaren, Arbeitslohn, Zins-

Digitized by Google

uß, Sorge für gute Waare gehören. — Dies sind im Auszuge die Hauptrubriken der Polizeigesetzgebung, welche in ihren Einwirkungen auf die Staatsgesellschaft aber so vielfach sich äußert, als es verschiedne Beziehungen des Staats zum Einzelnen und des Einzelnen zur Regierung, zu seinen Mitbürgern und zum Auslande gibt. Das Bedürfniß, die Rechte und Pflichten in allen solchen Beziehungen genau zu bestimmen und zu sichern, gab der Polizei ihr Daseyn, und wir finden sie daher auch schon bei den ältesten Völkern. Dies führt uns auf ihre Geschichte. — Die ersten ausgebildeten Polizeigesetze finden sich in dem ägyptischen Gesetzcodex (man vergl. Aegypten); die mosaische Gesetzgebung, zum Theil gegründet auf die ägyptische, enthielt vortreffliche polizeiliche Vorschriften; musterhaft war die Polizeigesetzgebung der alten Griechen; sowohl bei diesen als bei den, jene nachahmenden, Römern war die Polizei ein eigner Zweig der Staatsverwaltung. Nächst diesen finden sich in den Capitularien der fränkischen Könige Spuren von Polizeiverordnungen, und in Deutschland selbst gaben sich zuerst im Mittelalter die Reichs- und Handelsstädte Polizeiverfassungen; im J. 1502 kam in Nürnberg, das hierin überhaupt mit gutem Beispiele vorangieng, auch schon die Büchercensur zur Sprache und in den Jahren 1548 und 1577 erhielt das deutsche Reich Reichspolizeiordnungen, und es bildeten sich hier nach und nach, in Ansehung des Polizeigesetzgebers, viererlei verschiedne Gattungen aus, nämlich: 1. Reichspolizeigesetze, 2. Kreispolizeigesetze, 3. Polizeigesetze jedes Reichsstandes in seinem Lande, und 4. Polizeigesetze besonderer Ortschaften. Sachsen, Hessen, Bayern, Oesterreich, Wirtemberg, Baden, und außer Deutschland, Frankreich, England, Rußland, Schweden und Dänemark zeichnen sich durch vortreffliche Polizeianstalten, wenigstens in vielen einzelnen Zweigen, vorzüglich aus; frühere gute Einrichtungen in Italien, Spanien und Portugal sind wieder in Verfall gerathen, und erwarten ihre Verbesserung. — Die Beschränktheit des Raumes gestattet uns nicht, die verschiedenen einzelnen Zweige der Polizeigesetzgebung und Wissenschaft hier abzuhandeln, während wir wegen mehrerer derselben bereits auf die damit verwandten Artikel verwiesen haben, und bemerken wir nur noch im Allgemeinen, daß mit der zunehmenden Cultur und Bevölkerung auch die größere Aufmerksamkeit auf alle Polizeigegenstände eine angelegentliche Sache der Regierungen werden muß. In dem Verkennen dieser Nothwendigkeit scheint auch der Grund zu liegen, warum jene Aufmerksamkeit in dem einen und andern Staate mehr oder weniger da ist, und warum in manchem nur höchst unvollkommene Polizeiordnungen bestehen und in der Handhabung der Polizeijustiz entweder Schwäche oder Unkenntniß sich verräth. — Ehe wir jedoch diesen Artikel schließen, müßen wir noch einer neuen Form gedenken, in welche einige Zweige der Polizei während der letztverflossenen zwanzig Jahre zum Behufe höherer politischer Zwecke gebracht worden sind. Wir meinen die sogenannte hohe Polizei, diese Geburt des Despotismus, die jedoch als ein nothwendiges Uebel so lange wird beibehalten werden müssen, als der convulsivische Zustand fortdauern wird, in welchem Europa bisher sich befunden hat, weil sie zu einer der wirksamsten Gegenwaffen gehört. Das System, welches für den Wirkungskreis dieser hohen Polizei ausgebildet worden ist, begreift die Erhaltung 1. der äußern und 2. der innern Sicherheit des Staates. In jene gehören: a) die Controle der Reisenden im Lande, b) Ausmittelung feindlicher Agenten und Kundschafter, c) Beobachtung

der politiſchen Stimmung und der circulirenden politiſchen Gerüchte, d) Einziehung nützlicher Nachrichten aus den benachbarten (beſonders feindlichen) Staaten, über die Stimmung u. ſ. w.; e) Aufſicht auf öffentliche Häuſer und Verſammlungsorte in politiſcher Hinſicht u. ſ. w., Cenſur der Zeitungen, politiſcher Journale und Flugblätter. — In die zweite Hauptabtheilung gehören: a) Controle der Behörden hinſichtlich ihrer Verwaltung und Beobachtung der öffentlichen Meinung über die von der Regierung ausgehenden Verordnungen, b) Aufſicht auf verdächtige Einheimiſche, c) Verhütung von Meutereien, Aufruhr, und d) Aufſicht auf geſchloſſene Cirkel, Clubs, Freimaurerlogen und ſonſtige geheime Geſellſchaften. — Dies iſt der Inbegriff der ſogenannten hohen Polizei, deren Praxis in unſern Tagen, während Napoleons Gewaltherrſchaft, nicht nur in Frankreich, ſondern in allen Ländern, die ſein Arm erreichte, auf einen ſehr hohen Grad getrieben wurde. Da jede uſurpirende, die Freiheit der Völker beeinträchtigende Regierung die Abneigung der Regierten vorausſetzen, und deßhalb mit Mißtrauen gegen ſie erfüllt ſeyn muß, ſo war es natürlich, daß der ungerechteſte aller Uſurpatoren das Mittel der geheimen Polizei in ſeiner ganzen Stärke anwandte, um ſeine Gegner zu entdecken und unſchädlich zu machen. Auch manche Regierungen des Rheinbundes, denen das Bewußtſeyn nicht fehlen konnte, daß ihre Sache in den Herzen ihrer Unterthanen keine Stütze habe, ahmten ihm hierin nach. Seit Napoleons Sturz iſt indeſſen, wenigſtens in Deutſchland, das Syſtem der Spionerie entbehrlich geworden, durch das jede Regierung ſich entehrt, indem es immer ein unfehlbares Zeichen eines böſen Gewiſſens iſt, und höchſtens nur in auſſerordentlichen Zeiten, als Nothmittel, Entſchuldigung finden kann. H.

Polizei (mediciniſche), iſt derjenige Zweig der allgemeinen Polizei, welcher für das körperliche Wohl der Staatsbürger zu ſorgen hat. Es liegt ihr folglich ob, auszumitteln, was das Leben und die Geſundheit derſelben erhalten, und was ihnen ſchaden kann, um jenes zu befördern und dieſem zu ſteuern. Da die Verbindung eines Volks zu einem Staate in der Abſicht geſchieht, das gemeinſame Beſte deſſelben deſto beſſer zu befördern, da ferner der Staat ſelbſt nur aus einzelnen Individuen beſteht, deren Leben und Geſundheit ſelbſt Bedingniſſe ſeiner Exiſtenz ſind; ſo folgt daraus die Pflicht und das Intereſſe der Vorſteher des Staats, eine mediciniſche Polizei zu bilden. Dieſe muß demnach ſorgen, daß ſo viele Menſchen in dem Staate leben, als nur immer möglich iſt, alſo die Bevölkerung befördern; aber nur eine geſunde, den Umſtänden des Landes angemeſſene Bevölkerung, welche ſich auch als ſolche erhalten kann. Das Beiſammenleben der Menſchen in geſellſchaftlicher Verbindung, beſonders in großen Maſſen, hat aber auch vieles zur Folge, was wieder die Menſchenzahl verringern, der Geſundheit und dem Leben der Menſchen nachtheilig werden, ihre Erhaltung erſchweren kann. Dieſen Folgen muß die mediciniſche Polizei durch alle Mittel, die ihr zu Gebote ſtehen, vorbeugen; wenn ſie deſſen ungeachtet ſich zeigen, ſie vermindern und wegſchaffen. Aus dieſer Anſicht entſtehen folgende Abtheilungen der Pflichten und Obliegenheiten der mediciniſchen Polizei: Aufſicht über die Ehen; ſie müſſen befördert werden, allein dem Zwecke gemäß. Zu frühzeitige Ehen, zu ſpäte und ungleiche Ehen, Verbindungen ungeſunder Perſonen, deren Krankheiten dem Zweck der Ehe entgegen ſind, gezwungene Ehen, dürfen nicht geſtattet werden. Schwangere und Säugende ſind beſonders zu ſchützen und für ſie zu ſorgen. Für die Gebärenden und Wöchnerinnen muß

durch Anstellung von Personen und durch andere Anstalten zu ihrer Hülfe gesorgt werden. Für unehelich Schwangere muß eben so gesorgt werden; alle Strafen für dieselben müssen wegfallen. Dem Kindermorde muß durch zweckmäßige Mittel gesteuert werden. Für eine vernünftige physische Erziehung der Kinder zu gesunden, kräftigen Menschen muß gesorgt werden. Die verlassenen Kinder, die Waisen, die ausserehelich gebornen, müssen unter die besondere Obhut des Staats gesetzt werden. Die öffentlichen Unterrichtsanstalten dürfen der Gesundheit der Kinder nicht hinderlich seyn. Die Erhaltung der Staatsbürger durch die Nahrungsmittel muß ferner ein Gegenstand der Sorgfalt des Staats seyn. Die medicinische Polizei muß daher sorgen für gehörige, der Menge der Menschen angemessene Nahrungsmittel; für solche Preise, daß sie im Verhältnisse ihres Productionswerthes stehen, und auch der Aermere die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse sich verdienen kann; so auch für die gesunde Beschaffenheit derselben. Alle schädlichen, verdorbenen, der Gesundheit nachtheiligen Nahrungsmittel müssen entfernt werden; die mit dem Verkauf der Nahrungsmittel sich abgeben, müssen deßhalb unter beständiger Aufsicht der Polizei stehen. Hieher gehören auch die Getränke, Bier, Wein, Branntwein u. a. m., welche so vielen Einfluß auf das allgemeine Gesundheitswohl haben. Dem unmäßigen Genusse derselben, besonders an öffentlichen Orten, muß gesteuert werden. Für die Erhaltung der Gesundheit muß ferner gesorgt werden, durch Vermeidung dessen, was die Luft verunreinigen, und dem Leben der Menschen nachtheilig machen kann. Die unnöthige Anhäufung von großen Menschenmassen in Städten muß beschränkt werden; auf öffentliche Versammlungsplätze, Kirchen, Schauspielhäuser, Schulsäle u. a. m. muß Aufsicht gehalten werden; die Straßen müssen reinlich gehalten, Misthaufen, Ansammlungen von Schlamm und Koth, von verfaulenden Stoffen u. dergl. dürfen nicht geduldet werden. Handwerker, deren Beschäftigungen die Luft verunreinigen, dürfen in den Städten nicht ihr Gewerbe treiben. Alles, was ausserdem der Gesundheit und dem Leben gefährlich werden kann, und Folge der Verhältnisse der Menschen unter einander ist, muß abgewendet, oder, wenn dies nicht gänzlich geschehen kann, doch beschränkt werden. Daher ist Sicherheit der Straßen, Entfernung alles dessen, was diese stören kann, ein Gegenstand der Polizei. Boshafte Menschen, die andern nach dem Leben trachten, oder sie durch Muthwillen zu beschädigen suchen, zügellose Knaben u. a. m. müssen abgehalten und bestraft werden; die Straßen müssen des Nachts erleuchtet werden; Wagen, Holz- und Steinhaufen u. dergl. dürfen auf den Straßen Nachts nicht stehen bleiben; Gruben und Löcher müssen beleuchtet werden, wenn sie vor Nachts nicht verschüttet werden können. Unglücksfälle durch Einfallen von Gebäuden, in Kirchen, auf Brücken, von Dächern u. dergl. mehr, die übeln Folgen von Ueberschwemmungen müssen durch Vorsorge verhütet werden; das Schießen auf den Straßen und aus den Häusern muß verboten werden; Menschen, die durch Krankheiten, durch ihren Anblick andern schaden können, müssen von öffentlichen Plätzen entfernt bleiben, dahin gehören Wahnsinnige, Epileptische, Aussätzige, auffallend Verstümmelte oder Mißgestaltete, Venerische u. a. dergl. Spieler und Gaukler, die durch gefährliche Wagestücke sich und Andern schaden können, Kinder, theils eigene, theils fremde geraubte dazu abrichten und mißhandeln, andere zur Nachahmung reizen, gefährliche Thiere mit herumführen, dürfen nicht geduldet werden. Alle Gifte, sowohl wildwachsende als die verkäuflichen, müssen entfernt werden, die nothwendigen dürfen nur

unter sehr beschränkenden Bedingungen in den Handel kommen. Die medicinische Polizei hat ferner die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die gestörte Gesundheit der Staatsbürger wiederhergestellt werde, Kranke, durch Unglücksfälle u. s. w. Beschädigte müssen gehörige Hülfe bekommen können. Daher muß für Anstellung des gesammten ärztlichen Personals, bestehend aus Aerzten, Wundärzten, Geburtsärzten, Hebammen, hinlänglich gesorgt werden. Zunächst muß auf deren Unterricht alle Aufmerksamkeit gewendet werden; es dürfen ferner durchaus keine andere angestellt, oder zur Ausübung ihrer Kunst zugelassen werden, als solche, welche durch gehörige Zeugnisse und in zweckmäßig und streng angestellten Prüfungen ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit bewiesen haben, und dem gemäß dürfen nur diese besondere Erlaubniß zur Ausübung erhalten. Allen denjenigen, welche nicht die dazu gehörigen Kenntnisse durchaus und in allen Fächern besitzen, darf durchaus und in keinem Falle Erlaubniß zur Praxis gegeben werden; alle beschränkten Licenzen taugen daher nicht; alle Pfuscher und Quacksalber, unter jedem Namen und in jedem Stande, müssen also von der Behandlung der Krankheiten abgehalten, und, wenn sie dennoch sich damit befassen, streng bestraft werden. Dabei müssen die Oberbehörden nicht, wie bisher, von dem falschen Grundsatze ausgehen, daß es Sache der Aerzte sey, die Pfuscher aufzusuchen, anzuklagen und Beweise gegen sie zu führen (wie bei den Handwerkern, ihre Innungsgerechtsame zu sichern), sondern sie müssen endlich auf einen höhern Standpunkt sich versetzen, auf dem sie einsehen, daß es *ihre* Sache ist, daß die Pflicht und das Interesse der Staatsbehörden erfordert, daß sie selbst auf Pfuscher wachsam seyn, ihnen nachspüren, sie aufsuchen und den Beweisen gegen sie nachforschen müssen. Durch angestellte Aerzte muß die Polizei in stete Kenntniß des öffentlichen Gesundheitszustandes gesetzt seyn. Epidemischen und ansteckenden Krankheiten müssen zeitig genug Mittel entgegengesetzt werden; selbst die endemische Ortsbeschaffenheit muß, wenn es möglich ist, verbessert werden. Auch die Apotheken müssen in guten Stand gesetzt und in demselben erhalten werden. Die Apotheker müssen gut unterrichtete Personen seyn, die Aufnahme der Lehrlinge, der Gehülfen, darf erst nach gehöriger Prüfung geschehen. Zur Abwartung der Kranken müssen Krankenwärter und Wärterinnen unterrichtet und verpflichtet werden. Die Sorgfalt der medicinischen Polizei muß sich auch auf Sterbende und auf die Todten noch erstrecken, damit nicht Scheintodte begraben, überhaupt die Leichen nicht zu bald beerdigt werden. Die Begräbnißplätze dürfen nicht an Orte, wo sie den Lebenden Nachtheil bringen könnten, angelegt werden. — In so fern die Hausthiere den Menschen zum Unterhalt und zur Hülfe in vielen Arbeiten unentbehrlich sind, muß die medicinische Polizei ihre Sorgfalt auch auf sie ausdehnen. Krankheiten, die sich unter ihnen ausbreiten, müssen zeitig untersucht und unterdrückt werden; es müssen wohl unterrichtete Thierärzte angestellt werden, an die der Besitzer kranker Thiere sich wenden kann; die Hirten besonders und die Schmide sollten in der Thierheilkunst unterrichtet werden. Auch der Thierquälerei muß Einhalt gethan und sie bestraft werden. Alle diese Gegenstände der medicinischen Polizei, welche hier nur flüchtig berührt werden konnten, muß die theoretische Wissenschaft derselben näher aus einander setzen. So weitläuftig dieses Feld scheint und wirklich auch ist, so wichtig ist doch dessen Bearbeitung, und so wohlthätig ist die Ausübung in ihren Folgen. Dessen ungeachtet ist noch wenig in diesem Fache gethan, und in den wenigsten Staaten eine wahrhaft gute medicinische Polizei eingeführt.

Die Urſachen davon ſind theils dieſe, daß die oberſten Staatsrepräſentanten ihre eigene Verpflichtung, den Werth und die Nothwendigkeit dieſes Zweigs der Staatsverwaltung noch nicht genug einſehen, weil ſie nicht unmittelbar die Kaſſen füllt, theils die mangelhafte Einrichtung, daß man die mediciniſche Polizei nur als Nebenſache der Verwaltung der allgemeinen Polizei mit beifügt; ferner der Mangel eines gehörig eingerichteten Sanitätscollegiums, und, wo allenfalls ein ſolches Statt findet, der Mangel an gehöriger Autorität, weil die Regierungen, aus einer ſehr übel gegründeten und hier am unrechten Orte angebrachten Eiferſucht, demſelben nicht eben die Organiſation und durchgreifende Macht einräumen wollen, als andern Landescollegien; endlich die Unwiſſenheit und Nachläßigkeit der Unterbehörden. Was zur Wiſſenſchaft der mediciniſchen Polizei gehört, wiſſen die wenigſten, weil es ihnen auf Akademien entweder an Gelegenheit, oder Zeit, oder Willen fehlte, ſich darüber zu unterrichten. Sind ſie in die Aemter eingerückt, ſo haben ſie ſchon Beſchäftigung genug, und ſind froh, wenn ſie damit fertig ſind; die Beſorgung der mediciniſchen Polizei wird nur als eine Nebenſache zur allgemeinen, aber die ſämmtliche allgemeine Polizei wird ihnen nur als Nebenſache zu ihrem Amte noch aufgebürdet, und ſo wird die mediciniſche Polizei nur als Nebenſache der Nebenſache angeſehen und getrieben. Soll die Idee einer mediciniſchen Polizei ſo gut als möglich in Wirklichkeit geſetzt werden, ſo gehört dazu 1. ein oberſtes mediciniſches Landescollegium. Die Mitglieder deſſelben müſſen nicht nur die dazu nöthigen Kenntniſſe, ſondern auch den Willen, die Zeit und die Macht haben, ihre Pflichten zu erfüllen; ſie müſſen nicht nur die mediciniſche Polizei gehörig ſtudirt, ſondern auch in den Hülfswiſſenſchaften derſelben unterrichtet ſeyn. Das Collegium darf keinem andern, ſondern nur unmittelbar dem Fürſten oder den Repräſentanten des Staats untergeordnet ſeyn. Es gehört 2. dazu das Perſonale der mediciniſchen Polizei durch das ganze Land, zunächſt die Gerichtsärzte, Phyſici, Bezirks- und andere angeſtellte Aerzte, die Gerichtschirurgen, dann die übrigen practicirenden Aerzte, Wundärzte, Bader, Hebärzte, Hebammen, Thierärzte und Apotheker. Alle dieſe Perſonen müſſen unter der Direction und Gerichtsbarkeit des mediciniſchen Landescollegiums ſtehen, für alle muß ein beſonderes Regulativ entworfen werden. 3. Es muß eine Verbindung zwiſchen dieſem Collegium und dem oberſten Polizeirath, ſo wie im ganzen Lande zwiſchen dem mediciniſchen Perſonale und den Polizeibehörden, aber keine ſubordinirende, Statt finden. 4. Die Unterobrigkeiten und ihre Abgeordneten müſſen die Verordnungen des mediciniſchen Landescollegiums in Ausübung bringen, und für die Aufrechthaltung und Beförderung der mediciniſchen Polizei überhaupt pflichtmäßig Sorge tragen. Sie müſſen daher im Allgemeinen verpflichtet werden, in zweifelhaften Fällen ſich von ihren Bezirks- oder Gerichtsärzten belehren zu laſſen; zu den mediciniſchen Polizeigeſchäften, Fleiſchbeſchauern, Todtenbeſchauern, Leichenweibern, Krankenwärtern u. a. m. tüchtige, unterrichtete und getreue Perſonen zu beſtellen; in ihren allgemein polizeilichen Berathungen, ſobald ſie mediciniſch-polizeiliche Gegenſtände betreffen, den Gerichtsarzt mit zuzuziehen, ſo wie gegentheils den gerichtlichen oder polizeilichen Berathungen und Unterſuchungen der Aerzte einen Abgeordneten aus ihrer Mitte beiſitzen zu laſſen. Wer ſich von dem Umfang und der Wichtigkeit der mediciniſchen Polizei, und allem, was dazu gehört, näher unterrichten will, dem iſt J. P. Franks Syſtem einer vollſtändigen mediciniſchen Polizei zu empfehlen. — **Gerichtliche Medicin** unterſcheidet ſich von der

medicinischen Polizei darin, daß jene der Inbegriff aller Kenntnisse, aus den sämmtlichen Zweigen der Arzneiwissenschaft gesammelt, ist, welche den Arzt in Stand setzen, den Gerichten über Rechtsfälle, deren Gegenstand durch medicinische Grundsätze ins Licht gesetzt werden muß, den nöthigen Aufschluß mitzutheilen. Der dazu bestellte Arzt ist der gerichtliche Arzt, und keiner sollte dazu ernannt werden, als derjenige, der nicht allein in seiner Wissenschaft die gründlichsten Kenntnisse besitzt, sondern auch täglich mit den Fortschritten derselben sich bekannt macht. Der gerichtliche Arzt muß nun Besichtigungen und Untersuchungen lebender und todter Menschen, und zuweilen auch bei Vergiftungen u. s. w. chemische Untersuchungen anderer Körper vornehmen. Gegenstände der gerichtlichen Medicin sind im Allgemeinen folgende: Untersuchung aller Verletzungen an Menschen; Bestimmung der Tödtlichkeit derselben nach ihren Gattungen, als Wunden, Quetschungen, Erschütterungen, Verrenkungen und Knochenbrüche, Verbrennungen, Entzündungen u. s. w.; oder nach der Menge der Beschädigungen, oder nach der Beschaffenheit des verletzten Theiles, des Kopfes, Halses, der Brust, des Unterleibes, innerer Theile u. s. w. Ferner Untersuchung über Fälle von Erstickung, Vergiftung, Selbstmord; über verdächtige Geburten, Mißgeburten, todte oder noch lebende Kinder, Untersuchung über das Absterben eines todten Kindes, vor oder nach der Geburt, durch die Lungenprobe; Untersuchungen über vorgegebene oder verhehlte Krankheiten; Bestimmung bei Zweifel über das Alter eines Menschen; Untersuchungen bei Fällen von gesetzwidrigem Beischlaf und zweifelhaftem Zeugungsvermögen. H.

Poliziano (Angelo), einer der geistreichsten und in den griechischen, lateinischen und italienischen Wissenschaften gelehrtesten Männer des 15ten Jahrhunderts. Er war den 14ten Jul. 1454 in der kleinen Stadt Monte Pulciano geboren. Ungeachtet er seine Jugend in Noth und Gefahren verlebte, so beschäftigte er sich doch auf das eifrigste mit den Studien. Das beweisen zwei Jugendarbeiten von ihm: die Uebersetzung des entflohenen Amor aus dem Griechischen des Moschus ins Lateinische, und eine Elegie, welche er nebst einigen griechischen Epigrammen zu Florenz, wo er den Wissenschaften oblag, fast noch als Knabe verfertigte. Sein Lehrer im Griechischen war Andronicus von Thessalonich, in den Anfangsgründen der schönen Künste Cristoforo Landino, den er beredt und gelehrt nennt, in der platonischen Philosophie Marsilius Ficinus, und in der peripatetischen Argyropylus. Für die Poesie aber bildete sich Polizian nach den griechischen und römischen Mustern ohne weitere Anleitung, da sein eigener Sinn ihn hier besser und sicherer leitete, als der Unterricht von Lehrern, die den Cicero verachteten und die Schönheiten des Homer nicht verstanden. Dieser Vater der griechischen Poesie zog den empfänglichen Jüngling mit so großer Gewalt an, daß er die Studien der Philosophie etwas vernachlässigte, um sich ganz mit der Uebersetzung desselben in lateinische Verse zu beschäftigen. Zur Philosophie kehrte er erst zurück, als der große Pico della Mirandola auf Lorenzo's Einladung sich in Florenz niederließ, und ihn zu seinem Gefährten in den Studien wählte. Polizian hatte kaum das 15te Jahr zurückgelegt, als er eine Versart zu bearbeiten unternahm, die seinem Vaterlande noch fast ganz mangelte. Dies war die Ottave, die bei Boccaccio noch roh und ungeschmeidig, bei Ariost und Tasso aber in ihrer Vollkommenheit erscheint. Polizian bahnte diesen beiden großen Meistern gewissermaßen den Weg, indem er die Ottave harmonischer ausbildete. Der Gegenstand, den er besang, war der von Giuliano dei Medici in einem Tournier gewonnene Preis-

Obgleich der Dichter das Unternehmen nur zu bald wieder aufgab, indem er gelehrte Arbeiten seiner für würdiger hielt, und auch an das vorhandene Bruchstück die letzte Hand zu legen verschmäht hat, so müssen wir doch billig die schöne Erfindung, die Eleganz der Schreibart, die Fülle der Bilder bewundern; sa ein vollgültiger Beurtheiler, Giraldi, trug kein Bedenken, diese Stanzen allen noch so trefflichen lateinischen Werken Polizians vorzuziehen. Der Medizeer Lorenzo, ein Freund der Gelehrsamkeit und Dichtkunst, schenkte ihm nicht nur sein Wohlwollen, sondern auch sein Vertrauen und seine Freundschaft, und nahm ihn, sich seines lehrreichen Umgangs ununterbrochen zu erfreuen, in sein Haus auf. Zugleich übergab er ihm die Erziehung seines Bruders und seiner Kinder, Piero's, seines unglücklichen Nachfolgers in der Regierung, Giovanni's, der nachher als Leo X. auf dem päpstlichen Stuhl saß, und Giuliano's, der nach manchen Unfällen die Freude seines Vaterlandes wurde. Umgeben von den herrlichen Schätzen des Alterthums, welche Lorenzo sammelte, überließ sich Polizian mit ganzer Seele den Studien. Die Belehrung, die er aus den alten Schriftstellern schöpfte, wandte er wieder zu ihrer Auslegung, Erklärung und Wiederherstellung an. Einen Beweis davon, so wie von seiner vielseitigen Gelehrsamkeit gab er in der ersten Centurie seiner Miscellaneen, der leider keine zweite gefolgt ist; vielleicht weil er die heftigen und bosshaften Angriffe derer, die ihn beneideten oder deren Meinungen er widerlegte, nicht zum zweiten Mal auf sich ziehen mochte. Die Liebe zur Latinität und zur Landwirthschaft bewog ihn, die römischen Schriftsteller, welche darüber geschrieben, zu erläutern; noch größeres Verdienst erwarb er sich um die römische Jurisprudenz, indem er historische und antiquarische Untersuchungen über die einzelnen Gesetze anstellte, ihren Quellen nachging, und sie auf mannichfache Weise in ein neues Licht stellte. Dabei wurde er der Dichtkunst nicht untreu. Er verfaßte nicht nur in lateinischer Sprache Elegien, Oden, Epigramme u. s. w., übersetzte aus dem Theokrit und Kallimachus mehrere Stücke mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Anmuth, sondern bereicherte auch seine Mutterſprache, wiewohl nur beiläufig und gleichsam wider Willen, mit einigen trefflichen Gedichten. Dahin gehört vor allen sein Orfeo, ein kleines in fünf Acte getheiltes Drama, dessen Hauptwerth in dem diegenen Ausdruck und Aeußern besteht, dessen Charakter aber mehr lyrisch als dramatisch ist. Er schrieb dieses merkwürdige Stück in zwei Tagen, achtete es aber so wenig, daß es ohne die Sorgfalt seiner Freunde vielleicht verloren seyn würde. Andere kürzere italienische Gedichte, als Canzonen, Canzonetten, Balladen u. dergl., schrieb er mehrere. Alle zeichnen sich aus durch Eleganz und Ideenreichthum. Die Verschwörung der Pazzi gegen die Medici, welche durch die Ruchlosigkeit, mit der sie an heiliger Stätte ausbrach, den Polizian noch tiefer erschüttern mußte, wurde von ihm der Nachwelt in einer seinen Schrift erzählt, die als Muster der historischen Darstellung und der schönen Latinität anzusehen ist, wiewohl wir eingestehen müssen, daß er selbst nicht ruhig und unbefangen genug war, um alle Umstände ganz richtig zu erkennen. Sein Schmerz äußerte sich außerdem noch in verschiedenen Gedichten. Nach Sixtus IV. Tode folgte der friedliebende und gemäßigte Innocenz VIII. Florenz begrüßte den neuen Papst durch eine feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze Lorenzo von Medici stand, und der als eine Zierde Polizian beigegeben ward. Der Papst empfing ihn mit Auszeichnung, unterhielt sich mehrmals mit ihm, und trug ihm auf, die noch unbearbeiteten griechischen Geschichtschreiber ins

Lateinische zu übersetzen. Dem gemäß unternahm Polizian nach seiner Rückkunft die Uebersetzung des Herodian, welche der Papst, außer den gebührenden Lobsprüchen und Aufmunterungen zu ähnlichen Arbeiten, mit zweihundert Golddücaten belohnte. Zugleich empfahl er ihn auf das angelegentlichste dem Lorenzo, auf dessen Wunsch Polizian, die wiederholten Aufträge des Papstes vernachlässigend, das Enchiridion des Epictet, die Auflösungen des Alexander von Aphrodisum, die Liebesgeschichten des Plutarch, ein Werk des Athanasius zur Empfehlung der Psalmen Davids, und den Charmides des Plato ins Lateinische übersetzte. Von Letzterm ist uns nur ein Bruchstück übrig geblieben. Ganz verloren aber ist uns seine Uebersetzung des Homer und der Aphorismen des Hippokrates, welche letztere beweis't, daß er auch auf die Medicin ein mehr als oberflächliches Studium wendete. — Eine so seltne Gelehrsamkeit verschaffte dem Polizian den Lehrstuhl der griechischen und lateinischen Sprache an dem florentinischen Lyceum, dem er mit so großem Ruhme und Beifall vorstand, daß aus allen Ländern Europa's, wo die Wissenschaften aufzublühen begannen, ihm Zuhörer zuströmten, ja selbst die gelehrtesten Männer seiner Zeit unter seinen Schülern Platz nahmen, um von ihm zu lernen. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir herzählen wollten, welche Männer aus seiner Schule hervorgingen, welche Arbeiten er zu Stande brachte, in welche Streitigkeiten sie ihn verwickelten, und welche Auszeichnungen ihm besonders durch Lorenzo zu Theil wurden, der nie aufhörte ihn zu lieben und hochzuachten, trotz der Gegenvorstellungen seiner eignen Gemahlin, deren Abneigung Polizian sich theils durch seine äußere Mißgestalt, theils durch seine rauhen Sitten zugezogen haben mochte. Diese vielfachen Anfeindungen und Verläumdungen hatten in Polizian einen gewissen Trübsinn und Lebensüberdruß erzeugt, welche immer mehr und mehr nach dem Tode seines Beschützers Lorenzo und seines Freundes Pico della Mirandola zunahmen, und in kurzem auch seinem Leben ein Ende machten. In einem Alter von 40 Jahren starb dieser in mehr als einer Hinsicht einzige Mann am 24sten September 1494. Sein Leichnam wurde an der Seite des großen Pico della Mirandola beerdigt und die Grabstätte mit einem kleinen Steine bezeichnet, welcher folgende, dem Andenken eines so ausgezeichneten Mannes nicht angemessene Inschrift erhielt: Politianus in hoc tumulo jacet Angelus, unum qui caput et linguas, res nova, tres habuit. Obiit anno MCCCCLXXXXIV, Sept. XXIV. M. Aetatis XL.

Pölnitz (Carl Ludwig, Freiherr von). Die Familie Pölnitz gehört zu den ältesten adeligen Häusern Deutschlands. Sie besaß Güter in Thüringen, Franken, Meißen und dem Voigtlande. Im 17ten Jahrhundert ward ihr die freiherrliche Würde ertheilt. Mehrere treffliche Männer dieses Namens machten sich schon im 14ten Jahrhundert bekannt. Ludwig von Pölnitz stiftete im Jahr 1341 Frieden zwischen dem Landgrafen Friedrich in Thüringen, und den Herren Reuß zu Plauen. Hans von Pölnitz zog im Jahr 1430 der Stadt Plauen wider die Hussiten zu Hülfe, fand aber in diesem Geschäfte seinen Tod. Als den eigentlichen Stammvater des pölnitzischen Hauses nimmt man gewöhnlich an: Heinrich von Pölnitz auf Schwarzbach und Neuenforge, dessen zweiter Sohn, Hans Bruno auf Schwarzbach, churfächsischer Rath und Hofmeister, fürstlich bambergischer Rath und Amtmann zu Scherfenberg war, und im Jahr 1592 verstarb. Letzterer trat in die Reihe der Schriftsteller. Der weimarsche Oberhofprediger Bartholo Gebhard gab im Jahre 1579 zwei seiner Werke: „Von dem

Zustande der Gläubigen nach dem Tode," und „von dem Laster der Trunkenheit" mit einer Vorrede heraus. Hans Bruno von Pölnitz war mit einer Barbara von München, aus dem Hause Bernstorf vermählt. Sein Sohn Bernhard war churſächsischer Geheimerath, Kanzler, Oberhofrichter zu Leipzig. Dessen zweiter Sohn, Hans Christoph erzeugte zwar mit seiner Gemahlin (Amalien von Hünicke) zwei Söhne, Christoph Bernhard und Christian Julius Heinrich, die aber im Jahre 1693 auf einer Seereise von Holland nach England von einem Caper angegriffen, und in dem bei diesem Angriffe entstandenen Gefechte getödtet wurden. Des Bernhard von Pölnitz vierter Sohn, Hans, herzoglich altenburgischer Rath, Hofmarschall, Obersteuereinnehmer und Amtshauptmann zu Ronneberg, hinterließ, als er im Jahre 1646 starb, einen Sohn, Hans Ludwig, und dieser wieder einen Sohn, Hans Georg, der churſächsischer Staatsminister und Gesandter in Regensburg war und im J. 1623 von einem meuchelmörderischen Diener ermordet ward. Sein Sohn, Gerhard Bernhard, Freiherr von Pölnitz, churbrandenburgischer Staatsminister, Oberstallmeister, Kammerherr, Generalmajor, Commandant zu Berlin, Oberster der Garde zu Fuß, Ritter des Johanniterordens, vermählte sich mit Eleonoren, Gräfin zu Nassau, einer mit Annen von Mecheln erzeugten Tochter des Prinzen Moritz von Oranien, die ihm zwei Söhne gebar. Wilhelm Ludwig, königlich preußischer Obekster, und Carl Ludwig, der im Jahre 1691 geboren ward, sich durch seine Talente auszeichnete, sorgsam gebildet ward, den größten Theil Europens, ausgerüstet mit allen nöthigen Vorkenntnissen, durchreis'te, bei allen Höfen durch seine liebenswürdigen Eigenschaften Zutritt fand, mit einer reichen Ausbeute von Kenntnissen, die er sich durch seinen Scharfblick, der bis in das Innere derer drang, die sich ihm näherten, erwarb, zurückkehrte, und das, was er gesehn und erfahren, in einer Sprache und mit einem Witze vorzutragen verstand, der ihn zu einem Lieblingsschriftsteller seines Zeitalters erhob. Schon im Jahre 1727 gab er mit dem Druckorte: Amsterdam, in fünf Octavbänden heraus: Lettres et Mémoires de Charles Louis, Baron de Pölnitz, avec nouveaux Mémoires contenant l'histoire de sa vie et la rélation de ses premiers voyages. Dieses mit einer ungewöhnlichen Aufmerksamkeit und einem sich laut aussprechenden Beifalle aufgenommene Werk ward zu oft wiederholten Malen, z. B. 1734 in Frankfurt, in eben diesem Jahre zu Lüttich, 1735 zu London, in eben diesem Jahre zu Amsterdam, 1737 ebendaselbst, in eben diesem Jahre zu Lüttich, 1738 zu Frankfurt, 1744 zu Lüttich, und in eben diesem Jahre zu Amsterdam aufgelegt. Auch wurden von selbigem mehrere deutsche Uebersetzungen bekannt, z. B. Carl Ludwig, Barons von Pölnitz Nachrichten enthaltend, was derselbe auf seinen Reisen besonders angemerkt, nicht weniger die Eigenschaften derjenigen Personen, woraus die vornehmsten Höfe in Europa bestehen, Frankfurt 1735, 4 Theile, 8.; dessen Br.fe, welche das Merkwürdigste seiner Reisen und die Eigenschaften derjenigen Personen, woraus die vornehmsten Höfe in Europa bestehn, in sich enthalten. Ebendaselbst, 3 Theile, 1738, 8.; und dessen neue Nachrichten, welche seine Liebesgeschichte und eine ausführliche Beschreibung von seinen ersten Reisen in sich enthalten, ebendaselbst, 2 Theile, 1739, 8. Im Jahre 1734 erschien ein neues Product seiner schriftstellerischen Talente unter dem Titel: L'Etat abrégé de Saxe, sous le Régne d'Auguste III, Roi de Pologne (Frankfurt, 8); und im folgenden Jahre das bekannte, und wie andre wollen, das berüchtigte La Saxe galante. Von letzterem kam im Jahre 1737 zu Offenbach am Main eine elende deutsche Uebersetzung heraus, der schon eine

ältere Auflage vorangegangen seyn muß, weil diese eine neue, mit einigen Zusätzen vermehrte genannt wird. Von der Unachtsamkeit, mit der die vorliegende veranstaltet ist, wird es sich wohl als einen sichern Beweis ansehn lassen, daß nicht einmal für die Richtigkeit des Namens des Verfassers gesorgt ward, der hier Baron von Böllnitz genannt worden ist. Noch erfolgte von diesem galanten Sachsen im Jahre 1739 eine zweite, aus fünf Theilen bestehende Uebersetzung zu Berlin im rüdigerschen Verlage, und eine dritte zu Copenhagen. Auch ward dadurch vielleicht eine kleine Flugschrift veranlaßt, die im J. 1764 ohne Nennung des Druckorts herauskam, und die man in einigen Bücherverzeichnissen unter dem Titel: das nicht galante Sachsen, findet. Pölnitz war wohl unstreitig, obgleich er sich nicht nannte, Verfasser einer Histoire secrette de la Duchesse d'Hannovre, épouse de Georges premier, Roi de la grande Bretagne, les malheurs de cette infortunée Princesse, sa Prison au Chateau d'Alten, où elle a fini ses jours, ses intelligences secrettes avec le Comte de Konigsmarkt, assassiné à ce sujet, a Londres, 1732, 8. Aus diesem kleinen, aber interessanten Buche verfertigte der Justizrath Lawätz in Altona einen Auszug, der von von Heß im Novemberhefte des Jahrs 1786 (und in einigen folgenden Heften) des rühmlich bekannten Journals aller Journale abgedruckt ward und zu einigen Erläuterungen über Pölnitzens Leben und Verhältnisse Veranlassung gab. Ein angesehener hannöverscher Staatsbeamter fand sich aus der Ursache dieses Aufsatzes wegen beleidigt, weil in dieser Histoire secrette dessen Aeltermutter in einem Lichte dargestellt worden, das freilich nicht das vortheilhafteste war. Er fand sich dadurch bewogen, sich mit seinen Beschwerden, welche im Märzstücke 1787, Seite 174 der gedachten Zeitschrift abgedruckt sind, an den Herausgeber derselben und an den Verfasser jenes Auszugs zu wenden. Diese Beschwerden erhalten dadurch einige Wichtigkeit, weil in denselben (gewiß widerrechtlich) behauptet wird: „daß Herr von Pölnitz sich den Freiherrnstand bloß angemaßt; daß man nicht von ihm gewußt, woher er gekommen und wohin er gegangen; daß er mit dem hannöverschen Hofe unzufrieden gewesen, und sich dadurch zu rächen gesucht, daß er die Begebenheiten des Hofes zu einem Roman umgeschaffen und in selbigem gegen den Churfürsten und dessen Minister seinen Gift ausgeschüttet, daß er, nachdem er verschiedene Länder durchstreift (?) sich an den preußischen Hof begeben, woselbst er in einem nicht sehr honorablen Posten (?) gestanden und endlich von dem Könige einen in ironischen Ausdrücken verfaßten Abschied erhalten habe." Dieser Abschied, dessen Echtheit von Heß annahm und ihn, weil er ihn als einen Beitrag zur Charakteristik Friedrichs des Einzigen ansah, wörtlich abdrucken ließ, wird hier nicht außer Acht zu lassen, und auch deßwegen ein neuer Abdruck desselben nicht unrecht seyn, weil er die merkwürdigsten Lebensumstände des Hrn. von Pölnitz enthält. Er lautet wörtlich so: „Wir Friedrich, von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc., thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß, nachdem der Baron von Pölnitz, aus Berlin gebürtig, und so viel uns bewußt, von ehrlichen Aeltern erzeugt, unserm seligen Herrn Großvater als Kammerjunker, der Herzogin von Orleans in eben diesem Charakter, dem Könige von Spanien als Oberster, dem letztverstorbenen Kaiser als Rittmeister, dem Papst als Kämmerer, dem Herzoge von Braunschweig als Kammerherr, dem Herzoge von Weimar als Fähndrich, unserm in Gott ruhenden Herrn Vater als Kammerherr und endlich Uns als Ceremonienmeister gedient — und derselbe gesehn, daß alle militärischen Ehren-

ämter sowohl als die eminenten Chargen bei Hofe vergänglich sind, folglich er der Welt überdrüssig, und durch das üble Beispiel des neucreirten Kammerherrn Montolieu verleitet worden, allerunterthänigst Ansuchung zu thun, Wir mögten in Gnaden geruhn, ihm einen ehrlichen Abschied zur Aufrechthaltung seines ehrlichen Namens zu ertheilen. Wenn wir nun seinem Gesuch deferirt und ihm das verlangte Zeugniß seines Wohlverhaltens in Ansehung der importanten Dienste, so er unserm königlichen Hause geleistet, nicht versagen mögen, zumalen er unserm seligen Herrn Vater in die neun Jahre durch zuweggebrachte Kurzweile die Zeit vertrieben; so haben Wir nicht entstehen können, gedachtem Baron das rühmliche Zeugniß zu geben, daß, so lange er in Unserm Dienste gewesen, er niemals einen Mord noch Straßenraub begangen, niemanden mit Gewalt den Beutel abgeschnitten, keine junge Mädchens genothzüchtigt, imgleichen niemanden mit Gift vergeben, noch jemand an Unserm Hofe gröblich verleumdet oder verkleinert, sondern sich so aufgeführt, wie es einem Galanthomme zukommt, und seiner Geburt angemessen ist. Wie denn derselbe auch jederzeit einen ehrlichen Gebrauch derer ihm vom Himmel verliehenen Gaben gemacht und damit dem Zweck der Schauspiele nachgeahmt, welcher dahin zielet, den Menschen auf eine lächerliche Art die Fehler zu zeigen, und sie zu bessern, auch sonst dem Rath Dex. D. B. in puncto der Mäßigkeit mit allem Ernste gefolget, und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er sogar denen Bauern einzureden gewußt, wie es laut dem Evangelio besser sey, zu geben als zu nehmen. So hat er auch von dem Verzeichniß Unserer abgebrauchten Meublen und Lustschlösser einen nutzenden Gebrauch zu machen gewußt, und endlich sich denen Leuten, welche zugleich sein böses Gemüth und gutes Herz kennen, durch seine Meriten nützlich und dienstfertig erzeiget. Wir geben auch gemeldetem Baron das Zeugniß, daß er uns nie als einmal zum Zorn gereizet, da seine lache Importunité alle Schranken des Uns schuldigen Respects übertreten, und die Gräber Unserer Vorfahren profaniren und schänden wollen. Weilen aber die schönsten Länder unfruchtbare Gegenden und die Gemählde der erfahrensten Meister ihre Fehler zu haben pflegen, so wollen wir auch die Fehler des gedachten Barons vergessen, und ihm hiermit, wiewohl ungern, den gebetenen Abschied ertheilen. Wollen auch überdem die ihm anvertraut gewesene Charge gänzlich aufheben, damit dessen Andenken bei den Menschen ausgerottet werde, weil Wir nicht dafür halten, daß nach mehrgedachtem Baron jemand würdig sey, damit bekleidet zu werden." Potsdam, den 1sten April 1744. Friedrich. Abschied für den Baron von Pölnitz. — Im J. 1775 verließ von Pölnitz, der sich, wenn oben das Jahr seiner Geburt richtig angegeben ist, damals schon im 84sten Jahre seines Lebens befand, die reformirte Religion, in der er geboren war, nahm die catholische an, und gab in französischer Sprache sein bei dieser seiner Religionsveränderung abgegebnes Glaubensbekenntniß heraus, das in dem gedachten Jahre zu Frankfurt und Leipzig in einer deutschen Uebersetzung erschien, auf deren Titel er königlich preußischer Oberkammerherr genannt worden ist. — Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Veranlaßungen, wodurch ein geistreicher alter Mann, der mehrere Gelegenheiten gehabt hatte, die Religion, die er, am Rande des Grabes stehend, verließ, diese Religion, die ihrer Einfachheit und reinen unverfälschten Moralität wegen selbst von denen, die sich (so wie der Verfasser dieses Aufsatzes) nicht zu selbiger bekennen, einer hohen Achtung genießt, zu verlassen bewogen worden, in eine genauere Untersuchung genommen wor-

den wäre. Dazu hätte sich wohl keine kritische Zeitschrift besser geeignet, als die neue allgemeine deutsche Bibliothek. Diese aber that (im 31sten Bande Seite 109) dieses Glaubensbekenntnisses nur im Vorbeigehn mit diesen wenigen Worten Erwähnung. „Wer den Baron Pölnitz gekannt hat, und was diejenigen, die zum Papstthum übergehn, ihrer neuen Kirche für Complimente zu machen pflegen, schon sonst gelesen hat, wird diese Uebersetzung nicht verlangen. Indessen zeigen sich in den Anmerkungen ganz gute Einsichten, ob wir gleich nicht einsehn, wozu das Glaubensbekenntniß und die Anmerkungen überhaupt dienen sollen." Im Jahre 1791, als schon Pölnitz ziemlich vergessen war, gab Brun zu Berlin bei Voß in zwei Octavbänden heraus: Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers Souverains de la maison de Brandebourg royale de Prusse par Charles Louis de Pölnitz, Chambellan (also nicht Oberkammerherr) de Frederic II, Roi de Prusse, wovon zugleich im nämlichen Jahre und Verlage eine deutsche Uebersetzung erschien. Der Herausgeber nahm an, daß diese Mémoires bisher nicht im Drucke erschienen, sondern nur mit den pölnitzischen oben angeführten Mémoires und Lettres verwechselt seyn. Die allgemeine deutsche Bibliothek räumte (im 108ten Bande, Seite 212) ein, „daß es keine unverdächtigern und zuverlässigern Quellen als diese geben könne, wenn der Verfasser, wie er versichert, daraus allein geschöpft habe, man ferner wider seine Wahrheitsliebe nichts einwenden könnte, und man daher in die Treue und Richtigkeit seiner Erzählungen keinen Zweifel setzen dürfte," stellt es aber dagegen anheim, „ob der Charakter des Verfassers bei der Lage und den mancherlei Verhältnissen, worin er sich am Hofe befand, ganz unverdächtig sey, daß jedes Gemählde, welches er aufstellt, seinem Originale ähnlich bleibe, ob er nicht leidenschaftlich manches mit zu schwarzen Farben mahle, und anderes auf Kosten der Wahrheit in ein zu helles und glänzendes Licht stelle." Treffender könnte wohl nicht leicht ein kritischer Urtheilsspruch seyn. Baron von Pölnitz hatte eine Schwester (Henriette), die zuerst mit einem Kammerherrn, Baron von Schulenburg, und demnächst an den königlich preußischen Generallieutenant, Marquis de Hamel, Ritter des schwarzen Adlerordens, zuletzt Generalissimus der Republik Venedig, vermählt war und im Jahre 1705 daselbst verstarb. Derjenige, der nähere Nachrichten von dem Baron von Pölnitz zu erhalten wünscht, wird sich durch die in mehreren der oben angeführten Ausgaben seiner Mémoires und Lettres und deren Uebersetzungen befindlichen Biographien desselben befriedigt sehn. DH.

Pollux, s. Castor.

Pollux (Julius), ein Gramatiker, geboren zu Naucratis in Aegypten, blühte unter der Regierung des Commodus, um das Jahr 180 nach Chr. Geb. Er schrieb ein Epithalamium für diesen Kaiser, und eröffnete eine Schule der Rhetorik zu Athen. Er war der Verfasser eines Wörterbuchs oder Onomasticons, welches wir noch besitzen, und welches ein schätzbares Hülfsmittel für das Studium der griechischen Sprache und die Erläuterung ihrer Schriftsteller ist. Die beste Ausgabe desselben ist von Hemsterhuis, Amst. 1706 in 2 Foliobänden.

Polnische Sprache. Die Ungewißheit der frühesten polnischen Geschichte verbreitet auch über die Entstehung und Ausbildung der Sprache ein tiefes Dunkel. Sie ist slavischen Ursprungs, wie ihr ganzer Bau beweis't; eignete sich aber von den Völkern, welche bisher die eroberten Länder bewohnt hatten, eine solche Menge harter Consonanten an, daß sie sich dadurch von ihrer östlichen Schwester, der russi-

schen Sprache, auffallend unterscheidet. Der Ausbildung der Sprache stellte sich schon frühzeitig in der Annahme des Christenthums nach dem lateinischen Ritus im Jahr 965 ein großes Hinderniß entgegen; denn da die Geistlichkeit, als der gebildetste Stand, sich bald der Ehrenstellen und Staatsämter bemächtigte, so wurde die lateinische Sprache bald die Staatssprache, und späterhin durch die ausländischen Könige und Königinnen auch die Sprache des Hofs und aller Gebildetern, so daß in ihr alle bessern Werke geschrieben wurden. Erst seit der Regierung der Siegmunde im 16ten Jahrhundert gelangte die Sprache des Landes wieder zu ihren alten Rechten, wurde im folgenden Jahrhunderte zur Büchersprache, und reifte unter der Regierung des Stanislaus August zu einer Blüthe, welche ihr selbst die seitdem erfolgten politischen Umwandlungen nicht ganz zu rauben vermochten. Im Jahr 1801 bildete sich zu Warschau unter dem Vorsitz des Bischofs Albertrandi eine Gesellschaft zur Aufrechthaltung der Reinigkeit der polnischen Sprache, welche 1802 den ersten Band ihrer Schriften herausgab. Nur dem der wahren Aussprache der so sehr gehäuften Consonannten unkundigen Ausländer kann die Sprache als hart und rauh erscheinen; der Kenner wird sie an Wohllaut und Biegsamkeit allen andern slavischen, ja selbst mehrern deutschen Dialecten weit vorziehn, so wie sie auch an Bildsamkeit und energischer Kürze schwerlich von irgend einer Sprache übertroffen wird. J. S. Kaulfuß über den Geist der polnischen Sprache (Halle 1804, 8.) macht eine geistvollere und eindringendere Darstellung nicht entbehrlich. Von Sprachlehren sind vorzüglich die von Mongrovius (2te Auflage, Königsberg 1805, 8.) und Vater (Halle 1807, 8.), so wie von Wörterbüchern das von Bandtke (Breslau 1806, 8.), und das große kritische von Linde (Warschau 1807 ff. 4.) zu empfehlen. A—s.

Polnische Literatur. Ungeachtet die Verheirathung des Mieczislan mit der böhmischen Königstochter Dambrovka im J. 965 die Veranlassung zur Einführung des Christenthums in Polen gab, so vernichteten doch die steten innern und äußern Kämpfe die Wirkungen, welche dieses Ereigniß auf die Civilisation des Landes hätte haben können. Erst vom 12ten Jahrhundert an beginnt die polnische Literatur mit den lateinisch geschriebenen vaterländischen Chroniken des Martin Galins (um 1109), Nicolaus Kadlubeck (gest. 1223) und Boguphalus (gest. 1255), und der Chronik der Päpste und deutschen Kaiser des Martin Strzengski (oder Polonus, gest. 1279). Nach einem geraumen Stillstande bereitete Casimir II. oder der Große (reg. von 1333–1370) zuerst eine bessere Zeit vor. Er ließ nicht nur viele Städte erbauen, sondern auch im J. 1347 ein eignes Gesetzbuch abfassen, hielt zuerst Reichstage, begünstigte den Ackerbau und die Gewerbe, und stiftete 1344 die Universität Cracau. Der von ihm gelegte Same keimte jedoch nur langsam und still fort, und das Vorwärtsschreiten der Cultur wurde erst in Johann Dlugoß, Bischofs zu Lemberg (gest. 1480) gehaltvoller und an Actenstücken reicher polnischer Geschichte, und in der Errichtung der ersten polnischen Druckerei in Cracau im J. 1485 sichtbarer. Letztere erschien eben zur günstigsten Zeit; denn kurz darauf begann endlich unter der glücklichen Regierung der beiden Siegmunde (1507–1572) die eigentliche Nationalliteratur, welche in unglaublich kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Höhe stieg. Zum freien Umschwung der Gedanken trug Luthers Reformation nicht wenig bei, welche hier stillschweigende Begünstigung der Regierung und so viel Anhänger erhielt, daß selbst die kühnsten theologischen Skeptiker, die Socinianer, hier eine Freistätte

fanden. Unter der energischen Regierung des Stephan Batori (1576-1586) erschlafte die literarische Thätigkeit nicht, und unter den folgenden Regenten wirkte wenigstens der Krongroßfeldherr Johann Zamoyski durch Stiftungen und eignes Beispiel thätig. Aber er war der letzte thätige Beförderer der Nationalbildung, dem allein es zu danken ist, daß sie unter der schwachen Regierung des schwedischen Siegmunds und unter dem nachtheiligen Einflusse der eifer- und herrschsüchtigen Jesuiten auf Denk- und Preßfreiheit nicht erlag. Wenn sie von jetzt an sich nicht höher erhob, so lag die Schuld an den unglücklichen Schicksalen des durch wilden Parteigeist zerrütteten Landes, das, hin und her geschleudert, nicht selten in seiner Nationalität gefährdet wurde. Auch unter der Regierung der sächsischen Regenten erwachte für literarische Cultur keine bessere Zeit, aber desto schöner blühte sie unter des hochgebildeten Stanislaus Lescynski weiser Herrschaft wieder auf, und gelangte während dieser kurzen glücklichen Zeit zu einer solchen Festigkeit, daß auch die nachherigen Stürme, in deren Laufe Polen aus der Reihe der Staaten völlig vertilgt wurde, sie nicht wieder zu unterdrücken vermochten. — Es ist bei der polnischen Literatur nicht der reine Gewinn für die Wissenschaft, nach welchem man sie würdigen darf, obwohl sie manches auch in dieser Hinsicht treffliche Product erzeugt hat; das höchste Interesse verleiht derselben ihr rein nationaler Werth, dessen die Literatur weniger Völker sich in diesem Grade zu erfreuen hat. In keiner Periode ihrer Literatur vermißt man, so sehr auch ihre Geschichte von ausländischen Usurpationen erfüllt ist, den eigenthümlichen ungebundenen, kühn aufstrebenden Geist des nie rastenden Volkes, rasch schritt ihre Literatur stets mit dem Leben fort, und drehte sich meist nur um die Punkte, welche in den Verhältnissen des Staats von höchstem Interesse sind. Daher der fast gänzliche Mangel an Philosophen und Mathematikern (die Astronomen Copernicus, wenn man ihn hieher rechnen will, und Poczobuk, und die Physiker Rogalinski und Osinski ausgenommen), daher aber auch gegenseitig der Reichthum an Historikern des Landes, und an erhabnen bald der Ahnherrn Thaten preisenden, bald des jetzigen Zustandes melancholisch klagenden oder bitter spottenden Dichtern. Bei dieser edeln Leidenschaftlichkeit gelangen ihnen reine Schöpfungen der Phantasie weniger; doch eigneten sie sich glücklich die Producte andrer Nationen an. So übersetzte Dmochowski in edler und fließender Sprache, und leichtem Versbau Homers Ilias (Warschau 1800, 3 Bände, eine andre Uebersetzung von Przybylski), Peter Kochanowski Tasso's Jerusalem (Cracau 1687), Krasicki einen Theil des Ossians, Naruszewicz den Horaz und ganz vorzüglich meisterhaft und völlig im Geiste des Originals den Tacitus, Karpinski die Gärten des Delille. Als Historiker sind vorzüglich nennenswerth: Strykowski (litthauische Chronik, mit Benutzung trefflicher Quellen), Stanislaus Orichovius, Martin Cromer, der staatskundige Jo. Demetr. Sulkowsky, Stanisl. Kobierzycki (Geschichte Wladislaus IV. in classischem Latein), der freimüthige Paul Piasecki, der vorurtheilsfreie Vespasian Kochowski, und vor allen der hochverdiente Naruszewicz, durch tiefe Forschung, kritischen Scharfblick und würdevolle Darstellung gleich ausgezeichnet. Bartholomäus Pepozki und Niesiezki lieferten wichtige genealogische und Okolski ein heraldisches Werk. Als politischer und pädagogischer Schriftsteller zeichnet sich Stanisl. Konarski aus, und Andreas Zamoski (1777) durch ein polnisches Gesetzbuch, das aber vom Reichstag, der es selbst veranlaßt hatte, unklug verworfen wurde. Die Naturgeschichte bearbeiteten Kluk, Ladowski und Jundziwill. Das älteste und schönste Denkmal der

polniſchen Dichtkunſt ſind die Werke des Johann Kochanowski (geſt. 1584), durch reinen und edeln Styl, ſchönen Versbau, Sanftheit und Empfindung gleich ausgezeichnet. Sie beſtehen in einer Ueberſetzung der Pſalmen, in einem Lehrgedicht über das Schachſpiel, Liedern, Elegien und Sinngedichten. Veſpaſian Kochowski und Johann Twardowski (im 17ten Jahrhundert) haben nicht immer den beſten Geſchmack, doch zeichnet ſich Letzterer durch ſein Feuer aus. Unter den neuern verdienen Erwähnung Staniſl. Trembecki, Cajetan Wengerski, Vuler. Gurski (Lieder und poetiſche Schilderungen, Warſchau 1784, 12.) Franciſcek Karpinski empfiehlt ſich durch edle und reine Sprache und tiefes und zartes Gefühl (lyriſche und elegiſche Gedichte, Warſchau 1790, II. 8.) Selbſt der große, aber unglückliche König Staniſl. Leſcynski dichtete mit Glück. Einzig aber iſt der Fürſtbiſchof Ignaz Kraſicki (geſt. 1802), klaſſiſch als Dichter und Proſaiſt, vorzüglich witziger Satiriker, und der einzige epiſche Originaldichter (Woyna Chorimska) der Polen. Ihm ſteht ſelbſt der treffliche Naruszewicz als Dichter nach. An Volksliedern iſt die polniſche Literatur reich (Sietanki Polske, Warſchau 1778. ff.), und auch an dramatiſchen Arbeiten, unter denen ſich vorzüglich die des Julian Urſyn Niemcewicz, Michael Krajewski, Ludwig Oſinski und Drozdrowski auszeichnen, hat ſie keinen Mangel (Theator Polsky. Warſchau 1779 ff. X. 8.) Als Kanzelredner ſind Lachowski und Wyrwicz ſelbſt im Auslande durch Ueberſetzungen berühmt geworden. — Eine treffliche polniſche Literargeſchichte in polniſcher Sprache hat Felix Bentkowskiego zu Warſchau und Wilna 1814, 8. zu liefern begonnen. Kurze Andeutungen über die polniſche Literatur (von von Knoll) in der Zeitung für die elegante Welt 1812, Num. 193 ff. A—s.

Polonoiſe, ein kleines Tonſtück in Dreivierteltact, welches mit dem vollen Tact anfängt, gewöhnlich aus zwei Repriſen von acht Takten beſteht, und nach welchem der bekannte polniſche Nationaltanz — aus welchem man jedoch in Deutſchland durch falſche Verzierungen eine ganz andre Art von Tanz gemacht hat — getanzt wird. Die Bewegung der wahren Polonoiſe iſt noch nicht ſo geſchwind wie die der Menuet, und ihr Charakter feierliche Gravität. Die Muſik hat viel Eigenthümliches in den Einſchnitten, im Metrum u. ſ. w.

Polozk, die Hauptſtadt in dem gleichnamigen ruſſiſchen Gouvernement, welches 1778 errichtet wurde, und aus den 1773 von Litthauen an Rußland gekommnen Landſtücken beſteht. Paul vereinigte im Jahr 1797 Polozk mit Mohilow unter dem Namen: weißruſſiſches Gouvernement, mit der Hauptſtadt Witepsk. Nach den neueſten Anordnungen ſind Mohilow und Witepsk wieder getrennt, und Polozk heißt nach ſeiner alten Ausdehnung das Gouvernement Witepsk. Es iſt ein fruchtbares Land, und zählt über 300,000 Einwohner. Die jetzige Kreisſtadt Polozk an der Düna zählt etwa 900 Einwohner, wovon die größere Hälfte Juden ſind. Es iſt hier ein griechiſcher Erzbiſchof und das ſchönſte Jeſuitercollegium in Rußland.

Polyandria, die Vielmännerei, wenn ein Weib mehr als einen Mann hat, welche Sitte man bei einigen rohen Völkerſchaften findet. — Ueber die Bedeutung dieſes Worts in der Botanik ſiehe den Art. Pflanzen.

Polyarchie heißt im Gegenſatz der Monarchie, Alleinherrſchaft, jede Herrſchaft Vieler, ſie ſey ariſtokratiſch oder demokratiſch, (ſ. Monarchie).

Polybius, ein ausgezeichneter griechiſcher Geſchichtſchreiber, geboren zu Megalopolis in Arkadien um das Jahr 203 vor Chr. Geb.

Sein Vater Lycortas war Prätor der achäischen Republik und ein vertrauter Freund Philopömens. Er ward für die Waffen und Staatsgeschäfte erzogen, und in einem Alter von 24 Jahren mit Andern abgesandt, um mit Ptolemäus Epiphanes zu unterhandeln. Als der Krieg zwischen Perses, König von Macedonien, und den Römern ausbrach, wurde Polybius an den römischen Consul Marcius geschickt, um ihn von dem Entschluß der Achäer zu unterrichten, mit ihrer Kriegsmacht zu ihm zu stoßen. Er blieb einige Zeit im römischen Lager, und kehrte dann mit Aufträgen von Marcius zurück, um sich der von dem Befehlshaber Appius gemachten Foderung, noch mehr Hülfsvölker nach Epirus zu schicken, zu widersetzen. Um diese Zeit wurde es offenbar, daß die Römer die Absicht hatten, alle freien Staaten Griechenlands von sich abhängig zu machen. Polybius, der sein Vaterland liebte, nahm an allen Maßregeln Theil, die Unabhängigkeit desselben aufrecht zu erhalten. Daher befand er sich, als nach des Perses Besiegung die Römer auch den Schein weniger berücksichtigten, mit unter den tausend verdächtigen Personen, welche die Achäer den Römern als Geiseln ausliefern mußten. Polybius wurde zu Rom in strenger Haft gehalten und durfte nicht vor dem Senate zu Gunsten seiner Landsleute sprechen. Sein Ruf indeß war ihm vorangegangen; seine Kenntnisse, Tugenden und Talente erwarben ihm bald die Gunst einiger der ausgezeichnetsten Senatoren, vornehmlich der beiden Söhne des Paulus Aemilius. Nach siebzehn Jahren endlich wurden die Geiseln entlassen, und durften in ihre Heimath zurückkehren. Polybius aber, der sein gedemüthigtes und herabgewürdigtes Vaterland nicht wiedersehen wollte, blieb in Rom, und trat in die Dienste des Scipio Aemilianus. Er begleitete ihn auf seiner Expedition nach Afrika, und war ihm durch seine Rathschläge von wesentlichem Nutzen. Als die Achäer mit den Römern in Krieg geriethen, verließ er Afrika, und eilte zur Armee des Consuls Mummius, um das Schicksal seiner Landsleute zu erleichtern. Er war Zeuge von der Plünderung und Zerstörung Corinths, und von der Verwandlung Achaja's in eine römische Provinz. Mitten unter diesen traurigen Begebenheiten bewährte er seine Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit. Den schwierigen Auftrag, die neue Regierungsform in den Städten Griechenlands einzurichten, vollzog er zur Zufriedenheit beider Theile, der Römer und Griechen. Das Volk von Achaja errichtete ihm mehrere Statuen, von denen eine die Inschrift hatte: dem Andenken des Polybius, dessen Rath, wäre er befolgt worden, Achaja gerettet hätte, und der es in seinem Unglück tröstete." Nachher begleitete er den Scipio zur Belagerung von Numantia; nach dem Tode dieses seines großen Freundes und Wohlthäters aber zog er sich in sein Vaterland zurück, wo er in Folge eines Sturzes vom Pferde im Jahr 121 vor Chr. Geb. in einem Alter von zweiundachtzig Jahren starb. Polybius ist der Verfasser eines Geschichtswerks vom Anfang des zweiten punischen Kriegs bis zum Untergang des macedonischen Königreichs, eines Zeitraums von 53 Jahren. Es bestand aus 38 Büchern, außer zwei einleitenden Büchern, welche einen Abriß der römischen Geschichte von der Einnahme Roms durch die Gallier enthielten. Obgleich die Angelegenheiten Roms die Hauptsache sind, so kamen doch auch die gleichzeitigen Begebenheiten in andern Ländern darin vor, weßhalb auch Polybius ihm den Titel einer allgemeinen Geschichte gab. Wir besitzen von dieser großen Arbeit nur noch die fünf ersten Bücher ganz und bedeutende Fragmente von den zwölf folgenden, nebst den aus der Geschichte des Constantinus Porphyrogenitus ausgezognen Gesandtschaf-

ten und Beispielen von Tugenden und Lastern. Der Verlust des übrigen ist sehr zu bedauern, da in Genauigkeit und Treue der Erzählung, so wie in Umfang politischer und militärischer Kenntniß Polybius von keinem Geschichtschreiber des Alterthums übertroffen wird. In Ansehung der Schreibart ist er dagegen ohne allen Reiz, und kann nur der Sache wegen gelesen werden. Livius hat ihn zuweilen genau copirt, nennt ihn jedoch nur einen keineswegs zu verachtenden Schriftsteller. Cicero erwähnt von ihm eines eignen Werks über den numantinischen Krieg. Die geschätztesten Ausgaben des Polybius sind von Casaubonus (Fol. Paris, 1609) von Gronov (8. Amsterdam, 1670, 3 B.) und von Schweighäuser (8.. Leipzig, 1789, 93, 9 Bände), deutsch von Seybold, z. Lemgo 1779 — 83. 4 Bände.

Polygamie, die Verbindung eines Mannes mit mehrern Weibern, oder eines Weibes mit mehrern Männern. Im erstern Sinne wird es am gewöhnlichsten gebraucht, da die Vielweiberei ungleich häufiger ist als die Vielmännerei. Der Gegensatz der Polygamie ist die Monogamie oder die Ehe Eines Mannes mit Einer Frau. Ueber die Bedeutung dieses Worts in der Botanik s. d. Art. Pflanzen.

Polyglotte kann, nach der Ableitung des Worts aus dem Griechischen, jedes Werk, das aus mehrern Sprachen besteht, oder Einen und denselben Inhalt in mehrern Sprachen mittheilt, genannt werden. Irgend ein Text mit mehrern Uebersetzungen in verschiednen Sprachen begleitet, gibt eine Polyglotte. Doch hat man das Wort schon früh besonders von der heiligen Schrift gebraucht, und Werke, in denen zwei, drei oder mehr Uebersetzungen der Bibel mit oder ohne den Grundtext zusammengestellt wurden, eine Pologlotte genannt. Zur Erklärung und zum Verständniß der Schrift sind sie für den, der mehrerer Sprachen mächtig ist, sehr brauchbar, und gelehrte Theologen haben auch schon früh ihren Fleiß daran gewendet. Das erste größere Unternehmen der Art ist die berühmte Complutensische, welche von vielen gelehrten Männern auf Veranstaltung des Cardinal Ximenes, mit einem unglaublichen Aufwand, den der Cardinal besonders auch für die Anschaffung alter Handschriften des Textes und der Uebersetzungen nicht scheute, bearbeitet ward. Sie erschien in sechs großen, prächtig gedruckten Foliobänden in den Jahren 1514 bis 17 in der neucastilischen Universitätsstadt Alcala (de Henares), oder nach dem lateinischen Namen Complutum, woher sie den Namen hat. Sie enthält neben dem hebräischen Text des A. T. die altlateinische (Vulgata), die griechische alexandrinische (Septuaginta), nebst einer buchstäblichen lateinischen Uebersetzung, und eine chaldäische Paraphrase, die auch ihre lateinische Uebersetzung zur Seite hat. — Eine andre berühmte Polyglotte ist die antverpische, auch die königliche Bibel genannt, weil Philipp II., König von Spanien, einen Theil der Kosten dazu hergab. Die Aufsicht über die Bearbeitung derselben war dem gelehrten spanischen Theologen Benedict Arias Montanus aufgetragen worden, der mit mehrern andern Gelehrten sie zu Stande brachte. Sie erschien in Antverpen von 1569 bis 1572, in 8 Foliobänden, und enthält außer dem hebräischen Text, die lateinische Vulgata, die griechische alexandrinische, zu der noch eine lateinische wörtliche Uebersetzung gehört, dann mehrere chaldäische Paraphrasen (Umschreibungen, Targumim genannt), auch mit einer lateinischen Uebersetzung begleitet, und im N. T. den griechischen Grundtext mit der Vulgata, eine syrische Uebersetzung in zwei Reihen mit syrischen und hebräischen Lettern, und mit einer lateinischen Uebersetzung. — Noch vorzüglicher ist die pariser Polyglotte, welche

hauptsächlich unter Leitung und Obhut eines pariser Rechtsgelehrten, des Parlamentsadvocaten Guy Michael le Jay, von mehrern sorgfältig ausgewählten Orientalisten und Exegeten vollendet ward, und im Jahr 1645 in 10 schönen Foliobänden erschien. Sie übertrifft die antwerpner, weil sie nicht nur diese ganz enthält, sondern auch noch eine syrische und eine arabische Uebersetzung und eine sie begleitende lateinische, so wie den sogenannten samaritanischen Pentateuch (den samaritanischen Text und die Uebersetzung) und im N. T. ebenfalls eine arabische, und eine dieser folgende lateinische Version. Schon der Cardinal du Perron und der berühmte de Thou hatten eine solche Polyglotte vorbereitet; nachher erklärte sich auch der Cardinal Richelieu sehr günstig dafür, doch ohne thätige Unterstützung, und ein Privatmann, jener le Jay, wendete sein ganzes Vermögen auf, dies große Werk zu Stande zu bringen. — Endlich ward, hauptsächlich unter kräftiger Mitwirkung und Aufsicht des nachmaligen Bischofs von Chester, Brian Walton, auch in England eine solche Polyglotte bearbeitet, welche wieder die Pariser in sich aufnahm, aber noch vollständiger war, und gewöhnlich die waltonsche oder londonsche Polyglotte heißt. Sie erschien von 1684 bis 87 zu London in 6 Folianten, mit zwei Supplementbänden, und enthält den Grundtext nach verschiedenen Exemplaren mit dem, was die pariser hat, und dazu noch eine äthiopische und eine persische, und zu diesen gehörige lateinische Uebersetzung. Cromwell hatte die Herausgabe dieses großen Werks unterstützt. — Außer diesen vier großen Polyglotten hat man noch mehrere kleinere über einzelne biblische Bücher, besonders über die Psalmen. Die spätere Zeit ist solchen Unternehmungen, die auch jetzt minder Bedürfniß sind, weniger günstig gewesen. Ke.

Polygnotus (Polynotos), aus Thasos, einer der ersten Mahler der Griechen, welcher ungefähr 420 vor Chr. Geb. (zwischen der 83sten und 93sten Olympiade) blühte, Athen durch seinen Pinsel verschönte, und zum Lohn das Bürgerrecht, für seine zwei berühmtesten Gemählde aber in der Lesche von Delphi die Proxenia empfing. Seiner bediente sich Cimon, der Demagog und Nebenbuhler des Perikles, bei der Ausschmückung der Pökile zu Athen; auch war er Cimons Hausfreund, und dessen schöner Schwester Elpinice begünstigter Liebhaber, und verherrlichte dieses Verhältniß in dem Gemählde der Trojanerinnen. Mit ihm mahlten Micon und Panänus für die Pökile. Sein Hauptbild in derselben, aus zwei Tableaus bestehend, stellte die Griechen vor Troja, und zwar einmal die Versammlung der Heerführer nach dem Raube der Cassandra, in dem andern die gefangenen Trojanerinnen, in ihrer Mitte Cassandra dar; nach der letztern Scene erhielt das ganze Gemählde seinen Namen. In der Lesche zu Delphi (einem Gebäude, das nach Böttiger aus zwei parallellaufenden, mit der offenen Seite einander zugekehrten, nach außen verschlossenen Säulengängen bestand) sah man von ihm zur Rechten beim Eintreten die Eroberung Troja's, links das Todtenreich, welche Gemählde Pausanias ausführlich beschreibt. Die Lesche stand dem Grabmahl des Neoptolemos gegenüber, und so war das Hauptgemählde gleichsam als Epitaphium auf den Heros anzusehn, der in der Burg von Troja den getödteten Vater rächte. Die Figuren dieses Gemählde waren, wie die Mahler damals pflegten, statt der perspectivischen Vertiefung in parallelen Linien, welche durch das ganze Gemählde hindurchliefen, nach gemessenen Abstufungen mit genauer Vertheilung der Gruppen auf jede Höhe über einander gestellt. Die genauere Beschreibung s. in Böttigers Ideen zu einer Archäo-

Digitized by Google

logie der Mahlerei. Die Gebrüder Riepenhausen haben auf Veranlassung einer weimarischen Preisaufgabe das Gemählde nach der Beschreibung nachzubilden gesucht. Auch in einer Vorhalle des Parthenon (Minervatempel) standen mehrere Staffeleigemählde des Polygnot aus dem Cyklus des trojanischen Kriegs, welche Perikles wahrscheinlich von anderswoher in diesen Tempel versetzte; im Dioskurentempel der Raub und die Vermählung der Töchter des Leukipp nach einem dorischen Nationalmythus, und in den Propyläen mehrere Gemählde. Wahrscheinlich waren alle auf Holz gemahlt. Was nun den Kunstcharakter dieser Werke anlangt, so wird Polygnotus als derjenige genannt, der die Mahlerei von der Nachahmung der Sculptur zur Selbstständigkeit erhob, in die alte Steifheit und Unbeweglichkeit der Gesichter Bewegung und Leben, Ausdruck und Charakter brachte (daher der ihm gegebene Beiname ἠθογράφος) der Drapperie kunstvollere Mannichfaltigkeit gab, die Figuren symmetrisch vertheilte, und der erste Meister in Tetrachromenien (vierfarbigen Gemählden) gewesen seyn soll. Mit ihm beginnt der große und kühne Styl in der griechischen Mahlerei. T.

Polygon, das Vieleck, jede mehr als viereckige Figur. Polygonometrie, die Lehre von der Ausmessung der Vielecke. Siehe Vieleck.

Polygraph, ein Vielschreiber, ein Gelehrter, der viele Schriften verfaßt hat. Diese Bezeichnung ist keineswegs immer ein Tadel; vielmehr kann man sehr ausgezeichnete Schriftsteller zu den Polygraphen zählen, z. B. Muratori, Euler, Voltaire u. A.

Polyhistor, ein Gelehrter, der in vielen Wissenschaften bewandert ist. Bei der gegenwärtigen Ausdehnung der einzelnen Wissenschaften kann dies nur auf Kosten der Gründlichkeit Statt finden, so daß vom Polyhistor gesagt werden muß: Ab omnibus aliquid et in toto nihil. Nur höchst wenige geniale Köpfe mögen diesen Namen mit Ehren führen.

Polyhymnia, die Muse des lyrischen Gesanges, der auch die Erfindung der Mimen und Pantomimen zugeschrieben wird. Die griechischen Künstler stellten sie in einen Mantel gehüllt und nachdenkend dar. Ihre Attribute sind die Lyra und das Plectrum. (Vergl. Musen.)

Polynesien, s. Australien.

Polypen (medicinische), sind widernatürliche Gewächse in einer Höhle des menschlichen Körpers, und bestehen aus einer sehr festen, faserichten, fleisch- oder flechsenartigen Masse, die sich in länglichte Platten spaltet, und oft mit vielen Blutgefäßen versehen ist. Sie hängen oft einer Wurzel, oft auch mit mehreren Wurzeln an den Wänden der Höhle so fest, daß sie mit denselben zusammengewachsen scheinen. Sie sind meistens hohl, glatt, von weißlichter, brauner, zuweilen von dunkelrother Farbe, entstehen langsam, und die Beschwerden, welche sie veranlassen, steigen daher auch nur allmählig. Man hat solche Polypen in allen Höhlungen des Körpers gefunden, im Herzen, in den Pulsadern, in den Blutadern, in der Nase, im Gehirn, im Schlund, im Magen, im Mastdarm, in der Gebärmutter, in der Harnblase und Harnröhre, jedoch kommen sie in der Nasenhöhle, im Herzen und der Gebärmutter öfter als in andern Theilen vor. Im Herzen findet man oft auch polypöse Gewächse, die man falsche Polypen nennt, welche aus geronnener Lymphe und etwas Blut bestehn, und erst in der letzten Krankheit oder im Tode, besonders nach hitzigen Krankheiten, entstanden sind. Beiderlei Arten haben wahrscheinlich ihren Ursprung aus

der gerinnbaren Lymphe des Bluts, und sind das Produkt einer krankhaften Abweichung des Bildungstriebes der Schleimhaut, welche die innre Fläche der Höhlen umkleidet. Ihre Ausrottung ist nur da möglich, wo man von außen dazu kommen, und die Wurzeln, mit welchen sie festsitzen, auffinden kann. Sie geschieht entweder durch die Unterbindung, indem man mittelst eigner Instrumente eine Schlinge von Seide, übersponnenem Draht oder von Pferdehaaren um die Wurzel des Polypen anbringt, und sie von Zeit zu Zeit immer fester zuzieht. Hierdurch wird ihm die zufließende Nahrung entzogen, und er stirbt allmählig ab. Diese Methode ist aber freilich sehr unbequem, sowohl für den Operateur als für den Kranken. Das Anlegen der Instrumente erfodert viele Mühe, und oft kann es nicht hoch genug an der Wurzel geschehen. Nach der Unterbindung schwillt der Polyp sehr an, erregt Entzündung der benachbarten Theile, und heftigen Schmerz, die Jauche von dem absterbenden Theil ist höchst unangenehm. Kürzer ist die Cur durch Ausreißen des Polypen mit seiner Wurzel. Man bedient sich dazu entweder einer eignen Zange, oder ebenfalls sehr fester Schlingen, womit man den Polyp so nahe an der Wurzel als möglich faßt, und ihn alsdann durch gelindes Drehen und Ziehen nach verschiedenen Richtungen herauszubringen sucht. Die Blutung ist bei manchen Polypen sehr gering, bei andern aber außerordentlich stark. Wo sie gar nicht gefaßt werden können, sucht man durch Aezmittel sie allmählig zu zerstören, oder doch so weit zu verkleinern, daß man mit den Instrumenten beikommen kann.

Polyphem, der berühmteste unter den sicilianischen Cyclopen (s. d. Art.), welchen Ulysses (Odyssee, Ges. 9) als einen Mann von Riesengestalt schildert, der einsam seine Heerden weidete, und in einer Höhle hauf'te. In dieser Höhle hatte Ulysses mit seinen Gefährten, unwissend, wer sie bewohne, Schutz gesucht, als Abends Polyphem seine Heerde eintrieb, und mit einem Felsstück den Eingang verschloß. Sobald er die Fremdlinge gewahrte, packte er zwei derselben und verzehrte sie zur Nachtkost. Ein gleiches geschah am folgenden Morgen zum Frühstück, worauf er die Heerden austrieb, und die Unglücklichen in der verschlossenen Höhle gefangen zurückließ. Da ersann Ulysses listigen Rath. Er ließ des Cyclopen Keule zu einem Pfahle spitzen; als dieser darauf am Abend heimkehrte, und abermals zwei von den Fremdlingen verzehrte, reichte ihm Ulysses von dem mitgebrachten Weine, und berauschte ihn. Kaum aber sah er ihn eingeschlafen, so ließ er den Pfahl glühend machen, und bohrte ihm das Auge aus. Dann band er seine Gefährten und sich selbst unter die Bäuche stattlicher Widder; und so entkamen sie glücklich, als der Cyclope am nächsten Morgen die Heerde ausziehn ließ. Ein Felsstück, das er den ihn Verhöhnenden nachschleuderte, traf sie nicht. — Nicht ganz so ungeschlacht mochte der Cyclop seyn, als er noch ein Jüngling war, und die Nymphe Galatea liebte. So finden wir ihn bei Theocrit. Die Nymphe aber achtete seiner nicht, sondern liebte den Acis, welchen Polyphem, eifersüchtig auf den glücklichen Nebenbuhler, tödtete. (S. Galatea.)

Polytheismus, Vielgötterei, ist die Religion des sich selbst überlassenen Menschen, der, ohne höhere, göttliche Erleuchtung das Göttliche gern findet in der Natur und in seiner Vernunft, seinem Gemüthe, aber nicht zur reinen Anschauung der Gottheit hindurchdringt. Denn das Göttliche, das ihm in der Mannichfaltigkeit der Welt erscheint, knüpft er dergestalt an die Erscheinung, daß er es in gleicher Mannichfaltigkeit auffaßt, aber nicht in der Einheit erkennt. Der Po-

lytheismus ist also zwar Glaube an das Göttliche, aber, weil dieses ihm in eben so viele Gestaltungen zerfällt, als die Welt selbst, der Glaube an viele Götter, und steht sonach dem Monotheismus (s. dies. Art.), dem Glauben an Einen Gott, entgegen, oder insbesondere der geoffenbarten Religion, die allein mit dem Glauben an die Einheit Gottes des Menschen Geist erleuchtet. Denn von oben stammt das höchste und klarste Licht, das auch jenes, dem Menschen inwohnende Licht erst recht erhellen, und das gesammte Leben, die ganze Natur überleuchten muß, wenn der Mensch recht erleuchtet werden, und Gott finden soll, der in einem Lichte wohnt, zu dem kein erschaffener Geist zukommen kann. In der frühesten Offenbarung, die den ersten Menschengeschlechtern mitgetheilt, in den sogenannten Erzvätern erhalten, und als die Völker des Erdkreises sie fast gänzlich verloren hatten, durch Moses dem Hause Israel von neuem ins Herz gelegt, und zu einem Eigenthume des „Volkes Gottes" gemacht ward, war der Glaube an einen Gott den Menschen überliefert, und die höchste Offenbarung durch Christus Jesus setzte denselben, als die unbedingte Wahrheit voraus, erhob ihn aber erst recht zur Seele des ganzen religiösen Lebens. Indeß lebte er, obwohl vielfältig verdunkelt, auch in allen den Religionen fort, die einen höchsten Gott über alle Götter anerkennen. Jede Religion aber, die mehrern Göttern huldigt, gehört zum Heidenthume, dessen Grundcharakter eben der Polytheismus, im Gegensatze gegen den geoffenbarten Monotheismus, ist. Der Polytheismus gestaltet sich eben so verschieden, als es verschiedene Religionen des Heidenthums gibt. In seiner einfachsten Gestaltung (wenn diese seinem Begriffe nicht widerstrebt, und zu ihm gerechnet werden darf) erscheint er als Dualismus, der Glaube an zwei sogenannte Grundprincipe, oder Grund- und Ur-Wesen, — die Grundlage morgenländischer Religionen und Philosophien, und selbst in mannichfacher Gestalt, überall aber eine Verbildung der Offenbarungslehre von Einem Gotte und dem von ihm abgefallenen, ungöttlichen Geiste des Bösen, der Finsterniß. Die weiteste Abweichung vom Planotheismus aber, obwohl unerkannt von ihm ausgegangen, ist der Pantheismus, die Allvergötterung, da die Welt selbst der Gott, und Gott die Welt, das Ein und Alles, ist. Gleichwohl ist im Dualismus und Pantheismus, zwar von dem reinen Lichte der Offenbarung entfremdet, noch eine höhere Ahnung der Gottheit, als in den Religionen, die man im engern und im eigentlichsten Sinne Polytheismus nennt, wo fast jeder Schimmer der Offenbarung verloren, und das Göttliche ganz an die Gestalt und Erscheinung gebunden, der Körperwelt einverleibt ist. Denn wie der Mensch weiter und weiter abirrte von dem ursprünglichen Lichte, fand er zwar immer ein Göttliches in den Erscheinungen der Welt, jenes aber in diesen verkörpert, nicht Gott über alle Erscheinung, und betete nun die Gestalt, die Erscheinung an, in der er den Gott, aber nicht Gott erkannte. Er versank in Abgötterei, in die jeder Polytheismus verfällt, da er dem als dem Gotte huldigt, was nur ein Wirken und ein Werk Gottes ist. — Aus den Banden der Abgötterei und des Götzendienstes erlöst'te den Menschen wieder die Offenbarung in Christus. Ke.

Polyxena, des Priamus und der Hecuba Tochter, deren Schicksale die nachhomerischen Epiker erzählen. Achilles liebte sie, und fand durch diese Liebe den Tod (s. Achilles). Nach Einigen liebte auch sie den Achilles, und raubte sich an seinem Grabhügel selbst das Leben. Nach der gewöhnlichsten Meinung aber wurde sie entweder in Thrazien oder auf dem Grabe des Achilles dem Schatten desselben geopfert.

Pombal (Sebastian Joseph von Carvalho, seit 1755 Graf von Oeyras, und seit dem Jahr 1770 Marquis von Pombal), portugiesischer Staatsminister, geboren 1699 auf dem Schlosse Soure bei Coimbra, gest. den 7ten Mai 1782. Ein gefährlicher Kranker wird oft durch heroische Mittel am glücklichsten gerettet. So dachte Pombal, als er streng und durchgreifend 27 Jahre lang Portugals Reformator war. Er regierte, beladen mit dem Hasse des Adels, der Geistlichkeit und des Hofes, in offner Fehde mit den Jesuiten, unumschränkt wie ein König, ausgerüstet mit seltner Geisteskraft, Thätigkeit und Geschäftskenntniß, erhoben von dem edelsten Nationalgefühl, so daß er ein großer Mann genannt werden müßte, wenn er eben so gerecht als uneigennützig gewesen wäre. Er verletzte das Recht aus feuriger Hast, welche die Thatsachen nicht ruhig prüfte, und aus leidenschaftlicher Erbitterung gegen mächtige Feinde, mit denen er im steten offnen und geheimen Kriege lebte. Er konnte nicht vollenden, was er unternommen: die gänzliche Wiederherstellung der tiefgesunkenen Nation und Staatsmacht; in diesem Vorgefühl griff er nach den kürzesten und härtesten Maßregeln, und erreichte nichts, weil er Alles auf ein Mal neu schaffen wollte. Betrachtet man aber seine Persönlichkeit, seine Lage und sein großartiges Streben, so ist er einer der merkwürdigsten Menschen seines Jahrhunderts. Sein Vater war Capitän, aus der ärmern Classe des Adels, die von dem hohen Adel verachtet und unterdrückt wurde. Aber seine Mutter, eine Mendoza, und sein Oheim, ein angesehener Geistlicher, öffneten dem jungen Carvalho, der in Coimbra die Rechte studirt hatte, hierauf Soldat geworden war, die Aussicht zur Beförderung. Die Natur hatte ihm Alles gegeben, was den Herrscher ankündigt, einen hohen Wuchs, Lebenskraft, Stärke, kühnen Blick und sinnliches Feuer dazu, große heftige Leidenschaften, einen durchdringenden Verstand, und die angenehmsten gesellschaftlichen Talente. In allem der Erste, und ein tollkühner Raufer, wurde er seiner regellosen Kraftäußerungen wegen aus Lissabon verwiesen. Seitdem arbeitete er mehrere Jahre lang in Soure an seiner persönlichen Ausbildung. Da schenkte ihm Thereſe von Noronha Almada, eine reiche Wittwe, ihre Liebe. Die Verwandten wiesen stolz den kühnen Bewerber zurück; er entführte die Geliebte, und schützte sich gegen die Dolche der Meuchelmörder durch Muth und Entschlossenheit. Aber die Verachtung, mit welcher ihn die Familie seiner Gemahlin, die Grafen von Arcos behandelten, regte sein Ehrgefühl auf, sich emporzuschwingen. Er ging an den Hof zurück, wo der nun vierzigjährige Carvalho durch seine Sitten solchen Beifall erhielt, daß man ihm im J. 1739 den Gesandtschaftsposten in London übertrug. Hier lernte er das Verhältniß Portugals gegen England genau kennen, und mitten unter sinnlichen Zerstreuungen faßte er den Plan auf, sein Vaterland von den Fesseln des englischen Handelssystems zu befreien. Der neue Staatsminister, Peter von Motta, sein Gegner, rief ihn zwar im J. 1745 von London zurück; aber die Königin, Carvalho's Gönnerin, sandte ihn nach Wien, um einen Zwist des Papstes mit der Kaiserin Maria Thereſia zu vermitteln. Er erwarb sich bald allgemeine Achtung, und als seine Gemahlin endlich ein Opfer der Rache ihrer Verwandten geworden war, erhielt er die Liebe und die Hand einer jungen Gräfin von Daun, welche jedes Schicksal und auch seine Verbannung in Pombal bis an seinen Tod mit ihm theilte. Doch mußte er die Verleumdung, welche ein vornehmer Portugiese in Wien gegen ihn ausgestreut hatte, entkräften, und seinen Adel beweisen. Die Königin bewirkte daher seine Ernennung zum portugiesischen Gesandten

am wiener Hofe. Aber der König und sein Minister haßten ihn. Er ward zurückberufen. So fest er in der Gunst der Königin stand, so konnte er doch die Abneigung des Königs (Johanns V.) nicht überwinden. Vergebens gewann er die Zuneigung der vielvermögenden Jesuiten, durch völlige Hingebung an diesen Orden, den er so täuschte, daß er mit den innern Verhältnissen dieser eben so künstlichen als gefährlichen Gesellschaft genau bekannt wurde, was ihm in der Folge als Minister die Waffen gegen den Orden in die Hände gab. Der hohe Adel verfolgte ihn unversöhnlich mit seinem Hasse; Carvalho aber beherrschte mit großer Kunst seinen Wunsch nach Rache, und galt für den liebenswürdigsten, bescheidensten und frömmsten Weltmann an dem Hofe der Königin. Endlich starb Johann V. den 31sten Juli 1750, und sogleich erhielt Carvalho von dessen Nachfolger Joseph I. auf die Empfehlung der verwitweten Königin die längst gewünschte Stelle eines Staatssecretärs der auswärtigen Angelegenheiten. Der Beichtvater des Königs, P. Moreira, ein Jesuit, war sein Gönner, und Carvalho schmeichelte dem Orden mit solchem Eifer, daß ihn das Publicum den großen Jesuiten nannte. Bald hatte er, besonders seit dem Tode der Königin Mutter im J. 1754, den schwachen argwöhnischen, für Sinnenreiz allein empfänglichen König ganz von sich abhängig gemacht. Dieser willigte aus Furcht vor seinem Bruder Dom Pedro, an den sich Carvalho's Feinde anschlossen, in die kühnsten Plane des Ministers, und Carvalho erreichte dadurch seinen vierfachen Zweck: die Jesuiten zu vertreiben, den hohen Adel zu unterdrücken, Portugal wieder herzustellen, und im Namen des Monarchen unumschränkt zu regieren. Das Reich befand sich im Zustande der äußersten Ohnmacht. England und die Jesuiten theilten sich nebst dem hohen Adel in die Reichthümer des Staats, der ohne Armee, Flotte, Handel und Ackerbau war. Der Minister handelte im Geiste des Merkantilsystems, fing aber freilich auf vielen Seiten da an, wo er hätte aufhören sollen; doch war sein Streben im Allgemeinen nicht ohne Erfolg; aber nur seine Thätigkeit und sein Scharfblick konnten den Angriffen widerstehn, die jetzt öffentlich und insgeheim die Inquisition, der er die Auto's da Fe untersagt, die Jesuiten, welche er aus ihrem Missionsstaate in Paraguay vertrieben, der hohe Adel, dem er seine fürstlichen Besitzungen in den Colonien entzogen, und der hohe Clerus, dessen Macht er Gränzen gesetzt hatte, gegen ihn unternahmen. Da schlug, wie ein Blitz aus heitrem Himmel, mitten unter die Parteien nieder das Erdbeben am 1sten Novemb. 1755. Es begrub 30,000 Menschen und einen Wohlstand von 570 Millionen Thaler in Schutt und Asche. Carvalho verließ die Seinigen und trat auf als ein Retter in der Verzweiflung mit einer Anstrengung und einem Heldenmuthe, der allein seine Feinde hätte versöhnen können, wenn diese nur einigen Sinn für Wahrheit gehabt hätten. Sah man Pombaln, dessen Haus unbeschädigt geblieben war, acht Tage lang in seinem Wagen mit dem allgemeinen Wohle unaufhörlich beschäftigt, an jedem Orte, wo Hülfe nöthig war, Anstalten treffen, die Ordnung wieder herstellen, und den König selbst zum eignen Handanlegen für die Begrabung der Todten bewegen, um den betäubten Arbeitern Muth zu machen, so mußte man ihn achten und bewundern; und wahrlich nie hat sich wohl ein ungewöhnlich kraftvoller Mann in einer furchtbarern Zeit, unter vielfachern Bedrängnissen, wohlthätiger und fast übermenschlich wirksamer gezeigt, als Carvalho in diesen Tagen einer gränzenlosen Noth. Der König sah in ihm einen Schützling des Himmels, betrachtete ihn mit geheimer Ehrfurcht und überließ sich unbedingt

der Leitung dieses außerordentlichen Mannes. Carvalho ward Graf von Oeyras, und rückte im J. 1756 in die Stelle eines ersten Ministers, die sein Feind, Dom Pedro de Motta, bis an seinen Tod von Pombal ungekränkt besessen hatte. Jetzt schritt Pombal kühn über jeden hinweg, der ihm in den Weg zu treten wagte. Er mußte unerbittlich streng verfahren, da Wüstlinge aus dem hohen Adel ohne Scheu Mordthaten begingen, und der Pöbel ruchlos raubte. Aber mit der Hoffart, die er demüthigte, und mit der Habsucht, die seine Handelsverfügungen zur Wuth reizten, verband sich jetzt das mit Pombals gesetzlich gemachtem Monopolhandel, der allerdings ein Mißgriff, eigentlich aber nur gegen das Monopol der Britten gerichtet war, unzufriedene Landvolk. Die erhitzten Weinbauer begingen in Oporto Ausschweifungen, aber Pombal unterdrückte alles Murren durch die ausgedehntesten Majestätsgesetze, nach welchen der Wille des Königs statt aller Constitutionen und Privilegien allein gültig war. Zugleich ließ er gegen die Jesuiten, welche alles versuchten, um ihn zu stürzen, und als den Antichrist in der öffentlichen Meinung zu verdammen, eine Druckschrift ausbreiten, die ihre Politik in Paraguay zum Erstaunen Europa's enthüllte. Doch waren manche Behauptungen darin übertrieben, und es ist kein Zweifel, daß die Väter jene Provinzen besser regiert hatten, als es von Spaniern oder Portugiesen je geschehen wäre. Carvalho beschloß endlich, die Jesuiten ganz vom Hofe und der Person des ihnen sehr ergebenen Königs zu entfernen. Sie verloren die Beichtvaterstellen und mußten sich den 16ten September 1757 in ihre Collegien begeben. Auch wurden mehrere portugiesische Große, welche den Minister zu stürzen versucht, aus Lissabon verwiesen. Nun war der offene Krieg von ihnen und dem hohen Adel erklärt. Durchgreifen schien von jetzt an die einzige Politik des Ministers. So ließ er, weil seine Aufmunterungen des Feldbaues nichts fruchteten, die Weinstöcke ausraufen. Endlich siegte der Minister völlig. Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs, der in der Nacht vom 3ten bis 4ten Septemb. 1758 auf einer nächtlichen Fahrt von Meuchelmördern verwundet, ihren Schüssen nur durch die Treue seines Kammerdieners entgangen war, lieferte ihm seine Todfeinde in seine Gewalt. Drei Monate nach der That ließ Carvalho, der indeß Alles erforscht, die Thäter aber absichtlich sicher gemacht hatte, in der Nacht des Hochzeitfestes seiner Tochter, welchem der hohe Adel beigewohnt hatte, den 12ten December den Marquis von Tavora und dessen Familie, den Jesuiten Malagrida, und den Tag darauf auch den Herzog von Aveiro u. A. m. verhaften. Der Minister und ein Mitglied des höchsten Gerichtshofes führten die Untersuchung, und nach einem nicht sehr förmlichen kurzen Verfahren ward ein gräßliches Bluturtheil den 13ten Januar 1759 vor dem Schlosse zu Belem vollzogen. Der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora wurden als die Häupter der Verschwörung gerädert, die Söhne und der Schwiegersohn desselben, so wie die Bedienten als Theilnehmer erdrosselt, die Gemahlin des Marquis gehangen, und ein Bedienter des Herzogs verbrannt. Josephs I. Tochter und Nachfolgerin ließ den Prozeß untersuchen, und die Königsmörder für unschuldig erklären. Doch wurde dieses Urtheil nicht öffentlich bekannt gemacht. Ein schwerer Verdacht fiel damals auf die Jesuiten, daß sie den Plan des Königsmordes geleitet, aber der Marquis von Tavora hatte seine frühere Aussage gegen sie nachher schriftlich widerrufen. Dennoch klagte der Minister sie als Urheber des Plans beim Papste an, und als er die Erlaubniß-Bulle, die Verhafteten vor den weltlichen

Richter zu stellen, nicht sogleich erhielt, ließ er einige im Gefängnisse hinrichten; der Pater Malagrida aber, welcher den Tod des Königs prophezeit hatte, wurde von der Inquisition als Ketzer zum Feuertode verurtheilt, und dieses Auto da Fe ward 1761 vollzogen *). — Nach dem Zeugnisse eines unterrichteten Staatsbeamten in Lissabon verdankte der König seine Rettung einem Zufalle. „Der Kutscher hatte alle Besinnung verloren, die Maulthiere wurden scheu, kehrten um, und rannten endlich nach dem Stalle. So entging der König den an andern Stellen des Wegs noch auf ihn lauernden Mördern. Den Jesuiten, namentlich dem P. Malagrida, konnte nichts Factisches bewiesen werden; allein sie waren in den Augen ihrer Richter für überführt zu achten der Billigung, des Mitwissens und der Anreizung. Man suchte ihnen also auf andern Wegen beizukommen. Pombal ließ dem P. Malagrida im Gefängnisse Feder und Papier geben. Dieser feurige, durch die Einsamkeit noch mehr erhitzte Kopf schrieb nun die Biographie der Jungfrau Maria im Leibe ihrer Mutter, wo er unter andern behauptete, sie habe schon im Bauche der heiligen Anna lateinisch gesprochen. Dieser und anderer Ketzereien wegen wurde Malagrida von der Inquisition verdammt. Die übrigen Jesuiten, welche zum Theil 18 Jahre saßen, erfanden eine Zeichensprache, schrieben sich durch Katzen, die der Mäuse wegen gehalten wurden, und die sie durch Hunger zu Briefträgern abrichteten. Ihre Zeichen bestanden in Pfeifen und andern Tönen; daher das Gerücht in Lissabon entstand, die Jesuiten im Inquisitionsgefängnisse wären sämmtlich toll geworden. Als Pombal nach dem Tode des Königs vom Ministerium entfernt, und wegen jenes Prozesses in Untersuchung gezogen wurde, rettete er seinen Kopf gegen den Haß der portugiesischen Großen nur dadurch, daß er der Commission, die ihn privatim verhörte, die Originalbeweise jener Verschwörung, die nicht öffentlich bekannt gemacht worden waren, vorlegte. Sie bestanden in mehrern vom König Joseph selbst unterzeichneten Actenstücken, unter andern in eigenhändigen Briefen des Marquis von Tavora, welche das ganze Gewebe der auf Veränderung der Regierung und Ermordung des Königs gerichteten Verschwörung enthielten." — Pombal hatte durch ein königliches Decret vom 3ten September 1759 sämmtliche Jesuiten als Rebellen und Feinde des Königs aus dem Reiche verweisen, und da sie demselben sich nicht fügten, sie durch Soldaten auf Schiffe bringen, und 1854 an der Zahl nach dem Kirchenstaate abführen lassen. Hierauf entstand ein langer Zwist mit dem Papste. Pombal schickte 1760 den päpstlichen Nuntius über die Grenze und wollte schon Portugal von Rom losreißen, als Clemens XIII. starb. Mit dem Nachfolger, der den Jesuitenorden 1773 aufhob, kam die Aussöhnung bald zu Stande. Bald darauf ward Portugal mit Spanien in einen kurzen Krieg verwickelt, und in der Folge noch einmal

*) Man s. die Actenstücke dieses Prozesses in Voß Galler. hist. Gemählde IV. Alt. 1799 und l'Administration du Marq. de Pombal. Amst. 1788, 4 Vol. 8. Die Geschichte dieses Ministers ist von dem Parteigeiste sehr entstellt, z. B. von seinem ital. Biographen, einem Exjesuiten, und in den Anecdot. du Ministère de Pombal. Varsovie, 1784. Pombals eigne Vertheidigungsschrift in v. Dohms Mater. z. Statist. 3 Thl. beweis't wenigstens, daß er sich als Minister nicht bereichert habe. Was hier noch über jenen Prozeß gesagt wird, hat der Verf. dieser Skizze in Lissabon von einem Mitgliede des obersten Appellationsgerichts, einem Desembargador do Paço.

durch des Ministers unbesonnenen Stolz gegen Spanien. Pombal übergab einem deutschen Feldherrn, dem Grafen von Schaumburg-Lippe, den Oberbefehl. Das portugiesische Heer ward gänzlich umgeschaffen, und die Grenze besser befestigt. Eben so thätig sorgte Pombal für alle Zweige der Landescultur, und verbesserte insbesondere das Schulwesen; auch richtete er die Censur liberaler ein, und empfahl durch das Gesetz vom J. 1773 den alten Christen tolerante Gesinnungen gegen die neuen. Man hielt nämlich bisher die neuen Christen für heimliche Juden, und entzog ihnen viele bürgerlichen Rechte. Von Pombal selbst ist ein wichtiges Manuscript, eine Art Compte rendu über seine Verwaltung vorhanden, das aber nicht bekannt gemacht worden ist. Ehrgeiz und Rachsucht gegen seine Feinde, die mehr als einmal ihm nach dem Leben trachteten, und der Plan, dem Prinzen von Beira, dem Enkel der Königin, die Thronfolge zu verschaffen, füllten sein übriges Leben aus. Da starb Joseph I. 1777; Pombal mußte seine Entlassung nehmen, behielt aber Titel und Einkünfte. Die von ihm eingekerkerten Staatsverbrecher, 9800 an der Zahl, wurden freigelassen, und die meisten seiner Einrichtungen aufgehoben, so daß Portugal in den vorigen Zustand von Schwäche zurückfiel. Pombal hatte der jungen Königin einen Schatz von 78 Millionen Cruſaden und einen wohlgeordneten Staat übergeben. Zurückgezogen in den Flecken Pombal, beschäftigte er sich mit Lesen und guten Werken. Die Armen liebten ihn. Vergebens suchten seine Feinde ihn auf das Blutgerüste zu bringen. Aber Klagen und Untersuchungen gegen ihn wechselten mit Neckereien aller Art. Dies untergrub des seltenen Mannes Gesundheit. Er starb zu Pombal im 83sten Jahre seines Lebens. K.

Pommern, ein Herzogthum im äussersten Norden von Deutschland, das gegen Osten und Süden an Preussen und Brandenburg, gegen Westen an Mecklenburg und gegen Norden an die Ostsee gränzt, und mit Einschluß der dazu gehörigen Inseln Rügen, Usedom, Wollin ꝛc. 514 Q. Meilen, mit 664,000 Einwohnern, umfaßt. Die Oder theilt es in Vor- und Hinterpommern. Es ist ein langes Küstenland, meistens eben und niedrig, grossen Theils von fruchtbarem Boden, und mit vielen Landseen erfüllt. Es hat Ueberfluß an Getraide, Flachs und Taback; auch der Obstbau und die Bienenzucht werfen bedeutenden Gewinn ab. Sehr blühend ist die Viehzucht und Fischerey; das Land nährt eine Menge Gänse; auch gibt es viel Holz, besonders treffliche Eichen, die zum Schiffbau verwendet werden. Von Mineralien werden Sumpfeisen und Bernstein gewonnen. Manufacturen und Fabriken sind nicht von Bedeutung; dagegen ist der Handel von Stettin, Colberg, Stolpe, Stralsund und Wolgast wichtig. Der Adel ist zahlreich, aber nicht sehr begütert; der Bauer ist meistens leibeigen. Die Einwohner sind meistens lutherisch. Die Prälaten, der Adel und die Städte bildeten bisher die Stände des Landes. Pommern war in den ältesten Zeiten ein Bestandtheil des Wendischen Reichs; seit 1025 aber hatte es eigene Herzoge. Als diese 1637 mit dem Herzoge Georg Bogislaus XIV. ausstarben, sprach der Kurfürst von Brandenburg, in Beziehung auf eine zwischen beiden Häusern bestehende Erbverbrüderung, die Succession an. Denselben Anspruch machte aber auch Schweden, welches damals das Land durch Waffengewalt inne hatte, indem es sich auf einen Vergleich mit dem verstorbenen Herzoge berief. Im Westfälischen Frieden ward die Sache dahin entschieden, daß Schweden Vorpommern, Brandenburg aber Hinterpommern erhielt. In dem Stockholmer Frieden 1720 erwarb das letztre, gegen Bezahlung von

Digitized by Google

2 Millionen Reichsthaler noch weiter Stettin, den Strich zwischen der Oder und Peene, die Inseln Wolin und Usedom, samt den Städten Damm und Golno, und Schweden behielt nur noch das Land zwischen Mecklenburg, der Ostsee und der Peene, samt Rügen, für welches es, als Herzog von Vorpommern eine Stimme auf dem Reichstage führte, und das es, als die letzte Trümmer aus den deutschen Eroberungen Gustav Adolfs, bis in die neuesten Zeiten behauptete. Im J. 1815 kam aber Preussen auch noch in den Besitz von Schwedisch-Pommern. Schweden hatte nämlich, in Folge der Besitznahme von Norwegen, seinen Antheil an Pommern an Dänemark abgetreten, und von diesem tauschte Preussen es gegen das Lauenburgische und eine Summe von 2 600,000 Thlr. ein.

Pomologie, Obstbaumkunde, ist die Wissenschaft, welche sich mit der Kenntniß des Obstes (Obstkunde) und dessen Erzeugung (Obstbaumzucht) beschäftigt. Als Obstkunde, d. i. der Kenntniß aller für Menschen und Vieh genießbaren Früchte der Bäume (Pomaceae, Drupaceae, Bacciferae) ist sie ein Theil der Botanik, doch schöpft sie aus dieser nur die Regeln zur gehörigen Erkenntniß und Unterscheidung der Gattungen und Arten der Obstbäume, beschäftigt sich aber noch überdies mit der technischen Betrachtung und Eintheilung der verschiedenen Abarten, die der Botaniker alle nur als zufällige Varietäten einiger wenigen Spezies ansieht. Daher die in der Obstkunde eingeführte botanische Unterscheidung des Obstes in Kernobst mit vielfächriger Samenkapsel, über welcher süßes Fleisch liegt (Aepfel, Birnen); in Beerobst, welches keinen deutlichen Unterschied (des Fleisches und der Saamenhülle bemerken läßt (Stachelbeeren); in Steinobst, dessen eßbares Fleisch eine steinartige Nuß einschließt (Pfirsichen), und in Kapselobst, welches ebenfalls Steinobst ist, dessen Fleischbedeckung aber ungenießbar ist und dessen Nußkern nur als Nahrungsmittel dient (Nüsse). Daher die naturgemäße Eintheilung in Geschlechter, von denen die Botanik dem Pomologen lehrt, daß sie unvermischt neben einander fortbestehen, während nur die Spezies eines und desselben Geschlechts sich miteinander zu Bastarden vermischen können, die jetzt als beständige Varietäten oder Sorten durch die Bemühung der Pomologen Namen und Bezeichnung erhalten haben. Man kann annehmen, daß ehedem nur wenige Ursorten einer Spezies vorhanden waren, daß aber durch die Beschaffenheit des Clima's, des Bodens, durch die Vermischung des Blumenstaubes und die aus den Saamen gezogenen Kernlinge sich nach und nach die fast unzählbare Menge Obstsorten gebildet habe. Für den Einfluß des Clima's spricht die Erfahrung, daß jeder Himmelsstrich seine eigenen Sorten (Frankreich z. B. die Renetten) zieht; der Boden drückt eben so dem Obste seine Eigenthümlichkeit ein (daher Weinsorten) und die Verschiedenheit der Sorten aus den Kernen hat van Mons zu Brüssel durch seine Aussaat von mehr als 40 000 Kernen, deren gezogene Stämme er unveredelt tragen läßt, am unwiderleglichsten dargethan. So wie der Botaniker mittelst seiner bestimmten Terminologie die Eigenthümlichkeit der Pflanzen beschreibt, sie als Unterscheidungszeichen benutzt und durch Zusammenstellung der ähnlichen ein System baut, so bezeichnet auch der Pomolog durch seine Kunstsprache die Eigenthümlichkeiten (Charakteristik) des Obstes. Er benutzt dazu die Form, Größe, Kanten, Beulen, Grund- und Nebenfarben, Rost, Flecken, Punkte, den Stand des Blüthenknopfs, seine Einsenkung, Schaale, Stiel, Stielhöhle und deren Beschaffenheit, Geruch, Geschmack, Fleisch, Farbe, Structur desselben, Geäder, Kern-

haus, seine Fächer, die Kerne, Reife und Dauer. Außerdem wird noch die botanische Beschreibung des Baumes, seiner Blumen, Blätter, seines Wuchses, seiner Kronenbildung und des Tragholzes mit zu Hülfe genommen, (s. die Werke von Quintiny, du Hamel, Schabol, Knoop, Abercrombie, Manger, Miller, Zink, Henne u. A.). Der Charakter, nach welchem man versucht hat, ein pomologisches System zu ordnen, ist ein natürlicher, der sich auf die Form bezieht, nach welcher die Früchte in verschiedene Familien, Ordnungen und Gattungen gestellt werden. Die immerwährende Entstehung neuer Sorten aus Kernen und die feinen, fast unmerklichen Uebergänge vieler Sorten, verbunden mit der absichtlichen Vervielfältigung der Sortennamen durch die Handelsspeculation der Baumschulenbesitzer, erschwert die Sache sehr. Die ältesten Eintheilungen schreiben sich von den Franzosen und Holländern her; diese theilten unter andern die Aepfel schon längst in Calvillen, mit Kanten, Kerben, lockerm Fleische, gewürzhaften Geschmacke und hohlem Kernhause; in Renetten, die außen durch Rostenflug, innen durch kurz abknackendes Fleisch kenntlich sind, in die großen sauern Rambours u. s. w. Birnen wurden von ihnen in Beurre's oder Butterbirnen mit schmelzendem Fleische, in Bergamotten mit Gewürzgeschmack, runder Form und rostiger Schaale, in Rothbirnen oder Rougelets, Roussolets, in Blanquets oder Weißbirnen unterschieden. Manger stellte zuerst ein System nach Formentafeln auf: die drei Hauptformen der Aepfel waren die runde oder platte, die hyperbolische (unten dicker als hoch) und die parabolische (höher als dick.) Die Unterabtheilungen betreffen die vollständige Ebenheit, die Falten am Auge und die rundum befindlichen Rippen. Sickler (in seinem Obstgärtner) bildete daraus vier Formen. Der Oberpfarrer zu Kronenberg, Christ, schlägt vor, acht Familien anzunehmen: Calvillen, Renetten, Peppings, Parmänen, Kantenäpfel, Plattäpfel, Spitzäpfel, Kugeläpfel. Diel ordnete die Obstarten nach der innern Beschaffenheit derselben. Das der Natur sehr angemessene System von Fritsch, welches zugleich das neueste ist, enthält zwei Hauptclassen: Kugelapfel und Kegelapfel, und benutzt die Kantenäpfel nur als Unterabtheilung, da sie unter allen Grundformen erscheinen. Die Ordnungen werden durch das einfache oder mehrfarbige Colorit bestimmt, und beim Geschlecht ist Geruch und Geschmack als Eintheilungsgrund angenommen worden. Auf ähnliche Art hat man auch Eintheilungen der andern Obstsorten versucht, z. B. die Eintheilung der Birnen nach der Form in fünf Classen (Sickler); nach der Reifzeit in drei Classen (Christ); nach dem Fleische, Safte und Geschmacke in sechs Classen (Diel); nach der Gestalt (Fritsch); in Rund-, Spitz- und Langbirnen, deren Ordnungen nach der weißen, grünen, rothen, grauen Farbe gebildet sind. — Pflaumen hat man bisher allezeit nach der Form bestimmt (längliche und runde Pflaumen, Mirabellen, Schlehen); Kirschen in süße und saure, deren Unterabtheilungen von der Farbe des Saftes und der Härte des Fleisches genommen werden; Pfirsichen unterscheiden sich in wollige und glatte, deren Gattungen (peches, pavies violettes, brugnons) durch das Fleisch und den ablösigen Stein näher bezeichnet werden *). Von dem Gesichtspunkte der Benutzung

*) Gute Abbildungen und Beschreibungen der Obstsorten haben geliefert Manger in der Pomona Franconica, Kraft in der Pomona austriea, Sickler in seinem Gartenmagazine; auch gehören hieher Sicklers Nachbildungen der Früchte in Wachs, so wie die italienischen in carrarischem Marmor.

angesehen, theilt der Pomolog das Obst ein in Tafelobst, Wirthschaftsobst, und in Handelsobst. Zum Tafelobst wird eine angenehme, in die Augen fallende Gestalt nebst feinem Geschmacke erfodert. Hieher gehören von den Aepfeln die Calvillen, Peppings, Goldstieläpfel, Antillenäpfel, weiße Stettiner; Forellenbirnen, Bandbirnen, Petersbirnen; die Blutpfirsiche, Bourdine, Magdelaine rouge et blanc; die zu Saft und Eingemachtem zu benutzenden Himbeeren, Johannisbeeren, Nüsse u. s. w. Wirthschaftsobst betrachtet man, nachdem es Vorzüge beim Kochen, Backen, Welken besitzt. Als Fabrikationsobst sind die Birnen und Pflaumen zum Syrup brauchbar, der Wein unter allen ganz vorzüglich wegen seines angenehmen Products, was man bisweilen durch Aepfel- und Birnenmost (Cyder) zu ersetzen sucht; hieher die Bereitung des Kirsch-, Himbeer-, Heidelbeersaftes, die Fertigung des Obstbranntweins, des Oeles aus Nüssen und Kernen, die Benutzung des schlechten Obstes zum Viehfutter und mehrerer anderer Beeren, wie Hollunder, als Arzneimittel. Die Benennung Handelsobst betrifft die vorzüglich in Ruf gekommenen Sorten: Borsdorfer, rothe Stettiner, Safranäpfel, gebackene Pflaumen und Kirschen u. s. w., deren Verkauf für viele Länder ergiebig ist. Mittelst ihres zweiten Theils, der Obstbaumzucht, schließt sich die Pomologie an die Oekonomie an, da sie sich mit den Mitteln beschäftigt, die Bäume zu pflegen und zu erziehen, und durch ihren Ertrag gehörigen Nutzen aus Grund und Boden zu ziehen. Hieher gehört zuerst die Vermehrung der Obstbäume und Sträucher a) durch den Saamen oder die Kerninge, die als Grundstämme für die zu veredelnden Sorten unentbehrlich sind; b) die Vervielfältigung durch Wurzelausläufer, welche sich am besten für die Sträucher, nicht so gut für die Bäume schickt; c) die Vervielfältigung durch Schnittlinge (abgeschnittene Aeste, die in die Erde gesenkt werden) gedeiht beim Weine, Quitten, Johannisbeeren am besten. Das Baumsetzen, welches die Zeit im Herbst und Frühjahr verlangt, wo der Baum noch von seiner Vegetation ruht und wobei auf die gehörige Lockerheit des Bodens, auf die Zwischenweite, durch die künftige Ausbreitung der Kerne und der Wurzeln (die beide stets im Verhältnisse stehen) bestimmt, das gehörige Augenmerk zu richten ist. Die Veredlung der Stämme. Jedes Auge und jeder Zweig eines Baumes ist nicht nur geeignet, als eine eigene Pflanze für sich fortzuwachsen und seine Wurzel zu bilden, sondern es ist eben so möglich, daß dieselben, von dem Mutterstamme auf den andern Stamm einer Art desselben natürlichen Geschlechts gebracht, mit diesem verwachsen, ohne ihre Natur dadurch zu verändern; ja es scheint wahrscheinlich, daß durch eine solche Verpflanzung des Zweiges auf einen fremden Stamm eine wirkliche Veredlung schon vor sich gehe. Der Grundstamm hat aber in so fern günstigern Einfluß auf das Pfropfreis, als seine Organisation, sein schneller oder langsamer Wuchs, Holzstärke u. s. w. mit dem des Reises übereinstimmen; die Bitterkeit oder Rohheit des wilden Obstes (herbe Säfte) gehen keinesweges auf die gepfropften Augen über (denn auf herben Schlehen gedeihen die schönsten Reineclauden), wenn nur dabei die natürliche Verwandtschaft des Grundstammes zum Pfropfreis immer berücksichtigt wird. Veredelt wird der Baum auf verschiedene Art: 1. durch Ablactiren, Absäugeln, Absaugen, greffer par approche, eine der ältesten, sichersten und umständlichsten Arten. Es werden zu dem Ende die zu veredelnden Stämme nahe um die Mutterpflanze gesetzt, die Edelzweige derselben werden keilförmig ein-, doch nicht ganz durchgeschnitten, und so in den

gespaltenen Wildling eingepaßt, daß selbige, bis zum völligen Verwachsen mit ihm, noch an dem Mutterstamme hängen bleiben. 2. Das Pfropfen, Belzen, Impfen, (in der Schweiz Zweigen), greffer; hier wird in dem quer durchschnittenen und gespaltenen Wildstamme das keilförmig abgeschnittene Pfropfreis am Rande eingepaßt, so daß die beiderseitigen Rinden eine Fläche ausmachen (das Pfropfen in den Spalt) oder bloß in einen Tförmigen Einschnitt in die Rinde des Wildlings eingeschoben (das Pfropfen in die Rinde). 3. Das Oculiren, Aeugeln, Pfropfen mit dem Schildlein, greffer en ecuson, geschieht durch das unverfehrte Ausschneiden des Auges und des Sommertriebes eines edlen Reises und in der Anpassung desselben an den Grundstamm. Das Auge wird entweder so ausgebrochen, daß noch etwas Holz darüber steht, oder es wird vorsichtig mit der umgebenden Rinde abgelöst. Die so auf beiderlei Art gelösten Augen schiebt der Gärtner zwischen die, durch einen Tförmigen Schnitt gelöste, Rinde des Wildlings und verbindet sie. Das Oculiren des treibenden Auges geschieht im Frühjahre bis Johannis, das des schlafenden Auges vom halben Julius bis im August; bei dem Winteroculiren bekommt der Wildling einen Rindenausschnitt, der so groß ist, daß das Auge mit seiner Rinde genau hineinpaßt, welches dann darin durch Verband befestigt wird. Das Oculiren ist sehr alt, schon Cato (230 vor Chr.) erwähnt es. 4. Das Copuliren (s. d. Art.) ist eine sehr einfache Veredlungsmethode, und läßt sich am besten bei dünnen Wildlingen, eben so an Wurzelstücken anwenden. 5. Das Pfeifeln, Anpfeifeln, Röhrlen geschieht durch vorsichtige Ablösung eines Stücks Rinde des Edelreises, rund um dasselbe, so daß es einer Röhre gleicht, welches dann auf ein genau eben so starkes, geschältes Reis des Wildlings geschoben wird. Es lassen sich auf solche Arten auf einem Grundstamme sehr viele (bis 200 nach Agricola) Obstsorten anbringen. Ein weiteres Augenmerk richtet die Obstbaumzucht auf die Wartung und Pflege der Stämme, indem sie die zum Gedeihen derselben günstigen Bedingungen herbeizuführen und die schädlichen Einflüsse zu entfernen sucht. Es gehören hieher: die Auflockerung des Bodens, seine Bearbeitung mit Hacke und Pflug, seine Bedüngung, sein Begießen zur Zeit der Dürre, Ableitung des überflüssigen Wassers in der Nässe, Ausschneiden aller dürren Reiser und Aeste, des Krebses und Brandes und das Verbinden mit heilenden Salben aus Lehm, Kalk und Kuhmist, Schutz gegen Viehbeschädigung und Frost, Abbürsten und Waschen der Rinde, um den Anflug von Flechten zu verhüten, Entfernung der Feldmäuse, der Käfer, der Raupen. Endlich wird bei der Obstbaumzucht der jungen Bäume in und durch die Baumschule oder das Seminarium auch die künftige Gestalt und der Zweck berücksichtigt. In dieser Hinsicht zerfallen die Stämme in Hochstämme und Nieder- oder Franzstämme. Der Unterschied beruht auf den mehr oder weniger treibenden Grundstämmen, die bei der Veredlung gewählt werden. Die Krone des Hochstammes beginnt erst 4 Ellen hoch über der Erde, solche Stämme dienen für Plantagen, Alleen u. s. w. und sind auf stark treibenden Unterlagen veredelt. Die Franzstämme dagegen haben schwach treibende Unterlagen, die zugleich für die Zukunft die ganze obere Ausbildung des Stammes beschränkt. Hier dient die Erfahrung, daß die Ausbreitung der Krone mit der der Wurzel übereinkomme, wonach der Gärtner seine Unterlagen auszusuchen hat, z. B. Johannisapfel für die Franzäpfel, Quitten für die Franzbirnen; auch beruht darauf die Darstellung der Obstorangerie. Halbstämme stehen zwischen beiden Classen in der Mitte,

Digitized by Google

ihre Krone breitet sich 2 Ellen hoch von der Erde aus. Die Gestalt des künftigen Baumes hängt vom Baumschnitte ab, der eine der wichtigsten und schwersten Gartenkünste ist, weil fast jede Sorte eines andern Schnittes bedarf. Bei der Obstorangerie und den Espalier-Bäumen ist der Schnitt zur Hervorbringung der Früchte unentbehrlich. Je stärker der Baum geschnitten wird, desto stärker ist der junge Trieb. Besondere Rücksicht ist beim Schnitt auf fruchtbare Aeste (die man an den blumentragenden Knospen erkennt) zu nehmen; unfruchtbare und Wasserreiser werden entfernt und dabei muß stets die pyramidalische, kesselförmige, kugelförmige oder fächerförmige (en éventail) Form des Baumes im Auge behalten werden. Früher als die Obstkunde ward die Obstbaumzucht in Europa cultivirt; schon die Römer hielten die aus den wärmern Climaten Griechenlands (Kirschen), Armeniens (Aprikosen), Syriens (Pfirsiche, Pflaumen) mitgebrachten Bäume werth, als Beute ihre Triumphe zu schmücken. Virgil ertheilte seinen Landsleuten practischen Unterricht in dieser Kunst. Sehr lange beschränkte sie sich auf Italiens warmen Himmel; nach Galliens Eroberung ward sie auch hieher verpflanzt, schon unter Constantin dem Großen verstanden die Einwohner von Paris, nach Juvenal, vorzüglich Feigenbäume und Weinstöcke durch Bedeckung mit Strohmatten gegen die Winterkälte zu schützen und reife Früchte zu erziehen. In Deutschland blieb der Obstbau lange unbekannt, Carl der Große begründete ihn zuerst gesetzlich durch Befehle, welche er in seinen Capitularien den Aufsehern seiner königlichen Häuser wegen Behandlung der Gärten gab. Er ordnete demnach an, in allen seinen Gärten zu pflanzen: Spierlinge, Haselnüsse, Quitten, Mispeln, Mandeln, Feigen, Nüsse, Kastanien, Pfirsichen, Maulbeerbäume und verschiedene Sorten Aepfel, Pflaumen, Birnen. Mehr noch als diese Gesetze bewirkte der Orden der Benedictiner die Verbreitung der Obstbaumzucht in Deutschland, welche sich den Anbau des Weinstocks vorzugsweise angelegen seyn ließen. Eben so förderlich waren die Züge deutscher Kaiser nach Rom, und die Kreuzzüge, wo die Deutschen mit den üppigen Genüssen des wärmern Himmels bekannt wurden, welche durch die Handelsverbindungen der reich gewordenen süddeutschen Reichsstädte leicht verbreitet werden konnten. Im sechszehnten Jahrhunderte fand man schon große Obstgärten in Augsburg, Ulm und Nürnberg, wo 1621 Knabe seine Hortipomologia herausgab. Endlich nahmen auch deutsche Fürsten den Obstbau in besondern Schutz und 1636 erschien ein Obstgartenbüchlein von dem Churfürsten August zu Sachsen. Dessen ungeachtet blieb die Obstcultur noch auf einer sehr niedrigen Stufe, bis die Zahl der feinen Sorten aus den Baumschulen der berühmten Carthause zu Paris in Deutschland (als Franzobst) verbreitet ward. Zu der Zeit verdankte Frankreich dem berühmten Gärtner Ludwigs XIV., Quintiny, ferner Girardet, Duhamel, die wissenschaftliche Grundlage der Pomologie, da Ersterer schon eine systematische Uebersicht aufstellte, und der Letztere ein classisches Werk über diesen Gegenstand schrieb. In den Niederlanden erreichte die Obstcultur, unterstützt durch mildes Clima und unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, practisch eine hohe Ausbildung, und wird noch gegenwärtig sehr betrieben. Unter den Deutschen haben Verdienste der Pastor Henne, Otto von Münchhausen, der Oberpfarrer Christ zu Kronenberg, welche zugleich als Schriftsteller bekannt sind. Nicht minder tragen mehrere Verbindungen und pomologische Gesellschaften, wie die zu Altenburg (in Sachsen) und die in Ungarn, zur Verbreitung guter Obstsorten und zur Verbesserung der Obstcultur bei, und sorgen auch

durch genaue Erforschung der vorgefundenen Arten, durch Kritik der verworrenen Synonyme und durch Entwerfung einer systematischen Anordnung der pomologischen Kenntniß ruhmvoll dafür, die Pomologie zum Range einer Wissenschaft zu erheben. F.

Pomōna, eine schöne Nymphe, welche den Gartenbau liebte und Fruchtbäume anpflanzte und pflegte. Alle Gottheiten der Felder bemühten sich vergebens, ihr zu gefallen, am meisten Vertumnus. Dieser nahm tausend Gestalten an, um sich ihr zu nähern. Einst erschien er als altes Mütterchen, und erzählte ihr mehrere traurige Geschichten von Frauen, die wie sie der Liebe Hohn gesprochen. Dadurch wurde sie gerührt, und Vertumnus, der jetzt die Gestalt eines schönen Jünglings wieder annahm, gewann sie zur Gemahlin. In Latium wurde Pomona als Göttin des Gartenbaues und der Baumzucht verehrt. Auf alten Denkmälern ist sie bald als eine schöne Jungfrau bekleidet dargestellt, welche auf einem Korbe mit Früchten sitzt, und reich beladene Zweige von Fruchtbäumen auf dem Schooße und in der Hand hat, bald nackt an einen Baum gelehnt, woran ein Korb mit Früchten hängt, in den Locken eine Fruchtschnur und Obst in den Händen.

Pompadour (Jeanne-Antoinette Poisson, Marquise de), geboren im J. 1720, folgte der Frau von Chateauroux in der Gunst Ludwigs XV. Sie war die Tochter eines unterhaltenen Frauenzimmers und eines Landmanns von Ferté-sous-Jouare, der durch den Kornhandel etwas gewonnen hatte. Er befand sich damals auf der Flucht, da er wegen einiger Unterschleife verfolgt wurde. Die Tochter hatte man an den Unterpachter Etioles verheirathet; sie war wohlerzogen, klug, liebenswürdig, reich an Anmuth und Talenten, von Natur mit einem guten Herzen und einem richtigen Verstande ausgestattet. „Ich kenne sie sehr gut," sagt Voltaire von ihr, „ich war sogar der Vertraute ihrer Liebe. Sie gestand mir, daß sie immer ein geheimes Vorgefühl gehabt, sie werde einst vom Könige geliebt werden, und daß sie, ohne es genau zu ergründen, eine heftige Neigung für ihn gefühlt habe." Dieser Gedanke, der in ihrer Lage etwas abenteuerlich scheint, entstand dadurch, daß sie oft den Jagden des Königs in dem benachbarten Holze von Senar beiwohnte. Tournehem, der Liebhaber ihrer Mutter, hatte ein Landhaus in der Nachbarschaft. Madam d'Etioles erschien in einer artigen Caleſche; der König bemerkte sie, und schickte ihr oft Wildpret. Endlich gelang es, sie dem Könige zuzuführen, dessen ganzer Gunst sie sich schnell bemächtigte. Als Marquise de Pompadour wurde sie 1745 bei Hofe eingeführt; sie genoß des höchsten Ansehens. Anfangs mischte sie sich nicht viel in die öffentlichen Angelegenheiten, sondern begnügte sich, als eine Gönnerin von Gelehrten und Künstlern zu erscheinen. Sie sammelte Bücher, Gemählde und Seltenheiten, und trug zu der Einrichtung der Militärschule bei, deren Gründer Paris du Verney war. Wie aber nach und nach ihre Reize verblühten, und sie sich nur dadurch noch in der Gunst des Königs erhalten konnte, daß sie ihm andere Geliebten zuführte, entschädigte sie sich dadurch, daß sie sich den entschiedensten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte anmaßte. Sie ließ die wichtigsten Aemter mit ihren Günstlingen und Creaturen besetzen, und trug durch ihre Einwirkung wesentlich zu dem Unglück bei, welches zum Theil schon damals Frankreich traf, noch mehr aber vorbereitet wurde. Unterrichtete Personen behaupten jedoch, daß, zumal im Anfang, ihre Macht keineswegs unbeschränkt gewesen sey, daß sie vielmehr von Seiten der königlichen Familie und selbst einiger Minister den lebhaftesten und nachdrücklichsten Widerspruch erfahren habe. Die

Theilnahme Frankreichs an dem Kriege gegen Friedrich II. soll hauptsächlich ihr Werk gewesen seyn. Die Kaiserin Maria Theresia hatte durch ein eigenhändiges Schreiben sie zu gewinnen gesucht. Alles Unglück, das in und durch diesen Krieg Frankreich traf, wird ihr zur Last gelegt, indem sie den Cardinal Bernis, welcher den Frieden wünschte, entfernen, und durch Choiseul ersetzen ließ, bei dem Heere aber die Absetzung des Marschalls d'Estrées im Augenblick seiner Triumphe bewirkte und unfähige Anführer begünstigte. Sie starb im Jahr 1764 in einem Alter von 44 Jahren, von dem abgestumpften Könige wenig bedauert, von der Nation aber verabscheut, verspottet und verachtet. Die unter ihrem Namen erschienenen Memoiren sowohl als Briefe sind nicht von ihr, sondern angeblich von dem jüngern Crebillon.

Pompeji, eine wegen ihres ehemaligen blühenden Handels berühmte Stadt in Campanien, welche im J. 79 wie Herculanum von einem Lavastrom, oder vielmehr von einem Aschenregen des Vesuv verschüttet wurde. Obgleich minder groß und angesehen als Herculanum, hat sie doch viele treffliche Kunstwerke, ein großes Theater und viele ansehnliche Gebäude besessen. Ueber die Wiederauffindung und Ausgrabung dieser Stadt vergl. man Herculanum.

Pompejus (Cnejus), mit dem Beinamen der Große (Magnus), ein berühmter Römer, geboren im J. 107 vor Chr., war der Sohn des Cnejus Pompejus Strabo, eines geschickten, aber wegen seiner Härte und seines Geizes sehr wenig beliebten Feldherrn. Der junge Pompejus war mit einer ausdrucksvollen Bildung und einer würdevollen Anmuth des Betragens begabt, und entwickelte früh Talente, die ihm gleichen Erfolg auf dem Forum und im Lager versprachen. Die ersten Kriegsdienste that er unter seinem Vater, der in der Nähe von Rom ein Heer gegen Cinna in den Bürgerkriegen des Marius befehligte. Hier entging er kaum dem Tode von der Hand des Terentius, seines Zeltcameraden, welchen Cinna gedungen hatte, Vater und Sohn zu ermorden. Pompejus, der davon bei Zeiten Nachricht bekam, verließ Abends sein Zelt, und sicherte seines Vaters Leben, indem er das Prätorium mit einer Wache umgab. Als bald darauf eine Meuterei im Heere ausbrach, und die unzufriedenen Soldaten ihren verhaßten Befehlshaber verlassen wollten, trat der neunzehnjährige Jüngling den Aufrührern entgegen, und warf sich, nachdem er Bitten und Vorstellungen vergeblich erschöpft hatte, vor dem Hauptthore des Lagers auf die Erde mit der Erklärung, daß er sie nicht anders durchlassen werde, als wenn sie ihn zerträten. Diese Entschlossenheit hatte die gewünschte Wirkung, und durch seine einnehmenden Worte und Manieren söhnte er in der Folge die Soldaten mit seinem Vater aus. Dieser wurde bald darauf vom Blitz erschlagen. Des Marius und Cinna Partei gewann die Oberhand, und füllte Rom mit Blut. Der junge Pompejus, der sich auf das Gebiet von Picenum zurückgezogen hatte, wo er Ländereien besaß, hob bei des Sylla Annäherung eigenmächtig ein Truppencorps aus, und nöthigte die benachbarten Städte, sich für diesen Feldherrn zu erklären. Seine Liebe beim Volke setzte ihn in den Stand, drei ganze Legionen aufzustellen, mit denen er dem Sylla in Campanien zuzog. Drei Anführer der Gegenpartei wollten seinen Marsch durch verschiedene Angriffe hindern; Pompejus aber schlug sie einzeln, und kam glücklich bei Sylla an, der den jungen Helden mit großer Achtung empfing, und, ob er gleich noch nicht das senatorische Alter hatte, mit dem Titel Imperator begrüßte. Eine Reihe blutiger Kämpfe folgte, durch welche des Marius Partei in Italien vernichtet,

und Sylla unumschränkter Herr von Rom wurde. Dieser, um den Pompejus noch fester an sein Interesse zu knüpfen, bewog ihn, sich von seiner Gemahlin Antistia zu trennen, und sich mit der Aemilia, seiner Stieftochter von seiner Gemahlin Metella, obgleich sie von einem andern Gemahl schwanger war, zu verbinden. Es war günstig für des Pompejus Ruf, daß er, als Sylla seine Grausamkeiten in der Hauptstadt verübte, in Sicilien gegen den Perpenna, einen Feldherrn des Marius, beschäftigt war. Er vertrieb denselben und unterwarf die Insel. Carbo, ein anderer ausgezeichneter Marianer, war mit einigen von seiner Partei auf die Insel Cossura geflohen. Pompejus schickte eine Truppenabtheilung gegen ihn, an welche sich Carbo ergab, in der Hoffnung, Pompejus werde des Wohlwollens eingedenk seyn, womit er einst sein Vermögen vor der Einziehung gerettet habe. Pompejus aber, weder von Dankbarkeit gerührt, noch die vormalige Würde des Mannes achtend, der drei Mal Consul gewesen, ließ ihn hinrichten. Dagegen entließ er mehrere andere Römer, und gewann durch diese Milde die Liebe der Sicilianer. So bewies er einen seltenen Edelmuth gegen den Sthenis, einen Bürger von Himera, welche Stadt mit besonderm Eifer dem Marius angehangen. Als Pompejus die Absicht äußerte, die Einwohner mit großer Strenge zu züchtigen, nahm Sthenis, der an der Spitze der Obrigkeit stand, alle Schuld auf sich, um die Stadt zu retten; Pompejus, durch diesen Patriotismus gerührt, verzieh ihm und seinen Mitbürgern, und schenkte ihm seine Freundschaft. Die Marianer hatten sich indeß in Afrika unter Domitius Ahenobarbus wieder gesammelt, und wurden von den numidischen Königen unterstützt. Sylla wirkte daher ein Decret des Senats aus, welches dem Pompejus befahl, sich dorthin zu begeben. Er nahm fünf Legionen mit sich, marschirte geradeswegs gegen Domitius, und zerstreute den größten Theil seines Heeres durch einen unerwarteten Angriff. Darauf stürmte er sein Lager, erschlug ihn, und nahm den numidischen König gefangen; die Länder desselben gab er einem Anhänger seiner Partei. Dieser vollständige, binnen vierzig Tagen erlangte Erfolg erregte so sehr des Sylla Eifersucht, daß er ihm den Befehl zukommen ließ, seine Armee zu entlassen und nach Rom zurückzukehren. Die Soldaten, die sich in ihrer Erwartung auf Beute getäuscht sahen, brachen in einen Aufstand aus, und erst, als Pompejus sich selbst zu ermorden drohte, wenn sie darin beharrten, kehrten sie zum Gehorsam zurück. Bei einer Ankunft in Rom wurde er von Sylla mit allen Zeichen der Gunst empfangen. Nach Plutarch gab ihm Sylla, nach Livius aber seine Schmeichler den Beinamen des Großen (Magnus), den er fortan führte. Des Dictators Eifersucht aber erwachte aufs neue, als Pompejus einen Triumph foderte. Sylla erklärte ihm, daß er sich diesem Verlangen mit allen Kräften widersetzen werde, da er bis jetzt noch keine der großen Staatswürden bekleidet habe. Pompejus aber trug kein Bedenken, ihm zu erwiedern: „daß das Volk mehr die aufgehende als die niedersinkende Sonne verehre;“ und Sylla gab seinen Widerstand auf. So erhielt Pompejus die Ehre des Triumphs, ob er gleich erst römischer Ritter war, und noch nicht das gesetzliche Alter hatte, um in den Senat zu treten. Sylla legte bald darauf die Dictatur nieder, und Pompejus gab ihm bei einer Consulwahl die kränkende Ueberzeugung, daß er beim Volk mehr vermöge als der vormalige Lenker des Gemeinwohls. Sylla rächte sich dadurch, daß er ihn in seinem Testament überging; aber Pompejus war hochgesinnt genug, den Todten zu ehren, und allen seinen Einfluß anzuwenden, daß er öffentlich auf das prachtvollste bestat-

tet wurde. Neue Unruhen erhoben sich bald darauf, besonders durch den Consul Lepidus, welcher ebenfalls nach der Oberherrschaft strebte. Dieser verließ Rom, und stellte sich an die Spitze eines Heeres, wurde aber von den vereinten Streitkräften des andern Consuls Catulus und des Pompejus besiegt. Letzterer bekam darauf vom Senat den Befehl, gegen M. Junius Brutus (den Vater des berühmten M. Brutus) zu marschiren, welcher im cisalpinischen Gallien eine Heerabtheilung für die Sache des Lepidus befehligte. Pompejus zwang ihn, in Mutina Schutz zu suchen, wo er ihn, nachdem er ihn zur Uebergabe gebracht, mit Verletzung des ihm versprochenen sichern Geleits, hinrichten ließ; eine Treulosigkeit, welche der Sohn nie vergessen konnte. Jetzt trat ein Zeitraum der Ruhe ein, in welchem Catulus sein Ansehen anwendete, um den Pompejus zu nöthigen, seine Kriegsmacht zu entlassen. Dieser Maßregel wich er jedoch unter mancherlei Vorwänden aus, bis die Fortschritte des Sertorius, eines Feldherrn des Marius in Spanien, einen Senatsschluß veranlaßten, daß Pompejus mit einem proconsularischen Commando sogleich zur Unterstützung des Metellus, der sich in einem zu ungleichen Kampf gegen diesen geschickten Anführer befand, abgehen solle. Dies geschah im J. 77 vor Chr. Geb. Pompejus, damals dreißig Jahre alt, begab sich unverzüglich auf den Schauplatz des Krieges. Beide Feldherren waren zwar von einander unabhängig, handelten aber im vollkommensten Einverständniß. Anfangs wurden sie durch die Thätigkeit und Kriegserfahrenheit des Sertorius überwunden. Pompejus verlor zwei Schlachten, und kam in große persönliche Gefahr. Dennoch hätte Sertorius gern Frieden geschlossen; aber seine Bedingungen wurden verworfen, und er trat in ein Bündniß mit Mithridat. So lange indeß Sertorius lebte, wurde der Krieg nur mit geringem Erfolg gegen ihn geführt. Nachdem er aber von seinen eigenen Offizieren ermordet worden, und Perfenna ihm gefolgt war, brachte Pompejus den Kampf bald zu Ende. Bei seiner Rückkehr war der Sclavenkrieg unter Spartacus in Italien ausgebrochen. Crassus hatte bereits den Hauptschlag ausgeführt, und Pompejus fand nichts weiter zu thun, als die Ueberreste des Rebellenheeres aufzureiben. Dennoch maßte er sich den Ruhm des Sieges an, und zeigte überhaupt so wenig Mäßigung in seinem Glück, daß er sehr verdächtig wurde, als wolle er in des Sylla Fußtapfen treten. Er triumphirte zum zweiten Mal, und wurde zum Consul gewählt (im J. 70 vor Chr.), obgleich er noch keins der untergeordneten Staatsämter verwaltet hatte, durch welche man sich bisher den Weg zum Consulat zu bahnen pflegte. Sein College war Crassus, und jeder von ihnen bewarb sich um die Gunst des Volks, Crassus durch reiche Spenden, Pompejus durch Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt und andere Einrichtungen zum Vortheil des Volks. In demselben Jahre wurde das Censoramt erneuert, bei welcher Gelegenheit Pompejus dem Volke einen merkwürdigen Auftritt gab. Als die Censoren auf dem Forum saßen, um dem Gebrauche gemäß solchen Rittern Befreiung vom Kriegsdienste zu verwilligen, welche die bestimmte Zeit schon gedient hatten, erschien auch Pompejus vor ihnen, angethan mit den consularischen Insignien, und sein Pferd am Zügel führend. Nachdem die Lictoren ihm Platz gemacht, trat er vor den Censor, welcher ihn fragte: „Pompejus Magnus, hast du alle im Gesetz bestimmten Feldzüge gemacht?“ Worauf dieser antwortete: „Ja, und alle unter meiner eigenen Anführung.“ — Dieser Antwort folgte ein allgemeines Beifalljauchzen; die Censoren aber standen von ihren Sitzen auf, und begleiteten ihn unter dem Jubel der Menge nach

Hause. Zwei Jahre nach seinem Consulat hatten die Seeräuber, begünstigt durch den Krieg mit Mithridates, im mittelländischen Meere so sehr überhand genommen, daß sie, im Besitz von tausend Galeeren und vierhundert Städten auf einer weit ausgedehnten Küste, einen regelmäßigen Krieg führten, und man sich in Rom zu ernstlichen Maßregeln genöthigt sah. Der Tribun Gabinius, ein dem Pompejus ergebner Mann, schlug vor, man solle Jemand (dessen Namen er jedoch nicht nannte) auf drei Jahre mit außerordentlicher Gewalt zu Wasser und zu Lande bekleiden, um dem Unwesen der Seeräuber ein Ende zu machen. Mehrere Freunde der Verfassung sprachen mit Nachdruck gegen diesen Vorschlag; dennoch wurde er mit großer Stimmenmehrheit durchgesetzt, und Pompejus mit dem Titel eines Proconsuls ermächtigt, fast von der ganzen Gewalt des Staats nach Willkür Gebrauch zu machen. Zu seiner Ehre rechtfertigte er das sowohl in sein Feldherrntalent als in seine Rechtschaffenheit gesetzte Vertrauen. In vier Monaten erreichte er vollständig den ganzen Zweck seiner Sendung. Er reinigte die Meere von den Schiffen der Seeräuber, bemeisterte sich ihrer Städte und Festungen, befreite eine große Menge Gefangner, und nahm 20,000 Seeräuber gefangen, denen er eben so menschlich als klug die verlassenen Inselstädte Ciliciens und andre Provinzen zu Wohnplätzen anwies, und ihnen dadurch die Nothwendigkeit benahm, ihre vorige Beschäftigung wieder zu ergreifen. Nach so großen Erfolgen strebten des Pompejus Freunde ihn nur noch mehr zu erheben. Der Krieg gegen Mithridates war seit mehrern Jahren mit wechselndem Glücke geführt worden; und obgleich Lucullus seinen Gegner hart bedrängte, so fand dieser doch immer neue Hülfsquellen auf, und das Ende dieses großen Kampfs war nicht abzusehn. Da schlug der Tribun Manilius ein Gesetz vor, den Pompejus sowohl über den Lucull in Führung des Kriegs gegen den Mithridates und Tigranes, als auch über die andern römischen Anführer in den asiatischen Provinzen zu setzen, und während er das Commando zur See beibehielt, alle Armeen in diesen Gegenden unter seine Willkür zu stellen. Das hieß eine größere Macht in seine Hände legen, als je ein römischer Bürger vor ihm gehabt hatte. Mehrere ausgezeichnete Männer sahen darin einen so verderblichen Eingriff in die Freiheit, daß sie beschlossen, sich mit ihrem ganzen Einfluß zu widersetzen. Aber Pompejus stand in so großer Gunst beim Volke, und Diese äußerte sich so mächtig, daß als der festgesetzte Tag kam, nur Hortensius und Catulus den Muth hatten, gegen das Gesetz zu sprechen, während Cicero, der das Consulat durch die pompejanische Partei zu erlangen hoffte, mit aller seiner Beredsamkeit, und Cäsar, dem dergleichen Abweichungen von der Verfassung erwünscht kamen, mit allem seinen Einfluß sich dafür erklärten. Cicero's Rede (Pro lege Manilia) liefert einen Abriß von Pompejus öffentlichem Leben in den glänzendsten Lobsprüchen, die vielleicht je einem Einzelnen gemacht worden. Das Gesetz wurde von allen Tribus genehmigt, und Pompejus nahm unnöthiger Weise den Schein an, als gebe er ungern seine Einwilligung. Er begab sich im J. 67 vor Chr. Geb. nach Asien, und übernahm den Oberbefehl von Lucullus, der sein Mißvergnügen um so weniger verbergen konnte, als Pompejus geflissentlich alle von ihm gemachten Einrichtungen vernichtete. Indem wir über die Führung des Krieges auf den Art. Mithridates verweisen, erwähnen wir hier nur des endlichen Resultats. Der König wurde aus seinen festen Stellungen vertrieben, mit Verlust seines Lagers gänzlich geschlagen, und zur Flucht in die Länder jenseit des caspischen See's gezwungen. Pompejus, der

zu derselben Zeit den König Tigranes von Armenien von seinem Bunde mit Mithridat getrennt, und dessen Reich der Verfügung der Römer unterworfen hatte, verfolgte den Mithridat nach Scythien, und kämpfte mit den kriegerischen Völkern daselbst zwei Jahre. Dann kehrte er nach Pontus zurück, vollendete die Eroberung dieses Königreichs, und verwandelte Syrien in eine römische Provinz. Auf Einladung der beiden Brüder, Aristobulus und Hircanius, welche um den Thron von Judäa stritten, erschien er in diesem Lande, ihren Zwist zu schlichten. Nach einer dreimonatlichen Belagerung nahm er Jerusalem mit Sturm, richtete ein großes Blutbad an, und ertheilte dem Hyrcanius die oberpriesterliche Würde. Das Allerheiligste wurde von ihm entweiht. Inzwischen hatte sich Mithridates aus Verzweiflung vergiftet; und so war der Krieg beendigt. Nachdem Pompejus die Angelegenheiten Asiens geordnet, besuchte er Griechenland, wo er Redner und Dichter hörte, und seine Achtung für die Philosophie dadurch bezeigte, daß er der Stadt Athen ein reiches Geschenk machte. Darauf kehrte er nach Italien zurück, entließ, die Gemüther zu beruhigen, sein Heer, sobald er bei Brundusium (im J. 61 vor Chr.) gelandet war, und zog als Privatmann in Rom ein. Die ganze Bürgerschaft kam ihm entgegen, und bewillkommte ihn mit lautem Jubel. Seine Foderung eines Triumphs wurde ohne Widerspruch bewilligt, und noch nie hatte Rom ein so glänzendes Schauspiel gesehn, wie dieser zweitägige Triumphaufzug. Gefangne Könige und Vornehme gingen vor dem Wagen her, und die Beute von Asien, die in den öffentlichen Schatz floß, stieg zu einer ungeheuern Summe. Seine Menschlichkeit aber bewies Pompejus dadurch, daß er nach dem Triumph alle Gefangnen in ihr Vaterland zurückkehren ließ, mit Ausnahme des Aristobulus und Tigranes. Neben diesem äußern Glanz aber traf den Pompejus häusliches Unglück. Er fand seine Gemahlin Mucia untreu, und mußte sich von ihr trennen. Sein Plan war jetzt, unter dem Anschein eines zurückgezognen Privatmanns, durch seinen Ruf und Einfluß den ersten Platz im Staate zu behaupten; dabei aber fand er von mehrern Seiten Widerstand und Hindernisse. Crassus und Lucullus übertrafen ihn an Reichthum; die eifrigen Republikaner betrachteten ihn mit Argwohn; Cäsar legte den Grund zu seiner künftigen Größe. Dadurch wurde Pompejus genöthigt, zu allerlei Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen. Er zog den schändlichen Clodius in sein Interesse. Cäsar, der aus seiner Statthalterschaft Spanien zurückkam, warb alles Ernstes um das Consulat. Zu diesem Zwecke versöhnte er Crassus und Pompejus, und trat selbst mit ihnen in jene unter dem Namen des ersten Triumvirats bekannte Verbindung. Er wurde im J. 59 vor Chr. Geb. zum Consul gewählt, und durch seine Vermählung mit der Julia, der Tochter des Pompejus, schienen diese beiden großen Männer für immer in ihrem Interesse vereinigt zu seyn. Der glänzendste Theil von der Geschichte des Pompejus ist indeß vorüber. Wir sehen ihn von jetzt an nur als das Haupt einer Partei Maßregeln befördern, denen er als guter Bürger hätte entgegenwirken sollen, und die Freiheit seines Vaterlandes unterdrücken. Er gab es zu, daß sein großer Lobredner Cicero von dem Tribun Clodius ins Exil geschickt wurde; wiewohl er später, als er sich mit Clodius entzweit hatte, seine Zurückberufung bewirkte. Die gesetzwidrige Ernennung Cäsars zu einem fünfjährigen Commando in Gallien unterstützte er mit allen Kräften — eine Nachgiebigkeit, deren verderbliche Folgen sich später zeigten. Um ihre Macht aufrecht zu erhalten, bewarben sich Crassus und Pompejus zum zweiten Mal um das Consulat; er erhielt es nicht ohne Ge-

waltthätigkeiten (55 vor Chr. Geb.). Nach Verlauf des Jahres begab sich Crassus in seine weitläuftige Statthalterschaft im Orient, während Pompejus, dem Spanien zugetheilt worden, in Rom blieb, und dem Volke Schauspiele gab. Dennoch traute er der Gunst des Volks nicht ganz, sondern hielt es durch eine eigenmächtig ausgehobne Armee in Furcht. Des Crassus Niederlage in Parthien ließ nur noch zwei Herren der römischen Welt übrig, und diese wurden, als bald darauf Julia im Kindbette starb, aus Freunden Nebenbuhler. Dennoch hatte Pompejus noch so viel Wohlwollen für Cäsar, daß er ihm zum Ersatz für seine verlornen Mannschaften zwei Legionen zuschickte. Da die Unruhen in der Hauptstadt zunahmen, so wünschten mehrere, daß Pompejus die Dictatur erhalten möchte; aber Cato schlug als verfassungsmäßigere Maßregel vor, ihn zum alleinigen Consul zu ernennen, welches im J. vor Chr. 52 geschah. Cäsars immer wachsender Feldherrnruhm und immer zunehmende Liebe beim Volk konnten ihm nicht mehr gleichgültig bleiben. Er suchte dadurch entgegenzuwirken, daß er seinen Anhang möglichst vermehrte, und das Interesse angesehener Familien mit dem seinigen vereinigte. In dieser Absicht vermählte er sich mit der Cornelia, der Witwe des jungen Crassus und Tochter des Metellus Scipio, und machte diesen zu seinem Mitconsul. Die Crisis eilte jetzt mit schnellem Schritte herbei. Pompejus bewirkte, daß Cäsars Begehren, sein Commando in Gallien zu verlängern, vom Senat verworfen wurde; die wichtigsten Aemter besetzte er mit Feinden desselben; auch rief er die zwei ihm geliehnen Legionen zurück, welche Cäsar sogleich entließ. Es wurden Vorschläge gemacht, daß Beide zugleich ihr Commando niederlegen sollten; aber Pompejus Anhänger wandten dagegen ein, daß für Cäsar die Zeit abgelaufen sey, für Pompejus aber nicht. Es zeigte sich bald, daß einer auf den andern argwöhnisch war, und keiner von beiden Lust hatte, in den Privatstand zurückzutreten. Lucan, der aus Grundsatz ein Pompejaner war, sagt, daß Pompejus Niemand neben sich, Cäsar Niemand über sich dulden konnte. Indeß hatte Pompejus die Formen der Verfassung auf seiner Seite; denn der Senat hatte den Cäsar zurückberufen, des Pompejus Commando hingegen verlängert. An wahrer Macht waren beide Nebenbuhler einander sehr ungleich; Pompejus hatte niemals an Talent Cäsarn erreicht, und war außerdem jetzt nur noch der Schatten seines großen Namens. Er selbst aber nahm dieses Sinken seines Ansehns nicht wahr, und als Cicero, der ihn für jeden Vergleich taub fand, ihn fragte, wie er dem Cäsar zu widerstehn gedenke, antwortete er diesem prahlerisch: „Wenn ich mit dem Fuße stampfe, steigt ein Heer aus der Erde herauf.“ — Cäsar ging endlich über die Alpen und lagerte bei Ravenna (im J. 49 vor Chr.) Ein Decret des Senats erklärte ihn für einen Feind des Vaterlandes, und übertrug dem Pompejus die Vertheidigung des Staats. Jetzt traf dieser Vorbereitungen zum Kriege, aber zu spät für die Schnelligkeit seines Gegners. Cäsar ging über den Rubicon, und näherte sich Rom, Pompejus entfloh. Indem wir über die nun folgenden Ereignisse auf Cäsar zurückweisen, begnügen wir uns, hier nur mit wenigen Zügen die Geschichte des unglücklichen Pompejus fortzusetzen. Von Cäsar in Brundusium eingeschlossen, entfloh er nach Griechenland, wo er ein zahlreiches Heer sammelte. Cäsar folgte ihm, erst einen Vergleich, dann eine Schlacht anbietend. Pompejus vermied beides, und lagerte sich vor Dyrrachium. Hier schloß ihn Cäsar ein; Pompejus aber brach durch, und entkam, wiewohl mit großem Verlust. Endlich stießen (im J. 48 vor Chr. Geb.) in Macedonien bei Pharsalus beide Gegner in

entscheidender Schlacht auf einander. Pompejus hatte den Kampf wider Willen auf das Dringen seiner Officiere angenommen, und zeigte sich seines vormaligen Ruhms wenig werth. Er begab sich, sobald er sein Heer in Unordnung sah, in sein Zelt und blieb daselbst, gleichsam dem Unglück unterliegend, in gefühllosem Hinstarren, bis die Annäherung der Sieger ihn aufschreckte und an seine Rettung mahnte. Er floh über Larissa nach der Küste, und schiffte sich nach Lesbos ein. Hier fand er seine getreue Cornelia, mit der und einigen Freunden er nach der Küste von Asien weiter ging. Auf Cypern wurde über die zu nehmenden Maßregeln eine Berathschlagung gehalten. Pompejus selbst wollte nach Parthien gehn; auf des Griechen Theophanes Vorschlag aber zog er Aegypten vor, wo er von dem jungen Ptolemäus, dessen Vater vom Pompejus begünstigt worden, eine freundliche Aufnahme erwarten durfte. Sobald in Aegypten seine Annäherung bekannt wurde, rathschlagte man, wie man sich in diesem bedenklichen Falle benehmen solle. Endlich faßten die verächtlichen Minister des unmündigen Königs den Beschluß, sich des Pompejus zu bemächtigen, und ihn ermorden zu lassen. Dem zu Folge wurde ihm bei seiner Ankunft eine Barke mit dem ägyptischen Feldherrn Achillas und einigen römischen Flüchtlingen entgegengeschickt, mit der Einladung, ans Land zu steigen. Pompejus ahnete Verrath, konnte aber nicht mehr zurück. Nach einem zärtlichen Abschied von seinem Weibe und seinem Sohne stieg er in die Barke, einen Vers des Sophokles aussprechend: „Wer sich in eines Tyrannen Hand gibt, hat seine Freiheit verloren.“ Auf der Küste erwartete ihn ein großes Gewühl; ehe er sie aber noch betreten hatte, stießen ihn die Meuchelmörder nieder. Er hüllte sein Gesicht in die Toga, und starb ohne einen Schmerzenslaut. Der Kopf wurde vom Körper getrennt, und letzterer blieb nackt an der Küste liegen. Ein treuer Freigelaßner und ein römischer Krieger, der unter Pompejus gedient, trugen einiges Holz von gescheiterten Schiffen zusammen, und verbrannten die traurigen Ueberreste des einstigen Gebieters von Rom. Als Cäsar nach Aegypten kam, zeigte man ihm das Haupt seines Feindes; dieser Edelmüthige aber wandte sich mit Thränen von diesem Anblick ab. Er rächte die Mordthat an denen, die sie vollzogen, ließ den Kopf feierlich bestatten, und über dem Grabe einen Tempel der Nemesis erbauen. Pompejus erreichte ein Alter von 59 Jahren; sein Name gehört zu den berühmtesten des Alterthums (Clarum et venerabile nomen gentibus). Seiner Privattugenden waren viele. Er war mäßig im Vergnügen, frei von Ausgelassenheit und prahlerischem Luxus, auch im höchsten Glück gutherzig, mild und menschlich, wenn ihn nicht Parteiwuth hinriß. Seine Talente waren groß und mannichfach, und sein Geist durch Philosophie und Wissenschaften gebildet. Wenn er auch zu den eigentlichen Patrioten nicht zu zählen ist, so strebte doch sein Ehrgeiz nur danach, das Oberhaupt eines freien Staates, nicht der Zerstörer der Freiheit zu seyn, oder wie Lucan sagt: Rector senatus, sed regnantis. Wenn er den Krieg dem Frieden vorzog, so hörte er darum nicht auf, den Frieden zu lieben. Unfähig, sich auf der Höhe, die er erreicht hatte, zu erhalten, sank er schnell herab, und verlor einen Theil seines Ruhms durch die Art, wie dies geschah. — Pompejus hinterließ zwei Söhne, Cnejus und Sextus. Jener verlor sein Leben bald nach der Schlacht von Munda; dieser machte sich lange den Triumvirn zur See furchtbar, und wurde zuletzt in Armenien, wohin er sich geflüchtet hatte, ermordet.

Pompignan (Jean-Jaques-Nicolas, Le Franc, Marquis de), Mitglied der französischen Akademie, geboren zu Montauban den

10ten August 1709 in einer edeln Familie, widmete sich den Rechtswissenschaften, und bekleidete mit Auszeichnung anfänglich das Amt eines Generaladvocaten an der Cour des aides zu Montauban. Die Achtung, die er sich zu erwerben gewußt, verschaffte ihm nach seines Vaters und seines Oheims Tode die erste Präsidentenstelle desselben Gerichts. So eifrig und treu er dieses wichtige Amt verwaltete, so wurde er darum den Wissenschaften nicht untreu. Er bemühte sich im Gegentheil den Geschmack an denselben in seinem Vaterlande zu verbreiten, theils durch Anstalten, die er gründen half, theis durch eignes Beispiel. Ihm vornehmlich verdankte Montauban eine Akademie. Nachdem er einige Zeit in dem Parlament zu Toulouse die Stelle eines Conseiller d'honneur eingenommen, zog er sich theils wegen einiger erfahrnen Kränkungen, theils aus Liebe zu den Studien, in die Stille des Privatlebens zurück. Er war schon im J. 1734 öffentlich mit einer Tragödie, Didon, aufgetreten, worin er sich als einen glücklichen Nachahmer Racine's zeigte. Man findet in einzelnen Theilen dieses Stückes Kraft und Eleganz in hohem Grade verbunden. Dieser Jugendversuch hatte die größten Hoffnungen erweckt. Jetzt nach Niederlegung seiner Aemter ging er wieder nach Paris, wo er eine Menge von Anhängern hatte, die ihn nach seinem Verdienst aufnahmen. Bald aber machte er sich fast allgemein verhaßt und angefeindet. Er glaubte sich dadurch bemerkbar zu machen, daß er gegen diejenigen auftrat, die gewisse Mißbräuche und Irrthümer abgeschafft und unterdrückt wissen wollten, und dadurch die Grundlagen des Altars und des Throns zu erschüttern schienen. Statt aber Gründe vorzubringen, stellte er die lächerlichsten Behauptungen auf, wofür Voltaire und die Encyclopädisten es an derben Züchtigungen nicht fehlen ließen. Im J. 1760 trat Pompignan in die Akademie. Auch bei dieser Gelegenheit benahm er sich sehr ungeschickt; denn in der Rede, die er bei seiner Aufnahme hielt, führte er seine Sache und stellte sich als einen Märtyrer der Religion dar. Dadurch mußte er nur noch größeres Mißfallen erregen. Auch erschienen bald die Quand, die Si, die Pourquoi und eine Menge andrer Satiren, in welche zum Theil der schärfste Tadel gemischt war. Man schilderte ihn als einen Heuchler, der auf diese Weise den Mächtigen und Großen zu gefallen suche, um sich ansehnliche Hofstellen zu erwerben. Dies war jedoch keineswegs der Fall. Um sich seinen Verfolgern zu entziehn, begab er sich nach Pompignan, wo er den Ueberrest seiner Tage verlebte und im J. 1784 starb, betrauert von seinen Unterthanen, deren Beschützer und Vater er gewesen war. Seine Werke sind in demselben Jahre in sechs Bänden erschienen. Außer dem Trauerspiel Dido enthalten sie an dramatischen Arbeiten mehrere Opern, die zum Theil mit Beifall gegeben worden, und ein Lustspiel, Les Adieux de Mars. Seine übrigen poetischen Werke bestehen in Odes sacrées, welche ungeachtet des Bonmots Voltaire's:

sacrés ils sont, car personne n'y touche,

nicht ohne Verdienst sind, und nächst den Psalmen Rousseau's zu dem Besten in der französischen Sprache gehören. Seine Discours, in welchen Salomon sein Vorbild ist, enthalten große moralische Wahrheiten, im Allgemeinen mit Eleganz und zuweilen mit Energie ausgedrückt. Die Uebersetzung der virgilischen Georgica steht zwar der Arbeit Delille's weit nach, ist aber ebenfalls nicht ohne einzelne gelungne Stellen. Die Einleitung dazu ist reich an scharfsinnigen Ansichten des Landbaus. In seiner Voyage de Languedoc erreicht er Bachaumont und Chapelle

keineswegs an Laune, Leichtigkeit und gefälliger Nachläſſigkeit der Schreibart. Seine hiſtoriſche Lobrede auf den Herzog von Burgund erinnert durch ihre Beredſamkeit und edle Einfalt an die Meiſterwerke der Alten. Seine Disserations, ſeine Lettre à Racine le fils und ſeine Discours académiques verrathen ein geſundes Urtheil, einen gebildeten Geſchmack und eine gründliche Kenntniß der Alten. Die Schreibart iſt rein, correct und immer dem Gegenſtande angemeſſen. Seine Ueberſetzungen einiger Dialogen Lucian's und der Tragödien des Aeſchylus ſind geſchätzt, wiewohl letztere das Original oft mit zu wenig Treue wiedergeben. Seine Dissertation sur le Nectar et l'Ambroisie iſt ein gefälliges und zugleich gelehrtes Werk. Der Verfaſſer beſaß überhaupt ausgebreitete Kenntniſſe in den alten und neuen Sprachen, dabei war er ein gründlicher Kenner der Poeſie, der Muſik und Mahlerei. Voltaire ſelbſt läßt ihm darin Gerechtigkeit wiederfahren, und ertheilte ſogar einigen ſeiner Verſe großes Lob, wie La Harpe erzählt.

Pondichery, eine Stadt in Oſtindien auf der Küſte von Coromandel, welche ſeit 1670 der Hauptort der franzöſiſchen Beſitzungen in Oſtindien iſt. Die Stadt an ſich bringt keine Vortheile, da die Koſten der Beſatzung u. ſ. w. immer viel beträchtlicher waren, als die Einkünfte. Es werden hier viele Muſſeline und andre Baumwollenzeuge verfertigt, und dadurch, ſo wie durch den Verkehr mit den innern Gegenden ein lebhafter Handel verurſacht. Pondichery iſt mehrmals von den Holländern und Engländern erobert worden, z. B. in den Jahren 1693, 1761, 1779 und zuletzt 1803. Jedesmal aber iſt es in den Friedensſchlüſſen wieder an Frankreich zurückgekommen.

Poniatowsky. Das polniſche Fürſtenhaus Poniatowsky war urſprünglich ein Zweig des alten italieniſchen Geſchlechts der Grafen von Guaſtalla und Montechiarugolo, welchen Joſeph Salinguerra V., geb. 1612, ſtiftete, als er von Ranucius I., Herzog von Parma, ſeiner Güter beraubt worden, ſich ſelbſt aber bei der Ermordung ſeiner Familie gerettet hatte. Er benutzte das ſeinen Vorältern bewilligte Indigenat, um ſich in Polen niederzulaſſen, wo er ſeinen Familiennamen Torelli gegen den gleichbedeutenden Ciolek vertauſchte, und gegen das J. 1650 ſtarb. Seine Gemahlin Sophie, eine Tochter Alberts Poniatowsky und der Anna Leszinska, war als Erbin des Lehen Poniatow die Veranlaſſung, daß er den Zunamen Poniatowsky annahm. Folgende Männer, die letzten Sprößlinge dieſes Geſchlechts, ſind in der neuern Geſchichte berühmt geworden.

Poniatowsky (Stanislaus, Graf von), Kronſchatzmeiſter von Polen, geb. 1678, aus einem alten polniſchen Geſchlechte, ſtarb 1762. Er iſt bekannt als Staatsmann durch ſeine Verbindung mit Carl XII., dem er nach der Schlacht bei Pultawa nach Conſtantinopel folgte, wo er durch geſchickte Unterhandlungen die Pforte zum Kriege mit Rußland bewog. Carl ernannte ihn zum Statthalter von Zweibrücken, nach deſſen Tode aber unterwarf er ſich dem König Auguſt II., und ging nach Polen zurück. Er ſchrieb Remarques d'un seigneur polonais sur l'hist. de Charles XII. par Voltaire, à la Haye 1741. Sein tapfrer jüngerer Sohn Andreas, geb. 1736, ſtarb 1773 als k. k. Generalfeldzeugmeiſter. Sein älterer Sohn, Poniatowsky, Stanislaus II. Auguſt, geb. den 17ten Januar 1732, polniſcher Geſandter in St. Petersburg, und Günſtling der Kaiſerin Catharina II., ward auf ihren Vorſchlag unter dem Schutze ruſſiſcher Waffen den 7. Sept. 1764 zum König von Polen gewählt. Nach der Theilung Polens im J. 1795 mußte er den 25ſten November am Jahrestage ſeiner Krönung abdan-

ken lebte hierauf in Petersburg von Rußland pensionirt, und starb daselbst den 12ten Februar 1798. Stanislaus war einer der gebildetsten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit, geistreich, beredt, muthvoll, edel als Mensch, Bürger und Fürst. Die Nation hätte auch bei völlig freier Wahl keinen würdigern Piasten gefunden; aber bei dem besten Willen, bei einer aufgeklärten und gemäßigten Denkart, voll Eifer für das Wohl seines Vaterlandes, fehlten ihm Willenskraft und Seelenstärke, um sich auf einem wankenden Throne zu behaupten, einen unbändigen Adel zu zügeln, und die Stürme aller Art, die von innen und außen über ihn hereinbrachen, zu zerstreuen. Er hatte nicht jenen politischen Scharfblick, der Catharinens Politik und die Zukunft durchschauen konnte, noch die Erhebung des Gemüths, um mit dem Schicksal zu kämpfen. Ein weichlicher Luxus zog ihn ab von dem Ernste seines Berufs. Er mußte Held und Feldherr seyn, nicht französisch fein, noch schöner Geist. Seine Wahl zum König von Polen und Catharinens Gunst machten ihn einer mächtigen Partei verhaßt. Die Familie Czartoriski, mit der er durch seine Mutter verwandt war, hatte ihn nach Petersburg geschickt, um daselbst die Wahl des Prinzen Adam Czartoriski zum König von Polen zu befördern. Jetzt suchte sie wenigstens durch ihn zu herrschen; als dies nicht der Fall war, klagte man ihn an, daß er Günstlingen und fremdem Einflusse folge. Als er nun der Herstellung der Dissidenten in die alte Gleichheit der Rechte geneigt schien, entflammte dies den Zorn des Bischofs Soltyk von Cracau. Rußland, Preußen, Großbritannien und Dänemark foderten jene Wiederherstellung, und zugleich arbeitete der König selbst an einer Verbesserung der polnischen Staatsform. Da schalt man ihn einen Tyrannen. Alles conföderirte. Zwar unterdrückten russische Truppen den Ausbruch der Unruhen; sie nahmen die Eiferer gefangen, und der russische Botschafter erzwang einen für die Dissidenten günstigen, für Polens Unabhängigkeit nachtheiligen Vergleich 1767; aber bald entzündeten neue Conföderationen zu Bar, Halicz und Lublin den wildesten Bürgerkrieg 1768. Die Conföderirten erklärten den Thron für erledigt, und einige Verschworne entführten den König in der Nacht vom 3ten November 1771 aus seinem Palaste zu Warschau, der jedoch durch seine Geistesgegenwart und Beredsamkeit sich rettete. Da indeß 1771 auch Oesterreich und Preußen der Pest wegen Truppen ins Land schickten, so fielen die meisten Großen von dem Könige ab. Hierauf beschlossen jene Mächte mit Rußland die Theilung von 1772. Vergebens widerstanden der König und der Senat, die Heiligkeit der Verträge gegen ungerechte Waffen aufrufend. Der König und die Republik mußten den entrissenen Ländern entsagen. „Gott wollte damals," sagt Johannes von Müller, „die Moralität der Großen zeigen." — Nun war der König gänzlich abhängig von Rußlands Willen, und von dem immerwährenden Rathe, welcher von dem Adel gewählt, unter dem Einflusse des russischen Gesandten stand. Da erkannten endlich Stanislaus und die Magnaten, wie Polens Selbstständigkeit zu retten sey. Die letztern, denen der König hierin nachgab, wodurch er Catharinens Gunst unverderbringlich verlor, suchten und erhielten Friedrich Wilhelms II. von Preußen Versprechen den 29sten März 1790, daß er der Republik beistehen wolle, falls sie wegen der Verbesserung ihrer Constitution angegriffen werden sollte. Auch gab Preußen der hierauf vom Könige Stanislaus angenommenen Constitution vom 3ten Mai 1791 seinen Beifall. In dieser Angelegenheit zeigte Stanislaus sich als König und als Pole so weise und so edel, daß er die Achtung und Liebe seiner Nation wie-

Digitized by Google

der erhielt. Vorzüglich waren ihm die Städte ergeben, für deren Emporkommen er thätig gesorgt hatte. Er schien sogar entschlossen, dem Zorne Catharinens Trotz zu bieten. Als aber Preußen in seiner Freundschaft erkaltete, und den Drohungen Rußlands nichts entgegensetzte, als die Minderzahl des Reichstags, der die Constitution entworfen hatte, durch Felix Potocki und Rzewuski in Wien und Petersburg die Umkehrung der neuen Ordnung betrieben, und die von ihnen deßhalb gestiftete targowiczer Conföderation durch russische Truppen unterstützt wurde, da sank dem schwachen Stanislaus der Muth. Das polnische Heer war, so tapfer auch Kosciuzko focht, zu langem Widerstande nicht geeignet, und Stanislaus, der geschworen hatte, eher mit seinem Volke umzukommen, als mit dessen Feinden zu unterhandeln, ließ das Heer sich zwanzig Stunden von Warschau zurückziehn, und trat hierauf den 13sten Juli 1792 nach Rußlands Verlangen, der targowiczer Conföderation bei. Dadurch verlor er Alles. Er empörte die Nation gegen sich, ohne Catharinen zu entwaffnen. Preußen und Rußland schritten nun 1793 zur zweiten Theilung, um, wie sie erklärten, dem polnischen Jacobinismus Schranken zu setzen. Der König sah jetzt den offnen Abgrund vor sich. Sein Widerspruch zog ihm nur persönliche Mißhandlung von Seiten des russischen Generals Rautenfeld und des russischen Gesandten, Grafen von Sievers zu. Er und der Reichstag mußten unterzeichnen. Nun erhob sich der edelste Theil der Nation unter Kosciuzko. Warschau befreite sich. Der König ward suspendirt, und revolutionäre Gewalt bestrafte die Verräther; doch achtete Kosciuzko das Unglück des gefangnen Königs. Aber die Waffen besiegten die ehrlose, in sich uneinige Nation. Polen ward gänzlich getheilt 1795, und der König ging als Privatmann nach Petersburg. Ihn hatte ein blinder Glaube an Catharinens Großmuth, an ihre persönliche Freundschaft und Liebe für ihn, verblendet; so wurde er das Opfer ihrer Politik. Wie wenig kannte er die herzlose, nur sinnlich feurige Catharina. Er beweinte zu spät das Unglück seines Vaterlandes, die eigne Schwäche und seinen Wankelmuth. Ohne tragische Würde in der Geschichte trat er ab vom Schauplatz, ein weggeworfenes Werkzeug der nordischen Semiramis. K.

Poniatowsky (Joseph), des Vorigen Neffe, Oberfeldherr des gesammten polnischen Kriegsheers, Kriegsminister, Marschall von Frankreich und Ritter mehrerer Orden, war den 7ten May 1762 geboren. Früh zeigte er allenthalben, wo er nicht durch den Einfluß seines Oheims, des Königs, geleitet wurde, große Thätigkeit und Vaterlandsliebe. Dieser Einfluß aber gab ihm den Schein von Unentschlossenheit, wodurch er sich den verschiednen Parteien verdächtig machte. Während des Feldzugs von 1792 commandirte er gegen die Russen, zeigte viel Eifer und Einsicht, und ließ sich nachher mehr durch die Befehle des Hofes als durch die Fortschritte des Feindes muthlos machen. Nachdem sein Oheim der Conföderation von Targowicz beigetreten war, nahm er mit dem größten Theile der besten Offiziere aus der Armee seinen Abschied; als aber 1794 die Polen die Russen zu vertreiben suchten, begab er sich in das polnische Lager und nahm Dienste als Freiwilliger. Sein biederes Betragen erwarb ihm die Achtung und Liebe der Polen. Kosciuzko vertraute ihm eine Division an, mit welcher er während der beiden Belagerungen von Warschau Dienste leistete. Nach der Uebergabe dieser Stadt blieb er einige Zeit daselbst, ging hierauf nach Wien, schlug aber die Anerbietungen Catharinens und Pauls, welcher letztere ihn zum russischen Generallieutenant ernannt hatte, aus. Er lebte als Privatmann

auf seinen Gütern bei Warschau, bis die Errichtung des Großherzogthums Warschau die polnischen Patrioten mit neuen Hoffnungen erfüllte. Er trat als Kriegsminister in die Dienste seines Vaterlandes. Im Jahre 1809 befehligte er das polnische Heer gegen das zur Besetzung des Herzogthums Warschau bestimmte, an Zahl weit überlegne österreichische Armeecorps unter dem Erzherzog Ferdinand, und zwang dasselbe, noch vor der Ankunft der Russen mehr durch geschickte Bewegungen als durch Waffengewalt zur Räumung des Großherzogthums, worauf er nicht unbedeutende Fortschritte in Galizien machte. Nach diesem ehrenvollen Feldzug lebte der Fürst Poniatowsky in Frieden, bis in der Mitte des J. 1812 der Krieg gegen Rußland ihn wieder an die Spitze des polnischen Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereignissen dieses wechselvollen Krieges Antheil genommen, und zuletzt in der großen Völkerschlacht von Leipzig, während welcher ihn Napoleon zum französischen Marschall ernannt hatte, oft hart bedrängt die glänzendsten Proben seiner Tapferkeit und seiner Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er am 19ten October den Befehl, den Rückzug des geschlagnen Franzosenheeres zu decken. Er sammelte seine kriegerischen Polen stets zu neuen Angriffen gegen die andringenden Sieger. Schon waren diese in den Vorstädten Leipzigs und hatten leichte Truppen auf das andre Ufer der Elster geworfen, als der Fürst mit einem nicht zahlreichen Gefolge an dem Fluß ankam, über welchem die Brücke von den Franzosen gesprengt worden. Der Augenblick drängte; so ungünstig auch die steilen Ufer zu einem Uebergang waren, sprengte der Fürst doch ohne Zaudern mit seinem Pferde in den Fluß, der Roß und Mann verschlang. Dies geschah in der Gegend des japanischen Hauses in dem jetzigen reichenbachschen Garten. Erst am 24. wurde der Leichnam aufgefunden, und am 26. mit den dem Range des Verstorbnen angemessenen Ehren beigesetzt. Später wurde er einbalsamirt und nach Warschau geführt. In diesem von Freund und Feind gleich hochgeachteten Helden erlosch das Fürstenhaus Poniatowsky.

Pönitentiarius heißt in der römisch-catholischen Kirche derjenige, welchem ein Bischof die Gewalt ertheilt hat, in gewissen vorgeschriebnen Fällen Absolution zu ertheilen. Daher auch zu Rom ein gewisses Tribunal La Penitenziaria, und der Präsident desselben **Groß-Pönitentiarius** heißt, welches in ganz besondern Gewissensfällen im Namen des Papstes Dispensation ertheilt.

Pönitenz (eigentlich Reue), bedeutet die Strafe oder Buße, welche ein Priester in der römisch-catholischen Kirche seinem Beichtkinde wegen begangner Vergehungen auferlegt, z. B. Wachen, Fasten, Wallfahrten u. dergl.

Pont-de-Vesle (Antoine de Ferriol, Graf de), Gouverneur der Stadt Pont-de-Vesle en Bresse, und vormaliger Lector des Königs, war 1697 geboren, und starb 1774 zu Paris. Seine Aeltern hatten ihn für die gerichtliche Laufbahn bestimmt; da er ihnen jedoch klärlich bewies, daß so ernste Geschäfte seiner Neigung nicht zusagten, standen sie von ihrem Vorsatz ab, und kauften ihm die Stelle eines Lectors des Königs, die um so besser für ihn paßte, als der König keinen Lector brauchte. Er brachte fast sein ganzes Leben in einem dolce far niente hin. Aus dieser Unthätigkeit wurde er auf einige Zeit von einem Freunde gerissen, mit dem er funfzehn Jahre lang in der vertrautesten Verbindung lebte, und der ihn bewog, das Amt eines Intendant général des classes de la marine anzunehmen, welches er mit Pünktlichkeit und Einsicht verwaltete. Auch war er dreißig Jahre Liebhaber

der Madame du Deffant (s. d. Art.), d. h. der langweilige und gelangweilte Hausfreund dieser berühmten Frau, die mit ihm vorlieb nahm, als sie durch ihre Heftigkeit und Bitterkeit die meisten ihrer übrigen Freunde von sich gescheucht hatte. Von der Lauheit dieses Verhältnisses gibt folgende Erzählung den besten Beweis. Frau von Deffant hört von einer Freundin, daß Pont-de-Vesle im Sterben liege; sie hatte noch nichts von seiner Krankheit gewußt. Sogleich klingelt sie ihrer Kammerfrau, und fragt, wie es mit dem Kranken gehe. Diese ist so weit entfernt, an Pont-de-Vesle bei dieser Frage zu denken, daß sie nach dem Schoßhunde sieht, und mit der Nachricht wiederkommt, er liege auf dem Canape, befinde sich ganz leidlich, und habe sie angewedelt. — Pont-de-Vesle hatte Talent für das Drama und versuchte sich mit Glück in dieser Gattung. Sein erstes Stück war Le Complaisant, ein Lustspiel, das trotz seiner Fehler nicht ohne Verdienst ist und sich durch einen leichten und geistreichen Dialog auszeichnet, so daß es sich auch auf der Bühne erhalten hat. Das Lustspiel Le fat puni, welches darauf folgte, gewann ebenfalls großen Beifall, da es mit einer wohl durchgeführten Intrigue viel Natürlichkeit, Lebhaftigkeit im Dialog und sinnreiche Züge enthält. Antheil hatte er an dem artigen Lustspiel Le Somnambule, welches sich immer auf dem Repertoire erhalten hat. Außerdem hat man von ihm eine große Menge von Chansons u. dergl. Er besaß eine sehr vollständige Sammlung dramatischer Werke, wovon der Catalog nach seinem Tode erschienen ist.

Pontac, eine kleine Stadt in der französischen Landschaft Bearn, berühmt wegen des nach ihr benannten rothen Weins (s. Weine).

Pontifex, der Priester. Unter Numa, der die gottesdienstlichen Gebräuche der Römer ordnete und festsetzte, gab es nur Einen Pontifex. In der Folge (zu welchen Zeiten, weiß man nicht) wurde diese Anzahl vermehrt, und die Pontifices bildeten ein eignes Priestercollegium, an dessen Spitze der Pontifex Maximus stand, und das über alle Religionsangelegenheiten gesetzt war. Das äußere Abzeichen der Pontifices, wenigstens an feierlichen Tagen und bei Amtsverrichtungen, war ein mit Purpur verbrämtes Kleid (die Toga praetexta) und auf dem Kopfe ein in Form eines Kegels spitz zulaufender Hut, der von den Fellen der geopferten Thiere verfertigt war (Tutulus oder Galerus).

Pontificat, die Würde des Pontifex; wir verstehen darunter auch die päpstliche Würde.

Pontinische Sümpfe. Diese schon in der alten Zeit bekannten Sümpfe befinden sich auf der Südseite von Rom, und erstrecken sich in einer Ausdehnung von ungefähr zehn deutschen Quadratmeilen von Nettuno bis Terracina. Ihre Ausdünstung ist sehr ungesund und nachtheilig für Rom. Sowohl aus diesem Grunde als auch um einen so bedeutenden Landstrich für die Cultur zu gewinnen, sind zu verschiednen Zeiten Versuche gemacht worden, sie auszutrocknen und in urbares Land zu verwandeln. Die ernstlichsten Anstalten dazu machte Pius VI. (s. d. Art.), aber die damaligen Zeitumstände waren einem so kostspieligen Unternehmen nicht günstig, und das Volk äußerte laut sein Mißfallen, so daß seit 1786 die Arbeiten nur noch höchst schläfrig fortgesetzt, in der letzten Zeit aber ganz eingestellt wurden. Seit 1816 aber wurde die Ausbesserung der beschädigten Wege, Schleusen und Brükken, so wie die Reinigung der Canäle wieder aufs Neue vorgenommen.

Pontons heißen eine kleine Art von Schiffen aus Kupfer oder Eisenblech, oder auch von Holz verfertigt, welche nebst dem übrigen Zubehör von den Armeen mitgeführt werden, um vermittelst ihrer über ei-

nen Fluß in Geschwindigkeit schwimmende, den Schiffbrücken völlig ähnliche Brücken zu schlagen. Das zur Anordnung der Brücken bei den Armeen befindliche Corps heißt das Pontonniercorps, und diese Kunst selbst wird in einer besondern, militärisch sehr wichtigen Wissenschaft, der Pontonnierwissenschaft, gelehrt.

Pontoppidan (Eric) der Aeltere, ein dänischer Schriftsteller, geboren auf der Insel Fyen im J. 1616. Er legte den Grund seiner Gelehrsamkeit auf dem Gymnasium zu Odensee, studirte dann auf Walkendorphs Collegium, und wurde Privaterzieher in einer adeligen Familie. Er versuchte sich in der Dichtkunst, und erlangte dadurch einen so großen Ruf, daß er im J. 1640 von Willichius Werthovius zum gekrönten Dichter creirt wurde. Darauf besuchte er das Ausland und wurde bei seiner Rückkehr 1642 Magister. Zugleich wurde er wieder der Führer eines jungen Edelmanns, der auf der Akademie zu Soroe studirte. Im J. 1673 wurde er zum Bischof von Drontheim ernannt, erhielt zwei Jahre darauf die theologische Doctorwürde, und starb 1678. Er ist der Verfasser vieler geschätzten Werke, von denen wir nur einige namhaft machen, als Aucupium Selandiae; Epigrammatum sacrorum Centuriae tres; Bucolica sacra; Margarita Cimbrica; Grammatica danica und viele andre. — Mit ihm ist nicht zu verwechseln Eric Pontoppidan der Jüngere, ebenfalls ein berühmter dänischer Bischof und Schriftsteller, geb. 1698 zu Aarhuus, wo sein Vater Geistlicher war. Den ersten Unterricht erhielt er auf der Friedrichsschule, und wurde nach vollendeten akademischen Studien Privatlehrer im Hause des Generals von Lützow in Norwegen. Im J. 1720 begleitete er einen andern Zögling auf Reisen, und 1721 wurde er Lehrer des jüngern Herzogs von Holstein-Plön. Nachdem er mehrere geistliche Aemter bekleidet, wurde er 1735 Hofprediger, 1738 außerordentlicher Professor der Theologie, und 1747 Bischof von Beraen. Im J. 1749 wurde er Doctor der Gottesgelahrtheit, und 1755 Vicekanzler der Universität Copenhagen. Er starb 1764. Seine zahlreichen Werke können hier nicht aufgezählt werden; sie betreffen theils die Geschichte, theils die Theologie, theils auch die Sprache und Naturgeschichte Norwegens. Der von ihm begonnene dänische Atlas (Danske Atlas) ist nach seinem Tode von Hoffmann fortgesetzt worden.

Pontus, von dem Meere, an dem es lag, also genannt, das Land vom Halys u. s. w. bis Colchis, oder auch das pontische Cappadocien, weil es sonst mit Cappadocien verbunden war. Von den Persern wurde das ganze Cappadocien in zwei Satrapien getheilt, woraus unter den Macedoniern zwei besondre Reiche entstanden. Die ältesten Einwohner waren Tibarener und Chalyber (nicht Chaldäer). Ein Sohn des persischen Königs Darius, Artabazes, erhielt diese Satrapie als Vasall, mit dem Rechte, sie auf seine Nachkommen zu vererben. Daher heißen die Könige von Pontus auch Achämeniden. Einer seiner Nachfolger, Mithridates, stand dem jüngern Cyrus bei, und weigerte dem Artaxerxes den Tribut. Sein Sohn Ariobarzanes I. machte sich bei der allgemeinen Empörung der Statthalter in Unter-Asien gegen Artaxerxes II. unabhängig. Mithridates II. (von 337 vor Chr.) trat sein Reich freiwillig an Alexander ab. Nachher bei der Theilung (322) ward es dem Antigonus gegeben. Als dieser aber den Mithridates ermorden wollte, floh derselbe nach Paphlagonien, fand Anhang, und behauptete sich glücklich. Sein Nachfolger, Mithridates III., vergrößerte sein väterliches Reich durch Eroberungen; er nahm Theile von Cappadocien und Paphlagonien ein. Sein Sohn, Mithridates IV. trieb die Gallier zurück;

Digitized by Google

den Krieg mit Sinope aber mußte er beendigen, weil die Rhodier dieser Stadt Hülfe leisteten. Pharnaces I. nahm indeß endlich Sinope weg, und machte es zur Residenz. Die Kriege mit Pergamum und Cappadocien mußte er bald endigen. Mithridates Euergeta, Vater des berühmtesten Mithridates, unterstützte die Römer im dritten punischen und im pergamenischen Kriege; daher er nicht bloß Freund und Bundesgenosse der Römer ward, sondern von ihnen auch Groß-Phrygien erhielt. Er ward ermordet (124), und auch gegen das Leben des dreizehnjährigen Sohnes machten Mutter und Erzieher Plane; allein dieser ermordete die Mutter und entfloh den Erziehern. Drei Jahre durchreis'te er Asien, das er ganz zu erobern beschloß, zuerst besiegte er die Scythen, nahm dann Colchis ein und erweiterte sein Reich bis Armenien. Um Klein-Asien sich zu unterwerfen, verband er sich mit Nicomedes II. von Bithynien, und überfiel Paphlagonien, Galatien und Cappadocien. Aber diesen kleinen Provinzen standen die Römer bei, deren furchtbarer Feind dadurch Mithridates wurde. Nach wiederholten Siegen zwang ihn Sylla, alle Eroberungen aufzugeben, sich auf Pontus einzuschränken und den Römern zweitausend Talente zu bezahlen. Kaum aber hatte Sylla Asien verlassen, als Mithridat die Feindseligkeiten aufs neue begann, den Bosporus Thracicus einnahm, seinen Sohn Machares zum Könige machte, und seinen Schwiegersohn Tigranes zum Einfalle in Cappadocien reizte. Lucullus schlug endlich den Mithridat und Tigranes, und drang gegen Parthien vor. Aber Unruhen im Heere nöthigten ihn zum Rückzug und erst Pompejus besiegte den Mithridat (am Euphrat bei Nicopolis) gänzlich. Dennoch demüthigte sich Mithridat nicht. Er tödtete seinen Sohn Machares, machte sich zum Könige des Bosporus, und ging damit um, Italien selbst anzugreifen. Aber sein Sohn Pharnazes machte ihm das Heer abwendig, worauf er sich aus Verzweiflung ermorden ließ, im J. 64 vor Chr. (vergl. Mithridates). Pharnaces erhielt nur den Bosporus, und wurde, als er das väterliche Reich wieder zu erobern versuchte, von Cäsar besiegt und von Asander, der sich zum König von Bosporus gemacht hatte, getödtet. Doch erhielt sein Sohn Darius durch Antonius einen Theil von Pontus; ihm folgte Polemo, der zugleich den Bosporus, Klein-Armenien und Colchis besaß. Nach dem Tode seiner Witwe, Pythodoris, folgte Polemo II., als König von Pontus (39 nach Chr. Geb.); den Bosporus nahm ihm Nero, und auch Pontus ward nach Polemo's Tode eine römische Provinz. — Als die Lateiner im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts (1214) Constantinopel wieder eroberten, stiftete Alexius Comnenes ein neues Reich in Pontus, welches sich bis Mahomed II. erhielt, der es 1459 mit seinen großen Eroberungen vereinigte.

Pontus Euxinus, der Name, womit die Alten das schwarze Meer benannten. Euxinus, das gastliche, wirthliche, hieß es entweder der Antiphrasin, statt Axinus, das unwirthliche, da es der häufigen Stürme und der Seeräuber wegen nur mit Gefahr beschifft wurde, oder in mehr eigentlichem Sinne wegen der anmuthigen und fruchtbaren Küsten. Die Alten hatten von diesem Meere eine ziemlich genaue Kenntniß.

Pope (Alexander). Dieser berühmte englische Dichter war zu London im J. 1688 geboren. Von seinen Aeltern weiß man nicht viel mehr, als daß sie Catholiken waren, und sich bald nach der Revolution und ihres Sohnes Geburt ein kleines Eigenthum zu Binfield in Windsor-forest kauften und dorthin sich zurückzogen. Der junge Pope

war von Kindheit auf sehr zart und schwächlich, zeigte aber viel Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit. Lesen und Schreiben lernte er zu Hause, wo er bis zu seinem achten Jahre blieb. Dann wurde er nach Hampshire zu einem catholischen Geistlichen, Namens Taverner, gegeben, der ihn in den Anfangsgründen des Griechischen und Lateinischen unterrichtete. Hier lernte er in Ogilby's Uebersetzung des Homer und Sandy's Uebersetzung der Metamorphosen Ovids die ersten englischen Verse kennen, die ihn so entzückten, daß man sagen kann, er sey durch sie zum Dichter geworden. Nachher besuchte er noch die Schulen zu Twyford bei Winchester und zu Hyde-park-corner. Der Aufenthalt an letzterm Ort gab ihm Gelegenheit, das Theater zu besuchen, und der Eindruck, den er hier empfing, trieb ihn an, selbst eine Art von dramatischer Vorstellung aus Ogilby's Homer zu bilden, die er mit seinen Mitschülern aufführte. Ungefähr in seinem zwölften Jahre kehrte er in das väterliche Haus zurück, und setzte seine Studien unter einem andern Geistlichen fort. Um diese Zeit wurde sein erstes Gedicht, eine Ode auf die Einsamkeit, gedruckt, worin man weder Phantasie noch Gefühl nur einigermaßen, wohl aber einen gewissen Sinn für Versification wahrnimmt. Seit jener Zeit scheint er in seinen Studien seiner Neigung gefolgt zu seyn; ohne eine Methode zu befolgen, machte er sich mit mehrern Wissenschaften bekannt. Die Dichtkunst aber scheint er immer als seine Hauptbeschäftigung betrachtet zu haben; denn seine poetische Lectüre war stets von Versuchen der Nachahmung oder Uebersetzung begleitet. Besonders in letzterm übte er sich mit großer Vorliebe und glücklichem Erfolg. In einem Alter von vierzehn Jahren übersetzte er das erste Buch der Thebais und die Heroide „Sappho an Phaon," welche letztere nicht übertroffen worden ist. Eben so wie in seinen Erzeugnissen war er auch in seinem Betragen seinem Alter vorgeeilt, denn er war noch nicht sechszehn Jahre alt, als er dem Sir William Trumball, einem bejahrten Staatsmann, der in der Nachbarschaft einen Landsitz hatte, bekannt wurde und die Freundschaft desselben erwarb. Um diese Zeit verfaßte Pope seine Pastorals, die ihm neue Bewunderer erwarben. Unter diesen war der alte dramatische Schriftsteller Wycherley, der ihm zumuthete, seine Gedichte zu feilen, und alle Freundschaft mit ihm abbrach, als Pope ihm den wohlmeinenden Rath gab, seine Verse lieber in Prosa aufzulösen. Einen nützlichern Freund und Correspondenten erhielt er in Walsh, welchen Dryden den besten englischen Kritiker seiner Zeit nannte. Auch schloß er eine vertraute Freundschaft mit einem gewissen Cromwell, der ein Gemisch von einem Schöngeist und Pedanten war. Die laxen Grundsätze dieses Mannes scheinen einen ungünstigen Einfluß auf Pope gehabt zu haben, welcher früh in unwürdige Lästerungen gegen das weibliche Geschlecht, ohne Wahrheit und Zartheit, ausbrach. In der That war, wenn dem Dichter Einfachheit, Natürlichkeit und Feuer unentbehrliche Eigenschaften sind, niemand von einem unpoetischern Charakter als Pope. Er scheint keinen Freund von seinem Alter und seiner Lage gehabt zu haben, sondern wohlbedächtig nur solche Verbindungen eingegangen zu seyn, die ihm Ansehn und Auszeichnung verschaffen konnten. Seine Pastorals erschienen zuerst 1709 in einem Bande von Tonsons Miscellanies, und erregten durch ihren melodischen Versbau und ihre gewählte Schreibart allgemeine Bewunderung. Zugleich aber verrathen sie das dichterische Unvermögen des Verfassers, dem es an selbstständiger Beobachtung und künstlerischem Gefühl fehlte. Zu derselben Zeit versuchte er sich in Dichtungen höherer Art. Er hatte seine Ode for St. Cecilia's Day und seine Eb-

e für den Brutus des Herzogs von Buckingham geschrieben; in die-
em Jahre verfertigte er sein Essay on Criticism. Durch dieses Ge-
dicht, welches er zwei Jahre später herausgab, gewann sein Ruf mit
Recht einen bedeutenden Zuwachs. Es verräth eine ausgebreitete Be-
esenheit, Schärfe des Urtheils, und verbindet äußere Anmuth mit
nannichfacher Belehrung. Dabei aber enthält es manche Ungenauig-
eiten eines jugendlichen Verfassers und ist als kritische Autorität im
Ganzen zu hoch angeschlagen worden. Pope griff in seinem Gedichte
den furchtbaren Kritiker John Dennis an, welcher seine Hirtengedichte
getadelt hatte, woraus ein offner Krieg zwischen beiden erfolgte, der nur
durch Dennis hinfälliges Alter geendigt wurde. Ein andrer Feind, den
r durch seine Hirtengedichte sich zuzog, war Ambrose Philipps. Die-
er hatte ebenfalls Hirtengedichte verfaßt, und dadurch Pope's Eifer-
ucht erweckt, bei dem diese unliebenswürdige Eigenschaft vorherrschend
war. Er ließ nicht nur in dem Guardian eine ironische Vergleichung der Gedichte seines Nebenbuhlers drucken, sondern bewog auch
Gay, sein Sheperd's Week zu schreiben, um Philips Manier lächerlich zu machen. Eine dauernde Animosität zwischen ihnen war die Folge davon. Im J. 1711 schrieb Pope seine Elegy on an Infortunate Lady, eins seiner vollendetsten Gedichte, und fast das einzige von hohem Pathos. Unwahrscheinlich ist es, daß Pope die Unglückliche, deren Tod er in dieser Elegie feierte, geliebt habe; er scheint vielmehr die Liebe, deren Erwiederung er nicht hoffen durfte, nie gekannt zu haben. Von Seiten der poetischen Wohlredenheit verdient das Gedicht großes Lob, aber für den Ausdruck echter und inniger Gefühle ist es zu gekünstelt und geschmückt. In demselben Jahre entstand sein Rape of the Lock, ein satirisches Epos, in welchem sein Talent der Erfindung sich am vollkommensten zeigt. Ein alltägliches Ereigniß ist zu einer unterhaltenden und scherzhaften Satire gegen die Frivolität der Weiber benutzt, auf welchen Gemeinplatz übrigens er oftmals zurückkommt. In dem Lockenraub behandelt er ihn mit bewundernswürdiger Lebendigkeit und feinem Witz. Um dieselbe Zeit erschien sein Temple of fame, den er zwei Jahre vorher nach Chaucer bearbeitet hatte. Im J. 1713 gab Pope sein Gedicht Windsor-Forest, heraus, dessen erster Theil von ihm in einem Alter von sechszehn Jahren geschrieben worden war, und allerdings das Gepräge der Jugend an sich trägt. Der letztere Theil hat einen höhern Character, und beweis't die Fortschritte des Dichters. Nicht mit Unrecht glaubte jetzt Pope, der seinen Dichterruhm hinlänglich begründet sah, ein Unternehmen versuchen zu können, das ihm außer der Ehre auch einen ansehnlichen Gewinn verschaffen sollte. In dieser Absicht machte er Vorschläge zur Herausgabe einer Uebersetzung der Iliade auf Subscription bekannt, welche auf das günstigste aufgenommen wurden. Einige thätige Freunde, vornehmlich Swift, mit dem er bekannt geworden, trugen durch ihre Empfehlung nicht wenig dazu bei. Pope arbeitete jetzt mit anhaltendem Fleiße, und gab im J. 1715 den ersten Band seiner Iliade heraus, welcher die vier ersten Bücher enthielt. Ein förmlicher Bruch mit Addison ging dieser Herausgabe voran. Neid von der einen und Eifersucht und Besorgniß von der andern Seite waren die Ursach davon. Der reichliche Ertrag der Subscription setzte Pope nunmehr in Stand, das Haus zu Twickenham zu beziehn, das durch ihn so berühmt geworden ist. Seine Aeltern folgten ihm dahin. Wahrscheinlich um diese Zeit schrieb er seine Epistle from Eloisa to Abelard. Er gesteht selbst, daß er bei seiner Arbeit die vorhandenen Briefe dieser bekannten Liebenden benutzt habe; aber er hat

es auf eine Weise gethan, wodurch diese Epistel unter allen seinen Gedichten, die von Liebe handeln, das vorzüglichste geworden ist. Dabei ist es auch im Aeußern, in Sprache und Versbau, das vollendetste. Im J. 1717 gab Pope in einem Quartbande seine bereits verfaßten Gedichte heraus, und schrieb eine sehr zierliche Vorrede dazu; im J. 1720 vollendete er die Herausgabe seiner Iliade. Wir dürfen unser Urtheil über diese Uebersetzung füglich sparen, da der Gesichtspunkt, aus dem sie zu loben und zu tadeln ist, genugsam festgesetzt ist. Nie wird sie demjenigen, der das Original nicht kennt, einen richtigen Begriff von demselben geben; dagegen aber wird eben derjenige, der das Original, und überhaupt die Alten nicht kennt, sie ihrer Eleganz und äußern Abrundung wegen mit großem Vergnügen lesen. Der Beifall, den seine Iliade im Allgemeinen fand, brachte die einzelnen Tadler, welche laut wurden, zum Schweigen. Im Jahr 1721 gab er einen Band ausgewählter Gedichte von seinem verstorbenen Freund Parnell heraus, und eignete sie in einer poetischen Epistel dem Earl of Oxford zu, einem in der Zurückgezogenheit lebenden und von der siegenden Partei verachteten Staatsmann. Es mag hier bemerkt werden, daß Pope's Religion, frühe Eindrücke und wichtige Verbindungen ihn auf die Seite der Tory's hinzogen, wie man in seinem Leben und seinen Schriften, so wie in seinen Urtheilen deutlich wahrnimmt. Dennoch behielt er einen unabhängigen Geist und hatte freie Ideen von der Natur der Staatsverwaltung, deren Ansehn er im Allgemeinen durch das Medium der Opposition betrachtete.] Pope lebte jetzt durch den Gewinn von seiner Iliade in gemächlichen Umständen; aber eben dadurch wurde der Wunsch, noch mehr zu haben, erzeugt. Einzig in dieser Absicht ging er an ein Werk, dem er keineswegs gewachsen war, an die Herausgabe von Shakspeare's Werken. Zwar setzte er dem Ganzen eine wohlgeschriebne Charakteristik des Dichters vor; aber die Eigenschaften eines Kritikers fehlten ihm gänzlich, und so stellte er sich dem Tadel des in dieser Hinsicht ihm weit überlegenen Theobald bloß. Mit diesem führte er seit dem nicht nur beständig Krieg, sondern er wurde überhaupt, wie Johnson sagt, ein Feind von Herausgebern, Sammlern, Erklärern und Wortkritikern, und hoffte die Welt glauben zu machen, daß er mit seiner Unternehmung nur darum gescheitert sey, weil sein Geist für ein so kleinliches Geschäft zu überlegen sey. Um seine Gewinnsucht besser zu befriedigen, dehnte er seine Arbeit auch auf die Uebersetzung der Odyssee aus, wobei er iedoch zwei Gehülfen, Broome und Fenton, annahm. Auch für diese eröffnete er Subscription; das ganze Geschäft wurde von ihm rein kaufmännisch behandelt. Im J. 1725 war das Werk beendigt, und brachte ihm einen ansehnlichen Gewinn. Von ihm selbst wurden zwölf Gesänge übersetzt; die Arbeit seiner Gehülfen verbesserte er zwar, aber sie steht dennoch der seinigen nach. Neben diesen Beschäftigungen hatte Pope den Umgang sowohl mit seinen Freunden als auch mit dem schönen Geschlechte fortgesetzt. Seine besondre Neigung hatte er zwei Schwestern, den Töchtern eines catholischen Edelmanns, Therese und Martha Blount, zugewendet. Anfangs mochte die erstere ihn mehr fesseln, die zweite aber wurde in der Folge seine innigste Vertraute und die Gefährtin seines Lebens. Sein freundschaftliches Verhältniß mit der berühmten Lady Montague, das später in die bitterste Feindschaft überging, kann hier nur angedeutet werden. Nach der Herausgabe der Odyssee zeigte sich Pope fast einzig als Satiriker und Moralist, welche Charaktere er zu verbinden strebte, wiewohl der Erfolg nicht immer gleich glücklich war. Im J. 1727 verband er sich mit Swift

zur Herausgabe von Miscellen, vornehmlich humoristischer Art, in welche er seinen Treatise of the Bathos or Art of Sinking aufnahm. Er hatte seine ironischen Vorschriften mit Beispielen, zum Theil noch lebender Dichter erläutert, die diesen Spott durch die heftigsten Angriffe zu erwiedern suchten. Alle seine Gegner niederzuschmettern, und mit unauslöschlichem Spott zu bezeichnen, gab Pope dagegen im J. 1728 die drei ersten Bücher seiner Dunciade heraus. Man muß gestehn, daß Pope seinen Zweck erreichte, wiewohl es keineswegs zu billigen ist, daß er sein gereiftes Talent auf einen an sich so unwürdigen Gegenstand wendete, auch die Art und Weise, wie er einzelne seiner Gegner behandelte, ihn gerechtem Tadel preisgab. Die Zahl seiner Feinde hatte er dadurch nur vermehrt. Die persönliche Satire sagte dem Charakter Pope's überhaupt zu, wie aus den meisten seiner nachfolgenden Werke zu erkennen ist. Eins derselben, eine Epistel über den Geschmack, gedruckt im J. 1731, zog ihm großen Tadel zu. Er hatte darin die Prahlerei und den Ungeschmack eines Edelmanns, den er Timon nennt, lächerlich gemacht. Jedermann bezog diesen Spott auf den Herzog von Chandos, dessen wohlthätiger und wohlwollender Charakter, der sich auch gegen Pope gezeigt hatte, allgemein beliebt und verehrt war. Pope's Angriff wurde daher allgemein mit Unwillen betrachtet, und wiewohl der Dichter alles that, die Beschuldigung von sich abzuwenden, so wollte es ihm doch nicht ganz gelingen. Pope war jetzt entschieden mit der Toryparteі verbunden, und bei dem Tode Georgs I. im J. 1727 theilte er ihre Hoffnung, wieder Macht und Ansehn zu erlangen. Das Fehlschlagen dieser Hoffnung führte eine Gruppe von Staatsmännern ohne Amt zu Twickenham zusammen, von denen Lord Bolingbroke am höchsten in Pope's Achtung stand und von ihm zum Führer und Freund gewählt worden war. Auf Dieses Antrieb schrieb Pope seinen berühmten Essay on Man, der zuerst 1733 anonym, im folgenden Jahre vollendet und unter des Verfassers Namen erschien. In diesem berühmten Werke gab der Dichter ein Beispiel von seinem großen Talent, eine Reihe von Schlüssen in Verse zu bringen, und seine Gedanken eben sowohl mit energischer Kürze zusammenzudrängen, als sie in poetisch ausgeschmückten Passagen auszuführen, zugleich aber verräth er auch, daß er den Gegenstand, den er behandelte, nicht gehörig kannte. Dennoch gehört der Versuch über den Menschen zu den moralischen Lehrgedichten vom ersten Rang. Ihm folgten bald die Imitations of Horace, welche alle einen satirischen Zweck haben; und von diesem Prolog und Epilog zu den Satiren und von seinen moralischen Briefen oder Versuchen über die Charaktere von Männern und Frauen und über den Gebrauch des Reichthums begleitet waren. Als Satiriker ist Pope gewissermaßen ein Nachahmer von Boileau, nur etwas rauher in der Sprache und nachlässiger im Ausdruck, dabei aber geistreicher und poetischer. Mit besondrer Bitterkeit verfolgte er den Lord Hervey und seine vormalige Freundin, die Lady Montague. Die Ursachen seines Zwiespalts mit der Letztern gehören hier nicht her; wenn aber Pope, wie kaum zu bezweifeln ist, seine Sappho gegen sie richtete, muß man gestehn, daß nie einer Frau gröblicher und unanständiger begegnet worden. Inzwischen war unbefugter Weise eine Sammlung von Pope's und einiger Freunde Briefen herausgegeben worden. So entrüstet dieser auch sich zeigte, so ward doch von Einigen vermuthet, daß er diese Herausgabe unter der Hand begünstigt habe, um dadurch einen hinreichenden Anlaß zu bekommen, selbst eine Briefsammlung herauszugeben, ohne von Seiten derer, die ein Interesse dabei hatten, einen

Widerspruch fürchten zu müssen. Diese Briefe, die sowohl in Ansehung der äußern Form als auch wegen ihres Gehalts interessant und beifallswerth sind, fanden eine sehr günstige Aufnahme. Pope's letzte Arbeiten waren zwei neue Satiren, welche nach dem Jahre, worin sie geschrieben wurden, die Ueberschrift Seventeen hunderd and thirty eight führen, und ein viertes Buch der Dunciade. Erstere hatte er auf Antrieb des Prinzen von Wales, mit dem er in genauer Verbindung lebte, letzteres auf Antrieb Warburtons geschrieben, der sein literarischer Kampfgenoß geworden war. Im Ganzen war dieses vierte Buch der Dunciade weniger persönlich. Nur der wohlbekannte Colby Cibber, damals gekrönter Poet, wurde derb mitgenommen, und als dieser sich durch ein Pamphlet rächte, worin er einige lächerliche Geschichten von Pope zum Besten gab, so wies letzterer ihm in einer neuen Ausgabe seines Gedichts den ersten Platz unter den Dunsen an, den bisher Theobald eingenommen hatte. Ein Asthma, zu welchem sich noch andre körperliche Leiden gesellten, hinderte ihn, seine weitern Plane zu verfolgen, und machte endlich im J. 1744 in einem Alter von 56 Jahren seinem Leben ein Ende. Er wurde zu Twickenham beerdigt, wo der Bischof Warburton ihm ein Denkmal setzen ließ. Den Auffoderungen, die catholische Religion zu verlassen, hat er immer standhaft widerstanden, wahrscheinlich theils aus Gleichgültigkeit, theils um seiner noch lebenden Mutter keinen Kummer zu machen. Pope's moralischer Charakter ist durch das Gesagte schon angedeutet. Eitel und nach Beifall begierig, war er für Schmeichelei empfänglich, durch Tadel aber leicht zur Rache gereizt. Diese mürrische Reizbarkeit und Neigung zur Hinterlist verrathen eine gewisse Kleinheit des Geistes, die vielleicht mit seiner körperlichen Schwächlichkeit zusammenhing. Aber er war auch edler und erhabner Gesinnungen fähig und schätzte seine Unabhängigkeit. Unversöhnlich gegen seine Widersacher, hing er seinen Freunden mit unwandelbarer Treue an. Geld, hohe Verbindungen und Lebensgenuß waren ihm keineswegs gleichgültig. Als Dichter war er zwar an Erfindung arm, aber in der Versification, in Schönheit des Ausdrucks und äußerer Eleganz ist er von keinem englischen Schriftsteller übertroffen worden.

Popen heißen die Geistlichen in der griechischen Kirche. S. diesen Artikel.

Popularität ist ein Begriff, der bei den Römern ganz politischer Natur war und die Gunst bezeichnete, welche sich die Vornehmen durch herablassende Leutseligkeit und Freigebigkeit bei den Plebejern zu verschaffen wußten. Die Condescendenz der Fürsten, Staatsmänner, Beamten und Demagogen zu den Begriffen und Wünschen gemeiner Leute ist noch jetzt ein Bestreben, sich **populär**, d. h. beim Volke beliebt zu machen, wobei es gemeiniglich nur darauf abgesehen ist, für schöne Worte und gelegentliche Handlungen einer ungewöhnlichen Herablassung die freie Disposition über die Mittel und Kräfte des Volks einzutauschen. Verschieden von dieser politischen ist die **oratorische Popularität**, welche Schriftsteller und Redner sich aneignen müssen, welche dem sogenannten großen Publicum etwas zu sagen haben. Sie besteht in der Kunst, Begriffe, die dem gesunden, aber im wissenschaftlichen Denken nicht geübten Verstande erreichbar sind, in einer allgemein verständlichen, der auf sinnliche Anschauungen gegründeten Vorstellungsweise des Volks angemeßnen Anordnung und Sprache vorzutragen. Speculative Ideen, die außer aller Erfahrung liegen und sich zu keiner unmittelbaren Anwendung auf das Leben eignen, gehören nicht in den populären Vortrag, daher es ein Mißgriff scheint, philosophische

Systeme, wie Schad mit Fichte's Wissenschaftslehre versucht hat, popularisiren zu wollen; denn die Sprache des gemeinen Lebens kann die Resultate der Philosophie wohl ausdrücken, aber dem, der an kein philosophisches Denken gewöhnt ist, immer nicht verständlich machen, und selbst manche ungelehrte, wenn schon sonst gebildete Leser von Fichte's in populärer Sprache geschriebener Bestimmung des Menschen und Anweisung zum seligen Leben werden gestehen müssen, daß sie die Worte deutlich gefunden haben, ohne im Grunde hinter die Sachen gekommen zu seyn. Die allgemeinen Wahrheiten aber, die in der bei dem Volksunterrichte angewendeten Religions- und Sittenlehre zum Bürgerrechte gelangt sind, und sich mit biblischen Aussprüchen und Gleichnissen unterstützen lassen, die Resultate, die der gemeine Menschenverstand aus der Erfahrung zieht und überhaupt Gedanken, die auf historischem Grunde ruhen, eignen sich ihrer Natur nach für den populären Vortrag, weil man bei ihrer Behandlung auf das Bekannte und Individuelle bauen und die nöthigen Vorkenntnisse bei seinem Publicum voraussetzen kann. Die Popularität der Anordnung und Sprache wird durch dieselbe Foderung der Verständlichkeit für das Volk bestimmt. Das Volk oder das große Publicum der Leser und Hörer, zu dem billig alle Individuen in höheren und niederen Ständen gerechnet werden, denen die streng wissenschaftliche Bildung abgeht, liebt einen leicht faßlichen Gang der Darstellung, in dem der abzuhandelnde Gegenstand durch individualisirende Beispiele und Beweise aus der täglichen Erfahrung anschaulich wird, und einen einfachen, deutlichen, lebendigen und kraftvollen Ausdruck. Worte, die an die Terminologie einer philosophischen Schule erinnern, gelehrte Kenntnisse voraussetzen und überhaupt der Umgangssprache fremd sind, vermeidet die Popularität und der gute Geschmack verbietet ihr eben sowohl ausländische noch nicht eingebürgerte oder leicht übersetzbare, als poetisch schwülstige oder gar willkürlich wider den Sprachgebrauch gebildete Ausdrücke und Phrasen. Die Postulate und Kategorien, die Anthropophagen und Hyperboräer, die Niäserien und Manipulationen, die gefederten Bewohner der Lüfte und liebesglutfunkelnden Blumenaugen, die anmutgefällige Himmelberosin und die entlangweilenden Wonneluftwinkinnen*) sind in Schriften und Vorträgen, welche auf Popularität Anspruch machen, dem Gebildeten eben so widerlich, als dem Ungebildeten dunkel. Bei aller Verständlichkeit darf man jedoch, um populär zu seyn, keineswegs zur Seichtigkeit und Gemeinheit herabsinken. Ein ungründliches verworrenes Geschwätz, das triviale Dinge mit pöbelhaften Worten abhandelt, wird auch die niedern Stände wenig unterhalten und noch weniger belehren, und die platten Späße von Boten und Schenkwirthen, mit denen einige Volksschriftsteller ihre Darstellung beleben zu müssen glauben, scheinen nicht mehr nöthig, um sich Eingang bei dem Volke zu verschaffen, das den Unterschied seines wirklichen Lebens und Treibens von solchen erkünstelten Nachbildungen gar wohl empfindet. Nicht, um sich und ihre Ideen gemein zu machen, sondern um die Gemeinen zu sich heraufzuziehen, befleißigen sich wahre Gelehrte der Popularität, wenn sie zu der Menge reden. Sie stellen sich in den Gesichtspunkt des Volks,

*) Aus Wolke's Anleit. zur deutschen Gesammtsprache. Anmutgefällig bedeutet durch Anmuth gefallend, Himmelberosin die Morgenröthe, Wonneluftwinkinnen sind Mädchen, die zum Genuß einladen.

sie wählen Stoff und Form ihres Vortrags nach den Bedürfnissen derer, für die er bestimmt ist; sie geben zu, daß ein Schriftsteller wie Kotzebue, der sich ganz nach den Wünschen und Gesinnungen der Menge bequemt, bei einem Publikum, wie es eben ist, allgemeiner beliebt werden konnte, als die größten Dichter und Redner des Jahrhunderts; sie wundern sich nicht, daß ein durch Reichthum und Einfluß bedeutender Theil des Volks, der nur leicht berührt und gereizt, aber eben nicht gerade viel unterrichtet und gebessert seyn will, an dem Mittelgute der französischen Literatur, die (das Heranziehen auf einen höheren Standpunct ausgenommen) alle Vorzüge der Popularität in sich vereinigt, noch jetzt mehr Geschmack finden kann, als an dem, was deutscher Geist und deutsche Kraft erzeugt, aber niemals werden sie in ihren Schriften und Reden an das Volk, was aus jedem Vortrage, der den Niedern veredeln und erheben soll, hervorblicken muß, den sittlichen Adel der Gesinnungen, das logisch richtige Denken, die strenge Gewissenhaftigkeit des Forschens, und was sich mit der größten Deutlichkeit verträgt, Anmuth, Würde, Wärme, Kraft und Bündigkeit in der Sprache verläugnen wollen. Die Popularität hat allerdings nach Maßgabe der verschiednen Bildungsstufen, auf denen die Classen des Volkes stehen, verschiedene Grade; Engel, Garve, F. V. Reinhard befriedigen ganz die geistigen Bedürfnisse des gebildeten Mittelstandes, ohne den niedern Classen zugänglich zu seyn; Rosenmüller, Feddersen, Salzmann belehren und erbauen auch den ungebildeten Landmann; aber daß es möglich ist, zugleich dem geringsten Bürgermädchen und den ersten Genien der Nation Herzenserhebung und Freude zu verschaffen und mit der einfachsten, allgemein verständlichen Ansprache der Natur den Zauber der höchsten Kunst zu vereinigen, hat nur Göthe's Herrmann und Dorothea gezeigt. E.

Porcia, die Tochter des Censors Cato und Gemahlin des Brutus, berühmt als ein Muster ehelicher Liebe und heldenmüthigen Patriotismus. Das ihrem Gatten abgewonnene Geheimniß der Verschwörung gegen Cäsar bewahrte sie nicht nur treu, sondern entsagte auch muthig dem Leben, als sie die Sache der Republikaner verloren sah. Die Erzählung, daß sie, um sich zu tödten, glühende Kohlen verschluckt habe, ist grundlos.

Porös und Porosität. Porös heißt ein Körper, welcher Zwischenräume hat, die nicht mit der Materie desselben angefüllt sind; Porosität drückt den Zustand eines solchen Körpers aus. Die nicht ausgefüllten Zwischenräume heißen Poren. Nach der Lehre der Atomisten, die alle Materie für absolut undurchdringlich hält, befindet sich in jedem Körper eine zerstreute Leere; wenigstens müssen dies die Atomisten annehmen, weil nach der Erfahrung kein einziger Körper in der Natur völlig undurchdringlich ist. Hiernach müßten alle Körper porös seyn, d. h. leere Zwischenräume enthalten. Dies nehmen die Atomisten auch wirklich an, nur unterscheiden sie die aus obigem Satze hergeleitete Porosität, welche sich auch bei flüssigen Massen, z. B. beim Wasser, finden muß, von der gewöhnlichen sichtbaren Porosität. — Befriedigender ist die Lehre der Dynamisten, nach welcher die Materie ihren Raum stets mit Beharrung erfüllt. Sie nimmt an, daß alle Zwischenräume, welche man mit bloßem oder bewaffnetem Auge an den Körpern erblickt, mit irgend einer Materie angefüllt seyen. In diesem Sinne gibt es daher keinen Körper mit völlig leeren Zwischenräumen; wohl aber haben die Körper nach dem dynamischen System verschiedene Grade der Dicht-

heit, welche auf der verschiednen Erfüllung des Raums durch ursprüngliche Kräfte beruhen.

Porphyr, eine Steingattung, die zu den gemengten Gebirgsarten gehört, in welchen einzelne Brocken gewisser Fossilien in einer homogenen Hauptmasse wie in einem Grundteige liegen. Die Grundmasse besteht aus sehr verschiedenen Steinarten und Erden. Bald ist sie Hornstein, bald verhärteter Thon, Trapp, Pechstein u. a. Der Porphyr bildet meistentheils Ganggebirge und bricht in derben Massen, bisweilen aber auch kugelich. Es gibt verschiedne Spielarten dieses Gesteins, z. B. der eigentliche Porphyr, bei welchem Feldspath und Hornblende irgend einer der gedachten Grundmassen eingemengt ist. Er ist schätzbar wegen seiner Schönheit und unglaublichen Härte, und wurde von den Alten zu Säulen und vielen andern Kunstwerken verarbeitet. Weniger hart ist der Afterporphyr, in welchem sich statt des Feldspaths neben der Hornblende irgend einer von den oben angegebnen Grundmassen Kalkspath eingemengt findet. Uebermengten Porphyr nennt man diejenigen Sorten, bei welchen der Grundmasse mehr als zweierlei Steinarten eingemengt sind. Dahin gehört der ungarische Graustein, bei welchem einem verhärteten Thon als der Grundmasse Hornblende, Feldspath, Glimmer und zuweilen sogar Quarz beigemengt ist. Halbporphyr hat nur einen einzelnen Gemengstoff in seiner Grundmasse, wie z. B. der grüne antike Porphyr, dessen Grundmasse in einem jaspisähnlichen Hornstein besteht, in welchem mittelmäßig große lauchgrüne Feldspathbrocken eingemengt sind. Hieraus sieht man übrigens, daß der Porphyr nicht, wie man glauben sollte, immer eine rothe oder rothbraune Farbe hat. Außer dem erwähnten grünen gibt es auch schwarzen, braunen und verschiedentlich gefleckten. Die verschiednen Porphyrarten finden sich in den mehrsten Ländern von Europa, Asien und Afrika. Auch Deutschland hat vielen Porphyr, der jedoch dem morgenländischen an Schönheit nicht beikommt. Er wird meistens zum Bauen angewendet.

Pörpora (Nicolo), den die Italiener den Patriarchen der Musik nennen, war 1685 zu Neapel geboren. Seine erste Oper, Ariana Teseo, wurde zu Wien 1717, zu Venedig 1727, und zu London 1734 aufgeführt. Die Opern, welche er für Neapel, Rom und Venedig vor und nach seinem Aufenthalt in England componirt hat, belaufen sich nach Burney auf mehr als 50. Seine Cantaten, welche im Jahr 1730 erschienen, sind die Quelle aller guten Musik gewesen, welche nachher verfertigt worden ist. Im J. 1726 gab Porpora zu Venedig seine Oper Siface, während Vinci auf einem andern Theater dieser Stadt Siroe aufführen ließ. Anfangs hatte er Mühe, sich zu behaupten, bald aber übertraf er seinen Nebenbuhler, denn er brachte zu Venedig bis 1729 noch fünf Opern auf die Bühne, die mit einstimmigem Beifall aufgenommen wurden. In demselben Jahre kam er nach Dresden, wo ihn der Churfürst von Sachsen und König von Polen zu seinem Capellmeister ernannte. Porpora genoß am Hofe der ausgezeichnetsten Achtung; er bekam den Auftrag, die Prinzessin Marie Antoinette im Gesang zu unterrichten. Hasse selbst und seine Gattin konnten sich der Eifersucht nicht enthalten, da er von Porpora, sie von der berühmten Mingotti, welche Porpora gebildet hatte, verdunkelt zu werden fürchteten. Im J. 1741 verließ Porpora Dresden, um in sein Vaterland zurückzukehren. Er gründete hier eine Gesangschule, aus welcher die größten Sänger des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangen sind, als Farinelli, Caffarelli, Salimbeni, Hubert (den Friedrich

II. nach seinem Meister Porporino nannte), die Gabrielli u. a. — Im J. 1732 begab sich Porpora mit seinem Schüler Farinelli nach London, wohin er während der Zwistigkeiten Händels mit den Directoren der Oper eingeladen worden war. Seine zwölf Cantaten für eine einzige Stimme hatten ihm diesen ehrenvollen Ruf verschafft. Dennoch erhielt sich sein Theater nur so lange, als Händels Widersacher sich regten, und im J. 1736 fiel es gänzlich. Er hatte nur vier Opern aufführen lassen. Während seines Aufenthalts in London gab Porpora sechs Trio's für zwei Violinen und einen Baß heraus (Sei Sinfonie di Camera), wodurch er zeigte, daß er für die Instrumentalmusik ungleich weniger leistete, als für den Gesang, was Burney auch von Vinci, Hasse, Pergolese, Marcello und andern großen Mustern in der Vocalmusik behauptet und dadurch recht wohl erklärlich wird, daß die Einfachheit, welche die Hauptschönheit des Gesanges ausmacht, die Instrumentalmusik reizlos und unschmackhaft machte. Es scheint indeß, daß Porpora selbst fühlte, was ihm in dieser Hinsicht abging. Er studirte eifrig und gründlich die Sonaten Corelli's und gab 1754 zwölf Sonaten für die Violine heraus, die nichts zu wünschen übrig lassen und zu den Werken vom ersten Range gehören. Wir besitzen von Porpora Meisterstücke für die Kirche, die Kammer und das Theater. Selvaggi hat eine vollständige Sammlung seiner zu Rom vorhandenen Werke gemacht; viele andere befinden sich in den Archiven zu Neapel. Der Charakter seiner Musik im Allgemeinen ist Ernst und Hoheit. Im Recitativ wurde er von allen Componisten als Muster betrachtet. — Nachdem er lange Zeit erster Lehrer an dem Conservatorio degli Incurabili zu Venedig gewesen, wo er viele bewundernswürdige Messen und Motetten componirte, zog er sich nach Neapel zurück, wo er im J. 1767 in einem Alter von 82 Jahren in der größten Dürftigkeit starb.

Porsenna, König der etruscischen Stadt Clusium, nahm die aus Rom entflohenen Tarquinier auf und rückte, da ihre Einsetzung durch gütliche Verhandlungen nicht zu bewirken war, mit einem furchtbaren Heere vor Rom. Fast wäre er mit den fliehenden Römern zugleich über die sublicische Brücke in die Stadt gedrungen, wenn nicht der Held Horatius Cocles (s. d.) den Uebergang so lange streitig gemacht hätte, bis die Brücke abgebrochen worden. Als darauf Porsenna Rom einschloß, und dadurch eine Hungersnoth in der Stadt entstand, gab ihm ein anderer römischer Jüngling, Mucius Scävola (s. d.), einen hohen Beweis von Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung. Da fand sich Porsenna zu Unterhandlungen geneigt. Er foderte, daß den Tarquiniern ihre Güter und den Vejentern die im vorigen Kriege ihnen entrissenen Städte zurückgegeben würden. Die zweite Bedingung wurde sogleich bewilligt; gegen die erste machte man Schwierigkeit. Indeß kam doch ein Waffenstillstand zu Stande, für dessen Gewähr die Römer zehn Jünglinge und zehn Jungfrauen als Geiseln ins etruscische Lager schickten. Letztere fanden Gelegenheit, nach Rom zu entkommen, indem sie durch die Tiber schwammen. Aber der Consul Poolicola führte sie selbst dem Porsenna wieder zu. Als dieser im etruscischen Lager angekommen war, wurde er von den Tarquiniern heimtückischer Weise angefallen; Porsenna aber, der davon Nachricht erhielt, sandte sogleich seinen Sohn Aruns ab, die Römer zu beschützen. Entrüstet über die Treulosigkeit der Tarquinier und voll Hochachtung vor dem Edelmuthe der Römer, trennte sich der König von jenen und schloß mit diesen Frieden, ohne ihre Geiseln anzunehmen. Um dem Mangel der Römer abzuhelfen, ohne durch ein förmliches Geschenk

ihr Zartgefühl zu beleidigen, ließ er bei seinem Abzuge sein ganzes Lager mit allen Vorräthen zurück. Der Senat nahm Besitz davon, und ließ die vorgefundnen Gegenstände verkaufen. Die Herolde riefen den Verkauf mit den Worten aus: „Kaufet die Güter des Porsenna!“ — Zum Andenken dieser Großmuth des etruscischen Königs wurden auch in der Folge alle dem Staate gehörigen Güter unter dieser Formel zum Verkauf ausgerufen. Der Senat errichtete zum Zeichen seiner Dankbarkeit dem Porsenna eine Ehrensäule bei dem Comitium, und überschickte ihm zum Geschenk einen elfenbeinernen Stuhl und Scepter, eine goldene Krone und ein königliches Kleid. — Ein später vom Porsenna wiederholter Antrag an die Römer, die Tarquinier wieder aufzunehmen, wurde von ihnen abgelehnt; worauf Porsenna die Tarquinier ganz von sich entfernte und in ungestörter Freundschaft mit den Römern lebte, denen er selbst das im Friedensschlusse abgetretene Gebiet der Vejenter zurückgab.

Portal heißt in der Baukunst einmal der Haupteingang zu einem großen Gebäude; dann auch ein Bindewerk nach Art einer Triumph- oder Ehrenpforte.

Portalis (Jean-Etienne-Marie), Minister des Cultus, Großoffizier der Ehrenlegion, Mitglied des französischen Instituts, geboren zu Beausset im Vardepartement, war vor der Revolution Advocat beim Parlament zu Aix, wo er sich durch mehrere Denkschriften, namentlich durch die Consultation sur la validité des mariages des protestans de France, 1771, bekannt machte. Als Deputirter des Seine-Departements zum Rath der Alten im März 1795, zeigte er sich stets der Directorialpartei abgeneigt, entwickelte aber dabei eben so viel Mäßigung als Anstand. Er wurde zum Secretär ernannt. Am 17ten Februar 1796 statiete er einen mündlichen Bericht über das Ausstreichen von der Emigrantenliste ab, bestritt die Meinung, dem Directorium Vollmacht dazu zu ertheilen, und zeigte, daß die Gerichtshöfe die natürlichen Richter in diesen Streitigkeiten wären. Am 19ten Juni 1796 wurde er zum Präsidenten gewählt und als solcher widersetzte er sich den 25sten August dem Druck einer Rede von Creuzé la Touche gegen die Priester. Am folgenden Tage gieng er die in Beziehung auf diese Classe gegebnen Gesetze durch, beschwerte sich über den von ihnen gefoderten Eid, noch mehr aber über die gegen diejenigen, welche den Eid verweigerten, ausgesprochenen Strafen, und führte Rousseau's Ausspruch an: „daß die Philosophen, wenn sie die Macht hätten, noch unduldsamer seyn würden, als die Priester.“ — Mit großer Beredsamkeit zeigte er die Ungerechtigkeit des Gesetzes vom 9ten Floreal des Jahres 4, nach welchem das Vermögen der Ascendenten der Emigranten zur Hälfte der Nation verfallen seyn sollte, indem er sich auf den ersten Grundsatz aller Gesetzgebungen berief, daß die Verbrechen persönlich seyen. Am 30sten November 1796 sprach er gegen das Gesetz vom 3ten Brumaire, in so fern es Bezug auf die Emigranten hatte, und zeigte, daß es intolerant sey, alle Bürger in Masse verfolge, gewissen Personen Vorrechte gewähre, und andre verdächtig, mißvergnügt und zu Sclaven mache. Er behauptete, daß die Amnestie vom vierten Brumaire unbeschränkt seyn müsse. Im Laufe des Februars wurde er in der Conscription von Lavilleheurnois zum Polizeiminister bestimmt. Um dieselbe Zeit widersetzte er sich der Foderung, daß die Wähler den Bürgereid zu leisten gezwungen seyn sollten, und stimmte gegen einen Beschluß, der die Freiheit der Presse beschränkte. Am 25sten Juli 1797 stimmte er gegen die Volksgesellschaften, und den 15ten August schlug er vor, den Beschluß, welcher die Ehescheidung aus Unvereinbarkeit der

Gemüthsart abschaffte, als unzulänglich zu verwerfen. Er stand auf der Deportationsliste vom 18ten Fructidor 5, rettete sich aber durch die Flucht nach Deutschland. Den 18ten Brumaire 8 wurde er nach Frankreich zurückberufen, wo er den 13ten Februar 1800 ankam. Den 3ten April wurde er zum Commissär der Regierung beim Prisengericht ernannt und gegen das Ende desselben Jahres trat er in den Staatsrath, legte hier dem gesetzgebenden Körper verschiedene Gesetzesentwürfe vor und vertheidigte unter andern das stark bestrittene Gesetz, welches Specialgerichte anordnete. Im August 1801 wurde Portalis mit den Angelegenheiten des Cultus beauftragt. Bald darauf legte er den Entwurf des Civilcodex vor und am 5ten April 1802 sprach er über die Grundsätze, nach welchen das Concordat abgeschlossen worden. Im J. 1803 wurde er vom Departement der Rhonemündungen zum Candidaten des Erhaltungssenats gewählt, und im Juli 1804 zum Minister des Cultus ernannt. Im Februar 1805 erhob ihn Napoleon zum Großoffizier der Ehrenlegion. Eine Augenkrankheit, an der er seit lange litt, zwang ihn sich der Operation zu unterwerfen. Im Januar 1806 hielt er im Institut die Lobrede auf Antoine-Louis Seguier, Parlamentsadvocaten zu Paris und Fontenelle's Nachfolger in der Academie Française. Fast blind starb er den 25sten August 1807. Sein Leichnam wurde im Pantheon beigesetzt, wo ihm den 29sten eine Todtenfeier gehalten wurde.

Portamento, das **Tragen der Stimme**, ist ein Kunstausdruck, unter welchem man die Geschicklichkeit des Sängers versteht, einen Ton an den andern so genau anzuschließen, daß nicht die geringste Unterbrechung zwischen ihnen zu bemerken ist, und alle gleichsam nur ein einziger lang gedehnter Hauch zu seyn scheinen. Die größte Geschicklichkeit des Sängers hiebei besteht darin, daß er, ohne dem Zusammenhange Schaden zu thun, zur rechten Zeit und am gehörigen Orte Athem zu holen versteht.

Portici, ein Flecken zwei deutsche Meilen von Neapel, mit mehr als 5000 Einwohnern und einem schön eingerichteten Schlosse, welches Carl III. von Spanien erbauen ließ. Das hiesige Museum ist durch die zu Herculanum, Pompeji, Stabia und Pästum aufgefundnen Alterthümer eines der wichtigsten in Europa geworden.

Porticus, ein langer bedeckter Gang, welcher auf Säulen ruht und bei der Hitze der Sonne oder sonst unbequemer Witterung zu Spaziergängen, Zusammenkünften und Unterredungen dienen kann. Diese Gebäude wurden von den Römern außerordentlich geliebt; sie erbauten nicht nur öffentliche Porticos, sondern man fand dergleichen Gebäude auch an den Häusern, ja sogar an den Villen der reichen und vornehmen Römer. Auch die öffentlichen Portici standen entweder allein, oder bei einem Tempel, Circus u. s. w. Uebrigens waren die Portici entweder auf beiden Seiten offen, so daß die Wände aus bloßem Säulenwerk bestanden, oder sie waren auf einer Seite geschlossen, um Schutz gegen Wind und Wetter zu geben.

Porto, s. Oporto.

Portocarero (Luis Emanuel), Cardinal, geb. im J. 1635 aus einem angesehenen Geschlecht, das von Genua abstammte, aber lange schon in Spanien naturalisirt war. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und stieg von Würde zu Würde, bis er im J. 1669 den Cardinalshut empfing, und im J. 1677 Erzbischof von Toledo und Primas von ganz Spanien wurde. In großem Ansehn stand er bei Carl II., auf den er den entschiedensten Einfluß hatte. Als die Frage we-

Digitized by Google

gen der Succeſſion in Spanien war, ſtimmte der Cardinal anfangs für Oeſterreich; Frankreich aber, das die Wichtigkeit ſeines Einfluſſes erkannte, wußte ihn zu gewinnen, und er ſoll hauptſächlich den König zur Errichtung und Unterzeichnung des Teſtaments gebracht haben, kraft deſſen Philipp von Anjou die ſpaniſche Monarchie erbte. Dieſer belohnte auch anfangs ſeine Verdienſte durch uneingeſchränktes Vertrauen. Als aber Ludwig XIV. franzöſiſche Miniſter ſchickte, welche den jungen König leiten ſollten, wurde Portocarero, wie viele andre Spanier, mißvergnügt und zog ſich zurück. Doch behielt er ſeine Würden und ſtarb im J. 1709. Seinen Ruhm ſoll er übrigens mehr ſeiner Wohlthätigkeit als glänzenden Talenten verdanken.

Porto Ferrajo, ſ. Elba.

Portorico (San Juan de Puerto Rico), eine von den großen Antillen (ſ. d. Art.), welche 1493 von Columbus entdeckt, und ſeit 1510 von den Spaniern bewohnt worden. Sie zählt auf 182 Quadratmeilen nur 8000 Einwohner, worunter 5000 Neger ſind, und iſt reich an Zucker, Gummi und Salz. Die Hauptſtadt gleiches Namens hat einen guten Hafen, und iſt der Sitz des Gouverneurs und eines Erzbiſchofs.

Portroyal des Champs, ein 1233 geſtiftetes Ciſterzienſer-Nonnenkloſter, unweit Verſailles, ſechs Stunden von Paris, hat in der Geſchichte des Janſenismus eine bedeutende Rolle geſpielt. Schon 1626 hatte es die Aebtiſſin Angelica, Anton Arnaulds Schweſter, durch Anlegung eines neuen Kloſters in der Vorſtadt St. Jaques zu Paris, welches zum Unterſchiede von ſeiner Mutter Portroyal de Paris genannt wurde, in nähere Verbindung mit den pariſer Theologen geſetzt, und in beiden Anſtalten die verfallne Kloſterzucht und ſtrenge Lebensweiſe wieder hergeſtellt. Die Nonnen von Portroyal bekannten ſich unter der Leitung ihres Beſchützers, des Abts von St. Cyran Jean du Vergier de Hauranne zu den eigenthümlichen Anſichten der Janſeniſten und ihre ländliche Wohnung wurde die Feſtung und das Heiligthum dieſer Partei, da die größten und beredteſten Theologen und Verfechter des Janſenismus, Nicole, die Brüder Arnauld und Le Maitre ſich im 1640 hart bei Portroyal des Champs in einem beſondern Gebäude, les Granges genannt, anſiedelten, die Büßungen und Arbeiten der Nonnen theilten und eine Koſtſchule errichteten, die dem lockern Jeſuitismus eine reinere Moral, eine gründlichere gelehrte Bildung und verdienſtliche Verbeſſerungen in der Methode des Unterrichts entgegenſetzte. Die berühmte Anna von Bourbon, Herzogin von Longueville, zog in ihre Nähe, und wurde ihre Beſchützerin, Boileau war ihr Freund, Racine ihr dankbarer Schüler, der eine Geſchichte von Portroyal ſchrieb. Es war ein Verein großer Talente, ausgebreiteter Gelehrſamkeit und aufrichtiger Frömmigkeit, deſſen Gleichen ſelten auf Erden gefunden worden iſt; reuige Büßer aus allen Ständen ſchloſſen ſich an, und der Geruch der Heiligkeit der Geſellſchaft von Portroyal ging durch die ganze catholiſche Welt. Stark durch dieſe Stützen verweigerten die Nonnen die Unterſchrift der Bulle Alexanders VII. gegen Janſens ſtreitige Sätze (ſ. d. Art. Janſen), und erhielten ſich ſelbſt, da ihre Beſchützer vertrieben worden waren, durch vorübergehende Demüthigungen unter den Befehlen des Erzbiſchofs von Paris bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts, wo endlich 1709 ihre Standhaftigkeit im Bekenntniſſe des Janſenismus, der nun aus der Mode gekommen war, die Aufhebung und völlige Zerſtörung ihres Kloſters durch die pariſer Polizei zur Folge hatte. Seine Ruinen ſind bis in die neuſten

Zeiten ein Wallfahrtsort andächtiger Pariser geblieben, und Gregoire hat ihm noch 1809 in seiner Schrift Les Ruines de Portroyal ein Denkmal gesetzt. E.

Portsmouth. Dieser berühmte englische Seeplatz liegt nebst der Stadt Portsea in der Grafschaft Hampshire in Wesser, und zwar auf der Insel Portsea, welche nördlich durch einen engen Kanal, worüber zwei Brücken gehen, vom festen Lande getrennt ist. Beide Städte sind fast als eine einzige anzusehen. Zu Portsea ist der wundervolle große Schiffswerft und der Geschützwerft. Ersterer enthält alles im ausgedehntesten Umfange, was zum Bau von Kriegsschiffen, zur Ausrüstung von Flotten u. s. w. erfoderlich ist; außerdem auch eine königliche Seeakademie. Die königliche Kanalflotte liegt gewöhnlich Portsmouth gegenüber zu Spithead, einer schönen sichern Rhede der Insel Wight. Auf der Landseite ist Portsmouth durch die sogenannte Lines, auf der Seeseite durch das fast unnehmbare South-Sea-Castle geschützt. Die Einwohnerzahl beträgt über 32,000.

Portugal. Bis zu Anfange des zwölften Jahrhunderts theilte Portugal die Schicksale der pyrenäischen Halbinsel; früh von Phöniciern, Carthagern und Griechen auf Handelsreisen besucht, dann unter dem Namen Lusitanien den Römern unterworfen, welche den Bewohnern, einem Zweige des vielastigen Celtenstammes, fremde Bildung brachten, von germanischen Völkern überschwemmt, von den Arabern erobert. Als endlich das tapfere Schwert der Spanier in den neuchristlichen Reichen Castilien und Leon (s. d. Art. Spanien) auch das Land zwischen dem Minho und Douro den Arabern entrissen hatte, wurden über dieses Gebiet Statthalter mit ziemlich ausgedehnter Gewalt gesetzt. Heinrich, der jüngste Sohn des burgundischen Herzogs, eines Urenkels des französischen Königs Hugo Capet, ging um das Jahr 1090 nach Spanien, um durch ritterliche Thaten in einem Kriegszuge gegen die Mauren sein Glück zu machen. Alfonso VI. gab dem tapfern Fremdlinge die Hand seiner Tochter zum Lohne, und setzte ihn 1094, unter dem Titel eines Grafen, als Statthalter über das eroberte Land, welches die Provinzen Entre Minho e Douro, Traz os Montes und einen Theil von Beira umfaßte, und das von dem Hafen Oporto (der eigentlich Porto Cale, d. i. Hafen von Cale, heißt) den Namen Portugal erhalten haben soll. Der Graf, der seinen Sitz in Guimaranes nahm, sollte dem castilischen Könige Lehnpflicht leisten, aber was er den Mauren jenseit des Tajo entreissen würde, unbeschränkt besitzen. Sterbend aber gab Alfonso ihm die erbliche Herrschaft. Das Glück war dem neuen Fürstenstamme gewogen. Schon unter Heinrich wurden Eroberungen gemacht, noch glücklicher war sein Sohn Alfonso. Von den Mauren im Jahr 1139 bedroht, ging er ihnen entgegen, und gewann den herrlichen Sieg in der Ebene von Ourique. Das begeisterte Volk begrüßte ihn auf dem Schlachtfelde als König von Portugal. Die Versammlung der Stände zu Lamego bestätigte feierlich (1143) diese Huldigung der Krieger, und gab 1181 dem neuen Reiche Gesetz und Verfassung. Die Thronfolge ward geordnet. Die Krone sollte erblich seyn in des Königs Stamme, mit Vorzug der Erstgeburt; doch stand den Brudersöhnen das Erbfolgerecht nur mit Einwilligung der Stände zu. In Ermangelung männlicher Erben sollten die Königstöchter folgen, ohne daß Wahl oder Einwilligung der Stände nöthig wäre. Das Gesetzbuch, welches Alfonso hatte verfassen lassen, ward angenommen, und die Unabhängigkeit des neu gegründeten Throns feierlich erklärt. Der König selbst sprach jedem

einer Nachkommen, der sich zur Zinsbarkeit verstehen würde, das Recht auf die Thronfolge ab. Die Eroberung von Lisboa im Jahre 1147, die ihm mit Hülfe kreuzfahrender Engländer und Hanseaten, die eben in den Tajo einliefen, gelang, war eins der glänzendsten Ereignisse seines kriegerischen Lebens. Unter seinen nächsten Nachfolgern wurden weder die Gränzen des Landes bedeutend erweitert, noch Veränderungen in der Verfassung gemacht. Glänzend aber strahlt König Dionys (1279 — 1325) hervor, der ruhmvollen Beinamen werth, die ihm die dankbare Nachwelt gab, der Gerechte, der Anbauer (Labrador), der Vater des Vaterlandes. Mit Klugheit und Muth widersetzte er sich den Geistlichen, welche schon unter seinen Vorfahren durch ihre Anmaßungen den innern Frieden gestört hatten, und auch gegen ihn Befreiung von allen Abgaben behaupten wollten; er bewahrte den Frieden mit dem anmaßendsten aller Priester, ungeachtet seine Verordnungen, wodurch er die Anhäufung des Landeigenthums in den Händen der Geistlichkeit zu verhindern suchte, ihm nicht die Freundschaft des römischen Hofes erwerben konnten. Selbst gelehrt, war er unter allen gleichzeitigen Fürsten der freigebigste Freund der Gelehrsamkeit, und hinterließ in der von ihm gestifteten hohen Schule zu Coimbra ein Denkmal seiner Liebe zu den Wissenschaften. Er benutzte zuerst die glückliche Lage seines Landes, um es zu einem Handelsstaate zu machen, und legte, die Betriebsamkeit seines Volkes weckend, den ersten Grund zu der Größe, welche die Portugiesen in dem folgenden Jahrhunderte erreichten. Diese kaufmännische Regsamkeit und die wohlthätigen Folgen der Verwaltungsgrundsätze des Königs hoben das städtische Gewerbe; und die Aufnahme der Städte hatte hier wie in Spanien die Wirkung, daß die Bürger neben dem Lehnadel und der Geistlichkeit als Reichsstand sich erhoben. Dionys vermehrte die Zahl der Ritterorden, welche, aus einzelnen Ritterverbindungen entstanden, schon seit der Regierung des großen Alfonso beigetragen hatten, dem Staate die Anlage zu einer aristokratischen Verfassung zu geben; die Orden von Avis, von St. Michael del Ala und der Christorden, dem im J. 1319 die Güter der unterdrückten Templer zufielen, verdanken ihm den Ursprung. Mit Pedros des Strengen Sohne erlosch im J. 1383 der Mannsstamm des burgundischen Hauses. Seine Tochter, des castilischen Königs Gemahlin, war die rechtmäßige Thronerbin; aber die Portugiesen waren einer Verbindung mit Castilien so abhold, daß Pedro's unehelicher Sohn, der tapfere Johann, von den Ständen als König begrüßt ward, Er behauptete den Thron, als er, durch seinen tapfern Feldherrn Alvaro Nuñez Peveira unterstützt, die Castilier bei Aljubarota im J. 1385 geschlagen hatte. Nach dem Frieden 1411 mit Castilien wandte der wackere König seine Sorgfalt auf die Verbesserung seines Landes. Er herrschte ruhig über sein unruhiges Volk, und selbst über die stolzen Edlen des Landes, deren Macht sich sehr gehoben hatte, weil Johann bei seiner Thronbesteigung ihre Gewogenheit durch manche Opfer hatte erkaufen müssen. Er verdiente die Krone durch Weisheit und gemäßigte Beherrschung. Die Zeit seiner Regierung war glücklich durch den Anfang auswärtiger Eroberungen, mit welchen Portugals Größe gegründet ward. Treffliche Söhne vollendeten, was der Vater rühmlich begonnen. Nach der Eroberung von Ceuta auf der Nordküste von Afrika im J. 1415, wo die tapfern Prinzen Eduard, Heinrich und Pedro den Ritterschlag von ihres Vaters Hand sich verdienten, begann Heinrich der Seefahrer (s. d. Art.), Großmeister des Christordens, seine rühmliche Laufbahn (gest. 1460), und gab die erste Anre-

gung zu den folgenreichen Länderentdeckungen und Handelsunternehmungen, welche Portugals Macht über alle Zeitgenossen erhoben. Madeira, die Azoren, die goldreiche Guineaküste waren die ersten Früchte seines Eifers. Nicht so glänzend als Johanns Regierung war die Herrschaft seines Sohns und seines Enkels; aber größer noch als der erste war der zweite Johann, der kraftvollste König, den Portugal je besessen. Unter ihm begann der heftige Kampf mit dem Adel, dessen Macht unter seinen nachsichtigen Vorfahren sich kühn erhoben hatte. Die verschleuderten Krongüter wurden wieder eingezogen, die Richtergewalt der adeligen Gutsbesitzer beschränkt durch Ernennung von Richtern, die Gelehrte, nicht Ritter seyn sollten. Den ersten unter den unruhigen Edeln, den mächtigen Herzog von Braganza, ließ der König öffentlich enthaupten, und das neue Haupt der mißvergnügten Großen, der Herzog von Viseu, empfing 1483 den Tod von des Königs eigener Hand. Die Länderentdeckung ward eifrig fortgesetzt, und oft mit wissenschaftlicher Einsicht betrieben. Der reiche Ertrag des Handels mit Guinea gab Hülfsmittel zu neuen Unternehmungen. Die lebhafte Betriebsamkeit, die jetzt immer mehr unter den Portugiesen erwachte, ward durch die Juden, deren Anzahl um diese Zeit in Portugal zunahm, nützlich befördert, und nirgends fanden sich unter diesen Fremdlingen so gebildete und gelehrte Männer als in Portugal. Im J. 1481 sandte Johann zwei kundige Männer ab, die zu Lande nach Ostindien reisen sollten, dessen Handelsschätze das große Ziel seiner Bemühungen waren; aber in demselben Jahre kehrte Bartholomäus Diaz von einer Seefahrt zurück, auf welcher er die Südspitze von Afrika entdeckt hatte. Diaz nannte diese Spitze zum Gedächtniß der Beschwerden und Gefahren, die er bei der Umsegelung erduldet, das Vorgebirge der Stürme, doch der König, die großen Folgen dieser Entdeckung ahnend, das Vorgebirge der guten Hoffnung. Bei dem glücklichen Fortgange, den die portugiesischen Länderentdeckungen hatten, bei dem reichen Ertrage eines unermeßlichen Handels, den man auf dem neuen Seewege fand, ließ sich's entschuldigen, daß Columbo abgewiesen ward, als er zuerst dem Könige von Portugal Anerbietungen zu neuen Entdeckungen im westlichen Weltmeere machte. Aber nach dem ausgezeichneten Glücke, das die ersten Unternehmungen des kühnen Seefahrers begleiteten, schien Johann doch seine frühere Unschlüssigkeit zu bereuen, und ließ auch ein Geschwader ausrüsten, um Eroberungen in Westen zu machen. Dadurch entstand ein Streit zwischen Portugal und Castilien, den endlich der alles ausgleichende Papst Alexander VI. durch die bekannte Linie schlichtete, die 1360 Meilen westlich von den azorischen und capverdischen Inseln laufend, die künftigen portugiesischen und castilischen Eroberungen schied. Was unter Johann II. mit so großen Hoffnungen begonnen, wurde unter Emanuels des Glücklichen Regierung (1495 — 1521) fortgesetzt. Er fuhr fort, den Weg zu verfolgen, den ihm seine Vorfahren zu Indiens Reichthümern geöffnet hatten. Im J. 1497 sandte er den erprobten Seemann Vasco da Gama (s. d. Art.) mit vier Schiffen ab, der glücklich bis Goa kam und zwei Jahre später zurückkehrte. Als nun die Möglichkeit erwiesen war, zur See nach Indien zu reisen, wurden immer neue Geschwader ausgerüstet, bald strömten zahllose Reichthümer nach Portugals Hauptstadt, und in wenigen Jahren gehorchten viele Fürsten auf der indischen Halbinsel dem gefürchteten Namen des Königs von Portugal. Schon im Anfange des 16ten Jahrhunderts war der große Franz von Almeida der erste Unterkönig in Indien, und Alfonso de Alboquerque, einer der trefflichsten

Digitized by Google

Männer, welche die Jahrbücher der Völker kennen, groß als erobernder Krieger, groß in der Verwaltung des Eroberten, machte Goa (s. d. Art.), den wichtigsten Hafen Indiens, zum Hauptsitze des portugiesisch-indischen Reichs. Von Bab-El-Mandeb bis an die Meerenge von Malacca gebot Emanuel. Große Thaten wurden auf diesem fernen Schauplatze vollbracht, und was die Geschichte von dem Heldenmuth der Portugiesen zu rühmen hat, ist so herrlich, als sie von irgend einem Volke zu erzählen weiß. Dieser Heldengeist der Portugiesen gab dem Volksgefühle jugendliche Kraft und Lebendigkeit, und kein Wunder, daß die allgemeine Stimmung Helden weckte, welchen der Ruhm und die Größe des Vaterlandes alles galt, wenn man hört, daß alle achtbaren Jungfrauen jedem, der in Indien gekämpft hatte, den Vorzug bei ihrer Wahl gaben. Lisboa ward die lebendigste Handelsstadt Europa's, dessen Reichthümer hier zusammenflossen. Die Schätze, welche der Handel hier häufte, waren aber kaum hinreichend, den Aufwand zu bestreiten, den die Feldzüge in Afrika foderten, wo Emanuels Waffen weniger glücklich waren. Zwar schickte sogar der König von Congo, der sich durch die Missionarien, ohne welche damals kein Entdeckungsschiff absegelte, hatte taufen lassen, zwei seiner Söhne nach Portugal zur Erziehung; zwar wurden aus der Niederlassung auf der Guineaküste, von welcher Portugal alle Fremde ausschloß, noch immer große Schätze gesandt; aber unglücklich waren die Unternehmungen in Nordafrika. Die Besorgniß, alle mauriſchen Fürsten aufzureizen, mußte oft selbst bei glücklichen Erfolgen die Waffen aufhalten, der ungünstige Boden hinderte schnelle Fortschritte, und endlich ist es sehr wahrscheinlich, daß Venedigs und Spaniens Eifersucht den mauriſchen Fürsten heimlich Beistand leistete. Der Ruhm, den Emanuel durch seine Eroberungen in Indien erwarb, war kein Ersatz für die Entvölkerung, die Portugal erlitt, das so viele seiner rüstigsten Jünglinge aussandte, um seine Eroberungen zu behaupten und zu vergrößern. Unter Emanuels Sohne, Johann III., (von 1521 — 1557) wurden die Entdeckungen und der Handel in Ostindien erweitert; aber schon zeigten sich in Europa die Folgen des schnell anwachsenden Geldreichthums, mit welchem die inländische Betriebsamkeit nicht gleichmäßig stieg. Unter seiner Regierung wurde die Inquisition (s. d. Art.) in Portugal eingeführt, unter dem Vorwande, sich derselben gegen die Juden zu bedienen, welche dem Schein nach Christen geworden waren. Der kluge Johann II. hatte eine große Anzahl derselben aufgenommen, die Ferdinands und Isabella's unduldsame Strenge aus Spanien vertrieb; aber die Gastfreundschaft, welche er ihnen gewährte, war mit so harter Behandlung verbunden, daß es eine der ersten Herrschersorgen Emanuels war, die Lage der Gedrückten zu mildern. Bei seiner Verbindung mit der spanischen Eleonore aber ließ sich der alte König im ersten Rausche der Liebe zu einer unweisen Strenge gegen die Juden verleiten, und alle, die nicht Christen werden wollten, ihrer Kinder berauben und zu Sclaven machen. Ob die reichen Fremdlinge indeß Mittel fanden, die Vollziehung des grausamen Gebots zu verhüten, oder ob Emanuel die Folgen ihrer Verzweiflung verhindern wollte, genug, der König verlängerte die Frist ihres Abzugs auf zwanzig Jahre, um ihnen, wie er sagte, Zeit zur gänzlichen Bekehrung zu lassen. Diese Begünstigung hatte die Wirkung, daß viele Juden sich öffentlich zum Christenthum bekannten, heimlich aber bei ihrem Glauben blieben, gegen deren Abkömmlinge die Inquisition in der Folgezeit die abscheulichsten Grausamkeiten ausübte. Noch nachtheiliger als die Einführung der Inquisition war die Auf-

nahme des neugestifteten Jesuiterordens, welchem Johann III., als ob auf ihm der Fluch gelastet hätte, alles zu thun, um die Größe seines Reiches zu untergraben, eher als irgend ein europäischer Fürst den Eingang in sein Reich öffnete. Die schlauen Ordensbrüder ließen sich gern als Prediger des Glaubens in Indien brauchen, wozu bis dahin vorzüglich die Franziscaner gedient hatten. Eine der ersten verderblichen Folgen dieser Aufnahme war es, daß die Erziehung des Kronprinzen Sebastian den Jesuiten, den schlechtesten Fürstenerziehern, die es je gegeben hat, überlassen ward. Sie pflanzten ihm den unseligen Hang zu Schwärmerei und fanatischer Eroberungssucht ein, der ihn zum Untergang geführt hat. Der junge König faßte den unklugen Entwurf, Ueberwinder der Mauren in Afrika zu werden, was seinen kräftigern Vorfahren nicht hatte gelingen wollen, und verfolgte denselben gegen alle Erinnerungen verständiger Räthe, mit unsinniger Heftigkeit. Als er im J. 1578 in Afrika die Schlacht bei Alcassar und wahrscheinlich auch sein Leben verloren hatte, entstand ein Streit um die Krone des kinderlosen Sebastian. Nach der kurzen Regierung seines alten schwachen Oheims, des Königs Heinrich, gewann der schlaueste und mächtigste Mitwerber, Philipp II. von Spanien, durch Alba's Sieg den Thron. Aber ein großes Unglück war es für Portugal, mit einem Reiche (von 1580 bis 1640) verbunden zu werden, das gerade von dieser Zeit an durch unglückliche Kriege und unweise Verwaltung seinem eigenen Verfall entgegeneilte. Portugal mußte das Schicksal eines eroberten Landes empfindlich fühlen. Spaniens mächtige Feinde, die Engländer und Holländer, behandelten gern auch Portugal feindlich, dessen Reichthum so gute Beute versprach, und für immer gingen so viele herrliche Besitzungen verloren, welche glorreiche Vorältern erobert hatten, um so leichter verloren, da der alte Heldengeist des Volks in der letzten Zeit seiner Unabhängigkeit völlig erstorben war und die Portugiesen sich überall durch ihren Uebermuth und ihre Härte so verhaßt gemacht hatten, daß die gedrückten Fürsten und Völker Asiens bei jedem Wechsel nur zu gewinnen glaubten. Spanien that gar nichts zur Unterstützung des Volks, das es in seinen Verfall gerissen hatte. Die Holländer eroberten die gewürzreichen moluckischen Inseln (s. d. Art.), und die Hälfte des wichtigen Brasiliens, das in Johannes II. schöner Zeit durch einen glücklichen Zufall (von Cabral im J. 1500) war entdeckt worden. Sie nahmen die Niederlassung auf der Guineaküste und verschafften sich Eingang auf dem reichen Markte in Indien, wo sie die Portugiesen immer mehr verdrängten. Die spanische Regierung ward immer raubsüchtiger. Die schönsten Krongüter wurden veräußert. Aber empört von diesem Drucke, und der schnöden Behandlung, welche sie unter Philipps IV. Minister, Olivarez, erlitten, stifteten die portugiesischen Großen eine klug entworfene, schlau geleitete Verschwörung, deren glücklicher Ausschlag einen Abkömmling des alten Königsstamms, den Herzog Johann von Braganza, im J. 1640 auf den portugiesischen Thron führte. Die Folge dieses Abfalls war ein Krieg mit Spanien, der erst 1668 durch einen Friedensschluß geendigt ward. Durch den Frieden mit Holland kam zwar unter Johann und seinem Nachfolger manches Verlorene wieder an das Reich, und es wurde manches gethan, um dem tief gesunkenen Staate wieder aufzuhelfen; aber die alte Größe war nicht wieder herzustellen, selbst wenn sich bei allen Fürsten dieses Stammes so viel Kraft und Weisheit gezeigt hätte, als sich bei einigen guter Wille fand. Schon unter dem ersten braganzischen Könige ward ein Handelsvertrag mit England abgeschlossen, und

dem im J. 1703 durch den englischen Gesandten Mathuen geschlossenen neuen Vertrage, der den Engländern die Vortheile der kurz vorher entdeckten Goldminen in Brasilien zuwandte, bildete sich das Verhältniß mit England allmählig so aus, daß Portugal unter den Mächten Europa's mit wenig Selbstständigkeit auftreten konnte. Unter Johanns V. langer Regierung (1707 — 1750) wurde zwar in Hinsicht auf auswärtige Verhältnisse etwas Kraft gezeigt, so wie im Innern manches Gute versucht, aber dort kein entscheidender Erfolg, hier keine Vollendung. Das prachtvolle Kloster zu Mafra war freilich ein dauerndes Denkmal seiner Herrschaft, aber dieser Bau und die zu ihm theuer erkaufte Erlaubniß, einen Patriarchen von Lisboa zu besitzen, hatten den Schatz des Landes auf lange Zeit erschöpft. Unter dem Nachfolger leitete der Marquis von Pombal (s. d. Art.) den Staat, ein sehr strenger Verbesserer, wie Portugal ihn brauchte, aber so streng, daß die heiligen Gesetze des Rechts oft nicht geachtet wurden. Gegen die Jesuiten und gegen den mächtigen Adel, die sich unter den vorigen Regierungen an geheimen Einfluß in die öffentliche Verwaltung gewöhnt hatten, waren seine Angriffe vorzüglich gerichtet. Die Entdeckung des großen jesuitischen Reichs in Paraguay (s. d. Art.) und das Betragen der Ordensbrüder bei dem Erdbeben in Lisboa versetzten den ersten Schlag gegen sie herbei. Sie verloren im Jahre 1757 die Beichtvaterstellen in der königlichen Familie und den Zutritt bei Hofe. Zwei Jahre nachher wurden alle Jesuiten auf ewig aus dem Reiche verbannt, und die Güter des Ordens eingezogen. Der tapfere Graf von Schaumburg-Lippe, dem Portugal in dem Kriege gegen Spanien (1760) so viel verdankte, machte zu gleicher Zeit in dem portugiesischen Kriegswesen große Verbesserungen, die ihn aber nicht lange überlebt haben. Schon nach seiner Abreise verfiel das gut begonnene Werk und was später etwa noch versucht ward, wirkte keine dauernde Verbesserung. Bei dem Anfange der Regierung der Königin Maria Josephe Pombal sogleich eine Gewalt, die er fünfundzwanzig Jahre lang besessen hatte. Portugal verdankt ihm viel, sein Erwachen. Manche seiner nützlichen Einrichtungen fielen zwar mit ihm, aber, wie ein neuerer Reisender treffend sagt, die Aufklärung, die er anzündete, die Richtung, die er der Denkweise und den Sitten gab, die Modificationen, die sie in dem Charakter der Nation hervorgebracht, möchten schwerlich je wieder ausgelöscht werden, denn einmal überwundene Vorurtheile erlangen selten ihre alte Macht wieder. Unter Maria's Regierung war alle Gewalt getheilt zwischen einem unaufgeklärten Adel und dummen Geistlichen. Als sie in Wahnsinn verfiel, übernahm der Prinz von Brasilien, Johann Maria Joseph Ludwig, am 10. Febr. 1792 die Regierung. Seine Bigotterie und die Schwäche seines Charakters konnten keine große Hoffnungen von seiner Verwaltung erregen; auch entwickelten sich diese Fehler immer mehr, als er das Ruder ergriffen hatte. Alle guten Anstalten, die Pombal und der Graf von Schaumburg-Lippe im politischen und militärischen Fache getroffen hatten, giengen unter oder wurden zerstört; die Geistlichkeit und mit ihr die Inquisition gelangten wieder zur alten Macht; Finanzen, Künste, Wissenschaften und Handel geriethen in Verfall. 1793 nahm der Prinz-Regent, durch Spanien und England genöthigt, an dem Kriege gegen Frankreich Antheil, den er kraftlos und mit nicht geringem Verlust führte. Als aber diese erste Macht 1796 sich mit Frankreich versöhnte, erklärte er auch seine Neutralität und ließ 1797 einen Frieden schließen, den er jedoch nicht ratificirte, weßwegen Frankreich im Kriegsstande mit ihm blieb,

Portugall aber sich enge an Großbritannien anschloß. Nachdem der Regent 1799, als alle Hoffnung zur Wiederherstellung seiner Mutter verschwunden war, seine Regentschaft in Souverainetät verwandelt hatte, sah er sein Land (1800) von der vereinigten spanischen und französischen Macht angegriffen, seine Armee ergriff die Flucht, und er gerieth in die Nothwendigkeit, in dem Frieden von Badajoz, am 6. Jun. 1801 Olivenza an Spanien, und einen großen Theil von Guiana an Frankreich abzutreten. Der nach dem Frieden von Amiens wieder erfolgte Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England, schien Portugall abermals in die Nothwendigkeit zu setzen, an dem Streite Antheil zu nehmen. Aber es wies die Zudringlichkeit der Franzosen durch ein Opfer von 16 Millionen Francs zurück, und erkaufte sich dadurch das Recht der Neutralität. Sein Handelsinteresse und die Rücksicht auf seine herrlichen Besitzungen jenseits des Oceans erlaubte aber dem portugiesischen Hofe nicht, seine alten Bundsgenossen, die Engländer, zu vernachlässigen, denen ohnehin der Minister Almeida entschieden ergeben war. Deßhalb erwies man dieser Nation die ausgezeichnetsten Begünstigungen, gewährte ihr die Vortheile und Erzeugnisse des Landes zum Behufe ihrer militärischen Operationen, und weigerte sich der allgemeinen Handelssperre beizutreten, während man auf der andern Seite jedes Opfer brachte, um den Zorn Napoleons zu besänftigen. Unterdessen beschloß dieser den Untergang der portugiesischen Regierung. Ein geheimer Vertrag mit Spanien entschied die Zertrümmerung des Reichs; eine französische Armee, unter dem General Junot, zog gegen die Gränze desselben heran, und laut erscholl der Donner aus den Tuillerien: das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren! In dieser Verlegenheit nahm der Prinz Regent einen klugen und männlichen Entschluß. Er begab sich mit seiner Familie, seinen Schätzen, und einem großen Theile seines Adels und seiner Armee auf englische Schiffe, um seinen Thron in der Hauptstadt von Brasilien aufzuschlagen. Den Tag nach der Einschiffung (30. Nov. 1807) langte Junot, an der Spitze seines Heers, in Lissabon an, und Portugal ward als erobertes Land behandelt. Es bildeten sich aber bald, als ein englisches Heer gelandet war, zahlreiche Kriegerhaufen in den nördlichen Landschaften, voll Muth für des Vaterlandes Befreiung mit den Verbündeten zu kämpfen, und in Oporto versammelte sich schon 1808 die portugiesische Junta, um die gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen und zu leiten. Nach heftigen Kämpfen an der Westküste erfolgte endlich am 21sten August 1808 die entscheidende Schlacht bei Vimeira, in welcher Junot von den Engländern geschlagen ward. Die Folge dieses Sieges war eine Uebereinkunft, wodurch der französische Feldherr sich verbinden mußte, das Land mit seinem Heere zu räumen. Nach der Befreiung ihres Vaterlandes nahmen die Portugiesen thätigen Antheil an dem wechselvollen spanischen Freiheitskriege, bis auch hier Erlösung von fremder Herrschaft rühmlich errungen war. Nach den Beschlüssen des Wiener Congresses sollte der König von Spanien Olivenza wieder an Portugal, der Prinz Regent aber das französische Guiana wieder an Frankreich zurückgeben. Der Hof von Madrit hat aber die ihm angesonnene Zurückgabe bisher verweigert, und auch Guiana ist noch in portugiesischen Händen. Der Prinz Regent, der nach dem 1816 erfolgten Tode seiner Mutter, den Thron förmlich bestieg, verweilte indessen in Rio Janeiro, und es scheint, daß für die Zukunft, wie es auch die natürlichen Verhältnisse wollen, Portugal von Brasilien aus regiert werden soll; bereits ist auch eine königliche Erklärung erfolgt, vermöge deren das letztere nicht mehr als

ßanzſtaat, ſondern als integrirender Theil von Portugal angeſehen
rd. Es ſchickt ſich auch hier alles zu einem neuen kräftigen Leben
, ſeitdem durch die große Einwanderung von 1807, durch die vielen
chfolgenden europäiſchen Coloniſten und durch die unmittelbare Auf-
ht der Regierung alle Zweige der Thätigkeit und jede vorhandene
'aft ſich mit jugendlicher Stärke entwickeln, und die Staatsverwal-
ng durch allgemeine Religionsduldung und durch Förderung der gei-
gen Cultur, des Landbau's, der Induſtrie und des Handels das Fort-
reiten zum Beſſern eifrig betreibt. Um einſt den Thron von Portu-
l und Braſilien zu zieren, iſt die Erzherzogin Leopoldine von Oeſter-
ch beſtimmt, welche ſich im Herbſte 1816 mit dem Kronprinzen Pe-
r, (geb. am 12. Octbr. 1798) verlobt hat. — Portugal, nach Abend
d Mittag von dem atlantiſchen Meere umfloſſen, gegen Morgen und
itternacht an Spanien gränzend, begreift einen Flächenraum von 1642
graphiſchen Quadratmeilen, wenn Flußmündungen und Meerbuſen
gezogen werden, die 14 Quadratmeilen umfaſſen. Der Staat beſteht
s zwei Königreichen: 1. Portugal, das die Landſchaften Entre Minho
Duoro, Traz os Montes, Eſtremadura, Beira und Alenteio begreift;
Algarve. Das Land iſt im Ganzen gebirgig, und hat nur zwei ausge-
nte Ebnen, die eine in der Landſchaft Alenteio, die andre in Beira.
e Bergthäler ſind beſonders in den Landſchaften Minho und Traz
Montes durch Fruchtbarkeit und Reiz ausgezeichnet. Portugals
uptgebirge ſind fortlaufende Arme des großen Gebirgsſtocks in Spa-
n, das auch ſeine großen Flüſſe, den Tejo *) (in Spanien Tajo),
Guadiana, den Duoro **) (in Spanien Duero) und den Minho ***),
n ſendet. Landſeen hat Portugal gar nicht. Mineralquellen ſind
ufig. Obgleich das Land in dem wärmern Theile der nördlichen ge-
ßigten Zone liegt, ſo hat es doch bei weitem nicht die ſengend heiße
ut, welche im mittlern und ſüdlichen Spanien herrſcht; die Seewin-
erfriſchen die Küſtengegenden, und im Binnenlande kühlen die Nord-
nde. Portugals Luft iſt daher ausgezeichnet geſund und leicht ge-
hnt ſich jeder Fremdling. Im Januar beginnt der reizendſte Früh-
g; vom März an iſt die Witterung ungleich; bald Regen und
ürme, bald trockne Hitze. Die Ernte iſt im Junius. Vom Ende
Julius bis zu Anfange des Septembers verwelkt der friſche Pflan-
wuchs unter den Strahlen der Sonne, und ſo günſtig die Witte-
ng im Ganzen iſt, ſo wird doch dieſe Dürre dem Ackerbau zuweilen
htheilig. Künſtliche Bewäſſerung kennt man in den meiſten Land-
ſten noch nicht, nur die Gärten werden ſorgfältig bewäſſert, um das
deihen des Gemüſes und des Obſtes zu ſichern. Regen iſt im Som-
r ſehr ſelten. Nach heißen Tagen ſind die Abende und Nächte ſehr
l. Wenn gegen Ende des Septembers, oder im Anfang des fol-
den Monats, der erſte Regen die Erde getränkt hat, wird ſie aufs
e mit friſchem Grün überzogen, es beginnt ein zweiter Frühling, und
e Blüthen ſchmücken den Fruchtbaum. Der am Ende des Novem-
s eintretende Winter bringt nur heftige, von Stürmen begleitete Re-
güſſe, die aber nicht anhaltend ſind, und mit heiterm Wetter ab-
hſeln. Nur in den nördlichen Gegenden herrſcht dauerndere Winter-
te, in den ſüdlichen aber iſt der Schnee eine ſehr ſeltene Erſcheinung.
witter ſind nur im Herbſte und Winter. Portugal iſt reich begabt

*) Sprich Téjo nach der franzöſiſchen Ausſprache des T.
**) Sprich Dohro.
***) Sprich Minjo.

mit Naturschätzen. Würden sie nur alle hervorgezogen von fleißigern Händen. Aber so wird der ehemahls eifrig betriebene Bergbau auf edle Metalle, deren reiche Adern sich unverkennbar zeigen, jetzt ganz vernachlässigt, theils wegen Brasiliens Goldgruben, theils weil Menschenhände und Brennstoff mangeln. Bisher wurden nur einige Eisenmienen in Estremadura bearbeitet, in den neusten Zeiten aber ist die Hoffnung erregt worden, den Metallreichthum des Landes künftig sorgfältiger beachtet zu sehn. Kupfer, Eisen, reiche Arsenikkiese, Wismuth, schöne Marmorarten, finden sich in mehrern Landschaften, aber Edelsteine sind selten. Salzquellen gibt es wenige, und es wird nur eine benutzt, desto mehr Seesalz aber gewonnen. Die Erzeugnisse des Pflanzenreichs werden zwar besser genutzt, aber auch der Getraidebau ist jetzt minder ergiebig als in der Vorzeit, z. B. im 13ten Jahrhunderte, wo Portugal Getraide zur Ausfuhr übrig hatte. Die Länderentdeckungen aber und die Folgen derselben, die Auswanderungen in die neu gegründeten Ansiedlungen und der steigende Seehandel entzogen dem Ackerbau so viele Hände, daß dieser Zweig der Betriebsamkeit des Volks seit dem 15ten Jahrhundert zu vertrocknen begann. Dazu kommt die Unwissenheit der Bauern, der Druck, worunter sie leiden, Mangel an Fleiß in den fruchtbarsten Gegenden, die großen Besitzungen der Geistlichkeit, der Mangel an Zugvieh und die Schwierigkeit des innern Verkehrs. Ungeachtet die Regierung seit Pombals Verwaltung den Ackerbau zu befördern suchte, so ist doch noch immer eine beträchtliche Getraidezufuhr vom Auslande nöthig. Kartoffeln werden wenig oder gar nicht gebaut, häufiger aber die minder nährenden Erdäpfel *). Reichlich aber gedeihen treffliche Baumfrüchte, die häufig ausgeführt werden. Auch wird viel Oel gewonnen, das aber wegen ungeschickter Behandlung gewöhnlich sehr schlecht ist; das beste kommt aus Algarve. Der Weinbau liefert sowohl für das einheimische Bedürfniß als für die Ausfuhr treffliche Erzeugnisse, Tischweine und verschiedne Arten süßer Weine. Die rothen Portweine sind die bekanntesten, und werden vorzüglich nach England ausgeführt. Im J. 1765 wurden, um das nachtheilige Verhältniß zwischen dem Weinbau und dem Getraidebau zu mindern, auf Befehl der Regierung alle am Tejo, Mondego und Douga gelegenen Weinberge in Kornland verwandelt, mit Ausnahme einiger Gegenden in Estremadura, die vortreffliche Weine liefern. Dadurch ward fast ein Drittheil des Weinbaues vernichtet, aber seit Pombals Sturze haben viele Eigenthümer ihre Weinberge wieder hergestellt, weil sie durch Weinbau mehr als durch den einträglichsten Kornbau gewinnen. Hanf und Flachs werden in einigen nördlichen Gegenden, aber bei weitem nicht hinlänglich für das einheimische Bedürfniß erzeugt. Bis auf die neusten Zeiten war sorgfältige Forstwissenschaft unbekannt, daher wird in manchen Gegenden das Brennholz schon selten. Die Viehzucht ist, ungeachtet das Land gute Weiden hat, noch sehr eingeschränkt, theils wegen der dem Graswuchse nachtheiligen Sommerdürre, theils weil es an künstlichen Wiesen fehlt, die man bloß in Minho kennt. Am beträchtlichsten ist die Viehzucht in Beira, Minho und Estremadura. Ochsen werden als Zugvieh gebraucht. An Pferden, die leicht, klein, aber schön gebaut sind, ist kein Ueberfluß. Maulthiere sind allgemein im Gebrauche. Die Schafzucht ist besonders in Beira sehr bedeutend. Die Heerden wandern im Winter nach der Landschaft Alentejo. Die Wolle ist der spanischen ähnlich, doch nicht so fein. Kühe werden we-

*) Hollanthus Tuberosus.

ig zur Milchnutzung gezogen, dagegen aber viele Ziegen, deren Milch
enossen oder zu Käse gebraucht wird. Die portugiesischen Schweine
ind der sinesischen Abart ähnlich, und werden sehr fett. Truthühner
verden in ganzen Heerden gehalten. Die Bienenzucht liefert nicht ge-
ug Wachs zum kirchlichen Gebrauch. Die ehedem beträchtliche Sei-
enernte hat in neuern Zeiten angefangen, sich wieder von ihrem Verfall
u erholen, und im Jahre 1804 wurden schon 61,700 Pfund Seide ge-
onnen. Von Wildpret gibt es nur Damhirsche, wilde Schweine,
Kaninchen, aber wenig Hasen. Rothe Rebhühner sind häufig, sonst
ber gibt es wenig Vögel, dagegen sind die Flüsse sehr reich an Fischen,
esonders der Tejo. Ungeachtet dieses Reichthums aber ist der einhei-
ische Verbrauch so groß, daß Zufuhr von Stockfischen und Kabeljau
öthig ist. Die Engländer, Nord-Amerikaner und die nordischen See-
ahrervölker versorgen das Land damit, während die Portugiesen im 16.
ahrhundert bedeutenden Antheil am Stockfischfange bei Neufundland
atten. — Die Bewohner des schönen Landes sind, wie die Spanier,
n Gemisch von Celten (den Urbewohnern), Carthagern, Römern,
Deutschen, Arabern, Juden; aber auch hier hat die Volksmenge abge-
ommen. Unter Emanuel war Portugal von 4 Millionen bewohnt.
ine genaue Angabe der jetzigen Volkszahl ist nicht möglich, da alle
ählungen unvollständig sind, und weder, wie es scheint, die Geistlich-
eit, noch auch die Soldaten begreifen. Nach einer später als 1790
orgenommenen Zählung gab es 760,402 Feuerstellen im Lande, und
an kann die jetzige Volksmenge wenigstens auf 3 Millionen rechnen.
im Ganzen war die Bevölkerung bis auf die neusten unglücklichen
eiten, die derselben wahrscheinlich sehr nachtheilig gewesen sind, im
Steigen. — Der Adel, jetzt weniger zahlreich als ehedem, wird in den
hen und niedern Adel eingetheilt; jener bestand im Jahre 1805 aus
5 Geschlechtern, unter welchen es viele Reiche gab. Für Edelleute,
elche in des Königs Dienst verarmt oder gebrechlich werden, ist eine
nstalt in Belem (nicht weit von der Hauptstadt Lisboa), worin sie
i der Ankunft mit der Kleidung des Christordens versehen und gut
rpflegt werden. Auf dem Lande und in kleinern Städten zeigt sich,
ach den Erzählungen Links u. a. Reisenden, der Volkscharakter auf
s vortheilhafteste, besonders in den nördlichen Landschaften, wo die
n Portugiesen eigene Höflichkeit aufrichtig und freundlich ist, vereint
it traulicher Gastfreiheit, reinen Sitten, Mäßigkeit und Nüchternheit.
aß gegen die Spanier hat sich aus der Vorzeit fortgeerbt. Der Um-
ng unter den vornehmen Städtern wird durch steife Förmlichkeit lä-
g. In den Städten gibt es wenig öffentliche Belustigungen. Stier-
fechte sieht man in der Hauptstadt. — Unter den Geistlichen herrscht
i Ganzen wenig Aufklärung, obgleich sich manche derselben jetzt mehr
s vordem durch Gelehrsamkeit auszeichnen. Die Anzahl aller Geist-
chen wollten Einige vor dem Jahre 1808 auf 200,000 schätzen *).
er König ernennt den Patriarchen, der zu Lisboa seinen Sitz hat,
nd unter welchem neun Bischöfe, fünf im europäischen und vier im
ßereuropäischen Gebiete stehen. Die übrigen zehn portugiesischen
ischöfe stehen unter den Erzbischöfen von Braga (dem Primas des
eichs) und von Evora. Der König ernennt alle Bischöfe. — In den
rtugiesischen Ländern gab es bisher Oberinquisitionsgerichte zu Lis-

*) Z. B. Ebeling. Da aber in Spanien bei einer weit größern Volks-
zahl weniger Geistliche sind, so möchten sich wohl Zweifel dagegen er-
heben lassen.

boa, Coimbra, Evora und zu Goa in Ostindien. Jedes war ganz unabhängig, obgleich alle einigermaßen dem obersten Inquisitionsrathe in der Hauptstadt unterworfen waren. Nach der Eroberung des Landes durch die Franzosen wurde auch hier die Inquisition vernichtet, wie in Spanien. Dieses Gericht übte indeß in Portugal nie so grausame Strenge als dort, und wurde in neuern Zeiten schon sehr beschränkt, so daß es zuletzt nicht viel mehr als ein Polizeigericht unter der Leitung der Regierung war. — Manche Gelehrte zeichneten sich in neuern Zeiten durch rühmliche Thätigkeit aus, und die Wissenschaften hoben sich, obgleich der Zustand der Gelehrsamkeit im Allgemeinen weit unter der Stufe blieb, welche sie in der glänzenden Zeit des 16ten Jahrhunderts erstiegen hatte. Coimbra, die einzige hohe Schule des Landes, hat in neuern Zeiten manche Verbesserungen erhalten, ist aber, wenn man den Maßstab der Beurtheilung von deutschen Lehranstalten mitbringt, in schlechtem Zustande. In der Hauptstadt sind vier Schulen für classische Sprachen und gemeinnützige Wissenschaften. Das seit 1761 für junge Edelleute errichtete Collegium ist eine der besten Lehranstalten, wird aber gerade am wenigsten besucht. Seit 1799 besteht ein Oberschulrath, der aber für die Verbesserung der Volksschulen, deren Zustand erbärmlich ist, sich noch nicht wirksam gezeigt hat. — Die inländische Betriebsamkeit konnte nicht zu rechtem Gedeihen kommen, was größtentheils die Schuld verkehrter Regierungsmaßregeln war. Als man anfangen wollte sie zu beleben, geschah der große Mißgriff, daß der König mehrere Manufacturen übernahm, daß für andre Erzeugnisse des Kunstfleißes ausschließender Alleinvertrieb eingeführt ward und nachtheilige Zolleinrichtungen gemacht wurden. Auch hier erweckte Pombal kräftig, verläugnete aber auch hier nicht seine Neigung zu gewaltsamen Maßregeln. In neuern Zeiten hat zwar der Kunstfleiß Fortschritte gemacht, doch sind nur wenige Fabriken im Stande, die Erzeugnisse des Auslandes entbehrlich zu machen, und noch wenigere können ihre Erzeugnisse, hinsichtlich der Güte und des Preises, ausländischen gleich stellen. Die wichtigsten sind Wollwaarenfabriken, Seiden-, Baumwolle- und Hutmanufacturen, Leinwandwebereien (besonders in Minho) und Glasfabriken. Die meisten Tuch- und Wollenzeugfabriken gehören dem Könige, der sie auf gewisse Jahre an Gesellschaften von Unternehmern mit dem Rechte des ausschließenden Vertriebs übergibt. Die wichtigsten Seidenmanufacturen sind in Lisboa, Braganza, Oporto, Beja, Mondim und Almeirim, und beschäftigten vor dem Jahre 1808 schon gegen 27,000 Menschen; sie bedürfen der Einfuhr fremder Seide, ihre Erzeugnisse aber sind zum Theil unvollkommen und hoch im Preise. Zwar steht der Handel dieses Landes auf einer sehr niedrigen Stufe, wenn man den gegenwärtigen Zustand desselben mit dem Zeitpunkte vergleicht, wo Portugal unter den ersten Handelsmächten glänzte; aber in neuern Zeiten ist doch manches geschehen, denselben zu beleben und ihn weniger abhängig von Ausländern zu machen. Die wichtigsten Hindernisse, die dem Aufkommen des Binnenhandels entgegenstehen, sind der Mangel an guten Heerstraßen und andern die Waarenzufuhr erleichternden Anstalten. Es gibt gar keine Canäle, und die wenigen schiffbaren Flüsse sind nicht das ganze Jahr zu befahren. In neuern Zeiten war indeß der inländische Verkehr weit freier als ehedem; die Regierung hatte bereits manche Gegenstände des Alleinhandels der freien Betriebsamkeit überlassen, und nur den Handel mit Diamanten, Tabak und Brasilholz sich vorbehalten. Alle Waaren, die in den Häfen verzollt waren, wurden von den Landzöllen, welche sie früher hätten en-

richten müssen, befreit. Rechnet man aber die Ausfuhrwaaren gegen die zu dem einheimischen Bedürfnisse nöthigen Einfuhrwaaren, die Portugal von gewerbfleißigern Völkern erhält, so neigt sich die Handelswage nicht zu seinem Vortheile. Der auswärtige Handel wird größtentheils von den Engländern geführt, die sich desselben durch den Vertrag von 1703 bemächtigten, und 70 Jahre im Besitze desselben blieben, bis Pombal auch hier sich freie Hände zu schaffen suchte. Seitdem hat der englische Handel nach Portugal bedeutend abgenommen. England erhält in diesem Handel den Hauptgewinn durch die Erzeugnisse seines Kunstfleißes, welche das Bedürfniß der Portugiesen und ihrer außereuropäischen Niederlassungen verlangt. Ehedem waren bloß englische Schiffe bei dem Handel zwischen Portugal und England beschäftigt, in den neuern Zeiten aber ward derselbe schon zur Hälfte mit portugiesischen Schiffen betrieben und den Verkehr mit Irland führten fast bloß portugiesische Fahrzeuge. Der portugiesische Seehandel mit den übrigen Völkern aber, Spanien ausgenommen, wird fast ganz mit fremden Schiffen getrieben. Die meisten Zweige des ausländischen Handels würden dem Reiche sehr nachtheilig seyn, wenn nicht durch den Colonialhandel das Gleichgewicht erhalten würde. Auf Brasiliens reichen Erzeugnissen ruht Portugals Handel. Nur den Bewohnern des Reichs und seiner atlantischen Inseln ist der Handel nach jener Colonie gestattet, und wird ganz in eigenen Schiffen betrieben. Raynal berechnete vor dem Jahre 1775 die Einfuhr aus Brasilien nach einem Durchschnitt von 5 Jahren zu 56,637,290 Livres, wozu etwa 312,000 für heimlich eingeführte Diamanten kamen. In spätern Zeiten aber ist durch den gesteigerten Ertrag des brasilischen Landbaues die Einfuhr bedeutend vermehrt worden. — Der Ertrag der Staatseinkünfte (aus den reichen Geschlechtsgütern des Hauses Braganza, aus den übrigen Krongütern, Zöllen, Accise von Vieh, Wein, Fleisch, Fischen u. s. w., aus den königlichen Zehnten von der Getraideernte, aus der Steuer der Geistlichkeit, aus der Stempelpapiertaxe, aus dem Gewinn der königlichen Manufacturen, dem Münzregale, dem Verkauf der Kreuzbullen, dem Lotterieertrage, der Grundsteuer, dem Ertrage des Alleinhandels mit Diamanten, Tabak und Brasilienholz), läßt sich nicht zuverlässig bestimmen, da die Regierung nichts darüber bekannt macht, und besonders die brasilischen Einkünfte sehr geheim hält. Die Angaben schwanken daher zwischen 12 und 30 Millionen Thaler. Noch weniger bekannt sind die Ausgaben des Staats, so viel aber ist offenbar, daß das Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe immer gestiegen ist. Im Jahre 1754 ward die öffentliche Schuld auf 19 Millionen Thaler geschätzt, zwanzig Jahre später ward sie um einige Millionen höher angegeben, und in neuern Zeiten ist sie sehr gestiegen. — Die portugiesische Kriegsmacht, einst so ruhmvoll unter den tapfersten Völkern, ist seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts in den tiefsten Verfall gerathen, da die Regierung während einer langen Friedenszeit sie vernachlässigte. Im J. 1762 bestand die ganze Landmacht nur aus 30,000 Mann, die schlecht gerüstet, noch schlechter geübt waren, und von Offizieren, die größtentheils keine Kenntnisse und kein Ehrgefühl besaßen, angeführt wurden. Nachdem die durch den Grafen von Lippe eingefangenen Verbesserungen schon längst wieder verfallen waren, dachte man erst im Jahre 1801, durch das Bedürfniß der kriegerischen Zeit gedrängt, ernstlich an eine neue Einrichtung der Landmacht, die im Jahre 1803, Fußvolk, Reiterei, Artillerie, Ingenieure und Polizeiwache mitgerechnet, aus 52,427 Mann bestehen sollte, wozu 33,600 Mann Land-

miliz kamen. Die Werbung und Ergänzung des Heeres geschah im Lande selbst. Die Landschaft Traz os Montes liefert die besten Soldaten. In der letzten unglücklichen Zeit scheint der kriegerische Geist des Volks neu erwacht zu seyn, zum Beweise, daß er nur guter Leitung bedürfe, um des Ruhms der Väter wieder werth zu werden. Die portugiesischen Krieger, welche der Unterdrücker ihres Landes in ferne Erdgegenden schleppte, haben tapfer gefochten, und zahlreich sammelten sich in Portugal selbst Streiter unter Wellingtons Fahnen, um die Schmach des zertretenen Vaterlandes zu rächen. — Beresford organisirte das portugiesische Heer. Es hat in Spanien und auf Frankreichs Boden den Ruhm seiner alten Tapferkeit wieder errungen. Die Erzählung der Details versparen wir für Spanien, wo sie im Zusammenhange dargestellt werden sollen. — Portugals Seemacht, im 15ten und 16ten Jahrhunderte die größte der Welt, ging unter der spanischen Herrschaft zu Grunde, und was späterhin unter den ersten Herrschern aus dem Hause Braganza hergestellt wurde, war wieder verfallen, als Pombal auch hier ein neuer Schöpfer ward, der schon 1768 wieder 10 Linienschiffe und 20 Fregatten erbaut und gerüstet hatte. Seitdem ward die Seemacht noch mehr vervollkommnet. Vor dem Ausbruch des Kriegs gegen Bonaparte zählte man unter den wirklich bemannten Schiffen 12 Linienschiffe, 14 Fregatten, und mehrere kleine Kriegsschiffe, welche bei der Flucht der königlichen Familie mit nach Brasilien geführt wurden. Zur Bemannung wurden 12,000 Seeleute gebraucht, die man größtentheils durch Pressen herbeischaffte. Algarve und die Azoren liefern die besten Seeleute. Alle Schiffe, was den Rumpf derselben betrifft, bestehen aus vortrefflichen Holzarten, die häufig in Brasilien wachsen, und sind zum Theil hier, zum Theil in Lisboa gebaut, wo sich eine Docke, die Vierundsiebeniger faßt, und gute Schiffswerfte befinden. Die Bauart der Schiffe ist vortrefflich. Sie sind gute Segler. Der Algarver ist der beste Matrose. Der einzige Hafen für die Flotte in Portugal ist Lisboa, wo es auch ein Hauptzeughaus, eine Seecadeten-Akademie und eine königliche Seeschule gab. — (Die neuesten Schicksale Portugals haben in den statistischen Verhältnissen desselben, die wir oben berühren, begreiflicher Weise gar manches verändert; daher mußte als fester Punkt die Zeit vor dem französischen Einfalle angenommen werden. Was von dem im Sturm Untergegangenen bereits hergestellt sey, oder was für Veränderungen sonst in der Verfassung und Verwaltung eingeführt seyn mögen, ist aus Mangel an genauen Nachrichten nicht anzugeben. Uebrigens vergleiche man hinsichtlich die Geschichte des Landes: Gebauers portugiesische Geschichte, Leipzig 1759, 4., den trefflichen Abriß in Spittlers Staatengeschichte Bd. I, und über die Geographie und Statistik: Ebelings neue Bearbeitung des büschingschen Werks I. Theil, Hamburg 1808. — Ruders Reise durch Portugal, aus dem Schwedischen übersetzt von Gerken, Berlin 1808, und besonders Links Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal, Kiel 1801—1804, 3 Bde, 8., u. Lettres sur le Portugal, par Ranque; Paris 1801.)

Portugiesische Sprache und Literatur. Zu den romanischen Sprachen, die aus der Vermischung der römischen und germanischen entstanden sind, gehört auch die portugiesische. Sie ist seine Mundart der castilianischen; denn außer der Verschiedenheit des Baues und der Aussprache ward sie früher ausgebildet als jene. Doch gleicht sie ihr nach Ruders, wie ungefähr das Dänische dem Schwedischen. Ueber die Beimischung des Arabischen hat Fr. João de Sousa (Vestiglos da lingua arabica em Portugal) ein gutes Buch geschrieben.

Der Nationalgeist der Lusitanen wandte sich mit Liebe zu der Mutter-
sprache, und strebte jedes Fach der Literatur ihr anzueignen; die port.
Literatur zeigt daher den Charakter des Volks verschieden von dem des
Nachbarn; und jener Vaterlandssinn beschämt auch in dieser Hinsicht
die Gleichgültigkeit manches andern Volks gegen die eigene Sprache.
Vielleicht geht die Bewunderung der Vorzüge der port. Sprache zu
weit. Franc. Dias Gomes, ein berühmter port. Schriftsteller und
Dichter, nennt sie „reich, wohllautend, nachdrücklich, allen Gegenstän-
den angemessen, und in der Aussprache mit der Schreibart übereinstim-
mend." Die Zartheit und das Gesangreiche derselben gab ihr selbst in
Spanien den Beinamen der Blumensprache. Indeß ist ihre Aus-
sprache für den Ausländer schwer, besonders, was die Nasal- und
Gutturallaute betrifft. Im i und ch, in den Nasentönen, den stum-
men Endungen gleicht sie der Aussprache der Französischen. Sismondi
nennt die port. Sprache mehr witzig als richtig, un castillian desossé,
ein ausgebeintes Castilianisch, weil die Portugiesen gewöhnlich die mitt-
lern Consonanten und vorzüglich das l aus den Wörtern weggelassen
haben, u. z. B. statt dolor dôr, statt Alfonso Affonso sagen. Als die
beste Sprachlehre nennen wir Pedro José de Figueiredo's Arte da
Grammatica Portugueza. Lisboa 1799. 8. 116 S. Als Lexicon gilt
für das beste die umgearbeitete Ausgabe des Blüteau von dem Brasi-
lianer Anton. de Moraes Silva. 2. B. 4. Lisb. 1789, wovon im
J. 1806 eine neue Aufl. erscheinen sollte. Für den gesellschaftlichen Ton
hat die port. Sprache Vorzüge vor der spanischen. Sie ist kürzer,
leichter, einfacher: ein Gezisch, das sich für liebenswürdige Plauderei
eignet. Auch ähnelt der port. Umgangston und der Geist des Volks
sehr dem französischen, wie dieser vielleicht ehemals war, denn der Por-
tugiese hat noch das Naive, gutmüthig Höfliche und Kunstlose sich er-
halten. Uebrigens ist die port. Sprache fast das einzige sichtbare Denk-
mal der ehemaligen Größe des port. Reichs; denn sie ist noch die all-
gemeine Handelssprache in Indien und Afrika. — Die port. Litera-
tur ist ziemlich vollständig, ohne reich zu seyn; in allen Fächern findet
man glückliche Versuche; in keinem Ueberfluß, außer in der lyrischen
und bukolischen Dichtkunst. Doch ist die kurze Zeit ihrer Blüthe vor-
über. Die Poesie hat Glanz und Gefühl, viel epische Würde, Geist
und dramatische Lebendigkeit, aber wenig Hoheit des Idealen. Sie
muß als die Hauptseite der portugiesischen Literatur angesehen werden;
denn die Prosa ist bei dieser musikalischen und kindlichen Nation, die
ohne Philosophie und Kritik weder in der Historiographie, noch in der
Redekunst sich hat emporheben dürfen, zurückgeblieben. Pombal ver-
bannte zwar eine scholastische Logik und Metaphysik von den Lehrstüh-
len zu Coimbra, aber das Studium der alten Philologie wird noch im-
mer vernachlässigt; man übersetzt fast nur Dichter. Die wissenschaft-
liche Literatur ist nicht unangebaut, findet aber wenig Theilnahme.
Man sagte dem Verfasser dieses Aufsatzes im J. 1805 in Lissabon, daß
es unter den 3 Millionen Portugiesen kaum 500 Leser wissenschaftlicher
Bücher gebe. Der Styl der portugies. Prosaiker ist oft verwickelt, un-
deutlich und voll Wiederholungen. Außer dem gutgeschriebenen Elogium
auf d'Alembert von Stockler befindet sich in den 7 Bänden der
von der portug. Akad. der Wissenschaften herausgegebenen Memorias da
Litteratura portugueza auch nicht eine Abhandlung, die sich von Sei-
ten der Schreibart auszeichnete. (Stockler, aus einer deutschen Fa-
milie in Lissabon geboren, Secretär der Akademie, galt im J. 1805
für einen der besten Köpfe in Lissabon. Er hat Deutsch aus Kästner's

Algebra gelernt.) Doch darf man die neuern portugies. Schriftsteller nicht mehr nach dem geschmacklosen Rafael Bluteau beurtheilen. Sie sind vielmehr auf dem Wege, durch Uebersetzungen guter französischer und englischer Prosaiker, besonders im Fache der Romane, ihren Geschmack zu bilden. Denn ihre Novellen und Romane, auf eigenem Boden und Grunde erwachsen, sind noch im Styl der Melusine, oder nach dem Muster des ersten portugies. Werks in schöner Prosa, des Schäfer- und Ritterromans Menina e Moça, das unschuldige Mädchen, von Bernardim Ribeyro, (nebst seinen Eklogen, Lissab. 1559. 8.), welcher den Ton in Portugal angab, den hierauf Montemayor, ein Portugiese, in Spanien einführte, und welchen man später in Frankreich und in Deutschland nachahmte. Der beliebteste portugies. Nationalroman, die Historia de Carlos Magno, e dos doze Pares de França por Jeronymo Moreira de Carvalho, 2 Vol. 8. Lisb. 1784, belustigt durch komischen Bombast. Ferner gehört zu den besten Originalromanen der Portugiesen der alte Palmeirim de Ingalterra, den schon Cervantes vom Feuertode ausnahm, von Franc. de Moraes, 3 Vol. 4. Lisb. 1786, u. der Feliz independente, welcher ins Spanische übersetzt, daselbst 6 Aufl. erlebt hat. Der Sprachschatz der portugies. Nation läßt sich einigermaßen beurtheilen aus dem Catalogo dos Livros, que se haõ de ler para a continuaçaõ do Diccionario da Lingua portugueza mandado publicar pela Academia real das Sciencias de Lisb. 1799 153 S. 8. Dieses bloß für die Mitglieder der Akademie gedruckte Verzeichniß, welches nicht in den Buchhandel gekommen ist, enthält aber nicht alle portugies. Schriften; die ältesten darin sind von 1495 und von 1502. Jenes ist das Livro da Vita Christi, Lisb. por Valentim de Moravia, e Nicolao de saxonia. 4. Vol. fol. Dieses eine Uebersetzung der Reise des Marco Paulo und Nicolao Veneto nach Indien, mit einer Karte von einem Genueser aufgenommen, por Valentim Fernandes. Lisb. fol. Von jenem Wörterbuche der Akademie ist nur ein Theil im J. 1793 erschienen, ein starker Foliant, der das A enthält; also den fünften Theil des ganzen Sprachreichthums. Ueber die Geschichte der portugies. Literatur selbst ist Bouterwecks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts das Hauptwerk, dem Simonde de Sismondi in seiner Litterature du Midi de l'Europe (im 4ten Theil, Paris 1813) gefolgt ist. Auch findet man eine kurze Geschichte der portugies. Sprache und Literatur in der Vorrede von Joaquim de Santa Rosa de Viterbo, Elucidacaõ das palavras, termos e frases que em portugal antiguamente se usaraõ etc. que hoje regularmente se ignoraõ etc. Lisb. 1798. 2 Vol. 8. Petrarca scheint zuerst den Dichtergeist der Portugiesen geweckt zu haben. Sie ahmten wenigstens früher, als die Castilianer, die Meisterwerke Italiens nach. So bildete sich ihre Sprache seit 1100 bis 1400. Mit dem 15ten Jahrhundert aber, zugleich mit der Heldenzeit der Lusitanen, beginnt die portugies. Literatur. Das Zärtliche und das Heroische, die größte lebendige Kraft, feurige Thätigkeit und süße Schwärmerei, Krieg und Liebe, Poesie und Ruhm erfüllten das Gemüth der Nation, welche über das Weltmeer und Afrika hin die Fittige des Muthes bis nach Indien schwang. Diese Trennung von der kleinen geliebten Heimath, und die Todesgefahr, der sie in fernen Landen auf dem Ocean und unter unbekannten Himmelsstrichen entgegengingen, goß in ihre Gesänge einen tiefen melancholischen Liebesschmerz, der wunderbar mit ihrer Thatkraft, ihrem Heldenfeuer, selbst mit ihrer Grausamkeit sich paart. Die Cancioneri aus der Zeit Johannes II. enthalten solche Klagen der Liebe;

allein weder Bouterweck, noch Sismondi haben diese Sammlungen auffinden können. Der von Joaquim José Ferreira Gordo in Madrid 1790 entdeckte portugies. Cancioneiro aber, welcher Verfasser von 150 Dichtern aus dem 15ten Jahrhundert enthält, ist nicht weiter bekannt geworden, als was darüber in den Memorias de Letterat. portug. steht. Der erste berühmte portugies. Dichter war Bernardim Ribeyro unter dem großen Emanuel, (1495—1521.) Er gründete den Dichterglauben der Portugiesen an ein Ideal des Hirtenlebens, so gelehrt und angesehen er übrigens selbst am Hofe Emanuels war. Diese Richtung des Geschmacks hat die vielen bukolischen Dichter in Portugal hervorgebracht, die süß, zart, anmuthig und schmachtend, aber auch nicht selten eintönig und frostig sind. Der Admiral und Gouverneur von Madeira, Christovaõ Falcaõ, Ribeyro's Zeitgenosse, hat in demselben romantischen Mysticismus den Schmerz unglücklicher Liebe in einer Ekloge von mehr als 900 Versen ausgehaucht. Merkwürdig ist es, daß mehrere ausgezeichnete portugies. Dichter zugleich in castilianischer Sprache dichteten, wenn sie große Gegenstände besingen wollten; z. B. Franc. de Sà e Miranda (Obras Lisb. 1784. 2 Vol. 8., früher 1550, 1569 und 1614) welcher im J. 1558 starb. Seine beiden Lustspiele os Estrangeiros und os Villalpandios befinden sich im 2ten Theile der Ausgabe von 1784; doch zeichnete er sich mehr in der lyrischen und didaktischen Gattung aus. Noch glücklicher als Sà ahmte Antonio Ferreira, den die Portugiesen ihren Horaz nennen, in der Epistel die Alten nach. Er starb 1569. Seine Poemas Lusitanos sind erschienen Lisb. 1598 4. und die neueste Ausg. Lisb. 1771, 2 Thle. 8. Sein Trauerspiel Castro (Ines de Castro), im 2 Thle. der Ausg. von 1771, ist nach griechischen Mustern gebildet, und Sismondi zieht es den damals in italienischer Sprache vorhandenen Trauerspielen vor. Sà und Ferreira werden als die ersten Classiker in der portugies. Sprache angesehen. Ihnen folgte Pedro de Andrade Caminha, (Poesias. n. a. Lisb. 1791 8.) und Diogo Bernardes Pimenta, (Rimas varias ao Som Jesus etc. Lisb. 1594. O Lima, em o qual se contèm as suas Eclogas e Cartas. Lisb. 1596 u. Flores do Lima. Lisb. 1596) welcher 1596 starb. Sismondi vergleicht ihn mit dem Chevalier Marini. Der berühmteste aller portugies. Dichter, der die erste Epopëe in der neuern Literatur dichtete, ist Luis de Camoens. Die beste Ausgabe seiner Gedichte besorgte Thom. Jos. de Aquino und Fern. Lobo Surrupita. Obras de L. d. Camoës, Principo dos Poetas de Hespanha. Seg. Edic. Lisb. Na Offic. de S. Th. Ferreira. 1782 u. 83. Sie enthält einen Discurso preliminar, das Leben des Dichters; einen Index, verschiedene Lesarten und Stanzen in 4 Vol. 12. Von seiner Lusiadas erschien eine niedliche Ausg. in 16. zu Coimbra in der Univers. Buchdr. 1800. 2. B. mit 2 K., dem Leben des Dichters, Index, Lesarten u. s. w. Nach Aquino und Bouterweck ist Luis de Camoës zu Lissabon im J. 1524 geb. Sismondi setzt sein Geburtsjahr 1529; andre in em J. 1517. Man zeigt noch in Macao in China, wo er fünf Jahre an seiner Lusiade arbeitete, eine Felsenhöhle auf der Höhe eines Vorgebirgs, im Angesichte des Meers, die Grotte Camoens. (S. d. Art. Camoens.) Aquino sagt nicht, daß er im Hospitale starb. Die erste Ausg. Os Lusiadas erschien Lissab. 1572. 4. Seine Rimas varias mit einem weitläuftigen Commentar von Manoel de Faria e Sousa, erschien Lissab. 1685 in 2 Fol. Bden., der 3te u. 4te Thl. 1688. Ein andrer Commentar ist der von D. Manoel de Faria Severim in den Obras de Camoes Lisb. 1720. Ein dritter ist von Manoel Correa erschienen.

Lisb. 1613. 4. Ein vierter von Ignacio Garcez Ferreira Lusiada illustrata com varias notas. T. I. Napoles 1731. 4., T. II. Roma 1732. 4. Der Held der Epopöe des Camoës ist das Vaterland. Der Sänger athmet eine Gluth der zärtlichsten Vaterlandsliebe, edlen Stolz, und ein schwärmerisches Gefühl des süßesten Liebesrausches in dem frischesten Leben einer blühenden Einbildungskraft. Sein Werk ist das schönste und erhabenste Denkmal der Größe Portugals, anziehend für jeden, dessen Herz für Ruhm und Vaterland schlägt. Kuhn und Winkler haben die Lusiade in deutsche Ottave Reime übersetzt, und die Schönheiten des Originals glücklich wiedergegeben. Leipz. 1807. 8.) Auch in mehrern seiner Sonetten und in den übrigen Werken des Dichters (Rhytmas, Cançaôs. T. II. Eclogas T. III. Comedias: el Rei Seleuco, os Amphitriões u. Filodemo, nebst Fragmentos und Obras attribuidas a Luis de Camoès T. IV.) weht der Geist eines großen, tiefbewegten Gemüths. In seinen dramatischen Versuchen war sein Landsmann, der dramatische Dichter Gil Vicente, den die Portugiesen ihren Plautus nennen, (er st. 1557) sein Vorbild. Die Sammlung der dramatischen Werke des Gil Vicente, welcher den spanischen, englischen und französischen dramatischen Dichtern voranging, und in ganz Europa berühmt war, so daß Erasmus Portugiesisch lernte, um diesen Schöpfer des modernen Schauspiels im Original zu lesen, erschien zu Lissab. 1562, Fol. (Copllaçam de todas lasobras de Gil Vicente, a qual se reparte em cinco livros.) Nach Gil Vicente, so roh auch seine Werke waren, bildeten sich Lope de Vega und Calderon. In Portugal selbst ward die dramatische Dichtkunst vernachlässigt. Der herrschende Geschmack gefiel sich nur in Schäfergedichten. Franc. Rodrigues Lobo beschäftigte ihn mit langweiligen Schäferromanen, in denen jedoch einige Romanzen und Canzonen poetisches Leben athmen. Sein Heldengedicht, Nuño Alvarez Pereira, Groß-Connetabel von Portugal, ist nur gereimte Prosa (O Condestabre de Portugal. Poema heroico Lisb. 1610. 4. Eclogas 1605. 4. A Primavera. 1619 4. O Pastor peregrino. 1608. 4. u. a. m.) Doch zeigte er zuerst, daß auch die portugies. Prosa correct, zart und wohllautend etwas künstlerisch darstellen könne. Mehr Verdienst hat Jeronymo Corte Real in seinem Naufragio, e lastimoso successo da Perdiçaõ de Manoel de Sousa de Sepulveda e D. Leonor de Sà, sua mulher, Lisb. 1594. 4. Auch die berühmte Belagerung von Diu, welches Mascarenhas tapfer vertheidigte, hat dieser Dichter, der selbst ein wackrer Krieger war, besungen. Successo do segundo Cerco de Dio. Poema. Lisb. 1574. 4. — Er und Lobo haben den portugiesischen Historikern die Bahn gezeigt, auf welcher zuerst Joaõ de Barros, ein ausgezeichneter Staatsbeamter Johannes III. (starb 1571), den Portugal seinen Livius nennt, sich Ruhm erwarb. Seine Asia, oder dos feitos, que os Portuguezes fizeraõ no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente. Lisb. 1552. fol. Seg. Dec. Lisb. 1553. Terc. Dec. Lisb. 1563. Quarta Dec. mit Anm. und Karten von J. B. Lavanha, Madrid 1616. Fol. ist ein wichtiges Werk. Diogo do Couto hat es fortgesetzt in der Asia Portugueza, welche das Ganze in 14 Fol. B. 1552—1615 umfaßt. Auch Fernaõ Lopes de Castanheda in seiner Historia do descobrimento e Conquista da India pelos Portuguezes, Coimbra 1552—1561, 8 B. Fol. Anton Bocarro und der berühmte portug. Held Affonso de Albuquerque in seinen, von dessen Sohne herausgegebenen Commentarios, Lisb. 1557. fol., und Damiaõ de Goes (Uebersetzer des Cato major des Cicero) in seiner Chronica do felic. Rey D. Emmanuel.

P. I — IV. Lisb. 1565 — 67, fol. und Chron. do Principe D. Joam, (II.) Lisb. 1567. fol. und in seinen kleinen lateinischen Schriften de moribus Aethiopum etc. (in P. Martyris de reb. Oceanicis, Dec. III. Coloniae 1574. 8.) haben die portugies. Heldenzeit beschrieben. Vom Bisch. Jeronymo Osorio, der im J. 1580 starb, wird die Gesch. des K. Emmanuel, wegen der toleranten Gesinnungen dieses Prälaten, mit Achtung genannt. Bernardo de Brito schrieb hierauf seine Monarchia Lusitana 1597 u. 1609 fol., deßgl. Elogios dos Reis de Portugal, Lisb. 1603. 4. Weil er aber von Erschaffung der Welt anfing, so war er im J. 1617, wo er starb, noch nicht bis zur eigentlichen Gründung des port. Staats vorgerückt; doch ist sein Styl männlich und gediegen. (Ueber die histor. Liter. siehe Biblioth. Histor. de Portugal e seus Dominios ultramarinos etc. N. A. von Arco do Ceio. Lisb. 1801.) Aber jetzt sank Portugals Macht unter dem spanischen Despotismus, und mit ihr die portug. Literatur im 17ten Jahrh. Ein Vielschreiber, Manoel de Faria e Sousa, der sich rühmte, jeden Tag seines Lebens (1590 — 1649) 12 Bogen, jede Seite von 30 Zeilen, geschrieben zu haben, commentirte den Camoens ohne Geschmack und Geist, mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit, er gab eine Fuente de Aganippe e Rimas varias, Madr. 1644 — 46. 7 Vol. 8. und eine Europa portugueza, 3 B. Fol. Lissab. 1675, in castilianischer Sprache heraus, und galt lange Zeit in Portugal für einen guten Kritiker. Sein historisches Werk ist aber in einem falschen Geschmack componirt; indem er überall Geist, Witz und Beredsamkeit schimmern lassen will, macht er von den Talenten, die er wirklich besaß, einen unrichtigen Gebrauch. Unter seinen Sonetten zeichnen sich einige durch Gefühl und Anmuth aus. Unter den übrigen Dichtern ist der Erfinder einer elegischen Dichtart, Saudades genannt, der berühmte Rechtsgelehrte Anton Barbosa Bacellar (gest. 1663) und der Prosaist, Jacinto Freire de Andrade, durch seine Vida de D. Juão de Castro, Viso Rey da India. Lisb. 1671. fol. 2 Ed. und durch scherzhafte Gedichte bekannt. Jene Biographie, die man in mehrere Sprachen übersetzt hat, gilt den Portugiesen als ein Muster des reinen und edeln historischen Styls. Auch eine Dichterin Soror Violante do Ceo, eine Dominicanerin, gab Rimas 1646, und Solliloquios, 1668 heraus. Sie und ähnliche, wie Jeronymo Bahia, künsteln zu viel. Einfacher sind die Sonetten des Franc. de Vasconcellos, der in Madeira geboren war, und die heiligen Lieder des Brasilianers Andre Nuñez de Silva. Mit dem 18ten Jahrhundert aber schien mit dem allgemeinen Verfalle des Staats auch die Literatur in Portugal gänzlich zu sinken. Um ihr aufzuhelfen, stiftete die Regierung die Akademie der portugiesischen Sprache 1714 und die Akademie der Geschichte 1714. Doch die Jesuiten und die Inquisition ließen kein Talent in Freiheit sich entwickeln. Unter Pombals gewaltiger Herrschaft (1750 — 1777) erhob sich das Selbstgefühl der Nation aufs neue. Er ordnete zwar eine Censur an, die aber mehr die politische Schriftstellerei in Zaume hielt; allen wissenschaftlichen Untersuchungen war er selbst sehr förderlich. Dasselbe that in der Folge die vom Prinz-Regenten im J. 1796 gestiftete k. Akademie der Wissenschaften. Ein einziger Mann von großen Talenten und gebildetem Geschmack zeichnete sich in der ersten Hälfte des 18ten Jahrh. aus, der General Franc. Xav. de Meneses, Gr. von Ericeyra. Er stand mit Boileau in Briefwechsel, dessen Art poétique er in portug. Verse übersetzt hatte, und gab außer mehrern andern Schriften, ein episches Gedicht, die Henriqueida oder die Stiftung der portugies. Monarchie durch Heinrich von Burgund, Lisb. 1741, heraus. Es

sollte regelmäßiger seyn, als die Lusiade; aber Boileau's Schule konnte dem Grafen nicht den Dichterschwung des ritterlich genialen Camoens einhauchen. Ein anderes Gedicht von José Basilio da Gama Ouraguay, Lisb. 1769. 8., welches die Unterwerfung von Paraguay besingt, wird aus dieser Zeit vorzüglich geschätzt. Jetzt wandte sich die Meinung der Lissaboner wieder zu der so lange vernachlässigten Bühne hin. Ein Jude, Antonio José, schrieb komische Opern im Geschmack der italienischen Harlekinaden, welche das Volk sehr belustigten, z. B. Esopaida, oder Vida do Esopo; Aesop ist der Held eines Spektakelstücks, dabei lustig und voller Lazzi's wie ein bergamesischer Harlekin. Seine echtportugiesische Oper hat wenig Plan und Geschmack, aber Salz und Geist, was der gemeine Portugiese besitzt und liebt. Auf Befehl der Inquisition wurde der arme José als Jude seines Witzes wegen in dem letzten Auto de Fe 1745 verbrannt. Seine Opern Teatro comico Portuguez etc. erschienen ohne seinen Namen 1746 und 1787 — 1792. 4 Vol. 8. Seitdem gab Pedro Anton. Correo Garcaõ — die Portugiesen nennen ihn ihren zweiten Horaz — (Obras poeticas, Lisb. 1778. 8.) einige bessere Schauspiele nach Art der terentianischen heraus, z. B. theatro novo u. Assamblea. Den von der Akademie auf das beste Trauerspiel gesetzten Preis aber erhielt eine portugiesische Dichterin, die lange unbekannt blieb, nachdem ihr Trauerspiel Osmia gekrönt worden war, weil sie den Preis zum Anbau der Oliven bestimmt hatte, die Gräfin von Vimeiro. Osmia ist ein regelmäßiges, in Jamben geschriebenes Stück, im Dialoge ähnlich den voltaireschen, dabei anziehend durch Leidenschaft, Wärme der Empfindung und Kraft, und jetzt fast das einzige National-Trauerspiel. Doch fand im Jahr 1805 ein ernstes Drama: a resturaçaõ de Fernambuco, das die Vertreibung der Holländer aus Brasilien zum Gegenstande hat, großen Beifall. Ein National-Trauerspiel: el Rey D. Sebastiaõ em Africa, von dem blinden und lahmen Dos Santos e Silva, wird im Mspt. gelesen und bewundert. Die Censur erlaubte die Aufführung nicht. Als ein neueres Lustspiel, das ein treues Sittengemählde Lissabons ist, verdient o Caffe e o Bilhar, seiner geistvollen Entwickelung wegen genannt zu werden. Unter den neuern portugies. Dichtern haben mehrere durch gute Uebersetzungen den alten Schäferstyl verdrängt, und die orientalische Richtung der Kunst durch nordische und brittische Poesie verändert, z. B. zwei Brasilianer Claude Manoel da Costa, und Antonio Diniz da Cruz e Silva (von ihm sind nach seinem Tode erschienen: Obras etc. Lisb. 1807, die Nachahmungen engl. Dichter enthalten, und Odes Pindaricas posthumas de Elpino Nonacriense, Coimbra 1801), ferner Almeno, der Uebers. der ersten 4. B. der Metamorphos. in port. Verse (S. Poesias de Almeno, publicadas por Elpino Duriense T. I. Lisb. 1805), Francisco Manoel, geb. 1734, seit 1778, wo er von Lissabon aus der Gewalt der Inquisition sich rettete, in Paris, wo seine lyrischen Gedichte im J. 1808 erschienen sind, u. A. m. Einer der fruchtbarsten und beliebtesten war Manoel Maria de Barbosa du Bocage, der im Dec. 1805 im Hospitale zu Lissabon starb. Von seinen Rimas erschien zu Liss. 1800 eine zweite Ausg. in 3 B. 8., der 3te 1804 unter dem Titel Poesias, der Gräfin von Oyenhausen gewidmet. Diese Dame, eine Tochter des Marquis von Alorno, hat Wielands Oberon glücklich ins Port. (im Mspt.) übersetzt. Ein Urtheil über Bocage steht in Links Reise II., 240. Ein geistreicher Portugiese, Abbé Caldas, beurtheilt ihn aber nicht so günstig. Er setzt Garcoõ doch über

ihn, dem Camoens zunächst. — Auch in den übrigen Kunstformen haben die Portugiesen sich versucht; doch in keiner so sich ausgezeichnet als in der Musik, in der Schauspiel- und Tanzkunst. Vorzüglich hat der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Anton. de Araujo Azevedo, einer der gebildetsten europäischen Staatsmänner, die Cultur der Künste in Portugal befördert. In der Musik kommt der Portugiese dem Italiäner nahe; in dem theatralischen Tanze steht er nicht sehr tief unter dem Franzosen. Für die Schauspielkunst und den Gesang hat er eben so viel Talent als Neigung; doch hat sich dies erst entwickelt, seit weibliche Rollen auf der Bühne nicht mehr von verkleideten Männern dargestellt werden dürfen. Ueber einzelne Künstler s. Ruders Reise durch Port. von Gerken, Berl. 1808, und Murphy's Uebers. des port. Staats, von Sprengel, 1782. — An Anstalten und Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, so wie an gelehrten Vereinen fehlt es in Lissabon und Coimbra nicht. Doch scheint, daß für die portugiesische Sprache und Literatur in Brasilien, wo viele talentvolle Männer von Charakter leben, ein neuer schöner Tag aufdämmert. In Lissabon selbst war im J. 1805 die Censur in der dritten und letzten Instanz bei der meza do Desembargo do Paço, und größtentheils abhängig von dem Urtheile eines in portugies. Dienste getretenen deutschen Gelehrten, der Gelehrsamkeit mit Welt und Philosophie glücklich zu vereinigen weiß, des Obersten Müller. Es gibt in Portugal keinen Katalog verbotener Bücher, und der Buchhandel, besonders mit franz. und engl. Werken ist daselbst viel bedeutender als in Madrid. Ueberhaupt ist der gebildete Portugiese in der Regel geistreicher, vorurtheilsfreier, aufgeklärter und liebenswürdiger im Umgange als der gebildete Spanier. K.

Portumnus, bei den Römern der Gott der Häfen, gleichbedeutend mit dem Melicertes oder Palämon der Griechen. Er hatte an der Tiber einen kleinen Tempel, und jährlich wurden ihm zu Ehren am 17ten August die Portunnalia gefeiert. Als Symbol trug er einen Schlüssel in der Hand.

Porzellan. Der Name Porzellan, womit wir das schönste und kostbarste unter allen Producten der Töpferkunst bezeichnen, schreibt sich von gewissen Conchylien her, die lange vor Erfindung des Porzellans in Europa unter dem Namen Porzellanschnecken bekannt waren, und mit dem Porzellan die auffallendste äußere Aehnlichkeit haben. Daß die Japaner und Chineser die Verfertigung dieses Schmelzwerks, das wir noch jetzt durch den Handel von ihnen erhalten, schon vor langen Zeiten verstanden, leidet keinen Zweifel. Schon im J. 1474 gab Barbaro, venetianischer Gesandte am persischen Hofe, Nachrichten von diesem ausländischen Kunstproduct. Durch die Portugiesen kam es nachher über Ostindien nach Europa, wo es als Seltenheit geschätzt wurde, ohne daß man versucht hätte, es nachzumachen. Erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde die Verfertigung des Porzellans auch in Europa erfunden. Man vergl. darüber den Art. Böttticher. Das erste, welches Böttticher zu Stande brachte, sah roth aus, und war aus einem braunen, in der Nähe von Meißen befindlichen Thone bereitet. Im J. 1709 fing man an, weißes Porzellan in Sachsen zu verfertigen, und ein Jahr darauf wurde die berühmte, noch bestehende Fabrik in Meißen angelegt. Eine so wichtige Erfindung mußte die Aufmerksamkeit von Europa erregen. Holländer, Engländer und Franzosen boten alle Mittel auf, Porzellan machen zu lernen, und ließen sogar Materialien aus China kommen. Aber ihre Bemühungen blieben vergeblich. Sachsen wachte mit Eifersucht über die Geheimhaltung der so wichtigen Kunst

und verbot bei Lebensstrafe die Ausfuhr des Porzellanthons. Dessen ungeachtet blieb die Sache kein Geheimnis. Schon 20 bis 30 Jahre nachher wurde in Wien eine Porzellanfabrik angelegt, die nach und nach vervollkommnet wurde. Späterhin kamen zu Fürstenberg im Wolfenbüttelschen, in Berlin, in Frankenthal in der Pfalz, in Baden und andern Orten Deutschlands Porzellanfabriken zu Stande, von denen besonders die berliner mit der meißner wetteifert und sie in der Mahlerei zum Theil selbst übertrifft. Auch die Franzosen, Engländer, Holländer und Italiener kamen nach und nach auf die Spur, doch steht ihr Porzellan dem ächten deutschen nach. Von dem ächten Porzellan fordert man alle guten Eigenschaften des Glases, mit Ausnahme der Durchsichtigkeit, und Abwesenheit aller Mängel desselben. Es muß im heftigsten Ofenfeuer unschmelzbar, bei dem plötzlichsten Uebergang von der stärksten Hitze zur heftigsten Kälte unverändert bleiben; am Stahle muß es Funken geben; an Feinheit, Dichte und Glätte auf dem Bruche dem Email gleichen, beim Zerschlagen rein und glockenartig klingen, auf der Oberfläche rein, glatt und glänzend, von blendender Weiße und dabei halb durchsichtig seyn, doch so, daß es weder dem Glase auf der einen, noch dem Opal auf der andern Seite gleicht. Die Glasur darf sich von der übrigen Masse durch nichts als die größere Glätte unterscheiden. Das Wesentliche der Porzellanfabrikation besteht darin, daß es aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzt wird, welche die Eigenschaft haben, daß sie beim Brennen in den ersten Anfang der Verglasung übergehn. Reaumur entdeckte zuerst diesen wichtigen Grundsatz und zeigte, daß es überhaupt zweierlei Hauptmaterialien zur Verfertigung des Porzellans gibt: solche, die in der größten Hitze keines höhern Grades als nur des ersten Anfangs der Verglasung fähig sind, und solche, die zwar an sich völlig verglasbar, aber durch Mäßigung der Hitze in der Verglasung aufzuhalten sind. Setzt man zu letztern unschmelzbare Dinge hinzu, so sind sie dahin zu bringen, daß sie auch nur den ersten Anfang der Verglasung annehmen. Wiewohl nun diesen Grundsätzen zufolge mehrere Stoffe zur Verfertigung des Porzellans dienen können, so macht doch der reinste magere Thon, der sich im Feuer ganz weiß brennen läßt, den Hauptbestandtheil aus. Dieser führt daher auch den Namen Porzellanthon oder Porzellanerde, und ist größtentheils aus verwittertem Feldspath entstanden. Der Gehalt ist verschieden; doch entdeckt man gewöhnlich ungefähr 3/4 Kieselerde und 1/4 Thonerde. Die Farbe ist weißlich oder blaßgrau. Dergleichen Thon schmilzt im heftigsten Feuer nicht. Außerdem nimmt man in Europa auch reinen Quarz oder Kiessand zum Porzellan. Auch dieser ist unschmelzbar. Man muß daher beiderlei Bestandtheilen etwas Gyps zusetzen, jedoch mit größter Vorsicht, weil, wenn die Quantität zu groß ist, der Gyps die völlige Verglasung der Masse bewirkt. Das Verfahren bei Fertigung des Porzellans ist, so viel man weiß, folgendes. Zuerst wird der zerstoßene Quarz oder Kiessand geröstet, im Wasser abgelöscht, auf der Mühle gepocht, gemahlen und durch ein feines seidenes Sieb geschlagen. Auch den Gyps zerstößt man zu Pulver, brennt ihn in einem kupfernen Kessel und siebt ihn so fein wie möglich. Hierauf wird der Gypsstaub mit dem Quarzpulver vermischt, woraus die sogenannte Fritte entsteht. Diese verbindet man mit dem sehr sorgfältig geschlämmten Porzellanthon, woraus die Porzellanmasse entsteht. Sie bleibt, mit Regenwasser zu einem Teige bereitet, so lange stehn, bis sie einen unangenehmen Geruch und eine graue Farbe angenommen hat. Gemeiniglich pflegt man der Fritte noch zerstoßne Porzellanscherben zuzusetzen. Die Verhältnisse

nügen nicht allenthalben gleich seyn. Aus der gehörig zubereiteten Masse werden nun die gewöhnlichen Geschirre und Gefäße auf der Scheibe gedreht; Figuren und andere Bildwerke drückt man stückweise in Formen ab, setzt sie dann zusammen und arbeitet das Ganze mit elfenbeinernen Werkzeugen, mit Schwamm und Pinsel, aus. Die gedrehten Stücke werden nach einem gewissen Grade der Abtrocknung in Formen gedrückt, und darauf nochmals auf der Drehscheibe mit scharfen stählernen Werkzeugen abgedreht. Dann kommen sie, in Kapseln von Porzellanmasse gesetzt, in einen Brennofen, worin man ihnen einen gewissen Grad von Festigkeit gibt, worauf man ihnen die Glasur gibt. Diese besteht aus Quarz, Porzellanscherben und calcinirten Glascrystallen und erhält etwas mehr Gyps als die Porzellanmasse selbst. Jetzt kommen die Stücke abermals in Kapseln in den Ofen und erhalten nunmehr ihre völlige Festigkeit und Ausbildung. Die Bauart des Ofens wird in den deutschen Fabriken als ein großes Geheimniß betrachtet. Er muß so eingerichtet seyn, daß er den erfoderlichen hohen Grad der Hitze ohne Gebläse lange genug und gleichförmig gewährt. Zur Feuerung ist gehörig ausgetrocknetes Holz nöthig; im Nothfall sind auch Steinkohlen zu gebrauchen, doch bekommt davon das Porzellan leicht eine schmutzige Farbe. Nachdem auf einer Schleifmühle der angebackne Sand vom Fuße abgeschliffen worden, werden diejenigen Stücke, die nicht weiß bleiben sollen, gemahlt. Die Farben dazu bestehen, wie bei der Schmelzmahlerei, aus Metallkalken, die mit einem leichtflüssigen, nicht färbenden Glase zusammengeschmolzen, fein zerrieben und gesiebt werden. Um sie mit dem Pinsel auftragen zu können, reibt man sie mit Spicköl, Lavendelöl, Terpentin oder auch bloß mit Gummi. Die gemahlten und trocken gewordnen Stücke werden alsdann nochmals in Kapseln oder Muffeln einem solchen Grad von Hitze ausgesetzt, der das Glas zum Fließen bringt. Will man das Porzellan vergolden, so muß das Gold vorher fein zerkleint werden. Dann trägt man es mit einem Pinsel auf und reibt es, wenn es eingebrannt ist, mit Blutstein ab. Die fertigen Stücke werden sortirt, je nach dem sie mehr oder weniger gerathen sind und danach zu verschiedenen Preisen verkauft; die völlig mißrathnen aber zerschlagen und wieder zur Masse angewendet.

Posaune (trombone), ein musikalisches Blasinstrument aus Messingblech, ungefähr in Gestalt einer Trompete, welches aus zwei Stücken besteht, dem Hauptstücke und den Stangen, welche letztere sich in einer Scheide befinden, und indem man mit der linken Hand die ganze Posaune hält, mit der rechten auf und niedergezogen werden, wodurch sie die Töne bilden. Sie hat drei bis vier Züge, welche die verschiedenen Töne angeben, und ziemlich den Umfang der vier Singstimmen haben; daher es auch Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßposaunen gibt, von denen jetzt nur noch die Alt- und Tenorposaune gebräuchlich ist. Am passendsten ist die Posaune in den Kirchen zur feierlichen Begleitung des Gesanges; hier thut sie eine treffliche, dem Ganzen angemessene Wirkung. In der Oper, wo man in neuern Zeiten sie auch gebraucht hat, z. B. in der Zauberflöte, hat sie wegen Verschiedenheit der Stimmung so große Schwierigkeiten, daß man ihren Gebrauch nur als Ausnahme ansehen kann.

Poseidon, s. Neptun.

Posen (das Großherzogthum.) Nach dem zwischen Rußland, Preussen und Oesterreich am 3. Mai 1815 zu Wien geschlossenen Vertrage, fiel von dem Herzogthum Warschau Bromberg, nebst dem culm'schen und michelauischen Kreise, die Stadt Thorn und ihr Gebiet,

das Departement Posen, mit Ausnahme eines Theils des powitzischen und peysernschen Kreises und der bis an den Fluß Prozna gelegene Theil des kalischer Departements, mit Ausnahme der Stadt und des Kreises Kalisch, wieder an Preussen zurück. Von diesen Ländern sind Culm, Michelau, Thorn, und das links der Weichsel gelegene Gebiet zu Westpreussen geschlagen worden; Bromberg, Posen und das Kalischer Departement aber machen, mit Hinzufügung des cronischen und caminischen Kreises vom Netzdistricte, das jetzige Großherzogthum Posen aus; eine Landesstrecke, welche über 800 Quadratmeilen, mit 1,225,000 Menschen umfaßt, und viel Getraide, Hornvieh, Honig und Holz producirt. Am 3. Aug. 1815 wurde die Erbhuldigung im Großherzogthum eingenommen, und nachher die Verwaltungsformen nach den Bestimmungen des Congreßinstrumentes eingerichtet, vermöge deren die Polen mit Rücksicht auf ihre Nationalität regiert, und in öffentlichen Verhandlungen, neben der deutschen Sprache auch die polnische gebraucht werden sollte. Das Großherzogthum hat zwei Regierungen, die eine zu Posen, und die andere zu Bromberg.

Posen an der Wartha und Prosna, vormals die Hauptstadt von ganz Großpolen, jetzt eine der Hauptstädte des preußischen Großherzogthums Posen. Die Stadt zählt über 23,000 Einw., worunter gegen 5000 Juden sind, und ist seit dem großen Brande im J. 1764 schön wieder aufgebaut. Eine Wollen-, Leder- und Tabaksfabrik sind nicht unbedeutend, und die hier verfertigten Wagen gut und schön. Dicht an der Stadt liegt auf einem Hügel das Schloß, jetzt der Sitz der Regierung. Jenseit der Wahrta liegt die alte schön gebaute Domkirche, und zu beiden Seiten der bischöfliche Palast und die Wohnungen der Domherrn. Das Bisthum wurde von Kaiser Otto I. gestiftet, und ist das älteste in Polen; es steht unter dem Erzbischof von Gnesen. Noch ist zu bemerken das akademische Gymnasium und die ansehnliche Bibliothek. Der Handel von Posen ist nicht bedeutend; sonst aber war um den Johannistag viel Verkehr, indem alle wichtigen Geld- u. Gütergeschäfte hier abgethan wurden.

Positiv, s. Negativ.

Posse ist ein Erzeugniß der scherzhaften Laune, welche in den Kreis des Gemeinen herunterſteigt, oder das Gemeine zum Gegenstande ihres Spieles wählt. Besonders zeigt sie sich in lächerlichen Uebertreibungen sowohl in Mienen als in Reden, und ihr vorzüglicher Reiz ist der Witz der Erfindung. Oft jedoch nennt man tadelnd etwas possenhaft, entweder wenn der Scherz ganz am unrechten Orte angebracht ist, oder wenn er ein gemeiner und grober Scherz ist, der die Sittlichkeit beleidigt, oder endlich wenn er unwillkürlich ist, und seine Gemeinheit von dem, der Possen treibt, nicht eingesehn wird. Auf die Vornehmheit und auf den sogenannten guten Ton, welcher in einem einseitigen Ernste befangen, die Kraft des wahrhaft Komischen verschmäht, und Alles, was über seine Gesetze hinausgeht, läppisch, gemein, niedrig nennt, darf bei Bestimmung dieses Begriffs nicht Rücksicht genommen werden. Doch ist gewiß, daß das Possenhafte, je mehr es gehäuft wird, und je weniger es sinnreich und witzig ist, desto leichter sich in das Platte, Fade und Läppische verliert. Von dem Possirlichen unterscheidet sich das Possenhafte dadurch, daß jenes mehr ein Erzeugniß der Natur, oder mit dem Niedlichen und Naiven verbunden ist. (So nennen wir z. B. die lustigen Bewegungen der Kinder, und mancher Thiere.) Vorzugsweise nennt man ein Product der komischen Poesie Posse, welches aus Possen besteht und den oben angegebnen Charakter der Posse trägt (z. B. Europa von Bürger), besonders aber eine

dramatische Posse (Farce), in welcher die Regel des höhern Lustspiels weniger streng beobachtet wird, und Haltung der Charaktere und Zusammenhang der Scenen sogar absichtlich verletzt zu seyn scheinen. Das Vergnügen an derselben beruht darauf, daß auch der gebildete Mensch sich zu ergötzen vermag, mit dem Gemeinen zu spielen, ohne sich in dasselbe zu verlieren, und gern einmal aus vollem Halse lacht. Siehe übrigens den Artikel Burlesk, der dem deutschen Worte vollkommen entspricht. T.

Posselt (Ernst Ludwig), wurde am 22sten Januar 1763 zu Durlach, einem Städtchen im Großherzogthum Baden, geboren. Sein Vater, Philipp Daniel Posselt, war daselbst Justizbeamter, und führte den Hofrathstitel. Ueber die früheste Bildung Posselts fehlen uns genauere Nachrichten, doch muß die Erziehung, welche er im älterlichen Hause erhielt, sehr zweckmässig gewesen seyn, weil er schon im 11ten Jahre seines Alters das Pädagogium seiner Vaterstadt mit dem größten Nutzen besuchen konnte, und seines zarten Alters ungeachtet, vor allen seinen Mitschülern durch unermüdeten Fleiß und rühmliche Wißbegierde sich auszeichnete. Sein Lehrer, der damalige Prorector Dibold, ertheilte ihm daher das ehrenvollste Zeugniß, rühmte sein außerordentliches Gedächtniß und seine vortreffliche Beurtheilungskraft, und erklärte schon damals, daß er sich weit über das Gewöhnliche erhebe. Zwar schienen diese Vorzüge durch einen gewissen Stolz, der seine Mitschüler beleidigte, verdunkelt zu werden; aber es war ein edler Stolz, der aus der reinen Quelle einer rühmlichen Ehrbegierde entsprang. Hier auf dieser Schule war es, wo sein aufstrebender Geist durch die Lesung der classischen Schriftsteller, vorzüglich des römischen Alterthums, zu einer feurigen Liebe des wahrhaft Großen, Edeln und Schönen entzündet wurde, die ihn auszeichneten, und wo er aus den Meisterwerken des Livius, Sallustius und Tacitus das Ideal der Historiographie auffaßte. In keiner Periode seines spätern Lebens erkaltete diese glühende Liebe zu den Alten. Selbst da, als die großen Ereignisse der neuesten Zeit sein Gemüth mit unwiderstehlicher Gewalt gefesselt, und ganz in ihren Strudel hinabgezogen zu haben schienen, verlor er die alte Welt nicht aus den Augen, und stellte in römischer Sprache die Begebenheiten seiner Zeit dar. So eingeweiht in den Geist der Wissenschaft, kam er auf das akademische Gymnasium zu Carlsruhe, wo er sich auf die Universität vorbereitete. Er ging nach zwei Jahren nach Göttingen, und studirte daselbst drei Jahre lang unter der Anleitung der berühmtesten Männer, welche damals Göttingen zierten, mit rastlosem Eifer die Rechte, Politik und Diplomatik, und bildete durch dieses Sudium seinen Geist zu dem historischen Scharfblick, den wir in allen seinen Schriften bewundern. Kaum ist es nöthig zu bemerken, daß er auch als Student die römischen Classiker nicht aus der Hand legte, und sich eine gründliche Kenntniß des Englischen und Französischen erwarb. Als er Göttingen verlassen hatte, begab er sich zuerst nach Straßburg, wo er sich einige Zeit aufhielt, und diese Muße zur Erlangung der juristischen Doctorwürde benutzte. Er kehrte hierauf in sein Vaterland zurück, um demselben zu dienen. Ungern und mit Widerwillen entschloß er sich, den einförmigen Weg der juristischen Praxis einzuschlagen. Er ward Regierungsadvocat. Daß die Geschäfte, die ihm dieser Beruf auflegte, seinem lebhaften Geiste keine Befriedigung gewährten, läßt sich denken. Er würde gewiß früher oder später freiwillig aus diesem Wirkungskreise herausgetreten seyn, wenn ihn nicht bald sein achtbarer Gönner und Freund, der Consistorialpräsident Aug. Joh. von Hahn, an das

Gymnasium in Carlsruhe berufen hätte. Er übernahm daher 1784, dem Rufe freudig folgend, die Stelle eines Professors der Geschichte und Beredsamkeit an dieser Bildungsanstalt. Zugleich ward er Privatsecretär des regierenden Markgrafen. Jetzt befand er sich auf einem Platze, der ihm mannichfaltige Anregung zu wissenschaftlichen Arbeiten gab. So lange er hier war, verging kein Jahr, wo er nicht irgend eine Frucht seines wissenschaftlichen Fleißes zu Tage gefördert hätte. Seine Rede über die Historiographie 1785 zeigt, mit welchem reifen Nachdenken er die größten Historiker gelesen, geprüft, und gewürdigt hatte. In den Jahren 1785 — 88 gab er das wissenschaftliche Magazin für Aufklärung heraus, welches den Zweck hatte, Aufklärung über alle Theile des menschlichen Wissens in gefälliger Form zu verbreiten; eine große Aufgabe für einen zweiundzwanzigjährigen Jüngling. Das Unternehmen, welches durch den Beitritt gelehrter Männer unterstützt wurde, erhielt verdienten Beifall, obgleich die Ausführung dem großen Entwurfe nicht ganz entsprach. 1788 wurde er als Mitglied in die deutsche Gesellschaft zu Mannheim aufgenommen, und in demselben Jahre erhielt er das pforzheimer Bürgerrecht. Er hatte nämlich in einer den 27sten Januar 1788 in Gegenwart des Hofes gehaltenen Rede die heldenmüthige Aufopferung der vierhundert pforzheimer Bürger, die unter der Anführung ihres Bürgermeisters Deimling in der Schlacht bei Wimpfen (6ten Mai 1622) ihrem ritterlichen Markgrafen, Georg Friedrich, das Leben, mit Verlust ihres eignen, gerettet haben, würdig geschildert, und dadurch den patriotischen Dank der Nachkommen jener Helden wohl verdient. Doch alle diese Arbeiten, so schätzbar sie auch an sich sind, können nur als Vorübungen zu den größern historischen Werken betrachtet werden, durch welche Posselt seinen Namen berühmt gemacht hat. Glücklicher Weise fügte es sich, daß er bald nach den ersten Revolutionsbewegungen in Frankreich, im Jahre 1791 nach Gernsbach unweit Rastadt, als Beamter versetzt wurde, wo ihm in dem anmuthigen Murgthale die freundlichste Muße zu Theil wurde, und er von sichrem Ufer aus den wildbewegten Strom der Zeit beobachtete. Von jetzt an widmete er seine Zeit den historischen Studien, und beschrieb die Begebenheiten des Jahrs 1792 in lateinischer Sprache: Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges, eorumque socios. Scriptore D. Ern. Ludov. Posselt, Gott. 1793. Vom Jahre 1793 an gab er das historische Taschenbuch für die neueste Geschichte heraus, welches als sein Hauptwerk zu betrachten ist. Er hat sich durch dasselbe den Ruhm des größten deutschen Annalisten erworben. Im Jahre 1796 bat er um seine Entlassung und um Beibehaltung des halben Jahrgehalts, wofür er die Geschichte von Baden zu schreiben versprach. Seine Bitte ward ihm gewährt, die Bedingung angenommen, und ihm noch die Erlaubniß ertheilt, sich einen beliebigen Aufenthaltsort zu wählen. Er lebte hierauf abwechselnd in Durlach, Carlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg. Mit Moreau ward er bekannt und man darf wohl sagen, vertraut, als diesen der Sieg in das Herz von Deutschland führte. Aber eben deßhalb ward Posselt durch die Nachricht von dem Prozesse des liebenswürdigen Helden 1804 heftig erschüttert, und die Furcht, in denselben verwickelt zu werden, vermehrte die Schwermuth, in welche häusliche Leiden und eine unglückliche Ehe ihn gestürzt hatten. Sein heller Geist ward von schwarzen Ahnungen umwölkt, und es bemächtigte sich seiner eine Beklommenheit, die das Schlimmste fürchten ließ. In dieser Gemüthsverfassung reiste er den 3ten Juni 1804 von Nürnberg nach Durlach, wo er seine Fa-

milie zurückließ, um seinen Neffen, D. Posselt, in Heidelberg zu besuchen. Bald nach seiner Ankunft daselbst endigte er sein Leben, indem er sich den 11ten Juni 1804, zwischen sieben und acht Uhr des Morgens, aus einem Fenster des obern Stockwerks herabstürzte. Posselt war mit allen Eigenschaften, welche den Geschichtschreiber bilden, ausgerüstet. Er besaß jenen Scharfblick, der bis zu den verborgensten Quellen der Handlungen durchdringt; den nöthigen Scharfsinn, um das Bedeutende, Zweckdienliche und Folgenreiche von dem unnützen Nebenwerke zu sondern; er hatte jene Gewalt über die Sprache, die in den Stand setzt, jeder Sache den passenden Ausdruck zu leihen, und besaß die Kunst der mahlerischen Perspective, die im Gemählde alle einzelnen Figuren so an ihren Platz, so in ihr Licht stellt, daß sie zusammen den möglich größten Totaleindruck hervorbringen. Kl.

* **Postament** (Piedestal) heißt in der Baukunst eine verzierte, eckige oder runde Erhöhung, worauf Statuen, Vasen u. s. w. gestellt werden. Es besteht aus dem Fuße, aus dem darauf ruhenden eigentlichen Körper des Postaments und aus dem Kranze. Meistentheils ist es höher als dick; doch hat öfters der Haupttheil die Gestalt eines Würfels, dessen Seiten willkührlich zu Verzierungen benutzt werden können.

Postwesen. Posselts zuerst im dritten Stücke des ersten Bandes seines wissenschaftlichen Magazins (Kehl 1785, Seite 298 bis 321) bekannt gemachte Abhandlung: Ueber das Postwesen, besonders in Deutschland, dessen Geschichte, Rechte und Mängel, in welcher derselbe bis in die ersten Zeiten der Welt zurückgeht, und sogar zu beweisen versucht, daß es schon vor der Sündfluth eine Art von Postwesen gegeben habe, diese wohl durchdachte, mit vielem Fleiße bearbeitete, in des Verfassers im Jahre 1795 zu Nürnberg herausgegebnen kleinen Schriften (Nr. XIII) wieder vorkommende Abhandlung, der im fünften Stücke des ersten Bandes der hausenschen Staatsmaterialien und historisch-politischen Aufklärungen ꝛc. (Dessau 1784 und 85, Seite 564 bis 588) befindliche Aufsatz: Ursprung und Geschichte der deutschen Posten und der ältesten und berühmtesten deutschen Postmeister Franz von Taxis, G. Pächel, J. Henott, H. Vogel, J. Sieber, L. Madeweiß, Albrecht Ihle, M. Matthias, größtentheils aus Urkunden bearbeitet, der erste Heft der Erörterungen und Beispiele des deutschen Staats- und Fürstenrechts, des Geheimen Justizraths Pütter zu Göttingen (Göttingen 1790, 8.), namentlich der zweite Abschnitt dieses Heftes, der eine historische Entwickelung des Ursprungs und wahren Verlaufs der ganzen Geschichte des deutschen Postwesens enthält, und mehrere ähnliche Abhandlungen und größere Werke, deren der Verfasser dieses Aufsatzes, der eine Literatur des Postwesens bearbeitet hat, noch manche nennen könnte, machen eine vollständige Geschichte des Postwesens unnöthig, die ohnehin, wenn sie nur einigermaßen pragmatisch seyn sollte, hier keinen Raum finden würde. — Es wird also im Plane des Conversationslexicons angemessener seyn, hier nur die Hauptzüge einer Geschichte des deutschen Postwesens anzugeben. — Die erste Spur einer in Deutschland eingerichteten Post fällt in das Jahr 1516, in welchem Kaiser Maximilian I. eine nicht kaiserliche, sondern bloß für seine Niederlande, und demnächst auch für seine österreichischen Erblande geeignete Posteinrichtung traf. — Der Krieg mit dem türkischen Kaiser Soliman II. veranlaßte im Jahre 1522 die Anlegung einer Reichspost, durch die man in Wien, über Nürnberg

von den Neuigkeiten des Tages zeitig Nachricht erhielt, und gegentheils das zu Nürnberg residirende Reichsregiment von den Unterhandlungen, die damals zu Wien Statt fanden, eiligst benachrichtigt ward. — Diese Einrichtung war indessen nur ephemerisch und hörte mit der Nothwendigkeit, durch die sie veranlaßt war, wieder auf. — Carl V. aber, den seine Plane, seine Kriege, das Interesse seines Hauses und die Angelegenheiten des Staates bald in Deutschland aufhielten, bald nach Italien riefen, bald nach den Niederlanden führten, und dem es nothwendig war, von allem, was in den verschiedenen Regionen der Welt vorging, so schnell als möglich Nachricht zu erhalten, sah die Einrichtung einer ordentlichen, förmlichen Post als eine Sache an, deren Wichtigkeit leicht zu begreifen, und die nicht länger zu entbehren sey. Er wendete sich an die Familie Thurn (de la Tour, Torre) und Taxis (so schrieb sie sich ehemals, jetzt Taxis), wozu er dadurch veranlaßt ward, daß ein Mitglied dieses Hauses, Rogesius de la Tour und Taxis, als der eigentliche Erfinder der Posten genannt ward, die von ihm unter dem Kaiser Friedrich IV. zuerst in Tyrol eingeführt wurden — Leonhard von Thurn und Taxis, ein Sohn des Johann Baptista, der ein Bruderson des Franz von Taxis war, der in ältern genealogischen Nachrichten General-Postmeister des Kaisers Maximilian I. genannt wird, legte nun unter Carls V. Auspicien, auf sein Geheiß und nach seinen Planen, eine beständige reitende Post an, die ihren Weg von den Niederlanden aus durch das Bisthum Lüttich, das Erzstift Trier, Speyer und Rheinhausen nahm, und dann weiter durch Würtemberg über Augsburg und durch Tyrol nach Italien ging. — Im December 1543 ward dem ersagten Leonhard von Taxis, als niederländischem Oberpostmeister, eine förmliche Bestallung ertheilt (er zugleich zum Oberpostmeister des deutschen Reichs ernannt), und ihm ein Gehalt beigelegt, das mit den damaligen Zeitumständen in Uebereinstimmung stand. — Aus mehreren Umständen erhellt es indessen, daß es nicht des Kaisers Absicht war, ihn, noch weniger seine Erben bis in die fernste Zeit als Reichsgeneral-Erbpostmeister des ganzen deutschen Reichs anzusehn, denn einmal ward die ihm ertheilte Bestallung nicht in der Reichskanzlei, sondern in der niederländischen Kanzlei zu Brüssel, und zwar nicht in deutscher, sondern in französischer Sprache ausgefertigt; auch wurden zweitens in derselben, nicht so wie in den gewöhnlichen kaiserlichen Urkunden, die Churfürsten, Fürsten, Prälaten, Grafen und Freiherrn befehligt, sich danach zu achten, sondern es war nur eine an die Richter, Beamte, Diener und Unterthanen in den niederländischen Erbländern gerichtete Verfügung, auf deren Einkünfte auch die Auszahlung der Besoldung der Postbedienten angewiesen war. — Wenn hiergegen von taxischer Seite wohl eher eingewendet ist, daß die dermalen eingerichtete Post von Brüssel bis nach Wien, mithin von einem Ende Deutschlands bis zum andern, und folglich durch vieler Reichsstände Länder und Gebiete gegangen sey, so bleibt es dennoch gewiß, daß Kaiser Carl V., als Regent der burgundischen Niederlande, sich unmöglich zur Anlegung der Posten in andern Ländern berechtigt halten können. Man sah also den Durchgang der taxischen Post durch diejenigen Gebiete und Länder, durch welche ihr Weg sie führte, als eine bloße Privatsache an. Wenn Leonhard von Taxis dieses Durchgangs wegen mit Privaten eine Vereinbarung traf, wenn für seine Postreiter Pferde gehalten, und so die Felleisen von einem Orte zum andern weiter geführt wurden, so war dies nichts anders als ein Privatgeschäft.

von dem die Obrigkeiten theils keine Kunde nahmen, theils sich darein zu mengen, nicht veranlaßt sahn. Jedem Reichsstande stand das Recht zu, dieses Gegenstandes wegen diejenigen Verfügungen zu treffen, die er für die zweckmäßigsten hielt, und den taxischen Posten einen freien Durchgang zu verstatten oder zu verweigern, oder selbigen durch solche Bedingungen zu beschränken, die er für sein Interesse nothwendig fand. — So lange Carl V. mit der Herrschaft über die Niederlande auch die Kaiserwürde verband, ward in Deutschland seinem niederländischen Generalpostmeister kein Hinderniß in den Weg gelegt, als aber nach Carls Tode sein Sohn Philipp Herr der Niederlande ward, mochte hier und da bei diesem oder jenem Reichsstande die Frage zur Rede kommen, ob es auch unbedenklich sey, ein spanisch-niederländisches Postwesen in seinen Staaten festen Fuß fassen zu lassen? — Leonhard von Taxis, dem es nicht entging, daß man über der Beantwortung dieser Frage nicht allenthalben einverstanden sey, suchte Carls V. Bruder und Nachfolger in der Kaiserwürde zu bewegen, des Verstorbenen niederländischem Bestallungsbriefe eine kaiserliche Bestätigung zu ertheilen. Sein Wunsch ward im Jahre 1563 erfüllt: des Kaisers Carl V. Bestallungsbrief, der kaiserlichen Bestätigung wörtlich eingeschaltet, und aus dem Französischen ins Deutsche übergetragen. — Ob nun gleich es am Schlusse der Bestätigungsacte ausdrücklich hieß: „Und gebieten darauf allen und jeden Churfürsten und Fürsten zu achten," und weiter unten: „so wie sonst allen andern Unsern, auch unserer Königreiche, erblicher Fürstenthümer und Landesunterthanen und Getreuen" ꝛc., obgleich ferner diese kaiserliche Bestätigung den taxischen Posten allerdings den Vortheil gewährte, daß man ihnen in manchen reichsständischen Ländern mehrere Willfährigkeit erwies; so blieben sie doch immer nur burgundisch niederländische, oder jetzt spanisch-niederländische Posten, und Leonhard von Taxis war immer noch nicht Reichsgeneralpostmeister, sondern nur Generalpostmeister in den Niederlanden. — Wie wenig Kaiser Ferdinand im Sinne hatte, die Landeshoheit der Fürsten durch das Aufdringen der taxischen Post zu beeinträchtigen, spricht die in seiner Bestätigungsacte enthaltene Erklärung, daß diese Bestätigung den Posten, die er selbst unterhalte, nicht zum Nachtheile gereichen sollte, deutlich aus. An die Einführung eines kaiserlichen Postwesens ward bis jetzt dem Anscheine nach noch überall nicht gedacht. Erst weiterhin schien das Postwesen und dessen finanzielle Benutzung der deutschen Stände Aufmerksamkeit an sich zu ziehn. Sie ersuchten im Jahre 1570 den Kaiser Maximilian II., „das Postwesen beim Reiche zu erhalten und nicht in fremde Hände kommen zu lassen." Doch schwankte man noch in Hinsicht der Grundsätze, nach welchen die Idee, von welcher man ausgehn wollte, zu verwirklichen sey. Von dem Gedanken, mit der Kaiserwürde die Leitung und die Intraden der Reichspost zu verbinden, war man wohl weit entfernt; dies beweisen die von den kaiserlichen Vorrechten durchaus unabhängigen Posteinrichtungen, die man in den Jahren 1574, 1581 und 1586 im Churfürstenthum Sachsen und in Würtemberg traf. Ueberdies wird selbst in den jetzigen Annalen der deutschen Erbländer des Hauses Oesterreich eines niederösterreichischen Landpostmeisters des Erzherzogs Mathias, eines Oberhofpostmeisters des Erzherzogs Ferdinand in Tyrol und eines Erblandpostmeisters in Steyermark erwähnt. — In dem letzten Decennio des 16ten Jahrhunderts schien das taxische Generalpostmeisteramt zu Grunde zu gehn. Die seit achtzig Jahren bestehenden

Unruhen in den Niederlanden bedrohten es mit einer Gefahr, die um so größer war, da Leonhard von Taxis den würtembergischen Postmeistern mit einer Schuld von 6000 Kronen verhaftet war, und ein gewisser Jacob Henot zu Cöln selbst mit kaiserlicher Unterstützung es dahin gebracht hatte, daß die taxischen Posten in Deutschland ganz abgeschafft, und durch andre, nach seinen Planen eingerichtete, ersetzt werden sollten. — Leonhard von Taxis erhielt indessen über diejenigen, die seinen Vortheilen entgegenarbeiteten, einen vollständigen Sieg. Er ward im Jahre 1595 zum kaiserlichen General-Oberpostmeister im Reiche ernannt. Churpfalz und Würtemberg mit mehrern andern Reichsständen fanden sich dessenungeachtet nicht verpflichtet, das taxische Postwesen für etwas anders anzusehn, als für eine bloße spanisch-burgundische Anstalt; aber Kaiser Rudolph II. nannte es in einem neuen kaiserlichen, im J. 1597 ertheilten Bestallungsbriefe: „Ein hochbefreyetes kaiserliches Regal, dem kein Hinderniß, Eintrag, oder Nachtheil geschehen dürfe." Im Jahre 1615 ward von Rudolphs Nachfolger, dem Kaiser Mathias, dem mehrerwähnten Postwesen diejenige Festigkeit ertheilt, deren es noch bedurfte. Lamoral von Taxis, Leonhards Sohn, ward in den Freiherrnstand erhoben und ihm die Belehnung, für ihn und seine männlichen Nachkommen über die Posten im Reiche, als ein von neuem angesetztes Regal und männliches Reichslehn ertheilt. Diese Belehnung ward demnächst von Ferdinand II. auch auf Lamorals Enkelinnen und weibliche Erben erstreckt. Dagegen verpflichtete er sich: 1) als Reichsgeneral-Erbpostmeister nicht nur auf den Kaiser, sondern auch auf Churmainz seinen gehörigen Respect zu haben; 2) nicht nur von Cöln nach Frankfurt und von da nach Nürnberg und sodann bis an die nächste Post in Böhmen auf seine Kosten eine neue ordentliche Post anzulegen, sondern auch die seit alten Zeiten gewöhnlichen ordinairen Posten gehörig zu bestellen und zu erhalten; 3) sowohl kaiserliche Stafetten als andere Briefe des Kaisers, des Churfürsten von Maynz, des Reichs-Vicekanzlers, der kaiserlichen geheimen Räthe, auch andrer hohen Beamten unentgeldlich zu besorgen; hingegen 4) dem kaiserlichen Hofe und niederösterreichischen Postämtern keinen Eintrag zu thun. Nun ging eine ordentliche taxische Post wöchentlich vom kaiserlichen Hofe, wie auch von Rom, Venedig, Mayland, Mantua u. s. w. nach Augsburg und von da durch das Würtembergische auf Rheinhausen, Creuznach nach Brüssel, und wieder zurück. Die Reichsstände, in deren Städten, Flecken oder Dörfern Poststellen angelegt waren, waren von aller Brieftaxe frei, und auch die Kanzleipackete der Häuser Pfalz, Bayern, Würtemberg, Burgau und Baden wurden unentgeldlich besorgt. Dagegen mußten sie die Post-Häuser und Postbedienten nicht nur von allen Beschwerden befreyen, sondern auch wegen richtiger Bestellung ihrer Briefe und anderer Sachen noch einen gewissen Zuschuß geben. In den Jahren 1603 bis 1615 wurden noch folgende Posten eingerichtet: 1) von Rheinhausen nach Frankfurt; 2) über die Bergstraße, von Metz in der Oberpfalz bis Nürnberg; 3) von Nürnberg nach Frankfurt; 4) von Frankfurt über Fulda, Erfurt, Naumburg nach Leipzig und 5) von Cöln nach Hamburg. Immer noch war das Regal, das sich der kaiserliche Hof angemaßt hatte, nicht vom Reiche bewilligt und anerkannt. Nur Churmaynz mochte damit einverstanden seyn. Nach der Reichsverfassung, wie sie in den Jahren 1597 und 1615 schon fest begründet war, stand es wohl nicht in der Macht des Kaisers, die Zahl der Regalien zu ver-

mehren, ein so wichtiges Recht, wie das Postwesen war, für ein hochbefreites kaiserliches Regal zu erklären und darüber eine erbliche Belehnung zu ertheilen. Die Freiherren, nachherigen Grafen und endlich Fürsten von Taxis, mußten dieserwegen auch mit jedem einzelnen Reichsstande über die Gestattung ihrer Posten sich in Unterhandlungen einlassen und durch Güte unter Mitwirkung kaiserlicher Empfehlungen zu bewirken suchen, was sich als Schuldigkeit nicht fordern ließ. Mehrerer Ursachen wegen breitete sich zwar die taxische Post immer weiter aus, aber wenn sie sich Rechte anmaßte, die ihr nicht förmlich zuerkannt waren, mußte sie sich Widersprüche gefallen lassen, und als im Jahre 1637 einige Reichsstädte von ihr mit weniger Mäßigkeit behandelt wurden, nahm sich das churfürstliche Collegium ihrer an und reclamirte förmlich die Territorial-Gerechtsame der Stände in Ansehung der Posten. Bald ward (namentlich während des dreißigjährigen Krieges) das österreichische Hofpostamt mit dem kaiserlichen Reichspostamte in Streitigkeiten verwickelt, in welchen sich zwar die Reichsstände des letzteren annahmen; aber immer nur in so weit, als dessen Ausübung in jedem ständischen Lande gutwillig zugestanden war. Das Haus Taxis suchte bei der Wahl Kaisers Leopold I. dem künftigen Kaiser das Postwesen in seinen Erblanden zu nehmen; aber das Churfürsten-Collegium wies diesen Antrag ab, und das österreichische Landpostamt ward sogar in der Wahlcapitulation bestätigt. Im Jahre 1659 klagte Taxis beim Reichshofrathe gegen Brandenburg, Braunschweig und Hessen wegen Einrichtung ihrer Landposten, und bat um Abschaffung aller dergleichen Landposten. Diese Klagen aber wurden nicht beachtet. In der Wahlcapitulation Kaisers Joseph I. geschah der kaiserlichen Postämter nur mit dem Zusatze Erwähnung: „wo dergleichen kaiserliche Postämter vorhanden und hergebracht sind." — Die nähere Bestimmung dieses Gegenstandes ward in dieser, so wie in allen folgenden bisherigen Wahlcapitulationen auf einen Schluß des gesammten Reichs ausgestellt. Immer noch scheint die Ausdehnung und Gränze der Rechte des taxischen Postwesens ein Gegenstand zu seyn, der einer näheren Erörterung bedarf, und dem das Siegel einer definitiven Bestimmung fehlt. Wenn gleich durch den bekannten Reichs-Deputationsschluß vom 25sten Februar 1803 das fürstliche Haus Thurn und Taxis in dem Besitz und Genuß seines Postenrechtes erhalten ward; so heißt es dennoch im 17. Artikel der in Wien am 8. Junius 1815 unterzeichneten deutschen Bundesacte: „Daß dieses fürstliche Haus in dem durch den oberwähnten Reichs-Deputationsschluß, oder in spätern Verträgen bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten, so lang, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten, bleibt." Befindet sich nun gleich das taxische Recht durch diese Verfügung noch immer in einer schwankenden Lage; so sichert doch der eben angeführte Artikel der Bundesacte diesem Hause „in jedem Falle, in Folge des Artikels 13 des beregten Reichsdeputations-Hauptschlusses, seine auf Belassung der Posten oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche zu. Dieses soll (so heißt es am Schlusse dieses Artikels) auch da Statt finden, wo die Aufhebung der Posten seit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputations-Hauptschlusses bereits geschehen wäre, in so fern diese Entschädigung durch Verträge nicht schon definitif festgesetzt ist." Wer etwas Näheres über die reichsverfassungsmäßigen Verhältnisse zwischen dem taxischen Reichsgeneral-

Postmeisteramte und den reichsständischen Territorialposten zu lesen wünscht, wird sich hinlänglich befriediget sehn durch den dritten Abschnitt des oben im Eingange dieses Artikels bereits angeführten ersten Heftes der pütterschen Erörterungen und Beispiele des deutschen Staats- und Fürstenrechts (Göttingen, 1790. 8.) und durch nachfolgendes Werk: Gedanken von der Rechtmäßigkeit der reichsständischen Landposten und der Unerweislichkeit eines diese ausschließenden fürstlich taxisschen Reichspostmonopolii. (Von Friederich Wilhelm Pestel, Doctor der Rechte, Professor des natürlichen und des deutschen Staatsrechts auf der Universität zu Leiden.) Rinteln 1759. 4. Mehrere neuere Posteinrichtungen verdienen allerdings bemerkt und zur Nachahmung empfohlen zu werden. Zweier, die vorzüglich bei neueren Einrichtungen zum Muster dienen könnten, mag hier Erwähnung geschehen: der königlich dänischen Verordnung wegen Beförderung der ordinairen fahrenden und Extraposten d. d. Friedensburg, den 28. Mai 1762 und der königlich preußischen erneuerten und erweiterten allgemeinen Postordnung für sämmtliche königliche Provinzen, d. dat. Berlin, den 26. Nov. 1782. Fol., die man nebst andern dahingehörigen Nachrichten findet im XI. Stücke des Journals von und für Deutschland 1784. Seite 298—317. Der Zweck der Postanstalt ist erleichterte Communication unter den Menschen, und je mehr die letztre nicht nur auf das bürgerliche und mercantilische Verkehr, sondern auch auf die Geistescultur Einfluß hat, desto wichtiger erscheint die erstere. Auch ist die Postanstalt um so vollkommener, sowohl in grosser, politischer Absicht, als im beschränktern finanziellen Sinne, je unmittelbarer und gerader sie auf ihren Zweck hin arbeitet. Je mehr der Staat sich bestrebt, die Communicationen des Publicums leicht und bequem zu machen, je mehr er sich beschränkt, nur den Ersatz des auf die Anstalt gewandten Capitals mit mässiger Verzinsung zu erhalten, um desto mehr wird er gewinnen. Je mehr er dagegen die Postanstalt nur als eine Quelle der Revenuen betrachtet, die er so hoch als möglich zu bringen sucht, um so schlechter werden seine Einrichtungen werden, um so weniger wird er gewinnen, und das Institut, das eine Wohlthat für das Publicum seyn soll, wird eine drückende Last für dasselbe werden. Gegen diese Ideen (die Klüber in seiner sehr verdienstlichen Schrift: das Postwesen in Deutschland, umständlich erörtert hat), ist in unserm Vaterlande nie so unverantwortlich gesündigt worden, als in der Rheinbundesperiode. Da es sowohl dem Protector, als vielen rheinbündischen Regierungen, bald an Einsicht bald an Willen fehlte, um bei ihren Einrichtungen auf das Wohl der Unterthanen einige Rücksicht zu nehmen, so blieb man auch im Postwesen bei der heillosen finanziellen Ansicht stehen, wovon die Folgen nicht ausbleiben konnten. Die Post wurde eine drückende, allen nöthigen und nützlichen Verkehr erschwerende Zwangsanstalt, der sich möglichst zu entziehen, vom Publicum alle Mittel aufgeboten wurden. Fünfzig von einander unabhängige, eine der andern entgegen arbeitende Postanstalten wurden auf deutschem Boden betrieben. Die Folge davon war, daß der Ertrag derselben überall sehr gering ausfiel, in einigen Ländern (z. B. im Königreiche Westphalen) kaum noch die Kosten aufbrachte, und schon der Vorschlag geschah, die reitenden Posten ganz abzuschaffen, und sich mit der wohlfeilern Botenpost zu behelfen. Das Publicum aber sah sich überall den lästigsten Plackereyen ausgesetzt; die Communicationen waren erschwert und gehemmt, und die Posttaxen erstiegen eine Höhe, über die jedermann die lautesten und gerechtesten Beschwerden führte. Nach der glücklichen Befreyung Deutsch-

lands überläßt man sich aber nun der Hoffnung, daß dahin werde Bedacht genommen werden, die Postanstalt wieder so wohlthätig für ganz Deutschland, und mittelbar für ganz Europa, in dessen Mitte Deutschland liegt, zu machen, als sie es bei guter Einrichtung seyn kann, und ehemals gewesen ist. Das Hauptmittel zu diesem Zwecke würde seyn, die Posten in ganz Deutschland wieder einer Direction zu übergeben, welche dieselben nach liberalen Grundsätzen einrichtete, nach ihrem wahren Zwecke zum Besten des Publikums verwaltete, und nebst Ersatz der Kosten nur einen gemässigten Gewinn verlangte. Dadurch würden alle gerechten Ansprüche des Publikums erfüllt, und ein neues wohlthätiges Band zur festen Wiedervereinigung der Deutschen hergestellt (s. Patriotische Wünsche, das Postwesen von Deutschland betreffend. 8. Weimar 1814).

Postillen werden Predigtbücher darum genannt, weil die Predigt aus den Textworten abgeleitet wird, und daher ihr Thema postilla sc. textus verba abhandelt. E.

Postulat heißt in der Logik jeder practische Grundsatz, d. h. jeder Grundsatz, der sich auf eine Handlung bezieht. Es muß daher die Möglichkeit der Ausführung bei dergleichen Postulaten gezeigt werden. In der Mathematik heißt Postulat ein practischer Satz, welcher die Handlung ausdrückt, wodurch ein Begriff ausgedrückt wird. In der kritischen Philosophie heißt ein Postulat ein synthetisches Urtheil, wodurch nichts im Begriffe des Gegenstandes, sondern dieser mit dem Erkenntnißvermögen verknüpft, und dadurch ein neuer Begriff, z. B. der Möglichkeit, hervorgebracht wird.

Postuliren. Dieser Ausdruck wird in Kirchensachen gebraucht, wenn ein Capitel eine solche Person zum Prälaten oder Vorsteher verlangt, die zwar die Tüchtigkeit dazu hat, nach den Kirchengesetzen aber nicht gewählt werden kann, weßhalb die Bestätigung höhern Orts postulirt werden muß. Es sind dabei wenigstens zwei Drittel der Stimmen nöthig; concurriren aber zwei postulirte Candidaten, so reichen auch weniger Stimmen hin, und die Mehrheit entscheidet. Der Papst hat alsdann das Recht, durch ein Breve Eligibilitatis eine postulirte Person für wählbar zu erklären.

Potemkin (Gregor Alexandrowitsch Fürst von), russischer Feldmarschall, geb. 1736 bei Smolensko, aus einer ursprünglich polnischen Familie, starb den 16ten Oct. 1791. Unter allen Günstlingen der Kaiserin Catharina II. war Potemkin während 32 Jahre das einzige Beispiel, daß sich der Favorit in den Alles dirigirenden Staatsmann verwandelte. Hieraus sollte man schließen, daß auch die letztern Talente in ihm sich entwickelt hätten; allein nach der Schilderung, die ein unterrichteter Geschichtsforscher und Staatsmann, Herr von Dohm, in seinen Denkwürdigkeiten (I. S. 406, und Beil. F.) von ihm entwirft, war er nichts als ein kühner und verschlagener Hofmann, ohne gründliche Staatskenntnisse. Sein schnelles Glück, sein mächtiger Einfluß, und die Gewalt, welche er über die Kaiserin ausübte, selbst das Orientalische und absichtlich Sonderbare in seiner Lebensweise, haben oft in ihm einen außerordentlichen Mann erblicken lassen, dessen Fehler nur als Mißverhältnisse seiner an sich großen Eigenschaften anzusehen wären. Man hat sogar in seiner Rohheit, in seinen Launen eine gewisse ihm eigene Originalität und in der ungebundenen Frechheit, mit der er seinen Leidenschaften sich überließ, eine Größe, die nur über das Herkommen sich wegsetzte, finden wollen; allein mit Unrecht. Potemkin war durchaus kein großer Mann, weil alle sittliche Würde ihm

fehlte; er war auch nicht einmal ein außerordentlicher, sondern ein sehr gemeiner Mensch, der, von außerordentlichen Umständen begünstigt, unter großen Verhältnissen gewirkt hat. Man verbinde mit diesem Urtheile des Herrn von Dohm, was der sehr unterrichtete Verfasser der Aufsätze: Potemkin der Taurier, in der Minerva des Herrn von Archenholz, 1797 — 1800, und der Verfasser der Schrift: Pansalvin, Fürst der Finsterniß und seine Geliebte, Germanien 1794, und der Schrift: Russische Günstlinge, Tübingen 1810, über Potemkin sagen, um ein treues Bild von diesem denkwürdigen Manne zu erhalten, der nur in Rußland, und nur unter einer Kaiserin, wie Catharina, eine solche Rolle spielen konnte. Er hat sie nicht ausgespielt, weil weder höhere Talente, noch weniger Charakterstärke seinen Willen dabei unterstützte. Ein Zufall erhob ihn; und seine Phantasie hielt seitdem Alles für möglich und Alles für erlaubt. Er war im J. 1762 Fahnjunker in der Garde zu Pferde. Als Catharina in Uniform durch die Glieder ritt, um für ihre Thronbesteigung die Gunst der Truppen zu gewinnen, bemerkte Potemkin, daß sie keine Quaste an ihrem Degen hatte. Sogleich knüpfte er die seinige los, und bot sie der Kaiserin dar. Seine Gestalt und seine Aufmerksamkeit machten Eindruck auf Catharina. Er selbst wußte sich bald in ihrer Gunst zu befestigen, nachdem es ihm gelungen war, zu dem engern Kreise ihrer Gesellschaft zugelassen zu werden. Er verdrängte seine Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Orlow, und vom J. 1776 an war er erklärter Liebling. Sein Hochmuth zog ihm den Haß der Orlows zu, und in einem Streite mit Alexis Orlow verlor er durch einen Schuß ein Auge. Dies machte ihn der Monarchin um so werther; und da er aus Klugheit von Zeit zu Zeit sich zurückzog, nach eigener Laune aber an den Hof zurückkehrte, so blieb er ihr immer neu. Sie ernannte ihn zum Kriegsminister. Sein Einfluß auf die Staatsverwaltung ward dadurch entschieden; er wußte jetzt statt der frühern Zuneigung in der Kaiserin die Meinung zu erhalten, daß er für ihre Sicherheit unentbehrlich sey. Catharina fühlte nämlich, daß sie von wichtigen Männern gehaßt war, sie fürchtete sogar ihren eigenen Sohn, dem sie nach seiner Volljährigkeit den Thron zu überlassen verpflichtet war, und sah daher in Potemkin, welchen der Großfürst, Graf Panin und die Ersten der Nation haßten, nur den entschlossenen, vor nichts erschreckenden, kräftigen Mann, welcher durch Gewalt und Kühnheit jeden Gedanken an Widerstand niederschlug. Sie übertrug ihm daher eine unumschränkte Macht, vor der sie zuletzt wohl selbst zitterte. Gleichwohl behauptete sich Potemkin seit 1776, sechzehn Jahre hindurch, bis an seinen Tod, gegen alle Gegner in der unumschränkten Beherrschung seiner Monarchin. Er fesselte sie keineswegs durch seltene Vorzüge des Geistes oder des Herzens; alles erklärt der höchste Grad frecher Unverschämtheit von seiner, und eine große weibliche Schwäche von der andern Seite. Er war der einzige der Günstlinge Catharina's, dessen großer politischer Einfluß erst begann, als er den Platz des Lieblings aufgab. Seit 1778 führte er bis an seinen Tod fast ganz die Leitung der auswärtigen Verhältnisse, wo er dem preußischen System, welchem Graf Panin, der 1783 starb, ergeben war, entgegenwirkte. Doch ließ er manches geschehen, woran er Theil zu nehmen kein Interesse fand, oder wovon Panins gründliche Staatskenntnisse ihn abhielten, z. B. von dem Abschlusse einer Allianz mit England. (S. v. Dohm a. a. O. II. 111 u. 131.) Uebrigens handelte Potemkin auch in den auswärtigen Verhältnissen kühn und ohne alle Rücksicht. So ließ er dem König Friedrich II. im J. 1782 durch

den Grafen Görz den Antrag zu einer neuen Theilung des noch beste-
henden Polens machen. „Die erste Theilung," sagte er, „sey nur ein
Kinderspiel gewesen, man hätte schon damals sogleich alles theilen sol-
len, das Geschrei würde nicht größer gewesen seyn." Als der König
über diesen Vorschlag, im Sinne des Gutachtens seines Ministers, aus
Rechtsgründen gänzlich von sich wies, war dies dem Fürsten Potemkin
so unerwartet, daß er nach dreimaliger Durchlesung dem Minister das
königliche Schreiben mit den Worten zurückgab: „nie hätte ich ge-
glaubt, daß König Friedrich romantischer Ideen fähig sey." Welchen
Sinn Potemkin für Völker- und Menschenrecht hatte, bewies er bei
der gewaltsamen Unterdrückung der Crimm im J. 1783. Als die Ta-
taren sich weigerten, der Kaiserin zu huldigen, erhielten die Generale
den Befehl, die Widerspenstigen niederzuhauen. Ein General weigerte
sich, dies zu thun, weil „er kein Scharfrichter sey;" aber Paul Po-
temkin, ein Verwandter des Fürsten, vollzog den Auftrag, und ließ
30,000 Männer, Weiber und Kinder einfangen und niedermetzeln. Als
Generalgouverneur von Taurien behandelte Potemkin die Tataren mit
der grausamsten Willkür, und entvölkerte dadurch die Provinz. Ohne
daß er die Talente und Kenntnisse eines Feldherrn besaß, stand das
ganze Kriegsheer und jeder Feldherr, so berühmt er auch durch seine
Siege seyn mochte, unter seinem unumschränkten Befehl. Eben so we-
nig mit den äußern Verhältnissen des Reichs bekannt, als mit der
innern Verwaltung, entschied er doch immer allein, was die Ehrsucht
und Eitelkeit der Selbstherrscherin innerhalb ihres Reichs oder gegen
fremde Mächte unternehmen sollte. Die höhern Zwecke des Staaten-
wohls waren ihm fremd. Er kannte nichts, als äußern, die Augen
der Menge blendenden Glanz, mit dem er sich bedeckte, während er
nachläßig ihn zu verachten schien. Er allein wollte der Mächtige seyn;
dies wußte er mit plumpem Uebermuthe zu zeigen; denn jeden durch
Verdienst, Geburt oder Reichthum ausgezeichneten Mann drückte er
durch Grobheit nieder, und mißhandelte ohne Rücksicht auf Rang die
Eingebornen, nicht bloß mit Worten, sondern sogar mit Schlägen.
Auch die Anträge und Vorstellungen angesehener Fremden, oder der
Gesandten unabhängiger Mächte hörte er, wie Bitten seiner Untergebe-
nen, mit dem wegwerfenden Stolze eines übermüthigen Herrschers an.
Gegen die Kaiserin bewies er solchen Trotz, daß man zu erzählen wagte,
er habe seine Gebieterin geschlagen. Gewiß ist, daß er ihren Wünschen
sich oft laut widersetzte, und geflissentlich das Gegentheil davon that.
Dagegen täuschte er sie wieder durch die kühnsten, auf ihren Charakter
berechneten Schmeicheleien. Von dem Funken des Genies, das dem
Titanenstamm der Orlows eigen war, sagt Heeren, schien nichts auf
ihn gekommen zu seyn; nicht sowohl Herrschsucht und Ruhmsucht, als
Geldsucht und Ordenssucht trieben ihn. Aber einer Monarchin zur
Seite, die hoher und kühner Ideen fähig war, schmeichelte er diesen,
und so gewann und behauptete er, gestützt auf einen für seine Welt
passenden Uebermuth, einen Einfluß, der die Schicksale des Nordens
bestimmte. Folgendes beweis't seine Trugliſt gegen die Kaiserin. Als
Catharina im J. 1787 nach Taurien reis'te, um diese neue Provinz zu
sehen, waren auf Potemkins Anordnung längs der Land- und Wasser-
straße hin und wieder Scheinstädte und Dörfer aufgeschlagen, und die
Einwohner der umliegenden Gegend in ihren Feierkleidern dahin aufge-
boten. Bei der Eile hatte die Monarchin nicht Zeit, die Sache genau
zu untersuchen, und Potemkins Absicht, ihr eine ausnehmende Idee von
den Fortschritten der Cultur in dem ihm anvertrauten Gouvernement

und von dem Wohlstande der Einwohner zu machen, war erreicht. Ein anderes Mal soll er dieselben Regimenter an verschiedenen Tagen in verschiedenen Uniformen vor der Kaiserin gemustert haben, um ihr die Vollzahl des Heeres zu zeigen. Der Fürst von Ligne entwarf von ihm in dem Lager vor Oczakow, im August 1788, mit dem Witze eines Hofmanns, der die Wahrheit nur errathen läßt, ein Bild, das so bizarr ist, wie der Mann, den es darstellen soll. „Ich sehe einen Feldherrn vor mir, der nichts zu thun scheint, und unaufhörlich beschäftigt ist; er hat keinen andern Schreibtisch als seine Kniee, und keinen andern Haarkamm als seine Finger; beständig liegt er, und doch schläft er weder Tag noch Nacht, weil sein Eifer für seine angebetete Monarchin ihn unaufhörlich bewegt; jeder Kanonenschuß, wo er nicht dabei ist, beunruhigt ihn durch die Vorstellung, er könne einigen seiner Soldaten das Leben kosten. Unerschrocken für seine Person, zittert er für Andere. Er hält unter dem stärksten Feuer einer Batterie, um Befehle zu ertheilen; doch ist er mehr Ulyß als Achill, vor jeder Gefahr unruhig, in derselben aufgeräumt; traurig beim Vergnügen, unglücklich weil er überglücklich ist, findet er an nichts Freude noch Geschmack: denn Alles hat er ausgekostet; mürrisch, launisch, ist er bald ein tiefer Denker, ein geschickter Minister, ein feiner Staatsmann, bald ein zehnjähriges Kind; ohne Rachsucht bittet er einen Verdruß sogleich ab, macht schnell eine Ungerechtigkeit gut; er glaubt Gott zu lieben, und fürchtet den Teufel, den er sich noch größer und dicker (plus gros, kann auch heißen gröber) vorstellt als einen Fürsten Potemkin; mit einer Hand winkt er schönen Frauen, mit der andern kreuzigt er sich; jetzt hebt er fromm die Arme zu einem Madonnenbilde auf, jetzt schlingt er sie um den Nacken seiner Buhlfrau; er empfängt Geschenke ohne Zahl von seiner Gebieterin, um sie sogleich zu vertheilen; er nimmt Landgüter von der Kaiserin an, und gibt sie ihr zurück, oder bezahlt (?) was sie schuldig ist, ohne es ihr zu sagen; er verkauft und kauft große Güter, baut Säulenreihen, legt englische Gärten an, und sucht Alles wieder loszuwerden; so spielt er stets, oder nie, verschenkt lieber, als daß er seine Schulden bezahlt; ist unermeßlich reich, und hat nie Geld; bald mißtrauisch, bald gutmüthig, eifersüchtig oder dankbar, übelgelaunt oder scherzhaft, faßt er schnell Vorgunst oder Abneigung, um eben so schnell sie wieder aufzugeben, spricht mit seinen Generalen von Theologie, mit den Erzbischöfen von Krieg, lies't nie, sondern hört die aus, mit denen er spricht, und widerspricht nur, um mehr zu hören, sieht dabei aus bald wie ein Barbar, bald wie die Anmuth selbst, kann, wie er will, zurückstoßen, und anziehen; kurz, er gleicht dem hochmüthigsten Satrapen des Orients, wie dem liebenswürdigsten Hofmann Ludwigs XIV.; unter scheinbar großer Härte, hat er in der That (?) ein sanftes Herz; seltsam in Allem, was er thut oder nicht thut, will er Alles haben, wie ein Kind, und weiß Alles zu entbehren, wie ein Erwachsener; er sieht aus wie ein Schmecker, und ist mäßig, nagt an Aepfeln, an Rüben, oder an seinen Nägeln, schilt oder lacht, spottet nach, oder flucht, reißt Zoten oder betet, singt oder sinnt, ruft und heißt gehen; läßt zwanzig Adjutanten zurückholen, und sagt ihnen kein Wort; er erträgt die Hitze besser als Jemand, und scheint an nichts als an die ausgesuchtesten Kühlbäder zu denken; er spottet der Kälte, und scheint ohne Pelzwerk nicht leben zu können; er ist stets ohne Unterhosen und im Hemde, oder in einer auf allen Nähten gestickten Uniform; in bloßen Füßen, oder in reich gestickten Pantoffeln, ohne Mütze und Hut, so habe ich ihn einmal unter Flintenschüssen gesehen; bald

trägt er einen alten Schlafrock, bald einen prächtigen Leibrock mit sei-
nen drei Großkreuzen, Ordensbändern und dem mit daumgroßen Dia-
manten besetzten Porträt der Kaiserin, vor dem Feinde, als ob sie nach
den Diamanten schießen sollten; bei sich auf der Stube geht er gebückt,
zusammenfallend, an der Spitze des Heeres erscheint er groß, aufrecht,
stolz, schön, majestätisch, wie Agamemnon unter den Königen Grie-
chenlands. — Worin besteht also sein Zauber? — Genie ist's, und
abermals Genie, und überall Genie; ein natürlicher Verstand, ein
herrliches Gedächtniß, ein hochstrebender Geist, Neckerei ohne Bosheit,
List ohne Tücke; ein glückliches Gemisch von Launen, wo seine guten
Augenblicke ihm die Herzen gewinnen; dabei viel Großmuth, Freund-
lichkeit und Beurtheilung in seinen Belohnungen; viel Geschick; die
Kunst zu errathen, was er nicht weiß, und eine große Menschenkennt-
niß!" So sehr auch dieses Bild ins Schöne gemahlt ist, und in Ge-
gensätzen schimmert, so zeigt es doch den allmächtigen Günstling im
Glanze seiner Größe als ein verzogenes Kind des Glücks, ohne innere
Kultur, roh, wild, unwissend, aber ausgezeichnet durch eine gewaltige
Natur; in der Hofkunst ein Proteus. Der preußische Gesandte, Graf
von Görz, sagt von ihm: C'est un homme qui a du génie et des
talens, mais dont l'esprit et le caractère n'invitent pas à l'aimer ni
à l'estimer (s. von Dohms Denkwürdigkeiten II. XXVI.). Man
glaubt, daß Potemkin seiner Monarchin vorgeschlagen habe, die Crimm
in Besitz zu nehmen, und am Dnepr, 10 Stunden von Oczakow, im
J. 1778, den Grund zu der Stadt Cherson zu legen. Taurien beschäf-
tigte Potemkins ganze Aufmerksamkeit. Er führte daselbst mehrere Frucht-
bäume ein, und legte bei Soudae die große Branntweinbrennerei an.
Auch verdankt ihm Petersburg eine Glas- und Spiegelmanufactur, die
an Größe und Schönheit ihrer Producte der zu Venedig und Paris
gleich kommt. Ueberhaupt schätzte Potemkin die Künste; er liebte lei-
denschaftlich die Musik, und hatte überall 80 Musiker in seinem Ge-
folge. Im Besitz von unermeßlichen Ländereien, von mehrern Kisten
mit Juwelen und Bankbillets von allen handelnden Nationen Europa's,
erkaufte er noch dazu, ohne sie zu bezahlen, die reichen Verlassenschaf-
ten der Fürsten Lubomirskt und Sapieha in Podolien und Litthauen.
Auch seine Oberstatthalterwürde von Taurien und die eines Großadmi-
rals vom schwarzen Meere waren mit beträchtlichen Einkünften verbun-
den. Seit 1776 war er deutscher Reichsfürst. In der Folge wollte er
Herzog von Curland werden. Friedrich II. ließ ihm hierzu seine Mit-
wirkung anbieten; allein Potemkin erklärte, daß theils diese Besitzung
ihm nicht genüge, theils es nur von ihm abhängen würde, sie zu erhal-
ten, ohne deßhalb den König zu bemühen. Ueberhaupt spottete er über
die einfache Lebensweise des Königs, und als er von ihm den schwar-
zen Adlerorden später, als er ihn erwartet haben mochte, erhielt, sagte
er wegwerfend: „er sey zwar dem König sehr verbunden, auch wisse er
in der That nicht, wie er die Menge von Auszeichnungen der Art, die
er schon habe, gehörig neben einander ordnen solle." Im J. 1787
ertheilte ihm Catharina den Ehrennamen des Tauriers. Seinem
Hochmuthe fehlte jetzt noch das Band des St. Georgen-Ordens, wel-
ches nur einem Oberfeldherrn nach einem Siege zu Theil werden konnte.
Er reizte daher im J. 1787 die Pforte zur Kriegserklärung. Das soge-
nannte orientalische oder griechische System und die Vertreibung der
Türken aus Europa war sein Lieblingsgedanke, dessen Ausführung seit
Catharina's berühmter Reise nach Taurien (Januar bis Juni 1787)
und seit ihrer Verbindung mit Joseph II. ihm nahe schien. Er selbst

hoffte dann die Moldau und Wallachei als ein unabhängiges Fürstenthum unter Rußlands Schuz zu erhalten. Jezt sah sich Potemkin an der Spitze eines Heeres von 150,000 Mann, unter ihm dienten ausgezeichnete Feldherren; seine Gewalt war unumschränkt; die ganze Kriegsverwaltung hing von ihm allein ab. Der Krieg ward in den Ebenen von Oczakow, der Kuban und der kleinen Tatarei mit wilder Zerstörungswuth geführt. Hunger und Pest vermehrten die allgemeine Noth. Die Lebensmittel mußten aus entfernten Gegenden herbeigeschafft werden. Wie Potemkin sich hier zeigte, eitel und verwegen, großartig und klein, hochfahrend und schmeichlerisch, offen und falsch, erzählt der Fürst von Ligne in seinen Briefen aus dem Lager vor Oczakow im J. 1788. Potemkin belagerte Oczakow vom Juli bis zum 17ten Dec. 1788. Die Kälte stieg bis zu einem für diese Gegenden ungewöhnlich hohen Grade. Die Russen mußten sich in der Erde Höhlen zu Hütten ausgraben; und Potemkin wagte endlich einen entscheidenden Streich, um nicht gezwungen zu seyn, die Belagerung aufzuheben. In der Nacht vom 17ten Dec. eroberte er die bis auf eine schmale Mauerlücke fast unversehrte Festung mit Sturm, der aber ohne das Auffliegen eines großen Pulvermagazins wohl nicht gelungen seyn möchte. Das Blutbad war furchtbar; die Stadt wurde drei Tage lang geplündert; mehr als 30,000 Menschen kamen auf beiden Seiten ums Leben; Potemkin aber erhielt das große Band des h. Georgs, ein Geschenk von 100,000 Rubeln, den Titel eines Kosaken-Hetmann und einen mit Diamanten besezten und mit Lorbeerzweigen umwundenen Commandostab. Als er hierauf im März 1791 nach Petersburg zurückkehrte, ließ die Kaiserin ihm zu Ehren glänzende Feste veranstalten, schenkte ihm den tauriſchen Palast und ein mit Diamanten besezztes Kleid. Gesättigt von Glanz und Pracht begab er sich auf den Friedenscongreß zu Jassy, wo die Präliminarien zwischen der Pforte und Rußland den 11ten Aug. 1791 abgeschlossen, aber erst den 9ten Jan. 1792 in einen Definitivfrieden verwandelt wurden. Während der Unterhandlungen ließ der Großvezier Jussuf Pascha ihn ersuchen, etwas von einigen Friedensbedingungen nachzulassen, weil er sonst in ihnen zu gleicher Zeit sein Todesurtheil zu unterschreiben fürchten müßte. Trotz dieser Bitte gab Potemkin eine abschlägige Antwort. Indeß erlebte er, der Urheber des Kriegs, nicht den Friedensschluß. Er wurde von der im Feldlager herrschenden Krankheit befallen, achtete nicht auf den Rath der berühmtesten Aerzte von Petersburg, Tiemann und Menat, die er bei sich hatte, sondern setzte seine ausschweifende Unmäßigkeit fort. Da ihm die Luft von Jassy nachtheilig schien, wollte er nach Nicolaeff gehen; kaum hatte er aber nach dem ersten Nachtlager drei Stunden Wegs zurückgelegt, so wurde ihm übel. Er stieg aus dem Wagen, und gab in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branicka, geb. von Engelhardt, unter einem Baume den 16ten Oct. seinen Geist auf. Sein Leichnam wurde nach Cherson gebracht, wo die Kaiserin 100,000 Rubel zur Errichtung eines Mausoleums für ihn bestimmte. — Wenn man den sittlichen Werth dieses Mannes würdigt, so zweifelt man, ob Catharina den Beinamen der Großen verdiene, da sie das Wohl von vielen Millionen und sich selbst einem solchen Manne, der die höchste sittliche Unwürdigkeit durch nichts Edles gut machte, unterordnen konnte. Bis zum Ueberdruß gesättigt durch jede sinnliche Lust, setzte Potemkin seine Größe darein, sich keine versagen zu dürfen, und mit gränzenloser Vergeudung der Staatsgelder, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens der Menschen, jede Laune des Augenblicks zu befriedigen. Ob ihm gleich die Monarchin

jedem Wunsche zuvorkam, und die Summen baaren Geldes, die sie ihm schenkte, allen Glauben übersteigen, war er doch niedrig genug, das ihm für andere Zwecke anvertraute Geld für sich zu behalten, sogar Zahlungsbefehle der Kaiserin an die Kassen zu erdichten, um Gelder an sich zu reissen, die für die Bedürfnisse des Staats unentbehrlich waren. Auch von fremden Mächten ließ Potemkin sich erkaufen (s. v. Dohm a. a. O. II. 108), um die Beförderung ihrer Absichten zu versprechen, deren Einfluß auf das Wohl des Reichs zu beurtheilen seine Einsicht zu beschränkt war. Im Besitz eines Vermögens, das man nach seinem Tode auf 50 Millionen Thlr. schätzte, und die größten Summen mit Verachtung im Spiele oder sonst aus Laune wegwerfend, pflegte er diejenigen nicht zu bezahlen, die für seine Bedürfnisse gearbeitet hatten. Die Kaufleute achteten sich für verloren, denen der Befehl wurde, Waaren für Potemkin zu liefern, und kniend sah man sie flehen, sie ihres Eigenthums nicht ganz zu berauben. (S. v. Dohm a. a. O. I.) Man irrt nicht, wenn man die ungeheure moralische Verderbtheit derer, welchen unter Catharinens Regierung die meiste Gewalt anvertraut war, und der Panin bei seiner Indolenz nur schwach entgegenwirkte, zum Theil aus Potemkins Beispiel sich erklärt. Sein höchstes Streben war auf den Flitterstaat äußrer Größe gerichtet; wie leicht konnte dies sinnlichcitle und leichtsinnige Menschen zur Nachahmung reizen! K.

Potenz ist in der Rechenkunst das Product aus lauter gleichen Factoren. Wenn man nämlich eine Zahl (alsdann die Wurzelzahl genannt) mit sich selbst multiplicirt, so wird eben diese Wurzel zu einer eben so vielten Potenz erhoben, als vielmals diese Multiplication geschieht. Man bezeichnet die Potenz so, daß man oben an die Ziffer, welche die Wurzel andeutet, eine kleine Ziffer setzt, welche anzeigt, wie oft diese Zahl mit sich selbst multiplicirt werden soll, und der Exponent heißt. So ist $3^2 = 9$, $3^3 = 27$; $3^4 = 81$ u. s. w. $10^6 =$ 1,000,000. — In der Mechanik heißt Potenz jede Kraft, sie mag eine erhaltende oder auch eine bewegende seyn.

Pothier (Robert Joseph,) Rath beim Landgericht von Orleans, geboren daselbst 1699, gestorben 1772, einer der gründlichsten Kenner des römischen und französischen Rechts. Er erwarb sich den Ruhm, den bis auf ihn vergebens versuchten Plan auszuführen, die so verwirrt in den Sammlungen Justinians enthaltenen Maximen und Grundsätze des römischen Rechts in eine natürliche und methodische Ordnung zu bringen. Er führte diese große Arbeit in seinen Pandecten aus, die zur Schande seines Vaterlandes dort nie gehörig geschätzt wurden, während man sie im Auslande nach Verdienst würdigte. Seine tiefe Kenntniß des so verwickelten in seinen Principien so verworrenen und unsichern droit coutumier bewies Pothier durch seine Introduction à la coutume d'Orléans und den sie begleitenden Commentar, wodurch er Ordnung in dieses Chaos brachte. Aber den größten Ruhm erwarb er sich durch seine Traités, die er über verschiedene Theile des Rechts verfaßte. Der erste, der den übrigen gleichsam zur Grundlage dient, ist der Traité des Obligations, in welchem man, so wie in den folgenden, jenen methodischen Geist, der den Verfasser charakterisirt, ein solides Räsonnement, klare und bestimmte Erörterungen, und überdies eine reine und strenge Moral findet. Die Gegenstände, die er darin abhandelt, sind gewissermaßen die Basis der Gesellschaft; die Principien sind aus der Natur des Menschen, und aus dem ursprünglichen Gesetze, das ihn zum geselligen Leben mit seines Gleichen bestimmt, geschöpft. Pothiers Leben war übereinstimmend mit der Moral seiner Schriften. Einfach

in seinen Sitten, war er von der äußersten Uneigennützigkeit. Er war zum Lehrer des französischen Rechts auf der Universität Orleans ernannt worden. So gewissenhaft er dies Amt verwaltete, so nahm er doch die damit verbundene Besoldung nicht an, sondern bestimmte sie zu Belohnungen für die fleissigsten unter seinen Zuhörern. Für seine Werke nahm er nie ein Honorar, sondern machte es seinem Verleger zur Pflicht, sie möglichst wohlfeil abzulassen. Er entschädigte einst eine Partei, welche ihren Prozeß verloren hatte, weil er fand, daß er ein Actenstück übersehen hatte, das ihm von entscheidender Wichtigkeit schien. Seine zahlreichen Werke sind nur zum Theil gedruckt worden; sie anzuführen, ist hier der Ort nicht.

Potocki. In dieser alt-polnischen Familie zeichneten sich vorzüglich aus: I. Graf Paul, Castellan von Kaminiec in Podolien, ein durch Staatsklugheit und Gelehrsamkeit bedeutender Mann im 17ten Jahrhunderte. Seine Schriften gab der Kron-Großreferendarius, Graf Joseph Andreas Zaluski, heraus, und fügte eine Genealogia Potochiana hinzu. — II. Graf Anton, des Vorigen Enkel, Sohn des Woiwoden von Smolensk, Graf Alexander Potocki, und Bruder des Erzbischofs von Gnesen, Primas von Polen, Theodor Potocki. Er war Gesandter des Königs August II. bei der russischen Kaiserin Anna Iwanowna, hierauf Woiwode von Belzk, und unter August III. Marschall des Adels, und Oberhofmarschall der Königin. Seine Reden, die man für musterhaft hält, sind zum Theil in Daneykowicz's Suada Polona abgedruckt. — III. Graf Stanislaus Felix, Großfeldherr der polnischen Artillerie, ein durch seinen Reichthum viel vermögender Mann, welcher großen Antheil an den polnischen Unruhen im Jahre 1788 nahm. Hartnäckig beharrte er auf der alten Staatsform der Republik, in welcher der Adel beinahe gesetzlos die höchste Gewalt ausübte, und arbeitete der neuen Verfassung, die der polnische Reichstag am 5ten Mai 1191 beschloß, entgegen, eine Urkunde, von deren Bestand Jedermann die Wiederherstellung des zerrütteten Polens erwartete. Allein eben deßhalb mißfiel sie dem russischen Cabinet; und Potocki vergaß so sehr die Pflicht gegen sein Vaterland, daß er, nachdem er zum Umsturz jenes Grundgesetzes die targowiczer Conföderation gestiftet, und in dieser Absicht nach Wien, Jassy und Petersburg Reisen unternommen hatte, endlich mit dem russischen Hofe in Verbindung trat. Er erließ hierauf, vereinigt mit Rzewucki und Branicki, im Mai 1792, zu Targowicz eine offene Erklärung gegen die Constitution vom 3ten Mai, schloß sich an die russische Armee an, und erlangte solchen Anhang, daß selbst der schwache König Stanislaus August (s. d. Art.) dem targowiczer Vereine beitrat, worauf der unter Rußlands Einfluß stehende, und von Potocki geleitete Reichstag zu Grodno gehalten wurde. Dieser hob die monarchische Constitution vom 3ten Mai auf, und unterschrieb die Theilung des Landes. (S. d. Art. Polen.) Mehrere Polen haben geglaubt, es sey Potocki's Absicht gewesen, die Krone Poniatowsky'n zu entreißen, und auf sein Haupt zu setzen. Seit 1793 übertrug ihm Catharina II. mehrere wichtige Geschäfte in Polen, und belohnte ihn mit dem Alexander-Newsky-Orden. Als aber im Jahre 1794 die cracauer Conföderation, unter Kosziusko, Kolontay, Ignaz Potocki u. A. die Vertreibung der Russen aus Warschau und Wilna zur Folge gehabt hatte, floh er nach Rußland. Das höchste Gericht der Republik machte ihm hierauf den Prozeß, und verurtheilte ihn als einen Verräther des Vaterlandes zum Tode. Sein Vermögen wurde eingezogen, und sein Bildniß an den Galgen geschlagen. Suwarow's Siege vernichteten aber

uch diese Beschlüsse. Catharina II. ernannte ihn 1795 zum Oberfeld-
errn; er lebte aber meistens auf seinen Gütern, und starb daselbst im
jahre 1803. — IV. Graf Ignaz, Vetter des Vorigen, geboren 1751,
Großmarschall von Litthauen, verband Vaterlandsliebe mit einem festen
Charakter. Entschlossen, sein Vaterland aus dem Zustande seiner poli-
tischen Erniedrigung zu reißen, vereinigte er sich im Jahre 1788 mit
Malachowski, Kolontay u. A., welche zum Theil von dem Italiener
Piatoli geleitet, die treffliche Constitution vom 5ten Mai 1791 entwar-
fen. Er bewirkte auch, daß der König sich für dieselbe erklärte, be-
mühte sich aber vergebens, seinen Vetter Felix dafür zu gewinnen. Im
Juni 1792 ging er nach Berlin, um den dasigen Hof zur Theilnahme
an dem Schicksale des von Rußland bedrohten Polens zu bewegen, und
wandte alles an, um den Fortschritt der targowiczer Conföderation zu
hemmen. Seine Festigkeit hielt auch den König Stanislaus aufrecht.
Als aber die russischen Truppen vordrangen, unterwarf sich Stanislaus
Augustus der Kaiserin; Potocki mußte fliehen und ward seines Vermö-
gens beraubt. Kaum hörte er aber von Kosziusko's Unternehmen im
Mai 1794, so verließ er Dresden, und begab sich über Cracau nach
Warschau, wo er zum Range eines Oberfeldherrn erhoben, einen ho-
hen Nationalrath errichten half, in welchem er, mit der Leitung der
auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, bis zur Einnahme Praga's
durch die Russen (s. d. Art.) sehr thätig war, und vorzüglich als Mit-
glied der Schulcommission treffliche Grundsätze befolgte. (Er übersetzte
die Logik von Condillac, und führte sie als Lehrbuch in den polnischen
Schulen ein, auch ließ er mehrere Gelehrte auf seine eigene Kosten rei-
sen.) Im Vertrauen auf den Inhalt der mit Suwarow abgeschlossenen
Capitulation von Warschau war er in dieser Stadt geblieben, wurde
aber im December verhaftet, und als Staatsgefangener nach Schlüssel-
burg in Rußland gebracht, wo ihm erst nach Catharinens Tode
(1796) Paul I. die Freiheit wiedergab. Er zog sich hierauf nach Gal-
izien zurück, wo er unter Aufsicht blieb, bis er im Jahre 1809 in das
öffentliche Leben aufs neue eintrat, und sich ganz dem Wohle seines,
wie er glaubte, wiederhergestellten Vaterlandes widmete. Er trug vor-
züglich zur Erhebung des Bürgerstandes durch Vernichtung der Leibei-
genschaft und durch Unterricht des Volks bei. Er starb den 30sten Au-
gust 1809, als er an der Spitze der Abgeordneten des Herzogthums
Warschau sich zu dem Kaiser Napoleon nach Wien begeben hatte. —
V. Graf Stanislaus Kostka, des Vorigen Bruder, zeichnete sich
durch Einsichten und Beredsamkeit auf den polnischen Reichstagen in
den Jahren 1788 und 1790 aus. Er war General der Artillerie, und
ein Freund der Constitution vom 3ten Mai, zog sich aber, nachdem
König Stanislaus der targowiczer Conföderation sich angeschlossen hat-
te, nach Oesterreich zurück. Ohne hierauf weitern Antheil an den pol-
nischen Ereignissen zu nehmen, widmete er sich dem Studium der Künste
und der Wissenschaften, bis im Jahre 1807 das Herzogthum Warschau
errichtet wurde. Er begab sich jetzt in sein Vaterland, und wurde Mit-
glied der gelehrten Gesellschaft zu Warschau. Seine Thätigkeit für die
geistige Bildung seiner Nation als Mitglied und Präsident der Ober-
schul- und Erziehungsdirection, oder wie sie jetzt heißt, der Commission
der Aufklärung, war und ist fortdauernd unermüdet. Auch war er es,
der als Präsident des Raths von Warschau, nach der zur Wiederher-
stellung Polens im Jahre 1812 errichteten polnischen General-Conföde-
ration, bei Eröffnung des Reichstags am 26sten Juni die Einweihungs-
rede hielt. Er heißt in Polen, seiner großen Rednertalente wegen, prin-

ceps eloquentiae. Sein Haus in Warschau ist eins der ersten und glänzendsten, und seine Gemahlin, eine geborne von Lubomirska, ist eine der geistreichsten und gebildetsten Frauen des Königreichs. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehört sein Werk über Beredsamkeit und Styl, Warschau, 1 B. 1815; ferner seine treffliche Bearbeitung des Winkelmanns von der Kunst der Alten, in polnischer Sprache. Warschau 1815. K.

Potosi, eine große Stadt in dem spanischen Süd-Amerika, in der Provinz gleiches Namens, welche jetzt zum Vicekönigreich de la Plata gehört. Die Gegend ist wegen der kalten Bergluft unfruchtbar; dennoch herrscht durch die reichlichen Zufuhren Ueberfluß in der Stadt, die gegen 100,000 Einwohner enthält. Darunter sind viele reiche adelige Familien, welche bei den Minen interessirt sind. Diese Silberminen sind in dem Berg Potosi, und werden mit mehr als 300 Gruben, aber nicht sehr zweckmäßig, bearbeitet. Die Ausbeute ist dennoch so beträchtlich, daß die Einkünfte des Königs, der den fünften Theil bekommen soll, jährlich 4 1/2 Million Piaster betragen.

Potpourri heißt eigentlich ein Gericht von allerhand Fleisch, das weich zusammengekocht ist; dann nennt man auch ein Geschirr oder einen Topf mit verschiednen wohlriechenden Blumen und Kräutern, endlich auch jedes Gemengsel, das unter und in einander geworfen ist, Potpourri.

Potsdam an der Havel, eine ansehnliche und schön gebaute Stadt in der Mittelmark Brandenburg, vier Meilen von Berlin entfernt, mit der es durch eine trefflich unterhaltne Chaussee verbunden ist. König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., welche zum Theil hier residirten, haben die Stadt ungemein erweitert und verschönert. Ohne das Militär, jedoch mit Inbegriff des zu dem Waisenhause gehörigen Personals, beträgt die Einwohnerzahl 18,000. Das königliche Schloß, das seine jetzige Gestalt durch Friedrich Wilhelm III. erhalten hat, ist ein prächtiges Gebäude. Und die Häuser in der Nähe desselben sind zum Theil nach römischem und italienischem Geschmack erbaut. Zwischen dem Schloß, dem Rathhause und der lutherischen Stadtkirche zu St. Nicolai, welche 1795 abgebrannt ist, ist ein Marktplatz mit einem 75 Schuh hohen marmornen Obelisk und den vier Bildnissen Friedrich Wilhelms des Großen, und der drei ersten preußischen Könige. Die schöne reformirte Hof- und Garnisonkirche hat auf ihrem 365 Stufen hohen Thurme ein Glockenspiel. Unter ihrer marmornen Kanzel ist die Gruft Königs Friedrich Wilhelm I. Außerdem sind merkwürdig die heilige Geistkirche, die 1739 eingeweihte catholische Kirche, die 1804 errichtete Junkerschule oder Lehranstalt für die Cadetten der hiesigen Garnison, das große Waisenhaus, in welchem mehrere hundert Soldatenkinder erhalten und unterrichtet werden, das neue große Armen- und Krankenhaus, die anmuthige Lindenplantage, das holländische Lusthaus, die nach dem Muster des römischen Pantheons erbaute französische reformirte Kirche, die Judensynagoge, die vielerlei Seiden-, Baumwollen-Leinen- und andern Manufacturen; vorzüglich die königliche Gewehrfabrik. Durch das brandenburger Thor kommt man nach dem berühmten königlichen Lustschlosse Sanssouci, das wir nebst dem dazu gehörigen Garten und dem neuen Schlosse in einem eignen Artikel beschreiben werden.

Pottasche, s. Alkali.

Poussin (Nicolas), geboren zu Andelys in der Normandie im J. 1594, stammte aus einer edeln, aber sehr armen Familie. Dieser

große Mahler, den man den Rafael Frankreichs genannt hat, machte
eine erſten Studien unter ſehr mittelmäßigen Meiſtern; dennoch waren
eine Fortſchritte ausgezeichnet. Sein Verdienſt war bereits anerkannt
ind verſchaffte ihm zahlreiche Aufträge, als er aus Verlangen, ſich im-
ner mehr in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, nach Italien ging. Der
Dichter Marini lernte ihn zu Rom kennen, trat mit ihm in ein freund-
chaftliches Verhältniß, und flößte ihm Geſchmack an den Dichtern Ita-
iens ein, in denen Pouſſin reichen Stoff für ſeine Compoſitionen fand.
Nach Marini's Tode fehlte es Pouſſin an Unterſtützung, und er ſah
ich genöthigt, ſeine Arbeiten zu ſehr niedrigen Preiſen zu verkaufen.
lber dieſe Widerwärtigkeiten ſchlugen ſeinen Muth nicht nieder. Un-
bläſſig war er theils mit der Ausübung ſeiner Kunſt, theils mit den
Studien der Geometrie, Perſpective, Architektur, Anatomie und ande-
er dem Mahler nöthigen Wiſſenſchaften beſchäftigt. Auch ſeine Unter-
altung, ſeine Spaziergänge, ſeine Lectüre hatten faſt immer Bezug
uf ſeine Kunſt. Für ſeine Figuren diente ihm ſtets die Antike zum
Muſter; er modellirte mit vieler Geſchicklichkeit Statuen und Reliefs,
nd es wäre allein auf ihn angekommen, ein trefflicher Bildhauer zu
u werden. Nur in der Landſchaft folgte er der Natur. In allen ſei-
en Werken erkennt man eine reife Ueberlegung; nichts iſt zufällig
der abſichtslos. Auf die Empfehlung des Oberbauintendanten Denoyers
urde Pouſſin nach Paris berufen, um die große Gallerie des Louvre
u verzieren. Ludwig XIII. hatte ihn zu dieſem Ende zu ſeinem erſten
irklichen Mahler ernannt. Pouſſin kam im J. 1640 zu Paris an,
nd ſich aber ſogleich von Widerſachern umgeben. Der Mahler Jacques
ouquiers hatte, wie er ſagte, den Auftrag, die Gallerie mit ſeinen
Gemählden zu decoriren, und überlud ſie gemeinſchaftlich mit dem Ar-
itekten Lemercier mit Verzierungen. Pouſſin ſah ſich genöthigt, ſein
lmt damit anzufangen, daß er ihre Arbeiten wegſchaffen ließ. Auch
egen die ganze Schule des von der Königin begünſtigten Simon Vouet
atte er zu kämpfen. Für einen friedliebenden Künſtler, der ſich ganz
er Liebe zu ſeiner Kunſt hingab, war ein ſo unruhiges Verhältniß nicht,
em er daher auch bald wieder entſagte. Schon im September 1642,
ls er ſich für die Gallerie des Louvre mit den Cartons zu einer Dar-
ellung der Arbeiten des Hercules beſchäftigte, kehrte er nach Rom zu-
ück, das er bis zu ſeinem Tode, welcher 1665 an einem Schlagfluß
folgte, nicht mehr verließ. Obgleich Ludwig XIV. ihm den Titel und
en Gehalt als erſtem Mahler gelaſſen hatte, ſo lebte Pouſſin doch im-
er in ſehr mäßigen Umſtänden; ſeine Uneigennützigkeit verſchmähte die
Mittel, ſich zu bereichern, was ihm nicht hätte ſchwer werden können.
r arbeitete mehr für den Ruhm als für einen ſchnöden Gewinn. Voll
Verehrung für die Alten ſtrebte Pouſſin dem hohen Ideale nach, das
ir allein bei dieſen finden, und das die holländiſche Schule ſo ſehr
rnachläſſigt. Er zeichnete mit vieler Correctheit; ſeine Compoſition
t verſtändig und edel. Seine Erfindungen ſind geiſtreich, ſein Styl
roß und herbiſch. Was er war, war er durch ſich ſelbſt; ſein einzi-
er Schüler war ſein Schwager Caſpar Dughet, der ſich durch ſeine
ſchönen Landſchaften berühmt gemacht hat. Pouſſin hatte beſonders die
Werke Titians ſtudirt; aber ſeine ſpätern Gemählde ſtehen in Anſehung
s Colorits den frühern nach, da er in der Folge dieſen Theil der
unſt abſichtlich vernachläſſigte, um deſto mehr Fleiß auf die Zeich-
ung zu wenden. Getadelt wird an Pouſſins Gemählden eine gewiſſe
iniförmigkeit in den Stellungen, den Mienen und dem Ausdruck ſei-
er Figuren; eine zu große Fülle von Falten in den Gewändern, Feh-

ler, die aus einer zu strengen Nachahmung der Alten entsprungen seyn mögen. Aber trotz dieser Fehler kann Poussin mit den geschicktesten Meistern Italiens wohl verglichen werden. Zu seinen berühmtesten Werken gehören die sieben Sacramente, eine treffliche Folge von Gemählden (zwei Mal), ferner die Sündfluth, der Germanicus, die Einnahme von Jerusalem, die Pest der Philister, Rebecca, die Ehebrecherin, Moses, der mit seinem Stabe Wasser aus dem Felsen schlägt, die Anbetung des goldnen Kalbes u. s. w.; außerdem eine große Anzahl trefflicher Landschaften. Poussins Statue in Marmor von Pierre Julien, ziert den Saal des Instituts von Frankreich. Sein Leben hat Bellori italienisch geschrieben. Nach ihm gestochen haben Chateau Poilly und Claudine Stalla.

Pozzo di Borgo. Dieser Landsmann und Schulcamerad Napoleon Buonaparte's gehört zu den Männern, welche einen wichtigen Einfluß auf unsre Zeit gehabt haben. Früh kam er mit der Familie Buonaparte in feindselige Berührung, und bewirkte gemeinschaftlich mit Paoli ihre Verbannung aus Corsica. Diesem unversöhnlichen Haß ist er stets treu geblieben; ja er entbrannte immer glühender, je mehr Napoleon vom Glücke begünstigt schien. Ein zweiter Hannibal, der die Mittel zur Sättigung seines Hasses in allen Welttheilen aufsuchte, eilte Pozzo di Borgo von einem Hofe zum andern, um die Fürsten aus ihrem Todesschlafe zu wecken. Das Haupttheater seiner Thätigkeit wider Napoleon war England und Rußland. In England gab er einige politische Schriften heraus, die ihm in den Augen der ersten Staatsmänner dieses Landes, und namentlich des Lords Castlereagh, einen Rang unter den ersten Politikern Europa's verschafft haben. In Rußland bewies er sich vorzüglich thätig beim Ausbruche des Kriegs im J. 1812, und nahm als General in russischen Diensten an mehreren Operationen der russischen Armee in den Feldzügen von 1812 und 1813 Antheil. Als Kaiser Alexander Paris verließ, um London zu besuchen, ließ er Pozzo di Borgo als russischen Geschäftsträger in Paris zurück; in der Folge berief er ihn während des Congresses zu sich nach Wien. Beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten im J. 1815 befand sich Pozzo di Borgo bei der englischen Armee, und wurde in der Schlacht von Waterloo verwundet. Gegenwärtig ist er als russischer Gesandter bei Ludwig XVIII. wieder in Paris.

Präadamiten. Man bezeichnet mit diesem Namen diejenigen Menschen oder Menschengeschlechter, welche vor Adam gelebt haben sollen, indem man darzuthun gesucht hat, daß die Erde schon früher bewohnt worden sey, als die mosaische Erzählung besagt. Man hat daher eine eigne präadamitische Schöpfung angenommen, und Isaak Peyrer (1655) hat behauptet, daß von den Präadamiten die nachmaligen heidnischen Völker, von Adam und Eva aber die Juden abstammten; eine Chimäre, die zu ihrer Zeit viel Anhänger fand.

Präbende oder Pfründe, eigentlich ein gewisses jährliches Einkommen von einer geistlichen Stiftung; dann überhaupt, besonders in der römisch-catholischen Kirche, ein geistliches Amt, dem ein Theil der Kirchengüter oder die Einkünfte davon zum nöthigen Unterhalt angewiesen sind, z. B. Bisthümer, Canonicate, Pfarren u. s. w. Ferner heißt auch eine andre Stelle, die man in ein Stift, in ein Hospital u. dgl. einkauft, eine Pfründe, und in diesem Sinne gibt es ihrer auch in der evangelischen Kirche. Endlich pflegt man auch jede jährliche Leibrente eine Präbende zu nennen. Der sie zieht, heißt Präbendarius oder Pfründner.

Präclusion. Präcludiren, ausschließen, heißt in der Rechtswissenschaft gewisser Rechte und Ansprüche verlustig erklären. Eine Vorladung sub poena praeclusi oder praeclusionis ist eine solche, die den Nichterscheinenden seiner fraglichen Rechte für verlustig erklärt; eine präclusivische Frist ist eine solche, binnen welcher gewisse Rechte oder Ansprüche geltend gemacht werden müssen, wenn sie nicht verloren seyn sollen. Eine Präclusion überhaupt wird da festgesetzt, wo über eine Sache verfügt werden soll, von der man weiß oder vermuthet, daß Ansprüche darauf gemacht werden können, ohne daß man diese Ansprüche oder die dazu Berechtigten genauer kennt.

Practisch. Dieses Wort kommt in drei Bedeutungen vor. Von Erkenntnissen gebraucht und dem Theoretischen entgegengesetzt, heißt practisch alles was eine Willensbestimmung ausdrückt, oder wodurch bestimmt wird, was geschehen darf oder soll. Dann wird das Practische auch dem Speculativen entgegengesetzt, und bedeutet alles, was auf den Willen Einfluß haben oder für das Leben brauchbar seyn kann. Endlich wird es auch dem Pathologischen entgegengesetzt, und bedeutet alles, was von der freien Thätigkeit der Vernunft abhängt, sich als Grund, Folge u. s. w. darauf bezieht.

Prädestination und Prädestinatianer, s. Gnade.

Prädicat. In einem logischen Satze heißt Prädicat dasjenige, das von dem Subject gesagt oder behauptet, was dem Subject beigelegt wird. Im gemeinen Leben versteht man darunter die Titulatur.

Pradon (Jean-Nicolas), ein französischer Dichter, gebürtig aus Rouen, starb zu Paris im J. 1698. Seine Trauerspiele hatten bei ihren ersten Vorstellungen viele Bewunderer und vornehme Freunde, und Pradon wagte sogar, sich als einen Nebenbuhler Racine's zu zeigen, indem er einen von diesem bearbeiteten Stoff ebenfalls bearbeitete. Wirklich wurde sein Trauerspiel Phèdre et Hippolyte, das im J. 1677 auf der Bühne erschien, mit vielem Glanze gegeben und schien einige Zeit das Uebergewicht zu gewinnen. Dieser Sieg konnte jedoch nicht von Dauer seyn, und jetzt ruht Pradons Arbeit in verdienter Vergessenheit. Boileau trug durch seine Angriffe viel dazu bei, Pradon lächerlich zu machen, der allerdings ein sehr mittelmäßiger Dichter, und überdies höchst unwissend und voller Anmaßung war. Seine übrigen Stücke sind Regulus, der sich einige Zeit auf der Bühne hielt, Antione, La Troade, Statira, Scipion l'Africain, Tarquin, Electre, Germanicus, Tamerlan, Pyrame et Thisbe. Einzelne glückliche Stellen können alle diese Stücke vor dem Verdammungsurtheile nicht retten. Sie sind gesammelt erschienen zu Paris, 1744, 2 Bde. 12.

Präfect, ein Vorgesetzter, Vorsteher, dergleichen es bei den Römern mehrere gab. Die wichtigsten waren der Praefectus praetorio, unter den Kaisern der Oberbefehlshaber über die kaiserliche Leibwache und der Praefectus urbis. In Frankreich heißt jetzt Präfect der oberste Regierungsbeamte in einem Departement, welches Präfectur genannt wird.

Prag, die Hauptstadt des Königreichs Böhmen, und eine der größten Städte in Europa, liegt auf sieben Bergen, an beiden Seiten der Moldau, und ist befestigt. Die Hauptbestandtheile sind: Hradschin (das Schloß nebst Umgebungen); die Kleinseite, beides links; Altstadt und Neustadt, beide rechts an der Moldau; beide Theile sind durch eine 1790 Schuh lange steinerne, mit Bildsäulen verzierte schöne Brücke verbunden, die auch wegen ihres Alterthums berühmt ist, und nebst der regensburger und dresdner zu den drei merk-

würdigsten Brücken in Deutschland gehört. Prag ist theils angenehm, theils eng und hoch gebaut, und hat 3380 Häuser, worin gegen 84,000 Einwohner sich befinden. Unter dieser Zahl sind auch 9000 Juden begriffen, die nächst der Altstadt in einer eignen Judenstadt sich aufhalten. Die vorzüglichsten Gebäude sind: das weitläuftige königliche Schloß, die Domkirche St. Veits, worin ein kostbares Grabmal des heiligen Johann von Nepomuk befindlich ist; 91 Kirchen und Capellen; mehrere Klöster, z. B. das schöne Prämonstratenser-Kloster mit einer Bibliothek u. s. w. und über 60 schöne Paläste. Prag ist der Sitz des Erzbischofs, des obersten Burggrafen, und des böhmischen Guberniums. Zu den öffentlichen Anstalten gehört die Universität, die Akademie der Wissenschaften und Künste; drei Gymnasien, eine Normalschule, eine polytechnische Schule, eine practisch-ökonomische Gesellschaft, eine hydrotechnische Gesellschaft zur Beförderung der Flußschifffahrt, ein Taubstummeninstitut, mehrere Hospitäler, Krankenhäuser u. s. w. Zu den Sammlungen gehören beträchtliche öffentliche Bibliotheken, ein Naturalienkabinet, eine Sternwarte, ein botanischer Garten und viele Privatsammlungen. Auf dem Militärkirchhofe sieht man das Denkmal, welches der Kaiser Alexander seinen an den Folgen ihrer in den Schlachten bei Dresden und Kulm erhaltenen Wunden in Prag verstorbenen Kriegern, 1815 hat errichten lassen. Zu den Fabriken und Manufakturen gehören die starken Bierbrauereien, Steingut-, Tabak- und Hutfabriken, Baumwollen-, Seiden- und Leinwebereien u. s. w. Prag ist auch der Mittelpunkt des ganzen böhmischen Handels. Der weiße Berg, berühmt durch die Schlacht, die die Böhmen — welche Friedrich V. zu ihrem König gewählt hatten — gegen die österreichischen Heere verloren, liegt eine Stunde von der Stadt. — Auch erfocht Friedrich II. im J. 1757 bei Prag einen Sieg über die Oesterreicher.

Praga, eine Stadt im Königreich Polen, auf dem rechten Weichselufer, Warschau gegenüber, von dem sie fälschlich als eine Vorstadt angesehen wird. Sie ist befestigt, und in so fern der Schlüssel zu Warschau, mit welcher Stadt sie eine hölzerne Brücke verbindet. Sie enthält in 885 Häusern 3080 Einwohner. An den Namen Praga, der Suwarows Ruhm mit Blut befleckt, knüpft sich die Erinnerung an Polens Untergang. Als Kosciusko den 10. October 1794 bei Matschiewicz, zwölf Meilen von Warschau, geschlagen und gefangen worden war, zog Suwarow gegen Praga, den Waffenplatz und das letzte Bollwerk der Polen, die 20,000 Mann stark, worunter 5000 Mann Reiterei und einige tausend Sensenträger, nebst 48 Stück Kanonen unter Makranowski, Gorzinski und Mayen, zum Theil in wilder Flucht, sich hineingeworfen hatten. Makranowski nahm seine Entlassung, und Zejonschik erhielt den Oberbefehl über die nunmehr 30,000 Mann starke Besatzung, die ein befestigtes Lager vor Praga inne hatte. Die Russen lagerten sich bei Kobylka, und Suwarow traf Anstalten zum Sturm. Ein polnischer Major, Namens Müller, ward ins russische Lager geschickt, um dem verwundeten Kosciusko ärztliche Hülfe zu bringen. Diesem ließ Suwarow die furchtbaren Anstalten zeigen. „Es thue ihm leid, fügte er hinzu, daß die Polen durch vergeblichen Widerstand sich unglücklich machten. Nähmen sie die Amnestie an, so sollten sie frey seyn, außerdem würden sie alle über die Klinge springen.“ — Den 2. November rückten die Russen in drei Massen unter Derselben, Potemkin und Fersen gegen Praga vor. Sie errichteten hierauf in der Nacht binnen fünf Stunden drei Batterien von 22, 16 und 48 Feuerschlünden, unter deren Feuer am 3. Novbr. Suwarow die Verschanzungen er-

pähte. Die Polen glaubten daher, der Feind wolle Praga regelmäßig elagern; aber am Morgen des 4. November um 3 Uhr brachen die Russen in sieben Heerzügen auf. Ein tiefes Schweigen herrschte, als ie gegen die feindlichen Verschanzungen im Halbzirkel anrückten, bis um ünf Uhr, wo der Oberfeldherr durch eine Rackete das Zeichen zum Anriff gab. Jetzt rollte ein schrecklicher Hurraruf durch alle Linien hin. Die beiden ersten Heerzüge drangen unter dem gekreuzten Kartätschenfeuer der feindlichen Batterien über den Graben und die Brustwehr, arfen die feindliche Reiterei zurück, sprengten tausend Mann in die Weichsel, stürzten den übrigen nach in die Stadt, und unterstützt von em fünften Zuge, der von einer andern Seite eingedrungen war, schnitten sie den Feind von der Brücke ab, und machten nach einem furchtaren Blutbade 2000 Gefangene. Die dritte und vierte Heerlinie erstieg einen Sandhügel, und drang mit kühner Anstrengung über eine ebenfache Linie von Wolfsgruben vor; hierauf bemächtigte sich die ritte zwei starker Basteien, und eroberte die innern Werke; die vierte ber erstürmte die Katze des feindlichen Hauptwalls, und eine Schanze nnerhalb der steinernen Ringmauer, nahm überdies fünf Batterien, und riff den Feind von vorn und auf beiden Seiten an. Zweitausend Polen wurden hier zusammengehauen, und zwanzig Officiere nebst dem General Hösler gefangen. Auf diesem Platze fielen auch nach hartnäckier Gegenwehr 500 Juden, ein wohlausgerüstetes Regiment, sämmtlich is auf den letzten Mann, mit Ausnahme des Obersten Hirschko, der n Warschau geblieben war. Jetzt griffen beide Linien nebst der sechsten ie letzte Schanze der innern Werke an, wo eben ein Pulver- und Bomenvorrathslager in die Luft sprang. Der siebente Zug umging einen Koraft, nahm drei Batterien, sprengte eine feindliche Reitermasse aus nander, und zum Theil in die Weichsel; tausend Polen blieben auf em Platze, 500 wurden gefangen. Als so die Außenwerke erstürmt aren, rückte auch der Nachhalt vor, sammt dem Geschütz; die Heerige selbst aber erstiegen die innern Werke Praga's, und schritten unter lutigem Kampfe von Straße zu Straße bis auf die Marktplätze vor. Das Schrecklichste war die Niedermetzelung einiger tausend Polen, die, on der Weichsel in ihrer Flucht aufgehalten, im Angesicht der Bewohner Warschau's, niedergehauen oder in den Fluß gestürzt wurden. Man achte hier 3400 Gefangene. Die Russen fochten und plünderten mit rbitterung, um Rache zu nehmen wegen der Nacht vom 16. und 17. pril, wo 7000 Russen unter Igelström in Warschau von den Polen berfallen und über die Hälfte niedergehauen worden waren. Nach ierstündigem Kampfe, um 9 Uhr früh, war das dreifach verschanzte Praga mit 33 Batterien von 22,000 Russen erstürmt, und erstickt der tzte Funken des freien polnischen Heldenmuths, den Kosciusko zur lamme angefacht; 13,000 Polen fielen auf dem Wahlplatze; mehr als 000 ertranken im Weichselstrome; 14,680 wurden gefangen, unter diesen die Generale Mayen, Hösler und Krupinski, fünf Obersten, 24 Staabs- und 413 Oberoffiziere. Suwarow behandelte sie menschlich, nd setzte sie bald in Freiheit. Nur 800 Mann hatten sich über die Brücke nach Warschau gerettet. Aber auch eine große Zahl von Landleuten, die sich nach Praga geflüchtet hatten, Weiber, Greise, Kinder nd Säuglinge, verloren in dem Gemetzel und bei der Plünderung ihr eben. Ein Theil der Stadt brannte ab, und es dauerte mehrere Tage, he die Straßen von den Todten und dem Schutte gereinigt waren. Getödtet wurden die Generale Jasinski, Korseck, Kwaschnefski und Grabowski. Jasinski, einer der besten Offiziere der Polen vom Genie- und

Geschützwesen, der Befreier Wilna's, hatte am Tage vor dem Sturme von seinen Freunden in Warschau Abschied genommen, entschlossen zu sterben, wenn die Russen nicht zurückgeschlagen würden. Mit dem Säbel in der Hand ward er in den vordern Schanzen durch einen Bajonnetstich getödtet. Die Russen verloren nach ihren Berichten nur 580 Mann, darunter 8 Stabsoffiziere, und zählten 960 Verwundete; sie hatten 104 Kanonen und Mörser in Praga genommen. Nach andern Nachrichten verloren die Russen an Todten 2000 Mann. Ihr Verlust war so gering, weil es den Polen, die mit Verzweiflung und Wuth fochten, an guter Anführung fehlte, und an planmäßiger Anordnung der Vertheidigung. Sie erwarteten nämlich eine regelmäßige Belagerung, keinen Sturm. Suwarow berichtete seiner Kaiserin vom Schlachtfelde aus die Einnahme Praga's mit den drei Worten: Hurrah! Praga! Suwarow; und sie antwortete ihm eben so kurz: Bravo, Herr Generalfeldmarschall! Außer dieser Ernennung erhielt er noch andre Beweise der kaiserlichen Gnade. Den 9ten November rückte der Feldherr in Warschau ein; und die letzte Theilung Polens im J. 1795 war die unmittelbare Folge des Falles von Praga. K.

Pragmatisch heißt überhaupt, was auf unser Verhalten angewendet werden kann; daher auch gemeinnützig, lehrreich. Eine Geschichte wird pragmatisch vorgetragen, wenn darin über die Ursachen und Folgen der erzählten Begebenheiten lehrreiche Aufschlüsse und Winke zu einer gehörigen Benutzung des Erzählten gegeben werden.

Pragmatische Sanction, s. Sanction (Pragmatische).

Prälaten werden hohe, zugleich wegen der Besitzungen ihrer Stifter und Klöster mit weltlicher Macht bekleidete Geistliche, wie die Decane und Aebte in der katholischen Kirche und die Decane, Senioren und Aebte der säcularisirten Stifter und Klöster unter den Protestanten genannt. Letztere haben nur den Namen und die Einkünfte, die catholischen Prälaten aber auch den Wirkungskreis ihrer Prälaturen. Die Prälaten nehmen in den deutschen Staaten unter den Landständen den Rang vor dem Adel und sogleich nach den Standesherren oder Grafen ein. E.

Präliminarien heißen diejenigen Bestimmungen, welche vorläufig festgesetzt werden, um einem zu schließenden Vertrage zur Grundlage zu dienen. Friedenspräliminarien sind demnach die vorläufigen Hauptbedingungen, nach denen ein Friede abgeschlossen werden soll, und die in dem Frieden selbst ihre nähere Bestimmung erhalten.

Präludium, s. Vorspiel.

Prämie, Geschenk, Belohnung, heißt im Handel das Geld, welches der Assecurant für das Versichern der zur See abgehenden Güter oder Schiffe erhält, und welches, je nachdem mehr oder weniger Gefahr dabei ist, nach höheren oder niedrigern Procenten des Werths bestimmt wird. Auch pflegen z. B. in England, als Reizmittel für die Inhaber des baaren Geldes bei Staatsanleihen, die in einer Reihe von Jahren nach dem Loose wiederbezahlt werden sollen, gewisse mit den Jahren steigende Prämien für diejenigen bestimmt zu werden, welche das Loos erst später trifft, wodurch sie gegen die früher herauskommenden entschädigt werden.

Prämissen, die Vorsätze eines Vernunftschlußes, s. Syllogismus.

Prämonstratenser, s. Orden.

Pranger, s. Pilori und Schandpfahl.

Präparate nennt man in der Anatomie die einzelnen Theile des

menschlichen oder thierischen Körpers, welche zum Aufbewahren in Spiritus oder trocken zubereitet sind.

Präsentation der Wechsel, s. Wechsel.

Präsumtion, praesumtio juridica, rechtliche Vermuthung, ist ein Satz, der in Ermangelung einer rechtlichen Wahrheit so lange als wahr angenommen werden muß, bis das Gegentheil erwiesen ist. Praesumtio juris et de jure ist ein Satz, den die Gesetze aus gewissen Ursachen in einem bestimmten Falle durchaus für wahr annehmen, wenn gleich das Gegentheil erhellt oder bewiesen werden kann.

Prästigiatoren, bei den Römern eine Art Taschenspieler, welche unter andern an den säcularischen Spielen das Volk durch ihre Gaukeleien vergnügten, abgerichtete Hunde tanzen ließen und dergl.

Prätendent. Diesen Namen führte vorzüglich Jacob Eduard Franz, Sohn des aus England 1689 vertriebenen Königs Jacob II. aus dem Hause Stuart. Er war geboren den 21. Junius 1683, wurde als ein untergeschobener Prinz angesehn und in England insgemein der Ritter von St. Georg oder der Prätendent, zu Rom aber König Jacob III. genannt. Nachdem er von Frankreich aus, 1708 und 1715, unglückliche Versuche auf Schottland gewagt hatte, hielt er sich seit 1717 zu Bologna und nachher zu Rom auf, wo er auch am 1sten Januar 1766 starb. Seine Gemahlin, Maria Clementina, des polnischen Fürsten Jacob Ludwig Sobiesky Tochter, geb. 1702, vermählt den 18ten Mai und (nachdem sie aus dem kaiserlichen Arrest zu Inspruck entkommen war) vollzogen zu Bologna den 9ten September 1719, starb den 1sten Januar 1735. Er hatte zwei Söhne, Carl Eduard Ludwig (s. d. Art.) und Heinrich Benedict, welcher 1747 Cardinal wurde und verschiedne andre geistliche Würden bekleidete, und seit 1799 von England eine jährliche Pension von 4000 Pfund genoß. Er starb im Jahr 1806, und in ihm ist das königliche Haus Stuart erloschen.

Prater, s. Wien.

Prätor, im alten Rom die vornehmste Magistratsperson nach den Consuln, welche die Gerechtigkeitspflege hatte. Die Prätur wurde um das Jahr der Stadt 389 eingeführt, da die Consuln wegen der fast ununterbrochnen Kriege nicht mehr selbst Recht sprechen konnten. Vom J. 418 an bekamen auch die Plebejer Antheil an diesem Ehrenamte. Der Prätor wurde wie die Consuln in den Comitiis centuriatis und mit denselben Auspicien gewählt, und hieß daher auch Collega Consulum. Anfangs war nur Ein Prätor; als aber durch die Anwesenheit der vielen Fremden die Geschäfte immer mehr zunahmen, wurde im J. Roms 510 noch ein zweiter Prätor gewählt. Beide theilten sich durchs Loos dergestalt in die Geschäfte, daß der eine die Rechtshändel zwischen Bürger und Bürger (praetor urbanus), der andre die Streitigkeiten zwischen Fremden und Bürgern schlichtete (praetor peregrinus). Diese Zahl der Prätoren blieb bis 527, wo noch zwei neue gewählt wurden, um in den damals eroberten Provinzen, Sicilien und Sardinien, Recht zu sprechen. Als im J. 557 das diesseitige und jenseitige Spanien unter römische Herrschaft gekommen war, wurden abermals zwei neue Prätoren in beide Provinzen geschickt, so daß ihrer jetzt sechs waren. Sulla fügte noch zwei hinzu und Cäsar erhob ihre Zahl bis auf zehn. Unter den Kaisern war ihre Zahl zu verschiednen Zeiten verschieden. Die Ehrenzeichen des Prätors waren 6 Lictoren, welche die Fasces vor ihm her trugen, die Toga praetexta und eine Sella curulis, worauf er saß, wenn er auf dem Tribunal Gericht hielt. Als Zeichen der Gerichtsbarkeit war vor demselben ein Spieß, oder, wenn der Prä-

tor ein öffentliches Gericht dirigirte, ein Schwert aufgepflanzt. Das Hauptgeschäft des Prätors war die Gerechtigkeitspflege. Seine ganze Gewalt in dieser Rücksicht wurde mit den drei Worten ausgedrückt: Do, Dico, Addico. Bei dem Antritt seines Amtes schwur er, den Gesetzen genau nachzukommen und publicirte ein Edict, nach welchem er Recht und Gerechtigkeit in demselben Jahre handhaben wollte. Sodann wählte er aus denjenigen Ständen, welche das Recht dazu hatten, eine hinreichende Anzahl von Personen, die während seiner Amtsführung Richter seyn sollten. Außerdem vertrat der Prätor urbanus, als der vornehmste unter den übrigen, in Abwesenheit der Consuln ganz ihre Stelle. Er führte in den Volksversammlungen den Vorsitz und konnte bei außerordentlichen Vorfällen den Senat berufen. Auch lag ihm die Veranstaltung einiger Spiele ob, als der apollinarischen, circensischen und megalensischen. Das Amt des Prätors dauerte ein Jahr, nach dessen Verlauf er als Proprätor in die ihm zugetheilte Provinz ging.

Praxis, die Ausübung oder Anwendung einer Kenntniß oder Fertigkeit auf einen in der Wirklichkeit vorkommenden Fall, im Gegensatz der Theorie.

Praxiteles, einer der größten Bildner Griechenlands (s. d. Art. Bildhauer der Griechen), welcher die bildende Kunst zu einer solchen Vollendung erhob, daß ein Epigramm der griechischen Anthologie dessen Niobe also redend einführen konnte:

Götter bildeten mich aus Leben zu Stein; aus dem Steine
Schuf Praxiteles drauf wieder ins Leben mich um.

Er und sein geistesverwandter Zeitgenosse Scopas wußten den Marmor durch ihren Meißel zu beleben, und durch sie ward der Hoheit auch die Anmuth zugesellt. Daher fängt man mit ihm um 364 v. Chr. die Periode des schönen Styls an (s. d. Art. Bildnerei). Praxiteles arbeitete auch in Erz vortrefflich, war aber, nach Plinius Zeugniß, im Marmor glücklicher. Plinius führt (im XXXVI. B. seiner hist. nat. 4 und 5. Cap.) die vorzüglichsten seiner Werke an, in welchen er eine Reihe hoher Götterstatuen mit aller Anmuth und Fülle des Lebens bekleidete. Die schönste unter diesen soll die gnidische Venus gewesen seyn, in welcher Statue er zum ersten Mal die Venus unbekleidet zu bilden wagte. Nach der Sage sollen ihn Cratina und Phryne, die berühmten Hetären (s. d. Art.) Griechenlands durch Entdeckung ihrer Reize zu diesem Bilde begeistert haben — vielleicht nur als Modell. (S. Wieland über die Ideale, in s. Werken B. XXIV.) Sie war mit lächelndem Antlitz dargestellt, mit der linken Hand die Scham bedeckend, in der Situation, wie sie eben aus dem Bade oder dem Meere hervorsteigt. Sie wurde unzählige Mal copirt; und Heyne hat in seinen antiquarischen Aufsätzen über die Copien dieser und der coischen Venus desselben Künstlers (welche von unten bis an die Hüfte verhüllt war) eine gelehrte Untersuchung angestellt. Nach Böttiger hat die sogenannte mediceische Venus nur in der verhüllenden Hand, sonst aber in keinem andern Stücke mit der gnidischen einige Aehnlichkeit; aber die fast gleich berühmte capitolinische wird von Kennern für eine unmittelbare Copie derselben angesehn. — Die noch vorhandene Gruppe der Niobe, welche man auch dem Scopas beigelegt hatte, scheint verschiednen Zeiten anzugehören; aber gewiß wurde sie im Alterthume von verschiednen Künstlern mehrere Male behandelt. Auch waren zwei Statuen des Eros von ihm berühmt, deren eine in dem Tempel des Gottes zu Thespia aufgestellt, er nebst einer Satyrstatue, welche den Namen Periboetos (der allgerühmte) erhielt, nach Pausanias für seine vollkommensten Werke

gehalten haben soll. Von letztern entdeckte man in einer Villa des Kaisers Antonius eine schöne Copie, welche jetzt auch dem Museum Pio Clementinum zurückgegeben ist. Ueber seinen Amor siehe ebenfalls Wieland am ang. O. Ferner bildete Praxiteles mehrere Statuen der Diana, der Ceres, des Bacchus und viele andere in Marmor und Bronze, welche Muster allgemeiner Nachahmung wurden. Der oben angeführte Kunstkenner theilt ihm vorzugsweise den Hetärenkreis zu, zu welchem seine Gruppe in Bronze, welche eine weinende Matrone und eine lachende Buhlerin darstellte, gehört, womit er nach des Plinius Bericht seiner Phryne eine Schäferstunde bezahlte. Unter seinen Söhnen war Cephissodorus als Künstler berühmt.

Prediger nennen sich die Geistlichen der Protestanten, weil das Predigen ihr Hauptgeschäft ist, und ihre sämmtlichen Amtsgeschäfte (die Leitung des öffentlichen Gottesdienstes, die Seelsorge und die Belehrung der Beichtenden, die Verwaltung der Sacramente, die Einsegnung der Ehen, der Religionsunterricht der Catechumenen und die Aufsicht über alles Religiöse in dem Leben der Gemeinden überhaupt) sich auf den Beruf zur Predigt des göttlichen Wortes stützen und die Verkündigung desselben in sich fassen. Diese Ansicht des geistlichen Amtes wird durch seinen Ursprung begründet. Lehren war seit dem Zeitalter der Apostel die hauptsächlichste Beschäftigung der Bischöfe, woran als deren Vicarien die Presbyter und Diaconen Theil nahmen. Chrysostomus, dessen geistliche Beredsamkeit mit den größten Rednern des Alterthums wetteiferte, war Bischof von Constantinopel und auch die Päpste Leo und Gregor die Großen predigten in eigner Person. Je entschiedner aber der geistliche Stand sich nach und nach zum Charakter des jüdischen Priesterthums neigte, und Reichthum und Herrschaft zum Ziele seines Strebens machte, desto mehr verkannte er seine wahre Bestimmung und achtete zur Behauptung seiner priesterlichen Würde den in einen geistlosen Mechanismus ausgearteten Altardienst, die Verwaltung der Sacramente und das richterliche Ansehn über die Laien für wichtiger als das Lehrgeschäft. Bei dem Verfall der Wissenschaften im Mittelalter fing es auch bald an, sehr an Männern zu fehlen, die zur Abfassung einer Predigt fähig gewesen wären; man beschränkte den öffentlichen Religionsunterricht auf das Vorlesen veralteter Postillen, die seit dem 9ten Jahrhundert hie und da in die Landessprachen übersetzt wurden und gewöhnte das Volk, seine vorzüglichste Erbauung in den kirchlichen Ceremonien und dem Gesange, der sie begleitete, zu suchen. Erst die im Anfange des 13ten Jahrhunderts entstandenen Bettelorden, unter denen die Dominicaner gleich als Volksredner gegen die Ketzer auftraten, und die Mystiker des 14ten und 15ten Jahrhunderts brachten das Predigen wieder in Aufnahme; auch die Waldenser und Hussiten hielten viel auf erbauliche Erklärungen des göttlichen Wortes und die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts machten die Verkündigung desselben in der Predigt zum Hauptberufe der Geistlichen. Wenn nun auch im Zeitalter der Kirchentrennung der Ungeschmack einer leidenschaftlichen Polemik und unfruchtbaren Dogmatik sich der Kanzeln nicht weniger als der akademischen Lehrstühle bemächtigte, so wurde doch, da der Lehrbegriff festgestellt und im 17ten Jahrhundert der Zustand eines ruhigen Bestehens der Kirchen neben einander eingetreten war, freies Feld für neue Bemühungen zur Erhöhung der Nutzbarkeit des Predigtamtes. Spener erwarb sich dieses Verdienst, indem er das practische Christenthum auf die Kanzeln brachte, über die Anwendung der Religionslehren im täglichen Leben predigen lehrte und dem vernachlässigten Un-

terrichte der Catechumenen durch gute Anweisungen und eignes Beispiel neuen Schwung gab. Der milde evangelische Geist, der von diesem ehrwürdigen Manne ausging, entwöhnte die protestantischen Prediger allmählig von dem bald nach der Reformation schon wieder eingeschlichenen Priesterdünkel und führte sie zu der apostolischen Einfalt und Hirtentreue im Lehren und Leben, die den echten Charakter des christlichen Predigtamtes bezeichnet. Weil aber der Prediger zwischen der idealen Welt der Gelehrten und dem wirklichen Volksleben mitten inne steht und, in beiden Gebieten einheimisch, die sittlichen Ideenschätze der Wissenschaft zum alltäglichen Gebrauche ausprägen soll; so bringt jede neue Form und Wendung der Cultur für ihn auch neue Foderungen mit sich. So kam denn jene apostolische Einfalt mit dem Ringen des mächtigen Natur- und Freiheitsgeistes, der sich seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts regte, die Theologie und Philosophie einer totalen Revision unterwarf und auf Zerstörung jeder alten Stütze des Glaubens ausging, in einen Widerstreit, den sie nur mit frommen Seufzern und Klagen zu betrauern, jedoch nicht durchzukämpfen wußte. Auf die Schultern der alten Zionswächter trat nun ein neues Geschlecht philosophischer Volksredner, die bei dem Grundsatze, nichts auf die Kanzel zu bringen, was zweifelhaft geworden war, sich bald genöthigt sahen, die meisten Glaubenslehren mit Stillschweigen zu übergehen und sich in dem Kreise einiger Moralien und eben an die Tagesordnung kommender practischen Wahrheiten kümmerlich genug zu bewegen. Geist und Kraft schien aus solchen Vorträgen gebannt, das Volk, das nur von den erhabenen Momenten der Religion ergriffen wird, fand sie ungenießbar und die Kirchen wurden leer. Widergehalten haben jedoch in dieser Periode der Laulichkeit und Aufklärerei mehrere Kirchenlehrer des ersten Ranges, von denen wir nur den großen Reinhard nennen dürfen, um den Geist der Gründlichkeit, des unerschütterlichen Glaubens und der Treue gegen das Evangelium zu bezeichnen, den sie den Predigern des 19ten Jahrhunderts einflößten. Es ist ihr Verdienst und die Frucht der großen Erschütterungen, die das bürgerliche Leben erfahren hat, daß man das Bedürfniß der Menge jetzt besser erkennt. Günstiger als das Zeitalter der Kritik war auch der Dogmatismus der neuesten Philosophie der Rückkehr zum biblisch-kirchlichen Lehrbegriff, und seit dieser auf den Kanzeln in seine alten Rechte wieder eingetreten, und die Theologie der Religion selbst in den Herzen der Lehrer näher gerückt ist, hat die Kirche wieder christliche Prediger, die das Wort Gottes mit eigner Begeisterung und Ueberzeugung lehren und zahlreiche Versammlungen vor sich sehen. Auch läßt sich das Streben der Prediger unsrer Zeit nach Würde, Nachdruck und Bündigkeit in ihren Amtsreden nicht verkennen, der gute Geschmack wird selbst von den minderbegabten selten beleidigt und im nördlichen Deutschland wird kaum irgendwo ein Vortrag gehalten, aus dem unbefangne und willige Zuhörer nichts Erbauliches schöpfen könnten. Daß die Geistlichen der Catholischen in Deutschland mit den protestantischen Predigern in der Amtsberedsamkeit wetteifern, haben sie durch rühmliche Proben dargethan, nur versagt ihnen die Natur des catholischen Cultus, der die Messe über die Predigt stellt, die Antriebe und Aufmunterungen, welche den Predigern der Protestanten, deren Gottesdienst sich beinahe blos auf die Predigt bezieht, zu Statten kommen. Mit Recht hat sich daher die zur Verbesserung der liturgischen Formen 1814 in Berlin niedergesetzte Commission gegen den Vorwurf verwahrt, als wolle sie der Predigt nicht mehr den Rang der Haupthandlung im Gottesdienste einräumen

und die achtungswerthen Mitglieder dieser Commission werden dem Geiste des evangelischen Christenthums um so treuer bleiben, je weniger sie an einer Anstalt künsteln, die das Volk, wie sie jetzt eingerichtet ist, seinen religiösen Bedürfnissen ganz angemessen findet, wenn sie nur von geistvollen, kräftigen Predigten beseelt wird. Viel wichtiger, als eine Reform der Liturgie, ist den protestantischen Kirchen die Wachsamkeit der Regierungen über die Würde des Predigtamtes. Wird dieses allenthalben mit Männern von gebildetem Geiste und heiligem Sinne versorgt und seine Wirksamkeit durch keine unsittlichen Beispiele, Bedrückungen und Secularisationen von Seiten der Regierungen mehr gehindert; hört man auf, dieses Amt mit der Praxis der Polizei zu vermengen und für zweideutige Staatszwecke mißbrauchen zu wollen; läßt man es ganz in der Sphäre der Religion, deren segnender Einfluß von ihm ausgehen soll; so wird es sich selbst das Ansehn und die Macht über die Gemüther zu verschaffen wissen, die ihm gebührt. E.

Preisler. Unter diesem Namen haben sich mehrere Künstler bekannt und berühmt gemacht: 1. Johann Justinus Preisler, geboren zu Nürnberg 1698, gestorben daselbst 1771. Er machte sich vorzüglich durch ein Altargemälde, die Grablegung Christi, bekannt, radirte auch mit Geschmack. Er folgte seinem Vater als Akademiedirector in Augsburg; 2. Georg Martin Preisler, geb. zu Nürnberg 1700, gest. daselbst 1754, ein Bruder des Vorigen, widmete sich schon sehr frühe dem Zeichnen und Kupferstechen. Die Stücke, welche er in das Werk über die dresdner Antiken verfertigt hat, sind noch unter den übrigen Stichen die besten; 3. Johann Martin Preisler, Zeichner und Kupferstecher, geboren zu Nürnberg 1715, ein Bruder des Vorigen, bei welchem er das Kupferstechen lernte, und sich mit vorzüglichem Glücke historischen Gegenständen widmete. Im J. 1739 reis'te er nach Paris, wo er sich Schmidt und Wille zu Freunden machte, und 1744 wurde er zum königlich dänischen Hofkupferstecher und Professor der Mahlerakademie zu Copenhagen ernannt, wo er im Jahr 1794 starb. — Sein Kupferstich, Friedrich V. zu Pferde, nach der Bronze-Statue von Sailly, ist ein Meisterstück; auch hat er Gellert nach Graff und Klopstock nach Juel gestochen. Den Beschluß seiner Laufbahn als Kupferstecher hat er mit der berühmten Madonna della Sedia nach Rafael gemacht; 4. Valentin Daniel Preisler, Kupferstecher in schwarzer Kunst, ebenfalls ein Bruder des Vorigen, und zwar der jüngste, wurde im Jahr 1717 zu Nürnberg geboren, und starb eben daselbst im J. 1765. Er war zum Studiren bestimmt, vertauschte dasselbe aber, wiewohl ziemlich spät, mit der Kunst. Er besuchte seinen Bruder in Copenhagen, und verfertigte nach seiner Zurückkunft mehrere Stücke in schwarzer Kunst; 5. Johann Georg Preisler, Sohn und Schüler Johann Martins (Nr. 3) — geboren um das Jahr 1750 — vervollkommnete sich vollends bei J. G. Wille zu Paris. Hier stach er das schöne Blatt Icarus, nach Vien, worauf er im Jahr 1787 als Mitglied der Mahlerakademie zu Paris angenommen wurde. Jetzt ist er Professor bei der Mahlerakademie zu Copenhagen.

Prenzlau, die Hauptstadt in der Uckermark, am See und Fluß Ucker. Sie zählt ohne das Militär gegen 7000 Einwohner, und hat gute Brauereien, auch beträchtlichen Handel mit Korn, Vieh und Tabak. Außer verschiedenen öffentlichen und Privatschulen hat sie ein gelehrtes Gymnasium und eine öffentliche Bibliothek.

Presbyter (griechisch), Aelteste, hießen in den ersten Jahrhunderten der Christenheit angesehene Kirchenbeamte, die die Gemeinden nach dem Muster der Aeltesten in der jüdischen Gesellschaftsverfassung anstellten. Unstreitig waren sie Vorsteher, Wortführer und Agenten der Gemeinden, hatten für die Erhaltung des Anstandes, der Ruhe und Ordnung zu sorgen und eine Art Censoramt zu verwalten, wie noch jetzt die Helfer in den Brüdergemeinden. Das Aufkommen der Hierarchie und die Verwandlung des geistlichen Amtes in ein förmliches Priesterthum veränderte auch den Charakter dieser Würde. Aus den Presbytern wurden Priester und Pfarrer, die ihre Stelle im höheren Clerus und ihren Rang nach den Bischöfen erhielten; dabei verlor sich die griechische Benennung, und nur die presbyterianische Kirche in Großbritanien hat sie wieder aufgefrischt. E.

Presbyterianer, s. d. Art. anglicanische Kirche.

Preßburg, ungerisch Posony, an der Donau, vormals die Hauptstadt von ganz Ungern, jetzt nur noch von dem Comitate Preßburg. Sie ist die Krönungsstadt und die schönste und volkreichste Stadt im ganzen Königreiche. Man zählt einige dreißigtausend Einwohner. Das feste und seit 1762 sehr verschönerte Schloß liegt in einer geringen Entfernung von der Stadt auf einem hohen Berge. Sehenswerth sind der vom Kaiser Franz I. eigenhändig angelegte Garten nebst dem Zeughause, die Collegiat- und Stadtpfarrkirche zu St. Martin, wo die ungerischen Könige gekrönt werden, verschiedene Klöster, das geistliche Haus der regulirten Canonissinnen von der Congregation Notre Dame, welches 1775 von Maria Theresia zu einem königlichen Stift erhoben worden, die Hauptnormalschule u. s. w. Im J. 1800 erlitt Preßburg durch eine Feuersbrunst beträchtlichen Schaden, wie auch in den Kriegen von 1805 und 1809 durch die Franzosen.

Preßfreiheit, oder das Recht, im Staate Gedanken und Meinungen durch den Druck öffentlich bekannt zu machen, ist mit der Druckfreiheit (s. d. Art.) eins. Da der Mensch nur im Staate seine Menschheit vollkommen ausbilden kann, und der möglich vielfache und freie Verkehr der Gedanken und Meinungen, welcher durch den Druck bewirkt wird, Bedingung dieser Ausbildung ist, so ist die Preßfreiheit zwar ein Recht der Staatsbürger, aber durch den Zweck und das Bestehn des Staats beschränkt, wie jedes Recht. Sie geht mithin so weit, als die bürgerliche Freiheit überhaupt reicht, und macht einen wichtigen Bestandtheil derselben aus; und wie die Bürger frei sind, so lange ihre Handlungen nur durch den Zweck des Staats gesetzmäßig von den Regenten bestimmt werden, so ist die Preßfreiheit auch nur in so fern vorhanden, als das Recht, seine Ansichten und Gesinnungen durch den Druck bekannt zu machen, nur durch den Zweck des Staats beschränkt wird; sie wird verletzt und verschwindet, wenn die Regierung sie nach Willkür, d. h. durch Privatansichten und Absichten geleitet, unmittelbar oder mittelbar (durch Gewalt oder Verbote, despotische Censuranstalten oder Auflagen) einschränkt, und den freien Gedankenverkehr hindert. Eine solche Verletzung der Preßfreiheit ist nicht bloß dem Interesse des Menschen, des Bürgers zuwider, sondern wirkt auch dem Zwecke des Staats selbst und seiner Ausbildung entgegen, weil diese ohne öffentliche Freiheit unmöglich ist. Der Mensch, ruft eine kräftige Stimme aus der gegenwärtigen Zeit, bedarf der Preßfreiheit in seinen reinmenschlichen (z. B. religiösen, sittlichen) Beziehungen zu freier und vielseitiger Ausbildung; sie ist namentlich das Lebensprincip aller höhern Geistesbildung, und daher dem Gelehrten, dem Bürger im

Freistaate der Wissenschaften, unentbehrlich; aber sie ist auch das köstlichste Kleinod des Menschen in seinen bürgerlichen Verhältnissen, die Bedingung aller andern Nationalgüter und mit allen großen und begeisternden Interessen eines Volks verbunden. Denn sie schafft und vermehrt die allgem. eine öffentliche Freiheit fast noch mehr als die Staatsverfassung und Constitution, in so fern sie durch den edlern Theil des Volks die Macht der öffentlichen Meinung gründet, welche der wachende Schutzgeist über die Verfassung, das starke Schirmdach gegen Unterdrückung und Eingriffe in die Volksgerechtsame, ein kräftiges das Bürgerinteresse wahrendes Gleichgewicht gegen die Gewalt des Regenten ist. Sie schafft das Wohl des Staates, indem die Regierungen mehr durch Schriften als durch Räthe und Landstände auf den Geist der Zeit und das, was Noth thut, aufmerksam gemacht werden. „Politische Schriftsteller," sagt J. Paul in dieser Beziehung treffend, „welche über Geschichte, Handel, Finanzen, Gesetze und Regierung schreiben, sind von einer nicht genug anerkannten Wichtigkeit für Länderglück. Ihre Federn werden eben so gut zu Compaßnadeln und Steuerrudern der Staaten, als zu Stacheln der Bohrwürmer, welche nur langsamer als Klippen das Schiff durchlöchern. Eine einzige Irridee in dem Kopfe eines Allmachthabers verstümmelt eine Welt." Indessen ist der Staat mit der Regierung und der Person des Regenten, die Ehrfurcht vor diesem mit dem Bestehen des erstern zu eng verflochten und die Verhältnisse der Staaten zu mannichfaltig und verwickelt, als daß es in der Wirklichkeit immer möglich wäre, sowohl von Seiten der Regierung, als von Seiten der Bürger, die Gränzen der gesetzmäßigen Preßfreiheit immer streng zu bestimmen und unverletzt zu behaupten und zu beobachten. „Vermöge des Princips der Freiheit, hat kürzlich ein scharfsinniger Schriftsteller bemerkt, darf jeder sagen, schreiben und darstellen, was er will; allein, vermöge des Princips der Gleichheit, darf nichts gesagt, geschrieben oder dargestellt werden, was das Recht des andern auf Wahrheit, Ehre und Sitte kränkt; und vermöge des Princips der Sicherheit soll das Recht eines jeden geschützt werden, und zwar so viel als möglich, so daß es nicht einmal beleidigt werden könne. Jener Zweck wird durch die Justiz, dieser durch die Polizei erreicht. Wird nur der erste Zweck ins Auge gefaßt, und die volle Preßfreiheit zugestanden, so kann der Mißbrauch derselben nur nach vorgängiger Untersuchung, durch die gerichtlichen Behörden bestraft, und auf Privatgenugthuung erkannt werden; wird aber der zweite Gesichtspunkt genommen, und nur eine eingeschränkte Preßfreiheit gestattet, so muß die Polizei eine Censur bestellen, welche den Druck nur solcher Schriften gestattet, die sich innerhalb der oben bezeichneten Sphäre der Wahrheit, Ehre und Sitte halten. Die Censuranstalt giebt zwar dem Staate, und zugleich auch dem Schriftsteller die größte Sicherheit, bahnt aber auch dem Eindringen des Preßzwangs den Weg. Denn, wenn es schon sehr schwer ist, im Allgemeinen die Gränzlinie zwischen Preßfreiheit und Preßfrechheit bestimmt genug zu ziehen; so ist es doch noch weit schwerer, dem Mißbrauche in der Anwendung des Princips zu begegnen. Deßwegen, und weil die ausgelassenste Preßfrechheit, die sich durch sich selbst in ihrer Wirkung aufhebt, der naturgemäßen Entwicklung der Menschheit im Staate nie so viel geschadet hat, und je schaden wird, als die Frechheit des Preßzwangs, geben wir der vollen Preßfreiheit den Vorzug, verlangen aber eine möglichst bestimmte Strafgesetzgebung gegen den Mißbrauch, und die Anwendung derselben durch die ordentlichen Gerichtsbehörden." S. übrigens den Art. Bücher-

censur. Unter den Gesetzen über die Freiheit der Presse, welche in Deutschland seit der Zertrümmerung des französischen Joches erschienen sind, verdient das Würtembergische vom 30. Jan. 1817 besondere Auszeichnung, indem es alle der Vernunft und dem Rechte zuwider laufenden Beschränkungen aufhebt, ohne die Rücksichten zu vernachlässigen, die das Interesse des Staats und der Individuen in dieser Beziehung fodert.

Preßspäne, Preßpapier, sind eine Gattung dünner, aber sehr harter und fester glänzender Papierblätter, zwischen welchen die leichten wollenen Zeuge gepreßt werden, um einen schönen in die Augen fallenden Glanz zu erhalten. Die Erfindung dieser Preßspäne rührt von den Engländern her, welche auf lange Zeit ein Geheimniß daraus gemacht, und die Ausfuhr aufs strengste verboten haben. Dennoch hat man durch den Schleichhandel diese Späne in ganz Europa auszuführen gewußt, und endlich hat auch Kanter in Tratenau (bei Königsberg in Preußen) das Geheimniß, solche Preßspäne zu fertigen, ausfindig gemacht, so daß man die preußischen eben so hoch in der Güte als die englischen achtet.

Pressen der Matrosen nennt man das Verfahren, mittelst dessen man die königliche Flotte in England mit Matrosen und Schiffssoldaten versieht, wenn die freiwillige Anwerbung nicht hinreicht. Es besteht in dem gewaltsamen Wegnehmen aller solchen Leute, die zum Seedienst tauglich sind. Wenn ein Preßgang vorgenommen wird, so gehen 10 bis 15 Matrosen, mit Prügeln und Messern bewaffnet, unter Anführung eines Offiziers, durch die Gassen, in Wirthshäuser, Bordels und andre öffentliche Orte, und nehmen alle diejenigen weg, die ihnen tüchtig scheinen. Bisweilen kommen die Presser auch auf die Kauffahrteischiffe, und verfahren dort eben so. Es gibt dabei oft blutige Kämpfe, und selbst Todschläge, die aber unbestraft bleiben, weil die von beiden Seiten ausgeübte Gewalt als gesetzwidrig angesehen wird. Die auf diese Weise zusammengebrachten Leute werden auf ein Schiff geschleppt, wo sie so lange gefangen bleiben, bis sie an ein Kriegsschiff abgeliefert werden. Seit 1779 ist durch eine Parlamentsacte auch das Pressen der Landsoldaten oder das gewaltsame Wegnehmen der Leute zum Landdienste eingeführt.

Prestel (Johann Gottlieb), Mahler, Zeichner und Kupferstecher, neuerlich vorzüglich berühmt durch seine Blätter in der sogenannten Handzeichnungsmanier, wurde im J. 1739 zu Grünebach im Stifte Kempten, in Schwaben geboren. Er lernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei zwei Frescomahlern in Tyrol; hierauf ging er nach Venedig, wo er an Joseph Wagner und Nogari wahre Freunde fand. Letzterer trug ihm sogar seine junge Verwandte an, die er zur Erbin bestimmt hatte; der unruhige Prestel schlug sie aus, wodurch er Nogari so aufbrachte, daß ihn dieser mit den Worten: Ingrato Tedesco (undankbarer Deutscher), aus dem Hause jagte. — Auf Wagners wohlgemeinten Rath eilte er nun, Venedig baldigst zu verlassen; er that es, gieng erst nach Rom, und hielt sich noch mehrere Jahre in Italien auf. Im J. 1769 war er in Nürnberg, wo er eine junge interessante Person, Maria Catharina Höllin, heirathete. Nach einiger Zeit ging er in die Schweiz, wo er sich größtentheils bei Lavater aufhielt, und durch dessen Empfehlung viel mit Portraitmahlen verdiente. — Kenner beklagen, daß er seine Art zu mahlen, in der er am glücklichsten war, verließ; allein wer ändert einen so unbeständigen Charakter, wie er ihn besaß. — Als er nach Nürnberg

urückkam, vertauschte er den Pinsel mit dem Grabstichel. Seine er-
ten Versuche waren schlecht; er arbeitete darauf in Röthel- und Tusch-
manier, und machte glücklichere Versuche im Radiren. Hieraus ent-
stand dann endlich seine Handzeichnungsmanier. Er wußte die Hand-
zeichnungen auf das glücklichste nachzuahmen; und die schönen Blätter,
die er herausgab, übertrafen alles, was Engländer und Franzosen hierin
geleistet hatten. In Nürnberg fanden dieselben indeß wenig Abgang;
er gerieth in häusliche Verlegenheiten, und ließ sich mit seiner Familie
in Augsburg nieder, wo er unter etwas verbesserten Umständen seine Ar-
beiten fortsetzte. Vorzüglich bekannt (wenn gleich nicht immer ganz mit
Auswahl gemacht) sind die drei großen Sammlungen interessanter Zeich-
nungen der vorzüglichsten Mahler aus mehreren Schulen, wovon die
erste 48, die zweite 30, die dritte 36 Blätter enthält.

Presto bezeichnet in der Musik, wenn es einem Tonstücke vorge-
setzt ist, eine sehr schnelle Bewegung, in welcher dasselbe vorgetragen
werden soll, und die alsdann einen noch höhern Grad erreicht, wenn
presto assai oder prestissimo darauf folgt. Daß es übrigens von den
fünf Hauptgraden der musikalischen Bewegung der höchste ist, ist schon
bei dem Art. Adagio bemerkt worden.

Preußen. Es gibt keine Nation und keine Monarchie in Eu-
ropa, die aus so vielfachen Bestandtheilen zusammengesetzt, in ihren geo-
graphischen Bestandtheilen mehr vereinzelt, und durch verschiedenartige,
wo nicht entgegengesetzte historische Erinnerungen feindseliger getrennt,
dennoch aber durch ein frisches Volksleben inniger und fester in sich
zur Einheit verbunden ist, als die preußische. Volk und Staat wur-
den Eins, als die schroffe Scheidewand zwischen dem Cabinet und der
deutschen Nation, zwischen dem Soldstreiter und dem Bürgerwehrmann
zusammenfiel. Seit 1807 durchdringt ein Kraftgefühl den Monarchen,
den Bürger und das Heer. Und um alle schlingt sich seit 1813 ein
und derselbe Kranz des deutschen Nationalsinns, der Vaterlandsliebe
und des Heldenmuths. Deutschland aber und der Geist des Protestan-
tismus blicken auf Preußen hin, als auf eine ihrer ersten Schutzwehren.
Denn Preußens Volk, Staat und Regent sind deutsch; auch das
Land ist es bis auf einen kleinen Theil; gleichwohl führt diese nordi-
sche Monarchie und Nation, welche die Stammsitze der alten Sach-
sen umschließt, einen slawischen Namen: die Ueberwinder gaben sich
den Volksnamen der Ueberwundenen und vertilgten Preußen. Wie
dies gekommen, wie um den Doppelkern: Brandenburg und Preu-
ßen, und unter dem Gestirn des Hauses Hohenzollern die jugend-
lichkräftige und geistiggereifte Nation und Monarchie sich zu einem le-
bendigen Organismus zusammengefügt, wie sie im Unglück von politi-
scher Selbstsucht sich geläutert, und durch Ideen veredelt habe, muß
historisch angedeutet werden, ehe wir die neue Gestaltung dieser euro-
päisch-deutschen Schutzmacht — denn dies ist sie mit Oester-
reich — in einer gedrängten Uebersicht darstellen. Die Vorzeit des
preußischen Staats geht bis zum Jahr 1417, wo Friedrich von
Zollern, Burggraf von Nürnberg, von dem luxemburger Sigis-
mund die Mark Brandenburg durch Kauf an sein Haus brachte. Sla-
wische Stämme waren von der Weichsel her über die Oder bis an die
Elbe und Saale, in die alten Wohnsitze germanischer Völker, der Go-
then, Vandalen, Sueven, Heruler, Semnonen und Longobarden, einge-
drungen. Es galt im zweihundertjährigen Kampfe der Deutschen mit
den Slawen den Besitz des Herzlandes von Europa. Thüringen und
Sachsen wurden von den Wilzen beunruhigt, die in ihrer Waldburg

Brannibor, dem heutigen Brandenburg, an der Elbe und Havel, ihren Waffenplatz hatten. Schon Carl der Große that ihren Raubzügen Einhalt; aber erst Heinrich I., der alten Sachsen Herzog, König der Deutschen, der Gründer deutscher Volksunabhängigkeit von Slawentrotz, Magyarenraubluft und Normännerkühnheit, besiegte die Heveller, und eroberte Brannibor. Er befestigte in der heutigen Altmark die Nordsachsen, oder die wendische Mark, und sein Sohn Otto der Große legte die Bisthümer Havelberg und Brandenburg an. Allein die Heveller erhoben sich aufs neue, bis Albrecht der Bär, der Stammvater des Hauses Anhalt, dem Kaiser Lothar 1135 jene Gränzhut anvertraute, die Stadt Brandenburg nebst der heutigen Mittelmark, und einem Theile der Priegnitz und Uckermark von dem wendischen König Pribislaw durch Erbschaft erwarb. Er war der erste Markgraf von Brandenburg, und cultivirte das Land durch Rhein- und Niederländer, führte Handwerker ein, baute Städte, z. B. Berlin, das er im Jahr 1140 mit Mauern umgab. Alberts Sohn Otto I. war der erste bekannte Erzkämmerer des deutschen Reichs und Churfürst von Brandenburg. Alberts zweiter Sohn Bernhard von Askanien wurde 1180 Herzog von Sachsen, baute Wittenberg und trug auf diesen den Wenden entrissenen Landstrich an der Elbe den Namen des alten Sachsenlandes über. Der mächtigste von Otto's I. Nachfolgern, Churfürst Waldemar (starb 1319), besaß außer den fünf brandenburgischen Marken auch die (Nieder-) Lausitz, ein ebenfalls den Wenden abgekämpftes deutsches Gränzland, und ansehnliche Bezirke von Anhalt, Pommern, Meklenburg und Braunschweig. Aber nach des letzten askanischen Markgrafen Heinrichs Tode fiel das Land unter dem bayerschen Hause, von 1322 bis 1373, und unter dem luxemburgischen Hause bis 1417, in einen gesetzlosen Zustand; es wurde wie ein Pachtgut verpfändet und verkauft. So kam die Mark Brandenburg pfandweise und im Jahr 1417 erb- und eigenthümlich nebst der darauf gegründeten Erz-Kämmerer- und Churwürde, als ein deutsches Reichslehn, an den Burggrafen von Nürnberg Friedrich VI., aus dem Hause der Grafen von Hohenzollern, der beträchtliche Landstriche in Franken besaß. Dieser Churfürst Friedrich I. von Brandenburg, von dem der jetzt regierende König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., abstammt, wurde der Wiederhersteller des zerrütteten Landes; doch erhielten die nachgebornen Söhne die fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth, welche erst 1791 mit der Churlinie wieder vereinigt, im Jahr 1806 und 1807 aber an Napoleon abgetreten, und von diesem an Bayern überlassen wurden. In der Mark Brandenburg nennt die Geschichte mehrere durch deutsche Mannhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ausgezeichnete, auch um die geistige Cultur des Volks sehr verdiente Fürsten. Sie lösten die Neumark von dem deutschen Orden wieder ein, erwarben Cotbus mit Peiz, das Herzogthum Croſſen, Cleve, Mark und Ravensberg im J. 1609, und im Jahr 1569 die Mitbelehnung, hierauf den Besitz des Herzogthums Preußen, das zuerst Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg seit 1611, als Lehn der Krone Polen, hierauf seit 1618 als regierender Herzog, dessen Enkel Friedrich Wilhelm der Große aber, seit dem Vergleiche zu Welau 1657, mit voller Souverainetät besaß. Friedrich Wilhelm, der große Churfürst, von 1640 bis 1688, einer der größten und trefflichsten Fürsten seiner Zeit, ist der Stifter der preußischen Monarchie. Dieser Regent, der zugleich der größte deutsche Staatsmann und Feldherr

des 17. Jahrhunderts war, nahm zuerst nach einem überdachten und festen Plane die Regierungsgrundsätze an, welche seitdem stets den edleren Geist der preußischen Regierung bezeichnet haben. Er rief in das unter seinem schwachen Vater, Georg Wilhelm, während der ersten 22 Jahre des dreißigjährigen Krieges gänzlich zerrüttete Land Colonisten aus Deutschland und den Niederlanden, nahm 20,000 flüchtige reformirte Franzosen auf, beförderte den Ackerbau, das städtische Gewerbe und den Handel, baute den mühlroser Canal, führte die Posten ein, und gründete die wissenschaftliche Cultur in Norddeutschland. Zugleich schuf und bildete er den kriegerischen Geist und das Nationalgefühl seiner Völker, welches hundert Jahre nach ihm, 1740 bis 1786, Friedrich II., der größte unter den Regenten des 18ten Jahrhunderts, bis zur Begeisterung erhob. Diese beiden Monarchen haben den preußischen Staatscharakter begründet. Die äußern Bedingungen der Macht waren zuerst die Souverainetät Preußens, hierauf der Königstitel, dann der Besitz von Schlesien, endlich das Bündniß mit Rußland im März 1813; die innern Bedingungen aber der Kraftsinn des Volks, die Aufklärung der Gebildeten, die Tapferkeit des Heeres, und die in der neueren Geschichte einzige Erhebung der Nation in den Jahren 1813, 1814 und 1815. — Das Königreich Preußen hat die brandenburgischen deutschen Reichslehne zu einer souverainen Macht in Europa erhoben; darum erinnern wir hier an die frühern Schicksale desselben. Als die Gothen die Ufer des baltischen Meeres verlassen hatten, zogen slawische Stämme, die Letten, im zehnten Jahrhundert von ihren später eingewanderten Stammbrüdern, den Czechen, Poruſſen genannt, die Weichsel hinab; in wilder Freiheit tapfer, stießen sie die Fesseln des Christenthums zurück, und Conrad von Masovien (s. Polen), der sein Land gegen ihre Einfälle nicht schützen konnte, rief die deutschen Ritter herbei, die 1230 einen Landstrich an der Weichsel als Eigenthum von ihm erhielten, wo sie 1231 Thorn und das Jahr darauf Culm anlegten. Lübecker gründeten hierauf 1239 Elbing. Indeß währte der Vertilgungskrieg mit den elf preußischen Volksstämmen 53 Jahre, bis 1283; doch unterwarfen sich einzelne schon früher, denen der Orden das volle Eigenthum ihrer Güter ließ. Edle Preußen wurden sogar Deutschherren. Allein deutsche Sprache und Sitte wurden mit deutschem Gewerbfleiß und Handel immer mehr an der baltischen Küste einheimisch, so daß der preußische Urstamm zuletzt kaum noch in einigen Dörfern als Mischling wahrgenommen werden konnte. Der Orden beherrschte das Land an beiden Weichselufern von der polnischen Gränze nordwärts, nebst Ostpommern oder Pomerellien, wo Danzig unter seinem Schutze zu einer der ersten Städte der deutschen Hanse aufblühte. Marienburg wurde 1309 der Sitz der Ordensregierung. Gesichert gegen Polen durch den kalischer Frieden 1343, griffen die Ritter die Litthauer an, und kämpften mit ihnen fast hundert Jahre um Samogitien. Das reiche Ordensland, voll blühender Handelsstädte und wohlhabender deutscher Colonien, erstreckte sich im 15. Jahrhundert von der Oder, längs der Ostsee, bis an den finnischen Meerbusen. Die größeren Städte erwuchsen zu kleinen Republiken und der Landmann ward seines Besitzthums froh. Aber die Kriegssteuern und die Ueppigkeit der Ritter erschöpften endlich das Land. Der Adel und die Städte vereinigten sich gegen den harten Landesherrn, und da kein andres Mittel half, unterwarfen sie sich 1454 dem polnischen Schutze. Hierauf fiel durch den thorner Frieden 1466 Ober- oder Westpreußen an Polen, behielt jedoch seine eigene Verfas-

sung; allein die Polen verletzten diese Bedingung, und das deutsche Reich, zu welchem das Ordensland gehörte, wollte den thorner Frieden nicht anerkennen; auch zögerten die Hochmeister, welche im Besitze von Hinter- oder Ostpreußen blieben, den Vasalleneid der Republik Polen zu leisten. Die Ritter wählten deßhalb den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, einen Sohn des Markgrafen zu Anspach, 1511 zu ihrem Hochmeister, um durch Hülfe des brandenburgischen Hauses vom polnischen Vasalleneide frei zu werden. Aber das deutsche Reich that nichts; und der Hochmeister mußte eilen, mit Polen Frieden zu schließen. Da ward auf des Königs von Polen Vorschlag, im ewigen Frieden 1525, das bisherige Ordensland Preußen von dem Prinzen für sich und seine und seiner Brüder männliche Nachkommen als ein lehnbares Erbherzogthum von Polen angenommen. Zugleich drang überall die Reformation ein, zu der sich der Erbherzog Albrecht bekannte. Der Adel besaß jedoch fortwährend unter Polens Schutz alle Regierungsstellen, und beschränkte die herzogliche Gewalt. Nachdem aber Churfürst Joachim Friedrich von Brandenburg im Jahr 1605 die Verwaltung des Herzogthums, weil Albrechts Nachfolger blödsinnig war, und Churfürst Johann Sigismund 1611 die Belehnung von Polen erhalten hatte, wurde letzterer nach dem Tode des blödsinnigen Herzogs im Jahr 1618 regierender Herzog von Preußen. Aber erst sein Enkel Friedrich Wilhelm, der große Churfürst, entwickelte hier, nachdem er die Adelsaristokratie in gesetzliche Schranken zurückgeführt, wie in den Marken, den Keim zu einer mächtigen Monarchie. Und diese Entwickelung war nicht leicht. Es ist das Loos des preußischen Staats, daß er unter großen Gefahren von außen, bald von Schweden, bald von Polen, dann von Oesterreich, endlich fast von allen seinen Nachbarn, von Frankreich und von Rußland bedroht, zu einer selbstständigen Macht sich aufschwingen mußte. Kühnheit, Muth und Gewandtheit steuerten das Staatsschiff durch so gefährliche Klippen hin. Das Gefühl der Schwäche, der zerrissenen Lage der Länder, der Eifersucht der Nachbarn aber gab der preußischen Staatskunst das beharrliche Streben, sich abzurunden oder zu vergrößern. Vergebens hatte der große Churfürst im Frieden zu Oliva 1660 sein Verhältniß zu Schweden, das damals die erste Macht des Nordens war, sicher gestellt. Erst der Tag von Fehrbellin, 18. Juni 1675, rettete gegen Schweden, was der westphälische Friede 1648 dem Churfürstenthum Brandenburg als Entschädigungen an Länderzuwachs gegeben hatte, den größten Theil von Hinterpommern, die Bisthümer Halberstadt, Minden, Camin, das Erzstift Magdeburg (seit 1680) und die Grafschaft Hohenstein. Nach frühern Verträgen hatte ganz Pommern an Brandenburg fallen sollen. Zugleich mit der Gründung seines Staats ward dem großen Churfürsten die natürliche Bestimmung desselben klar, Norddeutschlands und der Niederlande Schutzwehr gegen Frankreich zu seyn. Treu an Oesterreich angeschlossen, aber von den übrigen Fürsten schlecht unterstützt, widerstand er Ludwigs XIV. stolzen Anmaßungen, und vergab nichts der Würde deutscher Nation. Dennoch entzog ihm Oesterreich die schlesischen Fürstenthümer, welche nach des Herzogs von Liegnitz Tode 1675 an Brandenburg wegen Erbverbrüderung fallen sollten. Er erhielt nur den schwibusischen Kreis, den jedoch sein Nachfolger an Oesterreich zurückgab. Friedrich Wilhelms Politik war edel und großartig, aufgeklärt und redlich. Er regierte mit königlichem Ansehn. Sein Sohn Friedrich III. als König Friedrich I., setzte sich zu Königsberg die Königskrone aufs Haupt, den 18. Januar 1701.

Er regierte in dem Geiste seines Vaters, ohne den Geist desselben zu besitzen. Sein Heer stritt tapfer für Oesterreich und Deutschland gegen Türken und Franzosen. Im Innern gediehen die Anlagen seines Vaters: Ackerbau, Gewerbe, Handel, Wissenschaft und Kunst, unter dem Schutze des Gesetzes und der Toleranz. Auf der von ihm gestifteten Universität Halle (1694) fand die Freiheit im Lehren, Denken und Schreiben einen Schutzort, und die Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin gründete, nebst der Kunstakademie, in dem verschönerten Berlin den Sitz des norddeutschen Kunstsinns und einer auf das Leben selbst einwirkenden Literatur. Sey es auch, daß Beweggründe der Eitelkeit und des Prunkes den König leiteten; seine neue Würde blieb kein leerer Schall, keine unnütze Staatsausgabe. Ein Staat, der solche Strommündungen, eine solche Küstenlänge, und die Feste Magdeburg besaß, der solche Verdienste um das deutsche Gemeinwesen sich erworben hatte, durfte auf Selbstständigkeit im europäischen Fürstenrathe Anspruch machen. Da Kaiser Leopold I. einwilligte, von einem Jesuiten zu diesem politischen Fehler, der aber freilich seit dem westphälischen Frieden unvermeidlich geworden war, überredet, so konnte Oesterreich von diesem Augenblicke an nicht ohne, sondern nur mit Preußen sein Uebergewicht in Deutschland, mithin auch in Europa, behaupten. Es währte aber über hundert Jahre, ehe das wiener Cabinet von dieser politischen Wahrheit, die dem berliner bis zum basler Frieden mehr einleuchtete, sich überzeugen konnte. Dadurch trieb Oesterreich den König von Preußen endlich zur engern Verbindung mit Rußland hin. Auch Friedrich I. vergrößerte sein Gebiet durch Elbing, das Polen einzulösen nicht im Stande war, durch Neufchatel und Vallangin, dessen Stände ihn als rechtmäßigen Erbfolger freiwillig anerkannten, durch Mörs, das ihm aus der oranischen Erbschaft zufiel, und durch Tecklenburg, das er erkaufte. Vergrößerung war das natürliche Bedürfniß der jungen, von mächtigern Nachbarn eingeschlossenen und in alle Staatshändel des Westens und Ostens von Europa verwickelten Monarchie, aber sie folgte demselben bis zur Theilung Polens mit Mäßigung. So erhielt im nordischen Kriege König Friedr. Wilhelm I., ein Monarch, welcher ohne Vorurtheil recht wußte und nie vergaß, was er wollte, durch Carls XII. Starrsinn endlich selbst genöthigt, in den Bund gegen Schweden zu treten, (1720) Stettin nebst Vorpommern bis an die Peene, bezahlte aber für diesen Erwerb der früher ihm von Schweden entrissenen Odermündungen 2 Millionen Thaler. Mit richtiger Einsicht in das Wesen des Staats schuf er in einem weisen und sparsamen Haushalt die Grundlage der preußischen Macht. Er errichtete unter einem allgemeinen Directorium die Domainenkammern, und setzte Einnahme wie Ausgabe auf bestimmte Etats, wo die Ueberschüsse den Staatsschatz bilden sollten. Aber der Grundsatz, ein zahlreicheres Heer zu halten, als die Bevölkerung zuließ, führte zu dem System der fremden Werbungen, und trennte den Kriegerstand vom Bürgerthum. Auch fing schon unter ihm ein dem Gesetz der Einheit so nahe als möglich gebrachter Mechanismus an, für das Wesen der Staatsverwaltung angesehen zu werden, dessen Formengewalt in der Folge die moralische Kraft lähmen mußte. Nur der König und seine Minister beseelten die willen- und gemüthlose Staatsmaschine. Dies brachte zuletzt weniger Gutes als Böses hervor. Der König verwandelte im Jahr 1713 in seinen sämmtlichen Staaten das Lehn in Erbe, und jedes Ritterpferd in einen jährlichen Canon; aber aus Eifer für Justiz und Polizei griff er oft selbst die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt an, und gab

das Beispiel einer willkürlichen Cabinets-Criminaljustiz. Doch regte sich im Allgemeinen ein frisches kräftiges Leben, da der gesunde Menschenverstand meistens obsiegte. So vorbereitet und ausgerüstet ward die preußische Monarchie ein treffliches Werkzeug für die Größe Friedrichs II. Sein Genius vervielfältigte die physische, und vergeistigte die moralische Kraft des Staats, der durch ihn, durch seine Persönlichkeit, in die Reihe der ersten Mächte eintrat und der Ring wurde, welcher die Kette des westlichen und des östlichen Staatensystems von Europa verband. Die Ansprüche auf einige Theile Schlesiens gaben ihm, da Maria Theresia seinen Beistand durch Nachgiebigkeit nicht erkaufen mochte, den Vorwand zur Eroberung Schlesiens. Der Besitz der Oder und der Sudeten schien ihm nothwendig, seine politische Stellung zu sichern; er war zu mächtig, um sich andern Mächten unterzuordnen, und zu schwach, um sich gegen einzelne von ihnen kraftvoll zu behaupten. Halb Europa hatte sich gegen Oesterreich verbunden. Er wollte für Oesterreich kämpfen, aber nicht umsonst, wie seine Vorfahren; auch galt es nicht Deutschland. Die Rüstung für war jedoch zugleich gegen Oestreich, eben darum zweideutig; allein er konnte und wollte in keinem Falle unthätig bleiben, wo die Folge des Krieges eine neue Bildung der Machtverhältnisse mehrerer deutschen und europäischen Staaten seyn mußte. Dadurch unterschied er sich wesentlich von einem Eroberer. Er wollte nicht mehr, als sein bestimmter Zweck, die Befestigung seiner Monarchie, erfoderte. Vom breslauer Frieden (1742) an war sein Kriegssystem Vertheidigung. Er befolgte dasselbe auf eine Art, die das Nachtheilige davon aufhob, d. h. er kam seinen Feinden zuvor. Darum nahm er im dresdner und im hubertsburger Frieden nichts von Sachsen, das er zwei Mal erobert hatte. Aber der Eintritt einer neuen Macht in das Staatensystem von Europa, welche selbstständig die Frage des Gleichgewichts entscheiden konnte, mußte jede alte Macht, Frankreich am tiefsten, Großbritannien hingegen am wenigsten verwunden. Mit Bitterkeit nannte Fleury Friedrich II. den Schiedsrichter von Europa. Oesterreich fühlte sich gedemüthigt, und setzte in Schlesiens Wiedererlangung den Ehrenpunkt seiner Politik. So entstand das unnatürliche Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich im Jahre 1756, wodurch Deutschland der Kampfplatz aller See- und Landmächte wurde, indem England, Hannovers wegen, einen Theil von Norddeutschland gegen Frankreich bewaffnete. Der siebenjährige Krieg änderte nichts in den früheren Staatenverhältnissen des festen Landes; allein er bewies, daß Preußen im Besitze von Sachsen, unter übrigens gleichen Umständen, unüberwindlich sey. Friedrich II. war jetzt, was er seyn wollte. Ostfriesland war 1743 vermöge Anwartschaft von ihm in Besitz genommen worden. Seine ganze Sorgfalt und Thätigkeit wandte sich seit 1763 auf das Innere, während er nach außen hin mit Recht Heil für das Ganze, wie für Preußen, nur in der Erhaltung der deutschen Reichsverfassung sah; daher sein aus edler, uneigennütziger Staatskunst unternommener, seinen Bundesgenossen allein unmittelbar Vortheil bringender Schutzkrieg für Bayern im Jahr 1778, und sein deutscher Fürstenbund im Jahr 1785. Im Innern aber machte die Unterhaltung eines unverhältnißmäßig großen Soldheeres die Vermehrung der Staatseinkünfte zum Ziel aller Staatswirthschaft, woraus die Maxime entstand, die Staatsverwaltung möglichst maschinenmäßig einzurichten. Je mehr nun der Gang dieser Maschine durch die Unterbrechung des Ländergebiets gestört wurde, desto wichtiger erschien das Abrundungssystem, dem zuletzt jede andre Rücksicht weichen mußte. Zu-

gleich wurden Quadratmeilen und Volkszahl in der ganzen europäischen Cabinetspolitik der Maßstab des Glücks und der Macht. Eine Folge von dieser doppelten Ansicht war die Theilung Polens im Jahr 1772. Auf Friedrichs Ruhm lastet wenigstens nicht die erste Schuld dieses Entwurfs. Auch war der größte Theil von dem, was er nahm, weil die andern nahmen, ein ursprünglicher Bestandtheil von Preußen. Das preußische Cabinet mußte Polen der Verbindung mit Rußland aufopfern, was in unserer Zeit im umgekehrten Sinne wieder der Fall war, weil Preußen ohne Verbündete Oesterreich gegenüber stand. Jene Allianz Preußens mit Rußland im Jahr 1764 hat in der Idee fortgewirkt bis zu dem Vertrage von Kalisch. Nur eine frühe, innige Verbindung Oesterreichs mit Preußen hätte Polen im diplomatischen Sinne retten können. — So ward die Monarchie unter Friedrich an Umfang und Volkszahl beinahe verdoppelt. Allein so erhaben seine Selbstregierung (fast ein halbes Jahrhundert das Muster königlicher Pflichterfüllung) war, so wenig war sie rein deutsch und national. Er gehörte seinem Volke nur als Herrscher an, nicht als Mensch. Sein Gemüth erkältete französischer Witz; er verstand nicht das deutsche Volksthum. Heer und Schatz waren ihm das Wesen der Staatskraft, nicht die Nation; daher galt das Tabellengebäude der Finanzkunst für das Höchste der Staatspraxis, und der Stand des Soldkriegers erhob sich abgesondert über den Bürger. Doch wurden, da Friedrichs Geist und sein Ruhm die ersten Köpfe der Nation mächtig aufregte, Gesetzgebung, Justiz, Landesökonomie, Gewerbfleiß und geistige Cultur wirksam befördert. Freiheit der Sprache und der Presse herrschte fast wie in der freiesten Republik, wodurch die Nation an intellectueller Reife höher stieg, als Friedrich selbst sich vorstellte. Dies alles konnte aber der Staatsmaschine keinen lebendigen Organismus geben. Nach Friedrichs Tode erschien der Staat als ein kunstvolles Uhrwerk, das seiner Spannfeder beraubt war, und Mirabeau, der geistvolle Berichterstatter über die Monarchie Friedrichs des Großen, fällte jetzt von ihr in seiner Histoire secrète das allgemeine Urtheil: pourriture avant maturité. Zwar behauptete Preußen seine Stellung als Schiedsrichter bei den holländischen Unruhen im Jahr 1787, und als Vermittler des Friedens mit der Pforte zu Reichenbach im J. 1790. Allein es that hier zu wenig, indem es gegen Rußland nichts durchzusetzen wagte, und zu viel, indem es Oesterreich Bedingungen vorschrieb. Die pillnitzer Convention näherte zwar die Höfe von Wien und Berlin einander wieder. Allein zwei Feldzüge gegen Frankreich erschöpften den preußischen Staat; und statt des Schatzes waren, bei Friedrich Wilhelms II. verschwenderischem Haushalt, im Jahr 1794 schon Schulden da. Mit dieser schlaffen Halbheit, die kein Ziel bestimmt sah und keins erreichte, die Alles berechnete, und nichts zu rechter Zeit wagte, die nur Quadratmeilen im Auge hatte, und Deutschlands Freiheit, die eigene Würde und Sicherheit darüber aus dem Auge verlor, mit dieser schlaffen, engherzigen und kurzsichtigen, eben so ruhmlosen als unheilbringenden Politik handelte Preußen um den Preis seiner politischen Unthätigkeit, vom baseler Frieden (5ten April 1795) bis zur Kriegserklärung gegen Frankreich (9ten October 1806). So verunglückte die seit 1796 gefaßte Idee, Preußen im Norden zum Mittelpunkte einer großen Föderation zu machen; denn das preußische Cabinet hatte das Vertrauen seiner Nachbarn verscherzt, durch die neue Theilung Polens, durch die Besitznahme des Gebiets von Nürnberg und durch den geheimen Abtretungs- und Entschädigungsvertrag mit Frankreich (5ten

August 1796). Wenn die beabsichtigte Trennung des nördlichen Deutschlands von dem südlichen Preußen zum Vorwurfe gereicht, so darf man doch nicht vergessen, daß Oesterreich selbst, welches die reichenbacher Convention vom Jahr 1790 nicht vergessen konnte, durch seine Politik das preußische Cabinet stutzig gemacht und von sich entfernt hatte. Das letztere wollte nicht mehr, wie vor hundert Jahren, seine Kräfte bloß für Andre hingeben. Aber auch Herzbergs (er starb 1795) weiserer Rath aus Friedrichs II. Schule wurde seit 1791 vom Könige nicht mehr gehört. Friedrich Wilhelm II. schloß zwar 1790 eine Allianz mit Polen, und gab der neuen Constitution, welche hier sich bildete, seinen Beifall; aber durch die Aussicht eines Kriegs mit Rußland erschreckt, wegen Danzig und Thorn von Polen nicht befriedigt, verließ er die Republik, zog gegen ihren vorgeblichen Jacobinismus zu Felde, und besetzte Danzig. So wurde Preußen der unmittelbare Nachbar hier von Frankreich, dort von Rußland mit offnen Gränzländern gegen beide, und bei einer großen Handelsschifffahrt ohne Seemacht, zugleich jedem Angriff zur See ausgesetzt, unschlüssig, an welche der beiden Hauptmächte es sich anschließen sollte. Da machte es endlich den Versuch, unerschütterlich auf Neutralität zu bestehen, und zerstörte dadurch selbst die Meinung von seiner kriegerischen Haltung. Zwar wuchs der Staat an Größe; auch erhielt er eine musterhafte Gesetzgebung durch die Einführung des allgemeinen Landrechts; es vermehrte sich sein Wohlstand, und die Verwaltung ward verbessert, indem man das strenge merkantilisch-fiscalische System milderte, und einige Monopole aufhob; allein die steigenden Staatsbedürfnisse machten neue Abgaben nöthig, und Preußen stand in Europa beargwohnt, gehaßt und allein. Das Gute, was Friedrich Wilhelm III. seit 1797 dem Staate erwies, seine strenge Sparsamkeit, seine häuslichen Tugenden, seine liberalern Ansichten, seine große Rechtlichkeit und sein deutsches Herz konnten die Wunden des Staats, welche des Vaters gemißbrauchte Schwäche ihm zugezogen hatte, nicht ganz heilen. Er fand beim Antritt seiner Regierung 28 Millionen Thaler Schulden. Diese Zerrüttung der Finanzen, welche im Februar 1806 die Einführung eines Papiergeldes, der Tresorscheine, rathsam machte, bewog den König, jeden Antrag zur Mitwirkung gegen Frankreich zu verwerfen, dadurch ward aber die Stellung zwischen Rußland und Großbritannien sehr ungewiß, und Preußen konnte nichts für Deutschland thun, als annehmen, was Frankreich in Uebereinstimmung mit Rußland, durch den Entschädigungsreceß vom J. 1802 in Deutschland ihm überließ. Sein Neutralitätssystem wurde zuerst durch Frankreichs Besitznahme Hannovers im J. 1803 erschüttert; als hierauf im J. 1805 eine dritte Coalition gegen Frankreichs Anmaßungen sich bildete, schwankte die preußische Politik mehr als je. Eine Kriegs- und eine Friedenspartei theilten das Cabinet, während ein großer Theil des Heers Krieg wollte. Es fehlte an einem starken Willen, der alles zusammenhielt, das Veraltete umbildete, und die Masse rasch bewegte. Doch bewirkte Alexanders von Rußland persönliche Anwesenheit in Berlin die Convention zu Potsdam, den 3ten Nov. 1805; beide Monarchen schlossen einen Freundschaftsbund, der eine der seltensten und erfreulichsten Erscheinungen in der Geschichte ist. Das preußische Heer rückte bis an die fränkische Gränze. Aber das preußische Cabinet neigte sich ängstlich zum Frieden hin, und schloß nach der Schlacht von Austerlitz, durch Oesterreichs Waffenstillstand hierzu berechtigt, Verträge mit Frankreich, die jedoch von der Art waren, daß es von der Politik des Cabinets von St. Cloud umstrickt, in ein ge-

spanntes Verhältniß mit allen übrigen Mächten trat, und nachdem es Cleve, Anspach und Neufchatel an Frankreich überlassen, wider seinen Willen genöthiget ward, Hannover als sein Eigenthum den 1sten April 1806 in Besitz zu nehmen. So zog es sich den verdienten Vorwurf des brittischen Ministers Fox zu, als ob es die auf den Fall seines Beitritts zur Coalition ihm angebotenen Vortheile gegen Frankreich geltend gemacht hätte, um von diesem Bewilligungen auf Kosten der Coalition zu erlangen. England erklärte nun an Preußen den Krieg, Schweden reizte es mit herausforderndem Trotze, in Petersburg allein wußte der Herzog von Braunschweig die freundschaftlichen Verhältnisse durch vertraute Mittheilungen zu sichern. Preußen wollte keinen Krieg mit England und Schweden; aber Napoleon triumphirte, es in einen doppelten verwickelt, und wie er glaubte, von Rußland getrennt zu haben. Nun schloß er den Rheinbund, und Preußen, das auch um Hannover von Frankreich sich betrogen glaubte, griff zum Schwert. Das nordische Bundessystem war aber noch nicht gebildet; das Zutrauen fehlte, und die Heerführer handelten bei großem Selbstvertrauen der meisten weder einmüthig, noch entschlossen. Der Nationalwille schien nur in den Marken für den Krieg sich auszusprechen. Jetzt wurden überall die alten Gebrechen des Staatsräderwerks und die Mißgriffe einer schwankenden und rechnenden Abrundungspolitik sichtbar. Der Tag von Jena (14ten October), und der Fall von Magdeburg (8ten November 1806) zerbrachen die morschen Bänder der Monarchie Friedrichs II.; ein großes Unglück kam über das Heer, das Volk und den König. Der Schmerz kostete einer angebeteten Königin, die eine Zierde der Thronen und der Menschheit war, das Leben den 19ten Juli 1810; aber sie und ihr königlicher Gemahl hatten den alten preußischen Geist und den deutschen Charakter auch im Unglück bewährt. Im Drucke selbst verjüngte sich die moralische Kraft der Nation; und Hardenberg ordnete mit scharfem Blick in die Zukunft den im Frieden von Tilsit (9ten Juli 1807) um die Hälfte verkleinerten, und nach dem Frieden bis zum 3ten December 1808 von Frankreich mit mehr als 150,000 Mann besetzt gehaltenen, gänzlich ausgesogenen Staat. Aber unter welchen Umständen! Eine Contribution von 120 Millionen Franken mußte nachbezahlt, und die zurückgelassene französische Besatzung in den preußischen Festungen, Stettin, Cüstrin und Glogau, unterhalten werden; dazu kam die Handelssperre des Continentalsystems. Kühner noch arbeitete der Minister Freiherr von Stein an der Erhebung zu einer bessern Zukunft. Er mußte Deutschland verlassen; aber im Stillen reifte das Werk der Wiederherstellung. Den 6ten Juni 1810 ward der Baron von Hardenberg als Staatskanzler an die Spitze der Verwaltung gestellt. Er führte nach liberalen Ideen ein neues Staatsgebäude auf, wo der Grundsatz: daß alle Classen der Staatsbürger, nach Maßgabe ihrer Kräfte, zur Rettung des Ganzen beitragen müßten, durchgreifende Gesetze und die Vernichtung vieler Privilegien zur Folge hatte. Es gab lauten Widerspruch; aber der Geist der Nation erstarkte, und Napoleons fortdauernde planmäßige Bedrückung des preussischen Staats erhöhte nur die Spannkraft zum Widerstande. Napoleon hatte nämlich seit dem J. 1811 eine solche militärische Stellung in dem Innern Preußens genommen, daß er als Herr der Monarchie sich betrachten konnte. Seine Heere durchschnitten das Land in eilf Militärstraßen; die Festungen wurden nicht geräumt, obgleich Preußen seine darauf abzweckenden Verbindlichkeiten erfüllt hatte. Danzig, Magdeburg und Stralsund waren in französischer Gewalt, Preußen mit

von einer stärkern französischen Kriegsmacht besetzt, als es selbst halten durfte, nämlich 42,000 Mann. Dazu kamen Mißhandlungen und Erpressungen der französischen Militärbehörden. Preussens Verluste und Aufopferungen betrugen von 1806 bis 1812 ungeheuere Summen, namentlich an Kriegscontributionen 220 Millionen Francs, für die Festungen 40 Millionen, an Kosten und Beschädigungen der Einwohner 346,800,000, an Staatseinkünften 50 Millionen, an Lieferungsvorschüssen im J. 1812 94,628,574 Verlust der Bank, der See- und Holzhandelscompagnien, der Stiftungen ꝛc. 75 Millionen, zus. 834,428,574 Fr., wobei der Durchzug der Franzosen und der Schaden an Vorspann, Vieh ꝛc. im J. 1812 nicht eingerechnet ist. Vergebens that Friedrich Wilhelm III. Alles, um den Haß des französischen Kaisers zu versöhnen. Was der Kaiser mit Gewalt zu thun drohte, suchte der König endlich durch eine Allianz, Paris den 24. Febr. 1812, in mildere Formen zu bringen. Nun zog das französische Heer durch Preußen gegen Rußland, und 20,000 Preußen schlossen sich als Hülfsheer an. Der harte Vertrag wurde preußischer Seits erfüllt; allein Napoleon setzte seinen Foderungen keine Gränzen, und dachte an keine Gegenleistung. Da kam die Zeit der Befreiung, wo der Wille der Nation, so erschöpft sie auch war, zur That wurde. Yorks Capitulation zu Poscherau, den 30. December 1812, war das Resultat der allgemeinen Nationalstimmung; aber noch mußte der König schweigen. Endlich rief er den 9ten Februar 1813 die Nation zu freiwilligem Kriegsdienst auf. Als nun Napoleon auf keine seiner Vorstellungen in Paris achten, keine Verbindlichkeit erfüllen wollte, sondern im Tone der Oberhoheit den Alliirten als Vasallen zu behandeln fortfuhr, da schloß der König, welcher schon längst seine Hauptstadt nicht mehr bewohnen konnte, und Spandau wie Pillau französischen Truppen hatte einräumen müssen, den Bund mit Rußland zu Breslau, den 1. März 1813, rief sein Volk auf zu dem heiligen Kriege für Ehre, Freiheit und Vaterland (den 17. März), und erklärte in Paris den 27. März an Napoleon den Krieg. Dieser kühne Schritt entschied Deutschlands Befreiung von Frankreichs militärischer Unterjochung. Die preußische Nation war auf solchen Zeitpunkt vorbereitet. Ueber 100,000 Mann waren im Gebrauche der Waffen geübt worden, und Scharnhorsts Idee einer Landwehr konnte schnell ausgeführt werden. Was die Nation und das Heer, was der König und die Prinzen, was die Männer und Frauen, die Jünglinge und Jungfrauen im frommen deutschen Sinne mit begeistertem Heldenmuthe gethan, gelitten und gewirkt haben, das hat die Geschichte der Unsterblichkeit geweiht. Preußens und Norddeutschlands Erhebung war, mit Ausnahme Sachsens und der jenseit der Elbe gelegenen Länder, gleichzeitig. Ein namenloses Gefühl durchdrang die deutschen Völker; aber die Cabinette folgten zögernd. Der Kampf um die Freiheit war hart und schwer. Preußens Völker, Heer, Freiwillige, Landwehr und Landsturm, bestanden ihn mit einer religiösen und sittlichen Tapferkeit, wie sie Deutschland nie gesehen hatte. Jetzt trat auch Oesterreich zu dem Bunde; und bei Culm ward Habsburgs Genius mit dem Hause Hohenzollern ausgesöhnt. Nun führte eine, in der Geschichte einzige Eintracht die Monarchen von dem Siege bei Leipzig bis in die Hauptstadt des Feindes. Aber zu großmüthig vergaß man hier gegen Preussens Rath, die Hauptfragen zu entscheiden; und auf dem Congresse zu Wien fand die französische Diplomatik Zeit, Schwierigkeiten und Zwietracht auszustreuen. So konnte Preußen, wollte es anders nicht zu den Waffen greifen, nur durch das gehässige Recht der Eroberung,

die alte Größe, deren Ersatz ihm zugesichert war, wiedererlangen. Der Vertrag von Kalisch mit seinen geheimen Stipulationen über Polens künftiges Schicksal, dem Oesterreich beigetreten war, hatte Preußens Entschädigung auf Sachsen angewiesen, und da diesen Ansprüchen hauptsächlich von Frankreich entgegengewirkt wurde, die höchst unnatürliche Zerstückelung jenes Landes, über das Europa wie über ein erobertes verfügte, herbeigeführt. Um für den durch das halbe Sachsen nicht gedeckten Verlust von Polen Ersatz zu erhalten, mußte Preußen in dem Großherzogthum Niederrhein einen mit dem Hauptstaate nicht verbundenen Nebenstaat, und damit eine für sich selbst und für seine Nachbarn zwangvolle Stellung annehmen, in welcher Preußen schwerlich sich unverrückt wird erhalten können. Nach dem pariser Frieden arbeitete es mit glücklichem Erfolge an der Wiederherstellung seines durch Papiergeld und Schulden zerrütteten Finanzwesens. Kein Staat hat so schnell Ordnung in dasselbe gebracht, ohne seine Verbindlichkeiten zu verletzen, als Preußen. Doch noch ein Mal sollte um die neue Ordnung der Dinge gekämpft werden. Napoleon, der sich wieder auf den Kaiserthron geschwungen, warf sich mit der Vollzahl seines erbitterten Heeres auf das schwächere preußische. Schon glaubte er am 16. Juni 1815 es geschlagen zu haben; allein Blücher zog sich in eine Stellung, aus der er am 18. in die Flanke des Feindes fiel, als dieser mit Wellington um den Sieg kämpfte. Der Sieg bei Belle Alliance richtete den Thron des Bourbons, nachdem Blücher den 4. Juli Paris mit Capitulation genommen, ein zweites Mal wieder auf; doch, wenn dies anders ein Verdienst ist so kann es nicht dem preußischen Cabinette zugerechnet werden, weil dieses der französischen Nation die eigne Wahl ihrer Herrscherfamilie und ihrer innern Einrichtung, den Erklärungen der Alliirten gemäß, gern überlassen hätte. Es foderte dagegen eine feste Sicherheit der deutschen Gränze, Festungen, die es erobert hatte, und die Zurückgabe deutscher Provinzen, welche Frankreichs Könige an sich gerissen. Ludwig XVIII. war aber nach der Erklärung vom 13. März der Alliirte der kriegführenden Mächte, unter welchen zwei Frankreichs Integrität vom Jahr 1790 durchsetzten. So konnte also auch hier Preußen, das zum zweiten Male Deutschlands Retter geworden war, nicht durchdringen. — Die preußische Monarchie, welche, als Friedrich II. 1740 die Regierung antrat, auf 2190 Quadratmeilen 3 Millionen Einwohner enthielt, und ein Heer von 76,000 Mann besaß, umfaßte vor dem tilsiter Frieden ohne Hannover, einen Flächenraum von 5570 Quadratmeilen mit 9,743,000 Einwohnern in 1045 Städten und 40,102 Flecken und Dörfern. Die Staatseinkünfte wurden auf mehr als 38 Millionen Thaler berechnet, und die Armee soll im Jahr 1804 aus 265,000 Mann bestanden haben, worunter 40,000 Mann Cavallerie. Durch den tilsiter Frieden verlor der Staat alle Länder jenseit der Elbe, Cotbus und mit Ausnahme eines Theils von Westpreußen, alle von Polen abgerissenen Provinzen, zusammen 2693 Quadratmeilen mit 4,805,000 Einwohnern. Er behielt also nach Sotzmann: 2877 Quadratmeilen mit 4,983,000 Einwohnern in 431 Städten, 81 Marktflecken, 20,687 Dörfern und 6600 Vorwerken; nach Andern wurde die Volksmenge der preußischen Monarchie im Jahr 1812 auf 5,205,000 Menschen geschätzt. Jetzt ist die Monarchie in ihrem Umfange, den sie im J. 1805 hatte, durch die Beschlüsse des wiener Congresses nicht nur wieder hergestellt worden, sondern hat auch in ihrer Stellung einige Vortheile erlangt. Indeß ist die Richtung, welche sie jetzt nach ihrer geographischen Lage nehmen muß, rein mili-

tärisch gebieben. Sie besteht gegenwärtig nach der königlichen Verordnung, Wien den 3osten April 1815, aus zehn Provinzen, die in fünf Militärabtheilungen und 25 Regierungsbezirke getheilt werden. Die erste Militärabtheilung: Preußen, das eigentliche Königreich Preußen, begreift 1. die Provinz Preußen oder Ostpreußen mit der ostpreußischen Regierung zu Königsberg, und der litthauischen zu Gumbinnen (701 Quadratmeilen mit 831,000 Einwohnern); 2. die Provinz Westpreußen mit der westpreußischen Regierung zu Danzig und der zu Marienwerder. Westpreußen nebst dem Netzdistrict enthielt bisher 343 Quadratmeilen und 367,000 Einwohner, nun aber durch die zurückeroberten Landstriche ungefähr 540 Quadratmeilen mit 700,000 Einwohnern. Danzig, seit dem tilsiter Frieden eine Republik und französischer Waffenplatz, ward schon im J. 1814 nebst seinem Gebiete von 14 Quadratmeilen mit 42,000 Einwohnern ohne die Stadt, welche eben so viel Einwohner enthält, mit der preußischen Monarchie wieder vereinigt. Die zweite Militärabtheilung, Brandenburg und Pommern begreift: 1. die Provinz, ehemalige Mark, Brandenburg mit den Regierungen zu Berlin, Potsdam und Frankfurt, und enthält mit Einschluß des auf dem rechten Elbufer liegenden Herzogthums Magdeburg, nebst dem zurückeroberten cotbuser Kreise (17 Quadratmeilen mit 34,671 Einwohnern) zusammen 643 Quadratmeilen mit 1 009,000 Einwohnern; 2. die Provinz Pommern (s. d. Art.). Die dritte Militärabtheilung, Schlesien und Posen, begreift 1. die Provinz (Herzogthum) Schlesien nebst Glaz mit den Regierungen zu Breslau, Reichenbach, Liegnitz und Oppeln (668 Quadratmeilen und 1,900,000 Einwohner). Dazu ist wieder das durch den elbinger Gränztractat vom 10ten November 1807 davon abgerissene Neuschlesien (42 Quadratmeilen mit 54,000 Einwohnern) gekommen; 2. die Provinz oder das Großherzogthum Posen (s. d. Art.). Die vierte Militärabtheilung begreift die Provinz Sachsen, mit den Regierungen zu Merseburg, Magdeburg und Erfurt. Diese Provinz besteht also aus dem Herzogthum Sachsen, nach dem Tractat vom 18ten Mai 1815, 385 Quadratmeilen mit 875,578 Einwohnern, in welcher Angabe jedoch Barby, Gommern, Mansfeld und Cotbus (zusammen 29 Quadratmeilen mit 65,000 Einwohnern) mitgerechnet sind; Preußen hat also den Besitz und die Titel von der Lausitz, Thüringen und Henneberg. In Ansehung der Lausitz aber hat Oesterreich seiner böhmischen Oberlehnsherrschaft zu Gunsten Preußens entsagt. — Ferner aus dem ehemaligen Herzogthum Magdeburg auf dem linken Elbufer, Mansfeld nebst Halle, dem Fürstenthume Halberstadt, der Grafschaft Hohenstein, dem Eichsfeld mit Treffurt, Erfurt mit Untergleichen, Nordhausen, Mühlhausen und Quedlinburg nebst einigen von Hannover abgetretenen Landstrichen, z. B. Elbingerode, zusammen ungefähr 140 Quadratmeilen mit 450,000 Einwohnern. Die Gränzen in Thüringen gegen Weimar wurden durch den Staatsvertrag vom 22sten September 1815 berichtigt. — Die fünfte Militärabtheilung, Niederrhein und Westphalen, begreift: 1. die Provinz Westphalen mit den Regierungen zu Münster, Minden und Hamm; 2. die Provinz Cleve und Berg mit den Regierungen zu Düsseldorf und Cleve; 3. die Provinz, oder das Großherzogthum Niederrhein, mit den Regierungen zu Cöln und zu Coblenz. Ueberdies hat Preußen erhalten: einen Theil von Fulda, Wetzlar, Stadt und Gebiet, die Grafschaft Dortmund, das Fürstenthum Corvey, die alten Besitzungen des Hauses Nassau-Diez, das Herzogthum

Westphalen und mehrere mediatisirte Länder. Man muß daher unterscheiden die alten, schon im J. 1805 zu Preußen gehörigen Provinzen, von denen aber Ostfriesland, Hildesheim, Goslar und ein Theil von Münster und von Lingen, ungefähr 115 Quadratmeilen mit 230,000 Einwohnern, an Hannover abgetreten werden sind, so daß die an Preußen zurückgefallenen Länder in Westphalen und am Rhein, z. B. Münster, Paderborn, Minden, Ravensberg, Mark, Teklenburg ꝛc. ungefähr 255 Quadratmeilen mit 660,000 Einwohnern betragen; und die neuen aus der Entschädigungsmasse ihm jetzt erst zugetheilten, oder durch Tausch erhaltenen Länder, wie das ehemalige Herzogthum Berg (54 Quadratmeilen mit 294,000 Einwohnern) und das neue Großherzogthum Niederrhein (S. d. Art.). Letzteres liegt zwischen der Mosel, der Maas und am Niederrhein; es begreift das bisherige Wälderdepartement, vier Fünftheile vom Sambre- und Maasdepartement, drei Viertheile vom Maasdepartement, einen Theil des Ourthedepartements, das Roerdepartement, das Rhein- und Mosel-, endlich das Saardepartement; zusammen ungefähr 440 Quadratmeilen mit 1,350,000 Einwohnern. Zu diesem Großherzogthum ist durch den letzten pariser Vertrag im October 1815 noch Saarbrücken, nebst dem ganzen Theil vom Departement de la Sarre gekommen, der nach dem pariser Frieden vom 30sten Mai 1814 bei Frankreich blieb. Dagegen hat Preußen auch vom Großherzogthum Niederrhein abgetreten den Kanton Meissenheim und einige andere Ortschaften an Hessen-Homburg, Birkenfeld an Oldenburg, und Theile von den Kantonen Grumbach, Baumholder, St. Wendel, Kusel, Tholey und Ottweiler an Sachsen-Coburg. Seinen Antheil an Fulda überließ Preußen an Kurhessen, dieses trat dagegen die Niedere Grafschaft Katzenellenbogen ab, welche Preußen an das Haus Nassau cedirte, und dagegen die Aemter Atzbach, Burbach und Neukirchen und die Reste des Fürstenthums Siegen erhielt. Endlich kehrte auch in den alten preußischen Länderverein zurück das Fürstenthum Neufchatel, in der deutschen Schweiz Welsch-Neuburg genannt, nebst Vallengin (17 Quadratmeilen mit 47,500 Einwohnern.) Marschall Berthier besaß es seit 1806 als französisches Reichslehn. Nach dem pariser Frieden entsagte er, und das durch den 3ten Art. dieses Friedens, auf der Gränze gegen Frankreich vergrößerte Fürstenthum huldigte den 2ten Juli 1814 dem König von Preußen, welcher ihm eine Charte constitutioneile, London den 18ten Juni 1814, gegeben, und ihm die Rechte eines für sich bestehenden, von dem preußischen Staatsinteresse ganz getrennten Staats, erneuert hatte. Das Fürstenthum selbst ist ein Theil der Schweiz, und den 12ten September 1814 als ein besonderer Kanton in die Eidgenossenschaft aufgenommen worden. Nach Demians statistischer Darstellung der preußischen Monarchie im Jahr 1817 beträgt ihr gegenwärtiger Flächenraum 4980 Quadratmeilen mit 9,822,000 Einwohnern ohne das stehende Heer. Da diese Angaben im J. 1804 auf 5489 Quadratm. und 10,023,900 Einwohner standen, so ist der Staat, wenigstens in dieser Beziehung, nicht mit voller Entschädigung, aus seinen Unglücksfällen hervorgegangen. Die neuen Provinzen Posen, Sachsen und Niederrhein sollen Ersatz seyn für die nicht zurückerhaltenen Provinzen Anspach (55 Quadratm. mit 245,000 Einwohnern), Bayreuth (72 Quadratm. mit 223,000 Einwohnern), Neu-Ostpreußen (778 Quadratm. mit 877,000 Einwohnern), einen Theil von Südpreußen, der etwa 240 Quadratm. mit ungefähr 430,000 Einwohnern beträgt, und für die an Hannover abgetretenen Ländertheile, die auf 115 Quadratm. mit 230,000 Ein-

wohnern geschätzt werden können. Zu den mediatisirten enclavirten Ländern gehören unter andern Chimborn und Neustadt, Westerburg und Schadeck, das wittgensteinische Homburg, Reichenstein, Lendsowen, Rohda, Rheda und Hohenlimburg, Rittberg, Neuwied und Wiedrunkel, Horstmar, dem Rheingrafen von Salm gehörig, die rheingräflichen Herrschaften Ahausen, Bochholz, die Herrschaft Zehmen, Bentheim, Schauen, Looz, Croy, Wittgenstein und Berleburg. Nach dem königlich preußischen Gesetz vom 21sten Juni 1815 behalten die an Preußen abgetretenen mediatisirten Fürsten die Rechte des hohen Adels und der Ebenbürtigkeit. Sie sind Häupter ihrer Familien und Standesherren. Sie behalten ihre Domainen, ihre Familienverträge bleiben bestehen. Sie erhalten einen privilegirten Gerichtsstand, und sind frei von der Militärpflicht, so wie von der Personal- und Grundsteuer. Sie haben endlich niedere und obere Gerichts-, Orts-, Polizei- und Consistorialrechte, jedoch unter Aufsicht des Staats. — Die Vortheile dieser Umgestaltung Preußens bestehen in einer Abrundung gegen Westen bis an die Elbe und Saale; ferner in der Abrundung der ehemals vereinzelten westphälischen Provinzen; im Umtausche polnischer Unterthanen mit deutschen; in bessern Finanzquellen in Sachsen und in den Rheinprovinzen, als sie Polen darbot, und in einer festern Militärgränze an der Elbe. Dagegen sind folgende Nachtheile geblieben: der Verlust der Provinzen Anspach und Baireuth und des Fichtelgebirges mit den Quellen des Mains, als eins der vorzüglichsten Bollwerke gegen den Andrang westlicher und südlicher Völker an die Elbe; eine offene Gränze von Seidenberg in der Oberlausitz bis Wittichenau, wo eine Festung bei Görlitz oder Moys nöthig seyn dürfte; eine offene Gränze gegen Rußland, von woher eine russische Armee in drei Tagemärschen in Breslau seyn kann, die Prosna aber zu befestigen, mehrere Millionen kosten würde; die Vergrößerung Hannovers, besonders durch Ostfriesland; die kostbare Verpflichtung der Rheinprovinzen wegen sich gegen Frankreich in erster Linie aufzustellen. Aber eben diese Hauptgränzmacht an der rheinischen Mark gegen Frankreich bestimmt Preußen zur ersten Schutzmacht für Deutschland. Seine Schwäche würde also für Deutschlands Sicherheit nachtheilig seyn. Darum war es ein sehr natürliches Bestreben, durch den Besitz von Mainz und Luxemburg jenem Gränzzuge des Großherzogthums Niederrhein, der am linken Rheinufer von Bingen an, längs der Nahe, dann von der Glan bis zur Sarre, diesen Fluß hinab, bis er in die Mosel fällt, dann der Mosel bis zur Sure, dieser bis zur Our, der Our aber, bis zur Gränze des alten Ourthedepartements, hierauf dem Wormsflusse folgt, und am rechten Maasufer, tausend deutsche Ruthen von diesem Ufer entfernt bis zur niederländisch-holländischen Gränze hinläuft, militärische Außenwerke zu geben. — Was den innern Halt der preußischen Monarchie betrifft, so findet die Bemerkung des bekannten militärischen Schriftstellers, des Hrn. von Bülow, der schon im J. 1805 den preußischen Staat, in Hinsicht auf seine geographisch-militärische Lage mit dem Körper einer Wespe verglich, an dem der Hintertheil mit dem Vordertheile durch einen dünnen Darm zusammenhange, jetzt zwar nicht mehr Statt; denn Hildesheim, welches das preußische Westphalen mit preußischen Niedersachsen verband, wurde 1814 an Hannover abgetreten, und somit jener Darm durchschnitten; allein dagegen kann man jetzt von dem preußischen Staate sagen, er bestehe aus zwei Inseln auf dem festen Lande, indem die rhein- und westphälischen Provinzen von den alten Ländern gänzlich getrennt sind. Auch die Lage des Großherzogthums Nieder-

hein, so wie sie jetzt beschaffen ist, erscheint zerrissen. Es gehn z. B. Waaren von der preußischen Stadt Aachen nach der preußischen Stadt Eupen zwei Mal durch das belgische Gebiet, wo sie zwei Mal von belgischen Zollwächtern angehalten und durchsucht werden. Hier ist offenbar eine Gränzausgleichung dringendes Bedürfniß. In Hinsicht des Handels bietet die Lage große Vortheile dar. Eine wohl vertheidigte Küstenlänge an der Ostsee von 110 deutschen Meilen, mit mehrern Einbuchten und Stromausmündungen, das ganze Oderflußgebiet, der wichtigste Theil des Weichselaufs, der Elbstrom nebst der Saale, in wie fern er den Hansehandel mit dem sächsisch-böhmischen verknüpft, und durch sieben große Canäle mit der Oder und Weichsel zusammenhängt, der Rheinstrom, da, wo er einen Theil des französischen und des südeutschen Productenhandels mit dem niederländischen verkettet; diese großen Flüsse bilden nebst der Memel, dem Pregel, der Warte, Netze, Havel, Spree, Weser, Ems, Ruhr, Lippe und Mosel, ein Flußschifffahrtssystem, welches den Reichthum der Nachbarstaaten größtentheils in sich zieht. Um diese Wasserstraßen herum liegen mit wenig Ausnahmen fruchtbare, an allen Producten des Pflanzenreichs, den Weinstock nicht ausgenommen, reiche Landstriche. Auch der Bergbau ist bedeutend, mit Ausnahme der edeln Metalle; und Bernstein findet sich fast ausschließend nur an der Ostseeküste in Ostpreußen und Hinterpommern. Jeder Theil der Viehzucht, mit Ausnahme der Pferdezucht, die nur in Ostpreußen vortrefflich genannt werden kann, trägt ebenfalls zur Vermehrung des natürlichen Reichthums bei, und dies um so mehr, da die Landwirthschaft, was besonders Getraide und Futterbau, Schafzucht, Holz- und Forstcultur betrifft, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, und in Mögelin von Thaer nach wissenschaftlichen Grundsätzen gelehrt wird. In Hinsicht auf Manufacturen und Fabriken besitzt Preußen gewerbfleißige Länder, die zu den ersten in Europa gehören, wie das schlesische Gebirgsland, Ravensberg, Mark, Berg und die übrigen Rheinprovinzen, deren Kunstfleiß man aus Nemnichs Reise kennt. Dieser Gewerbfleiß beruht größtentheils auf inländischen Naturerzeugnissen; wie die Leinwandweberei, die Wollenmanufactur und die Fabriken von Metallwaaren. Der Werth gesammter Manufacte und Fabrikate wurde im J. 1804 (und dieses Jahr läßt sich auch noch jetzt als Maßstab annehmen) auf mehr als 51 Millionen und mit Einschluß der Consumtibiliengewerbe über 85 Millionen Thaler geschätzt. Wie wichtig daher der Handel seyn müsse, beweisen schon die Zahl großer Handelsstädte, welche zum Theil in den ersten Zeiten des europäischen Handels gegründet worden sind. Unter den Seeplätzen stehn Danzig und Stettin oben an; ihnen zunächst Königsberg, Memel, Elbing, Pillau, Colberg, Stralsund. Im Innern sind als Mittelpunkte des Fabrikwesens und Handels anzusehn: Berlin, Breslau, Frankfurt an der Oder, Magdeburg, Hirschberg, Minden, Bilefeld; Wesel, Cöln u. a. m. Die preußische Flagge weht zwar auf allen Meeren, und Preußen zählte vor der Seesperre über 2000 eigne Schiffe und über 10,000 Matrosen; allein der Seehandel entbehrt des Schutzes einer Marine. Der Zwischen-Speditions- und Transitohandel ist durch das Zollsystem gehemmt, welches selbst hier und dort dem innern Handel hinderlich wird, dem jedoch eine bessere Einrichtung bevorsteht. Das Hauptinstitut für den Geldhandel ist die königliche Bank zu Berlin, so wie die Seehandlungssocietät daselbst. Ein solches reges Leben, das durch die Leidensjahre des französischen Druckes nicht hat erstickt werden können, ist der sprechendste Beweis von der Cultur der preuß-

schen Völker und von der Weisheit der Regierung. Ihre wissenschaftliche und Kunstbildung gehört ganz der deutschen Nation an, bedarf also hier keiner Erwähnung. Die preußischen Völker sind nämlich größtentheils Deutsche, vom altsassischen, thüringischen und niederländischen Stamm. Die Wenden auf dem rechten Elbufer haben sich germanisirt; doch gibt es deren noch in der Lausitz und Kassuben in Hinterpommern. Von den übrigen slavischen Stämmen sind die zahlreichsten die Polen im Großherzogthum Posen, obgleich auch hier deutsche Sprache und Ansiedelung angetroffen wird; noch finden sich Letten und Litthauer in den Dörfern des ostpreußischen Litthauen, die ihre Sprache, wie ihre alte Tracht sich erhalten haben. In den altpreußischen Ländern begegnet man auch den Nachkommen eingewanderter Flüchtlinge aus Frankreich, Salzburg und der Pfalz. Der tolerante Geist der Regierung öffnete seit des großen Churfürsten Zeit allen um des Glaubens willen Verfolgten eine Freistätte. Daher findet man Herrnhuter, Hussiten, Griechen, Mennoniten, und vorzüglich viel Juden in den preußischen Staaten. Der größte Theil der Nation bekennt sich zu der lutherischen, die regierende Familie zu der reformirten Kirche. Die catholische Kirche ist in Schlesien, Polen, Westphalen, und am Rhein ungestört im Besitz ihrer Rechte geschützt worden. Der altpreußische Volks- und Nationalcharakter hat etwas Großartiges und Kühnes, wodurch er sich in dem deutschen Gesammtleben unterscheidet. Ein kriegerischer Geist erbte in der Nation seit dem großen Churfürsten durch fünf Menschenalter fort. Das Volk bewahrte sich selbst im Unglück das Element seiner Größe, sein freies geistiges Leben, jene Beweglichkeit und Kühnheit, die im letzten Kampfe mit spartanischem Muthe in den Müttern und Jungfrauen wie in den Greisen, Männern und Jünglingen zur höchsten Anstrengung sich erhob. Als in Deutschland das freie Wort vor französischen Machtgeboten verstummte, nährte Preußen die heilige Flamme der Wissenschaft und Kunst; hegte und pflegte die geächtete deutsche Art und Sitte. Und aus diesem deutschen Geiste ist jener Stolz und jene Kraft geboren, welche wie ein belebendes Feuer von den Ersten und Gebildetsten bis zu den Kleinsten und Niedrigsten hindurchdrangen. Preußen ist jetzt mächtig durch seine Geschichte, seine Menschen und sein Land; es ist noch mächtiger durch die Liebe und Meinung deutscher Männer; und auf dieser Stärke beruht Deutschlands Sicherheit und selbstständiger Ruhm. Mögen immerhin die mit Floskeln streitenden Klüglinge in einer gewissen Zeitschrift über vorgebliche Borussomanie die Achsel vornehm zucken, und aus Furcht vor solcher Kraft in Fieberschauer phantasiren; diese im Dunkeln schleichenden unberufenen Nachtwächter, deren ganze Weisheit sich um das Wort dreht: „Verwahrt das Feuer und das Licht!“ und welche ein Paar subalterne diplomatische Federn schwingen, um den Ruhm eines edeln Volks, das mehr als 200,000 seiner Söhne für die gemeinschaftliche Sache fallen sah, mit Dinte zu bespritzen, würden nie mit ihren Ansichten Deutschland gerettet haben. Von ihrer markloſen Sophistik aufgebläht, begreifen sie nicht jene nordische Eigenthümlichkeit, welche der Himmel, der Boden, der Geist der Regierung und ein ernstes Schicksal den Preußen aufgedrückt haben; eine Eigenthümlichkeit, die wohl vormals einseitiger und schroffer war als jetzt, auch zuweilen in Anmaßung ausartete. Die Preußen der jetzigen Zeit sind andre Menschen, als die vor dreißig Jahren lebten. Sie haben das fromme, tiefe Gefühl bekommen, daß sie nichts sind, und in der Weltgeschichte nichts bedeuten, wenn sie nicht Deutsche seyn wollen. Und dieses Gefühl mäch-

ten jene wortklugen Geheimschreiber so gern in Bitterkeit gegen Süddeutschland verkehren. Aber der Süddeutsche ist in seinem treuen Gemüthe unbefangen genug, um nicht einzusehn, daß die Geistesfreiheit in Preußen seit 75 Jahren — Friedrich Wilhelms II. Mißgriffe ausgenommen — Deutschlands Lichtträger und Lichtfahne war, und es auch künftig seyn wird. Der preußische Nationalcharakter ist also deutsch, aber kräftiger als der Charakter der meisten übrigen deutschen Völker, die Oesterreicher ausgenommen *). Weniger begünstigt von der Natur, als der Süddeutsche, ist der Preuße, d. i. der Norddeutsche, thätiger und bei den Bedürfnissen seiner Civilisation sinnreicher. Friedrichs II. Ruhm und die von ihm gemachten Einrichtungen, selbst sein großer Styl in den Bauwerken haben der Nation, vorzüglich den Bewohnern der Städte, das Streben nach Glanz und äußerer Bedeutung gegeben, das nicht selten statt der Wirklichkeit nur den Schein erreichte. Auch artete die Freiheit der öffentlichen Meinung, welcher Friedrich II., dem die Religion nach Frankreichs witzig vornehmer Sitte nicht heilig war, selbst gegen das Ehrwürdige den Zügel überließ, zuweilen in Ungebundenheit aus. Unter seinem Nachfolger verlor selbst die königliche Würde ihr Ansehn. Nur der Religiosität, den fürstlichen und häuslichen Tugenden des jetzt regierenden Königs gelang es, dieses Ansehn wieder herzustellen, indem er ganz in dem edlern Geiste der öffentlichen Meinung lebte und handelte. Das Meiste zu dieser Läuterung trug jedoch die Königin bei. Gleichwohl äußerte sich die Selbstständigkeit des Volkswillens bei mehrern Gelegenheiten, z. B. bei Schills Unternehmung gegen das System der Regierung. Sey endlich immerhin das edle Selbstgefühl des Preußen oft kühn und stolz, in einzelnen Fällen selbst hart und rauh: solcher Mannssinn vermag den Staat vom Untergange zu retten. In diesem allgemeinen Charakter hat sich die Eigenthümlichkeit der verschiedensten Volksstämme erhalten, und eben, weil diese von der Regierung geachtet wird, gehören die verschiedensten Volkstheile, wie die preußischen Lithauer, die Schlesier, die Westphalen zu den anhänglichsten Unterthanen des Reichs. Dies erklärt sich aus dem Charakter der Regierung. Das Urtheil ist allgemein, daß Preußens Regierung eine der liberalsten in Europa sey, weil sie die öffentliche Meinung achtet. Ungeachtet einer autokratischen Staatsform ist daher die politische Freiheit seit Friedrich II. in der preußischen Monarchie immer mehr fortgeschritten, durch bessere Vertheilung der Abgaben, wovon sonst manche Stände frei waren, durch eine zweckmäßige Militärverfassung, durch die Herstellung persönlicher Freiheit mittelst Aufhebung der Erbunterthänigkeit und des Dienstzwanges, durch Abschaffung des despotischen Militärzwanges, durch verminderte Bedrückung bei der Accise und dem Zollwesen, durch Vernichtung lästiger Zwangsprivilegien und Servituten, und durch die Städteordnung von 1808, welche die Verwaltung des Communvermögens seinen Eigenthümern, den Gemeinden, wiedergab. Aber noch war diese politische Freiheit nicht Bestandtheil der Grundverfassung. Dies soll jetzt geschehen. Der König hat nämlich die von ihm angekündigte organische Gesetzgebung zu Begründung einer Repräsentation des Volks durch die Verordnung vom 22sten Mai 1815 auf folgende Punkte gestellt, und einer Commission zur Ausarbeitung übertragen. Es sollen, um eine Repräs-

*) Hier stehe die Erklärung, daß der Verf. dieses Artikels kein Preuße ist, und auf keine Weise von Furcht oder Gunst bewegt, außer aller Verbindung mit Preußen von jeher gelebt hat, und noch lebt.

sentation des Volks zu bilden, die alten Provinzialstände, dem Zeitgeiste gemäß, wieder hergestellt, oder neue berufen, und aus ihnen die Reichsstände in Berlin erwählt werden. Der Gegenstand ihrer Verhandlungen aber soll sich auf Berathung (keineswegs Entscheidung) in allen Theilen der Gesetzgebung, welche die persönlichen, Eigenthums- und Steuerrechte betreffen, erstrecken. Die Monarchie wird also eine allgemeine Constitution, und jede Provinz ihre provinzielle Verfassung erhalten. Indeß arbeitet die Regierung mit großer Umsicht an der Vereinfachung der innern Verwaltung. Diese hat durch das Gesetz vom 30sten April 1815 eine der neuen Eintheilung des Staats in Provinzen, Militärabtheilungen und Regierungsbezirke entsprechende, neue Einrichtung erhalten. Nach derselben steht jeder Militärabtheilung ein commandirender General als Militär-Gouverneur, und jeder Provinz ein Oberpräsident vor. Die Verwaltung gehört vor die Regierungen; die Justiz vor die Ober-Landesgerichte. Jede Regierung hat unter einem Präsidenten zwei Hauptabtheilungen. Die erste umfaßt alle Regierungsangelegenheiten, als Landes-Polizei-, ständische, Gränz- und Militärsachen u. s. w. Sie steht unter dem Minister des Innern, und dem der Polizei. Die zweite, die unter dem Finanzminister steht, leitet alle Finanzsachen. Jede Provinz ist in Kreise getheilt, denen als das Organ der Regierung in beiden Abtheilungen ein Landrath vorsteht. Die Oberpräsidenten sind selbstständig, und beständige Commissarien der Minister. Ihnen sind solche allgemeine Regierungsangelegenheiten anvertraut, deren Wirksamkeit nicht auf einen einzelnen Regierungsbezirk beschränkt werden kann; insbesondre sind sie die Vorsteher der Consistorial- und Medicinalbehörden, und zugleich die Präsidenten der Regierung in dem Hauptorte der Provinz. Man hofft nach dieser Einrichtung, das weitläuftige Actenführen und Rechnungswesen, so wie die ängstliche Controlle, welche mit der vermehrten Zahl der Beamten, nach der letzten Organisation der Behörden im Jahr 1808, nöthig schien, beschränkt zu sehen. An der Spitze der gesammten Verwaltung führt seit 1810 das alle Geschäfte centralisirende und deßhalb zweckmäßige Staatskanzleramt, der Fürst von Hardenberg, welcher in den verhängnißvollen Jahren von 1810 bis 1815 Preußens Schicksal besonnen und fest, nach großen und edlen Ansichten gelenkt hat. Seine Erfahrung, sein Geist, sein Herz, seine mit der Zeit fortgegangene wissenschaftliche Bildung, seine Achtung der Preßfreiheit und der öffentlichen Meinung, seine unerschütterlich deutsche Gesinnung haben des Herzogs Carl Ferdinand von Braunschweig, der ihn bildete und für den preußischen Staatsdienst empfahl, Erwartung gerechtfertigt. Er ist der Verfasser aller öffentlichen Verordnungen, welche dem Kriege von 1813 vorausgingen; er schloß die großen Bundes- und Friedensverträge; er sprach in Wien und in Paris mit Nachdruck für allgemeine Zwecke. Die Nachwelt wird ihn einst noch über Herzberg setzen. Eine der wichtigsten Erscheinungen in der neuesten Geschichte der preußischen Staatsadministration ist die Errichtung und Einführung des Staatsraths, welche letztere am 30sten März 1817 Statt hatte. Nach der königlichen Verordnung vom 20sten März ist der Staatsrath die höchste berathende Behörde; er hat aber keinen Antheil an der Verwaltung. Zu seinem Wirkungskreise gehören die Grundsätze, nach welchen verwaltet werden soll. Der König bestimmt jedesmal, ob eine Sache dem Staatsrathe zur Entscheidung überlassen wird, oder ob er nur dessen Gutachten verlange. Präsident desselben ist — wenn der König den Vorsitz nicht

Digitized by Google

elbst führt — der Staatskanzler. Mitglieder sind die Prinzen des Hauses, Staatsdiener, welche durch ihr Amt dazu berufen sind, z. B. der Staatskanzler, die Feldmarschälle, die wirklichen Staatsminister ꝛc. und Staatsdiener, denen das königliche Vertrauen Sitz und Stimme einräumt. Zur Erörterung der Gegenstände und zur Vorbereitung derselben für das Plenum wird das Collegium in sieben Abtheilungen vertheilt, nämlich: für auswärtige Angelegenheiten, Militärangelegenheiten, Justiz-, Finanz-, Handels- und innere Angelegenheiten, und Cultus und Erziehung. Keine Sache kann im Staatsrathe zur Erwägung kommen, die der König demselben nicht selbst zugewiesen hat; jedoch sind hiervon die Streitigkeiten über den Wirkungskreis der Ministerien, und die Gegenstände, welche nach schon bestehenden gesetzlichen Bestimmungen für den Staatsrath gehören, ausgenommen. Alle Gutachten des Staatsraths und die entworfenen Gesetze erhalten ihre Kraft erst durch die königliche Sanction. Durch dies Collegium wird mit den Ständen verhandelt. Die Mitglieder haben, als solche, keine Besoldungen. — Vermöge des ersten Befehls, den der König an den Staatsrath erließ, wurde aus demselben eine Commission ernannt, mit dem Auftrage, sich mit der Organisation der Provinzialstände, der Landesrepräsentation und der Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde, nach den in der Verordnung vom 22sten Mai 1815 aufgestellten Grundsätzen, zu beschäftigen. Eine andere Commission wurde befehligt, den von dem Finanzminister eingereichten Entwurf zum Gesetz über die Steuerverfassung des Königreichs zu prüfen. — Unter allen einzelnen Verwaltungszweigen können hier nur über drei derselben, über das Justizwesen, die Finanzen und das Heer einige Bemerkungen stehen. Eine schnelle, gewissenhafte, selbst durch Cabinetsbefehle nicht eingeschüchterte und unbestechliche Rechtspflege ist seit Menschengedenken der hohe Vorzug der preußischen Staatsverwaltung. In dem Jahr 1811 wurden von 140,554 anhängigen Civilprozessen 37,398 durch Vergleich, und überhaupt 102,616 Prozesse gänzlich beendigt. Das von Svarez größtentheils, und von Baumgarten, von Grollmann, von Kircheisen, Goßler und Klein ausgearbeitete, im J. 1794 als allgemeines Landrecht eingeführte Gesetzbuch hat jetzt, nach mehr als 20 Jahren, seine Zweckmäßigkeit bewährt und Carmers Namen verewigt. Die großen Drangsale des Landes haben jedoch in der neuesten Zeit einige Gesetze und Cabinetsbefehle veranlaßt, welche vielen Tadel finden. Durch die Indultgesetze, sagt man, sey das Eigenthumsrecht verletzt worden. Allein der Staat machte nur mit Vorsicht und auf die mildeste Art, bei augenscheinlich erwiesenem Drange der Umstände, von jenem Nothrechte Gebrauch, das auf dem ersten Grundsatze der Gesetzgebung beruht, auf dem bekannten: Salus publica suprema lex esto, um dadurch dem eben so bekannten: Fiat justitia et pereat mundus, entgegenzuwirken, d. h. er suchte das größere Uebel durch ein kleineres zu entfernen, weil kein anderes Rettungsmittel übrig war. Er rettete also die Grundbesitzer durch ein allgemeines Capitalindult. Der Capitalist kann leichter als jeder andere Staatsbürger der allgemeinen Noth sich entziehen. Macht diese dem Schuldner die Erfüllung seiner Verbindlichkeiten unmöglich, so springt es in die Augen, daß der Gläubiger durch den strengen Gebrauch seines Rechts nicht nur den Schuldner zu Grunde richtet, sondern auch sein und anderer Gläubiger Eigenthum in Gefahr setzt, weil der Schuldner ihm nicht gerecht werden kann; durch diese Zerrüttung des erwerbenden oder producirenden Vermögens aber würde

der öffentliche Wohlstand, mithin die Staatskraft selbst gefährdet. Hiernach muß man beurtheilen, ob es nothrechtlich und darum weise war, wenn Friedrich Wilhelm III. — wie schon Friedrich II. nach dem siebenjährigen Kriege gethan — den 24sten Nov. 1807 für die Grundbesitzer ein allgemeines Capitalindult festsetzte, dasselbe den 14ten Juni 1810 verlängerte, hierauf durch einen Cabinetsbefehl vom 14ten Aug. 1813 aufs neue die Execution gegen Grundbesitzer wegen Zahlungen aller Art aufschob, und zuletzt noch, Wien den 1sten März 1815, die Erhaltung der Grundeigenthümer dem strengen Rechte der Gläubiger, bis ein allgemeines Gesetz das letztere mit jener ausgliche und vereinige, vorzog. Ihrerseits hat dagegen die preußische Regierung ihren Verbindlichkeiten gegen die Staatsgläubiger und Staatsdiener vollkommen gerecht zu werden, und fremdes Unrecht wieder gut zu machen, selbst unter den ungünstigsten Umständen Anstalten getroffen. Sie hat z. B. die so lange gemißhandelten Staatsgläubiger in den neuen Provinzen (des ehemaligen Rheinbundes) in Schutz genommen, und unter andern die vom westphälischen Minister Malchus zu Cassel auf ein Drittel herabgesetzten alten Landesschulden in ihrem vollen Nennwerthe anerkannt. Eben so gerecht handelt sie gegen die durch die neue Ordnung brotlos gewordenen deutschen Beamten. Kaum sah Preußen nur einigermaßen seinen Haushalt hergestellt, so ward durch die Verordnung vom 5ten Mai 1814 für die aus dem Herzogthum Warschau von der sarmatisch-französischen Barbarei vertriebenen Beamten gesorgt. Auch ließ der preußische Staat in den neuen Provinzen sämmtliche Beamten auf ihrem Posten, und im Genusse ihres Gehalts und ihrer Amtsvortheile, und verschonte jene Länder mit einer dictatorischen Umwandlung ihrer alten Verfassung, welche sie, zum Rheinbund gehörig, oft genug erfahren hatten. Kein Opfer, das die Gerechtigkeit, keine Kosten, welche Landesculturanstalten erfoderten, waren dem König zu groß, selbst in den Zeiten der Noth. Dies beweisen die Stiftung der Universität zu Berlin, und die neue Einrichtung der hohen Schule zu Breslau. Dabei schuf er Ordnung in dem zerrütteten Staatsvermögen. Folgende Punkte verdienen in der Geschichte des preußischen Finanzwesens beachtet zu werden. Friedrich Wilhelms I. strenge Sparsamkeit ist Grundsatz des preußischen Haushalts. Jener Monarch hinterließ im J. 1740 seinem Nachfolger einen Schatz, 10 Millionen Thaler Einkünfte und ein Heer von 60,000 Mann guter Truppen. Friedrich II. stellte, bis auf einige fiscalische Mißgriffe, z. B. mit der Regie, das Muster einer guten Staatswirthschaft auf. Er hinterließ im J. 1786 einen Schatz von 50 Millionen Thaler, gegen 27 Millionen Thaler jährlicher Einkünfte, und eine Armee von 220,000 Mann, auf die aber freilich beinahe vier Fünftel der Staatseinkünfte verwandt werden mußten. Unter Friedrich Wilhelm II. ward der Schatz zersplittert. Friedrich Wilhelm III. stellte seit 1797 die Ordnung wieder her; aber die Zeit nöthigte ihn zu großen und vergeblichen Opfern. Acht Jahre schwerer Prüfung machten das Volk arm, dessen Wohlstand die Frucht seiner Arbeit und Anstrengungen war. Bignon (in seinem Exposé comparatif de l'état financier etc. de la France et des principales puissances de l'Europe. Paris 1814) schätzt die preußischen Einkünfte vor 1806 auf 36 Millionen Thaler, und die Schulden im J. 1804 auf mehr als 36 1/2 Millionen Thaler. Jetzt hat außer dem Staate auch jede Provinz beträchtliche Schulden. Bignon schätzt die gegenwärtige Staats- und Provinzialschuld der preußischen Monarchie auf 1100 Millionen Franken, wovon er 600 auf die wieder erworbenen Provinzen

rechnet. Um diese Last zu erleichtern, befolgt man Friedrichs II. Grundsätze. Diesem hatte der siebenjährige Krieg 114 Millionen Thaler gekostet, und das Land war gänzlich erschöpft. Da stiftete er für die Finanzoperationen des Staats zwei Anstalten, im J. 1765 die königliche Bank, und bald nach der ersten Theilung Polens die Seehandlungsgesellschaft, von deren 2400 Actien zu 500 Thlr. dem Könige 2000 gehörten. Letzterer gewann vorzüglich durch den polnischen Salzhandel und durch die Operationen mit den königlichen Staatspapieren. Diese beiden Institute und das System der Pfandbriefe sind die drei großen Pfeiler des öffentlichen Credits. Die Bank hatte im J. 1806 an reinem Ueberschuß beinahe 10 Millionen Thaler. Sie und die Seehandlungsgesellschaft hat seitdem die größten Verluste und Gefahren glücklich bestanden. Beide verloren nach Bignon allein durch die bayonner Convention an Capitalien in Polen auf 26 bis 27 Millionen Thlr. Und wie viel verloren nicht Witwen und Waisen durch diesen schändlichen Raubvertrag! Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die Staatspapiere immer mehr sich häuften. Außer den zinsbaren Scheinen und den chur- und neumärkischen landschaftlichen Obligationen jener beiden Institute, wurden schon vor dem Kriege 1806 Tresorscheine in Umlauf gesetzt. Früher war in den Provinzen, namentlich in Schlesien seit 1770, und seitdem in den Marken, Pommern, Ost- und Westpreußen das Pfandbriefsystem eingeführt, nach welchem die Gutsbesitzer, alle sämmtlich für einen, für ihre hypothekarischen Schulden haften. Aber auch der so sichere Credit dieser Pfandbriefe wurde durch den französischen Krieg erschüttert. Doch eben so schnell haben sich die sechserlei Pfandbriefe sowohl, als die zwölf verschiedenen Arten von Staatspapieren, unter allen am meisten die Tresorscheine, wieder gehoben. Die weise und redliche Staatsverwaltung überhaupt, die Pünktlichkeit des Worthaltens in den Zahlungen, die zum größten Theil schon erfolgte Tilgung der nach dem Edicte vom 20sten Juni 1812 ausgefertigten Steueranweisungen und gestempelten Tresorscheine, verbunden mit dem Verkaufe der Domainen, der Thätigkeit der Staatsbürger und dem Wiederaufblühen des Handels bei gleicher Vertheilung der Abgaben, sind sichere Bürgen des wiederkehrenden Wohlstandes und eines unerschütterlichen Credits. Dieser weise Haushalt, in welchem unter andern auch die ehemaligen Plackereien des Zoll- und Accisewesens durch die Verordnungen vom 28sten Oct. 1810 und 7ten Sept. 1811 nach mildern Grundsätzen größtentheils weggeräumt worden sind, und eine gute Civilverwaltung überhaupt, ist aber auch bei der militärischen Stellung des preußischen Staates höchst nothwendig. Wie soll das Heer die Stütze desselben bleiben, ohne die Last desselben zu werden? das ist die Frage. Bis 1806 war das preußische Heer ein aus der Nation völlig aus- und abgeschiedenes isolirtes Institut, worin oben der Feudal-Adel, unten der Feudalknecht stand, in ihrem Gefolge: Stock, Spießruthe u. s. w. Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Dessau hatten den Geist des stehenden Heers ihrem Zeitalter angemessen geschaffen. Friedrich hegte diesen Geist der militärischen Castenehre, und den durch die Kriege 1742 und 1756 fest gegründeten Vorzug der Uniform in der öffentlichen Meinung, indem er das Heer zur ersten Staatsanstalt erhob. Dieser Geist ging in und nach der Schlacht bei Jena unter; aber die Nationalspannkraft des Muthes und der Ehre erhielt sich auch in den Trümmern des Heers. Scharnhorst, Gneisenau u. A. bildeten es mit außerordentlicher Thätigkeit zu einem musterhaften Ganzen im J.

1813. Und der König, der sein tapferes Heer nicht verließ, der mit allen Prinzen seines Hauses an dessen Spitze focht, der bei Culm dem Schicksale des Kriegs die entscheidende Wendung gab; dieser heldenmüthige, entschlossene, mit seinem Volk übereinstimmend denkende und fühlende Monarch erhob den Geist des Heers durch sein Beispiel und durch die religiös sittliche Stiftung des Ordens des eisernen Kreuzes zu einer vorher nie so gefühlten moralischen Tüchtigkeit, welche von dem feurigen Blücher mit rascher Entschlossenheit und mit einem richtigen Blick auf dem Schlachtfelde geleitet, den Feind besiegte und Deutschland rettete. Die Vorzüglichkeit des preußischen Nationalheers liegt aber wesentlich in dem, was Fürst Blücher in seiner Anrede an den Fürsten Hardenberg bei einem festlichen Male so richtig sagte: „man weiß bei uns nicht mehr, wo der Soldatenstand anfängt, und der des Bürgers aufhört.“ So lange der preußische Soldat dies nicht vergißt, wird sein Stolz nimmer über den Bürger, der in der Landwehr- und Landsturmpflichterfüllung so hohes Verdienst sich erworben, ungebührlich sich erheben, wie es vor 1806 geschah. Jetzt soll jeder Bürger Soldat, und jeder Soldat Bürger seyn. Die vorige Härte und Länge des preußischen Kriegsdienstes findet seit dem Gesetze vom 3ten Sept. 1814 nicht mehr Statt. Jetzt ist die Verpflichtung zum Kriegsdienste für die Friedenszeit, vom erreichten zwanzigsten Jahre an, auf drei Jahre bestimmt; die Leibesstrafen sind abgeschafft; der Soldat wird gut gekleidet, genährt und behandelt. Aber noch ist viel zu thun übrig. Ein langer Friede möge vollenden, was Muth und Standhaftigkeit begannen. Diesen Frieden scheint Preußens gegenwärtige politische Stellung zu versprechen. Sein Besitzstand ruht auf der feierlichen Gewährleistung von Europa. Es ist mit Oesterreich seit 1813 eng verbunden, und durch die bittere Erfahrung der letzten 20 Jahre belehrt, daß in ihrer Trennung beider Untergang liege. Seine seit 1764 nur selten unterbrochene Verbindung mit Rußland, der es, nächst der eigenen Erhebung, seine Wiederherstellung verdankt, ist nicht allein persönlich, sondern auch durch die Beschaffenheit der östlichen Gränzen nothwendig. Es mußte daher in Hinsicht auf Polen, wie in Hinsicht auf Sachsen, dem alten Bundesgenossen in wichtigen Punkten nachgeben. Frankreichs Allianz kann es unter solchen Umständen entbehren. Jenes muß sogar Preußen fürchten, so lange die Freundschaft dieser Macht mit England fortdauert. Durch Hannovers Verbindung mit England ist jene Freundschaft, zum bittern Verdrusse Frankreichs, gegenseitig nur mehr befestigt worden. Auch Preußens Besitzungen auf dem linken Rheinufer hindern es, je der natürliche Bundesgenosse Frankreichs zu werden, und dieses kann nur, in wie fern es Oesterreichs Macht beschränken will, Preußens Freundschaft suchen. In dieser Lage wird Preußen, im Falle eines neuen Kriegs, sein im basler Frieden angenommenes Neutralitätssystem nicht wieder befolgen, sondern Hardenbergs Grundsatz zur Regel seiner Politik machen, daß die größte und kühnste Rolle für Preußen zugleich die sicherste sey, weil es, als eine Macht vom zweiten Range, in Verbindung mit andern, ihm gänzlich vertrauenden, kleinern Staaten sich den ersten Mächten Europa's gleich stellen, das Gleichgewicht sichern, und alle großen Welthändel gewissermaßen lenken könne; mit einer Hauptmacht hingegen ausschließend eng verbunden, würde es, von dieser abhängig, das Vertrauen der kleinern verlieren, und endlich selbst der Fußschemel der Größe der Hauptmacht werden. — Jenes Vertrauen wird dem preußischen Staate, wie unter Friedrich II., entgegenkommen, wenn er vor ganz Deutschland als Mu-

ter und Beschirmer der leiblichen und geistigen Freiheit da steht. Er gründe daher eine ständische Verfassung mit Schonung der Eigenthümlichkeit eines jeden Stammes; er erkläre eine vollkommene Preßfreiheit; er fördre auf jede Weise deutsche Wissenschaft, Kunst, Sprache und Sitte; er richte das Ansehen der Kirche wieder auf; er ordne endlich das Kriegswesen so, daß seine Männer alle schlagfertig stehen, und dennoch die Kriegsrüstung mit ihren Lasten im Frieden so wenig drücke als möglich.

K.

Préville (Pierre-Louis Dubus de), ein berühmter französischer Schauspieler, geboren zu Paris im J. 1721. Er war dem geistlichen Stande bestimmt, entfernte sich aber heimlich aus dem väterlichen Hause, und trat, nachdem er einige Zeit den Maurern als Handlanger gedient hatte, in eine herumziehende Schauspielertruppe. Er spielte zu Straßburg, zu Dijon, zu Rouen, und wurde sodann Schauspieldirector zu Lyon. Nachdem er sich hier bereits ausgebildet hatte, debutirte er im J. 1753 zu Paris auf dem Theater der französischen Komödie. Armand begünstigte sein erstes Erscheinen. Ohne eifersüchtige Rücksichten folgte er allein dem Verlangen, das Talent zu ermuntern. Er wünschte, daß Préville zu Fontainebleau spielen möchte. In dieser Absicht übernahm er eine Rolle, von der er vorhersah, daß Préville darin glänzen werde, ließ sie ihn ins geheim einstudieren, und schützte am Tage der Vorstellung eine plötzliche Unpäßlichkeit vor, wodurch jener Gelegenheit bekam, ihn zu ersetzen. Dieser Augenblick entschied für Préville's Ruhm und Glück. Er spielte fünf verschiedene Rollen in dem Mercure Galant. Ludwig XV., der einen feinen Blick hatte, war so überrascht von der Richtigkeit, mit welcher der junge Schauspieler sein Spiel wechselte, daß er auf der Stelle befahl, ihn unter seine ordentlichen Schauspieler aufzunehmen. Diese bisher unerhörte Auszeichnung verdiente ein Mann, der alle Theile seiner Kunst in sich vereinigte: geistreiches, seelenvolles, anziehendes Mienenspiel, die vollkommenste Uebereinstimmung der Geberden mit der Rede, stets richtigen Ausdruck der Empfindung, einen mit dem Alter, Stande und Charakter dessen, den er darstellte, stets übereinstimmenden Ton. Auch war Préville, so lange er die Bühne betrat, der Abgott aller Theaterfreunde. Nachdem er als Sganarelle und Scapin Lachen erregt hatte, entlockte er in den Väterrollen Thränen. Vor allen glänzte er in dem Mercure Galant, in Turcaret, in Sosie, Figaro, im Bourru bienfaisant. Voll Liebe für seinen Stand, beschäftigte er sich unaufhörlich damit und gab jungen Schauspielern Rath und Lehren. Seine Unterhaltung war angenehm, sein Charakter herzlich. Im J. 1786 verließ er das Theater, betrat es aber noch einmal im J. 1792 in der Rolle des Bourru bienfaisant, um seinen durch die Zeitumstände zu Grunde gerichteten Kameraden aufzuhelfen. Bald darauf begab sich der altersschwache Greis zu seiner ältesten Tochter nach Beauvais, wo er blind im December 1799 starb. Préville's Gattin, eine Demoiselle Drouin, war eine geachtete Schauspielerin sowohl im Lustspiele als in der Tragödie.

Prevost d'Epiles (Antoine-François), geboren im J. 1697 in der kleinen Stadt Hesdin in Artois, studirte bei den Jesuiten, in deren Orden er trat; aber schon nach einigen Monaten verließ er ihn wieder, um sich den Waffen zu widmen. Er nahm als Freiwilliger Dienste, kehrte, da er sich nicht schnell genug befördert sah, zu den Jesuiten zurück, und verließ sie in kurzem aufs neue, um wieder die Waffen zu nehmen, die er jetzt mit mehr Auszeichnung führte. Als ein lebhafter Jüngling überließ er sich dem ganzen Rausche der Liebe, deren unglück-

licher Ausgang ihn in den Orden der Benedictiner von Saint-Maur führte, den er sein Grab nannte. Man versetzte ihn nach Saint-Germain-des-Près, dem Mittelpunkt der Gelehrsamkeit dieses berühmten Ordens. Die Studien gewährten ihm einigen Trost; bald aber erwachte die Erinnerung an das, was er entbehren mußte, so lebhaft, daß er eine kleine Zwistigkeit benutzte, um Saint-Germain, seine Congregation und den geistlichen Stand zu verlassen. Er begab sich im Jahr 1729 nach Holland. Da er kein Vermögen hatte, suchte er Hülfsquellen in seinen Talenten. Er hatte zu Saint-Germain die beiden ersten Theile seiner Mémoires d'un Homme de qualité geschrieben. Diese gab er jetzt heraus und erwarb damit einen Beifall, der ihm Ehre und Geld eintrug. Seine Zeit war zwischen Studien und Vergnügungen getheilt. Im Haag hatte er ein Verhältniß mit einer liebenswürdigen Frau, das über die Schranken der bloßen Freundschaft hinausging, und ihm die unfeinen Neckereien des Abbé Langlet zuzog, welcher in seiner Bibliothèque des Romans sagte, Prevoſt habe sich von einer Frau entführen lassen, was aber nicht wahrscheinlich ist, da er für ein so ungewöhnliches Abenteuer weder jung noch hübsch genug war. Im Jahr 1733 ging Prevoſt, von seiner Dame begleitet, nach England. Die Eigenschaft eines abtrünnigen Mönchs und unsteten Gelehrten empfahl ihn nicht sonderlich. Er hatte damals das Pour et contre unternommen. So sorgfältig er auch die Eigenliebe der Schriftsteller zu schonen suchte, so mißfiel er doch immer dem einen oder dem andern. Man griff ihn in Spötteleien an, erinnerte an alle seine Abenteuer und sagte, daß er sich zu Constantinopel beschneiden lassen und in Japan endlich seine Irrfahrten und seine Religionswechsel beschließen werde. Des Streitens müde, hielt er um die Erlaubniß an, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, und erlangte sie auch. Er kam im Jahr 1734 nach Paris zurück und lebte ruhig dort unter dem Schutze des liebenswürdigen Prinzen von Conti, der ihn zu seinem Almosenier und Secretär ernannte. Sein Ansehn wurde dadurch noch vermehrt, daß der Kanzler d'Aguesseau ihn zu der schönen Unternehmung der Histoire générale des voyages wählte. Alles schien ihm ein zufriednes Alter zu verheißen, als ein schrecklicher Vorfall seinem Leben ein Ende machte. Am 23sten November 1763 wurde er auf dem Rückwege von Chantilly vom Schlage gerührt. Landleute fanden ihn und brachten ihn zu einem benachbarten Pfarrer. Er schien ohne Leben, und ein herbeigerufener Chirurg hatte bereits die Oeffnung des Körpers vorgenommen, als der Unglückliche die Augen aufschlug. Keine Rettung war mehr möglich. — Von Charakter war Prevoſt ernst, uneigennützig und menschenfreundlich. Er arbeitete mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und hatte ein so glückliches Gedächtniß, daß er versicherte, nie etwas einmal Gelerntes wieder vergessen zu haben. Die bekanntesten seiner Werke sind die Mémoires d'un homme de qualité, qui s'est retiré du monde, 8 Vol., ein breites aber wohlgeschriebnes Werk, worin eine reine Moral vorgetragen wird; die Histoire de M. Cleveland, 6 Vol., worin der Verfasser sein Talent in fürchterlichen Schilderungen zeigt; die Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut, vielleicht sein bester Roman; die Histoire générale des voyages und viele andre.

Priamus, der Sohn des Laomedon und der Strymo oder Plakia. Er hieß in früheren Jahren Podarkes. Als aber Herkules Troja erobert und der Hesione verstattet hatte, einen der Gefangenen um einen selbst zu bestimmenden Preis loszukaufen, wählte diese ihren Bruder Podarkes und gab ihren Schleier für ihn. Davon hieß er nun-

nehr **Priamus**, der Losgekaufte. Als Jüngling zog er mit den Phry-
giern gegen die Amazonen und begab ſich als Geſandter zu den Thra-
kiern. Nach ſeines Vaters Tode herrſchte er über Troia. Mit ſeiner
erſten Gemahlin Arisbe, einer Tochter des Merops, zeugte er den Aesa-
cus. Nachher überließ er Arisbe dem Hyrtacus, vermählte ſich mit
Hecuba und erzeugte mit dieſer den Hector, Paris, Creuſa, Laodice,
Polyxena, Caſſandra, Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus,
Hipponous, Polydorus und Troilus, mit vier Nebengemahlinnen aber
noch 36 Söhne und vier Töchter. Was ſeinen Namen vorzüglich er-
halten hat, iſt ſein und ſeiner Familie trauriges Schickſal, indem in
ſeinem hohen Alter, um der von ſeinem Sohne geraubten Helena wil-
len, die Griechen gegen Troia zogen, und nach einer zehnjährigen Be-
lagerung dieſe Stadt eroberten und zerſtörten. Vergebens bewaffnet ſich
in jener Nacht des Entſetzens der Greis, um in der Feinde dichten
Scharen den Tod zu finden; der Hecuba Bitten bewegen ihn, an den
Altar des Zeus zu flüchten. Als er aber hier von des Pyrrhus Hand
ſeinen Sohn Polites fallen ſieht, hält er ſich nicht und ſchickt den Pfeil
gegen den jugendlichen Helden, der, hierdurch gereizt, den Greis bei
den Haaren faßt, zum Altar zieht und ihm das Schwert in die Seite
ſtößt.

Priāpus, urſprünglich ein Feldgott in Lampſacus, einer myſiſchen
Stadt mit weinreichem Gebiet. Venus gebar ihn dem aus Indien zu-
rückkehrenden Bacchus, wollte ihn aber wegen ſeiner Mißgeſtalt nicht
anerkennen. Andere geben ſeine Abkunft anders an; immer aber war
er ein Feldgott, auch Hüter der Bienen, der Ziegen und Schafe. Man
bildete ihn ab mit übergroßen Geſchlechtstheilen, im Schooße des Klei-
des allerlei Früchte, in der Hand eine Hippe, auch gewöhnlich ein Horn
der Amalthea. Seine Verehrung verbreitete ſich von Lampſacus über
Griechenland, und von betriebſamen Umdeutern wurde er zu den Sinn-
bildern der großen Natur gezählt, auch allerlei theils rein, theils my-
thiſch obſcöne Mythen von ihm erdichtet.

Prieſterweihe, ſ. d. Art. **Ordination**.

Prieſtley (Joſeph), Doctor der Rechte, presbyterianiſcher Geiſt-
licher und einer der berühmteſten Chemiker und Naturforſcher von Eu-
ropa, geboren zu Fieldhead in der Grafſchaft York, machte ſeine Stu-
dien auf der Akademie Daventry unter dem Doctor Aſhworth und
wurde im 22ſten Jahre aſſiſtirender Geiſtlicher der Independentenge-
meinde von Needham Market in der Grafſchaft Suffolk und dann
Pfarrer einer Gemeinde zu Nantwich in Cheſhire. Im Jahr 1761
hielt er zu Warrington eine ſchönwiſſenſchaftliche Akademie, die er aber
1768 aufgab, um der Einladung der Diſſidenten von Leeds zu folgen.
Er hatte damals mehrere theoretiſche Werke herausgegeben, die viel
Aufſehn machten und eine Menge von Antworten veranlaßten, und ſich
außerdem im Felde der Philologie, Geſchichte, Politik und Phyſik ver-
ſucht. In ſeiner History of Electricity (zuerſt 1767) hatte er bereits
gezeigt, wie gründlich er die Natur zu erforſchen bemüht ſey. Durch
den ihm zu Theil gewordnen Beifall aufgemuntert, ließ er jetzt The
History and present State of Discoveries relating to Vision, Light,
and Colours folgen, 1772, das jedoch die erwartete Aufnahme nicht
fand und ihn deßhalb beſtimmte, ſich künftig auf eigne Unterſuchungen
zu beſchränken. Im Jahr 1770 begab er ſich zum Grafen Shelburne,
nachmaligem Marquis Lansdown, mit dem er als Freund und Anhän-
ger derſelben Partei verbunden war, als deſſen Bibliothekar. Mit die-
ſem machte er im Jahr 1774 eine Reiſe nach dem feſten Lande; wäh-

rend des Winters lebte er mit ihm in London. Dieſe Lage gewährte ihm unſtreitig auch für ſeine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen Vortheile, die er als Geiſtlicher einer Diſſidentengemeinde würde haben entbehren müſſen. Er genoß in dieſer Hinſicht der vollkommenſten Freiheit, und in dieſe Periode fallen verſchiedne von denjenigen Arbeiten, die ihm den Ruf eines Philoſophen vom erſten Range erworben haben. Im J. 1773 machte er in den Philosophical Transactions eine Abhandlung über verſchiedne Luftarten bekannt, womit er den Preis von Copley's Medaille gewann. Sie erſchien im folgenden Jahre in einer vermehrten Ausgabe, dem Lord Shelburne zugeeignet und noch von drei Bänden begleitet. Dieſes an neuen und wichtigen Gegenſtänden reiche Werk macht Epoche in der Kenntniß der luftförmigen Flüſſigkeiten, welche die Grundlage der neuen Chemie iſt, und Prieſtley's Name wurde durch daſſelbe im ganzen gebildeten Europa bekannt. Um die mit jeder anhaltenden Beſchäftigung mit einem und demſelben Gegenſtand verbundne Erſchöpfung zu vermeiden, pflegte Prieſtley mit ſeinen Arbeiten zu wechſeln, und durch dieſe ſtete Abwechſelung wurde es ihm möglich, ſo verſchiedne und zahlreiche Gegenſtände, unbeſchadet der Gründlichkeit, zu behandeln, als er that. Im J. 1775 erſchien ſeine Examination of the Doctrine of Common-sense gegen Reid, Beattie und Oswald. Bald darauf führte er die hartleyſche Theorie vom menſchlichen Geiſte beim Publicum auf eine faßlichere Weiſe ein, als von Hartley ſelbſt geſchehen war, und drückte in einer vorausgeſchickten Abhandlung ſeine Zweifel über die Immaterialität des denkenden Princips im Menſchen aus. Obwohl er ſich dadurch dem Verdacht eines Gottesläugners und Ungläubigen ausſetzte, ſo ließ er ſich doch nicht abhalten, den Gegenſtand weiter zu verfolgen, um, wohin er auch geführt werden möchte, die Wahrheit zu ergründen. Er trat förmlich zu der materiellen Hypotheſe über und gab 1777 ſeine Disquisitions on Matter and Spirit heraus, worin er ſein Syſtem ohne Rückhalt entwickelte. Dieſem folgte eine Vertheidigung des Socinianismus und der Lehre von der Nothwendigkeit. Der Haß, den dieſe Werke ihm zuzogen, mochte auch bei ſeinem edlen Beſchützer eine gewiſſe Kälte erzeugt haben, wodurch Prieſtley bewogen wurde, die ſeit ſieben Jahren zwiſchen ihnen beſtandne Verbindung aufzuheben. Dies geſchah auf eine vollkommen freundſchaftliche Weiſe und Prieſtley behielt eine Leibrente von 150 Pfund jährlich. Er wählte zunächſt Birmingham zu ſeinem Aufenthaltsort, weil dort einige Männer von ausgezeichneten chemiſchen und mechaniſchen Kenntniſſen lebten. Einige großmüthige Freunde veranſtalteten eine jährliche Subſcription, um dadurch die Unkoſten bei ſeinen Unterſuchungen zu decken, und Prieſtley trug kein Bedenken, dieſe für ihn ehrenvolle Unterſtützung anzunehmen, wiewohl er wahrſcheinlich auch von der Regierung eine Penſion erhalten haben würde, wenn er darum hätte nachſuchen wollen. Er war nicht lange in dieſer Lage, als bei einer Diſſidentengemeinde eine Predigerſtelle erledigt wurde, die man einmüthig ihm übertrug. Ohne ſeine philoſophiſchen und literariſchen Arbeiten zu unterbrechen, widmete er ſich mit vielem Eifer den Pflichten ſeines Amts. Die Theologie beſchäftigte ihn wieder ſehr lebhaft, wie unter andern ſeine History of the Corruptions of Christianity und ſeine History of early Opinions concerning Jesus Christ, welche zu Birmingham erſchienen, beweiſen. Sie wurden eine reiche Quelle von Streitigkeiten, die jedoch ohne die gewöhnliche Erbitterung geführt wurden. Bei den Bemühungen der Diſſenters, ſich größere bürgerliche Freiheit zu verſchaffen, konnte Prieſtley nicht müſſig bleiben. In der Ueberzeugung,

daß alle kirchlichen Einrichtungen den Rechten des Privaturtheils und der Verbreitung der Wahrheit entgegen seyen, stand er nicht an, sie als antichristlich darzustellen und ihren Fall vorherzusagen. So galt er nicht nur für einen Ketzer, sondern auch für den entschiedensten Feind der bestehenden Kirche in ihrer Beziehung zum Staate. Da einige Geistliche von Birmingham den Foderungen der Dissenters lebhaft widersprochen hatten, gab Priestley eine Reihe von Familiar Letters to the Inhabitants of Birmingham heraus, die besonders durch ihre ironische Laune der Gegenparthei mißfallen mußten. In diesem gereizten Zustande wurde die Animosität noch vermehrt durch die verschiednen Ansichten von der französischen Revolution; sie stieg mit dem Fortgange derselben immer höher, und brach endlich am 14ten Julius 1791 aus, als die Franzosenfreunde den Jahrstag der Zerstörung der Bastille feierten. Priestley hatte es abgelehnt, dabei gegenwärtig zu seyn; aber in dem Volkstumult, welcher erfolgte, war er vornehmlich das Ziel der Parteiwuth. Sein Haus nebst Bibliothek, Manuscripten und Apparaten wurde eine Beute der Flammen, und er selbst rettete nur mit Mühe sein Leben. So erklärlich dieser Auftritt auch an und für sich ist, so ausgemacht ist es doch, daß er von denen begünstigt worden, zu deren Pflichten die Erhaltung der öffentlichen Ruhe gehört. Die gesetzliche Entschädigung, welche Priestley erhielt, war weit unter seinem Verlust, der für ihn zum Theil unersetzlich seyn mußte. Er war nicht lange darauf einem Rufe nach Hackney gefolgt, und hatte hier seine gewohnten Beschäftigungen ruhig wieder vorgenommen; da iedoch die Angriffe auf ihn und seine Familie sich stets erneuerten, so beschloß er endlich, ein Land zu verlassen, das ihm und seinen Grundsätzen so feindselig war. Er schiffte sich im J. 1794 nach Amerika ein, und nahm anfangs in der Stadt Northumberland in Pensylvanien, dann zu Philadelphia seinen Wohnsitz. Unter Adams Präsidentschaft wurde er auch hier mit Argwohn und Mißtrauen betrachtet; Jefferson hingegen bewies ihm Wohlwollen und Freundschaft. Eine ihm angetragne Professorstelle in Philadelphia lehnte er ab, um sich ganz seinen selbstgewählten Arbeiten widmen zu können. Eine schwere Krankheit, in die er zu Philadelphia verfiel, ließ eine körperliche Schwäche zurück, welche immer mehr zunahm, und im Januar 1804 ihm die Ueberzeugung gab, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe. Mit doppeltem Eifer war er daher beschäftigt, noch zu vollenden, was ihm am Herzen lag. An zwei wichtigen Werken arbeitete er seit lange: an einer Kirchengeschichte und an Anmerkungen zu allen Büchern der heiligen Schrift, für deren Druck seine Freunde in England eine Subscription eröffnet hatten. Auf diese Werke wandte er allen seinen Fleiß bis zu seinem Tode, welcher am 6. Februar 1804 erfolgte. Priestley war ein Mann von der vollkommensten Einfachheit des Charakters; seine Gesinnung lag immer offen da; seine Zwecke verfolgte er immer auf dem geradesten Wege. An Redlichkeit und Uneigennützigkeit wurde er von Niemanden übertroffen. Im Umgange war er einnehmend und wohlwollend. Trotz seiner vielen Streitigkeiten hegte er nie Widerwillen gegen seine Gegner; er verfolgte mit Ernst die Sachen, ohne Rücksicht auf Persönlichkeit. Seinen Geist charakterisirten Schnelligkeit, Thätigkeit, Scharfsinn, Genauigkeit und Erfindungsgabe; seine Kenntnisse waren umfassend und mannichfach; in seiner Muttersprache drückte er sich leicht und deutlich aus. Den größten Ruhm hat sich Priestley in der Chemie erworben. Die Art, wie seine Entdeckungen von der Natur der luftförmigen Flüssigkeiten begannen, ist schon erwähnt worden. Sie hatten ihn vor 1772 zur

Kenntniß der salpeter- und salzsauern Luftarten, zum Gebrauch der erstern als eines Prüfsteins der Reinheit der gemeinen Luft, und zu verschiednen Verfahrungsarten geführt, wodurch Luft vermindert oder verschlechtert wird. Im J. 1774 machte er seine Fundamentalentdeckung (die um dieselbe Zeit von Scheele gemacht wurde) der reinen, oder wie er sie nannte, dephlogistisirten Luft. Im J. 1776 theilte er der königlichen Gesellschaft einige interessante Bemerkungen über das Athmen und die Art, wie das Blut seine Farbe von der Luft erhält, mit; im J. 1778 entdeckte er die Eigenschaft im Sonnenlichte stehender Gewächse, unreine Luft zu verbessern. Durch seine spätern Versuche kam eine Anzahl andrer luftförmiger Körper und neuer Erzeugungsarten der schon bekannten, die Reduction metallischer Kalke in brennbarer Luft und die Erzeugung von Luft aus Wasser zu den in diesem Zweige der Chemie schon erörterten Thatsachen hinzu. Im Ganzen kann man behaupten, daß die pneumatische Chemie keinem einzelnen Forscher so viel verdankt, als Priestley, durch dessen Entdeckungen sie eine neue Gestalt bekam. Bemerkenswerth ist es, daß er bis an sein Ende das antiphlogistische System bestritt, dessen wichtigster Gegner er war; ein Beweis, wie schwer auch der Vorurtheilsfreie sich von früh angenommenen Grundsätzen wieder losmacht. Wie frei übrigens Priestley von Eifersucht und Eitelkeit war, bewies er dadurch, daß er seine erst halbgemachten Entdeckungen schon dem Publicum mittheilte, um Andre zu veranlassen, sie mit ihm gemeinschaftlich weiter zu verfolgen. Von seinen wichtigsten metaphysischen und theologischen, so wie von seinen übrigen naturwissenschaftlichen Schriften erlaubt die Beschränktheit des Raums nicht, weitläuftiger zu reden.

Primawechsel, s. Wechsel.

Primas (Primas regni, Erster des Reichs), ist der oberste Erzbischof eines europäischen Staats, der nicht nur unter allen geistlichen Ständen der erste ist, sondern überhaupt den nächsten Rang nach dem Regenten und seiner Familie einnimmt, auch in catholischen Reichen beständiger Legat des römischen Stuhls ist. In Spanien ist es der Erzbischof von Toledo, in England der Erzbischof von Canterbury, in Ungarn der Erzbischof von Gran, in Polen der Erzbischof von Gnesen; in Deutschland war es, so lange die Reichsverfassung bestand, der Erzbischof von Salzburg. **Fürst Primas**, s. Frankfurt (Großherzogthum).

Primat, die Würde und das Amt des Primas (siehe diesen Artikel).

Prime heißt bei den Buchdruckern die erste Seite eines jeden Bogens, der Schöndruck; in den Bergwerken der zehnte Theil eines Lachterzolls; in der Musik der erste Ton einer Octave; in der Fechtkunst die erste Stellung, wenn man den Degen zieht, und die Spitze mit ausgestrecktem Arm auf den Gegner richtet.

Primogenitur, die Erstgeburt. Das Recht der Primogenitur ist dasjenige Recht, welches dem Erstgebornen vor seinen übrigen jüngern Geschwistern zusteht. So ist die Thronfolge gegenwärtig in allen europäischen Staaten ein Recht der Primogenitur, indem nach des Regenten Tode der älteste seiner ihn überlebenden Söhne den Thron besteigt, ohne ihn mit seinen jüngern Brüdern zu theilen. Auch die hohen Adelswürden in Frankreich und England werden nur auf den ältesten Sohn vererbt, und sind mithin dem Gesetze der Primogenitur unterworfen.

Primzahlen sind diejenigen Zahlen, welche sich mit keiner an-

dern ganzen Zahl als 1 ohne Bruch theilen lassen, wie 3, 5, 7, 11, 13, 17 u. s. w.

Prince (Jean-Baptiste Le), ein trefflicher Mahler und sehr angenehmer Musiker, geboren zu Metz im J. 1733. Diese beiden Talente machten ihn zu Paris bekannt. Er wurde ein Schüler Bouchers und fing damit an, Landschaften zu ätzen. Um dieselbe Zeit hatte er sich verheirathet. Da er aber mit seiner Frau nicht glücklich lebte, trennte er sich von ihr, und schiffte sich mit dem Gesandten seines Königs nach Rußland ein, wo er mehrere Jahre blieb. Hier zeichnete er die vornehmsten Gegenden, die verschiednen Kleidertrachten, Gebräuche und Ceremonien dieser Nation in kleinen Figuren, die er bei seiner Zurückkunft 1765 zum Vergnügen des Publicums bekannt machte, wofür die Akademie ihn zu ihrem Mitgliede ernannte. Seine Landschaften haben wohlgewählte Stände, klare und glänzende Lüfte, einen sanften Ton, wohlbeblätterte Bäume, durchsichtige und leichte Wasser, eine liebliche Färbung; jeder Gegenstand wird durch dieselbe einnehmend. Jedoch kann er mit Teniers und Vouwermann, in deren Manier er arbeitete, nicht verglichen werden. Die Aquatintamanier wurde durch ihn vervollkommnet, und er erbot sich im J. 1780, die eigentlichen Handgriffe dieser Kunst um einen gewissen Preis dem Publicum bekannt zu machen. Aber schon im J. 1781 starb er zu Saint-Denys-du-Port bei Lagny. Viele Kupferstecher haben nach ihm gearbeitet.

Prinzen von Geblüt heißen in Frankreich die fürstlichen Personen, welche mit der regierenden Linie des Hauses Bourbon von gleicher Abstammung sind, und nach deren Erlöschen das nächste Recht zur Erbfolge haben. Dahin gehören das Haus Orleans, das Haus Bourbon-Condé, und das von diesem entsprossene Haus Bourbon-Conty. Ludwig XIV. hatte auch seine mit der Valiere und Montespan gezeugten natürlichen Söhne, von denen der Herzog von Penthievre abstammt, das Recht der Prinzen von Geblüt und eventuell selbst der Erbfolge ertheilt; nach des Königs Tode aber verloren sie es wieder.

Prinzipal heißt in der Musik 1. die tiefste offene Flötenstimme eines jeden Manuals in der Orgel, weil sie die Hauptstimme ist, nach deren Größe die Disposition der übrigen Stimmen eingerichtet werden muß. Das Pfeifwerk dieser Hauptstimme wird nach einer ihm eignen Dimension gearbeitet, die man Prinzipal-Mensur nennt, und die so beschaffen ist, daß die Länge der Pfeifen zu ihrer Weite ein solches Verhältniß hat, daß das große C. von dem Kerne an gerechnet, die Länge von 16, 8, 4 oder 2 Fuß bekommt; 2. die dritte Stimme in den Trompeten-Aufzügen, die nach der Art der Feldstücke vorgetragen wird. — Prinzipalbaß ist das tiefste offene Flötenregister für das Pedal der Orgel. — Prinzipalblasen heißt bei dem Tractement der Trompete, die mittlern Töne dieses Instruments mit schmetterndem Tone und mit Zungenschlägen vermischt vortragen.

Prinzip, das, was den ersten und innern Grund einer Classe von Erscheinungen enthält. Daher in den Naturwissenschaften Prinzipien Grundstoffe oder Grundkräfte heißen. In dem Gebiete des Geistigen ist Prinzip ein Gedanke, welchen man bei der Erkenntniß oder Behandlung eines Gegenstandes befolgt, oder auch der Grundsatz, durch welchen man diesen Gedanken ausspricht. Es giebt sonach theoretische und practische Prinzipien. Erstere begründen eine Erkenntniß und enthalten den Anfang einer Gedankenreihe, sie sind daher auch das erste Erforderniß jeder Wissenschaft. Letztere bestimmen eine

Handlungsweise. Sie unterscheiden sich von Maximen, und sind Prinzipien im strengen Sinne, wenn sie nicht in der Subjectivität des Erkennenden oder Handelnden, sondern in der Natur der Gegenstände selbst, oder in der Grundeinrichtung unsers Gemüths beruhen. Daher werden besonders die Ideen oder Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß, welche der reinen Vernunft angehören, Prinzipien genannt (philosophische Prinzipien), in so fern sie die obersten Gründe aller Erkenntniß enthalten. Man unterscheidet constitutive und regulative Prinzipien; erstere enthalten die höchsten Beweisgründe einer Erkenntniß, von ihnen hängt die Erkenntniß und Gewißheit andrer ab, und sie dienen zur Entdeckung andrer Wahrheiten; letztere leiten nur das Verfahren bei Aufsuchung einer Erkenntniß oder im Leben und Handeln. Kant bestreitet die Gültigkeit der Ideen als constitutiver Erkenntnißprinzipien. Eben so wird gestritten, ob es ein höchstes Prinzip der Erkenntniß gebe, und einen höchsten Grundsatz, in welchem sich dieses Prinzip aussprechen lasse (s. auch Grundsatz). T.

Prinzmetall nennt man ein gelbes Kupfer, oder eine Zusammensetzung dieses Metalls mit dem Zink, und zwar, wie man glaubt, nach einem pfälzischen Prinzen Rupert, der diese Composition erfunden haben soll.

Prior heißt in den Klöstern der nächste Obere nach dem Abt, und wo kein Abt ist, der oberste Vorgesetzte des Klosters. Denselben Rang hat in Nonnenklöstern die Priorin. — Priorat heißt das Amt und die Würde, auch die Wohnung eines Priors oder einer Priorin. — Großprior ist der erste Ordensherr nach dem Großmeister.

Prior (Mathew), ein ausgezeichneter englischer Dichter, geboren im J. 1664, nach Einigen zu London, nach Andern zu Windborne in Dorsetshire. Nach seines Vaters frühem Tode erzog ihn ein Oheim, welcher ein Weinschenke war. Dieser ließ ihn einige Zeit die Westminsterschule besuchen, und wollte ihn dann in seinem Geschäft gebrauchen. Der Knabe hatte aber eine solche Liebe für das classische Alterthum eingesogen, daß Graf Dorset, ein großer Beschützer der Wissenschaften, der ein Freund seines Oheims war, ihn einst mit dem Horaz beschäftigt fand. Er ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, und war mit der Bescheidenheit sowohl als den Talenten des Knaben so wohl zufrieden, daß er beschloß, ihm eine gelehrte Erziehung geben zu lassen. Prior wurde im J. 1682 in St. Johns College zu Cambridge aufgenommen, im J. 1686 zum Bachelor of Arts promovirt und bald darauf zu einem Mitgliede erwählt. Auf dieser Universität trat er in vertraute Freundschaft mit Charles Montague, nachmaligem Grafen Halifax, mit welchem gemeinschaftlich er The Country mouse and City mouse verfaßte, eine Parodie von Drydens polemischem Gedicht The Hind and Panther, und folglich eine Erklärung ihrer Anhänglichkeit an den Grundsätzen, welche bald darauf die Revolution bewirkten. Im Jahr 1689 kam er nach London, wo er vom Grafen Dorset bei Hofe eingeführt und so nachdrücklich empfohlen wurde, daß er den englischen Bevollmächtigten, welche nach dem Haag zum Congreß abgingen, als Secretär mitgegeben wurde. Mit diesem Posten erhielt er zugleich den Titel eines königlichen Kammerherrn. Bei diesen Geschäften war es natürlich, daß er auch für seine Gedichte den Stoff meistens aus der Politik und der Hofwelt nahm. Eins der bedeutendsten war eine Ode, die er 1695 dem Könige Wilhelm beim Tode der Königin Maria übergab. Seine humoristische Ader zeigte er in einer burlesken Parodie von Boileau's Ode auf die Einnahme von Namur durch

die Franzosen, als König Wilhelm es ihnen wieder entrissen hatte. Im J. 1697 wurde Prior zum Secretär der Gesandtschaft zum ryswicker Friedensschluß ernannt. Nach seiner Rückkehr ging er als Secretär des Lord Lieutenants nach Irland. Im folgenden Jahre begleitete er den englischen Gesandten, Lord Portland, als Secretär nach Paris, und blieb als solcher auch dort bei Lord Jersey. Ludwig XIV. soll ihm viel Wohlwollen und Auszeichnung bewiesen haben, so wenig er auch in seinen Versen geschont worden war. Da Prior jetzt für einen in Staatsangelegenheiten sehr erfahrnen Mann galt, wurde er vom König Wilhelm nach Loo berufen, wo er eine vertraute Zusammenkunft mit diesem hatte, in deren Folge er zum Unterstaatssecretär in Lord Jersey's Departement ernannt und nach Paris geschickt wurde, um dem Gesandten bei den Verhandlungen über den Theilungstractat beizustehn. Im J. 1700 folgte er Locke als Commissionär in dem Board of Trade und 1701 trat er als Repräsentant von East-Grinstead ins Parlament. Die Tories hatten die Oberhand erlangt, und Prior trat jetzt zu ihnen über, um für immer ihr Anhänger zu bleiben. Seinen Eifer für diese Partei bewies er unter andern auch dadurch, daß er sogar für die Anklage der Lords stimmte, welche zu dem Theilungstractat, an dem er selbst Antheil gehabt, die Anweisung gegeben hatten. Die glänzenden Erfolge, womit der Anfang der Regierung der Königin Anna bezeichnet wurde, begeisterten auch ihn, und er besang die Siege von Blindheim und Ramilies. Um dieselbe Zeit gab er einen Band Gedichte heraus, an dessen Schluß sich das bewunderte Gedicht Henry and Emma befindet. Er hatte einigen Antheil an dem Examiner, einer periodischen Schrift von Swift und einigen Andern, und griff ebenfalls den großen Feldherrn an, dessen Siege er verherrlicht hatte. Als die Tories wieder das Uebergewicht erhalten, und Marlborough vom Commando entfernt hatten, wurde Prior nochmals zu diplomatischen Geschäften berufen. Er ging 1711 privatim mit Friedensvorschlägen nach Paris, und brachte Mesnager und den Abbé Gualtier zurück, mit denen er geraume Zeit in seinem Hause zu London ins geheim unterhandelte. Der utrechter Congreß folgte, und als im August 1712 Lord Bolingbroke nach Paris zur Beilegung einiger Streitpunkte geschickt wurde, begleitete ihn Prior. Er blieb in Frankreich als Gesandter zurück, jedoch ohne den Titel zu führen; denn der Herzog von Shrewsbury, der in dieser Eigenschaft dorthin kam, weigerte sich, diesen Titel mit einem Manne von so geringer Geburt zu theilen. Prior besaß indeß das Vertrauen des französischen Hofes, und Ludwig XIV. übergab ihm ein besondres Schreiben an die Königin Anna zu Gunsten des Churfürsten von Bayern. Nach des Herzogs Abreise 1713 nahm er öffentlich den Charakter eines Gesandten an und behielt ihn, bis zu der Thronbesteigung Georgs I., wo der Graf Stair sein Nachfolger wurde. Die Whigs waren jetzt die siegende Partei, und Prior wurde gleich nach seiner Zurückkunft im J. 1715 mit einem Verhaftsbefehl vom Hause der Gemeinen bewillkommt. Er wurde vor einer Commission des geheimen Raths in Rücksicht auf seinen Antheil am utrechter Frieden verhört, und Walpole trug sogar darauf an, ihn wegen Hochverraths anzuklagen, weil er mit dem französischen Bevollmächtigten geheime Zusammenkünfte gehalten habe. Von der im J. 1717 erklärten Amnestie war er ausgeschlossen, und erst später wurde er von der Instanz losgesprochen. Er trat jetzt in den Privatstand zurück, und verwendete seine Muße auf die Vollendung seines längsten Gedichts, „Salomon" betitelt, welches er nebst einigen andern auf Subscription in einem Foliobande herausgab. Lord

Harley überließ ihm den lebenslänglichen Nießbrauch von Downhall in Eſſex. Prior wollte ſein Alter auf die Abfaſſung der Geſchichte ſeiner Zeit wenden, aber eine ſchleichende Krankheit hinderte ihn daran, und endigte im J. 1721 ſein Leben zu Wimpole, dem Wohnſitze des Lords Oxford. Er wurde in der Weſtminſterabtei beerdigt, unter einem Denkmal, für welches er in ſeinem Teſtament 500 Pfund beſtimmt hatte. — Prior gehörte zu den Charakteren, die ohne großen moraliſchen Werth ſich in der Geſellſchaft beliebt machen. Seine Lebensweiſe war unregelmäßig, und obgleich er in den feinſten und vornehmſten Geſellſchaften Zutritt hatte, ſoll ihm doch eine gewiſſe Neigung für gemeine und niedrige Vergnügungen geblieben ſeyn. In ſeinen Schriften findet ſich ein Gemiſch von Ernſt und Unanſtändigkeit, welches wo nicht Immoralität doch Geſchmackloſigkeit verräth. Als Dichter, in welcher Eigenſchaft Prior allein noch gekannt iſt, hat er gegenwärtig nur einen ſehr mäßigen Ruf; dennoch wird er in der Leichtigkeit, eine Geſchichte zu erzählen, kaum von einem ſeiner Landsleute erreicht. Seine Songs und Liebesgedichte ſind im Ganzen elegant und claſſiſch. Als Verskünſtler hat er Verdienſte, aber zu den genialen Geiſtern kann er keineswegs gezählt werden.

Priorität, der Vorzug oder Vorrang, den der Eine vor dem Andern hat. In den Rechten iſt ſie, beſonders bei einem Concurſe, der Vorzug, den ein Gläubiger vor dem andern bei der Zahlung aus des Gemeinſchuldners Vermögen hat; daher **prioritätiſche Foderung**, eine ſolche, welche andern vorgeht.

Priſenrechte machen denjenigen Theil des Seerechts aus, welcher die Geſetze über Wegnahme und Auslöſung oder Loskauf der zur See weggenommenen Kauffarteiſchiffe und Güter enthält. Da das zwiſchen den Engländern und Franzoſen beſtehende practiſche Seerecht die Grundlage aller ſeerechtlichen Verhältniſſe in Europa geworden iſt; ſo richten ſich auch die Priſenrechte ſämmtlicher Seemächte nach den Grundſätzen dieſer beiden Nationen. Die vollſtändigſten Sammlungen des Seevölkerrechts, il Consolato del Mare etc. Amsterdam 1723, 4. und von **Martens** Geſetze und Verordnungen der einzelnen europäiſchen Mächte über Handel, Schifffahrt und Aſſecuranzen ꝛc. enthalten auch die Priſenrechte.

Prisma heißt in der Geometrie ein oblonger Körper, der von mehr als vier Flächen eingeſchloſſen iſt, und deſſen Grundflächen gleich und parallel ſind. Ein Prisma entſteht daher, wenn man eine geradlinige Figur an einer geraden Linie unter gleichem Winkel hinbewegt. Iſt dieſe Figur ein Dreieck, ſo nennt man das entſtehende Prisma ein dreieckiges, iſt ſie ein Viereck, ein viereckiges u. ſ. w. Aus der Entſtehung des Prisma wird klar, daß es zwei gleiche und entgegengeſetzte Grundflächen hat, und von ſo vielen Parallelogrammen eingeſchloſſen wird, als die Grundfläche Seiten hat. Jedes dreieckige Prisma läßt ſich in drei gleiche Pyramiden theilen. — In der Optik bedient man ſich zu den Verſuchen über die Lichtſtrahlen und Farben eines gläſernen Prisma, d. h. eines ſenkrechten, dreiſeitigen, reinen und cryſtallhellen Glaſes, deſſen Seiten möglichſt eben geſchliffen und polirt ſind, oder auch eines Prisma, das aus geſchliffnen Glasplatten zuſammengeſetzt, an den Grundflächen mit zwei dreieckigen meſſingnen Platten bedeckt und inwendig mit Waſſer oder einer andern weißen durchſichtigen Flüſſigkeit ausgefüllt iſt. Alle eckigen Stücke Glas, alſo auch die Prismen, färben die durchgehenden Lichtſtrahlen und zeigen alle Farben des Regenbogens. Dies war ſchon den Alten bekannt, nur wußten ſie die

Erscheinung nicht weiter zu erklären. Erst Grimaldi vermuthete, daß das Licht bei seinem Durchgange durch das Glas eine Brechung erleide, und daß durch diese Brechung die Farben veranlaßt würden. Endlich stellte Newton seine wichtigen Versuche an, von denen, so wie von Göthe's Versuchen, unter dem Artikel Farbenlehre gesprochen worden ist.

Privatrecht, das Recht (ein einzelnes oder ein Inbegriff mehrerer), welches bloß die Verhältnisse und Geschäfte einzelner Personen betrifft, ferner die Gesetze, welche sich auf diese Verhältnisse und Geschäfte beziehen, und endlich die Theorie dieser Rechte oder das wissenschaftliche System der Gesetze, die sich auf die Verhältnisse der einzelnen Bürger unter einander (den Privaten) beziehen. Man unterscheidet das allgemeine oder natürliche Privatrecht, welches einen Theil des Naturrechts ausmacht, und eine philosophische Gesetzgebung für die Verhältnisse der einzelnen Menschen unter einander, oder nach andern, der Bürger unter einander, enthalten soll (s. den Art. Civilrecht), von dem positiven Privatrecht, welches man vorzugsweise unter diesem Namen versteht, und auf den speciellen Gesetzen eines besondern Staats beruht. Zwar redet man auch von einem Privatrecht der Fürsten, allein dieses ist der Inbegriff derjenigen Rechte und Verbindlichkeiten, welche der Fürst nicht als Regent, sondern als Mitglied des Staats als Staatsbürger besitzt (z. B. wenn er ein Testament über ein Mobiliarvermögen macht, Contracte mit einem andern Staatsbürger eingeht), und unterscheidet sich nur gleichsam als Ausnahme von dem geltenden Privatrecht in gewisser Hinsicht (z. B. kann der Regent alle Solennitäten bei seinem Testamente unterlassen). Das in Deutschland geltende Privatrecht begreift unter sich das deutsche Privatrecht im allgemeinen, als den Inbegriff der Rechte, welche den Privatpersonen in Deutschland in Hinsicht auf ihre Geschäfte und Verhältnisse unter einander zukommen, und es ist römisches oder deutsches Privatrecht im engern Sinne; ferner das Lehnrecht (Inbegriff oder Wissenschaft der rechtlichen Bestimmungen, welche sich auf die in Deutschland vorhandenen Lehnsverhältnisse beziehen), und das Kirchenrecht (Inbegriff der Wissenschaft der den deutschen Kirchen und ihren Gliedern zukommenden Rechte). Das deutsche Privatrecht im engern Sinne ist dem Umfange nach gemeines (das in der Regel in ganz Deutschland Anwendung leidet), und particuläres, welches sich bloß auf einzelne Theile Deutschlands bezieht, und wieder Provinzial- oder Localrecht ist, den Zeitperioden nach älteres, mittleres und neueres. In den neuesten Zeiten verdrängen die besondern Gesetzbücher, welche in den einzelnen deutschen Staaten eingeführt werden, das gemeine deutsche Privatrecht immer mehr, und es bleibt endlich nur in Gewohnheiten und in der Theorie zurück. (S. Rundens Grundriß des deutschen Privatrechts.)

Privilegium, eine von dem Landesherrn Jemanden für alle künftige Handlungen einer gewissen Art verliehene Ausnahme vom gemeinen Rechte. Privilegien sind 1. realia oder personalia, je nach dem sie einer Sache oder einer Person verliehen sind; 2 gratiosa, oder onerosa, je nach dem man sie umsonst erhält, oder etwas dafür bezahlen muß; 3. favorabilia oder odiosa, je nach dem sie dem Inhaber zum Nutzen oder Schaden gereichen. — Privilegium canonis ist der vorzügliche Schutz, den die catholischen Geistlichen dadurch genießen, daß der, welcher an einem Clericus Hand anlegt, mit der Excommunication bestraft wird, welche nur der Papst wieder heben kann. — Pri-

vilegium de non appellando war unter der ehemaligen deutschen Reichsverfassung das vom Kaiser ertheilte Recht einiger Reichsfürsten, daß von ihren Landesgerichten nicht an die Reichsgerichte appellirt werden konnte, oder doch nur unter besondern Umständen. Es war daher illimitatum und limitatum. — Privilegium electionis forl war das einigen Reichsständen zustehende Recht, als Beklagte zwischen ihren mehrfachen Foris zu wählen.

Probe heißt die Privataufführung eines Tonstücks oder Schauspiels, welche dazu dient, die Ausführer desselben sowohl mit dem Ganzen als mit allen einzelnen Details bekannt zu machen und sie in den Stand zu setzen, vollkommen angemessen, übereinstimmend und in einander greifend das auszuführende Werk zu executiren. Solcher Proben werden mehrere gehalten; bei einem Schauspiele zuerst eine Leseprobe, um sich zu überzeugen, daß die Rollen richtig ausgeschrieben sind, dann einige vorläufige (ohne Decoration und sonstiges Außenwerk) und eine Hauptprobe; bei einem Musikstück zuerst eine Quartettprobe, um die Hauptinstrumente, die gleichsam die Grundlage sind, einzuüben, dann so viele Proben mit dem vollen Orchester, als nöthig sind, um die Musiker mit allen Nüancen des Vortrags vertraut zu machen.

Probieren, Probierkunst, die Kunst, Gold und Silber, rohes, verarbeitetes oder geprägtes, zu untersuchen, um den Gehalt, d. h. um zu erfahren, wie viel edles Metall und wie viel Zusatz die Masse enthält. Die Goldschmiede bedienen sich dazu der Probiernadeln, welche lange und schmale Stückchen Metall von verschiedener, aber genau bekannter Mischung sind. Diese sowohl als die zu prüfende Masse streicht man auf den Probierstein und vergleicht diese Striche. Für das Gold hat man 24 Nadeln, nach den 24 Caraten der Feinheit des Goldes; und da der Zusatz weiß oder roth, d. h. Silber oder Kupfer seyn kann, so werden sie auch danach verschieden eingerichtet. Für das Silber hat man 16 Nadeln, nach den 16 Loth der Feinheit des Silbers.

Problem, eine Aufgabe, zweifelhafte Frage, die noch zu untersuchen ist.

Procession, öffentlicher Reihengang, ein festlich geordneter Aufzug mehrerer Personen in der römisch-catholischen Kirche; ein feierlicher Gang der Geistlichkeit und des Volks um Altäre, Kirchen oder auf den Straßen, unter Herumtragung religiöser Gegenstände und Absingung von Hymnen, Psalmen und Gebeten, um Gott oder den Heiligen für etwas zu danken, oder von ihnen etwas zu erbitten. Man nennt dergleichen Bittgänge auch bisweilen Kreuzgänge, weil man gewöhnlich Kreuze und Fahnen dabei herumträgt. Werden sie nach einem entfernten heiligen Orte, wo sich ein Marien- oder Heiligenbild befindet, unternommen, so heißen sie Wallfahrten oder Betfahrten, welche sonst auch häufig nach Jerusalem gemacht wurden, um Vergebung der Sünden am heiligen Grabe zu erflehen. Processionen, ein Theil des symbolisirten Naturcultus, waren schon bei den ältesten heidnischen Völkern üblich. Man trug dabei allerlei Sachen, welche zu Symbolen dienten, herum. Man ging z. B. um besäete Felder, und besprengte sie mit geweihtem Wasser, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern, und sie vor Schaden zu bewahren. Die Feste, welche die Griechen und Römer zu Ehren des Bacchus, der Ceres, Diana und andrer Gottheiten anstellten, waren ebenfalls mit feierlichen Aufzügen begleitet, wo die Vortragung der Bilder derselben gewöhnlich den Anfang machte. Noch jetzt sind Processionen bei den meisten heidnischen Völkern üblich. Kämpfer beschreibt in seiner Geschichte von Japan eine Procession, welche

ie Priester zu Nangasaki zu Ehren ihres Götzen, des Schutzheiligen
er Stadt, zu halten pflegen, mit den dabei gewöhnlichen Ceremonien.
Seit der Zeit des heiligen Ambrosius, der im 4ten Jahrhundert Bi-
chof zu Mailand war, kamen Processionen auch in der christlichen Kir-
he auf. Eine unverbürgte Erzählung schreibt ihre Einführung dem Bi-
chof Mamertus zu Vienne in Frankreich zu. Es entstand nämlich in
er Osternacht, als er eben Gottesdienst hielt, eine Feuersbrunst; das
Volk eilte, um derselben Einhalt zu thun, aus der Kirche, er aber blieb
llein zurück, bat Gott, vor dem Altare kniend, um Abwendung der
Gefahr, und that zugleich das Gelübde, öffentliche Processionen anzu-
tellen, wenn sein Gebet Erhörung fände. Das Feuer ward bald ge-
öscht, und der fromme Bischof bestimmte, mit Einwilligung des Raths
nd der Bürgerschaft, drei Tage vor dem Feste der Himmelfahrt Chri-
ti zu dieser Feierlichkeit. Andere Ortschaften folgten seinem Beispiel;
o wurden die Bittgänge nach und nach in der ganzen catholischen Kir-
he eingeführt, und später durch Gesetze sanctionirt. Der Papst Gregor
VII. soll die vierte am Feste des heiligen Marcus gewöhnliche Proces-
ion eingeführt haben. Nie waren wohl diese öffentlichen Umgänge häu-
iger, als zur Zeit der sogenannten heiligen Ligue in Frankreich (von
574 - 1589), wo der Religionshaß der Catholiken gegen Heinrich III.
nd die Hugenotten bis zur höchsten Wuth der Schwärmerei gestiegen
ar. Die Pariser insonderheit hielten mit Geistlichen, Mönchen und
Musikchören an ihrer Spitze, zur Versöhnung des Himmels und zur Her-
tellung der Ruhe, d. h. zur Vertilgung der Hugenotten, Tag und Nacht
uf den Straßen und in den Kirchen Processionen, wobei sie Wachs-
erzen, Kreuze und Reliquien von Heiligen umhertrugen, und Verwün-
chungen gegen den König ausstießen, indem sie unter andern riefen,
aß Gott das Geschlecht der Valois gänzlich ausrotten möchte. Da
ie auch zur Nachtzeit nicht ausgesetzt wurden, so fielen dabei nicht sel-
en die ärgerlichsten Auftritte vor. Priester waren die Urheber dieses
fanatismus. Sie predigten Uneinigkeit, Aufruhr und Mord, und ihre
Wuth ging so weit, daß sie bei Lesung der Messe wächserne Bilder,
elche Heinrich III. ähnlich wären, auf den Altar stellten, und sie in
er Gegend des Herzens mit Aussprechung gewisser magischer Worte,
odurch sie seinen Tod zu befördern glaubten, durchstachen. Der Kö-
ig war unschlüssig, welche Partei er ergreifen sollte, und stiftete, um
ich bei den Catholiken beliebt zu machen, im J. 1583 in Paris die
Brüderschaft der Büßenden, welche die angesehensten Personen, und
elbst den König von Navarra (in der Folge Heinrich IV.), und die
Königin Maria von Medicis, zu ihren Mitgliedern zählten, und nach
er Farbe ihrer Kleidung die weißen, schwarzen, blauen Büßer u. s. w.
enannt wurden. Die erste Procession dieser Brüderschaft hatte am
Tage der Verkündigung Mariä Statt. Gegen vier Uhr Nachmittags
egaben sich die Mitglieder derselben in Säcken von weißer Leinwand
ehüllt, paarweise aus dem Augustinerkloster nach der Kirche Notre
Dame. Der König war ohne Garden und ohne alle Auszeichnung. Der
Herzog von Mayenne machte den Ceremonienmeister, der Cardinal von
Guise trug das Kreuz, und die Sänger, ebenfalls als Büßende gekle-
et, sangen Litaneien nach einförmigen Melodien. Ob es gleich den
anzen Zug stark regnete, so war doch die Andacht zu groß, als daß
er Regen die Ceremonie hätte unterbrechen können. Am folgenden Ta-
e ahmten die Pagen und Hoflakeien diese Procession im Louvre nach,
ndem sie sich das Gesicht mit ihren Schnupftüchern, in welche sie Lö-
her zum Durchsehn gemacht hatten, bedeckten. Allein Heinrich III.

wurde über die Nachäfferei so entrüstet, daß er 120 dieser falschen Büssenden auspeitschen ließ. Durch Verbreitung richtiger Religionsbegriffe hat in unsern Tagen der Eifer, fremde heilige Oerter zu besuchen, um daselbst den Himmel zu versöhnen, ziemlich nachgelassen; man sieht ein, daß dieser Zweck eben so gut zu Hause durch gute Werke und eine verständige Andacht erreicht werden kann; auch ist die Gewohnheit, Processionen an seinem Wohnorte zu halten, in den meisten europäischen Ländern sehr in Abnahme gekommen. Mr.

Proconsul, bei den Römern eine außerordentliche Magistratsperson, welche die Provinzen regierte. Anfangs wurde die Verwaltung der Provinzen von Prätoren besorgt, in der Folge aber von Proconsuln und Proprätoren nebst ihren Gehülfen, den Quästoren und Legaten. Den Namen Proconsul und Proprätor aber bekam ein Consul und Prätor, wenn er nach Verlauf seiner Amtszeit sich in eine Provinz zu deren Verwaltung begab. Als nämlich das römische Reich einen ansehnlichen Zuwachs an Ländern bekommen hatte, wurde durch ein Gesetz des C. Sempronius Gracchus festgesetzt, daß von den consularischen und prätorischen Comitien der Senat zwei Provincias consulares und sechs praetorias bestimmen sollte, über welche denn die erwählten Consuln und Prätoren wenige Tage nach dem Antritt ihres Amts loosen oder sich vergleichen mußten. Seitdem war keine jedesmal neue Verordnung des Volks nöthig, wenn ein Magistrat in eine Provinz geschickt werden sollte, sondern die Consuln und Prätoren waren von jetzt an nach der festgesetzten Ordnung auch die Statthalter derselben. Die Geschäfte des Statthalters in der Provinz betrafen die Verwaltung der Jurisdiction, die Sorge für die übrigen Angelegenheiten der Provinz und das Commando der Truppen, welche sich etwa daselbst befanden. Die Zeit war gewöhnlich auf ein Jahr beschränkt, bisweilen wurde sie auf zwei, aber selten auf drei und mehrere Jahre ausgedehnt. Nach seiner Rückkehr nach Rom war der Statthalter verbunden, binnen 30 Tagen sowohl über seine Verwaltung als über den Zustand der Provinz Bericht zu erstatten. Hatte er sich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen erlaubt, so konnte er deßhalb vor Gericht angeklagt werden, und zwar Repetundarum, wenn er Geld oder Geschenke erpreßt, Peculatus, wenn er öffentliche Gelder veruntreut, oder criminis majestatis wenn er die Armee gemißbraucht hatte. Dennoch wurden die Provinzen im Ganzen auf vielfache Weise bedrückt und gemißhandelt (vergl. Provinz).

Procopius, s. d. Art. Hussiten.

Procris, des Erechtheus Tochter, und Gemahlin des Cephalus. Ovid erzählt von diesem Paare folgendes: Von Aurora mißtrauisch gemacht auf seine Gemahlin nahte sich ihr Cephalus in verwandelter Gestalt, versuchte ihre Treue und brachte sie endlich zum Wanken. Sie aber erkannte ihn und entfloh in die Wälder, aus denen anhaltendes Flehen sie endlich zurückbrachte. Als Zeichen der Versöhnung schenkte sie ihm den Hund Lälaps, dem nie ein Wild entging, und einen Speer, der nie fehlte und jedesmal zurückkehrte. Einst ruhte er ermüdet von der Jagd im Walde, und rief die Lüfte an, seine Gluth zu kühlen. Procris, der man hinterbrachte, er rufe eine Nymphe, schlich heran; Cephalus aber, der ein Wild im Gebüsche vermuthete, entsandte seinen Speer, und tödtete so seine Gattin mit ihrem eignen Geschenke.

Procrustes, der Verstümmler, ein Unhold in Attika, der zwei Bettstellen hatte, eine kurze und eine lange. War der bei ihm einkehrende Gast von kleiner Statur, so führte ihn der Bösewicht beim Schlafengehen zu der langen Bettstelle, und dehnte und reckte ihn, unter dem

Vorwande, dem Gaste das Bette anzupassen, so lange, bis ihm die Seele ausfuhr. War hingegen der Gast lang, so brachte er ihn zur kurzen Bettstelle, und metzelte und stümmelte so viel von ihm ab, bis er hineinging. Endlich kam Theseus zu ihm und that ihm, wie er Andern gethan hatte.

Procurator, überhaupt jeder Geschäftsverweser oder Bevollmächtigte zur Besorgung fremder Angelegenheiten; daher ertheilten die Römer diesen Namen den Aufsehern über Landgüter, den Sachwaltern der Inselnbesitzer, und den Verwaltern der Einkünfte des Kaisers, des Senats und der Bürger in den Provinzen, welche auch bisweilen die Stelle der Statthalter, besonders in kleinern Provinzen oder in solchen vertraten, welche einen Theil der größern ausmachten, wie Pontius Pilatus in dem zur Provinz Syrien gehörenden Judäa. Das ältere römische Recht ließ nur in drei Fällen Procuratoren zu, nämlich in Sachen, welche das Volk, die Freiheit und die Vormundschaft betrafen. In der Folge aber, da man die Einschränkung, sich nicht durch Andere vertheidigen zu können, lästig fand, wurden procuratores ad negotia eingeführt, welche bloß bei den Richtern die Streitsachen der Parteien, anfangs unentgeldlich, später aber gegen eine Belohnung, betrieben und denselben Nachricht davon gaben. Als das steife Formularwesen erweitert ward, erlaubte man rechtskundigen Personen (cognitores juris), die Prozesse Anderer unter der merkwürdigen Einschränkung zu führen, daß sie Eigenthümer derselben wurden, d. h. sie in ihrem eigenen Namen führten; und unterschied sie von den Procuratoren, welche die Privatangelegenheiten abwesender Personen ohne deren Auftrag besorgten. Jetzt versteht man aber unter Procurator denjenigen, welcher von einem Andern durch eine Vollmacht den Auftrag erhalten hat, gerichtliche und außergerichtliche Geschäfte für ihn zu besorgen, wenn er sich denselben aus irgend einer Ursache nicht selbst unterziehen kann. Da er den Eigenthümer der Rechtssache vorstellt, und sie in dessen Namen leitet, so ist er verbunden, beim ersten Termin durch Beibringung einer Vollmacht, die an manchen Orten eine gerichtliche seyn muß — welches man die Legitimation zum Prozeß nennt — zu beweisen, daß er von demselben zur Besorgung seiner Angelegenheiten bestellt sey, oder in Ermangelung derselben Caution zu leisten, daß er, wenn sein Mandant nicht alle seine Handlungen genehmigen sollte, dem Gegentheil den daraus entstehenden Schaden ersetzen wolle. Obgleich ein Rechtsgelehrter und Procurator in Einer Person vereinigt seyn können, so ist doch dieses in der Regel nicht erforderlich, da jeder, welcher die Geschicklichkeit zur Verwaltung fremder Geschäfte besitzt, und nach den Gesetzen dazu befugt ist, das Aeußere eines Prozesses besorgen kann, wohin z. B. gehört, daß er die einzureichenden Prozeßschriften unterschreibt, und für die Uebergabe derselben zur rechten Zeit Sorge trägt, daß er bei Ablegung eines Eides gegenwärtig ist, auf die gehörige Abwartung der Termine Acht hat, die Bekanntmachung einer Sentenz anhört, Geld in Empfang nimmt u. dergl. Der Procurator, welcher ohne besondere Erlaubniß keinen andern substituiren darf, ist verpflichtet, die Angelegenheit seines Vollmachtgebers mit gewissenhafter Treue zu besorgen, die Gränzen seines Auftrags nicht zu überschreiten, und ist er durch eine generelle Vollmacht zur Verwaltung aller gerichtlichen und außergerichtlichen Geschäfte bestellt, nur solche Handlungen zu unternehmen, welche offenbar zum Vortheil des Committenten gereichen, und von welchen zu vermuthen ist, daß sie dieser selbst unternommen haben würde. Nach Vollendung seiner Geschäftsführung muß er Rechnung ablegen, und

kann die dabei gemachten Ausgaben, wenn sie nothwendig waren, zurückfordern; auch giebt ihm die Praxis Ansprüche auf ein Honorar für seine Mühe. Haben mehrere Personen das Geschäft eines Andern übernommen, so sind sie, alle für einen und einer für alle, in Rücksicht der Folgen ihrer Handlungen verantwortlich, wenn nicht etwas Anderes bestimmt worden ist. — Den von einer Gemeine bestellten Procurator nennt man Syndicus, er mag nun auf immer für die Leitung aller bei derselben entstehenden Streithändel ernannt worden seyn oder nicht. — In Klöstern heißt der Conventual, welcher die ökonomischen und andern weltlichen Angelegenheiten des Klosters zu besorgen hat, der Pater Procurator oder Klosterschaffner. — Durch einen Procurator oder Stellvertreter vermählen sich fürstliche Personen, wenn der Bräutigam einem Vornehmen von Adel den Auftrag gibt, sich seine entfernte Braut in seinem Namen antrauen zu lassen, welches mit besondern Feierlichkeiten geschieht; und dieser Trauungsact hat die nämliche Gültigkeit, als wenn der wirkliche Bräutigam in Person gegenwärtig gewesen wäre. — Generalprocurator wurde vor der Revolution in Frankreich derjenige genannt, welcher beim Parlament und bei den andern hohen Gerichtshöfen die Sachen, welche das Interesse des Königs betrafen, entweder selbst vortrug und betrieb, oder durch die Generaladvocaten besorgen ließ. Auch die Königin und königlichen Prinzen hatten ihre Generalprocuratoren. — Procurator von St. Marco war der Titel der vornehmsten Staatsbeamten oder Senatoren in der ehemaligen Republik Venedig. Außer den neun wirklichen Procuratoren, aus welchen der Doge gewählt wurde, gab es noch viele Titularprocuratoren, welche diese Würde mit den größten Summen bezahlten, da sie von dem venetianischen Adel wegen des damit verbundenen Ranges sehr gesucht wurde. Mr.

Prödromus, der Vorläufer, ein gewöhnlicher Titel bei einer solchen Schrift, die vor dem Verfasser als vorläufig herausgegeben wird, um einen Begriff von dem zu geben, was er in einem spätern Werke ausführlicher zu behandeln gedenkt.

Profan, unheilig, weltlich, auch uneingeweiht in gewisse Mysterien oder Geheimnisse. Daher Profangeschichte, die weltliche Geschichte, im Gegensatz der Kirchengeschichte; Profanautoren, Profanscribenten, die griechischen und römischen Schriftsteller, im Gegensatz der biblischen und kirchlichen.

Profeß, das Ordensgelübde, welches der Klostergeistliche nach überstandenen Noviciatjahren ablegt.

Profil nennt man den Umriß des menschlichen Angesichts, scharf von einer Seite betrachtet. Sehr bedeutend sind die Züge des Charakters im Profil des Gesichtes ausgesprochen; was im vollen, von vorn betrachteten Antlitz uns oft durch vorschwebende Rundung, blühende Farbe, liebliches Lächeln täuschen kann, wird im scharfen Profil von seinem Zauber entkleidet, und spricht nach dem echten Geisteswerthe an, oder erscheint uns leer und unbedeutend. Doch gehört ein geübtes Auge dazu, um hierbei gerecht zu seyn; das Bestimmte tritt im Profil leicht zu grell, das Zarte zu schwach hervor; nur wo die reinste Harmonie verbunden mit Uebergewicht des Geistigen über das Sinnliche herrscht, wird das Profil schöner und interessanter seyn, als die Physiognomie von vorn. Für den Künstler ist es am leichtesten, in dem Profil die Aehnlichkeit recht treffend zu erhaschen, aber mit seltner Zartheit und Uebung muß seine Hand diese Linie zu zeichnen vermögen, wenn er weder übertreiben noch verflachen will; Caricatur scheint dem ungeprüften

Urtheil leicht befriedigend und ähnlich, da hingegen das Kennerauge eine haarscharfe Abweichung oft schon beim Profil sehr störend findet. Aus jener scheinbaren Leichtigkeit entstand das gewaltige Unwesen, welches überall mit Schattenrissen und Silhouetten getrieben wurde. Wir wollen hier mit wenig Worten die Züge charakteristisch durchgehen, die der Zeichner des Profils mit dem Schwung einer Linie treffen soll, um zu fühlen, wie schwierig hier das Gelingen ist. Wie bedeutend ist schon die Hauptform des Schädels! Man schauert, wenn man sich das Rund umschrieben denkt, in dem eine Schöpfung wohnt, in dem Ein Blitz, der aus dem innern Chaos flammt, eine Welt erleuchten und befruchten, oder sie verwüsten und zerschmettern kann! Die nordischen Völker nannten den Himmel Ymers Haupt und träumten ihn aus dem Schädel des Götterriesen gewölbt, und, nennt man mit Recht den kleinen Menschen einen Inbegriff der weiten Schöpfung, so ist wohl die Aehnlichkeit jenes gewölbten Domes unsers Hauptes nirgendswo zu suchen als dort, wo das unermeßliche Blau über Dunst und Wolken ein Abgrund wird, den nur Gottes Hand umspannt, nur sein Geist durchweget. Hier ist trotz des gallischen Systems doch alles Tiefe und Geheimniß, obgleich es uns scheint, daß bei anstrengender Arbeit wir die Kräfte der Sinne und Lebensgeister näher ihren Pforten und ihrer Tafel, den Augen und der Stirne, fühlen, die ewigern Kräfte hingegen näher dem Mittelpunkte, indem das Hintertheil des Hauptes der festen Wand gleicht, die dem ganzen Spiele der Sinnen und Gedanken Rückhalt verleiht. Die Gottheit selbst hat diese heilige Höhe, den Olympus und Libanon unsers Körperbaues, als die Werkstätte ihrer geheimsten Wirkungen, mit einem Haine, dem Haar, bedeckt, dessen Wehen und Schwingung wieder bedeutend wird. Dürfte man die schwerherabsinkenden ambrosischen Locken Jupiters mit dem kurzen krausen Haar des Hercules vertauschen, ohne ihren ganzen Ausdruck zu zerstören? Der Koran erzählt, als Mahomed ins Paradies kam, sah er Moses mit Haaren wie Feuerflammen, den göttlichen Jesus aber, als ob Milch und Wasser des Lebens ihm auf die Schultern flösse. Das Leuchten des Angesichts zeigt sich nun besonders auf der Stirne; hier thront der Sinn im reinsten Verstand. Hinter dieser spanischen Wand singen alle Grazien, oder hämmern alle Cyklopen; hier wohnen Licht und Freude, oder Beschränkung, Angst und Bosheit, klarer Seelenfriede und Himmelssinn, oder trübe Erdensorge. Wo sich die Stirn herunterſenkt, scheint der Sinn in den Willen überzugehn. Als Juno den Herkules im Olymp sahe, mußte sie wohl zuerst durch den Knoten seiner Stirn versöhnt und gerührt werden, denn durch alle Sorgen, Gefahren und Kümmernisse hatte sie ihm diesen so aufgeballt. Hier ist's, wo sich die Seele zusammenzieht zum kräftigen Widerstande gegen alle Gewalten der Erde und der Zeit. Oft sieht man schon an Säuglingen eine Spur dieses Knotens, und ihr Schicksal prägt sich ahnend darin aus, obschon das aufgeschlagene Buch, ihre runde, lichte Stirn, noch kein Wort davon weiß. Unter der Stirne steht ihre schöne Gränze, die Augenbraune; ein Regenbogen des Friedens, wenn sie sanft ist, ein gespannter Bogen der Zwietracht, wenn sie dem Himmel über sich Zorn und Wolken sendet. In jedem Fall also Verkünderin der Gesinnung, Bote des Himmels zur Erde. Hier wohnen Engel in jedem friedlichen, sanften Härchen, oder Flammen steigen auf struppigen Borsten empor. Kein Wink kann dem Menschenkenner anziehender seyn, als hier ein scharfer, festbestimmter und dennoch sanft geschwungener Winkel zwischen Stirn und Auge. Er gibt dem Profil einen unaus-

sprechlich interessanten Zug, und ist der Hügel, auf dem sich Genien und Grazien sonnen, um sich in die Strahlenquelle des schattenumgränzten, lieblichen Auges zu tauchen. Das griechische Profil, wo die Nase sich in gerader, edler Linie an die Stirn anschließt, ist weltberühmt, und wer fühlte nicht den Unterschied zwischen dieser unzerstückten, erhabenen Form, gegen jene, wo die Nase mit ihrer Wurzel tief unter die Stirn gebogen, gleichsam einen dürftigen Anfang hat, und der Lebensodem sich durch enge Höhlen bis zur Seele durchwinden muß. Die Nase gibt dem ganzen Gesicht Haltung und entschiedene Bedeutung, sie ist die Linie der Festigkeit und gleichsam das Scheidegebirge des Antlitzes. — Nichts an ihr der Lebenathmenden, ist unbedeutend für Geist und Charakter. Beim Profil sind die Augen nur tastbar als Pforten der Seele und Brunnen des Lichts und Lebens zu betrachten. Nur eines kann uns sichtbar seyn, aber dessen Form und Schnitt bleibt auch hier höchst bedeutend. Und wie verschieden ist es, ob die Schläfe eingesunkene Grabhöhlen, oder zarte Ruhestätten sind, auf denen der Finger des Blutes und Lebens schlägt. Ueberhaupt ist die Gegend, wo Augenbraune, Nase und Auge sich schließen, die Stelle des Winkes der Seele in unserm Gesicht, des Willens und practischen Lebens. — Den edlen, tiefen, verborgenen Sinn des Gehörs hat die Natur seitwärts gesetzt und halb verhüllt; der Mensch sollte nicht mit dem Antlitz für Andere, sondern mit dem Ohre für sich hören. Zartheit, Ausarbeitung und Tiefe ist seine Zierde. Endlich kommen wir zum Untertheile des Gesichts, den die Natur bei den Männern sinnig mit einer Wolke umgab. Hier sind die Züge zur Nothwendigkeit des Lebens, die Buchstaben der Sinnlichkeit im Gesicht. Jeder fühlt, wie viel die Oberlippe und der Uebergang von der Nase in dieselbe, über Geschmack, Neigung, Gemüth- und Liebesart eines Menschen entscheide; wie sie der Stolz und Zorn krümme, die Feinheit spitze, die Gutmüthigkeit runde, die Verschlossenheit schmälere, die Ueppigkeit welke, wie an ihr mit unbeschreiblichem Zuge Liebe und Verlangen, Sehnsucht und Innigkeit hangen, und die Unterlippe nie nur schließe und trage, ein Rosenkissen, auf dem die Krone des Sieges und der Gemüthsherrschaft ruht. Wie sich der Mund schließt und öffnet, wie die Zähne sich reihen und formen, wie die Kinnbacken sich gestalten, ob alles sich üppig und schlaff zum thierischen Nahrungswerkzeug bildet, oder zur Lieb- und Ueberredungduftenden Rose, dies ist entscheidend für eine Physiognomie. Ein reiner, zarter Mund gehört zu den lieblichsten Empfehlungen; denn, wie die Pforte, ahnet man, sey auch der Gast, der heraustritt, das Wort des Herzens und der Seele. Hier ist der Kelch der Wahrheit, der Becher der Liebe und zartesten Freundschaft. Das Kinn und der Kinnknochen zeigt viel von der Wurzel der Sinnlichkeit im Menschen, ob sie fest oder leicht sey, und mit welchen Banden er gleichsam an die Erde gekettet ist. Ob es sanft gerundet und gebogen, ein freundlicher Schlußstein des Gebäudes ist, oder sich eckig hervordrängt oder thierisch verkriecht, wird furchtbar merkwürdig. Süßer Scherz, holde Gemüthlichkeit können hier reizend thronen, aber, ist es mißgestaltet, so scheint es auch, als habe die Natur den Kopf an dieser Handhabe fassend, ihn gebildet, und nachher zornig hinweggeschleudert. Der Bart ist eigentlich höchst bedeutend, und schließt mahlerisch das Antlitz gleichsam in einen Lockenrahmen ein; für den edlen charakteristischen Ausdruck der Männer ist sein Entbehren sehr zu bedauern. Wir können nun leicht schließen, wie schwierig es seyn muß, ein so reiches Leben in die Figur einer

Linie zu bringen, und dieser wieder Geist und Seele einzuhauchen. Auch an andern Gegenständen nennt man den von einer Seite betrachteten Durchschnitt derselben ihr Profil, z. B. in der Baukunst. Wl.

Prognosticon, die Vorhersagung, Weissagung. Jemanden das Prognosticon stellen, heißt, ihm sein Schicksal vorhersagen, es geschehe nun aus vernünftigen oder abergläubischen Gründen. — Auch heißt Prognosticon eine Art Wetterglas, welches das Wetter 24 bis 36 Stunden (durch das Trübewerden der Flüssigkeit, womit es gefüllt ist, und in welcher sich ein Bodensatz befindet) angeblich vorher anzeigen soll.

Programm heißt auf Universitäten und Gymnasien eine öffentlich angeschlagne oder ausgetheilte Einladungsschrift zu irgend einem feierlichen Actus, als einer Disputation, Promotion, Habilitation, Prüfung u. s. w.

Progression heißt jede nach einem bestimmten Gesetze fortlaufende Zahlenreihe, wie z. B. 5, 8, 11, 14 u. s. w. jede folgende Zahl immer um 3 Einheiten wächst. Eine solche Reihe, in der jedes nächstfolgende Glied um dieselbe bestimmte Größe (Differenz) zu oder abnimmt, heißt eine arithmetische. Eine andre Art sehr wichtiger Reihen sind die geometrischen, wo jedes Glied immer ein vielfaches des nächstvorhergehenden, oder auch umgekehrt ist; wie z. B. 2, 4, 8, 16, wo dieses Vielfache, welches der Exponent genannt wird, die Zahl 2 ist.

Projection. Wird eine genaue perspectivische Zeichnung irgend eines Gegenstandes verlangt, so hat man sich von dem angenommenen Standpunkte aus Gesichtslinien durch den Gegenstand zu denken, welche die zur Zeichnung bestimmte Ebene oder Tafel, die Projektionsebne, in bestimmten Punkten schneiden: und diese Punkte in der Ebene sind die Projectionen jener Punkte im Raume. Hiervon wird vorzüglich bei Entwerfung der Landcharten Gebrauch gemacht. Nimmt man z. B. zur Entwerfung eines Planisphäriums der Erde das Auge im Pol und den Aequator zur Projectionsebene an, so erhält man eine Polarprojection der Erdhalbkugel. Und eben so werden andre Projectionen erhalten, je nachdem ein andrer Standpunkt oder eine andre Entwurfsebene angenommen wird.

Prolegomena, ein griechisches Wort, welches so viel bedeutet wie Einleitung, Vorrede, Vorerinnerung.

Prolog, in der dramatischen Poesie eine Rede, welche dem Stücke selbst, d. h. der eigentlichen Handlung vorausgeschickt wird. Sie ist bald versificirt, bald in Prosa abgefaßt, wird bald von einer, bald von mehreren Personen gesprochen. Bei den Alten nannte man den Schauspieler selbst, welcher diese Rede sprach, den Prologus (Prologos); und wurde gewöhnlich wie eine Person des Stücks betrachtet. So erscheint in des Plautus Amphitryon Mercur als Prologus, und der Prolog im obigen Sinne machte einen, freilich oft nur zufälligen Theil des Schauspiels aus. Der Prolog kann nach unsrer Ansicht einen dreifachen Gegenstand haben. Entweder nämlich 1. kann er die Fabel des Stücks selbst betreffen und bestimmt seyn, dem Zuschauer dieselbe zu erklären, oder bis dahin zu erzählen, wo die Handlung ihren Anfang nimmt. Hier ist der Prolog im eigentlichen Sinne Einleitung, er soll den Zuschauer auf die Handlung vorbereiten, so daß dieser den Faden derselben leichter zu verfolgen, und die historischen oder mythischen Beziehungen des Styls zu verstehen vermag. Ob der dramatische Dichter diesen Zweck auch ohne Prolog erreichen könne, ist eine andre Frage, die nur nach den besondern Fällen entschieden werden kann. Euripi-

des bediente sich dieser Art des Prologs, worüber sich A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur also äußert. Da Euripides oft alles bisher Bekannte und Gewohnte (in den Fabeln) umstieß, so wurden ihm dadurch die Prologe nothwendig, worin er die Lage der Sachen nach seiner Annahme meldet, und den Verlauf ankündigt. Lessing hat in der Dramaturgie die seltsame Meinung geäußert, daß dies von Fortschritten in der dramatischen Kunst zeuge, indem Euripides sich bloß auf die Wirkung der Situationen selbst verlassen und dabei nicht auf Spannung der Neugier gerechnet habe. Allein, fährt Schlegel fort, ich kann nicht absehen, warum die Ungewißheit der Erwartung unter den Eindrücken, welche ein dramatisches Gedicht bezweckt, nicht auch ihre Stelle finden soll. Der Einwurf, auf diese Art werde das Stück nur das erste Mal gefallen, weil man nach der Bekanntschaft mit dem Ganzen den Ausgang schon vorher wisse, läßt sich wohl abweisen; ist die Darstellung nur recht kräftig, so wird sie in jedem Augenblick den Zuschauer so festhalten, daß er unterdessen das schon Bekannte wieder vergißt, und zu gleicher Spannung der Erwartung angeregt wird. Ueberdieß machen diese Prologe die Anfänge der euripideischen Stücke sehr einförmig; es hat ein großes Ansehn von Kunstlosigkeit, daß einer herauskommt, und sagt: ich bin der und der, dies und das ist bis jetzt vorgefallen, und folgendes wird noch geschehen. Man möchte diese Weise mit den Zetteln aus dem Munde der Figuren auf alten Gemählden vergleichen, welche sich nur bei großer alterthümlicher Einfalt des Styls allenfalls entschuldigen lassen. Allein dann müßte auch das Uebrige damit übereinstimmen, was beim Euripides gar nicht der Fall ist, wo die Personen im neusten Tone damaliger Sitte reden. In den Prologen sowohl als bei der Auflösung ist Euripides sehr freigebig mit unbedeutenden Erscheinungen von Göttern, die sich nur durch das Schweben in der Maschine über die Menschen erheben, und gar wohl entrathen werden könnten. Was hier über des Euripides Prologe gesagt worden ist, trifft auch viele neuere Prologe dieser Classe. Einer alterthümlichen Darstellungsweise aber, oder der komischen Parodie kann dieselbe sehr vortheilhaft angeeignet werden. Im erstern Falle erzählt der Prologus das, was im Stücke nicht dargestellt werden kann oder soll, in dem schlichten, einfältigen Ton einer ältern Zeit, welcher durch das ganze Stück als Grundton hindurch klingen muß; auch lassen sich manche lange und lästige Expositionen, welche oft die Handlungen hemmen und erst langsam in den Gang kommen lassen, durch diese Art des Prologs entbehren. Im letztern Falle wird jene Kunstlosigkeit witzig und sinnreich persiflirt. Man hat neuerdings kleine Vorspiele oder Scenen, welche ein kleines Ganzes für sich ausmachen, das aber wenigstens geschichtlich in ein größeres Ganze einleiten soll, ebenfalls aber ganz gegen den Sinn des Worts, Prolog genannt, z. B. Moses Errettung, das Vorspiel zu Klingemanns Moses ꝛc. 2. Kann der Prolog die Verhältnisse des Dichters oder Schauspielers zum Publicum betreffen. Bei den Alten, wo Dichter und Schauspieler früherhin eins waren, war auch beides verbunden. Man bat in einem solchen Prologe um Nachsicht in der Beurtheilung des Stücks oder seiner Darstellung, man empfahl sich dem Beifall des Publicums, man machte das Publicum mit den äußern Verhältnissen des Stücks, und seinen Schicksalen bekannt, man vertheidigte sich gegen Angriffe der Kritik und Einwürfe des Publikums. Dieser Art sind viele Prologe des Plautus und Terenz und viele englische. Aus den neuern Zeiten gehören

die, besonders bei den wandelnden Bühnen in Deutschland üblichen, Prologe hieher, in welchen eine Schauspielergesellschaft, welche zuerst an einem Orte auftritt, oder wieder an denselben zurückkehrt, sich des Publicums Aufmerksamkeit, Beifall oder Nachsicht empfiehlt. Göthes: Was wir bringen, gehört hieher. Diese Art des Prologs ist am meisten von dem Stücke selbst getrennt, erst nach dessen Endigung fängt das Stück an, und der Vorhang wird gewöhnlich von neuem aufgezogen, da bei der ersten Art, wenigstens bei den Alten, das Stück mit dem Prolog begann. Die dritte Art des Prologs kann 3. besondre außerordentliche Veranlassungen, ausgezeichnete Tage und Vorfälle, überhaupt feierliche Gelegenheiten betreffen, bei welchen auch die Kunst nicht schweigen darf, — z. B. Todesfeiern, Geburtsfeiern, Siegesfeiern, Jubiläumsfeiern ꝛc. — jedoch können auch diese zu besondern Stücken Veranlassung seyn. Die Prologe dieser Art haben vermöge ihres Gegenstandes mehr oder weniger lyrisches Pathos, und können sich leicht dadurch über die gewöhnlichen Gelegenheitsgedichte erheben, daß sie sich näher an das aufzuführende Stück selbst anschliessen, und auf dasselbe beziehen, welches freilich zu dem gefeierten Gegenstande passen muß. Hier kann der Prolog oft in einer Rolle des Stücks auftreten, und die Gestalt der Allegorie annehmen. Auch kann der Prolog der zweiten und dritten Art, wie in der Oper, gesungen werden. T.

Prometheus, aus dem Titanengeschlecht, ein Sohn des Japetus und der Clymene; Aeschylus gibt ihm die Themis, Apollodor die Asia zur Mutter. Reich an Entwürfen und gewandt, strebte er Zeus entgegen, diesem Stifter der neuen Götterdynastie, dem er früher beigestanden. Als nämlich einige der Titanen den Kronos vom Throne zu stürzen und den Zeus zum Herrscher zu erheben trachteten, gab Prometheus den heilsamen Rath, mit List zu Werke zu gehn, denn ihm war durch Themis und Gäa bekannt, daß hier nicht Stärke, sondern allein List siegen werde. Da sie aber seinen Rath verachteten, trat Prometheus auf die Seite des Zeus, der durch seine Anschläge siegte, weßhalb Prometheus mit Recht sich rühmte, die neuen Götter mit Ehrenämtern bekleidet zu haben; denn Zeus bestieg durch seine Hülfe den väterlichen Thron, ordnete das Reich und vertheilte die Würden unter die andern Götter. Nur der armen Sterblichen achtete er nicht, sondern beschloß vielmehr, sie zu vertilgen und ein neues Geschlecht hervorgehen zu lassen. Daran hinderte ihn Prometheus, indem er das von Zeus verborgene Feuer den Menschen heimlich mittheilte und sie die Künste lehrte, welche sie verstehn. Diesen Frevel zu strafen, sandte Jupiter den Menschen die Pandora, welche alles Unheil über sie brachte. (S. Pandora). Den Prometheus selbst aber ließ er von Hephästos an einen Felsen des Caucasus, am östlichen Ende des altgriechischen Erdkreises, festschmieden und von einem Adler seine Leber zerfleischen, die jedesmal in der Nacht sich erneuerte. Prometheus aber, wohl kundig, daß aus Jo's Stamm ein Mann (Hercules, s. d. Art.) entsprießen werde, der, obschon erst nach überstandnen unzähligen Leiden, seine Fesseln lösen wird, duldete heldenmüthig; ja er kannte auch des Zeus zukünftiges, diesem selbst unbekanntes Schicksal. Wenn dessen unüberwindlicher Gegner, von ihm selbst und der Thetis erzeugt, auftreten wird, dann hat Prometheus seiner Leiden Ziel erreicht. Zeus wird sich versöhnen müssen, weil nur durch Prometheus Rath der Fall kann abgewendet werden, durch den er sonst Scepter und Ehren verliert. Offenbar sind dies doppelte Sagen, die aber schon beim Aeschylus verei-

nigt erscheinen. Die Ursach, warum Zeus den Sterblichen zürnte und ihren Untergang beschlossen hatte, erzählt Hesiodus folgendermaßen. Einst suchten sich die Götter mit den Menschen zu Mekone aus einander zu setzen, d. h. sie machten mit einander aus, welche Schutzämter und Ehren die Götter genießen und welche Pflichten die Menschen gegen sie beobachten sollten. Prometheus vertrat hiebei die Menschen, damit nicht die Götter für die übernommenen Schutzämter ihnen zu lästige Pflichten auflegen möchten. Ein Stier wurde zum Opfer dargebracht, und die Götter sollten davon wählen, was sie für sich verlangten. Nach Zerstückelung desselben machte er zwei Haufen; auf die eine Seite legte er das Fleisch und die fetten Eingeweide, in die Haut des Stiers gewickelt und mit dem Magen bedeckt; auf die andere die Knochen, künstlich in Fett gehüllt. Zeus, der den Betrug wohl durchschaute, griff, im Namen der Götter wählend, absichtlich nach dem Fett, worunt er zürnend die Gebeine fand. Seitdem, setzt Hesiod hinzu, besteht die Sitte, den Göttern fleischlose Gebeine zu opfern. — In dem lucianischen Dialog Prometheus wird, außer dieser Fleischvertheilung und dem Feuerraube, Prometheus beschuldigt, die Menschen geschaffen zu haben. Nach Apollodor bildete er sie aus Wasser und Leimen, und theilte ihnen das Feuer mit. Plato erzählt, die Götter hätten die sterblichen Geschlechter aus Erde und Feuer gemischt, die Vertheilung des Maßes aber, das jedem Einzelnen zu Theil werden sollen, dem Prometheus und Epimetheus überlassen. Epimetheus hatte die besten Kräfte an die unvernünftigen Thiere verschwendet, und Prometheus, um die Menschen nicht ganz hülflos zu lassen, entwendete für sie dem Hephästos und der Athene die Künste des Feuers. Andere, sowohl Dichter als Philosophen, haben diesen Mythus noch anders modificirt, nach ihrem jedesmaligen Zweck und Bedarf.

Promptuarium, die Vorrathskammer, ein Titel mehrerer Bücher, gleichbedeutend mit Handbuch, Noth- und Hülfsbuch, z. B. promptuarium juris.

Pronomen, Fürwort, also ein Wort, das an der Stelle eines andern, und zwar an der Stelle eines Substantivs steht. Nach den Verhältnissen und der Art und Weise, wie dies geschieht, unterscheidet man verschiedne Arten der Fürwörter. Persönlich ist ein Fürwort (pronomen personale), wenn es statt einer Person steht, oder eine Person bezeichnet: Ich, Du, Er; hindeutend (demonstrativum), wenn es auf einen vorliegenden Gegenstand hinweist, Jener, jene, jenes, Dieser, diese, dieses; zurückweisend (relativum), wenn der Gegenstand, worauf es sich bezieht, eben vorhergeht, welcher, welche, welches; fragend (interrogativum), wenn der Gegenstand noch unbekannt ist, und zwar entweder direct fragend, wer, was, oder indirect fragend, welcher, welche, welches, wer, was; endlich den Besitzer anzeigend (possessivum), mein, dein, sein.

Propädeutik. Propädeutisch nennt man alles dasjenige, was zum Unterrichte und zur Erlernung einer Kunst oder Wissenschaft vorbereitet. Eine propädeutische Wissenschaft oder Propädeutik (Andre schreiben Propädevtik) heißt daher eine Vorbereitungswissenschaft, d. h. eine solche Lehre, welche die nöthigen Vorkenntnisse zum Verstehen und Betreiben einer Kunst oder Wissenschaft enthält, oder ihren Inhalt und Umfang, so wie die Methode angibt, wie dieselbe am zweckmäßigsten erlernt werden soll, ja auch diejenige, welche das Verstehen einer andern nur erleichtert. Es gehören daher in die Classe der propädeutischen Wissenschaften nicht bloß die besondern Einleitungen,

welche jeder umfassenden Wissenschaft vorhergehen können, sondern auch die sogenannten Hülfswissenschaften und Encyclopädien der Wissenschaften, von denen erstere mannichfaltige Kenntnisse darbieten, von welchen in einer Wissenschaft Gebrauch gemacht wird, letztere durch den Ueberblick eines ganzen wissenschaftlichen Gebiets, die Einsicht in das Verhältniß jedes speciellen Theils zum Ganzen erleichtern und befördern. Einige Wissenschaften können als propädeutisch für alle übrigen angesehen werden, z. B. die Logik, Sprachwissenschaft u. a.; andre propädeutisch für eine besondre Classe der Wissenschaften, z. B. die Encyclopädien derselben. Vorzugsweise nennt man aber Propädeutik einer Wissenschaft oder Kunst diejenige Lehre, welche für das Studium einer besondern Wissenschaft oder Kunst specielle Regeln aufstellt, welche durch Anwendung der allgemeinen Gesetze der Wissenschaft oder Kunst auf den Inhalt und Charakter einer besondern Classe der Wissenschaften oder Künste, oder auf eine besondre Disciplin entstehen, und die Ordnung und Methode betreffen, wie man dieses Studium zweckmäßig einrichten muß, so wie endlich die nothwendigsten Vorbegriffe einer solchen Wissenschaft oder Kunst aufstellt. So nennt G. E. Schulze Vorbereitungswissenschaften auf die Philosophie diejenigen, welche den philosophirenden Geist mit den Bedingungen bekannt machen, unter welchen allererst das Ziel seiner Bestrebungen zu erreichen ist, ohne doch dieses Problem selbst zu lösen, und rechnet Logik (s. d. Art.) und Erfahrungsseelenlehre zu derselben, wozu auch noch die philosophische Encyclopädie hinzugesetzt werden kann. Philosophische Propädeutik vorzugsweise wird diejenige philosophische Einleitungswissenschaft genannt, welcher Einige den Namen Fundamentalphilosophie, Andre insbesondre Dialectik, Andre noch einen andern Titel gegeben haben, und die den Zweck haben soll, die philosophische Erkenntniß überhaupt nach ihren Bedingungen und Principien, und das Wesen der Philosophie, als Wissenschaft insbesondre, sowohl im Ganzen, als nach ihren Bestandtheilen und deren Verhältniß zu einander zu untersuchen, welche Prüfung jedoch ohne philosophischen Standpunkt und ohne Berührung der philosophischen Grundwahrheiten kaum zu denken ist, und somit nicht allein die Form der Wissenschaft betrifft, sondern in eine Kritik der philosophischen Erkenntniß selbst übergeht, welche sich gewöhnlich dem philosophischen System entgegenstellt, oder dessen Stelle einzunehmen strebt. Indessen kann sie, mit philosophischem Geiste bearbeitet und vorgetragen, zu einer wahren Vorbereitung auf die Philosophie werden. Mit fast größerm Rechte nennt man jedoch die mit der philosophischen Encyclopädie verbundene Methodologie philosophische Propädeutik. — So gibt es ferner in jenem weitern und engern Sinne eine Propädeutik der Geschichte, der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin u. s. w., und zu wünschen wäre es, daß vor der Erlernung einer jeden Hauptwissenschaft, zu welcher die Universitäten und hohen Schulen Gelegenheit darbieten, die propädeutischen Wissenschaften vor allen beachtet würden, weil Wissenschaften nicht das Werk augenblicklicher Auffassung sind, sondern vor allem einer gründlichen Vorbereitung bedürfen, und ohne letztere nur ein seichtes, oberflächliches Wissen erlangt wird, dem die völlige Unwissenheit eines Gegenstandes oft noch vorzuziehen ist. Ohnedies erspart der Vortrag einer Propädeutik die oft ermüdenden Prolegomenen bei den besondern Wissenschaften. Was aber die Kunst anlangt, so erblicken wir in ihrem Gebiete leider auch darum so viele einseitig gebil-

dete Menschen, weil die verbreitete Meinung, als komme es bei der Ausübung der Künste bloß aufs Thun an, sich der Erlernung theoretischer Vorkenntnisse in den Weg stellt. T.

Propaganda nennt man im Allgemeinen den Inbegriff aller Veranstaltungen, durch welche die christliche Religion unter heidnischen oder überhaupt nicht christlichen Völkern verbreitet wird. Insbesondre aber heißen so die im 17ten Jahrhundert entstandenen Anstalten zur Verbreitung des Christenthums, vorzüglich diejenige Anstalt, durch welche der päpstliche Stuhl die Ausbreitung des catholischen Glaubens und der päpstlichen Hierarchie unter Nichtchristen oder Mitgliedern fremder Religionsparteien bezweckte und leitete — nämlich die von Gregor XV. 1622 gestiftete Congregatio de propaganda fide, eine aus 18 Cardinälen und einigen päpstlichen Ministern und Beamten bestehende Versammlung, welche den Zweck hatte, alles, was auf die Verbreitung des catholischen Glaubens und Ausrottung der Ketzer Beziehung hat, anzuordnen und zu leiten, und das von Urban VIII. 1627 mit ihr verbundene Collegium s. seminarium de propaganda fide, welches eine Bildungs- und Vorbereitungsanstalt für Missionarien seyn sollte. Jene Gesellschaft versammelte sich sonst wöchentlich einmal in Gegenwart des Papstes in einem besonders dazu erbauten Palaste. Durch sie wurden Personen, welche in die catholische Kirche getreten waren, und nach Rom kamen, ferner vertriebene Bischöfe und andre Geistliche aufgenommen, unterrichtet, unterstützt und verpflegt. Auch hat die römische Propaganda ihre eigene Druckerei, aus welcher Breviarien und Missale's nach allen Gegenden hin versendet werden. Nach diesem Vorbilde wurden auch in protestantischen Ländern Missionsanstalten zur Verbreitung der christlichen Religion gestiftet, welche den Namen Propaganden erhielten, z. B. eine in England 1643 gestiftete, von Carl II. 1661 bestätigte Gesellschaft dieser Art, deren erster Director Boyle war, die aber in der Folge die Erzbischöfe von Canterbury zu Präsidenten und unter Wilhelm III., wo sie eine vollkommnere Gestalt und große Fonds erlangte, bis auf 90 Mitglieder, aus Geistlichen und Laien bestehend, erhielt. Ihre Blicke waren vorzüglich nach Indien gerichtet, um dieses Land durch gemeinschaftliche Religion mit den Engländern zu verbinden. Eine ähnliche Gesellschaft errichtete der König von Dänemark für Tranquebar seit 1705. (S. Missionen.) In den ersten Jahren der französischen Revolution und des aus ihr entstandenen Krieges sprach man viel von einer politischen Propaganda, welche von den französischen Parteihäuptern errichtet und geleitet, in allen Ländern verbreitet seyn sollte, um die demokratischen Grundsätze herrschend zu machen und die Thronen zu stürzen. Die Ausgewanderten und mehrere in ihrem Geiste arbeitende Schriftsteller sprachen unaufhörlich und mit Heftigkeit von der Existenz dieser Anstalt, bezeichneten mit Zuversicht ihre Plane und die für sie wirkenden Individuen, und veranlaßten dadurch bei den Regierungen harte Maaßregeln und sogar Verfolgungen gegen die Verdächtigen. Der Erfolg hat aber bewiesen, wovon alle unbefangenen Beobachter längst überzeugt waren, daß die ganze Sache bloß in den Köpfen leidenschaftlicher Aristokraten existirte, und daß es nie ein förmlich organisirtes, planmäßig ausser Frankreich wirkendes Institut dieser Art gab.

Propertius (Sextus Aurelius), aus Hispellum, nach Andern aus Mevania in Umbrien gebürtig, einer der berühmtesten elegischen Dichter der Römer im Zeitalter des August. Er starb im J. 16 nach Chr. Geb. Er hat nicht die natürliche Leichtigkeit und Anmuth des

Ovid und Tibull, aber viel rhetorische Kunst und Gewandtheit, und dabei nicht selten eine unnachahmliche Kürze, die bisweilen das Verständniß seiner Worte erschwert. Wir haben noch vier Bücher seiner Elegien, von denen die letzte des vierten Buchs für eine der vorzüglichsten, ja für die allervorzüglichste gehalten, und deßhalb auch oft die Königin der Elegien genannt wird. Sie ist auch Cornelia überschrieben, weil eine gewisse verstorbene vornehme Römerin dieses Namens darin redend eingeführt wird. Sie spricht nämlich zu ihrem trostlosen Gatten, ermahnt ihn, sich zu fassen, und sich den Kindern zu erhalten; sie mahnt ihn an das unwiderrufliche Geschick, das die einmal Gestorbenen nicht ins Leben zurückkehren läßt, und tröstet ihn mit der Erinnerung an ihr unsträfliches Leben, das sie auch in der Unterwelt ein günstiges Loos erwarten lasse. Diese Elegie hat mehrere vorzüglich schöne und gefühlvolle Stellen; aber sie ist auch nicht ganz frei von dem Vorwurf, den man diesem Dichter nicht mit Unrecht macht. Nämlich statt der einfachschönen Sprache des Gefühls, die der Elegie vorzüglich angemessen ist, hat nicht selten sein Ausdruck etwas Gesuchtes und Gezwungenes. Die Liebe ist ein Gegenstand vieler properzischen Elegien; aber nicht die edlere, himmlische, wie sie in Klopstocks und Krummachers Hymnen athmet. Doch dies darf man wohl überhaupt von keinem römischen Dichter der damaligen Zeit erwarten, wiewohl nicht alle sich in gleichem Grade, wie Properz, in üppigen und wollüstigen Darstellungen gefallen. Auch finden sich, besonders im vierten Buch, mehrere Gedichte, die bloß im elegischen Sylbenmaß geschrieben sind, ihrem Inhalt aber nach eigentlich in die Classe des Lehrgedichts und erzählenden Gedichts gehören. Hier zeigt der Dichter vorzüglich seine Gelehrsamkeit und Belesenheit, wo er Gegenstände aus dem Gebiete der Mythologie behandelt, und sie sind deßhalb auch weniger geeignet, auf das Gefühl zu wirken. Wie überhaupt, so ahmte er besonders auch hier den griechischen Elegikern nach, namentlich dem Callimachus. — Von seinem Leben ist übrigens wenig bekannt. Er scheint, wie sein Busenfreund Ovid, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, und ohne sich überhaupt mit anstrengendern Geschäften zu befassen, fast einzig dem Genuß der Liebe und der Poesie gelebt zu haben. Häufig findet man die Elegien des Properz in Verbindung mit Tibulls und Catulls Gedichten edirt. Die neueste größere kritische Ausgabe mit Commentar erschien von Kuinöl (Leipzig 1803) in zwei Bänden, nach den ältern von Brockhaus, Burmann und Santonius. Eine brauchbare Handausgabe mit guten Anmerkungen und Indices lieferte Barth (Leipzig 1777). Eine deutsche Uebersetzung erschien von von Knebel (Leipzig, bei Göschen 1798) unter dem Titel: Properz Elegien, und lateinisch und deutsch mit erklärenden Anmerkungen von von Strombeck, 1ster Thl., Braunschweig 1803. Von demselben die Elegie, Cornelia, einzeln metrisch übersetzt mit Anmerkungen, Wolfenbüttel 1801. S.

Propheten, Seher, Weise, waren die Lehrer der hebräischen Nation, denen sie vorzüglich ihre Literatur und die Erhaltung der mosaischen Religionsverfassung verdankte. Schon Moses, der größte Staatsweise und Naturkundige dieses Volks, nannte sich einen Propheten, und verpflichtete die Hebräer zur Achtsamkeit auf die Lehrer, die Gott nach ihm erwecken würde. Samuel, der letzte unter den Richtern, gründete das Institut der Prophetenschulen, Verbrüderungen, in denen die erlesensten, geistvollsten Jünglinge aus allen Stämmen mit Lehrern des Gesetzes und der Poesie nach Art der pythagoräischen

Gesellschaft beisammenlebten, den Geist des Gesetzes erforschten und in heiligen Gesängen aussprachen. Aus ihnen gingen die unter dem Namen der Propheten des alten Testaments berühmten Volksredner hervor, die die Religions- und Sittenlehre reinigten und erweiterten, die mosaische Idee der Theokratie gegen die Anmaßungen der Könige und gegen die Schlaffheit der nur mit den Formen der Religionsübung beschäftigten Priester aufrecht erhielten, und die Schicksale der Staaten in warnenden und trostreichen Orakelsprüchen vorherverkündigten. Die Bildung, die tiefe Einsicht und religiöse Begeisterung dieser Männer, die so weit über ihr Zeitalter hervorragten, war eine Erscheinung, die sich nur durch besondere Einwirkung Gottes erklären ließ. Sie traten daher als Gottgesandte, von Gott begeisterte Weise auf, deren Reden und Lieder als Gottes Wort geachtet und durch die Kraft der Poesie und Musik, die ihren Vortrag belebte, eindringlich wurden. Größere Zeichen und Wunder, als die außerordentlichen Thaten, die man den ältesten unter ihnen zuschrieb, sind ihre Dichtungen, deren Originalität, Gedankenfülle und Erhabenheit noch jetzt die Bewunderung der Kenner erweckt. Gegen das Ende des Exils hin und nach demselben, wo nur noch einer, Maleachi, auftrat, wird ihre poetische Kraft immer schwächer und der Ton ihrer Reden düster, wie das Schicksal der Nation selbst. Vergl. d. Art. hebräische Sprache und Literatur und die Art. Jesaias, Jeremias, Habakuk u. s. w., in denen einzelne Propheten charakterisirt sind. In spätern Zeiten haben sich religiöse Schwärmer nicht selten Propheten genannt, ohne ihren Beruf auf gleiche Art rechtfertigen zu können. Das 17te Jahrhundert war besonders reich an neuen Propheten und Prophetanten dieser Art, die die Kirchengeschichte unter die Fanatiker rechnet, und noch im Anfange des 18ten Jahrhunderts erregten die Propheten aus den Sevennen (vergl. die Art. Inspirirte und Camisarden) in den Rheingegenden ein vorübergehendes Aufsehen. Das Thema ihrer Prophezeiungen war die Erscheinung des Antichrists und das Gewebe von Träumereien, die der Chiliasmus durch den vorwitzigen Gebrauch der Offenbarung Johannis in Umlauf gebracht hatte. Ein neuer politischer Prophet, der Bauer Adam Müller, hat in unsern Tagen die Aufmerksamkeit des Publikums in einem so hohen Grade erregt, daß sein Name zu einer allgemeinen Celebrität gelangt ist. Gewiß verdient aber der Gehalt seiner Weissagungen weniger Beachtung, als das Aufsehen, das er durch dieselbe in einem Zeitalter machte, das vor jedem vorhergegangenen den Ehrentitel des aufgeklärten anspricht.

Proportion. Die Vergleichung zweier Größen kann immer auf doppelte Weise geschehen: entweder dadurch, daß bestimmt wird, wie viel Einheiten die eine Zahl mehr enthalte als die andere, z. B. ihre Differenz, oder dadurch, daß die eine Zahl selbst zum Maß der andern genommen wird, daß bestimmt wird, wie oft die eine in der andern enthalten sey, d. i. ihr Quotient. Erstere Beziehung wird ein arithmetisches Verhältniß, letztere ein geometrisches genannt, und in jenem die Differenz, in diesem der Quotient heißt der Name des Verhältnisses oder Exponent. Haben zwei Verhältnisse einen gleichen Namen, wie z. B. $12 - 3 = 15 - 6$ oder $12 : 3 = 16 : 4$, so sind sie selbst gleich, und diese Gleichheit zweier Verhältnisse heißt Proportion, welche daher auch eine arithmetische seyn kann, wie das erste Beispiel, oder eine geometrische, wie das zweite. Die Zahlen in jeder Proportion heißen einander proportional, und die beiden in der Mitte stehenden, wie 3 und 15 oder 3 und 16 heißen die

beiden mittlern Proportionalzahlen. Zu je 3 Proportionalzahlen läßt sich immer die vierte finden, und bei der geometrischen Proportion lehrt das die sogenannte Regel de tri. Sind die zwei mittlern Proportionalzahlen einander gleich, so daß man statt zweier nur eine mittlere hat, so heißt die Proportion eine stetige, z. B. 5 — 8 = 8 — 11, oder 2 : 4 = 4 : 8. Macht man hier die vierte Proportionalzahl wieder zur mittlern einer 2ten stetigen Proportion, und setzt man dieses Verfahren immer fort, wie 8 — 11 = 11 — 14; 11 — 14 = 14 — 17; 14 — 17 = 17 — 20 u. s. w. oder 4 : 8 = 8 : 16; 8 : 16 = 16 : 32; 16 : 32 = 32 : 64 u. s. w., so erhält man die Zahlen 5, 8, 11, 14, 17, 20 u. s. w. oder 2, 4, 8, 16, 32, 64 u. s. w. einer arithmetischen oder geometrischen Progression. (Vergl. d. Art.)

Proportionalcirkel ist ein Lineal, welches in seiner Mitte durchbrochen, und hier in seinen zwei Hälften um ein Gewinde, gleich einem gewöhnlichen Cirkel, beweglich ist. Auf diesem Lineal sind in Linien die merkwürdigsten arithmetischen und geometrischen Verhältnisse angegeben. So gibt es z. B. zuerst eine arithmetische Linie, die gleich einem Maßstabe in gleiche Theile getheilt ist, oder deren Theile in arithmetischem Verhältnisse zu einander stehen. Ferner eine geometrische Linie, deren Theile in geometrischer Progression wachsen. Dann Linien für die Sinus, für die Tangenten, für das Verhältniß der regulären geometrischen Körper u. s. w.

Propst (aus dem lateinischen Praepositus), ist ein kirchlicher Vorgesetzter, der im Range gewöhnlich nach den Decanen steht. Die katholische Kirche nennt die Vorsteher der männlichen Geistlichkeit bei den Frauenklöstern Pröpste, welche zugleich die Beichtväter der Nonnen sind. Bei den Protestanten hat dieser Titel verschiedene Bedeutungen. In Berlin, Breslau und einigen andern Städten des nördlichen Deutschlands heißen die Pastoren an den Hauptkirchen, im Holsteinischen einige Superintendenten und Adjuncte Pröpste, und überhaupt ist dieser Titel vermöge alter Fundationen mit den obersten Predigtämtern an gewissen ausgezeichneten Kirchen verbunden, ohne daß sich jedoch für den Gebrauch desselben eine allgemeine Regel angeben ließe. E.

Propyläen hieß bei den Griechen der mit Säulengängen eingefaßte viereckige Platz vor den Tempeln, auf welchem unter freiem Himmel der Opferaltar stand. Berühmt sind die prachtvollen Propyläen in Athen, welche zur Acropolis führten, und von Perikles nach dem Plane und unter der Aufsicht des Mnesicles erbaut worden waren. Nach ihrem Muster ist das brandenburger Thor in Berlin aufgeführt.

Prorogation, der Aufschub, die Hinaussetzung auf eine künftige Zeit; Ajournirung ist die Hinaussetzung auf einen der nächsten Tage. — Prorogation der Gerichtsbarkeit findet Statt, wenn in einer Rechtssache die Gerichtsbarkeit über eine Person ausgeübt wird, welche sonst unter diesem Gerichte nicht steht.

Prosa, prosaisch. Der Begriff der Prosa bezieht sich auf den Begriff der Poesie (s. d. Art.), und kann nur in dieser Beziehung richtig gefaßt und genau erklärt werden. Beide sind verschiedene Formen der Sprachdarstellung, deren Grund in der wesentlichen Verschiedenheit gewisser innerer Zustände liegt, welche der Mensch durch Sprache auszudrücken sucht. Hier zeigen sich nun die zwei Hauptzustände desselben, welche wir Denken und Dichten nennen und die von der vorherrschenden Thätigkeit des Verstandes oder der Phantasie abhängen. Wenn wir denken im engern Sinne, so stellen wir uns bestimmte Gegen-

stände durch Begriffe vor, und verbinden Begriffe zur Einheit des Verstandes; wenn wir dichten, so suchen wir das innere Leben des bewegten Gemüths anschaulich auszusprechen, und verknüpfen Gedanken zu einem anschaulichen Ganzen. In der Sprachdarstellung des Dichters herrscht daher der sinnliche und individuelle Ausdruck der gefühlvollen Anschauung vor; beim (gemeinern oder höhern) Denken aber nimmt die Sprache die Allgemeinheit und Bestimmtheit der Begriffe an. Sonach ist Poesie Sprache der Anschauung, Prosa die Sprache der Reflexion. Dort ist der Zweck, das angeschauete, innere harmonische Leben des Individuums, das sich im Gefühle lebhaft ankündigt, zu veräußern; hier gilt es zunächst der verständigen Mittheilung bestimmter Kenntnisse oder Erkenntnisse. Prosa ist daher diejenige Form der Sprachdarstellung, welche die Mittheilung bestimmter Erkenntnisse zum Gegenstande hat, und prosaisch, was mit dieser Form in Verbindung steht. Die Prosa hat sonach einen von ihrer Darstellung verschiedenen, genau bestimmten und begränzten Zweck, und die Mittheilung und Darstellung der Vorstellungen durch sie ist das Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Sie spricht nämlich bestimmte Erkenntnisse und Ansichten über Gegenstände aus, entweder, um überhaupt dieselben in andern hervorzubringen, die Erkenntniß zu vermehren, zu berichtigen, und so das Erkenntnißvermögen zu bilden, die Wahrheit zu befördern (und ist sonach die Sprache des gemeinen und Geschäftslebens, so wie die Sprache der Wissenschaften), oder sie hat dabei den Zweck, auf Gesinnung, Entschluß und auf das Handeln, kurz auf das Begehrungsvermögen überhaupt, zu wirken. In ersterer Hinsicht wird sie Prosa im engern Sinne, und insbesondere belehrende Prosa genannt; in letzterer Hinsicht begründet sie die oratorische Prosa, Redekunst. Die Poesie unterscheidet sich daher von beiden auch dadurch, daß sie, als Sprachdarstellung betrachtet, einen absoluten und in ihr selbst liegenden Zweck hat, den nämlich, in einer durch sich selbst gefallenden Gedankenreihe das innere Leben zur Anschauung zu bringen. Die Prosa ist daher durch subjective Gesetze der Verstandeserkenntniß und Reflexion bestimmt, und ihr höchster Charakter ist Zweckmäßigkeit; die Poesie steht unmittelbar nur unter dem Gesetze der geniellen Anschauung des Darstellenden, und seiner eigenen, freien Lebensentwickelung. Jene sucht etwas als wahr darzustellen, diese muß es als schön und somit als ideal für die Anschauung darstellen. Wie aber jene Zustände im Menschen nicht ganz getrennt, sondern nur durch die abwechselnd hervortretende Aeußerung des Geistes bestimmt sind, so gibt es auch Berührungen und Uebergänge beider, wie z. B., wenn der Redner oder der Lehrende den bildlichen Schmuck des Dichters leiht, um die Erkenntniß mehr zu verdeutlichen, oder den Hörenden für einen Gegenstand zu gewinnen. — Zu jener vollkommenen Veranschaulichung des innern Lebens bedient sich der Dichter 1. was nämlich die Bedeutung der Worte anlangt, des versinnlichenden und bildlichen Ausdrucks. So ist die Poesie, äußerlich betrachtet, sinnlicher, bildlicher Ausdruck, oder vielmehr dieser in ihr vorherrschend. Daher haben auch Einige die Poesie sinnliche Sprache, Bildersprache, bildliche Rede genannt, — wiewohl diese nicht ihr Wesen ausmacht, sondern nur dessen natürliche Folge ist: — indem es auch unpoetische Bilder gibt, und bloße Bilder, wenn auch verständig angeordnet, noch kein Gedicht erzeugen. Dieser entgegengesetzt charakterisirt man die Prosa nun als den unbildlichen oder eigentlichen Ausdruck (unbildliche Rede), nicht als ob dieselbe alle Bilder ausschlösse, sondern weil

der Zweck derselben ihre Herrschaft nicht gestattet. 2. Was die hörbare Bewegung der Worte oder die rhythmische und musikalische Form der Sprache anlangt, so bedient sich der Dichter zu jenem Zwecke des bestimmten, dem Charakter der poetischen Gemüthsbewegung und der sie veranlassenden Gegenstände entsprechenden Rhythmus. Zwar kann der Mensch, der immer den vollkommensten und entsprechendsten Ausdruck seines Innern sucht, auch wenn er zum Zwecke der Erkenntniß sich der Sprache bedient (in der Prosa), den Sinn für angemessene Bewegung und Wohllaut des Gedankenausdrucks nie ganz verläugnen, ja er muß sogar unwillkürlich seinen Worten eine hörbare Bewegung geben, — daher der unbestimmte, aber wohllautende Rhythmus der Prosa, welchen man als Erforderniß jeder guten Prosa in den Perioden und Verhältnissen der Sätze verlangt (Numerus.) — Ferner hängt die innere Poesie der Gedanken nicht so sehr von der äußern Darstellung ab, daß jene nicht auch ohne die strenge und vollkommen ausgebildete Bewegung der Worte auszudrücken möglich wäre, oder gar die geschickte Versification schon das Gedicht bewirkte (im Gegentheile gibt es viele prosaische Verse und viele poetische Prosa); und die strenge, geregelte Bewegung ist nun die Folge und gleichsam das Maß der innern poetischen Gemüthsbewegung. Allein vollkommen ausgebildet und mithin der schönen Kunst ganz entsprechend und über das Gewöhnliche erhaben wird die äußere Form, wenn sie das Schöne auch in der wohlgemessenen Bewegung der Worte verkündet. Die Ausnahme, welche heutigen Tages die Dichtung, welche wir Roman nennen, so wie mehrere poetische Erzählungen und Schauspiele machen, hat wohl vorzüglich darin ihren Grund, daß ihr Stoff sich näher an das bürgerliche und wirkliche Leben anschließt. In der zuletzt angeführten, zweiten Beziehung nun hat man die Prosa ungebundene Rede (oratio soluta) genannt, wobei also zu bemerken ist, daß so wenig als die Versification das Wesen der Poesie, so wenig auch die freiere, allgemeinere Bewegung der prosaischen Darstellung das Wesen der Prosa ausmachen kann, aber sehr eng mit ihm verknüpft ist. Ja diese Eigenschaft der Prosa ist die erste, woran die Prosa sogar erkannt, und von der poetischen Darstellung unterschieden worden ist — wie überall auf niedern Stufen der Bildung das Aeußerliche und Auffallende zuerst aufgefaßt wird, und nach ihm die Dinge unterschieden und benannt werden. Denn selbst der Name Prosa wird fast allgemein hergeleitet von prorsus, so daß prosa (prorsa) oratio bedeutet, die vorwärtsschreitende, ungebundene Rede, entgegengesetzt der Versification, weil im Verse (von versus, rückwärts, stammend) die gewählte Bewegung regelmäßig wiederkehrt, und so die Worte, nach einer bestimmten Regel der Bewegung gemessen, fortlaufen; weßhalb auch Poesie gebundene Rede genannt wird, wiewohl der Dichter sich nur aus freier Wahl bindet, selbst wenn er versificirt. Aehnliche Bewandtniß hat es in der Poesie der neuern Sprachen mit dem musikalischen Zusammenklange, welchen man den Reim nennt, daher man auch die Prosa im Gegensatze des gereimten Verses, wiewohl unschicklich, ungereimte Rede genannt hat (s. d. Art. Reim.) Aus allem diesem, und daraus, daß der poetische Gemüthszustand eine erhöhte und über das Gewöhnliche erhabene Stimmung der Seele ist, läßt sich auch begreifen, warum man die Prosa als die gewöhnliche Sprache des menschlichen Lebens ansieht und bezeichnet, welche zwar immer ausgewählt und gebildet, aber hauptsächlich ungezwungen und höchst natürlich seyn muß. Hiermit hängt zusammen eine andere Bedeutung

jenes Ausdrucks, nemlich die materielle, in welcher man auch die Wirklichkeit, besonders die gemeine, oder das gewöhnliche Leben, die Prosa, und Darstellungen, welche in dasselbe verfallen, und das gemeine Leben gleichsam zu copiren scheinen, oder sich über die gewöhnliche Art zu denken und zu empfinden nicht erheben, prosaisch zu nennen pflegt. Dieß ist ein vorzüglicher Tadel poetischer Darstellungen; denn die Poesie soll idealisch darstellen, der nächste und angemessenste Ausdruck dagegen für die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens ist die Prosa. Sonach kann aber auch die Prosa (als Form der Sprachdarstellung betrachtet) in Hinsicht ihres Gegenstandes poetisch seyn; die höhere prosaische Darstellung kann einen poetischen Sinn und Geist, eine poetische, d. h. eine, sowohl über die gemeine, sinnliche, als über die bloß verständige und abstracte Denkart erhabene Lebensansicht offenbaren; aber sie darf nicht poetisch seyn ihrer Form nach, d. h. die poetische und prosaische Form vermischen. In letzterer Hinsicht ist die sogenannte poetische Prosa nur eine Zwittergattung. — In Prosa macht sogar der häufige Gebrauch der Bilder die Sache verdächtig, und schadet der Klarheit der Darstellung, jemehr dieselbe Bestimmtheit der Begriffe fodert, und die richtige Erkenntniß zum Zwecke hat; ja die in ungebundener Rede affectirte Feierlichkeit des Verses bewirkt, was Kant mit Hugo Blair die tollgewordene Prosa nennt. Ferner ist der Unterschied des poetischen Rhythmus und des prosaischen Numerus so entschieden, daß Verse, unwillkürlich und ohne geschickte Vorbereitung unter Prosa gemischt, dieselbe eben so verunstalten, und die Aufmerksamkeit stören, als prosaische Gedanken und Ausdrücke die Kraft des Verses schwächen, wenn er auch noch so gut gebaut wäre. Ganz anders ist es mit der absichtlichen und bedeutungsvollen Abwechselung des prosaischen und versificirten Dialogs in den Schauspielen eines Shakspeare. — Nach der nun angegebenen Verschiedenheit der Bedeutungen, welche den Worten Poesie und Prosa zukommen, wird auch der Begriff des Prosaikers oder Prosaisten verschieden bestimmt, mit welchem Namen man sowohl einen Schriftsteller belegt, der seine Gegenstände (als Gegenstände der Erkenntniß) in verstandesmäßiger und ungebundener Rede behandelt, als auch überhaupt den, der in ungebundener Rede schreibt (selbst den Romandichter); zuweilen spottend auch den, welcher poetische Gegenstände unpoetisch ansieht oder darstellt, geschähe es selbst in einer gebundenen Rede. Wir sagten aber oben, die Prosa sey die gewöhnliche Sprache des Menschen. Dem scheint zu widersprechen, daß überall die Prosa sich erst später, als die Poesie entwickelt hat. So soll nach Plinius erst Pherecydes von Syros (zur Zeit des Cyrus) die griechische Prosa gebildet haben (prosam primus condere instituit) vielleicht daß er jedoch nur der Erste war, der über philosophische Gegenstände in ungebundener Rede schrieb. Ueberhaupt aber wurden öffentliche Urkunden, Geschichten, Gesetze (νόμοι) und philosophische Sprüche zuerst in Versen abgefaßt. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß das Anschauungsvermögen und mit ihm die Einbildungskraft, das Organ der Poesie, sich früher entwickelt, als das Vermögen der Begriffe, und der kindliche Mensch das innere Leben seines Geistes gleichsam in sinnlichen Gestalten außer sich schaut, ferner die Sprache ursprünglich den lebendigsten und frischesten Ausdruck des gesammten innern Zustandes, namentlich aber des Gefühls enthält, und die Gegenstände lebendig bezeichnet, daher auch mehr Gesang als Rede ist; endlich die Aufbewahrung wichtiger Sagen, Gesetze, Weisheitsregeln ꝛc., bei Er-

mangelung der Buchstabenschrift, eine sinnliche Bezeichnung durch den dem Gefühle natürlich entsprechenden Rhythmus, vermittelst welcher der Stoff leichter dem Gedächtnisse eingeprägt und unverfälschter fortgepflanzt werden konnte, vielfach erheischte und empfahl. Somit sind also die äußern Formen oder Erfoderniſse der Poesie, d. i. bildlicher Ausdruck und bestimmter Rhythmus, die natürlichen Eigenschaften der Sprache in ihrer frühern Entwickelung; und erst mit der weitern Ausbildung des Verstandes durch schriftliche Bearbeitung der Wissenschaften und Anwendung der Schriftsprache auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens bildet sich die Prosa aus. Findet sich nun zu jenen Formen der Poesie eine ausgezeichnete poetische Anlage (wie bei den Griechen), dann erst geht in der That die Poesie der Prosa vorher. Einige behaupten, die gute, reine Prosa sey seltener als gute Poesie. Dies aber widerlegt das Beispiel der Griechen und Römer. Es könnte dies also entweder nur von einem bestimmten Volke behauptet werden, dessen poetische Anlage und Ausbildung überwiegend wäre, oder es muß der Satz überhaupt dahin beschränkt werden, daß gute Prosa eben so selten ist, als gute Poesie, was auch nicht zu verwundern ist, da eine gute Prosa hauptsächlich vom klaren, bestimmten und zusammenhängenden Denken der Gegenstände abhängt, welche Fertigkeit nicht minder selten ist, als die Energie der schaffenden Einbildungskraft. Vielleicht ist aber jene Behauptung daraus zu erklären, daß die Dichter einer Nation allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und die prosaischen Werke, deren Gegenstände zum Theil von speciellerem Interesse sind, verdunkeln. Daher vergleicht St. Foremont die Prosaisten treffend mit Fußgängern, welche ruhiger einhergehen und weit weniger Lärm machen. So nannten auch die Griechen die Prosa ὁ πεζὸς λόγος, und die Römer übersetzten pedestris oratio. — Die Theorie des prosaischen Styls macht den vorzüglichsten Theil der Stylistik (s. d. Art. Styl) aus, von welcher man die Theorie des oratorischen Styls gewöhnlich trennt. Letztere wird in der Rhetorik, wie die des poetischen Styls in der Poetik vorgetragen. Der neueste und gründlichste Bearbeiter der Rhetorik, D. Schott, in seiner philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik und Homiletik (Leipz. 1815, 8.) betrachtet auch Prosa, Poesie und Beredsamkeit als drei verschiedene Arten oder Grundformen der Sprachdarstellung, welche sich auf die vorherrschenden Zustände des Erkennens, Fühlens und Begehrens beziehen, und ihnen entsprechen sollen. Die erstere und die letztere verfolgen beide einen bestimmten Zweck, wovon der der erstern zunächst theoretisch, der der zweiten aber practisch ist. Die Prosa in jenem engern Sinne, und von der Beredsamkeit getrennt, begreift den Geschäftsstyl (wozu in gewisser Hinsicht der Briefstyl gehört), dem didaktischen Styl, (wozu in gewisser Hinsicht auch der dialogische gehört), den beschreibenden und erzählenden Styl (wozu der historische gehört.) Mehreres über den Unterschied der Prosa, Poesie und Beredsamkeit hat Maaß in den Nachträgen zu Sulzer, B. V. S. 229, Moinch in seinen Analecten (2tes Bdchn., Görlitz 1804, 8.) und Godofr. Hermann in zwei Abhandlungen de differentia prosae et poeticae orationis, Lips. 1803, 4., mitgetheilt. Ueber die Prosa der einzelnen Sprachen s. die besondern Artikel, z. B. deutsche, italienische Sprache ꝛc. T.

Proscenium nannte man im römischen Theater den Ort vor der Scene, wo die Tibicines sich befanden und die Rollen hergesagt wur-

den. Er war etwas niedriger als die Scene, und von dem Crocus, womit man ihn des Wohlgeruchs wegen bestreute, röthlich gefärbt.

Proselyt. Dieses griechische Wort, welches ursprünglich einen Fremdling, Ankömmling bedeutet, bezeichnet in Hinsicht auf Religion denjenigen, der eine Religion verläßt, um sich zu einer andern zu bekennen. Schon bei den Juden hören wir von Proselyten in dieser Bedeutung, und zwar unterscheiden dieselben zwei Arten, nämlich die sogenannten **Proselyten der Pforte** oder des **Thors**, und die **Proselyten der Gerechtigkeit**. Erstere, welche man auch **Jungenossen** nennt, hießen diejenigen, welche dem Götzendienst entsagten und den einzigen wahren Gott nach den sogenannten sieben Gesetzen der Kinder Noahs verehrten, ohne sich zu der Beschneidung und den übrigen gesetzlichen Ceremonien des mosaischen Gesetzes zu verpflichten. Sie wurden nur in den Vorhof des Tempels zugelassen, und standen an dem Thore des Innern, daher ihr Name. Sie hatten das Recht, in dem Lande Israels zu wohnen, aber nur in den Vorstädten und Fleken. Unter Salomo gab es 150,600 solcher Proselyten, welche am Tempelbau arbeiteten, und von den Cananitern abstammten (2. Chron. 21, 17. 18.) Die **Proselyten der Gerechtigkeit** waren Personen, die von dem Heidenthum zu dem Judenthum völlig übergetreten und beschnitten waren, und sich zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes (Gerechtigkeit) verbunden hatten. Vor ihrer Beschneidung prüfte man erst die Beweggründe ihrer **Bekehrung**; nach der Beschneidung erhielten sie die **Taufe**, indem man sie an einem Festtage in Gegenwart dreier Richter mit dem ganzen Körper in eine Cisterne voll Wasser tauchte. Diese Taufe, welche unter dem Namen der **Proselytentaufe** bekannt ist, wurde nur an denjenigen Kindern eines Proselyten wiederholt, welche eine heidnische Mutter hatten. Knaben unter 12, und Mädchen unter 13 Jahren konnten ohne Einwilligung ihrer Aeltern, oder im Falle der Weigerung, ohne Hülfe der Gerichtsbedienten nicht Proselyten werden. Bei den Mädchen ersetzte die Taufe auch die Beschneidung. Durch dieselbe wurde jeder als von **neuem geboren** betrachtet, so daß seine Aeltern nun nicht mehr als solche angesehen, und die Sclaven dadurch frei wurden. **Ueber das Alter der jüdischen Proselytentaufe** ist jedoch viel gestritten worden. Die neueste Untersuchung über diesen Gegenstand ist von **Bengel** (1. Stück seiner Untersuchungen zur jüdischen und christlichen Religionsgeschichte, Tübingen 1814, auch besonders abgedruckt) angestellt worden. Die Rabbinen lehren, die Proselyten der Gerechtigkeit hätten vom Himmel eine neue Seele, und eine neue wesentliche Form bekommen. Das mosaische Gesetz schloß übrigens einige Personen von den Vorrechten der Proselyten aus, bald auf immer, bald nur auf gewisse Zeit (5. B. Mos. 23, 15.) Daß es Proselyten der erstern Art noch zu Jesu Zeiten gegeben habe, scheint daraus zu erhellen, daß Jesus es den Pharisäern vorwirft, daß sie See und Land umreisten, um einen Proselyten zu machen, und ihn in einen größern Sünder verwandelten, als er zuvor gewesen (Matth. 23.) Hierdurch ist zugleich das wahre Urtheil nicht nur über die religiöse, sondern überhaupt über jede Art der **Proselytenmacherei** (z. B. der **politischen**, welche Anhänger einer politischen Meinung oder Partei, und **philosophischen**, welche Anhänger eines philosophischen Systems ꝛc. zu machen sucht) gefällt. Jeder Proselytenmacher, er mag durch die Festigkeit seiner Ueberzeugung und den Drang, sie andern mitzutheilen, oder durch äußere unreine Absichten, oder auch durch beides dazu bewogen werden, er mag List und Ueberredung, oder Gewalt und

dringende Verhältnisse als Mittel anwenden, achtet die Freiheit Andrer nicht, und gewinnt darum nur selten eifrige und wahrhafte Bekenner seines Glaubens, denn ohne die Freiheit ist alles Handeln nur nichtig, und Maschinenwerk oder Heuchelei. Auch wird der Wahrheit selbst durch Proselytenmacherei wohl selten gedient, weil diese der Proselytenmacher als etwas betrachtet, was in seinem Besitz und gleichsam sein Erzeugniß ist, oder nur etwas äußerlich Ueberliefertes, da sie doch im Gegentheil ein Jeder auf seinem eignen Wege, wenn auch im Umtausch mit Andrer Ansichten finden soll.

Proserpina (griechisch Persephone, Persephoneia), nach Einigen die Tochter des Jupiter und der Styx, oder nach der gewöhnlichen Sage des Jupiter und der Ceres. Pluto raubte sie mit Bewilligung des Jupiter, und machte sie zu seiner Gemahlin. Diese Mythe wurde von mehreren Dichtern behandelt und verschiedentlich ausgeschmückt. Proserpina, so singt der homerische Hymnus auf Ceres, tanzte einst in dem Reigen der Nymphen, den Pallas und Artemis anführten, auf einer grasreichen Wiese. Von dem Reigen sich entfernend, las sie mit einigen Gespielen Blumen. Auf des Hades Bitte trieb Gäa, so wollte es Jupiter, blühende Narcissen, hundert Blüthen aus einer Wurzel hervor, und Götter und Menschen staunten über die Schönheit der Blumen, und waren entzückt von ihrem lieblichen Geruch. Aemsig brach sie das Mädchen, und durch die Zauberkraft derselben bethört, entfernte sie sich von den begleitenden Gespielinnen. Plötzlich erbebte die Erde. Aides hob sich aus tiefer Kluft mit unsterblichen Rossen zur Erde empor, ergriff die Proserpina, und entführte sie auf goldnem Wagen durch die Höhle zur Unterwelt. Laut jammernd rief sie ihren Vater um Rettung an, aber außer Hecate und Helios vernahm niemand ihre Klage, und vergebens hoffte sie auf Rettung. Noch umständlicher ist Claudian. Die reizende Schönheit der Proserpina, singt er, entflammte alle Götter mit Liebe, besonders Mars und Apollo. Die Tochter den Zudringlichkeiten der Liebhaber zu entziehn, barg Ceres sie in Sicilien in einer Höhle, wo sie, von Drachen bewacht, mit ihrer Amme Kalligena lebte. Pluto erbat sich jetzt die Proserpina vom Jupiter zur Gemahlin, der sie ihm auch versprach und der Venus den Befehl gab, das Mädchen durch List aus der Höhle zu locken. Diese ging, von Minerva und Diana begleitet, nach Sicilien, und beredete, da sie die wachsame Mutter nicht zu Hause fand, das Mädchen leicht zu einem Spaziergange. In Begleitung der Nymphen und des Zephyrus gingen sie auf den blumigen Gefilden daher, Blumen pflückend. Da erbebte plötzlich die Erde, und Pluto entführte das betrübte Mädchen in die Unterwelt, während Zeus durch seinen Donner seine Einwilligung verkündigte. Ceres, untröstlich über den Verlust ihrer Tochter, suchte dieselbe mit der an den Flammen des Aetna angezündeten Fackel auf der ganzen Erde. Endlich erzählte ihr die Nymphe Arethusa den Vorgang, oder Helios entdeckte ihr den Aufenthalt ihrer Tochter. Da eilte sie zum Jupiter, und bat ihn, die Geraubte zu ihr zurückkehren zu lassen. Dieser versprach es, wenn Proserpina noch nichts im Reiche der Schatten genossen hätte; aber unglücklicher Weise war dies schon geschehn. Als Mercur vom Jupiter gesandt, zur Unterwelt kam, um sie abzuholen, da bat Pluto sie flehentlich, ihm ihre Liebe zu schenken, und wenn sie zur Oberwelt zurückgehen wollte, doch als seine liebende Gattin wieder zurückzukehren; alles, was lebe, solle ihren Befehlen gehorchen, die höchste Verehrung solle sie genießen, und ewig werde die Strafe der Frevler dauern, die ihren Zorn nicht durch Buße und Opfer versöhnten,

sie nicht ehrten, wie sie es fodere, ihr nicht Gaben brächten, wie es sich gebühre. Da sprang sie freudig vom Throne, aß die Hälfte des ihr vom Pluto dargereichten Granatapfels, und eilte nun mit dem Mercur zur Oberwelt in die Umarmung der Mutter. Jupiter erlaubte ihr zwei Theile des Jahrs in dem Olymp zu verleben; den dritten Theil aber mußte sie in der Unterwelt zubringen. Die orphische Hymne nennt sie die Mutter der Eumeniden und des Ebuleus (hier Bacchus), die Eingeborne, die vielgeehrte würdige Gemahlin des Pluto, die Königin der Schatten, die Rächerin des Meineids, die Gespielin der Horen, das allherrschende Mädchen, die Fruchtschwangere, die Nahrung gebende, die gewünschte Frühlingsgöttin. Sie bringt alles an das Licht, ergötzt sich auf duftigen Wiesen, und schmückt ihren heiligen Leib mit grünenden Saaten, sie, die Glanzvolle und Gehörnte. In dem 41sten orphischen Hymnus wird sie unter dem Namen Mise gepriesen, als die Mutter des Bacchus, die keusche und heilige, die unaussprechliche Königin, welche zweigestaltig und Mann und Weib ist. Vom Pluto hatte Proserpina keine Kinder, vom Zeus aber den Zagreus. Zeus hatte ihr die Insel Sicilien geschenkt, und hier war ihr besonders die Stadt Agrigent heilig. Auch zu Locris und Megalopolis wurde sie verehrt, und am averner See hatte sie einen berühmten Hain; in Rom wie in Megalopolis hatte sie mit der Ceres Einen Tempel. Männer durften diesen nur ein Mal des Jahrs betreten. Man opferte ihr als Göttin der Unterwelt schwarze unfruchtbare Kühe; der Granatapfel, die Fledermäuse und der Winter waren ihr heilig. Mit der Ceres wurde sie in den eleusinischen Mysterien verehrt. Pirithous und Theseus, die sie entführen wollten, mußten in der Unterwelt bleiben (s. d. Art.). Man schrieb der Proserpina die Abschneidung der Locke zu, durch welche die Todten zur Unterwelt eingeweiht wurden. Bei Leichenbegängnissen schlug man ihr zu Ehren an die Brust. Die Freunde und Diener des Verstorbenen schnitten sich die Haare ab, und warfen sie, die Proserpina zu versöhnen, in den Scheiterhaufen.

Prosodie (vom griechischen Wort προς (pros zu, an) und ἀειδω, ἀδω, (aeldo, ado, singen, tönen,) woraus ἀυδη, ωδη, (aude, ode) wie die Formen au, al und o in allen Sprachen mit einander wechseln — also wörtlich Antönung, Accent) heißt der Zeitverhalt der Sylbenlaute und die Lehre davon. Betrachtet man die Sprachelemente, die Selbstlauter und Mitlauter, deren Verein eine Sylbe ausmacht, im Allgemeinen, und erwägt, daß die Consonanten gleichsam die Knochen, die Vocale das Fleisch des Wortbaues sind, so ergibt sich, daß der Ton auf dem Selbstlauter ruht, und zwar länger, wenn mehr Selbstlauter vorhanden sind, die in Einen Laut zusammenfließen. Gleichlautende Selbstlauter also in Einer Sylbe machen einen langen Selbstlauter, er werde nun durch Figur, durch Verdoppelung wie im deutschen Aar, oder durch Dehnungszeichen (wie ohne, Liebe) kenntlich. Verschiedenlautende Selbstlauter in Einer Sylbe machen Diphthongen, oder Doppellauter, und gebieten ebenfalls darauf zu verweilen. Also: lange Vocale oder Diphthonge machen ihre Sylbe lang. So wäre im Deutschen auf, euch, bei, ihr, nun ꝛc. lang. Ferner was die Mitlauter, oder Consonanten betrifft, so erfodern sie, besonders wo mehrere zusammentreffen, ebenfalls ein Verweilen der Stimme, und machen also die Sylbe lang. Der Einfluß der zusammentreffenden Consonanten auf den Zeitverhalt der Sylben heißt in den Sprachlehren Position. Nun sind aber in den verschiedenen Sprachen im

Wechsel der Consonanten und Vocale entweder die erstern, oder die letztern das Ueberwiegende, hauptsächlich Hervortretende. Sprachen, deren Princip der Wohllaut ist, z. B. das Italienische und Spanische, lieben gehäufte Vocale, und meiden oder dämpfen die Gewalt und Anstrengung der Consonanten. In den nordischen Sprachen herrschen dagegen mehr die Consonanten, deren zwei gewöhnlicheres Vorkommen sind, drei aber das Ungewöhnlichere, und also das mehr den Ton Anhaltende, Hemmende. Daher drei unmittelbar auf einander folgende Consonanten im Deutschen die Sylbe durch Position verlängern würden, und zwar nicht, wenn ein Endconsonant mit zwei anfangenden zusammenträfe, sondern wenn auf zwei endende ein anfangender folgte, z. B. blutend verschied, mächtig trieb, wobei freilich, da der Fuß nicht den Rhythmus, sondern dieser den Fuß macht, die Gesetze des Rhythmus zu rathfragen seyn würden. Eine solche Bestimmung des Zeitverhalts nach dem verhältnißmäßigen Gewicht der Sylben unter einander heißt Quantität, und Sprachen, in welchen Vocale vorherrschender Theil sind, neigen sich an und für sich mehr zur Quantität und können daher quantitirende genannt werden. Dagegen neigen sich andere, in welchen Consonanten vorwalten, mehr zum Accent, indem sie den Tonverhalt mehr nach einem innern Princip, der logischen Begriffspriorität bestimmen, und heißen daher accentuirende Sprachen. Man hat allgemein die modernen als accentuirend angesehen, und so auch die deutsche. So lange unsere deutsche Poesie im Reim, in der Assonanz und Alliteration (s. beide Art.) eine Entschädigung für den Mangel größeres Rhythmenreichthums, z. B. der Griechen, hatte, blieb auch unser Sylbengehalt höchstens nach dem Tonmaß und der Gewalt des Tactes bestimmbar. Aber so wie in der künstlichen Poesie Sprache, Grammatik und Metrik sich mehr und mehr ausbildeten, als durch Ramler und Klopstock unsere Sprache auch in antiker Rhythmen Nachbildung sich versuchte, verlangte auch die Prosodie eine nähere Erörterung und Bestimmung. Der geistreiche Moriz versuchte zuerst in seinem Versuch einer deutschen Prosodie, Berlin 1786, 8., ein System aufzustellen, dessen Princip die Messung der Sylben nach dem Begriff war, so daß bei der Bestimmung der Länge und Kürze der Sylben es nicht im geringsten auf die Buchstaben der einzelnen Laute, woraus sie bestehen, ankomme, sondern bloß auf ihre Stellung neben einer bedeutenderen oder unbedeutenderen Sylbe. Er ordnete auch in dieser Hinsicht die Redetheile tabellarisch. Indeß ließen sich die Foderungen des Ohrs nicht abweisen, ja die Sprache fügte sich ihnen, von kunstfertigen Händen geleitet, gern und willig. Voß bildete immer mehr Versmaße der Griechen und Lateiner nach, ja er gab eine Zeitmessung der deutschen Sprache als Beilage zu seinen Oden und Elegien, Königsb. 1802, 8., heraus, worin die Rechte des Ohrs gegen das Auge schon lauter durchgesetzt und die Rhythmen musikalisch bezeichnet wurden. Indessen hatte Hermann, der berühmte Leipziger Philolog, ein lateinisches und ein deutsches Lehrbuch der Metrik herausgegeben, um sie wissenschaftlich zu begründen. Aber er betrachtete den Rhythmus als bloß dem Auge dienend, ohne ihn in sinnlicher Anschauung auffassen zu können; dazu fehlte es ihm an Kenntniß der Musik. Da nun hatte der geist- und kenntnißreiche Apel einen Cyklus von Nachbildungen des Styls griechischer Tragödie begonnen. Seine im Polyidos vorkommenden Verse befriedigten sein Ohr nicht. Mit den Aitoliern ging ihm, der auch ein gründlicher Musikkenner war, plötzlich eine neue, auf Musik gegründete und aus ihr abgeleitete Metrik auf, deren Hauptergebnisse er zuerst als An-

hang zu den Aitoliern aphoriſtiſch lieferte, in der Tragödie Kalliroë meiſterlich übte, dann in der muſikaliſchen Zeitung 1807 durch alle Metra hindurch verfolgte. Schon hier gelang es ihm bei einer genau beobachteten Proſodie, metriſche Variationen über ein Thema mit ihrer muſikaliſchen Bezeichnung gegenüber in wohlklingenden und richtigen Verſen aufzuſtellen, bis er endlich in ſeiner Metrik, Leipzig 1814, 8., wovon der zweite und letzte Theil erwartet wird, auch eine allgemeine Proſodie aufſtellte. Aus ihr ergab ſich, daß, wie denn überhaupt wir Deutſchen in Kunſt und Wiſſenſchaft ein vermittelndes Volk, unſere Sprache auch hier zwiſchen den quantitirenden und accentuirenden mitten inne ſtehe, Accent die Proſodie nur als inneres Princip beherrſche. Dem gemäß, wie bereits in einer Recenſion des voſſiſchen Horaz von ihm geſagt wurde, macht ein langer Vocal, oder Diphthong die Sylbe lang, wird aber, wie im Griechiſchen willkürlich, wenn unmittelbar darauf wieder ein Vocal folgt, z. B. wohnt bei uns noch göttliche Kraft, bei Entarteten Freiheit, ſogar wenn zwiſchen beiden Vocalen zu Ende der Sylbe ein fließender oder doch einfacher Conſonant ſteht. Ferner macht das Zuſammentreffen mehrerer Conſonanten die Sylbe lang. Die Vorſylbe ent, das Verbindungswort und, nebſt einigen andern, wie mit, denn, iſt als Copula, die zweite Perſon in der Einzahl (wie huldigſt) wird durch den Accent nicht abſolut lang, ſondern nur mittelzeitig. Die Endungen ig und ich bilden mit einem folgenden Conſonant Poſition, aber wenn er einfach iſt, nur unvollkommne, welche der vollkommene Daktylus noch verträgt. Endſylben, welche ihre Länge durch Poſition gewonnen, können nicht in der Hebung des Verſes ſtehen, und umgekehrt hat eine Endſylbe, welche in der Vershebung ſich als Länge bewährt, abſolute Quantitätslänge und darf nicht kurz gebraucht werden, z. B. Freiheit, Armuth u. a., bloß end in Elend iſt abſolut lang. Hiemit hätten wir denn endlich eine Proſodie gewonnen, welche der Willkür und Nachläſſigkeit ein Ende macht und in einer wiſſenſchaftlichen Metrik ihre tiefere Begründung und Beſtätigung findet. Den ſichern Erweis ihres Vorhandenſeyns gibt nun ihre Beobachtung und Anwendung, wie denn eben Apels wohlklingende und harmoniſche Verſe und die durchgängige ungezwungene Anwendbarkeit ſeines metriſchen Syſtems ſelbſt auf antike Versmaße deſſen Wahrheit am beſten beweiſen. Auch hat er bis jetzt von Hermann ſelbſt keinen bedeutenden Widerſpruch erfahren. Selbſt Böckhs Einwürfe, der doch früher ſich zu ihm neigte, fanden leicht in der Vorrede zur Metrik ihre Widerlegung, und ſo ſteht denn zu erwarten, ob das Ohr noch länger durch das Auge tyranniſirt ſeyn wolle in Sachen des rhythmiſchen Geſangs, oder nicht. Näheres hierüber gehört unter den Artikel Versmaß. W a.

Protector, der Beſchützer. Dieſen Titel nahm Cromwell an, als er ſich der Herrſchaft bemächtigt hatte, aber den königlichen Titel damit zu verbinden nicht wagte. Der Protector des Rheinbundes iſt noch in friſchem Andenken. — Was man im gemeinen Leben unter Protector und Protegiren verſtehe, bedarf keiner Erläuterung.

Proteſilāus, einer von den griechiſchen Helden vor Troja. Er war ein Sohn des Iphiclus, Königs von Phylace in Theſſalien, und der Diomedea, und hieß eigentlich Iolaus. Den Namen Proteſilaus erhielt er, weil er bei der Landung der Griechen vor Troja zuerſt von dem Volke ans Land ſprang. Aber gleich nach der Landung wurde er von einem dardaniſchen Krieger erlegt. Sein Grabmal war auf dem ſigei-

schen Vorgebirge. Auf das Flehen seiner Gemahlin Laomedeia kehrte er auf drei Stunden ins Leben zurück. Nach Verlauf derselben verfertigte sie ein Bild ihres Gemahls und legte dies in den Thalamus. Acastus befahl, auf erhaltene Nachricht davon, das Bild zu verbrennen; da stürzte im Schmerze sie sich selbst in den Scheiterhaufen. Im Widerspruch hiemit steht Conons Nachricht, daß Protesilaus nach der Eroberung von Troja des Laomedon Tochter, Aethilia, zu seinem Antheile erhalten und die Stadt Scione erbaut habe. Er wurde nach seinem Tode als ein Heros verehrt, und hatte zu Eläus auf dem Chersones ein Orakel, besonders für Athleten, heilte auch mehrere Krankheiten.

Protest, s. Wechsel.

Protestation, im juristischen Sinne, ist eine in der Absicht von Jemanden gegebne Erklärung, um ein Präjudiz abzuwenden, das sonst in Ansehung seiner Rechte durch eine eigne oder fremde Handlung entstehen könnte.

Protestant kann zunächst jeder heißen, der eine Protestation einlegt, d. i. gegen einen aufgestellten Grundsatz, oder eine von Andern ergriffene Maßregel einen mehr oder minder förmlichen Widerspruch erhebt, und sich seine Ueberzeugung und Gerechtsame dagegen verwahrt. Bekanntlich aber ist dieser Name insbesondre den Gliedern der christlichen Gemeinde beigelegt worden, deren erste Gründer und Vertheidiger im Kampf mit dem Papstthum und dem spätern Catholicismus gegen den Spruch des weltlichen Reichsgerichts in einer Glaubenssache feierlich protestirten, und dadurch wenigstens die erste Veranlassung zu dem Namen gaben (der aber noch eine tiefere Bedeutung gewann). Als nämlich das große Werk der Reformation (s. d. Art.) schon weit gediehen war und binnen zwölf Jahren seinem Ziel mit festem Schritt und großen Erfolgen schon genaht schien, wälzte auf einmal der Reichstag zu Speier im Jahr 1529 seinem Fortgang ein fast unübersteigliches Hemmniß und Hinderniß entgegen. Der Reichstagsabschied verordnete nämlich seinem wesentlichen, auf die kirchlichen Angelegenheiten sich beziehenden Inhalt nach, wie er von den catholischen Reichsständen entworfen und beschlossen war: daß, bis zu einer künftigen allgemeinen Kirchenversammlung alle weitre Neuerungen in Kirchensachen möglichst verhütet, die Messe ferner nicht abgeschafft, auch an den Orten, wo die neue Lehre schon überhandgenommen, die Feier der Messe und die Theilnahme daran, nirgend gehindert und keine aufrührerischen Predigten gehalten, keine schmähenden Schriften gedruckt werden sollten. Weil nun durch den ersten Theil dieses Reichsabschiedes alle weitere Reformation völlig unmöglich gemacht, durch den zweiten Theil selbst solchen Mißbräuchen, welche die reformirenden Fürsten, Stände und Theologen, schon einmüthig als solche erklärt hatten, und dem von ihnen verbannten Aberglauben aufs neue der Eingang geöffnet, endlich durch den dritten Theil jede freie, auf die heilige Schrift und die eigne Ueberzeugung gegründete, aber den Satzungen der römischen Kirche widersprechende Predigt für aufrührerisch erklärt, jede jene Satzungen antastende und die evangelische Lehre verfechtende Schrift im voraus mit dem Namen einer Schmähschrift belegt, und mündliche und schriftliche Mittheilung der eignen Ueberzeugung verhindert werden sollte; so machten die evangelischen Stände gegen einen solchen, zwar durch Stimmenmehrheit bewirkten, aber weil es hier Glaubens- und Gewissenssachen galt, doch ungebührlichen Reichstagsschluß erst ernstliche Vorstellungen, und legten, als diese vergeblich waren, am 19ten April des Jahres 1529 eine förmliche Protestation gegen denselben ein, (so-

weit es den Glauben und die kirchlichen Angelegenheiten betraf), und foderten beharrlich, daß ihre Protestation dem Reichstagsabschied beigefügt werde. Am 25ten April unterzeichneten sie überdies noch eine besondre Appellationsurkunde, in welcher sie gegen jede ihren Glauben und ihre Ueberzeugung bedrohende Gewaltthätigkeit und feindselige Maßregel an das kaiserliche Reichsoberhaupt, an ein künftiges deutsches Nationalconcilium und an jeden unparteiischen und christlichen Richter feierlichst appellirten. Nach jener Protestation werden sie protestirende Stände genannt und nennen sich selbst so, und bald nachher findet man auch den Namen Protestanten, den ihnen wahrscheinlich zuerst die Gegner vielleicht nur spöttisch beilegten, den sie später aber selbst für sich annahmen. Denn wenn auch bald nachher eine Protestation gegen jenen Reichsabschied selbst unnöthig seyn mochte, so war doch theils die Protestation selbst schon allgemeiner gefaßt und daher weiter anwendbar, theils derselbe Grundsatz und dasselbe Verfahren, welche in jenem Abschied sich kund gaben, auch nachher noch zu bekämpfen, und so im wesentlichen noch immer der Grund der Protestation vorhanden. Die evangelischen Stände hatten in ihrer Protestationsurkunde sehr gemessen und unumwunden erklärt: —— „in Sachen, die Gottes Ehre und jeder Seelen Heil und Seligkeit betreffen, und worin sie nach Gottes Befehl, und Gewissens halben Gott als den höchsten König und Herrn aller Herren, und einigen Regierer und Erhalter des heiligen christlichen Glaubens, vermöge der Taufe und des göttlichen Worts, vor allen und allein anzusehen, verpflichtet und schuldig; darin könnten sie — den mehrern Stimmen unmöglich gehorchen. — So müsse in Sachen Gottes Ehre, und der Seelen Heil und Seligkeit belangend, ein Jeder für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben, und möge sich mit einer Mehrheit der Stimmen keineswegs behelfen. — Der Zwiespalt der Lehre und Religion, dessen Ursache sie Gott, der alle Dinge wisse, und seinem Gericht überließen, sey gleich anfangs (auf dem Reichstag zu Nürnberg) und nachher jedesmal, auf ein frei, gemein-christlich Concilium, oder zum wenigsten Nationalversammlung, gestellet worden, und könne also beim Reichstag keinem Theil gebühren, des andern Lehren, die er für christlich, und zu Gottes Ehre, und der Seelen Heil und Seeligkeit nöthig halte, zu verurtheilen. — Daß die Prediger das Evangelium, nach Auslegung der Schriften, von der christlichen Kirchen gebilligt, sollten lehren und predigen, das ginge wohl hin, wenn man einig seyn könnte, was die rechte heilige christliche Kirche wäre? Dieweil aber dieses noch ein großer Streit, so sey auch keine gewissere Lehre oder Predigt, als allein bei Gottes Wort zu bleiben, und einen Text mit und aus dem andern zu erklären und auszulegen; wie denn auch die heilige Schrift klar und deutlich genug alle Finsterniß zu erleuchten, und bey derselben, als dem rechten Richtscheid aller christlichen Lehre und Lebens, Niemand irren noch fehlen könne, sondern wer darauf baue, auch wider alle Pforten der Hölle bestehe; dahingegen aller menschlicher Zusatz und Tand fallen müsse und vor Gott nicht bestehen könne. — Wo aber diese ihre (dritte) Anzeige und Beschwerung keine Statt finden sollte, so protestirten sie hiermit öffentlich vor Gott, der alle Herzen erforsche und recht richten werde, wie auch vor allen Menschen und Creaturen, daß sie für sich, die Ihrigen und aller männiglichshalber, in alle Handlungen und vermeinten Abschied, so in gemeldeten oder andern Sachen, wider Gott, sein heiliges Wort, ihrer aller Seelen Heil, und gut Gewissen, und wider oft erwähnten

speierischen Reichsabschied (vom Jahr 1526) vorgenommen und beschlossen worden, nicht geheleten noch willigten; sondern alles für nichtig und unbündig hielten, auch ihre Nothdurft darwider öffentlich ausgehen lassen, und an kaiserl. Majestät gründlichen und wahrhaften Bericht erstatten wollten." — So hatten in dieser merkwürdigen Urkunde die protestirenden Stände klar und bündig sowohl die Protestation selbst ausgesprochen, als ihre Gründe für dieselbe angegeben; zugleich aber erklärten sie in der wiederholten Uebergabe derselben dem Könige Ferdinand, als Stellvertreter seines Bruders, des Kaisers, und den übrigen catholischen Ständen, „daß sie sich auch vorbehielten, ihre Beschwerungen und Protestation fernerhin zu extendiren, und was sonst in dem Allen ihre weitere Nothdurft erfodere." — Auch im Eingang der von Notarien beglaubigten Appellationsurkunde war von diesen wiederholt bemerkt, daß die protestirenden Stände diese Schritte thäten „mit Vorbehalt, Bedingung und Protestation, solche ihre gethane Appellation zu mindern und zu mehren, auch sonst Alles zu thun und vorzunehmen, das derhalben ihrer Nothdurft seyn würde." Endlich ward noch in der Appellationsurkunde selbst angeführt, daß man von dem in allen geschriebenen Rechten eingeräumten Mittel der Appellation und Berufung derer, die beschwert seyen, oder fürchteten, künftig beschwert zu werden, Gebrauch mache, — „in Willen und Meinung der (sechs) protestirenden Fürsten, für sich selbst, insgesammt und sonderlich für ihre christlichen Unterthanen, und insgemein für alle die, welche jetzt und künftig dem heiligen Wort Gottes anhangen würden, — (gegen Alles, was auf dem speierischen Reichstag in Sachen des Evangeliums durch Stimmenmehrheit beschlossen worden) — zu appelliren, provociren und zu berufen, auch Alles und jedes mehr zu thun, so ihnen die Rechte in dem Fall geben und zulassen." — Sie versicherten zugleich vor Gott und Jedermann, „daß ihr Wille, Gemüth und Meinung anders nicht stehe noch sey, denn allein die Ehre Gottes des Allmächtigen, seines heiligen Worts, und ihre, auch männiglichs Seelen Seeligkeit zu suchen, auch nichts anders dadurch zu handeln, denn was ihnen das Gewissen ausweiset und lehret, und dasjenige, so sie vor Gott dem Allmächtigen, sonder männiglichs Verkleinerung, Schmähung oder Verachtung, zu thun schuldig und billig, thun." Dazu rechtfertigten sie die Allgemeinheit ihrer Appellation auch dadurch, daß, wie schon nach der natürlichen Verwandtschaft der Menschen zulässig sey, wenn einer ohne weitre Vollmacht eines andern, zum leiblichen Tod Verurtheilten, sich annehme, für ihn appellire und sein Bestes besorge; „vielmehr denen, die in einer geistlichen Verwandtschaft und Brüderschaft durch Christum ständen, zustehe und gebühre, in so hochwichtiger Sache, zu Verhütung eignen und des Nächsten ewigen Gerichts, dasselbige zu thun, daß die Nächsten des rechtlichen Schutzes sich mit freuen, und gebrauchen möchten." — Diese geschichtlichen Zeugnisse von dem Wesen der Protestation, von welcher der Name der Protestanten abzuleiten ist, bezeichnen hinlänglich den Geist, die Ueberzeugung und Absicht derer, die in dieser feierlichen Erklärung sich vereinigten. Wir vernehmen darin auch nicht bloß die Stimme der protestirenden Reichsstände, sondern weil diese vorher sich über alles mit ihren Theologen beriethen, und weil letztere selbst an der Abfassung der Protestation und Appellation Antheil hatten, auch die Ueberzeugung der ersten Gründer und Hirten der gesammten evangelischen Gemeinden, die aus freier Wahl, übereinstimmend mit jener Ueberzeugung, in den Theologen ihre Stimmführer und Stellvertreter erkannten. Luther selbst hatte, auf des Chur-

fürsten von Sachsen, seines Herrn Befragen, wie man sich in Hinsicht des speierischen, die Glaubensfreiheit beschränkenden Reichstagsschlusses zu verhalten habe, klar und gründlich erklärt: „daß, weil jener Reichstagsschluß fordere, die Reichsstände sollten die Lehre lassen, welche der Churfürst für christlich halte, und tröstlich erfahren habe in dieser Zeit, es demselben mit gutem Gewissen nicht zu thun sey, daß er in denselben willigen solle; weil er es wider sein Gewissen thun würde, wenn er die Lehre verdammte, die er von Gott christlich und heilsam erkenne; weil er sich theilhaft machen würde auch der Sünde derer, die nach seinem Beispiel, auch wider ihr Gewissen, diese Lehre verdammten; weil er auch nicht die Macht habe, Jemand zu zwingen, die gefallenen Mißbräuche wieder aufzurichten, oder anzunehmen, — sondern es auf eines Jeglichen eignem Gewissen stehe; weil er nicht bewilligen, noch dazu dringen dürfe, daß man die Mißbräuche wieder herstelle, welche die unleidliche Beschwerung durch die Geistlichen aufs neue bestätigten, gegen welche die Reichsstände schon zu Worms Klage eingereicht hätten, die auch der Kaiser damals abzustellen verheißen, und die wieder aufzurichten und zu erhalten des Churfürsten Meinung nicht seyn könne; weil endlich der Kaiser daraus, daß die Reichsstände selbst die Lehre nicht verdammt, sondern auf ein Concilium verwiesen, zum Beweis, daß sie dieselbe nicht schlechthin für unchristlich hielten, wohl abnehmen könne, daß der Churfürst nichts Unchristliches vorhabe." — Wenn nun die Frage ist, was das Charakteristischeigenthümliche und Unterscheidende der Partei war, die durch jene Protestation sich ihre Ueberzeugung und Gerechtsame verwahren wollte, so ergibt sich aus dem Mitgetheilten, als aus einer reingeschichtlichen Grundlage, daß die Protestanten nicht nur dem angemaßten Recht eines weltlichen Gerichts und irgend einer weltlichen Gewalt, in Sachen des Glaubens einen die Freiheit der Gläubigen kränkenden, und die Gewissen beschwerenden Spruch zu fassen, widersprachen; sondern auch überhaupt alles ablehnten, was, sey es durch Stimmenmehrheit, oder irgend eine bloß menschliche Autorität, die Gewissen binden, die Glaubenfreiheit beschränken, für den Christenglauben einen andern Grund und eine andre die Zustimmung abnöthigende Ueberzeugungsquelle, als die klaren Aussprüche der heiligen Schrift aufstellen; in Glaubenssachen einen andern Richter, als den höchsten Gott, den Christen aufdringen, und in christlicher Lehre und christlichen Gebräuchen die Befugniß, dem, was nach Gottes Wort zur Seligkeit führe, aus eigner Ueberzeugung und mit eigner Verantwortlichkeit vor Gott nachzufolgen, irgend unterdrüken wolle. Nicht nur für sich, sondern im echtchristlichen Geist für alle, die damals und künftig, wie sie selber, am Wort Gottes halten möchten, foderten sie Sicherheit und Schutz gegen jede Gewalt, die ihnen, was nach ihrer Ueberzeugung wider Gott und sein Wort, wider ihrer Seelen Heil und Gewissen sey, aufbürden wollte. Wesentlich also und vor Allem fodern sie Glaubens- und Gewissensfreiheit, das Recht, in den höchsten und heiligsten Angelegenheiten des Menschen, in denen Jeder seine Seligkeit sucht, und Jeder für sich selbst verantwortlich sey, und nur Gott Rechenschaft abzulegen habe, auch nur Gott als Richter anerkennen, und wie er vor diesem bestehen möge, selbst nach der natürlichen Freiheit der Gläubigen vorsehen zu dürfen, ohne sich eine menschliche Satzung, die gegen die eigene, auf die Schrift gegründete Ueberzeugung streite, aufdringen zu lassen. — Solche christliche Freiheit vertheidigten sie fortwährend gegen alle Waffen der Hierarchie und gegen jede weltliche Gewalt, die entweder Kirche

und Papstthum mit einander verwechselnd, oder Menschensatzung und Gottes Wort vermischend, oder von Leidenschaft getrieben, diese Freiheit unterdrücken wollte; für dieselbe wagten sie Gut und Blut, und setzten die Ruhe und Sicherheit ihres Lebens daran, ein so theures Kleinod sich und allen, die es begehrten, zu retten und zu erhalten. Es blieb ihnen nicht nur der Name, sondern auch das Wesen der Protestanten, weil der Widerstand und Kampf gegen das, was die mühsamerrungene, oft gefährdete, schwer zu vertheidigende Freiheit antastete, nie enden durfte, und weil sie selbst als eine für diesen Zweck, und in einem fortdauernden Geist vereinte Partei gegen die Glieder der alten Kirche, die die Glaubensfreiheit nicht anerkennen wollten, sich feststellten. Aber die Freiheit, für die sie stritten, sollte nicht Willkür, sondern vielmehr jene heilige seyn, die selbst Gesetzmäßigkeit ist. Ein höchstes und heiligstes Gesetz erkannten sie nicht nur an, sondern ordneten sich auch demselben mit frommer Neigung unter. Dies höchste Gesetz fanden sie in dem klaren und lautern Wort Gottes, wie dasselbe in der heiligen Schrift allen zugänglich und für alle ausgesprochen sey. Die heilige Schrift ward ihnen dann auch die einzig höchste Richtschnur ihres Glaubens und Lebens; nichts menschliches achteten sie derselben gleich, und was menschliche Weisheit und Frömmigkeit je erfunden, ward von ihnen nur in so fern als christlich und als verbindlich anerkannt, als es mit der heiligen Schrift übereinstimmte. Die Protestanten fanden sich zwar bald veranlaßt, Bekenntnißschriften aufzusetzen, oder für einige der älteren sich, als ihre Ueberzeugung enthaltend, zu erklären; aber nur um vor der Welt ein einfaches, klares und bündiges Zeugniß abzulegen, was sie als echte Christus- und Bibellehre aufnähmen, und für alle die, welche sich mit ihnen zu gleichem Bekenntniß der evangelischen Wahrheit vereinten, einen hinreichenden Ausdruck der Ueberzeugung, die sie geistig verband, auch äußerlich zu gewinnen, und dadurch zu verhüten, daß nicht durch willkürliche Auslegung und Deutung der heiligen Schrift von den Gliedern der Gemeinde etwas als evangelische Wahrheit geltend gemacht werde, was nicht die Ueberzeugung Aller sey, oder durch gehässige Beschuldigungen von ihren Gegnern ihnen Lehren aufgebürdet würden, die sie nicht anerkannten. Durch die Annahme dreier älterer Bekenntnißschriften, die auch in der catholischen Kirche als ein Ausdruck der Rechtgläubigkeit anerkannt waren, bezeugten sie, daß sie selbst mit der frühern, noch durch keine Papstgewalt unterdrückten christlichen Kirche, in ihrer Lehre übereinstimmten, und also keinesweges eine neue Kirche gründen, sondern nur die alte in ihrer Lauterkeit wieder herstellen wollten. Zu diesen dreien gesellten sie ihre neuen Glaubensbekenntnisse, die nur der Form, nicht dem Geist und der Lehre nach neu seyn sollten, in denen sie mit Beziehung auf jene ältern, besonders diejenigen Lehren heraushoben, welche, nach ihrer Ueberzeugung, durch die willkürlichen Satzungen der päpstlichen Kirche entstellt und gemißdeutet worden, und die sie nun nach den Zeugnissen der Schrift, in ihrer Echtheit und Reinheit wieder aussprechen wollten. Mit großer Freudigkeit und echtem Gottvertrauen, fest sich anhaltend an Gottes offenbartes Wort, wie es für alle Zeiten in der heiligen Schrift enthalten ist, enthüllten sie hier ihre wohlerwogene und tiefbegründete Ueberzeugung vor den Augen mächtiger Feinde, scharfsinniger und gewandter Gegner. Sie selbst aber verpflichteten sich auch der, in den Bekenntnißschriften ausgesprochenen Wahrheit treu zu bleiben, unter allen Gefahren und in jedem Verhältniß, und, ohne sich selbst oder andern in neuen Satzungen eine neue unerträgliche Last und

Sclaverei aufbürden zu wollen, doch, so lange sie den Namen Protestanten, oder evangelische Christen führten, in denselben, als einem Hauptinbegriff der echten Bibellehre, auch den treuen Ausdruck der ihnen gemeinsamen Ueberzeugung anzuerkennen. Wie sie selbst diese Bekenntnißschriften, die nur als der von allen anerkannte Ausdruck der Bibellehren abgefaßt wurden, auch nur darum aufnahmen, weil, ihrer Ueberzeugung nach, dieselben mit der heiligen Schrift ganz übereinstimmten, so sollte diese, nicht in der äußern, den Zeitverhältnissen angehörigen Form, wohl aber in dem allen Zeiten entsprechenden Geist, und in der Wahrheit bestehende Uebereinstimmung, auch von denen, die künftig ihrer Gemeinschaft sich zugesellen würden, nach eigner, im Geist der evangelischen gesetzmäßigen Freiheit, und mit bescheidener Anerkennung der Schranken jeder besondern Forschung angestellten Prüfung zur Ueberzeugung gebracht, und so in den Bekenntnißschriften, weil sie mit der heiligen Schrift übereinstimmen, ein bleibender Vereinigungspunkt der Gemeinschaft erhalten werden. Es sollte offenbar dadurch so wenig als die christliche Freiheit überhaupt auch insbesondere die theologische Forschung keineswegs beschränkt, sondern nur verwahrt werden, daß durch die bloß allgemeine Berufung auf die heilige Schrift, mit Vorbehalt der eigenen beliebigen Deutung derselben, nicht ein eigenmächtiger und fremdartiger Geist in den protestantischen Verein sich eindränge und die Willkür an die Stelle der Freiheit gesetzt werde, oder daß unter dem Titel der Schriftlehre eine Menschensatzung die allgemeine, auf die gemeinsame Ueberzeugung und das in derselben anerkannte Gesetz sich gründende Freiheit gefährde. Auf dieselben Bekenntnißschriften aber, durch die sie bezeugten, daß sie nichts anders lehrten und bekennten, als was die Lehre Jesu, seiner Apostel und der frühesten christlichen Kirche, also das reine Evangelium sey, gründeten sie auch die standhaft vertheidigten Ansprüche auf die unbeschränkte Predigt solcher Lehre, und einen derselben gemäßen freien öffentlichen Gottesdienst, überhaupt auf die Freiheit, Sicherheit und ungestörte Uebung im Staate. Es war insbesondere die augsburger Confession, auf welcher der Rechtsanspruch der im sogenannten Religionsfrieden ihnen zugestandenen Freiheiten dergestalt beruhte, daß nur die von der alten Kirche getrennten, auf jene sich verpflichtenden Gemeinden dieselben genießen sollten. Protestant, im Sinne der ersten Gemeinden dieses Namens, heißt demnach derjenige, der in Sachen des Glaubens und des Gottesdienstes die Willkür und Obergewalt menschlicher Satzungen und Meinungen verwirft, allein die heilige Schrift als Richtschnur seines Glaubens anerkennt, die Freiheit, allein dieser Richtschnur zu folgen, in Anspruch nimmt, als Glied einer kirchlichen Gemeinschaft sich auf die den Sinn der Bibellehre, als der Lehre Christi, aussprechenden Bekenntnißschriften derselben Gemeinschaft, doch nicht als auf Menschenwort, sondern weil sie die Lehre der Schrift und die einmüthige Ueberzeugung aller Gemeindeglieder enthalten, auf so lange, als diese Ueberzeugung auch die seinige ist, sich verpflichtet. Ke.

Protestantismus ist uneigentlich das, was den Protestanten als Protestanten bewährt, oder der Geist, das Streben, die Ueberzeugung und die religiöse Gesinnung desselben. Protestantismus ist nämlich, wie Christenthum, nicht bloß Lehre, sondern Wesen und Leben dessen, der sich dazu bekennt. Was die ersten echten Protestanten gewollt, erstrebt, erkämpft haben, das ist noch heut das Streben und Leben des Protestantismus — Freiheit nämlich, Freiheit im Glauben, Freiheit in der christlichen Lehre, Freiheit im Gottesdienst; aber eine Freiheit nur,

die, so wahr und wirklich sie dies ist, nur in Gesetzmäßigkeit lebt, und darum sich selbst dem höchsten Gesetz als dem Ausdruck des göttlichen Willens, unterwirft. Darin aber ist die Freiheit des Glaubens, daß dem Gläubigen nur das lautre Wort Gottes, wie es für alle Zeiten offenbart ward, als die Wahrheit selbst gilt, und er nur an das glaubt, was als die Offenbarung Gottes auch seine Seele erleuchtet hat, ohne durch irgend eines Menschen Ansehn, oder Ueberlegenheit sich bestimmen zu lassen, das eigene gläubige Leben in Gott und Christus, und das Vertrauen auf den Geist des Herrn, der die Wahrhaftgläubigen in alle Wahrheit leitet, menschlichem Gericht unterzuordnen. Darin ist die Freiheit der Lehre, daß einzig die klaren, unumwundenen und unverdeutelten Aussprüche der Schrift, wie einer den andern erläutert, als die echtchristliche Lehre angenommen und verkündet, das Suchen und Forschen in der Schrift, das Ringen nach klarer Erkenntniß ihres lebendigen Worts durch keine Gewalt gehemmt, nicht irgend eine von Menschen aufgestellte Lehrform als die alleinseligmachende, und darum unbedingt anzunehmende anerkannt, noch um menschlicher Satzung willen die eigene Ueberzeugung von dem Wort Gottes aufgeopfert wird. Darin ist die Freiheit des Gottesdienstes, daß, wie nach der Lehre Christi, der rechte Gottesdienst eine Anbetung im Geist und in der Wahrheit ist, derselbe aus eigenem herzlichen Verlangen und innerm Bedürfniß hervorgehe, immer in heiliger Andacht sich erneue, von allem falschen Vertrauen auf bloß äußerliche Geberden sich entbinde, und nur diejenigen Gebräuche, die dem Wort Christi entsprechen, ein Ausdruck des christlichen Glaubens, der Ueberzeugung und der Schriftlehre sind, als christlich anerkannt, als heilsam geübt, aber alle, bloß von Menschen eingeführte Uebungen, die als unbedingt nothwendig zur Seligkeit sich darstellen, nicht für verbindlich geachtet werden. Der Protestantismus ist also ein stetes Verneinen des entscheidenden Ansehns aller Menschensatzungen in religiösen Angelegenheiten, ein glänzendes Vertrauen auf die allein sichre Leitung des Geistes Gottes und eine darauf gegründete stete Unterordnung aller menschlichen Erkenntniß und Lehre unter die Wahrheit, die aus Gott stammt und in der Schrift verkündet wird; er ist in einer steten Vertheidigung der christlichen Freiheit und Abwehrung alles dessen, was sie hemmen will, in einem steten Streben, das göttliche Wort, als solches und als das höchste Gesetz, immer klarer zu erkennen, in immer größrer innrer und äußrer Freiheit zu üben, begriffen. Er will die christliche Kirche, als eine freie, dem Wort Gottes und der Vernunft treue Gemeinschaft der Gläubigen, unter der Obhut des unsichtbaren und doch gegenwärtigen Hauptes, welches Christus ist, und unter der Leitung des heiligen Geistes, im Licht des Evangeliums, herstellen, schützen, befestigen und die Christenheit über alle menschliche Gewalt zu Gott führen, dem allein jeder für seinen Glauben verantwortlich ist. So steht er da als ein steter Gegensatz gegen den Catholicismus, sofern dieser dem höchsten Glaubensgrund einen menschlichen zugesellen, gewisse Lehrformeln darum, weil (obwohl erleuchtete, doch dem Irrthum unterworfene) Menschen dieselben aufgestellt haben, gewisse Gebräuche, welche die Schrift nicht als unveränderliche und als Bedingung der Seligkeit aufstellt, und die nur als Ausdruck und Stützen neuer Lehrformeln von Menschen angeordnet wurden, den Gläubigen aufdringen und als allgemein verbindlich geltend machen, dem unsichtbaren Haupt der Kirche ein sichtbares als Stellvertreter und Herrscher der Gläubigen beiordnen, und das innige Glaubensleben einer äußern Gewalt unterwerfen will. Während der Catholicismus

in seiner spätern Gestalt auf eine geistliche Alleinherrschaft hinweist, für die aller gläubige Gehorsam und alle Demuth der Gemeinde, alles Ansehn der frühern Lehrer und Heiligen der Kirche, und aller Schlüsse der Kirchenversammlungen, alle Gewalt der Meinung und der geistlichen Vielherrschaft sich in dem Einen sichtbaren Haupt und Herrscher und seiner Gewalt verkörpert, strebt der Protestantismus nach der Herstellung einer freien frommen Gemeinschaft, in der aber die ungekränkte Herrschaft des Einen höchsten Gesetzes, das aus Gott ist, und des göttlichen Worts, der Lehre Christi, wie sie offenbart ist in der Schrift, und Christus als Haupt der Gemeinde freudig anerkannt werde. Beide streben, den Menschen zu Gott zu führen; der Protestantismus nur durch des Glaubens Gewalt, der allein er völlig vertraut, und die seiner Freiheit Bürgschaft ist; der Catholicismus zugleich durch die Gewalt menschlichen Ansehns und bedeutsamer Gebräuche, die er nicht, wie der Protestantismus bloß als heilsame, dem innern Bedürfniß entsprechende Uebungen, sondern als Mittel, an welche die Seligkeit selbst schlechthin gebunden ist, und als eine verdienstliche Dienstbarkeit betrachtet und behandelt. So gewiß nun die vollkommnere Verfassung der geselligen Menschenverhältnisse die ist, wo nicht der Wille eines Einzigen, oder die Ueberlegenheit Einiger unbedingt und despotisch gebietet, sondern der vernunftmäßige und in gesetzlicher Freiheit gegründete Wille Aller in den Anordnungen und dem Leben des Ganzen sich ausdrückt; so gewiß, zumal in den höchsten Lebensangelegenheiten des Menschen, irgend eine gewaltsam nöthigende Gewalt, welche die eigne Vernunft fremder Willkür und bloß menschlichem Ansehn unterwirft, unstatthaft ist, und die freie aus höherm Bedürfniß und frommem Streben hervorgehende Selbstbestimmung allein als menschenwürdig erkannt werden darf: so gewiß muß in den religiösen und kirchlichen Angelegenheiten jenem Geist christlicher Freiheit, der die Seele des Protestantismus ist, der Sieg über alle unchristliche Gewalt in Glaubenssachen bereitet, und darum der protestantische Geist aufrecht erhalten werden und fortleben. Protestantismus und Catholicismus in ihrer echten und reinen Gestalt stehen zwar einander an sich keineswegs entgegen, denn jener strebt wie dieser nach Allgemeinheit, nach dem unendlichen Wachsthum des christlichen Geistes und evangelischen Lebens, doch so, daß der Gläubige als solcher nicht der menschlichen Lehre, sondern dem Wort Gottes allein in sich und andern die völligste Anerkennung und Huldigung sichern will, und der echte Catholicismus, weil er nur das reine Christenthum in Lehre und Leben darstellen will, kann dem Geiste christlicher Freiheit, so weit irgend die gläubige Gemeinschaft derselben fähig ist, nicht abhold seyn. Weil er aber eine äußere nöthigende Gewalt für die Gläubigen nicht nur für ersprießlich, sondern auch für unerläßlich hält, weil er eine Vermittlung zwischen der Kirche und dem eigenen frommen Streben der Gläubigen nicht nur darbeut, sondern auch auforingt, weil er die Meinung und die frommen Uebungen der Christenheit beherrschen, und Alles Einer Meinung unterthan machen will; so tritt ihm der Protestantismus als der Verfechter der christlichen Gerechtsame, sich aus dem Wort Gottes selbst zu belehren, und der eignen Ueberzeugung, wenn diese nur dem Geist der ganzen Gemeinschaft nicht widerstrebt und Unchristliches hegt, zu folgen, beharrlich entgegen. Beide aber erscheinen als zwei nothwendige Formen im Leben der sichtbaren christlichen Kirche, bestimmt in ihrem gegenseitigen Verhältniß sich selbst und über Alles die christliche Kirche immer vollkommner herzustellen. Denn durch zweierlei wird

die christliche Freiheit gefährdet, durch Willkür und durch Gewalt, und die Kirche bedarf eben so sehr des Schutzes gegen jene als gegen diese. Weil nicht alle Glieder der Kirche der höchsten Freiheit, die durchaus Gesetzmäßigkeit ist, fähig und selbst die Frömmern der Gefahr, bei eigenem Streben in Willkür zu verfallen, ausgesetzt sind, so bedarf der Protestantismus eben so sehr eines Gegengewichts wie der Catholicismus, bei dem die Freiheit wie dort durch Willkür, durch die herrschende Gewalt bedroht wird. Für die christliche Kirche ist es eben so wichtig, daß der möglichen Willkür, wie der Gewalt begegnet, und aller Sclaverei, die aus jener wie aus dieser hervorgehen kann, gesteuert werde. Damit die christliche Freiheit, nach welcher der Protestantismus strebt, nicht entarte oder gemißbraucht werde, hält der Catholicismus auch die Gewalt menschlichen Ansehens und menschliches Gericht entgegen; damit dieser nicht dem menschlichen zu viel einräume und den Geist unterjoche. Durch Menschenwort, nimmt jener das Recht der Gläubigen, Gott allein als den höchsten Richter anerkennen, und wie jeder vor ihm bestehen möge, selbst sorgen zu dürfen, in Anspruch. So streben sie beide doch wesentlich auf Ein Ziel hin, und sind bei der Unvollkommenheit und Schwachheit der menschlichen Natur gleich unentbehrlich. Dies wird noch offenbarer, wenn man erwägt, wie bei der eigenthümlichen Richtung beider der Protestantismus zur Begründung der freien Ueberzeugung, die er auch in Glaubenssachen erringen will, der Forschung und Erkenntniß bedarf, bevor er seine Ueberzeugung wesentlich nur von den Aussprüchen der heiligen Schrift abhängig macht, fort und fort auch in dieser Belehrung suchen muß; der Catholicismus hingegen selbst bei mangelhafter Erkenntniß doch den Glauben fodert, das eigene Forschen und die Selbstbelehrung diesem unbedingt unterordnet und die Erkenntniß und Lehre auch von dem Ansehn der erleuchteten Zeugen der Wahrheit und dem Ausspruch der Kirche abhängig macht, ja selbst das Zeugniß der Schrift nicht nach der von mehr oder minder vollkommner Erkenntniß bedingten Deutung, sondern nach der von der Kirche anerkannten Auslegung statthaft hält. Nun ist offenbar Jener eben so sehr in Gefahr, die eigene Ueberzeugung und die Erkenntniß zu hoch, dieser sie zu gering zu achten; jener ein zu übermüthiges Wissen, dieser einen zu sclavischen und blinden Glauben zu erzeugen. Sie mäßigen und vollenden sich also gegenseitig, indem jener durch diesen vor zu großem Vertrauen auf die eigene Forschung und Erkenntniß; dieser durch jenen vor zu blinder Unterwürfigkeit unter fremdes Ansehen, das zum Glauben nöthigen will, vor einem Glauben, der ohne Ueberzeugung ist, beständig gewarnt und verwahrt wird. Der Protestantismus, der mit Recht zum Glauben Ueberzeugung, darum auch Erkenntniß fodert, ordnet leicht den Glauben, das religiöse Gemüth dem Wissen und Verstande zu sehr unter; der Catholicismus, der mit gleichem Recht den Glauben für das Höchste, und über alle Erkenntniß achtet, nimmt leicht die Vernunft zu sehr gefangen, und ordnet eben so sie dem Gemüth und religiösen Gefühl zu sehr unter. Wie aber in dem rechten Verhältniß des Erkennens und Glaubens der Vernunft und des Gefühls die echte Religiosität ist, so auch die rechte Vollendung der Kirche, und so wird diese, die nie vollendet ist auf Erden, in ihrer sichtbaren Gestalt, durch das sich gegenseitig mildernde und bedingende, erweckende und warnende Streben beider, wenn dasselbe rechter Art ist, immer vollkommner hergestellt. Wenn aber der Catholicismus, der der eignen Erkenntniß und Vernunft nur wenig einräumt, an De-

muth, der wahrhaft christlichen Tugend, den Protestantismus zu übertreffen scheint, so darf doch nicht verkannt werden, daß dieser von einer andern Seite darin demüthiger ist, daß er sich selbst nur in einem immer fortschreitenden Werden begriffen fühlt, während jener sich schon zu einem vollendeten Seyn gelangt glaubt. Darum erkennt auch der Protestantismus den Catholicismus als eine christliche Erscheinung des christlichen Lebens an, wenn dieser sich schlechthin für alleinseligmachend erklärt, und darin die Demuth verläugnet. Es ist protestantisch, auch dem einzelnen Gläubigen die Freiheit zu lassen, nach dem eigenen Bedürfniß, der einen oder der andern der beiden Hauptformen der christlichen Kirche (der catholischen oder protestantischen) sich zuzuwenden und zu bekennen, daß die christliche Kirche an sich nicht hier ist oder dort, sondern in allen denen, die von Herzen an Christum glauben, und in Glauben und Liebe wandeln, und wie sie so eine unsichtbare heilige Gemeinschaft ist, auch vollkommner auf Erden erscheinen wird, wenn der Geist des Protestantismus und Catholicismus in einen höhern Einklang treten wird. Es ist protestantisch auch, die Unvollkommenheit besonders des heutigen sogenannten Protestantismus anzuerkennen, weil in demselben der Dünkel des eigenen Wissens, der Uebermuth des Erkennens so überhand genommen hat, daß die Kraft und Innigkeit des kindlich demüthigen Glaubens unter den Protestanten nur zu sehr verschwunden ist. Der Protestantismus soll es nie vergessen, daß er sich selbst vernichtet, wenn er den Geist verläugnet, in dem, von Gott gesendet, Luther die Kirche zu erneuen begann, den Geist des Glaubens, der über alle Erkenntniß, den Geist der Demuth, der sich und Alles Menschliche dem Licht von oben, der Offenbarung, dem Wort Gottes unterordnet. Viele aber, die zu dieser Zeit sich des Protestantismus rühmen, huldigen nicht seinem, sondern ihrem eignen Geist, und indem sie Alles auf die Schrift zu gründen vorgeben, steifen sie sich nur auf die eigne willkürliche Deutung derselben. Die Verächter oder Gegner des Protestantismus aber fassen ihn nur in dieser seiner Entartung, und was das Heil der Christenheit, das Bedürfniß der Kirche sey, scheint denen verborgen zu seyn, die durch bloße Annäherung der äußern Formen dem Protestantismus und Catholicismus aufzuhelfen, und insbesondre jenen durch die Reize und die Freigebigkeit der Künste wesentlich zu stützen glauben. (S. d. Art. Catholicismus.) Aber der echte Protestantismus wandelt fromm und würdig seinem Ziel, das er nie erreicht zu haben sich überredet, entgegen, und erneut sich mit der ihm innwohnenden jugendlichen Kraft unter Leitung des Geistes des Herrn zu einem Daseyn, das immer höher sich läutern und vollenden wird. Ke.

Proteus, in der altgriechischen Fabel ein vergötterter Mensch, der jetzt als wahrsagender und zauberischer Meergreis die Robben Poseidons im ägeischen Meere weidete und nach dem Berichte verirrter Seefahrer in jener noch unbekannten Gegend, manchmal auf der wüsten Insel Pharos, unweit der westlichen Nilmündung, manchmal auch auf der entgegengesetzten Seite des Mittelmeers in Carpathos, dem heutigen Scarpanto, zwischen Creta und Rhodus, sich mit den Robben sonnte und Mittagsschlaf hielt. Nur durch List und Gewalt gezwungen, weissagte er; zuvor wandte er alles an, um dem Fragenden zu entwischen, und verwandelte sich in allerlei Gestalten, in verschiedne Thiere, in Bäume, und selbst in Feuer und Wasser. Wer aber, unabgeschreckt, ihn stets in festen Banden hielt, dem entdeckte er endlich, was er zu

wissen verlangte, Vergangnes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. So überlistete und zwang ihn Menelaus, ihm seine Prophezeiungen und seinen Rath zu ertheilen. Homer nennt den Proteus einen Aegyptier, entweder im eigentlichen Sinne oder weil er in der Nähe des Stroms Aegyptus sich aufhielt. Ihn für einen Aegyptier zu halten, wäre darum nicht nöthig; als aber später die ägyptischen Priester sich der gesammten griechischen Götterlehre bemächtigten, machten sie den Proteus zu einem Könige aus der Zeit des trojanischen Krieges, der entweder durch heilige Künste oder durch künstliche Veränderungen des Hauptschmucks mancherlei Gestalten habe annehmen können. In andern Erzählungen, welche vielleicht Virgil vor sich hatte, war Proteus ein vergötterter Tausendkünstler aus Pallene, einer Landzunge Emathiens oder Macedoniens. Durch die Ruchlosigkeit seiner Söhne gekränkt, wanderte er zu Hercules Zeiten unter dem Meere weg nach Aegypten, und hütete seinem Herrscher Neptunus, der ihm die prophetische Wundergabe verliehen hatte, die Robben jenes noch unerkundeten Meeres. Erst die spätern Mystiker schufen ihn zu einem Sinnbilde des Urstoffs um, und so erscheint er im 24sten orphischen Hymnus. Der sterblich geborne Meerdämon wurde jetzt ein Sohn des Neptun und der Phönice oder gar des alten Oceanus selbst und der Thetys. Zur Gemahlin gab man ihm die Psamothe, mit der er mehrere Söhne und Töchter zeugte, deren Namen verschieden angegeben werden.

Protogenes, ein griechischer Mahler und Zeitgenosse des Apelles, nach Einigen aus Rhodus, nach Andern aus Carien gebürtig. Es werden mehrere meisterhafte Gemählde von ihm genannt, namentlich der Jalysus, der vermeintliche Stifter der Stadt Rhodus. Auf diesem Gemählde befand sich ein Hund, den der Mahler keuchend und mit schäumendem Munde vorgestellt hatte. Plinius erzählt, daß ihm lange der Schaum am Munde nicht hatte glücken wollen. Vor Unwillen warf er einst den Schwamm, womit er die Farben abzuwischen pflegte, auf das Gemählde, und zufälliger Weise wurde dadurch der Schaum so natürlich gebildet, als es Protogenes nur wünschen konnte. Zur Zeit des Cicero war dies Gemählde noch zu Rhodus; Cassius brachte es nach Rom und stellte es in dem Tempel des Friedens auf, wo es unter Commodus sammt dem Tempel verbrannte. Ueber sein Zusammentreffen mit Apelles vergl. man den Art. **Apelles**.

Provence, eins der ehemaligen Gouvernements von Frankreich, das gegen Osten an Piemont, gegen Süden an das mittelländische Meer, gegen Norden an Dauphiné und die Grafschaft Venaissin gränzt, und gegen Westen durch die Rhone von Languedoc getrennt wird. Es ist im Ganzen ein schönes und fruchtbares Land, das Wein, Oel, Feigen, Mandeln, Granatäpfel u. s. w. in Ueberfluß, Getraide aber nicht in hinlänglicher Menge hervorbringt. Im Mittelalter hatte es seine eignen Grafen, welche unter dem römischen Reiche stehen wollten, und daher auch nicht zu den französischen Landständen gehörten. Unter Carl VIII. wurde es durch ein im October 1486 gegebnes Edict unzertrennlich mit der Krone Frankreich vereinigt. Jetzt zerfällt dies Land in die Departemens der Basses Alpes, der Bouches du Rhone und des Var; ein kleiner Theil ist zu dem Departement der Vaucluse gezogen worden.

Provenzaldichter sind die ritterlichen Dichter des 12ten und 13ten Jahrhunderts im südlichen Frankreich und Spanien. Diese südlichen Landschaften führten damals den gemeinschaftlichen Namen Provence. Unter dieser ist also nicht nur das Land zwischen Rhone und

War zu verstehn, sondern auch, was sonst hieß Languedoc, Gascogne, Auvergne, Bourgogne, vereinigt seit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts (unter Raimond Berengar IV., zuvor Graf von Barcelona oder Catalonien, und dann durch Verheirathung Graf von Provence, und als solcher R. B. I.) und dann erweitert durch Aragonien und einen großen Theil des südlichen Spaniens. Die Unterthanen hießen Provinciales oder Provençaux, und waren ungefähr durch die Loire von den weit rohern François geschieden. Südfrankreich, schon sonst durch die Colonien der Griechen, z. B. Marseille, und durch die Nähe der Römer mehr verfeinert, und durch schönern Himmel und liberalere Regierung begünstigt, war bis zum elften Jahrhundert dem Norden schon sehr vorgeeilt in der Cultur, und im Besitz einer Sprache, die, aus römischen und germanischen Wörtern gebildet, sich durch Klarheit, Zartheit, Wohlklang und Reichthum so auszeichnete, daß sie die Sprache der Gebildeten auch in Catalonien, Valencia, Majorca u. s. w. ward. Eine solche Sprache, die romanisch-provenzalische, die Verfeinerung des damaligen Adels durch die Bekanntschaft mit dem Orient, namentlich mit den dichtenden Arabern, die durch Reisen und Abenteuer geweckte Phantasie und vergrößerte Verstandesbildung, die herrschend gewordene romantische Stimmung und der durch den Handel entstandne Wohlstand, alles dies weckte die Geister, weckte die Poesie; man sang Krieg und Abenteuer, Religion und Liebe, und fand viel Ermunterung und lauten Beifall, besonders von Seiten der in den Liedern verherrlichten Frauen. Bald war poetisch der ganze Adel und alles, was Bildung hatte in der Provence, deren Fürsten die Dichtkunst sehr begünstigten, besonders Raimond Berengar III. und V. nach deren Herrschaft es zum guten Tone an ihren Höfen, damals den gebildetsten und prachtvollsten in ganz Europa, gehörte, einen Kreis von Dichtern aus dem Adel um sich zu versammeln. Poesie und Gesang, durch die Laute, Harfe oder Violine begleitet, mußte jede Festlichkeit verherrlichen, daher Viele herumreis'ten, um durch solche Gaben die Freudenfeste zu verschönern. Die Namen Provenzal und Dichter wurden fast gleichbedeutend. Ihre Lieder, in denen sich der Reim ausbildete, die aber oft nicht aus poetischer Begeisterung hervorgingen, sondern oft nur aus einer chevalereskken Begeisterung und Nachahmungssucht, waren bald süße, fröhliche (Soulas), bald klagende Liebeslieder (Lais), bald idyllische (Pastourelles), bald religiöse, bald didaktische, bald stark satyrische (Sirventes), besonders gegen die verdorbene Geistlichkeit, bald Wettgesänge über galante Streitfragen (Tensons), die in den Cours d'Amour recitirt wurden. Am liebsten sangen sie jedoch Frauen und Liebe, wetteifernd, ihre Damen als Idole und Ideale zu verherrlichen; aber nicht so herzlich und so züchtig, wie die deutschen Minnesänger. So wenig uns nun ihre Gedichte im Ganzen zusagen, da vielmehr nur einzelne feine und treffliche Stellen, die überhaupt im Originale gelesen werden müssen, weil der meiste Reiz im Ausdrucke liegt, und so wenig ihre Lieder wahrhaft poetischen Werth haben, da sie selten etwas fest halten, und oft mehr phantastische Ziererei und alltägliche Reimerei sind, als Wiederhall eines begeisterten Gemüths, so muß man doch die großen Vortheile nicht verkennen, welche ihre Zeit von dieser Poesie davontrug, welche immer die Geister bildete, die Sprache bereicherte, die Männer zu Thaten begeisterte und die Frauen anfeuerte, sich liebenswürdig zu machen. Diese Dichter führten auch den Namen romanische Dichter, weil man die Provenzalsprache auch noch die romanische nannte, aus welcher sie sich gebildet, und in wel-

cher man schon im 10ten Jahrhundert Romane zu schreiben versucht hatte; ferner Troubadours (von trouver, finden), und im Italienischen Trovatori; während die etwas spätern nordfranzösischen Dichter, die in der rohern französischen Sprache besonders Romane, die viel Unsinn, alberne Mährchen und Phantastereien enthalten (zuerst den damals so beliebten, aber langweiligen Roman von der Rose), Heldengedichte (von den zwölf Pairs Carls des Großen, von den Rittern der Tafelrunde und von den Amadissen) Contes und Fabliaux schrieben, und die besonders von Carl VI. begünstigt wurden, Trouvères genannt wurden. Der älteste Troubadour, den wir noch nach seinem Namen und seinen Liedern kennen, ist Wilhelm, Graf von Poitiers und Guienne (geb. 1071), der die Abenteuer seines Kreuzzugs besang, vor dem jedoch schon andere gesungen haben müssen. Die Zeit der Provenzaldichter währte höchstens 300 Jahre; die Zeit ihrer Blüthe setzt man auf 1162, als Berengar III. vom Kaiser Friedrich I. mit der Provence belehnt worden war. Da waren nicht bloß die Großen und viele Damen in der Provence, sondern auch große fremde Fürsten (z. B. Richard Löwenherz) und der italienische Adel ganz für den Provenzalgesang eingenommen. Die Reize der Provenzalsprache und des Provenzalgesangs verbreiteten sich nämlich gar bald in Italien (wo Folchetto der erste namentlich bekannte Provenzaldichter war) und in Spanien (limosinische Provenzaldichter), wo viele Fürsten Dichter waren (wie Alfons II., Peter III. und IV.), auch später in Sicilien. Der Verfall des Provenzalgesangs trifft ins 14te Jahrhundert, in dessen erster Hälfte man schon Preise (zu Toulouse, goldne Veilchen, dann auch silberne Ringelblumen und Feldrosen) zur Ermunterung für Dichter ausbieten mußte. Der letzte, den Millot, der Verfasser des Hauptwerks in diesem Fache, anführt, ist ein von Besieres. Man ward dieses Zeitvertreibs natürlich endlich überdrüssig, der Verstand verdrängte die Phantasie, der Adel verlor seinen Glanz, die fürstlichen Begünstiger starben aus, die entstehende Herrschaft der Könige aus dem französischen Hause begünstigte statt der Provenzalsprache die französische, auch fehlte es an Stoff, da die Ritterabenteuer aufhörten; ein kräftiger Petrarca trat unter den Provenzalen nicht auf, und statt der Sänger, die man, wenn sie selbst Troubadours waren, Menetriers nannte, gab es nur noch Lustigmacher, Jongleurs, die den Namen Troubadours mißbrauchten, und die Verachtung solcher bewirkte auch das Vergessen der frühern bessern Dichter. Wir haben noch viel von dem poetischen Nachlasse der Provenzaldichter, auch einige religiöse Romane, und dieser Nachlaß ist allerdings sehr interessant für uns, weil er eine Probe des wiedererwachenden Geschmacks der Europäer, und ein Denkmal der damaligen Denkart und der damaligen Sitten unter den Gebildeten ist und den Alterthumsforschern viele Materialien gibt. Doch wir können diesen Aufsatz nicht schliessen, ohne dem Leser selbst eine Probe von den Producten jener Sciença gaye (so nannten sie die Dichtkunst) gegeben zu haben.

1) Romanisch-provenzalisch.

Al chans d'ausels commenza ma chansos,
Chant aug chantar la ghianta et aiglos,
E' pels cortils veg verdegar lo luis,
La blava flors que par entr' el boissos,
E'l piu clar corren sobr' els sablos
La ù s'espand la blanca flor del lis .....

d. i. singen Vögel wieder, dann schallt auch mein Lied; hör' ich wieder die Lerche und Amsel, sehe ich wieder grünen den Grund der Wie-

ſen, pranat die blaue Blume wieder in den Hecken, und rieſeln die Bäche hell über den Sand hin, dort, wo die weiße Blüthe der Lilien entblüht . . . . .

2) Romaniſch-franzöſiſch.

Quand florist la violette,
La rose et la fleur du glais,
Que chante le Papegai,
Lors mi polgnent amoretes,
Qui mi tiennent gai.
Mis pieça ne chantai;
Or chanterai
Et feral
Chanson jollette
Pour l'amour de ma miette,
Ou grand pieça me donnai.

d. i. wenn das Veilchen blühet, und die Roſ' und Tulpe, wenn die Vögel ſingen, necken mich die Liebesgötter, welche mich ſo fröhlich machen. Niemals noch ſang ich; doch bald ſing' ich; dann mach' ich ein artiges Liedchen der Liebe der Theuern, der ich innig ergeben bin. F.

Provinz, Provincia, hieß bei den Römern eine Landſchaft, welche ein geweſener Conſul oder Prätor als Statthalter verwaltete. Demnach wurden ſie eingetheilt in Provincias consulares und praetorias. Aber nur ſolche dem römiſchen Reiche unterworfene Landſchaften hießen Provinzen, welche außerhalb Italien lagen. Unter Auguſt wurden die Provinzen in Provincias senatorias oder populares und imperatorias getheilt. Zu letztern beſtimmte man diejenigen Provinzen, welche feindlichen Angriffen am meiſten ausgeſetzt waren, und deren Verwaltung ſich Auguſt unter dem Vorwande allein vorbehielt, um den Senat und das Volk von Unruhen zu befreien, eigentlich aber, um das Commando des Heeres ganz an ſich zu bringen. Sie waren nicht immer dieſelben.

Provinzial heißt ein Ordensoberer, der über die Klöſter ſeines Ordens in einer beſtimmten Provinz Aufſicht führt und unter dem Ordensgeneral ſteht. Vergl. d. Art. geiſtliche Orden.

Prozeß in der Jurisprudenz. Was iſt der Endzweck der bürgerlichen Geſellſchaft? Löſt er ſich in den höchſten und letzten Foderungen der Vernunft auf, oder iſt es ein niederer, Geltendmachung des Freiheitsverhältniſſes, wie es im Privatrechte erſcheint? Und wenn letzteres als wahr anzunehmen, kann ein ſolcher rechtlicher Zuſtand unter den Menſchen außer dem Staate realiſirt werden, oder iſt dieſes bloß nach geſchehener Verzichtleiſtung auf das Recht des eigenen Gerichts durch Conſtituirung eines öffentlichen Richteramts möglich? — Dies alles ſind Fragen, welche durch die neuen Syſteme der Philoſophie deutlicher und preciſer als je zur Sprache gebracht worden und einen lebhaften Federkrieg unter den Juriſten veranlaßt haben, der aber zur Zeit noch nicht als ganz beendigt angeſehen werden kann. Hingegen daß nach den Conſtitutionsgeſetzen der wirklich exiſtirenden Staaten Sicherung der darin geltenden Rechte ſich als ein Hauptzweck für dieſe darſtellt, iſt außer allem Zweifel. Selbſthülfe iſt daraus verbannt und dafür die Hülfe des Staats oder der Stellvertreter deſſelben — der Verwalter der Juſtizpflege wider den unrecht Handelnden proclamirt worden. Indeſſen muß der Natur der Sache nach einer ſolchen richterlichen Hülfsvollſtreckung die richterliche Anerkennung der Exiſtenz ihres Objects vorangehen, welches nothwendiger Weiſe zu einer Mehrheit von Hand-

lungen führt, für die, weil sie einen bestimmten Zweck haben, sich sowohl in Hinsicht der Ordnung als Einrichtung mittelst des Verstandes bestimmte Regeln bilden lassen. Ob nun gleich auch bei nicht streitigen Fällen (z. B. bei Verschollenen, bei Gemeindetheilungen) zur Feststellung der Rechte ein regelmäßiges Verfahren nothwendig ist; so pflegt man doch in Gemäßheit des Sprachgebrauchs bloß die Verhandlung eines Rechtsstreits, welche zu einer gerichtlichen Entscheidung desselben nothwendig ist, das gerichtliche Verfahren oder (das procedere) den Prozeß und die Lehre davon die Prozeßtheorie zu nennen. Auch sondert man richtig von der letztern die Anleitung zur Form des Gerichtsstyls, indem diese Anleitung einen Theil der sogenannten juristischen Praxis ausmacht. Da jene Verhandlung nicht ohne einen ihr angehörigen Gegenstand und ohne Verhandelnde denkbar ist, so drängt sich zuvörderst die Frage auf: welches sind die Sachen, so in bestimmter Form verhandelt werden sollen, — wo denn nach geschehener Sonderung der Civilsache (welche das Mein und Dein betrifft) von der Criminalsache (welche mit einer öffentlichen Strafe belegt ist) jede nebst ihren verschiedenen, auch nur zufälligen Eigenschaften genau zu entwickeln und von allen verwandten abzusondern ist. — Sodann führt die nothwendige Beantwortung der Frage: welche Personen hat der Staat dazu bestimmt, die Prozesse der Bürger zu leiten und zu entscheiden, in welchem Verhältnisse stehen alle diese Personen in Hinsicht einzelner Individuen und Sachen, und welches sind im Allgemeinen ihre Pflichten — zu der Lehre von der Gerichtsbarkeit. — Hierauf sind die Haupt- und Nebenpersonen (Kläger, Beklagter, Denunciant, Denunciat, Inquisit — Advocaten u. s. w.), welche bei einem Prozesse vorkommen, nach ihren Eigenschaften zu betrachten. Nach diesen Momenten ist die Verfahrungsweise selbst, welche auch eigends, in engerer Bedeutung, Prozeß genannt wird, zu zergliedern. — Die alten Völker, den wahren Geist des Criminalrechts verkennend, zogen zwischen diesem und dem Civilrechte nicht solche scharfe Grenzlinien, wie es die Natur der Sache erfodert, und schufen so einzig für das erstere den Anklageprozeß, welcher einen dem Gange von Civilstreitigkeiten nicht unähnlichen Weg nahm. Durch das canonische Recht hingegen wurde nach und nach in dem Inquisitionsprozesse eine ganz verschiedene, jedoch dem Strafrechte höchst angemessene, mithin philosophisch wichtige Verfolgungsform eingeführt. Und eben so entspricht wieder der deutsche gemeine Civilprozeß dem Geiste des Privatrechts. Daher werden die nun folgenden Grundrisse der Verfahrungsweisen in Gemäßheit deutscher gemeiner Rechte gegeben. — Das Civilverfahren beginnt mit einer Handlung der Partei, regelmäßig mit der schriftlichen Klage (s. d. Art.). Der Beklagte vertheidigt sich dagegen bald in einer Einlassung (litis contestatio), indem er den Inhalt der Klage ganz oder zum Theil abläugnet, bald Einreden (s. d. Art.) vorschützend. Der Kläger salvirt hierauf sein Recht in einer Replik, worauf gewöhnlich sein Gegner mit einer Duplik (s. d. Art.) schließt. Der Richter leitet diesen Schriftwechsel durch Decrete (s. d. Art.) und spricht dann ein Urtheil aus, womit er bei Ermangelung eines Rechtsgrundes die Klage verwirft, oder, wenn er nicht jetzt schon hauptsächlich erkennen kann, auf Beweis (s. d. Art. und Deduction) der illiquiden Thatsachen, sey es der Klage oder Einrede, mit Nachlassung des Gegenbeweises erkennt (Beiurtheil). Ist letzteres der Fall, so fängt nun ein Beweisverfahren an. Der Richter beraumt nämlich, nachdem die Parteien in legitimer Frist (s. d. Art.) ihre Beweise (probatio, reprobatio) in Schriften eingereicht haben, einen Termin (Productions- und resp.

Reproductionstermin) an. Hier werden Urkunden im Original zur Anerkennung vorgelegt (producirt), die Zeugen beeidet und in Abwesenheit der Parteien abgehört, auf die zu Eid gestellten Artikel Einlassung und Antwort verlangt und der Augenschein so thunlich eingenommen. Ein besonderes Verfahren über die Zulässigkeit der Beweismittel (Productions-, Reproductionsverfahren im engern Sinne) muß der Richter zu vermeiden suchen, damit nach Lage der Sache, die in einen Rotul gebrachten Zeugenaussagen (s. Zeuge) den Parteien alsbald eröffnet oder ein Termin zu Ableistung des Eides (Schwörungstermin) anberaumt werden kann. Oft liefern nun noch die Parteien Deductionen über ihre behaupteten Rechte aus den Beweisführungen (Impugnationsschrift, Salvationsschrift). Der Richter aber faßt darauf ein Urtheil in der Hauptsache (sententia definitiva, s. Urtheil) ab, worin er unbedingt absolvirt, condemnirt oder noch auf Leistung eines Eides von Amts wegen spricht (s. Eid). — Diese Verhandlungsart ist Regel und wird daher ordentlicher Prozeß genannt. Ausnahmsweise tritt aber auch ein hiervon abweichendes Verfahren, außerordentlicher Prozeß, ein. Ist Raschheit des Verfahrens Grund dieser Abweichung, so nennt man das Verfahren ein summarisches, welches einen bestimmten (Wechsel-Executivprozeß) und unbestimmten Gang hat. Auf einem andern Sonderungsgrunde beruht der Concursprozeß (s. Concurs). — Das bisher beschriebene Verfahren ist Sache eines Richters. Glaubt aber eine Partei durch das Erkenntniß dieses Richters gravirt zu seyn, so muß sie binnen zehn Tagen ein Rechtsmittel (ordentliches Rechtsmittel) dagegen einlegen, wodurch immer die Rechtskraft jenes Urtheils suspendirt wird (Suspensivmittel) und eine neue Instanz (s. d. Art.) anhebt. Wird das ganze Verfahren an ein neues Gericht gebracht, so nennt man das Rechtsmittel vorzugsweise ein devolutives (Appellation). Außerordentlicher Art sind die rescissorischen Rechtsmittel (remedia rescissoria), welche gewöhnlich keinen Suspensiveffect haben (Beschwerde über unheilbare Nichtigkeit, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand). — Ist ein Urtheil nach den Verhandlungen in den gesetzlichen Instanzen oder schon in der ersten rechtskräftig geworden, so darf der Sieger um Vollstreckung desselben (s. Execution) nachsuchen, wobei eine Berechnung (Liquidationsverfahren) vorkommen kann. — Noch können in jedem Theile des ordentlichen und außerordentlichen Prozesses mancherlei Nebenhandlungen vorkommen, welche in den gewissen Rechtsgang nicht hinein gehören, z. B. Versuch zur Güte, Befristungen und Ungehorsamsanklagen, Reassumption, Sicherheitsleistungen, Intervention u. s. w. — Den Untersuchungsprozeß veranlaßt ein gesetzlicher Grund zur Untersuchung, welcher entweder in eine Denunciation oder in ein öffentliches Gerücht oder aber in Anzeigen (Indicia praesumt.) zu setzen ist. In Beziehung auf das Formelle zerfällt dieser Prozeß auch in den ordentlichen, feierlichen und in den summarischen. Bei dem letztern kommen nur die bei jedem Strafprozesse überhaupt wesentlich nothwendigen Handlungen zur Anwendung. Der solenne peinliche Prozeß hingegen findet in eigentlichen peinlichen Fällen Statt, und hier haben die Gesetze noch gewisse besondere Förmlichkeiten und Handlungen verordnet, welche bei dieser Prozeßart gleichfalls wesentlich nothwendig seyn sollen, um dadurch desto eher sowohl eine übereilte Lossprechung als eine gesetzwidrige Verdammung zu verhüten (Specialinquisition). Wenn der eines Verbrechens verdächtig gewordene dasselbe weder zugesteht, noch durch Beweismittel, als Augenschein, Zeugen oder Urkunden dessen überführt werden kann, so sind Mittel zur Ergründung der Wahrheit anzuwen-

den. Ein höchst verkehrtes Mittel ist die Tortur, welche durchaus nicht Prüfung der Schuld und Unschuld, sondern Probe für Stumpfheit oder Reizbarkeit des Nervensystems ist. Mit dieser verwandt ist die Territion, weil sie in Vorzeigung oder Anlegung der Torturinstrumente ohne Peinigung besteht. Der Reinigungseid (s. Eid) und Confrontation (s. d. Art.) gehören ebenfalls hieher. Um Milderung der verwirkten Strafe oder Abwendung einzelner Prozeßhandlungen, z. B. der Specialinquisition zu bewirken, darf keinem Angeschuldigten ein Sachwalter verweigert werden, welcher zu diesem Zwecke eine Defension (s. d. Art.) zu fertigen hat. Das Criminalurtheil (sent. criminalis) spricht entweder frei (sent. absolutoria), sey es nun von der ganzen Anschuldigung oder nur von der Fortsetzung der Untersuchung, oder es verurtheilt d. h. erklärt des Verbrechens schuldig und bestimmt die Strafe (sent. condemnatoria). Gegen ein peinliches Erkenntniß stehen dem Verurtheilten mehrere Rechtsmittel zu, anderweite Vertheidigung, Nichtigkeitsbeschwerde, Appellation. Die Vollstreckung, vorzüglich des Todesurtheils, geschieht öffentlich und mit manchen Förmlichkeiten. — Will man über den philosophischen Werth dieser letzten Verfahrungsarten einige Reflexionen anstellen, so muß von dem Charakter des Privatrechts sowohl als des Criminalrechts ausgegangen werden. Denn da die Rechtsverfolgung sich zum Rechte selbst wie Mittel zum Zwecke verhält, so kann die erstere nur dann auf Beifall rechnen, wenn sie mit der besondern Natur des zu schützenden Rechts harmonirt. Hat nun das Mein und Dein unter den Privaten das Merkmal der Veräußerlichkeit in sich, so muß auch dem Verfahren in Civilsachen das Recht der Veräußerung unterliegen. Denn wer auf das Recht selbst Verzicht leisten kann, ist auch zur Verzicht auf die Mittel zur Erhaltung des Rechts befugt. So lange demnach niemand ein Privatrecht gegen den Andern vor Gericht in Anspruch nimmt, mangelt es an der Bedingung der civilrichterlichen Thätigkeit — wo kein Kläger ist, da ist kein Richter. Daß dieser Satz an der Spitze der deutschen gemeinen Prozeßrechtslehre steht, ist aus Obigem hervorgegangen. Es ist daher diese Grundlage richtig, weil sie auf der Verhandlungsmaxime beruht. Ganz anderer Natur ist hingegen das dem öffentlichen Rechte angehörige Criminalrecht. Unveräußerlichkeit ist der Charakter dieses, nur dem Staate kommt das Recht, Strafen zu mildern oder zu erlassen, zu. Mithin müssen auch die Mittel, welche zur Ueberführung eines Verbrechens dienen, lediglich in seiner Hand liegen. Dadurch ist der Criminalrichter aufgefodert, stets von Amtswegen zu handeln. Ergibt sich nun aus Obigem, daß das gemeine deutsche Criminalverfahren den Charakter der Unveräußerlichkeit in sich trägt, so ist auch das Fundament, diese Prozeßart, richtig, und zwar deßwegen, weil es auf der Untersuchungsmaxime beruht. Zwar will man neuerer Zeit diese Maxime auch auf den Civilprozeß angewendet wissen; allein dagegen läßt sich behaupten, daß die Untersuchungsmaxime hier nur durch Inconsequenz gehalten werden kann, und daß es weniger Schuld der Verhandlungsmaxime als vielmehr der Richter, welche sie im Leben darstellen sollen, ist, wenn sie sich in diesem Leben nicht immer wohlthätig äußert. Uebrigens werden die Verhandlungen in Deutschland durch Schriften gepflogen. So ist für einen sichern Rechtsgang gesorgt worden. Die Fristen und richterlichen Auflagen hingegen sind nicht so streng, als zu schnellerer Beendigung der Prozesse zu wünschen ist. Mehr davon s. Prozeßordnung. En.

Prozeß heißt in der Chemie diejenige Operation der Natur oder Kunst, wobei oder wodurch das Wesen eines Körpers verändert wird.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Bestandtheile, woraus alle Naturkörper zusammengesetzt sind, außer dieser Zusammensetzung, d. h. für sich selbst eine ganz andre Natur und Beschaffenheit haben, als sie in jener Verbindung zeigen. Von vielen Körpern lehrt die Erfahrung dies als gewiß. So geben z. B. die beiden luftförmigen Stoffe, das Wasserstoffgas und Sauerstoffgas, wenn sie sich innigst mit einander verbinden, einen dritten Körper von ganz verschiedner Natur, nehmlich Wasser. — Die Chemie nun zeigt die Mittel, die Naturkörper zu zersetzen, d. h. ihre Bestandtheile aus der Verbindung zu bringen, in welcher sie einen gewissen Körper ausmachen. Sie kennt aber auch Mittel, durch neue veränderte Verbindungen Körper andrer Art hervorzubringen. Die Operationen, nach welchen dies geschieht, heißen chemische Prozesse; dergleichen sind die Auflösung, die Niederschlagung, die Verdampfung, das Schmelzen, Destilliren und Sublimiren (s. d. Art.) In der Natur gehen dieselben chemischen Prozesse von statten, und durch sie bringt die Natur die beständigen Veränderungen in dem Wesen der Körper oder den Wechsel der Dinge hervor.

Prozeßordnung (Gerichtsordnung) ist die gesetzliche Darstellung einer Prozeßvorschrift. Da der Staat sich nicht auf den guten Willen der Richter verlassen darf, da er die Bürger gegen alle mögliche individuelle Willkühr der Richter zu schützen verbunden ist, da das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft einen festen gleichförmigen und, so viel es möglich ist, schleunigen Gang der Justiz unumgänglich erfodert, so muß die Bestimmung der Ordnung und der Art und Weise des gerichtlichen Verfahrens durch positive Gesetze ein sehr wichtiger Gegenstand für die legislativen Behörden seyn. Die alten Deutschen hatten keine positiven Prozeßgesetze und wenig bestimmte Observanzen, die Richter schufen sich in jedem einzelnen Falle selbst eine Norm. Erst bei Errichtung des nunmehr verschwundenen Reichskammergerichts erhielt (1495) Deutschland durch ausdrückliche Reception des römischen Rechts und im canonischen Rechte geschriebene Prozeßgesetze, im juridischen Sinne des Worts, und die Ordnung für dieses Gericht war die erste germanische bürgerliche Gerichtsordnung, wenn anders die des gemeinschaftlichen Hofgerichts zu Leipzig und Altenburg nicht früher oder auch nicht gleichzeitig mit jener erschienen ist. Diese Ordnungen aber enthielten von der Verfahrungsweise selbst fast gar nichts. Ihr Hauptzweck war Bestimmungen über die Verfassung des Gerichts, und so waren sie bloß Gerichtsordnungen im engern Sinne des Worts. Erst in der Folge erschienen häufiger in den Reichsgesetzen Normen für die civile Verfahrungsweise, welche, in so weit sie mit einer auf ganz Deutschland sich erstreckenden Kraft gegeben worden, noch jetzt geltend sind. Vorzüglich fürs ganze Reich war berechnet Carls V. peinliche Gerichtsordnung, welche neben dem canonischen und römischen Rechte eine Hauptquelle für das gemeine deutsche Criminalrecht und das criminelle Verfahren ist. Das interessanteste Reichsgesetz für den Civilprozeß ist der jüngste Reichsabschied von 1654, worin unter andern das articulirte Verfahren abgeschafft worden ist. Nur bei diesem Artikelprozesse und der übrigens steifen Verfassung der Reichskammer ist dem Beklagten, von welchem Vulteius erzählt, er habe den Kläger 75 Jahre verfahrend hingehalten, bevor er auf die Klage geantwortet und den Krieg Rechtens befestigt, dergleichen möglich gewesen. Und man sollte daher wirklich glauben, die Justiz sey vor Errichtung des Reichskammergerichts besser gewesen als nachher, wenn ein Spanier, welcher in der Mitte des 15ten Jahrhunderts Deutschland durchreis't ist, Wahr-

heit gibt, indem er sagt (Roderici Zamor Sp. Vitae Num. lib. I. c. 18, fol. 21): In den vielen volkreichen Städten in Deutschland, wo ich gewesen, habe ich die vortrefflichste Polizei und Rechtspflege gefunden, ich habe gesehen, daß ein einziger Mann, ob er gleich der Rechte (römischen) ganz unwissend und in der Entscheidung der Rechtshändel (nach selbigen) ganz unerfahren war, dennoch alle Streithändel in der ganzen Stadt binnen kurzer Zeit und ohne alles Geräusch gütlich beilegte, dabei auch weder Advocaten, noch sonst eine sinnreiche Wortwechselung im Vorbringen der Parteien vorkam; ich erstaunte hierüber und erkundigte mich, woher es komme, daß in einer so angesehenen Stadt nur solche geringfügige und noch überdies so wenige Streithändel im Gerichte vorkämen? und wenn es geschehe, warum kein Advocat dabei gegenwärtig sey? Laconisch und mit einem bescheidenen Lächeln antwortete man mir; eben dieses letztere sey die Ursache vom erstern. — Nach Abfassung des jüngsten Reichsabschieds hat zwar nirgends in gemeinen deutschen Rechten wieder ein solcher monströser Prozeß ventilirt werden können, allein das Verfahren könnte immer noch einfacher seyn, und einen schnellern Gang gehen. Mehr ist in den deutschen Particulärgesetzgebungen dafür gesorgt worden. In Sachsen hat man seit alter Zeit durch Strenge der Prozeßfristen und richterlichen Auflagen, so wie durch die heilsame Eventualmethode dies zu erreichen gesucht. In der preußischen Gerichtsordnung ist deßwegen mit der Verhandlungsmaxime die Untersuchungsmaxime verbunden worden. In Preußen ist der Zweck erreicht worden, weil die Verfassung der Gerichte damit harmonirt und die Richterstellen gut besetzt sind. In Sachsen hat sich die Gerichtspflege in der neuern Zeit verschlimmert, weil die Verhandlungsform nach den sächsischen Prozeßordnungen höher steht als die Verfassung der Gerichte, welche für ein prozeßreiches Zeitalter nicht paßt. Noch haben während der französischen Invasion sich mehrere Prozeßordnungen im Geiste des Code de procédure civile (s. code civil françois) in Deutschland eingeschlichen, allein mit der Flucht der Franzosen sind sie zugleich flüchtig geworden und haben aufgehört, als deutsche Prozeßgesetze zu existiren. Ob die heilige Asträa wieder für einen den Deutschen gemeinsamen Justiztempel sorgen wird, steht zu erwarten. Flehend hat deßwegen für Deutschland der eben so sinnreiche als gelehrte Thibaut zu Heidelberg seine Stimme erhoben. Einen Entwurf zu einer gemeinen deutschen Gerichtsordnung hat schon Gönner drucken lassen; wird das Geschenk dieses Rechtsphilosophen benutzt, und werden noch dazu ein von Almendingen, Grolman und Martin zu Rathe gezogen, so muß etwas Vollendetes werden. En.

Pruth, ein großer und schiffbarer, aber reißender Fluß, welcher in Gallizien in den Carpathen entspringt, durch die Moldau, Jassy vorbei und in die Donau fließt. Er ist merkwürdig geworden in der Geschichte Peters des Großen (s. Petr I. und Catharina I.).

Prytaneum hieß in Athen das Gebäude, wo die Prytanen, d. h. diejenige von den zehn Classen des Senats, welche (was der Reihe nach geschah) den Vorsitz hatte, sich versammelte, und während der 35 oder 36 Tage ihrer Amtsführung wohnte und gespeist wurde. Die Speisung im Prytaneum gehörte zu den höchsten Ehrenbezeigungen, und wiederfuhr nur um den Staat hochverdienten Männern. — In Paris stiftete Napoleon eine Lehranstalt unter dem Namen Prytanée, in welcher einige hundert Schüler größtentheils auf Kosten des Staats erzogen und gebildet werden. Bis ins 12te Jahr erhalten sie gemeinschaftliche Bildung, werden dann entweder zu bürger-

Digitized by Google

lichen Geschäften (worin 5 Professoren), oder zu Militärdiensten (worin 3 Professoren Unterricht ertheilen) bestimmt. Mit dem 15ten Jahre treten sie aus dieser Anstalt, um zur weitern Bildung in ihre Fächer vertheilt und angestellt zu werden.

Psalm bedeutet im Allgemeinen: Gesang. Das griechische Stammwort (ψαλλειν) dem deutschen schallen, hallen entsprechend, wird von dem Spielen auf Saiteninstrumenten, und vom Singen gebraucht. Sonst wurde zuweilen, wie noch jetzt im Niedersächsischen, das Vorschlags-P weggelassen, und Salm für Psalm gesagt, besonders in zusammengesetzten Wörtern, wie Salmbuch, das Gesangbuch. Wenn aber nach seiner Ableitung Psalm überhaupt Gesang, Lied, bezeichnet, so ist doch das Wort insbesondre von den heiligen Liedern und Religionsgesängen, die sich im alten Testament als eine ganze Sammlung finden, üblich worden. Dies ist ein Kreis echter Religions- und Nationallieder des Volkes Gottes, fast alle aus den Zeiten Davids und der spätern, und wohl nur Einer (der neunzigste, der Psalm Mosis) aus früherer Zeit. David, der den Tempelgesang vollendete, ordnete nicht nur aus den Leviten eine bedeutende Anzahl von Sängern und Singmeistern an, sondern dichtete auch selbst zum heiligen Gebrauch heilige Lieder, die das Vorbild und Muster für viele andere wurden. Mehrere Psalmen, die seinen Namen tragen, sind wohl nicht von ihm, sondern nur nach den seinigen gedichtet, und nur in dieser Hinsicht mit seinem Namen bezeichnet. Wiewohl aber öfters sogar alle Psalmen ihm zugeschrieben wurden, und insbesondre einund siebzig durch die Ueberschriften ihm beigelegt werden: so können doch auch diese nicht alle von ihm seyn, da offenbar Einige sehr bestimmt auf spätere Zeiten hinweisen. Dagegen scheinen andre, die seinen Namen nicht führen und deren Ueberschriften vielleicht verloren gingen, ihn zum Verfasser zu haben, wofür sowohl der Inhalt einiger, als die Darstellungsweise spricht. Aus Davids Zeiten sind auch die meisten Psalme, die dem Assaph, Heman und Ethan oder Jeduthun beigelegt werden. Zwölf Psalme führen Assaphs Namen, von denen jedoch mehrere auf eine spätere Zeit ihres Ursprungs hinweisen. Assaph selbst, ein Sohn des Berachias (Berechio), war ein Levit, und (nach 1. Chron. 17, 5) der Erste unter den von David zum heiligen Dienst verordneten Sang- und Musikmeistern. Der Name Hemans ist nur Einem, dem 88. Psalm vorgesetzt. Heman, mit dem Beinamen der Esrachit, scheint der Levit zu seyn, der unter den Sangmeistern Davids genannt wird. Zu diesen gehörte auch Ethan oder Jeduthun, auch ein Esrachit, dem der 89. Psalm zugeschrieben wird. Andre Psalmen sang wohl Salomo (der nach 1. Buch der Könige, 4, 32. über tausend Lieder dichtete), dessen Namen aber in unsrer Sammlung nur zwei, der 72. und 127. führen, von denen überdies der erstere mehr auf Salomon, als von ihm gedichtet scheint. Wohl aber mögen einige andere unbekannte von ihm seyn. Mehrere sind wenigstens aus seiner Zeit, beziehen sich auf Verhältnisse unter seiner Regierung, auf die Tempelweihe ꝛc. Die Meinung, daß einige Psalmen aus der Zeit Samuels und von ihm selbst seyen, gründet sich zwar auf kein historisches Zeugniß, hat aber nichts bedeutendes gegen sich. Die meisten, von ungenannten Verfassern, scheinen aus späterer Zeit, wenige aus der Regierungszeit der nächsten Könige nach Salomo, mehrere aus der Trauerzeit des Exils und der Rückkehr, wohin wohl besonders die gehören, die mit dem

Namen der Kinder Korah bezeichnet sind, und wahrscheinlich meist Einen Verfasser haben. Aus späterer Zeit sind auch wahrscheinlich die sogenannten Aufsteigepsalmen, jene Reiselieder, die man auf die Rückkehr aus dem Exil bezogen hat, die aber wohl überhaupt sich auf die jährlichen Wallfahrten nach dem hochliegenden Jerusalem und dem Tempel beziehen. Einige wenige endlich scheinen sogar der Zeit der Maccabäer anzugehören. Die davidischen Psalme, sie mögen nun ihn selbst zum Verfasser haben, oder zum Theil nur aus seiner Zeit seyn, machten wahrscheinlich eine frühere Sammlung aus, die bis zum 72. reichte. Die folgenden sind meist jünger. Unsere Sammlung besteht bekanntlich aus 150 Psalmen, die jedoch in ältern Handschriften nicht überall mit derselben Zahl bezeichnet sind, die sie in der lutherischen Uebersetzung führen, weil hier einige Mal zwei oder drei Psalme, die anderwärts so geschieden vorkommen, als Einer, und andere, die anderwärts Einer sind, in mehrere getheilt erscheinen. Die Masorethen theilen, ohne wichtigen Grund, die ganze Sammlung in fünf Abtheilungen. Noch willkürlicher und übrigens unfruchtbar ist die Eintheilung in hohe, mittlere und niedere. Ihr Inhalt würde eine sichrere Unterscheidung darbieten. Im Allgemeinen sind zwar alle lyrische Gesänge, Lieder im engern Sinn, oder Oden und Hymnen, aber theils eigentliche Oden, die entweder Einen Gedanken, Ein Gefühl, oder Ein Bild in einem kleinern, geschlossenen Kreise sinnig darstellen, oder aus mehrern Gliedern zu Einem lyrischen Ganzen sich runden, theils lyrische Wechselgesänge, theils Lieder, in denen der lyrische Geist durch elegischen oder idyllischen Ton, oder durch eine geschichtliche Thatsache, oder durch weise Lehrsprüche eigenthümlich gestaltet ist. Die meisten haben die Gebetsform, oder beginnen oder enden als Gebet, und sind, sie mögen Klage, Trauer oder Trost aussprechen, Ausdruck des tiefsten Gottvertrauens, der lebendigsten Zuversicht. Die Sittenlehre ist rein, und nur in mehrern, besonders davidischen Trauergesängen, Kriegs- und Siegsliedern, durch Groll und Haß gegen die Feinde, durch einen nicht selten unfreundlichen Nationalstolz entstellt. Alle aber sind wahre Nationalgesänge, Volkslieder, und die meisten von reinem religiösen Gehalt. Sie gehören dem Höchsten und Erhabensten an, was je die Dichtkunst erzeugte, und das heilige Licht der Offenbarung, der begeisternde Glaube an den ewigen wahren Gott verbreitet über sie einen hellen Glanz, und erfüllt sie mit tiefer Innigkeit. Man muß sie nicht vergleichen wollen mit andern lyrischen Gesängen der Vorwelt; sie sind ein ganz eigenthümliches und herrliches Gewächs des heiligen Landes, in dem der Offenbarung Stimme am lautesten erscholl und am reinsten bewahrt ward. Viele werden in ihren besondern Beziehungen durch die Geschichte aufgehellt und erklärt, und diese geschichtlichen Beziehungen müssen deßhalb aufgesucht werden. Doch würde man zu weit gehen, und leicht den rechten Sinn sich selbst verdunkeln, wenn man alles geschichtlich deuten wollte, da offenbar vieles sinnbildlich, anderes, obwohl seltener, allegorisch, vieles auch prophetisch mehr auf die Zukunft, als auf die Vergangenheit hinweisend ausgesprochen ist. Einige sind dann auch bei ganz besondern Zeitbeziehungen für uns minder erbaulich; die meisten aber, reich an Erhebung, Trost, kindlicher Zuversicht, freudigem Gottvertrauen, Zeugnisse von Demuth und bußfertiger Seele, und zu dem Trefflichsten gehörig, was die heilige Dichtkunst je hervorbrachte, eignen sich eben sowohl für christliche Gesangbücher, wie sie in der Bibel selbst uns tief und innig ergreifen. — Uebrigens enthält die Sammlung unserer Psalme im alten Testament

Digitized by Google

keineswegs den ganzen Liederschatz der Hebräer. Nicht nur sind die salomonischen Lieder für uns verloren, sondern im alten Testament selbst werden noch manche erwähnt, die sich in unserer biblischen Sammlung nicht finden. Diese war zwar zu heiligem Gebrauch veranstaltet, aber enthält gewiß auch nicht alle hebräische Religionsgesänge. — Nachmals hat man auch erhabne religiöse Lieder neuerer Dichter Psalme genannt, wie wir unter andern von Klopstock einige herrliche besitzen. Ke.

Psalmodie bezeichnet sowohl das Singen der Psalmen mit Musikbegleitung, als die Melodie des Psalmengesangs. Man hat auch wohl den Psalm selbst, in wie fern er gesungen wird, eine Psalmodie genannt. Obwohl uns die eigentliche alte Gesangweise der Psalmen, wie sie bei den Juden üblich war, unbekannt ist, so hat doch jeder Psalm in sich einen vorherrschenden Gesangston, eine ihm inwohnende Melodie, die durch die Musik hervorgehoben wird, und auch in den Sangweisen der übersetzten Psalme in unsern ältern Gesangbüchern meist sehr richtig ausgedrückt ist. In so fern ist uns auch die echte Psalmodie keineswegs verloren, wenn wir auch den eigenthümlichen Rhythmus der Psalme nicht aufzufinden vermöchten. Ke.

Psalter heißt das musikalische Werkzeug, zu dem die Psalme gesungen wurden, das den Gesang begleitete. Es war ein Saiteninstrument, wie man glaubt, der Harfe ähnlich; doch wurde es vielleicht geschlagen, und hatte in so fern wohl mehr Aehnlichkeit mit einem Hackebrett, vielleicht von vollkommenerer Bauart. Nach biblischem Zeugniß (besonders nach Psalm 33, 2.) hatte es zehn Saiten. Doch konnten andere Arten desselben auch weniger haben. Es ist gewiß eins der ältesten musikalischen Instrumente so genannt worden. — Auch das Psalmbuch, die ganze Sammlung der Psalmen, heißt der Psalter. Endlich nannte man so auch einen besonders langen Rosenkranz, den die Nonnen einiger Orden führten. Ke.

Pseudo, ein griechisches Wort, welches man Namen und Worten vorsetzt, um dadurch anzuzeigen, daß sie unecht oder falsch sind. So heißt Pseudonym, was einen falschen Namen führt; Pseudoprophet, ein falscher Prophet; Pseudo-Smerdes, der falsche Smerdes u. s. w.

Psyche, Seele und Schmetterling, durch welchen Doppelsinn die schöne allegorische Dichtung von ihr ungemein gewann, war die Tochter des Sonnengottes und der Endelecheia oder Entelecheia, d. i. der Stetigkeit oder Strebekraft. Spätere Dichter machen sie zu einer Königstochter und erzählen ihre Geschichte also: Psyche, deren zwei ältere Schwestern von mäßiger Schönheit waren, war so liebreizend, daß man sie für Venus selbst hielt, und nur wie eine Göttin sie zu verehren, nicht sie zu lieben wagte. Dies erregte der Venus Neid, die, um sich zu rächen, dem Amor gebot, sie in den verächtlichsten Menschen verliebt zu machen. Amor kam, sah Psyche und liebte sie selbst. Der Vater indeß, voll Schmerz, seine Tochter verschmäht zu sehen, wendet sich an Apollo's Orakel, welches den Ausspruch thut, man solle Psychen, in Trauergepränge, auf den Gipfel eines Berges führen und dort allein verlassen, denn sie sey zur Braut eines beflügelten Drachen bestimmt. Unter Jammer wird der Ausspruch befolgt, und Psyche sieht sich allein auf dem verlassenen Felsen, als plötzlich Zephyr sie sanft umschwebt, aufhebt und in ein schönes Lustschloß des Gottes der Liebe bringt, wo dieser jede Nacht, ungesehen und unerkannt, sie besucht und mit Anbruch des Tages wieder verläßt. Eines vollkommnen Glücks hätte Psyche genossen, wofern sie, des Geliebten Warnung befolgend,

nie neugierig gewesen wäre, ihn näher kennen zu lernen. Allein verführt durch ihre eifersüchtigen Schwestern, die sie, auch gegen Amors Gebot, zu sich hatte kommen lassen, glaubte sie ein Ungeheuer in ihm zu umarmen und die Neugierde siegte. Mit einer Lampe trat sie, als er einst entschlafen war, zu ihm, entdeckte den schönsten der Götter, und ließ vor freudigem Schrecken einen Tropfen heißes Oel auf seine Schultern fallen. Amor erwachte, warf der bestürzten Psyche ihr Mißtrauen vor und entfloh. Jetzt war ihre Ruhe dahin. Trostlos irrte sie, nachdem sie vergebens sich in einen Fluß zu stürzen versucht hatte, in allen Tempeln umher, forschte überall nach ihrem Geliebten und kam zuletzt in den Pallast der Venus. Hier begann ihr eigentliches Leiden. Venus behielt sie bei sich, behandelte sie als Sclavin und legte ihr die härtesten und empfindlichsten Arbeiten auf. Psyche wäre unter der Last erlegen, hätte Amor, der sie noch immer heimlich liebte, sich ihrer nicht unsichtbar angenommen und ihr in allen Unternehmungen beigestanden. Nur in der letzten gefährlichsten Probe, zur Proserpina ins Schattenreich hinabzusteigen, und von ihr eine Büchse mit Schönheitssalbe zu holen, wäre sie fast erlegen. Zwar bestand sie alle Versuchungen glücklich, aber — sie öffnete die Büchse, woraus ein so tödtlicher Dampf hervordrang, daß sie leblos zu Boden sank. Da erschien Amor und die Berührung mit seinem Pfeile brachte ihr Leben zurück. Venus war versöhnt und auf Jupiters Wort ward Psyche unsterblich und auf ewig mit dem Geliebten verbunden. Mit großen Festlichkeiten ward ihre Vermählung gefeiert, ihre neidischen Schwestern aber stürzten sich von einem Felsen herab. — Diese allegorische Erzählung finden wir bei Apulejus (s. d.)

Psychologie (Seelenlehre.) Eine Wissenschaft von der Seele kann zur Aufgabe haben, die allgemein wahrnehmbaren Veränderungen und Erscheinungen der geistigen Thätigkeit in ihrer Gesetzmässigkeit, so wie in ihrem innern Zusammenhange darzustellen, oder auch dem letzten Grund dieser Erscheinungen nachzuspüren und das Wesen der Seele, ihr Verhältniß im Universum zu erforschen, oder kürzer, die Seele betrachten, wie sie sich äußert oder was sie ist. Eine Untersuchung letzterer Art hat man, weil sie dasjenige zum Gegenstande hat, was nicht erfahren und wahrgenommen werden kann, metaphysische oder transcendentale, sonst auch rationelle Psychologie genannt (s. d. Art. Metaphysik); dahingegen die Untersuchung ersterer Art, weil hier die Seele als Gegenstand der Erfahrung betrachtet wird, Erfahrungsseelenlehre oder empirische Psychologie, auch Psychologie vorzugsweise genannt. Die empirische Psychologie ist sonach die zur Wissenschaft ausgebildete Erfahrung über die Aeußerungen und Veränderungen der menschlichen Seele. Als Wissenschaft bezieht sie sich auf das Allgemeine in der Thätigkeit der Seele, gewisse Classen der innern Erscheinungen, welche wir durch vergleichende Beobachtung finden; als Wissenschaft der Seele ist sie ein Theil der Anthropologie, daher sie auch psychologische Anthropologie genannt und von der Physiologie oder der physiologischen Anthropologie unterschieden wird, wiewohl beide immerfort zur Vereinigung hinstreben. Sie setzt den Unterschied der geistigen Anlage (des Ich) und des Körpers als im Bewußtseyn gegeben voraus, und versucht nicht, denselben zu erklären; sie betrachtet zwar die Seele in ihrer Wirksamkeit, in so fern sie mit dem Körper verbunden ist, aber abstrahirt auch von den bloß körperlichen Veränderungen, und deutet bei aller Verschiedenheit beider auf ihre ursprüngliche Einheit immerfort hin. Geschähe letzteres nicht, so

wäre sie der Erfahrung vielmehr zuwider, als gemäß, und dürfte sich des Namens Erfahrungsseelenlehre nicht rühmen. Ihr Verhältniß zur Philosophie ist vielfach. Denn erstens kann sie als Vorbereitungswissenschaft zu derselben, für den entwickelnden philosophischen Geist dienen, und ist dieses noch mehr als die Logik, welche unter den Thätigkeiten des Geistes nur den Verstand in seiner Gesetzmäßigkeit betrachtet. So wie nämlich die Entwickelung des menschlichen Geistes überhaupt von dem Besondern ausgeht, und zu dem Allgemeinen fortschreitend sich erhebt, so ist die empirische Psychologie, welche eine erfahrungsgemäße Selbstkenntniß gewährt, die zweckmäßigste Vorbereitung und Einleitung in die speculative Weltansicht, welche die Philosophie aufstellt; sie ist es um so mehr, je deutlicher sie das geistige Organ kennen lehrt, mit welchem wir philosophiren. Auch werden hier nur Thatsachen vorausgesetzt und entwickelt, die in eines jeden Bewußtseyn liegen, mithin jedem verständlich sind, deren deutliche und zusammenhängende Erkenntniß aber manchem Irrthum des Philosophirens vorzubeugen im Stande ist, und als die leichtere zu den schwerern sicherer fortleitet. Nie aber kann sie selbst die Stelle der Philosophie vertreten, weil die Erfahrung und Beobachtung nie über das Wesen der Dinge lehrt; daher auch Einige fälschlich die Philosophie zu einer bloß psychologischen Betrachtungsweise machen. Ja sie ist vielmehr, von einer zweiten Seite betrachtet, eine angewandte philosophische Wissenschaft, in so fern sie sich nämlich zur Anordnung und Erklärung ihrer Thatsachen nicht nur der philosophischen Form, sondern auch gewisser metaphysischer Begriffe, (z. B. Kraft, Wirkung u. s. w.), deren Wahrheit sie voraussetzen muß, und des philosophischen Geistes zu ihrer Begründung und Aufstellung als Wissenschaft bedarf. Dadurch aber unterscheidet sie sich auch wieder von einer bloßen Naturbeschreibung der Seele, die ihr in ihrer Entwickelung vorhergegangen ist. Letztere stellt nur die Thatsachen selbst in einer natürlichen Anordnung auf; die wahre Erfahrungsseelenlehre aber will dieselben in ihrem lebendigen Zusammenhange und nach ihren Gesetzen erklären und so das innere Leben als geistigen Organismus darstellen. Und so ist sie derjenige Theil der angewandten Philosophie, insbesondre der anthropologischen Wissenschaften, welcher die Organisation der menschlichen Seele gemäß ihren durch innere Erfahrung (Selbstbewußtseyn) wahrgenommenen Aeußerungen kennen lehrt. Diesem Ideal schreitet die Ausbildung der Psychologie immer näher, je mehr sie sich über eine bloße Aufzählung verschiedener geistigen Aeußerungen, und über die Naturbeschreibung erhebt; sie ist aber als eine jüngere Wissenschaft in allen ihren Theilen noch nicht gleichförmig ausgebildet. Einige theilen sie wie die Körperlehre in die Lehre von den natürlichen, gesunden oder krankhaften Zuständen des Geistes ein; mithin in die psychologische Physiologie und Pathologie. Noch gewöhnlicher ist die Eintheilung in allgemeine und besondere oder specielle, von welcher jene die Seele in ihren allgemeinen gesetzlichen Aeußerungen, diese besondere Seelenarten und Classen geistiger Zustände betrachtet, und sich daher in die Seelencharakteristik und Pathametologie der Seele theilt. Nach dieser Bestimmung ihres Inhalts und Umfangs leuchtet auch ein, wie sehr empirische Psychologie nicht nur jede andre Wissenschaft und deren Anwendung unterstütze und befördere, sondern auch wie groß ihr Einfluß auf das Leben sey. Die richtige Erklärung der heiligen Schrift und der Rechtsurkunden, Erziehung und Unterricht jeder Art, die Anwendung der Gesetze auf vorliegende Fälle, die tiefere Geschichtsforschung und

Digitized by Google

Darstellung, ein der menschlichen Natur angemessenes Heilverfahren, so wie jede methodische Behandlung der Menschen beruht auf geistigen Gesetzen, deren klare und zusammenhängende Erkenntniß jene Wissenschaft gewährt. Was ihre Geschichte anlangt (Fr. Aug. Carus hat dieselbe in seiner Geschichte der Psychologie, Leipzig 1808, ausführlich behandelt), so lieferten schon die Griechen in zerstreuten Beobachtungen reichlichen Stoff für diese Wissenschaft z. B. Plato (man sehe Tennemanns System des platonischen Philosophie, 3. Bd.) und Aristoteles in seinen Büchern über die Seele; in der neuern Zeit David Hume in seinem Treatise of human nature, von Jacob übersetzt, Hartley, Locke (de intellectu humano), Montaigne in seinen Essais, René des Cartes (besonders in dem Buche de passionibus animae), Helvetius (de l'esprit de l'homme), Charles Bonnet (essai analytique sur les facultés de l'ame), v. Irwing (Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen), Tetens (in seinen philosophischen Versuchen über die menschliche Natur ꝛc.), Tiedemann (Untersuchungen über den Menschen), Herder (in seinen Ideen zu einer Philosophie zur Geschichte der Menschheit), Feder u. v. A. — Aber wissenschaftlich wurde die Erfahrung über die menschliche Seele zuerst gefaßt von Christian Wolf, der daher auch der Vater der empirischen Psychologie genannt wird (in seiner psychologia methodo scientifica pertractata, Fcf. et Lips. 1732, 4), und die empirische Psychologie von der sogenannten rationellen oder metaphysischen nicht immer glücklich absonderte. Eine neue Periode dieser Wissenschaft beginnt durch die kritische Philosophie (s. d. Art.), deren Grundlage psychologisch ist. Kant eröffnete nicht nur in seinem größeren Werke (nämlich Kritik der reinen Vernunft und der Urtheilskraft) sondern auch in der populären Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, Königsberg 1802, 2. Aufl., der Psychologie manche neue Aussicht. Nach Kant und durch Kants Schüler wurde die empirische Psychologie in mehrern Compendien bearbeitet, von K. L. F. Schmid, H. L. Jacob (welcher noch 1814 einen neuen Grundriß der empirischen Psychologie nebst Commentar über denselben herausgegeben hat, J. Ch. Hoffbauer in mehrern Schriften, Maaß, Kiesewetter, Snell, Olshausen. Die Schriften der beiden Letztern und einige von Hoffbauer sind zum populären Selbstunterricht für Schüler und für ein größeres Publicum geeignet, die der ersten sind strenger wissenschaftlich angeordnet und eignen sich mehr zu Vorlesungen. Mit mehr Eigenthümlichkeit haben zuletzt die empirische Psychologie G. F. Schulze (Grundriß der philosophischen Welt, 1 Thl.), der genannte Fr. Aug. Carus (in 2 Theilen, Leipzig 1808, 8.), und Chr. Weiß in seinen Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele, Leipzig 1811, bearbeitet. Einzelne Theile derselben sind von Maaß (z. B. die Theorie der Gefühle, und die der Leidenschaften), Dirksen, (über die Stärke der Seele), Dedekind, Suabedissen u. A. besonders bearbeitet worden. Auch gehören hieher einige Werke des trefflichen Schubert (z. B. Ahnungen des menschlichen Lebens und Symbolik des Traums). T.

Ptolemäus, der Name mehrerer ägyptischen Könige nach Alexander. S. Aegypten.

Ptolemäus (Claudius), ein berühmter Geograph, Astronom und Mathematiker, geboren zu Pelusium um das J. 70 der christlichen Zeitrechnung. Er blühte zu Alexandria unter der Regierung des Marcus Antoninus und Hadrian. Man glaubt, daß er gegen 80 Jahre alt geworden sey. Ptolemäus ist immer als der erste unter den Astronomen des Alterthums angesehen worden, und hat uns in seinen Werken

ein vollständiges System seiner Lieblingswissenschaft hinterlassen. Ihm verdanken wir die Aufbehaltung der Beobachtungen und wichtigsten Entdeckungen der Alten, bereichert und vermehrt mit seinen eignen. Er berichtigte das Fixsternverzeichniß des Hipparchus, und entwarf Tabellen, mittelst welcher die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten berechnet werden konnten. Die einzelnen Beobachtungen der Alten wurden von ihm zuerst gesammelt und in ein System gebracht, welches er der Welt in seinem Werke Μεγαλη Συνταξις (aus 13 Büchern bestehend) übergab. Das Weltsystem, welches er hier aufstellt, ist unter dem Namen des ptolemäischen bekannt. (S. Erde.) Um das J. 827 wurde dieses Werk auf Befehl eines der arabischen Könige ins Arabische übersetzt, und aus dieser Uebersetzung, welche den Titel Almageſt führt, ist es um das Jahr 1230 auf Antrieb des Kaisers Friedrich II. ins Lateinische übertragen worden. Außerdem aber gibt es noch andre Uebersetzungen dieses Werks aus dem Arabischen ins Lateinische. — Eine andre wichtige Schrift des Ptolemäus ist seine Geographie in sieben Büchern. Er folgte bei dieser Arbeit der Geographie des Marinus von Tyrus, welche nicht lange vorher erschienen war, bereicherte sein Werk aber mit zahlreichen Zusätzen und Verbesserungen in Hinsicht auf die Längen und Breiten der Orte und auf die Gränzen der verschiednen Länder und Provinzen, denn er ist als der erste Schriftsteller anzusehen, welcher die Lage der Orte auf diese Weise zu bestimmen suchte, und so unvollkommen auch vieles aus Mangel an Beobachtungen bleiben mußte, so ist er doch den neuern Geographen unendlich nützlich geworden. Diese Geographie wurde griechisch und lateinisch 1605 zu Frankfurt in Fol. von Peter Montanus, und 1618 zu Leiden in Fol. von Peter Bertius herausgegeben. Von der oben bemerkten Μεγαλη Συνταξις existirt eine einzige griechische Ausgabe von 1538 Basel in Fol. Außer diesen beiden Hauptwerken besitzen wir noch verschiedne andre Werke von Ptolemäus, nämlich: Quatuor libri de Apotelesmatibus et Indiciis astrorum; Fructus librorum suorum, centum aphorismis astrologicis, eine Art von Supplement des erstern; Recensio chronologica Regum a Nabonassaro Assyriorum, Medorum, Persarum, Graecorum et Romanorum usque ad Antoninum Pium; De apparentibus et significationibus stellarum inerrantium; Uranologium; De Analemmate; De hypothesibus Planetarum liber; Planisphaerium, bis jetzt nur in einer lateinischen, aus dem Arabischen gemachten Uebersetzung bekannt; Elementorum harmonicorum Lib. III, und De judicandi facultate et animi principatu.

Publicist, Staatsrechtskundiger, Staatsrechtslehrer. S. d. Art. Staatsrecht, Moser und Pütter. Der gründliche Publicist verbindet mit dem Studium des Naturrechts, der Politik, Geschichte und Statistik eine umfassende Kenntniß des öffentlichen Rechts der wichtigsten europäischen Staaten und desjenigen insbesondre, dessen Mitbürger er ist. Er muß aber auch außer der lateinischen, die deutsche und französische Sprache sprechen und schreiben, die englische wenigstens verstehen, und die Kunst der schriftlichen Darstellung besitzen. Gewöhnlich verstand man unter einem Publicisten einen Kenner des deutschen Staatsrechts, des verwickeltsten und ausgebildetsten in Europa. Diese Gelehrsamkeit ist im practischen Sinne mit dem deutschen Reiche untergegangen, wohl aber noch im historischen Sinne wichtig. Doch kann hier leicht zu viel Kenntniß des Positiven den Blick vom Allgemeinen abziehn, und einer klarern Ansicht des Ganzen nachtheilig wer-

Digitized by Google

den. Gesunde Begriffe vom Staatsrecht überhaupt, eine gründliche Einsicht in das Wesen des Staatenlebens, genaue Kenntniß der vorhandenen Verhältnisse, und ein Geist, der einer Idee empfänglich, auf das Wahre, Rechte, Edle und Große gerichtet ist, dies sind die unerlaßlichen Eigenschaften eines guten Publicisten. Jeder Diplomatiker muß in diesem Sinne Publicist seyn; und wehe jedem Staate, wehe Europa, wenn nicht dieser gereifte und gebildete Geist der Staatsweisheit, sondern der Dämon der Staatslisten, der italienisch-, spanisch-, französisch-russische Machiavellismus eines Alexanders VI., Ferdinands des Catholischen, Philipps II., Richelieu's, Napoleons, Potemkins und ähnlicher Fürsten oder Staatsmänner in den Cabinetten der europäischen Mächte den Vorsitz führt! Es ist ein Verdienst der deutschen Publicisten und des aus dem Charakter der Deutschen hervorgegangenen öffentlichen Rechts im ehemaligen heiligen römisch-deutschen Reiche, daß die deutsche Staatskunst in der Theorie streng die Grundsätze des Rechts beachtete, und in allen Formen, so verworren sie übrigens seyn mochten, die klare Ansicht des Gesetz- und Verfassungsmäßigen fest im Auge behielt. Auch in dieser Hinsicht ist die echt publicistisch-historische Darstellung des bayerschen Erbfolgestreites und ähnlicher öffentlichen Staatshändel, wie über die Schelde, in von Dohms Denkwürdigkeiten I. II. sehr lesens- und beherzigungswerth, damit unsre jungen Diplomatiker nicht glauben, alles gethan zu haben, wenn sie Flassans Hist. de la diplomatie françoise einige Male durchlesen. Was ehemals die kaiserlichen Wahlcapitulationen den deutschen Publicisten für Stoff zu gründlichen Erläuterungen boten, wird jetzt bei der deutschen Bundesversammlung, die endlich am 5ten Nov. 1816 zu Frankfurt eröffnet worden ist, wieder der Fall seyn. Möge ein zweiter Häberlin diese Verhandlungen publicistisch prüfen und darstellen! K.

Pucitta (. . . .), Director der italienischen Oper zu Paris, geboren zu Rom um das J. 1779. Schon von Kindheit auf zeigte er einen unwiderstehlichen Hang zur Musik, worin seine Aeltern ihn bloß zum Vergnügen unterrichten ließen. Er machte schnelle Fortschritte, und hatte schon in seinem sechzehnten Jahre eine Menge Arietten, Romanzen und vollstimmige Stücke gesetzt, die er in Liebhabergesellschaften ausführen ließ. In seinem neunzehnten Jahre wurde seine erste Oper vor einer Versammlung der vornehmsten Personen von den besten Künstlern und Virtuosen der römischen Theater aufgeführt. Der Erfolg dieses Versuchs bestimmte ihn, sich in dem Studium der musikalischen Composition unter den berühmtesten Lehrern zu vervollkommnen. Er begann seine Laufbahn zu Florenz, Mailand und Venedig, wo seine Opern den glänzendsten Beifall gewannen, namentlich: I Fuorusciti, Teresa e Wilz, Werther, I due prigionieri, Zelinda e Lindoro, Lauretta. Er ging darauf nach Amsterdam, um hier die Direction des italienischen Theaters zu übernehmen; von hier wurde er an das londner Theater berufen, wo er binnen sieben Jahren mehrere ernsthafte und komische Opern componirte, die alle sehr wohl aufgenommen wurden. Dahin gehören: La caccia di Enrico IV.; I villeggiatori bizzarri; Le tre Sultane; La Ginevra; La Vestale; L'Aristodemo, welche ihren Verfasser durch ganz Europa bekannt gemacht haben. Nach dem Urtheil der Kenner verbindet Pucitta viel Originalität in seinen Ideen mit einer besonders glücklichen Methode in der Begleitung, welche, ohne den Gesang zu beeinträchtigen, immer gefällt und eine herrliche Wirkung hervorbringt.

Puder. Im Alterthum finden wir einige Spuren von dem Gebrauche eines Puders. So erzählt Josephus, daß sich die Reuter Salomo's täglich mit Goldstaub puderten; ein Gleiches thaten die Jüdinnen. Die griechischen Fürsten befahlen, daß sich ihre Leibwachen mit Goldstaub pudern sollten. Auch von den Kaisern Gallianus und Commodus wird erzählt, daß sie sich auf diese Weise puderten. Von den Mören heißt es in dem homerischen Hymnus auf Hermes, daß ihre Häupter mit Mehl bestreut gewesen, wobei man indeß wohl nicht an einen Mehlpuder denken darf. Dieser scheint in seiner Anwendung nicht über das sechzehnte Jahrhundert hinaufzusteigen.

Pufendorf (Freiherr Samuel von), einer der ersten und größten deutschen Naturrechtslehrer, Publicisten und Geschichtsforscher, geboren zu Flöhe, einem Dorfe bei Chemnitz, 1631. Nachdem er zuerst auf der Fürstenschule zu Grimma, dann auf den Universitäten zu Leipzig und Jena große Fähigkeiten entwickelt hatte, widmete er sich mit allem Eifer dem allgemeinen und deutschen Staatsrechte, indem er dabei das philosophische oder Naturrecht immer zum Grunde legte. Die Mathematik, welche er unter Weigel in Jena und die Philosophie, welche er nach Descartes studirte, bildeten sein wissenschaftliches Talent aus. Vergeblich bewarb er sich um eine Stelle in seinem Vaterlande. Im J. 1658 nahm er daher die Stelle eines Hofmeisters in dem Hause des königl. schwedischen Gesandten, Herrn von Coyet am dänischen Hofe an, begab sich mit seinem Zöglinge nach Copenhagen, wurde aber, da eben der Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausbrach, mit der ganzen Familie des schwedischen Gesandten verhaftet. In dieser Lage, welche acht Monate lang dauerte, beschäftigten ihn Grotius und Hobbes Ansichten über Recht und Staat vorzüglich. Als Resultat seines philosophischen Nachdenkens erschienen 1660 zu Haag seine Grundsätze der allgemeinen Rechtswissenschaft (elementa jurisprudentiae universalis). Der gelehrte Churfürst von der Pfalz, Carl Ludwig, welchem er sie dedicirt hatte, nahm diese Schrift mit solchem Beifall auf, daß er für ihn eine besondere Lehrstelle des Natur- und Völkerrechts — die erste in Deutschland — 1661 stiftete. Hier lehrte er bis zum J. 1670, in welchem ihm der König von Schweden, Carl XI., eine Professur des Naturrechts auf der neuerrichteten Universität zu Lunden in Schonen ertheilte. Hier schrieb er sein Werk über das Naturrecht (de jure naturae et gentium, Lund. 1672), welches jenes frühere Werk verdrängte und sich durch Deutlichkeit, systematische Ordnung und Consequenz sehr empfahl, und bald darauf das kleinere Compendium, oder vielmehr den Auszug des genannten Werks, de officio hominis et civis (Lund. 1673), welche Schriften unzählige Ausgaben, Uebersetzungen (die vorzüglichste ins Französische von Barbeyrac) erhalten hat. Da Pufendorf in diesen Schriften sich von der bisher beliebten scholastischen Art zu philosophiren noch mehr als Grotius entfernt hatte, so konnte es ihm an heftigen Gegnern in der damaligen Zeit nicht fehlen, die er aber durch sein geistiges Uebergewicht und seine Verbindungen überwand. So verschieden man auch jetzt über diese Schriften Pufendorfs urtheilen mag, so ist doch das nicht zu läugnen, daß Pufendorf in der Geschichte des Naturrechts Epoche gemacht hat. Ihm schwebte noch klarer, als vor ihm dem Grotius, die Idee einer Wissenschaft, welche unabhängig von aller Autorität des positiven Rechts oder der Theologie, die Rechtsverhältnisse bloß nach Gesetzen der Vernunft bestimmen sollte. Sein Naturrecht war eine philosophische Moral über die rechtlichen Verhältnisse der Menschen gegen einander, welche von der

christlichen Moral immer noch abhängig blieb. Er stellte als Princip des Rechts mit Grotius die Socialität (Geselligkeit) auf, welche der christlichen Nächstenliebe sehr verwandt ist, und leitete das Recht aus dem Stande der verderbten Natur mit Hobbes ab. — Nicht minder machte Pufendorf im deutschen Staatsrechte Epoche. Noch als Professor in Heidelberg schrieb er auf Anregung des Churfürsten unter dem Namen Severinus a Monzambano das berühmte Buch de statu reipublicae Germaniae, welches er seinem Bruder Esaias Pufendorf, der sich damals als schwedischer Gesandter in Paris aufhielt, zuschickte, und durch denselben zum Druck befördern ließ. Pufendorf stellte in demselben Deutschland als einen republikanischen Körper dar, dessen schlecht zusammengefügte Theile ein monströses Ganzes bildeten. Gegen dieses Buch, welches seit 1667 in mehrern Ausgaben und Uebersetzungen erschien und das größte Aufsehn erregte, erhob sich von allen Seiten ein großer Kampf; Pufendorf, der es kräftig vertheidigte, fand doch nicht für rathsam, sich als Verfasser desselben zu nennen, welches erst nach seinem Tode mit Gewißheit bekannt worden ist. Wir übergehen andere seiner staats- und kirchenrechtlichen Schriften. Als der Krieg in Schonen ausbrach, begab er sich nach Stockholm, wo er zum Staatssecretär, königl. Hofrath und Historiographen ernannt wurde. Hier schrieb er ebenfalls in lateinischer Sprache die Geschichte von Schweden seit Gustav Adolphs Feldzug in Deutschland, bis auf die Abdankung der Königin Christine (de rebus Suecicis, Utrecht. 1676), und die Geschichte Carl Gustavs (de rebus a Carolo Gustavo gestis. 2. Voll. fol. Nürnb. 1696), ferner in deutscher Sprache seine Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten (Frankfurt 1682) 3 Theile, späterhin von Ohlenschlager fortgesetzt, und von Martiniere ins Französische übersetzt. Diese Schriften vermehrten seinen Ruhm so sehr, daß er von dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, 1686 einen Ruf nach Berlin als Hofrath und Historiograph und Kammergerichtsbeisitzer und den Auftrag erhielt, das Leben dieses Fürsten zu schreiben, welches er unter der Regierung seines Sohns, Friedrichs III., vollendete. Im J. 1690 ward er churbrandenburgischer geheimer Rath, und 1694 von dem Könige von Schweden, Carl XI., in den Freiherrnstand erhoben. Den Antrag aber, des Kaisers Leopold Leben zu schreiben, lehnte er, ungeachtet der großen Versprechungen, die man ihm machte, standhaft ab. Er endigte sein thätiges Leben zu Berlin 1694, in einem großen Ansehn, welches er sich durch Geist und Gelehrsamkeit, so wie nicht minder durch seinen Charakter erworben hatte.

Pugatschew (Jemelian), der Sohn eines Kosacken, geboren 1726 zu Simoveisk, einem kleinen Dorfe am Don, spielte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine zu wichtige, wenn gleich nur kurze Rolle in Rußland, als daß nicht seiner auch hier erwähnt werden sollte. Schon jung beschäftigte er sich mit dem Handwerke des Kriegs und des Raubens, und ward schon früh Anführer einer Bande. Doch entfernte er sich in der Folge aus seinem Vaterlande, nahm im siebenjährigen Kriege beim preußischen Heere Dienste, begab sich dann zur österreichischen Armee, wo er im Kriege gegen die Türken als Kosack mit zu Felde zog, und 1770 der Belagerung von Bender beiwohnte. In sein Vaterland zurückgekehrt, suchte er, ein feuriger, wilder, unbändiger Mann, ganz in dem Geiste seiner Nation, unter seinen Landsleuten den Samen des Aufruhrs auszustreuen, wurde bald darauf wegen seines unruhigen Betragens zu Malikowka an der Wolga eingezogen, und nach

Kasan ins Gefängniß geschickt. Er wußte sich zu befreien, ging nun weiter östlich nach Jaizkoi, fand hier viel unruhige, zu Gewaltthätigkeiten gestimmte Gemüther, und faßte nun, verführt durch einige Bekannte, die zwischen ihm und dem verstorbenen Kaiser Peter III. einige Aehnlichkeit fanden, den ungeheuern Einfall, sich selbst für Peter III. auszugeben, welcher — so fabelte er und seine Anhänger — bei seiner Entthronung, wo man auf dem Todtenbette einen ihm ähnlichen Soldaten ausgesetzt habe, verkleidet entkommen sey, und jetzt nach langem Herumirren unter seinen getreuen Kosacken erscheine, und von ihrer Unterstützung die Wiedererlangung seiner Krone erwarte. Der Aufruhr brach in der Mitte Augusts 1773 aus, wo ein Manifest im Namen dieses Pseudo-Peters verbreitet wurde. Von neun Mann, woraus anfangs sein Anhang bestand, hatte sich dieser schon im September auf 300 vermehrt; überall schlossen sich seine Landsleute und die Bauern an, denen er gegen den Druck des Adels Schutz und Rache versprach. Sein Anhang vermehrte sich noch durch 500 Ueberläufer aus der Festung Jaizkoi, die er aufforderte; bald traten noch mehrere, und besonders auch die Roskolniken (s. d. Art.) hinzu; so eroberte er mehrere Festungen, beging dabei furchtbare Grausamkeiten, und nachdem er nun auf 5000 Mann stark, und mit 36 Kanonen versehen war, belagert: er die Festung Orenburg, die er zwar nicht bekam, aber doch seinen Anhang immer mehr und bis 16,000 Mann verstärkte. Der Zulauf von ganzen Nationen, Baschkiren, Wotjäken, vielen Tatarn ꝛc. ward immer größer, und die Gefahr desto drohender — sogar die alte große Hauptstadt des Königreichs Kasan eroberte er, und nahte sich nun Europa, indem er über die Wolga ging. Aber der Oberste Michelson war es endlich, der durch die höchsten Stravazen, durch die gefahrvollsten Mühseligkeiten diesem Rebellen einen Schlag nach dem andern beibrachte, und eben als die Gefahr am höchsten war, indem bereits Moskau bedroht war, ihn abschnitt. Von seinen Anhängern verlassen, ja selbst verrathen, wurde Pugatschew gefesselt dem General Suwarow übergeben, und hierauf am 10ten Juni 1775 nebst den übrigen Rädelsführern zu Moskau hingerichtet — das einzige Todesurtheil, welches unter Catharinens Regierung vollzogen worden ist. So endete dieser Aufruhr, der über 100,000 Menschen, und überhaupt mehr als irgend einer der blutigsten Feldzüge kostete. Hätte Pugatschew eben so viel Klugheit, als Muth und Entschlossenheit gehabt, er würde dann ohne Zweifel eine noch weit furchtbarere Rolle gespielt haben, statt daß er nun als Rebell und Bösewicht sein Leben auf dem Schaffotte endete.

Pulci (Luigi), einer der namhaftesten Dichter Italiens. Er war im Jahre 1431 zu Florenz geboren, und der jüngste von drei Brüdern, welche sämmtlich als elegante Schriftsteller aufgetreten sind. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur, daß er mit Lorenz von Medici und Polizian in vertrauten Verhältnissen stand. Sein episches Gedicht Il Morgante maggiore, worin er die abenteuerlichen Thaten des Rinald und des Riesen Morgante erzählt, soll er auf Antrieb der Lucrezia, der Mutter des Lorenzo, verfaßt und die einzelnen Gesänge zur Unterhaltung bei der Tafel vorgelesen haben. Durch eine Vergleichung mit Ariost und Tasso kann Pulci nur verlieren. Phantasie ist ihm zwar nicht abzusprechen; aber es fehlt ihm an sinnreicher Erfindung, an Geschmack und feinem Urtheil. Die Vermischung des Höchsten und Ernstesten, selbst des Heiligsten mit dem Burlesken und Gemeinen ist zwar im Geiste seiner Zeit, der darin nichts Anstößiges fand, erscheint jedoch uns zu roh, um wahrhaft zu gefallen. Seine Schreibart ist reich an echt toscanischen Redensarten,

Digitized by Google

sein Versbau aber rauh und ungelenk, und wenn Varchi ihn dessen ungeachtet dem Arioſt vorzieht, so beweis't er dadurch nur seine Geschmacklosigkeit. Außerdem sind von Luigi Pulci noch verschiedne andre Werke gedruckt, die wir übergehn. Von seinen beiden Brüdern schrieb Bernardo eine Elegie auf den Tod des Cosmo von Medici, eine andre auf die schöne Simonetta, ein Gedicht auf die Passion Christi und eine Uebersetzung von Virgils Eclogen; Luca aber Stanzen auf das Tournier des Lorenzo von Medici, heroische Episteln, eine Pastoralromanze unter dem Titel Driadeo d'Amore, und eine epische Romanze (wahrscheinlich die erste in italienischer Sprache), unter dem Titel: Il Ciriffo Calvaneo.

Pulk, s. Kosacken.

Puls (von pulsus der Schlag), ist die Bewegung der Arterie, die von ihrer abwechselnden Ausdehnung und Zusammenziehung entsteht, und von dem Gefühl als ein Anschlagen wahrgenommen wird. Diese Bewegung ist in dem Herzen, als dem Mittelpunkte des Arteriensystems, am stärksten, pflanzt sich von da durch die großen und kleinen Aeste der Arterien bis in die kleinsten Verzweigungen im gleichem Zeitmaße und in verhältnißmäßiger Stärke fort, so daß in jeder, auch der kleinsten Arterie zu derselben Zeit und in derselben Folge nach einander der Puls Statt findet. An denjenigen Arterien, welche hoch und zunächst unter der Haut liegen, kann man das Schlagen der Arterien an der aufgelegten Fingerspitze fühlen, z. B. an der Speichenarterie (arteria radialis), welche an dem untern Theil der Speiche mehrere Zoll lang an dem Knochen so frei liegt, daß man das Schlagen derselben über dem Handgelenk deutlich fühlen kann, und daher auch diese Stelle gewöhnlich zur Untersuchung des Pulses wählt; man könnte ihn aber an jeder Arterie fühlen und sehen, wenn man sie von den umgebenden Theilen entblößte. Dieses abwechselnde Ausdehnen und Zusammenziehen des Herzens und der Schlagadern ist die Aeußerung ihrer eigenthümlichen inwohnenden Kraft, ihr specifisches Leben, und der Zweck dieser Bewegung ist, die Masse des neubelebten Blutes aus dem Herzen durch die unzählbaren Aeste und Zweige der Gefäße in den ganzen Organismus überströmen zu lassen. Diese Bewegung rührt aber weder von dem Herzen allein, noch von den Adern, noch von dem Strom des Blutes allein her, sondern sie ist die vereinte Folge dieser drei Ursachen, das Herz zieht sich zusammen, verengert dadurch seinen innern Raum, und preßt folglich die Blutmasse, welche in demselben ist, in die große Arterie, welche dem Herzen zunächst folgt. Diese erweitert sich, und nimmt die zuströmende Blutwelle auf, dann zieht sie sich ebenfalls zusammen und treibt das empfangene Blut weiter. In wellenförmiger Bewegung setzt sich nun die abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung der Schlagadern fort, und befördert den wogenden Strom des Blutes, der sich in unzählige, immer kleiner werdende zertheilt. Ohne diese Beihülfe der Arterien würde der Strom des Blutes, der den mächtigen Antrieb vom Herzen aus zuerst erhalten hat, durch die stete Vertheilung aber immer schwächer wird, in den feinsten Schlagadern stocken. Das Blut selbst ist auch ein mächtiger Reiz zu dieser Bewegung. Indem es in den Lungen sich mit Sauerstoff versehen, aus schwarzem in rothes Blut verwandelt hat, strömt es, von neuem auf die höhere Stufe des Lebens gehoben, in seinen vorher reizlosen Bestandtheilen mit neuem Lebensreiz versehen, von dem Mittelpunkt aus, nach der Peripherie; denn so wie es als Venenblut, seines höhern Lebens beraubt, mit dem innern Antrieb, dem Gesetz der Schwere folgend, das Centrum suchte, und von

allen unzähligen Adern sich in die Hohlvenen und in das rechte Herz concentrirte, so nun umgewandelt, zu neuem Leben erwacht, fließt es vom Centrum abwärts, um dies neue Leben im ganzen Organismus zu verbreiten. So zeigt also der einzelne Pulsschlag die Kraft des Herzens, womit es den Blutstrom weiter treibt, die Energie der Arterie, in der schnellkräftigen Ausdehnung und Zusammenziehung, und den Reichthum der Blutmasse an frischem Lebensstoffe. Weil aber von diesem die vorher indifferente (schlafende) Masse durch den Beitritt des Oxygens erst zum Leben der organischen Faser und zur Contraction fähig gemacht, und auf die höhere Stufe des organischen Lebens erhoben wird, welche wir Irritabilität nennen, und welche schon in dem Herzen und der Arterie selbst ihre Herrschaft und Verrichtung am kräftigsten ausübt, so ist der Puls auch eine äußere Offenbarung der Energie der Irritabilität. Da aber in dem Organismus das höhere Leben das niedere beherrscht, und daher alle Functionen, also auch die des Blutsystems, unter der Herrschaft des Nervensystems stehen, welches, der höhern Idee des Lebens theilhaft, sie alle zu dem Einen Zwecke des Organismus vereinigt und regulirt, so offenbart sich demnach durch den Puls auch die Einwirkung des Nervensystems, der Grad von Lebensthätigkeit desselben. Da endlich auch die Function des Nervensystems selbst nur der Ausdruck der realen Darstellung der Idee des organischen Lebens ist, die wir Naturkraft nennen (s. d. Art. Physiologie), so ist der Pulsschlag auch überhaupt eine einzelne Aeußerung der Naturkraft oder Lebenskraft. So gibt uns der Puls ein Merkmal von der Beschaffenheit der Blutmasse, von dem Grade der Energie des arteriellen Systems und des Herzens, von der Art der Einwirkung des Nervensystems, und dem Stande der organischen Naturkraft überhaupt, und so vielfältig die Blutmasse von ihrer normalen Mischung, das Herz und das Arteriensystem von dem normalen Stand seiner Function, das Nervensystem von seiner normalen Einwirkung, die Lebenskraft selbst von ihrer Energie abweichen kann, so vielfältige Abänderungen des Pulsschlages von seiner Normalbeschaffenheit müssen auch dadurch bewirkt werden. Die hauptsächlichsten Rücksichten bei dem Pulse sind nun theils die Zahl der Pulsschläge, welche in einer gewissen Zeit auf einander folgen, und die Ordnung und das Zeitmaß, in welchem dies geschieht, theils die Art, wie jeder einzelne sich darstellt. In ersterer Rücksicht ist also die Zahl der Pulsschläge häufiger oder seltner, in stets gleichem Zeitmaße: ordentlich oder in abweichenden Zeitmaßen, unordentlich, ungleich, in Rücksicht der Folge auf einander, des Anschlags, der Stärke, aussetzend, so daß nach einem Schlage oder mehreren Schlägen einer fehlt, u. s. w. In der zweiten Rücksicht ist der Puls in seinen einzelnen Schlägen stark oder schwach, — die Ausdehnung der Ader schnell oder langsam, — in Einem Schlage oder unterbrochen und in Absätzen, — dem äußern Druck widerstehend oder nachgebend (hart oder weich), — mit viel oder wenig Blutmasse versehen: voll oder leer, — in seiner Ausdehnung größern oder kleinern Raum einnehmend: groß oder klein. Der Normalstand aller dieser Bestimmungen ist aber eben so verschieden, als der Stand des Lebens in seinem organischen Cyclus, den es durchläuft, nach den verschiedenen Lebensaltern; in der Spaltung des schaffenden und bildenden Charakters, nach den zwei verschiedenen Geschlechtern; in der realen Darstellung der Lebensidee, nach den verschiedenen Individuen, nach dem Temperament; endlich nach dem Kreis des Lebens im Sonnenlicht und in der Finsterniß, nach dem Wachen und Schlafe, und nach zufälligen Einwirkungen von Nahrung, Getränken, Gemüthsaffecten u. s. w.

Digitized by Google

verschieden ist. Bei dem Kinde erreicht der Normalpuls die höchste Zahl, er schlägt in der Zeitabtheilung einer Minute hundert Mal, bis hundert und zehn Mal, ist dabei gleichmäßig, schwach, schnell, mehr weich als hart, klein, nicht voll. Bei dem Jüngling hat die Zahl schon etwas abgenommen, sie beträgt etwa 90, etwas drunter oder drüber. Dabei ist der Puls gleichmäßig, kräftig, etwas schnell und lebhaft, etwas stärker, doch noch mehr weich als hart, mäßig voll, mehr klein als groß. Bei dem Erwachsenen beträgt die Zahl 75, der Puls ist sehr gleichmäßig, kräftig, aber gemäßigt, zwischen weich und hart schwebend, eben so im Mittel zwischen voll und leer, zwischen groß und klein. Im Greisenalter sinkt die Frequenz auf die Zahl 65, auch wohl auf 60. Der Puls ist zuweilen ungleichmäßig, stark aber langsam, hart, mehr voll als leer, mehr groß als klein. Bei dem weiblichen Geschlecht ist der Puls, in Verhältniß zu dem des männlichen Geschlechts, frequenter, schwächer, schneller, lebhafter, weicher, voller und kleiner; der Puls des männlichen Geschlechts ist dagegen immer etwas weniger häufig, stärker, langsamer, gemäßigter, härter und größer. Bei dem sogenannten sanguinischen Temperament ist der Puls frequenter, lebhafter, weicher und voller, bei dem cholerischen weniger frequent, gemäßigter, härter, stärker, bei dem phlegmatischen langsamer, schwächer, weicher, voller; bei dem melancholischen langsam, hart und stark. Frühmorgens ist der Puls sparsamer, langsamer, gemäßigter, Nachmittags und zum Abend hin wird er frequenter (der Normalpuls von 65 Schlägen steigt bis zu 75), schneller, lebhafter. Bei dem Genusse von Pflanzennahrung ist er gemäßigter, langsamer, schwächer, voller, weicher; bei Fleischnahrung, nach dem Genuß von Gewürzen, geistigen Getränken wird er frequenter, lebhafter, härter. In reiner, heller Luft wird er frequent, lebhaft schnell, in feuchter, unreiner Luft matt, langsam, weniger häufig. Von plötzlichen Gemüthserschütterungen und heftigen Leidenschaften wird er beschleunigt, lebhafter, unordentlich; von Freude frequent, lebhaft, kräftig; von anhaltendem Kummer wird er schwach, langsam, weich, klein. Hieraus leuchtet hervor, daß der Puls zwar ein höchst wichtiges Zeichen des innern Zustandes des Organismus seyn kann, aber auch, welche sorgfältige und genaue Beobachtung, Rücksicht auf alle Verhältnisse, und Uebung in der Untersuchung und Beurtheilung der unendlich feinen Unterscheidungen nothwendig sind, wenn er für den Arzt dieses werden soll. Wenn z. B. die Art des Pulses, welche bei dem Kinde dem Normalzustande gemäß ist, bei einem Erwachsenen Statt fände, so würde dieser in bedeutendem Zustand von Krankheit sich befinden. Wenn ein Mensch den Puls des Morgens hätte, der am Abend sein Normalpuls seyn kann, so würde er krank seyn, u. s. w. Jede Abweichung von dem Normalpuls eines Menschen deutet folglich auf einen krankhaften Zustand. Bei Schwäche der Naturkraft des Organismus überhaupt, besonders in dem irritabeln System, bei abweichender Beschaffenheit der Blutmasse, Mangel an gut assimilirtem Nahrungsstoffe und gehöriger Belebung durch Annahme des Oxygens, ist der Puls weniger frequent, schwach, langsam, weich, er kann dabei voll, zuweilen auch groß seyn. Ist die Function der Irritabilität durch irgend eine Einwirkung in ihrer Norm auf diejenige Weise zerrüttet, daß sie von der Herrschaft des Nervensystems sich entfernt, und eigenmächtig in ihrer Thätigkeit excedirt, so entsteht der Zustand, den wir, wenn er allgemein ist, Fieber, und wenn er örtlich ist, Entzündung nennen, und der Puls ist dann frequenter als die Norm erfodert. Ist dabei die innre Energie der Irritabilität selbst erhöht oder doch ungeschwächt, so ist der

Puls zugleich hart, oft auch stark, schnell, voll und groß, in Entzündungen jedoch öfter auch hart, schnell und klein; ist aber die Irritabilität im Sinken, so ist bei dem fieberhaften Zustande der Puls zwar frequent, zuweilen noch voll, aber zugleich weich, oft auch schwach und klein. Diese Beschaffenheit des Pulses nimmt zu, je mehr die Irritabilität herabsinkt, so daß er, wenn sie dem Erlöschen nahe kommt, nur noch als ein schwaches Zittern der Arterie bemerkbar ist. Ist die Einwirkung des Nervensystems unordentlich, oder über die Norm verstärkt, z. B. bei ungleicher Vertheilung der Naturkraft, geringer Irritabilität und gesteigerter Sensibilität, bei empfindlichem, reizbaren Nervensystem, so entsteht oft ein frequenter, ein ungleicher, unordentlicher, aussetzender Puls, z. B. bei Krämpfen, bei krankhaftem Reiz im Unterleibe, z. B. von Würmern, bei Hypochondristen und Hysterischen. Bei mechanischen Hindernissen des Kreislaufs, z. B. Wassersucht des Herzbeutels, Polypen im Herzen oder in den großen Arterien ꝛc. entsteht ein ungleicher, aussetzender Puls. Da der Puls ein so wichtiges Zeichen ist, den innern Zustand des Organismus zu erkennen, so war es natürlich, daß die Aerzte jedes Zeitalters sich bemühten, durch genaue Beobachtung desselben seine Bedeutung in Rücksicht des innern Zustandes zu erforschen. Zwar ist es zweifelhaft, ob schon Hippokrates nähere Kenntnisse von dem Pulse gehabt habe, indem sich in den echten Schriften desselben, wo er bloß im allgemeinen von einem widernatürlichen Klopfen der Schlagader spricht, kein Beweis dafür findet. Doch bald nach ihm wurden die Aerzte auf die wahre Bedeutung des Pulses aufmerksamer, und besonders machten die aus der alexandrinischen Schule hervorgehenden schon bedeutende Fortschritte in der Kenntniß desselben. Obgleich ihre Definitionen des Pulses, wegen mangelhafter Kenntnisse der Anatomie und Physiologie, noch verschieden und schwankend waren, so vermehrten sie doch die Hülfsmittel zur Unterscheidung der einzelnen Krankheiten durch sorgfältige Beobachtung des Pulses in denselben schon bedeutend. Archigenes aus Apamea z. B. nahm schon den Pulsschlag als natürliche Erweiterung des Herzens und der Schlagadern an. Aretäus aus Cappadocien erklärte sie (wie schon vor ihm Athenäus aus Cilicien) als eine Bewegung, die durch eine natürliche und dem Willen nicht unterworfene Ausdehnung der dem Herzen und den Schlagadern eigenthümlichen Wärme, die durch sich selbst bewegt wird, und den Grund der Bewegung des Herzens und der Schlagadern enthält, hervorgebracht wird. Er beschrieb die vielen einzelnen Krankheiten eigenthümlichen Pulsarten. Galen hat verschiedne Schriften über den Puls geschrieben; ein Buch von dem Nutzen desselben; vier Bücher von dem Unterschiede des Pulses; vier von der Kenntniß desselben; vier von den Ursachen, und eben so viel von der Vorhersagung durch denselben in Krankheiten. Von Galen an machte die Lehre des Pulses wenig oder gar keine weitern Fortschritte; Galen war, wie in der Medicin überhaupt, so auch hier der Führer der Aerzte mehrere Jahrhunderte hindurch. Durch Harvey, der zuerst den Umlauf des Blutes unumstößlich erwies, durch Haller, der die Reizbarkeit der Muskelfaser durch Versuche darthat, bekam die Lehre von dem Pulse wieder neues Leben, Bestimmtheit und tiefere Bedeutung, und nach diesen haben nun mehrere Physiologen durch genaue Bestimmungen, durch gesammelte Erfahrungen über die Abänderungen und Anzeigen desselben in Krankheiten, und durch Festsetzung seiner Bedeutung als Zeichen zur Unterscheidung und Erkenntniß der Krankheitszustände, und zur Vorherbestimmung der Vorgänge im weitern Verlauf

r Krankheiten und deren Entscheidung, die Lehre vom Pulse immer iter ausgebildet. H.

Pulsadern, s. Adern und Blut.

Pulsadergeschwulst, s. Aneurisma.

Pultawa, eine befestigte Stadt in Rußland, am Fluß Worskla, dem 1802 gebildeten Gouvernement gleiches Namens, worin sie die auptstadt ist. Sie zählt 4000 männliche Einwohner, und ist merkürdig wegen der Schlacht, in welcher 1709 Peter der Große Carl XII. ollkommen schlug, und zu deren Andenken auf einem großen Platze vor r Kirche zur Auferstehung Christi eine Säule aufgerichtet steht. Ueber e Schlacht selbst vergl. Peter I. und Carl XII.

Pulver, s. Schießpulver.

Pulververschwörung, eine der abscheulichsten Verschwörunen in neuern Zeiten, ein schreckenvolles Ereigniß des religiösen Fanasmus. Sie wurde 1605 in England unter Jacob I. unternommen. ls dieser König, welcher 1603 nach dem Tode der protestantisch gennten Elisabeth den Thron bestiegen hatte, wiewohl er sich zur protestantischen Religion bekannte, dennoch zweideutigere religiöse Gesinnunen äußerte, als seine Vorgängerin, so hatten die Catholiken große offnungen auf ihn gesetzt. Diese Hoffnungen gingen jedoch nicht in rfüllung, da er ihnen bloß kleine Vortheile zukommen ließ. Einige enige Catholiken, von religiöser Wuth entflammt, und von den Jesuiten unterstützt, entwarfen den gräßlichsten aller Mordplane. Sie wollen den König, der den 5ten November 1605 in der Parlamentsversammlung erscheinen wollte, zugleich mit den sämmtlichen Mitgliedern es Hauses der Lords und der Gemeinen durch eine ungeheure Pulvermasse in die Luft sprengen, dann dessen Tochter Elisabeth gefangen nehmen, und zur Königin ausrufen, alle Catholiken nter ihre Fahnen bringen, und die katholische Religion zur herrschenen erheben. Die Verschwornen waren gar nicht zahlreich, und das Unternehmen also das fürchterlichste Wagstück. Einer derselben, Thomas Percy, miethete sich ein Gewölbe unter dem Palaste des Parlaments, und noch ein Gebäude neben an, füllte das Gewölbe mit Pulver, und grub nebst den Mitverschwornen von dem Gebäude aus eine Mine. Schon war alles zur Ausführung bereit, als Mountreagle (ein Freund eines Verschwornen) kurz vor dem bestimmten Schreckenstage ein namenloses Billet erhielt, worin er in undeutlichen Ausdrücken gewarnt wurde, nicht ins Parlament zu gehn, weil daselbst „ein schrecklicher Schlag von unsichtbarer Hand erfolgen würde.“ — Er zeigte das Billet dem Staatssecretär, Grafen von Salisbury, und dieser dem König. Dieser muthmaßte sogleich, wiewohl sehr dunkel, die Existenz einer Pulvermine, ließ die Parlamentsgewölbe noch in der Nacht vor dem 5ten November unter dem Vorwand eines geschehenen Diebstahls durchsuchen, wo man denn eine sehr große Menge Pulver fand. Man traf in diesen unterirdischen Behältnissen einen äußerst verwegenen Menschen, Fawkes, Percy's Bedienten, an, der das Pulver früh anzünden, und sich selbst mit in die Luft sprengen wollte; man brachte ihn zur Anzeige der Mitverschwornen, ließ dieselben einziehen, und, wenn sie sich aus Verzweiflung mit gewaffneter Hand widersetzten, niederschießen. Die meisten derselben wurden zugleich mit dem Provinzialpater der Jesuiten, Heinrich Garnet, hingerichtet, und die sehr verdächtigen Jesuiten einige Zeit nachher aus dem Reiche verwiesen. Jacob bewies sich hierbei sehr gemäßigt und schonend, erklärte auch die übrigen Catholiken der Wahrheit gemäß für unschuldig, führte aber doch,

da sie der Staatsruhe gefährlich werden konnten, den Eid der Treue (Oath of Alegiance) ein, vermöge dessen jeder, der ein geistliches, und späterhin seit 1610 auch ein weltliches Amt erhalten wollte, der geistlichen Oberherrschaft des Papstes entsagen mußte, wodurch alle Catholiken von der Anwartschaft zu Aemtern ausgeschlossen wurden.

Pumpe ist überhaupt jede Maschine, wodurch eine Flüssigkeit in einer Röhre mittelst des Auf- und Niederstoßens eines darin fest anschließenden Körpers in die Höhe gebracht wird. Es gibt Luftpumpen und Wasserpumpen. Erstere sind in einem eignen Artikel beschrieben worden. Die Einrichtung der Wasserpumpen, wie man sie über Brunnen anbringt, um das Wasser auf eine bequeme Art heraufzuschaffen, ist eben so einfach als sinnreich. Eine einfache Röhre, welche senkrecht im Wasser steht, ist das Hauptstück der Pumpe. Sie ist bei den gemeinen Pumpen aus zwei Stücken zusammengesetzt, von welchen das untere noch über dem Wasser hervorragt, spitzig zuläuft und mit seiner Spitze in die Höhlung des obern Stücks paßt. Die Höhlung des untern verschließt da, wo es in das obere Stück eingefügt ist, ein nach oben sich öffnendes Ventil oder eine Klappe von starkem Leder. Im Innern des obern Theils der Röhre befindet sich der Stempel oder Kolben, gemeiniglich Eimer genannt. Er ist durchbohrt, unten mit einer ebenfalls nach oben sich öffnenden ledernen Klappe (Ventil) versehen und oben an der Zugstange befestigt. Wenn nun der Kolben in die Höhe gezogen wird, so entsteht zwischen ihm und dem Ventil des untern Stückes der Röhre ein luftleerer Raum, nach welchem sich das Wasser von unten in die Höhe drängt, weil die äußere Luft auf das Wasser im Brunnen drückt. Beim Hinaufdrängen in den luftleeren Raum stößt das Wasser die nach oben sich öffnende Klappe auf, um durchzukommen; diese wird aber wieder verschlossen, sobald der Kolben zurück- oder niedergestoßen wird. Das eingedrungene Wasser kann also nicht wieder zurück, indem es das Ventil durch seine eigne Schwere niederdrückt. Durch den Druck des Kolbens, der einem Eimer gleicht, dessen Boden sich von unten nach oben öffnet, wird die Luft in einen engern Raum gepreßt; sie wirkt auf das in der Röhre befindliche Wasser; dieses hebt das Ventil des Kolbens auf, dringt durch und strömt bei fortgesetzter Bewegung des Kolbens so lange in den über ihm befindlichen Theil der Röhre, bis es irgendwo einen Ausgang findet. — Uebrigens lassen sich alle Pumpen in drei Arten abtheilen: in Saugpumpen, Druckpumpen, und solche, die beide Wirkungen, das Saugen und Drucken, zugleich in sich vereinigen. Bei der Druckpumpe ist der Kolben unterhalb des Wasserstandes angebracht; bei der Saugpumpe aber oberhalb desselben, und zwar auf einer Höhe, die nicht über 32 Fuß steigen, ja noch unter diesem Maße bleiben muß, weil durch den Druck der Luft das Wasser nicht höher gehoben wird. (S. Atmosphäre.) In den vereinigten Saug- und Druckwerken steigt zwar das Wasser wie in der Saugpumpe; aber der Kolben ist hier voll, und wenn das Wasser bis an seine Basis gelangt ist, so treibt er dasselbe beim Herabsteigen wieder zurück, und zwingt es, in eine Seitenröhre zu treten.

Punier, eigentlich Phönicier, und punisch, phönicisch, dann aber auch für Carthaginienser und carthaginiensisch, weil Carthago eine phönicische Colonie war. Die punischen Kriege sind die drei großen Kriege, welche Carthago und Rom gegen einander führten und welche mit Carthago's Zerstörung endigten. (S. Carthago, Rom und Hannibal.) Die punische Treue (fides punica) war im Alterthum übel berüchtigt und die punische Treulosigkeit zum Sprichwort geworden.

Digitized by Google

Perfidia plus quam punica, eine mehr als punische Treulosigkeit, ist der höchste Ausdruck für Falschheit und Wortbrüchigkeit.

Punkt, in der Geometrie nach Euklides Definition, eine Größe, die keine Theile hat oder untheilbar ist. Ein Punkt, der fortbewegt wird, beschreibt eine **Linie**. Ueber die Bedeutung des Worts Punkt in der Grammatik s. Interpunction. — In der Tonschrift erhöht der hinter eine Note gesetzte Punkt den Werth derselben um die Hälfte; über der Note steht der Punkt als Zeichen des Abstoßens oder des Staccato.

Punktation heißt jede Schrift, worin die Hauptpunkte eines zu schließenden Vertrags enthalten sind, und aus welcher, sobald sie gegenseitig angenommen worden, auf die Vollziehung der Vertragsurkunde selbst geklagt werden kann.

Punktiren, s. Bepunkten.

Punktirte Manier. Der Kupferstecher bringt Zeichnung und Haltung in den Kupferstich entweder durch Striche, oder durch bloße theils runde, theils länglichte Punkte; oft vereinigt er beide Arten. Was kühn und lebhaft gezeichnet, in Licht und Schatten stark gehalten werden soll, wird mit Strichen, was fein, weich und mit den sanftesten Schatten gleichsam nur angeflogen seyn soll, z. B. Gesichter, überhaupt das Nackende, wird mit Punkten bearbeitet. Dieses Punktiren ist also eine Art Miniaturstrich, der als Hülfsmittel gebraucht wird, die schwachen Schatten zu verstärken. Man hat aber auch ganze Stücke in punktirter Manier, z. B. von dem französischen Kupferstecher J. Morin, und die bloß punktirten mit dem Punzen eingeschlagenen Stücke des J. Lutma. S. Abr. Bosse de la manière de graver, und den Art. Kupferstecherkunst. K.

Punt (Johann), geb. zu Amsterdam im J. 1711, Kupferstecher, Mahler und einer der berühmtesten Schauspieler Hollands, bewies in sich die Verwandtschaft der schönen Künste. Nachdem er sich im J. 1733 mit Anna Maria Bruin, der damaligen holländischen Melpomene, verheirathet hatte, betrat er selbst das Theater von Amsterdam. Gleich in seiner ersten Rolle als Rhadamist zeigte er seine Meisterschaft. Heroische kräftige Rollen wurden von ihm trefflich dargestellt; selbst wo er fehlgriff, erregte er Bewunderung. Nachdem er im J. 1744 Witwer geworden, zog er sich von der Bühne zurück, und nahm den Grabstichel wieder, den er seit einiger Zeit vernachlässigt hatte. Er beschäftigte sich besonders damit, die 36 von Rubens für die vier großen Gallerien der Kirche der Jesuiten zu Antwerpen gemahlten Deckenstücke zu stechen. Jacob de Witt hatte sie sechs Jahre früher, als dieses prächtige Gebäude ein Raub der Flammen wurde, gezeichnet. Punts Haus war damals der Sammelplatz aller Männer von Geschmack und aller Freunde der Künste geworden. In dieser ausgezeichneten Gesellschaft unterhielt er sich gern über dramatische Dichtkunst und Declamation, und bildete so durch die Reflexion seine natürlichen Anlagen für die letztere aus. Nachdem er sich im J. 1748 mit der Tochter eines Gemählde händlers, Anna Maria Chicot, wieder verheirathet hatte, gab er dem allgemeinen Wunsche nach, und betrat 1755 das Theater wieder. Mehr als je erndtete er Beifall in der Rolle des Achilles. Im J. 1755 erhielt er den einträglichen Posten eines Castellans des Schauspielhauses, der ungefähr mit dem Posten eines Directors gleichbedeutend war. Um dieselbe Zeit vertauschte er den Grabstichel mit dem Pinsel, dem er einen Theil seiner Wohlhabenheit verdankte. Er mahlte Portraits, Landschaften und selbst historische Bilder. So lebte er glücklich und geachtet, als er im

J. 1771 zum zweiten Male Witwer wurde. Dem Wunsche seiner sterbenden Gattin gemäß verheirathete er sich im folgenden Jahre mit der berühmten tragischen Schauspielerin, Catharine Elisabeth Fokke, und sah kurze Zeit darauf seine ganze Ruhe durch den unglücklichen Brand des amsterdamer Schauspielhauses vernichtet. Nur mit Mühe gelang es ihm, sein und seiner Gattin Leben zu retten. — Sein Sterbejahr ist uns nicht bekannt.

Puritaner, s. Dissenters.

Purpur. Die Farbe, welche die Alten Purpur nannten, war theils schwärzlich, theils violet und rosenroth. Sie gehörte zu dem Schönsten und Kostbarsten, was sie kannten. Wir wissen, daß die Alten ihren Purpur aus mehrern Schnecken zogen, die uns aber aus Mangel an genauer Beschreibung nicht vollkommen bekannt sind. In neuern Zeiten hat man in mehrern Conchylien, zumal aus der Familie der Schnecken, einen purpurähnlichen Saft entdeckt. Er ist zähe und in einem besondern Beutelchen enthalten, welches bei den meisten zwischen dem Herzen und der Leber liegt. Die Farbe dieses Saftes ist sehr verschieden; bei einigen nämlich wirklich purpurroth, bei andern blaßgelb, und bei mehrern pomeranzenfarbig. Hieraus lassen sich denn auch die verschiedenen Angaben der Alten hinsichtlich des Purpurs erklären. Einige sagen, man müsse ihn sogleich ausdrücken, andere behaupten, daß Purpurschnecken in Oel und Honig aufbewahrt, ihre Farbe viele Jahre lang unverändert gut erhalten. Die echte Purpurfarbe der Alten soll weder an der Luft und Sonne, noch durch Waschen verblaßt, sondern durch den Gebrauch nur noch schöner geworden seyn. Reaumur fand, daß der Anfangs gelbliche Saft der Trompetenschnecke, auf Leinwand getragen, in wenigen Secunden alle Schattirungen von Gelb, Grün und Himmelblau durchlief, und zuletzt purpurroth ward. Der Saft der Kräuselschnecke, die unter dem Namen des blauen Kräusels in Peru von den Spaniern zum Färben gebraucht wird, bietet ähnliche Erscheinungen dar. Wenn man ihn aus der Schnecke nimmt, sieht er gelblichweiß aus; taucht man ein Stück Zeug darein, und setzt es der Einwirkung der Luft und Sonne aus, so ändert sich jene Farbe stufenweis, und geht endlich in ein Roth über, welches zwar unvertilgbar, aber doch nicht rein ist, wie das Roth der Cochenille, welche nebst dem Kermes bei uns die Stelle des Purpurs vertritt. — Als Erfinder der Purpurfarbe nennen die Alten einstimmig die Phönicier. Die Sage von dem Schäferhunde, der die Schnauze von dem Safte zerbissener Purpurschnecken sich roth färbte, und dadurch Veranlassung zur nähern Untersuchung dieser Thiere ward, ist bekannt.

Pütter (Johann Stephan). Das Leben dieses großen Staatsrechtslehrers ist zwar nicht reich an wechselvollen Ereignissen, und hat für Den keinen Reiz, welcher das merkwürdige Schauspiel eines mit dem Schicksale ringenden Menschen erblicken will; aber, wie kaum ein anderes, zeigt es uns einen Mann, der durch stille, doch kräftige Thätigkeit der Lehrer von Tausenden wird, und in ungestörter Ruhe das höchste Glück des gelehrten Stilllebens genießt. Johann Stephan Pütter wurde den 25sten Juni 1725 zu Iserlohn in der westphälischen Grafschaft Mark geboren, wo sein Vater, Johann Heinrich Pütter, einen ansehnlichen Handel trieb. Seine Mutter hieß Elisa Barbara Varnhagen, und war die Tochter eines Predigers an der Stadtkirche zu Iserlohn. Von acht Geschwistern war Johann Stephan der jüngste; doch waren schon vor seiner Geburt fünf derselben gestorben. Seinen Vater verlor er im J. 1731, und nunmehr übernahm der älteste Bru-

der, Caspar Dietrich, welcher im J. 1763 als Hoffiscal in seiner Vaterstadt starb, die Erziehung der jüngern Geschwister. Den ersten Unterricht erhielt der junge Pütter bis 1734 von einem Candidaten der Theologie, welcher auf eine sehr zweckmäßige Weise seinen Zögling in den alten Sprachen unterrichtete, und selbst das Hebräische mit demselben anfing. Als aber dieser geschickte Mann in dem genannten Jahre zu einer Predigerstelle befördert wurde, so trat ein Verwandter des Pütterschen Hauses, welcher eben in Jena seine theologischen Studien beendigt hatte, an seine Stelle. Allein da der ältere Bruder fand, daß derselbe bei dem Unterrichten eines neunjährigen Knaben von seinen Universitätsheften ungereimten Gebrauch machte, und z. B. die Sätze der wolfischen Metaphysik lateinisch dictirte, so schickte er ihn nach neun Monaten wieder fort, und gab seinen Bruder einem geschickten einsichtsvollen Prediger zu Hohenlimburg unweit Iserlohn in Pension. Noch in einem höchsten Alter erinnerte sich Pütter mit liebenswürdiger Begeisterung der schönen Zeit, welche er in dem Hause dieses würdigen Mannes verlebte. Nicht bloß der gründliche und anziehende Unterricht, sondern auch der Genuß der schönen Natur trugen zur schnellen Entwickelung der geistigen Kräfte des Knaben bei, und daher darf es nicht befremden, daß er im Griechischen und Lateinischen reissende Fortschritte machte, das Hebräische mit Eifer trieb und als elfjähriger Knabe den größten Theil des alten Testaments durchlas, ja selbst das Chaldäische erlernte. Er hatte die Freude, daß die lateinischen Verse, welche er bei Gelegenheit der Geburtsfeier des regierenden Grafen mit Hülfe seines Lehrers machte, nicht nur von ihm selbst vor einer glänzenden Versammlung gehalten werden durften, sondern auch nachher gedruckt wurden. Uebrigens umfaßte der Unterricht, den er hier erhielt, die Geschichte, Geographie und die römischen Alterthümer. Er reifte so schnell, daß man ihn im dreizehnten Jahre seines Alters die Universität zu Marburg beziehen lassen konnte. Im Frühjahre 1738 ging er mit einem Landsmanne, der Theologie studirte, dahin ab, und hörte vornehmlich reine Mathematik und Metaphysik bei dem berühmten Christian Wolf, dessen lichtvoller Vortrag ihm den größten Nutzen und das größte Vergnügen gewährte. So jung er war, so wenig ließ er sich von den damals unter den Studirenden herrschenden schlechten Sitten anstecken, vielmehr machte der Mißbrauch sinnlicher Genüsse einen so widrigen Eindruck auf ihn, daß er z. B. vor dem Laster der Trunkenheit und dem Genuß des Tabakrauchens einen unauslöschlichen Abscheu erhielt. Da außer Wolf nur wenige ausgezeichnete Lehrer damals in Marburg waren, so faßte Pütter den Entschluß, Marburg mit Halle zu vertauschen, und er bezog im Herbste des Jahres 1739 diese Universität. Er wurde von dem damaligen Prorector, dem Canzler von Ludwig, immatriculirt, und zog durch seine Jugend die Aufmerksamkeit desselben in hohem Grade auf sich. Weil er noch nicht confirmirt war, so hörte er vor allem Dogmatik bei Siegm. Jac. Baumgarten; außerdem besuchte er die Vorlesungen des berühmten Heineccius über die Pandecten und Institutionen. Ferner hörte er Moral bei Alex. Gottl. Baumgarten, dessen Vortrag vorzüglich lehrreich und angenehm war. Während seines Aufenthaltes in Halle kam auch der Philosoph Christian Wolf wieder dahin; fand jedoch nicht den Beifall, den er in Marburg gehabt hatte, theils weil er mitten im Sommercursus in einer Stunde zu lesen anfing, die schon mit andern wichtigen Collegien besetzt war, und er das Interesse der Studenten nicht so zu erregen vermochte, daß sie ihre Brotstudien darüber vernachlässigt hätten, theils weil er durch die

gedruckte Erklärung, er wolle als Schriftsteller Professor generis humani werden, bei Lehrenden und Lernenden anstieß. Pütter hörte zuletzt noch das Lehnrecht bei Just. Böhmer, und das Staatsrecht bei Ludwig. Dieser Letztere aber befriedigte nicht; daher folgte Pütter dem Rathe seines Freundes Emminghaus, und ging 1741 nach Jena, um den berühmten Estor in dieser Wissenschaft zu hören. Der gründliche und anziehende Vortrag dieses Gelehrten war auch so beschaffen, daß Pütter sich ganz befriedigt fühlte, und sein Aufenthalt in Jena wurde sehr folgenreich für ihn. Er wohnte nämlich in Estors Hause, wurde ein vertrauter Freund seines Lehrers, konnte dessen reiche Büchersammlung ohne Zwang benutzen, und erhielt von ihm Acten, wodurch er sich eine genaue Kenntniß von den verschiedenen Arten, wie in Deutschland Prozesse geführt werden, erwarb. Nicht weniger Nutzen zog Pütter aus dem Practicum, welches Estor über den Reichsprozeß las, und der Beifall, der seinen practischen Arbeiten ertheilt wurde, munterte ihn immer mehr zu solchen Arbeiten auf. Ueberblickt man das ganze Leben Pütters, so dringt sich die Ueberzeugung auf, daß Pütter völlig durch Estor gebildet und auf die Bahn geführt worden ist, die er späterhin betrat, und auf welcher er so viel Ruhm sich erwarb. Gefesselt an seinen Lehrer folgte er ihm 1742 nach Marburg, wohin derselbe von Jena berufen worden war. Dieser Schritt war für Pütter entscheidend. Um mit einigen Studenten die Vorlesungen Estors über die Pandecten repetiren zu können, hörte er dieselben. Dies war sein erster Anfang des akademischen Vortrages. Bald übernahm er auch practische Arbeiten; und obgleich seine erste Arbeit dieser Art, welches eine Bittschrift für einen Juden war, ihm nicht mehr als acht Groschen eintrug, so hatte er doch das Vergnügen, seine Mühe durch glücklichen Erfolg belohnt zu sehen, indem eine willfährige Entschliessung von der Regierung zu Marburg darauf erging. Um Ostern 1743 — 45 gab er dem in Marburg studirenden Burggrafen zu Kirchberg täglich eine Stunde Unterricht in der Jurisprudenz, und wurde durch eine Reise nach Wetzlar, welche Estor ihm auftrug, mit dem Reichskammergericht daselbst näher bekannt. 1744 erwarb er sich das Recht, Vorlesungen zu halten, zugleich mit der Licenziatwürde, und fing nun an, die deutsche Reichsgeschichte vorzutragen. Sein Eifer wurde nicht wenig gestärkt, da er 39 Zuhörer hatte und durch seinen Vortrag anzog. Mit Wetzlar trat er in nähere Verbindung, als der Burggraf von Kirchberg dahin abging, und ihn zu wöchentlichen Besuchen daselbst einlud. Er machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft vieler beim Reichskammergerichte angestellten Personen, und führte auch einige Rechtssachen vor diesem hohen Tribunale mit Glück. Zugleich machte er sich durch einige Druckschriften, welche durch Estors Namen noch mehr empfohlen wurden, bekannt. Durch jene Prozesse vor dem Kammergerichte zog er die Aufmerksamkeit des Kammergerichtsassessors von Schwarzenfels, eines Neffen des grosen Münchhausen, auf sich; und da dieser berühmte Minister und Stifter der Universität Göttingen über den Reichsprozeß Vorträge in Göttingen gehalten wissen wollte, so schlug Schwarzenfels seinem Onkel unsern Pütter vor. Er reis'te daher in den Pfingstferien 1746 nach Hannover, und wurde von Münchhausen für Göttingen gewonnen. Um sich jedoch die möglich vollkommenste Kenntniß von dem Rechtsgange bei dem höchsten Gerichte in Deutschland zu verschaffen, reis'te er auf königliche Kosten nach Wetzlar, Regensburg und Wien, und ging erst im Herbste 1747 nach Göttingen als außerordentlicher Lehrer der Rechte. Vor drei Zuhörern eröffnete er hier seine Vorlesungen

über den Reichsprozeß; doch bald stiegen sie auf 23, und vermehrten sich von dieser Zeit an mit jedem Jahre. Seine Thätigkeit war nun zwischen akademischen Vorträgen und schriftstellerischen Arbeiten getheilt. Vom Jahre 1752 an las er regelmäßig drei Collegien, Staatsrecht, Reichsgeschichte und Reichsprozeß, und hielt ein Practicum, das ebenfalls sehr besucht wurde. Im J. 1757 verheirathete er sich mit der zweiten Tochter des fürstl. solmsbraunfelsischen Regierungsraths Stock; doch genoß er nie das süße Vaterglück. Mit welchem Erfolge er als akademischer Docent und als berühmter Rechtsconsulent und Schriftsteller gearbeitet habe, davon sind die verschiedenen vortheilhaften Anträge zu anderweitigen Ehrenstellen, die ihm von Zeit zu Zeit gemacht wurden, deutliche Beweise. Er lehnte sie aber alle aus Dankbarkeit gegen seinen erhabenen Freund und Gönner, Münchhausen, und aus Liebe zur Georgia Augusta ab. 1755 rückte er als ordentlicher titulirter Professor in die Facultät ein, und wurde 1757 an die Stelle des verstorbenen Schmauß zum Professor juris publici mit dem Hofrathstitel ernannt. Eine ihm sehr angenehme Unterbrechung der akademischen Geschäfte verursachte die Auffoderung, welche der Herzog von Gotha an ihn ergehen ließ, daß er den Erbprinzen im Staatsrechte und in der Reichsgeschichte unterrichten möchte. Er erhielt dazu die königliche Erlaubniß, und verlebte in Gotha von 1762 — 1763 ein sehr glückliches Jahr, da er am Hofe und bei den vornehmsten Personen die größte Achtung genoß, und zu allen Vergnügungen, welche das Hofleben gewährt, gezogen wurde. Er hatte auch das Glück, dem Großen Friedrich vorgestellt zu werden, als dieser nach dem ruhmvoll geendigten siebenjährigen Kriege in Gotha einen Besuch abstattete. Zugleich ward er durch diese Entfernung von Göttingen allen Unannehmlichkeiten entzogen, welche die letzten Ereignisse jener Kriegszeit auch über Göttingen herbeiführten. Gleich im folgenden Jahre 1764 ward er der churbraunschweigschen Wahlgesandtschaft bei Gelegenheit der Ernennung Josephs II. zum römischen Könige als Rath beigegeben, welches ihm nicht nur einen sehr angenehmen Aufenthalt in Frankfurt, sondern auch das Vergnügen der Bekanntschaft ausgezeichneter Personen verschaffte. Ueberhaupt stand er selbst mit fürstlichen Personen in genauer Verbindung, weil er wegen seiner Kenntniß des Reichskammergerichts oft um Rath gefragt, und zu thätigem Rechtsbeistande aufgefodert wurde. Er fühlte sich in seinen häuslichen und Amtsverhältnissen so glücklich, daß ihm fast nichts zu wünschen übrig blieb. Daher konnte er auch nicht bewogen werden, Göttingen zu verlassen, ungeachtet er 1763 zum geheimen Archivar in Dresden mit 2000 Thalern Gehalt, 1766 zum Reichshofrath, und 1769 zum Kanzler der Universität Gießen berufen wurde. Zur Belohnung seiner treuen Anhänglichkeit an Göttingen legte ihm Münchhausen 1770 den Geheimen Justizrathtitel bei. In ununterbrochener Thätigkeit, wofür ihm die Achtung seiner zahlreichen Schüler, die Freundschaft aller Kenner der Wissenschaften, die Werthschätzung der höchsten Staatspersonen zu Theil wurde, brachte er die übrigen Jahre seines Lebens hin, und erheiterte dieselben durch den anmuthigen Wechsel kleiner Reisen nach Pyrmont, Straßburg, Stuttgart, Dresden, Gotha u. a. O. Der Beifall, mit welchem er lehrte, erhielt sich bis in sein höchstes Alter. 1796 feierte er daher sein Amtsjubiläum mit großer Theilnahme der Lehrenden und Lernenden, und wurde, nachdem er noch als erschöpfter Greis Ordinarius der Juristenfacultät geworden war, den 12ten August 1807 zu seinen Vätern versammelt. Seine Thätigkeit als Schriftsteller war sehr groß. Davon

zeugt die Menge seiner Schriften, von den viele in mehreren Auflagen erschienen. Seine historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs (3 Bde. 8. Götting. 1788) hat auch jetzt noch Werth, da er aus Quellen schöpfte, und sein Urtheil auf eine umfassende Kenntniß des Rechts gründete. Da er indessen sein schriftstellerisches Verdienst größtentheils an den damaligen Zustand des deutschen Reichs knüpfte, so hat daſſelbe seine einwirkende Kraft zugleich mit dem Untergange des heiligen römischen Reichs verloren. Aber immer wird er wegen seiner Religiosität, seiner liebenswürdigen Bescheidenheit und seiner außerordentlichen Thätigkeit als akademischer Lehrer der Gegenstand reiner Achtung bleiben. Kl.

Puzzolana oder Puzzolanerde wird ein vulcanisches Product genannt, welches im untern Theile von Italien, insonderheit bei Puzzolo (Puteoli) häufig vorkommt. Von Farbe ist diese Erde bald grau, bald schwarz, braun oder gelblich; ihre Consistenz ist theils staubartig, theils fest in Brocken. Man hält sie für eine Spielart der Tuffwacke. Mit Wasser vermischt und wieder getrocknet, verhärtet sie sich zu einer festen steinartigen Masse, weßhalb schon die Alten sie als Mörtel zum Bauen gebrauchten. Vornehmlich ist sie beim Straßen- und Wasserbau anwendbar. Die berühmte appische Straße, welche vor fast 2000 Jahren angelegt wurde, gibt davon einen merkwürdigen Beweis. Noch jetzt sind die mit Mörtel von Puzzolanerde ausgefüllten Fugen zwischen den Steinen so fest, daß man nicht im Stande ist, mit einer Degenspitze dazwischen zu stechen. Eben so widerstehen die Dämme des alten Hafens von Puzzolo, welche von Backsteinen mit diesem Mörtel aufgeführt sind, noch jetzt der Gewalt des Meeres.

Pygmalion, König von Cypern, haßte die Weiber wegen ihrer Ausschweifungen. Als ein geschickter Bildner hatte er einst eine weibliche Statue aus Elfenbein gefertigt, deren Schönheit ihn so entzückte, daß er von Liebe für sein eignes Werk entbrannte und die Venus bat, die Statue zu beseelen. Seine Bitte wurde erfüllt. Die Statue begann vor seinen Augen und unter seinen Umarmungen zu athmen und zu leben. Sie wurde seine Gemahlin und er zeugte mit ihr den Paphos.

Pygmäen, ein fabelhaftes Zwergenvolk bei den Alten, das Einige an die Quellen des Nils, Andere nach Indien versetzen. Schon Homer singt von ihnen, daß die Kraniche sie mit Tod und Verderben bedrohten. Diese Erzählungen wurden von den Spätern noch mehr ausgeführt. Nach Plinius waren ihre Städte und Häuser nur von Eierschalen gebaut; ihr Getraide schnitten sie nach Philostrat mit Beilen ab, als ob sie Bäume fällen wollten. Ebenderselbe spricht von einem Pygmäenheere, welches den nach der Niederlage des Antäus eingeschlafnen Hercules angriff. Sie machten dazu Anstalten, als ob sie eine Stadt belagern wollten. Die beiden Flügel des Heeres stürzten sich auf die rechte Hand des Helden, das Mitteltreffen griff die linke an; der Nachtrab umlagerte die Füße, und der König machte mit den Tapfersten einen Sturm auf den Kopf. Hercules erwachte, lächelte über die kleinen Wesen, wickelte sie in eine Löwenhaut, und trug sie zum Eurystheus.

Pylades, ein Sohn des Strophius und der Anaxibia, der Schwester Agamemnons, oder der Astyoche, oder der Kynagora, berühmt durch seine Freundschaft mit Oreſt (s. d. A.). Er vermählte sich mit Elektra, und zeugte mit ihr den Medon und Strophius.

Pyramide heißt in der Geometrie ein Körper, welcher auf einer drei-, vier- oder vieleckigen Basis steht, und an der Spitze in ei-

nem Punkt endet; oder nach Euklides ist die Pyramide ein Körper, der aus mehreren Dreiecken besteht, deren Grundlinien alle in einer und derselben Fläche liegen und eine gemeinschaftliche Spitze haben. Die Oberfläche einer gegebnen Pyramide wird leicht gefunden, wenn man diese Dreiecke einzeln mißt und zu ihrer Summe den Flächeninhalt der Grundfläche hinzufügt. Eben so leicht wird der Körperinhalt einer gegebenen Pyramide gefunden; man erhält ihn, wenn man den Inhalt der Basis mit dem dritten Theil der Höhe oder den dritten Theil des Inhalts der Basis mit der ganzen Höhe der Pyramide multiplicirt. Jede Pyramide ist dem dritten Theile eines Prisma gleich, welches mit ihr gleiche Grundfläche und Höhe hat.

Pyramiden, in der Architektur, Gebäude einer gewissen Form, welche sich von den Aegyptern herschreiben. Nach Herodot betrachtete dieses Volk die pyramidalische Form als ein Sinnbild des menschlichen Lebens. Die breite Basis bedeutete den Anfang, und das Zusammenlaufen in einen Punkt das Ende unsers Daseyns in dem gegenwärtigen Zustande; weshalb sie solche auch bei Begräbnissen anwendeten. Einige Schriftsteller leiten das Wort Pyramide aus dem Griechischen ab, und verstehen darunter entweder Kornbehältnisse, dergleichen der Patriarch Joseph erbaut haben soll, oder denken an πυρ, Feuer, weil die Gestalt der Pyramide einer aufsteigenden Flamme gleicht; Andre leiten es von dem koptischen Worte **Piramue**, Sonnenstrahl, ab. Unter den verschiedenen Pyramidengruppen, welche wir in Aegypten finden, sind die bei Gizeh die ungeheuersten; die größte von allen steht unfern Memphis. Herodot sagt, man habe ihm berichtet, daß letztere die Gebeine des Cheops, eine andre dabei stehende aber die Gebeine seines Bruders Cephrenes bedeckte, welcher ihm nachfolgte. Nicht unwahrscheinlich ist die Nachricht dieses alten Schriftstellers, daß hunderttausend Menschen ununterbrochen zwanzig Jahre lang an Errichtung dieses ungeheuern Gebäudes gearbeitet hätten, und daß Cheops deßhalb der Gegenstand des Hasses seines Volks geworden sey. Als Savary die Pyramiden von Gizeh besuchte, stand das Land unter der Herrschaft einer jetzigen Bewohner, deren Kiaschif oder Gouverneur des Districts einen kleinen Zoll von den Reisenden nahm und ihnen dagegen eine Bedeckung zum Schutz wider die Araber mitgab, die jede Gelegenheit benutzten, sie zu plündern. Savary brach, von einigen Freunden und einer Bedeckung begleitet, um ein Uhr nach Mitternacht von Gizeh auf, und wurde bald darauf durch den Anblick der beiden größten Pyramiden erfreut, deren Gipfel der Mond beschien. Sie hatten das Ansehn ungeheurer Felsenspitzen, welche durch die Wolken drangen. Um halb vier Uhr Morgens machte sich die Gesellschaft bereit, in die große Pyramide hineinzusteigen. Sie legten größtentheils ihre Kleider ab, und jeder nahm eine Fackel in die Hand. So begannen sie einen langen Gang hinabzusteigen, der zuletzt so eng wurde, daß sie auf Händen und Knien kriechen mußten. Als sie ihn zurückgelegt hatten, mußten sie fast unter gleichen Umständen wieder aufwärts steigen. Am Ende dieses weiten Ganges traten sie durch eine sehr kleine Thür in ein weites längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach. An dem einen Ende dieses Gemachs sah Savary einen leeren marmornen Sarkophag, aus einem Stück, aber ohne Deckel, und Scherben irdener Gefäße waren über den Fußboden verstreut. Sie besuchten noch ein zweites Zimmer, das unter dem eben erwähnten gelegen und von kleinerm Umfang war. Es enthielt den Eingang eines damals mit Schutt angefüllten Ganges. Befriedigt stieg man jetzt auf demselben Wege wieder hinaus, nicht oh-

ne Schwierigkeit einen tiefen und gefährlichen Brunnen zur linken Hand vermeidend. Als sie wieder in freier Luft sich befanden, erschienen alle bleich und erschöpft durch die Hitze, welche sie im Innern der Pyramide ausgestanden hatten. Nachdem sie sich erholt und gestärkt hatten, bestiegen sie die Pyramide von außen. Sie zählten gegen zweihundert steinerne Stufen, deren Höhe unregelmäßig von zwei bis vier Fuß war, und genossen von oben der schönsten Aussicht auf die Landschaft. Weit schwieriger als das Hinaufsteigen war das Niedersteigen. Als sie den Erdboden wieder erreicht hatten, gingen sie rings herum und betrachteten mit Entsetzen die rauhe Masse, die in der Nähe einem losgerissenen Felsen glich, in der Entfernung aber die Unebenheiten verliert, und mit ebnen Oberflächen erscheint. Die Form dieses ungeheuern Gebäudes läßt eine genaue Messung der Dimensionen nicht wohl zu; daher die vorhandenen Angaben nur als Vermuthung anzusehen sind. Herodot gibt die Höhe auf 800 Fuß und die Breite auf jeder Seite der Basis auf eben so viel an; Strabo bestimmt sie auf 625, Diodor auf 600 Fuß. Mit letztern stimmen die neuern Angaben am meisten überein. Die Verschiedenheiten in diesen Messungen mögen zum Theil daher rühren, daß sie auf verschiednen Seiten gemacht worden, diese aber des mehr oder weniger angewehten Sandes wegen nicht gleich sind. Strabo erwähnt, daß der Stein, welcher den Eingang in die Pyramide verschlösse, fast auf der Mitte der einen Seite befindlich sey; wäre dies richtig, so müßte das Erdreich in der Nähe sich sehr angehäuft haben, da jetzt der Eingang nicht über 100 Fuß von der Grundfläche entfernt ist. Herodot sagt, die große und nächste Pyramide sey ganz mit weißem Marmor bekleidet, und Diodor und Plinius nahmen an, sie seyen ganz aus diesem kostbaren Material erbaut. Herodots Anführung wird durch noch vorhandene Ueberreste bestätigt. — Denon, der die französische Expedition nach Aegypten begleitete, liefert über den gegenwärtigen Zustand der Pyramiden folgende Details. Bonaparte hatte beschlossen, die großen Pyramiden von Gizeh zu untersuchen. Es waren dazu gegen 300 Personen bestimmt, unter denen sich auch Denon befand. Man näherte sich auf Böten vermittelst der unter Wasser gesetzten Canäle des Nils der Gränze der Wüste in einer Entfernung von einer halben Stunde von den Pyramiden. Der erste Eindruck, den ihr Anblick machte, entsprach der Erwartung nicht, da es an Gegenständen zur Vergleichung fehlte. Erst als man ihnen näher kam und Menschen am dem Fuße der Pyramide erblickte, trat ihre riesenmäßige Größe hervor. Man bestieg einen kleinen Hügel von Schutt und Sand, der zu der Oeffnung der Pyramide führte. Diese Oeffnung, welche nach Denons Angabe ungefähr sechzig Fuß über der Basis sey, ist versteckt durch eine allgemeine Außenseite von Stein, welche die dritte oder innere Einhegung des die Pyramide umgebenden Bollwerks bildet. Große Steine liegen horizontal an den Seiten des Eingangs, und über diesen befinden sich andre von ungeheurer Größe so gelegt, daß sie durch ihr Gewicht ihren Fall oder ihre Verrückung unmöglich machen. Hier beginnt der erste Gang in einer Richtung gegen den Mittelpunkt und die Grundfläche des Monuments. An dem Ende dieses Ganges, sagt Denon, findet man zwei große Granitblöcke, welche ihn unterbrechen. Da die Versuche, das Hindernis zu überwinden, fruchtlos geblieben, so ist man wieder etwas zurückgekehrt, ist um zwei Steinblöcke herumgegangen und hat, über sie wegklimmend, einen zweiten so steilen Gang entdeckt, daß man, um hinaufzusteigen, Stufen hat aushauen müssen. Dieser Gang führt in einen Raum, wo eine Höhle ist, welche gewöhnlich der Brun-

Digitized by Google

nen genannt wird. Sie ist der Eingang zu einem horizontalen Gang, welcher in ein unter dem Namen Gemach der Königin bekanntes Zimmer ohne alle Zierrathen oder Inschriften führt. Von dem oben genannten Raum führt eine Oeffnung in perpendiculärer Richtung zu dem Hauptgange, und dieser endigt in einem zweiten Raum, wo sich ein drittes und letztes Behältniß befindet. Dies ist mit größerer architektonischer Sorgfalt und Eigenthümlichkeit als das übrige gebaut. Zuletzt kommt das königliche Gemach, welches den Sarkophag enthält, und der letzte Zweck eines so ungeheuern Gebäudes ist. — Im Ganzen haben die Neuern über 40 Pyramiden in Aegypten gefunden, von denen keine einzeln, sondern immer mehrere in Gruppen neben einander stehen. Die vornehmsten sind die Gruppe von Gizeh, von Saccara, von Dagschur, von Manjelmusa und von Fejum.

Pyramus, s. Thisbe.

Pyrenäen, eins der berühmtesten europäischen Gebirge, welches in einer Länge von mehr als 50 geographischen Meilen von S. Sebastian am biscaiischen Meere bis Port Vendres am mittelländischen Meere reicht, und die Gränzscheide zwischen Spanien und Frankreich macht. Die größte Breite beträgt 24 geographische Meilen. Die höchsten Punkte sind der Mont perdu, 10,578, Maladetta, 10,500, Vignemale, 10,332, Cylinder des Marbore, 10,260, Port de la Pez, 10,151, Pic long, 10,000, Canigou, 8640 pariser Fuß hoch, u. s. w. Man zählt an hundert Pässe, von denen man 28 bequem zu Pferde und 7 mit Wagen und Canonen passiren kann. Von diesem Gebirge haben drei französische Departements den Namen. (S. Frankreich.)

Pyrmont, fürstlich waldeckische Grafschaft an der Emmer, welche auf 1-1/2 Quadratmeilen 4509 Einwohner enthält, 75,000 Thaler Einkünfte gibt, und reich an Salz und Mineralquellen ist. Der Hauptort Pyrmont, ein offner Ort an einem angenehmen Thale zwischen hohen Bergen, ist berühmt wegen der mineralischen Wasser, die sowohl zum Baden als zum Trinken sehr heilsam sind, und weit und breit verführt werden. Schon im 14ten Jahrhundert waren die Quellen bekannt. Durch schöne Anlagen und Spaziergänge ist für das Vergnügen und die Bequemlichkeit der Badegäste gesorgt, deren Zahl während der Curzeit sich wohl auf 2000 beläuft. Seit 1720 hat der Ort Stadtfreiheiten und den Namen Neustadt Pyrmont. Einwohnerzahl 2000.

Pyromantie, die vermeintliche Kunst, aus dem Feuer zu wahrsagen.

Pyrometer, Feuermesser, ein Werkzeug, mit welchem höhere Grade der Wärme gemessen werden können. Unter den verschiedenen zu diesem Zweck erfundenen Instrumenten verdient das Wedgwoodische den Vorzug. Es gründet sich auf die Eigenschaft des Thons, in der Hitze um so mehr zu schwinden, je größer diese ist, ohne sich hernach in der Kälte wieder auszudehnen. Auf einer messingnen Platte sind Stäbe von demselben Metall gelöthet, welche etwas schräg gegen einander laufen und so eine allmählig enger werdende Nuth bilden, in welche die zu den Versuchen nöthigen thönernen Würfel hineingeschoben werden. Will man den Grad der Hitze, z. B. eines Ofens messen, so legt man einen thönernen Würfel in die Nuth, läßt ihn die Hitze des Ofens aufnehmen, und wirft ihn dann sogleich in kaltes Wasser. Der Würfel geht desto tiefer in die Nuth des Pyrometers hinein, je schmaler seine Seite durch die Hitze geworden ist. Da, wo der Würfel stecken bleibt, steht an den Stäben eine Zahl, die den Grad der Hitze

angibt. Es verſteht ſich übrigens, daß die Thonart, welche man braucht, immer dieſelbe ſeyn muß. Lambert, welcher zuerſt die Lehren vom Maße des Feuers und der Wärme in eine förmliche Wiſſenſchaft brachte, unterſcheidet Thermometrie und Pyrometrie, und ſchränkt jene auf die unſerm Gefühle erträglichen, dieſe auf die höhern Wärmegrade ein.

Pyrrhichius, ſ. Rhythmus.

Pyrrho, ein ausgezeichneter griechiſcher Philoſoph und Stifter der pyrrhoniſchen oder ſkeptiſchen Schule, gebürtig aus Elis im Peloponnes, blühte um die hundertundzehnte Olympiade (340 Jahr vor Chr.) In ſeiner Jugend beſchäftigte er ſich einige Zeit mit der Mahlerkunſt, verließ ſie aber nachher, um ſich dem Studium der Philoſophie zu widmen, zu welchem er durch die Schriften des Democrit geführt wurde. Sein erſter Lehrer war Bryſon, des Stilpo Sohn, ein Schüler des Clinomachus. Nachher ſchloß er ſich an Anaxarchus, einen Schüler des Metrodorus von Chios. Dieſem Lehrer folgte er nach Indien im Gefolge Alexanders des Großen. Hier im Orient ſparte er keine Mühe, ſich mit den Meinungen der Brachmanen, Gymnoſophiſten, Magier und andrer morgenländiſchen Philoſophen bekannt zu machen. Aus den Lehren dieſer verſchiednen Secten ſchöpfte er alles, was ſeiner natürlichen Neigung zum Zweifel zuſagte. Dieſe Zweifelſucht ſtieg mit dem Fortgange ſeiner Studien ſo hoch, daß er endlich alles in Zweifel ſtellte und nichts behauptete. In allen Fällen antwortete er ſeinen Gegnern: „Was ihr ſagt, kann wahr oder nicht wahr ſeyn, ich halte mein Urtheil zurück; ich entſcheide nicht.“ Pyrrho, der dieſe Methode zu philoſophiren angenommen hatte, errichtete eine neue Schule, in welcher er lehrte, daß jeder Gegenſtand der menſchlichen Unterſuchung in Ungewißheit gehüllt ſey, ſo daß man nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen könne. Einen großen Theil ſeines Lebens brachte er in der Einſamkeit zu, und ſuchte hier durch Enthaltung von allen Urtheilen über Meinungen und äußere Erſcheinungen zur Gemüthsruhe zu gelangen, unangefochten von Furcht, Freude oder Kummer. Körperliche Schmerzen ertrug er mit großer Seelenſtärke; keine drohende Gefahr machte ihm Unruhe. In der Disputirkunſt war er berühmt wegen der Scharfſinnigkeit ſeiner Gründe und der Klarheit ſeiner Sprache. Epictet gibt ſeiner Behauptung, daß dem wahren Philoſophen Leben und Tod gleich ſeyn müſſe, den größten Beifall, ſo ſehr er auch in andrer Hinſicht den Skepticismus verachtete. Epicur, der eben ſo wenig mit den Grundſätzen ſeiner Philoſophie einverſtanden war, drückte doch die größte Bewunderung für ihn aus, weil er jene Selbſtbeherrſchung empfahl und ausübte, welche ungetrübte Ruhe, den großen Zweck (nach Epicurs Meinung) aller phyſikaliſchen und moraliſchen Kenntniß, hervorbrachte. Von der hohen Achtung, worin er bei ſeinen Landsleuten ſtand, zeugen viele Umſtände. Sie ernannten ihn unter andern zum Oberprieſter, und gaben ein Geſetz, das alle Philoſophen von den öffentlichen Abgaben befreite. Um ſo unglaubwürdiger erſcheinen die Abgeſchmacktheiten, welche Diogenes Laertius ihm aufbürdet, als ſie mit dieſer Achtung nicht zu vereinigen wären. Pyrrho war ein großer Bewunderer der Dichter, beſonders des Homers, und führte oft Stellen aus ſeinen Gedichten an. Er ſtarb in einem neunzigjährigen Alter, wahrſcheinlich in der hundertdreiundzwanzigſten Olympiade. Die Athenienſer errichteten ihm zu Ehren eine Statue, ſeine Landsleute aber zu ſeinem Andenken ein Monument. Wie Pyrrho zu dem Skepticismus kam, iſt leicht zu erklären. Frühzeitig war er mit dem Syſteme des Democrit bekannt geworden. Nachdem er von dieſem Philoſophen ge-

Digitized by Google

lernt, das wirkliche Daseyn aller Eigenschaften an den Körpern zu läugnen, diejenigen ausgenommen, welche den anfänglichen Atomen eigen sind, und jede Erkenntniß auf den Anschein und die Meinung zurückzuführen, schloß er, daß unser ganzes Wissen von dem trügerischen Einfluß der Sinne abhänge und folglich nichts für gewiß gelten könne. In diesen Ansichten wurde er durch den allgemeinen Geist der eleatischen Schule, worin er erzogen worden, und die dem Wissen ungünstig war, bekräftigt. Nichts aber trug mehr dazu bei, ihn in dem Skepticismus zu bestärken, als die Spitzfindigkeiten der dialectischen Schulen, mit welchen er durch den Sohn des Stilpo bekannt gemacht wurde. Keine Methode war so geschickt, die Sophistik über den Haufen zu werfen, als die Lehre von einer allgemeinen Ungewißheit. Durch angebornes Temperament und Lebensgewohnheiten geneigt gemacht, unbewegliche Ruhe als den großen Zweck aller Philosophie zu betrachten; wahrnehmend, daß nichts diese Ruhe so sehr störe, als die unzähligen Meinungsverschiedenheiten in den Schulen der Dogmatiker, und daß durch ihre Disputationen eher die Ungewißheit als die Gewißheit vermehrt werde, beschloß er, den Frieden, den er in der dogmatischen Philosophie zu finden verzweifelte, wo anders zu suchen. So erzeugte sich bei ihm der Skepticismus. Pyrrho hinterließ keine Schriften, aber aus einigen seiner Nachfolger, und besonders aus Sextus Empiricus können wir die Grundsätze seiner Schule, oder richtiger, die Art zu philosophiren kennen lernen, wodurch sie mehr danach strebte, jedes andre philosophische Gebäude umzustürzen, als ein eignes aufzubauen. Im Allgemeinen ist es das Geschäft der skeptischen Philosophie, äußere Erscheinungen mit Verstandesbegriffen zu vergleichen, und ihre Unstatthaftigkeit, so wie die daraus folgende Ungewißheit aller vom Schein der Dinge hergenommenen Raisonnements zu entdecken. Seine Absicht ist, die Unruhe zu beseitigen, welche aus dem unbefriedigten Streben nach Wahrheit entsteht, und durch ein allgemeines Aufgeben alles Urtheils Geistesruhe zu erlangen. Sein Grundprincip ist, daß jedem Argument ein gleich wichtiges in allen Fällen entgegensteht. Der Skeptiker läßt keine Meinungen zu, nicht weil er das unmittelbare Zeugniß der Sinne verwirft, sondern weil er seine Zustimmung zu so zweifelhaften Dingen, als die Wissenschaft zu bestimmen unternimmt, versagt. Er läugnet nicht, daß er sehen, hören oder fühlen kann; aber er behauptet, daß die Folgerungen, welche Philosophen aus den Berichten der Sinne gezogen haben, zweifelhaft sind, und daß jeder allgemeine nach äußern Erscheinungen gemachte Schluß eben so bündig widerlegt als bewiesen werden kann. Der Skepticismus verstattet das Daseyn sinnlicher Erscheinungen, weil die Eindrücke, welche äußere Gegenstände auf den Verstand oder die Phantasie machen, eine unwiderstehliche Ueberzeugung ihrer Realität hervorbringen, aber er zweifelt an den Sätzen, welche in Ansehung der Naturerscheinungen aufgestellt werden. In Dingen des gemeinen Lebens beruhigt der Skepticismus sich bei den Erscheinungen, da er durch seine natürlichen Begierden und Leidenschaften genöthigt wird, sich nach ihnen zu richten. Daher gehorcht er der Stimme der Natur, handelt den bestehenden Gewohnheiten gemäß und übt nützliche Künste aus. Die Art, wie der Skeptiker zu einem ungetrübten Seelenzustand gelangt, ist ganz zufällig. Wenn er das Studium der Philosophie anfängt, hofft er fähig zu seyn, wahre und falsche Meinungen zu unterscheiden und so Ruhe zu erlangen; aber durch entgegengesetzte Meinungen in Ungewißheit erhalten, verzweifelt er bald, hier Befriedigung zu erhalten, und schließt, daß über Gut und Uebel kein sichc-

res Urtheil gefällt werden könne. Dadurch wird er belehrt, daß es keinen Grund gibt, irgend ein scheinbares Gut oder Uebel zu verfolgen oder zu fliehen, und so kommt natürlich seine Seele in einen Zustand ungestörter Ruhe.

Pyrrhus, des Achilles und der Iphigenia Sohn, welchen sein Vater nach der Opferung Iphigenia's nach Skyros brachte und der Deïdamia übergab. Andre geben ihm die Deïdamia, des Lycomedes Tochter, zur Mutter. Auf Skyros wurde er erzogen, von wo Ulysses und Diomedes ihn abholten, da ohne ihn Troja nicht erobert werden konnte. Er erhielt jetzt den Namen Neoptolemus. Homer beschreibt ihn als schön, beredt, tapfer und stets unverzagt. Die nachhomerischen Dichter lassen ihn die Opferung der Polyxena veranstalten, den Philoctet von Lemnos abholen und den Polides und Priamus tödten. (S. d. Art.) Von den Gefangnen wurde ihm Andromache und Helenus zu Theil. Sehr von einander abweichend sind die spätern Sagen. Einige lassen seine Rückkehr zu Lande, andre zu Wasser geschehen. Nach Einigen kam er zu Epirus zu den Molossern, dort eine neue Herrschaft stiftend. Hier war Andromache seine Gemahlin, mit welcher er den Molossus, Pierus und Pergamus zeugte. Endlich überließ er Gemahlin und Reich dem Helenus, und nun finden wir ihn in einem neuen Mythenkreis, deren Grund bei Homer ist, daß er nämlich mit Hermione vermählt ward, die ihr Vater Menelaus ihm vor Troja zur Gemahlin gelobt hatte. Darüber wurde er nach Einigen von Orest, der Hermione zeitherigem Gemahl, ermordet. Nach Andern erfolgte sein Tod auf Apollo's Veranlassung, den er beleidigt hatte. Darüber sind die Meisten einig, daß seine Ermordung zu Delphi geschah. Hier zeigte man sein Grabmahl und brachte ihm alljährlich ein Gedächtnißopfer.

Pyrrhus II. Dieser in der Geschichte der Römer so merkwürdige König von Epirus lebte fast 300 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung. Er war einer der größten Feldherrn seines Zeitalters, dabei aber ein äußerst ehrgeiziger und eroberungssüchtiger Fürst. Schon in seinem 12ten Jahre bestieg er den väterlichen Thron; und ob er gleich nach fünf Jahren durch den Neoptolemus von demselben vertrieben wurde, so erhielt er ihn doch bald nachher wieder. Er vergrößerte darauf seine Macht durch die Eroberung Macedoniens. Nach neuen Eroberungen lüstern, nahm er mit Vergnügen die Einladung der Tarentiner in Calabrien an, welche ihn gegen die Römer zu Hülfe riefen. Merkwürdig ist das Gespräch, welches er mit dem Cineas, seinem philosophischen Freunde, führte, als er eben im Begriff war, nach Italien zu gehen. „Was willst du (fragte ihn dieser) alsdann thun, wenn du die Römer besiegt haben wirst?" — Dann (antwortete er) werde ich mit leichter Mühe Italien, Sicilien, Afrika und Griechenland bezwingen. — „Und wenn du nun alles dieses erobert haben wirst, was gedenkst du dann vorzunehmen?" — Ruhig und fröhlich zu leben. — „Was hindert uns wohl, dieses schon jetzt zu thun? und warum sollen wir das so weit suchen, was uns ganz nahe liegt?" Doch seine Eroberungssucht machte ihn taub gegen diese vernünftigen Vorstellungen. Mit Hülfe seiner Elephanten besiegte er zwar die in dieser Art des Kriegs noch unerfahrnen Römer; allein sein eignes Geständniß: „noch ein solcher Sieg, und er werde allein nach Hause gehen müssen," bewies, wie viel ihm derselbe gekostet. Unterdessen lockten ihn die Unruhen in Syrakus nach Sicilien. Aber ohne seine eitlen Eroberungsplane ausgeführt zu haben, kehrte er nach Italien zurück; und nachdem er hier von den Römern, die sich nun schon an seine Art zu kriegen gewöhnt hatten, geschlagen

Digitized by Google

worden war, sah er sich genöthigt, unverrichteter Sache nach Griechenland zurückzugehen, wo endlich ein Wurfspieß bei der Belagerung von Argos seinem unruhigen Leben (272 vor Chr. Geb.) ein Ende machte. Von diesem Könige haben die Römer einen großen Theil jener Kriegskunst erlernt, welche sie nachmals ihren Feinden so furchtbar machte. Er hingegen hatte sehr oft Gelegenheit, ihren Edelmuth zu bewundern. (Man s. d. Art. Fabricius.)

Pythägoras, der erste unter den Weisen des Alterthums, welcher den Namen eines Philosophen annahm, und der gepriesne Stifter der italischen Schule. Nach der gewöhnlichen Meinung war er aus Samos gebürtig. Sein Vater war ein Kaufmann, Namens Mnesarchus, wahrscheinlich aus Tyrus oder sonst einer phönicischen Stadt, welcher nach Samos handelte. Hier erhielt er das Bürgerrecht und ließ sich mit seiner Familie nieder. Ueber das Geburtsjahr des Pythagoras haben mehrere Gelehrte Untersuchungen angestellt. Bentley hält dafür das J. 608, Lloyd das J. 586, Dodwell das J. 569. Meiners, der mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn diese verschiednen Meinungen critisirt hat, setzt des Pythagoras Geburt zwischen 584 und 586 vor Chr. Geb. Wenn wir die von Jamblich und Porphyrius uns überlieferten Nachrichten von seinem Leben durchgehn, so finden wir sie so sehr von Wundergeschichten und abgeschmackten Fabeln entstellt, daß wir uns ihrer nur mit der größten Vorsicht bedienen können. Ohne bei den wunderbaren Gaben, die sich schon an dem Knaben offenbarten und in ihm einen Göttersohn erkennen ließen, zu verweilen, nehmen wir an, daß sein erster Lehrer Creophilus war, der in seiner Vaterstadt Unterricht gab. Dann begab er sich nach der Insel Scyrus und war ein Schüler des Pherecydes bis zu dessen Tode; auch besuchte er Milet, wo er Unterweisungen von Thales und Anaximander erhielt. Der erstere rieth ihm, nach Aegypten zu gehn und dort von den Priestern zu Memphis und Theben zu lernen. Ob er wirklich den Unterricht dieser berühmten Milesier genossen, bleibt bei der großen Verschiedenheit zwischen seinen und der jonischen Schule Grundsätzen immer zweifelhaft; wahrscheinlich begab er sich von den griechischen Inseln zunächst nach Aegypten, dem Lande, das in jener frühen Zeit vor allen andern sich tiefer und geheimer Weisheit rühmte. Jamblich erzählt, daß auf seiner Reise nach Aegypten Pythagoras einige Zeit in Phönicien im Umgange mit des Moschus Nachfolgern und andern Priestern des Landes verweilte, von denen er in ihre besondern Mysterien eingeweiht wurde, und verschiedne Theile Syriens bereis't habe, um ihre wichtigsten heiligen Gebräuche und Lehren kennen zu lernen. Auch diese Angabe ist wegen der zugleich darin enthaltnen fabelhaften Umstände in Zweifel zu ziehn; als da sind das übernatürliche Herabsteigen des Pythagoras von dem Gipfel des Carmel bis zur Seeküste, wo ein vorbeifahrendes ägyptisches Schiff ihn aufnahm, sein unbewegliches und stillschweigendes Verharren zwei Nächte und drei Tage hindurch, ohne Speise, Trank oder Schlaf; die Ueberzeugung des Schiffsvolks, daß er eine göttliche Person sei, dessen Gegenwart sie eine ungewöhnlich kurze und glückliche Fahrt verdankten; und die Errichtung eines Altars und die ihm erwiesene göttliche Verehrung, sobald sie in ihrem Vaterlande angekommen waren. Pythagoras hatte Briefe von Polykrates, Tyrannen von Samos, an den ägyptischen König Amasis bei sich, worin er des Königs Gunst empfohlen und dieser gebeten wurde, ihm den möglichst leichten Zutritt zu den Schulen der ägyptischen Priester zu verstatten. Trotz des königlichen Befehls fand er große Schwierigkeiten. Von Heliopolis wurde er nach

Memphis, und von da nach Theben geschickt. Dort wagten zwar die Priester nicht, dem Befehl des Königs geradezu entgegen zu handeln, aber sie hofften ihn durch die strengsten Prüfungen und Ceremonien, (unter andern auch die Beschneidung) die sie ihm auferlegten, abzuschrecken. Zu ihrem Erstaunen überstand Pythagoras die härtesten Proben mit unerschütterlicher Geduld. Er gewann ihr Vertrauen, und wurde nach und nach in ihre geheimsten Lehren eingeweiht. Er blieb zweiundzwanzig Jahre in Aegypten, während welcher Zeit er die drei in diesem Lande üblichen Schriftarten, die briefliche, symbolische und hieroglyphische, vollkommen erlernte. Durch seine Bekanntschaft mit den gelehrtesten Männern in allen Priestercollegien gelang es ihm, ihre älteste Sagengeschichte kennen zu lernen, und überhaupt mit der ägyptischen Gelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange vertraut zu werden. Von Aegypten aus, so erzählen heidnische und christliche Schriftsteller, begab er sich in den Orient, und besuchte die persischen und chaldäischen Magier sowohl als die indischen Gymnosophisten. Nach Jamblich war er unter den Gefangenen, welche Cambyses von Aegypten nach Babylon brachte, woselbst er zwölf Jahre verlebte, die Philosophie der morgenländischen Weisen studirend. Einige haben behauptet, daß er den Unterricht des berühmten Zoroasters selbst genossen, andre, daß er mit gewissen jüdischen Propheten umgegangen sey, von denen er die jüdischen Gesetze und Gebräuche kennen gelernt. Allein alle diese und andre zum Theil noch unglaubhaftere Angaben sind so widersprechend und zugleich mit so unüberwindlichen chronologischen Schwierigkeiten verknüpft, daß wir geneigt sind, sie für Erdichtungen zu halten, welche das Ansehn des Pythagoras noch vermehren sollten. Dieser eröffnete nach seiner Rückkehr auf Samos eine Schule, worin er nach dem Muster der Aegypter seine Lehren unter einer symbolischen Form vortrug. Seine Landsleute zeigten aber so wenig Geschmack daran, daß er es gerathen fand, seinen Plan aufzugeben, und auf neue Mittel zu denken, sich Zuhörer zu verschaffen. In dieser Absicht ging er nach Delos, wo er dem Apollo ein Geschenk von Kuchen darbot, und dagegen von der Priesterin moralische Dogmen erhielt, oder erhalten zu haben vorgab, welche er seinen Schülern unter dem Namen göttlicher Vorschriften mittheilte. In gleicher Absicht besuchte er auch Creta, wo die Priester der Cybele ihn in die Höhle des Ida führten, in welcher Jupiter gewiegt worden und sie das sogenannte Grab desselben zeigten. Hier kam er mit Epimenides zusammen, der sich des Umgangs mit Göttern und der Gabe der Weissagung rühmte, und ihn in die heiligen Mysterien der Griechen einweihte. Von Creta ging er nach Sparta und Elis, wo er der Feier der olympischen Spiele beiwohnte, und dem Abaris einen goldnen Schenkel gezeigt haben soll, um ihn zu überzeugen, daß er Apollo sey. Von da ging er weiter nach Phlius, wo er, vom Könige Leon nach seinem Geschäft befragt, sich einen Philosophen oder Freund der Weisheit nannte, indem er erklärte, daß der Name eines Weisen (Sophos) nur der Gottheit zukomme. Mit vermehrtem Wissen und noch größerer Begierde, den Aberglauben der Menschen seinen Ansichten dienstbar zu machen, kehrte Pythagoras in seine Heimath zurück, wo er jetzt mit glücklichem Erfolg eine philosophische Schule stiftete. Zu dem Ende errichtete er ein halbrundes Gebäude, in welchem er, mit der Miene göttlichen Ansehns, Vorschriften der Moral vortrug, welche so eingekleidet waren, daß sie die Aufmerksamkeit fesselten, und zugleich nutzten und belehrten. Einen großen Theil seiner Zeit brachte er mit seinen vertrauten Freunden und geweihten Schülern

Digitized by Google

in einer Höhle zu, wo er sie unter mystischen Formen in den dunklern Theilen der Philosophie unterrichtete. Seine Lehren schienen göttliche Orakelsprüche, und dieses heilige Dunkel, worein er sie zu hüllen wußte, zog eine große Menge von Schülern an. Dennoch faßte er den Entschluß, Samos zu verlassen, entweder um den ihm angetragnen Staatsämtern, oder der Tyrannei des Polykrates zu entgehn, und begab sich nach Großgriechenland. Hier landete er zu Crotona, dessen Einwohner durch die Verderbtheit ihrer Sitten berüchtigt waren. Jamblich und Porphyrius erzählen, daß, als er beim Betreten des Landes einige Fischer gesehn, die eben einen reichen Fang gethan hatten, er ihnen alle Fische abgekauft, sie wieder ins Meer gelassen, und den Umstehenden die Lehre gegeben habe, keine Fische zu tödten, und überhaupt sich aller animalischen Nahrung zu enthalten. Sie fügen dieser Erzählung noch die wunderbaren Umstände bei, daß Pythagoras, als die Netze noch im Wasser gewesen, genau die Anzahl der Fische bestimmt, und daß seine Gegenwart verhindert habe, daß ein einziger Fisch, während sie aus dem Wasser gewesen, gestorben sey. Aus ihren Nachrichten geht hervor, daß er Ansprüche auf übernatürliche Kräfte machte, um sich Ansehn zu verschaffen, welches ihm auch so wohl gelang, daß Leute aus allen Volksclassen sich um ihn versammelten. Die guten Wirkungen seines Einflusses wurden bald sichtbar. Nüchternheit und Mäßigkeit traten an die Stelle der Völlerei und Sittenlosigkeit. Sechshundert Einwohner von Crotona unterwarfen sich den strengsten Vorschriften seiner Disciplin, und legten ihr Vermögen zusammen, zum Vortheil der ganzen Gemeinde. Noch zweitausend andre, heißt es, nahmen seine Lehre an, und traten in das Noviciat dieser höchsten Classe seiner Anhänger. Pythagoras lehrte auch in andern Städten von Großgriechenland, Italien und Sicilien, und bekam allenthalben zahlreiche Schüler, die ihn fast göttlich verehrten. Um diese Zeit erregte er dadurch Eifersucht, daß er seine Anweisungen auf politische Gegenstände ausdehnte, und allenthalben auch bessere Einrichtungen in der Verwaltung zu machen versuchte. Nicht nur zu Crotona, sondern auch zu Metapontum, Rhegium, Himera, Agrigentum, Tauromenium, und an vielen andern Orten, foderte, er das Volk auf, seine Rechte gegen seine tyrannischen Regenten zu behaupten. Die Folge davon war, daß er sich mächtige Widersacher zuzog. An der Spitze seiner Feinde zu Crotona stand Cylon, ein reicher und angesehner Bürger, den er dadurch gegen sich aufgebracht, daß er ihm die Aufnahme unter seine Schüler versagt hatte. Sich zu rächen, überfiel dieser einst das Haus des Milo, wo gerade eine Anzahl von Pythagoräern zu einer Berathschlagung versammelt war, umringte es mit seinen Anhängern und setzte es in Brand. An vierzig Personen verloren das Leben, und nur Archippus und Lysis entkamen. Pythagoras selbst war wahrscheinlich in Crotona, aber nicht in dem Hause gegenwärtig. Er nahm seine Zuflucht zu den Lokrern, und da diese ihn nicht aufnehmen wollten, nach Metapontum. Da auch hier Feinde auf seinen Untergang dachten, suchte er eine Freistätte in dem Tempel der Musen, wo er aus Mangel an Nahrung in einem Alter von 80 Jahren umkam. Einige Zeit nach seinem Tode errichteten ihm seine Schüler Statuen, und hielten ihn in so abergläubischer Verehrung, daß sie sein Haus zu Crotona in einen Tempel der Ceres verwandelten, und ihn als eine Gottheit bei Betheurungen anriefen. — Schon oben haben wir der vielen Erdichtungen erwähnt, welche in die Geschichte des Pythagoras eingemengt sind, und deren Widerlegung überflüssig seyn würde. Unter andern wird er-

Digitized by Google

zählt, daß er mit einem Worte einen daunischen Bären, der eine ganze Gegend verwüstete, gezähmt, daß er einen Ochsen abgehalten, Bohnen zu fressen, indem er ihm etwas ins Ohr geraunt, daß er einen Adler aus dem Himmel herabgerufen habe, daß er an zwei Orten zugleich gegenwärtig gewesen, Naturbegebenheiten vorhergesagt habe, und beim Ueberfahren über einen Fluß von diesem mit dem Zuruf: „Heil, Pythagoras! sey begrüßt worden. Er selbst nahm wahrscheinlich zu dergleichen Künsten des Betrugs seine Zuflucht, um sich in ein größeres Ansehn zu setzen, und nachdrücklicher auf den leichtgläubigen Haufen zu wirken. Gleichen Zweck mochte auch die Behauptung haben, daß seine Seele schon früher in mehrern Körpern gelebt habe, zuerst in dem Aethalides, dem Sohne Mercurs, dann im Euphorbius, dann im Pyrrhus von Delos und zuletzt im Pythagoras. Vor dem Volke erschien er in einem langen weißen Gewande, mit herabfließendem Bart, und wie Einige erzählen, eine goldne Krone auf dem Haupte, in seinem Aeußern ernst, gebieterisch und würdevoll. Nie drückte sich in seiner Miene irgend eine Leidenschaft aus. Er enthielt sich aller animalischen Nahrung, und beschränkte sich auf Vegetabilien, mit Ausschluß der Bohnen. Diese Eigenheiten trugen dazu bei, ihm bei dem Volke den Anschein eines übermenschlichen Wesens zu geben. Um seine Achtung für die Ehe zu zeigen, nahm er selbst ein Weib aus Crotona zu sich, mit der er unter mehrern Kinder zwei Söhne, Telauges und Mnesarchus, zeugte, welche nach seinem Tode einige Zeit seiner Schule vorstanden. Daß Pythagoras Schriften hinterlassen habe, ist nach den Zeugnissen der Alten unwahrscheinlich. Die unter seinem Namen vorhandnen goldnen Sprüche, die als ein kurzer Abriß seiner populären Lehren gelten mögen, scheinen entweder von Epicharmus oder von Empedocles abgefaßt worden zu seyn. — Pythagoras Lehrmethode war nach dem Muster der ägyptischen Priester doppelt, exoterisch und esoterisch, oder öffentlich und privatim. Sein öffentlicher Unterricht bestand in Vorträgen zum Lobe der Tugend und zur Abmahnung vom Laster, zugleich mit besondern Anweisungen für einzelne Classen als Männer und Frauen, Aeltern und Kinder, Bürger und Magistratspersonen u. s. w. Seine Zuhörer bei diesen sind wohl zu unterscheiden von einer auserwählten Anzahl von Schülern, die er einer eignen Disciplin unterwarf, und erst nach einem langen Unterricht in alle Geheimnisse seiner esoterischen Lehre einweihte. Nur nach einer langen und strengen Prüfung wurde ein Candidat in ihre Zahl aufgenommen. Diese Schüler durften keine andre Kleider tragen, als solche, wodurch die größte Reinheit und Einfachheit der Sitten ausgedrückt wurde; sie in der Demuth und dem Fleiß zu üben, gab er sie drei Jahre lang dem beständigen Widerspruch, dem Spott und der Verachtung seiner andern Schüler preis, und verurtheilte sie zu freiwilliger Armuth, indem sie ihr Vermögen in die allgemeine Casse liefern mußten. Nach Beschaffenheit der Umstände legte er ihnen ein strenges Stillschweigen von 2 bis 5 Jahren auf. Dadurch sicherte er sich zugleich vor zudringlicher Neugierde und vor Widerspruch. Er gab seine Lehren als unfehlbare Sätze, vor den Blicken seiner Zuhörer durch einen Vorhang verborgen, oft auch durch das Organ eines ihm untergeordneten Lehrers. Das bekannte: Er hat's gesagt, galt statt alles Beweises. Nur wer die rauhe Bahn der Prüfungen geduldig zurückgelegt hatte, wurde unter die Esoteriker aufgenommen, und durfte jetzt des Meisters Wort in seiner unmittelbaren Gegenwart vernehmen. Wer, durch die Schwierigkeiten abgeschreckt, sein Vorhaben aufgeben wollte, der konnte ungehindert zurücktreten; seine Beiträge zur Casse wurden zu-

Digitized by Google

rückgezahlt. Man beging sein Leichenbegängniß, errichtete ihm ein Grab, wie einem Todten, und gedachte seiner nicht mehr. Den Mitgliedern der esoterischen Schule wurde die ganze Lehre des Pythagoras, nicht wie den Exoterikern unter der Hülle von Bildern und Symbolen, sondern unverschleiert vorgetragen. Sie mußten sich jedoch durch einen Eid zur Geheimhaltung verbinden. Jetzt durften sie auch Fragen thun und Einwürfe machen. Man nannte sie vorzugsweise Pythagoräer, auch Mathematiker, von den Studien, mit welchen sie sich unmittelbar nach ihrer Einweihung beschäftigten. Sobald sie hinlängliche Fortschritte in der Geometrie gemacht hatten, wurden sie zum Studium der Natur, zur Erforschung der Grundprincipien und zur Kenntniß Gottes angeleitet. Denen, die diese erhabnen Speculationen verfolgten, wurde der Name Theoristen gegeben, während die, welche sich insbesondere mit der Theologie beschäftigten, Sebastikoi oder Religiosen hießen. Andre wurden in der Moral, Oekonomie oder Politik unterrichtet, nach ihren Neigungen und Fähigkeiten, und sodann entweder zur Besorgung der Gesellschaftsangelegenheiten gebraucht, oder ausgesandt, die Grundsätze der Philosophie und Staatsverwaltung in den übrigen griechischen Städten zu lehren und in Ausübung zu bringen. Die Lebensweise in der pythagoräischen Schule zu Crotona war, nach den Angaben der Alten, folgende: Die Brüder, etwa 600 an der Zahl, lebten bei einander in einem öffentlichen Gebäude, wie in einer Familie, nebst ihren Weibern und Kindern. Alles geschah mit der vollkommensten Regelmäßigkeit. An jedem Morgen wurde bestimmt, was den Tag über vorgenommen werden sollte, und an jedem Abend untersucht, was geschehen sey. Sie standen auf vor Aufgang der Sonne, um sie zu verehren; dann wurden Verse von Homer und andern Dichtern recitirt oder Musik gemacht, um die Geisteskräfte zu wecken, und für die Pflichten des Tages geschickt zu machen. Sodann wurden mehrere Stunden in ernsten Studien zugebracht. Hierauf folgte eine Pause zur Erholung, in welcher gewöhnlich ein einsamer Spaziergang gemacht wurde, um sich der Contemplation zu überlassen; dann eine Unterhaltung. Vor der Mahlzeit wurden mancherlei gymnastische Uebungen angestellt. Das Mahl bestand vornehmlich in Brot, Honig und Wasser. Der Ueberrest des Tages war öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten, dem Gespräch, dem Bade und religiösen Gebräuchen gewidmet. Nachdem die pythagoräische Schule von Cylon überfallen worden, hielten es Lysis und Archippus für nothwendig, ihres Meisters Lehre in eine systematische Uebersicht zu bringen, und sie der Vergessenheit zu entreißen; aber immer noch wurde die größte Geheimhaltung empfohlen. Endlich kaufte Plato vom Philolaus eine Handschrift über des Pythagoras Philosophie, und bekam von Archytas dessen Commentare über die Aphorismen und Lehren seines Meisters. So erhalten wir durch ihn und seine Schüler Nachrichten von der pythagoräischen Philosophie, von der er vieles seinem System anpaßte und darein aufnahm. Rein ist daher auch diese Quelle keineswegs, und alles, was wir von der Lehre des Pythagoras wissen, muß als unsicher und unzuverlässig angesehn werden. Wir begnügen uns, folgendes davon anzuführen. Der Zweck aller Philosophie ist, den Geist von den Beschwerden zu befreien, die seine Fortschritte zur Vollkommenheit hindern, und ihn emporzuheben zur Betrachtung unwandelbarer Wahrheit und der Erkenntniß göttlicher und geistiger Gegenstände. Dies kann bei der Gewöhnung an sinnliche Dinge nur stufenweise geschehen. Die erste Stufe zur Weisheit ist das Studium der Mathematik, welche, da sie Gegenstände betrachtet, die zwi-

schen körperlichen und unkörperlichen Dingen in der Mitte liegen, den Geist am geschicktesten zur Contemplation hinüberführt. Der ganze Cursus der mathematischen Wissenschaft kann in vier Theile getheilt werden, zwei in Hinsicht auf Zahlen, zwei in Hinsicht auf Größen. Zahl kann betrachtet werden als abstract für sich und als angewandt auf einen Gegenstand. Ersteres gibt die Arithmetik, von letzterer Art ist die Musik. Größe kann betrachtet werden entweder als in Ruhe, oder als in Bewegung. Von ersterer handelt die Geometrie, von letzterer die Astronomie. Arithmetik ist die edelste Wissenschaft, Zahlen der erste Gegenstand des Studiums, und eine vollkommne Bekanntschaft mit den Zahlen das höchste Gut. Zahlen sind entweder scientifisch oder intelligibel. Eine scientifische Zahl ist das Erzeugniß der in die Einheit gehüllten Kräfte oder die Progression der Vielheit von der Monade oder Einheit und ihre Rückkehr zu derselben. Einheit und Eins sind zu unterscheiden; jenes ist ein Abstractum, dieses auf zählbare Dinge anwendbar. Die Zahl ist nicht unendlich, aber die Quelle jener unendlichen Theilbarkeit in gleiche Theile, welche die Eigenschaft aller Körper ist. Intelligible Zahlen sind die, welche in dem göttlichen Geiste vor allen Dingen waren, von denen jedes Ding seine Form empfangen und die immer unveränderlich dieselben bleiben. Sie sind das Modell, wonach die Welt in allen ihren Theilen gebildet worden. Zahlen sind die Ursach des Wesens der Dinge. Die Monade oder Einheit ist die Größe, welche, wenn sie aller Zahl entkleidet worden, fest übrig bleibt; sie ist die Quelle aller Zahl. Die Duas ist unvollkommen und passiv und die Ursach von Wachsthum und Theilung. Die Trias, zusammengesetzt aus der Monas und Duas, nimmt an der Natur Beider Theil. Die Tetras oder Geviertzahl ist höchst vollkommen. Die Decas, welche die Summe der vier ersten ist, umfaßt alle musikalischen und arithmetischen Proportionen. — Den Sinn dieser Zahlen zu ergründen, ist vergebens versucht worden, wahrscheinlich waren sie symbolische oder sinnbildliche Vorstellungen der ersten Principien oder Formen der Natur und vornemlich dessen, was Plato Ideen nannte. Da Pythagoras die abstracten Begriffe in der einfachen Sprache nicht ausdrücken konnte oder wollte, so scheint er sich der Zahlen, wie der Geometer der Diagramme, bedient zu haben, um dem Fassungsvermögen seiner Schüler zu Hülfe zu kommen. Er nahm einige Analogie zwischen den Zahlen und den Denkformen in dem göttlichen Verstande wahr, und machte daher erstere zu Symbolen der letztern. Wie die Zahlen von der Monas oder Einheit ausgehn, sich mannichfach verbinden und in ihrem Fortschreiten neue Eigenschaften annehmen, so sah er das reine und einfache Wesen der Gottheit als den gemeinsamen Urquell aller Naturformen an, welche nach ihren verschiedenen Abstufungen verschiedene Eigenschaften haben. Nächst den Zahlen gehört die Musik zu den Vorbereitungsübungen der pythagoräischen Schule, wodurch der Geist über die Herrschaft der Leidenschaften erhoben und zur Contemplation geschickt gemacht wird. Pythagoras betrachtete die Musik nicht nur als eine vom Ohre zu beurtheilende Kunst, sondern als eine auf mathematische Grundsätze und Verhältnisse zurückzuführende Wissenschaft. Er war der Erfinder einer musikalischen Tonleiter, welche nach seinem Tode in Erz eingegraben und im Tempel der Juno auf Samos aufbewahrt wurde. Die Erzählung aber, daß er durch den verschiednen Klang der Schmiedehämmer, den er im Vorbeigehn vor einer Schmiede einst wahrgenommen, darauf geführt worden sei, wird von Burney verspottet. Die Erfindung des harmonischen Canons oder Monochords, eines Instruments mit einer

einzigen Saite, das zur Messung der musikalischen Intervallen diente, ist ihm von alten und neuern Schriftstellern beigelegt worden; Pythagoras glaubte, daß die himmlischen Sphären, worin die Planeten sich bewegen, indem sie bei ihrem Umschwung den Aether theilten, einen Ton hervorbrächten und daß dieser Ton verschieden seyn müsse nach ihrer Größe, Schnelligkeit und Entfernung. Daß diese Verhältnisse aber von der Art wären, daß diese Töne die vollkommenste Harmonie bildeten, mußte er glauben vermöge seiner Vorstellung von der höchsten Vollkommenheit des Weltgebäudes. Seine Nachfolger benutzten diese Lehre, um von ihrem Meister zu erzählen, daß er der einzige Sterbliche gewesen, dem die Götter vergönnt hätten, die Harmonie der Sphären zu vernehmen. Außer der Arithmetik und Musik beschäftigte sich Pythagoras auch mit der Geometrie, welche er in Aegypten erlernt hatte, und er brachte sie mehr als einer seiner Vorgänger oder Zeitgenossen in die Form einer regelmäßigen Wissenschaft. Nach seiner Vorstellung war der geometrische Punkt das Einfache, die Linie das Zweifache, die Fläche das Dreifache, der Körper das Vierfache. Von den geometrischen Sätzen, welche ihm zugeschrieben werden, sind folgende die wichtigsten: Die innern Winkel eines Dreiecks sind gleich zweien Rechten; und in einem rechtwinkligen Dreieck ist das Quadrat der Hypothenuse den Quadraten der Katheten gleich. Der letztere Satz heißt nach ihm noch jetzt der pythagoräische Lehrsatz (auch Magister matheseos.) In der Astronomie lehrte er oder seine Schüler folgendes: das Wort Himmel bezeichnet entweder die Sphäre der Fixsterne, oder den ganzen Raum zwischen den Fixsternen und dem Mond, oder die ganze Welt, sowohl die himmlischen Sphären als die Erde in sich schließend. Es gibt zehn himmlische Sphären, von denen uns neun sichtbar sind, nämlich die Sphäre der Fixsterne, die sieben Sphären der sieben Planeten (die Sonne und den Mond mit gerechnet), und die Sphäre der Erde. Die zehnte Sphäre, von ihm Antichthon (Gegenerde) genannt, ist unsichtbar, aber nothwendig zur Vollkommenheit der Harmonie der Natur, da die Decas die Vollendung der Zahlenharmonie ist. Dieses Antichthon mag die Ursach seyn, daß es mehr Sonnen- als Mondfinsternisse gibt. Feuer ist in der Mitte des Weltalls, oder in der Mitte der vier Elemente befindet sich die feurige Kugel der Einheit; die Erde ist nicht ohne Bewegung, noch in dem Mittelpunkt der Sphären befindlich, sondern sie ist einer der Planeten, welche sich um die Feuersphäre bewegen. Der Umlauf des Saturn wird in dreißig, der des Jupiter in zwanzig, der des Mars in zwei, der der Sonne, des Mercur und der Venus in einem Jahre vollendet. Die Entfernung der verschiedenen himmlischen Sphären von der Erde entsprechen dem Verhältniß der musikalischen Tonleiter. Der Mond und die andern planetarischen Körper sind bewohnbar. Die Erde ist eine Kugel, auf der es Antipoden geben kann. — Die Schüler der pythagoräischen Schule wurden von diesem Vorbereitungsstudium zum Studium der Naturwissenschaft, der Theologie und Moral geleitet. In Ansehung der Weisheit im Allgemeinen lehrte Pythagoras, daß die Wissenschaft solche Gegenstände umfasse, welche in ihrer Natur unveränderlich, ewig und unverwüstlich sind, und von denen allein eigentlich gesagt werden kann, daß sie existiren. Wer sich diesem Studium widmet, ist ein Philosoph. Der Zweck der Philosophie ist, daß durch die Contemplation der menschliche Geist dem göttlichen ähnlich und zuletzt geschickt gemacht werde, in die Versammlung der Götter zu treten. Mit größtem Fleiß ist dahin zu streben, den Geist von der Herrschaft der Leidenschaften, dem Einfluß der sinnlichen Ge-

genstände und allen körperlichen Eindrücken frei zu machen, damit er zur Anschauung des Geistigen und Göttlichen geschickt werde. Zu diesem Zweck ist der Gottheit und der guten Dämonen Beistand im Gebet anzurufen. Die Philosophie ist entweder theoretisch oder practisch, je nach dem sie sich mit speculativen Wahrheiten oder mit den Regeln des menschlichen Verhaltens beschäftigt. Die practische Philosophie ist nur so weit zu studiren, als für die Zwecke des Lebens erfodert wird; die theoretische Philosophie ist die vollkommene Weisheit. Contemplative Weisheit kann nicht vollständig erreicht werden ohne gänzliche Abgezogenheit von den gewöhnlichen Dingen des Lebens und gänzliche Ruhe und Freiheit des Geistes. Daher die Nothwendigkeit, eine von der Welt gesonderte Gesellschaft zu stiften für Contemplation und Studium. Moralphilosophie wurde, wie Aristoteles sagt, zuerst von Pythagoras, dann von Socrates gelehrt. Man schreibt ihm folgende Sätze zu: die Tugend zerfällt in Privattugend und in öffentliche. Erstere betrifft Erziehung, Stillschweigen, Enthaltung thierischer Nahrung, Muth, Nüchternheit und Klugheit. Die Kräfte des Geistes sind Vernunft und Leidenschaft; wo die letztere der erstern gehorcht, ist die Tugend vorherrschend. Die Jugend ist an Unterwürfigkeit zu gewöhnen, dann wird sie es leicht finden, dem Ansehn der Vernunft zu gehorchen. Man führe sie in die beste Lebensbahn; die Gewohnheit wird sie ihr bald zur angenehmsten machen. Stillschweigen ist besser, als nichtige Worte. Der Weise wird sich auf alles bereit machen, was nicht in seiner Macht steht. Thue was du für recht hältst, wie auch das Volk über dich urtheile; verschmähe seinen Tadel und sein Lob. Es ist feig, den vom höchsten Gott angewiesenen Posten früher zu verlassen, als er es erlaubt hat. Auf der Nüchternheit beruht die Stärke des Geistes, denn sie erhält die Vernunft unumwölkt von Leidenschaft. Niemand ist für frei zu halten, der sich nicht vollkommen beherrscht. Trunkenheit ist ein temporärer Wahnsinn. Das Verlangen nach Ueberflüssigem ist thöricht, weil es keine Gränzen kennt, u. s. w. Die öffentliche Tugend bezog sich nach Pythagoras auf den Umgang, die Freundschaft, den Gottesdienst, die Ehrfurcht vor den Todten und die Gesetzgebung. Im Umgang ist der Charakter und die Lage dessen zu berücksichtigen, mit dem wir umgehn. In der Freundschaft verlangt er Entfernung alles Zwiespalts, vollkommenes Vertrauen, Beistand unter allen Umständen und gegenseitiges Bestreben, einander vollkommen zu machen. Wahre Freundschaft ist unvergänglich. Der Zweck und Gegenstand aller moralischen Vorschriften ist, die Menschen zur Nachahmung Gottes anzuleiten. Alles Gute kommt von der Gottheit, welche alles leitet und gegen deren Willen nichts geschieht. Während der Vollziehung heiliger Gebräuche muß Frömmigkeit in der Seele wohnen. Die Götter müssen verehrt werden durch solche Symbole, als für ihre Natur passen, durch einfache Reinigungen und Gaben und mit Reinheit des Herzens. Ein Eid darf nie verletzt werden. Die Todten müssen nicht verbrannt werden. Nächst den Göttern und Dämonen gebührt die höchste Verehrung den Eltern und Gesetzgebern; die Gesetze und Gebräuche unsers Landes sind heilig zu beobachten. — Die theoretische Philosophie des Pythagoras, welche von der Natur und ihrem Ursprunge handelt, war in das tiefste Dunkel gehüllt, und wir wissen nichts davon, als was sich aus einzelnen Winken der Alten errathen läßt. Gott ist nach Pythagoras, wie es scheint, der Weltgeist, allenthalben verbreitet, die Quelle alles thierischen Lebens, die eigentliche und innerliche Ursache aller Bewegung, in der Substanz dem Lichte ähnlich, in der Natur gleich der Wahrheit,

Digitized by Google

is erste Princip des Weltalls, unfähig eines Leidens, unsichtbar, unrstörbar und nur mit dem Verstande begreifbar. Der Gottheit untertordnet waren drei Gattungen von Intelligenzen, Götter, Dämonen nd Heroen, verschieden an Würde und Vollkommenheit, je nach dem e, als Ausflüsse des höchsten Gottes, mehr oder minder von ihrer Quelle ntfernt waren. Die Heroen dachte er als bekleidet mit einem feinen aterіellen Körper. Zu diesen drei Gattungen kam eine vierte, der enschliche Geist, ebenfalls ein Ausfluß der Gottheit. Alle hatten von ott, dem Urquell der Intelligenz, eine reine, einfache, unveränderliche atur erhalten. Da Gott ein einiger und der Ursprung aller Verschieenheit ist, so wurde er als Monas und die untergeordneten Intelligenn als von der Einheit abgeleitete und in der Einheit enthaltene Zahn dargestellt. So kamen die Zahlen oder abgeleiteten Intelligenzen des ythagoras mit den Ideen des Plato überein, ausgenommen daß diese eingeistiger Natur, jene aber mit einem feinen ätherischen Körper beleidet waren. Die Region der Luft dachten sich die Pythagoräer anefüllt mit Geistern, Dämonen und Heroen, welche Menschen und Thieen Gesundheit oder Krankheit erzeugen, und vermittelst der Träume nd andrer Mittel der Divination die Kunde zukünftiger Dinge mitthein. Die materielle Welt war nach Pythagoras durch die Kraft der öttlichen Intelligenz hervorgebracht worden. Es ist eine belebte Sphäe, jenseit welcher ein vollkommnes Vacuum ist. Dies enthält Sphäen, die sich mit musikalischer Harmonie drehen. Die Atmosphäre der Erde ist eine dicke und unveränderliche Masse, aber die Luft oder der ether ist rein, heilsam, klar, stets bewegt, und die Region aller göttichen und unsterblichen Naturen. Sonne, Mond und Sterne werden ewohnt von Theilen der Gottheit oder Götter. Die Sonne ist ein sphäischer Körper; ihre Verfinsterungen werden dadurch verursacht, daß er Mond zwischen Sonne und Erde tritt; die Verfinsterungen des Mondes durch das Dazwischentreten des oben erwähnten Antichthon. Der Mond ist von Dämonen bewohnt. Cometen sind Sterne, die nur zu ewissen Zeiten sichtbar werden. Von dem Menschen glaubten die Pythagoräer, daß da er aus einer elementaren Natur, aus einem göttlichen der rationalen Princip bestehe, er ein Mikrokosmus sei; daß seine Seele ein sich selbst bewegendes Princip und aus zwei Theilen zusamengesetzt sei, dem rationalen, welcher ein Theil der Weltseele sei und n Gehirn wohne, und dem irrationalen, welcher die Leidenschaften in ich fasse und im Herzen wohne; daß in beiden der Mensch etwas mit en Thieren gemein habe, die wegen der Mischung ihres Körpers und es Mangels der Sprache unfähig seyen, vernünftig zu handeln; daß ie sensitive Seele (Θυμος) untergehe, der rationale Geist (φρην) aber nsterblich sei, weil er aus einer unsterblichen Quelle stamme; daß der ztere, wann er aus den Fesseln des Körpers gelöst worden, ein ätheisches Vehikel annehme und in die Wohnungen der Todten übergehe, o er bleibe, bis er auf diese Welt zurückkehre, um einen andern menschchen oder thierischen Körper zu bewohnen, und daß er endlich, wenn r genugsam geläutert worden, zu dem Urquell zurückkehre, von dem r ausgegangen. Diese ursprünglich ägyptische Lehre von der Seelenanderung (Metempsychose) war die Ursache, weßhalb die Pythagoräer ein Thier tödteten.

Pythia, die Priesterin des Apollo, welche in Delphi die Orakelsprüche ertheilte. S. Delphi.

Pythische Spiele. Sie gehörten zu den vier großen Spielen,

welche in Griechenland gefeiert wurden, und waren zu Ehren Apollo's des Pythonbezwingers schon in den frühesten Zeiten gestiftet. Gehalten wurden sie auf den sogenannten crissäischen Feldern bei Delphi, welches früher Pytha hieß, anfangs alle neun Jahre, später, auf eine Verordnung der Amphictyonen, alle fünf Jahre. Lobgedichte wurden zu Ehren Apolls nach dem Tone der Flöte oder Lyra abgesungen, und Dichter und Musiker stritten dabei um den Preis, der in einem Lorbeer- oder Eichenkranz bestand. Kampfrichter waren die Amphictyonen. Später kamen auch andre musikalische und gymnastische Wettstreite dazu. Mehrere Sieger in diesen Spielen hat Pindar besungen. In der spätern Zeit wurden diese Spiele auch in andern griechischen Städten gefeiert, bei Delphi aber bis ins dritte Jahrhundert nach Chr. Geb.

Python, ein furchtbarer Drache, welcher aus dem von der deucaleonischen Fluth zurückgebliebnen Schlamme entsprossen war, und bei Crissa am Parnassus hauste, wo er das nachherige delphische Orakel bewahrte. Der Zukunft kundig, wußte er, daß Latonens Sohn ihn tödten werde, und verfolgte sie aufs heftigste. Apollo aber erlegte ihn bereits in den ersten Tagen nach seiner Geburt, und erwarb sich dadurch den Beinamen des Pythischen, des Pythonbezwingers.

Q.

Q, auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Narbonne.

Quadrat heißt in der Geometrie jedes gleichseitige und zugleich rechtwinklichte Viereck. Sein Flächeninhalt wird bekanntlich gefunden, wenn man seine Grundlinie mit seiner Höhe, oder, welches hier dasselbe, zwei seiner Seiten mit einander multiplicirt. Daher heißt auch in der Arithmetik jedes Produkt zweier gleichen Zahlen, z. B. $8 \times 8 = 64$ ein Quadrat, oder 64 die Quadratzahl von 8, und die Zahl selbst, hier 8, die Quadratwurzel des Products 64. Eine Quadratwurzel heißt rational, wenn das Quadrat selbst genau das Product von zwei bestimmten Zahlen war. So sind 1, 2, 3, 4, 5, 6 u. s. w. die rationalen Quadratwurzeln der Zahlen 1, 4, 9, 16, 25, 36 u. s. w. Alle andre ganze Zahlen aber, die zwischen jenen liegen, wie 2, 3, 5, 6, 7, 8 u. s. w. haben keine vollkommnen Quadratwurzeln, oder diese können nur näherungsweise gefunden werden als Zahlen, deren Quadrat von dem gegebnen nur wenig abweicht, und solche Wurzeln heißen irrational. — In der Geometrie wird zum Maß des Flächeninhalts der Figuren immer ein Quadrat gebraucht; daher heißt den Flächeninhalt einer Figur suchen, vorzüglich in der höhern Geometrie bei krummlinigten Figuren, ihre Quadratur suchen oder sie quadriren. Cirkelquadratur, s. Art. Kreis. Quadraturen in der Astronomie, s. Art. Adspecten.

Quadrant, in der Astronomie ein Werkzeug, welches zur Abmessung von Bogen größter Kreise der Himmelskugel gebraucht wird, um dadurch die Höhen der Gestirne und ihre Abstände vom Scheitel zu bestimmen. Es heißt Quadrant, weil es das Viertel von einem Kreisbogen oder den Bogen eines Cirkelausschnitts von 90 Grad ausmacht. Diese 90 Grade sind mit weitern Unterabtheilungen darauf angegeben; ferner sind an diesem Werkzeuge Dioptern oder Absehen an einem Lineal oder einer sogenannten Regel angebracht, welche man auf

Digitized by Google

gen Stern richtet, deſſen Höhe oder Abſtand vom Scheitel man meſſen will. Wenn nun die dioptriſche Regel oder das Diopternlineal gegen ein Geſtirn gerichtet auf irgend einen Theilungspunkt des Quadranten fällt, ſo wird alsdann das Verhältniß der Theile deſſelben zu 90 Graden dem Verhältniſſe der von der dioptriſchen Regel auf dem Quadranten abgeſchnittenen Theile zu den zu findenden Graden gleich ſeyn. In den neuern Zeiten ſind die Quadranten theils durch die genaueſte Eintheilung, theils dadurch, daß man ſich ſtatt der bloßen Abſehen zum Viſiren der Dioptern mit Fernröhren bedient, ungemein vervollkommnet worden. Uebrigens pflegt man ſich jetzt faſt allgemein ſtatt der Quadranten ganzer Kreiſe zu bedienen. Man hat bewegliche und unbewegliche Quadranten. Erſtere werden bei dem jedesmaligen Gebrauch in eine Vertikalfläche aufgeſtellt, und ſind doppelter Art, entweder iſt das Diopternlineal am Quadranten ſelbſt feſt, und aus dem Mittelpunkte des Limbus ſpielt ein Bleiloth herab, deſſen Faden auf die Theile des Bogens trifft, oder das Werkzeug bleibt feſt auf ſeinem Geſtell ſtehen, aber das Diopternlineal iſt an einem Punkte ſo befeſtigt, daß es ſich um denſelben drehen läßt. Die unbeweglichen Quadranten ſind diejenigen, welche, weil ſie an einer Mauer der Sternwarte in der Mittagsfläche befeſtigt ſind, Mauerquadranten heißen. Sie ſind größer als die andern, und geben die genauſten Beſtimmungen.

Quadrille, der Name eines Tanzes von munterm Charakter. Die Melodie, welche aus zwei Repriſen von acht Tacten beſteht, wird in den 2/4 Tact geſetzt, und in einem lebhaften Zeitmaße vorgetragen.

Quäker (engliſch Quakers, Zitterer) werden die Glieder einer um die Mitte des 17ten Jahrhunderts in England entſtandenen Religionsgeſellſchaft genannt, weil ſich die Begeiſterung bei ihren Andachtsübungen in der erſten Zeit nach ihrer Stiftung durch Verzuckungen und Zittern anzukündigen pflegte und ihr Stifter George Fox (vergl. den Art.) einſt vor Gericht geſagt haben ſoll: Zittert vor dem Worte des Herrn. Dieſe Secte nennt ſich ſelbſt die chriſtliche Geſellſchaft der Freunde, weil das Band der Freundſchaft und gleichen Geſinnung die Anhänger ihres Stifters zu eignen, von der engliſchen Kirche abgeſonderten Gemeinden vereinigte. Fox fing 1649 in einem wegen politiſcher Gährungen und um ſich greifender Beſchwerden gegen die biſchöfliche Kirche dem Separatismus beſonders günſtigen Zeitpunkte an, göttliche Offenbarungen mitzutheilen, die er erhalten haben wollte. Die Dreiſtigkeit, mit der dieſer von aller wiſſenſchaftlichen Bildung entblößte Schuſtergeſell auf die Laſter aller Stände loszog, die Geiſtlichkeit angriff, alle Gelehrſamkeit und Schulwiſſenſchaft für unnütz erklärte und das Volk zur Verweigerung der kirchlichen Abgaben reizte, fand eben ſo viel Beifall bei den gemeinen Leuten, als Widerſpruch unter den Gebildeten. Trotz aller Verfolgungen, die über ihn ergingen, breiteten ſich ſeine Meinungen ſchnell genug aus; in Wales und Leiceſter hatten ſich die erſten Quäkergemeinden gebildet; 1654 entſtand auch eine zu London und 1658 hielt Fox ſchon die erſte Generalverſammlung ſeiner Parthei zu Bedford. Einige zu ihr übergegangene Gelehrte, wie Samuel Fiſher, George Keith, William Penn, der ihr eifrigſter Verbreiter ward, und beſonders Robert Barclay, deſſen Apologia theologiae vere christianae 1676 den Glauben der Quäker am gründlichſten darſtellt, brachten durch ihre Schriften in die verworrnen Ausſprüche des Stifters erſt die Beſtimmtheit und Ordnung, welche das Eigenthümliche der Lehre dieſer Secte kenntlich macht. Ihr Princip iſt die Meinung, daß jedem, der den göttlichen Geiſt ernſtlich ſuche, un-

mittelbare göttliche Offenbarungen zu Theil würden, deren Keime der menschliche Geist schon in sich trage. Diese nach ihrer Ansicht dem Menschen angeborne Fähigkeit, sich durch Anregung des heiligen Geistes göttlicher Offenbarungen und der gesammten Religionswahrheiten bewußt werden zu können, nennen sie den im menschlichen Herzen wohnenden Christus, das innere Licht oder Wort, welches sie im Range über die heilige Schrift stellen. Diese gilt ihnen nur als eine secundäre Glaubensregel und sie sprechen ihr das Prädicat der Vollständigkeit und allgemeinen Anwendbarkeit auf neuere Zeiten ab. Das Werk der Erlösung halten sie für eine geistige Thatsache, die sich im Innern jedes wahren Christen erneuere und eben so sind ihnen die Sacramente auch nur innere, gemüthliche Handlungen, daher es bei ihnen keine Taufe, kein Abendmahl und überhaupt keine kirchlichen Gebräuche gibt. Ihr Gottesdienst übertrifft an Einfachheit den Cultus jeder andern christlichen Secte. Man sieht keinen Altar, keine Kanzel und keine Bilder, man hört keinen Gesang und keine Musik in ihren Versammlungssälen. Ohne Glockenklang kommt die Gemeinde zusammen und harret schweigend mit bedecktem Haupte auf den Geist. Wer sich von ihm ergriffen fühlt, kündigt seine Begeisterung durch Seufzer an, in welche die übrigen einstimmen, und wenn er predigt oder betet, hören ihm alle stehend, die Männer mit entblößtem Haupte zu. Bisweilen sprechen mehrere nach einander, doch wenn keiner sich dazu gedrungen fühlt, geht man auch nach stundenlangem Harren wieder aus einander, ohne daß ein Laut gehört worden ist. Einen besondern geistlichen Stand dulden die Quäker nicht, Männer und Weiber dürfen in ihren Versammlungen predigen und beten, weil nach ihrer Meinung der heilige Geist noch jetzt, wie in den Aposteln, bei jedem Christen wirkt und das innere Wort erweckt. Erst in neuern Zeiten haben sie Glieder der Gemeinde, die sich oft im Predigen auszeichneten, beauftragt, dieses Geschäft in der Regel zu versehen, und zu Dienern der Gemeinden ernannt, ohne dadurch die Freiheit Aller, zu predigen, wenn sie sich begeistert fühlen, einzuschränken; auch bleiben solche Diener bei ihrem Gewerbe und erhalten nur, wenn sie es bedürfen, einige Unterstützung aus der Gemeindecasse. Ihre Predigten sind ganz kunstlos und absichtlich vermeiden sie darin die bei andern Religionspartheien hergebrachte dogmatische Terminologie. Die Verfassung der Quäkergemeinden ist zufolge ihres Princips, das alle gleich macht, ganz demokratisch. Jede versammelt sich monatlich, um über ihre Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, über die Aufnahme von Proselyten, über die Sittenzucht und Bestrafung ausgearteter Glieder, gegen die nur durch Verweise und Ausschließung verfahren wird, und über die Erlaubniß zu Heirathen, die durch ein vor den Aeltesten geleistetes Eheversprechen geschlossen werden, zu berathschlagen. Diese monatliche Versammlung entscheidet auch in erster Instanz über die Streitigkeiten einzelner Glieder, führt die kirchlichen Listen und wählt die weder durch Besoldung, noch durch andere Vorrechte ausgezeichneten Beamten, die zur Erhaltung der Ordnung und Armenpflege beauftragten Aeltesten, die Diener und ihre Deputirten zu den vierteljährlichen Versammlungen. Die vierteljährlichen Versammlungen bestehen aus den Deputirten der Gemeinden eines Districts und bilden eine höhere Synode, die die Beschlüsse der monatlichen bestätiget, die Berichte derselben zur Kenntniß der jährlichen bringt, Appellationen in zweiter Instanz annimmt und entscheidet, und die Repräsentanten des Districts zu den jährlichen Versammlungen ernennt. Letztere sind für alle Gemeinden eines Landes

Digitized by Google

die höchste Instanz, üben in Sachen der Disciplin, Verfassung und Sitte die gesetzgebende Gewalt, bevollmächtigen Apostel (Missionärs) zur Ausbreitung der Lehre und geben in Angelegenheiten und Streitigkeiten jeder Art die definitive Entscheidung. Solcher jährlichen Generalversammlungen werden für die sieben Länder oder Provinzen, in welche die Secte sich eingetheilt hat, gleichzeitig sieben gehalten, nämlich für Neu-England, wozu Neu-Hampshire, Massachusets, Rhode-Island und Konnektikut gehören, für Neu-York, für Pensylvanien mit Neu-Jersey, für Maryland, für Virginien, für Nord- und Süd-Carolina mit Georgien, und für die europäischen Quäker zu London. Sie erhalten durch die Ausfertigung und Mittheilung allgemeiner Nachrichten über den Zustand der ganzen Secte und durch gegenseitige Unterstützung den Zusammenhang aller Quäkergemeinden; auch stehen unter ihrer Aufsicht die Gesellschaftscassen, welche den Aufwand der Gemeinden für ihre Bethäuser und milden Anstalten blos aus dem Ertrage freiwilliger und meist sehr reichlich eingehender Beiträge der Einzelnen bestreiten; denn da nach ihrer Lehre alle Mitglieder Geistliche sind, halten sie die Entrichtung von Abgaben an Kirchen und Klerus für unerlaubt. Schon die aus diesem Grundsatze folgende Verweigerung des Zehnten und anderer Kirchengebühren mußte die Duldung der Quäker in christlichen Staaten, wo irgend eine Kirche die herrschende ist, schwierig machen, aber in noch größeres Mißverhältniß mit der bürgerlichen Ordnung kommen sie durch die Eigenheiten ihrer Moral. Diese ist bei den Mystikern überhaupt sehr streng; sie untersagt ihnen unbedingt die Ablegung des Eides, die Leistung von Kriegsdiensten und Kriegssteuern, und den Genuß von Vergnügungen, welche die Sinnlichkeit reizen und Leidenschaften erregen. Daher halten sie die Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten, Theater, Glücksspiele, Jagd, Tanz, Schmäuse und Trinkgelage, Luxus jeder Art, ja selbst den Handel mit Luxusartikeln und Kriegsbedürfnissen für unerlaubt, und die Uebung der schönen Künste wenigstens für gefährlich. Wegen der biblischen Vorschrift: achte nicht das Ansehn der Person! glauben sie von den Pflichten der eingeführten Höflichkeit entbunden zu seyn, nennen alle Menschen ohne Unterschied des Ranges du, verweigern den Gebrauch der Titel und nehmen vor Keinem den Hut ab. Eine bestimmte Kleiderordnung, die den Anzug auf das Nöthige beschränkt und den Männern Hüte mit breiten herabhängenden Krempen und dunkelfarbige Röcke ohne Knöpfe, den Frauen eine schwarze Kopfbedeckung und grüne Schürzen vorschreibt, ist für alle verbindlich. Die Monate und Wochentage benennen sie nicht mit den herkömmlichen römischen Namen, sondern nach der Zahlenordnung. So viele Sonderbarkeiten in Lehre, Verfassung und Sitte mußten die Quäker um so mehr zum Gegenstande des Spottes und der Verfolgung machen, je unbescheidner und hartnäckiger sie im ersten Enthusiasmus ihrer Verbrüderung damit hervortraten. In England warf man viele wegen der Verweigerung des Eides und anderer rechtswidrigen Handlungen in Gefängnisse und Tollhäuser, noch weniger glückte es ihnen in Deutschland, wo sie im Holsteinischen, zu Hamburg und Danzig kaum angefangen hatten, ihre Lehre zu verbreiten, als obrigkeitliche Verbote und Streitschriften *) sie wieder vertrieben. Besser gedieh ihr Werk auf holländischem Gebiet, wo die schon 1658 in Fries-

*) Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts erschienen in Deutschland viele Streitschriften wider diese Secte unter den Titeln: Quäkergreuel, Quäkerpulver, Quäkerquark, Quäkerquakelei.

land und die später in den bedeutendsten Städten Hollands entstandenen Gemeinden sich bis jetzt behauptet haben. In England waren sie unter Cromwell und Carl II. abwechselnd geschont und gedrückt, bis ihnen die Toleranzacte 1689 endlich vollkommene kirchliche Freiheit verschaffte. Dieselbe genießt auch die erst 1786 durch englische Apostel gestiftete kleine Quäkergemeinde in Friedensthal bei Pyrmont. Außer dieser, den holländischen und den jetzt 60,000 Seelen zählenden englischen, welche allein in London 32 Bethäuser haben, gibt es in Europa keine Quäkergemeinden. Wo sie geduldet werden, gilt ihr einfaches Versprechen vor Gericht an Eidesstatt, und für ihre Befreiung von Kriegsdiensten entrichten sie besondere Abgaben unter andern Namen. Nirgend haben sie sich weiter und freier ausgebreitet, als in Nordamerika. Die ersten kamen 1660 dahin und siedelten sich in Neu-Yersey an, aber viel zahlreichere Colonien folgten ihnen 1681, da William Penn (s. d. Art.) ihnen das von der englischen Krone erhaltene Land am Delaware einräumte. Penn ging 1682 selbst nach Pensylvanien und gründete die Verfassung der dasigen durch Einwanderungen aus England, Holland und Deutschland schnell anwachsenden Quäkergemeinden. Seitdem haben sie sich in den meisten Provinzen der vereinigten Staaten von Nordamerika ausgebreitet, wo ihre Seelenzahl über 300,000 geschätzt wird. Sie genießen hier vollkommene bürgerliche und kirchliche Freiheit, mußten aber doch die Unverträglichkeit ihrer Grundsätze mit jeder Staatsverfassung in dem Kriege empfinden, der die vereinigten Staaten von England losriß. Damals entstand unter ihnen die besondre Secte der freien oder fechtenden Quäker, aus deren Mitte Männer wie Matlock, Green und Thomas Mifflin als Generale nahmhaft wurden, während die Quäker vom alten System, das jede gewaltsame Vertheidigung untersagt, ihren Patriotismus nur durch Steuern zu den Magazinen für Roggen, Waizen und andre Körner (sie wollten nicht sagen Munition) beweisen mochten. Die freien Quäker unterscheiden sich von den alten nur durch die Meinung von der Zulässigkeit der Kriegsdienste, sind aber von diesen völlig getrennt und machen ungefähr den sechsten Theil aller Quäker in Nordamerika aus. In der Würde des sittlichen Charakters übertreffen die Quäker alle andern christlichen Secten. Ihr Fleiß, ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe, die Einfachheit ihrer Lebensart, der Ernst ihres Betragens und die häuslichen Tugenden, die man fast ohne Ausnahme in ihren Familien wahrnimmt, haben ihnen die öffentliche Achtung erworben. Verbrecher sind bei ihnen höchst selten, Selbstmorde ganz unerhört, und auch nirgend Bettler und Landstreicher zu sehen; ihre trefflichen Anstalten für Arme und Hülfsbedürftige, die Wohlthätigkeit, mit der sie sich selbst fremder Glaubensgenossen annehmen und die streng gehandhabten Gesetze ihrer Sittenzucht lassen nicht leicht etwas aufkommen, das ihren Ruf beflecken könnte. Vorzüglich ihren menschenfreundlichen Bemühungen ist die Aufhebung des Sclavenhandels und die Befreiung der Neger in den vereinigten Staaten zuzuschreiben. Wissenschaften und Künste werden freilich von ihnen wenig gefördert, unter den Facultätsstudien schätzen und üben sie nur die Medicin, ihr Sinn ist durchaus mehr auf das Practische gerichtet, und die meisten beschäftigen sich mit Handel und Gewerben. Uebrigens erscheinen ihre Eigenheiten jetzt weniger schroff, als sonst; die Heuchelei, die man ihnen vorgeworfen hat, wird unter ihnen seltner, und die Begeisterung für ihren Particularismus verraucht immer mehr. Das Verbot der Heirathen außer der Gemeinde ist in neuern Zeiten öfter übertreten worden, wohlhabende und vornehme Familien ziehen sich häufig von ihnen zurück, um der

Digitized by Google

reien Geselligkeit und den Staatsämtern, von denen das Quäkerthum n England ausschließt, näher zu kommen. Diejenigen unter ihnen, welche sich von der alten Einfachheit entfernt und verfassungswidrige Gebräuche der Weltsitte und des Luxus angenommen haben, werden laſſe Quäker genannt und von den monatlichen Versammlungen ausgeschlossen, dagegen die altgläubigen und strengen trockne heißen. Da die Zahl der Letzteren allmählig geringer wird, so scheint diese Secte, deren Religionsansicht, wenn ihre mystische Hülle abfällt, ein dürrer Deismus ist, ihrer Auflösung entgegen zu gehen. Ueber die von den Quäkern wesentlich verschiedene Secte der Schütter-Quäker oder Shakers, vergl. d. Art. Schütterer. E.

Qualität und Quantität sind zwei Denkformen, welche als Urbegriffe des menschlichen Verstandes von den Philosophen zu den Categorien (s. d. Art.) gezählt werden. Qualitäten sind die innern Eigenschaften einer Sache, welche an dieser Sache für sich, ohne daß sie mit etwas anderm verglichen wird, wahrzunehmen sind, oder nach Kant ist Qualität nichts anders als die Bestimmung eines Dinges überhaupt, wodurch sein Inhalt oder seine Materie gedacht wird, und die Qualität der Urtheile des Verstandes besteht in der Bestimmung des Verhältnisses des Prädicats zum Subiecte. Die in der Zeit bestimmte Qualität heißt Grad, nehmlich erfüllte Zeit überhaupt; Seyn, Empfindung in der Zeit, heißt Realität, und sein Gegentheil Negation, Nichtseyn überhaupt. Seyn in der Zeit durch Nichtseyn eingeschränkt, heißt Limitation. Durch Quantität wird gedacht die Verbindung eines gleichartigen Mannichfaltigen, welches vermehrt und vermindert und nach einem angenommenen Maße (einer Einheit) bestimmt werden kann, woraus sich der Begriff von einem Quantum ergibt. Die Quantität durch Zeit versinnlicht, gibt Zeitreihe; eine bestimmte Größe in der Zeit ist die Zahl, wobei man sich eine successive Wiederholung von Einheiten vorstellt. Eine Größe, welche successiv von Theil zu Theil apprehendirt wird, ist eine extensive, eine Größe, welche auf einmal apprehendirt wird, ist ein Grad oder eine intensive Größe. Eine sowohl extensive als intensive Größe ist continuirlich. Verengungen einer Größe, da wo sie aufhört, sind Schranken, Gränzen.

Quanz (Johann Joachim), geboren zu Oberscheden im Hannöverschen 1697, war von seinem Vater, einem Hufschmid, ebenfalls zu dieser Profession bestimmt. Da er aber als Knabe öfters bei den Bauern mit seiner Baßgeige aufgespielt und an dieser Lebensart mehr Gefallen gefunden hatte, so begab er sich im zehnten Jahre nach des Vaters Tode zu seinem Onkel, Stadtmusikus in Merseburg in die Lehre, wo er nachher als Kunstpfeifergeselle schon Gelegenheit hatte, in der herzoglichen Kapelle seinen Geschmack zu bilden. Im J. 1714 ging er nach Dresden, wo er den 1716 erlangten Dienst eines Stadtpfeifergesellen andern Anträgen in die Capellen kleiner Fürsten vorzog. Als Hoboist — er hatte sich anfangs die Hoboe zu seinem Lieblingsinstrumente gewählt — bei der sogenannten polnischen Capelle (1718) ging er mit nach Warschau, wo er nun vorzüglich die Flöte zum Gegenstande seines Fleißes machte. Er nahm Unterricht bei dem damals bekannten Buffardin. Endlich erhielt er (1724) die Erlaubniß, im Gefolge des polnischen Gesandten nach Italien zu gehen; hier traf er (1725) den berühmten Hasse zu Neapel, und wurde durch diesen bei dem alten Aless. Scarlatti (der die blasenden Instrumente sonst nicht leiden konnte) eingeführt, bei welchem er sich in Gunst setzte. Nach

mehrern Reisen (er besuchte auch Paris und London) erlangte endlich Quanz in Dresden, wohin er wieder zurückkehren mußte, in der königlichen Capelle einen Posten, bis er 1741 von Friedrich II., welcher ihm schon als Kronprinz sehr oft Anträge gemacht hatte, mit 2000 Thalern Gehalt und andern vortheilhaften Bedingungen nach Berlin berufen wurde. Er blieb bei diesem Monarchen, dessen Lehrer auf der Flöte er ward, und den er sehr oft begleiten mußte, bis an sein Ende, welches 1773 zu Potsdam erfolgte. Quanz hat übrigens nicht bloß als Meister auf der Flöte, sondern auch als Verbesserer dieses Instruments große Verdienste. Schon auf seinen Reisen machte er zu Paris (1726) den ersten Versuch zur Verbesserung der Flöte, indem er ihr noch eine Klappe zusetzte; 1739 fing er an, mit beträchtlichem Vortheil selbst Flöten zum Verkauf zu fertigen; und 1752 erfand er bei diesem Instrumente den Aus- und Einschiebekopf, wodurch die Flöte, ohne Verwechselung der Mittelstücke, um einen halben Ton tiefer oder höher gestimmt werden kann. Seine Anweisung, die Flöte zu spielen, hat mehrere Ausgaben erlebt. Als Compositeur lebte er zwar meistens nur für seinen Schüler, den großen Friedrich, für welchen er 299 Concerts und 200 Solo's gesetzt haben soll, die nicht ins Publicum gekommen sind; aber auch das, was man von ihm in dieser Art hat, wird von Kennern sehr geschätzt, und verräth seine große Kenntniß in der Harmonie. — Wie weit übrigens die Zärtlichkeit und Sorgfalt des Königs für diesen seinen Lehrer ging, sieht man daraus, daß er in seiner letzten Krankheit selbst Arztes Stelle bei ihm vertrat und für die nöthige Pflegung sorgte, auch ihm zu Ehren nach seinem Tode ein schönes Grabmal setzen ließ.

Quarantaine, s. Contumaz.

Quarin (Joseph von), ein sehr geachteter und gelehrter Arzt, geboren zu Wien am 19. November 1733, wo sein Vater ebenfalls Arzt war. Frühzeitig entwickelten sich die Fähigkeiten des geistreichen Knaben; in seinem 15ten Jahre erhielt er bereits nach schweren Prüfungen die Würde eines Doctors der Philosophie und drei Jahre später zu Freyburg die medicinische Doctorwürde. Das Jahr darauf ward er zu Wien darin bestätigt, und der medicinischen Facultät einverleibt. Van Swieten, Leibarzt der Kaiserin, ermunterte ihn, die seltnen Fähigkeiten des jungen Quarins erkennend, sich dem Lehrfache zu weihen. Quarin hielt daher schon 1754 öffentliche Vorlesungen über Anatomie, später auch über Arzneimittellehre und Clinik im Hospitale der barmherzigen Brüder. Die Kaiserin ernannte ihn 1758 zum Regierungsrathe und Referenten des Sanitätswesens bei der niederösterreichischen Landesstelle. Er schrieb Abhandlungen über den Nutzen und Schaden der Insecten, über die Verschiedenheit der Salze, Versuche über die Cicuta u. s. w. In seinen größern Werken: De curandis febribus et inflammationibus und Animadversiones practicae in diversos morbos, zeigte er sich als beobachtenden und practischen Arzt. Mehrere gelehrte Gesellschaften zu London, Madrid, Venedig, Copenhagen und Wilna ehrten seine tiefen Kenntnisse und nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Selbst das große Zutrauen der Kaiserin offenbarte sich durch eine Sendung nach Mailand, zu ihrem dritten Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand, der an einem schleichenden Fieber dort fast aufgegeben war. Eine schnelle Genesung des Prinzen krönte Quarins Bemühungen, der jetzt zum Leibarzt befördert ward. Dadurch begründete sich sein Ruf als practischer Arzt so fest, daß bei Conferenzen sein Ausspruch als entscheidend galt. Joseph, der Quarin die oberste Leitung des neuen Kran-

kenhauſes übertrug, kränkelte ſeit der Rückkehr aus den Sümpfen des Bannats und foderte Quarin auf zu geſtehen, wie lange er noch leben dürfte. Quarin, dem Befehle gehorchend, beſtimmte eine kurze Friſt, und der Monarch belohnte ihn für ſeine Offenheit mit der Erhebung in den Freiherrnſtand, und einem anſehnlichen Geſchenke. Dieſes Zuſammentreffen brachte vielleicht Quarin zu der Sonderbarkeit mit eingebildeter Unfehlbarkeit jedem Menſchen ſeine Lebensjahre zuzuzählen und ihm ſogleich ſein Alter anzuſehen. Quarin diente jedoch nicht allein der leidenden Menſchheit mit Ausdauer und Talent, er war auch ein eben ſo großer Patriot, der 1797 durch Sammlung von Beiträgen die Ausrüſtung der wiener Freiwilligen vorzüglich unterſtützte. Nicht minder ſchützte er 1805 die Univerſität und ihre Sammlungen durch ſeine Verwendung und ſein Anſehen. Dieſe Verdienſte wurden von der hohen Schule anerkannt; ſechsmal war er Rector derſelben, und 1802 ſtellte man ſeine Marmorbüſte in dem Univerſitäts-Conſiſtorialſaale mit hoher Feierlichkeit auf. Noch in ſeinem Alter ſchrieb er alle neuerlich gemachten Erfahrungen nieder, welche er ſeinen Animadverſionibus als Bereicherung beifügte, die bald nach ſeinem Tode, der am 19ten März 1814 eintrat, ſeine Kenntniſſe nochmals beurkundeten. Fs.

Quarré, ſ. Viereck.

Quarte heißt in der Muſik ein Intervall von vier Stufen, welches drei Gattungen unter ſich begreift, nämlich die verminderte, reine und übermäßige Quarte. Ueber die Frage, ob die Quarte unter die Conſonanzen oder unter die Diſſonanzen gehöre, iſt viel geſtritten worden. So lange die reine Quarte nicht als eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords gebraucht wird, iſt ſie eine Conſonanz, die in Hinſicht auf den Grad ihres Conſonirens unmittelbar nach der reinen Quinte folgt, in vielen Fällen aber einer eben ſo beſchränkten Fortſchreitung wie die Diſſonanzen unterworfen iſt. Iſt die Quarte eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords, ſo wird ſie von den meiſten Theoriſten jetzt als eine Diſſonanz betrachtet.

Quartett, Quadro, Quatuor; wird in der Muſik ſowohl von Inſtrumental- als Singſtücken gebraucht, und bezeichnet bei jenen ein Tonſtück für vier meiſtens concertirende Inſtrumente, bei Singſtücken machen allezeit vier Singſtimmen, meiſtens unter Begleitung von Inſtrumenten, das Quartett aus. Sie kommen, in Kirchenſtücken ſowohl als in Opern, ſehr häufig vor, und erfodern eben ſowohl als jene, die Inſtrumentalquartetten, ſehr gründliche Compoſiteurs, da bei ihnen viel Harmonie und häufige Abwechſelungen nöthig ſind. In Inſtrumentalquartetten hat Joſeph Haydn (ſ. d. Art.) eine neue Bahn gezeichnet, und ſchon dieſe würden den würdigen Veteran in der Tonkunſt bei den Verehrern derſelben unſterblich machen.

Quarze, eine zum Kieſelgeſchlecht gehörige Steinart, die ſehr gemein und verbreitet iſt. Es gibt eine Menge Abarten, die zum Theil eigne Namen führen. Der Quarz iſt meiſtens farblos oder weißlich, und in Hinſicht des Glanzes und der Durchſichtigkeit höchſt verſchieden. Häufig findet man ihn cryſtalliſirt als ſechsſeitige Säule, deren Flächen nicht ſelten fein in die Queere geſtreift ſind. Er iſt immer hart, und gibt, im Finſtern an einander gerieben, ein phosphorartiges Licht. Am gewöhnlichſten kommt er in Ganggebirgen vor, wo er auch meiſtens Erze und Metalle enthält; ſeltener in Flötzgebirgen, und zwar als Geſchiebe. Die beiden Hauptarten des Quarz ſind der Bergcryſtall und der gemeine Quarz.

Quäſtoren, diejenigen ordentlichen Magiſtratsperſonen bei den

Römern, welche dem öffentlichen Schatz, der im Tempel des Saturn aufbewahrt wurde, vorſtanden und die Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Gelder beſorgten. Sie wurden Anfangs von den Königen, dann von den Conſuln, und ſeit dem J. 307 von dem Volke in den Comitiis tributis erwählt. Ihre Zahl wechſelte zu verſchiedenen Zeiten. Anfangs gab es zwei Quäſtoren; im J. 333 wurden außer dieſen, welche in der Stadt blieben, noch zwei andere zur Unterſtützung der Conſuln im Kriege gewählt. Als die Römer ganz Italien unterworfen hatten, kamen noch vier hinzu; unter Sulla gab es zwanzig, und unter Cäſar vierzig. Später war ihre Zahl willkürlich, immer aber gab es in Rom ſelbſt nur zwei, welche zum Unterſchied Quaestores urbani hießen. Die andern nannte man Q. provinciales oder militares. Die Quäſtur war das unterſte Ehrenamt, und bahnte den Weg zum Senat; bisweilen bekleideten ſie aber auch Conſularen.

Quatember (vom lateiniſchen quatuor tempora, d. i. die vier Jahrszeiten), das Vierteljahr; insbeſondre heißen die Tage, an welchen die Vierteljahre oder Quartale anfangen, die Quatember, welche in einigen Gegenden ſind: Oſtern, Johannis, Michaelis und Weihnachten; in andern, z. B. in Sachſen: Reminiſcere, Trinitatis, Crucis und Luciä; in noch andern, z. B. in Nürnberg: Lichtmeß, Walpurgis, Laurentii und Allerheiligen. — In Sachſen heißt Quatember auch eine Grund- und Gewerbſteuer, welche jeder Contribuent nach Maßgabe ſeiner Schocke entrichtet, und welche Anfangs nur vier Mal des Jahrs entrichtet ward. Jetzt aber finden jährlich 20, 30 und mehr ſolche Quatemberſteuern, welche von der Bewilligung der Landſtände abhängen, Statt. — Bei den Catholiken ſind die Quatember vier Faſttage, welche am erſten Freitage eines jeden Vierteljahrs ſtreng beobachtet werden müſſen.

Quatrain nennt man in der Verskunſt eine vierzeilige Strophe.

Quebeck, eine Stadt in Nordamerika, und die Hauptſtadt in Nieder-Canada, am Zuſammenfluß des Lorenz- und St. Carlſtuſſes, mit 12,000 Einwohnern. Sie iſt ſtark befeſtigt, und hat einen guten Hafen. Im J. 1759 wurde ſie den Franzoſen von den Engländern entriſſen. Damals fiel der berühmte General Wolf; auch der franzöſiſche Befehlshaber Montcalm verlor das Leben. Der Verſuch der Amerikaner im J. 1775, die Stadt zu nehmen, mißlang.

Queckſilber, ein Metall, welches ſchon in unſerer gewöhnlichen Temperatur tropfbar flüſſig erſcheint, bei 600 Grad Fahrenheit ſich verflüchtigt, und bei hohen Graden der Kälte (39 bis 40 unter 0 nach Fahrenheit), die bei uns nur künſtlich erlangt werden, ein feſter Körper von ſchönem Silberglanze wird, der ſich hämmern und ſchneiden läßt, ſehr biegſam iſt, und einen dumpfen Klang wie Blei von ſich gibt. In ſeinem gewöhnlichen Zuſtande der Flüſſigkeit gleicht es an Farbe dem geſchmolzenen Blei oder Silber, und iſt ungemein beweglich. Es theilt ſich leicht in kleine Tröpfchen, welche vollkommen kugelrund ſind. Größere Maſſen nehmen eine platte Geſtalt an mit erhaben rundlicher Oberfläche, wie andere geſchmolzene Metalle. Mit Sauerſtoff verbunden, ſäuert das Queckſilber. Dies geſchieht langſam, wenn es an der freien Luft ſtill liegt; es ſetzt ſich eine ſchielende Haut auf der Oberfläche, welche ein unvollkommner Queckſilberkalk iſt. Man erhält denſelben auch, wenn man das Queckſilber an der atmoſphäriſchen Luft reibt und ſchüttelt. Es verwandelt ſich dabei in ein ſchwarzgraues Pulver (einen unvollkommnen Kalk), das den Namen für ſich bereiteter Queckſilbermohr führt. Einen vollkommnen Queckſilberkalk

rhält man durch eine ſehr lange unterhaltene Siedhitze in einem vor der atmoſphäriſchen Luft nicht ganz verſchloſſenen Gefäße. Das Queckſilber verwandelt ſich darin in einen hochrothen, ſcharf und metalliſch ſchmeckenden Kalk, der ein Zehntel ſchwerer iſt, als das reguliniſche Queckſilber, und für ſich bereiteter rother Queckſilberkalk genannt wird. Nach der Platina und dem Golde iſt das Queckſilber das ſchwerſte Metall; es iſt nach einer mittlern Angabe 14,000 Mal ſchwerer als das Waſſer. Aufgelöſ't wird das Queckſilber durch ſtarke Schwefelſäure bei einer höhern Temperatur. Man erhält dadurch ſchwefelſaures Gas und Waſſer. Die Salpeterſäure löſ't es bei einer niedrigen Temperatur auf. Dabei erhält man ſalpeterſaures Gas und Queckſilberhalbſäure. Die Auflöſung des ſalpetergeſäuerten Queckſilbers im Waſſer zerfrißt die Haut. Nach dem Abdampfen cryſtalliſirt ſie ſich, und die Cryſtallen ſind gleichfalls ätzend. Die Kochſalzſäure hat keine Verwandtſchaft mit dem Queckſilber, wohl aber mit der Queckſilberſäure. Wenn man etwas Kochſalzſäure in eine Auflöſung von ſalpetergeſäuertem Queckſilber gießt, ſo verbindet ſich die Kochſalzſäure mit der Queckſilberſäure, und bildet den ſogenannten weißen Präcipitat oder Niederſchlag, welcher nichts anders als eine weiße Queckſilberhalbſäure iſt. Das kochſalzgeſäuerte Queckſilber iſt unter dem Namen Calomel oder Mercurius dulcis bekannt. Das überſaure kochſalzgeſäuerte Queckſilber heißt Sublimat oder ätzender Queckſilberſublimat. Dieſer iſt ungemein flüchtig, ſublimirt ſich in verſchloſſenen Gefäßen, cryſtalliſirt ſich und verglaſ't ſich zum Theil. An der Luft verändert er ſich nicht. Cryſtalliniſch hat er eine völlig ſalzartige Beſchaffenheit. Wegen ſeiner freſſenden und ätzenden Kraft nennt man ihn ätzenden Queckſilberſublimat. Unter allen Giften iſt er das tödtlichſte und freſſendſte. Durch einen hinlänglichen Zuſatz von reguliniſchem Queckſilber entſteht mittelſt der Sublimation das verſüßte Queckſilber oder der verſüßte Queckſilber-Sublimat, welcher nicht ätzend, aber flüchtig und ohne Geſchmack iſt. Die Verbindung der Schwefelſäure mit dem Queckſilber heißt Queckſilbervitriol, woraus man nach dem Abwaſchen mit heißem Waſſer das ſchöne gelbe mineraliſche Turpeth erhält. — Mit pulverförmigen oder zerreiblichen, feſten, deßgleichen mit allen zähen und fettigen oder bloß ſchleimichten Subſtanzen läßt ſich das Queckſilber im reguliniſchen Zuſtande ſo verändern oder vermengen, daß es ſeine laufende Eigenſchaft verliert und wie ein Brei oder eine Salbe ſtill ſteht. Dies nennt man das Queckſilber tödten; es geſchieht dabei eine unvollkommne Verkalkung. Reguliniſches Queckſilber mit Schwefel zuſammengerieben oder zuſammengeſchmolzen gibt ein ſchwarzes Pulver, welches mineraliſcher Mohr oder Queckſilbermohr heißt. Bei einer höhern Temperatur entſteht aus der Verbindung des Queckſilbers mit dem Schwefel das rothe geſchwefelte Queckſilber oder der künſtliche Zinnober, eine dunkelrothe, nadelförmig angeſchoßne Maſſe, welche fein zerrieben, eine ſchöne Farbe gibt. — Mit den meiſten andern Metallen tritt das reguliniſche Queckſilber in eine chemiſche Verbindung, welche man Amalgama nennt. (Man ſ. d. Art.) Niedergeſchlagen wird das Queckſilber aus ſeinen Auflöſungen in Säuren durch das Kupfer in metalliſcher Geſtalt, durch die Alkalien und alkaliſchen Erden verkalkt, wobei die Kalke verſchiedene Farben zeigen. — In der Natur findet ſich das Queckſilber theils gediegen, theils vererzt. Gediegen, Jungfern-Queckſilber genannt, kommt es an mehrern Orten in Europa vor, zumal bei Idria und im Zweibrückiſchen. Es läuft daſelbſt in den

Gruben zuſammen, und man kann an manchen Tagen wohl 100 Pfund ſammeln. Auch findet ſich das Queckſilber in einem natürlichen Amalgama, z. B. gediegenes Queckſilber iſt mit gediegenem Silber verbunden. Dies iſt im Zweibrückiſchen der Fall. Viel Queckſilber wird aus dem Bergzinnober erhalten, in welches es mit Schwefel verlarvt iſt. Noch andere Queckſilbererze ſind das Queckſilber-Lebererz (bei Idria das gemeinſte) und das Queckſilber-Hornerz (auch natürlicher Sublimat oder natürliches Turpeth genannt). Iſt es in den Erzen gleich gediegen, ſo fließt es aus dieſen von ſelbſt in Tropfen ab, wenn man ſie zerſchlägt; iſt es mit fremden Subſtanzen verlarvt, ſo wird es in einem Ofen durch einen Zuſatz geſchieden. Aufbewahrt wird es in Maſſen von 100 bis 150 Pfund in ledernen Beuteln. — Der Verbrauch des Queckſilbers iſt ſehr beträchtlich. Es wird zur Bereitung des künſtlichen Zinnobers, zur Scheidung des Goldes und Silbers, zum Vergolden und Verſilbern im Feuer, zur Unterlage der Spiegel, zu Thermometern, Barometern u. dgl. angewendet. Von ſeinem mediciniſchen Gebrauch handelt der folgende Artikel.

Queckſilbermittel ſind die verſchiedenen Bereitungen aus dem Queckſilber, welche in der Medicin als Heilmittel, äußerlich oder innerlich, angewendet werden. Die Wirkſamkeit des Queckſilbers auf den Körper beruht auf der Verbindung dieſes Metalls mit dem Oxygen oder mit Säuren. Je inniger dieſe Verbindung, je reichlicher mit Oxygen oder Säure geſättigt das Queckſilber iſt, deſto ſchneller, eindringender und zerſtörender iſt die Wirkung deſſelben. Wir zählen unter den mannichfaltigen alten und neuern Zubereitungen dieſer Mittel nur diejenigen hier auf, welche noch jetzt merkwürdig, oder in der Heilkunſt wichtig ſind. Die milderen Mittel ſind diejenigen, welche bloß durch den Zutritt des Sauerſtoffs des metalliſchen Lebens beraubt, als Metallkalke erſcheinen, und für ſich allein, oder mit andern Körpern verbunden, angewendet werden. Die Verkalkung (Tödtung) des Queckſilbers geht ſchon durch bloßes Reiben oder Schütteln deſſelben vor ſich, da das Oxygen aus der atmoſphäriſchen Luft hinzutritt. So entſteht der unvollkommene (nur halb verkalkte) von ſich ſelbſt entſtandene Queckſilbermohr, aethiops mercurii per se, der als ein grauer Staub ſich darſtellt; mit Krebsſteinen ſo lange gerieben, bis ein gleichförmiges ſchwarzes Pulver entſteht, gibt den beinahe zuerſt von den alten Aerzten (ſ. unten) gebrauchten mercurius kalisatus; mit Zucker gerieben, den Zuckermohr, mercurius s. aethiops sacharatus; metalliſches Queckſilber mit arabiſchem Gummi, etwas Zucker und Waſſer abgerieben, iſt das Mittel, welches Plenk erfand und ſich deſſen häufig bediente, daher es noch jetzt den Namen mercurius gummosus Plenkii führt. Queckſilber mit Terpenthin gerieben, bis zur Verkalkung des erſtern, gibt nun unter verſchiedenen Beimiſchungen von Fett, oder von andern Pflaſtern, die Queckſilberpflaſter (unguentum mercuriale, — neapolitanum). Wird das Queckſilber mit Schwefel gerieben, ſo entſteht ebenfalls ein unvollkommener ſchwarzer Kalk, der mineraliſche Mohr (aethiops mineralis), welcher häufig gebraucht wird. Seltener wird die inniger chemiſch verbundene Miſchung von Schwefel und Queckſilber, welche mit ſchöner rother Farbe erſcheint, der Zinnober, als innerliches Mittel gebraucht, weil er etwas unſicher in der Wirkung iſt. Der Zinnober, welchen man ſchon in der Natur, in Queckſilberbergwerken, gebildet findet, iſt gemeiniglich mit einem Antheil Arſenik verunreinigt. Alle dieſe unvollkommenen Kalke ſind in Waſſer unauflöslich, in allen Säuren aber ſehr leicht auflöslich. Auch der Speichel und Magenſaft, und wie die

Digitized by Google

Erfolge beweiſen, auch die lymphatiſchen Flüſſigkeiten des thieriſchen und menſchlichen Körpers müſſen eine auflöſende Gewalt über ihn ausüben. Sie wirken zwar gelinder als die Queckſilberſalze, doch immer etwas unſicher, weil der Grad der Verkalkung zu ſchwankend und von der Bereitungsart zu abhängig iſt, daher die meiſten Präparate dieſer Claſſe veraltet ſind. Einige davon bleiben indeſſen, eben wegen ihrer mildern Wirkung, immer ſchätzbar, nur müſſen ſie genau bearbeitet werden. Unter den mit Säure verbundenen Queckſilbermitteln und den daraus wieder hergenommenen Bereitungen ſind die mit Salpeterſäure und die mit Salzſäure verbundenen Mercurialſalze die gebräuchlichſten. Die Auflöſung des Queckſilbers in verdünnter Salpeterſäure, wobei alle Wärme vermieden werden muß, gibt eine waſſerhelle ſehr ſcharfe und ätzende Flüſſigkeit, die unter dem Namen solutio mercurii nitrata (mercurius nitrosus Selle) gebräuchlich, und ein ſchon altes Mittel iſt, welches die ältern Aerzte, jedoch nach verſchiedenen Zubereitungen, im Gebrauch hatten, indem es der weſentliche Beſtandtheil der Queckſilbereſſenz des Charas, des mercurius liquidus der alten pariſer Pharmakopöe, der aqua grisea Gohlii, des liquor mercurialis Bellostii u. a. m. iſt. Wird die Flüſſigkeit gelind abgedampft, ſo ſchießen Salzcryſtallen an, welche Queckſilberſalpeter heißen, mercurius nitrosus. Dieſes Mittel wurde ſeiner heftigen Wirkung wegen nur wenig und ſehr furchtſam innerlich, meiſtens nur in Auflöſungen äußerlich gebraucht. Die Erfahrung hat indeſſen gelehrt, daß es unter die wirkſamſten und eindringendſten Queckſilbermittel gehört, und bei gehöriger Vorſicht auch innerlich ohne Furcht kann angewendet werden. Wird von dem Queckſilberſalpeter durch die Gewalt des Feuers die Salpeterſäure wieder abgetrieben, ſo bleibt ein glänzend rothes Pulver zurück, welches aus vollkommenem Queckſilberkalk und noch einigem Antheil von Salpeterſäure beſteht, und (mit Unrecht) rother Queckſilberniederſchlag, rother Präcipitat, (mercurius praecipitatus ruber) genannt wird. Es iſt ein ätzendes heftiges Mittel, welches äußerlich zum Wegbeizen von Geſchwülſten, Auswüchſen, zur Reinigung veneriſcher Geſchwüre gebraucht wird, deſſen innerliche Anwendung man erſt neuerlich mit großer Behutſamkeit in hartnäckigen veneriſchen Uebeln gewagt hat. Wird hingegen die Salpeterſäure aus der Verbindung mit dem Queckſilber durch das flüchtige Laugenſalz weggenommen, indem die ſalpeterſaure Auflöſung mit Waſſer verdünnt, und alsdann ätzendes flüchtiges Kali zugegoſſen wird, ſo entſteht ein Niederſchlag, der erſt ſchwarz, dann grau, zuletzt weiß ausfällt. Läßt man die Niederſchläge von allen drei Farben beiſammen, und reibt ſie nach gehöriger Reinigung mit Waſſer (Ausſüßung) und getrocknet unter einander, ſo iſt dies ein längſt bekanntes altes Präparat, das Blacks aſchgrauer Queckſilberkalk (mercurius cinereus Plackii) heißt. Setzt man das flüchtige Laugenſalz nur ſo lange zu, als der Niederſchlag ſchwarz erſcheint, und ſammelt dieſen beſonders, ſo iſt dies der ſchwarze Queckſilberkalk, welcher auch mercurius solubilis Hahnemanni genannt wird, weil Hahnemann deſſen Zubereitung zuerſt in einer ſehr umſtändlichen und koſtſpieligen Methode angab, die aber nachher von Göttling vereinfacht worden iſt. Beide Mittel ſind nichts anders, als unvollkommene Queckſilberkalke, nur daß der zuletzt niederfallende weiße Niederſchlag noch einen geringen Antheil von Salpeterſäure behält. Der Vorzug des ganz ſchwarzen Queckſilberkalkes beſteht in der größern Sicherheit und Milde ſeiner Wirkung. Er iſt aber nicht im Waſſer, ſondern nur in Eſſigſäure auflöslich. — Die Auflöſung des Queckſilbers in Salzſäure geht nur im verkalkten Zuſtande vor ſich; in

dieſem Zuſtande hat aber das Queckſilber nähere Verwandtſchaft zu der Salzſäure, als zu andern Säuren, daher es ſich, wenn es in Vermiſchung zur Salzſäure kommt, aus allen andern Verbindungen trennt, und mit dieſer vereinigt. Die Verbindung des Queckſilbers mit der Salzſäure, die in der Pharmacie theils durch Auflöſung des erſtern, in der Säure, theils in den Fabriken durch andere Methoden bewerkſtelligt wird, gibt das ſalzſaure Queckſilber, mercurius ſalitus corroſivus, welches gemeiniglich auch ätzender Queckſilberſublimat, mercurius ſublimatus corroſivus, genannt wird. Es iſt das ſchärfſte, ätzendſte, am ſchnellſten zerſtörende unter den Queckſilbermitteln, und daher eins der allerſtärkſten Gifte. Er iſt ein vollkommenes metalliſches Mittelſalz, in 16 bis 20 Theilen kalten, und ſchon in drei Theilen ſiedenden Waſſers auflöslich. Er wird äußerlich in Auflöſungen auf mancherlei Weiſe, für ſich allein und in Verbindung angewendet. In der Miſchung einer Auflöſung deſſelben in Waſſer und mit Zuſatz von Kalkwaſſer, dem ſogenannten phagadäniſchen Waſſer, wird die Säure von dem Kalk weggenommen, das Queckſilber fällt als ein gelber Queckſilberkalk zu Boden. Wird das Queckſilber aus ſeiner Auflöſung in Salzſäure durch flüchtiges Laugenſalz abgeſchieden; ſo fällt es als ein weißer Queckſilberkalk zu Boden, dem noch Salzſäure und etwas flüchtiges Laugenſalz anhängt, und welcher mercurius praecipitatus albus, weißer Queckſilberniederſchlag, weißer Präcipitat, genannt wird. Er iſt zwar weniger ätzend, als der Sublimat; da aber die Bereitung nicht ſo genau geſchehen kann, daß er nicht bald mehr, bald weniger Antheil von Salzſäure und von dem flüchtigen Laugenſalze enthalten, oder die Verkalkung bald mehr, bald weniger vollkommen Statt finden ſollte, ſo iſt er in ſeiner Wirkung nicht gleichförmig, daher der innerliche Gebrauch nicht ſicher. Er wird deßhalb bloß äußerlich in Salben angewendet. Wird die im Sublimat enthaltene Säure mit hinzugeſetztem Queckſilber geſättigt, ſo entſteht ein ganz neues Product, dem die Alten den Namen: mercurius dulcis, verſüßtes Queckſilber, die Neuern: mildes ſalzſaures Queckſilber, gegeben haben. Es wird durch innige Vermiſchung von drei Theilen metalliſchem Queckſilber mit vier Theilen ätzendem Queckſilberſublimat, durch lang anhaltendes Reiben und nachherige Deſtillation und Sublimation verfertigt. Es iſt im Waſſer ſehr ſchwer auflöslich, indem ein Theil davon 1200 Theile Waſſer zur Auflöſung erfordert. In ſeiner Wirkung iſt es viel milder, als der Sublimat, zum innerlichen Gebrauch ſehr wirkſam, und dabei eins der ſicherſten Queckſilbermittel. Die ältern Chemiker glaubten, es durch mehrmalige Deſtillation und Sublimation noch milder zu machen. Wurde es ſechs Mal, jedesmal mit dem Zuſatz von etwas metalliſchem Queckſilber ſublimirt, ſo bekam es den Namen Calomel, calomelas, ſehr uneigentlich, weil dieſe Benennung zuerſt dem aethiops mineralis wegen ſeiner ſchwarzen Farbe beigelegt wurde, das verſüßte Queckſilber hingegen weiß ſieht. Man ließ es auch wohl 12 bis 16 Mal ohne Zuſatz von Queckſilber ſublimiren, und nannte es alsdann Queckſilberpanacee, (panacea mercurialis). Durch dieſe öftere Sublimation, wird es aber nicht milder, ſondern wieder ſchärfer und ätzender. Eine Zuſammenſetzung von verſüßtem Queckſilber und Kalkwaſſer macht das milde phagadäniſche Waſſer, aqua phagadaenica mitis. Die Verbindung des Queckſilberkalkes mit Phosphorſäure gibt das phosphorſaure Queckſilber, das im Waſſer unauflöslich, und ein mildes Queckſilberſalz iſt, das, wie die andern milden Queckſilbermittel, zum innern Gebrauch angewendet werden kann. Es wird indeſſen durch jene Mittel überflüſſig, eben ſo, wie

Digitized by Google

das eſſigſaure und weinſteinſaure Queckſilber, welche beide ſonſt noch von verſchiedenen Geheimmitteln gegen die veneriſche Krankheit die Grundlage ausmachten, jetzt aber ziemlich in Vergeſſenheit und ganz außer Gebrauch gekommen ſind, z. B. die kaiſerſchen antiveneriſchen Trageen und deſſen antiveneriſche Pillen. Die Wirkungen der Mercurialmittel auf den menſchlichen Körper ſind zwar im Grade verſchieden, je nach dem ſie mit Sauerſtoff oder mit Säure verbunden, als Kalke, als milde oder als ſcharfe Salze erſcheinen, doch kommen ſie in der Art ihrer Wirkung alle überein. Wenn ſie nämlich in nähere Berührung und Zuſammenwirkung mit dem Körper gebracht werden, ſo zeigen ſie eine Tendenz, den Zuſammenhang der organiſchen Faſer, die Cohäſion, aufzuheben, die plaſtiſche bildende Kraft zu vernichten. Die bildende Kraft im Organismus iſt eine Aeußerung der organiſchen Naturkraft oder der Lebenskraft in der unterſten Sphäre der Reproduction. Indem nämlich die thieriſche Gallerte des Blutes durch Verbindung mit Oxygen zur höhern Lebensqualität gehoben worden iſt, geht dieſe in dem Haargefäßſyſtem in Gerinnung, die erſte organiſche Geſtaltung, den Zellſtoff, über, welcher ſich in den verſchiedenen Organen zur Ausbildung oder zum Erſatz der abgeſonderten Theile anſetzt. Die Stärke, mit welcher dieſe erſte organiſche Zellform zuſammenhält, iſt die Cohäſion. Die innere Naturqualität dieſes unter den Metallen mit der geringſten Cohärenz verſehenen Metalls geht ſchon im Metallreiche ſelbſt auf Vernichtung der Cohäſion derſelben und Auflöſung. Soll es aber dieſe Qualität auch auf den lebenden Organismus äußern können, ſo muß es ſelbſt durch Verbindung mit dem Oxygen auf eine höhere Stufe des mineraliſchen Lebens geſetzt werden, wodurch ſeine innere Qualität erſt aufgeſchloſſen und regſam, und nun erſt fähig wird, auf den lebenden Organismus zu wirken, gleichſam begeiſtet in der kleinſten Quantität ſeine innere Qualität zu offenbaren, und Auflöſung der Cohäſion, Vernichtung der Bildungskraft des Organismus zu bewirken. Da der Organismus, ſeines ſteten Wechſels wegen, immer neuen Stoff von außen aufnehmen muß, ſo iſt er mit einem Syſtem von einzelnen Gebilden verſehen, welches die äußern Stoffe durch Auflöſung und Vernichtung ihrer Cohäſion und innern Qualität, und durch Zerſetzung in ihre einfachen Beſtandtheile zur neuen organiſchen Lebensform fähig macht. Dies iſt das Verdauungsſyſtem und was dazu gehört, beſonders aber das Speicheldrüſenſyſtem, welches daher unter allen organiſchen Syſtemen des Körpers die nächſte Verwandtſchaft zum Queckſilbermittel hat. Da nun ferner diejenigen Stoffe, welche von der Aſſimilation nicht bezwungen werden, ſondern durch Verbindung mit Oxygen, ſchon auf einer höhern Stufe des Lebens ſtehen, ihre innere Qualität in höherm Grade auch im Organismus behaupten, und ihrer Tendenz gemäß in demſelben wirken, die ihnen verwandten Functionen dadurch verſtärken, ſo folgt hieraus, daß auch die Queckſilbermittel auf das Speicheldrüſenſyſtem vorzüglich erregend wirken, und eine normwidrige übermäßige Thätigkeit, die Tendenz, alles in lymphatiſche und ſpeichelartige Flüſſigkeit zu verwandeln, erregen müſſen. Dieſem gemäß beobachten wir auch Erſcheinungen in dem lebenden Körper, von der Anwendung der Mercurialmittel an und in demſelben. Wird ein ſolches Mittel, zumal eins von den heftiger wirkenden, in concentrirter Form äußerlich an den Körper, an eine entblößte Stelle gebracht, ſo wirkt es ätzend und zerſtörend auf dieſe Stelle, daher es in den Magen gebracht, als wahres ätzendes Gift tödtet. In kleiner Gabe und anhaltend gebraucht, erregt es zunächſt eine äußerlich noch wenig wahrzunehmende, nur aus Vorgängen in krankhaftem Zu-

ſtande, zu ſchließende Verminderung der organiſchen Cohäſion, und Beſchränkung der Bildungskraft des Organismus. Bei weiterer Fortſetzung des Gebrauchs wird das Zahnfleiſch, die Zunge, die innere Bekleidung der Wangen, lockerer, aufgeſchwollen, es entſteht Hitze im Munde, metalliſcher Geſchmack, übelriechende Ausdünſtung aus demſelben, vermehrte Abſonderung des Speichels, die immermehr überhand nimmt, endlich ſo übermäßig wird, daß dieſe Flüſſigkeit ununterbrochen aus dem Munde läuft. Dabei entſtehen Abſonderungen der innern Haut, oberflächliche Geſchwüre, die ſchnell um ſich greifen, Losſtoßung der Zähne, Aufgedunſenheit des ganzen Geſichts. Würde noch immer das Einbringen der Queckſilbermittel fortgeſetzt, ſo würde endlich alles in ſpeichelartige Flüſſigkeit aufgelöſ't, die Cohäſion und organiſche Reproduktion würde gänzlich vernichtet werden, und der Tod erfolgen. Dieſe mächtige Wirkung der Queckſilbermittel macht ſie nun in denjenigen Krankheiten zu einem Heilmittel, in welchen die Cohäſion zu ſtark, die Bildungskraft in der Sphäre der Reproduktion entweder allgemein, oder örtlich normwidrig erhöht oder ausgeartet iſt. Das Queckſilber iſt das einzige ſpecifiſche Mittel gegen die veneriſche Seuche und deren Ausbrüche verſchiedener Art. Die Aerzte der älteſten Zeit kannten ſeinen Gebrauch als Heilmittel nicht. Erſt die arabiſchen Aerzte wandten es in Salben an. Von dieſen kam es in dem elften Jahrhunderte zu den Europäern, welche durch Einreibungen der Queckſilberſalben einen Speichelfluß, und dadurch Heilung hervorbringen wollten. Auch in Räucherungen wurde es ſchon damals angewendet. Den innerlichen Gebrauch der Queckſilbermittel wagte man viel ſpäter, erſt im ſechszehnten Jahrhundert. Matthiolus bediente ſich eines von Vigo 1510 erfundenen Präcipitats; Hurham gebrauchte Burtons mercurius alkalisatus; Baſilius Valentinus empfahl zuerſt den innerlichen Gebrauch des Sublimats, auch Boerhave machte eine, wiewohl noch ſehr furchtſame Anwendung davon. Erſt nach van Swietens Anleitung wagten es die Aerzte, häufigere Verſuche damit zu machen. Gegen andere als veneriſche Krankheiten wurde das Queckſilber noch ſpäter angewendet, nachdem man erſt mehr Erfahrung über deſſen Heilkraft geſammelt hatte. Ehe man noch eine richtigere Theorie über deſſen Wirkung in dem menſchlichen Körper erforſcht hatte, war dieſe Anwendung anfangs freilich bloß empiriſch, und wurde nach herrſchenden Meinungen bald zu allgemein empfohlen, bald zu ſehr beſchränkt. Man verſuchte es in mancherlei Hautkrankheiten, den Flechten, der Krätze, in Krankheiten des lymphatiſchen Syſtems, den Skropheln, bei verhärteten Drüſen- und andern Geſchwülſten, in der Waſſerſcheu, ſogar in krampfhaften Krankheiten. Der engliſche Arzt Hamilton machte auf ſeinen großen Nutzen in verſchiedenen Entzündungskrankheiten aufmerkſam; deutſche Aerzte beſtimmten dieſe Anwendung noch genauer. Die browniſche Schule hielt es ohne weitere Rückſicht auf ſeine qualitative Wirkung bloß für ein erregendes Mittel, und leitete daraus ſeinen Nutzen in aſtheniſcher, namentlich in der veneriſchen Krankheit her. Die Erregungstheoretiker, namentlich Röſchlaub, hielten es für ein eindringendes, auflöſendes, ſchwächendes Mittel, und modificirten darnach die Vorſchriften für die Anwendung deſſelben. Die eclectiſchen Aerzte hielten es für ein Reizmittel, beſonders für das lymphatiſche Syſtem, und beurtheilten darnach ſeine Wirkſamkeit. Die Aerzte aus der naturphiloſophiſchen Schule haben ſeine innere Qualität näher zu erforſchen, und die Tendenz ſeiner Einwirkung, die Gränzen ſeiner Anwendbarkeit genau darnach zu beſtimmen geſtrebt.

H.

Quedlinburg, ein ehemaliges fürstliches Damenstift lutherischer Religion, zwischen Halberstadt und Anhalt gelegen, dessen Aebtissin ein Reichsstand war, und auf der rheinischen Prälatenbank Sitz und Stimme hatte. Es enthielt auf 2 Quadratmeilen 15,000 Einwohner. Die Stiftshauptmannschaft und Erbvogtey darüber hatte Sachsen im Jahr 1697 an Brandenburg für 300,000 Thaler verkauft. Der König von Preußen hielt daher Garnison in der Stadt, erhob Accise, Service, ließ sich den Huldigungseid leisten u. s. w., und hielt zur Besorgung dieser Gegenstände einen Stiftshauptmann, welcher unmittelbar von den höchsten Landescollegien zu Berlin abhing. Die Aebtissin aber war im Besitz der höhern und niedern Gerichtsbarkeit, hatte ihre Regierungskammer, ihr Consistorium u. s. w. Im J. 1802 kam Quedlinburg als Entschädigung ganz an Preußen; 1807 wurde es dem Königreiche Westfalen einverleibt, und zum Departement der Saale geschlagen; die Siege von 1813 stellten aber den preußischen Besitz wieder her. Die Hauptstadt Quedlinburg an der Bode zählt 11,000 Einwohner, führt vielen Branntwein, viele Leinwand und Wollenzeuge aus, und treibt einen beträchtlichen Viehhandel. In den acht Kirchen gibt es verschiedene sehenswürdige Alterthümer, z. B. die Gräber Kaisers Heinrich und seiner Gemahlin. Die auf dem Schlosse befindliche Bibliothek enthält einige kostbare Alterthümer.

Queerpfeife (piffaro), ein flötenartiges Kriegsinstrument, welches gewöhnlich mit der Trommel begleitet wird. Sie wird wie die Flöte intonirt, unterscheidet sich von dieser aber dadurch, daß sie durchgängig gleich weit gebohrt ist, außer dem Mundloche und den sechs Tonlöchern keine Klappen hat, viel kleiner ist und um eine Octave höher steht, auch einen ungleich schärfern und stärkern Ton hat. Ihr Umfang geht vom zweigestrichenen bis zum viergestrichenen d, mit Inbegriff der durch Kreuze erhöhten Töne fis, gis, cis.

Quellen nennt man die Ausflüsse des unter der Erdoberfläche befindlichen Wassers. Sie bilden bei ihrem Fortgange über die Erdoberfläche Bäche, durch Vereinigung von mehrern derselben Flüsse und endlich Ströme. Da das Wasser, den Gesetzen der Schwere folgend, allemal von Anhöhen nach Niederungen fließt, so können auch Quellen nur an solchen Orten entstehn, die höher liegen als die Gegend, über die sie hinfließen. Alle Quellen entspringen daher mehr oder weniger an Bergen oder Anhöhen. Ihr Wasser strömt in größern oder kleinern Flüssen dem Meere zu, welches dadurch Ersatz für die täglich durch die Ausdünstung verloren gehende Wassermasse erhält. Die Quellen aber bekommen ihre Nahrung durch das Regen- und Schneewasser, so daß ein beständiger Kreislauf des Wassers auf der Erde Statt findet. Die Quellen selbst sind von sehr verschiedener Beschaffenheit. Der Grad der Reinigkeit ihres Wassers hängt von den Erdschichten ab, durch welche sie fließen. Die reinsten und klarsten Quellen entspringen meist in den beträchtlichsten Höhen, und das eigenthümliche Gewicht ihres Wassers kommt dem vom Regenwasser am nächsten. Das gewöhnliche Quell- und Brunnenwasser ist mit mehr oder weniger mineralischen Materien, besonderheit mit Gyps, Kalkerde und salzichten Theilen angeschwängert. In Rücksicht der Wassermenge, welche die Quellen liefern, theilt man sie in gleichförmige und periodische. Die erstern geben mehrentheils zu allen Zeiten immer gleich viel Wasser; die letztern wechseln ab, indem sie bald schwächer bald stärker fließen; manche versiegen zu gewissen Zeiten ganz. Auch findet man hie und da Quellen, welche stundenweise ab- und zunehmen. Die Quelle von Fonfanche bei Nismes fließt täglich

etwas über sieben Stunden und setzt an 5 Stunden aus. Die von Colmar in der Provence setzt allemal in der 7ten Minute aus. Ihr Wasserstrahl hat die Dicke eines Arms, und ward 1755 bei dem großen Erdbeben, welches Lissabon zerstörte, in eine beständig fließende Quelle verwandelt. Erst im J. 1763 fing sie wieder an auszusetzen. In der Schweiz findet man mehrere solcher aussetzenden Quellen. Man leitet diese Erscheinung mit der größten Wahrscheinlichkeit von kleinen Berghöhlen oder Wasserbehältern her, die sich von oben anfüllen und seitwärts durch heberförmige Röhren oder Canäle wieder leeren. Diese Heber leeren die Behälter nur bis an die waagrechte Fläche ihres Verbindungspunktes aus, hören dann auf zu fließen, und fangen erst wieder an, wenn der Schenkel am Behälter bis auf seinen höchsten Punkt gefüllt ist. Bei stärkerm Zufluß, z. B. nach heftigem Regen, muß natürlich die Zwischenzeit verkürzt werden. Gibt es in dem Behälter einen heberförmigen Canal, der das Wasser von der Quelle ab nach einem andern Orte führt, so kann eine solche bei trocknem Wetter fließen und beim Regen still stehen. Auf Island finden sich einige Quellen, die ihr Wasser nur stoßweise von sich geben, wobei wahrscheinlich unterirdische Dämpfe wirken. In Frankreich will man in manchen Küstengegenden Quellen bemerkt haben, bei denen sich der Einfluß der Ebbe und Fluth äußert.

Quesnoy, der Erfinder des physiokratischen Systems. (S. d. Art.)

Quetschung (chirurgisch), ist die Verletzung irgend eines Theils des Körpers durch mechanische Gewalt eines stumpfen Werkzeugs oder durch Schlag, Stoß, Fall, Wurf u. dergl., ohne sichtbare Trennung der Theile. Ist letztere damit verbunden, so heißt die Verletzung eine gequetschte Wunde. Es finden bei der Quetschung verschiedene Grade Statt, je nachdem die Gewalt der mechanischen Einwirkung, oder der Widerstand der verletzten Theile stark war, daher sie bei Knochen, oder an den Theilen, welche an einem Knochen liegen, verhältnißmäßig immer bedeutender ist als an weichen Theilen. Die Folge der Quetschung ist Lähmung und Zerreißung der feinsten Gefäße, daher auch Austreten der Feuchtigkeiten, die diese enthalten, in das benachbarte Zellgewebe; Hiervon rührt die blaue, braune oder gelbe Farbe, die Geschwulst und der Schmerz der gequetschten Stelle her, wozu sich oft noch Entzündung einfindet, die an Gelenken, bei krankhafter Constitution, in schwammigen Theilen sehr gefährlich werden kann. H.

Quevedo de Villegas (Don Francisco), Ritter des Ordens von Santiago und Herr von La Torre de Juan Abad, einem in der Gegend von Mancha gelegnen Orte, hat sich in der spanischen Literatur einen berühmten Namen erworben. Er war 1570 zu Madrid geboren, und studirte zu Alcala de Henares. Außer den alten Sprachen umfaßte er die Theologie, Medicin und Philosophie, weil er keine einzelne Wissenschaft zu seinem Brotstudium machen wollte. Umfassende Kenntnisse waren in ihm mit vielem Witz und großer Eigenthümlichkeit des Geistes vereinigt. Statt die ihm angetragnen Aemter anzunehmen, zog er es vor, auf Reisen zu gehen, um seine Einsichten durch Welt- und Menschenkenntniß zu berichtigen und zu erweitern. Er ging zuerst nach Italien, wo er sich durch Leistung wichtiger Dienste die vertraute Freundschaft des Herzogs von Ossuña, Don Pedro Giron, damaligen Vicekönigs von Neapel, erwarb. Von Italien aus besuchte er Süddeutschland und Frankreich. Bald nach seiner Zurückkunft nach Spanien wurde er als ein Vertrauter des in Ungnade gefallenen Herzogs

ns Gefängniß geworfen und zur Untersuchung gezogen. Erst nach drei Jahren erhielt er seine Freiheit wieder. Um seiner geschwächten Gesundheit aufzuhelfen, bereis'te er Spanien, und ließ sich dann in Madrid nieder. Durch das erlittene Unrecht gewitzigt, vermied er es, ein Amt anzunehmen; er begnügte sich mit dem Titel eines Secretärs Philipps des Vierten. Im J. 1634 verheirathete er sich mit einer Schwester des bekannten Bernardo de Cabra, Erzbischofs von Albarazia, die er aber schon nach einigen Jahren wieder verlor. Er zog sich jetzt noch mehr von der Welt zurück, und beschränkte sich auf den Umgang mit wenigen Freunden. Er war bereits ein 68jähriger Greis, als er wegen eines Libells gegen den Minister Olivarez, das man ihm ohne weitere Untersuchung zuschrieb, zum zweiten Mal eingekerkert wurde. Als er nach zweijähriger Gefangenschaft wieder frei ward, hatte seine Gesundheit sehr gelitten. Ein Lungengeschwür drohte ihm einen nahen Tod. Vom Hofe verbannt, begab er sich auf sein Landgut, welches während seiner Gefangenschaft mehr als einmal war geplündert worden. Endlich nöthigte ihn seine Krankheit, sich nach Villa nueva de los Infantes zu begeben, um sich wiederherstellen zu lassen; aber er war kaum angekommen, als er im J. 1647 in einem Alter von 77 Jahren starb. Quevedo's Werke sind theils in Prosa, theils in Versen, und von dem mannichfaltigsten Inhalt. Seine heroischen Gedichte zeichnen sich durch Energie und Erhabenheit, die lyrischen durch Schönheit und Anmuth, die humoristischen durch Scherzhaftigkeit und sinnreiche Erfindung aus. Seine prosaischen Werke bestehen eines Theils aus ernsthaften, moralischen und religiösen Stücken, andern Theils aus Ergüssen von Laune und Satire. Durch die letztern ist Quevedo dem Auslande am meisten bekannt geworden, namentlich durch seine Sueños und durch sein Gran Tacaño, den ersten komischen Roman in derjenigen Gattung, welche die Spanier Bettlerromane nennen.

Quiberon, ein Städtchen von 1916 Einwohnern auf der schmalen Halbinsel gleiches Namens, die sich zwei Stunden von Auray in das Meer erstreckt, im Departement des Morbihan, Bezirk von Lorient. Diese Halbinsel ist bekannt durch die unglückliche Landung eines Heerhaufens französischer Ausgewanderten und durch das tragische Ende eines edeln heldenmüthigen Mannes, des Grafen von Sombreuil. — Die französischen Ausgewanderten in England hatten im Jahr 1795 mehrere Regimenter in englischem Solde gebildet, und ihre Heerführer wünschten, durch eine brittische Flotte unterstützt, nach Frankreich übergeschifft zu werden, um zu dem königlichen Heere in der Vendée, oder zu den Chouans stoßen zu können. Ihre Erwartung eines glücklichen Erfolgs war so zuversichtlich, daß sie dadurch selbst das besonnene brittische Ministerium hinrissen. Dieses war nämlich der Meinung, man müsse erst mehr Truppen beisammen haben, ehe man eine solche Unternehmung wagen könne. Pitt sagte daher zu Puysaye und Hervilly, welche die Unternehmung beschleunigt wissen wollten: „Sie werden Ihren Zweck verfehlen, wenn Sie sich mit so wenig Truppen bloßstellen. Sie müßten nach meiner Meinung warten.“ Allein Puysaye versicherte, die Erscheinung von einigen tausend Mann wäre hinreichend, um ganz Bretagne zum allgemeinen Aufstande zu bewegen; sie brauchten nichts als Waffen, Pulver und Schiffe. Der brittische Minister glaubte endlich, der Erfahrung eines Mannes nachgeben zu müssen, welcher den Krieg verstand, und schon vor der Revolution Generallieutenant gewesen war. Doch waren einige andre französische Offiziere, unter Andern der General Hector, mit diesem Wagniß so wenig einver-

standen, daß sie in England zurückblieben. Die Schaar der Ausgewanderten wurde nun mit brittischer Freigebigkeit ausgerüstet. Oberanführer war der Graf von Puysaye; die übrigen Anführer waren Graf Hervilly, Marquis Dudresnay de la Châtre u. A. m. Unter den Soldaten befanden sich aber auch eine Menge französischer Kriegsgefangenen, die sich hatten anwerben lassen, um bei dieser Gelegenheit nach Frankreich zurückzukehren. Sie segelten unter dem Schutze einer brittischen Flotte nach der französischen Küste, und nachdem Admiral Bridport, der 10 Linienschiffe führte, den französischen Admiral Villaret Joyeuse, welcher 12 Linienschiffe und 11 Fregatten befehligte, den 23sten Juni 1795 auf der Höhe von Lorient geschlagen, und drei Linienschiffe erobert hatte, landeten die Ausgewanderten, 3036 Mann stark, ohne Hinderniß, den 27sten Juni an der Küste von Quiberon. Sie rückten hierauf rasch vor, und mehrere Tausend bewaffnete Franzosen vereinigten sich in kurzem mit ihnen, so daß sie nach einigen Angaben 10,000 Mann stark wurden. Aber schnell zog der republikanische Feldherr Hoche mit einem Heere von 25,000 Mann heran, und hinderte die Vereinigung der gelandeten Schaar mit den im Innern des Landes bewaffneten Chouans. Die Landzunge, welche die Halbinsel mit dem festen Lande verbindet, wird durch die Feste Penthievre vertheidigt. Diese und noch einer kleineren bemächtigten sich die Ausgewanderten. Sie drangen bis über Auray vor; allein zurückgeworfen von der Uebermacht des Generals Hoche mußten sie sich auf die Halbinsel zurückziehn, wo ihre Stellung sehr fest und beinahe unbezwinglich war. Denn die Festungswerke sind zum Theil auf steilen Felsen angelegt. Sie entsandten hierauf den 10ten Juli eine Schaar königlicher Truppen in das Innere von Bretagne, welche auch durch Zulauf von Chouans zu einem beträchtlichen Haufen anwuchs, allein dennoch nicht ihnen das Land zu öffnen vermochte. Daher unternahmen sie in der Nacht vom 15. zum 16ten Juli einen Angriff auf die Republikaner bei St. Barbe, anfangs mit Erfolg, als sie aber unerwartet auf eine Batterie stießen, mußten sie sich mit Verlust zurückziehen. Der Graf von Hervilly wurde verwundet, führte aber dennoch den Rückzug in guter Ordnung aus, bis Sombreuil, der eben angekommen war, an seine Stelle trat. Die starken Werke hinderten die Republikaner an weiterer Verfolgung. Schon bei diesem Angriffe zeigten sich Spuren von Verrätherei; gleichwohl war man so unvorsichtig, die Besatzung der Feste Penthievre dem Regimente Hervilly anzuvertrauen, weil es das stärkste war, indem es 1400 Mann zählte; allein es befanden sich in demselben viele gewesene Kriegsgefangene, die jetzt durch Verrath ihre Freiheit zu erlangen suchten. Ihre Lage wurde nicht besser, als sie den 17ten Juli eine Verstärkung von 1174 Mann erhielten, die ihnen Sombreuil zuführte. Diese Mannschaft besetzte die Gegend zwischen Penthievre und Quiberon, nahe am Meere, und rettete zuletzt noch einen Theil der Gelandeten. Unterdessen hatte General Hoche mit den Verräthern in der Feste Penthievre Verabredungen genommen. Sein Heer erhielt Verstärkungen. Er überfiel daher in der Nacht vom 20sten Juli die Feste, welche 4000 Mann vertheidigten, und eroberte sie mit 200 Mann. Die Republikaner wurden nämlich von den verrätherischen Vorposten auf einem steilen Felsenwege bis in die innern Werke geführt. Beim ersten Lärm wollte der Befehlshaber die Truppen sammeln, ward aber erschossen; 800 Mann legten hierauf das Gewehr nieder, oder schossen ihre eigenen Offiziere todt. Die Verrathenen waren ohne Anführer, und in der Verwirrung war das Gemetzel groß. Viele Königliche liefen zu den Republikanern

Digitized by Google

über, und hieben mit ihnen zugleich auf die noch Widerstand leistenden ein. Sombreuil konnte jetzt nichts thun, als die Einschiffung der übrig gebliebenen Ausgewanderten decken. Er und seine zwei Bataillone wehrten sich gegen Hoche's Heerhaufen mit einem Heldenmuthe, den Hoche und die Conventstruppen bewundern mußten. Man schlug ihm einen Vergleich vor, wenn er keine Truppen einschiffen ließe, sondern sich mit allen ergäbe; allein auf diese Bedingung wollte er nichts von einem Vergleiche wissen. Die Einschiffung ging vor sich. Sombreuil blieb der letzte zurück, und ergab sich endlich als Kriegsgefangner. Ein anderer Theil der Königlichen hatte sich von Penthievre auf einen Felsen gezogen. Die Republikaner stürmten hinauf, tödteten viele, und nahmen die übrigen gefangen. Als hier von Damas, ein trefflicher Offizier und edler Mensch, sah, daß er ohne Rettung war, stürzte er sich mit seinem Pferde von der steilsten Anhöhe ins Meer herab. An diesem blutigen Tage, in welchem der Kampf durch das Feuer der englischen Schiffe noch mörderischer wurde, verloren die Königlichen an Todten und Gefangenen überhaupt 5274 Mann; die Zahl der Geretteten, welche sich wieder einschifften, unter welchen sich der General Puysaye, der verwundete Hervilly, und fast die ganze Artillerie- und Ingenieur-Mannschaft befand, war 2234. Eine große Zahl der Gelandeten und der hinzugetretenen Chouans hatte die Verwirrung benutzt, um zu den Republikanern überzugehen. Die Sieger machten eine beträchtliche Beute an Vorräthen aller Art. So mißlang eine kühne Unternehmung tapferer Männer, die in Frankreich ausführen wollten, was einst Pelopidas für Theben that. Nur pariser Lüge konnte Pitt als den Urheber dieses verunglückten Zuges anklagen, und ihm Schuld geben, er habe, um England von der kostbaren Last der Ausgewanderten zu befreien, sie auf die Schlachtbank von Quiberon geliefert. Hoche ließ die mit den Waffen in der Hand gefangnen Ausgewanderten, ob sie gleich zuletzt mittelst einer Art von Vergleich sich ergeben hatten, nach Vannes bringen, wo sie vom 28sten Juli an sämmtlich erschossen wurden. In den ersten vier Tagen allein belief sich die Zahl der Hingerichteten auf 188. Unter diesen befanden sich der Graf von Sombreuil, und der Bischoff von Dol. Beide starben mit dem Muthe der Helden. Der Graf von Sombreuil, 28 Jahre alt, war einer der schönsten Männer in Frankreich, und zugleich einer der bravsten. Im J. 1789 hatte er, 22 Jahr alt, durch seine feste Entschlossenheit, seinen Freund, Julius von Polignac, aus den Händen des mordsüchtigen Pöbels errettet. Er ging hierauf in preußische Dienste, focht mit ausgezeichneter Tapferkeit in den Feldzügen von 1792 bis 1794, und erhielt den preußischen Verdienstorden. Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, und sein jüngster Bruder starben in der Schreckenszeit auf dem Blutgerüste. Er selbst, der mit seinem Leben den Rückzug seiner Gefährten und ihre Rettung gesichert, und großmüthig sich selbst zu retten, sich geweigert hatte, flößte durch seine Tugend und Schönheit den Kriegern, die das Bluturtheil an ihm vollziehen sollten, ein Zittern der Ehrfurcht ein, so daß sie ihn in die Schulter trafen. Sombreuil blieb stehn und sagte: „O so endigt doch, ich bitte, endigt!“ Da fiel der junge Held, ein blutiger Zeuge der Raserei des französischen Bürgerkriegs.

Quietismus. Der ganz nach außen gerichtete, hierarchische Geist einiger Mönchsorden, besonders der Jesuiten und Dominicaner hatte im 17ten Jahrhundert die Andacht und Gottesverehrung der Catholischen beinahe in eine bloß mechanische Gottesdienstlichkeit verwandelt, welcher der Mangel an Wärme und Herzlichkeit mit Recht vorge-

worfen wurde. Seine Zeit mit Hersagen der Formulargebete aus dem Brevier und am Rosenkranze, mit Fasten, Beichten und Bußübungen hinbringen, fleißig wallfahrten, die Mutter Gottes und die Heiligen anrufen, Almosen geben, Ablaß kaufen und überhaupt die kleinlichsten Formen des äußern Cultus beobachten, galt unter diesem Einflusse für wahre Frommigkeit. Daher wendeten sich fromme Gemüther, die es mit ihrer Andacht ernstlicher meinten, als bei dieser Art von Religionsübung nöthig war, mit neuem Eifer der Mystik zu, die dem Gefühlvolleren schon sonst Zuflucht und Nahrung gewährt hatte, wenn alles in den Formen der Kirchlichkeit zu erstarren schien. Der geistliche Wegweiser, guida spirituale, ein Erbauungsbuch, das Michael Molinos, ein spanischer Weltpriester, 1675 zu Rom herausgab, entsprach diesem Bedürfnisse. Molinos redete darin von der Ruhe eines gänzlich in Gott versunkenen Gemüths, das aller andern Gedanken und Gefühle ledig, von keiner Thätigkeit nach außen gestört, nichts als die Nähe Gottes empfinde, mit einer Entzückung, die seinen frommen Phantasien bald viele Freunde verschaffte. Nach seiner Anleitung suchten nun die Andächtigen lediglich diese Gemüthsruhe (quies, daher der Name Quietismus und Quietisten), und man würde es ihnen nicht gewehrt haben, wenn dabei jene von der Kirche und den Mönchsorden begünstigten Andachtsübungen nicht in Gefahr gekommen wären, überflüssig zu scheinen. Der französische Hof setzte es beim Papste durch, daß Molinos seine Irrthümer abschwören und sein Leben unter täglichen Bußübungen in einem römischen Dominicanerkloster beschließen mußte (starb 1696). Dieser Gewaltschritt hinderte jedoch keineswegs die Verbreitung des Quietismus. Der geistliche Wegweiser wurde in Deutschland und Frankreich, wo man durch die Schriften der Beurignon (s. d. Art.), Poirets und der Pietisten vorbereitet war, fleißig benutzt, und erzeugte bald eine Menge Erbauungsbücher in gleichem Geiste. Die berühmteste Pflegerin des Quietismus war eine am Hofe Ludwigs XIV. beliebte, schöne und reiche Wittwe, Johanna Maria Bouvieres de la Mothe Guyon, die die Welt unter dem Namen der Madame Guyon als eine liebenswürdige Schwärmerin von mehr Einbildungskraft als Verstand kennen gelernt hat. Ihr Beispiel, ihre Betstunden, ihre salbungsvollen Schriften und die Bemühungen ihres Beichtvaters Lacombe gewannen ihr Anhänger genug, um den Clerus aufmerksam zu machen. In der That gerieth man in Versuchung, eine junge Frau für verrückt zu halten, welche sich für das schwangere Weib in der Apocalypse (c. 12 v. 2) hielt und in ihrer eigenen Lebensbeschreibung von sich sagt, sie sey oft von einem solchen Uebermaß der Gnade erfüllt, daß sie im buchstäblichen Sinne bersten wolle, und ihre Kleider auflösen lassen müsse, worauf denn diese Gnadenfülle sich über die, die ihr diesen Dienst leisteten, ergieße. Lacombe wurde als ihr Verführer verhaftet, und starb 1702 zu Paris im Gefängnisse. die Guyon selbst aber kam nach einer kurzen Einsperrung wieder in Freiheit und zu der Ehre, an den Betstunden der Maintenon in St. Cyr Theil zu nehmen. Der Streit schien daher abgethan, als Fenelon (s. d. Art.) in der Guyon eine Geistesverwandte zu erkennen glaubte, und ihr und ihren Schriften in seiner Explication des Maximes de Saints sur la vie intérieure 1697 das Wort redete. Der Zutritt eines so bedeutenden Mannes, dessen Andachtsbücher Frankreich mit Begeisterung aufnahm, gab dem Quietismus neues Gewicht und dem Verfechter der französischen Theologen Bossuet Gelegenheit, diesem beneideten Nebenbuhler eine Beschämung zuzuziehen. Bossuet erwirkte 1699 ein päpstliches

reve, in dem 23 Sätze aus Fenelons Explication als irrig verdammt urden, aber die selbst in Rom bewunderte Sanftmuth, mit der dieser ch unterwarf, brachte seine Gegner um die Früchte des Sieges, so daß icht die Gewalt, von der die Guyon (starb 1717) eine zweite kurze befangenschaft zu erleiden hatte, sondern nur der veränderte Zeitgeist en Quietismus allmählig in Vergessenheit brachte. Eine Secte hat er hnehin nie gebildet, sondern sich nur einige Jahrzehende als das Thea ia vielgelesener Erbauungsbücher und als die eigenthümliche Denkart ner Partei unter den Frommen behauptet. Aus Fenelons Explication, orin er am deutlichsten dargestellt ist, lernt man ihn als eine harmlose Schwärmerei kennen, deren nur phantasiereiche, exaltirte Seelen fähig nd. Wahres und Falsches ist darin wunderlich vermengt; er fodert ie sogenannte reine Liebe, die sich ohne Furcht und Hoffnung, leichgültig gegen Himmel und Hölle mit gänzlicher Selbstverläugnung uf Gott richtet, bloß weil dieser es will. Das Fleisch muß dabei anz abgetödtet, jeder weltliche Gedanke entfernt, alles Vertrauen auf igene Kräfte bei guten Werken vernichtet und die Seele in einen lei enden Zustand versetzt werden, bei dem ihre eigene Thätigkeit aufhört nd Gott allein in ihr wirkt. Dieser Zustand, der das Gemüth we entlich mit Gott vereinigt, ist die Ruhe oder das unaufhörliche in ere Gebet (die bleibende Richtung auf Gott), wobei man nichts ünscht, nichts von Gott bittet, sondern sich ihm ganz überläßt und im reinen Anschauen seines Wesens (Contemplation) begnügt. Wie elten nun auch die hier bezeichnete Ansicht des Quietismus in das Le en übergegangen seyn mag, weil sie weder den Bedürfnissen der mensch ichen Natur, noch den Foderungen des gesellschaftlichen Zustandes ent pricht; so ist sie doch in der Mystik der Neuern und Neusten häufig ieder erschienen und hat in der Religionsphilosophie und Ascetik der esonders im südlichen Deutschland verbreiteten theologischen Schule, ie weder ihren Meister Schelling, noch sich selbst versteht, manches Blatt füllen helfen. E.

Quin (James), ein berühmter englischer Schauspieler, war im J. 1693 zu London geboren, und der Sohn eines Irrländers, welcher ich unglücklicher Weise mit einer Frau verheirathet hatte, die für eine Witwe galt, deren erster Mann aber nach einer langen Abwesenheit zu rückkam und sie reclamirte. Quin verlor dadurch seine rechtmäßige Ge burt, und befand sich nach seines Vaters Tode 1710 ohne alles Ver nögen. Die Noth führte ihn endlich in einem Alter von 21 Jahren auf das Theater von Dublin. Ein Freund, der sein großes Talent er kannte, rieth ihm, nach London zu gehen, wo er im J. 1715 in die Gesellschaft von Drury-lane trat. Von da ging er nach zwei Jahren zu Lincoln's Inn Theater über, bei welchem er siebzehn Jahre blieb. Im Trauerspiel glänzte er in ernsten, würdevollen, mannhaften und sententiösen Rollen, als Cato, Zanga und Coriolan, im Lustspiel in Rollen von sarcastischem Humor, als Falstaff, Volpone und Sir John Brute. Doch war eine gewisse Monotonie in seinem Spiel nicht zu verkennen; er recitirte in der damals beliebten pomphaften Manier. Sein leidenschaftlicher reizbarer Character brachte ihn mehrmals in Mißhelligkeiten mit den Theaterunternehmern, so daß er öfters sein Engagement wechselte. Dabei war er der Gesellschaft und den Tafelfreuden ergeben. Einen Beweis, daß er nicht ohne Edelmuth der Gesinnung war, gab er dadurch, daß er dem Dichter Thomson, welcher wegen einer Schuldforderung verhaftet war, augenblicklich mit 100 Pfund aushalf. Beide wurden dadurch die genauesten Freunde, und Thomson

hat in seinem Castle of Indolence seinem edeln Befreier ein Beiden rühmliches Denkmal gesetzt. Garricks Erscheinung machte das Publicum nach und nach gleichgültig gegen Quin, welcher im J. 1753 der Bühne entsagte, nachdem er sie in einem Benefiz seines Freundes Ryan zum letzten Male in der Rolle des Falstaff betreten und in derselben ein dauerndes Andenken zurückgelassen hatte. Er lebte seitdem größtentheils zu Bath, wo er im J. 1766 starb. Garrick, anfangs sein Nebenbuhler, später aber sein Freund, verfaßte eine poetische Inschrift für sein Grabmal in der Cathedrale zu Bath.

Quinault (Philippe.) Dieser bekannte französische Schauspieldichter war im J. 1636 in einer Schauspielerfamilie geboren, und erhielt eine nicht eben sorgfältige Erziehung. Die Anweisung abgerechnet, welche ihm Tristan l'Hermite in der Verskunst gab, verdankte er seine Geistesbildung allein seinem eignen Fleiß und Talent. Noch vor seinem zwanzigsten Jahre brachte er einige Schauspiele auf die Bühne und fuhr mehrere Jahre mit dergleichen dramatischen Arbeiten verschiedner Art fort, welche ziemlich allgemeinen Beifall fanden. Aber eben dieser Beifall machte bei dem Ungeschmack, der in ihnen herrscht, Boileau's Satire rege, der ihn mit so vieler Bitterkeit angriff, daß er endlich seinem eignen Rufe dadurch zu schaden schien. Denn Quinault, der das Trauerspiel, für welches er sich nicht geeignet fühlte, aufgab, verband sich mit Lulli für die Oper und entwickelte in der Art der lyrischen Poesie, wie sie zur Musik paßt, eine solche Meisterschaft, daß er alle seine Nebenbuhler übertraf, und von den besten Kunstrichtern zu den ausgezeichneten Charakteren aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. gezählt wird. Es gibt in der französischen Sprache nichts Zarteres, Zärtlicheres und Sinnreicheres, als seine Arien und Liebesgespräche. Boileau und seine Tadler schrieben den Beifall einzig der Musik Lulli's zu, welche jedoch jetzt vergessen ist, während man Quinault's Verse noch immer mit Vergnügen lies't. Seine Armide und sein Atthys sind in ihrer Art Meisterstücke. Quinault, der zugleich in den Geschäften des Lebens erfahren war, hatte die Angelegenheiten eines Kaufmanns in Ordnung gebracht, und heirathete nach dessen Tode die hinterlassene Witwe desselben. Dadurch kam er in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens, und kaufte sich jetzt (1671) die Stelle eines Auditeurs in der Rechenkammer (Chambre des comptes.) Man machte ihm anfangs Schwierigkeiten, wahrscheinlich weil er ein Theaterdichter war. Bei dieser Gelegenheit verfaßte ein witziger Kopf ein Epigramm, welches mit den Versen schloß:

Puisqu'il a fait tant d'auditeurs,
Pourquoi l'empêchez-vous de l'être?

Bald darauf trat er auch in die französische Akademie, und in ihrem Namen begrüßte er den König bei seiner Rückkehr aus den Feldzügen von 1675 und 1677. Als Schmeichler desselben erscheint er in den Prologen seiner Opern, und er wurde dafür mit einer Pension belohnt. Eine gewisse Schwermuth, die wahrscheinlich durch die Abnahme seiner Gesundheit erzeugt wurde, hinderte ihn, sein äußeres Glück vollkommen zu genießen. Seine theatralischen Arbeiten schienen ihn aus Bigotterie zu gereuen, und er beschloß, den Ueberrest seiner Kräfte zur Ehre Gottes und des Königs anzuwenden. Er fing ein Gedicht auf die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich an, das er jedoch glücklicher Weise nicht vollendete; es würde seinen Ruhm nur vermindert haben. Er starb im J. 1688. Im Umgang war er liebenswürdig, fein und zuvorkommend; er sprach und recitirte angenehm. Außer seinen Theater-

ücken schrieb er mehrere gelegentliche Gedichte, unter denen sich einige ortheilhaft auszeichnen. Seine sämmtlichen Werke sind 1739 und 1778 i fünf Bändchen erschienen.

Quinquett, s. argandsche Lampe.

Quinte, in der Musik ein Intervall von fünf Stufen. Man unterscheidet drei Arten der Quinte: sie ist entweder rein, oder vermindert, oder übermäßig. Die reine Quinte ist eine Consonanz, die verminderte nd übermäßige sind Dissonanzen.

Quintett ist ein Tonstück für Instrumental- sowohl, als für Vocal-Musik, wo bei jenem fünf Instrumente, bei diesem fünf concertirende Singstimmen (meistens unter Begleitung mehrerer Instrumente) erfordert werden. Alles, was vom Quartett gesagt worden, gilt auch von diesem.

Quintilianus (Marcus Fabius), lebte im 1sten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und kam aus Calachorra (ehemals Calagurris) in Spanien, seiner Geburtsstadt, frühzeitig nach Rom, wo er zuerst als Redner vor Gericht und Sachwalter, und dann als Redelehrer sich erühmt machte. Er hatte viele Jahre hindurch die vornehmsten Römer u seinen Schülern, und wurde vom Staate dafür besoldet. Der Kaiser Domitianus ehrte ihn durch Ertheilung der Consulwürde und unter einer Regierung, in den letzten Jahren seines Lebens, schrieb er sein ortreffliches Werk — institutiones oratoricae — welches in zwölf Büchern eine Theorie der Redekunst aufstellt. Man erkennt darin den geübten Meister, und den fein gebildeten, geistvollen Mann, den würdigen Nachahmer Cicero's. Vorzüglich anziehend ist das zehnte Buch, wo er mit eben so vielem Scharfsinn als Bündigkeit sein Urtheil über die Autoren der Griechen und Römer ausspricht, auch wichtig für die Geschichte der Literatur. Außerdem legt man dem Quintilian noch eine ansehnliche Sammlung zur Uebung gehaltener größerer und kleinerer Reden (declamationes) bei, die aber bei weitem nicht so anziehend sind, als jene Theorie, auch nicht die Vollendung haben, welche man ihr zu Folge erwarten sollte, daher man auch glaubt, daß wenigstens nicht alle von Quintilian selbst herrühren, da manche seiner ganz unwürdig sind. Endlich findet man noch in den Ausgaben der quintilianischen Werke eine Schrift: de oratoribus sive de causis corruptae eloquentiae, die über mehrere Gelehrte dem Tacitus, Einige einem andern Verfasser uschrieben. Den correcten Text beider vorher angeführten Werke findet man in der zweybrücker Ausgabe, nebst einer umständlichen Literarnotiz. Einzeln sind die zwölf Bücher von der Redekunst, wegen ihres richtigen und anziehenden Inhalts, dem die schöne und würdige Form entspricht, mehrmals herausgegeben worden, und zwar mit Anmerkungen von Joh. Matth. Gesner (Göttingen 1766); ferner eine kleinere und wohlfeilere Ausgabe von Harles (Altenburg 1773.) Die neueste sehr schätzbare kritische, mit erläuternden Anmerkungen versehene Ausgabe ist folgende: Quintiliani de instit. orat l. XII. ad codd. vett. fid. rec. et annot. expl. G. L. Spalding. Lips. 1798 — 1815 in 4 Bänden. Das zehnte Buch allein gab A. W. Ernesti heraus; Quint. de instit. orat. l. Xus in usum lectionum ed. ab A. W. Ernesti. Lips. 1769. Eine deutsche Uebersetzung des ganzen Werks lieferte Henke unter dem Titel: Lehrbuch der schönen Wissenschaften in Prosa; aus dem Lateinischen von H. Ph. Kr. Henke. Helmstädt 1775—1777. Von der Schrift: de orator. sive de causis corruptae eloquentiae, haben wir eine Uebersetzung mit kritisch-historischen Anmerkungen und Erläuterungen von J. Jac. H. Nast, un-

ter dem Titel: Von den Urſachen des Verfalls der römiſchen Beredſamkeit. Halle 1787. S.

Quippo's dienten den Peruanern, die vor der Eroberung ihres Reichs durch den Spanier Pizarro zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Schreibekunſt nicht kannten, anſtatt derſelben. Sie waren eine Art von Farben- oder Bilderſchrift. Es wurden nämlich mehrere Fäden von verſchiedenen Farben an eine Schnur gereiht, und in dieſe Fäden viele oder wenige Knoten geknüpft. Jede Farbe hatte ihre beſondere Bedeutung; und wenn man durch Farben etwas nicht bezeichnen konnte, bediente man ſich der Knoten. Auf dieſe Art wurden nicht nur Rechnungen geführt, ſondern auch Volkszählungen, hiſtoriſche Denkmäler und Geſetze aufbewahrt, geſchloſſene Bündniſſe und Tractaten aufgezeichnet u. ſ. w. In jeder Stadt waren Beamte zur Aufbewahrung dieſer Quippo's angeſtellt, welche mit unſern Archivaren und Rechnungsführern übereinkamen. Uebrigens erſetzten mündliche Ueberlieferungen und kleinere Gedichte das Mangelhafte dieſer Schreibart. Eine den Quippo's ähnliche Art der Schrift findet ſich in Guiana, wo man gleichfalls Fäden und Knoten gebraucht.

Quirini (Angiolo Maria), ein gelehrter Cardinal, geboren 1680, ſtammte aus einer edeln venetianiſchen Familie. Nachdem er in dem Collegium von S. Antonio zu Breſcia ſeine erſte Erziehung erhalten, trat er als ein Jüngling in den Orden der Benedictiner von Monte Caſſino. Zu Florenz genoß er den Unterricht verſchiedner der ausgezeichnetſten Gelehrten jener Zeit und wurde darauf ſelbſt Profeſſor in ſeinem Kloſter. Eine Rede, welche er hier hielt, De mosaicae historiae praestantia, wurde gedruckt. Durch die Einbildung, daß er an der Steinkrankheit leide, wurden ſeine Studien einige Zeit unterbrochen; nachdem er ſich aber von dem Ungrund ſeiner Furcht überzeugt hatte, trat er 1710 ſeine literariſchen Reiſen an. Er beſuchte Deutſchland, Holland, Flandern, England und Frankreich. In letzterm Lande verweilte er über zwei Jahre, meiſt bei den Benedictinern von St. Germain des Près. Alles, was dieſe Länder an intereſſanten Menſchen und Gegenſtänden beſaßen, ſuchte er kennen zu lernen, und allenthalben gewann er Achtung durch ſeine Talente, ſeine Wißbegierde und ſein Benehmen. Bei ſeiner Rückkunft nach Italien gab er einen Plan zu einer Geſchichte dieſes Landes und einen Verſuch einer Geſchichte des Kloſters von Farfa im Herzogthum Spoleto heraus. Papſt Innocenz XIII. ernannte ihn zum Erzbiſchof von Corfu. Hier verfaßte er ſein gelehrtes Werk: Primordia Corcyrae ex antiquissimis monumentis illustrata. Benedict XIII. ertheilte ihm 1727 den Cardinalshut, nachdem er ihn zum Biſchof von Breſcia ernannt hatte. Quirini begnügte ſich nicht, zur Ehre ſeiner Diöceſe verſchiedne Werke über die Literatur von Breſcia zu verfaſſen, ſondern er ſuchte auch ſeine Cathedrale zu einer der prachtvollſten von Italien zu machen und gründete zu Breſcia eine öffentliche Bibliothek. Seine Anhänglichkeit an den römiſchen Stuhl zeigte er durch ſein Leben Papſtes Paul II. (gedruckt 1740), worin er denſelben gegen die Angriffe Platina's vertheidigte. Bald nachher ward er zum Bibliothekar der Vaticana und zum Vorſteher der Congregatio Indicis ernannt. Er fuhr in dieſen Aemtern fort, der Sache der Literatur zu dienen. Auf ſeinen Antrieb erſchienen die Werke des heiligen Ephraim in einer neuen Ausgabe, griechiſch, ſyriſch und lateiniſch (6 Bände in Folio.) Auch gab er die Briefe des Cardinals Pole heraus, begleitet mit einer Abhandlung, worin er die Trennung der Reformatoren von der römiſchen Kirche als nicht zu rechtfertigen darſtellte, und

Digitized by Google

einer andern, worin er den Charakter Pauls III. vertheidigte. Die Mäßigung und Aufrichtigkeit, verbunden mit der gründlichsten Sachkenntniß, welche er immer zeigte, erwarben ihm selbst den Beifall der Protestanten. Er war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, namentlich der Akademien von Petersburg, Wien und Berlin. Preiswürdig war seine Freigebigkeit, wo es dem Glanz der Kirche, dem öffentlichen Wohl und der Unterstützung der Armen galt. Zur Erbauung der schönen catholischen Kirche zu Berlin trug er freigebig bei; seine kostbare Bibliothek schenkte er der vaticanischen. Die Pflichten seines Amtes erfüllte er mit unermüdlichem Eifer bis an seinen Tod, welcher im J. 1755 zu Brescia erfolgte. Außer den genannten Werken hat er auch eine Reisebeschreibung und eine Nachricht von seinem Leben hinterlassen.

Quirinus ist ein Beiname des Romulus, den man ihm nach seiner Vergötterung gab, und welchen man von dem sabinischen Worte Quiris oder Curis, einem Spieß, und figürlich einem Krieger herleitet. Daher kam auch der Name Quirites, womit die römischen Bürger auf ehrenvolle Art angeredet wurden, und welchen die Römer nach der Vereinigung mit den Sabinern angenommen hatten. Daher rührten auch endlich die Quirinalia — ein Fest, das dem Romulus zu Ehren gefeiert wurde.

Quistorp, (Johann, Johann Nicolaus, Bernhard, Friedrich, Theodor Johann und Johann Christoph.) Die Familie Quistorp hat sich in der gelehrten Welt sehr große Verdienste erworben, und ihren Namen unvergeßlich gemacht. Schon im J. 1628 trat Johann Quistorp, Professor der Theologie, Superintendent und Prediger an der lieben Frauen Kirche zu Rostock (geboren 1584, gestorben 1648), mit einer Erklärung des Propheten Nahum, als ein mit vielen Kenntnissen ausgestatteter Mann, in der Reihe der Schriftsteller auf. — Sein Sohn, Johann Quistorp (geb. 1624, gest. 1699), der zu Greifswalde, Königsberg, Copenhagen und Leyden studirt hatte, ward Doctor und Professor der Theologie zu Rostock, in der Folge auch Prediger daselbst, starb als Rector magnificus, und machte sich durch mehrere Schriften, die freilich dem Geiste und der Schreibart seines Zeitalters angemessen waren, verdient. — Des Johann Quistorp des jüngern Sohn, Johann Nicolaus Quistorp, war, wie es sein Vater und Großvater gewesen waren, Professor der Theologie zu Rostock. — Bernhard Friedrich Quistorp, geboren zu Rostock im J. 1718, Doctor und (seit 1779) erster Professor der Theologie und Generalsuperintendent über Schwedisch Pommern und Rügen, vertheidigte (im J. 1751) die rostocksche theologische Facultät gegen eine, den meklenburgschen Intelligenzblättern eingerückte Abhandlung, von natürlicher Wahrnehmung mehrerer Selbstständigkeiten in dem einigen Wesen Gottes, gab demnächst mehrere (größtentheils kleinere) theologische Schriften, Dissertationen, Programme und Predigten heraus, und starb im Jahre 1788. — Theodor Johann Quistorp ward im Jahre 1722 zu Rostock geboren, studirte daselbst und in Leipzig, ward von Gottsched vorzüglich geachtet, in die damals blühende Gesellschaft der Redner aufgenommen, und mit dem dichterischen Lorbeerkranz gekrönt. Er schrieb philosophische, juristische und historische Abhandlungen, einige Lust- und Trauerspiele, und mehrere Gelegenheitsgedichte, von denen der größere Theil durch den allgewaltigen Strom der Zeit in den unersättlichen Ocean der Vergessenheit abgeführt sind. Im Jahre 1744 ward er unter Ernst Johann Friedrich Manzels Decanate zu Rostock Licentiat; und bald darauf Doctor der Rechte. Er ging hierauf nach Wismar, widmete sich der Praxis, und

ward im J. 1746 Tribunaladvokat. In der Folge führte er zwei dänische Grafen von Schulenburg auf Reisen, und suchte unter Gottscheds Verwendung in Leipzig eine Anstellung, gab aber diesen Wunsch wieder auf, übernahm die ihm schon vor seiner Reise zugesicherte Procuratur beim Tribunal zu Wismar, ward im J. 1750 zum Mitgliede des dortigen Senats ernannt, und wäre, wenn nicht unvermuthete Hindernisse eingetreten wären, im Jahre 1754 zum Syndicus der Reichsstadt Lübeck erwählt worden. Er starb am 29sten Mai 1776 zu Wismar als Procurator und Advocat des königlichen Tribunals, wie auch als Director der Kämmerei im Senatscollegio. Mehrere rhetorische Aufsätze, juristische und historische Abhandlungen und kleine, im gundlingschen und estorschen Geschmacke abgefaßte Schriften hinterließ er handschriftlich. Sie verdienten wohl die Ehre des Drucks. — Johann Christian Quistorp ward im J. 1737 zu Rostock geboren. Im J. 1759, folglich in seinem 23sten Jahre, erschien (gleichfalls unter Manzels Vorsitze) seine Inaugural-Dissertation, die die damals wichtige Frage zu beantworten suchte: Utrum unus testis faciat torturae locum? Er ward zuerst Professor in Rostock, im J. 1772 ordentlicher Lehrer der Rechte zu Bützow, im J. 1774 herzoglich-meklenburg-schwerinischer Justizrath, im J. 1780 Oberappellationsrath, und im J. 1792 von dem sächsischen Vicariate mit dem Prädicate eines Ritters und edlen Herrn in den Adelstand erhoben. Er starb am 15. März 1795. — Eine nicht unbedeutende Menge von Schriften, unter denen einige von einem ausgezeichneten Werthe sind, und wiederholte Auflagen nothwendig machten, sind unverwerfliche Zeugen seines gelehrten Werthes. Man findet ein Verzeichniß derselben in dem meuselschen gelehrten Deutschlande, so wie sein Leben im ersten Stücke von Koppe's gelehrtem Meklenburg, Seite 142 bis 154. DH.

Quito, eine Provinz von Peru in Süd-Amerika, welche zwischen den hohen Andesgebirgen liegt, wohl angebaut, und in den nördlichen Gegenden reich an Gold ist. Die Stadt gleiches Namens liegt in einem anmuthigen Thale und ist der Sitz eines Bischofs. Es gibt hier zwei gelehrte Collegien.

Quittung, eine schriftliche Erklärung, worin der Gläubiger seinem Schuldner den Empfang dessen, was er an ihn zu fodern hat, ganz oder zum Theil bekennt.

Quodlibet, von dem lateinischen Quod libet, was beliebt. Man bezeichnet mit diesem Worte alles, was ohne Ordnung und Zusammenhang neben einander gestellt ist, — ein Mischmasch. Daher pflegt man kleine scherzhafte Gemählde, worauf mehrere Gegenstände, die einander nichts angehn, gleichsam als Bruchstücke hingeworfen sind; ferner kleine Gedichte von ähnlicher Beschaffenheit mit dem Namen Quodlibet zu bezeichnen. Eben so nennt man ein musikalisches Quodlibet solche Musikstücke, worin allerhand Abwechselungen, sowohl in Rücksicht der Tactarten als der Melodien vorkommen, und ohne Sinn und Zusammenhang aufgereiht werden. Der Werth solcher Quodlibets, die neuerlich unter dem modernisirten Namen musikalischer Potpourri's wieder Mode geworden, ist an und für sich sehr gering. Der Contrast ist es vornehmlich, wodurch sie für einen Augenblick unterhalten können.

Verzeichniß

der

im siebenten Bande enthaltenen Artikel.

O.	Seite	1	Ofen	27	Onyx 49
Obduction		—	Ofen	28	Oost —
Obelisk		—	Offenbach	—	Opal 50
Oberlin		2	Offenbarung	—	Oper —
Obereit		3	Offensiv	31	Opfer 53
Oberschlächtig		7	Offertorium	33	Ophiten 55
Object		—	Official	—	Ophthalmie —
Oblate		8	Officinell	—	Opitz (Martin) —
Obligat		—	Osterdingen	—	Opitz 58
Obligation		9	Ohio	—	Opium 59
Obligo		—	Ohr	—	Oporinus 60
Obrigkeit		—	Ohrenbeichte	—	Oporto 61
Obsequium		—	Ohsson d' (Mutadgea)		Oppian —
Obst		—	Oekonomie	34	Opposition —
Occident		—	Olavides	35	Oppositionspartei —
Occidentalisches Kaiserthum		—	Olbers	—	Optik —
Ocean		19	Oldenburg	—	Orakel 62
Oceaniden		—	Oldendorp	36	Orang-Outang 63
Ocēanus		—	Oele	—	Oranien —
Ocellus Lucānus		—	Olearius	37	Oratorium —
Ochlokratie		20	Oligarchie	39	Orbilius Pupillus 64
Ochsenauge		—	Olivarez	40	Orcadische Inseln —
Oecolampadius		25	Olive	—	Orchester —
Octant		20	Oelmahlerei	41	Orcus 65
Octave		—	Olmütz	42	Ordalien —
Octavia		21	Oels	43	Orden (Ritter-) 67
Octavius		22	Oelung	44	Orden (geistliche) 81
Octroy		—	Olymp	—	Ordensgeneral 105
Oculiren		—	Olympiade	—	Ordination —
Oczakow		23	Olympias	45	Ordnung 106
Ode		—	Olympische Spiele	—	Ordnung 107
Oder		24	Omar	46	Oreaden —
Odessa		—	Omina	47	Orenoko —
Odēum		—	Omnium	48	Orestes —
Odin		—	Omphale	—	Organe 108
Oedipus		26	Omrah	—	Organisch 110
Odoaker		24	Ontologie	49	Orgel 111
Odyssee		25	Onūphis	—	Orgien 114
				—	Orient L' —

Orient S. 114
Oriental. Sprachen —
Orient. Kaiserthum —
Oriflamme —
Origenes —
Original 116
Orion 118
Orira —
Orkan —
Orkney-Inseln —
Orleans —
Orleans (Jungfr. v.) 119
Orleans (Phil. von) —
Orleans (Louis Jos. Philipp von) 132
Orlow 136
Ormus 139
Ormuzd —
Ornithologie —
Orographie 142
Oronoko 144
Orpheus —
Orsini 145
Orthodoxie 146
Orthographie —
Orville (d') —
Oryktognosie 147
Oser —
Ostander 148
Osiris 149
Osmanische Pforte —
Osnabrück —
Ossian 150
Ossuna 154
Ost —
Ostade —
Ostende —
Osteologie 155
Ostermann —
Ostern 156
Osterode 157
Oesterreich —
Oestr. Statspapiere 171
Ostfriesland 172
Ostindien 173
Ostindische Compagn. —
Ostracismus 175
Oströmisches Kaiserthum —
Ostsee —
Otaheite 176
Otfried 178
Otho —
Otto I. 179
Otto II. 181
Otto der Große 182
Otto von Freysingen —
Otto v. Wittelsbach 183
Ottomanische Pforte —
Otway —
Oudinot 184
Ouverture —
Ovid 185
Owaihi 188
Owen —
Oxenstierna —
Oxford 191
Oxhoft —
Oxydation —
Oxygen —
Oxymoron —
Oybin —

P.

Päan 193
Pädagogik —
Paderborn 194
Padischah 195
Padua —
Paer —
Paganalien 196
Paganismus —
Page 197
Pagoden —
Pairs 198
Paisiello —
Pajou 200
Paladin 201
Palafox —
Palais Royal 203
Palamēdes 208
Palämon —
Palankin —
Palāphatus 209
Palaprat —
Palästina —
Palästra 212
Palatinus —
Palermo —
Pales 213
Palestrina —
Palette 214
Palindromon —
Palingenesie —
Palinodie —
Palinūrus —
Palisaden 215
Palisot —
Palladio 216
Palladium 217
Palladium (Metall) —
Pallas —
Pallas —
Pallas (P. S.) —
Pallavicini 219
Palliativ —
Pallium 220
Palm 221
Palme 226
Palmenorden —
Palmer —
Palmsonntag 227
Palmyra —
Pampelona —
Pampus —
Pan —
Panacēa 228
Panard —
Panathenäen 229
Panckoucke —
Pancratium —
Pandämonium —
Pandēmos —
Pandecten 230
Pandōra —
Panduren —
Panegyricus 231
Panier —
Panin —
Panisbrief 231
Panischer Schrecken —
Pannonien —
Panniput 233
Panorama —
Pantalon —
Pantalone —
Pantheismus 234
Pāntheon 235
Pantomime 236
Panzer 240
Paoli —
Paphos 242
Papier —
Papiergeld 245
Papiermache 246
Papin —
Papiniānus —
Pappe 247
Pappenheim —
Papst, Papstthum 248
Papyrus 255
Parabel —

Parabel S. 255
Paracelsus —
Paradies 257
Paradies (M. Th.) —
Paradox 258
Paraguay —
Parallaxe 260
Parallele —
Paralytisch 261
Paramaribo —
Paraphe 262
Paraphernalgüter —
Paraphrase —
Parenthese —
Parēre —
Pāris —
Paris 263
Pariser Bluthochzeit 272
Parische Marmorchronik —
Park —
Park (Mungo) 274
Parlament (Engl.) 275
Parlamente in Frankreich —
Parlamentär 276
Parma 277
Parmēnides 278
Parnassus —
Parnell 279
Parny —
Parochie 280
Parodie —
Parole —
Paroli —
Paros —
Paroxysmus 281
Parrhasius —
Parsen 282
Pārthenon —
Parthēnope —
Parther —
Particip 283
Partikel —
Partisan 284
Partitur —
Parzen 286
Pascal —
Pascha 290
Paschalik —
Passigraphie —
Pasiphae 291
Pasithea —
Pasquill 291
Pasquino 292
Passah —
Passagen —
Passatwinde —
Passau —
Passion 293
Passirgewicht —
Passivhandel —
Paste —
Pastell 294
Pastici 295
Pastorale —
Pastorale —
Pastoralwissenschaften 296
Pāstum 297
Paßwan Oglu —
Patagonien 298
Patarener 299
Patene —
Patērculus (Velleius) —
Paternoster —
Pathogenie —
Pathognomik 300
Pathologie 301
Pathos 307
Patkul 308
Patmos 312
Patois —
Patriarchen —
Patrimonialgerichtsbarkeit —
Patrimonium Petri 313
Patriot —
Patriotismus 315
Patristik 317
Patrize —
Patrizier —
Patroclus 318
Patrolle 319
Patron —
Patrone 322
Pau —
Pauke —
Paul —
Paul I. 323
Paulicianer 326
aulus —
Pausanias 328
Pausanias 329
Pause —
Pausilipp —
Pauw 329
Pavia 330
Pavillon —
Payne (Thomas) —
Pays de Vaud 331
Pazzi 332
pechmeia 334
Pectiniten 335
Peculat —
Peculium —
Pedal —
Pedell 336
Pēgasus —
pegnitz —
pegu 337
Peinliches Verfahren —
Peking 338
Pelagianismus —
Pelasger 339
Peleus —
Pelew-Inseln 340
Pelisson-Fontanier 346
Pelōpidas 347
Peloponnesischer Krieg —
Peloponnesus 348
Pelops 349
Penaten —
Pendel —
Penēlope 351
Penn (William) 352
Pennalismus 356
Pennant —
Pensionair 357
Pensylvanien —
Pentāmeter 358
Pentapla 359
Pentateuch —
Pentheſilēa —
Pera —
Perceval —
Percival 1366
Peregrinus Proteus —
Pergament 367
Pergolesi —
Pericopen 368
Perikles 369
Periode 372
Periode 376
Periode —
Periōsteum 378
Peripathetische Philosophie —
Peripherie 380

Periphrase S. 380
Perisyl —
Perkinismus —
Perlen 382
Perouse (de la) 383
Perpendikel 384
Perpetuum mobile —
Perpignan 385
Per procura —
Persepolis —
Perseus 386
Persien 387
Persische Sprache und Literatur 396
Persius 402
Personenrecht 403
Perspective 404
Perspective 406
Perth 408
Pertinenzien —
Perturbationen —
Peru —
Perücken 409
Pervigilien 410
Pest —
Pestalozzi 414
Pesth 417
Petarde 418
Petechien —
Peter I. 419
Peter II. 442
Peter III. 443
Peter der Grausame 444
Petersburg (St.) —
Petersgroschen 446
Petion —
Petitmaitre 448
Petitum —
Petrarca —
Petrefacten 453
Petronius —
Petrus —
Peutinger 454
Pezay —
Pfahlbauer 455
Pfalz 456
Pfalzgraf 458
Pfand —
Pfändung 461
Pfeffel 462
Pfeffers 463
Pfeifergericht —
Pferd —
Pfingsten 464
Pflanzen —
Pflanzenthiere 470
Pflicht —
Pflichttheil 471
Pforr 472
Pforte 473
Pforzheim —
Pforzheim (die Bürger von) 400
Pfropfen 474
Pfund 475
Pfyfer 476
Phädra —
Phädrus —
Phäeton 477
Phalänen —
Phalanx —
Phälaris —
Phänomen 478
Phantasie —
Phantasmen 482
Phäntasus 485
Phantom —
Pharao —
Pharisäer 486
Pharmacie —
Pharsalus 487
Pharus —
Phasen —
Phelloplastik —
Phidias —
Philadelphia 489
Philantropinismus 490
Philemon 492
Philidor —
Philipp 493
Philipp II. 494
Philipp August 504
Philippi 507
Philippiken —
Philippinen —
Philipponen 508
Philippsburg —
Philippsthal —
Philo —
Philoctet 509
Philologie 510
Philomele 523
Philopömen 524
Philosophie 526
Phiole 531
Phlegethon —
Phlegma 531
Phlegyas —
Phlogiston 532
Phöbe —
Phöbus —
Phocäa —
Phocion —
Phocis 535
Phönix —
Phönizien —
Phorometrie 538
Phosphorus —
Photius —
Photometer 539
Phraseologie —
Phrixus —
Phrygien —
Phryne 540
Physik —
Physikotheologie —
Physiognomie 541
Physiokratisches System 543
Physiologie 544
Phytologie 551
Pianisten —
Piano —
Pianoforte 552
Piasten —
Piaster —
Piazzi —
Pic —
Picard —
Picarden 555
Picart —
Piccini —
Piccolomini 558
Pichegru 559
Pichler 574
Pickelhäring —
Pickenick —
Pico —
Pico della Mirandola —
Piedestal —
Piemont —
Pierinnen 575
Pierrot —
Pietisten —
Pifferino 577
Pigalle —
Pike 578
Piket —

Pilaster S. 578
Pilatre de Rozier —
Pilgerfahrt —
Pillnitz —
Pilory 581
Pilot 582
Pindarus —
Pindus 585
Pinke —
Pinnen —
Piombino —
Piombo 586
Pionniers —
Pipe —
Piper —
Pipin 587
Piquet —
Piquetspiel —
Piranesi —
Pirithous 588
Pirkheimer —
Piron 589
Pisa —
Pisistratus 592
Pissevache 594
Pistocchi —
Pistole —
Pitho —
Pitt —
Pittoresk 619
Pius VI. 620
Pius VII. 647
Pizarro 673
Pizzicato 677
Plafond —
Planeten —
Planimetrie 679
Planisphäri —
Planiten —
Plantagenet —
Plastik —
Plastisch 683
Plata 685
Platform —
Platina 686
Platiren 687
Platner —
Platon 638
Platow 706
Plattdeutsch 707
Plauen 709
Plauischer Grund —
Plautus 715
Plebejer 716
Plectrum 717
Plejaden —
Pleonasmus —
Pleyel —
Plinius d. Aelt. —
Plinius d. J. 718
Plombières 719
Plus —
Plutarchus —
Pluto 720
Plutus 721
Pluviale —
Pluvius —
Plymouth —
Pneumatik 722
Pneumatomachen —
Po —
Pochwerke —
Pocken —
Pockels —
Podagra 723
Podesta 724
Poelenburg —
Poesie —
Poetik 730
Poinsinet 731
Poissarden —
Poitiers —
Poitiers —
Pol 732
Polarkreis —
Polarität —
Polder —
Polemik —
Polen 734
Polen (Königreich) 741
Policinell 742
Polignac (Melchior von) —
Polignac (Herzogin von) 744
Polignac (Armand) 745
Politik —
Polize 747
Polizei —
Polizei (medicinische) 750
Poliziano 754
Pölnitz 756
Pollux 760
Pollux (Julius) —
Polnische Sprache 760
Polnische Literatur 761
Polonoise 763
Polosk —
Polyandria —
Polyarchie —
Polybius —
Polygamie 765
Polyglotte —
Polygnotus 766
Polygon 767
Polygraph —
Polyhistor —
Polyhymnia —
Polynesien —
Polyp —
Polyphem 768
Polytheismus —
Polyxena 769
Pombal 770
Pommern 774
Pomologie 775
Pomona 780
Pompadour —
Pompeii 781
Pompejus —
Pompignan 787
Pondichery 789
Poniatowsky —
Poniatowsky (Stanislaus) —
Poniatowsky (Jos.) 791
Pönitentiarius 792
Pönitenz —
Pont-de-Vesle —
Pontac 793
Pontifex —
Pontificat —
Pontinische Sümpfe —
Pontons —
Pontoppidan 794
Pontus —
Pontus Euxinus 795
Pope —
Popen 800
Popularität —
Porcia 802
Porös —
Porphyr 803
Porpora —
Porsenna 804
Portal 805
Portalis —

Portamento S. 806
Portici —
Porticus —
Porto —
Portocarrero —
Porto Ferrajo 807
Portorico —
Portroyal des Champs —
Portsmouth 808
Portugal —
Portugiesische Sprache u. Literatur 820
Portumnus 827
Porzellan —
Posaune 829
Poseidon —
Posen —
Posen 830
Positiv —
Posse —
Posselt 831
Postament 833
Postwesen —
Postillen 839
Postulat —
Postuliren —
Potemkin —
Potenz 845
Pothier —
Potocki 846
Potosi 848
Potpourri —
Potsdam —
Pottasche —
Poussin —
Pozzo di Borgo 850
Präadamiten —
Präbende —
Präclusion 851
Practisch —
Prädestination —
Prädicat —
Pradon —
Präfect —
Prag —
Praga 852
Pragmatisch 854
Pragmatische Sanction —
Prälaten —
Präliminarien —
Präludium —
Prämie 854
Prämissen —
Prämonstratenser —
Pranger —
Präparate —
Präsentation der Wechsel 855
Präsumtion —
Prästigiatoren —
Prätendent —
Prater —
Prätor —
Praxis 856
Praxiteles —
Prediger 857
Preisler 859
Prenzlau —
Presbyter 860
Presbyterianer —
Preßburg —
Preßfreiheit —
Preßspäne 862
Pressen der Matrosen —
Prestel —
Presto 863
Preußen —
Préville 885
Prevost d'Epiles —
Priamus 886
Priapus 887
Priesterweihe —
Priestley —
Primawechsel 890
Primas —
Primat —
Prime —
Primogenitur —
Primzahlen —
Prince (Le) 891
Prinzen von Geblüt —
Prinzipal —
Prinzip —
Prinzmetall 892
Prior —
Prior (Matthew) —
Priorität 894
Prisenrecht —
Prisma 895
Privatrecht —
Privilegium —
Probe 896
Probieren —
Problem —
Procession 896
Proconsul 898
Procopius —
Procris —
Procrustes —
Procurator 899
Prodromus 900
Profan —
Profeß —
Profil —
Prognosticon 903
Programm —
Progression —
Projection —
Prolegomena —
Prolog —
Prometheus 905
Promptuarium 906
Pronomen —
Propädeutik —
Propaganda 908
Propertius —
Propheten 909
Proportion 910
Proportionalcirkel 911
Propst —
Propyläen —
Prorogation —
Prosa —
Prosceníum 915
Proselyt 916
Proserpina 917
Prosodie 918
Protector 920
Protesilaus —
Protest 921
Protestation —
Protestant —
Protestantismus 926
Proteus 930
Protogenes 931
Provence —
Provenzaldichter —
Provinz 934
Provinzial —
Prozeß in der Jurisprudenz —
Prozeß in der Chemie 937
Prozeßordnung 938
Pruth 939
Prytaneum —
Psalm 940

Pſalmodie S. 942
Pſalter —
Pſeudo —
Pſyche —
Pſychologie 943
Ptolemäus 945
Ptolemäus (Claudius) —
Publiciſt 946
Pucitta 947
Puder 948
Pufendorf —
Pugatſchew 949
Pulci 950
Pulk 951
Puls —
Pulsadern 955
Pulsadergeſchwulſt —
Pultawa —
Pulver —
Pulververſchwörung —
Pumpe 956
Punier —
Punkt 957
Punktation —
Punktiren —
Punktirte Manier —
Punt —
Puritaner 958
Purpur —
Pütter —
Puzzolana 962
Pygmalion 962
Pygmäen —
Pylades —
Pyramide —
Pyramiden 965
Pyramus 965
Pyrenäen —
Pyrmont —
Pyromantie —
Pyrometer —
Pyrrhichius 966
Pyrrho —
Pyrrhus 968
Pyrrhus II. —
Pythagoras 969
Pythia 977
Pythiſche Spiele —
Python 978
Q. —
Quadrat —
Quadrant —
Quadrille 979
Quäker —
Qualität u. Quantität 983
Quanz —
Quarantaine 984
Quarin —
Quarré 985
Quarte —
Quartett —
Quarze —
Quäſteren —
Quatember 986
Quatrain —
Quebeck —
Queckſilber —
Queckſilbermittel 988
Quedlinburg 993
Quercpfeife —
Quellen —
Quesnoy 994
Quetſchung —
Quevedo de Villegas —
Quiberon 995
Quietismus 997
Quin 999
Quinault 1000
Quinquett 1001
Quinte —
Quintett —
Quintilianus —
Quippo's 1002
Quirini —
Quirinus 1003
Quiſtorp —
Quito 1004
Quittung —
Quodlibet —

Berichtigungen zum sechsten Bande.

In dem zwischen mir und Herrn Brockhaus abgeschlossenen Vertrage, von welchem in der dem sechsten Bande dieses Werks vorangeschickten Erklärung die Rede ist, war festgesetzt worden, daß ich vom 6ten Bande an den Text von der vierten Brockhausschen Ausgabe abdrucken sollte. Ich machte daher von den Berichtigungen, Verbesserungen und Zusätzen zum sechsten Bande, die bereits im Manuscripte vor mir lagen, anfangs keinen Gebrauch, und setzte erst vom 30sten Bogen an, nachdem Herr Brockhaus unsern Vertrag durch die offenbarsten Verletzungen aufgehoben hatte, den Druck wieder mit Benutzung der von mir veranstalteten genauen und umfassenden Revision fort, ohne daß ich jedoch im Stande war, die vielen, zum Theil höchst auffallenden Fehler und Nachlässigkeiten ausmerzen zu können, die aus der Brockhausschen 4ten Auflage in die meinige übergegangen waren Diese vierte Auflage, ein Werk flüchtiger Eile, ist, einige wenige neue Artikel und einige kurze Zusätze ausgenommen, nicht viel weiter als ein bloßer Wiederabdruck der dritten Ausgabe, worin die meisten Unrichtigkeiten und Fehler der letztern wiederholt, und die wichtigsten Nachträge und Veränderungen versäumt sind; das Beste darin aber sind offenbar diejenigen Artikel und die vielen zum Theil seitenlangen Stellen, die Herr Brockhaus — dieser heroische Gegner des Büchernachdrucks — mir aus meiner Auflage nachgedruckt hat. Es wäre leicht dieses Urtheil mit vielen hundert recht eclatanten Beispielen zu belegen; mehrere derselben finden indessen meine Abnehmer in den besagten 29 Bogen ihrer eigenen Exemplare. Da ist, um nur einiges anzuführen, Mailand noch immer die Hauptstadt des Herzogthums gleiches Namens; ihrer jetzigen Verhältnisse in dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche aber wird mit keiner Sylbe gedacht. Nach S. 97 ist Sobiesky dem die Stadt Wien belagernden Großvezier zu Hülfe gekommen. Malmedy gehört noch immer zum französischen Departement der Ourthe; Mannheim wird aber gar zur Hauptstadt des Großherzogthums Baden gemacht. Nach S. 101 erficht Wallenstein, ob er gleich schon 1634 ermordet worden, doch nach 1666 einen Sieg über Ernst von Mansfeld, welcher letztere Artikel übrigens, wie mehrere andere, wörtlich S. Baur's hist. Handwörterbuch ꝛc. Bd. III. S. 484 ff. nachgedruckt ist. Das Markgrafthum Meissen, so wie das Stift Merseburg wird beschrieben, ohne der Veränderungen, die sich 1815 mit denselben begeben haben, auch nur von weitem zu erwähnen. Der Duca de Lodi, Melzi d'Exile, der schon am 15. Jan. 1816 gestorben ist, erscheint noch unter den Lebenden. Nach S. 363 blieb das Haus Metternich bis 1803 im ungestörten Besitze seiner überrheinischen Güter. Der Orientalist Johann David Michaelis aber wird zu einem Sohne des Dichters Christian Benedict Michaelis gemacht, in welcher Angabe, wie jeder Anfänger in der Li-

Digitized by Google

teratur weiß, ein gedoppelter Fehler ſteckt. Johann Martin Miller ſtirbt als bairiſcher Kirchenrath. Nach S. 421 war Mirabeau's Geſicht nur zu Zeiten von den Blatternarben entſtellt. Monaco ſoll 1814 wieder unter ſardiniſche Hoheit gekommen ſeyn, unter der es nie war, und unter die es erſt durch den Frieden von 1815 gelangte. Auch hier, wie im ganzen Werke, wird immer Tartaren ſtatt Tataren, Ungarn ſtatt Unaern geſchrieben, und Bisthum mit Hochſtift verwechſelt ꝛc. Alle dieſe und noch viele andere Fehler ſind aus der dritten Ausgabe abgedruckt, und waren durch die meiner Ausgabe voraus gehende Reviſion verbeſſert. Eine genaue Berichtigung derſelben, und noch weniger die Vervollſtändigung der ſelten die Gegenſtände ganz erſchöpfenden Zuſatze iſt nun freilich nicht mehr möglich. Indeſſen glaube ich meinen Abnehmern, in Beziehung auf die beſagten 29 Bogen, wenigſtens folgende rectificirende und nähere Nachweiſungen ſchuldig zu ſeyn, bei welchen ich jedoch ausdrücklich bemerken muß, daß die Fehler, die dieſelben veranlaßt haben, ohne Ausnahme, auf Rechnung der vierten Ausgabe des Herrn Brockhaus kommen.

S. 3. Z. 19. ſtatt Muſäum ſetze Museum.
S. 67. Z. 5. ſtatt ihm ſetze der Stadt.
S. 68. Z. 31. nach ein ſetze ehemaliges.
S. 69. Z. 18. nach Mailand ſetze „die nunmehrige Hauptſtadt des Lombardiſch-Venetianiſchen Königreichs, der Sitz des Vicekönigs und des Gouvernialcollegiums des Lombardiſchen Gouvernements.“
S. 87. Z. 31. nach Kreiſe ſetze „ſeit 1815 zur preußiſchen Provinz Nieder-Rhein und dem Regierungsbezirk von Aachen gehörig.“
S. 99. Z. 25. ſtatt des Großherzogthums Baden ſetze des Badenſchen Neckarkreiſes.
— — Z. 28. ſtatt Gewiſſensfreiheit ſetze Religionsverfolgungen.
S. 101. Z. 44. ſtatt 1666 ſetze 1626.
S. 111. Z. 12. ſtatt gebranntmarkte ſetze gebrandmarkte.
S. 195. Z. 31. nach wieder ſetze an Holland.
S. 301. Z. 7. von unten — nach erhalten ſetze „Er iſt am 15. Jan. 1816 geſtorben.“
S. 334. Z. 35. nach Einwohner ſetze: „Sie iſt jetzt die Hauptſtadt des ſächſiſchen Regierungsbezirks in der preußiſchen Provinz Sachſen, und der Sitz der Regierung.“
S. 363. Z. 16. nach Beilſtein bleiben die Worte blieben — — kamen weg; dagegen wird geſetzt: kamen 1803 an Frankreich.
S. 373. Z. 25. ſtatt Dichters ſetze gleichfalls berühmten Orientaliſten.
S. 389. Z. 15. ſtatt baieriſcher ſetze würtembergiſcher.
S. 421. Z. 43. die Worte zu Zeiten bleiben weg.
S. 464. Z. 26. ſtatt 1814 ſetze 1815. wieder wird ausgeſtrichen.

Stuttgart, den 1. Okt. 1817.

A. F. Macklot.

Bei A. F. Macklot in Stuttgart sind folgende Werke erschienen oder in Anzahl zu haben:

(Liebhaber, welche sich mit baarer Zahlung unmittelbar an ihn wenden, erhalten 10 pr Cent und bei Bestellungen von wenigstens 20 fl. Belauf, 20 pr Cent Rabatt. — Die Preise sind im Conventions-24 Guldenfuß ausgesetzt, nach welchem 1 Rthlr. sächs. 1 fl. 48 kr., 1 ggr. 4 1/2 kr. beträgt.)

A B C- und Lesebuch, neues. Enthält eine Anleitung zur Buchstabenkenntniß, zum Buchstabiren und Lesen, kleine Geschichten, Lese-Uebungen aus der Naturgeschichte, Denksprüche, Fabeln, die Zahlenkenntniß ꝛc. Mit 25 ill. Kupf. Neue Aufl. 8. 36 kr.

Adelung, J. C., deutsche Sprachlehre für Schulen. 6te Aufl. gr. 8. 1816. 1 fl. 30 kr.

Archenholz, J. W. v., die Jacobiner, eine historische Beschreibung. 8. 793. 12 kr.

— — der Krieg in der Vendee, nebst dem Feldzug des Gener. Westermann. 8. 794. 20 kr.

Becker, K. F., die Weltgeschichte für die Jugend. 10 Bände. 3te Aufl. Mit 2 Kupf. 8. 1815. 15 fl.

— — D. G. W., die sichersten Mittel sich von den Krämpfen zu befreien, für Aerzte und Nichtärzte. 8. 805. 24 kr.

— — — — der Rathgeber vor, bei u. nach dem Beischlaf. 4te Aufl. 8. 807. 24 kr.

Bibliothek historischer Classiker aller Nationen. 1r — 17r. Bd. gr. 8. Wien 1817. Jeder Band 2 fl. 48 kr.

Enthält bis jetzt:

I. Heeren Handb. der Gesch. der Staaten des Alterthums. — II. Heeren Handbuch des europäischen Staatensystems und seiner Colonien. III—VII. Heeren Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. — VIII. IX. Heeren kl. histor. Schriften. — X. XI. Machiavelli florentinische Geschichten. — XII — XVI. Davila Gesch. der bürgerl. Kriege von Frankreich. — XVII. Gesch. Kaiser Friedrichs II.

Die zunächst erscheinenden Bde. werden enthalten: Gillies Gesch. von Altgriechenland. — Mitford Gesch. Griechenlands. — Fergu-son Gesch. der röm. Republik. — Sismondi Gesch. der ital. Freistaaten im Mittelalter.

Bildungsbibliothek für Nichtstudirende. Herausgeg. von C. P. Funke. 1r — 14r Bd. gr. 8. Wien 1817. Enthält bis jetzt:

I. Bd. Reinbecks deutsche Sprachlehre 1 fl. 40 kr. — II. de Marées Anleitung zur Lektüre, in 2 Abtheil. 3 fl. 20 kr. — III. Reinbecks Mythologie 1 fl. 40 kr. — IV. Funke Naturgesch. u. Technologie in 2 Abtheil. 3 fl. 20 kr. — V. Lippolds Naturlehre 1 fl. 40 kr. — VI. Lippolds Astronomie 1 fl. 40 kr. — VII. Lippolds physische Erdbeschreibung 1 fl. 40 kr. — VIII. Walthers Religionsl. 1 fl. 40 kr. — IX. Walthers Sittenlehre 1 fl. 40 kr. — X. Kiesewetter Erfahrungsseelenl. in 2 Abth. 3 fl. 20 kr. — XI. XII. Rühs Handb. der Gesch. des Mittelalters. 2 Bde. 5 fl. — XIII. Luden Gesch. der Völker u. Staaten des Alterthums in 2 Abtheil. 3 fl. 20 kr. — XIV. Cannabichs Lehrbuch der Geographie.

(Wird fortgesetzt).

Blasche, B. H., der Papparbeiter, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten. Vorzüglich Erziehern gewidmet. 5te verb. Aufl. Mit 3 Kupfertafeln. 8. 1816. 1 fl. 36 kr.

Blumauer, A., Gedichte. 4 Thle. in 1 Bd. 12. 1816. 1 fl. 30 kr.

— — vermischte Schriften. 8. 808. 45 kr.

— — Virgils Aeneis, travestirt. 3 Thle. 8. 813. 1 fl. 20 kr.

Blumenbach, J. F., Handb. der Naturgesch. Mit 2 Kupfert. 9te Aufl. gr. 8. Wien 1815. 3 fl.

Bröder, C. G., Uebungen der lat. Conjugationen in deutschen Aufsätzen, nebst einer noch nirgends gegebenen Anleit. zur rechten Stellung der latein. Wörter. Ein Anhang zu allen lat. Grammatiken. Neue Aufl. gr. 8. 817. 24 kr.

Bürger, G. A., Gedichte, herausgeg. von K. Reinhard. 2 Thle. Neue Aufl. gr. 12. 811. 2 fl.

Campe, J. H., kleine Kinderbibliothek. 6 Bändchen. 11te Aufl. gr. 12. 1815. 3 fl. 36 kr.

— — Klugheitlehren für Jünglinge. N. Aufl. 8. 805. 24 kr.

— — väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron. Neue Aufl. 8. 807. 1 fl. 12 kr.

Cannabich, J. G. F., Lehrbuch der Geographie nach den neuesten Friedensbestimmungen. 3te vermehrte Aufl. gr. 8. Wien 1818. (Unter der Presse.)

Cicero's, M. T., sämmtl. Briefe; übers. und erläutert von C. M. Wieland. 5 Thle. mit ebensoviel schönen Kpfrn. gr. 8. 814. 10 fl.

Correspondant, le, Triestin. Troisième Edit. 8. 802. 48 kr.

Davila, H. K., Gesch. der bürgerl. Kriege von Frankreich. Aus dem Ital. mit Erläut. und Zusätzen von B. Reith. 5 Bde. gr. 8. Wien 1817. 14 fl.

Eschenmayer, D. C. A. von, Versuch, die scheinbare Magie des thierischen Magnetismus aus physiologischen und psychischen Gesetzen zu erklären. gr. 8. Wien 1817. 1 fl.

Ewald, J. v., vom Dienst im Felde für Unteroffiziere d. Infant. u. auch für Laien in der Kriegskunst. 8. 803. 24 kr.

Fouqué, Frid. Bar. de la Motte, Gedichte. Erster Band. Mit Portr. 8. Wien 1817. (Der 2te Band ist unter d. Presse.) 1 fl. 15 kr.

Funke, C. P., Naturgeschichte und Technologie zur Selbstbelehrung f. Nichtstudirende. In 2 Abtheil. gr. 8. Wien 1817. 3 fl. 20 kr.

Geist, der, des Judenthums 8. 1 fl. 12 kr.

Gellert, C. F., geistliche Oden und Lieder 12. 805. 24 kr.

Geschichte Kaiser Friedrichs II. gr. 8. Wien 1817. 2 fl. 48 kr.

Gesellschaftslieder von den besten deutschen Dichtern 8. 810. Schreibpapier. 30 kr.

Glatz, J., kleines Erzählungsbuch für Knaben u. Mädchen, mit der franz. Uebers. von Abbé Libert. Mit 5 Kupfern. 8. Wien 1816. 1 fl. 30 kr.

— — Iduna. Ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend. 2 Thle. 4te Aufl. 8. Wien 1815. 1 fl. 36 kr.

— — die guten Kinder. Eine kleine Familiengeschichte für Kinder, die gut sind, oder gut werden wollen. Mit 1 ill. Kupf. u. Vign. 8. Wien 1815. geheft. 1 fl.

— — Linas erstes Leseb. Ein element. B B C- und Leseb., zunächst f. Mädchen. Mit 1 ill. Kupf. u. Vign. 8. Wien. 816. geh. 48 kr.

Glatz, J., Minona. Ein unterhaltendes Leseb. für junge Mädchen von sieben bis zwölf Jahren, zu Bildung ihrer Sitten. Seitenstück zur Iduna und Theone. 3te Aufl. 8. Wien 1815. 40 kr.

— — Religionsbüchlein, oder Unterhalt. eines Vaters mit seinen Kindern über Gott und göttliche Dinge. Mit 1 Vign. 8. Wien 1815. geh. 54 kr.

— — Theone. Ein Geschenk für gute Töchter zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls. Seitenstück zur Iduna. 2 Thle. 3te Aufl. 8. Wien 1815. 1 fl. 36 kr.

— — Woldemars Vermächtniß an seinen Sohn. Ein Buch f. Jünglinge, zur Bildung u. Veredlung ihres Geistes u. Herzens. Neue Aufl. 8. Wien 1815. 1 fl. 12 kr.

Goldsmith, O., das verlassene Dörfchen, und: Der Reisende. Zwey Gedichte. Aus dem Engl. von S. G. Bürde. Mit 1 Kpfr. 12. 803. 24 kr.

Gruber, C. A. von, Idyllen. 2te verb. Aufl. Taschenformat 1803. 24 kr.

Heeren, A. H. L., Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums, mit besond. Rücksicht auf ihre Verfassungen, ihren Handel und ihre Colonien. gr. 8. Wien 1817. 2 fl. 48 kr.

— — Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien, von der Entd. beider Indien bis zur Errichtung des franz. Kaiserthrons. gr. 8. Wien 1817. 2 fl. 48 kr.

— — Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. 5 Bde. m. Kart. gr. 8. 817. 14 fl.

— — kleine histor. Schriften. 2 Thle. gr. 8. Wien 817. 5 fl. 36 kr.

Heinsius, Th., kl. theoret. prakt. deutsche Sprachlehre für Schulen u. Gymnasien 7te verb. Aufl. gr. 8. 818. (Unt. d. Presse.) 54 kr.

Heydenreich, K. H., Worte einer edeln Mutter an den Geist und das Herz ihrer Tochter. Nebst einem Anhang über weibliche Seelengröße. Taschenf. geb. 36 kr.

Heyne, F. A., Pflanzen-Kalender, oder Anweisung, wann und auf welchen Standorten Pflanzen zu sammeln sind. Neue verb. u. mit einem Register versehene Ausg. 2 Thle. 8 810. 1 fl. 30 kr.

Hommel Geschichte des spanischen Erbfolgekriegs. 1r Abschnitt, mit 1 Vign. 8. 794 15 kr.

Hufeland, C. W., Geschichte der Gesundheit nebst einer phys. Charakteristik des jetzigen Zeitalters. Eine Vorlesung. gr. 8. Wien 814. geh. 20 kr.

— — guter Rath an Mütter über die wichtigsten Punkte der physis. Erziehung der Kinder 2te Aufl. mit 1 K. 8. 804. 30 kr.

Jungs, J. H., gen. Stilling, Jugend, Jünglingsjahre u. Wanderschaft. Eine wahre Gesch. 8. 805. 1 fl. 15 kr.

— — Lehrjahre. Eine wahrhafte Gesch. Neue Aufl. 8. 807. 54 kr.

— — Scenen aus dem Geisterreiche. 2 Thle. neue Aufl., mit dem Porträt des Verf. 8. 806. 1 fl. 30 kr.

— — kleine gesammelte Schriften. 2 Thle. mit dem Portr. d. Verf. 8. 808. 1 fl. 12 kr.

— — Erzählungen — Geschichte Florentins v. Fahlendorn — Geschichte des Hrn. v. Morgenthau — Leben der Theodore v. d. Linden siehe unter Romane.

Junker, F. A., Handbuch der gemeinnützigsten Kenntnisse f. Volksschulen. Beim Unterricht als Materialien und bei Schreibeübun-

gen als Vorschriften zu gebrauchen. 3 Thle. 9te Aufl. 8. 816—817. 2 fl. 45 kr.

Davon einzeln:

Erster Theil: Religions- und Sittenlehre; Naturgeschichte; Naturlehre; biblische und Religionsgeschichte. 45 kr.

Zweiter Theil: Erdbeschreibung und Geschichte (nach den neuesten Veränderungen umgearbeitet und fortgesetzt); Kenntnis der Gesetze und Landesverfassungen. 1 fl.

Dritter Theil, erste Abtheilung: Deutsche Sprachl. u. Aufs. 24 kr.

Dritter Theil, zweite Abtheilung: Gewerbkunde, Zahlen- und Meßkunde, Bewegungslehre (Mechanik). 36 kr.

Kant, J., politische Meinungen, oder über die Redensart: dieß mag zwar theoretisch wahr seyn, ist aber in Praxi nicht anwendbar. 8. 1796. 15 kr.

Kiesewetter, J. G. C., faßliche Darstellung der Erfahrungsseelenlehre zur Selbstbelehrung für Nichtstudirende. In 2 Abtheilungen. gr. 8. Wien 1817. 3 fl. 20 kr.

Knigge, A. Freih. von, über den Umgang mit Menschen. In 3 Theilen. 9te verb. Aufl. gr. 8. 816. 1 fl. 15 kr.

Körner, Theodor, Leyer und Schwert. Von dem Vater des Dichters veranstaltete Ausgabe. 8. 815. 30 kr.

— — sämmtliche Werke. Mit einer Charakteristik des Dichters von C. A. Tiedge und biograph. Notizen über ihn von dem Vater des Verewigten. 5 Bdchen. Taschenformat 818. geh. (Unter d. Presse.)

Davon einzeln:

Lyrische Gedichte. 2 Bändchen.

Dramatische Dichtungen. 3 Bändchen.

Kotzebue, A. von, das merkwürdigste Jahr meines Lebens. 2 Thle. mit Vign. 8. 802. 1 fl. 15 kr.

— — — — Kostbarkeiten für das Herz und den Verstand. Aus seinen Schriften gesammelt. 8. 804. 24 kr.

— — Moritz von, der Russische Kriegsgefangene unter den Franzosen. Herausgeg. von dess. Vater, A. v. Kotzebue. Mit 1 Kpfr. 8. Wien 815. geheft. 1 fl. 20 kr.

Langbein, A. F. C., Gedichte. 2 Thle. Neue Aufl. gr. 12. 813. 1 fl. 45 kr.

Leben P. Melanchtons. 8. 798. 24 kr.

— — J. Calvins. 8. 798. 24 kr.

— — Ulrich Zwinglis. 8. 801. 24 kr.

— — Johann Huß. 8. 799. 30 kr.

— — J. Wiclefs. 8. 802. 24 kr.

— — Des. Erasmus. 8. 804. 30 kr.

— — Ulrichs v. Hutten. 8. 804. 30 kr.

— — Hieronymus v. Prag. 8. 804. 24 kr.

— — Joh. Hausschein, genannt Oekolampadius. 8. 806. 30 kr.

Lippold, G. H. C., Astronomie zur Selbstbelehrung für Nichtstudirende. gr. 8. Wien, 817. 1 fl. 40 kr.

— — physische Erdbeschreibung zur Selbstbelehrung für Nichtstudirende. gr. 8. Wien 817. 1 fl. 40 kr.

— — Naturlehre zur Selbstbelehrung für Nichtstudirende. gr. 8. Wien 817. 1 fl. 40 kr.

Löhr, J. A. C., die Geschichten der Bibel, zum Gebrauch f. Lehrer und Schüler. 3te Aufl. 8. 815. 20 kr.

Luden, H., Geschichte der Völker u. Staaten des Alterthums. In 2 Abtheilungen. gr. 8. Wien 817. 3 fl. 20 kr.

Machiavelli, N., florentinische Geschichten, aus dem Ital. von W. Neumann. 2 Thle. gr. 8. Wien 817. 5 fl. 36 kr.

Marées, H. L. de, Anleit. zur Lektüre. In 2 Abtheilungen. gr. 8. Wien 817. 3 fl. 20 kr.

Matthissons, Fr. von, Werke. 7 Thle. Mit prächtigen Kupfern. gr. 8. Wien 1815 — 817. 10 fl. 30 kr.

Davon einzeln:

Gedichte. 2 Thle. Vollständigste Ausgabe. Mit Kupf. 3 fl.

Erinnerungen. 5 Thle. Mit Kupfern. 7 fl. 30 kr.

Mesmer, D. F. A., allgemeine Erläut. über den Magnetismus und den Somnambulismus. gr. 8. Carlsr. 815. geh. 24 kr.

Moritz, C. P., kleine prakt. Kinderlogik, welche auch zum Theil für Lehrer und Denker geschrieben ist. Mit 7 Kupfertafeln. 8. Wien 815. 1 fl. 12 kr.

Müchler, K., das Stammbuch. Eine Auswahl von Gnomen und Denksprüchen aus den Werken der vorzüglichsten deutsch. u. franz. Schriftsteller. Taschenf. 815. 45 kr.

Poppe, D. J. H. M., der physikal. Jugendfreund, oder faßliche u. unterhaltende Darstellung der Naturlehre, mit der genauesten Beschreibung aller anzustellenden Experimente, der dazu nöthigen Instrumente, und selbst mit Beifügung vieler belustigenden physikalischen Kunststücke. 5 Thle. Mit 29 Kpfrt. 8. Wien 815 — 17. 5 fl.

Reinbeck, G., Mythologie f. Nichtstudir. gr. 8. Wien 817. 1 fl. 40 kr.

— — deutsche Sprachlehre nebst Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen. gr. 8. Wien 817. 1 fl. 40 kr.

Richter, Jean Paul Friedr., Vorschule d. Aesthetik, in 2 Bdn. gr. 8. Wien 815. 4 fl. 30 kr.

Rosenmüller, D. J. G., erster Unterricht in der Religion für Kinder. 7te Aufl. 8. 806. 16 kr.

Rühs, F., Handbuch der Geschichte des Mittelalters. 2 Bände. gr. 8. Wien 817. 5 fl.

Sander, H., üb. die Vorsehung. 3 Thle. 8. 795. 1 fl. 24 kr.

Schlenkert, F. C., Deutschland. Ein historisches Gemählde. 3 Thle. 8. 799 — 804. 2 fl. 15 kr.

Schul', Fr., Geschichte der Camisarden, ein Seitenstück zur Gesch. des 30jährig. Kriegs. Mit 1 Vign. 8. 802. 36 kr.

Schütz, F. W. von, Gesch. des zehenjähr. Kriegs in Europa. 8. 804. 1 fl.

Seume, J. G., Gedichte. 4te Aufl. gr. 12. 813. 1 fl. 30 kr.

Spieß, J. H., der wahrsagende Zigeuner. Ein Taschenb. für Jüngl. u. Mädchen. Mit 1 Vign. 12. 802. 30 kr.

— — die wahrsagende Zigeunerin. Seitenstük zum Vorigen. Mit 1 Vign. 12. 802. 30 kr.

Sturm, C. C., Gebete und Lieder für Kinder. 12. 808. 12 kr.

Taschengratulant, der neueste elegante, für Jung und Alt, zu allen Gelegenheiten, in deutscher und französ. Sprache; nebst Gratul. Briefen und Stammbuchaufsätzen. Mit Vign. 12. Wien. 817. geb. 1 fl. 30 kr.

Wagener, S. C., romantische Züge im Wechsel mit Erzählungen und Anekdoten aus dem Gebiete interessanter Thatsachen. 2 Thle. 8. 816. 1 fl. 12 kr.

Walther, B. S., die Religionslehre, in so fern wir sie durch den bloßen Gebrauch unserer Vernunft zu erkennen vermögen. gr. 8. Wien 817. 1 fl. 40 kr.

— — die Sittenlehre, in so fern wir sie durch den bloßen Gebrauch unserer Vernunft zu erkennen vermögen. gr. 8. Wien 817. 1 fl. 40 kr.

Woltmann, K. L. v., Leben, Thaten und Schicksale Wallensteins. 8. 804. 24 kr.

Zahnarzt, der sorgfältige, ein Hülfsbuch für alle Menschen. Taschenformat 800. 15 kr.

Zimmermann, C. A. W. von, die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen. Ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel. 1r bis 5r Th. gr. 8. 812 — 816. (wird fortgesetzt.) 6 fl. 15 kr.

Romane und Schauspiele.

Albrecht, J. F. C., neue Biographien der Selbstmörder. 4 Thle. Neue verb. Auflage 8. 801. 1 fl. 30 kr.

Alf von Dülmen, oder Geschichte Kaiser Philipps und seiner Tochter. 2 Thle. mit Kupf. 2te verb. Aufl. 8. 797. 1 fl. 15 kr.

Anatole, oder der unbekannte Geliebte. Aus dem Franz. 2 Thle. Mit 2 Kupf. 8. Wien 817. geh. 2 fl. 30 kr.

Atala, oder die Liebe zweier Wilden in der Wüste, von Chateaubriand, übers. von C. F. Cramer. 8. 802. 24 kr.

Bärbchen, das Hirtenmädchen. 2te Aufl. 8. 804. 24 kr.

Bekenntnisse einer Giftmischerin, von ihr selbst geschr. 8. 803. 45 kr.

Bilder, die warnenden, des stillen Thalbewohners. Eine rom. Skizze vom Verfasser der Luise Moor. 8. Wien 816. 45 kr.

Bilderbeck, L. F. v., die Brüder, ein Familiengemälde. 4 Thle. mit Vign. 8. 805. 2 fl. 24 kr.

— — Ludolphs Lehrjahre. 3. Thle. 8. 804. 1 fl. 36 kr.

— — Wilhelmine von Rosen. 2 Thle. 8. 803. 45 kr.

Biographien, Skizzen, Scenen und Gemälde aus dem Menschenleben. 4 Lieferungen. 8. 800 — 802. 1 fl. 48 kr.

Blondchen, der Zigeuner-Findling. 8. 804. 36 kr.

Brautnacht, die angstvolle. Nebst einer Zugabe heitern Inhalts. Mit 1 Kupf. 8. Wien 816. geh. 1 fl. 15 kr.

Centilles. Eine Gesch. aus dem span. Insurrektionskriege. Vom Verf. des Admir. 2 Thle. mit 2 Kupf. 8. Wien 816. geh. 2 fl. 30 kr.

Cramer, C. G., Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel. 3 Thle. Mit Kupf. 2te verb. Aufl. 8. 798. 1 fl. 15 kr.

— — der deutsche Alcibiades. 3 Thle. mit Vign. 2te verb. Auflage. 8. 802. 1 fl. 48 kr.

— — Bellomos lezter Abend des Lebens. Mit Vign. 8. 801. 36 kr.

— — der Domschütz und seine Gesellen. 2 Thle. mit Vign. 8. 824. 1 fl. 48 kr.

— — die Familie Klingsporn, ein Gemälde des Jahrhunderts. 2 Thle. mit Vign. 8. 799. 1 fl. 12 kr.

— — der schöne Flüchtling. Mit 1 Vign. 8. 804. 45 kr.

— — Fräulein Runkunkel und Baron Sturmdrang, eine possirliche Geschichte unserer Zeit. Mit 1 Vign. 8. 800. 30 kr.

— — Geniestreiche. 2 Thle. mit Vign. 8. 800. 1 fl. 12 kr.

— — der arme Görge. Mit 1 Vign. 8. 800. 36 kr.

— — das Grillenthal. Ein Naturgemälde mit 1 Vign. 8. 806. 30 kr.

— — Hans u. Görge, eine Familiengesch. Mit 1 Vign. 8. 801. 30 kr.

— — Hans Stürzebecher und sein Sohn, ein Beitrag zur Geschichte meiner Zeit. 2 Thle. mit Vign. 8. 799 und 800. 1 fl.

— — das Harfenmädchen. Mit 1 Vign. 8. 800. 36 kr.

— — Julius der Verworfene. 2 Thle. mit Vign. 8. 803. 48 kr.

Cramer, C. G., Leben und Meinungen, auch seltsame Abentheuer Erasmus Schleichers. 4 Thle. mit Vign. 4te verb. Aufl. 8. 805. 2 fl. 30 kr.

— — Leben, Thaten und Sittensprüche des lahmen Wachtelpeters. 2 Thle. mit Vign. 2te verb. Aufl. 8. 801. 1 fl.

— — der kluge Mann. 3 Thle. m. Vign. 2. verb. Aufl. 8. 801. 1 fl. 36 kr.

— — Peter Schmoll und seine Nachbarn. 2 Thle. mit Vign. 8. 800. 1 fl. 12 kr.

— — Rasereien der Liebe. 2 Thle. m. Vign. 8. 802. 48 kr.

— — Ritter Euros und seine Freunde, Frühjahre des Domschützen. Mit 1 Vign. 8. 805. 45 kr.

— — der braune Robert und das blonde Nannchen, ein Spiegel für viele. 2 Thle. mit Vign. 8. 800. 1 fl. 15 kr.

— — die gefährlichen Stunden. 2 Thle. mit Vig. 8. 800. 1 fl. 12 kr.

— — das Turnier zu Nordhausen. Mit 1 Vign. 8. 799. 36 kr.

— — Ysopiana, als Anhang und Nachtrag zu dem Leben Paul Ysops. Mit 1 Vign. 8. 799. 30 kr.

— — Zoar der Auserwählte. 2 Thle. m. V. 8. 800. 1 fl. 30 kr.

Dessalines, Tyrann der Schwarzen, und Mörder der Weißen auf St. Domingo. Ein Gemälde aus der Gallerie politischer Ungeheuer. 8. 805. 24 kr.

Edeln, die, der Vorwelt. 2 Thle. m. K. 8. 795. 1 fl. 24 kr.

Elisabeth, Erbin von Toggenburg, oder Geschichte der Frauen von Sargans in der Schweiz. 2 Thle. m. Kpf. 8. 798. 1 fl. 15 kr.

Eremit, der, am schwarzen Grabmahle oder das Gespenst im alten Schlosse. Ritterroman d. Anna Radecliffe. 2 Thle. m. 2 K. 8. Wien. 1817. geheftet. 2 fl. 30 kr.

Erscheinung, meiner Gattin wirkliche, nach ihrem Tode. Eine wahre Geschichte. 8. 805. 30 kr.

Erzählungen interessanter Geschichten, Launen, Gedichte, Anekdoten und Aufsätze in Stammbücher. 4 Thle. m. Vign. 8. 800. 2 fl. 24 kr.

— — von F. Kind, L. Germar und G. Reinbeck. m. 1 Kpf. gr. 12. Wien. 1816. 1 fl. 15 kr.

— — von F. Laun, K. Streckfuß, G. Schilling u. F. Kind. Mit 1 Kpf. gr. 12. Wien. 1817. 1 fl. 15 kr.

— — von A. Fr. v. Steigentesch. 2 Thle. in 1 Bd. m. 1 Kpf. 8. Wien, 1816. geh. 1 fl. 15 kr.

— — kaledonische, von Fr. Müller. m. 1 Kpf. gr. 12. Wien 1815. 1 fl. 15 kr.

— — romantische. Erster Theil von Caroline de la Motte-Fouqué, Reinbeck, St. Schütze und Friedr. Fouqué. Zweiter Theil von Fridr. Gleich und Wilhelmine Willmar. Mit 2 Kupf. gr. 12. Wien 1815 — 1816. 2 fl. 30 kr.

Försterfamilie, die, von C. A. v. Gruber. 8. 803. 24 kr.

Fouqué, Friedr. Bar. de la Motte, die Fahrten Thiodolfs des Isländers. Ein Ritterroman. 2 Thle. Mit Kpfrn. 8. Wien 1815. geheftet. 3 fl.

— — der Held des Nordens. 3 Thle. m. 1 Kupf. 8. Wien 1816. geh. 3 fl. 36 kr.

— — Reidmar und Diona (der Todesbund). Mit 1 Kpf. 8. Wien 1816. geh. 1 fl. 15 kr.

— — Neue kleine Romane, Märchen und Erzählungen. 4 Thle. mit 4 Kpf. 8. Wien 1814 — 1817. geh. 5 fl.

Fouqué, Friedr. Bar. de la Motte, Sängerliebe. Eine provenzalische Sage. 2 Thle. mit 2 Kpf. gr. 12. Wien. 816. 2 fl. 30 kr.
— — Sintram und seine Gefährten. m. 1 Kpf. gr. 12. Wien 1815. 1 fl. 15 kr.
— — Undine. Eine Erzählung. 8. Wien 1815. geh. 40 kr.
Fouqué, Caroline Baronin de la Motte, kleine Erzählungen. m. 1 K. 8. Wien 1814. geh. 1 fl. 15 kr.
— — Feodora. Ein Roman. 2 Thle. mit 2 Kupfern. gr. 12. Wien 1815. 2 fl. 30 kr.
— — Magie der Natur. Ein Roman. m. 1 K. 8. Wien 1814. geh. 1 fl. 15 kr.
— — der Spanier und der Freiwillige in Paris. Eine Geschichte aus dem heil. Kriege. m. 1 K. gr. 12. Wien 1815. 1 fl. 15 kr.
Geist Erichs von Sikingen, sein Herumwandeln und seine Erlösung. 2te verb. Aufl. 8. 1803. 45 kr.
Gemälde, neue, des menschlichen Herzens, von Cramer, Lafontaine, Kotzebue, Spieß u. a. Neue Aufl. 8. 805. 36 kr.
— — des weiblichen Lebens, von C. Nicolai. m. 1 K. gr. 12. Wien 1817. 1 fl. 15 kr.
Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn, oder Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege. 2 Thle. mit Vign. 2te verb. Aufl. 8. 798. 1 fl. 30 kr.
Gespenst, das. Drei Erzählungen von G. Schilling, F. Kind und F. Laun. Nebst: die Nymphe des Rheins, von Charlotte v. Ahlefeld. m. 1 Kpf. 8. Wien 1815. geh. 1 fl. 15 kr.
Gespensterbuch, herausgeg. von A. Apel und Fr. Laun. 4 Thle. m. Kpf. 8. 1815. 5 fl. 20 kr.
— — 5ter Thl. auch unter dem Titel: Wunderbuch 1r Thl. mit 1 Kupfer. 8. 1815. 1 fl. 20 kr.
Goldkörner aus Deutschlands Taschenbüchern gesammelt. Eine Auswahl von Erzählungen, Aufsätzen und Gedichten von A. G. Eberhard, Gerning, Th. Hell, Kind, Langbein, Laun, J. Paul u. a. 8. 1813. broch. 1 fl. 15 kr.
Hatto, Bischoff von Mainz, eine Legende aus dem zehnten Jahrh. 2 Thle. m. Kpf. 8. 791. 1 fl. 30 kr.
Herbstrosen von A. Schreiber. m. 1 K. gr. 12. Wien. 816. 1 fl. 15 kr.
Hölle, die, auf Erden, in der Geschichte der Familie Fredini, von J. G. Gruber. 8. 1802. 54 kr.
Huber, L. F., das Urtheil der Welt, eine Herrnhutische Erzählung. Mit 1 Vign. 8. 1805. 36 kr.
Jack, der kleine, eine Volksgeschichte. Nach dem Engl. m. 1 Vign. Taschenformat. 1800. 24 kr.
Ich und meine Frau, drei Erzählungen von Laun, Lindau und Schilling. m. 1 K. 8. Wien 1816. geh. 1 fl. 15 kr.
Jung, J. H., genannt Stilling, Erzählungen. 3 Bändchen. 8. 1814 — 1815. 1 fl. 48 kr.
— — Geschichte Florentins von Fahlendorn. 3 Thle. 8. 803. 1 fl. 12 kr.
— — — — des Herrn von Morgenthau. 2 Thle. 8. 800. 1 fl. 12 kr.
— — Leben der Theodore von der Linden. 2 Thle. 8. 800. 1 fl. 24 kr.
Kind, Fr., ausgewählte Erzählungen. 4 Thle. m. 4 Kpfrn. gr. 12. Wien 1815 — 16. 5 fl.
Knigge, A. von, die Reise nach Braunschweig, ein komischer Roman. m. 1 Kupf. 8. 1803. 45 kr.
Konradin von Schwaben, oder Geschichte des unglücklichen Enkels Kaisers Friedrich des Zweiten. 2 Thle. m. Kpf. 8. 794. 1 fl. 24 kr.

Kotzebue, A. v., Adelheid von Wulfingen, ein Denkmal der Barbarei des 13. Jahrh. m. 1 Vign. 3. verb. Aufl. 8. 801. 30 kr.
— — Chroniken. Eine Sammlung merkwürdiger Geschichten der Vorzeit. m. 1 Vign. 8. 804. 48 kr.
— — Geschichte meines Vaters, oder wie es zuging, daß ich geboh=ren wurde. 8. 1804. 24 kr.
— — die silberne Hochzeit, Schausp. 8. 1801. 24 kr.
— — die Hussiten vor Naumburg. Schausp. 8. 1805. 24 kr.
— — Ildegerte, Königin von Norwegen, historische Novelle. m. 1 Vign. 2e verb. Aufl. 8. 1801. 36 kr.
— — Johanne von Montfaucon. Ein romantisches Gemählde aus dem 14ten Jahrh. 8. 1801. 24 kr.
— — die jüngsten Kinder meiner Laune. 5 Thle. mit Vign. 3. verb. Aufl. 8. 1805. brochirt. 3 fl. 20 kr.
— — die Leiden der Ortenbergischen Familie. 2 Thle. 3te verb. Aufl. Mit Vign. 8. 1801. 1 fl. 12 kr.
— — Leontine. Ein Roman. 2 Thle. 8. 1808. 1 fl. 45 kr.
— — die geprüfte Liebe, eine wahre Geschichte. 2 Thle. 2te verb. Aufl. 8. 1804. 1 fl. 15 kr.
— — kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miscellen. 4 Thle. mit Vign. 8. 1807. 4 fl.
— — Romanesken. 2 Thle. m. 2 K. 8. Wien 1816. geh. 2 fl. 30 kr.
— — dramatische Spiele zur geselligen Unterhaltung. Enthalten: die barmherz. Brüder — Cleopatra — Unser Fritz — die schlaue Witt=we — der Hahnenschlag — Ariadne auf Naxos. Mit 6 Holzschn. 8. 1808. 36 kr.
— — die Verläumder, Schausp. in 5 Akten. 8. 1800. 30 kr.
— — die Versöhnung, ein Schausp. 8. 1801. 30 kr.

Lafontaine, A., Agathe oder das Grabgewölbe. 3 Thle. m. 3 K. gr. 12. Wien 1817. 3 fl. 36 kr.
— — Aline von Rieseustein. 3 Thle. 8. 1809. 2 fl. 36 kr.
— — Amalie Horst, oder das Geheimniß glücklich zu seyn. 2 Thle. m. Kpf. 8. 1811. 2 fl. 24 kr.
— — Antonie, oder das Klostergelübde. m. 1 V. K. 1800. 24 kr.
— — Aristomenes und Gorgus, oder Rache und Menschlichkeit. m. 1 Vign. 8. 1803. 1 fl.
— — Arkadien. 3 Thle. m. 3 Vign. 8. 1808. 2 fl. 24 kr.
— — Barneck und Saldorf. 2 Thle. mit Vign. 8. 1805. 2 fl.
— — das Bekenntniß am Grabe. 3 Thle. m. K. 8. 1812. 3 fl. 36 kr.
— — die beiden Bräute. 3 Thle. m. Vign. 8. 1810. 3 fl.
— — Bürgersinn und Familienliebe, oder Tobias Hoppe. 3 Thle. m. Kupf. 8. 1813. 3 fl. 36 kr.
— — Eduard od. der Maskenball. 3 Thle. 8. 1811. 2 fl. 36 kr.
— — Emma. 2 Thle. 8. 1810. 2 fl.
— — Er verführt seine eigene Frau. — Rektors München. — Ma=karia (drei kleine Romane). M. 1 K. gr. 12. Wien. 1816. 1 fl. 15 kr.
— — moral. Erzählungen. 4 Thle. m. Vign. 8. 1799. 3 fl. 36 kr.
— — neueste Erzählungen und kleine Romane. 2 Bdchn. m. Vign. 8. 1807. 1 fl. 48 kr.
— — Eugenie oder der Sieg über die Liebe. 3 Thle. m. Kpfrn. 8. Wien 1814. 3 fl. 36 kr.
— — die Familie von Halden. 2 Thle. m. 2 Vign. 2te verb. Aufl. 8. 1801. 2 fl. 30 kr.

Lafontaine, A., die Familienpapiere, oder die Gefahren des Umgangs. 2 Thle. mit 2 Vign. 8. 1807. 2 fl. 12 kr.
— — Fedor und Marie, oder Treu bis zum Tod. m. 1 Vign. 8. 1803. 48 kr.
— — die Gefahren der großen Welt, oder Bertha von Waldeck. 2 Thle. m. Kpf. 8. 1811. 2 fl. 24 kr.
— — Gemähldesammlung zur Veredlung des Familienlebens. 2 Thle. m. 2 Vign. 8. 1808. 2 fl. 12 kr.
— — das heimliche Gericht des Schicksals, oder Rosaura. 3 Thle. Mit 3 Kpf. gr. 12. Wien 1818. (Unter der Presse.) 3 fl. 36 kr.
— — die Gewalt der Liebe, in Erzählungen. 4 Thle. m. Vign. 2te verb. Aufl. 8. 1799. 3 fl.
— — das Haus Barburg oder der Familienzwist. mit 1 Vign. 8. 1806. 1 fl. 15 kr.
— — das Haus im Walde, oder Försters Aennchen. — Der Heidler. — Der Schwiegersohn (drei kleine Romane). mit 1 Kupfer. gr. 12. Wien. 1816. 1 fl. 15 kr.
— — der Hausvater, oder das liebt sich! und warum? 3 Thle. 8. 1811. 2 fl. 42 kr.
— — Henriette Bellmann, ein Gemälde schöner Herzen. 2 Thle. m. Vign. 8. 1802. 1 fl. 48 kr.
— — Herrmann Lange. 2 Thle. mit Vign. 8. 1802. 2 fl. 24 kr.
— — Ida von Kiburg, oder das Verhängniß. m. 1 Kupf. 8. Wien 1816. 1 fl. 15 kr.
— — Isidore, oder die Waldhütte. 2 Thle. mit 2 Kupf. gr. 12. Wien 1816. 2 fl. 24 kr.
— — Karl Engelmanns Tagebuch. Mit 1 Vign. 8. 1799. 1 fl.
— — Leben eines armen Landpredigers. 2 Thle. m. Vign. 8. 801. 2 fl. 15 kr.
— — Lenardo und Blandine, oder Amandus und Amanda. — Der Mündel. — Die Blumen. (Drei kleine Romane). m. 1 Kpf. gr. 12. Wien 1817. 1 fl. 15 kr.
— — Liebe und Dankbarkeit. m. 1 Vign. 8. 1799. 15 kr.
— — Mährchen, Erzählungen und kleine Romane. 2 Thle. m. Vign. 8. 1802. 1 fl. 12 kr.
— — die Moralsysteme, oder Ludwig v. Eisach. 2 Thle. m. Kupf. 8. 1812. 2 fl. 24 kr.
— — Natur und Kunst, oder Graf Hans v. Roden. m. 1 Kupf. 8. 1811. 1 fl. 12 kr.
— — der Naturmensch, oder Natur und Liebe. m. Vign. 3te verb. Aufl. 8. 805. 45 kr.
— — die Pfarre an der See. 3 Thle. m. 3 Kpf. gr. 12. Wien 817. 3 fl. 36 kr.
— — die Prüfung der Treue, oder die Irrungen. Ein Lustspiel. 8. 1807. 24 kr.
— — Quinctius Heymeran von Flamming. 4 Thle. mit Vign. 8. 801. 4 fl.
— — Raphael, oder das stille Leben. 8. 810. 1 fl. 12 kr.
— — Rosen, gesammelte Erzälungen. 8. Mannh. 814. 1 fl. 30 kr
— — Rudolph und Julie. 2 Thle. m. Vign. 8. 801. 1 fl. 12 kr.
— — Saint Julien. 2te verb. Aufl. m. 1 Vign. 8. 801. 1 fl. 12 kr.
— — So geht es in der Welt. 3 Thle. m. Vign. 8. 804. 3 fl.
— — der Sonderling. 3 Thle. m. V. N. Aufl. 8. 810. 2 fl. 24 kr.
— — das Testament. 3 Thle. 8. 810. 2 fl. 24 kr.

Lafontaine, A., Theodor. 2 Thle. m. Vign. 8. 800. 2 fl.
— — Tinchen, oder die Männerprobe. 2 Thle m. K. 8. 812. 2 fl. 24 kr.
— — die Tochter der Natur. m. 1 Vign. 8. 799. 24 kr.
— — der Unbekannte, oder der Kampf mit den Verhältnissen. 3 Thle. m. 3 Kpfrn. 8. Wien 1815. 3 fl. 36 kr.
— — Walther, oder das Kind vom Schlachtfelde. 3 Thle. mit 3 K. 8. 814. 3 fl. 36 kr.
— — Wenzel Falk und seine Familie. 3 Thle. 8. 1811. 3 fl.
Langbein, A. F. E., die Kleinstädter und der Fremdling. Ein komischer Roman. m. 1 K. 8. Wien 814. geh. 1 fl. 15 kr.
— — Unterhaltung für müßige Stunden. m. 1 K. gr. 12. Wien. 1815. 1 fl. 15 kr.

Laterne, die, bei Abend, oder Samml. v. Geschichten u. Erzähl. zur Unterhaltung in den Abendstunden, ein Buch zum Nutzen und Vergnügen für Jedermann. 2 Thle. 8. 802. 1 fl. 12 kr.

Laun, F., das Ebenbild. m. 1 K. 8. Wien 1817. geh. 1 fl. 15 kr.
— — lustige Erzählungen. 2 Thle. 8. 1803 — 7. 1 fl. 12 kr.
— — neue ausgewählte Erzählungen. 2 Thle. m. 2 Kpf. gr. 12. Wien 1817. 2 fl. 30 kr.
— — die Gestalt auf dem Grabmahle. Vielleicht Gespenstergeschichte. m. 1 Kpf. 8. Wien 1814. geh. 1 fl. 15 kr.
Leben, Thaten und Schicksale der berüchtigten Räuber Sotschiwizka und Nickel List. m. 1 Vign. 8. 802. 36 kr.
Legenden, Volkssagen, Gespenster- und Zaubergeschichten von L. von Baczko. m. 1 K. 8. Wien 1816. geh. 1 fl. 45 kr.
Luise, oder die unseligen Folgen des Leichtsinns, eine Geschichte einfach und wahr. Mit einer Vorrede von Kotzebue. 2 Thle. mit Vign. Taschenform. 801. 1 fl. 36 kr.
Mädchen, das, unter den Räubern, und ihr wunderbarer Retter. 8. 1805. 45 kr.
Magazin schrecklicher Ereignisse und fürchterlicher Geschichten. 4 Thle. 8. 805. 1 fl. 20 kr.
Mahlmann, A., kleine Erzählungen, Gedichte und prosaische Aufsätze. 2 Sammlungen. m. 1 Vign. 8. 802. 1 fl.
Maria, oder die Tochter des Unglücks, etwas mehr als Roman. Mit 1 Vign. Taschenform. 801. 48 kr.
Mary und Jerome, oder Liebe und Betrug, mehr als Roman. Von Baptist von Heinsburg. m. Kpf. gr. 12. Wien 816. 1 fl. 15 kr.

Meißner, A. G., Kriminalgeschichten. 8. 805. 1 fl. 24 kr.
— — Masaniello. 8. 803. 24 kr.
— — Spartakus. 8. 803. 24 kr.
Merkel, G., Erzählungen. m. 1 Vign. 8. 802. 36 kr.
Müllner, A., König Yngurd. Trauerspiel. Taschenform. 817. geh. 1 fl. 20 kr.
Natalis, oder die Schreckensscene auf dem St. Gotthardt, von C. F. Benkowitz. 8. 801. 36 kr.
October, der achtzehnte, oder das eiserne Kreuz, ein Roman von C. Hildebrand. 2 Thle. m. 2 Kupf. gr. 12. Wien 816. 2 fl. 30 kr.
Pachterin, die schöne. 2 Thle. 8. 803. 1 fl. 12 kr.
Pudel, der, auf Reisen, um seinen Herrn zu suchen. Nach dem Engl. von J. G. Gruber. 8. 803. 24 kr.
Reinbeck, G., Erzählungen. m. 1 Kupf. gr. 12. Wien 815. 1 fl. 15 kr.

Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann. 3 Thle. mit Vign. 8. 800. 2 fl. 30 kr.

Robert, oder der Mann wie er seyn sollte, ein Seitenstück zu Elise, oder das Weib wie es seyn sollte. 3 Thle. mit Vign. 8. 802. 2 fl. 15 kr.

Romane, neue, u. Erzählungen von A. Kuhn. m. 1 Kupf. gr. 12. Wien 1816. 1 fl. 15 kr.

Rudolph von Habsburg, ein histor. rom. Gemälde von C. F. Schlenkert. 4 Thle. mit V. 8. 799 — 801. 2 fl. 24 kr.

Sagen der Vorzeit von Veit Weber. 7 Thle. Mit Kpf. 2te Aufl. 8. 795 — 99. 5 fl. 30 kr.

Scherflein z. Menschenkunde, in Erzähl. mit 1 V. 8. 794. 30 kr.

Schiller, Fr. von, Macbeth, Trauersp. nach Shakespear, zur Vorstellung eingerichtet. 8. 803. 30 kr.

Schilling, G., Abendgenossen. 2 Thle. m. 2 Kpf. 8. Wien 1816. geh. 2 fl. 30 kr.

— — der Beichtvater. 2 Thle. 8. 805. 48 kr.

— — die Brautschau. 2 Thle. 8. 810. 1 fl. 12 kr.

— — Drako Dämon der Hölle. 8. 805. 30 kr.

— — die gute Frau. 2 Thle. 8. 805. 45 kr.

— — die Geister des Erzgebirges. — Nebst: die Neuntödter; eine Posse. mit 1 Kupf. 8. Wien 816. geh. 1 fl. 15 kr.

— — Gott lebt noch, eine Erzählung. 8. 805. 20 kr.

— — Irrlichter. 2. Bdchn. mit 2 K. 8. Wien 814. geh. 2 fl. 30 kr.

— — der Mann wie er ist. Neue Aufl. 8. 814. 45 kr.

— — die Reise nach dem Tode. 8. 806. 24 kr.

— — Röschens Geheimnisse. 2 Thle. 12. 800. 48 kr.

— — die Saat des Bösen. 2 Thle. in 1 Band. m. K. gr. 12. Wien 1816. 1 fl. 15 kr.

— — das Weib wie es ist. Neue Aufl. 8. 814. 45 kr.

— — Wilhelm Winters Jugendgeschichte; ein komischer Roman. — Nebst: der Weihnachtsabend. mit 1 Kupf. 8. Wien, 1817. geh. 1 fl. 15 kr.

Schinderhannes der Räuberhauptmann. Ein Gemälde seines Lebens, aus den Criminalakten gezogen. 8. 804. 24 kr.

Schulz, Fr., Henriette von England. m. 1 V. 8. 803. 36 kr.

— — Leopoldine. 2 Thle. m. Vign. 8. 801. 1 fl. 12 kr.

— — Moriz, ein komischer Roman. 2. Thle. mit 1 Vign. 3te verb. Aufl. 8. 802. 45 kr.

— — die Prinzessin von Cleves, ein Seitenstück zu Zaide. m. 1 V. 8. 802. 45 kr.

— — William, oder Geschichte jugendlicher Unvorsichtigkeiten, mit 1 Vign. 8. 802. 1 fl. 12 kr.

Sehnsucht und Liebe, Geschichte Eduards von . . . aus den Papieren seines Freundes, von F. Gleich. mit 1 Kpf. 12. Wien 1817. 1 fl. 15 kr.

Sonntagsnovellen von C. Nikolai. m. 1 Kpf. gr. 12. Wien 1816. 1 fl. 15 kr.

Spieß, C. H., Biographien der Selbstmörder. 4 Thle. 8. 800 — 802. 1 fl. 36 kr.

— — — — — — — — — der Wahnsinnigen. 3 Thle. 8. 803. 2 fl.

— — Clara von Hoheneichen. Schausp. 8. 801. 30 kr.

Spieß, C. H., kleine Erzählungen und Geschichten. 3 Thle. 8. 798 — 802. 1 fl. 48 kr.

— — Hans Heiling, vierter und letzter Regent der Erde = Luft= Feuer= und Wassergeister. 4 Thle. 8. 800. 2 fl. 24 kr.

— — die strahlende Jungfrau oder der Berggeist, eine Zaubergeschichte. 8. 804. 1 fl.

— — Kriminalgeschichten voller Abentheuer und Wunder und doch streng der Wahrheit getreu. 3 Thle. 8. 804. 2 fl. 42 kr.

— — Leben und Meinungen des Jacob von Buchenstein, Erb= Lehn= und Gerichtsherrn auf Ober= Mittel= und Unter = Buchenstein. 3 Thle. mit Vign. 8. 798. 1 fl. 36 kr.

— — die Löwenritter, eine Geschichte aus dem 13ten Jahrh. 4 Thle. 8. 804. 3 fl.

— — der Mäusefallen= und Hechelkrämer, eine Geschichte höchst wunderbar und doch natürlich. m. 1 Vign. 2te verb. Aufl. 8. 802. 36 kr.

— — Oswald und Mathilde, eine Geschichte des mittlern Zeitalters. 8. 803. 24 kr.

— — meine Reisen in die Hölen des Unglücks und die Gemächer des Jammers. 2 Thle. m. Vign. 8. 798. 1 fl. 12 kr.

— — die Ritter mit d. güldnen Horn. 2 Thle. 8. 805. 1 fl. 12 kr.

Starke, G. W. C., Gemälde und Erzählungen aus dem häuslichen Leben. 5 Thle. mit Vign. 8. 799 — 804. 3 fl.

Stein, Karl, Kirschen. Eine Samml. von Erzählungen. 1r Bd. m. 1 Kpf. gr. 12. Wien 1815. 1 fl. 15 kr.

— — die Verschleierte. Ein kom. Roman. Nebst: der Königsschuß; eine Erzähl. von G. Schilling. m. 1 Kpf. gr. 12. Wien 1816. 1 fl. 15 kr.

Taschenbibliothek unterhaltender Lektüre, für die elegante Welt. Taschenformat 1815 — 1817. Jeder Band mit gestochenem Titel und 1 Kpfr. 1 fl. 15 kr.

Erster Jahrgang (1815) enthält: I. Kirschen, eine Samml. von Erzählungen von K. Stein. — II. Kaledonische Erzähl. von Fr. Müller. — III. Erzählungen von G. Reinbeck. — IV. Der Spanier und der Freiwillige in Paris, von Carol. Fouqué. — V. Unterhaltung für müßige Stunden, von A. F. E. Langbein. — VI. Sintram und seine Gefährten von Friedr. Fouqué. — VII. VIII. Feodora, von Carol. Fouqué. 2 Thle. — IX. Romant. Erzählungen 1r Bd. (von Car. Fouqué, Reinbeck, Schütze, und Friedr. Fouqué). — X. — XII. Ausgewählte Erzählungen von F. Kind. 1r — 3r Theil.

Zweiter Jahrgang (1816): I. Mary und Jerome oder Liebe und Betrug von Bapt. v. Heinsberg. — II. Sonntagsnovellen von C. Nicolai. — III. Romant. Erzählungen. 2r Bd. (von F. Gleich u. Wilhelmine Wilmar). — IV. Erzählungen von F. Kind. 4r Bd. — V. Herbstrosen von A. Schreiber. — VI. Mährchen, Erzählungen u. Anekdoten von C. F. Weisser. — VII. Neue Romane und Erzählungen von A. Kuhn. — VIII. IX. Sängerliebe von Fried. Fouqué. — X. Erzählungen von Kind, Germar u. Reinbeck. — XI. XII. Der 18te Oktober oder das eiserne Kreuz, von C. Hildebrand.

Dritter Jahrgang (1817): I. Erzählungen von Laun, Streckfuß, Schilling u. Kind. — II. Sehnsucht u. Liebe, von F. Gleich. — III. Gemälde des weiblichen Lebens von C. Nicolai. — IV. V. Ausgewählte Erzähl. von F. Laun. (Wird fortgesetzt).

Todeskampf, der, am Hochgericht, oder Geschichte des unglücklichen Dulders F. Seider. Ein Seitenstück zu Kotzebue's merkwürdigstem Jahr meines Lebens. 8. 803. 15 kr.

Unterhaltungsbibliothek, neue romantische, für die elegante und gebildete Lesewelt. 1r — 31r Bd. 8. Wien 1815 — 1817. Jeder Bd. mit 1 Kpf. 1 fl. 15 kr.

Enthält: Ir Bd. Undine von Fr. Fouqué. — II. III. Irrlichter von G. Schilling. — IV. Die Gestalt auf dem Grabmahle von F. Laun. — V. Kleine Erzählungen von Carol. Fouqué. — VI. Die Kleinstädter und der Fremdling von A. F. E. Langbein. — VII. Magie der Natur von Carol. Fouqué. — VIII. Die Verschleierte von C. Stein, nebst: der Königsschuß von G. Schilling. — IX. Das Gespenst von F. Kind, F. Laun und G. Schilling. — X. Neue kleine Romane ꝛc. von Frid. Fouqué, 1r Bd. — XI. Sintram und seine Gefährten von Fr. Fouqué. — XII. XIII. Feodora von Carol. Fouqué. — XIV. Neue kleine Romane von Fr. Fouqué. 2r Bd. — XV. die Saat des Bösen von G. Schilling. — XVI. Ich und meine Frau, 3 Erzähl. von Laun, Lindau und Schilling. — XVII. XVIII. Romanesken von A. Kotzebue. — XIX. XX. Abendgenossen von G. Schilling. — XXI. Die angstvolle Brautnacht ꝛc. — XXII. Neue kleine Romane ꝛc. von Fr. Fouqué. 3r Bd. — XXIII. XXIV. Centilles. 2 Thle. — XXV. Erzählungen von A. Steigentesch. — XXVI. Die Geister des Erzgebirges, nebst: die Neuntödter von G. Schilling. — XXVII. XXVIII. Anatole, oder der unbekannte Geliebte. 2 Thle. — XXIX. Das Ebenbild von F. Laun. — XXX. Neue kleine Romane von Frid. Fouqué. 4r Bd. — XXXI. Wilhelm Winters Jugendgeschichte, nebst: der Weihnachtsabend, von G. Schilling. (Wird fortgesetzt.)

Verbildung und Leichtsinn, oder das Tagebuch eines Freudenmädchens. 8. 804. 45 kr.

Wagner, Ernst, die reisenden Maler, ein Roman. 2 Thle. 8. 807. 1 fl. 24 kr.

Walter und Nanny, eine Schweizergeschichte von der Verfasserin der Agnes von Lilien. 8. 802. 24 kr.

Weisser, C. F., Märchen, Erzählungen und Anekdoten. m. 1 K. gr. 12. Wien. 1816. 1 fl. 15 kr.

Welt, die heutige, ein lebhaftes Gemälde der Sitten und Lebensart verschiedener Stände. 2 Thle. 8. 793. 48 kr.

Wunderbuch. Herausgegeben von A. Apel u. Fr. Laun. 16 Bdchn. m. Kpf. 8. 1815. Auch unter dem Titel: Gespensterbuch ꝛc. 5tes Bdchen. 1 fl. 20 kr.

Wundermädchen, das Nordhäusische, ein weiblicher Rinaldini, von E. Bornschein. 4 Thle. 8. 804. 2 fl.

Zschokke, H., die Prinzessin von Wolfenbüttel. 2 Thle. 8. 1805. 48 kr.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

Handbuch der gemeinnützigsten Kenntnisse für Volksschulen. Bei dem Unterrichte als Materialien und bei Schreibeübungen als Vorschriften zu gebrauchen. 3 Thle. 8. Erster Theil. Neunte Auflage. 1816. Zweiter Theil. Achte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1817. Dritter Theil. Siebente Auflage 1817. 2 fl. 45 kr.

Einzeln werden verkauft:

Erster Theil: Religions- und Sittenlehre; Naturgeschichte; Naturlehre; biblische u. Religionsgeschichte. 45 kr.

Zweiter Theil: Erdbeschreibung und Geschichte; Kenntniß der Gesetze und Landesverfassungen. 1 fl.

Dritter Theil, erste Abtheilung: Deutsche Sprachlehre und Aufsätze. 24 kr.

Dritter Theil, zweite Abtheilung: Gewerbkunde; Zahlen- und Meßkunde; Bewegungslehre (Mechanik). 36 kr.

Dieses Werk, das der vorigen Jahrs zu Braunschweig verstorbene Director Junker 1787 zuerst herausgab, ist, wie seine so oft wiederholten Auflagen schon bezeugen, in ganz Deutschland als eines der brauchbarsten und nützlichsten Schulbücher anerkannt, und es hat sich als solches, in allen öffentlichen und Privatanstalten, in denen es gebraucht wurde, durch den besten Erfolg bewährt. Indem es das gesammte Gebiet der menschlichen Erkenntnisse, in so ferne sie Besitz und Bildungsmittel des Bürgers und des Landmanns seyn sollen, umfaßt, und mit scharfsinniger Absonderung des Unzweckmäßigen, doch einen unermeßlichen Reichthum gemeinnütziger Wissenschaft und Wahrheit darbietet, ist es eine Art von trefflicher Encyklopädie für die Jugend und das Volk, gleich tauglich, um den Unterricht der erstern daran zu knüpfen und die geistige Bildung des letztern durch eine gehaltvolle Lectüre zu fördern. Noch mehr erhöht sich aber der Werth dieses schätzbaren Handbuches dadurch, daß seine Beziehung auf ein minder gebildetes Publikum der Gründlichkeit in der Erörterung und Darstellung des Stoffs keinen Eintrag thut, daß man überall den seinen Gegenstand beherrschenden und nach einem festen Plane verfahrenden Gelehrten in der faßlichsten Manier reden hört, daß auch das Schwerste in der reinsten Klarheit sich entwickelt, und daß über das Ganze ein frommer, ruhig belehrender Geist ergossen ist, der nicht nur den Verstand, sondern auf gleiche Weise auch das Gemüth freundlich und erheiternd anspricht. Wesentliche Vorzüge vor jeder frühern Auflage hat die gegenwärtige in dem zweiten Theile erhalten, in welchem die Erdbeschreibung und die Geschichte vorgetragen wird, indem derselbe beinahe gänzlich umgearbeitet, der Territorialbestand der Staaten, wie er sich seit dem Jahre 1814 fixirt hat, dargestellt, die Geschichte bis auf den jetzigen Augenblick fortgeführt, und alle in der 7ten Auflage vorkommenden itzt nicht mehr gültigen Notitzen auf das genaueste rectificirt worden sind.

König Yngurd.

Trauerspiel in 5 Aufzügen

von

A. Müllner.

Taschenformat 1817. geheftet. 1 fl. 20 kr.

Stuttgart den 1. Okt. 1817. **A. F. Macklot.**

KATHOLISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google